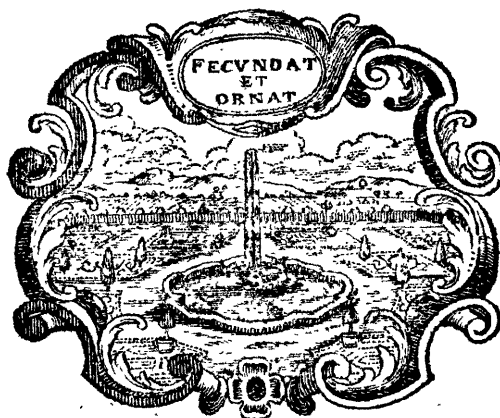


# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1814.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

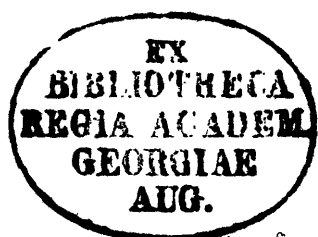
Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)





EX  
BIBLIOTHECA  
REGIA ACADEM  
GEORGIAE  
AUG.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 1. Januar 1814.

---

## Hamburg (Stockholm).

Sur le système continental et sur les rapports avec la Suède. 1813, au mois de Février. VI und 94 Seiten in Octav.

RARA TEMPORUM FELICITAS, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Seit sieben langen Jahren ist uns in der That nicht vergönnt gewesen eine freye Stimme zu vernehmen über das Interesse der Staaten und der Europäischen Menschheit. Einseitig und nach den Absichten der einen Partey, mußten früher solche Gegenstände abgehandelt werden; nur die Sprecher der demahls herrschenden Macht wurden zur Rednerbühne zugelassen. Alles übrige schwieg und ward gezwungen seine Meinung zu verschließen in tief gepreßter Brust. Eine drohende Wache stand vor dem Heiligthum des Denkens; überall verbreitete Bedienten einer neuen Hermandad waren die Auspäher dieser geistigen Mauth.

Man verzeihe uns diese wenigen Worte des erleichterten Gefühls in einem Blatte, das für sich

H (1)

unparteyisch und streng = wissenschaftlich immer bleiben soll. Es war nicht in unserer Gewalt sie zurückzuhalten, bey der zu beginnenden Anzeige eines geistreichen, mit überraschender Freyheit geschriebenen Werkes, über die politisch - historische Lage der Gegenwart, oder dessen was noch vor wenigen Wochen unsere Gegenwart war, und so rasch vor unsern Augen verschwand! Die ewig denkwürdige Umwälzung, die wir jetzt erleben, kann nicht ohne Einfluß auf die Litteratur bleiben. Die intellectuelle Regsamkeit, der deutschen Nation zumahl, wird sich gewiß tausendfach offenbaren, und wenigstens einige gewichtvolle, nicht zu übersehende Schriften hervorbringen. England, Holland, Schweden, Italien, die französische Schweiz, u. a. werden uns in fremden Zungen uns beynahе fremd gewordene Meinungen und Thaten vortragen. Von dem allen sind wir schuldig, unserm Publicum Bericht abzustatten. Wo wird aber die Möglichkeit für uns seyn, für uns die wir auch in der Gegenwart leben, beständig mit der Kälte zu verfahren, die spätern Forschern gebührt? Nicht - Partey - nehmen ist meistens ein Unding in Zeiten, wo das Gute gegen das Böse, das Wahre gegen die Lüge, die Freyheit gegen die Unterdrückung im Kampfe begriffen sind. Bey solchen Gegensätzen, die keinen wirklichen Indifferenzpunct zulassen, ist Parteylosigkeit gar zu oft nichts anderes als das heuchlerische Vornehmtun eines lauen Indifferentismus. Leute dieser Denkungsart setzt Dante (Canto III.) in die Vorhalle zu seiner Hölle, mit denjenigen gefallenen Engeln die weder für, noch wider Gott in dem großen Kampfe waren. (*La setta de' cattivi a Dio spiacenti, et a nemici sui. Questi sciaurati, che non mai fur vivi.*) Darum, in einer Epoche wo alle Gemüther bewegt sind, sey es uns nicht

falsch gedeutet, und als eine Umlenkung in dem Tone dieser ruhig = bescheidenen Blätter angesehen, wenn hie und da, nach der individuellen Stimmung des einen oder des anderen unserer Mitarbeiter, eine scharf bestimmte Meinung, ein mit ungewöhnlicher Wärme vorgetragenes Gefühl etwan vorkommen sollte. Gegenwärtiges Werk ist frenlich ganz geeignet Veranlassung dazu zu geben. Es schildert mit rascher Uebersicht und lebendigen Zügen die Nachteile, welche das so genannte Continentalsystem, und die allgemeine Sperre des Außercontinental-Handels für alle Staaten des festen Landes von Europa hatte. Wir vernehmen hier nicht ohne Bewunderung, in reiner französischer Sprache, sachkundige Urtheile über Politik und Staatsöconomie von einem deutschen Schriftsteller (wie man behauptet), den wir bisher gewohnt waren, bloß in den Fächern der Poesie, Critik und Kunstphilosophie, unter großen Beyfall sprechen zu hören. Die beredte und witzige Vorrede hebt mit folgenden Worten an: "Les événemens marchent avec une telle rapidité, que dans le court espace de temps que j'ai mis à composer l'écrit qu'on va lire, l'Europe a changé de face." Dieß darf man nicht vergessen, wenn man das Buch selbst liest. Es ist alles darauf berechnet, den Druck fühlbar zu machen, der so eben noch auf ganz Europa lastete. Heute, da das verderbliche Unwesen verschwunden ist, und die Ermahnungen dawider nicht mehr so sehr Noth sind, liest man doch mit dem größten Interesse, was ein Mann von Geist und Muth vor bald einem Jahre darüber dachte und schrieb.

Nach einigen treffenden Betrachtungen über die damalige Lage der Dinge, sucht der Verf. zu beweisen (S. 5 - 14), daß der französische Kaiser

(den er durchgängig bloß durch seinen Familiennahmen bezeichnet) den Thron unter den günstigsten Verhältnissen errang, um ein Friedensstifter und Beglückter des Menschengeschlechts zu werden. Daß und wie er es nicht ward, entwickelt das folgende auf das bestimmteste und deutlichste, historisch, durch klare, oft überraschende Betrachtung des Geschehenen; und durch Entwicklung der Pläne sowohl als der Gemüthsart des so lange gefürchteten französischen Herrschers. Erst, wird der Bruch des Friedens von Amiens (May 1802) entschuldigt, durch die, mitten im Frieden, von Frankreich verübten Usurpationen, oder so genannten Vereinigungen von Piemont, Parma, Piacenza und der Insel Elba; durch die eigenmächtig verlängerte militärische Occupation der beiden Republiken, Holland und die Schweiz, wovon letztere selbst das Walliser Land gewaltsam von sich getrennt sehen mußte. Kampf zur See gegen Großbritannien, von Frankreich ohnmächtig geführt. Daher der negative Krieg gegen den brittischen Handel, und die gegen ihn verfügte Sperrung aller Europäischen Häfen, die unter französischer Nothmässigkeit standen. Die zwey berühmtesten Decrete von Mayland und Berlin wurden als bindende Gesetze für alle Staaten des festen Landes, als die neuen Grundlagen des europäischen Völkerrechts proclamirt. Doch war auf den Luneviller Friedensschluß (9. Febr. 1801) eine mehr als vierjährige Waffenruhe auf dem festen Lande gefolgt; eine Periode von Furcht und dumpfer Unterwürfigkeit, während welcher Frankreich ein neues Kaiserreich wird, und Alles sich dort zur Entwicklung innerer Kraft, und zur allgemeinen Vermahnung der Welt organisirt und bereitet. Unterdeß geschehen Neuerungen der furchtbarsten Art. Das

neutrale Hannover wird von französischen Truppen besetzt (Jun. 1803); der junge und edle Herzog von Enghien wird (März 1804) auf dem befreundeten badischen Boden, wo er, selbst mit Garantie und Erlaubniß von Frankreich, lebte, verrätherisch aufgehoben, nach Vincennes geschleppt und ermordet. (Hierbey wird eine herzerhebende Anekdote erzählt von dem menschenfreundlichen Helden, dem jetzigen Kronprinzen von Schweden, der, fünf Jahre früher Kriegsminister in Paris war, als sich derselbe Herzog von Enghien, verkleidet, bis dahin gewagt hatte, sich dem erwähnten Helden anvertraute, der das Geheimniß des bedrängten Enkels des Großen Condé treu bewahrte, und ihm Zeit und Wink zur Rettung gab. Welch eine Zusammenstellung!) Endlich, die neue italienische Krone, das Verschlingen der zwey alten Freestaaten Lucca und Genua; und dann, Krieg gegen das tiefgefränkte Oesterreich, 1805! Von diesem verderblichen Kriege an, wo man Deutsche, durch die gräulichsten Ränke verblindet, deutsches Blut für fremde Herrschsucht vergießen sah, sind die von nun an so beklagungswerthen Begebenheiten der neuern Geschichte allen unsern Mitlebenden so bekannt, daß die trockne Aufzählung derselben ein nutzloses Geschäft hier wäre. Das Unglücks-Jahr 1806 erschüttert Deutschland in seinem Grundsystem, und scheint es auf ewig auflösen zu wollen. (Doch lebte der deutsche Geist unter dem Schutte; er schlummerte nur sieben Jahre. Eben so hatte der Spanische Geist geschlummert, bis eine freche Treulosigkeit an seinem Königshause ihn gewaltsam weckte.) Ueberhaupt, wie der Verf. sehr scharfsinnig bemerkt, wußte Frankreich die Friedenszeiten immer schicklicher noch zu Eroberungen zu benutzen,

als selbst den Krieg. Darum heißt es: "Nous ne faisons pas ici l'histoire des guerres de N., nous esquissions plutôt celle de ses paix." Nach den blutigsten Kriegen wurden schimpfliche Tractate eingegangen, die das schreyende Unrecht gleichsam rechtmäßig machten, und die Ueberwundenen sogar außer Stand setzten, gegen neues Unrecht Einspruch zu thun. "Entre - autres inconvénients qu'entraînaient les paix par lesquelles on reconnaissait la légitimité des nouvelles autorités françaises, on s'était mis presque dans l'impossibilité de faire de bons manifestes. Les plumes aussi - bien que les épées étaient émoussées par le souvenir d'une soumission trop facile aux circonstances." Und so stand denn wirklich Europa in seiner tiefsten Erniedrigung, beherrscht überall von Frankreich, das nun sein unmittelbares, ungeheuer - gestaltetes Territorium von der Ostsee bis Rom erstreckte. Was das Völkerrecht in diesem chaotischen Staatenbunde war, ist oben bemerkt worden; was das politische Recht der mit Frankreich verbündeten Fürsten war, enthalten die an den jungen Groß - Herzog von Berg gerichteten Worte: merkwürdige, fattsam bekannte Worte, die aber nicht genug beherzigt werden können, und welche die künftige Geschichte sorgsam aufbewahren muß: "Souvenez - vous toujours que vos premiers devoirs sont envers MOI, les seconds envers la France, les troisièmes envers le peuple confié à votre gouvernement." Ein solcher Uebermuth, von einer wirklichen Uebermacht unterstützt, mußte selbst Hand daran legen, um seinen Untergang zu bereiten. Bis 1812 hatte der französische Kaiser Rußland nur als Hülfsmacht, und außer seinen Grenzen kennen gelernt. Nun faßte er den Ent-

schluß das riesenhafte Rußland selbst in seinem furchtbaren Inneren anzugreifen: und da war sein Ziel; da fand er sein Verderben. Prophetisch scheint der französische Dichter Racine, in seinem Trauer- und Heldenspiel Alexander, gesprochen zu haben, in folgendem Distichon:

“Mais un Roi l'attendait au bout de  
l'univers,  
Par qui le monde entier a vû briser ses  
fers.”

Nun läßt der Verfasser den historischen Faden sinken, und beleuchtet, Seite 53 – 70, den seit mehr als sieben Jahren zum Wahlspruch der französischen Regierung gewordenen Satz von der *Freiheit der Meere*. Mit treffenden Gründen zeigt der Verfasser die Wichtigkeit und Verkehrt- heit dieses politischen Phantoms. Das friedliche Joch der Handelsbetriebsamkeit tragen alle Völker gern, bis sie durch eigene Geschicklichkeit das Gleichgewicht auch hierin herzustellen wissen, welches ohne Schwertschlag geschieht. — Dann noch etwas schön gedachtes und gesagtes, über die Nachteile der politischen Verbindung mit Frankreich in diesen letzten Zeiten bis S. 74, wo endlich eine gedrängte Inhaltsdarstellung steht, die vielleicht für sich allein eine hinreichende Recension des Werks abgibt: “Résumons. Les suites infaillibles du système continental pour chaque état qui s'y livre, sont: la ruine du commerce et de l'industrie; des impôts accablans; le renversement de toutes les formes constitutionnelles; des guerres interminables pour le compte d'autrui, aussi dispendieuses que meurtrières; des armées devenues étrangères à leur patrie, et toutes prêtes à tourner leurs armes contre leurs concitoyens;



des princes incapables de protéger leurs sujets, doués d'un pouvoir sans bornes pour les opprimer, et tremblant à leur tour devant le maître; enfin au milieu de la terreur, de la misère, de l'ignominie, l'obligation d'ériger des arcs de triomphe, et de chanter les hymnes de l'adulation."

Die letzten zwanzig Seiten sind der Prüfung der Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich gewidmet. Es galt ehemals als ein politisches Axiom, daß "Frankreich der natürliche Bundesgenosse von Schweden wäre." Mit großem Rechte macht der Verf. dagegen aufmerksam, daß es heute durchaus nicht mehr gelten kann, da die ehemalige Lage der Welt verschwunden ist, und es nicht mehr dasselbe Europa, nicht mehr dasselbe Frankreich, noch dasselbe Schweden ist. Die Staaten, die Grenzen, die Interesse, alles ist verändert und verrückt. Das alte Frankreich bezahlte Schweden Subsidien; das neue fordert Brandschatzungen, u. s. w. — u. s. w. Schon der Canzler Bened. Oxenstierna hat in einem besondern Mémoire, 1692, die Verbindung Schwedens mit Frankreich abgerathen. (Man sehe gedachtes Mémoire in dem Werke: Recherches sur les alliances entre la France et la Suède" von Rouffet. 1745). Bei dieser Gelegenheit, wird das Verfahren der dänischen Regierung gerügt, um die Ansprüche Schwedens auf Norwegen geltend zu machen; welches an ein anderes Werk desselben Verfassers erinnert, worin diese Streitfrage weiter ausgeführt wird: Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung, von einem Deutschen. Im Jun. 1813. 40 Seiten in Octav. Auch seitdem mehrmals wieder gedruckt.

---

9

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. Stück.

Den 1. Januar 1814.

---

London.

Ben Black, Parry und Comp. *The Ramayana of Valmeeki*, translated from the *Original Sungskrit*, with explanatory notes, by *William Carey and Joshua Marshman*. Vol. I. containing the *first book*. 1808. 449 Seiten in Octav. (Wird verkauft zum Besten der Baptist Missionary Society.)

Durch den langen Umweg über Frankreich, den die Umstände vor der Wiederherstellung der glücklichen Verhältnisse nothwendig machten, ist dieses merkwürdige Buch ein wenig spät zu uns gekommen. Wahrscheinlich ist es, um derselben Ursache willen, in Deutschland noch fast unbekannt. Wir machen uns also um so mehr zur Pflicht, durch eine ausführliche Anzeige das Unfrige beizutragen, daß es bekannter werde, da seit geraumer Zeit die noch immer dürftige Kenntniß der bewundernswürdigen Sanscrit-Litteratur in Europa keinen so ausgezeichneten Zuwachs erhalten hat, als durch diese Uebersetzung eines der berühmtesten indischen Heldengedichte. Wir wollen zuerst unsern Lesern

B (1)

aus der Vorrede die Nachrichten von der Entstehung dieser Uebersetzung mittheilen, dann den Inhalt des Gedichts darlegen und den Geist desselben zu bezeichnen suchen, und endlich auch Etwas zur Beantwortung der Frage mitnehmen: wie viel, oder wenig, unsre Kenntniß der alten indischen Mythologie und Geschichte durch die Bekanntschaft mit diesem Werke gewinnt?

Der verstorbene Präsident der asiatischen Societät zu Calcutta, Sir John Anstruther, hatte den trefflichen Gedanken, die Errichtung einer besondern Committee zu bewirken, die sich zum Geschäft machen sollte, die Uebersetzung der merkwürdigsten Schriften aus der Sanscrit-Litteratur in das Englische durch sprach- und sachkundige Männer nach einem verständigen Plane anzuordnen und zu leiten. Er wandte sich deshalb an die Gesellschaft der Missionäre zu Seramgore, aus deren Mitgliedern die Uebersetzer gewählt werden sollten. Die ernannte Committee von Mitgliedern der asiatischen Gesellschaft und des Collegiums zu Fort-William sollte die Wahl der zu übersetzenden Werke treffen. Ein Circularschreiben an mehrere gelehrte Gesellschaften in Europa gab dem Unternehmen die nöthige Celebrität. Die ganze Anstalt kam glücklich zu Stande. Zur Bestreitung der erforderlichen Kosten, zur Anschaffung der Handschriften und zur Entschädigung der Uebersetzer, wurden monatlich dreihundert Rupien ausgezahlt. Unter den zur Uebersetzung bestimmten indischen Schriften fiel die Wahl zuerst auf das vor uns liegende epische Gedicht, das von allen gelehrten Bekennern der brahmanischen Religion als eines der ersten Meisterwerke der alten indischen Dichtkunst gepriesen wurde, und noch jetzt als eines der heiligen Bücher der Nation verehrt wird. Die auf dem Titel ge-

nannten Uebersetzer, Carey und Marshman, versichern, daß sie sich bemüht haben, so weit es die Verschiedenheit der Sprachen irgend erlaubte; das indische Original ganz unverändert, und ohne Rücksicht auf die besondern Forderungen des europäischen Geschmacks, in seiner ganzen echt asiatischen Originalität wieder zu geben. Da hätten wir also endlich einmahl wieder ein indisches Buch, gegen dessen Echtheit kein vernünftiger Zweifel erhoben werden kann. Welche Schätze sind auf diesem Wege noch zu erwarten!

Ein Beweis der Ehrlichkeit, mit der die Uebersetzer zu Werke gegangen sind, findet sich in ihrer Arbeit selbst. Sie sind, was sich an der Leine so gut, als am Ganges, bemerken läßt, auf ein Manuscript gerathen, dem zwar Anfangs allerley angeheftet ist, das zum Gedichte selbst offenbar nicht gehört, aber doch, als ob es dazu gehörte, in die ersten Abtheilungen des Gedichts aufgenommen ist. Nach der Uebersetzung, also ohne Zweifel auch nach dem Manuscript, aus welchem übersetzt wurde, fängt das Kamayuna, das Lied von Rama, einem der berühmtesten Helden der mythischen Vorzeit der Indier, gedichtet von Valmiki (Valmeeki), da an, wo hier die erste Abtheilung des ersten Buchs bezeichnet ist. Aber diese erste Abtheilung sowohl, als die zweite, dritte, vierte, und noch der Anfang der fünften, enthalten nichts als Vorworte und Inhaltsanzeigen, allem Ansehen nach von mehreren Verfassern, unter denen der Dichter Valmiki selbst nicht ist. Man könnte diese ersten Abtheilungen Präliminargefänge nennen; denn sie sind wenigstens zum Theil wahrhaft poetischer Natur und ohne Zweifel auch in Versen geschrieben. Großen Theils verkündigen sie das Lob des Dichters Valmiki. Sie erzählen poetisch die Ent-

führung des Ramayana. Aber einen ganz andern  
 Ton und Schwung nimmt die Sprache auch in der  
 Uebersetzung da, wo in der fünften Abtheilung  
 das wirkliche Gedicht Ramayana anfängt. Daß  
 wir uns hier nicht irren, bezeugen die klaren  
 Worte zum Beschlusse der Abtheilung, die als die  
 fünfte überschrieben ist; denn da heißt es aus-  
 drücklich: *The end of the first section of the*  
*first book containing the Ramayana*; und doch  
 ist die folgende Abtheilung, fortlaufend mit den  
 vorhergehenden, in der Ueberschrift, als die sechste  
 bezeichnet. In einer Anmerkung sagen die Heraus-  
 geber selbst, daß die Abtheilungen in den indischen  
 Manuscripten sehr von einander abweichen. Wir  
 würden uns bey dieser geringfügigen Verwirrung  
 der Abtheilungen nicht aufgehalten haben, wenn sie  
 nicht zum Beweise diene, daß die Uebersetzer aus  
 dem Gedichte nichts machen wollten, und daß sie  
 ihr indisches Manuscript treulich übersehten, wie  
 es vor ihnen lag. Aber die eben genannten Prä-  
 liminargesänge haben jetzt, da wir nur das erste  
 Buch der Uebersetzung in diesem Bande vor uns  
 haben, noch den besondern Werth für uns, daß  
 sie uns, wenn auch nur in einem sehr unvollkom-  
 men Abrisse, den Inhalt und Umfang des ganzen  
 großen Gedichts kennen lehren, das aus sieben  
 Kanda's oder Büchern besteht, deren jedes wieder  
 in Abtheilungen oder Gesänge zerfällt. Das Ganze  
 umfaßt sechshundert und zwanzig solcher Abthei-  
 lungen oder Gesänge in vier und zwanzig tausend  
 Versen (Zeilen, oder Strophen?). Vielleicht haben  
 diese Summen eine Beziehung auf die bekannte Zah-  
 lenmystik der Indier. Doch darüber geben die  
 Anmerkungen keine Auskunft. Ein trockner Auszug  
 aus der Inhaltsanzeige, die sich in den Prälimi-  
 nargesängen findet, würde den Lesern unserer Blät-

ver kaum einen oberflächlichen Begriff von der  
 Composition des Ganzen geben können. Wir wollen  
 also lieber, jener Inhaltsanzeige gemäß, das epi-  
 sche Thema des Ramayuna zuerst nur seinem Stoffe  
 nach bezeichnen. Rama, der Held, von dem das  
 Gedicht den Namen hat, ist einer der fabelhaften  
 indischen Heroen aus den Zeiten, da die Götter noch  
 zu den Sterblichen herabstiegen. Der Dichter Val-  
 miki gehört demselben Zeitalter an. Damahls dau-  
 ten, nach der Dichtung, der urälte Kampf der guten  
 Götter mit den bösen Dämonen und Ungeheuern  
 der indischen Fabelwelt, und die Verwandlungen  
 des Gottes Wischnu sichtbar auf Erden noch fort.  
 Aber Brahma's Reich des Guten auf der Erde war  
 doch durch die himmlische Gesetzgebung längst be-  
 gründet. Die indischen Staaten, nach dem bra-  
 manischen Glaubenssystem geordnet, waren da.  
 Nur gab es unter den Menschen Helden, Weise  
 und Heilige, wie es schon lange keine mehr gibt.  
 Wo gute Fürsten herrschten, da war ein irdisches  
 Paradies, ein goldnes Zeitalter, so vollkommen,  
 wie keine Dichterphantasie im Abendlande es je-  
 mahls idealisirt hat. Damahls wurde, durch eine  
 der Verwandlungen Wischnu's in menschliche Ge-  
 stalt, aus einem der frömmsten und mächtigsten  
 Fürstenhäuser der Held Rama geboren, mitten  
 unter den Segnungen eines irdischen Paradieses.  
 Von feindseligen überirdischen Mächten verfolgt,  
 macht Wischnu, als Rama, die ganze Schute eines  
 strengen Schicksals durch, bis er endlich, nach un-  
 geheuren Thaten und Wundern; über alle Hinder-  
 nisse triumphirt, ein überirdisches Reich der Fin-  
 sterniß zerstört, und das väterliche Reich auf Erden  
 im vollen Glanze des goldenen Zeitalters wieder  
 herstellt. Der Plan des Gedichtes im Allgemeinen

ist also groß und episch genug. Aber die Ausführung dieser Idee und die ganze Composition des Gedichts haben mit der Regeln der strengeren Kunst nach den europäischen Begriffen, die von dem griechischen Epos abstrahirt sind, wenig gemein. Im asiatischen Geschmacke fängt das Gedicht nicht einmahl mit der Geburt des Helden an; es geht weit zurück zu den merkwürdigsten Begebenheiten, die sich schon vorher im väterlichen Hause und in der Geisterwelt ereigneteten, wo gewaltige Anstalten, die feindseligen überirdischen Mächte zu überwinden, nöthig waren, damit der Held für's Erste nur geboren werden konnte. Dann greift die Erzählung immer weiter um sich. Auf ihrem langen Wege nimmt sie alles mit, was dem Dichter interessant und würdig schien, die Phantasie und das Gemüth religiös und ästhetisch zu fesseln. Doch bleibt dem Ganzen immer in dieser fast undurchdringlichen Mannigfaltigkeit eine unverkennbare epische Einheit. So weit läßt sich, nach der ziemlich umständlichen, aber nicht sehr klaren Inhaltsanzeige urtheilen, die in den Präliminaranfängen enthalten ist. Ferner lernen wir aus diesen Anfängen die fabelhaften Sagen von der Entstehung des Gedichts und von seinen ästhetischen und moralischen Wirkungen kennen. Der Dichter, Weise und Heilige, Balmiki, in dessen Lobe die poetischen Vorredner unerschöpflich sind, fühlt sich begeistert, das Leben eines der vollkommensten Fürsten und Helden zu besingen. Naruda, ein überirdisches Wesen, nennt ihm den Rama, gibt ihm eine kurze Nachricht von dessen Lebensgeschichte, und kehrt darauf zum Himmel zurück. Da erblickt der Dichter zwey Vögel, ein Pärchen, von denen einer, mitten im Genusse der Liebesfreuden, vom Pfeile eines Jägers getroffen wird. Dieser An-

Blick erfüllt ihn mit einem Schmerze, der sich plötzlich in einem höchst melodischen Verse ausdrückt. Erfreut über diesen, das tiefe Gefühl und das Talent des Dichters bezeugenden Ausruf, steigt Rama selbst vom Himmel herab, und gibt dem Valmiki Anleitung, die Thaten Rama's in derselben Versart zu besingen, in der er unwillkürlich das Schicksal des getödteten Vögelchens beklagt hat. Ueber diese, das indische Ohr bezaubernde Versart erhalten wir aber in den Anmerkungen nicht die gewünschte Nachricht. Auf das Characteristisch Indische der Erzählung von dieser Entstehung des Gedichts haben wir wohl nicht nöthig aufmerksam zu machen. Sie harmonirt mit dem Ansehen von Heiligkeit, in der das Ramayuna bey den Indiern steht. Um dieser Heiligkeit willen wird es seit uralter Zeit in feyerlichen Versammlungen, nach bestimmten Vorschriften, von einem Braminen vorgelesen. Rama selbst, fügt die Sage hinzu, stieg ein Mal, nachdem er schon verklärt worden, mit den Seintgen vom Himmel herab, um auf diese Art das Lob seiner Tugenden und Thaten vorlesen zu hören. Und wer, heißt es, dieses göttliche Gedicht mit der nöthigen Empfänglichkeit vernimmt, der wird dadurch so veredelt und befeeligt, daß keine Tugend und kein frommer Lebensgenuß ihm fremd bleibt. Mehr konnten wohl die poetischen Vorredner zur Verherrlichung des Valmiki nicht sagen.

Vergleichen wir nun diese enthusiastischen Lobpreisungen des Ramayuna mit dem Gedichte selbst, so weit es uns in diesem ersten Bande der Uebersetzung aufgethan ist, so kann freylich die europäische Critik sich nicht ganz so, wie die indische, darüber vernehmen lassen. Dieß beweiset nur im Allgemeinen wenig gegen die Vortrefflichkeit des



Gedichts, da uns Europäern alle die feineren Beziehungen einer indischen Dichtung auf den indischen Religionsglauben fremd sind, und überdieß der Reiz der metrischen Sprache in einer Uebersetzung, wie die vor uns liegende, verloren geht. Darum soll auch unser Urtheil dem der Leser nicht vorgreifen. Ueber die moralische Kraft des Ramayuna möchte sich die europäische Critik mit der indischen wohl zum Theil, aber nur unvollkommen, verstehen. Denn wirklich athmet das Gedicht ein reines und schönes moralisches Gefühl, aber ganz nach indischen Religionsbegriffen. Daher wird auch unter den Tugenden der Fürsten immer mit besonderer Emphase die Demuth gepriesen, mit der sie die Braminen ehren und bey jeder Gelegenheit zu Rathe ziehen, und die Freygebigkeit, mit der sie diese Priester und Glaubenslehrer beschenken. Auch die schwärmerische Moral der Büßer in den Wüsten findet in dem Ramayuna ein laut tönendes Organ. Die häufigen Wiederholungen einer und derselben Art von moralischen Aussprüchen und Lobpreisungen von Tugenden verstärken gerade nicht die ästhetische Wirkung des Gedichts. Dennoch reißt es selbst durch diese, wie durch andere monotone Partien unser Interesse hin. Es versetzt uns in eine Welt, wo wir, wenn auch nicht gerade einheimisch werden möchten, doch in ununterbrochener Bewunderung gern verweilen. Schon die sinnreiche Composition ergreift uns, wenigstens in diesem ersten Buche, mit einer solchen poetischen Kraft, daß man das Werk ein Gedicht im eminentesten Sinne nennen müßte, auch wenn die Ausführung weniger den epischen Ideen entspräche. Deswegen glauben wir den Inhalt dieses ersten Buchs noch genauer anzeigen zu müssen.

Daß das ganze Gedicht eine Art von indischer *Messias* ist, wenn wir uns diesen Ausdruck erlauben dürfen, offenbart sich nicht soaleich beim Anfange der Erzählung. Es eröffnet sich mit einer mahlerischen Beschreibung der prächtigen Stadt *Udhya* im alten Königreiche *Koschula* an den Ufern des Flusses *Surunoo*. In dieser Stadt, die von *Munoo* (dem bekannten Gesetzgeber, sonst *Menu* genannt) selbst erbauet ist, herrscht der fromme und weise König *Duscha-rutha*, dem zur Vollendung der irdischen und himmlischen Freuden seines Lebens nichts weiter fehlt, als ein Sohn. Er theilt sein Verlangen, diese Lücke in seinem Glück ausgefüllt zu sehen, seinen verehrten *Draminen* mit, die um so weniger bezweifeln, daß die Götter seine Bitte erhören werden, da sein Reich schon ein irdisches Paradies ist, wo alle Tugenden geübt werden, alle Laster unbekannt sind, und jeder Sterbliche ein Alter von wenigstens tausend Jahren erreicht. Der fromme König selbst ist gegen neuntausend Jahre alt. Seine, unter diesen Umständen bedenkliche Hoffnung erhält einen neuen Schwung durch eine alte Prophezeiung, die ihm einer der Weisen an seinem Hofe mittheilt. Durch diese Prophezeiung wird kunstreich ein anderer Faden der Begebenheiten, die das epische Ganze bilden, an das vorher Erzählte angeknüpft. Es entdeckt sich, daß der König eine geliebte Tochter, die schöne *Schanta*, abgetreten hat an einen andern frommen Fürsten, für dessen Tochter sie allgemein gehalten wird. Wir erfahren weiter, daß diese schöne *Schanta* das Mittel werden muß, das Reich des Fürsten, der sie an Kindes Statt angenommen hat, von einer Alles verderbenden Dürre zu befreien, indem sie an einen jungen Heiligen vermählt wird, der, mit allen sinnlichen Lüste

unbekannt, in einem Walde hauset. Sehr anziehend ist die Beschreibung der Art, wie dieser junge Heilige durch verkleidete üppige Mädchen seiner Einsiedelei entlockt, und dem königlichen Hofe zugeführt wird. Nun bringt weiter die mythische Verkettung der Begebenheiten mit sich, daß eben dieser junge Mann, jetzt ein Prinz, als Vermählter der schönen Schanta zurückgeführt werden muß an den Hof des wirklichen Vaters seiner Gemahlinn. Anders, als durch die Mitwirkung dieses Prinzen, konnte das Wunder der Geburt des Rama nicht bewirkt werden. Dieses Wunder, von welchem aber der König Duscha-rutha selbst nichts ahndet, zur Vollendung zu bringen, werden lange und erstaunliche Anstalten erfordert. Die Hauptsache dabey sind zwey der feyerlichsten und schwierigsten Opfer, die den indischen Göttern gebracht werden können. Man kann denken, wie umständlich und pünctlich sie hier beschreiben sind; denn wenn dabey nur die geringste Kleinigkeit versehen wäre, hätte, nach dem indischen Aberglauben, das Opfer nicht den gewünschten Erfolg haben können. Die Anstalten dazu nehmen mehrere Jahre weg, so daß also die Geschichte hier sehr langsam vorrückt. Zur Feyer des Opfers werden Fürsten und Braminen weit aus der Ferne eingeladen. Nach indischen Begriffen erhält dieses Opfer die höchste, an das Furchtbare gränzende Feyerlichkeit noch dadurch, daß es zu den wenigen blutigen Opfern gehört, die der indische Cultus nur bey außerordentlichen Gelegenheiten zuläßt. Ein geweihtes Pferd ist unter den Opfertieren hier von entscheidender Bedeutung. Und doch muß einige Zeit nachher noch ein anderes feyerliches Opfer von dem jungen Heiligen selbst, der mit des Königs Tochter vermählt ist, den höchsten Göttern gebracht

werden, bis endlich das große Mysterium sich entwickelt. Nun versetzt uns der Dichter in den Himmel. Die höchsten Götter, unter ihnen Brahma und Wischnu, kommen zusammen. Wischnu wird gebeten, das Geisterreich und die Erde von den gewaltigen, an Macht den Göttern gleichen, und überall Unheil stiftenden Dämonen zu befreien, die hier die Rakichus oder Kulsichus genannt werden, deren Oberhaupt Navuna heißt. Kein Gott oder guter Dämon konnte diesen unseeligen Störern des himmlischen Friedens etwas anhaben, weil ihre Gewalt sich auf ein Versprechen der Unverletzbarkeit gründete, das sie von den Göttern selbst erhalten hatten. Ein Mensch mußte es sehn, der dieses Reich der Finsterniß überwältigte, weil bey der Aufzählung der Wesen, gegen die sich die Rakichus Unverletzbarkeit erworben hatten, an den Menschen, als eine harmlose Kleinigkeit, nicht gedacht war. Wischnu beschließt also, zur Erreichung des großen Zwecks menschliche Natur anzunehmen, und dadurch zugleich das Gebet des frommen Königs Duscha-rutha zu erhören. Aber in den Körper eines einzigen Menschen will er nicht übergehen. Er läßt also sein göttliches Wesen in vier Theile sich zerlegen. Die vier Theile emaniren in einen Wundertrank, den ein Gott, der auf dem Opferaltare majestätisch erscheint, dem Heiligen überreicht. Die Frauen des alten Königs nehmen diesen Trank ein, und werden schwanger. Diejenige, die die erste Portion getrunken, gebiert den Rama, eine andere den Lulschmuna, und eine dritte die Zwillinge Schuroogna und Whuruta. So kommt, in der funfzehnten Abtheilung des ersten Buchs, der Held des Gedichts endlich an das Tageslicht. Hier erwartet nun die europäische Critik einen rascheren Fortgang der Be-

gebenheiten. Aber die Erzählung rückt nur als Biographie sehr schnell vor, indem sie von der Erziehung des Wunderprinzen fast gar nichts meldet. Dagegen wird schon in der sechszehnten Abtheilung eine andere, nach unsern Begriffen höchst seltsame Wundergeschichte mitgetheilt, deren Beziehung auf die Thaten des Rama man an dieser Stelle noch nicht einseht. Die Rede ist von dem Reiche der fabelhaften Affen, in welche sogleich nach der Entstehung des Rama eine ungeheure Anzahl von Göttern emaniren mußten, um dem Rama behülflich zu seyn, das Reich der bösen Rakschus zu zerstören. Die indische Phantasie nimmt an diesen Göttern in Affengestalt und ihrem Oberhaupte, dem großen Affengotte Hanuman, bekanntlich kein Vergerniß. Welchen Nutzen sie aber dem Rama leisten, werden wir, laut der Inhaltsanzeige in den ersten Gesängen, erst durch die folgenden Bände genauer erfahren. Unter dessen ist der Held Rama in der folgenden Abtheilung schon sechszehn Jahre alt geworden, und zu großen Thaten reif. Ein sehr ehrwürdiger, weiser und heiliger Bramine, Wischwa-Mitra kommt zu dem Könige Duscha-rutha, beklagt sich über die Unthaten der Rakschus, und bittet den König, ihm den jungen Rama anzuvertrauen, der von Himmel bestimmt sey, die Rakschus zu überwinden. Anfangs kann sich der König nicht entschließen, seinen Liebling zu missen. Die Stelle, wo seine väterliche Zärtlichkeit bey dieser Gelegenheit sich ausdrückt, ist voll rührender Schönheit. Er muß nachgeben, weil ihn der Bramine mit dem schweren Dorne des Himmels bedroht. Unter der Führung dieses Braminen Wischwa-Mitra, der bis zu Ende des Bandes als eine Hauptperson erscheint, tritt nun der junge Held seine abenteuerliche Reise an.

Sein Bruder und zum Viertel verkörperter Mithrasgott Lufschmuna begleitet ihn. Aber hier dürfen wir in unsern Blättern nicht beide wandernde Brüder durch alle Abenteuer, die sie selbst erleben, und noch weniger durch die vielen Wundergeschichten, die ihnen unterwegs erzählt werden, Schritt vor Schritt begleiten. Durch die Menge der eingewebten Erzählungen, die den größten Theil der folgenden Abschnitte einnehmen, wird, nach den Grundsätzen der europäischen Critik, das epische Interesse sehr geschwächt. Nach indischen Begriffen ist dabey wenig verloren, da alle diese Geschichten in einen und denselben Mythencycclus gehören, den das große Gedicht, als Religionsbuch, erschöpfen zu sollen scheint. Die einzige Heldenthat, die der junge Rama in diesem Bande noch selbst vollbringt, ist die wunderbare Erlegung des weiblichen Dämons Laruka, eines gewaltigen Ungeheuers aus dem Geschlechte der Rakshus. Hierauf werden die wandernden Brüder durch die Besorgung ihres Führers mit Wunderwaffen ausgestattet, die hier mit ihren mythischen Nahmen genannt werden. Sie gehen nun größeren Thaten entgegen, auf die sich die vielen nun folgenden episodischen Erzählungen vielleicht voraus beziehen. Alle diese Erzählungen, die eine Menge von Specialien aus der indischen Mythologie enthalten, werden veranlaßt durch die merkwürdigen Gegenden, welche von den wandernden Heldenjünglingen und ihrem Führer berührt werden, oder durch die merkwürdigen Gegenstände, die ihnen in's Auge fallen, und durch die Personen, bey denen sie einkehren. Unter diesen Personen ist denn auch der König Junuka, der sich im Besitze eines ungeheuren Bogens befindet, der durch keine menschliche Kraft gespannt werden kann. Rudra selbst (sonst auch Rudr genannt, oder Schima) der furchtbare Ver-

nichtungsgott, hatte ein Mahl im Kampfe mit andern Göttern diesen Bogen gebraucht. Der König, in dessen Besitz der Bogen gerathen, hat ihn demjenigen angelobt, der ihn zu spannen vermögend seyn wird. Eben dieser Stärke soll ein Wundermädchen, die schöne Seeta, die von Pflügerin in der Erde gefunden und von dem Könige als Tochter angenommen worden, zur Gattinn erhalten. Bey dieser Gelegenheit eine Probe von den indischen Hyperbelen, die im Ramayuna häufig vorkommen. So schwer ist der Bogen, daß achthundert große und starke Männer nöthig sind, um den achträdri gen Kasten, in welchen er liegt, herbeizuschaffen. Rama hebt ihn, zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer, mit Einer Hand auf, und spannt ihn mit solcher Kraft, daß der Bogen mitten durch bricht, mit einem Krachen, als ob ein Gebirge einstürzte. So kommt der göttliche Jüngling zu einer Gattinn, deren wunderbare Geburt aus der Erde sichtbar auf eine überirdische Abkunft hindeutet. Boten eilen nun mit der frohen Nachricht zu dem alten Duscharutha, Rama's irdischem Vater. Ein großes Hochzeitsfest wird veranstaltet. Lufschmuna, Rama's Bruder, erhält eine zweyte Tochter des Junuka zur Gemahlinn. Dann folgt ein Stammregister, hierauf die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten, und zuletzt die Veranstaltungen, den jungen Rama auf den Thron seines Vaters zu erheben. So weit führen uns die vier und sechzig Abtheilungen, aus denen das erste Buch des Gedichts besteht. Aber erst mit dem folgenden Buche fängt, wie die Inhaltsanzeige beurkunden, die Reihe der unverschuldeten Leiden und der wichtigsten Thaten des Rama an. Wir werden nicht verfehlen, sobald wir den folgenden Band erhalten, ihn anzuzeigen. Eine ausführliche Darlegung des Inhalts war aber.

nur bey der Anzeige des ersten Bandes nöthig, um unsern Lesern eine nicht gar zu dürftige Ansicht von einer so seltenen Erscheinung zu geben, wie ein indisches Heldengedicht in Europa ist. Einige Bemerkungen über die in diesem Buche enthaltenen neuen Beyträge zu unsrer Kenntniß der indischen Mythologie und Geschichte legen wir zurück für eines der nächstfolgenden Blätter.

### Leipzig und Züllichau.

Den Darmmann: Joh. Christ. Fr. Meisters Königl. Preuß. Criminalraths und öffentl. ordentl. Lehrers der Rechte (zu Breslau) Letzte Studien über Aulus Persius Flaccus. 1812. XVI und 112 Seiten in Octav.

Die vorigen drey Schriften des Verf. über den Persius sind in diesen Blättern zu ihrer Zeit mit dem verdienten Beyfalle angezeigt worden, und wenn wir uns freuen, wiederum ein Werkchen desselben, eben so gelehrten als scharfsinnigen und menschenfreundlichen, Verfassers ankündigen zu können, so bedauern wir zugleich, daß dieß das letzte listerische Opfer seyn soll, das er den Manen seines lieben Persius zu bringen denkt. Persius, dieser tugendhafte hochherzige Persius, von dem noch so viele Leser mit dem heiligen Hieronymus denken, si non vis intelligi, non debes legi, wird, wenn den Verklärten noch eine Theilnahme an dem bleibt, was hier vorgeht, gewiß mit Betrübniß den Entschluß des Verf. vernehmen, daß er mit diesen letzten Studien seine geistvollen Erläuterungen beschließe. Doch wir hoffen, daß es ihm damit nicht ganz Ernst sey, da er, wiewohl bedingungsweise, noch Hoffnung zu einer Ausgabe des Dichters macht. Hierzu ermuntern wir ihn angelegentlich, auch wenn H. Passow seine Arbeit fortsetzen sollte. Persius verdiente es wohl, daß zwey genialische Köpfe sich



feiner, wenn auch zu gleicher Zeit, annehmen: er wird immer dabey gewinnen, am meisten seine Leser, denen es ein wahrer Ernst ist, diesen strengen Geiseler des Lasters aus Nero's Zeit gehörig kennen zu lernen und zu verstehen. Die schlichte profaische Uebersetzung nebst einem fortlaufenden Commentare, die er in diesem Falle verspricht, wird uns sehr willkommen seyn. Eben so gern wird das Publicum von ihm den Commentar über die bekannte Lucretiussche Schilderung der Seuche zu Athen, und die Vorlesung über die Topica von Cicero, womit er sich beschäftigt, aufnehmen. Diese letzten Studien haben uns vieles Vergnügen gemacht. Sie sind gelehrt, wohlwollend und menschenkenntlich abgefaßt. 1. Der wahre Sinn des authentischen Urtheils eines Aulus Persius Flaccus über sich selbst. Sat. 1, 12. *Cachinno* nimmt er für das *verbum*, ich lache wild und sarcastisch. Ohne Zweifel richtig. Er übersezt die Stelle: ich bin von stets und heftig gereizter Milz: ergieße mich unwillkürlich in Sarcasmen. Unwillkürlich liegt nicht in *cachinno*. (Bey Isidor. hispal. Origg. XI, 1, ist wohl *quem quidem*, nicht *quidam* zu lesen.) 2. Ueber das große Talent eines Aul. Persius Flac. den Darstellungen der Charaktere, Leben und Individualität mitzutheilen. S. 30-43. Wir unterschreiben diese Ausführung gern. 3. Beweis, daß die vierte Satire allerdings auf den Kaiser Nero bezogen werden muß. S. 44-81. Gegen diesen Beweis ist schwerlich etwas Bedeutendes anzuführen. Die ersten fünf Jahre des Nero erscheinen hier ziemlich verdächtig. 4. Mancherley Anmerkungen, oder mit den Worten des Verf. eine Reihe *Subseciv*: Anmerkungen wie sie "REPETITA PRAELECTIO" meines Persius in mir veranlaßt hat. Auch diese haben unsern ungetheilten Beifall.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 3. Januar 1814.

Göttingen.

Wir haben noch die Anzeige einer kleinen vom Prof. Gauß am 10. September des vorigen Jahrs der königl. Societät überreichten Abhandlung nachzuholen, überschrieben: *Observationes cometæ secundæ a. 1813 in observatorio Göttingensi factæ, adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum orbitarum parabolicarum.* Dieser Comet wurde bekanntlich am 3. April des vorigen Jahrs von unserm Hrn. Prof. Harding im Poniatovskischen Stier entdeckt: die auf der hiesigen Sternwarte angestellten Beobachtungen desselben gehen vom 7. bis 25. April. Man findet sie in der Abhandlung vollständig: da indessen der größere Theil derselben auch schon an einem andern Ort bekannt gemacht ist, so übergehen wir sie hier mit Stillschweigen, und heben aus der Abhandlung nur die parabolische Bahn aus, welche Prof. Gauß den Hrn. Dr. Gerling in Cassel nach den hiesigen und einigen Bremer und Pariser Beobachtungen zu berechnen veranlaßte:

C (1)

Durchgangszeit durch die Sonnennähe

1813 May 19. 10<sup>h</sup> 24' 5''

M. 3. in Göttingen

Länge der Sonnennähe . . . . .	197° 43' 7'' 7
Länge des aufsteigenden Knoten . . .	42 40 15,2
Neigung der Bahn . . . . .	81 2 11,8
Logarithm des kleinsten Abstandes . .	0,0849212

Bewegung, rückläufig.

Noch vor wenigen Jahrzehnden war die Anzahl der Personen in ganz Europa, die eine Cometenbahn zu berechnen im Stande waren, nur klein: gegenwärtig ist dieses Geschäft durch vervollkommnete Methoden so erleichtert und vereinfacht, daß ein sonst fähiger Kopf sich ohne Schwierigkeit damit vertraut machen, und in weniger Stunden, als sonst Tage erforderlich waren, eine Cometenbahn bestimmen kann. Zur ersten Berechnung einer Bahn aus drey Beobachtungen läßt die bequeme Methode des Hrn. Dr. Olbers fast nichts zu wünschen übrig, wenn man andere Beobachtungen wählen kann, bey welchen die Richtung der geocentrischen Bewegung nicht zu nahe an die Richtung des größten Kreises fällt, welcher durch den mittelsten geocentrischen Ort des Cometen und den entsprechenden Sonnenort auf der Himmelstugel gezogen wird. Der zweyte Theil der vorliegenden Abhandlung hat zum Zweck, einige Puncte dieser schönen Methode noch etwas mehr zu vereinfachen, und zur numerischen Berechnung noch etwas bequemer zu machen. Dieser Versuch betrifft das indirecte Verfahren, wodurch genäherte Werthe der Abstände des Cometen von der Sonne und der Chorde zwischen den beiden äußern Oertern bestimmt werden. Daß dieß Verfahren indirect ist, könnte nur ein im astronomischen Calcul Unerfahrer der Methode zum Vor-

wurfe machen: aber die Einrichtung, welche ihm Olbers gegeben hat, ist mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß in den meisten Fällen, auch wenn man übrigens, wie billig bey einer ersten Näherung, nicht die äußerste Schärfe in die Rechnung legen will, doch die kleinern Tafeln mit fünf Decimalen dabey zu große Fehler hervorbringen würden, weil mehrere ihrer Natur nach sehr kleine Größen in der Form von Differenzen anderer, welche beynähe gleich werden, erscheinen. Prof. Gauß suchte dieser Unbequemlichkeit dadurch zu begegnen, daß er durch Einführung mehrerer Hilfsgrößen, welche vermittelst der kleinen Tafeln immer hinreichend genau bestimmt werden können, den Formeln für die Abstände von der Sonne und die Erde eine andere Gestalt gab, bey welcher auch die nachmahligen Versuche der indirecten Auflösung noch etwas an Bequemlichkeit zu gewinnen scheinen. Einen Auszug vertragen diese Umformungen nicht, wenn wir nicht diesen Theil der Abhandlung hier ganz abschreiben wollen; wir verweisen also auf den nächstens erscheinenden zweyten Band der Commentationen der Societät, in welchem die ganze Abhandlung bereits abgedruckt ist.

Der Verf. glaubte manchem einen Dienst zu erweisen, wenn er mit den ihm hier eigenthümlichen Abänderungen zugleich eine gedrängte Uebersicht der sämtlichen übrigen Operationen verbinde, die zur ersten Bestimmung einer Cometenbahn erforderlich sind. Wir bemerken dabey, daß auch einige der andern Formeln hier in einer von der sonst gewöhnlichen verschiedenen Gestalt erscheinen, bey welcher man aber nur in der Voraussetzung noch etwas an Kürze gewinnt, daß man sich dabey davon dem Verf. vor einem Jahre bekannte gemachten

Tafel zur unmittelbaren Berechnung der Logarithmen von Summen und Differenzen bedient. Man hat auf diese Weise hier auf zwey oder drey Seiten alles beisammen, was außer den Tafeln zu der Berechnung einer Cometenbahn nöthig ist, und alles ist zugleich durch ein Beyspiel an dem letzten Cometen erläutert, wo der Verfasser aus seinen Beobachtungen von 7., 14. und 21. April Elemente ableitet, welche von den oben mitgetheilten und auf die gesammten Beobachtungen gegründeten nur unbedeutend verschieden sind.

### Paris.

• Bey Maquignon-Marvis: *Doctrine générale des maladies chroniques*. pour servir de fondement à la connaissance theorique et pratique de ces maladies; par *Charles-Louis Dumas*, Conseiller ordinaire de l'Université impériale, Professeur d'Anatomie et de Physiologie &c. 1812. 683 Seiten nebst einem Anhange von 44 Seiten in Octav.

In der Einleitung dieses wohl als classisch anzusehenden Werks redet der Verfasser von der Art, chronische Krankheiten zu beobachten, und zu studieren, und von den Hindernissen, die sich hiebey dem Arzte entgegensetzen. Zu letztern gehören vorzüglich die unmerkliche Bildung und Entwicklung der Krankheiten, die betriegerische Aehnlichkeit verschiedener Krankheiten, und die Schwierigkeit, die eigenthümlichen Charactere einer jeden aufzufassen. Er gibt nun Mittel an, diese Schwierigkeiten zu besiegen, und fordert vor allen die Beobachtungskunst. Die Hospitäler sind die vorzüglichsten Orte, wo man sich ein reines Bild einer

gegebenen Krankheit mit allen Abweichungen entwerfen kann. Eine jede Krankheit muß man durch die Analyse zerlegen, und die verschiedenartigen Phänomene von einander trennen, woraus verschiedene Reihen derselben hervorgehen, die ein Verhältniß gegen einander, und gegen eine im Körper befindliche Ursache zeigen. Durch diese Analyse werden wir auf die Ursache und den Heilplan geleitet. — Das ganze Werk zerfällt in vier Theile. Der erste enthält die essentiellen Erscheinungen der chronischen Krankheiten. Zuerst stellt der Verfasser eine Vergleichung zwischen den acuten und chronischen Krankheiten an, und zeigt zwar die allgemeinen Verschiedenheiten beider, behauptet aber mit Recht, daß zwischen beiden Classen keine strenge Gränzlinie gezogen werden könne. Alle wesentlichen Erscheinungen der chronischen Krankheiten bringt er unter drey Ordnungen. Die eine enthält diejenigen, welche sich auf einmahl oder allmählig während des ganzen Laufs einer chronischen Krankheit darstellen, und keine wahren Intermissionen zeigen; die andere diejenigen, welche bloß während der Anfälle bemerkt werden, und dann verschwinden; die dritte diejenigen, welche zufällig durch irgend einen Aufruhr im Körper herbeigeführt werden. Nun untersucht der Verfasser den allgemeinen Lauf der chronischen Krankheiten, ihre Veränderungen, Krisen und Ausgänge. Zu den merkwürdigsten Umänderungen rechnet er freywillige Blutflüsse, und andere Ausleerungen, Erzeugung eines Geschwürs, oder einer Metastase, und allgemeine Umänderung einer Krankheit in eine andere. — Der zweyte Theil umfaßt die Bildung der chronischen Krankheiten, ein Abschnitt von der größten Wichtigkeit, und in diesem Werke weit-

läuftiger bearbeitet. Eine jede chronische Krankheit entspringt nach des Verfassers Ansichten aus einer, oder mehreren einfachen Affectionen, aus welchen die verschiedenen Ordnungen der Erscheinungen hervorgehen. Jene nennt er die Elemente einer chronischen Krankheit und rechnet hieher den Schmerz, den Krampf, die Abweichungen der Sensationen, Schwäche, Fieber u. s. w. Diese Affectionen sind andern Principien untergeordnet, welche ihnen mehrere Stärke und Hartnäckigkeit verleihen, als verborgene Entzündung, Verstopfung, Säfteausartung, rheumatischer oder gichtischer Zustand, der scrophulöse und venerische Saft. Endlich redet er von den Symptomen der chronischen Krankheiten, und gibt die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den Elementen an. (Muss gesehen, daß es ihm so vorkomme, als habe der Verfasser den Begriff des Symptoms, der Affectionen, der Elemente, überhaupt der Ursache und Wirkung mit einander verwechselt.) Er ordnet nun alle Elementaraffectionen unter drey Classen. Die eine enthält die wesentlichen Affectionen, welche durch die Umstimmung der Lebensthätigkeit erzeugt werden, nämlich durch Vermehrung, Verminderung und Anomalie; die andere begreift in sich die allgemeinen Veränderungen der festen und flüssigen Theile; die dritte die eigenthümlichen Umänderungen, welche aus specifischen Principien, als venerischem scrophulösem u. s. w. hervorgehen. Er prüft alsdann die verschiedenen Systeme und Organe, in welchen sich die chronischen Krankheiten am allgemeinsten bilden, und die Wirkungen, welche aus den wesentlichen Affectionen hervorgehen; eine Untersuchung welche vortrefliche Ideen enthält, nur ist der Vortrag zu weiterschweifig. — Der dritte

Theil gibt die allgemeine Verhältnisse an, welche zusammentreffen; um chronische Krankheiten zu erzeugen, und abzuändern. Es werden hier also die entfernten Causalverhältnisse entwickelt. Hierher gehören von der einen Seite die prädisponirenden, von der andern die äußern einwirkenden Ursachen und Schädlichkeiten. — Der vierte Theil begreift die allgemeine Behandlungsart der chronischen Krankheiten in sich. Zuerst gibt der Verfasser die Quellen an, aus welchen die Indicationen fließen. Aus der ersten schöpfen wir alle Umstände, welche die Krankheit vorbereiten, und als äußere Momente einwirken; aus der andern alle diejenigen, welche unmittelbar auf die Entstehung der Krankheit Einfluß haben. Hierher gehören die Untersuchung des angegriffenen Organs, und die analytische Kenntniß der Elementaraffectionen. Dann folgen die allgemeinen Methoden, als Behandlungsart, welche auf die natürlichen Bewegungen und Crisen einwirkt; welche Bezug hat auf die verschiedenen Elementaraffectionen, auf die Lebenshätigkeit, den Schmerz, die chronische Entzündung; welche bloß empirisch ist, ohne daß wir uns von der Art der Einwirkung Rechenschaft geben können. Das Capitel von der Behandlung nach den verschiedenen Perioden möchte wohl das unfruchtbarste seyn. Sehr wichtig hingegen ist die Behandlungsart der erblichen Krankheiten, besonders in ihrem ersten Zeitraum, und vortreflich vom Verfasser durchgeführt. Zum Schluß folgt die Behandlung der unheilbaren Krankheiten. Diesem Werke ist noch ein eigener Anhang beygefügt, der sich mit einigen einfachen Affectionen beschäftigt, die als Elemente der chronischen Krankheiten angesehen werden müssen.



## Frankfurt am Main.

Historisches Gemälde der Politik des römischen Hofes, seit dem Ursprunge seiner weltlichen Macht bis zu unsern Zeiten. Mit vorzüglicher Hinsicht auf die neuesten Kirchenangelegenheiten. Aus dem Französischen übersezt, und mit eigenen Bemerkungen durchwebt, von Dr. P. A. K. (Koch). In der Andrásschen Buchhandlung. 1813. 167 S. in Octav.

Von einem andern Rec. ist das Originalwerk früher angezeigt worden, (s. Jahrg. 1810. 3. Dec. Seite 1922 folg.); und mit Auszeichnung behandelt. Zur Bekräftigung dessen was dort gleich im Anfange der Recension angedeutet ist (nämlich daß dieß eine von der Regierung wegen damaliger Verhältnissen mit dem Pabst bestellte Arbeit sey), kann noch angeführt werden, daß das Buch, wie der erste Blick es lehrt, in der Kaiserlichen Officin gedruckt ist, obgleich keine Anzeige davon vorkommt. Gegenwärtige Uebersetzung rührt von dem trefflichen catholischen Gelehrten her, von welchem eine andere (juristische) Schrift ohnlängst in diesen Blättern gerühmt worden ist (St. 193, 1813); daß sie vollkommen richtig und fehlerfrey ist; versteht sich von selbst; sie ist aber außerdem leicht, elegant, trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit, und liefert sich wie ein Original. Die, leider, viel zu sparsam eingewebten Bemerkungen des Hrn. Uebersetzers sind lehrreich und ergänzend; und wohl hätten wir gewünscht, daß Er wirklich hie und da den Urtext noch mehr bereichert hätte; das Werk hätte unter seiner geschickten Hand an Werth nur gewinnen können. Schon ist indeß genug geschehen, um dem deutschen Lesenden den Vorzug über den französischen zu sichern.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1814.

**Hannover.**

Unter dem Druckjahre 1814, und ohne daß auch nur, etwa aus dem Datum der Vorrede, der hier, wie gleich weiter gezeigt werden soll, gewiß nicht unbedeutende Umstand sich ergäbe, das Buch sey schon im December 1813 erschienen, bey den Gebrüdern Hahn: Ueber den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland, von A. W. Rehberg, K. Gr. B. Hofr. und Mitglied der Ges. der Wiss. zu Göttingen. XVI und 319 Seiten in Octav.

So lange der Eroberer, dessen Nahmen der Code mit weit mehr Recht führt, als unser Coder den von Justinian oder der Codex Fridericianus den von Friedrich II., weil Napoleon weit mehr persönlichen Antheil daran genommen hatte, noch Protector (der Titel ist aus der Englischen Geschichte bekannt) des (neuen) Rheinischen Bundes hieß, und so lange noch die Regenten von drey großen deutschen Staaten (in Erwartung des vierten) unter dem harten Joche des Familiengesetzes standen, wie es hier mit Recht heißt, wenn man

D (1)

auf das sieht, was für solche Staaten noch mehr als für andere schon zum voraus, als etwas was sich der Regent gefallen lassen müsse; angekündigt war; so lange ließ sich an eine so freymüthige Beurtheilung des Code, wie die gegenwärtige ist, wohl kaum denken. In den Ländern, die unter dem neuen Gesetze lebten oder nächstens leben sollten, konnte die Achtung, welche jeder Schriftsteller dem positiven Rechte seines Vaterlandes schuldig ist, einigermassen zum Vorwande dienen, und in den Ländern, die den Code nicht angenommen hatten, unter welchen das Königreich Württemberg ein so merkwürdiges Beispiel ist; konnte es Schonung der Nachbarn scheinen, was allen Tadel ersticht. Im Grunde war es aber wohl in beiden mehr nur eine in der That zu weit getriebene Furchtsamkeit der Einzelnen, welche, wie es schon früher genannt worden ist, zuletzt "Lobpreisungen alles dessen, wovon man auch nur glaubt, daß der Kaiser es angeordnet habe," hervorbrachte. Man sah hieran, wie an so vielem andern; die Freyheit sey aus der gefehrten (als einem Theile der moralischen) Welt eben so und eigentlich noch früher verschwunden, als aus der politischen. Rec. erinnert sich nur, daß der gute Joh. Müller schon 1807 in der Jenaischen A. L. Z. davon sprach, man könne und werde den fremden Code etwa "aus Gefälligkeit" annehmen, es sey aber nicht gut; daß nächher ein Recensent in den Heidelberger J. B. den deutschen Schriftstellern über den Code die Freymüthigkeit auch nur der französischen Advocaten empfahl, von welcher auch hier, von S. 315 an, eine Probe vorkommt; und dann erinnert er sich, mit einem hoffentlich erlaubten Stolze, daß hier in Göttingen, damahls nur fünf Meilen von Cassel, als dem Sitze einer Napoleonischen

Regierung und einer hohen Polizei, der Code in Schriften mehr als eines Verfassers und in Vorträgen ganz eben so unparteyisch beurtheilt worden ist, wie ehemahls das Preussische Landrecht, oder wie andere einheimische Gesetze. Rec. weiß aber auch kein Beispiel, daß irgend jemand wegen solcher Aeußerungen zur Verantwortung gezogen worden wäre, und darum glaubt er, daß auch hier die Schuld fast noch mehr an den unter der Gewalt stehenden, als an den Gewalthabern lag. Die Begierde Ersterer, zu schmeicheln und sich zu empfehlen, ihre Angst vor einer ungleichen Auslegung, geht meistens noch einige Schritte vor dem, was letztere fordern; voraus, statt daß der bloße feste Entschluß: *atqui ego non serviam* hinreicht, unter allen Umständen die Freyheit eines jeden so weit zu erhalten, als seine Würde erfordert.

Seit dem Rückzuge der französischen Armee über den Rhein aber sollte man nun ordentlich bange seyn, daß das Geschrey gegen den Code fast noch allgemeiner werde, als in den letzten sechs Jahren das entgegengesetzte es war, und um deswillen hauptsächlich eilt Rec. mit der Anzeige des gegenwärtigen Buches; um — die Messe ist ja noch um einige Monathe entfernt — unsre tüftigen Codisten wo möglich abzuhalten, daß sie nicht gar zu begierig auf dem neuen oder von Neuem erst frey gegebenen Felde ärnten mögen. Was sich gegen den Code aus gewissen Gesichtspuncten sagen läßt, das ist nun gesagt, und zwar von einem Schriftsteller, dem die Uebrigen weder den Vorzug der Anciennetät, noch den des Verdienstes und Geistes, werden streitig machen wollen. Es ist hoffentlich noch allgemein bekannt, wenigstens bey denjenigen Mitgliedern des gelehrten und lesenden Deutsch-

lands, die damals schon geboren waren, oder gar schon lesen konnten, mit welchem Feuer-Eifer und mit welchem Erfolge die zwey Männer, auf deren Bildung Hörringen und auf deren Anstellung Hannover stolz seyn kann, die zwey Freunde Brandes und Rehberg sich dem Schwindel des Zeitgeistes über die französische Revolution und über so manches andere, widersetzten. Daß Brandes, während der Umwälzungen, die ihn von seinem politischen Posten verdrängt hatten und ihn auf seinem schriftstellerischen einschränkten, heimgewandten ist, ohne die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die er mit ins Grab nahm, welcher Freund des Wahren und Guten, der ihn kannte, hat dieß nicht schon laut beklagt! Sein Freund, sein Lobredner, (das so oft gemißbrauchte Wort im edlen Sinne genommen,) blieb als Geschäftsmann und als Schriftsteller gleich thätig, und von seiner Bearbeitung eines bisher nicht unmittelbar zu den feinsten gezählten Faches erhalten wir hier die schönen Früchte. Der Code ist das Product des ältern französischen Rechts und der in der Revolution practisch gemachten philosophischen (aufgeklärten, denn die französische philosophie muß im deutschen durch Aufklärung übersetzt werden) Grundsätze, und in keiner von beiden Rücksichten paßt er für uns Deutsche, denn unser bisheriges Recht ist von dem französischen so verschieden, wie unsre Sitten, unsre Verfassungen und unsre Regierungen, und dann haben wir ja noch keine Revolution gehabt, in Beziehung auf welche manches in Frankreich allenfalls unschädlich, wohl gar noch wohlthätig seyn mochte. Dieß sind die Hauptpunkte, welche der Verf. erst im Allgemeinen ausführt, wo er besonders die auch jetzt wieder, nur gerade umgekehrt, Statt findenden a priori fast

unauf löslichen Schwierigkeiten bey dem Eintreten eines neuen positiven Rechts an die Stelle eines alten, zeigt, und auf diese Punkte nimmt er dann bey den einzelnen Titeln des Code Rücksicht, unter welchen er bey dem ersten Buche am längsten, von S. 101 — 190, verweilt, denen er aber auch noch etwas über den code de procédure, die Wiedergeburt des alten sog. code civil, von Louis XIV., von S. 292 — 304 hinzufügt. Daß diese Beurtheilung des Code ganz rein und unparteyisch sey, und daß ein Mann vom Fache nicht noch manches zur Vertheidigung desselben anführen könne, nicht nur wie es S. 145 heißt "aus dichterischen Vorstellungen, von denen nirgends ein Schatten von Realität zu finden gewesen," sondern selbst aus dem alten Römischen Rechte und aus dem, an dessen Stelle der Code auch bey uns getreten ist, z. B. dem Preussischen, und namentlich der Ehescheidung, die dort ja auch der bürgerliche Richter ausspricht, wird der Verf. selbst am wenigsten behaupten. Es steht dahin, ob er die Unparteylichkeit, die, wie man sagt, auch dem Teufel sein Recht widerfahren läßt, die in keinem Tadel und in keinem Lobe zu weit gehen will, nicht für eine schändliche Gleichgültigkeit, für einen Verrath an der guten Sache, hält. Allerdings kann auch sie (wie im Grunde jede äußere Handlung) aus schlechten Beweggründen herrühren, und die treffliche Stelle S. 32, wo der Verf. den Ton des Appellations-Hofes zu Montpellier, gegen den Entwurf des Code, vertheidigt, läßt sich hier leicht anwenden. Diese Bitterkeit, würde Rec. sagen, von welcher er auch bey dem seligen Brandes Spuren gefunden, unter welcher er selbst, gerade auch bey diesem, gelitten hat, entsteht sehr

natürlicher Weise bey Männern, die es mit ihrem Berufe ernstlich meinen, wenn ihr wahrhaftig nicht tadeloswerther Eifer gegen das, was sie nun einmahl im einzelnen Falle für schlecht halten, durch die Wiederholung dessen, was sie längst eben so gut wissen, was ihnen aber hier nur ein lahmer Gemeinplatz scheint, gestöhret wird. — Allenfalls kann man denn auch eines gegen das andere aufrechnen, denn mancher gegründete Tadel ist auch nicht angeführt, z. B. daß ein Gesetzbuch nöthig sey, wird hier immer zugegeben, ungeachtet es dem Rec. wie mehreren Mitgliedern des Tribunats leicht scheint, zu zeigen, daß zwar juristische Bücher und daß auch Gesetze etwas sehr nöthiges seyen, daß aber ein Gesetz kein Buch und ein Buch kein Gesetz seyn soll. Auch die sehr wahre Bemerkung Maleville's, der Code sey leider in der Zeit gemacht worden, da sich alles zur Monarchie neigte, und man doch die Republik noch immer im Munde führen mußte, er passe weder für die eine noch für die andere Verfassung, ist ein Vorwurf, der dem Code hier geschenkt wird, vielleicht weil der Verf. auf den, der Code rühre aus metaphysischen Speculationen über Freyheit- und Gleichheit her, gar viel Gewicht legt.

Einen Auszug aus diesem Buche zu machen, unternimmt Rec. auch um deswillen nicht, weil er wünscht und hofft, daß gar viele unserer Leser und namentlich alle, für welche diese Anzeige einigen Werth haben kann, es selbst lesen mögen. — Eine einzige Bemerkung hebt er aus, nach der von dem mehrmahls erwähnten Freunde des Verf. eingepägten Regel, daß in Büchern eines Geschäftsmannes die Beobachtungen des wirklichen Lebens einen vorzüglichen Werth hätten, und weil

eine Erinnerung dagegen ihm Gelegenheit zu einer, wie er hofft, nicht unerheblichen und jetzt gerade noch neuen literärhistorischen Nachricht geben soll, die mit dem Code in Verbindung steht. S. 38 kommt etwas vor, was gewiß aus der lebendigsten Anschauung geschrieben ist: „Kein Beruf, keine Beschäftigung, kein Studium erzeugt so unvermeidlich eine gränzenlose Bedenklichkeit über und gegen alles, als die practische Rechtsgelehrsamkeit.“ Der Verf. sagt dieß, um zu erklären, warum über der Abfassung eines Gesetzes so oft Menschenalter verstreichen, wenn man Rechtsgelehrte darüber zu Rathe zieht. Ganz ohne Einschränkung wahr ist es aber doch auch nicht, und Rec. hat einen Mann gekannt, der aus dem Code eine neue Gesetzgebung für einen bedeutenden deutschen Staat gemacht hat, den eben zur Zeit des Umsturzes der Napoleonischen Verfassung in Deutschland (17. Nov. 1813) in einem Alter von etwa sechzig Jahren (die genaue Angabe fehlt in Meusel), gestorbenen Staatsrath Bräuer in Carlsruhe, der hier ein merkwürdiges Beispiel des Gegentheils ist. Den Namen eines practischen Rechtsgelehrten, auch im Civilrechte, wird ihm niemand absprechen, und doch besaß er auch in der Gesetzgebung eine so unfähliche, man könnte sagen unglückselige Fertigkeit, daß mancher nicht unangeübte Schreiber wohl Mühe gehabt hätte, alles das nur ins Reine zu bringen, was Bräuer, neben andern Geschäfts- und schriftstellerischen Arbeiten, als Concipient von Gesetzen nur so hinschrieb, es mochte betreffen was es wollte, ein Organisations-Edict oder ein neues Land-Recht, etwas, wober er bloß alten Sauerteig, oder etwas, wober er seine eigenen frühern Vorschläge hinweg räumte.

Hugo.



## Nürnberg.

Von J. E. C. Lechner: *Hermogenis Progymnasmata graece, recensuit et Heerenii suisque notis illustravit M. Georg. Voesenmeyer*, Professor Gymnasii Ulmani. 1812. 76 Seiten in Octav.

Hermogenes ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit aus dem zweyten Jahrhunderte nach Chr. Geb. hinterließ diese Vorübungen, welche unser Hr. Hofrath Heeren in der königl. Bibliothek zu Turin entdeckte, und in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst St. 8. und 9. unter den Ineditis mit Erläuterungen, meist kritischer Art, zum erstenmahl abdrucken ließ. Diese hat der, Hr. Prof. Voesenmeyer in einer Recognition (denn zu einer Recension fehlten ihm die Vergleichen der Handschriften, die sich von diesem Auffage in Madrid und Neapel finden) kritisch und exegetisch bearbeitet, und damit einen neuen und lobenswürdigen Beweis seiner Gelehrsamkeit gegeben. Priscians lateinische Uebersetzung des Werckens, nach der Capperonierschen Ausgabe verglichen, ist dabey eben so nützlich gewesen, als die Benutzung des Aphthonius und seines unedirten Scholasten, wie auch des Theon. Wir hätten gewünscht, daß es ihm gefallen hätte, die lateinische Uebersetzung des Priscianus, die in wenigen Händen ist, mit abdrucken zu lassen. Die Vorrede enthält sehr gute Bemerkungen über diese Art von rhetorischen Schriften, worin Hermogenes Vorgänger hatte; auch sehen wir mit Vergnügen, daß der Herr Prof. mit einer Ausgabe des Aphthonius und Theon sich beschäftige, welcher wir sehr gern entgegensehen. Dieß Werkchen hat durch seine Bearbeitung gewonnen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1814.

Paris.

In Adrien Egron's Druckerey: *Monumens historiques, relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre.* Par M. *Raynouard*. 1813. 317 Seiten in Octav.

Das Verbrechen der Tempelherrn waren ihre Reichthümer. Sie fielen in Frankreich als Opfer der schamlosen Politik und des Geizes Philipp's des Schönen, und der Schwäche und des Eigennuzes Clemens V. Schon manche Zeitgenossen der Vernichtung ihres Ordens zogen diese Folgerung aus dem Ausgange, den ihr Proceß außerhalb Frankreich nahm; der Nachwelt ward sie erst fast fünf Jahrhunderte später Gewißheit durch die wenigen Actenstücke, welche der Zufall der vernichtenden Hand ihrer ungerechten Richter entzogen hat, um sie zur Aufdeckung der Nichtwürdigkeiten aufzubewahren, mit welchen ihr Proceß eingeleitet, betrieben und beendigt worden. So richtet die Zeit; selbst die ausgeleerteste Arglist mit ihren Argusaugen kann ihrem Urtheil nicht entgehen.

Aus Acten sich zu unterrichten, ist nicht eines jeden Sache: der Menge müssen sie nach ihrem Inhalt verarbeitet gegeben werden. Eine solche, schon vor 21 Jahren von ihrem Herausgeber mit

der Verheißung großer Aufschlüsse angekündigte Verarbeitung ist bis jetzt ausgeblieben; und wird vielleicht auf immer ausbleiben: ein Ungenannter (in den *Mémoires historiques sur les Templiers*. Par Ph. G\*\*\*. Paris 1805. 8.) hat sie nach den in Deutschland durch Moldenhawer und Münter erschienenen Abdrücken der Actenstücke versucht. Nun tritt Hr. Raynouard, der wegen seines mit großem Beyfall aufgenommenen Trauerspiels, *les Templiers*, ein doppeltes Interesse hatte, die Unschuld des Tempelordens, aus authentischen Acten zu beweisen, mit einem noch vollkommenern Versuch auf, bey dem er sich aber nicht an die deutschen Schriftsteller, sondern bloß an die Handschrift des *Processus contra Templarios* in der Abtey St. Germain des Prés gehalten hat. Was auch vielleicht der critische Forscher und die echte historische Kunst anders wünschen möchte, so hat er doch eine überzeugende, hinreichend beurkundete und für die Menge sehr lesbare Rechtfertigung der unglücklichen Tempelbrüder geliefert.

Bis auf die Zeit seiner Anklage ward die Unbescholtenheit des Ordens allgemein anerkannt; sogar vom Pabst, sogar von Philipp dem Schönen noch drey Jahre vor dem von ihm eingeleiteten Proceß. Inzwischen wurden des Königs Cassen erschöpft; was die Juden bluten mußten, reichte nicht hin, sie wieder zu füllen. Eher konnten es die Reichthümer der französischen Tempelherren: sie wurden daher dem König plötzlich verdächtig, und an einem Tage (am 13. October 1303) zu derselben Stunde in ganz Frankreich verhaftet. Jetzt schon warf Philipp die Frage auf, ob nicht ihre Güter, zum Besten der Fürsten, in deren Ländern sie wohnten, könnten eingezogen werden? und nahm die französischen so fort für sich in Beschlag. Um die Volksstimme gegen die Tempelherren zu gewinnen, erklärte er sie für Ketzer; um sie der Ketzerey schuldig

zu finden, bestellte er die Inquisitoren, ohne sich an die Einwendungen des Papstes zu kehren, dem ihre Ernennung gebührt hätte; um den Papst zum Schweigen zu bringen, mußte ihm die theologische Facultät zu Paris ein Gutachten stellen, das seine Masregeln billigte; um diese ihm sogar zur heiligen Königs-pflicht zu machen, mußte ihn eine nach Tours berufene Versammlung des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes im Namen des Volks bitten, die Tempelherrn zu bestrafen, da es dem König obliege, offenbar strafbare Reher, auch ohne Mitwirkung des Papstes, auszurotten. Desto dreister läßt nun Philipp seine Inquisitoren Verhöre unter der Folter anstellen, bey denen nicht die Ableugnungen der Ritter, die unter den Qualen der Tortur standhaft bey ihrer Unschuld beharrten, sondern nur die durch Folter, durch Versprechung der Impunität und königlicher Wohlthaten erpreßten Geständnisse, und zwar nur dann erst, wenn sie nach dem Sinn und der Vorschrift ihrer Inquisitoren ausgedrückt waren, ins Protocoll aufgenommen wurden. Daher auch solche Geständnisse, als in den Mund gelegt, bis zum Wunder übereinstimmen. So brachte Philipp 70 Geständnisse zusammen, mit denen er sein Verfahren vor dem Papst rechtfertigen konnte.

Der Papst fand Anfangs die dem Tempelorden gemachten Beschuldigungen unwahrscheinlich, unglaublich und unerhört. Philipp bearbeitet ihn nun bey einer neuen Zusammenkunft zu Poitiers, und gewinnt ihn, trotz der von ihm gemachten Eingriffe in seine päpstliche Jurisdiction, für seinen Plan. Er wußte es durch arglistige Ränke zu verhindern, daß der Papst den in seiner Nähe zu Chinon verwahrten Großmeister nicht vor sein Verhör zog; er wußte den Papst zu bewegen, daß er den Bischöfen die Erlaubniß gab, sogar (was bis dahin unerhört war) gegen Ritter fremder Diocesen zu verfahren, und daß er die Excommunication jedem drohete, der den Tem-

velbrüdern Hülfe, Beystand und Rath ertheilen würde. Zuletzt wurde jetzt schon, noch vor der förmlichen Instruction des Processes, verabredet und beschlossen, daß der Orden auf einem allgemeinen Concilium zu Wienne sollte aufgehoben werden.

Nach dieser Verabredung wurden päpstliche Commissarien zur Untersuchung ernannt. Für die Anklagsacte sorgte, wie es scheint, nicht der Pabst, sondern der König mit seinen Ministern, denn es findet sich noch im Archiv zu Chartres der Drouillon von ihr mit Verbesserungen, wohin er schwerlich hätte kommen können, wäre er nicht in der Nachbarschaft verfertigt worden.

Die Commissarien eröffnen ihre Sitzung zu Paris mit der Vorladung der Ordensglieder und der Erklärung, daß jeder, der wolle, zur Vertheidigung solle zugelassen werden: und dennoch erscheint am ersten Termin (am 12. Nov. 1309) auch nicht Ein Ritter. Wie dieses in Paris, am Orte der Sitzung und der ergangenen Citationen, möglich war, ist ein Räthsel, wenn es nicht durch Hofränke bewirkt worden, um freymüthigen Expectorationen und muthigen Vertheidigern der Ritter auszuweichen, weil es dem König nur um einen Schein richterlicher Procedur zu thun war. Der Erzbischof von Paris macht nun in eigener Person im Gefängnißhaus des Großmeisters die Citation bekannt, und läßt sie in andern Gefängnissen der Stadt und Diöces bekannt machen. Wirklich langten nun einige Brüder in Layenkleidern mit Geld zu Paris an, um Sachwalter für den Orden zu bestellen; werden aber, bey der ersten Spur ihrer Absicht, eingesperrt und gefoltert. Dessen ungeachtet, sobald es nur ruckbar wird, der Pabst selbst werde die Ritter mit allen Formalitäten richten, schöpft alles neuen Muth: der Großmeister erklärt, daß er den Orden vertheidigen werde, und bittet nur um einiges Geld zur Befreyung der Kosten; aber er hält keines: es melden sich nach und nach gegen 900

Ritter zur Vertheidigung des Ordens; aber keinem wird eine Conferenz mit dem Großmeister gestattet. Das Zeugenverhör nimmt am 11. April 1310 seinen Anfang, der Borthell neigt sich dabei auf die Seite des Ordens. Plötzlich wird nun vom Pabst durch die Empfehlung des Königs der Bruder seines Ministers Enguerran zum Erzbischof von Sens ernannt, und ihm und seinen Suffraganten die Specialcommission gegen die Vertheidiger des Ordens aufgetragen. Die Ritter protestiren gegen alles Verfahren des Erzbischofs, so lange sie noch vor der päpstlichen Commission stünden. Umsonst: "die Geschäfte des Erzbischofs wären ja von denen der Commissarien verschieden;" und der Erzbischof beginnt sein Inquisitionamt mit der Verbrennung von 54 Rittern, welche sich zur Vertheidigung des Ordens erbieten hatten. Die Synode von Sens ahmen die zu Sanlis, zu Pont de l'Arche, zu Carcaffonne mit mehr oder weniger Schlachtopfern nach. Dieser Feuerfeste ungeachtet nahmen nur 44 Ritter die Behauptung ihrer Unschuld zurück; es schien dennoch, als ob es mit der Rechtfertigung des Ordens gelingen wolte. Ungesäumt erläßt daher der Pabst gegen die Ritter, die nicht gestehen würden, Folterbefehle nach Castilien, Leon, Aragonien, Portugal, Cypren, Rhodus, an die Bischöfe von Samagusta und Nicosia, sogar an den Patriarchen von Constantinopel, an den Bischof von Negropont und den Herzog von Achaïen. Aber die Ritter fahren fort auch unter den Martern der Folterknechte ihre Unschuld standhaft zu behaupten.

Endlich wird das Concilium zu Wien am 13. Oct. 1311 eröffnet. Während der Rapport aus den Acten verlesen wird, erscheinen 9 Ritter, und bitten zur Vertheidigung ihres Ordens zugelassen zu werden. Statt ihre Bitte zu gewähren, läßt sie der Pabst verhaften (ein neues, bisher unbekanntes, empörendes Factum, das aber von dem Verf. mit einem Brief des Pabstes an Philipp den Schönen hinreichend do-

documentirt ist): die Prälaten von Italien (einen ausgenommen), die von Spanien, Dänemark, England, Schottland, Ireland, alle von Frankreich (außer dem Metropolitan von Rheims, Sens und Rouen), sind der Meinung, die Tempelherren müßten gehört werden. Dadurch ins Gedränge gebracht, hebt der Pabst plötzlich die Sitzung auf. Es verstreichen Monate mit Hin- und Herreden und Unterhandlungen. Um der Zögerung mit dem Endurtheil durch seine persönliche Gegenwart ein Ende zu machen, bricht Philipp der Schöne, begleitet von seinen drey Söhnen, seinem Bruder und einer Schaar von Kriegern im Febr. 1312 nach Wien auf. Der Pabst ist dem Könige zu Willen, und setzt sich über alle Formalitäten weg. Er versammelt die Cardinäle und mehrere Prälaten in ein geheimes Consistorium, hebt den Orden kraft seiner apostolischen Gewalt auf, und publicirt am 3. April vor allen Mitgliefern des Conciliums, in Beyseyn Philipps des Schönen und seines Gefolges, die Vernichtung des Tempelordens per viam provisionis. Die versammelten Väter, die nicht zum Rathschlagen und Abstimmen, sondern nur zum Zuhören berufen waren, schwiegen. Zur Sicherheit vor dem Urtheil der Nachwelt, werden die Acten des Conciliums unterdrückt, und nur schwache Andeutungen dessen, was auf demselben vorgefallen, kamen in die Chroniken jener Zeit. Dennoch stehen Clemens und Philipp, durch das Wenige, was sich davon erhalten hat, gebranntmarkt vor der Nachwelt da: es ist nicht wahr, daß der Orden durch ein öcumenisches Concilium aufgehoben worden; nicht wahr, daß es wegen Kezerey und Improbität geschehen; es geschah wegen seines Reichthums, den Philipp nur durch seine Auflösung in Frankreich als Raub davon tragen konnte.

Des Großmeisters, der dem Erkenntniß des Pabstes war vorbehalten worden, entledigte man sich nun fürzer. Der Pabst übertrug unter den wichtigsten

Vormänden seine Untersuchung dreyen Bischöfen zu Paris, denen nachher noch jener Engel des Lichts, der Erzbischof von Sens, und einige ihm gleichgestimmte Prälaten beygefügt wurden. Nach einem kurzen Verhör ward er zum Scheiterhaufen verdammt. Sein heroischer Tod und seine letzten Worte bey seiner Hinrichtung an die Zuschauer sind bekannt. Gab's je einen Proceß von empörendern und größern Nullitäten?

Noch hat der Verf. aus der innern Unwahrscheinlichkeit der Anlagspuncte die Unschuld der Tempelbrüder darzuthun gesucht. Erschöpft ist bey allem dem die Materie noch nicht. Das Statutenbuch ist gar nicht gebraucht, und könnte doch zu vielen wichtigen Folgerungen führen. Unschuld des Ordens ist hinreichend bewiesen, aber deshalb nicht auch Unschuld seiner einzelnen Glieder. Auf das letztere hätte der Verf. besser Verzicht gethan. Der Orden als Orden könnte kein Verdammisurtheil verdient haben, aber dessen ungeachtet könnten einzelne seiner Individuen strafbar gewesen seyn, und durch ihren Leichtsin den Orden verdächtig gemacht haben. Unter dieser Voraussetzung erklären sich erst alle Erscheinungen in den Acten natürlich. Ungläubig zu seyn, war ganz im Geiste jener Zeit und seiner verdorbenen Religion: waren es Kaiser Friedrich II. und sein Kanzler de Vincis; warum hätten es nicht auch einzelne Tempelbrüder seyn, und die Leichtsinigern derselben ihren Unglauben gegen manche Novizen äußern können? Aber war die Privatmeinung mancher deswegen auch die öffentliche des ganzen Instituts? Von Unsittlichkeiten findet sich keine Spur bey feyerlichen Aufnahmen in den allgemeinen Versammlung; aber warum sollten nicht in jenen Zeiten schrecklicher Laster, in Nebenzimmern, bey dem Ein- und Ausfleiden aufzunehmender und aufgenommener Brüder, Unsittlichkeiten aller Art, unter vier Augen, oder vor wenigen Zeugen ausgelassener Wüßlinge haben vorgefallen



können? Die Retractationen scheinen nicht alle von allem Grund entblößt zu seyn. Unbestimmt ward gefragt, unbestimmt geantwortet; das Unbestimmte näher bestimmen zu lassen, wäre nun allerdings Pflicht der Inquisitoren gewesen, aber das hätte nicht zu ihrem Zweck geführt; was nur den Einzelnen betraf und bey ihm, auf die oben angeführte Weise, wahr gewesen seyn mochte, das bürdete man sogleich dem ganzen Orden auf; weil man an den Templern Verbrechen finden wolte, so sparte man sich jede milde Deutung eines Vorfalls, wenn sie auch noch so natürlich war, und selbst die Worte des Widerrufs darauf führten. Anreizungen zur Verleugnung Christi mögen (von sonst wohldenkenden alten Brüdern) den Novizen wohl gegeben worden seyn: aber auch gerade ernstliche? vielleicht nur (wie auch einige Verhöre sagen) den Aufgenommenen auf die Probe zu stellen, ob man einst von ihm die Festigkeit in seinem Glauben erwarten dürfe, wenn er in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen würde? Dies gerade zu verwerfen (wie es der Verf. thut) um nur jedes Individuum unschuldig zu finden, ist gegen die Strenge der historischen Critik.

Die Appendice zählt, als Beweise der Unschuld, 1) die Aufnahmen aus der Zeit auf, da dem Orden der ihm bevorstehende Proceß kein Geheimniß mehr war, auch 2) die Beispiele, da Väter ihre Söhne, und die nächsten Blutsverwandten einander dem Orden zuführten, und 3) die Widersprüche in den gegen ihn abgelegten Zeugnissen. 4) Eine kurze Darstellung von dem Verfahren gegen den Orden in den einzelnen Ländern der Christenheit, macht den Beschluß. Hier wird auch des Bildes Baffomet erwähnt, dessen Verehrung den Templern Schuld gegeben ward. Der Verf. tritt der ehemals davon gegebenen Erklärung des Rec. bey, daß es Mahomet sey und habe die Verehrung desselben für eine Erdichtung. Der Meinung ist auch der Recensent. Aber welcher Umstand in dem Orden hat diese so specielle Darstellung der ihm Schuld gegebenen Christusverleugnung möglich gemacht? Dies liegt noch immer im Dunkeln.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 8. Januar 1814.

Cöln.

Von Keil: Statuten und Verordnungen über den Adel in Frankreich und die Majorats-Güter, welche Franzosen in Frankreich, Deutschland und dem Großherzogthum (Herzogthum) Warschau besitzen, gesammelt und in die deutsche Sprache übersetzt von A. Keil, kaiserlichem Procurator bey dem Bezirks-Gerichte in Cöln. 1810. 64 Seiten in Octav.

Diese Schrift gibt nichts weiter, als die aus den bekannten officiellen Gesetzsammlungen abgedruckten und übersetzten Verordnungen. Die berühmten beiden Decrete vom 1. März d. J. 1808, die nach ihrer Erscheinung bey so vielen ein klaffen- des Erstaunen erregten, indem sie immerhin an der vermeinten und oft genug beschworenen Gleichheit hingen, machen den Anfang; das Decret aber, vom 3. März d. J. 1810, über den Sitz der Majorate, die Söhne der Majorats-Besitzer, die Majorats-Güter und den Titel Ritter, machen den Beschluß. Was nun die Sammlung dieser Gesetze als solche betrifft, so kann sie nicht tadel-

§ (1)

frey genannt werden. Wir machen zwar — denn es wäre unbillig dieß zu thun — daraus dem Verf. keinen Vorwurf, daß die neuesten Vorschriften darin fehlen, z. B. die, vermöge welcher in den meisten mit Frankreich nach und nach damals vereinten Ländern dem alten Adel der Zutritt zu dem neuen eröffnet ward, weil der Verf. davon noch keine Kenntniß haben mochte: allein berühren müssen wir dieses dennoch, damit der Unkundige nicht vermeine, er habe in dieser Sammlung nun alles, was diesen Gegenstand betreffend, von der französischen Regierung festgesetzt worden sey. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Vorwurfe, dem der Verf. nicht entgehen kann, daß nämlich die Sammlung der Vorschriften über den französischen Adel bis zum Jahre 1810 nicht ganz vollständig, daß die Uebersetzung schlecht gerathen sey, und daß die Anmerkungen fehlen, welche billig hätten beigebracht werden müssen, um eine solche Compilation einigermaßen zu rechtfertigen, und dem eine Mühe zu ersparen, welcher sich ihrer bedienen wollte, indem er das Erforderliche, ohne weiteres Nachschlagen, zusammen vor Augen gehabt hätte: dieß alles führt denn zu dem Urtheile, daß eigentlich nichts mit diesem Abdrucke und dieser Uebersetzung eben gewonnen sey, und daß jeder gemeine Schreiber Gleiches, ja sogar Besseres, leicht würde haben liefern können.

Einige Belege zu diesen Behauptungen sind wir verbunden anzuführen. So sucht man die beiden frühesten Beschlüsse vergebens, welche zwar entfernt und leise, aber doch verständlich genug die Bildung eines neuen französischen Adels andeuten: man findet sie nicht mitgetheilt, obwohl die spätern hier abgedruckten Besetze darauf verschiedentlich verweisen: jene, den ersten Ursprung des

Instituts enthaltenden, Beschlüsse sind das Decret vom 20. März und das Senats-Consult vom 14. August d. J. 1806. Was die Uebersetzung betrifft, so wird man z. B. den S. 28 vorkommenden gesagten Verter, die Vacation auf dem Secretariat und vieles andere nicht mit Beyfall beehren; stärker aber als dieß alles sind die S. 29 vorkommenden Banknoten für Banfactien, denn hier ist nicht von einem undeutschen Ausdrucke die Rede — den man bey den Uebertragungen in das Deutsche, von den Einwohnern des jenseitigen Rheinufers deutschen Stammes, schon gewohnt ist; — sondern ganz verschiedenartige Sachen und Begriffe werden offenbar hier mit einander verwechselt. Wir geben bereitwillig zu, daß mehrere Kunstausdrücke sich schwer mit wenig Worten übertragen lassen mochten; aber entweder konnte durch eine Umschreibung geholfen, oder derselbe Ausdruck konnte beybehalten und in einer Anmerkung erläutert werden: weder das Eine noch das Andere aber ist geschehen. Noch nöthiger hätten uns zur Bequemlichkeit des Lesers solche Anmerkungen da geschienen, wo im Text, zufolge der Nummern das eine oder das andere Gesetz aus dem Code Napoleon angeführt wird: wären nämlich diese angeführten Stellen unten wirklich abgedruckt worden, so würde ein weiteres Nachschlagen dem Leser sogleich erspart worden seyn.

So viel von der vorliegenden Schrift, und hiermit könnten wir schließen: allein der Rec. hofft, daß die Leser es verzeihen wollen, wenn er, seiner Neigung folgend, diese Gelegenheit benugt, um einen Blick auf das ganze Institut zurückzuwerfen; ihm scheint, daß es einen solchen in mancher Hinsicht verdiene, wenn es auch seinem Ende bereits entgegen eilen sollte: es verdient diesen Rückblick

auch jetzt noch, da wir in freyeren und günstigeren Verhältnissen leben, indem es Stoff zu manchen ernstern Betrachtungen darbietet und diese nunmehr auch unaescheut mitgetheilt werden können, weil den Stummen endlich die Rede wieder gegeben, der Sauberstab gebrochen, und der Hand, die ihn trug, entwunden ist.

Der Rec. erinnert sich noch sehr wohl, welches Aufsehen das erste Decret, vom 1. März 1808, über die Titel, bey denen hervorbrachte, die bisher immer behauptet hatten, die erblichen Privilegien seyen für nun und für immer in Frankreich begraben, gleiches sey für Europa zu erwarten, und damit sey immerhin schon viel gewonnen: freylich gedachten sie dabey des Erbeigenthums nicht, denn dieses war ihnen nur eine Kleinigkeit, und das mochten sie nicht aufgeben. Wenn nun aber auch andere genauer ihre Freude so ausdrückten: es gebe doch in Frankreich keinen erblichen Unterschied der Stände mehr, und Europa werde dem Beispiele folgen; so hätten sie immerhin, bevor sie aus ihrem Traume so gewaltig aufgeschreckt wurden, bedenken mögen, daß sich bereits längst, an einem andern Ende von Europa, im Reich der Osmanen, dasselbe vorgefunden hätte, (denn das erbliche Recht einen grünen Turban zu tragen, wird man kaum mit unserm erblichen Adel vergleichen wollen): obwohl die daraus entspringenden Folgen nicht sehr erfreulich schienen, indem man den, welcher kurz zuvor sich noch als ein Wurm im Straube gewunden hatte, plötzlich als Groß-Wesier mit Bauern-Stolz und Despoten-Härte, wie es rohen und gemeinen Menschen ziemt, das Regiment führen sah. Doch das Seltsamste war, daß keine auch noch so deutliche Anzeige die Gläubigen in ihrem Glauben irre machen

konnte, wiewohl gewisse Beschlüsse vom J. 1806, bereits auf die bevorstehende Veränderung deutlich genug hinwiesen. Aber sie wollten nicht hören noch sehen. Als jedoch die Sache nicht mehr zu läugnen stand, so suchten sie sich auf eine andere Weise zu helfen und behaupteten: der neue französische Adel sey ein gar vortreffliches Institut und mit dem alten Feudal-Adel, wie sie sich hochgelahrt ausdrückten, nicht zu verwechseln; andere aber wollten ihn mit dem Brittischen vergleichen, der zwar ein Uebel jedoch im Vergleich mit andern ein kleines sey. Leider aber kamen nun kurz nachher der That nach wahre Kronlehen zum Vorschein, und das verhaßte Wort Investitur-Briefe blieb auch nicht aus; ferner erhielten alle nachgeborene Söhne der Majoratsherren schon durch die Geburt Adels-titel, und in wenigen Jahren ward aus milder Hand ein solcher Segen von erblichen Adels-Diplomen über Frankreich gespendet, daß deren Zahl die leicht übertraf, welche während der ganzen Dauer des brittischen Reichs, je mochten erteilt worden seyn. Dieß machte die würdigen Männer ganz irre, sie standen zuletzt stumm und etwas verblüfft da, wenn nicht etwa ein Gnadenbrief sie selbst erfreute, worauf sie sofort ihrer eigenen früheren Freiheits- und Gleichheitspredigten vergaßen, und der huldvollen Auszeichnung, die so Ehrenwerthe getroffen, zuerst still und bescheiden, dann dreister und kecker sich erfreuten, und auf ihre früheren Aeußerungen, als auf einen schönen Irrthum schöner Seelen, als welches sie immerhin verbleiben wollten, zurückliefen.

Unbekümmert um die Verlegenheit dieser Vortrefflichen, schritt der in der Ausführung seiner Plane fort, welcher damahls Frankreichs und Europas Schicksal in seiner Hand hielt. Der erb-

liche Unterschied der Stände ward wieder eingeführt; er schien es wenig zu achten, in welchen Widerspruch deßhalb diese oder jene mit sich selbst gerathen könnten; denn, sie sämmtlich zu verachten, hatte er längst gelernt, und dazu mochte auch Grund genug vorhanden seyn. Zugeden aber muß man, daß, nachdem alle die Schwärmer, die kaltgründelnden hohlen Köpfe und Tyrannen, auf der blutigen Bühne an der Seine nach und nach vorüber geschritten waren, der neue Herrscher zuerst die Idee aufzufassen schien, daß alles Neue, wenn es bestehen sollte, an das Alte angeknüpft werden müsse, und es ist nicht leicht zu sagen, wie weit er mit der verständigen, geschickten und redlichen Verfolgung dieser wahren und vortrefflichen Idee hätte gelangen können, wenn nicht seine besondere Lage und seine innere Besinnung unüberwindliche Schwierigkeiten dargeboten hätten. Er selbst war ein Kind der Revolution, und, ohne über sich selbst den Stab zu brechen, konnte manches aus dem Neuen nicht vertilgt, und, was im Alten am vortrefflichsten gewesen, nicht wieder aufgenommen werden; auch hatte die Revolution das Letztere meist so systematisch zerstört, daß es in Wahrheit nicht wieder ins Leben zurückzuführen stand, in so fern es nämlich mit dem Persönlichen, der Sitte, dem Innern, dem Wesentlichen zusammenhing, denn die äußere Form und das Gesetz hingen freilich von dem Willen des Alleinherrschers gänzlich und allein ab.

So konnte denn schon aus diesen Gründen kein solches Anknüpfen des Neuen an das Alte Statt finden, wie es eigentlich zu wünschen gewesen wäre. Indes ist schwer zu sagen, wie weit man mit einer solchen Verbindung zwischen Vormahls und Jetzt, wie sie noch möglich war, hätte gelangen können,

bey einem Volke, das immer so viel auf Formen- und Worte gegeben hat, wenn nur die innere Gesinnung des Allgewaltigen nicht allzusehr widerstrebt hätte. Eine so schändliche Verachtung der sehnlichsten Wünsche der Besseren nach wahrer Freyheit, die sich bey jeder Gelegenheit veroffenbarte, ließ nichts weiter hoffen; wollte man aber annehmen, wie denn dazu Grund genug vorhanden ist, daß das Volk im Ganzen durch einen so langen und so schwer gebüßten Irrthum zu der Ueberzeugung gelangt gewesen wäre, daß ihm keine Freyheit taue, daß es Ruhe nur haben müsse; so hätte doch, nächst dieser auch innerer Wohlstand und Friede nach Außen als Wunsch des Volks angenommen werden müssen. Allein eine ungeheure Eroberungssucht und ein unbändiger Stolz, der nichts als unterworfenen Fürsten und Völker neben sich dulden wollte, hinderte auch die Erfüllung dieses Wunsches. Des ängstlichen Stöhnens der Völker ward gespottet, indem es für ein durch brittische Bestechungen hervorgebrachtes Murren Einzelner ausgegeben ward, gleichsam als hätten die Völker alles eigene Gefühl verloren. So mußte es denn kommen, daß selbst der Gewaltige einen großen Theil der Früchte alles Aufwandes von Kraft und Talenten, von Klugheit und List zuletzt verschwinden sah.

Vergleicht man nunmehr die neuen Institute, welche die Verbindung mit dem Alten herstellen sollten, so wird man bald inne wie z. B. der Senat zwar gleich dem Pariser Parlement die erhaltenen Befehle einregistriert, aber keine Remonstrances machen darf, und wie die neu auflebende Kirche nicht hergestellt wird, um das allverbreitete Bedürfniß nach vaterländischen Symbolen für die Verbindung zwischen dem Irdischen und Himmlischen zu bestre-



digen, sondern nur als gemeines Werkzeug zur Erhaltung der neuen Herrschaft zu dienen: man findet so fort, daß der Hof und die Hofdienerschaft durch äußern Glanz die vorigen noch überstrahlen sollen; man bemerkt aber auch, daß die orientalischen Ingredienzien kein Ersatz für die Sitte sind, welche im Verlauf von Jahrhunderten zwischen dem Herrn und seiner Hofdienerschaft sich gebildet hatte, wodurch diese Diener etwas ganz anders als seine Lakaien geworden waren. So mußte bey dem, welcher tiefer schaute, auch die Täuschung verschwinden, daß das Gute im Alten mit den nothwendigen Verbesserungen wiederkehren würde und könnte, da eben das, was wieder gegeben ward, vielmehr eine souveraine Verachtung gegen das Volk von neuem bewies, welches man mit dem Scheine nach ähnlichen Worten und Formen abspießete, und anzunehmen schien, daß die thörichten Kinder durch das Geslingel und Spiel mit denselben völlig befriedigt werden würden. — Dieß alles wäre weiter zu verfolgen, wir beschränken uns aber auf das, was eben vorliegt.

Ein kräftiger, politisch wichtiger Adel, der als Vorfechter gemeiner Freyheiten in den ständischen Versammlungen auftreten sollte, konnte in der neuen Ordnung der Dinge keinen Raum finden; dieser edelste Theil der politischen Würde unsers alten Europäischen Adels, ward dem neuern so gleich, und damit auch sein größtes Kleinod, versagt. Indesß das Schwierigste blieb immer, den neuen Adel durch die Volksmeinung empor zu heben, denn ohne diese leistete die Herstellung desselben so gut als gar nichts. Zu solchem Zweck schien nun allerdings eine Verschmelzung des alten mit dem neuen Adel sehr empfehlenswerth, damit die *novi homines* nicht allzusehr auffielen. Auch ge-

schah Verschiedenes zu diesem Zweck. Ein späteres Decret verstattete in den meisten mit Frankreich nach und nach vereinten Ländern dem daselbst vorhandenen alten Adel einen leichten Zutritt zu dem neuen; ob er davon Gebrauch machen würde, stand zu erwarten: allein auf jeden Fall konnte die Vorschrift nur für diese Provinzen von einiger Bedeutung seyn, dem alten Frankreich blieb dieser Adel fremd, und bey Manchem mochte der Widerwille über diese gewaltsame Vermischung von Sprachen und Völkern und nun auch vom Adel eben dadurch nur noch vermehrt werden. Ohne ein solches Decret ward im alten Frankreich der Theil des vormahligen Adels, der sich sonst willfährig zeigte, begierig in den neuen aufgenommen, andere aber, die dem Nordheil entgangen waren, wollten um keinen Preis sich fügen, und bey diesen suchte jener Theil mit dem Druck der Zeiten den geschenehen Schritt zu entschuldigen. Dagegen forderte die große Zahl derer, die sich so eben verdient gemacht zu haben behaupteten, es forderten die Kinder dieser Revolution, die sich vor dem durch sie erbauten Thron niederwarfen, die neue Auszeichnung, als eine wohlverdiente Belohnung, wodurch geschah, daß ein Heer von Glückspilzen, das jählings auf unreinem Boden aufgeschossen war, dem Volke als adelig aufgedrungen ward, um dessen wahres Glück und Freyheit sie nicht das mindeste Verdienst hatten; während man die alten Rahmen, an welche sich manche dankbare Erinnerung knüpfte, und deren Inhaber im Druck lebten, jetzt mit Achtung, den Neulingen zum Troz wiederum nannte. So erhielten sich die kümmerlichen Reste des alten Adels, den der Regent nicht anerkannte, obwohl in unscheinbarer Kleidung und enger Wohnung, in einem Ansehen, um welches

Die neu Beehrten ihn selbst beneideten, weil kein Fürst geben kann, was des Volks Stimme allein zu gewähren vermag. Es behaupteten die alten Geschlechter in ihren engen Kreisen in Sprache und Benehmen eine ungesuchte Hoheit, welchem die Glückspilze mit aller Pracht nicht gleich kommen konnten, da so manches ihre Abkunft und die Gesellschaft verrieth, in welcher sie aufgewachsen waren, welche Mängel kein noch so geschmackvoller oder geschmackloser Aufwand, und kein noch so reich verbrämtes Kleid zu verbergen im Stande war. Auch war es Sitte, daß die Apostaten, die in der neuen Welt sich nicht immer zum besten fühlten, so bald sie konnten, den Ornat abwarfen, den sie mit so vielen, die nicht ihres Gleichen waren, trugen, und schmucklos der kleinen Gesellschaft zueilten. Nichts suchten auch die Neulinge mehr, als sich dazwischen einzuschleichen.

So schien das Ganze fast als ein mißlungenes Unternehmen betrachtet werden zu können, um so mehr, da die dem neuen Adel verliehenen Güter, zur Aufrechthaltung äußerer Würde, die meist im Auslande angewiesen waren, verloren gingen, seitdem die Siegesgöttinn dem nie zu befriedigenden Günstlinge verdrossen den Rücken zuwandte. Auf jeden Fall ist es noch nie gelungen, ja, so viel wir uns erinnern, noch nie — wenigstens in dieser Masse nicht — unternommen worden, einen alten Geschlechtsadel zu vertilgen und zugleich einen so gut als ganz neuen dem Volke sofort aufzudringen. Das Erstere haben zwar freylich hier und da Zeloten zum Theil versucht; das Andere damit zu verbinden, und dem Volke einen ganz neuen Adel, durch einen Machtspruch, anzudringen: einen Adel, dessen ganzes Verdienst meist darin bestand, daß er im Felde mit Ruhm für eine Sache

gefochten, die in der letzten Zeit kein freyer Mann mehr billigen konnte: das war unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten. Wiewohl wir gern zugeben, daß die frühere Thätigkeit höchst ungeschickter und verruchter Hände die Nachfolgenden vom Abenteuerlichen zum Abenteuerlichsten fortstieß.

Steht man aber von diesem Allen ab, und beurtheilt man die vorgeschriebene Einrichtung als eine, auf einen alten, echten und geehrten Adel, in einer in Recht begründeten Monarchie sich beziehende, Reform; so würde sie auf den Beyfall der Verständigen in mancher Beziehung rechnen können.

Es würde, dieser Verbesserung zufolge, der Adel nicht steuerfrey seyn, das Corps wäre nicht geschlossen, dem Verdienste stände der Zutritt offen; der Regent könnte alle Talente benutzen wo und wie er wollte, er würde nicht an eine Classe gebunden seyn; das Verdienst würde noch in den Nachkommen geehrt, der verdiente Vater könnte hoffen dadurch hochherzige Gesinnungen bey seinen Kindern zu erhalten; durch Majorate würde stets für die äußere Behauptung der Würde gesorgt, weil ein bettelnder Adel gemeiner Gesinnung und niederdrückender Beschäftigung sich schwer enthalten kann; dieser Adel würde ferner keine geschiedene, die Verdienste niederdrückende Kaste bilden, er würde dem Volke verwandt bleiben, indem unter andern der auf Lebenszeit an die Führung gewisser Aemter geknüpste Dienstadel, von welchem zum Geschlechtsadel aufzusteigen möglich wäre, ein Band zwischen den erblichen Würden-Inhabern und dem Volke erhalten würde, so wie denn auch keine Mißheirathen gesetzlich statt fänden; endlich aber gäbe es keine Landgüter weiter an deren Besitz Rechte geknüpft wären, wodurch der Landmann erniedrigt und an den Ursprung aus der

Beibeigenschaft fort und fort niederbeugend erinnert würde.

Sehen wir ab von manchem, was wir nicht zu vertheidigen unternehmen möchten, z. B. von der Stiftung von Majoraten in Bank- und Canal-Actien und Staatsschuldsscheinen, welches freylich eine sehr neue Erfindung ist, und vergessen wir nicht, daß wir nur unter Voraussetzung eines vorhandenen wahren Geschlechtsadels reden; so möchte schwerlich jemand die Keckheit haben, die angeführten Reformen im Ganzen zu verwerfen. Allein ist denn dieß alles etwa nur die Erfindung eines herrlichen Kopfs, lebt dieß nur in der Welt der Träume? Mit nichten! Solch ein Adel ist, im Ganzen die Sache betrachtet, bereits längst in einem Lande vorhanden, das mit seiner politischen Bildung anderen immer mehr vorleuchtet wird und muß; hier findet sich das Gute von dem Allen und noch weit mehr, in jenem glücklichen Eilande, dessen Bewohner rastlos nach der Bildung einer freyen Monarchie gestrebt haben, weil nur unter einer solchen Verfassung bey einem zahlreichen Volke, das theuere Kleinod der Freyheit auf diese Weise treu bewahrt werden mag. Wir verehren dankbar dieß Volk, weil durch seine Anstrengungen seine Opfer, seine Beharrlichkeit die Befreyung der Welt möglich geworden ist. Bey ihm schützt und schirmt der Adel, der im Volks-Senate, wie billig, seinen besondern Platz einnimmt, die Majestät des Königs, seine eigenen Rechtsame, damit nicht wahnwitzige levellers ihr verruchtes Spiel etwa von neuem treiben; er schützt und schirmt aber auch die Freyheiten des Volks, dem er durch tausend Bande verwandt bleibt. Daher ist auch in Wahrheit hier erfolgt, was sonst meist nur als frommer Wunsch erscheint, daß daselbst durchaus keine Kla-

gen über die erblichen Würden vernommen werden, und daß sie nicht als ein nun einmahl vorhandenes und bey vielem Guten zu tragendes Uebel, sondern als Grund- und Eckstein der freyen Verfassung betrachtet werden. Zwar nur selten gelangt ein Neuling zu solcher Auszeichnung, denn die Verschwendung der Ehre entehrt die Beehrten. Sicher aber konnte des Bürgers Sohn darauf rechnen, diesem Vereine als Baron vom Nil beygesetzt zu werden, welchem Vereine er durch seinen Beytritt einen neuen Glanz mittheilte, indem er einen andern von ihm erhielt. Fortan ist kein Unterschied in Recht mehr zwischen ihm und den Genossen gleicher Ehre, die von uralter Zeit diese ererbt haben (obwohl in diesem Lande die Abstammung, wie billig, hoch gefehert wird); denn nicht um eine Handvoll Goldes war die Würde sell, sondern mit seinem Blut, das für die Freyheit seines Vaterlandes geflossen, hatte er sie erkaufte, und von seinem Könige, unter Beystimmung seines Volks, und nicht von einem Fremdlinge hatte er sie erhalten. Der Glanz seines Namens adelt jede Abstammung wenn sie auch geringer wäre, denn auf den Vater eines solchen Sohnes strahlt nothwendig ein Theil desselben zurück.

Wer mit Ernst die Verfassung des Brittischen Adels prüft und wägt, der wird von Bewunderung fortgerissen, weil auch das scheinbar Widersprechende aufs glücklichste hier vereint worden. Die rechtliche, die gute, die hohe und edle Abstammung bestehen alle ungestört neben einander, nicht schände wird Alles, was nicht vom Adel ist, in Eins zusammengeworfen; die gentry, welche nach unserm Ausdruck etwa den geringern Adel und die höhern Classen der Bürger umfaßt, hat ihren ehrenvollen Platz, und zwischen ihr und dem mod sind

noch viele, andere geschätzt und ehrenwerth. Aber die nobility selbst bleibt immer dem Volke verwandt; zwar führen alle Nachkommen des Lords sein Wapen, denn sie können zur hohen Würde berufen werden, und auf diesen Fall muß man sie kennen: allein sie gehören, bis sie aufgerufen werden, bekanntlich den commons an, und knüpfen so ein unauflösliches Band zwischen den Theilen, die nie ganz getrennt seyn sollten.

Dies alles weiter zu verfolgen ist hier der Ort nicht; allein heilsam ist für und in allen Kreisen, demnach auch in denen, wohin diese Blätter gelangen, an jenes Volk von Zeit zu Zeit zu erinnern, das durch manches Band uns näher befreundet ist, nicht etwa um sflavisch und geistlos, oder bloß zufolge der Form, sondern im Geist und in der Wahrheit ihm nachzustreben wie unsere besondere Verhältnisse dies fordern und zulassen. Es ist um so heilsamer in unsern Tagen, da Fürsten und Volk in schönem Verein auftreten, und viele von denen, die durch gleichnerische Rede anfangs beströhet wurden, es unter andern auch fühlen gelernt haben, welcher Unterschied sey zwischen dem Geben, dem Versagen und dem Gebieten, welches mit fürstlicher und adeliger Sitte geschieht, und dem, welches von Glückspitzen ausgeht.

Das Erste bleibt allerdings zu sorgen, daß wenn wiederum der fremde Krieger sein Schwert in die Wage wirft, seine Schale nicht sofort sinke; dann das Andere die Wunden zu heilen und ein schöneres harmonievolleres Leben zu begründen. Das Unternehmen ist schwer, aber redlicher Willie und gesunder Verstand vermögen viel mit Gottes Hülfe. Das Alte will und soll sein Recht haben: aber nicht alles Alte war gut. Verbesserungen waren der Wunsch der Redlichsten und Einsichtsvollsten

die jeden Umsturz tief verabscheuten; wir hoffen die Erfüllung dieser Wünsche von denen, die dazu berufen sind, und die der erleuchten wird, der jetzt sichtbar über uns waltet. Mehr als Form und Gesetz ist der Geist, der beide belebt; unsere Zeit hat es herrlich von neuem bewiesen: allein jene sind deshalb nicht gleichgültig; bey bessern hätte dieser früher und kräftiger sich regen können. Wo möglich umschlinge ein engeres Band die Deutschen; und vergessen werde auch nicht, welcher Unheil in den einzelnen Landschaften die Spaltung zwischen Fürsten, Adel und Volk über Deutsche gebracht. Beides zu leisten ist schwerer bey uns als bey andern Völkern, aus mehreren Gründen; aber die Stunde ist günstig, doch will sie benutzt seyn, Männer sind noth, die solcher Zeit gewachsen und über die Routine erhaben sind.

In so großen und furchtbaren Momenten, wandten sich die alten Völker an die Weisesten ihrer Zeit, und erbaten sich von ihnen Form und Gesetz: aber viele unserer neuen Weisen haben die Achtung verloren, indem sie der Weisheit, welche durch Jahrhunderte bewährt worden, spotteten, dem gesunden Verstande Hohn sprachen und leere Hirngespinnste empfahlen. Manche, unter andern den Rec., hat das Gefühl der eisernen Zeit, in der wir gelebt, zu dem Wunsche geleitet, den Nic. Machiavelli zu seiner Zeit in gleicher Lage hegte, daß irgend Einer mit großer Kraft und großen Talenten ausgerüstet unter uns auftreten möge, der seinem eisernen Willen Alle unterwürfe, damit die Schmach abgewälzt würde: Besseres aber ist erfolgt, denn schöner ist's dem ganzen Volke die Rettung zu verdanken, als Einem, der nur seinem Willen und seine Kraft gelten gemacht hätte. Andere verirren sich noch weiter im tiefen Gefühle der schrecklichen Zeit, sie hofften allein Erlösung



von der Herrschaft Einer alleinigen Formel des Glaubens. War aber jenes tiefe Gefühl des Fortschritts Grund, so werde nicht weiter mit ihnen gerechnet, alle vereint um das vaterländische Panier, werden bald gewahren, daß anders Glaubende eben auch bereit sind in diesem Kampfe ihr Leben daran zu wagen. Da wir aber Allen Alles zu verdanken haben, und Alle mit Allen gelitten; so sollen auch nicht nur alle Völker, sondern auch in den einzelnen Landschaften sowohl die Fürsten und der Adel als auch der adelige Bürger des erworbenen Glücks sich zu freuen Grund haben; es werde der gedrückte und fast unterdrückte geistliche Stand, der geringere und ehrenwerthe Bürger, der Meister in seiner Werkstatt und der Landmann in seiner Hütte nicht vergessen.

### Paris.

Dasselbst ist bey dem Buchhändler Arthur Bertrand rue Hauteleville N. 23. noch im Laufe des Jahres 1811 von einem zu Arles im südlichen Frankreich ansässigen Landwirthe Michel Truchet ein *Traite complet du Kermès* auf 101 Seiten in Octav nebst 2 Kupfertafeln erschienen. In demselben theilt der Verf. insbesondere seine Erfahrungen über die Naturgeschichte dieses in dem südlichen Frankreich auf der Rinde der *Quercus coccifera* L. häufigst vorkommenden Insects vorzüglichst in Beziehung auf seine Benutzung als Substitut der Cochenille mit. Außerdem handelt er noch von der Art, wie man die so genannten Kermesförner in den dortigen Gegenden einsammelt und ihn ferner als Färbematerial zubereitet; und theilt seine Gedanken mit, wie diesem Industriezweige überhaupt noch mehr aufgeholfen werden könne.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 10. Januar 1814.

London.

Bei der Anzeige des indischen Heldenepichs Ramayuna (s. oben S. 9), blieben wir noch die versprochenen Bemerkungen schuldig, über den Zuwachs, den durch dieses Werk, so weit es bis jetzt in der englischen Uebersetzung vor uns liegt, unsre Kenntniß der alten indischen Mythologie und Geschichte erhalten hat.

Die der Uebersetzung beygefügt, und auf dem Titelblatte angekündigten erklärenden Anmerkungen (explanatory notes) betreffen meistens nur die Bezeichnungen der indischen Götter und ihre Attribute, mit wenigen Worten angegeben. Was sie außerdem enthalten, sind einige kurze Notizen über die Religionsgebräuche der Indier, einige kurze Bemerkungen über ihre Chronologie und Geschichte. Sonst liefern sie dem wissbegierigen Leser nichts, was er zu finden wünschen muß, um das Ramayuna im gehörigen Zusammenhange mit dem zu verstehen, was uns über die indischen Alterthümer auf andern Wegen bekannt geworden ist. Um so mehr glauben wir auf einiges Merkwürdige

S (1)

anmerklich machen zu müssen, das uns in Beziehung auf diese Studien in dem Gedichte aufgefallen ist. Dahin gehört besonders die im Ramayuna vorkommende Verehrung des Brahma. Es ist bekannt, daß dieser Erstgeborene in der indischen Trimurti (Dreyfaltigkeit), die außer ihm den Wischnu und den Schiva (Schiven, mit andern Namen Rudra, Rudr, Madayö oder Masäö u. s. w.) in sich begreift, in Indien weder Tempel hat, noch irgend eine Art von specieller Verehrung genießt. Die beiden Hauptsecten, in die sich der indische Cultus getheilt hat, die Secte des Wischnu und die des Schiva, geben von dieser scheinbaren Zurücksetzung des Brahma verschiedene Ursachen an, deren keine den unbefangenen Forscher befriedigt. So lange wir nicht tiefer, als bisher, in den wahren Sinn der indischen Trimurti eingedrungen sind, ist uns mit den fabelhaften Meldungen, die sich auf diese Grundlage des Mysticismus der brahmanischen Religion beziehen, wenig geholfen. Hier nun, im Ramayuna, das noch jetzt als eines der heiligsten Gedichte von den Indiern verehrt wird, spielt der Gott Brahma, der älteste Sohn des ewigen Urwesens, nicht nur keine unbedeutende Rolle; er nimmt auch (Sect. XIII.) vorzüglichsten Antheil an dem großen mystischen Opferfeste, dessen wir gedacht haben, und erhält mit den übrigen Göttern, die versammelt sind, seinen Antheil von den Opfergaben. Mehrere Mähl wird er der oberste der Götter (sovereign of Gods) und Herr des Menschengeschlechts (lord of mankind) genannt. Er ist es auch, der die Menschwerdung des Wischnu, die der Inhalt des Gedichts Ramayuna ist, unmittelbar betreibt und bewirkt. Nicht zu vergessen, daß auch in den oben angeführten Präliminargesängen nicht ein später entstandener und gleichsam

delegirter Gott der Musenkünste, sondern Brahma selbst zu dem Dichter Valmeeki herabsteigt, sich mit ihm unterhält, und ihn begeistert. Wie sind nun diese Mythen mit dem, was wir von der scheinbaren Zurücksetzung des Brahma erwähnten, zu reimen? Daß Brahma jetzt, und wer weiß fest wie lange? von den Indiern nie mehr namentlich angerufen und besonders verehrt wird, ist nach allen Nachrichten gar nicht zu bezweifeln. Sollte das Gedicht Ramayuna älter seyn, als die Trennung der beiden Secten, in welche längst der indische Cultus sich theilt? Dagegen streitet zu viel. Der Dichter Valmeeki, der das Ramayuna gesungen, ist offenbar ein Wischnuit (Wischnuzaddikarer heißen die Anhänger der Secte des Wischnu an der malabarischen Küste). Bey ihm erscheint der Gott Schiwa oder Ruddra, den die Schiwaiten oder Schiwazaddikarer (Anhänger der Secte des Schiwa) über den Wischnu stellen und als die göttliche Urkraft selbst verehren, nur nebenher und gewöhnlich im Schatten. Auch die übrigen Götter von der Familie des Schiwa, z. B. der Liebesgott Rama, der indische Amor, werden im Ramayuna nur beiläufig und nicht gerade rühmlich aufgeführt. Daß der Verfasser des Ramayuna ein Wischnuit ist, läßt überdieß schon die Wahl des Stoffes zu seinem Gedichte vermuthen. Also, daß sein Gedicht älter sey, als die Trennung der beiden bramanischen Religionssecten, die beide ihr Glaubenssystem von Brahma selbst empfangen haben wollen, ist auf keine Weise anzunehmen. So weit bis jetzt unsere Kenntniß der Geschichte der bramanischen Religion reicht, ist jene Trennung uralt; was um so merkwürdiger ist, da beide Secten fortwährend friedlich neben einander bestehen, während beide in der Verabscheuung der Religion des Buddha

übereinstimmen, die aus der Bramanischen entstanden, aber längst mit Feuer und Schwert von den Hindus in die Länder jenseits des Ganges verdrängt ist. Die Art, wie Drama im Ramayuna verehrt wird, stimmt mit unsern bisherigen Kenntnissen der Grundlehren der bramanischen Religion nur so weit überein, daß auch in diesem Gedichte nirgends die Rede ist von Tempeln des Drama, oder von Festen, bey denen er besonders, oder vorzugsweise, verehrt würde. Aber es wird ihm doch mit geopfert, und er nimmt seinen Antheil in Empfang. Uebrigens scheint die Auszeichnung dieses Götterwesens im Ramayuna von neuem zu beweisen, daß wir mit unsern Begriffen von der indischen Trimurti noch lange nicht im Klaren sind, und daß wir eben deswegen so wenig nach dem Systeme der Wischnuiten, als nach dem der Schiwaiten, hinlänglich begreifen, was, den allgemeinen Grundlehren der bramanischen Religion gemäß, dieser Drama, den man gewöhnlich die personificirte schaffende Kraft des Urwesens nennt, im Verhältnisse zu den beiden andern Personen der indischen Dreyfaltigkeit, dem Wischnu und Schiwa, eigentlich ist. Gewiß scheint zu seyn, daß Drama nach dem Systeme der Wischnuiten weit mehr ist, als nach dem der Schiwaiten, ob er gleich nach beiden Systemen die erste Emanation des Urwesens und, als solche, das personificirte Wort Gottes, seyn soll. Aber, wie nun die im Drama, wenigstens nach dem Systeme der Wischnuiten, personificirte schaffende Kraft sich verhält zu der zengenden Kraft, die, wenigstens nach dem Systeme der Schiwaiten, im Schiwa, dem Herrn des Lebens und Todes, personificirt ist, das ist die große Frage, an deren Beantwortung unsre bisherige Kenntniß der bramanischen Religion scheitert.

Hierüber ein wenig mehr Aufklärung zu erhalten, haben wir auch im Ramayuna vergebens nachgeforscht. Denn, daß im Schiwa nichts weiter, als die zerstörende Kraft verehrt werde, die der erhaltenden des Wischnu entgegenwirkt, scheint nicht einmahl nach dem Systeme der Wischnuiten angenommen werden zu dürfen. Bey den Schiwaiten vollends, deren Secte doch die zahlreichste in Indien ist, und mit welcher die im Alterthum so weit verbreitete Religion der Aegyptier, Phönizier und Griechen unverkennbar zusammenhängt, wird der zeugenden Kraft des Schiwa eine so weite Sphäre gegeben, daß für den Drama, den Schöpfer, fast nichts übrig bleibt, als diejenigen Functionen, in denen er nur als das personificirte Wort Gottes erscheint. Darum verehren auch die Schiwaiten ihren Schiwa beynahе schlechtthin als das höchste Wesen, für dessen Symbol denn das Lingam gilt. Doch darüber mehr zu sagen, würde hier zu weit führen. — Zur Aufklärung der ältesten Geschichte von Indien nützt das Ramayuna nur dadurch, daß es von neuem beweiset, wie die historischen Sagen der Indier in den mythischen Principien ihrer Glaubenslehre sich bis zu dem Punkte verlieren, wo das Licht der historischen Critik völlig erlischt, und daß deswegen der Streit über das muthmaßliche Alter der indischen Cultus schwerlich jemahls wird entschieden werden können. Daß ein Mahl ein trefflicher König Rama in Indien wirklich regiert habe, und daß man diesen Rama als eine Erscheinung des Wischnu verehrt habe, kann wahr seyn, auch wenn die historische Critik den größten Theil der Sagen von diesem fabelhaften Fürsten preis gibt. Auch die indische Genealogie des fürstlichen Hauses, zu welchem dieser Rama gehört haben kann, ist durch die fabelhafte überirdische nicht aufgehoben; denn

als Mensch war ja Rama ein Sohn des Duscha-rutha, dem keine überirdische Abkunft bezeugt wird. Daß ein König Rama für eine Erscheinung des Wischnu in Indien gehalten wird, fernern wir nicht erst aus dem Ramayuna. Unter den längst bekannten zehn Verwandlungen des Wischnu (die zehnte aber soll erst noch kommen) ist die Verwandlung in den Rama die vierte. Aus den früheren Nachrichten über die indische Litteratur wissen wir auch schon einen Theil der Geschichte, die vom Rama im Ramayuna erzählt werden, nicht so vollständig, und zum Theil vom Ramayuna sehr abweichend. Außer dem Ramayuna, das in den älteren Nachrichten auch Ramayam und Ramascham genannt wird, finden wir noch ein Geschichtsbuch oder episches Gedicht unter dem Titel *Itigaza*: schabadalam angeführt, das eine Fortsetzung des Ramayuna zu seyn scheint. Daß in diesen fabelhaften Geschichtsbüchern Alles erdichtet seyn sollte, ist schon deswegen nicht anzunehmen, weil eine solche Voraussetzung gegen den Geist des alten Epos streitet, das überall aus einer Vermischung von Dichtungen mit historischen Sagen entstand. Und so möchten denn auch wohl die übrigen Fürsten, Städte und Länder, die im Ramayuna genannt werden, zum Theil der wirklichen Geschichte und Geographie des alten Indiens angehören. Leichter würde sich darüber einige Gewißheit ausmitteln lassen, wenn nicht die ungeheuren arithmetischen Hyperbeln, die zu den poetischen Figuren des indischen Stils gehören, fast alle Versuche, in ihre Chronologie historische Ordnung zu bringen, vereitelten. Denn mehr als poetische Figur im Nationalgeschmack ist es doch wohl nicht, wenn sie ihre alten Könige, wie dem Duscha-rutha, neuntausend Jahre alt werden lassen, gerade so, wie sie alles Große dann erst

kräftig und würdig ausgesprochen zu haben glauben, wenn sie es in der Bezeichnung durch Zahlen und Vergleichen bis zum Unglaublichen und Ungeheuren treiben. Nach diesem Maßstabe scheinen ihre mythischen Zahlen in demselben Verhältnissen zu wachsen, oder mäßiger zu werden, wie die erzählte Begebenheit sich entweder mehr der erdichteten Uebersage des Unendlichen, oder den neueren Zeiten nähert. Es versteht sich, daß man diese, aus einem Uebermaße des poetischen Gefühls entsprungenen Zahlen nicht mit den noch größeren verwechseln muß, die sich in der indischen Mythologie auf den astronomischen Cyclus der Weltalter (Yugas) gründen. Aber auch diese indische Lehre von den Weltaltern, die weit über den Anfang der Schöpfung des physischen Weltgebäudes, selbst nach dem indischen Systeme, hinaus reicht, scheint aus einem kühnen Versuche, die Ewigkeit durch ungeheure Zahlen zu erschöpfen, entstanden zu seyn, und erst später durch astronomische Berechnungen eine Ausbildung erhalten zu haben. Wie dem auch sey; das Wahre in dem fabelhaften Theile der Geschichte von Indien läßt sich vielleicht glücklicher, als bisher geschehen, ausmitteln, wenn man die hyperbolischen Zahlen der indischen Chronologie ungefähr in demselben Verhältnisse verkleinert, wie die Geschichte rückwärts geht.

Ueber die Art, wie die indischen Namen in der englischen Uebersetzung des Ramayuna geschrieben sind, müssen wir noch eine kleine Bemerkung nachtragen. Die Uebersetzer haben, um die indische Aussprache bestimmter anzudeuten, die Vocale zwischen den Consonanten bald mit gewöhnlicher, bald mit Cursiv-Schrift, drucken lassen. Aber was bedeutet denn nun die Cursiv-Schrift? Darüber erhalten wir keine Auskunft. Auch ist nirgends die Accentuation angezeigt.



## Leipzig.

Den J. S. Gleditsch: *Oweni Epigrammata selecta*. Mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser. Herausgegeben von Carl Heinrich Jördens. 1813. VIII und 158 Seiten in Octav.

Nach Ramlers Beispiele, der aus den Epigrammen Martials eine Auswahl mit den Uebersetzungen verschiedener Verfasser und seinen eigenen, im Jahre 1787 und folgenden Jahren veranstaltete, hat der würdige Herr Rector Jördens zu Lauban eine ähnliche Auswahl aus Owens Sinngedichten ausgehoben. Das Beste aus dem Owenischen Nachlasse ist hier offenbar mitgetheilt, und der Fleiß die Uebersetzungen und Nachbildungen zu sammeln ist lobenswerth. Auch das eigene und was seine Freunde beigezeichnet haben, ist gut gerathen. Uebrigens ist Owen (*Audoënus*, *Odoënus*), den unsre vaterländischen Ältern sowohl als neuern Epigrammatisten von dem trefflichen v. Vogau an fleißig benutzt haben, ein Zeitgenosß der Königin Elisabeth von England, welcher er noch traurig wegen einer eben erhaltenen Züchtigung von seinem Orbit, auf ihre Frage, was ihm fehle, den dritten Vers aus Vergils zweytem Buche der *Aeneis* als Antwort her sagte: *Infandum, regina, jubes renovare dolorem*. Er starb in dürftigen Umständen zu London im J. 1622. Er gehöret unstreitig zu den größten Epigrammatisten. Er ist witzig, launig, kräftvoll, Menschenkenner, meist originell und schreibt ecktrömisch, selten ahmt er einen fremden Einfall nach: Schade daß er oft geschmacklos ist; die guten Sitten beleidigt, und in Hinsicht seines Sylbenmaßes zu monotonisch ist. Daß hier nur das trefflichste ausgehoben sey, versteht sich von selbst.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1814.

Berlin.

Ueber die Werthschätzung des Bodens. Ein Versuch, an die Stelle der schwankenden Wirtschaftsanschläge bestimmte Grund-Anschläge zu setzen, um den Werth jedes Grundstücks zu bestimmen. Besonders in Hinsicht auf Gemeinheits-Theilung und Ackerumsatz. Dem Publicum zur Prüfung vorgelegt von A. Thäer, Königl. Preuss. Staats-Rathe im Departement der Gewerbs-Polizey. Erster Theil. Die Schätzung des Ackerlandes. 1811. Auf VIII und 156 Seiten in klein Octav. In der Realschulbuchhandlung.

Der berühmte Verf. fordert jeden competenten Richter so wohl bey seiner Liebe zur Wissenschaft als bey seinem Patriotismus zur Prüfung dieses Versuchs auf. Auch wir können es also bey der allgemeinen ehrenvollen Anzeige, womit wir sonst unsere Leser nach der Bestimmung dieser Blätter nur auf den wichtigen Inhalt des kleinen Buchs aufmerksam gemacht haben würden, nicht bewenden lassen, sondern müssen dieser Anzeige

§ (1)

wenigstens die Haupt-Resultate unserer Prüfung hinzufügen.

Der Zweck des Verf. ist: der Lehre von der Veranschlagung des Ackerlandes Rationalität zu geben, oder sie von dem bloßen Empirismus auf die Festigkeit einer Wissenschaft zu bringen. Unstreitig ist dieses Vorzugs im Allgemeinen auch sie fähig; in der Anwendung aber unserer Meinung nach nicht. So wenig als wir jemahls die künftige Witterung mit Sicherheit werden voraus sagen können; ob sie gleich durch den gegenwärtigen Zustand der Atmosphäre und die Umstände, die auf sie wirken, ganz gewiß gegeben ist: eben so wenig werden wir auch bey aller unserer Kenntniß der Ursachen und Wirkungen über den Ertrag eines Ackers ganz richtig zu urtheilen vermögen. Von beiden wissen wir die zureichenden Gründe nicht genau und vollständig genug; und dann sind dieser Gründe auch viel zu viele, als daß der menschliche Geist alle möglichen Combinationen derselben zu übersehen, und daraus das Resultat zu berechnen im Stande wäre. Gleichwohl bleibt es dem Forscher nicht nur erfreulich, sondern auch für die Anwendung ungemein nützlich, dahin zu streben; und wir nehmen daher die so vorzüglich ausgefallene Bemühung des Verf. gewiß mit den größten Danke an.

Das Schätzungsgeschäft wird hier so, wie es im Preussischen gewöhnlich ist, in die Bonitirung und Taxirung eingetheilt. Die Bonitirung hat, wie es uns scheint, keinen andern Zweck, als das Wirtschaftssystem zu bezeichnen, das man bey dem Grundstücke in Frage befolgt, oder nach der Gewohnheit des Landes befolgen sollte; zur Ausfindigmachung des Ertrages kann sie dem rationalen Landwirthe nicht dienen. Denn dieses System ist ja gar nicht durch die Natur des Grundstückes

gegeben, sondern es ist eine Erfindung des Herkommens, die vor dem rationalen Landwirthe vielleicht nie wird bestehen können; und die ja schon auf der Gränze des Preussischen Staats gänzlich unbekannt ist. In der That befremdet es uns also, den Verf. davon ausgehen zu sehen. Die freye Drey-Felder-Wirtschaft hätte ihm bey allen ihren Fehlern gewiß einen bessern Standpunct gegeben.

Die Eigenschaften und Verhältnisse des Ackers, worauf die Bonitirung gegründet werden muß, nämlich die Bestandtheile des Bodens sowohl in der Oberfläche als im Untergrunde, sein Zusammenhang, seine Kraft, seine Tiefe, das Maas der ihm eigenen Feuchtigkeit, die Lage (Exposition), die Reinheit von Steinen und Unkraute sind hier mehr nur angedeutet als gelehrt. Da der Verf. in seinen übrigen Schriften umständlich davon gehandelt hat, so konnte er sich diese Kürze hier freylich erlauben. Aber in einem Werke, das der Lehre von der Veranschlagung eigens gewidmet ist, sieht man sie doch ungern, und zwar um so mehr, da die Rücksicht auf den gegenwärtigen Zweck noch manche nähere Bestimmung nöthig gemacht hätte.

Bei der Erklärung der Taxirung kam es zuerst darauf an, ob der Ertrag nach dem Maas der Einsaat oder der Ackerfläche auszumitteln sey. Der Verf. hat hier die Ausmittlung nach der Ackerfläche vorgezogen, und handelt damit allerdings consequent, da der wahre Bedarf an Einsaat jetzt nur noch historisch erforscht werden kann; in diesem wissenschaftlichen Werke aber nicht von historischen Daten ausgegangen werden sollte. Indessen läßt sich doch auch nach der Ackerfläche der Ertrag nur historisch oder durch Abstraction aus Reminiscenzen angeben, und wir sehen also nicht, was damit

gewonnen ist. Vielleicht hätte hier eine Discussion über die Bestimmungsgründe des Maases der Einfaat weiter geführt! Da übrigens der Ertrag nicht bloß durch die natürliche Beschaffenheit des Ackers, sondern eben so sehr auch durch die Bedüngung bedingt wird; so setzt der Verf. mit Rechte fest, daß der Ertrag sich nach der Düngung richte. Unter Düngung kann indessen hier, so wie im Großen überhaupt, keine andere verstanden werden, als die gewöhnliche; das ist, diejenige, die der Acker durch sein eigenes Product gibt; es werde solches abgemähet oder abgeweidet. Der Verf. rechnet dazu zwar auch noch das Product der Wiesen, nach unserer Meinung aber mit Unrecht; wenn nicht die Wiesen zu Gunsten des Ackerlandes verarmen sollen. Zur Berechnung des Stroh = Ertrags wird übrigens der Ertrag am Korne für gegeben, und darauf das Verhältniß des Korns zum Stroh nach dem Gewichte als ständig angenommen; und hieraus denn das Stroh berechnet. Bey diesem Verfahren scheint uns ein Cirkel begangen zu seyn, und dann halten wir auch das Verhältniß des Korns zum Stroh für nicht völlig in der Natur begründet; indem das Korn erst entsteht, wenn das Stroh schon fast ganz ausgewachsen ist; folglich der Wuchs des einen und des andern von ganz verschiedenen Witterungs-Perioden abhängt, und also in keinem richtigen gegenseitigen Verhältnisse stehen kann. Dennoch trifft jedoch das Resultat so ziemlich zu, und wir lassen das Verfahren um so mehr unangefochten, da der Punct, worauf es hier ankommt, nur der ist, daß der Acker sein eigenes Product an Dünger wieder erhält, — es sey solches groß oder klein.

Um die Anschläge besonders Behuf der Gemeinheits- Theilungen und Acker- Umsetzungen brauchbar

machen zu können, scheint dem Verf. die Berechnung der Früchte nach dem Markt-Preise nicht recht schicklich; weil dieser nicht nur aus zufälligen Ursachen gar zu sehr schwankt, sondern auch dem natürlichen Verhältnisse der Frucht-Arten unter einander nicht entspricht. Der Verf. hat daher das Werthverhältniß der Früchte gegen einander nach dem Maaße der nährenden Theile, die durch chemische Untersuchungen darin gefunden worden sind, für den Weizen zu 15; den Roggen zu 12; die große Gerste zu 9; die kleine zu 8; den Hafer zu 7; die Erbsen zu 14 bestimmt; wornach der preussische Scheffel, wenn man den Roggen zu 1 Rthl. annehmen wollte, Weizen 1 Rthl. 6 Ggr., die große Gerste 18 Ggr., die kleine 16 Ggr., der Hafer 14 Ggr., die Erbsen 1 Rthl. 4 Ggr. kosten würden. Indessen treten doch auch hiergegen die gegründeten Einwendungen ein, erstlich daß wir über das Maaß der nährenden Theile in jeder Frucht-Art noch bey weitem nicht einig sind; und dann, daß bey Früchten, die bloß zum Verlaufe gebauet werden, es doch nur auf den Markt-Preis ankommen kann, der innere Werth mag seyn welcher er will; selbst also bey Gemeinheits-Theilungen oder Acker-Umsetzungen der eine oder andere Theil durch die Preisbestimmung nach dem innern Werthe zu sehr gewinnen oder verlieren könnte. Das Uebel, das umgangen werden sollte, ist es also doch wirklich nicht.

Die Gewinnungs-Kosten werden in einem großen Theile von Nord-Deutschland bekanntlich der doppelten Einsaat gleich gerechnet. Diese Berechnungsart ist unstreitig höchst unzuverlässig. Der Verf. hat daher richtigere Grundsätze dafür aus der Natur der Sachen aufgesucht, und darnach die Berechnung für alle die angenommenen Klassen der

Ackers durchgeführt. Auch hierbey hat nun freylich Willkühr nicht ganz vermieden werden können, das Verfahren ist aber doch viel gründlicher und besser. Sonderbar ist dabey indessen, daß ein Kosten-Betrag herauskommt, der sich von dem, den die doppelte Einsaat ergibt, nicht sehr unterscheidet.

Der Verf. verfolgt hierauf seine gefundene Resultate mit vielem Scharfsinne weiter, und findet dadurch am Ende, daß wenn man den Weizen-Boden erster Classe auf 1000 setzt, der Weizen-Boden zweyter Classe auf 576; der Gersten-Boden erster Classe auf 790, zweyter Classe auf 502; der Hafer-Boden auf 182, das dreijährige Land auf 36 kömmt. Dieses sind indessen, wie sich von selbst versteht, nur die Anhalts-Puncte; daß es Gradationen auf- und abwärts gebe, bedarf keiner Erinnerung.

Wenn man den ganzen Werth des Ackerlandes finden will, so muß auch der, den die Weide gewährt, gesucht werden. Diese ist Dreisch-, Brach- und Koppelweide. Für die Dreisch-Weide nimmt der Verf. die Werthbestimmung aus den für die Koppelwirthschaft gefundenen Grundsätzen. Die Brach-Weide rechnet er dagegen nach der Zeit, die sie benutzt wird, auf  $\frac{1}{3}$ ; die Stoppelweide, in so fern sie dem Hornvieh Nahrung gibt, auf  $\frac{1}{5}$ ; und die Berechtigung, die Schafe unter den gehörigen Einschränkungen auf die Brache und Saat zu treiben, zu  $\frac{1}{2}$  der Sommer-Wehütungen. Da es hierbey auf die größte Genauigkeit nicht ankommen kann, sondern nur Data verlangt werden, wornach sich bey Gemeinheits-Theilungen und Acker-Umsetzungen Ausgleichungen machen lassen, so läßt sich diesen Sätzen auch nach unserm Erachten ohne Bedenken folgen.

Indem wir übrigens hiermit nun anerkennen, daß die Theorie durch diesen wohlgelungenen Versuch des Verf. ungemein gewonnen hat; dürfen wir doch aber auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bey dem Gemeinheits-, Theilungs- und Acker-Umsetzungs-Geschäfte eine zu ängstliche Anwendung der Theorie mehr hinderlich als förderlich ist. Wenn die Parteyen bey Auseinandersetzungen gegenseitig für jeden ihrer Vortheile völlig entschädigt seyn wollten; so würden sie sich darüber nie vereinigen. Vergleiche kommen nur dann zu Stande, wenn der eine Theil auf den einen oder andern Umstand aus besondern Rücksichten einen größern Werth setzt als der andere; folglich das mit Gleichgültigkeit aufopfert, was der andere leidenschaftlich zu gewinnen sucht.

### Leyden.

Bey A. und J. Honkoop: Annotationum in loca selecta Novi Foederis specimen *primum* (1810), *alterum* (1811), *tertium* (1812) auct. Joanne van Voorst. 144 Seiten in Octav.

Bey dem Antheil, den wir an allem nehmen, was im In- und Auslande gründliche Gelehrsamkeit befördert, können wir die drey angezeigten Abhandlungen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man gleich von einem bloßen Text zu öffentlichen Disputirübungen studierender Theologen, wozu sie geschrieben sind, keine neue Ansichten oder Entdeckungen zu fordern berechtiget ist. Es erweckt keine geringen Begriffe von dem Zustande der theologischen Studien auf der Leydner Universität, daß der Hr. Verf. von *disciplinae alumnis non paucis* reden kann, *quorum ut in doctrinarum studio universe, ita et in sacris libris tractandis, ea exercitationis et profectuum laus est, ut in publicum produci mereantur.* Möge dieses Mit-



tel, den Fleiß der Studierenden zu ermuntern, von dem die deutschen Universitäten gegenwärtig zu wenig Gebrauch machen, die Zahl angehender Gelehrten, die ihre Studien mit Anstrengung und Gründlichkeit treiben, fortgehend vermehren!

Die drey Abhandlungen sind mit einer bewunderungswürdigen Kenntniß alles dessen, was über ihre Gegenstände geschrieben ist, ausgearbeitet. So eine, man möchte sagen, fast ängstliche Umsicht alles Geleisteten kann zwar der Eigenthümlichkeit nachtheilig werden; aber in Schriften dieser Art, welche Urtheilskraft und Critik angehender Gelehrten üben und schärfen sollen, ist sie an ihrem rechten Orte. Darneben zeigt sich großer Fleiß in der genauen Entwicklung einiger Wortbedeutungen: von ihm können in den beiden ersten Disputationen die Forschungen über *Φανερούσθαι*, *δικαιοῦν*, *δικαιοῦσθαι* und *δικαιοσύνη* *Ἰσοῦ* zu Venspielen dienen. I. Ueber 1 Joh. 3, 2. Das *ὅμοιοι αὐτῷ* (nach dem Verf., nicht *Ἰσοῦ*, sondern *Χριστῷ*) *ἀσόμεθα* soll die künftige Theilnahme an dem herrlichen Zustand Christi andeuten. II. Ueber *δικαιοσύνη* *τοῦ Ἰσοῦ* im Brief an die Römer: es sey Gunst Gottes, die sich in der Erlassung der Sünden zeige, und ihre Folge, Heil und Seeligkeit; *δικαιοῦν* Gunst zuwenden, *δικαιοῦσθαι* Gunst Gottes erlangen. III. Ueber 1 Joh. 1, 1-3. *ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς* möchte der Verf. in *ὃς ἦν ἀπ' ἀρχῆς* verwandeln, wenn nur im 3ten W., der den 1sten reasumirt, *ὃ ἀπαράκαμεν* nicht entgegenstünde. *Λόγος τῆς ζωῆς* stehe für *λογος, ἐν ᾧ ἡ ζωὴ ἦν* "magnus ille voluntatis divinae interpres, vitae aeternae et sempiternae auctor," Man sieht, die Wahl der Gegenstände und die Erklärungen des Hrn. Verf. gaben den Opponenten erwünschten Spielraum.

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1814.

Halle.

Bey K. A. Kümmler: Kurt Sprengel, Prof.  
 der Medicin und Botanik zu Halle, von dem Bau  
 und der Natur der Gewächse. 1812. 654 Seiten  
 in groß Octav mit 14 Kupfertafeln.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, seit Heda-  
 wig die Aufmerksamkeit der deutschen Naturfor-  
 scher auf den innern Bau der Gewächse lenkte, einer  
 der ersten zu seyn, welcher mit lobenswerthem Eifer  
 das Studium der Pflanzen-Physiologie zu fördern  
 bemüht gewesen ist. Spätere, durch die hiesige  
 königl. Societät veranlaßte, Untersuchungen über  
 den Gefäßbau, so wie manche andere Beobachtun-  
 gen und Entdeckungen berichtigten und erweiterten  
 die bisherigen Ansichten von dem organischen Bau  
 der Gewächse auf mannigfaltige Weise. So wider-  
 sprechend indeß noch die Meinungen der Physiolo-  
 gen über die Natur und Verrihtung mancher Theile  
 sind, und so wenig wir uns überhaupt schmeicheln  
 dürfen, die Gesetze zu kennen, durch welche die  
 Erscheinungen in der Pflanzenwelt bewirkt werden:  
 so muß man es dessenungeachtet Hrn. S. Dank wissen,  
 daß er alle vorhandene Thatfachen aufs Neue sorg-  
 fältig gesammelt, mit einer auf Erfahrung gegrün-  
 deten Critik geprüft, und in ein Ganzes vereinigt

J (1)

hat. Bey dem Interesse des Gegenstandes und der Achtung gegen den Verf. und seine anderweitigen vielfältigen Verdienste, halten wir uns daher um so mehr zu einer ausführlichen Anzeige dieses Werkes verpflichtet, je weniger Schriften von so gründlicher Gelehrsamkeit, als die vorliegende, zu den gewöhnlichen Erscheinungen der Litteratur gehören. Daß dem Ganzen eine naturphilosophische Ansicht zum Grunde liegt, glauben wir im Voraus bemerklich machen zu müssen, da des Verf. Phantasie bey Erklärung mancher problematischer Erscheinungen nicht selten einen so kühnen Flug nimmt, daß wir ihm nicht zu folgen vermögen. Es wird hinreichend seyn, in dieser Hinsicht auf *Link's* kritische Bemerkungen und Zusätze zu diesem Werke zu verweisen, wo mehrere, auf die Naturphilosophie sich gründende, Meinungen des Verf., wie z. B. der vermeintliche Streit des Lichts mit der Materie, umständlicher erörtert sind, als es hier Ort und Raum gestattet haben würden. Wir verweilen daher lieber bey Gegenständen, die sich auf wirkliche Thatsachen und Erfahrungen gründen.

Als Einleitung geht unter der Aufschrift: *Geschichte der Kenntniß der Gewächse* eine gedrängte Uebersicht desjenigen voran, was von *Empedocles* an bis auf die neuesten Zeiten — einem Zeitraum von mehr als 2000 Jahren — besonders für Physiologie geschehen ist. Einen Schriftsteller von Bedeutung wird man hier schwerlich vermissen; auch im Allgemeinen dem Urtheil des Verf., in Hinsicht der Würdigung ihrer Verdienste um das Studium der Physiologie, beztreten. — Kap. 2. *Allgemeine Geschichte der Gewächse*. Der Verf. beschäftigt sich vorzüglich in diesem Kapitel mit der Entstehung der Gewächse und dem organischen Leben, nach naturphilosophischer Ansicht. Die mannigfaltigen Versuche, besonders die von *Cruithuis*

sen angestellten und auch von Hrn. S. erwähnten, lassen uns wohl nicht länger die Erzeugung thierischer Organismen, ohne vorher da sehende Keime, Eyer oder Saamen, durch bloße allgemeine Naturthätigkeit bezweifeln. Daß die Erscheinung der Schimmelarten und mancher verwandter cryptogamischer Gewächse, viel räthselhaftes hat, ist nicht zu läugnen. Sollte man aber wohl berechtigt seyn, deshalb auch im Pflanzenreich eine ähnliche Erzeugung annehmen zu können? Herr S. will jedoch bemerkt haben, daß das geschmolzene, von den Felsen herabgestoffene und in den Klüften geronnene, Schneewasser in einen fadigen Filz überging, der nichts anders als *Racodium rupestre* ward. Der Verf. wird es dem Rec. verzeihen, wenn er gegen diese Bemerkung einige Zweifel hegt, da seine vieljährigen Beobachtungen über die Natur und Fortpflanzung dieser Gewächse ihn eines andern belehrt haben, und gerade bey diesem, meistens an den trockensten Felsen wachsenden, *Racodium* die Entstehung aus geronnenem Schneewasser nicht wohl zu erklären seyn möchte. Eben so wenig möchten wir auch *Lecidea immerla* nur als Erzeugung einer allgemeinen Naturthätigkeit betrachten, ohne nicht zugleich bey der ganzen Gattung, ja selbst bey den meisten Flechtengattungen, eine ähnliche Entstehung anzunehmen, womit aber schwerlich der Verf. einverstanden seyn wird; da nicht sowohl das den Thallus mehr oder weniger bedeckende Keimpulver, als die stets in den Schüffelchen vorhandenen Sporen oder Samenähnlichen Theile diesen Gewächsen eine höhere Stufe in der Reihe der Cryptogamen anweisen. Gern geben wir übrigens zu, daß bey den Aufgüsthierchen "der Mangel an Individualität durch die Abwesenheit des Begriffs von Gattung und Art dargethan wird." Ober daß, — um uns deutlicher zu erklären — wie schon *Needa*

ham und andere bemerkten, bey Aufgüssen sich zuerst Monaden und Cynclidien erzeugen, daß zwey oder mehrere dieser Thiere zusammen schmelzen und dann eine andere Gattung einen Volvox oder Vibrio darstellen; daß diese endlich in Vorticillen und Colpoden übergehen. Wenn aber nach unserm Verf. ähnliche Uebergänge auch bey einigen Familien der Cryptogamen, den Hyßen, Bauchpilzen und Schwämmen Statt finden sollen: so möchte sich diese Behauptung schwerlich in der Natur nachweisen lassen. Denn nie hat Rec., bey einer mehr als zwanzigjährigen Beobachtung dieser Gewächse, einen wahren Hyßus, ein Dematium oder eine Himantia (denn es kann nicht von den hyßusartigen Fäden die Rede seyn, welche man an der Basis einiger Bauchpilze und Schwämme wahrnimmt, und die gleichsam die Wurzel derselben auszumachen scheinen) in einen Bauchpilz und diesen wieder in einen Schwamm, oder umgekehrt diesen in jenen übergehen sehen, und bezweifelt daher die Möglichkeit des Uebergangs des einen dieser Gewächse in ein anderes eben so sehr, als er sich von der Unveränderlichkeit eines Moooses oder Astermooses überzeugt hält. Einen überzeugenderen Beweis für den Mangel an Individualität mancher dieser Gewächse aus den niederen Ordnungen möchten wir mit dem Verf. darin finden, daß sie, wie auch die Thiere derselben niedern Ordnungen, oft gleich viel von der thierischen als von der Pflanzennatur zeigen, wovon mehrere sehr überzeugende Beispiele angeführt werden. Die genaue Erörterung dieser Gegenstände führte von selbst auf den oft zur Sprache gebrachten Unterschied der Pflanzen von den Thieren. Der Verf. prüft mit sehr vielem Scharfsinn die verschiedentlich aufgestellten Unterschiede, aus deren Untersuchung nur zu deutlich das Schwankende und Unbestimmte derselben hervorgeht. Auch selbst der

chemische Gehalt, in Verbindung mit dem dynamischen Verhältnisse, den Herr S. als den einzigen wahren Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren annehmen zu können glaubt, leidet, wie er selbst bemerkt, in Hinsicht der anderen Familien mehrere Ausnahmen. Einen allmählichen Uebergang des Pflanzenlebens in das thierische anzunehmen, scheint ihm daher keine zu kühne Behauptung.

Kap. 3. Von dem Zellgewebe. Nach einigen vorangeschickten Bemerkungen über die Entstehung der festen Theile nach Begriffen, handelt der Verf. umständlicher über die Entstehung der Zellen, in so weit sich nach unsern bisherigen Erfahrungen darüber urtheilen läßt. Daß die Zellen aus Bläschen entstehen, scheint Hrn. S. auch jetzt noch am wahrscheinlichsten. In den Pfefferpflanzen und einigen Scitaminen nahm er deutlich wahr, daß die Bläschen sich an einander reiheten, um so Zellgewebe zu bilden. Dem Rec. glückte es, nach vielfältigen Versuchen, bey *Piper peireskiae* fol. und *medium* etwas ähnliches, als wie die Tab. 1. f. 4. gegebene Abbildung vorstellt, zu beobachten; doch möchte er keinesweges diese Theorie dadurch als erwiesen ansehen. Ein wichtiger, noch nicht gehobener, Zweifel bleibt die von mehreren gemachte Bemerkung, daß schon im jungen Keime das Zellgewebe in seiner gehörigen Anreihung ausgebildet liegt. Auch scheint die so große Menge der Bläschen, die man in den Saamenlappen gewahr wird, nicht in Verhältniß mit den sich daraus bildenden Zellen zu stehen. Durch überzeugende Beispiele beweiset der Verf., daß die Gewächse, je niedriger sie stehen, ihr Zellgewebe um so undeutlicher ist. In den Astermoosen und Moosen ist die Regelmäßigkeit der Zellen ausgezeichnet, und findet sich von da an, durch das ganze Gewächreich übereinstimmend mit den verschiedenen Pflanzenfamilien. Das Zellgewebe der-

selben Pflanze ist sich indeß keinesweges vollkommen gleich, sondern zeigt sich in dreifacher Verschiedenheit: 1. locker, 2. gedrängt und 3. gestreckt. Das lockere, bekanntlich Parenchym genannt, soll sich da besonders vorfinden, wo keine wichtige Function zu erwarten ist, keine besondere Kraft sich entwickelt. Gedrängtes Zellgewebe zeige sich fast überall, wo Gegenstände sich durch Hervortreten der zweyten Urform (Spiralgefäße) entwickeln sollen. Z. B. in Knoten der Gräser, bey den Keimen der Gräser u. s. w. Von dem gestreckten Zellgewebe, das bey den Moosen und den verwandten Gewächsen die Stelle der Spiralgefäße zu vertreten scheint, unterscheidet Hr. S. noch nicht die demselben sehr ähnlichen, und oft mit ihm vorkommenden, Fasergefäße von Linné (Nachtr. I.), deren Daseyn als eigenthümliche Gefäße, nach Moldenhawer's Beobachtungen keinem weitem Zweifel unterworfen seyn kann. Was man daher Vast zu nennen pflegt, möchte mehr zu den Fasergefäßen oder den faserigen Röhren, wie sie Moldenhawer nennt, als zu den gestreckten Zellen zu rechnen seyn. Umständlich verbreitet sich auch der Verf. über die Scheidewände der Zellen und über die Gemeinschaft derselben mit einander, besonders in Hinsicht der irrigen Behauptungen Mirbel's; und erklärt sich, wie man von einem so scharfsinnigen Beobachter erwarten konnte, in Hinsicht der Beschaffenheit der Zellen für das Daseyn doppelter Häute, und was den letzten Punct betrifft, für ein organisches Durchschwizen. Ueber die Saftbehälter wird Hr. S. ohne Zweifel, nach Moldenhawer's trefflicher Untersuchung dieses Gegenstandes, seine Meinung (— der zufolge sie, wie auch Linné u. a. noch glauben, bloße Lücken des Zellgewebes seyn sollen —) längst geändert haben.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit der zweyten Urform des Pflanzenreichs, den

Spiralgefäßen oder Schraubengängen, wie sie der Verf. nennt. Schon bey einigen Conserven zeigt sich eine Andeutung der Spiralgefäße. In den Farenkräutern aber und in andern Monocotyledonen bemerkt man diese Urform in dem innern Bau zuerst. Auffallend ist es indeß, daß sie der Chara, Canlinia u. a. Najaden fehlen, nach Link's Beobachtung hingegen bey andern Gattungen dieser Familie, z. B. bey Myriophyllum, der Zaoichellia wieder vorkommen. Auch bemerkt man sie bey den Nadelgehölzen, wie Link gleichfalls zuerst wahrnahm, nur in den zartesten Trieben. Bey den übrigen Gewächsen sind sie fast in allen Theilen zugegen, nur mehr oder weniger leicht zu unterscheiden. Auch in den Gräsern, wo Rudolphi nur durchgehends Treppengänge finden konnte, kommen sie in ihrer ursprünglichen Gestalt am besten beym Keimen vor; außerdem auch unter und über den Knoten, wo sie sich vollkommen gut abrollen lassen. In den Blättern bilden die Spiralgefäße die Nerven und das ganze Fasernetz, aber man soll sie selten deutlich wahrnehmen können, weil sie wegen ihrer außerordentlichen Feinheit nicht mehr in die Sinne fallen. Rec. will indeß nur auf die Blätter von Cornus alba aufmerksam machen, deren Spiralgefäße sich bis in die feinsten Theilungen verfolgen und fast ohne Loupe unterscheiden lassen. — Die von Treviranus über die Anfänge der Spiralgefäße vortragene, und von ihm neuerlich zurückgenommene Meinung hat man, wie Hr. S. meint, nicht nöthig sobald wieder aufzugeben, da in den Knoten oder Knollen, wo neue Spiralgefäße entstehen, die so genannten wurmförmigen Körper, welche jener Meinung zufolge die Anfänge der Spiralgefäße ausmachen, sehr gewöhnlich sind. Auch wird zur Bestätigung dieser Theorie noch eine Bemerkung von Swagerman (dessen in mehrerer Hinsicht sehr schätzbare physiologische Abhandlungen in den Ver-



hand. der Maatsch. te Haarlem von den Physiologen bisher ganz übersehen waren) bengebracht. Was die verschiedenen, hinlänglich bekannten, Meinungen von dem eigentlichen Bau der Spiralgefäße betrifft: so erklärt sich der Verf. besonders für die, welche **Comparetti** vorgetragen hat, nach welcher keine eigentliche Wand zugegen ist, sondern von den Windungen selbst gebildet wird. Doch bestreitet der Verf. die gleichfalls von **Comparetti** zuerst behauptete Verzästelung der Spiralgefäße, und erklärt dieselbe mit **Link** für ein bloßes Anlegen neuer Schraubengänge an die ältern. Man muß sehr bedauern, daß Hr. S. die äußerst wichtigen Untersuchungen **Moldenhawer's** von den Spiralgefäßen noch nicht benutzen konnte, da sie nicht allein über diesen Gegenstand, sondern auch über das, was der Verf. über die verschiedenen Abänderungen der Spiralgefäße (die Treppengänge, Ringgefäße etc.) vorträgt; sehr viel Licht verbreiten, und neue, auf den wahren Bau dieser Theile sich gründende Ansichten eröffnen. — Die genaue Prüfung der verschiedenen Versuche mit den Einspritzungen, gab Hr. S. dasselbe Resultat, das er schon vor zehn Jahren daraus gezogen hatte, — daß aus diesen Versuchen, wie auch **Knicht** richtig bemerkt, kein sicherer Schluß auf das Aufsteigen des Safts im natürlichen Zustande gezogen werden könne. Umständlich, und wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes mit sich bringt, verweilt der Verf. noch zuletzt bey der Untersuchung der oft, und schon von **Grew**, in Anregung gebrachten Frage, die wahre Berrichtung der Spiralgefäße betreffend, und beantwortet sie mit **Oken** (Lehrb. der Naturphilosoph. II. S. 50—56) dahin: "daß sie eine höhere Bedeutung haben, daß sie das Lichtsystem der Pflanzen sind, und daß ihre Function die polarisirende ist."

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 15. Januar 1814.

Halle.

Von R. A. Kimmel: Kurz Sprengel, Prof. der Medicin und Botanik zu Halle, von dem Bau und der Natur der Gewächse. (Schluß der im 9ten Stück abgebrochenen Anzeige.)

Kap. 5. Von der Oberhaut. Zuerst von der Bildung und Beschaffenheit derselben im Allgemeinen, dann von den Spaltöffnungen, Haaren, Stacheln, Dornen und Drüsen. Die Spaltöffnungen fand Rec. in den von ihm untersuchten Pflanzen, wie sie der Verf. beobachtete, meistens genau im Flächenraum einer einzigen Zelle. Es muß indeß Abweichungen geben, da Moldenhawer's Beobachtungen hiermit nicht übereinstimmen. Die Einfassungen, womit die Spalten gewöhnlich umgeben sind, vergleicht Herr S. nicht unpassend mit den Schließmuskeln des thierischen Körpers, da sie den Durchmesser der Spalte zu erweitern und zu verengern scheinen, wenigstens sieht man diese zu gewissen Zeiten, vorzüglich des Morgens offener als zu andern. Daß die Spaltöffnungen, wie Linné bemerkte, allererst zugleich mit den Spiralgefäßen

K (1)

vorkommen, bestätigt der Verfasser. Pflanzen der niedern Ordnungen haben sie fast gar nicht: denn was Krocker in der Oberfläche der Marchantia gefunden haben wollte, sind bloße Erhabenheiten, die die Oberhaut für sich gebildet hat. Bey den Eycopodien und den Farenkräutern zeigen sie sich zuerst, so wie bey diesen auch zuerst die Spiralsgefäße bemerkt werden. Daß sie der innern Fläche der Blumentrone fehlen, wenn diese nämlich eine wahre Corolla, und nicht bloß ein corollenartiger Kelch ist, wie man ihn durchgehends bey den Monocotyledonen bemerkt, glaubt Herr S. mit Bestimmtheit sagen zu können. Auch hat er sie bey wiederholter Untersuchung nie auf der innern Fläche der Corollen gesehen, die mit Kelchen versehen sind, wo Rudolphi sie bemerkt haben will. Was die Spaltöffnungen der Blätter betrifft, so finden sie sich bey den meisten Pflanzen, die hoch wachsen und häutige Blätter haben, auf der untern Fläche, ohne daß deswegen das Zellgewebe der untern Seite der Blätter lockerer wäre, wie Treviranus behauptet; denn nicht selten ist dasselbe von noch festerem Bau auf der untern als obern Seite. Daß die Verrichtung der Spaltöffnungen, besonders nach den von Link erhobenen Zweifeln, noch nicht in das gehörige Licht gesetzt ist, darin sind wir mit dem Verf. völlig einverstanden. Unsere Kenntniß von diesen Theilen ist aber in mehr als einer Hinsicht noch zu beschränkt, und der gegenwärtige Einfluß der gleichzeitig vorkommenden Spiralgefäße und der Spaltöffnungen noch zu problematisch, um mit dem Verf. als sehr wahrscheinlich annehmen zu können, daß diese Organe die electrischen und polarisirenden Luftstoffe der Pflanze zuführen und dadurch die höhere Thätigkeit entwickeln. — Die Haare der Oberfläche, von welchen

der Verf. sehr ausführlich handelt, scheinen auch ihm vorzüglich zur Absonderung besonderer Flüssigkeiten bestimmt, und die Junction der Spaltöffnungen der Berrichtung der Haare entgegengesetzt zu seyn; doch glaubt er, daß die Haare der Wurzeln offenbar als Einsaugungswerkzeuge betrachtet werden müssen. Ein von LINK, in seinen Bemerkungen, geäußerter Gedanke verdient eine besondere Berücksichtigung. Er meint nämlich, daß alle Haare, welche Querwände im Verlauf, oder in der Nähe der Basis haben, zur Absonderung, hingegen alle, denen diese Querwände fehlen, vielmehr leicht zur Einsaugung bestimmt seyen. — Ueber die Stacheln, Dornen und Drüsen faßt sich der Verf. kurz.

**Kap. 6. Von dem Mischungsverhältniß der Pflanzen.** Nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen über die Bedingungen des physischen und organischen Lebens, in Beziehung auf die Mischung, und die Mischung organischer Körper überhaupt, handelt der Verf. zuerst vom rohen aufsteigenden Saft, und kommt dann zu den übrigen bekannten Pflanzenstoffen, dem Schleim, Gummi, Stärkmehl, Zuckerstoff u. d. d. Delen, Pflanzensäuren, der Phosphor- Schwefel- Salpeter- und Salzsäure. Wenn auch die Critik über einzelne dieser Stoffe manches zu erinnern haben möchte, so muß man wenigstens dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, über diesen Gegenstand das Wissenswürdigste mitgetheilt zu haben.

**Kap. 7. Erscheinung des Pflanzenlebens.** Dieses Kapitel zerfällt in zwey Abschnitte: von der Ernährung der Pflanzen, und von der Neigbarkeit der Pflanzen. Die Ernährung besteht nicht allein in der Verähnlichung der eingesogenen rohen Nahrungstoffe — welche nach ihm kohlensaures

mit Stickstoff verbundenes Wasser sind, (denn Salze, Erden und Metalle werden nur in ihre Urstoffe zerlegt, aufgenommen), — sondern auch darin, daß die manniafalia verähnlichten Stoffe abgesetzt werden, der Verlust der Theile hingegen unaufhörlich durch neue verähnlichte Stoffe wieder ersetzt wird. Daß sich gegen diese Theorie noch manches, besonders gegen das Phytochemische derselben, einwenden lasse, gibt Herr S. selbst zu; doch glaubt er, daß die zu machenden Einwürfe (wovon mehrere angeführt werden), nichts weiter beweisen, als daß einzelne Pflanzenarten die Urstoffe des Bodens in bestimmten Verhältnissen anziehen, und andere wieder abstoßen. Aus diesem Grunde allein sey auch der Nutzen der Wechselwirthschaft zu erklären; “denn es fordert nachtheilige Anstrengungen der Pflanze, wenn sie nicht die rechten Verhältnisse der Urstoffe im Boden trifft, und diese erst zerlegen, anders zusammen setzen und sich aneignen muß.” Sehr gut wird bewiesen, daß der Chemismus der Vegetation keinesweges zur Bildung der näheren Bestandtheile allein hinreichend sey; sondern daß in den Pflanzen ein höheres Leben, als das physische, herrsche. Außer manchen Erscheinungen, die auf ein höheres organisches Leben hindeuten, sieht der Verf. besonders die Wirkungen des Sauerstoffs, des Lichts, der Wärme und anderer Reize auf die Gewächse als entscheidend für die Lebenshätigkeit an, da sie die Pflanzenfaser in eben dieselbe Thätigkeit, als die thierischen versetzen. Unter den Versuchen, welche man in neuern Zeiten mit dem Sauerstoff anstellte, um den Einfluß desselben auf das Keimen und den Wachsthum darzuthun, wird besonders auf die von Kilmeyer und Schnurrer angestellten aufmerksam gemacht, denen zufolge die

oxidirte Salzsäure, ohne Mitwirkung des Lichts und der Wärme, das Keimen nicht beschleunigt, sondern vielmehr aufhält, und, zu reichlich angewandt, gar vernichtet. Das Licht wirkt als wahrer Lebensreiz auf die Pflanzen: es beschleunigt ihre Vegetationskraft, beschleunigt die Zersetzung der Kohlensäure, macht durch Festwerden des Kohlen- und Wasserstoffs, daß die eigentlichen Bestandtheile sich entwickeln, und ist also zugleich, nach dem Verf., eine dynamische und chemische Potenz, wie Wärme, Electricität und Galvanismus. Ohne Sonnenlicht findet daher keine kräftige Vegetation Statt, wenn gleich Humboldt, und neuerlich auch Decandolle, durch einzelne Erfahrungen diesen Satz zu schwächen gesucht haben. Die Meinung Senesbier's, daß das Sonnenlicht auch als Reiz das Ansaugen der Erdfeuchtigkeit durch die Wurzeln befördere, wollen dem Verf. nicht einleuchten. Entscheidender sind ihm dagegen Bonnet's vielfältige Beobachtungen in Hinsicht des Einflusses des Lichts auf die Richtung der Zweige und Blätter. Als Folge ähnlichen Einflusses betrachtet der Verf. auch die periodische Veränderung der Stellung der Blätter, die man Pflanzenschlaf zu nennen pflegt; doch ist hierbey, was die mehr oder weniger regelmäßige Thätigkeit betrifft, das Alter der Pflanze und die Stärke des Sonnenlichts nicht außer Acht zu lassen. Ritter's Versuche mit den prismatischen Farben wollten dem Verf. nicht gelingen, und wir zweifeln, daß sie andern besser gelingen werden. Auch scheint es ihm keinem Zweifel unterworfen, daß das verschiedene Oeffnen und Schließen der Blumen zu bestimmten Zeiten in dem Reizverhältniß des Lichts gegründet ist, ohne daß man das Licht als hinreichende Ursache annehmen kann. "Denn je zarter die Blume ist, einen desto mäßigeren Grad des Lichts verträgt sie, so daß die Arten

Denotheren und Cactus-Arten nur die Dämmerung der Sommernächte ertragen, und dann auch ihren sehr starken Duft verhauchen. Auch schließen sich manche Blumen bey sehr hellem Licht am ehesten: sie schließen sich, wenn es ihnen an Nahrung gebricht, und wenn ihnen die nöthige Wärme fehlt; daher im Winter selten die Blüthen der Treibhauspflanzen zur rechten Vollkommenheit gedeihen." Daß die verschiedentlich bemerkte Erscheinung des aus den Blüthen stark riechender Pflanzen aufsteigenden Lichts eine optische Täuschung sey, wie Goethe behauptet, findet der Verf. deshalb nicht wahrscheinlich, weil man in der Finsterniß die gelbe Farbe nicht unterscheiden kann; doch ist es, wie er bemerkt, auffallend, daß nur bey gelben Blumen dieses Leuchten bemerkt worden ist. — Was die künstliche Electricität betrifft, so ist der Einfluß derselben auf die Vegetation so äußerst gering, daß er fast nicht in Betracht kömmt. Sehr zweifelhaft bleibt auch noch der Einfluß des Galvanismus. Von den andern Dingen (Opium, Kirschlorbeerwasser ic.), die man als Reizmittel angewandt hat, verdient besonders der Arsenik, nach Kilmeyer's und Jaeger's neuen Versuchen, alle Aufmerksamkeit. — Im 8ten Kapitel ist die Wurzel, nicht nur in Hinsicht der äußern und innern Bildung, sondern auch ihres Zusammenhanges mit den Zweigen, ihres Wachsthumms u. s. w. abgehandelt. Der wesentliche Theil des innern Baues des Wurzelstocks ist, nach dem Verf., jederzeit ein gedrängtes, mit körnigen Niederschlägen erfülltes, Zellgewebe, aus welchem die Spiralgefäße, als dynamische Triebfedern der Saftbewegung, sich entwickeln. Diesem Baue zufolge kann sich kein Mark in der Wurzel bilden, sondern man bemerkt Statt dessen einen Strang von Holzfasern und Spiralgefäßen, welchen Mau die Kernsubstanz

nennt. In so fern ist also auch der von Medicus zuerst angenommene Unterschied des Stammes von der Wurzel, doch mit Ausnahme der jungen Pfahlwurzeln, besonders der Sommergewächse, in der Natur gegründet. Das Vermögen des Stammes und der Zweige überall Wurzeln zu schlagen, gibt dem Verf. einen überzeugenden Beweis, daß keine einander ausschließende Gegensätze zwischen Stamm und Wurzel vorhanden sind. Ueberzeugend sind die von dem V. angeführten Thatsachen für das Wachstum der Wurzeln durch die absteigende Bewegung des Bildungsaftes. So wie es auch keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß das Geschäft der Einsaugung lediglich auf die sehr zarten, am Ende geschlossenen Härchen und der schwammigen Hülle (womit besonders die Endspitzen der Fasern der Molecyledonen versehen sind) beschränkt ist. Unter den verschiedenen Meinungen, die man als Ursache der absteigenden Richtung der Wurzel angenommen hat, tritt Hr. S. derjenigen bey, nach welcher diese Erscheinung vermöge der Schwere bewirkt wird. Doch gibt er auch zu, daß die Verdünnung der Säfte durch die Wärme der Luft das Aufsteigen, die Kühle der Erde aber eine Verdichtung hervorbringt, welche das Absteigen veranlaßt, obgleich man auf keine Weise berechtigt sey, dieß als die einzige Ursache anzusehen. Jenes Gesetz leidet auch bey Bäumen, welche auf Abhängen der Berge wachsen, im Allgemeinen keine Abänderung, wie Rec. zum öftern zu bemerken Gelegenheit hatte. Daß durch die Wurzeln Säfte ausgeleert werden, scheint dem Verf. nicht unwahrscheinlich, da er selbst einige Erfahrungen hierüber zu machen Gelegenheit hatte. Die Sache verdient in jeder Hinsicht mehr berücksichtigt zu werden, da sie, wie sehr richtig bemerkt wird, für die Theorie des Ackerbaues nicht unwichtig seyn würde.



Kap. 9. Von dem Stamm. Innerer Bau des Stammes der Mono- und Dicotyledonen. Genauere Bestimmung der Oberhaut. Grüne Rinde. Herr S. unterscheidet diese Rindensubstanz sehr genau von dem Bast, mit dem sie mehrere verwechselt haben, und sieht sie mit Recht als die Grundlage alles Wachstums und aller Erzeugung neuer Theile an. Die schon von Du Hamel gemachte Beobachtung, daß abgeschälte Bäume nicht allein wachsen, sondern auch festeren Splint ansetzen, widerspreche indeß keinesweges dieser Wichtigkeit der Rinde zur Unterhaltung des Wachstums und der Lebenskraft des ganzen Gewächses, da sich auch im Holze Bastrohren, als die eigentlichen Saftkanäle, befinden. Doch gehen geschälte Bäume sehr bald aus, weil, wie auch schon Meyer (Naturg. Darstell.) zu beweisen gesucht hat, die Rinde zur Zubereitung der Säfte erforderlich ist, und weil, wie hinlänglich dargethan, zwischen Rinde und Holz sich der Bildungsast ansammelt, der zur neuen Anlage der Theile nothwendig ist. Nur möchte der Rec., ohne die Beobachtungen anderer in Anschlag zu bringen, nicht mit dem Verf. alle Reproduction der Rinde bezweifeln; denn er erinnert sich eines Falles, wo man bey einem geschälten Baume sehr deutlich den Anfang einer sich reproducirenden Rinde wahrnehmen konnte. Die Spiegeelfasern betrachtet der Verf. mit Malpighi und G. w. als Fortsetzungen des Rindenzellgewebes durch die Maschen des Bastes und Spalten des Holzkörpers bis zum Marke, und schreibt ihnen die Verrichtungen zu, dem Bildungsaste eine Seitenbewegung zu geben: eine Meinung, die unstreitig die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ob der Ursprung des Bastes aus dem Bildungsaste (Cambium Du Hamel's und Mirbel's) herzuleiten sey, scheint dem Rec. noch nicht ganz ausgemacht, da manche

vorkommende Erscheinungen sich nicht wohl mit dieser Theorie vereinigen lassen. Was die Bestimmung des Bastes betrifft, so scheint es dem Verf. fast keinem weiteren Zweifel unterworfen, daß die Röhren, aus denen er besteht, die rohen Pflanzensäfte aufwärts treiben, wozu ihnen die polarisirenden Spiralgefäße den Antrieb geben. Findet, wie nicht zu bezweifeln, auch im Holz ein Aufsteigen der Säfte Statt, so geschieht dieß nur vermöge der Continuität des Bastes mit dem Holze, worauf *Cotta* und *Liné* nicht Rücksicht genommen zu haben scheinen. Das Absteigen der Säfte findet nur zwischen Bast und Holz Statt. Der Bast heißt *Splint*, wenn er außer den feinen Röhren und dem dieselben durchfließenden Zellgewebe noch Spiralgefäße und Abänderungen der letztern enthält; und er wird zum Holze, wenn diese Formen sowohl fester als steifer geworden, als auch die Spiegelfasern sich vereinigt haben. In dieser richtigen Ansicht liegt zugleich die oft bestrittene Frage über die Erzeugung des *Splints* beantwortet; daher *Mirbel*, wie *Hr. S.* bemerkt, nicht Unrecht hat, wenn er das gar zu scharfe Abtrennen der Theile des Stammes in der Idee verwirft. Ausführlich handelt der Verf. vom Holze in Hinsicht seines Baues und Wachsthums, und sucht durch überzeugende Gründe darzuthun, daß die Bildung desselben, nicht, wie *Liné* sehr scharfsinnig zu beweisen bemüht gewesen ist, nach innen, sondern nach außen zu geschieht. Indes verdienen auch *Liné's* Gegenstände, in den Bemerkungen zu des Verf. Werke, nachgelesen zu werden.

Kap. 10. Von den Knospen und der Metamorphose der Theile. Knospen und Saamen lassen sich nur im Allgemeinen unterscheiden; denn die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Theile unmerklich in einander übergehen, und daß bey den

Pflanzen der niedern Ordnungen der Begriff von Knospe und Saamen fast zusammen schmilzt. So gibt es auch Beispiele, daß Monocotyledonen, was sonst ungewöhnlich ist, wirklich Knospen tragen. — Unterschied der Fruchttaugen von den Holztaugen; Uebergang der einen Art in die andere Stellung der Knospen und der aus ihnen sich entwickelnden Blätter und Zweige. — Den Schluß dieses Kapitels machen einige Bemerkungen über die Entstehung sämtlicher Pflanzentheile durch Metamorphose einer sich stets gleichbleibenden Grundsubstanz, vorzüglich nach Goethe's bekannter Schrift.

Kap. II. Von den Blättern. Der Verf. betrachtet zuvörderst den innern Bau der Blätter, und kommt dann auf das Abfallen derselben zu sprechen, das ihm, mit Vrolik, gleichsam ein partieller Tod zu seyn scheint, der sich, durch Mangel thätiger Lebensverrichtungen im Blatte, Mangel an grüner Farbe und gehöriger Verrichtung verkündigt. Die grüne Farbe der Blätter glaubt Herr S. am wahrscheinlichsten von der Allgemeinheit des carbonisirten; mit Sazmehl verbundenen, Extractivstoffs ableiten zu können, wozu in den meisten Blättern noch Gerbestoff kommt, der in Alkali mit Wasser aufgelöst, beim Zutritt der Luft beständig eine grüne Flüssigkeit bildet. Mit dieser Meinung stimmen indeß nicht die von Proust gemachten Erfahrungen über die Mischung der grünfärbenden Substanz überein, wovon der Verf. bereits oben S. 237 Erwähnung gethan hat, und die auch durch spätere Untersuchungen der Chemiker bestätigt worden sind. Auch möchten die Chemiker schwerlich dem Verf. beypflichten, wenn er — auch nur unter einzeln Umständen — dem Wasserstoff einen ähnlichen Einfluß auf die Erzeugung der grünen Farbe, als dem Lichte, zuschreiben zu können glaubt. — Die Lehre vom Aus-

hauchen, Ausdünsten und Einsaugen der Blätter ist sehr ausführlich und gründlich vorgetragen.

Kap. 12. Von den Blüthen. Der Entwicklung der Blumen geht eine nochmalige Zusammenziehung der Theile voran; am Stamm bilden sich neue Wülste, und so treten, fährt Herr S. fort, aus diesen die letzten und wichtigsten Spaltungen der vorher zusammen gedrängten Formen hervor. Das Licht hat endlich die Materie besiegt, es verbindet sich mit der Materie zur Hervorbringung der Farben. Die Säfte sind die ausgebildetsten der ganzen Pflanze; polarisch treten sie aus einander, die oxydirten schlagen sich im Nectar nieder; die hydrogenisirten, azotisirten und carbonisirten treten in die Befruchtungstheile, und durch ihre Vermittelung wird nun der Grund zur Bildung neuer Individuen gelegt. Die Wahrheit dieser Ansicht findet der Verf. in der allmählichen Ausbildung der Blüthe bey dem Aufsteigen der Vegetation von den niedern zu den höhern Ordnungen bestätigt; doch möchte in dem hier gegebenen Umriss der allmählichen Ausbildung Manches eine Einschränkung erlauben, Manches noch problematisch bleiben. Dahin rechnen wir besonders die Behauptung, daß die Farnkräuter bey dem Reichtum an polarisirenden Ueformen (den Spaltöffnungen und Spiralgefäßen) die Saamen in den Blattadern selbst entwickeln, und daß sich deshalb keine Blüthen und Befruchtungstheile bey ihnen ausbilden können, weil die höchste Vollendung des Laubes alle Kräfte erschöpfe; daß sich aber bey den Moosen deshalb eher, als bey den Farnkräutern Blüthen und Befruchtungstheile entwickeln, weil die Blattbildung unvollkommen, also die schwachen Gegenstände der Safröhren und der (seltenen) Spaltöffnungen am Boden der Kapsel Vermittler der höhern Entwicklung sind. Auch will es uns nicht

einleuchten, daß die Cyperoiden und Gräser nur deshalb so einfache Blumen, gleichsam, wie der Verf. sagt, nur eine schwache Andeutung derselben besitzen, weil ihr Blatt einfach, glattrandig und mit parallelen ungetheilten Nerven durchzogen ist, auf die das Licht vermöge der Luft weniger, als auf getheilte einwirken soll; da doch unter den Pflanzen der höhern Ordnungen mehrere Familien vorkommen, welche bey gleicher Bildung der Blätter (Irides, Orchideae), oder deren Blätter noch geringere Nerven haben (Ericae, Passerinae, Lepospermum juniperinum cum affin., Merrosideros linearis, Diosma album), dessen ungeachtet mehr ausgebildete Blumen besitzen; und umgekehrt anders gefunden werden, die mit aberrippigen oder geadernten — also der Einwirkung des Lichts mehr ausgesetzt — Blättern versehen sind, aber doch nur sehr einfache, oft noch einfachere Blumen als die Cyperoiden und Gräser entwickeln (Piperis plures species, Saururus, Ambrosinia, Caladium, Thoa Aubl. etc.). Bedenkt man nun noch, daß es eine sehr große Anzahl von Gewächsen gibt, die wie die Aloe-Arten, die Talina, Mesembrianthemis und die meisten von den Succulenten ganz nervenlose Blätter, aber die ausgebildetsten Blumen besitzen: so möchten überhaupt die Blattnerven auf die mehr oder geringere Ausbildung der Blumen von sehr zweifelhaftem Einfluß seyn. Was die S. 529 erwähnte merkwürdige Erscheinung der Blüthen einiger Veilchen (*Viol. odorata*, *pinata* etc.) betrifft, so bemerkt Rec., daß nach seinen Beobachtungen auch die ersten, großen, sich entwickelnden, Blumen reife Frucht ansetzen. — Nun kommt der Verf. auf den Bau und die Eigenschaften der Blume zu sprechen, und beweist, daß nicht die Rinde die eigentliche Blumenkrone bildet, sondern daß alle innere Theile des Stamms, Saft-

röhren, Zellgewebe, vorzüglich Spiralgefäße, zur Bildung derselben beitragen. Auch hält er sich mit Recht überzeugt, daß schwerlich ein Gesetz der Natur in der Uebereinstimmung der Farben der Blumen mit den Jahreszeiten zu suchen sey. Das färbende Wesen der Blumen findet sich nicht, wie Wahlenberg (De sedib. mat. immed.) annimmt, in der Oberhaut, sondern in dem der Oberhaut zunächst liegenden Zellgewebe, und ist seiner Natur nach als ein Niederschlag der Pflanzensäfte anzusehen, die aber so verfeinerten Kohlenstoff in den Extractivstoff enthalten, daß davon die Veränderlichkeit der Farben und ihre Dauerhaftigkeit, wenn sie mit Säuren behandelt werden, zu erklären ist. Die grüne oder grünblaulichte Farbe kann man nach Wahlenberg's Beobachtungen, als die Grundfarbe der Blumen betrachten. Die Gesetze, welche Schrank (Usteri's Magaz. XII. 30. 31.) für die Blumenfarben aufgestellt hat, lassen sich nach dem Verf. nicht unbedingt annehmen; hingegen findet er es mit Becker sehr wahrscheinlich, daß das Eisen das färbende Princip der Blumen sey, wogegen sich indeß nach den neuern Erfahrungen der Chemiker manches erinnern lassen möchte. Zuletzt handelt Herr S. noch umständlich vom Nectar, den mannigfaltigen Absonderungs- und Aufbewahrungswerkzeugen desselben, den Schutzmitteln u. s. w., so wie von der Beziehung, in welcher diese Organe zu der Befruchtung stehen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die bekannten Beobachtungen seines Oheims, Ch. Conr. Sprengel, dessen Meinung er im Allgemeinen betritt.

Einer der vorzüglichsten Abschnitte dieses Werkes ist unstreitig das folgende Kapitel, welches die Befruchtung zum Gegenstande hat. Wir bedauern daher um so mehr, daß der beschränkte Raum unserer Blätter es nicht gestattet, das Wesentliche

desselben mitzutheilen, und verweisen deshalb, so wie auch in Hinsicht dessen, was der Verf. im 14ten Kap. von der Frucht, den verschiedenen Theilen derselben, und den beym Keimen vorkommenden Erscheinungen lehrreiches sagt, auf die Quellen selbst. Den Schluß des Werkes macht ein kurzer, aber lesenswerther Aufsatz über die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde. Die zur Erläuterung angehängten Kupfer empfehlen sich durch Treue der Darstellung und Feinheit im Stich.

### Quisburg und Essen.

Von Bädeler und Kurzel: Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Herausgegeben von B. C. L. Natorp. Zweytes Bändchen. 1813. VII und 284 Seiten in Octav.

Dieses, zwey würdigen und um die Bildung der Volksjugend hochverehrten Männern, dem Hrn. Generalsuperintendenten Krummacher in Verburg und Weerth in Detmold gewidmete, Bändchen ist eine vortreffliche Fortsetzung des vorigen, und entspricht vollkommen den Erwartungen, welche das erste erregt hatte. Möchte es doch in die Hände aller derer kommen, welchen das Schulwesen zunächst auf dem Lande anvertrauet ist, besonders aber in die Hände der Pfarrer, deren sorgfältiger Beherzigung dasselbe nicht genug empfohlen werden kann! Die Mängel der niedern Schulen werden hier so anschaulich und zugleich so wahr dargestellt, aber auch die Mittel denselben abzuheben so practisch vor Augen gelegt, daß wir mehr als einmahl beym Lesen dem Verf. für das Büchelchen gedankt haben, und es jetzt gern öffentlich thun. Gleich die Beschreibung eines Confirmationsfestes ist so gut gerathen, und spricht so freundlich an, daß wir wünschen, jeder Pfarrer möchte sich dasselbe zum Muster nehmen, und nach Befinden seiner Umstände und seines Locales nach-

ahmen Denn wie wichtig sind die Eindrücke auf das empfängliche Jugendherz, welche diese Handlung hervorbringen kann und soll, wenn sie mit Einsicht und Gefühl verrichtet wird! Bey dieser Gelegenheit, wie besonders nachher im 22. Briefe noch ausführlicher und da mit psycholoaischer und fennerischer Einsicht, wird des mehrstimmigen Gesanges rührender Eindruck zur Veredlung der kirchlichen Andacht gedacht, und dann dargethan, daß und wie in den Volksschulen für die Bildung des Gesanges gewirkt werden sollte. Die praktische Darstellung der Methode hat uns ungemein gefallen. Ganz aus dem Herzen ist ungleichsam geschrieben die Schilderung dessen, was ein Landpfarrer als Schulvorsteher thun könne.. Mehr als einmahl ist uns der Virgilische Vers dabey eingefallen: O fortunatos nimium, sua si bona norint! Welch ein herrlicher Wirkungskreis, und wie hochverdienstlich, ihn genügend auszufüllen! Trefflich sind die Themata zu Schulpredigten S. 139 f. Der 19te Brief handelt über die Lehrbücher, sehr gründlich und erfahrungreich. Sehr zu beherzigen. Die Stephanische Wandfibel erfüllt, wie der Verf. S. 156 richtig bemerkt, alle Forderungen hinlänglich, und ein Exemplar reicht hin für eine ganze Schule. Den Kindern kann man daneben irgend eine Handfibel, in welcher die Tafeln jener Wandfibel abgedruckt stehen, zu ihrer Selbstübung hingeben. Noch fehlt ein gutes ganz zweckmäßiges Lesebuch, nicht Lehrbuch. Dasselbe enthalte in seinem ersten Cursus Lesestücke zur Uebung im richtigen und geläufigen Lesen, geordnet nach der Stufenfolge zunehmender Schwierigkeit des Ausdrucks und Vortrages; es kommt also hier auf das Lesen der Gedanken an. Im zweyten und dritten Cursus enthalte es eine Auswahl zweckmäßiger Stücke aus classischen Schriften, zuerst, wie die Natur der Sache und das Na-



turell der Jugend erfordert, poetische, dann prosaische Stücke, um Anleitung zum Lesen und Verstehen eines Buchs zu empfangen, das Interpretiren zu erlernen und die Sprachkenntniß zu bereichern. Vielleicht kann hieran sich in der Folge die Lection eines oder mehrerer deutschen Schriftsteller anschließen. Vorarbeiten sind von Wetterlein, Ziegenbein, Pölig, Wilmesen, geliefert worden. Noch fehlt ein theoretisch-practisches Handbuch oder Sprachbildungslehre für den Lehrer: gute Vorarbeiten sind dazu vorhanden, die man unter andern in des Verf. "kleiner Schulbibliothek" 4te Aufl. S. 76 ff. angegeben findet: die sinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache. Ein Handbuch für Mütter und Lehrer. Mit 2 Kupfertafeln von W. C. E. von Türk, Winterthur, 1811, sind hiebei zu empfehlen. Noch wird vermisst das Lehrbuch geom. trischer Vorübungen und das Elementarbuch des mathematischen Zeichnens: wozu Joseph Schmid's Elemente u. nach Pestalozzi's Grundsätzen bearbeitet, Bern 1809, nebst Lappens und Rockstroh's Werken nur Vorarbeiten sind. So finden sich nach Pfeifer und Nägeli's Werke, und nach Zellers Elementen der Musik 1810 auch im musicalischen Unterricht noch Mängel, wie im Lehrfache der Religion, wo noch ein biblisches Handbuch für Lehrer fehlt. In Hinsicht der Denkübungen ist jetzt das theoretisch-practische Handbuch für die unmittelbaren Denkübungen von Nissen, Hermannsen und Staffensen, das im vorigen Jahre erschienen ist, sehr zu empfehlen. Der 20ste Brief enthält viel Treffliches über das Schularchiv und die Jahrbücher der Schule, der 21ste viel Gutes über das Schulmeisterseminarium, und der 22ste die Elementar-Gesangbildungslehre, wovon wir schon vorhin gesprochen haben.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 17. Januar 1814.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen: Geschichte der Erziehung, nach ihrem Zusammenhange, unter den Völkern von alten Zeiten her bis auf die neueste. Von Dr. Fr. Heinr. Christ Schwarz, Prof. der Theol. und Kirchenrath zu Heidelberg, Director des pädagogischen Seminariums daselbst. Zwey Bände in Octav. 1813. VI und 363. 478 S. Auch unter dem Titel: Erziehungslehre von 2c. Vierten Bandes zweyte Abtheilung.

Der würdige Verf. hat eine eben so schwierige als nützliche Aufgabe zu lösen gesucht, die allgemeine Geschichte der Erziehung und Unterweisung darzustellen, und Rec. freut sich, ihm den Ruhm zu ertheilen, daß er mit den großen Schwierigkeiten seiner Arbeit wohl bekannt, der erste ist, welcher sich bemüht habe, die Hindernisse entweder zu überwinden oder doch nicht ohne Ehre mit ihnen zu kämpfen. In der Vorrede hat er sich über diese schwierige Aufgabe sehr einsichtsvoll verbreitet, indem er an gibt, was der Geschichtschreiber der Erziehung zu leisten habe. Er bringt es unter vier

§ (1)

Gesichtspuncte: Er muß demnach darstellen 1) was in der Erziehung selbst geschehen. Diesen Theil hält er für unaufsöbbar, weil niemand über das Entstehen, Seyn und Wirken der Völkersitten später und früher Zeiten Nachrichten zurückgelassen, niemand das Thun und Treiben im Oeffentlichen und Verborgenen, auf dem Lande wie in der Stadt für die Nachwelt beobachtet hat. 2) Doch etwas hilft hierin die Geschichte der Erziehungsideen: was wurde über diesen Gegenstand gelehrt? wer waren die bedeutendsten Lehrer dieser Art? 3) Wie verhielt es sich mit dem Unterricht und den Bildungsanstalten in Beziehung auf die Jugend? 4) Das Literarische. Sehr richtige Einsichten zeigt der Verf. über die Erziehung und Cultur, und Zeitgeist, diese Mischung von guten und schlechten herrschenden Vorstellungen. Man kann den Fleiß und das richtige Urtheil womit der Verf. gearbeitet hat, nicht verkennen, und hat Ursache mit ihm zufrieden zu seyn, wenn er gleich den Norden, die Byzantiner, Ungarn u. dergl. übersehen hat, auf die Volksbildung besonders in neuern Zeiten nicht umfassend Rücksicht genommen, und nicht überall zu den Quellen zurückgehen konnte, sondern sich gewöhnlich mit sehr verständiger Benutzung der Vorarbeiten in diesem Fache begnügte. Hieraus ist freylich eine Disharmanie entstanden, die aber in der Natur der Sache selbst liegt. Am glücklichsten war er in der Geschichte des Schul- und Erziehungswesens von Deutschland, wo ihm das fleißig von ihm zu Rath gezogene Werk des Dr. Ruhkopf zu Bielefeld, enthaltend die Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, von Bonifacius an bis zum Jahre 1648, sehr nützliche Dienste geleistet hat: desto mehr sah er sich fast bey allen übrigen Völkern verlassen, die einer solchen spe-

ciellen Geschichte ganz entbehren, und deren politische und kirchliche Geschichtschreiber auf diesen so wichtigen Zweig der Culturgeschichte entweder gar nicht, oder doch nur sehr oberflächlich und nebenher ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben. Der Verf. handelt die Geschichte in zwey Perioden ab, in die der geschlossenen und freygegebenen Bildung. Unter der geschlossenen versteht er die Bildung, welche das Eigenthum eines Standes blieb, der dem übrigen Volke so viel mittheilte, als er gut fand: unter dieser versteht er die Bildung, an welcher das ganze Volk ohne Einschränkung Theil nahm, wenn es wollte. Für die Verbreitung der letztern wirkte insonderheit das Christenthum. Den Anfang machen die Indier (Hindu), wobey Fr. Schlegels Werk über die Sprache und Weisheit der Indier benützt ist: Chinesen. Ihre Schulen sind nur auf das Technische und Brauchbare berechnet. B. I. S. 36 vergleicht der Verf. die Pestalozzische Schulerziehung mit der Chinesischen. Japaner. Lauter dürftige Nachrichten. Etwas reichhaltiger ist der Abschnitt von den Aegyptiern meist nach unsers Hrn. Hofr. Heerens Ideen zc. Das bekannte Todtengericht (I. S. 66) war doch wohl nichts Wirkliches, sondern nur eine Hieroglyphe nach Zoega, Heeren und Vöttiger. Eben so dürfte der Satz, daß auch Ausländer zu den höhern Wissenschaften und Kenntnissen der Aegyptier zugelassen worden, schwerlich durch die griechischen Sagen von Orpheus, Dädalus, Homer zc. bewiesen werden können (I. S. 71). Perser, Babylonier, Araber, Phönicier. Die zweyte Abtheilung, die classische Zeit. Hebräer, Griechen, Römer, nach den besten Vorarbeiten, hier und da auch nach den Quellen geschildert. Bey dem Abschnitte von der griechischen Arithmetik hätte Delambre's trefflicher

Auffag am Ende der Peyrardschen französischen Uebersetzung der Werke Archimeds (Paris 1807) benugt zu werden verdient. Hier und da hätten wir etwas mehr Critik gewünscht. Die dritte Abtheilung, womit der zweyte Band anfängt, begreift die neue Zeit: 1. Die Entstehung der christlichen Bildung. 2. Abendländische Nationalbildung in der Kirche. 3. Die freygewordne Bildung. Wir zeichnen hier nur das Wichtigste, den Gang der Ideen aus, um dadurch zur eigenen Lesung des schätzbaren Werkes einzuladen. Die drey Quellen der höchsten Bildung, Religion, Kunst und Wissenschaft eröffnen sich und fließen frey unter die Völker. Aus Palästina und Griechenland, durch das herrschende Rom vermittelt, erhielt das Abendland seine endlos gewordne Cultur und einen ganz neuen Geist der Erziehung. Mit dem Evangelium ging ein neubelebendes Princip unter die Völker aus. Dadurch entstehen die drey Perioden der Erziehung der christlichen Zeit: das Eindringen dieser neuen Kraft in die rohe Völkermasse, das Erwachen neuer Cultur im Christenthum, das Freywerden der Bildung im Abendlande. Das Christenthum führte die Achtung des Weibes und die innere Heiligung der Ehe, wie auch die Monogamie ein, dann die bessern elterlichen und kindlichen Gesinnungen und die allmähliche Aufhebung des Sklavenstandes. Kurz das ganze Familienleben wurde durch die Religion befördert, veredelt, geheiligt. Die allgemeine Menschenliebe, welche das Christenthum einflößte, verstärkte sich unter den Glaubensgenossen als Bruderliebe u. Der Geist der Liebe wurde auch der Geist der Erziehung. Der Weltbürgerstinn erwachte. Bildungsanstalt durch Paulus veranlaßt — Catechetenschulen — meist nach Bingham. Schon im 4ten Jahrhundert bringt Gregor aus Nazianz,

Hieronimus u. a. die Classiker, Virgil u. a. in übeln Ruf. Geschmacklosigkeit reißt ein auch durch die Encyclopädien des Marcius Capella, Isidorus 1c. Der Kaiser Julian († 363) sagte zu den Christen: Euch gebührt Unwissenheit und Nothheit, und eure Weisheit geht nicht über *πιστιν* (den Glauben). Die christlichen Schulen der Catechumenen 1c. Das Mönchtum mit seinen Klosterschulen wird Hauptanstalt zur Bildung vom 6ten bis zum 8ten Jahrhundert. Irland, die heilige Insel zeichnet sich aus; Patrick, Beda, Bonifacius, Alcuin 1c. Auch die weiblichen Klöster zeichnen sich durch Gelehrsamkeit aus. Rom bleibt Hauptmuster. Gregorius der Große macht sich um den Gesang verdient. Daß er ein abgesetzter Feind der alten classischen Litteratur gewesen (B. II. S. 52) ist wenigstens freitig; obgleich eine alte Sage dahin zielt, wie aus Johann von Salisbury's *traditur* erhellet, was Brucker als sicher annimmt, Mehus aber verwirft. Die Kaiserschulen verfleren sich: im 6ten Jahrhundert schon blühen Stadtschulen in Frankreich. Die Uebersicht der Lehrbücher und Lehrgegenstände, wie auch der Bildungsanstalten gegen das achte Jahrhundert ist mit Fleiß entworfen. Bonifacius, Carl der Große, Alcuin 1c., Alfred. Arabische Schulen nach christlichem Muster. Sehr merkwürdig ist Hai Ebn Yoktans Geschichte, oder der Naturmensch, ein Vorläufer der Robinsone und Emile, von Abu Dschafar Ebn Fofail, aus dem Arabischen von unserm Hrn. Hofr. Eichhorn ins Deutsche übersetzt (f. Gött. Anz. 1783. St. 103), das Werk ist aus dem 12ten Jahrhundert. Die verschiedenen Schulen dieses Zeitalters, nebst den verdienten Männern im Schulfache werden gut geschildert. Was von dem Unterrichte in der griechischen Sprache

zu Osnabrück erzählt wird, ist sehr zweifelhaft (S. Kubkopfs Geschichte S. 25). Bey Corvey an der Weser hätte der Historiker Wittikind und Tacitus erwähnt zu werden verdient. II. S. 116. Abelard's Vater hieß zwar Berengar, war aber nicht der berühmte dieses Namens. Bey der Geographie II. S. 139 fehlt die Erwähnung von Di-  
 cuil u. a. Daß der Cantor in den Lehranstalten (II. S. 165) nicht der erste gewesen, erhellt aus der Geschichte der Stifter: bey manchen kommt nicht einmahl ein bestimmter Cantor vor. Bey Gerhard (Geirt) Groot II. S. 174 verdiente Meiners Lebensbeschreibung II. S. 311 f. benützt zu werden. Schätzbar ist die Nachricht, die der Verf. beybringt, daß Nicolaus de Capucius, der Stifter der Universität zu Perugia im J. 1344, als ernannter Bischof von Utrecht, die Einrichtung getroffen habe, daß aus Utrecht und Deventer zwey junge Männer da studieren sollten. Dieß gibt den Schlüssel zur Lösung des Räthsels, daß in Nord-Deutschland die Verbesserung der Studien um jene Zeit so merklich wird, welche der Verf. gut darstellt. Alexander (nicht Johann) Hegius, Rudolf Agricola, Erasmus u. Schülerwanderungen. Vagant (die größern Schüler) wahrscheinlich so viel als Vagant; Schütz (die kleinern Schüler) so viel als Schützling, Pflegebefohlener nach Wachter und Haltaus. Die neuern Lexicographen haben dieß Wort nicht, die Ableitung des Worts Vagant von Veanus ist zu hart. Die Beylage II. S. 189 f. enthält einen Auszug aus Thomas Platers Leben. Wir hätten solche Auszüge gern mehrere hier gesehen. Ein gutes Verzeichniß der Schulen jener Zeit. Die Cultur beginnt immer kräftiger in dieser Zeit. Das Ritterwesen, Gewerbleiß, Städte, die jedoch Heinrich I., seit 919 Kaiser, nicht

gestiftet hat. Bis zum Westphälischen Frieden ist Ruhkopsfs Werk, jedoch mit Selbstständigkeit, als Führer gebraucht worden, für die folgende Zeit Niemeyers Abriss, und die Werke für die Litteratur von Hrn. Hofr. Eichhorn u. a. Sehr angenehm war uns die aus Lampadius Beyträgen zur Vaterlandsgeschichte (1811) mitgetheilte Nachricht von der Schule zu Gemmingen im Canton Kraichgau (II. S. 297). Jrenicus der Verf. von Exegeſis Germaniae &c. war hier um 1520 Lehrer. Die Uebersicht des Lehrwesens im 17ten und 18ten Jahrhundert ist sehr gut. II. S. 339 f. Die Zeit der neuen Organisationen. Hier werden Spener, Fenelon geschildert als Beförderer der Frömmigkeit. Streit über die Vorzüge der Alten zwischen Perault, Boileau u. Montaigne, John Locke, Rousseau, Aug. Herm. Franke, Graf von Zinzendorf. Schulbücher. Hübner, Joh. Bernh. Basedow u. Einige Versehen wollen wir noch verbessern. Von den Epistolis viros. obscuror. ist der erste Theil von Erotus Rubianus allein, der zweyte von ihm und Ulrich von Hutten: Erasmus nahm nicht Theil daran. (II. S. 235.) Jeder hat Rousseau's Emil nicht überseht. Ernesti war nicht Gesner's Nachfolger in Göttingen u. s. w. Der Schluß enthält treffliche Gedanken, deren Beherzigung wir zur Schätzung des gesammten Studientwesens, und zur Verbesserung der in demselben eingerissenen Fehler aufs angelegentlichste empfehlen.

### Sieſen.

Bey G. F. Heyer: Theorie der französischen Sprache von L. J. von Mezeriz. 1813. XVI und 306 Seiten in Octav.



Der Verf. hat mit diesem Werke keine vergebliche Arbeit unternommen und geliefert, indem er mit fleißiger aber selbstständiger Benutzung der besten französischen Sprachlehrer, zu denen auch H. von Gramberg mit Recht gerechnet wird, eine wissenschaftlich begründete Sprachlehre der französischen Sprache erscheinen läßt, in welcher kurz aber gründlich alle Theile derselben abgehandelt sind. Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen: Die erste handelt von den Wörtern als Lauten, die zweyte von den Wörtern als Zeichen unsrer Gedanken. Seine in der Vorrede über die Theorie geäußerten Gedanken sind gut und sein Lehrprincip: man muß erst eine Sprache erlernen, und dann ihre Regeln, doch mit einigen vom Verf. beygefügten Einschränkungen, ist unbedenklich, der Natur gemäß, und verdient, wenn es gleich nicht neu ist, doch allgemeiner befolgt zu werden. Schon vor mehr als 30 Jahren schwebte unserm sel. von Schlözer diese Idee vor, und neulich hat Hr. Rect. Seidenstückler zu Soest durch sein kleines Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache (Dortmund, Mallinkrodt, 1811) den natürlichen Gang, auf welchem Kinder zur ersten Kenntniß und zum ersten Gebrauche ihrer Muttersprache gelangen, sehr zweckmäßig nachgeahmt und practisch darzustellen gesucht. Ein Büchelchen, welches wir bey dieser Gelegenheit den Lehrern in Elementarschulen und selbst Müttern, die französisch sprechen, aus Erfahrung empfehlen können. Uebrigens beruhet die bekannte Sprechmethode, wodurch so manche in neuern Zeiten das Lateinische gelernt haben, auf dem nämlichen Grundsätze.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1814.

Paris.

Almanach de l'Université impériale. Année 1813. chez *Brunot-Labbe*, libraire de l'Univ. imp. 548 Seiten in Duodez.

So viele Umwälzungen die immer abwechselnde Weisheit französischer Gesetzgeber (*la politique expérimentale!*) seit zwanzig und mehr Jahren in der Regierungsform dieses Landes herabgebracht, so viele ephemere Constitutionen es bekam, eben so viele neue Richtungen und Tendenzen mußten öffentliche Erziehung und öffentlicher Unterricht (dort nie gehörig von einander unterschieden) annehmen. Freilich stehen Sitten, Character, Lebensart, Neigungen, Begriffe, und überhaupt Cultur einer Nation, (alles ein Product ihrer Erziehung und ihres Unterrichts) in genauesten Verhältnisse mit ihren politischen Einrichtungen, mit Verfassung und Regierung. Wo dieses Verhältniß nicht Statt hat, wo Verfassung und Regierung nicht der Grundbeschaffenheit des Volks entsprechen, da laufen jene große Gefahr bald vernichtet zu werden, durch den Drang und die Gewalt des Nationalgeistes.

M (1)

Nun, was diesen Nationalgeist bilden und formen soll, das ist Erziehung und Unterricht; und in sofern ist der Staat befugt, diese zu lenken und zu ordnen. Die ersten Gesetzgeber des palingenesirten Frankreichs, die so genannte "Assemblée constituante" κατ' ἐξοχήν (ob ein Spottname? denn ihre constituirende Einrichtungen gingen gleich nach ihr unter,) vergaßen lange diese unentbehrliche Rücksicht, und erst ganz zuletzt verlas der weil. Hr. Bischof Talleyrand, als seine eigne Arbeit, eine von einem andern (Hrn. Desrenaudes) weitschweifig und leicht verfaßte Abhandlung, die damals, als Werk eines so berühmten Staatsmanns (nämlich Talleyrand) von den "Badants" des In- und Auslandes sehr bewundert, doch bald vergessen ward. Nicht sehr im Grunde entfernte sich dieser neue Plan vom alten königlich-scholastischen Schlenkerian, nur daß er mit einigen hochtrabenden Phrasen der so genannten Philosophie des 18ten Jahrhunderts verbrämt war. Anders, natürlich, dachten die demokratischen nachherigen Gesetzgeber über diesen wichtigen Punct. Unter Robespierre wollte man alle Kinder in neufränkisch-spartanischen Schulen, von ihrem vierten Jahre an, und abgeschnitten von allem elterlichen Einflusse, rein republicanisch erziehen. Wir übergehen die Zwischenstufen, denn endlich erschien das berühmte kaiserliche Decret des 17. März 1808, das die Sache gut cäsarisch einrichtete, wodurch alles, was im französischen Reiche zur Erziehung und Belehrung der Jugend mitwirkte, zu einem großen gleichartigen Ganzen vereinigt, demselben Gange, denselben Verordnungen unterworfen ward; wodurch allerwärts, wie durch einen Zauberschlag, dieselbigen Grundsätze eingeprägt, nach eben und denselbigen Büchern gelehrt wurde, so daß das gesammte Erziehungs-

wesen der Nation ohne Mühe von einer einzigen Obrigkeits-Person konnte geleitet werden, nach dem Willen und dem Bedürfniß der Regierung; eine *Hermandad*, so gut wie die geheime Polizei! Das Haupt dieser Staatsanstalt, oder der General dieser erneuerten Jesuiten-Gesellschaft, ist der *Grand-maire de l'Université* (übrigens, sieht man wohl ein, ist nicht die allergeringste Ähnlichkeit zwischen dieser Corporation und unseren deutschen Universitäten, obgleich der Name einerley klingt — so wenig als zwischen "Compagnie de Jesus" und "Compagnie des Indes," obgleich beide "Compagnies"). Dieses "Corps-d'armée" wird in Regimenten eingetheilt (die Academien), diese in Bataillonen (die Facultäten), diese in Compagnien (die Lyceen), diese in Pelotons (die Secundar-Schulen), u. s. w. Und wie ehemahls alle Jügelinge die "Droits de l'homme" und den "Catechisme républicain" auswendig lernen mußten, und in allen Ausschweifungen einer verkehrt verstandenen Freiheit aufgezogen werden sollten, so war hier hingegen nur die Rede von Gehorchen und Exerciren. Ein politisch-religiöser Cultus ward als Basis eingeführt (so ziemlich, "à la Mahomet," doch ohne Begeisterung!): ein Gott im Himmel, der wenig hienieden, und ein Kaiser, der alles zu sagen hat; beide symbolisirt durch Messe und Trommel. Und so ward dann, nebst einer Mischung von vieler Mathematik und ein wenig Latein, die "Université impériale;" denn dieß ist die echte "Sauce Impériale" (wie der alte launigste *Mercier* sie nennt), die erfunden ist, um die guten pullos gallinaceos nach und nach zuzubereiten und zu verzehren! — Das Gute ist bitter-schwer zu stiften auf Erden; das Böse ge-  
deihet leicht und fließend, wenn nur das trockene

Génie réglementaire, das eigentliche Genie der  
Gemeinheit, ihm zu Hülfe kommt.

Und so erhalten wir dann hier das vierte An-  
nualregister dieser so wohl berechneten Anstalt, und  
erfahren vermittelst dessen die Veränderungen, Er-  
nennungen, Decrete und andere Begebenheiten des  
zu Ende laufenden Jahres. Wir erfahren, z. B.  
(S. 65), daß die Academie zu Ajaccio, die einzige  
auf Corsica, und die des ganz besondern Schutzes  
Seiner Kaiserl. Majestät sich wohl zu erfreuen hat,  
gar keine Facultäten, so wie auch gar keine Lyceen  
besitzt (wahrscheinlich als ganz unnütze Ingredi-  
zien?), und nur im Ganzen zwey "Colléges" im  
französischen Sinne, d. h. Trivialschulen, das eine  
mit vier, das andere mit fünf Lehrern; welches  
denn hinreichend ist, um die liebe Corsicanische  
Jugend zu künftigen Wunderthaten zu bilden. Wir  
erfahren ferner (S. 434), daß durch ein kaiserl.  
Decret, aus dem Hauptquartier Witepsk, den  
31. Jul. 1812 (!), künftighin die Röcke der Pen-  
sionäre in den Lyceen blau, und zwar mit dem  
Surrogat Indigo (indigo-pastel) gefärbt wer-  
den müssen. (Und doch haben die Surrogate  
durch diesen Zug nach Witepsk, so ziemlich ihr  
Ende erreicht!) S. 346-357 lesen wir noch eine  
lateinische Rede des Hrn. Prof. der Rhetorik Vil-  
lemain, bey Gelegenheit einer feyerlichen Preis-  
vertheilung in Paris, worin dieser echte Gallicis-  
mus vorkommt: "Floreat igitur litterarum gal-  
licarum gloria; scriptores nostri qua patet Eu-  
ropa circumferantur; eat ingeniorum nostro-  
rum fama quo tela manuum, etiam imperante  
Napoleone, vixdum penetraverint; gallice lo-  
qui discant externae gentes, antequam imperii  
gallici terminis includantur!" Wir sehen doch,  
daß Gelehrte und Humanisten dort auch gern von

Welteroberung träumen. Manches Unterhaltende könnten wir noch aus dem Büchlein excerpiren: doch müssen wir aufhören, eingedenk der höhern Bestimmung dieser Blätter.

### Magdeburg.

In der Creuzischen Buchhandlung: **Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apothekenvisitationen für Physiker, Aerzte und Apotheker, von S. C. S. Koloff, der Medicin und Chirurgie Doctor und practischem Arzte zu Magdeburg. 1812. XXI und 49 Seiten in Quart.**

Der Verfasser, unser ehemahliger gelehrter Mitbürger, hat durch die Abfassung dieser kleinen Schrift von seinen schon auf andere Weise erprobten chemischen Kenntnissen für seinen gegenwärtigen Wirkungskreis eine rühmliche Anwendung gemacht, und dadurch zugleich einen Beweis abgelegt, wie nützlich es selbst für den practischen Arzt seyn kann, wenn derselbe mit gründlichen chemischen Kenntnissen ausgerüstet ist. Zwar ist der von dem Verf. hier abgehandelte Gegenstand bereits in mehreren Schriften mit gutem Erfolge bearbeitet worden, indessen macht die Wichtigkeit desselben es sehr wünschenswerth, daß er recht oft von neuem zur Untersuchung gezogen wird. Daher wir auch die vorliegende Anleitung keineswegs für überflüssig halten, zumahl da die von dem Verfasser angegebenen Kriterien der Güte und Echtheit der Arzneykörper und die Mittel die Verfälschung oder zufällige Verunreinigung derselben zu entdecken sich auf eigene Untersuchungen gründen, woben ihn zwey sehr geschickte Apotheker, die Herren Medicinalassessoren Michaelis und Zeukenkamp zu Magdeburg unterstütz haben. Als Einleitung schickt

der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über Apothekenvisitationen und über die zweckmäßigste Einrichtung einer Apotheke voraus. Auch liefert er ein Verzeichniß der zur Prüfung der Arzneysubstanzen erforderlichen Reagentien und Instrumente. Unter den Instrumenten vermiffen wir indessen namentlich ein Löthrohr, und in dem Verzeichnisse der Reagentien fehlen das destillirte Wasser, das kohlenfaure Ammoniak und das geschwefelwasserstoffte Kali und Ammoniak, dagegen einige andere hätten wegbleiben können, z. B. das essigsaure Kali. Das Buch selbst ist tabellarisch abgefaßt, und das Ganze unter vier Columnen vertheilt, wovon in der ersten die Rahmen der Arzneyskörper in alphabetischer Ordnung nach der Pharmacopoea borussica verzeichnet sind. In der zweiten Columnne werden die physischen Kennzeichen der Güte derselben angegeben, und bey den so genannten rohen Arzneimitteln auf Ebermayer's tabellarische Uebersicht, Trommsdorff's pharmaceutische Waarenkunde, und Hayne's Beschreibung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse verwiesen. Die dritte Columnne enthält die Nahmen der Reagentien, womit das Medicament zu prüfen ist, und die vierte Columnne endlich die Folgerungen, welche sich für die Güte und Echtheit des Medicaments aus dem Verhalten des angezeigten Reagens ziehen lassen. Die specifischen Gewichte, welche in der dritten Columnne mit aufgeführt sind, hätten wohl schicklicher eine Stelle in der zweiten Columnne gefunden. Die Angabe des specifischen Gewichts bey dem acidum sulphuricum concentratum rectificatum von 1,88 ist wohl ein Druckfehler, und soll 1,85 heißen. Was außerdem die von dem Verf. gegebenen Merkmale der Güte der hier abgehandelten Arzneysubstanzen anbetrifft, so wie

die von ihm empfohlenen Prüfungsmethoden, so verdienen sie im Allgemeinen unsern Beyfall. Hin und wieder ist uns indessen einiges aufgestoßen, welches einer Verbesserung bedarf. So läßt sich wohl schwerlich vom salpetersauren Silber Gebrauch machen, um das destillirte Wasser auch zugleich auf einen Schwefelsäuregehalt zu prüfen, und vom Blutlaugensatz um den Kupfervitriol auf eine Vermischung von Eisenvitriol zu untersuchen, wofern letzterer nicht in bedeutender Menge darin vorkömmt. Auch sind manche Artikel zu kurz abgehandelt worden, und auf mehrere statt findende Verunreinigungen gar nicht Rücksicht genommen. Dieß ist z. B. der Fall bey dem salzsauren Baryt. Hier ist der häufigen Vermischung von salzsaurem Strontian nicht gedacht worden. Um die Reinheit des Mercurius praecipitatus ruber zu ermäßigen, hält der Verf. die Salpetersäure für hinreichend. Doch wollen wir durch diese Bemerkungen das Gute dieser kleinen Schrift nicht beeinträchtigen, sondern wünschen vielmehr den Verf. dadurch aufzumuntern, diese Untersuchungen weiter zu verfolgen und die erhaltenen Resultate mit der größten Umsicht zu prüfen.

### Leipzig.

Dissertatio historico-critica de missionum chemicarum simplicibus et perpetuis rationibus earumque legibus nuper detectis, Sectio I., quam amplissimi philosophorum ordinis consensu pro loco in ipso obtinendo d. XXIV. Sept. defendet; Sectio II., qua ad audiendam orationem (de novis per primum seculi nostri decennium phycorum inventis) muneris Professoris



120 G. g. X. 12. St., den 20. Jan. 181.

Physices Ordin. ad eundem causa d. XXV. Sept. MDCCCXI. habendam, observantissime invitat *L. G. Gilbert*, Phil. et Medic. Doctor, Physices Prof. publ. ord. designat. Academiar. imperial. Petropolit. et Harlemonf. &c. sodalis. Prostat in bibliopolio Schwickertiano. 40 S. in Quart.

Der würdige Verfasser dieser academischen Schrift hat in den letzten Jahrgängen seiner classischen Annalen der Physik es ganz insbesondere sich angelegen seyn lassen, die vollständigste Uebersicht aller neuern Verhandlungen über die Lehre von den einfachen und bestimmten Verhältnissen, nach denen sich die verschiedenen Stoffe unter einander verbinden, mitzutheilen, und dadurch sich selbst ein nicht geringes Verdienst um diese höchst wichtige Lehre erworben. Vor allen sind wir durch ihn mit den interessanten und für diese Lehre so folgenreich gewordenen Arbeiten des schwedischen Chemikers *Berzelius* bekannt gemacht worden. Aber noch um vieles mehr hat Herr Professor *Gilbert* dieses Verdienst durch die vorliegende mit großer Sachkenntniß bearbeitete und sehr scharfsinnigen Bemerkungen begleitete historisch-critische Beleuchtung der frühern Arbeiten über diesen Gegenstand erhöht, wozu ihm seine Versetzung von Halle nach Leipzig, und der Antritt der durch den verstorbenen *Hindenburg* erledigten Professur der Physik eine schöne Veranlassung gab. Da übrigens von dem Verfasser selbst bereits eine deutsche Uebersetzung von dieser gehaltvollen Abhandlung in seinen viel gelesenen Annalen der Physik (Band 39. Seite 361) gegeben worden ist, so glauben wir uns bloß auf diese kurze Anzeige gedachter Schrift hier beschränken zu müssen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 22. Januar 1814.

Paris.

Von Gueffier 1813. Cours de Code Napoléon, par M. Delvincourt, Avocat à la Cour impériale, Professeur et Doyen de la Faculté de Droit à Paris. Tom. I. 870 S. Tom. II. 760 S. in Quart.

Das Studium der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft großer, gebildeter Völker und die Vergleichung derselben mit dem vaterländischen Rechte gewährt ein mannichfaches Interesse. Es liefert nicht nur Beiträge zur richtigen Würdigung der sittlichen und literarischen Cultur der Nationen, sondern gibt auch fruchtbare Resultate für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung, und verhütet zugleich die Einseitigkeit der Ansichten, welche der Mehrzahl der positiven Rechtsgelehrten nicht selten zum Vorwurfe gemacht wird. Wenn daher gleich die deutschen Länder nun mehr von der ihnen aufgedrungenen Herrschaft der französischen Gesetzbücher befreit sind, so wird doch die Legislation und die juristische Litteratur Frankreichs — selbst ohne Hinsicht auf die zum Theil noch fortz.

M (1)

dauernde Anwendbarkeit jener Gesetzbücher — auch in der Folge immer noch die Aufmerksamkeit der deutschen Gesetzgeber und Rechtsgelehrten verdienen. Wir werden daher fortfahren, die vorzüglichsten Erzeugnisse dieses Fachs in unsern Blättern anzuzeigen, dabey aber uns künftig auf solche doctrinelle Werke beschränken, welche sich entweder durch ihren innern Werth auszeichnen, oder welche die nationalen Eigenheiten der französischen Rechts-Litteratur zu characterisiren geeignet sind. Eine dieser Eigenthümlichkeiten besteht unter andern in dem Mangel eigentlicher Lehrbücher und Systeme des Rechts. Lehrbücher, welche einen Rechtstheil in natürlicher Ordnung, mit möglichster Klarheit, Bestimmtheit und Kürze, ausgestattet mit einer reichen und ausgesuchten Litteratur, darstellen, besitzen die Franzosen eben so wenig, als Systeme welche den Forderungen der Wissenschaft an dergleichen Werke entsprechen. Einen neuen Beweis hiervon liefert die vorliegende Schrift, welche vermöge ihrer Bestimmung und Einrichtung bald zu den Lehrbüchern, bald zu den Systemen des Civilrechts gezählt und als solche in Frankreich sehr gepriesen wird. Der Verfasser derselben ist Decan der Rechtsschule zu Paris (welche, der Vorrede zufolge, von mehr als 1600 Studierenden besucht wird), und als einer der ersten Rechtslehrer Frankreichs berühmt. Seine Absicht ging dahin, den Studierenden, welche seinen dreijährigen cours approfondi sur le Code Nap. besuchen, anstatt der vorschriftmäßig zu dictirenden Hefte, seinen Vortrag gedruckt in die Hände zu geben. Hiernach ist also das Werk vorzüglich geeignet, von der Art, wie das Studium auf den französischen Rechtsschulen betrieben wird, eine Idee zu geben. Bereits im Jahre 1808 kam solches unter dem Titel

Institutes de droit civil français in drey Octavbänden heraus, und wurde schon zwey Jahre nachher neu aufgelegt. Jetzt erscheint es unter dem oben bemerkten neuen Titel in zwey starken Quartbänden, mit unbedeutenden Verbesserungen, aber mit einer Zugabe von Anmerkungen, welche von weit größerem Umfange ist, als das Hauptwerk selbst. Der Text liefert fast weiter nichts, als den Inhalt des C. N. nur in einer etwas veränderten Ordnung der Materien und in einer weit wortreicheren Darstellung, jedoch ohne alle Benutzung der Rechtsgeschichte, ohne wissenschaftliche Hermeneutik und beynähe ohne Angabe der Litteratur. Anstatt nun die Materialien, womit der Verfasser diese neue Ausgabe bereichert hat, in das Werk selbst zu verarbeiten, hat er es bequemer gefunden, solche in lauter einzelnen Anmerkungen am Ende eines jeden Bandes, mit Beziehung auf Stichworte und Seitenzahlen des Textes, anzuhängen. Schon diese Form ist nicht zu billigen, indem so das Ganze äußerst zerstückelt und hierdurch sowohl, als durch die öftere Hinweisung auf andere Noten die Lectüre sehr erschwert wird, mithin das Werk schon in formeller Hinsicht nicht als System erscheint. Prüft man sodann den inneren Gehalt dieser zahlreichen und zum Theil weitschweifigen notes explicatives, so findet man bald, daß sie das Gepräge des Textes an sich tragen. Häufig sind es bloße Worterklärungen, oft nur Beispiele. In Erörterung der Controversen herrscht Oberflächlichkeit und Willkühr. Ein großer Theil der Anmerkungen besteht in Hinweisen auf Parallelstellen des C. N. und der übrigen Gesetzbücher, auf die Supplementar-Gesetze, Staatsraths-Gutachten und Rechtsprüche der Gerichtshöfe, von welchen letzteren aber bey weitem nicht der hinreichende Gebrauch gemacht ist.

Ueber manche wichtige Gegenstände sucht man vergeblich Belehrung, z. B. die Verbindung, worin die bekannten Artikel 787 und 2279 mit vielen andern Artikeln des Gesetzbuches stehen, ist gar nicht berührt. Von der zum Theil ganz naiven Leichtfertigkeit womit sich der Verfasser über Schwierigkeiten hinwegsetzt, nur Eine Probe. Die sehr bestrittene Frage, ob dem anerkannten unehelichen Kinde ein Pflichttheil (Vorbehalt) gebühre? entscheidet er ganz kurz mit folgendem offenbar unrichtigen Argumente: „Le droit de l'enfant naturel „est proportionnellement le même (?) que celui „de l'enfant légitime. Or l'enfant légitime a „une réserve, donc l'enfant naturel a une réserve.“ — Und ein solches Werk nennt der Verfasser selbst un ouvrage classique. Recensent kann nicht umhin bey dieser Gelegenheit folgende Stelle aus dem französischen Moniteur anzuführen, welche zeigt, wie sehr die Franzosen ihre Rechtslehrer überschätzen und welche Hoffnungen sie noch im Jahre 1812 in Beziehung auf dieselben nährten. „Le rétablissement des écoles de droit garantit „à la France le retour de cette brillante époque „ou l'on voyait la jeunesse de tous les pays de „l'Europe accourir dans les auditoires des professeurs français et où c'étoit avec les professeurs français que les universités étrangères „étoient jalouses de se repeupler.“ Freylich wohl! bey längerer Fortdauer der Uebermacht Napoleons möchte es noch dahin gekommen seyn, daß man die deutschen Professoren, mit ihren unerträglichen Critiken, mit ihrer unbequemen Freymüthigkeit verdrängt und Deutschlands Universitäten, welche ohnehin zum Theil schon unter französischer Surveillance standen, mit Franzosen besetzt hätte, damit ja nichts anderes, als was in die auf Unterdrückung

aller Denkfreyheit abzweckenden Plane des Eroberers paßte, gelehrt würde. War es doch bereits dahin gekommen, daß man einen ehemahligen Fourrier du palais zum Präsidenten eines der achtungswürdigsten deutschen Justizhöfe ernannte! Dank sey es dem Heldenmuth der für die Unabhängigkeit der Völker kämpfenden Armeen, welcher durch Befreyung Deutschlands vom fremden Joch auch die Universträten von dem ihnen schon so nahe bevorstehenden Untergange gerettet hat.

Auch für die Beurtheilung des Napoleonischen Rechts beginnt mit Herstellung der allgemeinen Freyheit eine neue Periode. Wenn insbesondere Recensent künftig die Mängel derselben mit größerer Freymüthigkeit rügen wird, so ist dieß kein sich sügendes, durch die Zeitumstände herbeygeführtes Einlenken, keine plötzliche Umwandlung seiner bisherigen Ansichten. Seine Beyträge zur Characteristik und Critik des Code Nap. wurden in den kritischen Blättern, z. B. in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur als „die erste Schrift angekündigt, worin endlich einmahl mit deutscher, männlicher Offenheit neben den Vorzügen auch die Mängel des C. N. angezeigt wurden.“ Er bedarf daher keiner Apologie von dieser Seite. Auch ist er fern davon der neuen Gesetzgebung Frankreichs nun mit einem Mahle alle Vorzüge abzuspochen. Vielmehr glaubt er noch jetzt, daß das Studium der französischen Gesetzbücher die Würdigung ihres Geistes und eine auf solide dogmatische Grundlagen gestützte Critik derselben für die notwendige Verbesserung der deutschen Gesetzgebung, wenn gleich in vielen Stücken nur als Warnungszeichen, doch auch in andern als Muster mannichfaltigen Nutzen gewähren könne. Freylich hat sich seit den vier Jahren, wo jene Schrift erschien,

über mehrere Gegenstände seine Ansicht geändert und manches worin er nur die Realisirung des Vernunftrechts erblickte, oder was sich ihm durch seine philanthropische Seite empfahl, hielt die Probe der Erfahrung nicht aus, sondern erschien bey sorgfältiger Beobachtung der Praxis in sehr veränderter Gestalt. Eben daher und weil sich der Verfasser in der Freiheit der öffentlichen Mittheilung bey dem allgemeinen Geistesdruck allzusehr beengt fühlte, wurden jene Beyträge, ungeachtet mancher Aufforderung nicht fortgesetzt, und die strengere Critik blieb in den engen Kreis des Hörsaals gebannt. Jetzt sind aber diese Fesseln zerbrochen und auch zu dem großen Publicum mag man laut und offen reden. Zwar haben sich diese Blätter nie durch Lobpreisung alles dessen, was französischen Ursprungs war, herabgewürdigt, und werden nun eben so wenig etwas bloß darum tadeln, weil es von dorten herkommt. Aber wenn sich künftig in ihren Urtheilen eine größere Freymüthigkeit und Strenge ausdrückt, so ist dieß nur als ein Beweis anzusehen, daß die Mitarbeiter gegen das wieder errungene unschätzbare Kleinod der Pressfreiheit weder gleichgültig noch undankbar sind. B.

### Prag.

*Zesperus*, ein Nationalblatt für gebildete Leser. Herausgegeben von Carl André in Brünn, Mitglied mehrerer gel. Gesellschaften und ehemals Redacteur des patriotischen Tageblatts. Motto. Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistesbildung, der Vernunft, der Einsichten, des Fortschritts ist Weltbürgerpflicht, Achtung und Vertheidigung der Regierung, des Gesetzes, des Eigen-

thums ist Staatsbürgerpflicht. Jahrgang 1812. Erster Band oder Jänner bis Juni. Zweiter Band oder Juli bis December. Von Joh. Gottfr. Calve. Auf VII und 638 Seiten in Quart.

Bei Gelegenheit der Anzeile der öconomischen Neuigkeiten u. des Herausgebers haben wir bereits bemerkt, daß dieser patriotische Gelehrte bey seinem Vorhaben, dem Vaterlande mit seinen Schriften zu dienen, für jede Classe von Lesern nach ihrem besondern Bedürfnisse sorgend, die gegenwärtige Zeitschrift ausdrücklich den Gebildeten gewidmet hat. Die Gegenstände, womit er sie darin unterhalten will, gibt das Motto auf dem Titel, das wir deswegen oben mit abgeschrieben haben, gerade zu; symbolisch aber das Bild auf den Umschlägen der Hefte, dessen Erklärung aus der höhern Symbolik wir jedoch in der Vorerinnerung selbst nachzulesen bitten müssen.

Des Hrn. A. Arbeit sind nur die Anmerkungen, die den Text erklären, berichtigen, vervollständigen sollen, und es gewiß auch wirklich thun. Die Aufsätze selbst sind von andern Verfassern, und größtentheils vorher auch schon gedruckt gewesen. Dabey besteht das Verdienst des Herausgebers oft nur in der Wahl, die, wie man es von einem so vielseitig gebildeten Schriftsteller erwarten kann, unsers Ermessens immer ungemein zweckmäßig und mit Geschmack getroffen ist. Physicalische, naturhistorische, historische, politische, artistische Aufsätze, Reisebeschreibungen, Anekdoten, einzelne Bemerkungen aller Art, Gedichte u. wechseln mit einander ab. Unter allen zwölf Heften haben wir kein einziges gefunden, das nicht nützlich belehrte, angenehm unterhielt, und den Patriotismus weckte, oder wenigstens stärkte.

Unter den Original-Aufsätzen zeichnen wir folgende aus: 1. Rittig von Flammenstern über



die Perlenfischerey in den österreichischen Staaten — wegen der interessanten naturhistorischen Belehrungen; 2. die Nachricht von den Preisen der Ungarischen Producte; 3. die Vergleichung der Preise mehrerer Sachen nach dem Cours mit denen nach dem gesetzmäßigen Werthe der Einlösungs-Scheine — woraus sich der nachtheilige Erfolg dergleichen Vorschriften auf den Handel aufs Neue auffallend bestätigt; 4. Nachricht von der Tödllichkeit eines Bisses eines Haushahns; 5. Beschreibung der Manufacturen und des Handels von Rumburg in Böhmen; 6. Vorschlag zur Erzeugung der Schlichte bey dem Leinwandweben durch den Saft der gemeinen Mistel oder auch der Wurzeln einiger Orchis-Arten; 7. Nachricht von dem Ostdeutsch-Amerikanischen Leinwandhandel; 8. die contradictorischen Angaben der Kosten der Manipulation und des Betriebs der Tüchfabriken; 9. Erlebens Aufsätze über das Destilliren durch Dämpfe, und über die Pergerische Dampfmaschine; 10. des Herausgebers Plan zu einem Bureau der Statistik — welcher jedoch nach unserer Meinung zu viel Politik mit aufnimmt; 11. Vorschläge zu einer geographischen Untersuchung von Böhmen — denen gewiß auch für jedes andere Land die Ausführung zu wünschen wäre; 12. Empfehlung der isländischen Lappflechte (lobaria) für die Bewohner des Riesengebirges zur Nahrung; 13. Hipfens Reisebemerkungen; 14. zwey Schriften von Meisner über die Zerstorbarkeit des Diamants und die vorzüglichsten über die Vegetation gemachten Versuche und Beobachtungen — beide jedoch nur wegen der lehrreichen Zusammenstellung des Bekantsten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 22. Januar 1814.

London.

Printed for Longman, Hurst, Rees and Orme, 1807. *Illustrations on Shakspeare; and of ancient manners; with Dissertations on the clowns and fools of Shakspeare; on the collection of popular tales intitled Gestæ Romanorum; and on the English Morris Dance. By Francis Douce. The Engravings on wood by J. Berryman. In two Volumes. Vol. I. XVI und 526 Seiten. Vvl. II. 500 Seiten in groß Octav.*

Shakspeare ist keineswegs dunkler als die übrigen Schriftsteller seiner Zeit; er bedarf nicht mehr Erläuterungen als jeder andere, aber er verdient sie mehr als alle übrigen zusammen genommen. Viel ist in dieser Hinsicht bereits geschehen durch Steevens, Malone, Tyrwhit und Mason; auch früher schon durch den so ungerechter Weise mißhandelten Theobald. Aber immer findet doch auch der gelehrteste Kenner des Alterthums noch Stellen genug, bey denen er Aufklärungen seiner Ansichten wünscht. Willkommen muß also jeder Beytrag von Erläuterungen seyn, der aus der einzig echten

D (1)

Quelle, d. h. aus den gleichzeitigen Schriftstellern gegeben wird; und doppelt willkommen muß er den Freunden des Dichters außer England seyn, da diese so selten zu der Art von Büchern Zugang haben, aus denen das was man in England black letter learning nennt zu schöpfen ist. Herr Sr. Douce ist schon lange als ein in diesem Fache vorzüglich bewandter Gelehrter und als eifriger Sammler alter Handschriften und anderer Merkwürdigkeiten bekannt. Auch die letzte von Steevens besorgte und 1793 in 15 Bänden erschienene Ausgabe Shakspeare's verdankt ihm mehrere schätzbare Beyträge. Man ist also berechtigt, von ihm etwas gutes zu erwarten, und man wird sich in dieser Erwartung, wenn sie nicht zu hoch gespannt ist, auch nicht betrogen finden. Ein großer Theil seiner Noten enthält freylich nur (wie dieses bey Arbeiten dieser Art immer der Fall ist) Entscheidungen zwischen entgegengesetzten Ansichten seiner Vorgänger und Bestätigungen der endlich aufgefundenen richtigen Ansicht; allein sein Urtheil ist fast immer treffend und die Belege sind immer lehrreich. Daß sich die Anmerkungen des Hrn. D. übrigens bloß auf Sprache, alte Sitten, und die Quellen der Fabel beziehen, sagt schon der Titel. Dabey erhält die ältere Litterär-Geschichte, besonders die Englische, mehrere Erläuterungen, die auf sehr sorgfältig angestellte Untersuchungen gegründet sind. Unter den Werken, von denen sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß sie von dem Dichter gelesen worden sind, führt Hr. D. vorzüglich oft das Werk de proprietatibus rerum an, das in der Mitte des 14ten Jahrhunderts von Bartholomäus Glanville, einem Englischen Franciscaner aus der Familie der Grafen von Suffol, geschrieben wurde. Eine Englische Uebersetzung dieses Plinius seiner

Zeit wurde schon 1398 gefertigt, und von Wynkyn de Worde gedruckt. Eine zweyte Ausgabe erschien 1535, und eine dritte 1582. Diese letzte, die der Shakspearischen Bibliothek zugesprochen wird, führt den Titel: *Batman uppon Bartholome his Booke de proprietatibus rerum*. Stephan Barman vermehrte nämlich sein Original durch mehrere Zusätze, die vorzüglich aus unserm Gesner u. a. genommen sind.

Angehängt ist den Notizen ein kleiner Aufsatz: on the Anachronisms and some other incongruities of Shakspeare (Vol. 2. p. 281 - 296). Darauf folgen die drey auf dem Titel angezeigten Abhandlungen, aus denen es wohl nicht unzweckmäßig seyn wird einen kurzen Auszug zu geben. Dissertation I. On the clowns and fools of Shakspeare. — (S. 279 - 332.) — Obgleich fool und clown häufig als gleichbedeutende Worte gebraucht werden, und beide Charactere als Bediente auftreten, so sind sie im Grunde doch verschieden. Der Hausnarr war bald ein wirklicher Simpel, (auch blödsinnige Weibspersonen fanden auf diese Art ihr Unterkommen,) bald von Natur albern, aber dabey doch verschmizt und bitter, bald der eigentlich so genannte Schalksnarr, d. h. ein geschickter Kerl, der den Narren spielt. Der clown ist entweder ein wahrer Bauertölpel, oder ein Witzkopf aus der untern Volksclasse; oft aber heißt auch jeder abgefeimte und durchtriebene Bediente so. Außer den Hausnarren gab es noch Stadt- und Zünfte-Narren, die bey öffentlichen Aufzügen und Feyerlichkeiten bedienstet waren. In Wirthshäusern und Hurenhäusern wurden Narren zur Ergezung der Kunden gehalten. Narren eigener Art waren ferner der fool in den alten theatralischen Mytherien und Moralitäten, der gewöhnlich the Vice heißt, und dessen Hauptrolle

war, den Teufel auf alle mögliche Art zu quälen und zu verfolgen, dann der fool in den Jahrmärkten-Pantomimen, der gewöhnlich mit dem Tode sich herumbalate, drittens der Narr bey den Pfingstbieren und dem Morris-Tanze, und endlich der so genannte merry Andrew oder Hanswurst der Marktschreier. Anspielungen auf mehrere dieser Narren sind auch in Shakspeare nicht selten. Die allgemein verbreitete Sitte, Hausnarren zu halten, läßt sich historisch bis auf die Zeiten Wilhelms des Eroberers verfolgen, war aber wahrscheinlich schon früher herrschend, und erhielt sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Rolle, die sie auf dem Theater spielen, kann als treues Abbild ihrer Art sich zu benehmen angesehen werden; so auch die Art, wie sie behandelt wurden, die Nachsicht und Freyheit, die sie in der Regel genossen, die Liebe, die sie bisweilen bekamen, wenn sie es zu arg machten u. s. w. (Es wäre überflüssig unsere Leser hierbey an Lear's Narren zu erinnern, den wir für eines der größten Meisterstücke halten, die Shakspeare's Genius hervorbrachte. Als solches erscheint er theils an sich selbst, theils vorzüglich durch den Contrast zwischen dem höchsten Jammer und kalter Possenreißerey, zwischen wirklichem Wahnsinn und verstellter Narrheit, durch den das wunderbare Gemälde, in dem er sich bewegt, so erschütternd wird. Doch genug; wer über Geheimnisse spricht, entweißt sie, und entweißt sie ohne irgend jemand zu belehren.) — Das Costume, in dem die Narren auf dem Theater erschienen, war ohne Zweifel ihrer gewöhnlichen Tracht nachgebildet, und so wie diese mannigfaltig. Ein buntschweifiger Rock umten herum und an den Ellenbogen mit Schellen besetzt, und mit einem Gürtel zusammen gehalten; lange enge Hosen, an denen öfters jedes Bein eine

besondere Farbe hatte; eine große, von den Mönchen entlehnte Kappe, bisweilen mit Eselsohren, bisweilen mit dem Hals und Kopf eines Hahns, manchemal auch bloß mit dem Kamm desselben verziert (daher cock's comb, coxcomb). In der Hand führte der Narr gewöhnlich den bauble. (von den Franzosen marotte genannt,) d. h. einen kurzen Stock, an dem oben sein eigenes theures Ebenbild, ein Narrenkopf, geschnitzt war. An diesem Stocke hing häufig ein aufgeblasener Schlauch oder eine Blase, die bisweilen mit Erbsen, oder Sand gefüllt war, und womit der Narr auf alles was ihm in den Weg kam losprügelte. Die Stelle des bauble oder des manchemal sehr unanständig geformten Schlauches vertrat bisweilen auch ein Pritschholz, oder eine mit Schellen besetzte Klapper, die an das Römische Trotalum erinnert. Der Vice führte gewöhnlich einen hölzernen Degen. — Eine andere, in Shakspeare's Zeiten ziemlich gewöhnliche Kleidung war ein langer, oft aus Sammet gefertigter Weiberrock, meistens von gelber Farbe, die daher auch die Leibfarbe der Narren heißt. Der Kopf war bisweilen wie ein Mönchskopf geschoren, oder stellte auch wohl durch drei Tonsuren die päpstliche Krone vor; auf der Kappe waren öfters Schellen und Federn angebracht, und am Ende des Rückens hing ein Fuchsschwanz herunter, so wie vorn am Gürtel eine große Tasche oder ein Ranzen. Daß indeß häufig der Hausnarr auch gewöhnliche Kleidung trug, zeigen mehrere aufgefundenene alte Rechnungen und einige Bilder von Holzein. — Alte und allgemeine Sitte war es, den Narren zwischen den Aufzügen und Scenen und am Ende der Stücke auftreten zu lassen; selten waren sie in die Handlung selbst verflochten. Obgleich Shakspeare's fools und clowns von jeher als die

wichtigsten Geschöpfe ihrer Art anerkannt wurden, so ist doch, wie auch Hr. Douce bemerkt, der Verdacht nicht grundlos, daß gerade diese Rollen am meisten durch fremde Zusätze verfälscht sind. Uebrigens verlor sich bald nach Shakspeare der fool ganz und gar von der Bühne; bey Beaumont und Fletcher findet er sich nur selten, bey Ben Jonson und Massinger gar nicht. An seine Stelle trat der wichtige Bediente, eine oben erwähnte Art des clown. — Vier Tafeln mit Kupferstichen und zwey mit Holzschnitten erläutern diese Abhandlung.

Dissertation II On the Gesta Romanorum. — (S. 333 — 428.) — Eine äußerst fleißig gearbeitete Ergänzung und Berichtigung der bekannten Abhandlung von Warton. Hr. D. gibt erstlich von verschiedenen theils gedruckten theils handschriftlichen Werken Nachricht, die eben so wie die Gesta R. dazu bestimmt waren, die Prediger mit Histörchen und Fabeln aller Art zu versorgen, um damit ihren Vorträgen von der Kanzel mehr Aufmerksamkeit und Eingang zu verschaffen. Nicht ohne Grund vermuthet er, daß dergleichen Werke auch zum Vorlesen in den Klöstern bestimmt waren. Was den Verfasser des ursprünglichen, Gesta Rom. bearbeiteten Werkes betrifft, so schrieb Sal. Glassius in *Feinster philologia sacra* se einem Französischen Geistlichen, Peter Vercheur zu, und Warton suchte diese Vermuthung noch mehr zu unterstützen. Hr. Douce zeigt dagegen, daß diese Meinung ganz unstatthafte und das Buch höchst wahrscheinlich von einem Deutschen geschrieben sey. Ein Deutsches Sprichwort am Ende des 144. Kapitels, verschiedene Deutsche Nennungen im 142. Kapitel, die Menge von Geschichten, die aus Deutschen Schriftstellern ausgezogen sind, und endlich der Umstand, daß die ersten Ausgaben der Gesta in Deutschland

gedruckt sind, geben dieser Vermuthung ein großes Gewicht. Vor allen Dingen müssen wir aber einer Entdeckung des Hrn. Douce gedenken, die für jede künftige Untersuchung dieses Gegenstandes höchst wichtig ist. Es gibt zwey ganz verschiedene Sammlungen solcher Geschichten. Beide haben zwar denselben Titel, und die zweite ist auch wohl Nachahmung der ersten, rührt aber sicher von einem ganz andern Verfasser her. Von *Gesta Rom. I.* ist noch keine Handschrift bekannt; dagegen fünf gedruckte Ausgaben s. l. et a. 28 Ausgaben von 1480 bis 1555, theils mit theils ohne Druckort, eine Deutsche Uebersetzung Augsb. 1489, eine Holländische in zwey Ausgaben von 1481 und 1484, eine Französische unter dem Titel *le violier des hystoires Romainnes* in drey Ausgaben (die *Gestes Romaines* von Saguin gehören nicht hierher), und eine Englische, von der 1514 nur der erste Band erschien. 1720 und 1722 kamen zwey neue Ausgaben heraus, die mit 14 den *Gesta Rom. I.* nicht zugehörigen Historien vermehrt sind. — Die *Gesta Rom. II.* haben ohne Zweifel einen Englischen Verfasser, und eine der ältesten Handschriften ist aus den Zeiten Richards II. — Aus den ursprünglichen *Gesta* sind viele Geschichten beybehalten, aber im Vortrage umgearbeitet. Die besten Handschriften enthalten 102 Erzählungen, unter denen etwa die Hälfte neu, d. h. nicht in *Gesta Rom. I.* enthalten sind. Aus diesen gibt Hr. Douce, nach dem von Warton befolgten Plane, einen kurzen Auszug. Von diesen *Gesta Rom. II.* führt Hr. D. 25 Handschriften an. Gedruckt wurde das lateinische Original niemahls; dagegen kennt Hr. D. 11 Ausgaben von Englischen Uebersetzungen, worunter die erste s. a. von Wynthyn de Worde gedruckt ist; alle diese gedruckten Aus-



gaben enthalten aber weit weniger Geschichten als die vollständigeren Handschriften. — Die Panzerföhen Annales typogr. können aus dieser Abhandlung nicht nur ergänzt sondern auch berichtigt werden; uns muß es hier genügen, die Forscher der Litteratur des Mittelalters und die Liebhaber der Bücherkunde aufmerksam gemacht zu haben.

Dissertation III. On the ancient English Morris Dance. — (S. 429 - 482.) — Den Namen sowohl als den ersten Ursprung dieses Tanzes leitet Hr. D., wie uns dünkt mit Recht, von den Mauern in Spanien her. Nach England wurde er wahrscheinlich unter Heinrich VII. verpflanzt; wohl nicht unmittelbar aus Spanien, sondern, wie es scheint, aus Frankreich. Den Englischen Morris-Tanz mit den Maygames oder Mayspielen für einerley zu halten, ist irrig. Diese hatten vorzüglich auf die Uebungen der Bogenschützen Beziehung, und daher spielte in ihnen Robin Hood eine so bedeutende Rolle. Gewöhnlich wurde aber der Morris-Tanz damit verbunden, wie dieß auch bey andern Festlichkeiten der Fall war, z. E. bey den Pfingstbieren, den Brautbieren und dem so genannten Lord of misrule, einem wild lustigen Aufzuge, der einen feyerlich gewählten und gekrönten König des tollen Lärms an seiner Spitze hatte, und daher jenen Namen erhielt. Als aber allmählich das Bogenschießen in Verfall kam, wollte man sich doch nicht von den alten lustigen Bekannten trennen, die in den May games seit so langer Zeit gefallen hatten, und so schmolz man sie mit den Morris-Tänzen zusammen. Ein merkwürdiges gemahltes Fenster, wahrscheinlich aus der Zeit Edward IV., worauf die Hauptpersonen dieser Lustbarkeit abgebildet sind, haben bekanntlich Steevens so wie auch Malone ihren Ausgaben von Shak-

speere bengefügt. Von einem andern sehr seltenen und schönen Blatte, das von Israel von Mecheln gestochen wurde, theilt Hr. Douce eine Copie mit. Diesen Abbildungen und den bey alten Schriftstellern vorkommenden Erwähnungen zufolge waren die Haupt-Charactere: 1. der berühmte Robin Hood; 2. sein treuer Geselle, little John; 3. Friar Tu k, der lustige Klosterbruder, wahrscheinlich von dem Strick oder Gürtel, womit seine Kutte aufgewunden war (was tycked), so genannt. 4. Maid Marian, Jungfer Mariandel. Da schon in den ältesten Mayfesten eine Maykönigin vorkam, so wurde sie beygehalten, um so mehr da Robin Hood doch auch sein Liebchen haben mußte. Sie wurde gewöhnlich durch einen jungen glattbärtigen Burschen vorgestellt, und war so zierlich als möglich herausgepußt. 5. The fool, der Narr. 6. Der Pfeifer, bisweilen Tom Piper genannt. 7. The hobbyhorse, der Ritter, ein Kerl, der durch den aus Pappe verfertigten Kopf und Hintertheil eines Pferdes und einen langen die Füße bedeckenden Mantel zum Reiter umgeformt war, und durch seine Sprünge und Kunststücke die Zuschauer ergezte. Auch bey den in Frankreich hin und wieder wohl noch gewöhnlichen Aufzügen dieser Art, durfte diese Figur, un chevalet genannt, nicht fehlen. Der Eifer der Puritaner unter der Regierung der Königin Elisabeth verfolgte diese Volkslustbarkeiten mit großer Strenge; daher unter andern im Hamlet die Zeile for O, for O the hobby horse .is forgot, was Hamlet spottend ein Epitaph nennt. 8. Der Drache, der wahrscheinlich den Teufel vorstellte, dem der Ritter (der h. Georg) mit lächerlichen Sprüngen zusetzte. 9. Die Morris-Tänzer; sie waren auf eine prunkende Weise herausgepußt und zeichneten sich besonders durch eine Menge Schellen aus, die

um die Beine gebunden waren; der Hut war mit Federn und Blumen geschmückt, und in der Hand führten sie ein Schnupftuch. Ihre Zahl belief sich bisweilen auf zehn bis elf Personen. In verschiedenen Gegenden von England haben diese Lustbarkeiten sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. — Auch diese Abhandlung ist mit zwey Kupferplatten und einigen Holzschnitten erläutert.

#### Eben daselbst.

Ben Black, Parry und Kinasburn: *The East-India vade-mecum; or complete guide to Gentlemen intended for the civil, military, or naval service of the hon. East India Company.* By Captain Thomas Williamson, author of the wild sports of the East. In 2 Vol. I. XII und 520 S. II. 506 S. 1810. in Octav.

Dieses wichtige, den Directoren der Ostindischen Compagnie gewidmete Werk, rührt von einem sehr gebildeten Manne her, der länger als zwanzig Jahre in Bengalen als Officier gestanden (II. 288.), und Gelegenheit gehabt hatte, viele Bemerkungen zu machen, die für diejenigen, welche Indien zu betreten gedenken, einen großen Werth haben müssen. Ohne sich an eine strenge Ordnung zu binden, ist es seine Absicht, Alles Wissenswürdige zum Nutzen der Jugend in einem familiar Style vorzutragen; und wer sein Werk gelesen hat, wird bald von dem Wahn zurückkommen, daß man sein Glück in Indien in kurzer Zeit machen könne. Es gibt nur zwey Wege in Indien fortzukommen, entweder in den Diensten der Compagnie, oder als Kaufmann (free mariner). Ehemahls konnte man durch die Empfehlung des Generalgouverneurs vortheilhafte Stellen in dem Militär, als Arzt u. s. w. erhalten; dieser Mißbrauch aber ist seit 1784 ab-

geschafft worden. Wer gegenwärtig nicht von den Directoren angestellt worden ist, darf sich keine Hoffnung machen, es zu Etwas zu bringen. Wer sich dem Civil-Stande widmen will, muß in England in den Orientalischen Sprachen große Fortschritte gemacht haben, so wie die Officiere aus den Militär-Schulen vortheilhafte Zeugnisse aufweisen müssen. Für Alle, welche in den Diensten der Compagnie alt geworden sind, wird auf das liberalste gesorgt. Niemand, wer nicht in Indien geboren ist, darf sich ohne Erlaubniß in der Jurisdiction der Ost-Indischen Compagnie niederlassen, welche von dem Vorgebirge der guten Hoffnung östlich bis zum Cap Horn sich erstreckt, und die Indischen Halbinseln, den Indischen Ocean und die ganze Südsee umfaßt. Die Insel Ceylon ist allein von diesem Zwange ausgenommen, weil sie der Krone gehört; doch werden in unruhigen Zeiten Truppen der Compagnie aus Bengalen als auxiliaries dahin gesandt. Niemand, dessen Gesinnungen, was Politik betrifft, nicht auf das genaueste bekannt sind, darf in Indien wohnen; jeder Europäer wird genau registriert, und erhält eine Sicherheitskarte, die von Zeit zu Zeit von dem hohen Rath erneuert werden muß. Ja, man kann nicht einmahl in Indien ein eigentliches Eigenthum im europäischen Sinne des Worts haben; denn wenn man auch zu Calcutta Ländereyen kaufen darf, welche durch Urkunden (Pottah's) gesichert sind, so geschieht dieß nur zum Schein, indem man sie als Lehen besitzt. Indien soll nicht als eine Colonie, sondern als ein eroberetes Land angesehen werden, auf welches sich alle Britische Privilegien und Gesetze nicht anwenden lassen. — Die Regeln, welche man beym Einschiffen beobachten muß, setzt der Verf. weitläufig aus einander. Man überlade sich nicht mit unnützen Dingen, um den

kostbaren Raum zu schonen; man nehme viele und gute Wäsche mit, und mache mit den Schuftern und Schneidern in England einen Contract, um jährlich Kleidungsstücke von ihnen nach Indien zu erhalten, weil diese dort ungeheuer theuer sind, und ein europäischer Artikel oft 200 Pr. Cent einbringt. In Indien wird kein Tuch und kein dauerhaftes Leder verfertigt; doch sagt der Verf. weiter unten, daß man seit einigen Jahren angefangen habe, gute Gärbereyen anzulegen, und daß es auch in Indien braves Riemen und Sattler gebe. Daß man mit den Capitänen, welche in der Regel vortreffliche Männer sind, die einen großen Theil der Erde gesehen haben, in gutem Vernehmen leben müsse, lehrt die Lebensflugheit. Das Leben auf den Schiffen hat viel angenehmes; die Nahrungsmittel sind gut, wenn man nicht einen gar zu vermögnten Gaumen hat; die Wohnung aber ist unbequem und außerordentlich theuer. Man hat Cabinete für 2500 Pf. St. gemiethet. Wenn man sich zu Gravesand oder anderwärts einschiffen will, so muß man sehr aufmerksam auf die Abfahrt seyn, weil eine verkäumte Viertelstunde die ganze Reise vereiteln kann. Die Schiffe, welche England im April verlassen, kommen im September zu Madras an, wo auch in Indien die größte Hitze vorüber ist. Wo die Schiffe auf ihrer Fahrt vor Anker liegen bleiben, müssen die Passagiere auf eignen Kosten leben, daher Sparsamkeit nicht genug empfohlen werden kann. Das Gemählde des Lebens auf dem Schiffe ist sehr anziehend; die Wachen sind nicht drückend, man ergeht sich durch Musik und Tanz, auch durch Hazardspiele, gegen welche der Verf. unerfahrene junge Leute auf das dringendste warnt. Gegen die Seerkrankheit sollen Säuren und Laudanum die besten Mittel seyn. Hingige

Betränke schaden sehr; besser ist es, entweder die frische Luft zu genießen, oder mit geschlossenen Augen im Bette zu liegen, weil der Anblick des unruhigen Gewässers das Uebel schlimmer machen soll. Gegen Gauner und Taschendiebe (petty pilferers) muß man auf der Huth seyn. Der Fang verschiedener Fischarten, die hier genau beschrieben werden, gewährt einen angenehmen Zeitvertreib.

Der Weg, den die Schiffe nach Indien nehmen, geht in neuern Zeiten sters bey dem grünen Vorgebirge vorbei nach den Canarischen Inseln, wo sie sich mit Gemüse, Früchten und Wein versehen. Hier empfiehlt der Verf. ein vorsichtiges Betragen gegen die Einwohner, und Achtung gegen die Gebräuche der römischen Kirche. Der Aufenthalt zu Rio Janeiro erfordert ebenfalls Aufmerksamkeit, obgleich die Einwohner wegen ihres höflichen, biedern und zuvorkommenden Characters sehr gerühmt werden. Dieser Erdpunct ist durch ältere Beschreibungen hinreichend bekannt. Die Ceremonien bey dem ersten Passiren der Linie werden noch immer beobachtet. Schiffe, auf denen viele Kranke sich befinden, werden vorzüglich von Haifischen verfolgt. Wie man sich während des Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung benehmen muß, beschreibt der Verf. umständlich. Die Wohnungen sind theuer, und unter 3 bis 4 Thaler täglich nicht zu haben. Als Colonie soll das Cap keinen hohen Werth haben, selbst nicht als Erfrischungsort, weil die ersten Lebensbedürfnisse zu kostbar sind. Wichtig ist der Wallfischfang an der Küste. Von S. 86 an folgt eine Beschreibung der Insel St. Helena. Sie besteht aus einem ungeheuren Basaltfelsen mitten im Ocean, fast in gleicher Entfernung von Africa und America. Sie leidet Mangel an Wasser,

denn oft regnet es in drey Jahren nicht; doch reichen die Quellen in den Thälern zu den Bedürfnissen der Einwohner und der Schiffe hin. Die Wohnungen sind wegen der Wanzen und Ratten ein unangenehmer Aufenthalt. Die verwilderten Ziegen thun vielen Schaden; es ist ihnen schwer beizukommen, weil sie sich auf die unzugänglichen Felsenspitzen zurückziehen. Es gab auf der Insel Pfirsichbäume von einer staunenswürdigen Größe, welche ein Insect zerstörte, daß durch Fässer mit Constantiawein dahin gekommen seyn soll. Alle Bemühungen, diesem Unglück Einhalt zu thun, waren vergeblich, bis Jemand auf den Gedanken kam, den Stamm des Baumes anzubohren, die Oeffnung mit Quecksilber zu füllen, und sie wieder zu verstopfen. Der Bambus ist auch hier ein sehr nützlich Gewächs. Fernere Schilderung der Insel, und Angabe der Höhe der Gebirge nach Kennel. S. 110. Beschreibung der Insel Johanna (Hinzouan), nach Jones. Die Einwohner sind Araber; sie versorgen die Seefahrer gern mit Erfrischungen, und stehen unter einem König, der zu Domoni residirt, und dessen ganze Artillerie aus einem unbrauchbaren Sechspfünder besteht. Die Schifffahrt durch den Canal von Mozambique, in welchem viele Wallfische gefangen werden, ist oft gefährlich. Was ältere Reisende von den Wohlgerüchen gesagt haben, die man in der Nähe der Insel Ceylon spüren soll, erklärt der Verf. für eine Fabel. Die Häfen an der Bengalischen Küste sind unsicher, allen Stürmen preis gegeben, und oft so seicht, daß die Schiffe ihnen sich nicht nähern dürfen. Der Hafen von Madras ist einer der besten. Die Waaren kommen durch Landungshoote ans Land, die der Verf. genau beschreibt.

Nachrichten von Balahore, Redgrenen u. a. Häfen an der Bengallischen Küste, von der Küstenschiffahrt, den Münzen 2c. Der Europäer, der ans Land tritt, muß Wirthshäuser und schlaue Betrieger, vorzüglich die Rum-Johnnis zu vermeiden suchen; es ist für ihn am besten, sich so bald wie möglich ein Zimmer zu miethen, und einem Freunde oder rechtlichen Manne die Einrichtung desselben anzuvertrauen. Dabey darf das Studium der Landessprachen, vorzüglich des Persischen, nicht vernachlässigt werden. Die Zahl der Bedienten, die selbst ein mittelmäßig begüterter Europäer halten muß, übersteigt allen Glauben. Von S. 186 - 337 folgt ein Verzeichniß der männlichen und weiblichen Bedienten, und ihrer, ihnen eigenthümlichen Beschäftigungen. Die Portugiesen hängen noch an ihrer alten Lebensweise. Die indischen Wucherer sind die schlimmsten, und haben ein freyes Feld, weil die Mahometaner keine Interessen nehmen dürfen. Eine Schilderung der Lebensart der Mahometaner in Indien, die ins kleinste Detail geht, hat der Verf. von einem Freunde erhalten, und von S. 347 an mitgetheilt. S. 345 - 385 von den verschiedenen Classen der Freudenmädchen und Tänzerinnen. Die besten und geachtetsten unter den letztern heißen Meeraleen, andere werden Kanchenee genannt. Obgleich die Männer und Weiber der Mahometaner einmahl nach Mecca wallfahren müssen: so geschieht dieß doch selten, weil sie Stellvertreter hinschicken. Die Reichen haben oft 300 Sclavinnen, die sehr gut gehalten werden. Ueber ihre Vielweiberey herrschen in Europa die lächerlichsten Begriffe, die der Verf. zu berichtigen sucht. Von ihren Heirathsceremonien und Spielen. Am meisten ergözen sie sich mit fliegenden Drachen. S. 412



von der Lebensart der Weiber, ihren Kleidungen, Juwelen ic. Die Salben sind einer europäischen Nase ganz zuwider. Um das kostbare Rosenöl zu bereiten, hat Anthony Polier viele Versuche, und zwar glücklich, angestellt, die man S. 436 ff. beschrieben findet. Das Baden in Teichen ist wegen der Alligator sehr gefährlich. Die Anzahl der Europäer in Bengalen und den abhängenden Provinzen soll nicht über 4000, die der Europäerinnen nicht über 250 seyn. Dieser Umstand entschuldigt das Concubinat. Im Jahre 1782 wurde zu Calcutta ein Waisenhaus errichtet, allein mit den Schulen sieht es so schlecht aus, daß die Eltern ihre Kinder nach Europa senden müssen. Die Kuhpockenimpfung fand in den Braminen Gegner. Lord Elgin hatte von Constantinopel aus die Impfungsmaterie an den Dr. Short nach Bagdad geschickt; die Versuche die man mit ihr anstellte, waren umsonst, bis sie erst 1802 zu Bombay glückten. Jetzt bedient man sich der Kuhpockenmaterie selbst zu Port-Jackson. Das Hospital zu Calcutta entstand 1793. Von der in Indien üblichen Baukunst und der innern Einrichtung der Wohnzimmer. Die Engländer welche indische Sitten annehmen, Turbane tragen u. s. w. machen sich eben so lächerlich, wie die Mahomedaner, welche die Britten nachäffen. Mit dem bekannten Mirza Abu Taleb Khan, der vor einigen Jahren in London war, und dessen Reisebeschreibung so begierig verschlungen wurde, ist der Verf. nicht zufrieden. Er reisete mit ihm auf einem Schiffe nach England, und fand ihn sehr anmaßend und indiscret. Nochmals von der Baukunst der Europäer in Indien, die dem Klima angemessen seyn muß ic.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 24. Januar 1814.

London.

Der zweyte Band von dem *East-India vademecum* (oben S. 138), steht dem ersten an interessantem Inhalte nicht nach. Die Hitze und der Sonnenschein sind in den Sommermonaten in Indien so unerträglich, daß man alle Mittel ergreifen muß, um sie etwas zu mildern. Die Hindus sitzen ruhig in dunkeln Zimmern, vermeiden alle Zugluft, trinken frisches Wasser und genießen saftige Früchte. Um dem Widerschein der Sonnenstrahlen zu entfliehen steigen die Raubvögel zu einer Höhe von 800 Yards. Die Bauart, welche die Franzosen in Indien eingeführt hatten, war sehr zweckmäßig, doch hat sie in neuern Zeiten viele Verbesserungen erhalten, und der Verf. beschreibt auf das genaueste, wie man jetzt ein Haus bauen und im Innern einrichten muß. Dieser Abschnitt leidet keinen Auszug. Der Regen und die weißen Ameisen zerstören alle Gebäude, die nicht dauerhaft genug gebaut sind. Auch die heftigen NWwinde thun großen Schaden. Im November 1787 riß ein Sturm einen ungeheuren Baum um, dessen Wurzeln einen Raum von

P (1)

15000 Cubicfuß einnehmen. Das Tetaholz ist zum Bau das beste, und kommt am vorzüglichsten aus Pegu. Der Architect der Ost-Indischen Compagnie, Hr. Lyon, ließ große Balken dieses Holzes in Arsenikdämpfen liegen, um es gegen die weißen Ameisen zu sichern. Von dem Mangoholze, dem Bambus und der Cocospalme, und ihrem mannichfaltigen Nutzen. Sie wächst am liebsten am Seeufer, oft mitten im Wasser; daher ihre ungeheure Menge auf den Maldivischen Inseln und den Sechelen, die wenig über der Oberfläche des Meeres erhaben sind. Von der Toddy-Palme und andern Gewächsen. Die Lebensart der Europäer und Hindus beschäftigt den Verf. von S. 187 an. Als er im Jahre 1778 zum erstenmahl nach Indien kam, herrschte in den Häusern der Europäer eine große Gastfreundschaft, welche aber von Abenteurern gemißbraucht, und nun sehr eingeschränkt worden ist. Es kostet sehr viel Mühe, Eingang in vornehme Häuser zu finden, und zu den Morgen- oder Abendvisiten zugelassen zu werden. Auf den Tafeln der Reichen erscheinen die kostbarsten Speisen und Weine, aber Säufer werden in Indien allgemein verabscheut. Man hat hier keine öffentliche Caffeehäuser und Tavernen, wie in England, auch keine große öffentliche Gesellschaften; dagegen werden sehr kostbare Assemléen, Bälle und Rout's gegeben. Der Thee verliert in Indien sehr bald seinen Geschmack und Wohlgeruch. Er muß in dichten bleernen Kisten aufbewahrt und gegen die Hitze geschützt werden. Kaffee wird von den Arabern in ungeheuern Quantitäten eingeführt, allein er hat oft einen bitteren Geschmack, weil sie, um den Bohnen ein schönes grünes Ansehen zu geben, die Kaffeesäcke in Meerwasser liegen lassen. Der Zucker kam ehemahls von China; jetzt baut man ihn selbst.

Milch und Butter von Büffeln soll wohlschmeckend seyn, so wie das Fleisch der Schweine, auf deren Zucht sehr viel Aufmerksamkeit gewandt wird. Von einem gut gemästeten Schweine sagt man, es sey gut educated. Die Einführung der Kartoffeln verdankt man, so wie den Gebrauch vieler andern nützlichen Gewächse, den Holländern. Die Ost-Indische Compagnie zahlt jährlich 25000 Pf. St. für Branntwein, den das Militär erhält; allein die Kosten für die allgemeine Consumption betragen 2,500000 Pf. St. Man verfertigt in Indien schönes Tischzeug, zieht aber das Steingut aus Staffordshire dem Chinesischen Porzellan vor. Eine schreckliche Plage sind die Insecten, die Frösche, Kröten, Eidechsen und Schlangen, die sich oft in die besten Häuser einschleichen. Die Schlangen verkriechen sich gern hinter Vorhänge und in die Betten. Die Schlangenbeschwörer wissen durch den Ton einer Hoboe, und einige Korianderkuchen die Schlangen an sich zu locken und sie zu zähmen. Der Verf. sah eine 13 Fuß lange Brillenschlange, und eine andre, die so schwer war, daß acht Männer sie in ihr Behältniß legen mußten. Eben so lästig sind die Fledermäuse, die Schwärme von Moskiten, Wespen, Hornissen, die Scorpione und Tausendfüßer, die Ragen und Mäuse und die zahllosen Wanzen, selbst in den Betten der reichsten Personen. — Viele Hindus und Europäer finden ein großes Behagen, sich kueten zu lassen. Sie nennen es Shampoing, und es ist eine Sitte, welche Cosp auch unter den Südsee-Insulanern gefunden hat. Vor 50 Jahren wurde ein Theater zu Calcutta auf Subscription erbaut; es kostete 12500 Pf. Sterlinge. Es gibt aber außerdem noch wandernde Schauspieler. Das Pferderennen hat auch in Indien Eingang gefunden, wo es mehrere

Raffen von Pferden, und mehrere sehr geschätzte, gibt. Das Hazardspielen ist durch den Generalgouverneur Cornwallis verboten worden. Musikliebhaber gibt es wenig, weil die Instrumente sehr kostbar sind, und durch das Clima leicht verderben. Ueberhaupt aber machen Gelehrte und Künstler kein Glück in Indien — "India is not the soil, to which a man of science or of taste should repair, (II. S. 213)." Auffallend ist die Bemerkung, daß man eine Kirche in Bengalen, von den Abgaben erbaut hat, welche die Lotterieunternehmer haben erlegen müssen. Die erste Schule zu Calcutta wurde 1780 eröffnet. Von der durch den Marquis Wellesley gestifteten Academie findet Rec. keine Nachricht. Merkwürdig ist die Beschreibung von Fort William, das 15000 Mann fassen kann. Hastings's bedeutliche Aeußerung, daß die Brittische Macht in Indien depends entirely on opinion (II. S. 220) ist der Verf. geneigt zu unterschreiben. Und wirklich ist Rec. überzeugt, daß, wenn England seine Colonien in Indien nicht einst verlieren will, es so gegen sie verfahren muß, wie Rom im Bundesgenoffenkriege gegen die Bundesgenossen, welche das Bürgerrecht verlangten. Rom gab es ihnen; aber es setzte sie in die niedrigsten Tribus; sie erhielten den Namen ohne die Sache. Die Truppen sollen monatlich besoldet werden, allein der Sold bleibt oft aus, wodurch manche Individuen in Verlegenheit; und in die Hände der Wucherer gerathen. Die folgende Beschreibung des Ganges und Surampooter und der Schifffahrt auf diesen Strömen ist sehr wichtig, und wird eine große Lücke in den Geographien Indiens ausfüllen. Die Tibetanischen Alpen auf welchen der Ganges entspringt, mit ewigen Schnee bedeckt, sind an einem heitern Tage zu Patna, in einer

Entfernung von 300 Meilen sichtbar. Widrig ist der Anblick der auf dem Ganges schwimmenden Leichen der Hindus, welche von Raubvögeln, Daraahunden und Argeelak's oder Mehgerbögen gefressen werden. In den Taut's oder Eisternen findet man überall Alligators, oft 25 Fuß lang und 6 bis 12 Fuß in Umfang. Einige werden durch milde Stifungen ernährt, allein die Alligators fressen oft selbst den Fakir, der sie füttert. Die Gefräßigkeit dieser Ungeheure ist entsetzlich. Serais zur Bequemlichkeit der Reisenden werden nicht mehr erkant, seitdem die Macht und der Reichthum der Mohamedanischen Raja's abgenommen hat. Sie stiften heut zu Tage Ganges oder Kornmärkte, Hauts, Jahrmärkte, Maylah's, Messen u. s. w. Die Unreinlichkeit der Wasserbehälter hat auf die Gesundheit der Hindus, vorzüglich der Bergbewohner, den nachtheiligsten Einfluß. Ein Teich zu Juampore hat eine Einfassung von einem Stein Kunkur, mit Kalk verbunden, die seit 1500 Jahren Felsenfest geworden ist (II. S. 279). Die heftigen NWwinde führen zuweilen Fischbrut mit sich. Der Verf. hat selbst welche auf Dächern gesammelt, Andre wollen sie noch lebend gesehen haben (II. S. 294). Durch Wasserhosen können sie nicht empor gehoben seyn. Von den Fischen, den heißen und Mineralquellen. Daß die Naturgeschichte und Botanik Indiens so sehr vernachlässigt werden, bedauert der Verf. S. 297. "Negligence in regard to botany and natural history appears to operate throughout India." Auch in der Medicin ist man noch sehr zurück. Man hat zwar ein Werk von Francis Halfour über die Krankheiten in Indien, allein man könnte noch viel von den einheimischen Aerzten der Hindus lernen. Im Amarcosh befinden sich allein die Namen

von 300. officinellen Pflanzen. Neben Barrow, bekannt durch Aufsätze in den Asiatick Researches, wird ein mathematical Hottentot genannt, wegen seines rauhen, zurückstoßenden Aeußern. Der Zustand der Litteratur ist elend. Es gibt keine Bücher, kein gemeinsames Band unter den Gelehrten. (Ueberhaupt wird die indische Litteratur auf einem verkehrten Wege getrieben. Man nehme doch die großen Philologen des 15ten und 16ten Jahrhunderts zum Muster, man lasse die Autoren im Samscredam ohne Version abdrucken, und liefere Lexica und Grammatiken. Dann erst können wir den Werth der Samscredlitteratur kennen lernen und beurtheilen. —) In Indien gibt es nur reitende Posten; sie werden zwar nicht von Räubern, aber desto häufiger von Tigern angefallen, welche schreckliche Verwüstungen anrichten. Die Hindus haben keine Lust zu reisen; wenn sie einen Jahrmarkt, oder eine Pagode in der Nähe besucht haben, so kehren sie wieder in ihre Heimath zurück. Gebahnte Wege gibt es nicht, nur Fußpfade. Häufiger sind die Wasserreisen, zumahl bey Ueberschwemmungen, welche dem Auge die seltsamsten Phänomene darbieten. Von einem unübersehbaren Nutzen für Hindostan sind die Reispflanzungen, deren Bau der Verf. sehr genau und lehrreich beschreibt. Das Delta des Ganges besteht aus einer ungeheuren Wildniß, Soonderbunds genannt. Es sind undurchdringliche Wälder, welche auf dem durch Ueberschwemmungen angelegten Schlamm empor gewachsen, unerschöpfliche Holzvorräthe liefern. Die Nachricht von den Ruinen der alten Stadt Gour (II, S. 360) reizte unsere Aufmerksamkeit. Sie bedecken eine Fläche von 30 (englischen) Quadratmeilen, und sind die Trümmer einer Hauptstadt Bengalens, welche um 730 vor Chr. G. blühte,

aber durch eine Pest heimgesucht, verlassen worden ist. Sie soll am Ufer des Ganges, von dem sie jetzt fünf Meilen entfernt liegt, nach Andern, am Ufer des Meers gestanden haben. Man sieht noch eine prächtige Moschee von schwarzem Marmor (unfreitig ein späteres Werk) und zwey Thore einer Citadelle. Die andern Gebäude waren mit Backsteinen aufgeführt, von denen man die meisten weggeschleppt hat. Die Ruinen sind mit Wäldern bedeckt, und für die Tiger ein sicherer Zufluchtsort. Von den Lastschiffen auf dem Ganges, von den verschiedenen Arten derselben, den Seeräubern, und den Vorsichtsmaßregeln. Große Gewandheit der Seiltänzer und Tänzerinnen, bereits aus andern Reisebeschreibungen bekannt (II. S. 411. 420). Am geschicktesten unter den Gauklern sind die Nuts, oder die Indischen Zigeuner, von denen Sprachproben (II. S. 413) mitgetheilt werden. Der Verf. kommt hier noch einmahl auf die Freudenmädchen zurück, preist ihre große Keuschheit und die Vorsichtsmaßregeln, welche man getroffen hat, um die Folgen der Ausschweifungen zu verhüten. Ein großer Abschnitt von S. 432 an ist den Indischen Hausthieren gewidmet. Am ausführlichsten handelt der Verf. von den Elephanten, die, wenn sie eingefangen sind, leichter durch Güte als durch Strenge zahm gemacht werden können. Sie werden den Cameelen in vieler Rücksicht vorgezogen. Von den Büffeln und Pferden. Eine eigne ganz kleine Rasse, Tanians, kommt aus Tibet. Von den übrigen Rassen. Den Beschluß dieses Werks machen eine Nachricht von den Indischen politischen Blättern, und eine für den Statistiker sehr wichtige Uebersicht der jährlichen Einkünfte von Bengalen.



152 G. g. A. 15. St., den 24. Jan. 1814.

### Berlin.

Dei Dieterici: Handbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft zur Grundlage bey academischen Vorlesungen, und zum Gebrauche für ausübende gerichtliche Aerzte, von Dr. C. S. L. Wildberg, Herzogl. Mecklenb. Strel. Hofrathe u. s. w. 1812. 8. mit einem doppelten Register 455 S.

Vergleicht man dieses Handbuch mit dem Werke des verstorbenen Meggers, so fällt das Urtheil für ersteres sehr günstig aus, ohne dem letztern etwas von seinem entschiedenen Werthe entziehen zu wollen. Jenes ist nicht allein reichhaltiger an Materialien und Litteratur, sondern die Gegenstände sind auch planmäßiger geordnet. Das Ganze zerfällt in einen generellen und speciellen Theil. Ersterer enthält das Allgemeine von den Medicinalpersonen und ihren Functionen; von den Berichten und Gutachten, und deren Form und Beschaffenheit. Im letztern findet man einen doppelten Abschnitt, wovon der erste sich mit den Untersuchungen an lebenden, der letzte mit den Untersuchungen an todtten Personen beschäftigt. Diese Anordnung ist sehr zweckmäßig, und gut durchgeführt, ohne daß der Verfasser in Wiederholungen verfallen wäre. Was die Tödtlichkeit der Verletzungen an betrifft, so folgt der Verfasser seinen schon früher dargelegten Ansichten. Rec. muß aber bemerken, daß ihm die von Ploucquet angegebene Eintheilung besser gefällt, in so fern sie weniger verwickelt ist, und den Richter auf den gehörigen Standpunct stellt, um einen gegebenen Fall deutlicher und klarer überschauen zu können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1814.

Paris.

Dissertation sur soixante traductions françaises de l'imitation de *Jésus-Christ*, dédiée à S. M. l'Impératrice et Reine, Par *Ant. Alex. Barbier*, bibliothécaire de S. M. l'Empr. et Roi, et de son Conseil d'Etat. Suivie de Considérations sur la question relative à l'auteur de l'*Imitation*. Chez Lefèvre, libr. 1812. XVIII und 285 Seiten in klein Octav.

Das bekannte ascetische, ursprünglich, wie Mehrere behaupten, lateinisch geschriebene Buch *De imitatione Christi*, wird vier verschiedenen Verfassern zugeschrieben: dem heil. Bernhard, dem Pariser Canzler Gerson, dem deutschen Canonikus Thomas von Kempen, oder à Kempis, und endlich dem italiänischen Benedictiner-Abt, Joh. Gersen. Wacker und vielfach ist gestritten für und wider alle diese Concurrenten, besonders für *Thomas-à-Kempis* und für Gersen. (Das Pariser Parlament mußte sogar einmahl zwischen die zu hitzig Kämpfenden treten.) Der gedruckten und ungedruckten Streitschriften über diesen Punct

D (1)

sind mehr denn hundert und zwanzig. Ehedem als eine rüstige katholische Kirche vollständig noch da stand, mit allen ihren hierarchischen Unterabtheilungen und Orden aller Farben, hätte sich ein so genannter Regulirter Canonicus lieber todtschlagen lassen, als das obbenannte Buch nicht für das Werk des *Thomas-à-Kempis* anerkannt zu sehen; und so ein Benedictiner für den Abt *Gersen*. Die schlauen Jesuiten hielten es lieber bald mit diesem letzteren, bald mit *Thomas-à-Kempis*, (da das Buch doch wegen seines Alters einem Sohn des *Loyala* nicht wohl könnte zugeeignet werden) als daß sie dem der Jansenistischen Lehre gar zu günstigen Pariser Kanzler, die Ehre dieser Autorschaft gelassen hätten. Es war damahls also eine Ordens-Ehrensache. Es ist zwischen berühmten Orden um viel weniger frenlich, und noch heftiger gefochten. *Tantaene animis caelestibus irae!* Jetzt, da keine Orden mehr da sind, scheint das *punctum quaeest.* eine National-Ehrensache werden zu wollen. Denn einmahl war der heil. *Bernhard* ein Franzose (für die nähmlich, welche den historischen Hauptunterschied zwischen Franken und Franzosen nicht berücksichtigen); *Gerson* war ein Franzose, *Thomas* ein Deutscher, *Gersen* ein Italiäner. Nun ist das Buch hochberühmt; während der drey letzten Jahrhunderte rechnet man gegen 2000 Ausgaben davon; es ist in alle Sprachen vielfach übersetzt; folglich, obgleich nur ein ascetisches Product, so ist es doch keine unwichtige Erwerbung für die National-Eitelkeit, die erleuchtete Celebrität des Buchs und des Verfassers in den Nationalschaz einzucassiren. Zwey Italiänische Gelehrte, Herr Graf *Napione* und Herr *Cancellieri*, reclamirten es schon vor drey Jahren zu Gunsten des *Gersen*, angeblichen Abts im Kloster des heil. *Stephan* zu

Bercelli. Hier erscheint ein neuer Streiter zu Gunsten des Pariser Kanzlers Gerson, Hr. Gence, ancien archiviste attaché au dépôt des chartes, Verf. der auf dem Titel angeführten *Considérations*. Dem guten frommen *Thomas-à-Kempis*, der hier als ein bloßer Abschreiber, als eine Art von Schwachkopf vorkommt, wird erstlich der Text recht streng gelesen, und Herr Gence treibt ihn, ohne Respect für die Verjährung, etwas hart aus seinem rechtwidrig erworbenen Besitze. Mit dem Italiänischen Abt Gessen, oder Gersen, geht er noch schlimmer um, und er macht ihm nicht nur das Buch, sondern gar die Existenz streitig. Die Gründe des wackeren Litterators und Diplomaten Herrn Gence, (ohne freylich die Sache gänzlich zu erschöpfen,) scheinen gar nicht unwichtig zu seyn; und er macht es so wahrscheinlich wie es immer möglich ist, in einer Sache, die wie das Geheimniß des Gefangenen mit der eisernen Maske, einer undurchdringlichen historischen Stepsis auf ewig überlassen zu seyn scheint, daß der in der That treffliche Gerson der wahre Verf. der *Imitatio* ist. Ausführlicher wird noch Herr Gence seine Gründe angeben in einem eigenen Werke, wovon diese *Considérations* bloß als eine vorläufige Probe zu betrachten sind. Und dann gehört die *Imitatio* allerdings zu den erbaulichsten Producten des National-Geistes, und kann in die Waagschale gelegt werden, gegen die sehr große Menge derer, die nicht so erbaulich sind!

Es könnte aber eine andere Meinung auch einige Wahrscheinlichkeit für sich haben. Nämlich, es gibt ein altes französisches Werk, das handschriftlich sowohl als gedruckt vorhanden ist, (doch von den vierzehn alten Ausgaben, die man davon hat, ist die neueste vom Jahre 1554) und den Titel führt:

Internelle consolation, (Internelle heißt innere, obgleich einige daraus Eternelle gemacht haben). Dieses Werk hat mit der Imitatio Christi so ziemlich einerley Inhalt, und eine solche Aehnlichkeit, wie zwey Zwillingeschwestern zu haben pflegen. Die Internelle consolation trägt auch an sich große Kennzeichen der Ursprünglichkeit, könnte also für das Original gelten, und den Kanzler Gerson zum Verfasser haben. Nun könnte der fromme *Thomas-à-Kempis* (der etwas später lebte) eine lateinische Paraphrase davon nachher geliefert haben; und zwar diese dann dem Mönchsleben mehr als dem weltlichen angepaßt. Durch diese Voraussetzung ließ sich manches erklären: z. B. die häufigen Germanismen in dem Latein der Imitatio; die auffallende Uebereinstimmung im Styl und in vielen Redensarten der Imitatio und anderer gewiß von *Thomas-à-Kempis* herrührenden Schriften; auch warum Religiosus (d. h. Ordensgeistlicher) in dieser immer steht, wenn eigentlich von dem Christen überhaupt die Rede seyn sollte, und wirklich auch Le Chrestien in der Consolation internele zu lesen ist; endlich auch warum so viele Zeitgenossen des *Thomas-à-Kempis*, wie *Trizenheim* u. a., ihm die Imitatio zuschreiben; u. s. w.? Diese Meinung ward erst vorgetragen in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Imitatio, in französischer Sprache 1690, (wovon wir den Titel ganz hier hersetzen müssen: "*La consolation intérieure, ou le livre de l'Imitation de J. C., selon son original, traduit d'un ancien exemplaire nouvellement découvert, avec une dissert. sur plusieurs différences qui se rencontrent entre cet exemplaire et l'édition vulgaire de l'Imitation.* Paris, *Ch. Robustet*, 12. avec fig.") ; und ward später von einem Litterator an

genommen, der als solcher Achtung verdient, dem *Abbé Lenglet du Fresnoy*, der sie auch in seiner Ausgabe der *Imitation* (1731, und auch 1737) ausführlich entwickelte und mit neuen Gründen aufstuzte. Dem *Abbé Lenglet* hat freylich ein gelehrter Benedictiner widersprochen; doch unstatthaft, und die Sache ist gar nicht als ganz verwerflich anzusehen.

Doch wir kehren zu dem eigentlichen Hauptzwecke des Buchs zurück; denn bis jetzt haben wir aus dem Ende den Anfang gemacht, und uns bloß bey der Zugabe aufgehalten. Wahr ist es, daß diese Zugabe allgemein interessanter ist, als das Werk selbst; da dieses nur von den französischen Uebersetzungen der *Imitatio Christi* handelt, und jene von ihrem Ursprunge und Verfasser. Es sey genug dem bisher Gesagten noch dieses hinzuzufügen, daß hier eine weitläufige Litteratur der ganzen Polemik befindlich ist, nicht nur in den *Considérations* des *Hrn. Gence*, sondern auch in einem doppelten *Catalogue des ouvrages imprimés, — et des ouvrages manuscrits relatifs à la contestation, &c.* die *Herr Barbier*, S. 151-212, liefert und mit Noten begleitet. Wer übrigens keine andere Geschichte dieses Streits bey der Hand hat, weder *Dupin*, noch *Thuillier*, noch *Amort*, findet eine gute Zusammenstellung davon im 34. Band von *Schröckh's Kirchengeschichte*, S. 312 - 322.

Also von *Hrn. Barbier's* Dissertation. Sie zerfällt in acht Capitel, S. 1 - 128: I. Notiz der prosaischen Uebersetzungen der *Imit. Chr.*, nach der Zeitfolge. II. — der metrischen Uebersetzungen. III. — derer in Provincial-*Volks*sprachen (*patois*). IV. Uebersetzungen zum Gebrauch der Protestanten. V. Werke, die aus der *Imit. Chr.* entlehnt sind.

VI. Von einigen nur obenhin von Schriftstellern angeführten Uebersetzungen. VII. Von der Internele Consolation. VIII. Von ertlichen Werken, die den Titel Imit. Chr. auch führen. Nachher, S. 129—150, zehn meistens sehr belehrende Notizen, litterärhistorischen Inhalts. Die Zahl der französischen Uebersetzungen der Imit. Chr. ist, wie schon auf dem Titel angegeben ist, sechszig, wovon im ganzen ungefähr tausend Ausgaben erschienen sind. Ins Griechische und Arabische ist die Imit. Chr. auch übersetzt worden; überdieß in fast alle Europäische Sprachen. Was den Hauptzweck des Verf. betrifft, nämlich die Erzählung und Beschreibung der französischen Uebersetzungen dieses Werks, die Enträthselung mehrerer anonymischen oder pseudonymischen Uebersetzer, u. dergl., so ist uns nichts bekannt geworden, wodurch die Arbeit des geschickten und höchst sorgfältigen Bibliographen könnte ergänzt oder nur berichtigt werden. Sein redlicher, unermüdeter Fleiß, seine Genauigkeit sind schon aus früheren Schriften in diesem Fache bekannt. Er allein, der im Besitze aller Hülfsmittel sich befindet, kann vielleicht einst noch den einen oder den andern Punkt aufklären; so wie Herr Gence, dessen ausführlicheren Schrift wir mit Vergnügen entgegen sehen.

#### Wien.

Ben Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Dritter Band. 1812. 453 Seiten. Vierter Band. 1813. 374 Seiten in Octav.

Das Urtheil, das über des verstorbenen Collin's poetisches Talent bey der Anzeige der beiden ersten Bände seiner Werke in diesen Blättern (s. den Jahrgang 1813, S. 876) gefällt wurde, wird durch den Inhalt dieses dritten und vierten Bandes

bestätigt. Der dritte enthält noch dramatische Arbeiten. Zuerst wieder ein heroisches Trauerspiel, die *Horatier und Curiatier*, der bekannte Stoff aus der alten römischen Geschichte, vom Verf. in einer ähnlichen Manier, wie sein *Regulus*, bearbeitet; aber weder so fein, noch so kräftig, als der *Regulus*; voll Lebhaftigkeit und Würde des Gefühls in einer meistens edeln Sprache; aber ohne alle hinreißende Wärme; mehr moralisch als poetisch; an mehreren Stellen steif und verkünstelt. Dann *Bradamante*, ein lyrisches Schauspiel in vier Aufzügen; der bekannte Stoff aus dem Ariost, die Bezauberung und Entzauberung des Roger; ein sonderbares Stück; kunstreich darauf berechnet, den höchsten Effect romantischer Kühnheit und Wildheit, im Gegensatz mit der antiken Strenge, hervorzubringen; nicht ohne treffliche Scenen; in einer zuweilen meisterhaft gelungenen Sprache; aber im Ganzen übertrieben, wie gewöhnlich das Uebertriebene entsteht, wann ein berechnender Kunstverstand das Höchste leisten will, was nur einer üppigen und übervollen Phantasie gelingen kann. Hierauf ein so genanntes Schauspiel, *Julie von Billenau*, von der bekannten prosaisch rührenden Gattung, die in der deutschen Litteratur dem Emporkommen des wahren Lustspiels so hinderlich gewesen ist; in der Erfindung und Characterzeichnung gerade nicht trivial, aber auch nicht sehr über das Alltägliche erhaben; durch die gehaltene Spannung des Edelmuths ermüdend, wo es am stärksten anziehen sollte. Endlich *Kindespflicht und Liebe*, auch ein Schauspiel der vorigen Gattung, nur mehr durch comische Partien dem eigentlichen Lustspiele sich nähernd; das schwächste unter allen in diese Sammlung aufgenommenen dramatischen Producten des Verfassers;



durchaus erinnernd an Fielding's Tom Jones, aber der kräftigen Natürlichkeit zu Liebe übertrieben in das Gemeine; das Lächerliche durch Caricatur mehr schwächend, als verstärkend; ohne alle Kraft des comischen Witzes, überhaupt beurkundend, daß der Verfasser in eine seinen Talenten fremde Sphäre gerathen war. — Der vierte Band enthält epische (überhaupt erzählende) und lyrische Gedichte, und unter diesen sehr viel Vortreffliches. Hier blicken wir frey in das Innere einer kraftvollen schönen Seele, die sich an die Muse wendet, um Gefühle und Gesinnungen auszusprechen, auf die sie stolz seyn darf. In den lyrischen Gedichten überwiegt nicht selten das moralische Interesse das poetische; aber im Ganzen sind doch diese Gedichte reich an wahrhaft poetischem Geiste. Sprache, Styl und Versbau haben meistens eine männliche Eleganz, zum Theil in Klopstock's Manier. In besonderer Beziehung auf die großen Ereignisse unserer Tage stehen die Wehrmannslieder, gedichtet bey der Errichtung der österreichischen Landwehr, mit einigen Abänderungen anwendbar auf alle ähnlichen wahrhaft vaterländischen Verhältnisse. Unter den poetischen Erzählungen scheint uns besonders die vom Kaiser Maximilian auf der Martinswand in Tyrol gelungen. Die Fragmente des unvollendet gebliebenen Heldengedichts Rudolph von Sabsburg, in Hexametern, zeigen, daß das Ganze mehr den Character des historischen Gedichts, wie z. B. die Pharsalia von Lucan, erhalten haben, als ein eigentlich episches Werk geworden seyn würde. — Angehängt sind einige Gedichte von Hrn. Matthäus von Collin, einem Bruder des verstorbenen Dichters, und von andern Freunden desselben, zur Gedächtnißfeier.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1814.

**Haarlem.**

Ben Fr. Bohn: *Reize door de oostelycke departementen van het Koningryk Holland en het Hertogdom Oldenburg in den Jare 1808 door H. Potter. D. I. 1808. 335 Seiten. D. II. 1809. 356 Seiten.*

Die natürliche Beschaffenheit der Länder, ihre Alterthümer, Gebräuche und Sitten, der Vergangenheit wie der Gegenwart, politische Verfassung und Verhältnisse, vor allem aber alles, was im großen Tempel der Natur Auge, Herz und Geist fesselt, sind die Gegenstände, auf die Hrn. P. Aufmerksamkeit gerichtet war. Eine treffliche Gabe zu beobachten vereinigt sich in ihm mit eben so mannigfaltigen, als gründlichen Kenntnissen, und mit einem höchst schätzbaren, warmen und tiefen Gefühle. Vortrag und Sprache ist einfach und ungekünstelt, sowohl in der Darstellung des Beobachteten selbst, als auch der dadurch erweckten Empfindungen und Gefühle. Nur unterbrechen zu oft und zu stark die eingestochenen historischen Bruchstücke. Auch sind nicht gerade alle von hohem Interesse.

R (1)

In Harlingen fand man bey der letzten Zählung 7000 Einwohner. Es herrschte in Kleidung und Lebensweise ein Aufwand wie in der allerglücklichsten Zeit. — Ein Gemälde in der schönen Kirche zu Osterbirum stellt Himmel und Hölle zugleich dar. Auf der einen Hälfte erblickt man eine große Menge scheußlicher Ungeheure mit langen Schwänzen, Pferdefüßen und fürchterlichen Köpfen, alle beschäftigt, die Verdammten zum höllischen Pfule zu schaffen. Hier werden Karren voll Verdammter abgeführt: dort werden Andere auf Karren und Wagen vermittelst großer eiserner Gabeln geladen, und da wieder andere bey den Haaren wie bey den Beinen fortgeschleppt. Diese Hölle ist Hölle genug: desto kläglicher aber ist der Himmel; nichts als eine elende Kneipe. Da sieht man nur ein kleines Männchen, das, dicht an der Himmelpforte stehend, die Geige spielt, und dann im Hintergrunde Himmelsbürger, die im Kreise umher tanzen. Ein anderes Gemälde — ein wahres Gegenstück zu jenem — besitzt diese Kirche schon lange nicht mehr. Es war unter der Kanzel angebracht. Ein Esel, dessen Kopf in einer Mönchs-Fappe steckte, predigte einer Heerde Gänse. — Franeker war bey 3000 Einwohnern einer der kläglichsten Mufensitze. Zu seinem Verfall wirkten auch die unter den Professoren öffentlich ausgebrochenen Fehden. — Zu Veeurwarden iszt man zu Mittag um 12 Uhr, trinkt Thee um 3, Kaffee um 5, speiset zu Abend um 8, trinkt abermahls een kopje thee und dann rasch zu Bette. Auf den Dörfern steht man auf zwischen 2 und 3 Uhr Nachts, und geht sogleich an die Arbeit: zwischen 4 und 5 wird Thee getrunken, um 8 Uhr Morgens zu Mittag gegessen, um 2 kömmt wieder Thee nebst Butterbrodt, und um 8 das Abendessen. — In

Dokkum, das kaum 2000 Einwohner zählt, gibt es so viele Alte von 80 bis 90 und mehreren Jahren, daß unser Verfasser selbst wohl ihrer zehn nennen könnte. Der Flor dieses Orts, gegründet auf Seefahrt, Schiffsbau und Handel, verschwand in den letzten Jahren. Die auf Seefahrt angelegten Capitale sind dahin: die großen Schiffszimmerwerke wurden verwandelt in Eickhorienfabriken, die dann auch in einen ekenden Zustand geriethen: die Ankerschmieden und übrigen zur Seefahrt erforderlichen Gewerke verfielen gänzlich. In Dokkum werden die Kinder, 8 bis 10 Tage alt, in die Kirche zur Laufe getragen von andern Kindern von 7, 8, 9, höchstens 10 Jahren. Ein erwachsenes Frauenzimmer würde sich dazu um keinen Preis verstehen. Je mehrere Kinder aber ein junges Mädchen zur Kirche getragen hat, desto größer ist ihre Ehre und Ruhm. Recht reichlich werden hier die Wöchnerinnen von ihren Freundinnen bedacht. Eine Wöchnerin von Hrn. P. Bekanntschaft erhielt allein an Torten ein und dreyßig Stück. — Während der schrecklichen Belagerung Grönningens 1672 wurden über 5000 Bomben in die Stadt geworfen: gleichwohl kamen nur achtzig Menschen um, und mehrere derselben durch eigene Unvorsichtigkeit und Berwegenheit. — Sowohl der Unsinn wie der Aufwand bey den Begräbnissen in so vielen Holländischen Dörtern übertrifft fast allen Glauben. — Bey dem Einfall der Franzosen im Jahre 1761 litt unnennbar Ostfriesland und besonders Weener. Hier verlangte der Oberst Cambsford 15000 Ducaten, die mit äußerster Strenge beygetrieben wurden. Er hielt die schlechteste Mannszucht. Weder das Eigenthum, noch die Ehre von Weibern und Mädchen war gesichert. Nicht genug, daß überall geraubt

und geplündert wurde; muthwillig vernichteten die Hufaren auch alles was ihnen in den Weg kam. Die persönlichen Mißhandlungen waren wahrhaft empörend. Einem der Einwohner, von dem man glaubte, er habe sein Geld verborgen, schnitt man die Zunge wie das Gesicht auf, und geiffelte ihn überdem noch am folgenden Tage aufs jämmerlichste. Der Thurm des Orts diente zum Gefängniß, wohin man die angesehensten Einwohner brachte und als Geißel aufbewahrte. Hier saßen 50 bis 60, sowohl Frauen als Männer. Keiner wurde hinausgelassen; auch nicht um Naturbedürfnisse zu verrichten. Die Luft wurde bald verpestet. Nur Brodt und Wasser wurde den Unglücklichen gereicht. Man vergaß sie sogar einmahl 36 Stunden lang. An jedem Morgen wurden einige herausgezogen, auf ein Bund Stroh gelegt, abgepeitscht und dann geschlossen wieder hingesperret. Ein 80jähriger Geistlicher erkaufte sich seine Befreyung mit 56 Thaler; aber am folgenden Tage mußte er dieselbe Summe wieder erlegen, damit man ihm nicht sein Haus anzünde; und an dem darauf folgenden Tage zwang man ihn durch die Drohung, ihn wieder in den Thurm zu setzen, alle sein Geld, Silberzeug und Leinwand herzugeben. So verfahren die Franzosen überall, wohin das Unglück sie führte. — Auch Beer, wo 5000 Menschen leben, sah seinen hohen Wohlstand gänzlich durch den Krieg zerstört: aber höchst wohlthätig war die Veränderung der Denkart dieser Menschen. Noch vor 20 Jahren lagen hier die verschiedenen christlichen Secten gegen einander in einem ewigen Kriege. Alles nur mögliche Herzeleid thaten sie sich gegenseitig an, und gar gern härten sie gegen einander mit Feuer und Schwerdt gewüthet. Jetzt herrscht dagegen die größte Toleranz, gegenseitige Achtung

und Liebe. — Bollinghuijen gehörte zu den wenigen Oertern, wo aller Leiden der Zeit ungeachtet, der Verf. Freude und Frohsinn herrschend fand. — Zur Kirchengeschichte der neuern Zeit liefert Hr. P. sehr schätzbare Denträge, von welchen nur gar zu viele beweisen, daß der Mensch selbst beim besten Willen jeder Schandthat fähig ist, hat er keinen andern Führer, als einen unweisen Eifer für die Religion. — Friedrich der Große wollte in Emden errichten eine Ostindische Compagnie, eine Westindische, eine Africanische, eine Levantische. — In ganz Ostfriesland widersezte man sich 1783 der Einführung eines neuen Gesangbuchs. Nicht eine einzige Gemeinde nahm es. In Ezens umgab das Volk die Kirche und drohete das ärgste dem Küster, würde er den angeschlagenen Gesang anstimmen; der Küster sang aus dem alten Buche. Mehr Herz hatte der Küster zu Weerduin: er sang ein neues Lied, sang aber auch ganz allein. — Vor Amsterdam wird das Wasser immer seichter. Wird nicht, wozu unsägliche Kosten erfordert werden, der Schlamm weggeschafft, so wird vielleicht schon nach einem halben Jahrhundert kein Schiff von einiger Bedeutung mehr zu jener berühmten Stadt gelangen können. Die Nachrichten, welche Hr. P. von den Stürmen und Ueberschwemmungen in Ostfriesland mittheilt, empfehlen wir besonders den Staatsöconomen, die da glauben, daß die Theilung der Arbeit und das Capital alles oder fast alles entscheiden. Die schrecklichste aller Ueberschwemmungen war die im December 1717. In der Nacht um 2 Uhr, und unerwartet dazu, kam das Unglück, und so schnell, daß gleichsam in einem Augenblick das ganze Land in einen See verwandelt wurde. Die schwarze Finsterniß der Nacht erschwerte noch die Ergreifung der Rettungsmittel.

Aber Welch ein Anblick, als der Tag anbrach; überall das Bild eines unnennbaren Elends! Ganze Theile von Häusern, Sparren, Dächer, Risten und Kasten, Balken und Hausrath aller Art, Heu, gedroschenes und ungedroschenes Getreide, Menschen, Kühe, Pferde und viele andere Thiere trieben durch einander auf dem wilden Gewässer. Hier saß eine Frau auf einem Balken, dort arbeiteten Menschen mit Aufbierhung ihrer letzten Kräfte hinan zu den Dächern ihrer Häuser, und da erblickte man ganze Familien auf den Häusern, nackt und bloß, so wie sie aus ihren Betten gesprungen waren; der Kälte, dem Winde und einem vom Himmel stürzenden Regen Stunden, ja Tage lang, Preis gegeben. Hier ließ die gänzlich entkräftete Mutter ihr Kind aus ihren Armen fallen; dort wurde der kraftvollste Mann, unfähig sich länger fest zu halten, von den Wellen verschlungen. Fruchtlos war alles Jammergeschrey, alles Flehen um Hülfe da, wo menschliche Hülfe nicht retten konnte. In Greetzyl ertranken 48 Menschen und 18 Häuser wurden weggerissen: im Norderamt kamen 300 Menschen um; und in dem kleinen Verumer-Amte 585. In Dornum wurden in einem Nu 97 Häuser umgestürzt. Hier fanden 314 Menschen ihren Tod und im Harlingerland volle tausend, so wie 373 in den Witmunder-Amte, wo 86 Häuser gänzlich vernichtet wurden. Zu Accumer Zhl blieben von 100 Häusern nur sieben. Der ganze obere Theil eines Hauses mit allen Bewohnern des Hauses kam bey Emden vorbegetrieben, sank aber bald. Sogar ganze Häuser wurden von den wilden Fluthen aufgehoben und wie Schiffe fortgetrieben. Bey Westerhout kam ein ganzes Haus mit Mann, Frau und Kindern ans Land. In einer andern Gegend wurde ein Haus mit Menschen und Vieh wegge-

führt. Ja bey Apenwold kamen sechs, mit Nothen besäete Acker Land angeschwommen. Eine in Kindesnoth befindliche Frau flüchtete auf einen Heuschoppen: dort kam sie nieder, blieb drey Tage oben, und wurde sammt dem Kinde gerettet. Eine andere Frau suchte auf dieselbe Weise sich zu retten, und gebahr oben auf dem Heuschoppen ihr Kind in dem Augenblicke, als ihr Haus umstürzte: auch sie wie ihr Kind wurde erhalten. Wieder eine andere wurde entbunden, während sie, auf einem Balken sitzend, im Wasser umherwogte: glücklich erreichte sie endlich Butford. Wie die Menschen, so bothen auch die Thiere alles zu ihrer Rettung auf. Glaubwürdige Augenzeugen versicherten, daß sie auf Einem Stücke Holz einen Hund, und einen Hasen treiben sahen. Unter den Leichen fand man Mütter die ihre todten Kinder noch fest in den Armen hatten; Eheleute, die sich an einander gebunden; und Menschen auf Bäumen sitzend, wo Hunger und Kälte sie getödtet hatte. Aber höchst schrecklich war auch der Zustand der Geretteten. Wie viele hatten Eltern, Kinder, Gatten, Gattinnen, Verwandte und Freunde verlohren! Alle waren entblößt von allem, und das im harten Winter! Und was trauriger, als jeder andere mit Geld zu ersetzende Verlust war, war, daß alle Deiche und Dämme ganz oder zum Theil vernichtet waren. Die Folgen davon empfand man schon im Februar und noch mehr im März des folgenden Jahrs. Das wenige, was zur Wiederherstellung der Dämme geschehen war, wurde wieder vernichtet durch eine Fluth im Jahre 1720. Erst 1725 war man wieder so weit gekommen, daß man das Land für geschützt halten konnte. Nun wurde ein allgemeines Dankfest gefeyert. — Eine Chartre und einige Kupfer erhöhen noch den Werth des Buchs.



Prag.

Von J. G. Calve: Jaroslaw von Sternberg der Sieger der Tartaren, von Ignaz Carnova, Mitgl. der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1813. 82 Seiten in Octav.

Eine geistreich, und mit kritischer Benutzung der Quellen geschriebene kleine Schrift. An dem Ruhme der Deutschen, die bedrohte ganze abendländische Christenheit von den Mongolischen Zerstörungen gerettet zu haben, nahmen auch die Böhmen Theil. Als sich die Mongolen nach der blutigen Schlacht bey Egnitz gegen Böhmen und Mähren wendeten, übernahm König Wenzel die Vertheidigung von Böhmen, und übertrug die von Mähren dem Böhmischen Reichsbaron Jaroslaw von Sternberg. Dieser warf sich nach Oelmütz, an dessen festen Wällen sich das Ungerthum der Mongolen unter Pera brach. Lange schloß er sich mit seinem kleinen Heere, ohne ihm einen Ausfall zu erlauben, ein; ließ erst die Feinde sich durch fruchtlose Versuche gegen die Wälle der Stadt ermüden, und als sie sich vor jedem Ueberfall bey der vermeintlichen Feigheit der Belagerten sicher glaubten, überfiel er sie unvermuthet mit seiner kleinen Zahl Helden am 25. Junius 1241 in ihrem unbewachten Lager, richtete eine blutige Niederlage unter ihnen an, bey der Jaroslaw mit eigener Hand den feindlichen Feldherrn erlegte, und kehrte darauf wieder hinter seine Wälle zurück. Durch den gelungenen Angriff erschreckt, und die lange vergebliche Belagerung ermüdet, zogen die Mongolen, obgleich zur Fortsetzung der Belagerung noch stark genug, zu BATHU, ihrem Oberhan, nach Ungern ab. Aus Unkunde der Belagerungskunst scheiterte im Abendlande das Mongolische Waffenglück an Burgen und Wällen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 29. Januar 1814.

Halle.

In der Curtschen Buchhandlung: *Beiträge zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege.* Herausgegeben von Joh. Christ. Neil und Joh. Christ. Hoffbauer, Professoren zu Halle. Erster Band. I-IV. Stück. 652 S. 1808. Zweyter Band. I-IV. Stück. 644 S. 1812. in Octav.

Diese Zeitschrift ist dazu bestimmt, vermittelst der Aufklärung des Dunkelsten in der menschlichen Natur, nämlich des wechselseitigen Einflusses ihrer beiden Bestandtheile auf einander, eine sichere und vollständige Theorie über die psychischen Heilmittel der Krankheiten des Körpers und Geistes vorzubereiten. Die bekannten Verdienste der berühmten Herausgeber um mehrere Zweige der Anthropologie berechtigten zu großen Erwartungen von derselben, und daß diese nicht getäuscht worden sind, bezeuget der allgemeine Beyfall, womit die vor uns liegenden Bände aufgenommen wurden. Eine ausführliche Anzeige alles Neuen und Trefflichen in der Ansicht von der menschlichen Natur, was mehrere Abhandlungen enthalten, erlaubt jedoch

S (1)

der Raum dieser Blätter nicht. Wir beschränken uns also auf eine Charakteristik des Geistes, der darin herrscht.

Der Abhandlungen des Herrn Keil in den beiden Bänden sind zusammen acht, die, wenn gleich von verschiedenem Inhalte, doch sämmtlich darauf gerichtet sind, durch Anwendung der Lehren der Schellingischen Natur-Philosophie von der Identität des Realen und Idealen (oder des Somatischen und Psychischen) der menschlichen Natur im Absoluten, d. i. im letzten Grunde alles Wirklichen, auf die Heilung der Krankheiten eine rationale Medicin aufzubauen. Wir theilen jetzt von dieser Medicin die Fundamental-Lehren mit, und werden uns dabey mehrenthells der vom Verf. selbst gebrauchten Ausdrücke bedienen.

Die Unterscheidung von Leib und Seele, ist ein bloßer in der Relation entstandener Schein, und beide machen nur Produkte eines und desselben Wesens, eines und desselben Urprincipis aus, welches den Organismus gegen seine beiden Pole, als Reales und Ideales in gleicher Parallele entwickelt. Aus dem identischen Substrat der Organisation tritt nämlich gegen den einen Pol das handelnde immer ungebundener einpor, bis es sich im Selbstbewußtseyn zur höchsten Freyheit erhebt; gegen den andern Pol zu wird das Beschränkende immer mächtiger, bis der plastische Proceß im Mechanismus der reinen Körperlichkeit erstarrt. Allen besondern Zuständen und Veränderungen des Geistigen entspricht daher etwas im Körper nach Form und Mischung Bestimmtes, und so auch umgekehrt. Der Bildungstrieb in den Metamorphosen des körperlichen Stoffes ist gleichsam nur ein Streben der Idealität, sich selbst in den Formen, die von Ewigkeit her in und gleich wesentlich mit ihr

sind, zum Object zu werden, und das real darzustellen, was sie an sich und ideal ist. Diesen Parallelismus des Körperlichen und Geistigen soll nun die Semiologie darlegen, im Körperlichen das Geistige anschauen, und die Naturgesetze zu Gesetzen des Denkens erheben. In demselben, oder in der Identität des Innern und Aeußern, liegt aber auch die Möglichkeit des gegenseitigen Ineinanderwirkens beider, und nach dieser Möglichkeit müssen die Theile der Medicin und die Verschiedenheiten der Heilmittel bestimmt werden. Der Reproductions-Proceß kann nämlich als allgemeiner Central-Proceß des mannigfaltigen Lebens angesehen werden, in dem Thätiges und Materielles ursprünglich und unbedingt Eins sind, der aus seiner Tiefe alles heraus schafft, der das Subjective und Objective, das bildende und animalische Leben, Seele und Leib, das Anschauende und Angeschauete in gleicher Parallele gegenseitig in sich bildet, an dem subjectiven Pol als Receptivität und Spontanität, als Sensation und Intelligenz, und an dem objectiven als Substanz und Form, mit allen Qualitäten der chemischen Wahlverwandschaft in den Metamorphosen des Stoffes hervortritt. Aber der endliche Mensch ist keine absolute, sondern eine bloß relative Totalität. Er selbst ist nur in und durch die Relation von dem, was Wesen in ihm ist, und diese besteht wieder bloß in dem allgemeinen Wechselverhältniß, durch welches die ganze Sinnenwelt sich gegenseitig und in der Succession trägt. Er bedarf daher des Aeußern, Einflüsse, die mit seinem Begriffe harmoniren, erhalten ihn gesund, die entgegengesetzten machen ihn krank, und durch andere, die wir in dieser Beziehung Heilmittel nennen, kehrt er wieder zur Norm zurück. Doch sind dieselben nur die äußern Bedingungen

des Genesens; die unmittelbare Heilung ist lediglich das Werk des Innern. Nun kann aber bloß in so fern und auf so vielerley Art eine Gemeinschaft, oder ein gegenseitiges Ineinanderwirken zwischen dem Organismus und seinem Außern zu Stande kommen, als er sich der Welt, oder die Welt sich ihm öffnet, d. h. als er verschiedene Receptivitäten für die Außenwelt hat, durch welche dieselbe erst seine Außenwelt und fähig wird, auf ihn einzuwirken. Der Mensch hat eine psychische, physicalisch-chemische und mechanische Receptivität, und diesen entspricht das Äußere in der nämlichen Receptivität, als psychischer, physicalisch-chemischer und mechanischer Reiz, weil ohne Reize keine Receptivität denkbar ist. Darauf bezieht sich auch die Eintheilung der einen Medicin in die Psychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, welcher Eintheilung nicht die Differenz der Krankheiten, noch auch der verschiedenen Qualität der Mittel, wodurch sie geheilt werden, an sich betrachtet, zum Grunde liegt. Denn wenn auch die drey Seiten des Menschen in seinem gesammten Handeln, wie in seinem Leiden, sich in sehr verschiedenen Verhältnissen offenbaren, und in seinen Krankheiten bald die psychische, bald die chemische oder mechanische Seite als hervorstehend verletzt erscheint, so ist damit doch keine absolute, sondern eine bloß relative Differenz gesetzt; sientemahl keine jener Seiten allein, sondern alle zugleich, nur mit einem Ueberwiegen der einen oder der andern afficirt werden kann. Daher finden wir auch niemals reine psychische oder reine chemische und mechanische Krankheiten, sondern in allen strahlt das Ganze wieder: Affection des einen Lebens-Processes, der bald diese, bald jene seiner Seiten stärker hervorwirft. Eben dieß gilt von den äußern Einflüssen.

Daher kann auch das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen, und es erregt diese oder jene nicht immer nach der Potenz, die in ihm vorwaltet, sondern auch nach dem Zugange des Organismus, auf den es zugetassen, und nach der Empfänglichkeit, mit der es in Gemeinschaft gebracht wird. Das nämliche Aeußere, an sich betrachtet, oder seinem Grunde nach; ist auf alle Receptivitäten der Organisation zu wirken im Stande. Die Douche z. B. wirkt mechanisch durch erregte Oscillation, chemisch durch Zerfetzung des Wassers in den Hauptgefäßen, und psychisch auf das Seelenorgan des Nasenden. Es ist daher nicht möglich, die Krankheiten, und die Mittel wider dieselben, nach der Gleichheit der Seiten, die in ihnen vorwalten, zusammen zu bringen, und den psychischen Krankheiten psychische, und den mechanischen Krankheiten mechanische Mittel entgegen zu stellen. Nur der primäre Eindruck der Mittel auf den Organismus bestimmt die Verschiedenheit der Curmethode, und diese ist psychisch, wenn der erste Eindruck des Mittels (sollte es auch eine Ruthe seyn) auf die Seele und die Sinne gewirkt hat. Die Zahl der psychischen Heilmittel ist daher sehr groß. Sie können aber insgesamt auf drey Classen reducirt werden, nämlich auf Gefühle der Lust und Unlust, auf Sinnesreize und auf willkürliche Zeichen, Symbole, Pantomimen und besonders Sprache und Schrift, durch welche wir nicht sowohl die Vorstellung des Objects, sondern vorzüglich das, wovon es Zeichen ist, reine Anschauungen, Imaginationen, Urtheile und Begriffe in der Seele zu erregen suchen. Alle diese psychischen Eindrücke werden nun in den Lebens-Proceß aufgenommen, und mittelst desselben durch den ganzen Organismus verbreitet und ihm assimilirt. Ohne Erkenntniß

dieses Vorganges ist keine Theorie der Psychiaterie möglich. Wie diese Aufnahme aber geschehen möge, das ist eine Aufgabe, die mit der höchsten in der Philosophie zusammenfällt: wie Kraft und Materie, Begriff und Gegenstand, Seele und Leib, vegetatives und animalisches Leben zusammenhängen.

Mit der Schelling'schen Natur-Philosophie steht und fällt also diejenige Theorie der Psychiaterie, welche Hr. Keil in seinen Abhandlungen beabsichtigt. Wie es nun um die Wahrheit und Gewißheit jener Philosophie, und der darin aufgestellten Welt-Construction aussehe, wollen wir jetzt nicht untersuchen, und auch darauf kein Gewicht legen, daß der Urheber derselben so oft das Geständniß wiederholt, nur erst noch Fragmente von seinem Wissen um die Entwicklung der Welt aus dem Absoluten geliefert zu haben. Aber die Beantwortung der Frage: Ob zum Verständniß der parallelen Entwicklung des Leibes und der Seele im Menschen, worüber die Erfahrung so viele Zeugnisse enthält, so wie auch zur Einsicht der Möglichkeit, durch psychische Mittel heilende Wirkungen im Körper hervorbringen, die Annahme der Identität des Grundes von jenen beiden, und eine Ausbildung dieses Grundes nach zwey so genannten entgegengesetzten Polen nothwendig sey? möge hier einen Platz finden, weil es darauf bey der Beurtheilung der neuen Theorie der Psychiaterie ganz vorzüglich mit ankommt. Nun kann es wohl nicht bestritten werden, daß wenn auch Leib und Seele ihren Substraten nach ganz verschieden seyn sollten, ihnen gleichwohl eine solche Verbindung zukommen könne, vermöge welcher jede Metamorphose des einen, eine ihm entsprechende Metamorphose des andern unausbleiblich zur Folge hat, und daher

auch gewisse Veränderungen der Seele Ursachen der Heilung der Krankheiten des Körpers sind, sobald man nur annimmt, daß die Substrate beider in continuirlicher und lebendiger Wechselwirkung mit einander stehen. Die Gründe, womit man die Möglichkeit eines realen Einflusses der Substanzen überhaupt, und insbesondere des Leibes und der Seele auf einander in den ältern und neuern Zeiten bestritten hat, sind uns nicht unbekannt. Allein die Gültigkeit der Regeln der Naturforschung, nach welchen in der menschlichen Natur ein doppeltes Princip angenommen werden muß, und der Anwendung der Begriffe von einer realen Wechselwirkung auf das Verhältniß beider Principien zu einander, läßt sich wohl noch, und besonders auch in Ansehung dessen rechtfertigen, was dagegen die neueste Naturphilosophie einzuwenden hat. Und daß zwey ganz verschiedene Wesen in beständiger Wechselwirkung stehen, ist zum wenigsten um nichts unbegreiflicher, als daß ein Wesen sich nach zwey entgegengesetzten Polen parallel entwickeln soll.

Was nun aber die bestimmte Erkenntniß von der Beschaffenheit der Veränderungen im Innern und Außern des Menschen betrifft, welche einander entsprechend sind, und wovon daher die eine das Symbol der andern ausmacht; so muß solche immer aus den Thatfachen der Erfahrung geschöpft werden. Man kann mithin die Voraussetzung, daß das identische Wesen, welches dem Psychischen und Somatischen im Menschen zum Grunde liegen, und sich darin nach entgegengesetzten Polen entwickeln soll, eigentlich doch nur als eine Idee gebrauchen, um danach die menschliche Natur zu erforschen, und den Parallelismus von jenen beiden Bestandtheilen in derselben ausfindig zu machen, wie die Idee von einer Zweckmäßigkeit aller Theile in einem



organisirten Wesen, auch als eine Idee, und zwar zum großen Vortheil für die Erweiterung unserer Erkenntniß dieser Wesen, von den Naturforschern benutzt worden ist. Und genau besehen hat Hr. Neil von dem Grund-Dogma der absoluten Identitätslehre keinen andern, als den eben angeführten Gebrauch gemacht. Dasselbe ist bloß ein Wegweiser, der ihn in den Betrachtungen der menschlichen Natur und der Harmonie ihrer beiden Bestandtheile leitet. Was er von dieser Harmonie anführt, ist aus der Erfahrung genommen, und hat daher einen zu allen Zeiten geltenden, und über die Veränderlichkeit metaphysischer Speculationen erhabenen Werth. Wer also auch in der ungeheuren Fiction des neuesten Pantheismus von einer Identität alles einander Entgegengesetzten im Absoluten kein Licht verehrt, an dem sich Wahrheit und Irrthum unterscheiden läßt, wer sogar den Thatsachen der Erfahrung gemäß, an einem vollständigen Parallelismus der Zustände des Körperlichen und Geistigen im Menschen zweifelt (denz man hat, um von solchen Thatsachen nur einige anzuführen, weder bey denen, in welchen man nach der Eröffnung ihres Leichnams alle Eingeweide in einer widernatürlichen Lage fand, irgend eine Widernatürlichkeit ihres Geistes bemerkt, noch auch bey solchen, die ohne Arme und ohne Füße, oder ohne beide geboren wurden, eine Verstümmelung der Seele angetroffen), der wird gleichwohl in allen Abhandlungen des Hrn. Neil Unterhalt für die Wißbegierde, und noch mannigfaltige Veranlassung zu einem fruchtbaren Nachdenken über das Ineinanderwirken der beiden Bestandtheile der menschlichen Natur, sowohl in ihrem gesunden, als auch kranken Zustande antreffen. In dieser Rücksicht müssen wir aber drey Abhandlungen ganz vorzüglich empfehlen. In der ersten, mit der Ueber-

schrift versehenen: Einige Parallelen zwischen Seele und Leib, somatischem und pneumatischem Kopfe, Gehirn und Denkvermögen, Behufs der Diagnostik der Affenlie des letztern (I. Band S. 33); hat der Verf. von den beyden Phänomenen der Affenlie der Seele, nämlich von der Starrsucht des Denkvermögens und von der Ideenflucht die verschiedenen Symbole derselben angegeben, und angezeigt, wie sie sich bald durch einen stieren Blick, bald durch ein unstätes und bedeutungsloses Herumirren der Augen, ferner durch die Sprache, Blutvertheilung im Körper, durch Ausdünstung, Gang und Haltung des Körpers, auf eine bestimmte Art zu erkennen geben. Daß aber durch die zweyte Abhandlung: Vom Zerfallen der Einheit unsers Körpers im Selbstbewußtseyn (I. B. S. 550); eine große Lücke in der Naturkunde des Menschen ausgefüllt worden sey, ist schon längst anerkannt worden. Die Verbindung des Gemeingefühls oder des Gefühls von unserm Körper mit dem Selbstbewußtseyn, die naturgemäßen Beschaffenheiten und Entwicklungen jenes Gefühls, endlich alle Unterbrechungen desselben, werden darin von ihrem ersten Anfange bis zum höchsten möglichen Grade mit einer Genauigkeit angegeben, die von einem eminenten Talente, die Natur zu erforschen, zeugen. Und ein herrliches Product dieses Talents ist auch die dritte Abhandlung, eine Parallele zwischen dem somatischen und dynamischen Zustande der weiblichen Geschlechtsreife in semiologischer Hinsicht enthaltend (II. B. S. 1). Wie das Generationsystem des weiblichen Geschlechts sich allmählig von einer Bildungsstufe zur andern erhebt, und alsdann von dem höchsten Punkte der Ausbildung im Alter und nach Beendigung der Pubertät wieder abwärts steigt, ist darin ausführlich angegeben. Die Darstellung,

welche der Verfasser von jenen Bildungsstufen mittheilt, können insbesondere auch dazu benutzt werden, so manches schiefe Raisonnement über den psychischen Unterschied des weiblichen Geschlechts vom männlichen zu berichtigen, und große Fehler, die in der Erziehung jenes Geschlechts häufig begangen werden, aufzudecken, weil dazu die Verkenntnis der wahren Gränzen des Unterschiedes der Geschlechter Veranlassung gab. Wem aber die teleologische Betrachtung der Natur zusagt, der wird gleichfalls in dieser Abhandlung vielen Stoff dazu antreffen, denn ihr Inhalt ist aus tiefer und reiner Beobachtung der Natur genommen, die immer edles Metall zu Tage förderte, woraus sich eine in der ganzen Welt gültige Münze verfertigen läßt, da hingegen das Suchen und Forschen in der Natur nach der Vorschrift einer metaphysischen Schule jederzeit nur Billon geliefert hat. Von dem Charakteristischen der Aufsätze des zweiten Herausgebers und der Mitarbeiter sprechen wir bey der Fortsetzung. So weit war diese Anzeige bereits verfertigt, als der Verfasser derselben die Nachricht von dem Verluste erhielt, welchen die Welt und die Wissenschaft durch den Tod des vortrefflichen Keil erlitten hat. Möchte Herr Hoffbauer wieder einen Mitarbeiter finden, der mit dem Scharfblicke des Beremigten den Zusammenhang des Innern und Außern im Menschen zu erforschen vermag, und das in dieser Zeitschrift so glücklich angefangene Unternehmen, über jenen Zusammenhang mehr Licht zu verbreiten, mit fortsetzen hilft.

#### Marburg.

• Bey Krieger 1313: Beschreibung des Gesundbrunnens in (bey) Selters. Ein kurzer Auszug eines größern Werkes von Joh. Gerhard Reim

hard André, dem Hrn. Dr. Ferd. Wurzer, Prof. der Chemie ic. in Marburg zur Prüfung vorgelegt von Joh. Fr. Westrumb, der Medicin Doctor, Berathcommissär, Apotheker in Hameln ic. Mit einer Vorrede vom Ritter von Zimmermann, vormahligem Hofrath und Leibarzte in Hannover. XV und 127 Seiten in klein Octav.

Ein über den Gesundbrunnen zu Selters im Anfange der achtziger Jahre allgemein verbreitetes nachtheiliges Gerücht, daß die dortige Quelle nicht mehr so viel Mineralwasser liefere wie vormahls, und daß das Wasser bey weitem auch nicht mehr so stark und reich an Heilkräften sey wie sonst, und man daher auch am Quellorte selbst sogar zur künstlichen Darstellung desselben seine Zuflucht nehme, um den bedeutenden Debit des dortigen Brunnengewerbes nicht zu verlieren, veranlaßte die damalige Churtrierische Regierung einem auswärtigen Chemiker aufs Neue die Untersuchung dieses berühmten Mineralwassers zu übertragen. Auf die Empfehlung des verstorbenen Hofraths und Leibarztes, Ritters v. Zimmermann, erhielt der seel. André zu Hannover diesen Auftrag. Derselbe reiste auch im Junius 1787 in Gesellschaft des Ingenieur-Hauptmanns Hrn. Lasi nach Selters, und hielt sich daselbst so lange auf, um die an der Quelle selbst nothwendig anzustellenden Untersuchungen zu beendigen. Nach seiner Rückkunft nach Hannover war A. unablässig beschäftigt ein vollständiges Werk über Selters auszuarbeiten. Ueberhäufte Berufsgeschäfte und eine langwierige Krankheit, die auch dem thätigen Leben desselben ein Ende machte, verzögerte indessen diese Arbeit, und bewogen ihn zuletzt (im März 1793) die Vollendung des Ganzen und namentlich auch die Bestimmung des quantitativen Verhältnisses der fixen

Bestandtheile Hrn. Westrumb zu übertragen, und demselben zu diesem Behufe sämmtliche von ihm gemachte Versuche und sonstige gesammelte Materialien einzuhändigen. W. entledigte sich auch schon im May des folgenden Jahres dieses Auftrags. Jetzt verhinderten aber die damals mit dem Churfürstenthum Trier eintretenden politischen Veränderungen die Herausgabe dieses Werkes, und da auch vor der Hand dieselbe noch unterbleiben möchte, so betrog dieß den Verf. das Wichtigste dieser Arbeit, die Analyse dieses Wassers, vorläufig bekannt zu machen. Gewiß wird ein jeder Verehrer der Chemie mit uns dem berühmten Verfasser für diesen trefflichen Beytrag zur chemischen Kenntniß der Mineralwasser Deutschlands Dank wissen. Außer der chemischen Analyse des Selterferwasser, welche in dem ersten Abschnitte dieses Buchs abgehandelt wird, theilt W. zugleich in einem zweyten und dritten Abschnitte Nachrichten über die Vertreibung des dortigen Brunnengewerbes und verschiedene Gutachten mehrerer berühmten ältern und neuern Aerzte über die Heilkräfte dieses Wassers mit. Als Vorrede ist diesem Werke ein Schreiben des verstorbenen Zimmermanns vorgefetzt, welches dieser berühmte Arzt dem Verf. bey Zurücksendung des Manuscripts des größern Werkes den 25. Julius 1794 übermachte und das ein Urtheil desselben über die von W. vollendete Arbeit enthält. Nach dem Titel des vorliegenden Buchs sollte man auch noch Bemerkungen über dasselbe von dem Prof. Wurzer hier erwarten, indessen findet sich von diesem Gelehrten auch nicht eine einzige Anmerkung in demselben. Nun zum Beschluß dieser Anzeige noch einiges aus dem Buche selbst. Nach der Bestimmung von Andrea enthalten 100-Cubiczoll Selterferwassers an der Quelle selbst 124 Cubitzoll

kohlensaures Gas, also beynabe das  $\frac{1}{2}$  fache seines Volumens. Bergmann gibt die Menge dieses Gases nur zu 59 Cubiczoll in 100 Cubiczoll Wasser an. Allein diese Bestimmung ist auch zu Upsala gemacht worden. Doch bemerkte André, daß in gut verschlossenen Krügen auch nach Verlauf von  $1\frac{1}{2}$  Jahren das Wasser noch ein dem seinigen gleiches Volumen kohlensaures Gas zurück halte. Nebst kohlensaurem Gase fand Bergmann in diesem Mineralwasser noch eine geringe Menge atmosphärische Luft, die von ihm zu einem Cubiczoll auf 100 Cubiczoll Wasser bestimmt wird, aber kein Sauerstoffgas wie hier S. 57 fälschlich behauptet wird, denn unter dem Ausdruck *aër purus*, dessen sich B. bey dieser Gelegenheit bedient, versteht er keineswegs Sauerstoffgas, welches von ihm immer durch *aër vitalis* bezeichnet wird, sondern atmosphärische Luft, und diese möchte allerdings in dem Selterswasser auch wohl neben der Kohlensäure enthalten seyn. Interessant ist die Erfahrung André's, daß der Kohlensäuregehalt dieses Wassers nach Verschiedenheit der Temperatur der Atmosphäre, und nach den verschiedenen Tageszeiten nicht auffallend variire. Die Luft über dem Spiegel der Quelle ist so bedeutend mit Kohlensäure überladen, daß in einer Höhe von 3 Fuß über demselben ein brennendes Licht und entzündeter Campher, und auf 1 Fuß Höhe entzündeter Schwefel, brennendes Stroh, brennender Phosphor und Pyrophor ausgelöscht werden, und auf einem halben Fuß Höhe das Fortbrennen des Tabacks verhindert wird. Und dennoch sah A. die Füllmädchen von Morgens früh bis zum späten Abend in dieser Atmosphäre, in der nicht daran gewöhnte Thiere ersticken werden und müßten, nicht nur athmen, sondern sich noch durch hellen fröhlichen Gesang und lustige

Einfälle und Wiß zur Thätigkeit ermuntern. So viel vermag bey dem Menschen die Macht der Gewohnheit. An fixen Bestandtheilen erhielt das Selterferwasser in 100 Cubiczollen Paris. nach un- sers Verf. Analyse, der wir zur Vergleichung die Bergmannische beysetzen, wobey in dessen Schwedisches Maaß und Gewicht zum Grunde liegt, (100 Cubiczoll Schwed. sind nur 76,3 Paris. Cubic- zoll gleich):

	nach Westrumb	nach Bergm.
KrySTALLISIRTES salzsaures Natron	98 $\frac{2}{3}$ Gr.	109 $\frac{1}{2}$ Gr.
KrySTALLISIRTES schwefelsaures		
Natron . . . . .	4 $\frac{1}{2}$ —	0 —
KrySTALLISIRTES kohlen-saures		
Natron . . . . .	97 —	24 —
kohlen-saurer Kalk . . . . .	14 $\frac{1}{2}$ —	17 —
kohlen-saure Talkerde . . . . .	8 $\frac{1}{2}$ —	29 $\frac{1}{2}$ —
kohlen-saures Eisen . . . . .	$\frac{1}{4}$ —	0 —
Kieselerde . . . . .	1 $\frac{1}{2}$ —	0 —
	<hr/>	<hr/>
	225 $\frac{1}{4}$ $\frac{2}{3}$ —	180 —

Die Quelle zu Selters ist eine der ergiebigsten Mineralquellen Deutschlands. Nach den Messungen, welche man gewöhnlich drey-mahl des Jahrs vorzunehmen pflegt, liefert sie im Durch-schnitt jede Minute 20 Maaß, das Maaß zu 2 Pfund Kölnisch Markgewicht gerechnet. Aber an keinem Brunnenorte ist auch die Versendung von Mineral-wasser so außerordentlich groß als hier. "Welcher Brunnen in der Welt, heißt es S. 122, kann sich rühmen, mehr als 1 Million und 6000 Krüge in einem Jahre zu versenden? Bey welchem Mineralbrunnen werden jährlich fast 1 $\frac{1}{2}$  Million Kork-stöpfel, 25,000 Pfund Pech, 26,000 Stück Leder, 1500 Pfund Bindfaden und 30 Klafter Holz zum Schmelzen des Pechs verbraucht, und wo in der Welt werden 55,000 neue Stück Krüge oder Glä-

schen als unbrauchbar zum Füllen und Versenden zerbrochen? Nirgend! Nirgend in der Welt — wie in Selters! Ich schneide hier zur Ehre von Selters nicht auf. Ich rede aus Churtrierschen Kammer-Registern, deren Zugang man mir nicht verschloß." Nach einer hier mitgetheilten Liste von den Jahren 1784 bis 1791 wurden allein im letzteren Jahre an gefüllten Krügen versendet: 1,215,708 neue ganze Krüge, 23,898 neue halbe Krüge, und 316,554 alte Krüge. Diesem außerordentlichen Brunnen-Gewerbe schreibt der Verf. es auch zu, warum Selters so wenig von Fremden besucht wird, indem man daselbst alles so ziemlich vernachlässigt hat, womit man bey so manchen andern Brunnen, wo die Versendung des Wassers weniger bedeutet, den zahlreichen persönlichen Besuch der Curgäste zu bewirken bemüht ist. Sehr zur Nachahmung an andern Brunnenorten zu empfehlen ist das, was uns der Verf. S. 16 über das dort übliche Verfahren beym Reinigen des Quellbehälters, und im dritten Abschnitte über die außerordentliche Sorgfalt und Rechtllichkeit erzählt, womit das Füllen, Verforken und Verpichen der zu versendenden Krüge zu Selters betrieben wird.

### Frankfurt am Main.

Von Andrea: Carl Caspar Crève, Großherzogl. Frankfurt. Geheimerath u. s. w. vom Chemismus der Respiration. 1812. 68 Seiten in Quart.

Der Verfasser untersucht die Frage, ob der chemische Antheil bey der Verrichtung des Athmens wirklich in einem Verbrennen bestehe, und mit welcher Art. des Verbrennens jener am nächsten übereinstimme. Er antwortet hierauf, es sey ein dunkles Verbrennen ohne Licht und Flamme, d. h.



es werde in den Lungen der Sauerstoff durch den Kohlenstoff des Bluts zerlegt. Der Wasserstoff habe aber mit dieser Zerlegung nichts zu schaffen, sondern der wässerigte Dunst werde auf gleiche Art auf der innern Oberfläche der Lungen wie auf ihrer äußern ausgeschieden. Daß nun eine Analogie zwischen dem Verbrennen und dem chemischen Act der Respiration vorhanden sey, zeigt er aus folgenden Gründen: Die erste Bedingung zur dauernden Function des Athmens ist die Gegenwart einer hinreichenden Menge Sauerstoffgases. Die andere ist das Uebermaaß des Kohlenstoffs im venösen Blute, dessen Daseyn der Verfasser durch Aufzählung einer Reihe von Versuchen bestätigt. Er hält sich nun überzeugt, daß nach den Versuchen von Allen und Pepys kein Sauerstoff in den Lungen absorbiert, sondern das verschwindende Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft bloß zur Erzeugung des kohlenfauren Gases verbraucht, und in so fern also durch das Athmen das Blut nicht oxydiert werde. Es wird demnach die Reizkraft des Blutes nicht durch das Hinzutreten des Sauerstoffs, sondern durch die Verminderung des Kohlenstoffs erhöht. Damit aber in den Lungen die Thätigkeit der Gefäße nicht zu sehr steige, und keine Ungleichheit in dem Zu- und Abströmen des Blutes statt finde, nimmt der Verf. an, daß das kohlenfaure Gas auf die Lungennerven, narcotisch einwirke. Während dieses vorgehe, werde aus der Atmosphäre eine große Menge Salpeterstoff eingeführt, welcher überhaupt in der thierischen Haushaltung die Animalisation bewerkstellige. Endlich entbinde sich durch den Chemismus der Respiration eine Quantität freyen Wärmestoffs.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 31. Januar 1814.

Göttingen.

Aus einem Schreiben des Hrn. Prof. Bessel in Königsberg an den Prof. Gausß vom 30. Decemb. v. J. heben wir hier einiges aus, was die astronomischen Leser unsrer Blätter gern früh zu ihrer Kenntniß gebracht sehen werden. Es ist bereits aus verschiednen Nachrichten bekannt, daß die auch in unsern Anzeigen mehrere Male angedeutete Aussicht (man vergl. 1811, St. 130. und 1812, St. 67), der große Comet von 1811 könne wohl noch einmahl im Sommer des Jahrs mit vorzüglichen Instrumenten und unter günstigen Umständen wieder gesehen und beobachtet werden, nicht grundlos gewesen ist. Allein nicht den, wenn gleich sorgfältigen, Bemühungen der Astronomen auf den Europäischen Sternwarten ist dieß Glück zu Theil geworden, eine Folge theils der in jener Jahreszeit zu starken nächtlichen Dämmerung, theils des weniger günstigen Klimas, womit die meisten dieser Astronomen zu kämpfen haben. Vom Caucasus her, aus Neu-Tscherkask erhalten die Astronomen die in ihrer Art einzigen Beobachtungen des merkwürdigen Cometen, fast ein Jahr nach seinem

Z (I) -

Durchgänge durch die Sonnennähe von Herrn von Wisniewsky angestellt, welcher seit mehreren Jahren jene entlegenen Gegenden bereiset. Herr Prof. Bessel, welcher sich bekanntlich um die Theorie dieses Cometen schon in mehr als einer Hinsicht verdient gemacht, und eine elliptische Bahn für denselben berechnet hatte, erhielt diese wichtigen Beobachtungen von Petersburg aus mitgetheilt, und wird dieselben künftig zur feinsten Ausfeilung der Bahn benutzen. Folgende vorläufige Resultate verdienen indeß schon jetzt bekannt gemacht zu werden.

Herr von Wisniewsky beobachtete den Cometen vom 8. bis 27. August; er erhielt in dieser Zeit 29 Durchgänge durch das Kreismikrometer, dessen Feld er äußerst genau durch mehrere Sternenpaare bestimmte. Die Sterne, mit welchen er ihn verglich, sind folgende:

	Gerade Aufst.	Südr. Abwetch.
I	324° 34'	24° 31'
II	323 10	24 59
III	322 37	25 16
IV	322 45	25 57
V	322 17	26 3

Die Stellungen des Cometen gegen diese Sterne ergeben sich nach Hrn. Prof. Bessel's Reduction, wie folget:

1812. M. S. in Neu: Zifferlast.	Wagl. Stirn	Abw. Diopt.	Ger. Aufst.	Abwetch.
Aug. 8 12 <sup>h</sup> 18' 51" 4	I	4	- 5' 30" 5	- 1' 19" 3
11 12 45 21,7	II	2	+ 25 23,7	- 3 52,2
12 11 42 25,3	II	7	+ 9 7,5	- 51 15,3
12 12 41 41,0	III	3	+ 41 10,0	+ 1 15,8
15 12 10 7,9	IV	3	- 18 9,0	+ 11 50,0
15 12 30 18,7	V	5	+ 8 39,8	+ 13 0,0
17 13 34 8,4	V	6	- 25 36,7	- 1 1,7

Von den Sternen selbst kommen nur drey (II, IV, V) in der Histoire celeste vor. Herr Prof. Bessel reducirte die Angabe derselben, nach seinen eigenen Reductionselementen auf das Jahr 1812, und fand:

	Gerade Aufst.	Südt. Abweich.
II	323° 9' 1"5	24° 59' 26"5
IV	322 44 32,3	25 56 53,4
V	322 16 17,1	26 3 36,9

Die Rectascensionen von II und IV bestimmte er überdieß auch noch aus eigenen Beobachtungen:

II . . . 323° 9' 5"3 (1 Beob.)

IV . . . 322 44 36,1 (2 Beob.)

Indem diese vorzugsweise zum Grunde gelegt wurden, ergaben sich also folgende beobachteteörter des Cometen:

	Gerade Aufst.	Südt. Abweich.
Aug. 11. 12 <sup>h</sup> 45' 21"7	323° 35' 9"9:	25° 3' 0"4
12 11 42 25,3	323 18 53,7	25 14 59,5
15 12 10 7,9	322 27 7,9	25 44 45,3
15 12 30 18,7	322 25 37,9	25 45 19,0
17 13 34 8,4	321 51 21,4	26 4 20,7

Die Vergleichung dieser Beobachtungen mit den rein elliptischen Elementen gab Hrn. Prof. B. folgende Differenzen:

	G. Aufst.	Abweich.
Aug. 11	— 31"2:	— 10"0:
12	— 55,9	+ 113,9
15	— 86,4	+ 76,1
15	— 10,9	+ 101,6
17	— 51,2	+ 57,8

Diese Uebereinstimmung, nach einer Zwischenzeit von mehr als als drey Vierteljahren, beweiset, wie gut Herr B. die Beobachtungen zu benutzen gewußt hat, unter welchen besonders diejenigen,

welche er selbst mit einem vortreflichen Heliometer ange stellt hatte, von ausgezeichneter Genauigkeit waren. Man sieht überdieß sogar, daß Herr B. selbst eine noch etwas bessere Uebereinstimmung erhalten haben würde, wenn er seine Elemente noch einmahl nach den spätesten damahligen Beobachtungen auszufeilen der Mühe schon damahls werth gehalten hätte, da diese schon etwas in demselben Sinn von den Elementen abzuweichen anfangen. Man sieht zugleich, daß die Störungen nur einen sehr kleinen Einfluß auf die Bewegung des Cometen geäußert haben können, mit dessen Berechnung Herr B. gegenwärtig beschäftigt ist.

\* \* \*

Die königl. Academie der Wissenschaften in Berlin hatte die genaueste Bestimmung der Größe der Präcession zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht: sie hat der Arbeit des Hrn. Bessel darüber den Preis zuerkannt. Niemand konnte auch in der That diese Bestimmung mit glücklicherm Erfolg übernehmen, als Hr. B., welcher seit sechs Jahren an einer vielseitigen Discussion der Bradleyschen Beobachtungen gearbeitet hat. Er hat zu diesem Behuf 4585 Sternbestimmungen angewandt, and wir glauben den Astronomen einen wichtigen Dienst zu leisten, wenn wir das von ihm gefundene Endresultat für eine Größe, welche sie täglich nöthig haben, hier mittheilen.

Lunisolarpräcession =

$$50^{\circ}35330 - 0^{\circ}0002435890 (t - 1800)$$

Beobachtete allgemeine Präcession

$$50^{\circ}18924 + 0,0002442966 (t - 1800)$$

Constante bey der Präcession in Gerader Aufsteigung

$$46^{\circ}01058 + 0,0003590677 (t - 1800)$$

Constante bey der Präcession in Declination

$$20^{\circ}04966 - 0,0002135621 (t - 1800)$$

Von der von Triesnecker bemerkten Erscheinung, daß die Bewegungen an einigen Punkten des Himmels auf eine ungleiche Präcession deuten sollen, hat Herr B. keine deutliche Spur bemerkt.

Noch fügen wir als Nachtrag zu der neulich gegebenen Nachricht über die Juno (m. f. St. 204. v. v. J.) drei Beobachtungen dieses Planeten von Hrn. Prof. Bessel bey:

1812 M. 3. in Königsberg.	Ver. Aufst.	Südt. Abw.
Nov. 18. 12 <sup>h</sup> 12' 26" 5	60° 41' 21" 5	—
21 11 58 20,4 60 6 42,5		—
Dec. 11 10 25 54,9 56 39 0,8	3° 53' 27" 2	

Dies sind die Erstlinge von der neuen Königsberger Sternwarte, deren Bau vor drey Jahren angefangen wurde, und welche Herr B. schon im vorigen Herbst bezogen hat. Die Astronomie ist der Regierung den lebhaftesten Dank schuldig, die dieses für die Wissenschaft so wichtige Institut gegründet, mit vortheilhaften und kostbaren Instrumenten ausgerüstet, und selbst in diesen drangvollen Jahren so rasch vollendet hat: in der That wäre jeder Monat, um welchen ein Astronom wie viel später in seine volle Wirksamkeit gesetzt wäre, ein Verlust für die Wissenschaft gewesen.

### Paris.

Von J. B. Sajou: Description du Bosphore, par le Docteur Ingigian, Membre de l'Académie de l'île de Saint-Lazare de Venise: traduite de l'Arménien en Français par F. Martin. 1813. 134 Seiten in Octav.

Ein besonderer Abdruck eines zuerst im Magazin Encyclopédique (im May 1813) eingerückten Aufsatzes, der aber eine besondere kurze Anzeige verdient, damit er nicht, wie so Manches, was in

Journalen erscheint, übersehen werde. Der Verf., von Abkunft ein Armenier, und in Constantinopel geboren, sammelt zu seiner autoptischen Kenntniß des Bosporus alles, was er in alten und neuen Schriftstellern über diese merkwürdige Gegend gefunden hat, mit Prüfung: die verschiedene Nahmen der Meerenge, die Nachrichten von ihrer Länge und Breite, die Vermuthungen über ihren wahrscheinlichen Ursprung und die verschiedenen Strömungen des Wassers, durch ähnliche Erfahrungen bey der Meerenge von Gibraltar erläutert; er handelt von der Temperatur der Luft, beschreibt aus Alten und Neuen Bithynien und Thracien, die Provinzen, welche auf der Asiatischen und Europäischen Seite an den Bosporus stoßen, ihren Boden und ihre Producte; er zählt die Land- und Lusthäuser auf, mit welchen seine Nachbarschaft in den verschiedenen Jahrhunderten der Geschichte geschmückt worden, und die Land- und Wasserfahrten, welche einst die griechischen Kaiser und nun die Osmanischen Sultane zu ihnen machen; und schließt mit den Tempeln, Klöstern, Kirchen und Fontainen dieser Gegend. Man könnte zwar zuweilen in der Sammlung und Beurtheilung mehr Critik und bey den Anführungen mehr Genauigkeit wünschen; aber die an den Tag gelegte Kunde der alten und neuen Literatur ist bey einem armenischen Gelehrten so unerwartet, daß die Critik dadurch entwaffnet wird. Der Verf. hat die Redaction der Geographie von Asien zu der allgemeinen Geographie, welche die Armenische Academie, von der er ein Mitglied ist, herauszugeben vorhat, übernommen: dieses geographische Probestück erweckt angenehme Hoffnungen von dieser größern Arbeit.

Herr Martin, der die Uebersetzung aus dem Armenischen besorgt hat, ist schon als ein Kenner der Armenischen Sprache unsern Lesern (aus dem

vorigen Jahrgang dieser Blätter St. 3) bekannt: außerdem leistet noch Herr Cirbied, Professor der Armenischen Sprache, (gegenwärtig mit einer Geographie von Armenien beschäftigt,) der sie vor dem Drucke durchgesehen hat, für ihre Richtigkeit Gewähr. Es geht ihr nur eine genaue Charte von der beschriebenen Gegend ab; mehrmahls ist uns beim Lesen der Wunsch aufgestiegen, daß wir schon die umständliche Charte möchten vergleichen können, welche Herr Melling zu seiner Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore verprochen hat.

### Quisburg und Essen.

Von Bädeler und Kürzel: Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien und Lyceen, verfaßt von Dr. Georg Reinbeck, königl. Württembergischem Hofrath und ordentl. Prof. der deutschen Sprache, Litteratur und Aesthetik an dem königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Ersten Bandes erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Sprachlehre. 1813. XVI und 128 Seiten in Octav.

Der Vortrag der deutschen Sprachlehre geschieht allerdings auf den höhern Schulen besonders so am besten, wenn mit der allgemeinen Sprachlehre die Absicht verbunden wird, sie zugleich zu einer practischen Logik (Denkwissenschaft) zu machen, indem das System der Sprache klar und wissenschaftlich dargelegt wird, damit der jugendliche dafür bestimmte Geist sich dasselbe nun selbst unter seines Lehrers Anleitung aufbauen könne. Der unmittelbare Zusammenhang der Sprachgesetze mit den Denkgesetzen ergibt sich dann ohne Mühe. Die gelegentliche Beziehung auf die wirkliche Sprache, welche sich dem Schüler, der im natürlichen Gange



die Sprache schon gelernt hat, ist dann nicht nur nützlich, sondern auch zur bessern Verständlichkeit unentbehrlich. Die Stufenfolge gibt der Verf. ganz richtig so an, daß die reine allgemeine Sprachlehre den Anfang in diesem Lehrvortrage mache, darauf die angewandte allgemeine Sprachlehre folge, und die Rhetorik und Poetik in ihrem Zusammenhange mit der Aesthetik den Beschluß mache. Es versteht sich dabey von selbst, daß die Thätigkeit der Schüler auf alle Art erregt werde, und daß sie sich unter der Leitung des Lehrers in Aufsätzen u. selbst oft versuchen müssen, um nicht nur die Sprache theoretisch und practisch in ihre Gewalt zu bekommen, sondern auch die Feinheit der Aussprache und des mündlichen Vortrages sich zu eignen zu machen, und dadurch die Suevismen, Helvetismen u. zu vertilgen. Von dieser Stufenfolge denkt der Verf. die einzelnen dahin gehörenden Handbücher nach und nach herauszugeben. Dieses Buch macht den Anfang, und wenn die übrigen demselben entsprechen, so wird sich der Verf. um den Unterricht in der deutschen Sprache sehr verdient machen. Die Kunstwörter die aus der lateinischen Grammatik entlehnt sind, hat der Verf. hier mit Recht behalten, da hier von der Sprache überhaupt die Rede ist: doch hat er nicht vergessen, die deutschen Kunstwörter beizufügen. Außer dem geistreichen Lehrbuche der allgemeinen Grammatik des Herrn Prof. Vater (Halle, 1805) und andern hat er insonderheit von der eben so tiefgedachten als scharfsinnigen Sprachlehre des Hrn. Dir. Bernhardi zu Berlin (Berlin 1303) Gebrauch gemacht, jedoch so, daß das Selbstdenken des Verf. dadurch nicht gehemmt ist. Er hat die philosophischen Grundsätze sehr gut entwickelt und auf die Sprachlehre angewandt, und ein sehr brauchbares Buch geliefert.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1814.

Paris.

Bey Callet und Ravier: Histoire du Bas-Empire en commençant à Constantin le Grand, par Mr. le Beau, continuée par H. P. Amelion, Tome XXVII. 1811. 657 Seiten in Octav.

Wie die langweilige Byzantinische Geschichte selbst, so hat sich auch dieses Werk über sie im Schneefengange fortbewegt, und ist nun nach 54 langen Jahren, Dank sey es den geduldigen Käufern, geendiget. Bey seinem langsamen Fortgange ist es auch seit 36 Jahren in diesen Blättern vergessen worden, (die letzte Anzeige von der Hand unfres unvergeßlichen von Haller findet sich in den Zugaben des Jahrs 1777. S. 100): nun nach dem eingetretenen Ende des Bändereichen Werks müssen wir doch von seinem langen Lebenslauf das letzte Drittel mit ein paar Worten nachhohlen. Unsere Blätter enthalten ihn bereits bis zum 18ten Bande. B. XIX. (1776. 480 S.) führt die Geschichte fort von 1118 - 1180; B. XX. (1776. 544 S.) von 1180 - 1204. B. XXI. (1781. 496 S.) von 1204 - 1255, Bis zur Mitte dieses Bandes

U (1)

hatte Le Beau die Geschichte ausgearbeitet bey seinem Tode 1778 hinterlassen; wo er den Faden fallen ließ, nahm ihn Hr. Ameilhon auf; dabey B. XXII. (1781. 532 S.) zuerst auf dem Titel hat: *continuée par H. P. Amvilhon*; diese erste Fortsetzung ging von 1255 - 1282. B. XXIII. (1786. 554 S.) von 1282 - 1308. B. XXIV. (1786. 555 S.) von 1308 - 1341. B. XXV. (1803. 535 S.) von 1341 - 1352. B. XXVI. (1807. 582 S.) von 1352 - 1444. Der letzte XXVII. Band, den wir hiet anzeigen, enthält die Todestämpfe des griechischen Reichs unter Paläologus II. und Constantin XI. (von 1444 - 1453) und die Thaten seiner Osmanischen Beherrscher bis auf den Tod Soliman's II. (1566), folglich die Periode der gefürchtetsten Osmanischen Macht, umständlich; kürzer die Geschichte ihres Niedersinkens bis zum Belgrader Frieden (von 1566 - 1739), und schließt darauf mit einer Uebersicht der Osmanischen Besitzungen in Europa, Asien und Africa im Anfang des Jahrs 1811, von Barbier du Bocage mit wenigen Worten entworfen. Beym Belgrader Frieden still zu stehen, gebot dem guten Ameilhon die Entkräftung des Alters: er starb auch kurz nach der Erscheinung dieses Bandes. Neue Forschungen über den Umsturz des Byzantinischen Reichs und die Gründung der Osmanischen Dynastie und ihrer Macht hat man hier nicht zu suchen; es sind bloß die allgemein bekannten abendländischen Quellen gebraucht; die Türkischen Reichsgeschichtschreiber aber nirgends zu Rathe gezogen. Noch weniger sind die Begebenheiten selbst aus den Eigenthümlichkeiten der Osmanischen Verfassung und den Umständen der Zeit erwogen, entwickelt und begreiflich gemacht, was auch durch das ganze Bänderreiche Werk nie die Sache seiner Verfasser war.

Fragt man nun bey seinem Ende, was die historische Litteratur durch dasselbe gewonnen habe? so kann man seine Nützlichkeit im Allgemeinen nicht ableugnen. Es hat den Inhalt der Byzantinischen Geschichtschreiber lesbar dargestellt, und ihn zur allgemeinen Kenntniß gebracht: und dieß ist kein geringes Verdienst. Wie wenige Gelehrte haben bisher Muth genug gehabt, sich durch ihre schlechte und verworrene Sprache und ihre oft erbärmliche Darstellung, der Albernheiten und ewig einförmigen Bosheiten, die ein Haupttheil ihres Inhaltes sind, hindurch zu arbeiten, um aus dem Rehricht die einzelnen Goldkörner auszuklauben. Erleichtert ist dieses nun durch die Unverdrossenheit und Vollständigkeit, mit welcher die Byzantiner von den Verfassern ausgezogen und dabey durch die Einschaltung ihrer Auszüge aus andern Schriftstellern erläutert worden sind. Und eben dieses ihr Bestreben hat ihr Werk so ausführlich und Bändereich gemacht, daß es nicht mehr zum Lesen des Liebhabers, sondern fast nur zum Nachschlagen des Gelehrten und Forschers geeignet ist, um so mehr, da es im Anführen der ausgetragenen Quellen, gegen die Gewohnheit so mancher neuern Geschichtschreiber, genau ist. Schon Gibbon fand sich durch dasselbe in Vielem erleichtert, und das wird in Zukunft auch der Fall bey andern seyn.

Der historische Stoff ward also von den Verfassern gut erforscht; und auch mit seiner Beurtheilung kann man im Ganzen zufrieden seyn. Sie wird nur dann bestochen, wenn die Religion mit ins Spiel kommt. Nur zu oft werden die Kaiser, welche geduldige Werkzeuge des Clerus waren, bis zur Ungebühr bewundert; nur zu oft dagegen kraftvolle Männer, die ihm nicht huldigen wollten, unverdient herabgesetzt und verklei-

ner, und Denker als Keger gebrandmarkt. Die Critik hört auf, wenn von Kirche und Römischen Bischof die Rede ist, und Leichtgläubigkeit und Parteilichkeit führen dann, wie auch der Fall bey den gebrauchten Quellen ist, den Griffel der Geschichtschreiber.

Große historische Kunst ist für die Darstellung nicht aufgeboten; doch ist die nach den Regierungen geordnete Erzählung im Ganzen angenehm und leicht, und wir rechnen es ihr zum Verdienst an, daß sie nach dem oft sehr zweydeutigen Ruhm der Characterschilderung nicht geflissentlich ausgeht. Wo die Angaben der Geschichte dazu hinreichen, ist sie nicht versäumt. Die Art der Darstellung ändert sich natürlich mit den Verfassern. Bekanntlich schließt sich dieses Werk an Rollin und Crevier an. Der unbefangene Rollin schrieb seine Römische Geschichte ohne allen Aufwand historischer Kunst, ohne hervorstechende Anordnung des Einzelnen und Ganzen, ohne scharfen Blick in das Innere der Begebenheiten, in einer leichten, natürlichen, eleganten, angenehmen und unterhaltenden Sprache für Anfänger und Dilettanten, weder für den denkenden Kopf, der über das Jünglingsalter hinaus ist, noch für den gelehrten Geschichtsforscher. Sein Fortsetzer Crevier stand weit unter ihm; es fehlte ihm an Anordnung und Vertheilung des historischen Stoffes; er schrieb ohne Eigenthümlichkeit der Gedanken, ohne scharfsinnige Bemerkungen, ohne Gefühl für das Edle und Große; sein Styl war schwerfällig, diffus, nicht selten vernachlässiget und niedrig. Mit Le Beau hob sich der historische Vortrag wieder, aber nicht zu Rollin's Einfachheit, sondern zu Blumen französischer Wohlredenheit; er suchte durch Witzeleien und Antithesen zu glänzen, und fiel dabey in Un-

gleichheiten: Ameilhon haschte weniger nach französischer Schönredneren und Schmuck, und blieb männlicher und gleicher, aber fiel doch nicht selten in den Fehler der Weitschweifigkeit. In der Byzantinischen Geschichte ist es für einen Schriftsteller, der nach Unterhaltung strebt, schwer, der natürlichen Einfachheit des echt historischen Vortrags treu zu bleiben, und die entgegengesetzten Fehler desselben zu vermeiden, da der Inhalt der Geschichte selbst so widerlich ist, und den Geschichtschreiber so wenig hebt, sondern vielmehr dieser sich immer anstrengen muß, um ihn zu heben.

Als Le Beau die Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs vor 56 Jahren anfang, erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit; sie ward bald darauf in die deutsche, italienische und englische Sprache übersetzt; denn sie füllte eine große Lücke in der neuern historischen Literatur aus, da es noch bis dahin an jedem lesbaren Buch über die Byzantinische Geschichte gefehlt hatte. Während ihrer Fortsetzung berichtete Ritter in der deutschen Ausgabe der Byzantinischen Geschichte von Guthrie und Gray viele Punkte derselben mit echt kritischem Fleiße, und schrieb Gibbon sein classisches Werk. Kein Wunder, daß unsres Wissens alle oben genannten Uebersetzungen schon längst abgebrochen sind.

### Kostock.

Von dem dasigen Hrn. Prof. Hatzmann haben wir zwei schätzbare Gelegenheitschriften anzuzeigen. Die erste feyert (woran auch der Recensent freudigen Antheil nimmt) das Amtsjubiläum eines Gelehrten von sehr schätzbaren Kenntnissen, des Hrn. Kanzley-Raths und Ritters Olaus Gerhardt Tychsen's, und wählt sehr schicklich aus dem Lieblingsfache des Jubelgretses, der talmudisch-rab-

binischen Gelehrsamkeit, *Supplementa ad Gesenii Lexic. hebr. e Mischna petita* (1813. 16 S. 4.); die andere eine Inaugural-Dissertation zur Erlangung der theologischen Doctorwürde: *Supplementa ad Buxtorfii et Gesenii Lexica*, scripsit *Anton. Theodor. Hartmann* (1813. 44 S. 4.). Es ist sehr angenehm, zu bemerken, daß der Herr Dr. Hartmann mit seiner früher erprobten Belesenheit in arabischen, syrischen und persischen Schriftstellern, die ihn ehemals bey seinem Aufenthalt in Göttingen sehr beschäftigten, nun auch das Studium des Talmuds und der Rabbinen verbindet, zu dem ihm der Umgang mit dem Jubelgreis die Begeisterung mag eingefloßt haben. Je seltener sich Gelehrte, aus sehr begreiflichen Ursachen, diesem Fache widmen mögen, desto verdienstlicher ist der Muth, sich in dasselbe zu wagen, da jedes Zeitalter wenigstens einige Gelehrte besitzen sollte, die es umfassen, damit keine Gattung von gelehrten Kenntnissen eingehe. Nämlich von unsern Zeiten kann es nur gelten, wenn der Verf. sich im Eingange wundert, daß die hebräischen Lexicographen so wenige Erläuterungen der Wortbedeutungen des biblischen Hebraismus aus talmudisch-rabbinischen Schriften borgen. Denn bekanntlich sind sie vor den Zeiten der Orientalischen Schule in Holland die Hauptquelle der Verfasser hebräischer Wörterbücher gewesen. Und wenn nachher ihr Gebrauch zu diesem Zweck sehr eingeschränkt worden ist, so geschah es aus sehr guten Gründen, weil ihre Sprache eine Sprache der Gelehrten ist, welche alten Worten häufig neue Bedeutungen bengelegt, und nicht ganz selten die Bedeutungen der abgestorbenen bloß errathen haben. Bedeutungen, welche bloß die Autorität des Talmuds und der Rabbinen für sich haben und nicht durch die semitischen Dia-

lecte unterstützt werden können, sind daher noch nicht hinlänglich begründet. Man hat daher den Erläuterungen aus letztern den Vorrang gegeben, ohne deshalb denen aus den talmudisch-rabbinischen Schriftstellern ihren Nebenwerth streitig zu machen. Der Verf. hat in seinen frühern Schriften gezeigt, daß er die semitischen Dialecte meisterhaft zu brauchen weiß, und man hat daher nicht zu besorgen, daß ihn seine gegenwärtige Liebe zum Talmudischen und Rabbinischen verführen werde, mit einigen Neuern, die Erläuterung der hebräischen Wurzelwörter und die Befestigung ihrer bekannten Bedeutungen aus den verwandten Dialecten für entbehrlich zu halten, und uns in die Zeiten der Geyer und Vitringa (die ihr Zeitalter nicht weiter kommen ließ) zurückzuwerfen. Seine beiden Schriften, welche wir anzeigen, belegen auch nur (bis auf wenige Fälle, wo er überhaupt von dem bisher Gewöhnlichen glaubt abgehen zu müssen) solche Bedeutungen, die aus den Dialecten bereits erwiesen sind, mit Stellen aus der Mischna, aus denen sich also ergibt, daß die aus andern Quellen erwiesenen Bedeutungen auch den gelehrten Juden nach Christus noch bekannt waren: die Citate dienen mehr zur Ausschmückung des bereits Geleisteten, als zum förmlichen Erweis desselben.

Buxtorf's chaldäisch-talmudisches Wörterbuch war zur Zeit seiner Erscheinung ein großes Meisterwerk; und ist noch jetzt einzig in seiner Art: denn wer hätte es völlig antiquirt? dennoch ist es mancher Besserungen und Zusätze fähig, die auch von Castelli, Otto, David Cohen de Lara, und andern rabbinisch-gelehrten Männern einzeln und zerstreut gegeben worden sind. An diese schließt sich der Verf. einsichtsvoll an. Proben auszuheben und ihren Gehalt zu zeigen, würde zu nichts führen,



da jeder, für den diese Gegenstände sind, das Ganze zu seinem Vortref tragen muß, und für alle übrige so etwas nutzlos seyn würde. Von allgemeinerem Interesse wird das seyn, was der Verf. aus der talmudisch-rabbinischen Litteratur zur Erklärung des N. T. zu leisten vor hat; was darin in Vorstellungsarten zusammentrifft, kann, recht gebraucht, für Schrifterklärung und Theologie sehr wichtig werden. Von der neuern liberalern Ansicht des N. T. voll, hat noch niemand jene jüdischen Schriften aufs neue durchgesehen: und um das Interessante einer Gegend aufzufassen, wie viel kommt nicht auf die Bildung des Auges, das man mitbringt, an!

### Duisburg und Essen.

Bei Bader und Kürzel: Blüten der Muse. Erzählungen und Novellen von G. Reinbeck. Erstes Bändchen. 1813. XI und 322 Seiten in Octav.

Dies Bändchen enthält vier Erzählungen: 1. Die weiblichen Hagestolzen. 2. Die Rache, eine morgenländische Erzählung. 3. Die Findlinge. 4. Graf Mamonow, Günstling Katharina's der Großen. Diese Früchte eines wohlgebildeten Geistes haben allen Anspruch, von denen genossen zu werden, welche Sinn für das Schöne und Gute haben, und beides gern in dichterischer Gestalt erblicken mögen. Die Kenntniß des menschlichen Herzens, welche darin herrscht, ist nicht zu verkennen, die Moral ist lauter, und die Sprache correct; doch würden wir den Ausdruck S. 239: mit Sonnenaufgange wurde sich aufgesetzt, statt, setzte man sich auf, nicht billigen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1814.

Breslau.

Versuch einer Geschichte des Römischen Rechts, von Dr. Theod. Max. Zacharia, ordentl. Prof. der Rechte auf der Universität zu Breslau. 1814. XVI und 276 Seiten in Octav.

Dieses neue Lehrbuch, dessen Verfasser auch unsern Lesern schon durch seine Abhandlung über die res mancipi (Gott. Anz. 1807. S. 1485.) rühmlich bekannt geworden ist, besteht aus drei Theilungen: I. Von S. 1 bis 118. Innere Geschichte des Römischen Staats-Rechts; II. bis S. 190. Innere Geschichte des Regierungs-Rechts der Römer, (Civil-Proceß, Criminal-Recht, Polizen; Finanzen und Kriegsverfassung,) und III. Außere Geschichte des Römischen Rechts. Die innere Geschichte des Privat-Rechts läßt der Verf. weg, weil das Wenige, was wir von der Entstehung und Veränderung der einzelnen Lehren wissen, am besten als Einleitung zu dem neuesten Rechtssysteme selbst vorgelesen werde. Dies ist nun zwar nicht die Methode des Rec., indessen da die classischen Juristen der Römer auch keine innere

K (1)

Geschichte des Privat-Rechts geschrieben oder gelehrt haben, und da unter den Civilisten, seit dem Wiederaufleben der gelehrten Behandlung des Römischen Rechts, 1785 Reitermeier den ersten Versuch einer solchen innern Geschichte des Privat-Rechts gemacht hat, wie freulich schon Leibniz ihn wünschte, und das Beispiel fast aller andern Theile der politischen und der Kirchengeschichte fast noch veneta darauf führen mußte; so ist es Rec. recht wohl zuwieden, wenn auch hierin ein jeder seines Glaubens lebt. Er hat sehr genaue Freunde, die er in einem Grade achtet, wie er nicht glaubt, daß jeder Anhänger seiner Methode es verdiene, und diese halten gar keine besondere historische Vorträge über das Römische Recht für nöthig, alles soll mit dem dogmatischen zugleich in ein einfaches oder doppeltes Collegium über die Institutionen verbunden werden. Verträgt sich nun Rec. mit diesen, so ist es ihm gewiß noch leichter, die Methode unsers Verf. zu dulden, der denn doch, etwa wie Bach, die äußere Geschichte überhaupt, und die innere des öffentlichen Rechts insbesondere, anerkennt. Nur gegen den Grund, den der Verf. in Beziehung auf seine Schrift: Ueber die Wissenschaft einer Geschichte des Römischen Privat-Rechts 1812, für seine Methode anführt, und besonders gegen die Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, hat Rec. desto mehr zu erinnern, und die mehr als gerechte Art, wie, in dem Buche selbst, von seinen eigenen Versuchen gesprochen wird, fordert ihn auf, sich über diese Stelle der Vorrede zu erklären. Er ist gewiß nicht damit gemeint, wenn es in dieser heißt: „man gebe sich die vornehme Miene, alles zu wissen, was man in der That doch nicht wisse“, wie er denn auch wirklich zweifelt, ob vor ihm irgend ein Bearbeiter des Römischen

Nichts so sehr auf die Dürftigkeit unserer Quellen aufmerksam gemacht, so oft auf seine Karte gesetzt hat: terra incognita; auf ihn geht also, wie gesagt, dieser Vorwurf nicht; aber auf wen geht er denn sonst, oder vielmehr wie kann der Verf. nur irgend der Methode einen Vorwurf machen, der durchaus nur Einzelne trifft, und der diese bey jeder Methode treffen kann? Ein vornehmer Ton besteht, nach Kant's Theorie, die gewiß richtig ist, wenn ihm gleich der Himmel die Anwendung, die er davon machte, verzeihen möge, darin, daß man die Mühe scheut, die auf Studium der Quellen, oder auf eigenes Denken gewendet werden muß, und sich dann doch eben um deswillen für besser hält, als die, welche sich diese Mühe geben, so daß man entweder ihre Entdeckungen bisher übersehener Thatsachen verwirft, oder ungegründete Behauptungen, der von ihnen dagegen vorgebrachten Zweifel ungeachtet, immer noch für zuverlässig ausgibt. Welches von beiden der Fall ist, macht zum vornehmen Tons nichts aus; man kann eben so vornehm auf die Bemühungen Anderer, aus zerstreuten Nachrichten ein Ganzes zu machen, herabsehen, als es möglich ist, daß diese selbst sich einen vornehmen Ton zu Schulden kommen lassen, und das Eine oder das Andere kann, sowohl nach den Titeln der Institutionen, als nach allgemeinen Perioden, geschehen und — nicht geschehen.

Daß aber Hr. Prof. Z. bey einem eigenen Plane ein eigenes Lehrbuch geschrieben hat, verdient gewiß keinen Tadel, wenn man bedenkt, wie viel Zeit dadurch erspart wird, sobald die Zuhörer die Hauptsätze gedruckt vor sich haben, und wie sehr dieß ihnen die Benugung der Vorlesungen erleichtert. Die andere Frage, die neuerlich aufgeworfen worden ist, ob in einem Lehrbuche auch etwas

dem Verf. ganz eigenes gesagt werden dürfe, scheint dem Rec. auch nicht zweifelhaft, denn wie kann man auf die neuesten Meinungen Anderer Rücksicht nehmen, ohne dann darüber wieder eine Meinung aufzustellen, die nicht gerade auch schon jemand gehabt, und die der Verfasser des Lehrbuchs nicht gerade in einer eigenen Abhandlung vorgebracht zu haben braucht? So möchte dein Rec. gern noch einiges dieser Art aus dem gegenwärtigen Buche auszeichnen, wäre es auch nur, damit seine Anzeige nicht bloß auf die sehr kurze Vorrede zu gehen scheine. In Beziehung auf den neuesten Bearbeiter der Römischen Geschichte, nicht bloß und nicht zunächst für Juristen, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn man ihr volles Recht wiederfahren lassen kann, auch wenn man glaubt, daß die abweichenden Meinungen Anderer oft zu entscheidend von ihm verworfen werden, trägt Herr Prof. J. einige Vermuthungen vor. S. 128 über die Execution an der Person des Schuldners, wo Herr Geh. Staatsrath Liebuhr II. S. 313 sagt, das r. si plus minusve securunt u. s. w. "hätte doch allein aus jedem gesunden Kopf den Gedanke an einen sector bonorum entfernen sollen," bemerkt unser Verf. sehr richtig den großen Unterschied, den ein in der That oft nur zufälliger Umstand, ob der Gläubiger mehrere waren, gemacht haben müßte. Er hilft sich damit, daß der Römer, welcher an mehrere geborgt hatte, einer Verletzung des Clientelaverhältnisses schuldig gewesen sey, denn die Römische Verfassung habe jeden eigentlich nur an seinen Patron, als an seinen natürlichen Gläubiger, gewiesen. Wie aber, wenn der Schuldner der Patrone mehrere hatte, ein Fall, der nach allem, was wir wissen, leicht vorkommen konnte, sobald der Patron mehrere Kinder hinterließ? Und

wenn von dem einzigen Patron auch nur sonst mehrere Erben da waren, so waren ja, nach den zwölf Tafeln, sogleich mehrere Gläubiger, so gut wie wenn der Schuldner von Anfang an mit mehreren contrahirt gehabt hätte. Eher möchte Rec. zur Rechtfertigung dieses, wie er glaubt, nicht zu rechtfertigenden Unterschiedes, noch daran erinnern, daß wenn es nur zufälliger Weise mehrere Gläubiger gab, (der Schuldner hatte nicht den Einen beynahe betrogen, indem er ihm nichts davon sagte, er sey einem Andern auch schon etwas schuldig) einer von diesen sich leicht bereit finden ließ, die andern zu befriedigen, und daß also vielleicht um deswillen, bey allen Beyspielen von Mißhandlungen der Schuldner, doch keines vorkömmt, wo die Gläubiger sich das unschuldige Vergnügen des in Stücke Hauens oder des Verfümmelns wirklich gemacht hätten. — Ueber den Uncial-Zinsfuß "gelten" nach Herrn Geh. Staatsrath N. II. S. 431 u. ff. zwey Meinungen, 1 Pro C. und 100 Pro C., welche er beide, und zwar letztere, wie Rec. glaubt, auch wieder etwas zu stark und ohne Rücksicht auf ganz kurze Darlehn, z. B. bis zur nächsten Weinklese, verwirft, um eine eigene Ansicht von 10 Pro C. an die Stelle zu setzen. Dabey ist nun die Meinung von 12 Pro C. übergangen, die gewiß weit eher eine geltende heißen kann, als die von 100 Pro C., welche letztere, so viel Rec. weiß, nur ein einziger Schriftsteller und nur als etwas, worauf man allenfalls auch "rathen" könnte, erwähnt, und es ist auch nicht angeführt, daß die Meinung des Verf. eigentlich nur eine neue Modification der 8½ Pro C. sey, welche von mehreren Schriftstellern angenommen werden, und bey welchen also nur die Rücksicht auf Jahre von zehn Monaten und manches zum Beweise beigebrachte neu ist. Herr Prof. B. stellt S. 155 die gewiß nicht un-

wahrscheinliche Hypothese auf, dasselbe Wort, welches offenbar nur durch seine Beziehung bestimmt wird, möge in den zwölf Tafeln etwas anderes, als hundert Jahre nachher, bedeutet haben. — Noch eine kleine Anmerkung mag endlich den vielen aus der neuesten Geschichte entlehnten Kunstwörtern vergönnt seyn, da hier von dem Senate als einem "SpecialGerichtshofe" S. 91, von dem quaestor candidatus principis als dem "Privatsecretär" des Kaisers S. 95, von einem "Gesetzesbulletin" der Westgothen S. 261 die Rede ist. Am meisten fällt wohl in dieser Rücksicht auf, daß der Verf. S. 8, schon in den frühesten Zeiten Roms, das Sprichwort: vox populi vox Dei erwähnt, und ihm durch den Pluralis: Deorum einen Schein von Alterthümlichkeit zu geben versucht. Hugo.

### Leipzig.

Von der in diesen Blättern (Jahrg. 1806. Seite 1129) mit verdientem Lobe angezeigten Pharmacopoea Batava hat Hr. Medicinalrath Dr. Joh. Fr. Niemann zu Halberstadt eine mit vielen Anmerkungen und Zusätzen begleitete Handausgabe herausgegeben. Dieselbe ist bereits im Jahre 1811 in zwei Octavbänden zusammen auf LXX und 932 Seiten bey Johann Ambr. Barth erschienen. Der erste Band enthält den unveränderten Text der Originalausgabe. Ein jeder einzelne Artikel hat aber eine Anmerkung erhalten, deren Gesamtzahl sich auf 583 beläuft, und die ebenfalls wie der Text des Originals in lateinischer Sprache abgefaßt worden sind. In diesen werden von Hrn. N. insbesondere die von der Pharmacopoea Borussica und andern guten Pharmacopöen gegebenen Vorschriften zur Bereitung der im Texte abgehandelten Medicamente angegeben, und die in den

Pharmacopöen nicht aufgenommenen Zubereitungen und Formen derselben, wie sie von ältern und neuern Aerzten empfohlen worden sind, nachgetragen. Ferner sind darin die Dosen der Medicamente, ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus und die Krankheiten, worin sie sich vorzüglich wirksam bewiesen haben, kurz angezeigt. Außerdem enthalten dieselben noch naturhistorische Notizen über mehrere Medicamente, Angaben ihres Mischungsverhältnisses und die deutschen, holländischen, englischen und französischen Benennungen derselben. In dem zweyten Theile liefert der Verf. zuerst ein Additamentum zur Materia pharmaceutica, worin die obsoleten rohen Arzneimittel und solche, welche von den Herausgebern der Pharmacopoea Batava nicht aufgenommen worden sind, nachgetragen werden. Ein zweytes Additamentum betrifft die Corpora chemica et technica encheireti a Pharmacopoea paranda, und ein drittes Additamentum die medicamenta composita, nulla habita ratione efficaciae chemicæ, quam eorum principia in se invicem exercent, welche von andern Pharmacopöen aufgenommen worden sind, aber ebenfalls in der Originalausgabe des vorliegenden Werks nicht vorkommen. Ein viertes Additamentum enthält eine Siciographia Pharmacopoeæ Pauperum mit Beyfügung der Preise nach der Preussischen Apothekertaxe. In einem fünften Additamentum theilt der Verf. Corollaria botanico-chemico-medica über die Mischung der Gemächte und die Beurtheilung ihrer Arznekräfte nach ihren botanischen Charactern mit. Außerdem sind diesem Theile noch vier Tabellen beygefügt, nämlich 1) eine tabula comparativa nomina medicamentorum simplicium et praeparatorum in pharmacopoea Batava, Borussica, Edinburgensi et Londinensi recenter



recepta et antiquata complectens. . 2) Eine tabula exhibens plantas officinales venenatas, quae sponte in Europa crescunt. 3) Eine tabula aquarum mineralium quae in Germania regionibusque adjacentibus prae aliis fama antecellunt, und 4) eine Tafel, welche eine Vergleichung der neuern französischen Längen- Flächen- Capacitäts- und Schwer- Maasse mit den ältern französischen enthält. Ein vollständiges Sachregister über beide Theile beschließt das Ganze. Wenn unserm Verdünken nach auch manches in diesem Buche hätte besser und gründlicher bearbeitet werden können, so müssen wir doch im allgemeinen dieser Arbeit unsern Beyfall schenken, und angehenden Aerzten und Apothekern dieselbe als ein sehr nützlichcs Handbuch empfehlen.

#### Halle und Berlin.

Von dem allgemein mit gerechtem Beyfall aufgenommenen Handbuche der Pharmacologie des seel. *Weyden* ist im Laufe des vorigen Jahrs von den Wuchshandlungen des Hallischen Waisenhauses daselbst eine dritte Auflage durch die Herren Johann Jacob Bernhardi und Christ. Friedrich Buchholz, Professoren zu Erfurt, besorgt worden, von welcher uns bereits der erste Band zugetommen ist. Die Anordnung des Ganzen ist der Hauptsache nach wie billig unverändert geblieben. Nur einige Artikel haben eine neue Bearbeitung erhalten. Aber mit Vergnügen bemerken wir, daß die Herausgeber eifrigst bemühet gewesen sind, ohne die Seitenzahl bedeutend zu vermehren, durch sorgfältige Nachtragung der wichtigsten die Pharmacologie betreffenden neuen Berichtigungen und Entdeckungen die Brauchbarkeit dieses trefflichen Handbuchs zu erhöhen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 5. Februar 1814.

London.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Year 1811. 391 Quartseiten. Year 1812. 415 Seiten.

Zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. J. 1811. S. 49. On the expansion of any functions of Multinomials, von Thom. Knight, mitgetheilt von H. Davy. Der Verf. betrachtet diese Aufgabe weit allgemeiner als sie bisher behandelt worden ist. Er fängt damit an, zuerst jede Function einer Reihe von der Form  $c + c'x + c''x^2$  ic. (welche Function wie gewöhnlich durch  $f(c + c'x + c''x^2$  ic.) bezeichnet wird) unter der Bedingung, daß selbst  $c$  veränderlich sey, in eine nach den Potenzen von  $x$  fortlaufende Reihe zu verwandeln, und zeigt wie der Coefficient eines beliebigen Gliedes dieser Reihe entweder aus bereits vorher gefundenen Coefficienten, oder auch unmittelbar ohne diese durch höhere Differentiale oder Fluxionen von  $f(c)$  gefunden werden könne, zu welchem Zweck denn hier zwey verschiedene Methoden der Entwicklung angegeben werden, deren eine

y (1)

vorzüglich geschickt ist, die Aufgabe in einer noch größern Allgemeinheit aufzulösen. Er lehrt nämlich hierauf allgemein jeden Functionalausdruck wie  $\Phi(F(u), f(w), f(z) \text{ u. s. w.})$  in eine Reihe nach Potenzen von  $x$  zu verwandeln, wenn der Ordnung nach  $u, w, z$  ic. durch Reihen von der Form  $c + c'x + c''x^2 \text{ ic.}$ ;  $w = e + e'x + e''x^2 \text{ ic.}$  worin  $c, e, \text{ ic.}$  selbst als veränderlich angesehen werden, gegeben sind, und  $\Phi, F, f, f$  jede beliebige Functionen dieser Reihen bedeuten. Er zeigt dann wie jeder Coefficient in der Reihe  $\Phi(F(u), f(w), f(z) \text{ ic.})$  entweder nach der Ordnung aus den vorhergehenden bestimmt, oder auch außer der Ordnung gefunden werden kann. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. bequemere Bezeichnungen bey seinen Untersuchungen gewählt hätte, wozu ihm eine genaue Bekanntschaft mit der combinatorischen Analytik Veranlassung gegeben haben würde. Aber die vielen Punkte, Strichelchen und Zahlen, womit er seine Coefficienten bezeichnet, machen auf das Auge eine sehr unangenehme Wirkung, und erschweren auch die Sache, die an und für sich keine besonderen Schwierigkeiten hat, wenn man den Taylorischen Lehrsatz in seiner größten Allgemeinheit kennt. S. 110 On the Rectification of the Hyperbola by Means of two Ellipses von John Sells, mitgetheilt von Nevil Maskelyne Der Verf. zeigt, daß diese von Landen zuerst angegebene Rectificationsmethode mehr sinnreich als nützlich in der würllichen Anwendung sey. Man müsse vielmehr darauf bedacht seyn, die unmittelbare Integration des Differenzials, worauf die Rectification der Hyperbel führt, durch möglichst convergirende Reihen auszuführen, zu deren Behuf denn der Verf. hier einige schöne Methoden, mit Beyfügung verschiedener eben noch nicht sehr

bekannt gewesener Theoreme beybringt. Indessen bleibt denn doch die Methode der Ketten noch immer beschwerlich genug, da hingegen indirecte Rectificationsmethoden, dergleichen z. B. in *Mayers practischer Geom.* V. Th. S. 61. 62. vorkommen, oft sehr schnell zum Ziele führen. S. 220. On the solar Eclipse which is said to have been predicted by Thales von Franz. Baily, mitgetheilt von *H. Davy*. Es sey wahrscheinlich keine Begebenheit in der alten Geschichte, welche zu so viel verschiedenen Meinungen und Discussionen Veranlassung gegeben habe, als die Sonnensfinsterniß, welche, zufolge des Herodotus, von Thales voraus gekündigt worden, und durch ein besonderes Zusammentreffen einem wüthenden Kriege zwischen den Königen Chaxares von Medien, und Alyattes von Lydien ein Ende machte. Fünf Jahre hatte dieser Krieg mit abwechselndem Glücke auf beiden Seiten gedauert. Als in dem sechsten Jahre beide Armeen gegeneinander über standen, ward es am Tage plötzlich Nacht, eine Begebenheit welche Thales von Milet den Jontern vorausgesagt, und die Jahreszeit in welche sie fallen würde, bestimmt haben soll. Die Medier und Lydier erschrakten über diese Begebenheit, ließen ab vom Streite und boten einander den Frieden an. Unglücklicher Weise hat Herodotus weder den Platz wo die Heere einander gegenüber standen, gehörig bestimmt, noch auch die Zeit angegeben, wenn obgedachte Finsterniß sich ereignet haben soll, und man kann nur aus den von Herodotus angegebenen Jahren, in denen Alyattes und Chaxares regierten, mit Gewißheit folgern, daß obgedachte Begebenheit zwischen den Jahren 629 und 595 vor Christi Geburt sichgetragen haben müsse. Die innerhalb dieses Zeitraums von Plinius, Scaliger u. a. angegebenen

Sonnenfinsternisse, worauf die erwähnte gedeutet werden könnte, passen nicht auf den Ort, wo beide Heere wahrscheinlich einander gegenüber standen, nämlich auf die Gränze beider Königreiche, auch waren diese Finsternisse nicht so total, daß die Tageshelle, wie doch bestimmt angegeben wird, völlig hätte verschwinden können, wie dieß, nach den von dem Verf. angegebenen Beyspielen von totalen Sonnenfinsternissen, hätte der Fall seyn müssen. Der Verf. discutirt nun nach den neuesten Sonnen- und Mondstafeln, alle Finsternisse, welche innerhalb des gedachten Zeitraumes auf die Gränze von Medien und Indien fallen konnten, und findet, daß nur die Sonnenfinsterniß im J. 610 vor Ehr. G. für diejenige genommen werden könne, welche Thales v. M. voraus gekündigt haben soll, vorausgesetzt, daß es mit der Secularveränderung der Dist.  $\gamma$  a nodis, so wie sie nach La Placés Vorschriften aus der Secularveränderung der mittlern Länge des  $\gamma$  bestimmt wird, keine Richtigkeit habe, woran jedoch der Verf. zufolge eines andern vom Diodorus Siculus genau angegebenen historischen Factum, wobey sich ebenfalls eine totale Sonnenfinsterniß ereignete, einigen Zweifel zu haben, sich nicht erwehren kann, und daher die Astronomen auffordert, diese Sache noch besonders ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Der Verf. findet nämlich, daß an dem Orte und zu der Zeit wo diese Finsterniß als total angegeben wird, keine totale Verfinsternung habe statt finden können, wenn man bey der Berechnung derselben die Breite des  $C$  so annimmt, wie unsere besten Tafeln sie geben. S. 242. An Account of the great Derbyshire Denudation von J. Farey, aus einem Briefe an Jos. Banks. Ertheilt eine Beschreibung der verschiedenen Stratificationen der Erdoberfläche in und

um Derbyshire, mit mehreren damit in Verbindung stehenden geognostischen Bemerkungen. Große Strecken von solchen Schichtungen liegen hier ganz entblößt und gleichsam wie zum Theil von einander abgestreift, und werden oft durch mächtige verticale Lager in ihrem Fortgange unterbrochen. Eine beygefügte Charte erläutert das Ganze. S. 269.

Astronomical observations relating to the Construction of the Heavens, arranged for the Purpose of a Critical Examination, the Result of which appears to throw some new Light upon the Organisation of the celestial Bodies von Will. Herschel. Der Verf. bemüht sich die vielen von ihm bereits beobachteten Nebelstücken, Nebelsterne u. s. w. in Rücksicht ihrer mannichfaltigen Gestalten, ihres stärkern und schwächern Lichts, dessen gleichförmiger oder ungleichförmiger Verbreitung u. dergl. in gewisse Classen zu ordnen, und erläutert sie durch beygefügte Zeichnungen. Es sind der Classen 35, die aber unserem Bedünken nach leicht auf die Hälfte reducirt werden könnten. Die Bemerkungen die der Verf. jeder Classe beyfügt, haben Bezug auf die innere Organisation und Bildung dieser Flecken, die er nun nicht mehr für entfernte Milchstraßen oder Sternhaufen allgemein anzunehmen geneigt ist. Er behauptet vielmehr, daß die meisten derselben wohl nur aus einer besondern Materie bestehen möchten, welche durch unbekante Attractionen, an den Stellen wo die Nebelstücken erscheinen, aus dem allgemeinen Welt- raume herangezogen, und daselbst mehr oder minder verdichtet worden sey; Er leitet hieraus das Cometenartige Aussehen einer großen Menge solcher Nebelstücke, und viel andere Erscheinungen ab, welche aus der älttern Vorstellungsart minder begreiflich sind. Selbst die Cometen seyen vielleicht

nur solche highly condensed nebulae, auch könne the nebulous matter wohl endlich so verdichtet werden as actually to become stars u. s. w. S. 347. Account of a lithological Survey of Schellhallien, made in order to determine the specific Gravity of the Rocks, which compose that Mountain von John Playfair. Die Beobachtungen Bouguers und Maskelynes über die Anziehungskraft hoher Berge, und die dadurch bewirkte Ablenkung des Lothes von der Verticallinie sind bekannt, und haben Hrn. Hurton Veranlassung gegeben, unter der Voraussetzung einer gewissen mittlern Dichte der anziehenden Gebirgsmasse, jene Ablenkung des Lothes zur Berechnung der Dichtigkeit unseres Erdkörpers selbst zu benutzen. Maskelyne hatte zu seinen Beobachtungen den Berg Schellhallien in Schottland gewählt, dessen Dichte Herr Hurton bey seinen Untersuchungen = 2,5 angenommen hatte. Indessen sey dieser Berg aus Gebirgsmassen von zu verschiedener Dichte zusammengesetzt, als daß man sich mit Hurtons Annahme befriedigen könnte, auch seyen diese Massen durch den ganzen Berg zu ungleichförmig vertheilt, als daß man sich schmeicheln dürfe nach Hurtons Berechnungsweise die Attraction des Berges, an den Standpuncten wo Maskelyne seine Werkzeuge aufgestellt hatte, mit gehöriger Genauigkeit zu erhalten. Sehr richtig erinnert daher der Verf. "In order then, to form an estimate of this Attraction, we must know at least nearly, these three things 1) the Varieties of Rock, composing the Mountain, 2) the Quantity of each Variety, 3) the Position of each, relatively to the Observatory." Dieß ist denn die Ursache, daß der Verf. sich die Mühe gab, eine genaue lithologische Aufnahme des Berges Schellhallien zu ver-

anstalten, deren Resultat nun den Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung ausmacht. Die Hauptgebirgsarten des Schehallien sind zufolge dieser Aufnahme, granulirter Quarz, von unterschiedenem specifischen Gewicht, Glimmer- und Hornblendeschiefer, und Kalkstein, gleichfalls von unterschiedener Dichte. Herr Dr. Kenney, ein Gehülfe des Verf., hat sich die Mühe gegeben, alle diese specifischen Gewichte zu bestimmen, und daraus die mittleren Dichten obiger Gebirgsmassen abzuleiten. Drey sehr verschiedene Quarzarten gaben für dieselbe eine mittlere Dichte = 2,6398. Zehn verschiedene Gattungen von Glimmer- und Hornblendeschiefer gaben eine mittlere Dichte = 2,8325, und fünf Kalksteinarten 2,7660. Hieraus und aus der Art der Vertheilung dieser Gebirgsmassen um die Standpuncte, wo Maskelynes Beobachtungen angestellt waren, verbessert nun der Verf. die von Hutton geführten Rechnungen, und findet die mittlere Dichte unseres Erdkörpers = 4,713, welches Resultat ungefähr in die Mitte zwischen Huttons und Cavendish Bestimmungen (= 4,481 und 5,48..) zu liegen kömmt. Eine beygefügte Kupfertafel erläutert die Art der Vertheilung gedachter Gebirgsarten in dem Schehallien, und die Lage derselben um Maskelyne's Standpuncte.

S. 378. Observations and Experiments on Vision von Will. Charles Wells; verschiedene Bemerkungen und Beobachtungen über die Gränzen innerhalb deren das Deutlichsehen naher und entfernter Objecte statt findet. Wie sich solche bey Kurzs- und Weitsichtigen in verschiedenen Perioden des Lebens zu ändern pflegt, und wie ähnliche Veränderungen durch den äußerlichen Gebrauch des Belladonna-Saftes hervorgebracht werden können, woraus jedoch nicht mit völliger Gewißheit gefol-



gert werden könne, daß jene Veränderungen nur durch eine Relaxation der Augenmuskeln, es sey durch das Alter, oder durch Anwendung der Belladonna, hervorgebracht würden. Es schein wenigstens als wenn die Belladonna noch etwas anderes thue, als bloß das Exercice of the power, by which the Eye is fettet to see near objects distinctly, aufzuheben, worüber sich jedoch der Verf. in Ermangelung einer hinlänglichen Menge hierher gehöriger Versuche noch nicht näher zu erklären wagt. Beispiele von Personen, welche für entfernte Gegenstände kurzsichtiger und für nahe weit-sichtiger geworden sind, das Umgekehrte von dem was gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Von fortgesetzten Versuchen mit der Belladonna verspricht sich der Verf. noch große Aufschlüsse über manche Dunkelheiten in der Lehre von Sehen.

Für das Jahr 1812. S. 1. On the Grounds of the Method which *La Place* has given in the second Chapter of the third Book of his *Mécanique Celeste* for Computing the Attractions of sphaeroids of every Description von *James Ivory*. Bey den Untersuchungen über die sphäroidische Gestalt unsers Erdkörpers und anderer Planeten sey man immer von Newtons Voraussetzung, daß diese Weltkörper anfangs in einem vollkommen flüssigen Zustande gewesen, ausgegangen, und habe nun nach diesen Princip und unter der Voraussetzung einer Aequumdrehung, die Bedingungen untersucht, unter denen eine solche Flüssigkeit, sie sey nun durchaus von gleicher oder auch wie man will von ungleicher Dichte, sich im Zustande des Gleichgewichts befinden könne. Allein die Annahme einer solchen vollkommenen Flüssigkeit, wenn sie gleich sinnreich und geschickt sey, die Untersuchungen zu vereinfachen, sey doch nur ganz

willkürlich, und scheine nicht dem wirklichen Zustande unseres Erdkörpers zu entsprechen, auf dessen Oberfläche so tief wir sie kennen, die ungleichartigen Materien woraus er bestehe, gar nicht nach dem Gesetz ihres specifischen Gewichts gelagert seyen, wie doch unter der Voraussetzung eines ehemahligen durchaus flüssigen Zustandes der Fall seyn müsse u. s. w. (Nach unserm Urtheil hatte die Erde anfangs allerdings eine flüssige Form, und mußte sie haben, um der sphärischen oder sphäroidischen Form fähig zu seyn, die sie im Ganzen hat. Aber nun sinnen in dieser Flüssigkeit Affinitätsgesetze zu wirken'an, wodurch sich feste Massen von unterschiedener Dichtigkeit bildeten, die sich demächst unter einander selbst wieder auf mancherley Weise zusammenfügten. So konnten denn gar wohl schwerere Massen in Verbindung mit leichtern, bald an diesem bald an jenem Orte innerhalb der übrigen Flüssigkeit (bey der man nicht gerade an Wasser denken muß) sich im Gleichgewichte erhalten, ohne einzeln dem Gesetz des specifischen Gewichts zu gehorchen, wie z. B. ein Bleyklumpen auf der Oberfläche des Wassers, wenn er mit einem leichtern Körper als Wasser verbunden ist. Betrachtet man die Sache aus diesem Gesichtspunct, so werden daraus die mannichfaltigen Ungleichheiten auf der Oberfläche der Erde, die wir Berge nennen, selbst geringe Abweichungen von der sphäroidischen Gestalt, die die Erde höchst wahrscheinlich hat, sehr begreiflich. Nach und nach ward die ganze Oberfläche der Erde fest, und in dieser finden wir nun die einzeln Massen, wie sie sich zufällig über und neben einander gelegt haben, ohne daß hier das specifische Gewicht jeder Masse für sich, wie wir eben erwähnt haben, in Betrachtung kommen kann. Die Gestalt, die die Erde

im Ganzen hat, muß man immer aus einem originell flüssigen, und was uns am einfachsten scheint, aus einem homogenen oder vielmehr gleich dichten Zustande, ableiten, und es kann nur, um der Untersuchung eine noch größere Allgemeinheit zu geben, nützlich seyn, auch noch von andern Hypothesen der Dichtigkeit auszugehen, aber schwerlich ist dann die Untersuchung mehr als eine bloße Rechnungsübung, woraus in Rücksicht auf die wahre Gestalt unseres Erdkörpers, falls sie nicht ein vollkommenes Sphaeroide de Revolution seyn sollte, nie etwas vernünftiges gefolgert werden kann. Selbst bey der Frage, wie eine Flüssigkeit die ein solches Sphäroid bedeckt, sich vermöge der Attraction ihrer Theile gegen das Sphäroid, ins Gleichgewicht stellt, und was sie für Schwankungen erfährt, wenn dieß Sphäroid zugleich um eine Aze rotirt, bleibt die Annahme einer gewissen Homogenität oder mittlern Dichte des Sphäroids die einzige brauchbare Hypothese, um zu einigen allgemeinen Resultaten zu gelangen, welche denn freylich in der Natur durch die unregelmäßigen Localverhältnisse auf der Oberfläche des Sphäroids, mannichfaltigen und durch den Calcul schwerlich bestimmbaren Modificationen ausgesetzt sind. Wie die Attractionen solcher Sphäroide (auch der nicht elliptischen) unter andern Hypothesen ihrer Dichte (die aber schwerlich in der Natur statt finden) berechnet werden können, haben zuerst d'Alembert, und nach ihm mehr andere versucht, aber wie natürlich in der Entwicklung und Anwendung der allgemeinen Formeln, manche Schwierigkeiten gefunden, die zum Theil von der Methode der ganzen Untersuchung abhängen.) Die allgemeine Theorie solcher Attractionen nach der von La Place in seiner Mécanique Céleste gewählten Methode, macht den Gegenstand

der von Hrn. Ivory mitgetheilten Abhandlung aus. Hauptsächlich bemüht sich der Verf. in dieser Abhandlung zu zeigen, daß La Place bey der Anwendung seines sinnreichen Verfahrens auf die Attraction solcher Sphäroiden, welche nur wenig von einer Kugel abweichen, nicht mit der ihm sonst eigenen Genauigkeit zu Werke gegangen, sondern bey der Entwicklung seiner analytischen Ausdrücke oft Größen vernachlässiget habe, die nicht bey allen Sphäroiden für Null gelten können, und daß insbesondere die merkwürdige Gleichung

$$-a \left( \frac{dV}{dr} \right) = \frac{2\pi a^2}{3} + \frac{1}{2}V$$

in Nr. 10 des dritten Buches der Mec. Cel. nur für solche Sphäroide gelten könne which have their radii expressed by rational and integral functions of three rectangular Coordinates of a point in the surface of a Sphere, d. h. nur für den Fall, wenn in den Ausdrücke  $a(1 + \alpha y)$  (a. a. D. Nr. 10) die veränderliche Größe  $y$  eine rationale ganze Function der von den Winkeln  $\mathcal{I}$  und  $\pi$  abhängigen Größen  $\cos \mathcal{I}$ ;  $\cos \pi \sin \mathcal{I}$ ; und  $\sin \pi \sin \mathcal{I}$  sey. Hierdurch werde La Places Auflösungsmethode nur auf eine besondere Classe sphäroidischer Körper beschränkt, und sey also nicht so allgemein als La Place zu behaupten scheine. Indessen sey sie ungeachtet dieser Beschränkung doch immer auf eine große Menge sphäroidischer Körper anwendbar (bey der Anwendung wird es doch wohl nur auf elliptische Sphäroiden ankommen). Mit dieser Abhandlung des Verf. steht nun sogleich die folgende S. 46 On the attractions of an extensive Class of spheroids in Verbindung, worin er Formeln entwickelt, welche auf eine noch ausgedehntere Classe von Sphäroiden anwendbar sind, und dabey mehreren Unbequemlichkeiten aus-

weicht, welche bey La Place's Entwicklungsmethode noch statt finden. S. 83. An Account of some Peculiarities in the Structure of the Organ of Hearing in the Balaena Mysticetus of Linnaeus, von Everard Home. Das Trommelfell hat in dem Gehörorgane dieses Thieres keine unmittelbare Verbindung mit dem Hammer, Ambos und Steigbügel, wie bey andern Thieren, sondern die Schwingungen des Trommelfells theilen sich erst einer straffen sehnichten Haut mit, welche queer durch die Trommelhöhle geht, und mit dieser ist erst der Hammer verbunden. S. 115. Observations of a Comet, with Remarks on the Construction of its different Parts, von W. Herschel. Es ist dieß der Comet von 1811. Eigentlich nur Beobachtungen über die physische Beschaffenheit desselben. Einen hellen Punct im Kopfe des Cometen, den man für einen soliden oder planetarischen Körper halten dürfte, schätzte der Verf. etwa  $0^{\circ},775$  in der scheinbaren Größe, woraus sich mit Zuziehung seiner damaligen Entfernung von der Erde, ein Durchmesser von etwa 428 Meilen ergibt. Dieser helle Punct erschien nicht in der Mitte des Kopfs, sondern zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger excentrisch. Der Kopf des Cometen den der Verf. ungefähr auf 127000 Meilen anschlägt, war mit einer durchsichtigen nicht leuchtenden Atmosphäre umgeben, die auf 507000 Meilen im Durchmesser betragen mögte. Um diese zeigte sich eine neblichte Hülle etwa 643000 M. im Durchmesser. Der Schweif schien den 15. Oct. eine Länge von  $23\frac{1}{2}$  Graden, und eine Breite von etwa 5 bis 6 Graden zu haben. Beobachtungen über die Krümmungen des Schweifs, über hellere Streifen in demselben, über Aenderungen in der Dichte seines Lichtes, mehr oder mindere Zusam-

menziehung der dunkeln und lichten Hülle u. dergl. zu unterschiedenen Zeiten, nebst Bemerkungen über den Einfluß der Sonne auf diese Erscheinungen. S. 152. A Narrative of the Eruption of a Volcan in the See of the Island of St Michael, von S. Tillard, mitgetheilt von Hrn. Banks. Diese vulcanische Eruption ereignete sich um die Mitte des Jun. 1811. S. 229. Observations of a second Comet (im Januar 1812) with Remarks on its Construction, von W. Herschel. Dieser Comet zeigte einen sehr wohl abgerundeten, deutlich begränzten Kern, dessen scheinbare Größe den 20. Januar sich auf  $5'',2$  belief. Des Schweifes Länge betrug ungefähr  $10'$ . S. 247. Of the Attractions of such Solids as are terminated by Planes, and of Solids of greatest Attraction, von Th. Knight. Es werden hier die Attractionen zuerst von Dreiecken, Parallelogrammen, regulären Polygonen, dann von Pyramiden Prismen, und allerley runden Körpern untersucht, und zwar die Attractionen bloß auf einen vorgegebenen mathematischen Punct. (Von diesen Untersuchungen muß man allerdings ausgehen, wenn man die weit schwerere Aufgabe, wie zwey Flächen, zwey Körper u. s. w. einander anziehen, einer Rechnung zu unterwerfen, für nöthig erachten sollte. Z. B. bey der electrischen Anziehung zweyer Körper, wenn das Gesetz bekannt ist, nach welchem sich eine solche Anziehung nach der Entfernung richtet, wie ohnlängst Poisson in den Mem. de l'Institut 1811 dieß zu leisten versucht hat, oder wenn man aus Betrachtungen dieser Art etwa auch die Cohäsionsgesetze ableiten wollte, wie einiges hierüber in unseres Hofrath Mayers Abhandlung de adfinitate chemica corporum coelestium (Comment. Soc. Reg. Goett. ad a. 1804 - 1808) nachgesehen werden kann. Da in allen diesen Fällen (wie auch Hr. Poisson richtig

bemerkt) die Attraction bey der unmittelbaren Verührung, der Erfahrung nach, nicht unendlich, ja öfters nur sehr gering ist, so muß jede Junction, welche das Gesetz der Anziehung einzelner Punkte (begreiflich kann in der Natur nur von physischen Punkten die Rede seyn) auch dieser Bedingung entsprechen, d. h. wenn die physischen Punkte auch selbst in Contact kommen, so muß die Attraction noch einer Endlichen Größe gleich seyn, wie in der Natur wirklich der Fall ist. Wie in dieser Rücksicht die Formel für die Attraction, selbst für den Fall, daß sie sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, und also für die Entfernung  $\infty$  unendlich zu werden scheint, eingerichtet seyn müsse, kann aus der oberwähnten Mayerischen Abhandlung S. 54 nachgesehen werden, wöbey jedoch nicht unbemerkt gelassen werden kann, daß der Rec. dieser Abhandlung in der v. Zachischen Monathl. Corr. Nov. 1810. S. 492 einiges hierher gehörige völlig mißverstanden, und dem Verf. dieser Abhandlung etwas gesagt zu haben aufbürdet, woran derselbe nie gedacht hat, wie aus der flüchtigsten Vergleichung erhellet.) S. 310. On the Penetration of a Hemisphere by an indefinite Number of equal and similar Cylinders, von Th. Knight. Bestimmung von Räumen zwischen Cylinderflächen, die eine Kugel durchschneiden, und der Kugelfläche selbst, so weit sie von den Cylinderflächen abgeschnitten wird. S. 321. Observations on the Measurement of three Degrees of the Meridian conducted in England by Lieut. Col. Will. Mudge, von Jos. Rodriguez. Aus diesen Messungen, welche Hr. M. mit möglichstem Fleiße und mit den ausgewähltesten Werkzeugen von Ramsden angestellt hat, haben sich (m. s. Phil. Tr. 1803) für die erwähnten drey Grade Resultate ergeben, welche mit der gewöhnlichen Theo-

rie, daß die Grade nach den Polen zu wachsen, nicht übereinstimmen. Dieß hat den Verf. bewogen, die Messungen von Mudge genauer zu discutiren, und wo möglich die Ursache jener Abweichung zu entdecken, und findet sie theils in der Berechnungsweise des Hrn. Sutton, theils hält er es aber auch nicht für unmöglich, daß kleine unvermeidliche Irrungen in den Zenithdistanzen, vielleicht wegen Localattractionen, statt gefunden haben können. (Unsers Erachtens liegt es in der Natur der Sache, daß in drey unmittelbar auf einander folgenden Graden, eine Ab- oder Zunahme derselben nach den Polen, schwerlich mit Sicherheit wird bestimmt werden können.) S. 370 On a Periscopic Camera obscura and Microscope, von Syden Wollaston. — Meteorologische Tageregister machen den Beschluß eines jeden Bandes.

### Göttingen.

Denkwürdigkeiten des Marktstättens Giebels dehausen im Harzdepartement, District Duderstadt, von Johann Wolf, Canonicus zu Nörten. 1813. 8. 605 und 20 Seiten Urkunden.

Diese Monographie unsers gelehrten Nachbarn betrifft einen Ort, der dem Geschichtschreiber des Eichsfeldes merkwürdig werden mußte, da er zu denen gehört die hier am frühzeitigsten in Urkunden erwähnt werden. Das erstemahl mit seinem Grafen Biso, von dem es nur ungewiß ist, ob er im neunten oder zehnten Jahrhundert, unter Pabst Marin dem ersten (882—884) oder dem zweyten (942—946) gelebt habe. Der Verf. prüft zuerst die Meinungen über diesen Biso, und hält ihn für einen Gaugrafen im Bisgau. Im Jahre 1334 kam es pfandweise, und 1342 käuflich an Mainz; unter dessen Herrschaft die weiteren Schicksale bemerklich gemacht werden. Nach diesem geht der Verf.



die Merkwürdigkeiten dieses kleinen Orts historisch durch; die Vergrößerung desselben; Pfarrkirchen; das adeliche Geschlecht derer von Sieboldehausen; die Burgmänner aus mehreren der benachbarten, jetzt meist ausgestorbenen, adelichen Geschlechtern; die Lehen; die Religionsverhältnisse. Der Verf. zeigt bey diesen, daß zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Niemand daselbst mehr catholisch war. Allein der Erzbischof Joh. Schweickard setzte es durch die Hülfe von ein paar Jesuiten durch, daß alle wieder zu dem alten Glauben zurückkehrten. Gelehrte Sieboldehäuser. Der Verf. hat doch aus diesem kleinen Orte zehn Männer aufgefunden, die als Gelehrte und Schriftsteller sich bekannt gemacht haben; und diese sämmtlich aus dem achtzehnten Jahrhundert. Dortige Schützengesellschaft; — Unglücksfälle — drey Mahl ward der Ort in den Jahren 1694 — 1712 und 1725 größtentheils eingeeäschert; — und einige nützliche Anstalten. Der in den Beylagen abgedruckten Urkunden, die sich auf die Geschichte von Sieboldehausen beziehen, sind neun; die erste von der Abtissinn Margarethe von Sandersheim, vom Jahre 1256 über die Schenkungen, die Graf Bisio ihrem Kloster gemacht hatte.

### Frankfurt am Main.

Von der in diesen Blättern (1813. S. 403) angezeigten Dissertation sur les Samaritains ist daselbst in der Hermannschen Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung erschienen: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Samaritaner von Silvester de Sacy. 1814. 64 S. 8. Der Uebersetzer (Herr Prof. Sartmann zu Marburg) hat sie mit einigen Anmerkungen, litterarischen Inhalts, begleitet.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 7. Februar 1814.

Göttingen.

Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großfürstin Katharina von Rußland, verwitwete Prinzessin von Oldenburg, haben Sich vom 26. bis 28. Januar in unsrer Stadt verweilt, und unsre litterarischen Institute in Augenschein genommen. Der lebendige Antheil an allem, was Geistesbildung betrifft, und die Anspruchlosigkeit bey den geistreichsten Bemerkungen über die ungleichartigsten Gegenstände in öffentlichen und Privatunterredungen mit den hiesigen Gelehrten, haben tiefe Verehrung dieser an Geist und Herzen musterhaft ausgebildeten Prinzessin in den Herzen aller derer zurückgelassen, welche Höchst Ihnen sich zu nähern das Glück gehabt haben.

Piacenza.

In Majno's Druckeray: Voyage de la mer atlantique à l'Océan pacifique par le Nord-Ouest dans la mer glaciale par le Capitaine *Laurent Ferrer Maldonado* l'an MDLXXXVIII, traduit d'un Manuscrit espagnol et suivi d'un discours  
3 (1)

qui en démontre l'authenticité et la véracité par *Charles Amoretti*, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Fer, Membre de l'Institut Royal et du Conseil des Mines du Royaume de l'Italie etc. et Bibliothécaire dans l'Ambrosienne de Milan. 1812. 84 Seiten in Quart, nebst 3 Charten.

Im sechszehnten Jahrhundert war es eine Lieblingsunternehmung aller, derer, die sich mit kühnem Geist auf Meere wagten, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu suchen. Nach einer Sage sollte sie dem Capitain Laurent Ferrer Maldonado (dem Verfasser einer Kosmographie. Alcalá 1626. 4.) durch die Straße Anian (die nachmalige Veringsstraße) gelungen seyn. Da zwey Jahrhunderte nach ihm alle Versuche der Art so völlig vergeblich waren, daß Britquinnien seinen Cook anwies, sich auf seiner Entdeckungstreife mit der nordwestlichen Durchfahrt nicht mehr aufzuhalten, so war man geneigt, die Sage von Maldonado's Durchfahrt für erdichtet zu halten. Sein Reise-Journal, das in das Archiv zu Madrid kam, und vielleicht dort noch vorhanden ist, hätte darüber Auskunft geben können; noch aber hat es niemand aus dem Staube hervorziehen mögen, obgleich jetzt die Gewohnheit, aus solchen Schriften ein Geheimniß zu machen, längst aufgehört hat. Ein anderer in Spanischer Sprache geschriebener Aufsatz von ihm, in welchem die Hauptangaben von seiner Fahrt durch die Straße Anian wiederholt sind, hat sich in mehreren Abschriften verbreitet; Nicolaus Antonius führt eine in Spanien befindliche an; eine andere findet sich auf der Ambrosischen Bibliothek zu Mailand: aus letzter ist die französische Uebersetzung verfertigt, welche Herr Amoretti in obiger Schrift mit einer sehr gelehrten Abhandlung begleitet hat.

Die Handschrift ist aus dem Ende des sechs- zehnten oder Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, und, wie die Art ihrer Schreibfehler vermuthen läßt, von einem Ausländer geschrieben. Sie enthält Maldonado's Antrag an den Marineraath zu Lissabon, der zur Zeit der Vereinigung Portugal's mit Spanien Schiffahrt und Indische Angelegenheiten leitete, die nordwestliche Durchfahrt, die ihm gelungen sey, zur Schiffahrt nach Indien zu wählen; er setzt die Vortheile auseinander, welche Staat und Religion von dieser Wahl haben würden, so wie den Schaden, der für Spanien daraus erwachsen könnte, wenn seine damals so zahlreichen Feinde durch das Eismeer nach Indien gehen sollten; er bezeichnet den Weg, den man von Lissabon aus einzuschlagen habe, und gibt die Mittel an, durch welche man ihn andern Nationen verschließen könne. Nach seiner Beschreibung gieng seine Fahrt 1588 vom Norden des Landes Labrador in eine weite Meerenge (welche die nachher so benannte Hudsonsbay seyn mußte), von wo die Fahrt sowohl nördlich als nordwestlich genommen werden könne. Darauf gelange man in ein offenes Meer (wie er das Eismeer zu nennen scheint); darin gehe lange die Fahrt gegen Westen, bis sich die Küste nach Süd-Westen wende. Von da komme man nach einigen 100 lieues durch die Straße Anian (seitdem Veringsstraße genannt), die auf der einen Seite von einer Spitze von Asien, auf der andern von einer von America gebildet werde, worauf man zur Linken die Westküste von America und zur Rechten die Ostküste von Asien habe. In der Straße Anian sey ihm ein aus Sina kommendes, mit Orientalischen Waaren beladenes Schiff begegnet, welches seine Fahrt in die Häfen

Rußland's oder des weißen Meers fortgesetzt habe. Wie und in welcher Jahreszeit er die Reise gemacht habe, giebt er an, nicht aber, zu welchem Zweck und auf wessen Kosten. Um Billigung und Ausführung seines Plans desto leichter zu erhalten, berechnet er alle Kosten und Bedürfnisse an Matrosen, Soldaten, Schiffen, an Provision und Munition, an Kleidern u. s. w. Naivetät und Einfachheit des Stils lösen Vertrauen ein.

In Spanien war die Schrift nicht unbekannt. Der Herzog von Almadover kannte ihren Inhalt durch einen Auszug, nach welchem er aber an der Echtheit der Schrift und der Wirklichkeit der gemachten Reise, ob gleich ungern, zweifelte. Der dem Maldonado beygelegte Titel Don, die Unmöglichkeit eines Durchgangs unter dem  $60^{\circ}$  der Breite, die angegebene viel zu kleine Breite der Meerenge Anian, die Abwesenheit alles Eises bey seiner Reise, die Erwähnung der Insel Friesland, und andere geographische Irrthümer machten sie ihm verdächtig. In der beygefügeten Abhandlung sucht Herr Amoretti diese Schwierigkeiten zu heben. Der Titel Don Maldonado wäre allerdings auffallend, wenn sich der Capitain denselben beygelegt hätte (denn ihn führten damahls nur große Herren); aber er steht nur im Auszug; im Spanischen Original sagt der Capitain von sich: Por mí el Capitano Lorenzo Ferrer Maldonado. 2. Alferdings könnte Maldonado die Meerenge Anian nicht unter  $60^{\circ}$  der Breite gefunden haben, da sie nach Cook unter  $66$ , oder wenigstens unter  $65^{\circ}$   $50'$  liege. Wenn sich nun gleich diese Unrichtigkeit mit ähnlichen Irrthümern in geographischen Bestimmungen der frühern Jahrhunderte, bey dem Gebrauch sehr unvollkommener Instrumente ent-

Schuldigen ließe: diese Entschuldigung ist hier nicht nöthig, da Maldonado's Bestimmungen wirklich auf 65° führen. 3. Und wenn er die Straße Anian viel schmaler angibt, im Norden  $\frac{1}{2}$  und im Süden  $\frac{1}{3}$  lieü, da sie Cook in manchen Gegenden bis auf 13 Breuen geschätzt hat, so hat schon Amadover zu seiner Vertheidigung angemerkt, daß in dieser Gegend große physische Revolutionen vorgefallen seyn möchten, welche die Straße so sehr könnten erweitern haben. 4. Die Insel Friesland, welcher so viele frühere Reisende, die Brüder Zeni, C. Colon, Forbisher, erwähnen, ist wahrscheinlich bey einem Erdbeben vom Meere verschlungen worden. 5. "Nur wie war es möglich, daß Maldonado in dieser Gegend, wenn er sie wirklich beschifft hat, von keinem Eise aufgehalten werden, da doch Billing, Cook, Clarke durch dasselbe verhindert wurden, ins Eismeer zu kommen?" Weil (meint der Verf.) ihm die Jahreszeit (der April bis Julius), und allerley physische Umstände, Winde, schmelzende Nebel, die das Eis von Zeit zu Zeit entfernen, günstiger waren, als den genannten Seefahrern. 6. Die übrigen geographischen Irrthümer, aus denen man Verdacht geschöpft hat, betreffen ganz andere Gegenden, und können daher nicht beweisen, daß Maldonado die Straße Anian nicht befahren habe. Seine die Abhandlung begleitenden Charten sind zwar nicht richtig; aber waren es überhaupt die der frühern Reisenden, die man deshalb noch nicht in Verdacht gezogen hat, als hätten sie die von ihnen unrichtig dargestellten Länder gar nicht besucht? Seine Chartenentwürfe machen überdieß gar keine Ansprüche auf Genauigkeit, sondern sind nur grobe Umriffe, zur Verdeutlichung seines Projects hingeworfen.

Außer dem Herzog von Almadover hat auch Alexander Humboldt die Wirklichkeit der von Maldonado vorgegebenen Reise bezweifelt, weil Marquis von Malespina, der seinen Angaben auf Befehl der Spanischen Regierung 1789 nachgieng, zwischen 58 – 60° keine Durchfahrt, sondern bloß einen Eingang ohne Ausgang (einen cul de sac) gefunden hat. Aber war ihm auch die Gegend, wo er den Durchgang suchen sollte, richtig vorgeschrieben? Er hätte ihn nicht zwischen 58 – 60°, sondern zwischen 60 – 66° suchen sollen: denn aus der Beschreibung seiner Fahrt ist deutlich, daß Maldonado den nordwestlichen Durchgang unter 65° der Breite gefunden hat.

Der Verf. hat allerdings die Vertheidigung seines Autors mit Gelehrsamkeit und Glück geführt, und nur eine neue Untersuchung in einer zur Entfernung des Eises günstigen Jahreszeit kann erst völlig entscheiden, ob die Schrift bloße Täuschungen enthalte. Selbst der Herzog Almadover nahm eher physische Revolutionen jener Gegend zu Hülfe, als daß er den Stab über den kühnen Seefahrer gerade zu gebrochen hätte. Da bey der Beurtheilung des Inhalts dieser Schrift auch etwas auf Styl und Vortrag ankommt, so hätten wir lieber das Spanische Original der Schrift oder doch das selbe neben der Uebersetzung zu besitzen gewünscht. Sie hätte nur 19 S. gekostet.

Unter den beygelegten Charten stellt die erste den vorgeschriebenen Weg von Lissabon aus mit allen seinen möglichen Einbeugungen dar; die zweyte, sechs verschiedene Versuche der Seefahrer eine nordwestliche Durchfahrt zu finden; die dritte, die von Maldonado seinem Aussage beygelegte Zeichnung.

## Sulzbach.

In des Commercienraths J. E. Seidels Kunst- und Buchhandlung: Gedanken, Wünsche und Vorschläge über die öffentliche Gottesverehrung, und die dahin einschlagenden Gegenstände, von einem Greise. Aus dem Lateinischen einer Synodal-Abhandlung übersetzt. 1813. 158 S. in Octav.

Diese Abhandlung, die sich über alle Theile der öffentlichen Gottesverehrung ausbreitet, verdient wegen der besondern Beschaffenheit unserer Zeit eine nähere Anzeige. Der Verf. handelt zuerst von den oft gemachten Vorschlägen, durch welche der gesunkenen Religiosität wieder aufgeholfen werden solle. Von dem Schulunterrichte, von dem Zwange der Obrigkeiten zum Kirchenbesuche, von dem Hausbesuche der Prediger, und von der Strenge der Kirchenzucht erwartet er, nach den hier ausgeführten Gründen, nicht viel. Von Seite 38 an trägt der Verf. seine eigenen Ansichten vor, und setzt die Hauptsache in die Nothwendigkeit eines angemessenern Cultus. Den Kirchengebäuden müsse mehr Schmuck und Reinlichkeit zu statten kommen u. Er ist der Meinung, daß neben den Kirchen, welche bloß zum Lehren bestimmt seyn sollen (?), auch Bethäuser errichtet werden müßten, welche bloß allein zur Verehrung der Gottheit bestimmt würden. Was der Herr Verf. über den Gesang, über das Leben und den Wandel der Prediger, über zweckmäßige Einrichtung der Predigten, die nothwendig durch Herzlichkeit wirksam werden, über Pericopen, Catechisationen, Betstunden, Taufhandlungen, Confirmation, Beichte, Abendmahlsfeier, eheliche Einsegnungen, Leichenpredigten und über die in den Kirchen vorzunehmenden und mit



besondern Fegerlichkeiten zu verbindenden Eidesleistungen sagt, ist lesenswerth, und gibt zu weiterem Nachdenken für Prediger und Candidaten reichen Stoff. Manche Vorschläge möchten in- zwischen keinen allgemeinen Beyfall finden, z. B. S. 105, 106, die Laufe könne süglich auf ein jährlich dazu gewidmetes Fest verschoben werden; S. 122, es sey nüglich, jährlich ein Ehefest an einem schicklichen Sonntage zu halten, wobey die Instrumentalmusik den Act eröffnete, ein Wechsel- gesang der Gemeinde und der neuen Eheleute folgte, die Gemeinde Glück wünschte, und sie zu ihrer Pflichterfüllung ermahnte, und denen die neuen Eheleute dankten und gelobten treu ihrer Pflicht zu seyn. — S. 137 vertheidigt der Verfasser den Nahmen der Priester für die protestan- tischen Geistlichen. —

Wenn man über die von dem Verfasser gethanen Vorschläge näher nachdenkt: so zeugen sie insge- sammt von Sachkenntniß und Erfahrung. Inzwi- schen ist doch ein Hauptpunct nicht genug beher- zigt. Das Hauptmittel, der öffentlichen Gottes- verehrung mehr Interesse, Gewicht und Eindruck zu verschaffen, bliebe doch wohl immer die Sorge den Glauben an die göttliche Eingebung der hei- ligen Schrift, und die Ueberzeugung von der Gött- lichkeit der Offenbarung zu befestigen und auszu- breiten. Denn man kann es nicht läugnen, daß die Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Gottes- verehrung seit der Zeit überhand genommen hat, als der Glaube an die Eingebung der heiligen Schrift geschwächt wurde.

Die Uebersetzung läßt sich als ein deutsches Original lesen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1814.

Göttingen.

Durch ein gnädiges Rescript aus dem Cabinets-Ministerium zu Hannover vom 18. Januar, ist der hiesigen Universität die frohe Nachricht gekommen, daß sie wieder dem Schutze und der Fürsorge ihrer vormahligen hohen Herren Curatoren, Sr. Excellenz des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Freiherrn von Arnswaldt, und Sr. Excellenz des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Freiherrn von der Decken, unter der Assistenz des Herrn Geheimen Cammer-Raths Freiherrn von Arnswaldt, anvertraut sey. So sind denn die ehemahligen so glücklichen Zeiten in ihrem ganzen Umfange wieder zurückgekehrt! Die vereinigten hohen Mächte und die deutsche Tapferkeit haben uns dem erlauchten Hause Braunschweig-Lüneburg wieder gegeben; ihm, unter dessen väterlicher Regierung und durch dessen wahrhaft königliche Munificenz die Georg-Augustus Universität seine Schöpfung, so mächtig und kräftig empor-

A (2)

gewachsen, und zu einer solchen Blüthe und Stärke gelangt ist, daß ihr selbst die alles verwüstenden Stürme der Zeit nicht haben schaden können. Se. Könialiche Hoheit, der Prinz Regent des vereinigten Reiches Großbritannien und Ireland, unser gnädigster Herr, haben gleich den Morgen Höchst- ihrer beglückenden Regierung der Chur- Braunschweig- Lüneburgischen Lande im Nahmen Sr. Majestät, unsres geliebtesten Königs, dadurch uns unvergesslich gemacht, daß Sie, nach der Höchst- ihrem Hause angestammten Liebe zu allem, was die Bildung des menschlichen Geistes und die Wissenschaften befördert, Höchst- ihre Aufmerksamkeit und gnädigste Fürsorge auf unsre Universität zu richten huldreichst geruhet haben. Die Königliche Societät der Wissenschaften erfreut sich nach zehn längen Jahren der Gegenwart ihres erhabenen Präsidenten, Sr. Königlichen Hoheit, des durchlauchtigsten Herzogs von Cambridge, wieder, und fühlt sich dadurch neu belebt und zu neuer Thätigkeit gestärkt. Und nun sehen wir uns auch einer Curatel, deren unermüdet eifrige Sorgfalt zur Beförderung unsrer Wohlfahrt wir ehedem schon genossen haben, und einer Assistenz von allgemein geschätzter Liebe zu Wissenschaften und Künsten, wie sie dem wahren Kenner eigen ist, übergeben. Unsre stillen Gebete und kühnsten Wünsche sind von der ewigen Vorsehung erfüllt; und unter den brünstigsten Dantgelübden steht jeder der hiesigen Lehrer es für seine heiligste Pflicht an, durch Eifer in seinem Beruf, und durch Anstrengung aller seiner Kräfte für die Erweiterung und Veredelung der Wissenschaften sich eines so großen Glückes würdig zu erweisen.

## Paris.

Histoire générale de l'Espagne, depuis les tems le plus reculés jusqu'à la fin du dix huitième siècle par G. B. Depping; avec une Carte de l'Espagne ancienne, et un essai d'une bibliothèque historique de l'Espagne. 1811. Vol. I. 438 S. Vol. II. 442 S. in Octav.

Das gegenwärtige Werk, eine Frucht der Zeitumstände, welche in Frankreich die Aufmerksamkeit auf Spanien richteten, soll, wie der Titel sagt, die ganze Geschichte desselben umfassen. Von den beiden hier anzuzeigenden Theilen enthält indeß der erste nur die älteste Geschichte, unter Phöniciern, Carthagern und Römern bis zu Ende der Republik; der zweite unter den Kaiserern und unter den Gothen. In zwey andern Theilen glaubt der Verf. das übrige begreifen zu können. Man habe in Frankreich noch keine brauchbare Geschichte von Spanien; sondern nur entweder Abrisse, oder Behandlung einzelner Abschnitte. Die Werke Spanischer Geschichtschreiber habe der Verf. zwar mit Fleiß aufgesucht; aber selbst die Kaiserliche Bibliothek sey arm in der Spanischen Litteratur; nur ein Paar Privatsammlungen boten einiges dar. Der vorgesezte Essay d'une bibl. historique de l'Espagne ist daher auch wohl bey den wenigsten Büchern aus eigener Ansicht, sondern nach andern, besonders Meusel entworfen. In den ersten beiden Büchern, welche, nach einer geographischen Ansicht Spaniens, der frühesten Periode gewidmet sind, hat Herr D. mehrere neuere, auch Deutsche Schriftsteller, (er selbst ist, so viel wir wissen, ein Deutscher,) benützt; in Beziehung auf die Phöniciſchen und Carthagischen Niederlassungen besonders die Werke von Herrn. Pessier. Gegen die Hypothesen von Hrn. Pessier

Kadel, der auch in Spanien cyclopische Mauern gefunden haben wollte, werden gegründete Einwendungen gemacht. Wenn aber der Verf. annimmt, daß Hanno, der Verfasser des Periplus, derselbe sey, mit dem Hanno der einen Versuch zum Umsturz der Carthagischen Verfassung machte, so wissen wir nicht worauf dieses sich gründet. Die Unternehmungen der Carthager unter Hamilcar, Asdrubal und Hannibal, werden ausführlich erzählt. Hierauf folgt ein Abschnitt über die damaligen Sitten und Lebensart der Spanier; erst im Allgemeinen; und dann nach den einzelnen Hauptvölkern; in unsern Augen das Schätzbarste des ersten Theils. Die Vergleichung der Nachrichten der Alten, mit denen der Neuern, zeigt oft auffallend, wie manches trotz so vieler Veränderungen sich dennoch erhalten hat. Die einzelnen Hauptvölker von denen der Verf. spricht, sind die Asturer, Cantabrer, Basken, Gallaecer, Lusitaner und Celtiberer. Bey Gelegenheit der Basken eine Untersuchung über ihre Sprache. Der Verf. findet es eher wahrscheinlich, daß sie ein Zweig der Celtischen sey, als das Bas-Breton, welches man gewöhnlich dafür hält. Auf jeden Fall sey es eine selbstständige, grammatisch ausgebildete Sprache, die besonders in der Einrichtung ihrer Conjugationen Eigenthümlichkeiten hat, wodurch sie sich von allen andern bekannten Sprachen unterscheidet. Die Celtiberer scheinen dem Verf. mehr Celtischen als Iberischen Ursprung zu verrathen. Er glaubt davon den Beweis in ihrer Religion zu finden, in der Celtischer Cultus vorgeherrschet habe. Indes ist uns doch keine Spur von Druiden Religion bey den Celtiberern bekannt. Der Verf. glaubt auch einen Unterschied des Characters von den andern Spanischen Völkern wahrzunehmen; nicht den aus-

dauernden Heldenmuth, den die andern beweisen. Aber die Numantiner, das tapferste aller Spanischen Völker, gehörten doch auch den Celtiberern an. Das dritte Buch, welches den ersten Band beendigt, enthält die Geschichte Spaniens unter der Römerherrschaft bis zum Untergang der Republik, in drey Kapiteln; erste Eroberungen der Römer; der Krieg des Sertorius; und die Kriege des Cäsar und Pompejus; nach den bekannten Quellen erzählt. Der zweyte Band setzt in dem vierten Buch diese Erzählung fort; Spanien als Provinz des Römischen Reichs; bis auf die Einwanderung der Gothen. Nachdem der Verf. zuerst die politischen Vorgänge erzählt hat, folgt ein lehrreicher Abschnitt über den Zustand Spaniens als Römische Provinz unter den Kaisern; über die Verfassung, Cultur des Bodens, Viehzucht, Manufacturen, Handel, Bergwerke, Sprache u. s. w. Die Nachrichten, welche theils bey den Schriftstellern, besonders auch denen über die Landwirthschaft sich finden, sind mit den von Masden gesammelten Inschriften verglichen; und führen nicht selten zu wichtigen Aufschlüssen. Man vergleiche z. B. die, welche den Zustand der Schafzucht, den Bau der Cochenille, das Bergwerkwesen und andere Gegenstände betreffen u. s. w. Auch sehr ausführlich, in einem eignen Kapitel, über die Einführung des Christenthums in Spanien. Die Geschichten der Märtyrer, der wichtigen Concilien und der verschiedenen Secten werden im Einzelnen erzählt. Ob das Detail hierher gehört, mag man zweifeln; es scheint das Lieblingssthema des Verf. zu seyn. Unsere Aufmerksamkeit erregte besonders das fünfte Buch: Spanien unter der Herrschaft der Gothen; um so mehr, da der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß er der Güte des Herrn

Jourdain kostbare Materialien aus Arabischen Geschichtschreibern auf der K. Bibliothek verdanke. Das fünfte Buch füllt auch die letzte größere Hälfte dieses zweiten Bandes aus, und ist, da die Spanisch-Gothische Geschichte noch so wenig behandelt ward, allerdings um desto willkommener. Der Verf. gibt zuerst eine Uebersicht der Geschichte des Gothenreichs nach den Königen; darauf die Geschichte des Falls des Reichs; die Entstehung neuer Staaten in Spanien; und endlich über den bürgerlichen und moralischen Zustand Spaniens unter den Gothen. Die Geschichte des Falls des Reichs ist mit einigen Nachrichten des Hrn. Jourdain aus Arabischen Handschriften bereichert; durch welche er den Zeitpunkt der Schlacht bey Xeres genauer zu bestimmen sucht. Diefem Gelehrten zufolge geschah die Landung von Tarik in der Mitte des Juni 711, und die Schlacht muß in den August oder September eben dieses Jahrs gesetzt werden. Doch beruht dieß alles mehr auf Inductionen als ausdrücklichen Zeugnissen. Die Geschichte von Pelagius und seinen Thaten wird mit Mißtrauen, jedoch auf die gewöhnliche Weise erzählt. Auch in diesem Buche ist der letzte Abschnitt über den bürgerlichen und moralischen Zustand der Nation der vorzüglichste. Bey den ersten sind die Gesetze der Westgothen fleißig benutzt. Der Zustand der Hierarchie ist besonders entwickelt; nur hätten wir gewünscht, daß die Folgen des Untergangs des Arianismus deutlicher dargelegt wären.

Sollen wir das Werk des Hrn. D. im Ganzen characterisiren, so können wir ihm das Lob, eine lesbare Geschichte von Spanien geschrieben zu haben, nicht absprechen. Eigene Forschung haben wir nur in einigen, hinreichend von uns bezeich-

neten, Abschnitten bemerkt, in den eigentlich historischen am wenigsten. Die Armuth an Spanischen Schriften, selbst in Paris, über die der Verf. klagt, wird, fürchten wir, in den folgenden Theilen erst recht fühlbar seyn; mögen dafür reichliche Auszüge von Arabischen Geschichtschreibern der Pariser Bibliothek dem Verf. zu Theil werden! Seine Bekanntschaft mit der Deutschen Litteratur ist sehr lobenswerth; und wenn auch nicht in der Sprache (worüber wir uns kein Urtheil anmaßen,) wird man doch in der ganzen Manier die Behandlung den Deutschen nicht verkennen.

### Leyden.

By Haak en Comp.: Verhandelingen van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde te Leyden. 1806. D. 1. 563 Seiten in groß Octav.

Dieser Theil besteht aus einem Vorberichte und einer Abhandlung. Der Vorbericht theilt zuerst Nachrichten mit von den Schicksalen der Gesellschaft. Auch diese Gesellschaft erfuhr den unseligen Einfluß ausländischer Kriege und innerer Zerrütungen. Immer mehr gerieth sie in Verfall. Endlich hörten alle Arbeiten auf. Seit dem Jahre 1799 erfuhr man nichts mehr von ihr; nichts von Einladungen, allgemeinen Versammlungen, Preisfragen, eingefandten oder herausgegebenen Abhandlungen, und neuen Mitgliedern. Die Gesellschaft schien nicht mehr zu seyn. Aber sie erhob sich wieder durch die Bemühungen von drey oder vier ihrer ältern Mitglieder. Bereits im October 1803 wurde wieder eine allgemeine Versammlung gehalten: und diese Versammlung selbst macht dann den zweyten Gegenstand des Vorberichts aus. Der Präsident **Te Water** verbreitete sich in seinem Vor-



trage sehr ausführlich über das Leben und die Schriften des letzten Bischofs von Antwerpen, C. J. de Velis, der zu den Mitgliedern der Gesellschaft und zu den ausgezeichnetsten Männern unserer Lage gehörte. Was Herr Te Water von und über de Velis bemerkt und gesammelt hat, und (von S. 6 bis 31) mitgetheilt wird, ist des Danks sehr werth, befreidigt aber nicht, und am allerwenigsten den Psychologen. Angehängt ist ein Namensverzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft. Die Abhandlung selbst enthält die Geschichte der Belagerung und der Eroberung Leyden's von Herzog Johann von Bayern im Jahre 1428. Ihr Verfasser ist der rühmlichst bekannte Joh. Meermann, Herr von Dalem en Vuren. Herr M. schöpfte aus gedruckten nicht nur, sondern auch aus ungedruckten Quellen, und zwar mit eisernem Fleiße, mit unerschöpflicher Geduld und mit jener Sorgfalt und Aengstlichkeit, die durchaus nichts unkommen lassen will und kann. Von S. 1 - 159 reicht die Abhandlung. Den größern Theil von S. 163 - 563 nehmen die Verlagen ein. Auch sind Abbildungen von sechszehn Siegeln beygefügt. Wie wollen nur ein einziges Factum ausheben. Im Jahre 1420 verpfändete der Herzog von Brabant, der nichts weiter trieb als Jagd und Vogelfang, ohne Zustimmung seiner Gemahlinn, Holland, Seeland und Friesland an den Herzog von Bayern, auf zwölf Jahre gegen 84400 Nobelen und 90000 französische Kronen. Damals galt die französische Krone 66 Grote, und der englische Nobel 10 Schillinge: die obige Summe betrug also 423580 Gulden, und das brachte auf jedes der zwölf Jahre 35298 $\frac{1}{2}$  Gulden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1814.

Wien.

In der Camesinischen Buchhandlung: Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum Veteris et Novi Foederis. Authore (Auctore) *Johanne Jahn*, Philos. et Theol. D., eccl. metropol. ad S. Stephanum Viennae Canon. Capit. Archiepisc. Consistorii-Consiliar., olim L. L. O. O. archaeol. bibl. introd. in V. T. et dogm. Prof. caes. reg. P. et O. 1812. VIII und 188 Seiten in groß Octav.

Der Verf. gibt durch diese Schrift einen neuen rühmlichen Beweis, wie sehr er sich durch Gelehrsamkeit und Forschungsgeist über so manche andere Theologen seiner Kirche erhebe. Er hatte bereits 1805 in seiner biblischen Archäologie ein biblisch-hermeneutisches, nächstens zu publicirendes Werk versprochen, war aber nachher theils durch andere Hindernisse, theils durch seine veränderten Verhältnisse abgehalten worden, dasselbe zu ediren, bis er endlich wiederholt und dringend von literarischen Freunden an Erfüllung seines Versprechens erinnert ward, dessen er sich durch vorliegendes Enchiridion entledigt. Es sollten darin, um jede

B (2)

unnöthige Wiederholung zu vermeiden, die Grundsätze, welche bey der Auslegung des A. und N. T. gemeinschaftlich in Betrachtung kommen, sogleich mit einem Wahl in der nöthigen Ausführlichkeit dargestellt werden, und zwar nicht bloß mit gehöriger Klarheit und Bemerkung des Grundes jeder einzelnen Vorschrift, sondern auch mit den erforderlichen Beschränkungen; diese sollten dann durch passende Beyspiele erläutert werden, unter denen manches, um die Anwendung der Regeln anschaulicher zu machen, etwas weiter ausgeführt wurde. Bisweilen sollten auch noch nach dem Plane des Verf. — welches wir freylich in einer hermeneutischen Anweisung nicht ganz billigen können, einzelne wichtige Exempel, die auf die Dogmatik sich beziehen, eingeschaltet werden, um dabey den Einfluß der Hermeneutik auf andere theologische Wissenschaften bemerklich zu machen. Wir versuchen es, in einem kurzen Abriss dieser Schrift zu zeigen, wie Herr J. diese Idee ausgeführt hat.

Nach kurzen Vorerinnerungen über Verstehen, Auslegen, biblische Hermeneutik im Allgemeinen werden hier, ohne daß eine Eintheilung des Ganzen, das abgehandelt werden soll, angegeben wäre, die hauptsächlichsten für eine solche Anweisung gehörenden Punkte in sieben Capiteln unter folgenden Rubriken abgehandelt: I. De sensu. II. De contextu orationis, subtrata materia, consilio auctoris, aliisque adjunctis. III. De locis parallelis. IV. De tropis recte interpretandis. V. De emphasibus. VI. De compositione *συνοψιστικῶν*. VII. De audiendis et legendis interpretibus, et de exercitatione hermeneutica. Rec. vermißt hier zunächst ein sicheres Fundament, oder eine sichere Richtschnur, wornach sich das Mehr oder Weniger, das in eine solche Theorie der Auslegung auf-

zunehmen ist, bestimmen ließe; auch ergibt sich solche so wenig aus der §. 3. aufgestellten Definition der Hermeneutik: *systema regularum interpretandi scripturam*, als aus der §. 2. angegebenen nicht genügenden Bestimmung: was interpretari sey? Alsdann aber vermißt er vorzüglich die, selbst in einem Enchiridion, welches doch den ganzen Umfang einer Wissenschaft im Grundriß verzeichnen soll, unerläßliche Vollständigkeit, deren Mangel eben daher sich erklärt, daß hier ein *fundamentum dividendi* für das Ganze fehlt. Wollte man nämlich auch nur in einer skizzirten Uebersicht die Hauptquellen der Wissenschaft so andeuten, daß das Ganze erschöpft wird: so würde doch die von Bauer, Meyer u. a. beliebte Eintheilung des Ganzen in eine allgemeine und specielle Hermeneutik des A. oder N. T. die natürlichste seyn; bey dem allgemeinen Theile ließe sich dann durch die Eintheilung in Wort- und Sacherklärung am leichtesten eine vollständige Uebersicht des Ganzen erlangen; es würde bey der Worterklärung, wenn sie als Anleitung befriedigen soll, ein etymologischer, grammatischer und syntactischer Theil, wenigstens nach einer summarischen Verzeichnung der Hauptfunctionen eines jeden unerläßlich seyn; und es würde der etymologische Theil um so weniger aus der Acht gelassen werden können, da er sehr bestrittene Punkte, nämlich beym A. T. die Erkenntnisquelle der hebräischen Wortbedeutung, und das Verhältniß der hebräischen Sprache zu den verwandten Dialecten, beym N. T. das Verhältniß der eigenthümlichen Sprache desselben zu dem reinen Griechisch, zu beleuchten hätte. Daß wir nun hier eine Specialhermeneutik des A. oder N. T. vermissen, wollen wir bey der Kürze, die der Verf. sich zum Geses gemacht hat, so sehr nicht

rügen; wenn wir gleich gegen die Bemerkung §. 3. S. 12. protestiren müssen, daß eine *specialhermeneutik* des A. oder N. T. in einer *Einleitung* des A. oder N. T. abzuhandeln ist; sie kann zwar als Zugabe zu der *Einleitung* hinzugefügt werden, aber wesentlich gehört sie nicht zu derselben, sondern ist ein Theil des Ganzen der biblischen *Hermeneutik*, wenn nicht die Gränzen beider Wissenschaften ohne Noth sollen verwirrt werden; die *Einleitung*, nämlich: die *historisch Critische Einleitung* liefert die *Prämissen*; die *Hermeneutik*, nämlich die *allgemeine und specielle* liefert, da sie *Theorie* ist, die *Grundsätze*, die aus jenen *Prämissen* abgeleitet werden, und die *Ausleger* leiten solle! — Aber nothwendiger scheint es uns zu erinnern, daß der für die *allgemeine Hermeneutik* und namentlich für die *Worterklärung* unumgängliche *etymologische Theil* durch das, was §. 8. unter der Aufschrift *usus loquendi* und §. 13. unter der Rubrik *testimonia de usu loquendi* beigebracht ist, zu wenig befriedigend angedeutet wird; und daß so wenig die *Erörterung* über das *Verhältniß* des *Hebräischen* zu den *verwandten Dialecten* in die *Einleitung* ins A. T., als die *Verückichtigung* der den N. T. *Sprachgebrauch* erläuternden *alten Commentatoren, Scholasten, Glossographen*, in die *Einleitung* ins N. T. zu verweisen gewesen wäre, wie Herr J. §. 13. thut! Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß in diesem *Enchiridion* der *eigenrhmliche Character* des *Styls* und der *Darstellung* der *Schriftsteller* des A. oder N. T., so weit der *Ausleger* dieselben *nothwendig beachten* muß, zu wenig *hervorgehoben* ist; welches eben in dieser *compendiarischen Verbindung* der *Hermeneutik* des A. und N. T., die, so durch jeden *einzelnen Pa-*

ragraph durchgeführt, gar zu viel gegen sich hat, seinen Grund haben möchte. — Doch wir sehen lieber auf das, was der Verf. uns gibt, als auf das, was wir vermiffen! Hier müssen wir denn allerdings gestehen, daß Herr J. im Einzelnen, wo es auf Erforschung des Sprachgebrauchs, auf Benutzung des Contextes und der Parallelstellen, auf Erklärung der Tropen, auf Emphasen, und selbst auf Ausgleichung der sich scheinbar widersprechenden Stellen ankömmt, viel Treffliches, wenn gleich nicht Neues, beigebracht, und durch gut gewählte Beispiele erläutert hat; und daß das Capitel von Benutzung der ältern und neuern Ausleger eine fruchtbare Uebersicht enthält. Die Principien, welche bey dieser Theorie zum Grunde liegen, zeugen im Ganzen von den bekannten liberalen Grundsätzen des Verfassers, der gern, jedoch mit Auswahl und Behutsamkeit, auch von den bessern Vorarbeiten protestantischer Hermeneutiker Gebrauch macht; und wenn bey einzelnen Punkten gewisse Lieblingsmeinungen seiner Kirche hervorleuchten; so sind diese so gemildert als möglich dargestellt, daß sie durchaus den selbstständig forschenden Gelehrten verrathen. Merkwürdig ist besonders seine Erklärung über den Werth der Tradition, so fern sie über den streitigen Sinn schwärziger Schriftstellen entscheidet, S. 14 — 16 woben er die Meinung von dem Werth derselben sehr herabstimmt, und am wenigsten *in omnium controversiarum* von ihr erwartet. Eben so merkwürdig ist S. 15. 16. seine Erklärung: wiefern er einen *sensum mediatum* annehme? ohne deswegen mit den alten Auslegern auf einen mystischen Sinn Jagd zu machen; und S. 32. S. 96. seine Erklärung über die *analogia doctrinae totius scripturae sacrae*; wiefern diese bey Zuziehung der Paral-

Ielstellen vorzüglich zu berücksichtigen sey? Nur  
 gebricht uns der Raum, um solche und ähnliche  
 liberale Aeußerungen auszu ziehen. Dagegen sey  
 uns vergönnt, noch im Einzelnen folgendes zu er-  
 innern: S. 10. Note 2. zu §. 2. scheint uns des  
 sonst so behutsame Verfasser doch über die mythis-  
 sche Erklärungsart der Erzählungen des A. T.  
 zu schnell den Stab zu brechen, "als ob den  
 Hebräern gar nichts Eigenthümliches bleibe, und  
 Alles müßte hier nach der Analogie anderer alter  
 Völker beurtheilt werden!" Beym N. T. und Hn.  
 Paulus psychologischen Erklärungen der N. T. Er-  
 zählungen möchte man ihm eher beystimmen. — In  
 der Note zu §. 9. bemerkt Herr J., daß ungeachtet  
 in einem gegebenen Context der Schrift nur ein  
 einziger Sinn anzunehmen sey, dennoch in et-  
 lichen (welchen? und woran erkennbaren?) Weis-  
 sagungen des A. T. ein doppelter *sensus literalis*,  
*subjectivus et obscurus*, *qui menti prophetae*  
*obversabatur*, et *objectivus*, *qui a Deo revelante*  
*intendebatur*, et demum *complemento historiae*  
*pandebatur*, unterschieden werden könne. (?) —  
 In Ansehung der reichen und ausgewählten Littera-  
 tur, die diesem Lehrbuch zur besondern Zierde  
 gereicht, müssen wir noch bemerken, daß *Ernesti*  
*Interpres N. T.* 1809, von Ammon wiederholt  
 edirt ist; daß von *Morus hermeneutica N. T.*, ed.  
*Leipzig* 1802 der zweyte Theil erschien; daß  
*Meyer's* (nicht *Mayer's*, wie es S. 20 heißt,) *Her-  
 meneutik des A. T.* nicht zu Göttingen 1779  
 und 1780 erschien, sondern zu Lübeck 1799, 1800;  
 daß endlich *Keil's* Lehrbuch der *Hermeneutik des*  
*N. T.*, Leipzig 1810, wovon *Emmerling* eine  
 lateinische Ausgabe (Leipzig 1811. 8.) besorgte,  
 hier noch mit Recht hätte aufgeführt werden mögen.  
 — Noch möchte folgender Druckfehler als einer der

auffallendsten zu bemerken seyn: S. 17. 3. 9. 10. *quamplurimas — elucubrați sunt institutiones hermeneuticae.* — Doch alle diese Erinnerungen werden der Achtung gegen den verdienten Verf. nichts benehmen, womit Rec. diese Schrift aus der Hand legte.

### Frankfurt am Main.

Bei Eichenberg: Bemerkungen über das epidemische Kindbetterinnenfieber, von Dr. C. S. Bayrhoffer, Privatdocenten an der Großherzogl. Specialschule für Med. und Chir. zu Frankf. am Main. 1812. 112 Seiten in Octav.

Die Bemerkungen entstanden aus den Beobachtungen eines epidemischen Kindbetterinnenfiebers, welches der Verf. im Heidelberger Gebährhause zu sehen Gelegenheit hatte. Sie beziehen sich auf die Heidelberger Jahrbücher, wo Herr Prof. Mägele die gleiche Epidemie beschrieben hat. Er gesteht, daß seine Ansicht von der des Lektorn wesentlich abweiche, und dieses habe ihn bewogen, seine Bemerkungen bekannt zu machen. Die Beschreibung dieses Fiebers ist, wie er selbst sagt, nicht vollständig, da bey seiner Abreise die Krankheit noch im Steigen war. Er untersucht nun, wie das Puerperalfieber entstehe. Der Rec. will so viel möglich den eigenen, aber etwas verworrenen und weitschweifigen Ideengang des Verf. in kurzen Sätzen ohne alle Bemerkungen mittheilen. Bey den Schwängern sind die Receptivität und die Productionskraft erhöht, und die Erzeugung der lymphatischen Stoffe hat zugenommen, das Contractionvermögen aber ist gesunken. Wo nun im Innern die Thätigkeit der Organe erhöht ist, da sind die peripherischen Organe unthätiger, namentlich die Haut. Gegen das Ende der Schwangerschaft vermindert sich die Productionskraft, und



sinkt auch die Receptivität; dagegen steigt das Contractionsvermögen, und die Thätigkeit der Haut, zu welcher sich auch eine erhöhte Thätigkeit der Brüste geselle. Während der Entwicklung des Uterus wachsen zugleich auch die Fallopischen Röhren, die runden Mutterbänder und die Fledermausflügel. Hierzu kommt die Lageveränderung der Gedärme, und die stärkere Ausdehnung des Bauchfells, das dadurch bedeutend an Schnelkraft verliert. Mit der Entbindung geht ein ganz anderes Verhältniß der Organe nebst ihren Thätigkeiten hervor. Die Receptivität ist leichter zu erschöpfen, wird aber auch leichter ersetzt, es ist ein Ueberfluß lymphatischer Stoffe da, ein Schwanken der Congestion zwischen den peripherischen und Centraltheilen des Organismus, und die Haut wird überwiegend thätiger, der Darmcanal sowohl als vorzüglich das Bauchfell sind erschlafft. Tritt nun kein Hinderniß ein, welches die Natur in ihrem Bemühen ein anderes Verhältniß unter den Organen hervorzubringen stört, so wird dem Körper der Ueberfluß der lymphatischen Stoffe durch die Hautsecretion, die Absonderung der Milch und zum Theil durch die Lochien entzogen, und die Eingeweide des Unterleibes erlangen allmählig ihren Ton wieder. Hemmt aber eine Schädlichkeit diesen Gang, so wendet sich der ganze Zug der Congestion nach innen theils gegen den Uterus, theils gegen das geschwächte Bauchfell, es entsteht hier eine Entzündung, und die Secretion in beiden Organen wird abnorm. Herrscht nun gerade ein allgemeiner gastrischer oder erysipelatöser, oder rheumatisch entzündlicher Character, so nimmt die Entzündung denselben an. Diese allgemeinen Sätze wendet der Verf. auf das von ihm beobachtete Puerperalfeber an.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 12. Februar 1814.

**Deutschland.**

In dem Zeitpunkte, wo ein Gefühl alle Gemüther erwärmt, wo ein Gedanke alle Geister rege macht, wo endlich ein einziges und gemeinsames Interesse das Deutsche Vaterland und die Deutsche Nation beschäftigt, ist es kein Wunder, wenn Alle, oder doch viele der Sprecher des Volks, die in sich den Drang und die Kraft des Wortes fühlen, eine und dieselbe Ansicht aussprechen, bey den Betrachtungen, die sie über eine große Angelegenheit anstellen, zu einem Resultate ihres Denkens kommen, und dieses einstimmig mittheilen. Doch der Lichtstrahl, der alle diese Vesseren durchglüht und durchleuchtet, bricht sich in mannigfarbigen Prismabildern, je nachdem die empfangliche und wiedergebende Organisation anders gewendet oder gestimmt ist; so wie verschiedene Edelsteine dasselbe Licht anders färben und zurückwerfen. Die in jedem Singschor herrschende Einheit läßt inzwischen die größte Abwechslung der Stimmen zu, von denen jede ihre eigene Melodie führt, und

E (2)

die sich doch zum Ganzen im schönsten Einklange verbinden. So fühlt auch jetzt, da Deutschland nach einer langen stets zunehmenden Erschlaffung, endlich, von der Vorsehung begünstigt, von einem energischen Kaiserreiche mächtig unterstützt, seine schwachvollen Ketten abgeworfen, und sich ein neues Leben, eine neue Freiheit erkämpft hat, jeder dazu Berufene das Bedürfnis, die Hauptumrisse des wunderbaren Gemähltes zu entwerfen, und sie zur Belehrung und Warnung für Gegenwart und Zukunft aufzustellen. Der Eine schildert, wie das alte Staatengebäude von Europa, von einem künstlich-weisen Gleichgewicht so lange zusammengehalten, durch die unregelmäßige Uebermacht des einen Staates einstürzte, und wie Deutschland, von jeher das Herz von Europa, im Einsturze zuerst zerquetscht und zermalmt werden mußte. Der andere, wie Hinterlist sich zu der Gewandtheit im Kriege gefellte, um Fürsten und Völker zu betäuben und zu Sklaven zu erniedrigen. Einige zeigen, mit welchen Gefahren einer unausbleiblichen Barbarey die längere Fortdauer eines allgemein verbreiteten Despotismus uns bedroht hätte; oder was für Folgen die heutige Bewegung der Menschheit künftig haben werde; was auf Rechnung der irdischen, was auf Rechnung der himmlischen Kräfte zu legen sey; und dergleichen mehrere eigene Gesichtspuncte. Unter den Schriften dieser Gattung, die bis jetzt uns bekannt geworden sind, heben wir diejenigen aus, die sich durch innern Gehalt und Form besonders auszeichnen, und einst den Rang als historische Documente unserer Epoche behaupten können. Wir glauben uns verpflichtet, für den spätern Forscher solche Zeichen der Gegenwart aufzubewahren und kurz anzuzeigen. — Nahmen der Verfasser und Verleger, Druckort, u. s. w. wird

man bey mehreren vermiffen. Ob dieß auch ein Merkmal der Zeit ist? ob der Terrorismus der fo lange mit blutigem Schwerdt jede freymüthige Aeußerung bedrohet und zurückhielt, auch noch als Geipenft Aengftlichkeit und Bedenken zu erregen vermag? Beforgniß wegen feiner Rückkehr kann es nicht feyn. Jeder, der die Begebenheiten unferer Tage in ihrem ganzen Umfange, in ihren phififchen und moralifchen Beziehungen, anfhaut und erwägt, kann für die Zukunft keinen Zweifel mehr hegen. Doch gibt es außerdem fo viele andere Gründe der Anonymität, befonders für diejenigen, die über ihre eigene Zeitgenoffenfchaft ein öffentliches Urtheil äußern, daß an keine Art von Zaghaftigkeit von ihrer Seite dabey zu denken ift. Eher könnte es der Fall mit manchem Verleger feyn, dem das Bild des edlen Märtyrer Palm noch vorfchweben möchte.

1. *Nemesis*. (mit dem genau abgefchriebenen Motto):  
*Ne putent principes, praesenti immania etiam  
 futurorum saeculorum memoriam se effugere  
 posse. TACIT. 1814. 126 Seiten in Octav.*

Gewiß haben diefe Worte eines der erlauchtesten Diener der himmlifchen *Nemesis* den Verfaffer obigen Werks bewogen, bloß den Nahmen der strafenden Göttinn ihm vorzufegen. Vielleicht wäre es zu wünfchen gewesen, daß Er, durch irgend eine Umfchreibung oder einen zweyten Titel, feinen Zweck bestimmter ausgedrückt hätte. Was aber der Titel zweifelhaft laffen kann; erklärt gleich das darauf folgende Vorwort (das überhaupt die Veranlaffung fo vieler neuen Schriften, fo wie die Entfchuldigung anderer enthält): „In einer sturm-, vollen Zeit, wo unterjochte Völker aufstehen, gegen fremde tyrannifche Gewalt, da ift es viel-

„leicht kein unfruchtbar Beginnen die Ursachen zu zeigen, warum gestritten wird, zu zeigen, wie die ungerechte Herrschaft sich allmählich erweitert, wie sie gewachsen zum ungeheuren Coloss, und aller Völker Freiheit zu verschlingen gedroht.“ Was der Verf. sich vorgesetzt, hat er, unserm Ermessen nach, vollkommen geleistet. Wir wüßten keine andere Schrift anzugeben, die mit solcher Klarheit und Ordnung, Genauigkeit und Eleganz das Historische und Politische unserer Gegenwart gäbe und darstellte. Leicht dürfte sie ein Vademecum und Handbuch werden für alle diejenigen unserer Zeitgenossen, die nicht durch eigenes strenges Studium die Bedeutung und Richtung des Treibens unserer neuern Staaten erforscht haben, und sie doch fassen und kennen wollen. Erst von der Grundidee des politischen Gleichgewichts, welche die Basis aller Verhandlungen zwischen den Europäischen Mächten vor der Französischen Staatsumwälzung war, und darauf die Erzählung, wie diese Idee realisiert und erhalten ward unter diesen Mächten. Zerstückt wurde das Gleichgewicht in Europa durch den kriegerischen Geist, den die Französische Revolution diesem Volke gab, durch die übertriebene krankhafte Spannung, die sie in ihm verursachte, und die Siege, die davon die Folge waren. Kecker ward es noch, als ein Feldherr mit einem wüßten excentrischen Militärgenie begabt, (was dieß bedeutet, hofft Rec. bald anderswo ausführlich darzuthun) das Oberhaupt der Französischen Armeen und der Französischen Regierung ward. Die Macht concentrirte sich in ihm, und ward furchtbar consequent. Aus Occupationen wurden Eroberungen, und aus dem Uebergewicht einer Nation entstand das Principat des neuen Imperators. Von nun an ward das alte System eines

Europäischen Gleichgewichts, einer Europäischen Staatenrepublik, von dem zahlreichen afterwärtigen Heere der der neuen Ordnung ergebenen Scribenten und Redner, laut verspottet, verworfen, und als ein gefährlicher, unendliche Kriege erzeugender Traum dargestellt; und dagegen die monarchische Staatenverfassung, das so genannte *Föderativsystem*, unter der schützenden Präpotenz einer Hauptmacht, unter dem Principat (oder vielmehr der Despotie) eines allmächtigen Lenkers aller Staaten hoch angepriesen und als einzig ruhegewährende Ordnung von denselben in Schutz genommen; uneingedenk der alten Weisheit, die sagt: „*Et nomen pacis dulce est, et ipsa res salutaris; sed inter pacem et servitutem plurimum interest: pax est tranquilla libertas; servitus autem, (etsi tranquilla!) postremum malorum omnium, non modo bello, sed morte etiam repellendum.*“ (Cic. in *Marc. Ant.*) Edler ist eine solche Gesinnung, und Gottlob auch dem menschlichen Gemüth angemessener, als die herabwürdigende Lehre der französischen Neosophen. Jene nimmt unser Verf. in Schutz, so wie die periculosem libertatem des Gleichgewichts-Systems; und in einer lehrreichen, trefflich geführten Polemik, widerlegt er siegreich alle Einwürfe der Gegner, oder der Präpotenz-Prediger. Zugleich beweist er, wie unhaltbar und unheilbringend in der Wirklichkeit ihr eignes System sey. Hierzu, S. 41, eine scharfpassende Stelle von Montesquieu. (Aber wie merkwürdig, wie erfreulich für den Verfasser und für alle Edeldenkende, da schon im vorigen December der französische Herrscher sich von dem Wortführer seines Senats vor der ganzen Welt sagen ließ: „Der Feind wird nicht dieses schöne Reich zerreißen wollen, das, selbst zum Vortheil seiner

Nachbarn, stets ein beträchtliches Gewicht in die Waagschaale von Europa (dans la balance de l'Europe) gelegt hat." — Also wird jetzt in Frankreich die Rede wieder von dieser so höhniſch verläſterten Idee eines Europäischen Gleichgewichts, und man ſucht ſogar darin ſein Heil bey der drohenden Gefahr! — Quantum mutatus ab illo! — Aber in dem guten Lande dort, fehlt es nie an Worten und an wohlklingenden Phraſen, um contradictoriſche Meinungen wechſelweiſe, wenn es Noth thut, zu behaupten.) Von S. 43 an, wird nun gezeigt, wie und warum Deutschland unterlag; kühnig und wahr. Darauf folgt eine gedrängte Erzählung der andern Unternehmungen, Kriege und Eingriffe Frankreichs gegen alle Staaten unſers Welttheils, bis endlich der Zug nach Moscau, Sept. 1812, der der letzte war. Von S. 104 — 116 die übrigen Begebenheiten bis Leipzig und Hanau, im vorigen October; endlich ſchließen das Werk herzerhebende Betrachtungen über die errungene Freiheit und die Mittel ſie künftig zu bewahren. Nicht genug können wir dieſe lehrreiche und beherzigungswerthe Schrift empfehlen.

2. Ernſte Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Deutsche ſind und bleiben wollen. Deutschland, im November 1813. 40 Seiten in Octav.

Daß dieſe ſchönen Worte von einem in der heiligen Schrift bewanderten Redner herrühren, kündiget ſich bey'm erſten Blicke an, durch die gutgewählten Stellen, die aus den zwey alten Sehern, Jeſajas und Jeremias, angeführt ſind, und faſt alle ſechs Abtheilungen der Schrift (1. Einleitung. 2. Was iſt uns geſchehen? 3. Wer iſt der Mann, deſſ Stimme allein wir hören ſollten? 4. Nap. Demüthigungen. 5. Was hoffen wir? 6. Was

sollen wir thun?) begleiten und zieren.“ Daß sie aber nicht nur von einem denkenden Kopfe, sondern auch von einem rein-christlichen und humanen Gemüthe herrühren, erkennt man an dem milden Geiste der Duldung, der dem ächten Patriotismus durchaus keinen Eintrag thut, und in der ganzen Schrift herrscht. Eine mit Feuer und sicherer Hand durchgeführte Zeichnung der nahen Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft findet sich hier entworfen. Wahrheit in den Bildern, Wärme in der Farbengebung machen diese Skizze höchst anziehend und schätzbar. Zuletzt: Aufruf an die Söhne des Vaterlandes, von Gust. Scholz: ein gelungenes Lied.

3. Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europas, von Anselm v. Feuerbach. (mit einem trefflichen Motto aus Racine). München, 1813; bey M. J. Stöcker. 31 S. in Octav.

Gedrängte, gewichtvolle Worte eines hochwehreten deutschen Mannes, der in dem juristischen Fache, ein Stern erster Größe, am vaterländischen Himmel glänzt. Mit echt-historischem Sinne, mit der Begeisterung eines edeln Gemüths, und mit der vollendeten Schönheit einer geübten Feder, sind diese patriotisch-cosmopolitischen Blätter geschrieben (denn eine Haupteigenthümlichkeit des Deutschen, der seine Nation liebt, ist, ein allgemeines Wohlwollen gegen die gesammte Menschheit damit zu verbinden; so daß man mit Fug sagen kann: „Germanus sum, humani nihil a me alienum puto“). Nach einer in großen und raschen Zügen entworfenen Darstellung, der entscheidenden Begebenheiten unserer Tage, dringt der Herr Verf. fähig und scharfsinnig ein in ihre Bedeutung, die er enthüllt, und in die Lehren die daraus zu ziehen sind. Nicht als den trägen, gefährlichen Rückfall



in eine alte, für den neuen Zustand der Völker und der Staaten gleich untaugliche Ordnung, sieht der Hr. G. N. die heutige Wiedererlangung der Freyheit an, sondern als einen großen nöthigen Schritt zu einer wahren Wiedergeburt, die ein neuer Geist der Menschheit erheischt. Hier sein Schlussatz: „Die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen neuen Zeit.“ — Abschreiben müßte Rec. fast die ganze Schrift, wenn er alles beherzigungswerthe daraus anführen wollte. Selbst muß sie jeder lesen, der denken will über das Welthistorische in unseren Tagen.

4. Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend, von Fr. Jacobs, u. s. w.

“Summum crede nefas animam praeferre pudori,  
Et propter vitam vivendi perdere causas,”  
(Juv.)

Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 1813.  
29 Seiten in Octav.

Deutschlands höchste Gefahr, während seiner Erniedrigung, war, seine herrliche Cultur, seine Sitten, seinen Character, kurz die Individualität seiner Bewohner zu verlieren, und allmählich gegen die fremde auszutauschen. Sehr schicklich also beginnt der Herr Verf. mit einem historischen und ethnologischen Rückblick über das Volk der bisherigen Sieger und Unterdrückter. Erst von seiner trügerischen, verabscheuungswürdigen Revolution, von seinen verwüstenden Kriegen, von seinem Slavensinn im Innern, von seiner Despotenwuth gegen andere Völker. — In der That, wenn man bedenkt

welche Nation sich in Europa zur Normal-Nation aufwerfen wollte, so kann man sich des tiefsten Unwillens, und jetzt der höchsten Dankbarkeit gegen die Vorsehung die diese verderbliche Anmaßung vereitelte, nicht erwehren! — Hieraus entwickeln sich Deutschlands Gefahren. Seine Hoffnungen liegen sämmtlich in den trefflichen moralischen und intellectuellen Anlagen des biederen Deutschen Volks, in seiner so richtig begründeten und schon so weit gediehenen Cultur, die einen neuen Umschwung durch die heutigen glücklichen Begebenheiten erhält. Dieß ist das, durch den geistreichen und gelehrten Hrn. Verfasser, auf eine ausgezeichnete Art, durchgeführte Thema.

5. Dr. Wilhelm Münscher's politische Predigten. Marburg, bey Krieger. 1813. 110 Seiten. in Octav.

Der Titel dieser Predigten erinnert an die Historischen des Hrn. Dr. Arolz Von den sieben, die diese schätzbare Sammlung enthält, geht uns eigentlich die letzte vorzüglich an, da sie die gegenwärtigen Begebenheiten umfaßt. Doch sehr merkwürdig sind die fünf erstern, die (1806 und 1807) gehalten wurden, während und gleich nach dem unglücklichen Kriege dieser beiden Jahre. Freymüthig und edel sind sie abgefaßt; und zum Glück für den Verf. war damahls die hohe Polizey noch nicht so trefflich und wirksam organisirt, wie sie es bald darauf ward! Nach der fünften Rede tritt ein Stillschweigen von sechs Jahren ein . . . (was war eigentlich in diesen sechs Jahren zu sagen?) und die sechste Predigt, vorgetragen, so wie die andern, in der Universitäts-Kirche zu Marburg, am 25. April 1813, wurde über einen fein gewählten Text aus Paulus gehalten: „Ringet darnach, daß ihr stille

seyd, und das Eure schaffet." Damahls nahen sich die Befreyer; aber in der Stille nur konnte man ihnen die Wege bereiten. Die letzte Predigt ist am Dankfeste, den 28. November 1813, gehalten. Wie Gott in allem walter, wie seiner Hülfe allein die Rettung zu verdanken ist, wird hier auf eine tief religiöse und heezyerhebende Art gezeigt. Denn überhaupt fassen diese lesenswerthen Reden die irdischen Ereignisse von der Seite an, wo die Lenkung der göttlichen Vorsehung sichtbar wird. "Die politischen Begebenheiten an sich selbst (sagt der Herr Verf. im Anfange der Vorrede) dürfen niemals den Inhalt des Kanzelvortrages ausmachen, aber der Religionslehrer kann und soll die politischen Begebenheiten, von welchen das Gemüth seiner Zuhörer eben mächtig ergriffen ist, dazu benutzen, um seine Gemeinde zu einer religiösen Ansicht der bürgerlichen Veränderungen zu erheben, und um in dem Herzen der Christen die frommen Empfindungen und Entschliessungen zu beleben, welche den gegenwärtigen Zeitumständen und Verhältnissen angemessen sind."

#### Leiden.

*Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus Lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficiliora librorum, sacrorum loca, et hiltoriae ecclesiasticae capita illustrantur, magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata ac locupletata. Tomus quartus. Edidit atque animadversiones adjecit Jona Guilielmus Te Water. 1813. XXVI und 636 Seiten in Octav.*

Herr Te Water hat sich durch die Herausgabe der kleinen Werke von Jablonski ein wahres Verdienst nicht nur um die theologische Gelehrsamkeit sondern um die Gelehrsamkeit überhaupt erworben,

das wir uns bey der Anzeige dieses letzten Bandes, mit welchem die Sammlung vollendet ist, noch einmahl anzuerkennen verpflichtet halten. Durch diesen letzten Band hat jedoch besonders die theologische Gelehrsamkeit gewonnen, und zwar vorzüglich die historische und die dogmatische, denn alle darin enthaltene Abhandlungen schlagen in die eine oder die andere ein; wenn man aber darunter, mit Ausnahme der angehängten Orationen, nur wenige findet, die nicht vorher schon gedruckt und bekannt waren, so wird doch dadurch der damit erhaltene Gewinn nur wenig vermindert. Gerade von jenen Jablonskischen kleineren Schriften, welche dieser Band enthält, sind zwar einige durch ihren Werth, durch ihren Gegenstand, und durch die Bewegungen, welche sie veranlaßten, so berühmt geworden, daß sie sich gewiß nie aus den Bibliotheken der Gelehrten, zu deren specieller Wissenschaft sie gehören, verlieren werden. Dieß mag z. B. zuverlässig mit den Abhandlungen der Fall seyn, in welche Jablonsky seine Untersuchungen über die wahren Meinungen von Testorius, über den Weg, auf welchem er dazu gekommen war, und über die Ungerechtigkeit niederlegte, womit sie ein Jahrtausend hindurch verkehrt wurden. Allein aus dem allgemeinen litterarischen Verkehr sind doch auch diese herausgekommen, und andere, bey denen jenes weniger der Fall war, haben sich wirklich so weit verloren, daß man es für einen glücklichen Fund halten muß, wenn man sie noch zufällig zu Gesicht bekommt. Und doch zeichnet sich jede, wenn auch noch so kleine Composition von Jablonsky, besonders aber seine historischen, durch etwas eigenthümliches aus, wovon man zu jeder Zeit, wenn auch nicht gerade Belehrung, doch eine sehr anziehende Unterhaltung erwarten kann. Wählte

doch nicht leicht ein Gelehrter schon die Materien, auf die er eine besondere Untersuchung verwenden wollte, so glücklich aus wie Jablonsky; aber die scheinbar kunstlose Materie, womit er jedesmahl den historischen Stoff, den er vornahm, behandelt, die Gewandtheit, womit er das verwirrte und verwickelte dabey auseinander legt, die Geschicklichkeit, womit er unter dieser Operation seinen Gegenstand so zu drehen weiß, daß das Licht, das er durch eine neue Zusammenstellung, durch ein neu aufgefundenes historisches Datum oder auch durch eine historische Conjectur darauf fallen lassen will, gerade den günstigsten Effect machen muß, besonders aber der Scharfsinn dieser Conjecturen und die bescheidene Mäßigung in dem Gebrauch, den er davon macht, gewähren fast immer dem Leser, dem nur die Materie nicht ganz fremd ist, einen Genuß, der ihm auch durch eine verschiedene Uebersetzung, die er haben und behalten mag, nicht ganz verkümmert wird. Diese Bescheidenheit in der Benutzung historischer Vermuthungen ist zuweilen so weit von ihm getrieben, daß er gerade auf das Beste, was er daraus hätte ziehen können, Verzicht thut, was Rec. vorzüglich in den zwey ersten historischen Abhandlungen, welche dieser Band enthält, aufgefallen ist. In der ersten wird die Erzählung von dem Wunder geprüft, das durch das Gebet der Legio fulminatrix auf dem Feldzuge Marc. Aurels gegen die Markomannen bewirkt worden seyn soll. S. 1—38. Er zeigt darin, daß freylich fast alles in der Erzählung christliche Dichtung ist, daß es unter Marc. Aurel keine aus lauter Christen bestehende Legion, wohl aber schon unter August in der Römischen Armee eine gab, welche durch den Nahmen fulminatrix ausgezeichnet war, daß der Kaiser selbst den wundervollen Sieg,

der ihm so erwünscht kam, gewiß nicht dem Gebet der Christen zuschrieb, und daß sein Brief an den Senat, worin er es gethan haben soll, nur von einem sehr unwissenden und einfältigen frommen Betrüger fabricirt seyn kann; aber er zeigt dann auch, wie sich doch die Sage von dem Wunder bald unter den Christen verbreiten, und noch im zweyten Jahrhundert von Claudius Apollinar, und Tertullian erzählt werden konnte, ohne daß sich diese irgend eine Dichtung oder nur eine dichterische Ausschmückung der Erzählung erlauben dürften. Dieß ist recht gut ausgeführt; doch hätte es gewiß noch scheinbarer gemacht werden können, denn aus einigen historischen Umständen dabey ließe sich leicht eine Vermuthung ziehen, daß noch mehr an der Sache war, als sich Jablonsky nach seiner bescheidenen Genügsamkeit zugestanden haben wollte. Durch das Zeugniß der heidnischen Schriftsteller, welche die Geschichte ebenfalls haben, ist es ja erwiesen, daß der Kaiser in der Noth, worin er sich befand, auch sacerdotum rituum externorum, wie den Egypter Arnuphis zu Hülfe nahm; wäre es also nicht denkbar, daß er auch hätte versuchen wollen, was der Christen-Gott thun könne, und ließe es sich dann nicht leichter begreifen, wie sich der Glaube und die Sage unter den Christen im Reich verbreiten konnte, daß das Wunder auf das Gebet ihrer Glaubens-Brüder in der Armee erfolgt sey. Daß es der Kaiser nicht glaubte, mag dabey historisch gewiß bleiben; aber der Egypter konnte es ihm ja glaublicher gemacht haben, daß er es seinem Mercur zu danken habe, und es ist gar nicht undenkbar, daß er davon Anlaß hernahm, ihm die Christen verhaßt zu machen, und dadurch die Verfolgung herbeiführte, die er in der Folge noch gegen sie verfügte oder wenig-

stens begünstigte. — Eben so genügsam zeigt sich Jabl. auch in einer zweiten Abhandlung über das Christenthum des Kaisers Alexander Severus S. 38 — 79. Er macht es darin aus einer Münze höchst wahrscheinlich, daß sich Alexander wirklich die christliche Taufe, aber von gnostischen Christen oder von christlichen Gnostikern habe ertheilen lassen. Er brachte dieß durch eine sehr ungezwungene Erklärung der Aufschrift heraus; doch eben diese Aufschrift hätte ihn zugleich auf die Vermuthung leiten können, daß es selbst die Mutter des Kaisers Mama war, welche die Münze auf seine Taufe hatte schlagen lassen, und von dieser Vermuthung machte er gar keinen Gebrauch. Seine Furcht vor der Polemik oder vor den Polemikern seines Zeitalters mochte aber wohl auch einigen Antheil daran haben, daß er bey seinen Untersuchungen über Nestorius seine Verkezerer so glimpflich davon kommen ließ, und in seinen dogmatischen Abhandlungen auch die andersdenkenden mit so anstößiger Mäßigung und Schonung behandelte. In andern Beziehungen war hingegen für Rec. die Dissertation über die Theopneustie der heiligen Schriftsteller des N. T. in ihrer Wirkung auf das von ihnen erzählte geschichtliche S. 425 — 454. am lehrreichsten, wie wohl sie auch eine wehmüthige Empfindung in ihm erweckte, denn man findet darin das auffallendste Beyspiel von der kaum glaublichen Gewalt, mit welcher frühzeitig eingefogene und mit einer religiösen Ehrfurcht gehegte Meinungen auch auf einen Geist wirken können, der sich sonst gegen Vorurtheile zu verwahren und von mehreren wirklich frey zu machen gewußt hat.

### Genua.

Von hier aus ist uns kürzlich eine Analyse des *eaux sulfureuses et thermales d'Acqui* zugekom-

men, welche den Professor der pharmaceutischen Chemie an der Ecole de Médecine et Pharmacie der Kaiserlichen Universität zu Genua, J. Mojon, zum Verfasser hat. Dieselbe ist bereits 1808 auf 95 Seiten in Octav bey dem Buchhändler Yves Gravier dafelbst erschienen. Diese schon zu den Zeiten der Römer ihrer vorzüglichen Heilkräfte wegen unter dem Nahmen Aquae Statiellae berühmten Mineralquellen waren bisher so gut wie gar nicht chemisch untersucht worden. Der geschickte Professor der Chirurgie Vincent Malacarne hatte zwar in seinem 1778 herausgegebenen Trattato delle regie terme acquenti auch die Mischung dieser Wasser mit näher berücksichtigt, indessen fehlte es bisher immer noch an einer gründlichen Analyse derselben. Es war für uns daher sehr erfreulich eine solche aus der Hand eines geschickten Chemikers zu erhalten. Es kommen sowohl in der Stadt Acqui selbst, als auch am jenseitigen Ufer auf dem Mont Stregone warme Schwefelquellen vor. Die in der Stadt befindliche Schwefelquelle ist unter dem Nahmen eau bouillante bekannt. Sie hat fast beständig eine Temperatur von 60° R., stößet nur einen äußerst schwachen hepatischen Geruch aus, und gibt auch durch Reagentien nur einen sehr geringen Schwefel-Wasserstoffgehalt zu erkennen. Nach des Verf. Analyse enthält dieses Wasser in 1,000000 Theilen:

Wasser . . .	0,997963	
salzf. Natron	0,001420	
salzsaur. Kalk	0,000314	
geschwef. Wasserstoffter-Kalk	0,000303	oder
		{ Wasserstoff 0,000028
		{ Schwefel 0,000069
		{ Kalk . . . 0,000266
<hr/>		
	1,000000	



Gegenwärtig wird dieses Wasser nur zu ökonomischen Zwecken benutzt, und die in der Stadt selbst ehemals befindlichen Badeanstalten existiren nicht mehr. Die auf dem Stregone vorkommenden Quellen hingegen dienen jetzt allein zu den Bädern. Hier befinden sich auch die Badeanstalten. Die Temperatur der Quellen und Reservoirs fällt zwischen  $31^{\circ}$  und  $41^{\circ}$  R. Den Gehalt der Quelle la Fontanino bestimmt der Verf. in 1,000000 Theilen wie folgt:

Wasser . . .	0,998809	
salzf. Natron	0,000583	
salzfaut. Kalk	0,000142	
geschwef. Was-		} Wasserstoff 0,000032 Schwefel 0,000080 Kalk . . . 0,000035
serstoffer. Kalk	0,000447 oder	
Kieselerde .	0,000019	
	<u>1,000000</u>	

Den Schlamm dieser Schwefelquellen hält der Verf. seiner Analyse zufolge für einen bloß verwitterten Schieferthon, der mit einer geringen Menge kohlenfauren und schwefelsauren Kalk und etwas Humus gemengt ist, und findet daher seine gepriesenen Heilkräfte übertrieben. Auch Bonvoisin und Gieber sind dieser Meinung. Außerdem theilt der Verf. noch die Analyse einiger in der Nähe der Schwefelquellen befindlichen süßen Quellen mit, so wie auch einer kalten Schwefelquelle, welche am Fuß eines Hügel's la Bignona, der vom Stregnone durch den torrent Ravanasco getrennt ist, vorkommt, und unter der Benennung eau puate bekannt ist. Angehängt sind noch historische Notizen über die Schwefelquellen von Acqui und allgemeine Bemerkungen über ihre Heilkräfte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 14. Februar 1814.

London.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1813. IV und 304 Seiten. 26 S. Meteorological Journal und 8 S. Index in Quart.

Zur allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. S. 31. Observations relative to the near and distant sight of different Persons, von James Ware. Die Myopie sey bey Kindern unter zehn Jahren sehr selten. Sie finde sich häufiger bey Personen von höherm als niederm Stande, und die Beyspiele seyen sehr selten, daß Personen die sich an den Gebrauch der Hohlgläser gewöhnt haben, im Alter weitsichtiger geworden seyen. Der lange Gebrauch von Convergläsern, um in der Nähe deutlich zu sehen, habe bey ältern Personen öfters die Folge, daß sie für entfernte Objecte kurzsichtig werden, und ein Hohlglas anwenden müssen. Beyspiele dagegen von sehr bejahrten Personen, deren Augen nach einem langen Gebrauche von Convergläsern, die Eigenschaft erhielten, sowohl in die Ferne als Nähe deutlich zu sehen, welches der

D (2)

Verf. von der Absorption eines Theiles der glas-  
 artigen Feuchtigkeit abzuleiten geneigt ist. Mehr  
 andere merkwürdige Versuche, wie die Gränze des  
 Deutlichsehens sowohl in der Nähe als in der  
 Ferne, sich mit dem Alter, und durch den Gebrauch  
 der Gläser abgeändert habe. S. 51. On the ele-  
 mentary Particles of certain Crystals. von W.  
 Hyde Wollaston. Der Verf. bringt die von Hooke  
 in seiner Micrographie schon längst aufgestellte  
 Hypothese, daß nämlich alle Krystallisationen  
 in der Natur gar wohl aus kugelförmigen Elemen-  
 ten hervorgehen könnten, wieder in Erinnerung,  
 und sucht diese Theorie dadurch noch mehr zu er-  
 weitern, und auf gewisse Krystallisationen, welche  
 aus der bloßen Kugelgestalt nicht so leicht hervor-  
 gehen würden, anzuwenden, daß er außer kugel-  
 förmigen Elementen auch elliptisch gestaltete zu  
 Hülfe nimmt, wodurch denn insbesondere die man-  
 cherley Gattungen von stumpfen Winkeln, welche  
 man an diesen oder jenen Krystallen wahrnimmt,  
 sich leichter deduciren lassen. Wenn man die Zeich-  
 nungen ansieht, wodurch Hr. W. dieß alles zu  
 erläutern sucht, so glaubt man sich in einem Zeug-  
 hause zu befinden, wo die Kanonenkugeln in Form  
 von Pyramiden, Prismen u. dergl. aufgethürmt  
 sind. Indessen verdient denn doch diese atomisti-  
 sche Darstellungsart immer noch näher beachtet zu  
 werden, da ein Mann wie Wollaston ihr Beyfall  
 ertheilt. S. 71. Derselbe. On a Method of  
 Freezing at a Distance. Man gedente sich den  
 luftleeren Glas-Apparat, welcher unter dem Nah-  
 men der Fränklinischen Röhre bekannt ist. In der  
 einen Kugel befinde sich eine Portion Wasser, und  
 die andere Luftleere werde in ein Gemisch von  
 Schnee und Kochsalz gebracht, so wird das Wasser  
 in der ersten nach wenig Minuten gefrieren, auch

wenn beide Kugeln durch eine Röhre von mehreren Fußes von einander abstehen. Wenn der Versuch, wie wir nicht zweifeln, seine Richtigkeit hat, so kann die Erklärung davon auch wohl keine andere seyn, als die der Verf. noch mit ein paar Worten beifügt, nämlich "the vapour condensed by the empty ball is condensed by the operation of cold, and the vacuum produced by this condensation gives opportunity for a fresh quantity to arise from the opposite ball, with proportional Reduction of its Temperature. S. 101. On some Properties of Light, von Dav. Brewster aus einem Briefe an Hrn. Davy. Einige merkwürdige Farbenercheinungen, wenn Licht bey seinem Durchgange durch eine dünne Scheibe von durchsichtigem Achat, polarisirt wird. Dann einige Beobachtungen über das Brechungsvermögen verschiedener durchsichtiger Substanzen, die man bisher eben noch nicht untersucht hatte. S. 111. An Appendix to Mr. Ware's Paper on Vision (S. 31) von Ch. Blagden. Erzählt noch einige andere hierher gehörige Wahrnehmungen. S. 131. An Account of some organic Remains found near Brentford, Middlesex, von Will. Kirby Trimmer, mitgetheilt von Hrn. Banks. Zuerst gibt der Verf. eine kurze Uebersicht der Schichtungen der Erdoberfläche in der Nähe von Brentford, und erzählt hierauf, was für vegetabilische und thierische Ueberbleibsel er in denselben angetroffen, unter andern: welche außerordentliche Menge von Elefant- und Hippopotamusknochen, wovon einige der schönsten Exemplare hier in Zeichnungen mitgetheilt sind. S. 138. On a new Construction of a Condenser and Air-Pump. Eigentlich eine Maschine die Gasarten bey der Verfertigung des künstlichen Mineralwasser in einem condensirten Zu-

stande dem Wasser zuzuführen. Doch kann die Maschine auch zum Auspumpen der Gasarten gebraucht werden. Der besondere Zweck derselben erfordert übrigens, daß die einzelnen Theile so viel als möglich aus Glas bestehen, welches denn besondere Vorrichtungen nöthig macht, diese Theile so zusammen zu fügen, daß sie einem starken Drucke gehörig widerstehen. Alle Vorrichtungen dazu sind durch eine sehr deutliche Abzeichnung erläutert. S. 200. On the Means of procuring a steady Light in Coal Mines without the danger of Explosion, von Will. Reid Clanny. Diese Vorrichtung zu einer Lampe, in der die Lichtflamme völlig von aller äußern Luft abgeschnitten ist, wird Bergleuten zumahl in Kohlenminen, wo öfters so viel entzündliche Gasarten vorkommen, welche bey Annäherung einer gewöhnlichen Lampe gefährliche Explosionen veranlassen, zu ihrer Sicherheit sehr gute Dienste leisten. Sie ist sehr einfach, und entspricht allen Bedingungen, welche erforderlich sind, eine Lichtflamme in einem eingeschlossenen Räume auf eine hinlängliche Zeit lebhaft zu unterhalten.

Mathematische und astronomische Abhandlungen. — Ueber eine merkwürdige Anwendung des Cotesischen Lehrsatzes, von J. S. W. Herschel (Sohn des Astronomen). Es sey  $n$  eine beliebige ganze Zahl,  $n\omega = 360^\circ$  und  $N$  irgend ein Winkel. Unter diesen Voraussetzungen gibt der Cotesische Lehrsatz das Product aus allen Radiis Vectoribus, denen in einem Kegelschnitt, nach astronomischer Art zu reden, die wahren Anomalien  $N, N + \omega, N + 2\omega, N + 3\omega, \dots, N + (n - 1)\omega$  entsprechen, durch einen einfachen Ausdruck. Wenn gleich diese und andere ähnliche Entwicklungen, welche den Gegenstand des Aufsatzes ausmachen, an sich keine besondere Schwierig-

keiten haben, so lieset man diesen doch mit Vergnügen wegen der Art der Behandlung. Was der Verf. über die Bezeichnung  $\cos^2 A$  sagt, welches einige neuere mathematische Schriftsteller für das Quadrat von  $\cos A$ , ganz gegen alle Analogie, gebrauchen, da es dieser zufolge den Cosinus eines Bogens  $= \cos A$  bedeuten sollte, hat ganz unsern Beifall.

Beobachtung der Sommer- und Winter-Solstitien von 1812 und 1813, und des Winter-Solstitiums 1812, auf der Königl. Sternwarte zu Greenwich, von J. Pond (drey Aufsätze). Das Instrument, womit diese Beobachtungen angestellt wurden, ist ein von Troughton verfertigter sechsfüßiger Muralkreis, von welchem Herr Pond in der Folge eine ausführliche Beschreibung zu geben verspricht. Aus den wenigen Notizen, die hier davon mitgetheilt werden, sieht man, daß das Characteristische desselben darin besteht, die Bögen des himmlischen Meridians ohne eine Beziehung auf das Zenith zu messen, daher er auch weder ein Nivelloth noch ein Niveau hat. Die Bestimmung der Stellung des Zenithpuncts im Meridian wird lediglich dem Zenithsector vorbehalten. Was hier von der Genauigkeit der Messungen mit diesem Instrument (welches einer über Paris erhaltenen Privatnachricht zufolge 1600 Guineas kosten soll) gerühmt wird, scheint eine neue Epoche für diesen Theil der practischen Astronomie zu versprechen. Die Resultate dieser Bestimmungen für die mittlere Schiefe der Ekliptik sind:

Sommer-Solstitium von 1812 . . .	23° 27' 50" 5
Winter-Solstitium von 1812 . . .	23 27 47 35
Sommer-Solstitium von 1813 . . .	23 27 49 5

Bei Berechnung der Beobachtungen hat sich Hr. Pond der Bradley'schen Refractionstafeln bedient.

Verzeichniß der Nordpol-Abstände von 44 der vornehmsten Fixsterne, für den Anfang des J. 1813, und in einem spätern Aufsage ein ähnliches Verzeichniß für 84 Fixsterne von J. Pond. Das erstere dieser Verzeichnisse ist auch in Deutschland schon früher bekannt geworden: das zweyte ist als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe zu betrachten. Die Anzahl der Beobachtungen, worauf sich diese Bestimmungen gründen, geht bey einigen Sternen bis auf 100, bey dem Polarstern sogar auf 200. Bey einigen der vornehmsten Sterne gibt Herr Pond zugleich die Resultate aus den einzelnen Beobachtungsreihen (jede von zehn Beobachtungen), deren Uebereinstimmung von der Vortrefflichkeit des Instruments zeugt und alles übertrifft, was man bisher in dieser Art gekannt hat. Bey vielen Sternen hielt Herr Pond seine Bestimmung auf  $\frac{1}{4}$  Secunde zuverlässig, so weit sie bloß vom Instrument abhängt. Eine Auswahl von 30 der vornehmsten Sterne nordwärts vom Aequator hat Herr Pond noch in einem besondern Verzeichniß zusammengestellt, welches er den Normal-catalog (Standard catalogue) nennt, und dem er als Seltenstück des Maskelyneschen Catalogs für die geraden Aufsteigungen eine immer größere Vollkommenheit zu geben gedenkt.

Noch stehen mit der practischen Astronomie in Verbindung zwey Aufsätze von William Hyde Wollaston. Der erstere gibt eine Methode, äußerst feine Metalldrähte zu ziehen. Sie besteht darin, in das Innere eines anfangs dicken Silberdrahts einen Draht von Gold oder Platina zu bringen (indem man, entweder den ersten hohl bohrt, oder den Platinadraht in einer Form mit geschmolzenem Silber umgießt), diesen Doppeldraht auf bekannte Weise auszudehnen, und endlich das Silber durch

warme Salpetersäure wieder abzulösen. Mit Platina gelangen diese Versuche am besten. Er erhielt auf diese Weise Fäden von  $\frac{1}{2000}$  und  $\frac{1}{3000}$  Zoll Dicke, die zur Einspannung im Brennpuncte astronomischer Fernrohre vortreffliche Dienste zu leisten geschickt waren. Diese Fäden sind schon weit dünner als die feinsten Spinnefäden. (Rec. fand durch Messungen, daß die Dicke eines in einem 16 Zolligen Fernrohre im Brennpuncte eingezogene Spinnefadens einen Bogen von 7"8 deckte; demzufolge wäre die Dicke dieses Fadens  $\frac{1}{8735}$  Zoll). Allein Herr Wollaston trieb die Sache noch viel weiter, und stellte Fäden von fast unglaublicher Feinheit (obwohl nur in kleinen Stücken) dar. Verhältnißmäßig hatten sie noch viel Stärke; ein Platinafaden von  $\frac{1}{8000}$  Zoll Dicke trug noch  $1\frac{1}{2}$  Gran. Um die Dicke so äußerst zarter Gegenstände mit einem gewissen Grade von Genauigkeit messen zu können, bediente er sich einer besondern Vorrichtung, welche er in dem andern Aufsatze unter dem Nahmen Single - lens micrometer beschreibt. Das Wesentliche besteht in einer Linse von sehr kurzer Brennweite ( $\frac{1}{2}$  Zoll), in deren Brennpunct das Object gebracht wird. Die Oeffnung dieser Linse ist so klein, daß neben der Linse in den Messingplättchen, in welches sie gefaßt ist, in einer Entfernung von  $\frac{1}{2}$  Zoll vom Mittelpunct ein kleines Loch angebracht werden kann, und die Pupille zugleich von dem Object durch die Linse und von einer verschiebbaren Scale durch das Loch Licht erhält. Die Scale wird so weit entfernt, bis das Object genau einen oder einige Theile derselben deckt; die Entfernung der Scale und die Anzahl der Theile bestimmen dann die Größe des Objects.

Noch gehört hieher: Ueber die Lichtstärke des Cassegrainschen Teleskop verglichen mit dem Gregoryschen von S. Rater, Zwey Paare solcher



Teleskope von Einem Künstler (Hrn. Crickmore in Ipswich) verfertigt, wurden mit einander verglichen, und dabey die Verschiedenheit des Flächeninhalts der großen Spiegel und der Abgang durch die kleinere Spiegel nebst den Armen, die sie trugen, in Rechnung gebracht. Bey dem einen Paar war das Verhältniß der Lichtstärke wie 7 zu 3, bey dem andern wie 3 zu 2, beide Mähl zu Gunsten des Cassegrainschen Teleskops; bey dem ersten Paar hatte der Spiegel des Cassegrainschen, bey dem andern der des Gregorischen den Vorzug einer etwas vollkommnern Politur, daher der Verfasser glaubt, daß unter ganz gleichen Umständen das Cassegrainsche Teleskop etwa doppelt so viel Licht habe, als das Gregorische. Wenn wir voraussetzen dürfen, daß die Oeffnung, an welche unmittelbar das Auge angebracht wurde, in allen vier Teleskopen die gehörige Größe hatte um alles Licht von den großen Spiegeln durchzulassen, — der Verfasser berührt diesen Punct nicht, allein Rec. hat verschiedene Gregorische Teleskope unter Händen gehabt, bey welchen diese Oeffnung zu klein war — so sind diese Erfahrungen sowohl dem Astronomen als dem Physiker höchst merkwürdig, und man möchte geneigt seyn, der Erklärung des Verf. beizutreten, der den Grund des sonderbaren Phänomens in dem Umstände sucht, daß im Gregorischen Teleskop zwey wirkliche Bilder zu Stande gebracht werden, im Cassegrainschen hingegen nur Eines, und daraus den Schluß zieht, daß das Kreuzen der Strahlen in einem Punct oder die Formation eines wirklichen Bildes einen gewissen Lichtverlust bewirkt. Er glaubt, daß hiermit vielleicht die Erfahrung in Verbindung stehe, daß Galileische Fernröhre unter gleichen Umständen mehr Wirkung thun, als astronomische.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1814.

Göttingen.

Das Weihnachts-Programm unserer Univer-  
sität vom vorigen Jahre enthält eine Commenta-  
tunculam de S. Livino, Episcopo, Martyre et  
Poeta Sec. VII. Von diesem nicht sehr bekannten  
Heiligen fühlte sich der Verf. Dr. Planck durch eine  
litterarische Reliquie, die sich uns von ihm erhalten  
hat, so sehr angezogen, daß er durch ihre Mit-  
theilung auch unser Publicum für ihn interessiren  
zu können hoffte. Die Reliquie besteht in einem  
Gedicht, dessen erste Bekanntmachung man dem ge-  
lehrten Ussertius zu danken hat, aus dessen Sylloge  
Epistolarum Hibernicarum es auch von Mabillon  
in seine Acta SS. O. B. und von Ghesquieri in  
die Acta SS. Belgii aufgenommen wurde. Es ist  
eine poetische Epistel, welche der h. Livin an den  
Abt Floribert von Gent richtete, der ihn um eine  
Grabschrift für einen andern nicht lange vorher  
verstorbenen Heiligen seines Klosters, für den be-  
rühmten Bavo, gebeten hatte. Die Grabschrift ist  
auch wirklich in die Epistel eingewoben; aber in  
dem Ganzen weht ein so freundlicher Geist der sanft-

E (2)

ten Tibullischen Elegie, und bey dem sichtbaren Eifer des christlichen Märtyrers eine so stille und lächelnde Ruhe; zugleich aber auch, einige Fehler gegen die Prosodie abgerechnet, die eben so gut einem Abschreiber zur Last fallen können, eine so reine lateinische Sprache, daß man fast zu zweifeln geneigt wird, ob es auch wirklich von einem der herumwandernden Bischöfe des siebenten Jahrhunderts herrühren mag. In dem Programm selbst ist alles zusammengelesen, was als sichere persönliche Notiz von dem h. Livin betrachtet werden kann, und dieß läuft auf sehr wenig hinaus. Man hat zwar unter dem Titel: Acta S. Livini eine Lebensbeschreibung von ihm, welche Serarius zuerst als Anhang zu den Briefen des h. Bonifaz drucken ließ, weil er diesen für den Verfasser davon hielt. Die Vorrede gibt nämlich einen Bonifaz als Verfasser an, und da sich dieser auch sonst das Ansehen gab, als ob er noch Zeitgenossen des h. Livin gekannt hätte, so zweifelten auch Bolland, Henschen und Le Coigne nicht, daß das Werk von dem Apostel Deutschlands herrühren möchte. Es trägt jedoch mehrere unverkennbare Merkmale der Unächtheit in sich, welche einen um mehrere Jahrhunderte jüngern Verfasser untrüglich verrathen, dessen Glaubwürdigkeit eben dadurch, weil er sich um einige Älter lügen wollte, desto mehr verlieren muß. Papebroch und Ghesquieri erkennen ihn daher selbst nur für einen Legendenmacher des eilften oder zwölften Jahrhunderts, und gestehen, daß alle seine Nachrichten höchst unsicher seyen, so weit sie nicht durch jenes eigene, uns von dem Heiligen erhaltene Document und durch dasjenige bestätigt würden, was sich in den Kirchen; in denen seit Angedenken schon vom achten Jahrhundert an verehrt wurde, durch eine bis an sein Zeitalter hin-

reichende Tradition erhalten hat. Dieß geht aber in die wenigen Notizen zusammen, daß der h. Eivin in Irland geboren und gebildet, etwas nach dem Jahre 650 von frommem Eifer für das Christenthum getrieben den Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen und auf das Heiden-Velchren auszugehen, daß er gegen das Ende des J. 654 nach Flandern, und zu Gent mit dem Abt Floribert in eine vertraute Bekanntschaft kam, durch die er sich bestimmen ließ, seinen Wohnsitz auf einige Zeit in Houlthelm, einer dem Kloster gehörigen Meyerey, aufzuschlagen, und das Velchrens-Werk besonders an den Einwohnern der angränzenden Gegend zu treiben, von denen noch die meisten dem Götzendienste eifrigst ergeben waren, daß er aber bey dem eben so rohen als blinden Volk nur eine solche Aufnahme fand, welche ihn bey dem beharrlichen Aushalten unter ihm dem gewissen Märtyrer-Tode entgegensehen ließ. Das Vorgefühl, das er davon hatte, spricht sich auf eine besonders rührende Art in der poetischen Epistel an seinen Freund aus, und diese mag wohl auch einen größeren Werth dadurch erhalten, weil wahrscheinlich nur eine kurze Zeit zwischen ihrer Absendung und der Ermordung des ehrwürdigen Mannes verfloß: denn vermuthlich fiel die letzte noch in das J. 657 hinein.

### Amsterdam.

Ben A. B. Saakes: Wandelingen en kleine Reizen door sommige gedeelten van het Vaderland door H. Potter. D. I. 1808. 318 Seiten. D. II. 1809. 357 Seiten in Octav.

Die Wanderungen gingen von Dokkum in der Nachbarschaft nach der Insel Schiermonnikoog, Leeuwarden, Friesland, Gröningen, Drenthe,

Mulderberg und einem Theile von Gooiland. Herr P. machte diese kleinen Reisen zu verschiedenen, nicht genau bestimmten Zeiten. Die Beschreibung ist treu und voll Leben, aber mit Gedichten und Betrachtungen aller Art, worunter auch einige Uebersetzungen sind, durchflochten, von welchen man oft nicht begreift, wie sie hierher kommen.

Die Sprache der Bewohner von Schiermonnikoog ist dem Fremdling unverständlich. Diese Menschen sind so scheu, daß sie bey Erblickung eines Fremden davon laufen, oder sich zu verbergen suchen. Ihre tägliche Nahrung besteht in Kartoffeln, Pfannkuchen und Fischen. — Die Bemerkungen S. 100 ff. über die drückende Lage der Geistlichen in Holland sind nur zu wahr. Die Glücklichen machen eine sehr geringe Anzahl aus. Doppelt schlimm aber ist die Lage der Geistlichen — und deren gibt es weit mehrere als man erwarten möchte — die, bey sehr kargem Auskommen, Gemeinden vorstehen, die durchaus gar keinen Sinn für alles das haben, was wahre Würde und Werth dem Prediger gibt. — Von S. 124 - 142 ist eine eben so ausführliche als höchst treffende Beschreibung der an so vielen niederländischen Orten noch üblichen Beerdigung mitgerheilt. Da ist wahrlich alles vereinigt, was Geist und Herz empören muß und Uebel aller Art veranlassen kann. Die abscheulichste Rolle dabey hat gerade der Geistliche. Leider ist dann auch gar nicht abzusehen, wie hier geholfen werden kann. — An Originalen fehlt es in den Niederlanden eben auch nicht: aber besonders reich war in dieser Hinsicht das Dorf Ferwert. Hier konnten Reisende gesteinigt werden, waren sie nicht gehörig mit Orangebändern geschmückt: eine sehr reiche alte Dame ließ dort ein prächtiges Haus bauen, nicht um darin zu wohnen,

sondern um es Andern von Zeit zu Zeit zu zeigen: der Doctor des Dorfs war erst Student, dann Fährdich, darauf wieder Student, nachher Prediger auf dem Lande, wieder Student und endlich Arzt: einem Schweine fast 1000 Pfund schwer, wurde die Ehre zu Theil, im Saale des alten adelichen Hauses geschlachtet zu werden: und ein alter reicher Müller verordnete in seinem Testamente, daß nur Oranjesünte ihn zu Grabe tragen sollten, wofür er jedem ein Geschenk bestimmte. Als einen der ersten Sonderlinge lernte Herr P. den Buchhändler Jedema in Eeuwarden kennen. Er hatte eine beträchtliche Anzahl Bücher, und ohne das mindeste sich aufzuzeichnen, wußte er wo jedes stand oder lag; ob unten im Hause oder oben unterm Dache. In seinem frühern Jahren wanderte Jedema mehrere Male nach Amsterdam zu einer Auction im Schlafrocke und Pantoffeln. Er selbst schrieb und druckte einige kleine Werke, die aber kein Sterblicher verstehen kann. Doch war er ein sehr braver Mann, der als Buchhändler sich viele Verdienste erwarb. — Zwischen Ferwert und Marrum fand Herr P. einen Matrosen, der nur einen Arm, auch ein hölzernes Bein hatte. Des Unglückliche war Seemann von seiner frühesten Jugend, gewesen, hatte im Dienste der Republik, in der Schlacht bey Doggersbank, seinen Arm und sein Bein verlohren, und mußte jetzt sein Brodt sich erbetteln, da die Armenkasse seines Orts nicht alle Bedürftige versorgen konnte und nirgends in der Republik für Unglückliche seiner Art gehörig gesorgt ist. „Welch ein trauriger Unterschied, ruft der Verf., findet sich in dieser Hinsicht zwischen Holland und England, wo Menschen wie jener in wahrhaft fürstlichen Pallästen wohnen!“ Holland, eben das Land, welches so sehr reich an wohl-

thätigen Stiftungen aller Art ist, und für dessen Wohlstand wie Erhaltung der Stand der Seefahrer vom höchsten Gewichte ist, besitzt keine Anstalt, die den im Staatsdienste grau oder zum Krüppel gewordenen Seemann aufnimmt! — Zu Heerenveen leben Katholiken, Reformirte und Mennonisten. Auch dieser Ort gehörte zu jenen, denen von Zeit zu Zeit — meist alle sieben Jahre — die Ehre zu Theil wurde, in ihrer Mitte eine feyerliche Kirchenversammlung zu sehen. Die abgeordneten Dominees wurden wie Soldaten bey dem Einwohnern einquartiert, oft zum größten Aerger derer, denen man sie zusandte. Als Gast wohnte Herr P. einst einer solchen Versammlung bey. Die guten Steerenveenders ließen es sich recht angelegen seyn, den Dominees ihre schwere Arbeit zu verläßen. Ryden en draven, eten en drinken, rook. en prat. partyen waren steds aan de orde van den dag. In den kleinen Städten wurden solche Versammlungen zu Festen. Man putzte dazu Kirchen und Häuser: Thüre und Thore, öffentliche wie Privathäuser wurden dann neu übermahlt. Frau Dumont, kasteleinelle op den Wirdumer dyk, in het Heeren Logement te Leeuwarden, gewöhnlich noch jetzt Frau Rol genannt, von ihrem ersten Manne, dem ersten Koche von Friesland, der wohl einst für den Prinzen kochte, backte, rostete und Braten machte, befindet sich bey solchen Gelegenheiten, kirchlichen wie weltlichen, an der Spitze derer, welchen die Sorge für der Versammelten Leib und Magen anvertrauet ist: und zur Ehre dieser Frau muß man gestehen, dat sy det kunkstje knap verstaat. — Das allermertwürdigste in dem kleinen Dorfe Nykerk war der Prediger, de W-leerw. Heer Munting. Dieser Mann predigte mit einem Behfall, daß die Menschen aus

Osten und Westen, Süden und Norden, zu Fuß, zu Pferde und in Wagen in solcher Menge herbeyströmten, daß Dorf und Kirche sie nicht fassen konnten. Nur fehlte dem Wohllebrwürdigen noch die Gabe des heiligen Friederichs, der in eben diesem Dorfe Todte erweckte. Doch geschahen auch schon Wunder, mithin waren die Aussichten die allerherrlichsten. — Das Pfarrhaus im Dorfe Wly zeugte noch von einer hier im J. 1787 genommenen Nache ganz eigener Art. Die Gemeinde besaß einen in allen Haupt- und Nebenabsichten ausgezeichneten Prediger, man hielt ihn aber für einen Antioranisch-Gesinnten; die wilden Oranisch-Gesinnten Bauern fuhren endlich zu, und ließen das Pfarrhaus met eene hooggeele orangekleur beschilderen. Die kleinen beiden Theilen zugegebenen Kupfer gewähren liebliche Ansichten von Gegenden und Dörfern.

### Jena.

Von Friedrich Fromman: **Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere von Friedrich Jacobs.** Dritter Theil. Viertes Cursus. Zweite verbesserte Auflage. Auch unter dem Titel: **Sokrates. Oder Auszüge aus den philosophischen Schriftstellern der Griechen von ic.** Für die mittlern Classen der gelehrten Schulen. 1813, XH und 440 Seiten in Octav.

Die erste Auflage dieses zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigten Werkes war nur 429 Seiten stark: aus der jetzigen Stärke kann man auf die vielen Vermehrungen, die alle Verbesserungen sind, einen richtigen Schluß machen. Ueberall entdeckt man die nachhelfende, freiliche Hand des Verfassers. Der Text sowohl als die Erläuterung haben beträchtlich gewonnen. Für die erste Hälfte sind



280 G. g. A. 28. St., den 17. Febr. 1814.

Schäfers, Heindorfs, Wolfs und Wyttenbachs Arbeiten bey Xenophon und Plato benutzt worden: aber auch die andere Abtheilung, wo der Verf. ohne solche Hülfe war, ist nicht leer ausgegangen. In den Erörterungen ist manche Stelle jetzt deutlicher geworden und reicher ausgestattet, vieles ist vervollständigt, manches weggelassen. So ist S. 56, wo der Verf. denen betritt, welche die Epicharmischen Verse bey Xenophon für Trochäische Tetrameter halten, der Ausdruck gemildert. S. 64 ist jetzt *διώνσι* persequitur, i. e. enarrat der Hemsterhuisischen Verbesserung *διώνσι* mit Recht vorgezogen. S. 90 (sonst 89) ist über *πρωί* richtig geurtheilt: es findet sich so überall in den Ausgaben des Plato, und also auch wohl in den Handschriften. Den Grammatikern schien *πρω* oder *πρω* (beym Aristophanes) attischer. Brunt wollte *πρω* auch im Plato vorziehen. Die Fragmente des Teles, Juncus &c. haben hier und da Aufklärungen erhalten. Durch diese zweyte Auflage hat dieses Werk unstreitig viel gewonnen, dessen häufigen Gebrauch wir allen denen, die griechisch lernen wollen, angelegentlich empfehlen. In der folgenden Auflage wird der Verf. vielleicht wohl thun, das, was nun schon in dem Wörterbuche und in der Sprachlehre als Gemeingut aufgenommen ist, wegzustreichen, und überhaupt mehr auf Verminderung als Vermehrung von Bemerkungen zu sinnen, die in den vorigen Theilen schon oft vorgekommen sind, die dem Nachdenken und Fleiße des Lesers überlassen bleiben können, und die das Wörterbuch an die Hand gibt. Es ist sehr rühmlich, zur Erleichterung der Studien recht wirksam zu seyn, allein man kann des Guten auch zu viel thun.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1814.

**Göttingen.**

Der Herr Professor Wildt, der in den letzten Jahren die mathematischen Wissenschaften an der Artillerie-Schule zu Cassel gelehrt hat, ist, nach der Auflösung derselben, wieder in seine vorige Stelle auf hiesiger Universität zurückgekehrt, mit welcher er bey seinem ehemahligen Abgange als correspondirendes Mitglied der kbnigl. Societät der Wissenschaften in Verbindung geblieben war.

**Paris.**

Géographie de Strabon, traduite du Grec en Français. Tome troisième. De l'imprimerie impériale. 1812. 624 Seiten in groß Quart, ansehnlich gedruckt.

Die ersten beiden Bände dieses schätzbaren Werks sind in unsern Blättern angezeigt im 137. Stück vom Jahre 1810, auch dort bereits die nöthigen allgemeinen Nachrichten über die Entstehung desselben mitgetheilt. Der vor uns liegende dritte Theil enthält als Fortsetzung die drey folgenden Bücher des Strabo, nämlich das siebente, achte,

F (2)

neunte, und zwar haben auch hier wieder die ach-  
 zungswerthen Besorger Hr. Coray, Hr. Gosselin  
 und Hr. de la Porte du Theil sich in die Arbeit  
 getheilt. Das siebente und achte Buch ist von  
 Coray übersezt, und von ihm sind auch die zahl-  
 reichen meist critischen Bemerkungen und Erläute-  
 rungen unter dem Texte, gleich wie die G. bezeich-  
 neten geographischen Noten dem Hrn. Gosselin  
 zugehören. Man kennt den Hrn. Coray als Cri-  
 tiker hinlänglich um im voraus auch hier sich viel  
 vorzügliches zu versprechen; und in der That hat  
 derselbe mit großer Anspruchlosigkeit so viele Er-  
 läuterungen und critische Verbesserungen beige-  
 bracht, daß dadurch einem künftigen Herausgeber  
 des Strabo trefflich vorgearbeitet worden. So  
 z. B., um nur die ersten Seiten anzuführen, wird  
 cap. 1, §. 1: ἐπιστρέφων αὐτίς vorgeschlagen für  
 εὐθύς, §. 4: μεσανισαμένους für das unpassende ἐπι-  
 σαμένους; daselbst auch die unverständliche Stelle:  
 κακῶθεν ἤδη διεῖχον ἄλλοι ἄλλοι, verbessert:  
 κακῶθεν ἤδη διεδέχοντ' ἄλλοι ἄλλοι aus libr. 4.  
 cap. 4. Ferner §. 5. wird das unpassende καὶ ὁ  
 Ἐρκύνιος ὄρυμος als Glossem ausgezeichnet; cap. 2.  
 §. 1. statt παροργισθέντας vorgeschlagen παρορη-  
 θέντας; §. 4: προσαρτίων ἔλεγεν passend geän-  
 dert in προσαρτίων ὧν ἔλεγον. Cap. 3. §. 1: für  
 κατελέυσατο τοιαῦτα das angemessenere πάντα aus  
 der Besart ταῦτα gemuthmaßt; §. 3. der unvoll-  
 ständige Schluß Μουσῶν τ' ἀγχεμαίων ergänzt durch  
 Μοισῶν τ' ἀγχεμαίων; §. 4. für ἀφ' οὗ καὶ πρὸς  
 ἐκπτώσεις τινας αὐτῶν παρέωσαν ἐπὶ τὸν κυνισμὸν  
 vermüthet: ἀφ' οὗ κατὰ πρόεκπώσιν τινες παρῶ-  
 σθησαν κ. τ. λ. Und so vergeht fast keine Seite,  
 wo nicht Aenderungen mitgetheilt werden, die man  
 in der neuesten Ausgabe des fleißigen Tischrücke  
 vergebens suchen würde. Zwar lassen sich mehrere

derselben bestreiten, und nicht alle sind gleich sicher; aber viele helfen auch dem Texte vortrefflich auf, und keine verdient ohne Prüfung abgewiesen zu werden. Hr. Coray verglich dabei das Pariser Manuscript 1393, dessen Lesarten er nöthigenfalls mittheilt. — Was die Uebersetzung anlangt, so gilt zuvörderst auch hier, daß der Sinn des Strabo in vielen Stellen richtiger und bestimmter aufgefaßt und dargestellt ist als in den übrigen Uebersetzungen, die man hat; und man bemerkt mit Vergnügen, wie selbst feinere Gegensätze bisweilen durch eine passende Wendung nachgebildet sind; auf der andern Seite vermißt man nun aber freylich auch öfters die dem Hrn. Coray sonst eigenthümliche Genauigkeit. So z. B. cap. 1. §. 3: *Μετὰ δὲ τοὺς παραποταμίους τ' ἄλλα ἔστιν ἔθνη τὰ μεταξὺ τοῦ Ῥήνου καὶ τοῦ Ἀλβίου ποταμοῦ*, welches hier heißt: A ces peuples riverains succèdent les peuples, qui occupent l'espace situé entre le Rhin et l'Albis. Nach der Uebersetzung muß man unter den peuples riverains die Bewohner des linken Rheinufers verstehen, während Strabo deutlich die des diesseitigen Ufers bezeichnet. Ebendasselbst: *μέρος δὲ τῶν αὐτῶν καὶ πέραν τοῦ Ἀλβίου νέμονται κ. τ. λ.* et il y en avoit qui s'étendoient jusqu'au-delà de ce fleuve u. s. w. Aber Strabo gebraucht das praesens, und die nachfolgenden auch nicht genau übersetzten Wörter behaupten alsdann von zwey Stämmen namentlich, daß sie, als Strabo schrieb, vollständig hinübergewandert seyen. Dasselbst: *τροφὴ ἀπὸ θρεμμάτων πλείστη* wird übersetzt: La plupart tinrent leur nourriture des bestiaux, während es heißen sollte: der größte Theil ihrer Nahrung sind Thiere. Cap. 3. §. 4. übersetzt Hr. Coray als wenn stände: *μάλιστ'*

γὰρ περὶ τὰ συμβόλαια καὶ τὴν τῶν χρημάτων ἐγκτήσιν συνισαμένων τῶν ἀδικημάτων, τοὺς οὕτως ἀπ' ὀλίγων εὐτελῶς ζῶντας, καὶ Ἄβλους, δικαιοτάτους εὐλογον κληθῆναι, setzt also hinter ζῶντας hinein καὶ Ἄβλους, weil die Schlussfolge des Strabo dieses erheische. Dieses ist aber ganz unnöthig. Es fragt sich nämlich in der Stelle nach der Bedeutung des Wortes Ἄβλοι, welches ein Volksname war. Posidonius hatte es durch εἶλος erklärt, und daraus die Sitten des Volks gefolgert. Strabo erwiedert, mit mehrerem Recht könne man es übersetzen, von wenigem lebend, unbegütert, aus der Bedeutung des Wortes βλος. Diese Erklärung will er nun bestätigen durch das Beywort δικαιοτάτοι, welches den Abiern im Homer gegeben wird: denn, sagt er, da die Ungerechtigkeiten vorzugsweise bey dem Güterewerb veranlaßt werden, so konnte der Dichter passend, die von wenigem lebenden, gerechte nennen. Es fehlt also nichts. Hieraus hätte nun im Folgenden das οὐδεμίαν τοιαύτην ἐμφασιν genauer gefaßt werden müssen; wo der Sinn ist: Aber keinen solchen Beweis fügt er hinzu von ihrer Ehelosigkeit. In demselben Paragraph sind die Worte: σπάνιον δ' εἴ τις ἀνὴρ κατ' αὐτὸν ζῶν εὐρίσκεται τοιοῦτος, in der Uebersetzung ganz ausgelassen. §. 6. Ἐτι δὲ Σαυθῶν μὲν μὴ μεμνήσθαι, πάντας δ' ἀγαυούς τινες Ἰππημολγούς καὶ Γαλακτοφάγους Ἄβλους τε, nimmt der Uebersetzer mit dem Ausleger an, daß λέγειν oder προσαγορεύειν supplirt werden müsse. Allein der Fehler liegt in πάντας, wofür nach Anleitung der Stelle §. 7. zu lesen ist πλάττειν. Besehrt ist auch die Stelle §. 6. wo von den Seefahrten des Odysseus bey Sicilien geredet wird, wo nur auf die Gegensätze zu achten war. Auch

in den folgenden Kapiteln und im achten Buche ist uns mehr als eine Stelle vorgekommen, wo man die Genauigkeit der Uebersetzung vermißt; das Gesagte wird jedoch hinreichen, unser Urtheil im Allgemeinen zu rechtfertigen. — Das neunte Buch, welches bekanntlich von Griechenland handelt, hat Herr de la Porte du Theil übersetzt, und dieser Theil des Werks hat ein ganz besonderes Interesse. Bekanntlich, mußte man schon immer, daß dieses Buch in vielen Stellen mangelhaft und lückenhaft auf uns gekommen; die Uebersetzer und die Herausgeber beklagten es auf gleiche Weise. Da man nun auch keinen einzigen Codex gefunden, wo der Text vollständig wäre, so mußte sich die Frage aufdringen, worin denn eigentlich diese Verstümmelung ihren Grund habe, und woher dieser allgemeine Defect? So lange diese Sache nicht erörtert war, konnte man auch in Rücksicht des Vorhandenen nicht sicher seyn, wie weit denn eigentlich der Umfang dieser Verstümmelungen sich erstreckte. Herr de la Porte du Theil ist es nun, welcher hierüber Auskunft gibt. Der Codex 1397 der Pariser Bibliothek, welcher die neun ersten Bücher des Strabo enthält, scheint früher als das zwölfte Jahrhundert und das älteste Manuscript des Strabo zu seyn, das wir haben; ja alle bisher gebrauchten Codices scheinen auf diesem als ihrer Basis zu beruhen. In diesem Codex aber finden sich viele beschädigte Blätter und Stellen durch Feuchtigkeit oder andere Ursachen; und so erscheint er nun als die Quelle der Verstümmelungen des neunten Buches. Aber noch mehr. Statt etwan 50 bisher in diesem Buche bemerkter Lücken finden sich in dem Codex gegen 2000 Stellen, wo der Text mehr oder weniger mangelhaft ist; und so

kam Herr de la Porte du Theil bey genäherer  
 Untersuchung zu der Bemerkung, daß unser ge-  
 wöhnlicher Text supplirt und die meisten dieser  
 Lücken allmählig von den Herausgebern ausgefüllt  
 worden. Nämlich ein Theil dieser Lücken war  
 von so geringer Ausdehnung, daß er sich aus dem  
 Zusammenhange und aus andern Stellen durch Con-  
 jectur leicht herstellen ließ. Eine andere Zahl  
 schwerer Stellen mochte man ergänzen durch Hülfe  
 des Stephan von Byzanz, der Chrestomathien oder  
 die bekannten Epitome der Geographie des Strabo,  
 ferner des Eustathius, des Dionysius Periegetes  
 und des Auszuges von Gemistus Plerho. In diesen  
 Büchern werden mehrere Stellen aus Strabo citirt,  
 und indem man die Citata für echt hielt, wurden  
 deren allmählig mehrere und mehrere in den Text  
 gesetzt. Auf diese Art ist etwa  $\frac{1}{20}$  Theil der  
 Lücken unausgefüllt geblieben, wo sich auf keine  
 Weise Rath finden wollte. Diese theilen sich in  
 zwey Classen. Die eine Classe, ungefähr 50 Stel-  
 len an der Zahl, begreift diejenigen Stellen, wo  
 alle bekannten Codices, alle lateinischen Ueber-  
 setzungen, alle Editionen einstimmig eine Lücke er-  
 kennen, welche dann in dem Pariser Coder genau  
 an demselben Orte sich findet. Dieses sind die  
 bekannten Lücken des gewöhnlichen Textes. Die  
 andere Classe begreift diejenigen, wo das genannte  
 Manuscript wenigstens einiges darbietet, Zeilen,  
 Sylben oder auch einzelne Buchstaben, Bruchstücke,  
 die übrigens in den meisten Codicibus und Aus-  
 gaben fehlen, sich aber wieder finden in einigen  
 Codicibus, deren bisher unedirte Varianten von  
 Tischbeck und Falconer bekannt gemacht worden.  
 Dennoch hielt sich nun Herr de la Porte du Theil  
 an das Pariser Manuscript 1397; es mußten alle

Stellen hergestellt werden, die in den gewöhnlichen Ausgaben fehlen, und zweitens nach Anleitung eben dieses Codex alle nicht authentischen Einschübel bezeichnet werden. Er ließ also vor allen Dingen das ganze Buch aus diesem Codex Wort für Wort, Lücke für Lücke abdrucken, und was bey aller Genauigkeit noch übersehen worden, ist hinten in einem Anhang noch nachgetragen. Es umfaßt das neunte Buch in diesem Codex 31 Blätter, von denen drey ursprünglich ganz fehlen, aber ergänzt sind. Das Manuscript, übrigens correct, ist sehr fehlerhaft in der Orthographie der Nahmen, welche der Herausgeber gleich corrigirt hat. Es ist freylich wohl zu viel verlangt, sonst hätte man wünschen mögen, daß auch diese Fehler irgendwo wären angezeigt worden, weil sie dann doch überhaupt der Critik von Nutzen seyn konnten. Desto treuer aber versichert der Herausgeber die lückenhaften Stellen und verstümmelten Worte gegeben zu haben. Und so kann man denn nun hier durch den Augenschein von der sehr verstümmelten Beschaffenheit des ganzen neunten Buches sich überzeugen. — Hierauf folgt die Uebersetzung selbst, begleitet mit untergesetzten zahlreichen Noten, worin sowohl das Critische des Textes behandelt, als sonstige Erklärungen mitgetheilt werden. Hinter der Uebersetzung endlich finden sich weitläufige Eclaircissements, worin noch besonders die vorzüglichsten Lücken behandelt, die in den gewöhnlichen Ausgaben sich findenden Ausfüllungen verglichen, ihr Ursprung, wo es geht, aus den genannten geographischen Büchern nachgewiesen, und auch sonst mancherley geographische Punkte erörtert werden. Das Besondere der einzelnen Stellen läßt sich in der Kürze nicht gut mittheilen; und



so begnügen wir uns durch diese allgemeine Darstellung, unsere Leser auf das ganze Werk als eine Bereicherung unserer Litteratur aufmerksam gemacht zu haben.

### Quisburg und Essen.

Bei Wädeler und Kürzel: Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen, von J. A. Krummacher. *Ἐκαίσει ἀμα σπουδαίωv*, Neu bearbeitete Ausgabe. 1813. 288 Seiten in Octav.

Ja wohl neu bearbeitet, und recht mit Liebe! Eine Menge Veränderungen, die wahre Verbesserungen sind, hier mehr dort weniger, bald ein kleiner Zug mehr hervorgehoben, bald ein Vers, oder mehrere eingeschoben, bald ein andres Wort, eine andre Wendung, Stellung u. dergl. Ein herrliches Gedicht, ein wahrer und feiner, zarter Ausdruck der Natur. Wie der würdige Verf. für die Freunde der Natur dichtet, sagt er selbst in den schönen Versen S. 9:

Vernehmet denn, ihr, denen die Natur  
Ein kindlich Herz und zarten Sinn verleih;  
Die ihr in jedem Wesen, das sie schuf,  
Die Mutter ehret, ein brüderlich Geschöpf  
In jeder Blum' und jeden Bäumchen liebt —  
Vernehmt mein kleines Lied! Dem Finsterling,  
Der von der Gloss' und Syllogismen triest,  
Dem sing' ich nicht, was mich die Muse lehrt.

Aber auch dem Gelehrten, dem Belesenen bietet er manche Nahrung dar durch die Anspielungen aus dem Alterthume, aus der Geschichte, Völkerkunde ic., die er in den jedem Gesange angehängten Anmerkungen erläutert. So hat er es allen recht gemacht!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30., Stück.

Den 19. Februar 1814.

Paris.

Wir sind unsern Lesern noch eine Nachricht von den verschiedenen Fortsetzungen einiger neuen Werke des Herrn Landon schuldig. Von seinen *Annales du Musée et de l'Ecole moderne des Beaux-arts — Salon de 1808* haben wir den ersten und zweiten Band in diesen Blättern vom J. 1810. St. 89. S. 882. angezeigt; von dem dritten Bande aber, der in demselben Jahre erschienen ist, müssen wir noch eine Notiz mittheilen, zumahl er einige Gemälde von großer Composition enthält, welche den Geist und das characteristische der jetzigen Französischen Schule so recht offenbaren. Pl. I. Napoleon empfängt die Schlüssel der Stadt Wien, von Girodet. Wenn auch diese Gattung von Bildern, mit den Porträts des Kaisers und seiner Marschälle, ein gewisses Interesse für die Zeitgeschichte hat, so machen sie dagegen gar keine mahlerische Bildung. Diese Paradenstücke stellen gemeiniglich den Monarchen in der Mitte dar, umgeben von den Großen seines Reichs, und diese Gruppe wird dann mit irgend einer Begebenheit, so gut es geht, in Verbindung gesetzt.

G (2)

Auf diesem, übrigens sehr fleißig ausgeführten Bilde, sieht man den Kaiser, wie er vom Pferde gestiegen ist, und ihm von den Deputirten der Stadt Wien die Schlüssel auf einem Kissen überreicht werden. Neben dem Kaiser stehen der König von Neapel, der Fürst von Neuchatel und andere Generale, nach dem Leben gemahlt. Auch die Deputirten sind Porträte, aber von Franzosen und Freunden des Künstlers. Pl. 7. Napoleon theilt am Morgen der Schlacht von Austerlitz die Befehle unter seine Marschälle aus; von C. Ver-net. Dieser Künstler besitzt ein großes Talent, Pferde in den mannichfaltigsten und lebhaftesten Stellungen zu mahlen. Der Monarch und alle seine Marschälle sind zu Pferde, und erwarten aufmerksam seinen Befehl. Dieß Gemählde wird sehr gerühmt. Pl. 14. Napoleon empfängt zu Berlin die Deputirten des Senats, von Berthou. Der Monarch steht in der Mitte seiner Großen, und läßt den Deputirten, die in der Schlacht von Jena gewonnenen Fahnen, nebst dem Degen, Ringtragen u. s. w. Friedrichs des Großen übergeben. Fast alle Figuren stehen gerade und steif, wie es die Feierlichkeit eines solchen Auftrittes erheischt. Pl. 33. Napoleon besucht die Gruft Friedrichs des Großen, von Ponce Camus. Pl. 27. Dieß Gemählde gehört zu einer andern Gattung, u. hat den Anstrich eines großen Styls. Es stellt die römischen Abgesandten dar, die von dem Areopag zu Athen eine Copie der Gesetze des Solon verlangen, und ist von Hrn. Lemonnier verfertigt. Man sieht, daß der Künstler Poussin und le Sueur studirt hat, aber der Composition eines solchen Gemähldes noch nicht gewachsen ist, indem die Figuren und Gruppen sich zu keinem harmonischen Ganzen vereinigen. Von den sogenannten *tableaux de genre*, einigen Statuen und Porträten, werden wir am Schluß noch etwas erinnern; hier bemerken wir nur, daß die Zahl

der Malereyen in dieser Exhibition über 800 beträgt! —

*Annales du Musée etc. Salon de 1810. 124 S.* in Octav, mit 72 Kupfern. In der kurzen Einleitung sagt der Verf., daß dieser Band einzig und allein die im Jahre 1810 im Saal ausgestellten Malereyen enthalten, und eine verständige Auswahl der wichtigsten Producte der neuen Schule liefern soll. Wir werden nur die merkwürdigsten ausheben, und alle mittelmäßige mit Stillschweigen übergehen. Pl. 1. *Andromache und Pyrrhus*, von Hrn. Guérin. Rec. glaubt mit einigem Grund annehmen zu dürfen, daß unter den 1300 Gemälden, mit welchen der Saal angefüllt war, diesem Werke vor allen andern die Palme gebührt. Es ist in einem großen, edeln Styl gedacht. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wie Orestes im Nahmen der Griechen, den Sohn des Hector, den jungen Astyanax von der Andromache fordert. Andromache hält den Knaben in den Armen und sieht das Mitleiden des Pyrrhus an; sie sucht zu retten — *ce seul bien qui lui resta et d'Hector et de Troye*, wie es Racine in seiner *Andromache* ausgedrückt hat, dem der Künstler gefolgt ist. Pyrrhus streckt seinen Scepter über die Andromache und den Knaben aus, zum Zeichen seines Schutzes, worüber Hermione in Wuth geräth. Das Gemälde enthält nur fünf Figuren, allein der Künstler hat mit vielem Geist zwei Scenen der Tragödie verknüpft, und vier Personen aufgestellt, die sich sonst mit einander nicht vereinigt finden. Andromache und der Knabe besitzen viele Schönheiten; Pyrrhus ist zu theatralisch und ein Franzose; Orestes erscheint einfach und erinnert an irgend eine Figur auf einem Vasengemälde. Pl. 4. *Napoleon verwundet vor Regensburg*, von Gautherot.

Pl. 7. Napoleon, wie er die Armee vor der Schlacht bey den Pyramiden anredet, von Gros. Pl. 9. Die Einnahme von Madrid, von Ebdemselben. Pl. 15. Der Kaiser empfängt zu Tilsit Ihre Majestät die Königin von Preußen, von Berthou. Pl. 19. Die Armee schwört dem Kaiser Treue auf dem Marsfelde und erhält die Adler, von David. Pl. 25. Die Empörung zu Cairo, von Giroder. Pl. 37. Die Schlacht von Austerlig, von Gerard. Pl. 55. Der Kaiser empfängt zu Finkenstein den Persischen Gesandten. Pl. 64. Die letzten Augenblicke des Marschalls, Herzoges von Montebello, von Bourgeois. Alle diese Gemälde sind entweder Schlachten, oder pomphafte Vorstellungen. In den Schlachten herrscht ein erzwungenes Feuer, eine wilde Mannichfaltigkeit der Bewegungen, und ein oft zu übertriebener Ausdruck, ein Hauptfehler der neuen Französischen Schule. In den Paradenstücken sind die meisten Personen müßige Figuranten, aufgepußt und überladen mit Orden, Sternen, Bändern, denen man die Langeweile auf dem Gesicht lesen kann, und die unter der Last ihrer goldgestickten und bordirten Kleider eben nicht beneidenswerth aussehen. — Der verewigte George Forster drückte sich einst in einem Schreiben an den Rec. über den ersten Britischen Mahler West folgendermaßen aus: "Von West ist auch ein Stück in der Schaustellung, Jacob und Nabel am Brunnen, wirklich eines seiner schlechtesten, und das will viel sagen, weil er viel schlechtes macht." Wenn man statt West, den Namen des ersten Französischen Mahlers, David's setzt, so hat man ein treffendes Urtheil über sein Gemälde, die Vertheilung der Adler auf dem Marsfelde darstellend. Eine fehlerhaftere, verworrenere und unedlere Anordnung kann wahrlich nicht gedacht

werden. Der Kaiser hat eine Rede an die Armeen gehalten, fragt sie, ob sie ihrem Gelübde treu bleiben wolle, und ein einstimmiges: *nous le jurons, vive l'Empereur!* erschallt aus dem Munde der Krieger. Die Adler werden vor dem Kaiser gesenkt, die Marschälle heben ihre Commandostäbe empor, die Obristen der verschiedenen Regimenter bekräftigen den Eid. Aber schlechter hätte wahrlich diese feyerliche Handlung nicht geschildert werden können, denn die Stellungen der Marschälle sind caricaturmäßig, das Gedränge in der Nähe des Kaisers, dem Zuschauer zur linken, ist erstickend, und die Obersten und Soldaten stürzen wild und unedel übereinander, und lassen eine ungeschickliche Lehre auf der rechten Seite des Bildes. Alle diese Fehler und noch mehr springen dem Beschauer beim ersten Blick in die Augen. —

*Annales du Musée et de l'École moderne des beaux-arts. Salon de 1812. T. I. 1812. in Octav.*

In der Vorrede zu diesem Bande erzählt uns der Verf. in einem selbstgefälligen Tone die Geschichte eines Processes, den er mit Hrn. Pierre Didot, dem ältern, wegen einiger Kupferstiche seines Werks geführt, und den der kaiserliche Gerichtshof zu seinem Vortheil entschieden hat. Und um keinen Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Sache entstehen zu lassen, ist sogar der Ausspruch des Gerichtshofes vom 1. Junius 1812 abgedruckt worden. Nun folgen erst die Beschreibungen der Gemälde, von denen wir nur die wichtigsten berühren wollen. Pl. I. Die Rückkehr des Kaisers Napoleon nach der Insel Elba, nach der Schlacht von Eplingen, von Meynier. Im Vordergrund liegen viele Verwundete, welche von mehreren Wundärzten verbunden werden. Der Anblick des

Kaisers scheint sie zu trösten. Die Zeichnung und der Farbenton dieses Gemähltes werden sehr gelobt. Pl. 3. Die Krönung der Marie von Medicis, von Monfiau. Ungeachtet Rubens, in der Luxemburgischen Galerie, denselben Gegenstand auf das meisterhafteste dargestellt hat, und sein Bild von unserm Künstler studirt worden ist; so verdient er dennoch eine rühmliche Auszeichnung, und scheint für die Zukunft viel zu versprechen. Pl. 9. Eine Himmelfarth der heiligen Jungfrau, von Anstaux. Im untern Theile des Gemähltes sieht man die Apostel und andere Zuschauer. Das Ganze ist in einem grandiosen Styl componirt. Pl. 16. und 17. Die philosophischen Spaziergänge des Pythagoras und Democrits, der einen Besuch von dem Hippokratès erhält, zwey Gemählde, im Geschmack des Poussin, von Peyron. Pl. 19. Hubert Goffin, wie er das Kreuz der Ehrenlegion empfängt, von Bordier. Das schreckliche Ereigniß, wie am 28. Februar 1811 eine Steinkohlengrube bey Beaujour in der Nähe von Lüttich einstürzte, und Goffin mit Lebensgefahr 70 Arbeiter errettete, wird unsern Lesern aus öffentlichen Blättern noch Erinnerung seyn. Dieser brave Mann erhielt von dem Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion als Belohnung, und man sieht auf diesem Bilde, wie es ihm von dem Präfect seines Departements überreicht wird. Der Saal, in welchem diese Feyerlichkeit vor sich geht, ist mit einer Statue Napoleons verziert, und obgleich das Bild ebenfalls ein Paradestück ist, und die dargestellten Personen Porträte sind, so hat es dennoch viel anziehendes und macht seinem Urheber Ehre. Die Mahleren Pl. 54, 70 und 71 beziehen sich auf die Geburt des Königs von Rom., Pl. 60. Das Urtheil des Paris, von Berthou. Der Künstler hat den Augenblick ge-

wählt, wie Venus mit dem als Preis erhaltenen Apfel nach dem Olymp eilt, um ihren Sieg zu verkündigen, Minerva und Juno aber den Hirten mit Haß und Unwillen anblicken. Dieß Bild hat viele Schönheiten. Wir übergehen die zahlreichen Gemählde, deren Inhalt aus alten Geschichten und Romanen entlehnt ist, und von Künstlern und Damen herrühren, die sich zu keiner höhern Gattung der Malteren emporheben können. Dahin rechnen wir auch die Scenen aus den berühmtesten französischen Tragikern, woben jedoch zu bemerken, daß der Künstler mehrere in einem Bilde vereinigt hat. —

Die Zweckwidrigkeit des Versuchs, der Bildhauerkunst moderne Gegenstände unterzuschreiben, bedarf keines Beweises, und dennoch haben die Französischen Bildhauer mehrere Statuen berühmter Personen geliefert, deren Costume sie allein schon abschrecken sollte, den Meißel zu ergreifen. So sehen wir den König von Holland als Großmahlherr gekleidet, den berühmten Rechtsgelehrten Tronchet in einem gestickten Staatskleide, den General Wallonge in seiner Uniform, und dergleichen Figuren mehr. Die 18 Fuß hohe Statue von Dessair, ein Werk von Dejoux, verdient jedoch Aufmerksamkeit. Sie ist ganz nackt, soll aus Bronze gegossen werden, und auf einem Basament von Druchstücken Egyptischer Sculpturen sich erheben. —

*Annales du Musée et de l'École moderne des beaux-arts par C. P. Landon. Première collection. Tome complémentaire. 1809. in Octav. Auch als 17ter Band des ganzen Werks. (S. diese Anzeigen vom J. 1810. S. 676.)*

Dieser Band bildet den Schluß der ersten Sammlung, und ist zugleich der stärkste, indem er 209 Seiten Text, und, statt der bestimmten 72 Kupfer,



108 enthält. Auf eine kurze Aufschrift an den Hrn Barbier-Neuville folgt ein Raisonnement über die Kenntnisse der Künstler und Liebhaber, bey dem wir nicht verweilen können, und die Versicherung des Verf., daß mit diesem Bande die erste Sammlung beendigt sey, und daß die folgenden Annalen des Museums in zwey Abtheilungen, die neuen und alten betitelt, erscheinen sollen. In den alten will der Verf. nicht allein die verschiednen für das Museum angeschafften Werke abbilden, sondern auch die durch die Französischen Waffen in den Jahren 1805 und 1806 erbeuteten Gemählde in Umrissen liefern, und damit die Antiquitäten der Villaorghese zc. verbinden. In den neuen soll man eine Auswahl von Gemählten finden, die alle zwey Jahre in den öffentlichen Schausstellungen erschienen sind, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen haben. Um die Uebersicht des ganzen Werks zu erleichtern, hat der Verf. S. 135 ein allgemeines Verzeichniß aller in den 17 Bänden enthaltenen Kupferstiche mitgetheilt, und auch dabey auf die vier Bände mit Landschaften Rücksicht genommen.

So wie die frühern Bände, so enthält auch dieser viele, theils alte, theils neue Malereyen und Kupfer, von denen nur die letztern uns hier beschäftigen können. Am zahlreichsten sind die Scenen aus den besten Tragikern Frankreichs, und die verkleinerten Kupfer in den Prachtausgaben von Didot; hierzu kommen noch verschiedne Situationen aus dem Roman Daphnis und Chloë, Phronime und Melidor, aus Bernard's Kunst zu lieben, aus den Eclogen des Virgil, aus Delille's Uebersetzung des Landbauers desselben Dichters, aus der Psyche des Apulejus u. s. w. Chaudet hat verschiedne Scenen aus der Athalia, Esther und dem

Britannicus geliefert. Das Costume des Alterthums ist hier streng beobachtet worden; nicht so treu die architectonischen Beywerke in den Scenen aus der Athalia und Esther. Die Physiognomie des Nero, in dem Britannicus, ist voll Leben und Ausdruck. Von Gerard sieht man Sujets aus dem Alexander, den Eclogen und Georgicis des Virgil, dem Roman Daphnis und Chloë, dem Bajazet, der Iphigenie und dem Apulajus. Dieser Künstler hat eine gewisse Grazie, die aber oft in Ziererey ausartet; auch vernachlässigt er nicht selten das Costume, in dem Wahn, einen schönen Effect hervorzubringen. Girodet gefällt sich in Scenen aus der Phädra und Andromache. Man kann diesem Künstler einen edlen, reinen und geschmackvollen Styl nicht absprechen, und gewiß hat er das meiste zur wirklichen Verschönerung der Prachtausgaben von Pierre Didot beygetragen. Seine Hintergründe sind immer gut gewählt, sein Studium alter Monumente, vorzüglich der griechischen Vasen, leuchtet oft durch, und wenn wir zwey oder drey Blätter ausnehmen, in welchen der Französische Schauspieler zu sehr sich ausspricht, so haben seine übrigen Arbeiten einen entschiedenen Werth. Moitte, ein achtungswürdiger Bildhauer, hat fünf Zeichnungen zu den fünf Acten, der Tragödie Thebais, oder die feindlichen Brüder, entworfen. Sie verrathen eine feurige Phantasie, sind aber zu reich an überladenden Zierathen, vorzüglich was die Gewänder betrifft. Von Peyron findet man fünf Scenen aus dem Mithridat, die gut componirt sind, und ihm Ehre machen. Prudhon zeigt sein Talent in der Darstellung lieblicher Scenen aus den Romanen Daphnis und Chloë, Phronimo und Melidor, und aus Bernard's Kunst zu lieben. Von ihm ist auch das Titelpuffer zur

Prachtausgabe des Racine, das den Dichter darstellt, wie er von seinem Genius und der Melpomene geführt wird, um von der Unsterblichkeit gekrönt zu werden. Endlich sieht man noch fünf Scenen aus der Berenice von Serangeli. Der Hauptfehler des größten Theils dieser Mahleren liegt unstreitig darin, daß die Künstler sich mehr nach dem Schauspieler auf der Bühne, als durch die Lectüre des Dichters gebildet haben; und dieser Fehler, der immer mehr um sich greift, wird den allmählichen Verfall der Französischen Schule nach sich ziehen, wenn sie nicht durch irgend ein großes Genie einen Umschwung erhält. Einen erfreulichen Anblick gewährt Pl. 88, die Verkäuferin der Liebesgötter, von Vien, ein Gemälde, das sich in dem Museum zu Versailles befindet. Vien, der im Jahre 1808 in einem Alter von 89 Jahren starb, war der Schöpfer der neuen Französischen Schule. Ihm gebührt mehr als allen andern der Ruhm, den guten Geschmack wieder-empore gebracht zu haben. Der Gedanke jenes Bildes ist von einem antiken Basrelief entlehnt, und glücklich mit einigen Veränderungen benutzt worden. Ein junges Mädchen hat ein Nest voll Amorine gefunden, und bietet es einem Frauenzimmer zum kaufen an, diese bewundert es, und weiß ihr Erstaunen nicht auszudrücken. Das Ganze ist mit einer edlen Einfachheit und bezaubernden Grazie behandelt.

### Göttingen.

Von dem für die vaterländische Geschichte unermüdeten Forscher, Hrn. Canonicus J. Wolf, haben wir wieder zwey neue Schriften, die hier bey Daier gedruckt sind; anzuzeigen: *Denkwürdigkeiten des Marktfleckens Dingelstädt im Harzdepartement, Distrikt Heiligenstadt.* 1812. 52 und 20 S. in Octavo.

Der Name zeigt, daß an dem Orte Gerichte gehalten worden, welches sehr früh geschehen seyn kann, indessen kommt davon erst zu Anfang des 14ten Jahrhunderts in Urkunden Nachricht vor. Wahrscheinlich gehörte der Ort im 12ten Jahrhundert den Grafen von Lonna, auch Gleichen genannt, und stand unter der Gerichtsbarkeit des Schloßvogts zu Gleichenstein, der jährlich drey-mahl hier Landgericht hielt. Dieses scheint auch, nachdem die Kurfürsten von Mainz 1294 das Eichsfeld gekauft hatten, fortgedauert zu haben, bis 1534 die Gerichte durch Kurfürst Albrecht eine neue Einrichtung erhielten. Als angebauter Ort kommt Dingelstädt erst um 1220 vor, und war anfangs klein, vergrößerte sich aber im 15ten Jahrhundert nach Verwüstung mehrerer umliegender Dörfer, deren Bewohner und Güter nach Dingelstädt übergingen, daher so viele adeliche Familien hier begütert waren und noch sind, woben es auffällt, daß es gar keine freye eigene Länderey zu Dingelstädt gibt. Ein Marktsteden ward Dingelstädt wahrscheinlich zu Anfang des 13ten Jahrhunderts durch den Grafen von Gleichen. Pfarrkirche und Capelle, ehedem Maria im Busch genannt. Adliches Geschlecht von Dingelstädt (Nt dem Nec. wie dem Verf. zweifelhaft. Es scheinen Bürger, die sich von der Stadt benannten, und vielleicht nicht einmal alle zu einer Familie gehörten). Vom Dorfe Kirchberg und dem Herren von Kirchberg s. 8. o. Schicksale und jetziger Zustand. Im dreißigjährigen Kriege litt der Ort sehr und ward 1632 durch die Truppen des Herzogs von Weimar abgebrannt; kaum hatte er sich etwas erhohlet, als 1688 ein neuer Brand ihn zerstörte, worin alle Briefschaften verloren gingen, daher dem Verf. keine einheimische Urkunden und schriftliche Nachrichten konnten mitgetheilt werden. Von gelehrten Dingelstädtern,

mit Anführung ihrer Schriften, S. 32—50. Die Familie Strait und Jagemann zeichnen sich darunter besonders aus. Zuletzt von Keffershausen und den dort wohnhaften Hrn. von Wolf. Unter der Aufschrift Beylagen sind auf 20 Seiten 12 Urkunden angehängt, die sich auf einzelne in der Schrift vorkommende Gegenstände beziehen. Der Verf. hat nicht bemerkt woher sie genommen sind; einige scheinen aus dem Archiv des Klosters Reiffenstein zu seyn. Die Urkunde N. VIII. in der eine wirklich neue Sprache herrscht, ist wohl nicht aus dem Original genommen.

**Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt** von 1575—1714. Aus den ersten Quellen, von J. Wolf. 1813. 82 und 43 S. in groß Octav.

Von der Schule des Martinusstiftes zu Heiligenstadt, der ältesten auf dem Eichsfelde, die schon vor 1022 gestiftet war, und der alten lateinischen Schule zu Duderstadt finden sich keine Nachrichten. Aber von dem 1575 gestifteten Jesuiten-Gymnasium erhielt der Verf. eine authentische Quelle, nämlich ein lateinisch geschriebenes Jahrbuch, in welchem von Jahr zu Jahr die Veränderungen und Schicksale dieser Lehranstalt von dem Rector oder einem andern Priester unter dessen Aufsicht verzeichnet worden, und gibt daraus, als Beytrag zur Gelehrten-Geschichte des Eichsfeldes, eine Geschichte dieses Gymnasiums, die, da es gerade 200 Jahre bestanden hat, in zwey Jahrhunderte zerfällt. Erstes Jahrhundert von 1575—1675. Der Stifter war Kurfürst Daniel von Mainz, der bey seiner im Jahre 1574 vorgenommenen Kirchenvisitation dem Verfall der catholischen Religion auf dem Eichsfelde bemerkte, und durch Anlegung eines Jesuiten-Collegiums zu Heiligenstadt, zur Bildung catholischer Priester, woran es hier fehlte, der Sache abzuhelfen beschloß. Fünf Jesuiten,

von Mainz gesandt, eröffneten schon 1575 zwey Schulen, wozu im folgenden Jahre eine dritte kam, und der Ruf derselben zog bald eine Menge Schüler aus den umliegenden Ländern, selbst protestantische, herbey. Die Dotation bestand in 600 Rthl. 2 St. Wein u. a. Naturalien, 50 Rthl. für die Bibliothek, 11 Rthl. Preise für die geschicktesten Studenten. Aber 1611 – 1626 nöthigte die Pest, die  $\frac{2}{3}$  der Schüler aufrieb, und feindliche Durchzüge die Schulen zu schließen. 1631 flohen die Lehrer nach Göttingen, wo sie bey den Dominicanern Aufnahme fanden. Raum zurückgekehrt wurden sie vom Grafen Löwenhielm sämtlich als Gefangene nach Erfurt geführt, und erst 1636, nach Räumung des Eichsfeldes, das Collegium hergestellt. Es waren anfangs 60 Schüler, aber nach zehn Jahren 1646, schon über 240. Was S. 24 ff. über die Lehrart, Schulbücher, Schulsucht gesagt wird, ist bey aller Kürze interessant. Die stete Beschäftigung der Schüler durch Auswendiglernen, eigenes Ausarbeiten, öffentliches Reden, der Wettkampf, die Belohnungen, die strenge Aufsicht und Sorge für Sittlichkeit, sind Vorzüge die den Schulen der Jesuiten zur Empfehlung gereichen, und ihnen ein Uebergewicht über die gewöhnlichen geben mußten. In einer Anmerkung S. 29 vertheidigt der Verf. sie gegen den Vorwurf, daß sie ihren Zöglingen Verachtung des Ehestandes eingeflößt hätten. S. 30 ff. von Sodalitäten der Jesuiten, der Marianischen und Englischen, und von den Lehrern und ausgezeichneten Männern, die durch sie zu Heiligenstadt gebildet worden. Unter den ersteren glänzt besonders Athan Kircher, der hier nur in den untern Classen lehrte, aber schon damahls Beweise seines ausgezeichneten Kopfes gab. Im zweyten Jahrhundert 1678 – 1774, beschreibt der Verf. die günstigeren und ungünstigeren

Schicksale des Collegiums, das im siebenjährigen Kriege viel litt, den Unterricht in der Philosophie und Physik ic. Einiges im Unterricht wurde gebessert; aber 1773 erfolgte unerwartet die Auflösung des Collegiums, die hier, ohne besondere Veranlassung, mit solcher Härte vollzogen ward, daß die Lehrer auf der Stelle das Collegium räumen und die Stadt verlassen mußten. Sie wurden in die Klöster vertheilt, wo sie nicht öffentlich Messe lesen, und nur unter Aufsicht eines Geistlichen innerhalb der Klostermauern spazieren durften. Wie ungleich humaner man mit den Jesuiten in Frankreich verfuhr, erzählt der Verf. S. 64 aus eigener Erfahrung. Unter den Lehrern dieses Zeitraums findet sich auch der Verf. selbst. Zuletzt noch ausgezeichnete Männer geistlichen und weltlichen Standes, die hier studierten; Erstere nur als Nachlese zu des Verf. Geschichte des Eichsfeld und der Eichsfeldia docta. Die Annalen selbst sind als Anlage unter dem Titel res Gymnasii Heiligenstadiani ex annalibus Collegii P. P. S. J. excerptae, beygedruckt. Die Zugabe ist nichts weniger als überflüssig; sie enthält manches, was der Verf. überging, und erklärt anderes z. B. S. 55, daß ein gedruckter Autor vorgelesen wurde, soll nach S. 42, der Res G. heißen, daß man nach einem gedruckten Compendium die Vorlesungen hielt.

### Gotha.

In der Becker'schen Buchhandlung: Neue Predigten, von Dr. Josias Friedr. Christian Löffler, Ober-Consistorialrath und General-Superintendenten in Gotha. Dritte Sammlung. Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind? 1813. XXXVI und 396 Seiten in Octav.

Der Nebentitel ist: **Auswahl einiger Predigten an Fest- und Bußtagen, vorzüglich für seine Freunde in Gorha.**

In der voran stehenden Abhandlung sucht der Herr Verf. zu zeigen, daß unsere protestantischen Prediger nicht Opferer, nicht Priester sind, als höchstens in einem ganz uncigentlichen Sinne, in wie fern sie nämlich die Christen zu geistigen Gott gefallenden Opfern erheben, oder sie das Sinnliche, Irdische und Böse im Menschen, dem Geistigen, dem Ewigen und der Pflicht aufopfern lehren, und selbst das Beispiel davon geben. Und wer möchte leugnen, daß auf unsre protestantische Prediger der Name jüdischer oder römisch-katholischer Priester gar nicht paßt? Indessen, wer geneigt wäre, ihnen den Namen Priester im bessern Sinne zu erhalten, der könnte vielleicht in Erinnerung bringen: unsre Geistliche sind nicht bloß Lehrer, bloß Erzieher, bloß moralische Redner. Haben sie nicht außer dem Geschäfte Lehren, Unterricht und Ermahnung zu ertheilen, auch noch die Bestimmung, in dem Sinne und in dem Geiste einer geoffenbarten Religion den öffentlichen Gottesdienst zu besorgen, im Namen der Gemeinde und mit der Versammlung zu beten, und die Verwalter der Sacramente zu seyn? Sobald man sich unter den Sacramenten der protestantischen Kirche heilige, von der Gottheit selbst angeordnete und mit besonderen göttlichen Verheißungen verbundene feyerliche Religionshandlungen denkt; so möchte doch die Benennung Priester einen besondern Theil dessen, was in den Umkreis des protestantischen Geistlichen gehört, characteristisch bezeichnen.

Die vorliegenden Predigten haben eben dieselben Eigenschaften an sich, welche die Leser schon aus den früher herausgegebenen Predigten des Verf. kennen, nämlich Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks, Leichtigkeit in der Anordnung des Ganzen, Faßlich-



keit und Auswahl nützlicher Materien. — Besonders anziehend waren für den Rec. Pred. 10: Ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit ist es nicht möglich, sich über manche Begebenheiten der Welt und des Lebens zu beruhigen, über Luk. 24, 13—35; Pred. 11: Von dem Einflusse, welchen wir, wenn wir zu Gott zurückgekehrt sind, auf der Erde behalten, über Matth. 16, 14—20, am Himmelfahrtstage; Pred. 14: Das Unglück der Sünde, ein sehr zweideutiges und trauriges Mittel der Besserung, über Luk. 15, 17—20, am zweyten Vultage 1812. — Das wird Niemand läugnen können, daß in diesen Predigten viele gelungene Stellen sind, welche Nahrung hervorbringen; aber im Ganzen genommen ist der Character des Vortrags mehr ruhiger Gang der Betrachtung, als Herzlichkeit und Lebhaftigkeit. — Nicht wie die übrigen hat den Rec. die zweyte Predigt angesprochen: Wodurch wird der Mensch gerecht vor Gott? über Galat. 2, 25—27, am Reformationsfeste 1812. Er ist durch sie von neuem überzeugt worden, daß dogmatische Predigten, sobald sie zur exegetischen und polemischen Behandlung übergehen, in die Gefahr der Kälte und Trockenheit gerathen. — Daß den 16 Predigten dieser Sammlung auch noch unter Nr. 17 die Rede zum Gedächtnisse des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, und unter Nr. 18, Andacht am Denkmale des heiligen Bonifacius; bey der Feyer der hundertjährigen Dauer der Immanuelskirche bey Altenberga, angehängt sind, wird allen denen willkommen seyn, welche die Schrift des Hrn. Verfassers: Bonifacius, oder Feyer des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen bey Altenberga im Herzogthum Gotha; nebst einer historischen Nachricht von seinem Leben, nicht selbst besitzen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 21. Februar 1814.

Paris,

Ben Didot: Mémoires de la Classe des Sciences Mathématiques et Physiques de l'Institut Impérial de France Année 1810. Première partie. 346 Quartseiten. 1811. Année 1811. Première partie 280 Seiten. 1812.

Année 1810. Essai sur la Géographie minéralogique des Environs de Paris par M. M. Cuvier et Alex. Brongniart. Von dem wichtigen Inhalte dieses auch besonders abgedruckten Abhandlung haben wir bereits in unsern gel. Anz. 1812. S. 801 einiges im Auszuge mitgetheilt. II Mémoire sur les Intégrales définies et leur application aux probabilités, et spécialement à la recherche du milieu qu'il faut choisir entre les Resultats des Observations par M. La Place. Der Verf. hat in den Mém. de l'Acad. 1782 eine Théorie des approximations des formules, qui sont fonctions de très grands nombres gegeben, welche er als einen Theil desjenigen Calculs betrachtet, dem er in seiner Théorie analytique des probabilités (Paris 1812) den Namen des calcul des fonctions

§ (2)

généatrices ertheilt hat, eine Rechnung, welche das Verhalten von Ausdrücken mit endlichen Differenzen und der darin vorkommenden partiellen Functionen zur ursprünglichen Function selbst, woraus sie entstanden sind, darstellt, und also eigentlich den calcul à différences finies, nach seinem weitesten Umfange, zum Gegenstande hat. In jener Théorie des approximations &c. lehrt er die Integrale, von Gleichungen und Ausdrücken mit endlichen Differenzen, insbesondere für solche Fälle zu bestimmen, wo den veränderlichen Größen sehr große Werthe gegeben werden, wobey sich denn der Nutzen von solchen bestimmten Integralen darbietet, welche von  $x = 0$  bis  $x = \infty$  genommen werden. Herr. La Pl. hat seine neue Theorie über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit großen Theils auf jenen calcul des fonctions génératrices gegründet, und gezeigt, wie die Auflösung der meisten hierher gehörigen Probleme ungemein leicht auf die Betrachtung von Gleichungen mit endlichen Differenzen zurückgeführt wird, welche denn für den Fall, daß der Begebenheiten, deren Wahrscheinlichkeit gesucht wird, sehr viele sind, auf solche bestimmte Integrale, wie wir eben angeführt haben, hinführen. Der Verf. erläutert dieß hier durch drey Aufgaben aus dem Calcul de probabilités, welche ohne die angeführten Hülfsmittel nur sehr schwer würden aufgelöst werden können. Die erste Aufgabe führt auf das bestimmte Integral

$$\int \frac{dx e^{-ax}}{x^n} (\cos rx - \sin rx \cdot \sqrt{1-x^2})^{n-1}$$

wenn es von  $x = 0$  bis  $x = \infty$  genommen wird, und die beiden andern Aufgaben auf Integrale von der Form

$$\int dx \cdot y \cdot dy e^{-y^2(1+x^2)} \cdot \cos rx$$

gleichfalls für den Fall, daß solche von  $x$  und  $y = 0$  bis  $x$  und  $y = \infty$  genommen werden, bey welchen Entwicklungen sich mehrere sehr schöne Theoreme ergeben, von deren Anwendung auf die erwähnten Aufgaben selbst, hier aber nichts im Auszuge mitgetheilt werden kann. Insbesondere empfehlen wir unsern Lesern die letzte von den drey Aufgaben, du milieu qu'il faut choisir entre les resultats des observations, in Rücksicht auf den sinnreichen Gang der Analyse, welche diesen Gegenstand in der größten Allgemeinheit entwickelt, es mögen der Elemente, welche durch Beobachtungen bestimmt werden sollen, so viel als man will gegeben seyn.

*Année 1811.* I. Mémoire sur la distribution de l'Electricité à la surface des corps Conducteurs, par M. Poisson. Der Verf. beschränkt sich in dieser Abhandlung bloß auf die Verbreitung des electrischen Fluidums über die Oberfläche von Kugeln und solcher Sphäroiden, welche nicht viel von einer Kugel abweichen; und sucht nun die allgemeinen Formeln, welche die höhere Mechanik für die Bedingungen des Gleichgewichts einer Flüssigkeit, deren Theile sich anziehen oder abstoßen, darbietet, auf die electrische Flüssigkeit anzuwenden, um zu bestimmen, wie groß die Dicke der Schicht einer solchen Flüssigkeit an jeder Stelle der Oberfläche eines Sphäroides seyn muß, wenn sie sich im vollkommenen Gleichgewichte erhalten soll. Dann zeigt er, wie eine solche Schicht attractiv oder repulsiv auf jeden vorgegebenen Punct außer ihr wirken würde, um daraus ferner abzuleiten, wie sich die Electricität auf den Oberflächen zweyer Kugeln oder Sphäroiden A und B, vertheilt, diese Körper mögen sich nun berühren, oder auch in beliebigen Entfernungen von einander befinden,

woben denn die Fälle unterschieden werden, ob A, B, gleichartige Electricitäten, oder ungleichartige haben, oder auch einer von beiden Körpern sich im natürlichen Zustande befindet. Die Resultate welche der Verf. für die Dicken oder Epaisseurs solcher couches électriques, an dieser oder jener Stelle auf der Oberfläche der gedachten Körper herausbringt, vergleicht er hierauf mit einigen hierher gehörigen Versuchen Coulombs, und zeigt, daß sie damit gut zusammen stimmen, woben wir jedoch bemerken, daß in Coulombs Versuchen nicht eigentlich von den Epaisseurs solcher couches électriques, sondern vielmehr von einer densité oder Spannung derselben die Rede ist, welches uns in Rücksicht auf die Construction der Formeln nicht so gleichgültig zu seyn scheint, als der Verf. am Ende von n°. 1. seiner Abhandlung dafür hält, so wie denn überhaupt bey den Discussionen des Verf. noch viel andere Dinge in Betrachtung kommen dürften; (z. B. die abwechselnden Zonen von + E und - E um jeden electrifirten Körper,) wenn es sich der Mühe verlohnte, bey einem Gegenstande dieser Art so tiefsinnige mathematische Untersuchungen anzustellen, bloß um die Epaisseurs von couches électriques zu finden, da es ja noch gar nicht einmahl ausgemacht ist, ob die electriche Flüssigkeit um einen Körper herum sich selbst so weit erstreckt, als sie ihre Anziehung oder Zurückhaltung auf einen andern äußert. Und so lange dieß nicht ausgemacht ist, können auch Coulombs Versuche, so gut sie mit einigen Resultaten des Verf. übereinstimmen mögen, für die berechneten Epaisseurs solcher couches électriques nichts beweisen. Außerdem scheinen uns auch die Principien, von denen der Verf. bey seinen Untersuchungen ausgegangen ist, z. B. daß das electriche Fluidum,

es sey + E oder — E nur allein auf der Oberfläche eines electrifirten Körpers hatte, daß es überall eine gleiche Dichte habe, daß die Theilchen desselben sich abstießen, und zwar im umgekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Entfernung von einander & dergl. noch lange nicht so bestätigt zu seyn, daß wir es wagen möchten, darauf irgend eine Rechnung zu begründen. Uebrigens wird man die Gewandtheit des Verf. im Calcul auch in dieser Abhandlung nicht verkennen. II. Mémoire sur une modification remarquable, qu'éprouvent les rayons lumineux dans leur passage à travers certains corps diaphanes, et sur quelques autres phénomènes d'Optique par M. Arago. Der Verf. beschreibt in diesem Memoire merkwürdige Farbenerscheinungen, welche dünne Scheibchen von Glimmer, Marienglas, und verschiedene andere durchsichtige Körper, auf welche man polarisirte Sonnenstrahlen auffallen läßt, dem Auge darstellen. Man gedanke sich in dem Malus'schen Apparat zur Polarisirung des Lichtes die beiden unbelegten Spiegelplatten A, B, in einer parallelen Lage, und nun weißes Licht auf die obere Platte A unter einem Winkel von  $35^\circ$  auffallend, welches lothrecht auf die untere Platte B (statt deren noch besser ein schwarz belegter Spiegel angewandt wird) zurückgeworfen werde, hierauf das Auge in die gehörige Lage vor B gebracht, daß es von B das zum zweiten Male zurückgeworfene Licht empfängt, so sind nun die von Malus zuerst beobachteten Erscheinungen bekannt, nach welchen die Intensität des von B zurückgeworfenen Lichtes ab- oder zunimmt, je nachdem man die Platte B um die lothrechten von A zurückgeworfenen Lichtstrahlen dreht, so daß der Einfallswinkel immer derselbe bleibt. Nun lasse man aber diese lothrechten bereits durch A polari-

stritten Lichtstrahlen, ehe sie auf B fallen, durch ein horizontal gehaltenes Glimmerblättchen hindurch gehen, so werden sie dem Auge vor B nicht mehr weiß, sondern gefärbt erscheinen, und die Farbe in der sich dadurch das Blättchen selbst dem Auge darstellt, wird von der Dicke des Blättchens mit abhängen, welche übrigens nicht zu gering seyn darf, um recht lebhaftere Farbenercheinungen hervorzubringen. Jetzt lasse man das Blättchen in einer unveränderten Lage, und drehe die mit A parallele Platte B, völlig wie bey Malus Versuchen, um das lothrecht auffallende Licht, so wird das Blättchen auch sogleich eine andere Farbe zeigen, und während einer Viertelumdrehung von B, wird es alle Farben des prismatischen Sonnenbildes durchlaufen. Während der zweyten Viertelumdrehung von B, erscheint wieder derselbe Farbenwechsel, nur in einer umgekehrten Ordnung, bis nach Vollendung dieser zweyten Viertelumdrehung wieder die erste Farbe zum Vorschein kömmt u. s. w. Bey allen diesen Versuchen muß das Glimmerblättchen durchaus eine gleiche Dicke haben, sonst erscheint es bey jeder Lage von B in mehreren Farben, deren jedoch jede für sich, den angeführten Farbenwechsel befolgt. Eben so bemerkt man auch Farbenänderungen, wenn man das Blättchen selbst in seiner eigenen Ebene umdreht, wobei vier um einen rechten Winkel von einander abgehende Azimuths statt finden, in denen das Blättchen das auffallende weiße Licht ungedändert hindurchläßt. Aehnliche Erscheinungen zeigen auch die Glimmerblättchen, wenn man Licht auf sie fallen läßt, welches auf eine andere Art, z. B. vermittelst eines Isländischen Krystalles polarisirt worden ist. Die Kürze, auf die wir uns beschränken müssen, gestattet nicht, noch mehreres aus dieser Abhand-

lung auszuzeichnen. Alle übrigen Versuche sind nur Abänderungen der angeführten: auch stehen damit Neutons Farbenringe in Verbindung. III. Mémoire sur de nouveaux rapports qui existent entre la réflexion et la polarisation de la Lumière par les Corps cristallisés, par M. Biot. In diesem Memoire bemüht sich Herr Biot, die obgedachten von Arago zuerst bemerkten Phänomene der Glimmerblättchen, in Formeln einzukleiden, aus denen sich für jede Lage des Blättchens in Ansehung seiner Krystallisationsaxe, und für jede Lage der Spiegelplatte B, die Intensität und Beschaffenheit der Farbe bestimmen läßt, in welcher sich das Blättchen dem Auge darstellen muß. Eben so auch in welcher Farbe es sich zeigt, wenn es polarisirtes Licht von einem Isländischen Krystalle empfängt, oder auch, wenn solches durch ein Glimmerblättchen gegangenes Licht, nun wieder auf einen solchen Krystall fällt, was durch die gewöhnliche und ungewöhnliche Brechung desselben für Farben entstehen u. s. w. Herr B. nimmt dabey an, daß sich bey obgedachtem Farbenwechsel das Glimmerblättchen eigentlich nie in einer einfachen, sondern allemahl zusammengesetzten Farbe zeigt, welche aber das Auge öfters nur für eine einfache hält; denn die beiden Extreme von Farben (Tintes) die ein solches Blättchen dem Auge darstellt, (z. B. am Anfange und Ende einer jeden Viertelumdrehung des Spiegels B) oder auch die beiden Farben, in denen sich der obgesagte gewöhnliche und ungewöhnliche Strahl im Isländischen Krystall bey einer und derselben Lage des Krystalles darstellt, geben in ihrer Verbindung unter einander, allemahl ein vollkommenes Weiß, welches nie bey der Verbindung zweyer vollkommen einfachen Farben der Fall ist. Ist also die eine Farbe des Blättchens



unter gewissen Bedingungen desselben in Ansehung seiner Dicke, und der Lage seiner Krystallisationsaxe, so wie auch des Spiegels B bekannt, so ergibt sich daraus auch die Farbe desselben unter andern Bedingungen, z. B. wenn man dem Spiegel B eine Viertelumdrehung gibt, im welchem Falle eine Farbe erscheint, welche die erstere allemahl zu vollkommenem Weiß ergänzen würde u. s. w. Da die Dicke des Blättchens hierbei eine vorzügliche Rolle spielt, so machen die Untersuchungen hierüber einen großen Theil dieses Memoires aus, wovon aber hier die Kürze nicht mehreres auszuzeichnen gestattet. Um solche Dicken genau zu messen, wird ein von Hrn. Lauschoix angegebene Werkzeug beschrieben, welches auch zu mehr andern Zwecken vortheilhaft gebraucht werden kann.

### Erlangen.

Herr Jäck, von dem wir schon anderwärts (1812. S. 1870) gerühmt haben, daß er das Andenken berühmter Männer, die sich im Bambergischen um Staat, Kirche und Gelehrsamkeit Verdienste erworben haben, mit echt patriotischem Eifer erneuert, erwirbt sich gleichen Ruhm um noch lebende Männer, die sein Vaterland berühmt machen. Wir haben zwei solche Schriften vor uns: *N. Th. Goerner's Biographie*. Erlangen in der Palmischen Buchhandlung 1813. 94 Seiten in Octav, und: *Adalbert Friedrich Markus nach dem Leben und Character geschildert*, von Joachim Heinrich Jäck. Ebendaf. 1813. 4. Beide Männer sind in ihren Tathern so ausgezeichnet, daß ihre Lebensbeschreibungen auch der Nachwelt willkommen seyn werden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1814.

Göttingen.

Ben Dieterich: Ueber die Gränzen der Anwendbarkeit des Code Napoleon auf die während seiner Gültigkeit in Deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse, von Dr. Anton Bauer. 1814. 132 Seiten in Octav.

Zu den traurigen Ueberbleibseln der Unterdrückung Deutschlands gehören auch die, aus der vorübergehenden Herrschaft des Französischen Civilgesetzbuches entspringenden, mannichfaltigen Verwirrungen der Rechtsverhältnisse. Noch lange werden sich diese in den nachtheiligsten Folgen äußern, wenn die Gesetzgebung nicht dafür Sorge trägt, durch feste Bestimmungen allen Ungewisheiten und Ungerechtigkeiten zu begegnen und die Rückkehr des alten Rechtszustandes zu erleichtern. Zur Berathung über diesen wichtigen Gegenstand einen Beitrag zu liefern, ist der Zweck der gegenwärtigen Schrift. In einer Einleitung zeigt der Verfasser die Nothwendigkeit und die Erforder-

J (2)

nisse eines Gesetzes, welches jene Uebel verhüten soll, und begegnet dem, eben so gewöhnlichen, als gefährlichen Vorurtheil, als ob alle, unter dem Code Napoleon gestifteten Rechtsverhältnisse mit dessen Aufhebung alsbald vernichtet würden. Hier- auf werden im ersten Abschnitt die Grundlagen der Gesetzgebung über jenen Gegenstand unter- sucht. Diese findet der Verf. theils in den allge- meinen Grundsätzen über die Collision alter und neuer Gesetze, theils in den durch die Billigkeit oder Nothwendigkeit gebotenen Ausnahmen von Anwendung der Principien. Ueber jene Collision stellt er den allgemeinen Grundsatz auf: Sowohl das alte als das neue Gesetz hat ein geschlossenes Gebiet seiner Wirksamkeit; alles, was in dieses Gebiet gehört, ist nach dem darin herrschenden Gesetze zu beurtheilen. Rechtsverhältnisse, welche beiden angehören, indem sie aus der Periode der Gültigkeit des alten Gesetzes in das Gebiet des neuen Gesetzes herübertreten, sind, beziehungs- weise, nach beiden zu beurtheilen.

Um aber diesen Grundsatz auf das Verhältniß zwischen dem Code und den hergestellten alten Ge- setzen richtig anzuwenden, unterscheidet der Verf. zunächst zwischen den Rechten selbst und der ge- richtlichen Verfolgung derselben. In Hinsicht der Rechte selbst legt er den hier durchgreifenden Unterschied zwischen unmittelbar durch das Gesetz begründeten Rechten und solchen, die aus Rechts- geschäften entspringen, zum Grunde. Die un- mittelbar aus dem Gesetz hervorgehenden Rechte sind durch die Gültigkeit des Gesetzes bedingt, welches ihnen das Daseyn gibt. Die aus dem Code entsprungenen Rechte verschwinden also mit diesem Gesetzbuche; und die aus den alten Gesetzen ent-

Rehenden Rechte treten mit deren Herstellung als bald ein. Hierdurch erhalten die Personenrechte, die gesetzlich begründeten Real- und Obligationen-Rechte, so wie die gesetzlichen Hülfrechte, Wohlthaten und Vermuthungen ihre Bestimmung. Die aus Rechts-handlungen entspringenden Rechte haben ihren Grund in der Autonomie. Da nun die Gränzen der Autonomie durch die verschiedenen positiven Gesetzgebungen sehr verschieden bestimmt werden, so muß man die Aeußerungen derselben immer mit Rücksicht auf die Gesetze beurtheilen, welche in dem Zeitpuncte gelten, wo sich die Willkür äußerte oder äußern soll. Zu diesem Ende ist es nöthig, die gültige Errichtung eines Rechtsgeschäftes, dessen Fortdauer in dem neuen Rechtszustande, seine Wirkungen und die Auflösung desselben stets genau zu unterscheiden, und eine jede, in Hinsicht auf diese vier Gegenstände entstehende Rechtsfrage nach dem Gesetze zu beantworten, welches in derjenigen Periode gilt, worauf sich die Frage bezieht. Die gerichtliche Verfolgung der Rechte wird, dem allgemeinen Grundsatz zufolge, nach denjenigen Gesetzen beurtheilt, in deren Zeitraum die hierauf abzweckenden Handlungen fallen. Was daher während der Gültigkeit des Codes, und seinen Bestimmungen gemäß, zur Geltendmachung der Rechte bereits geschehen ist, das bleibt gültig; hingegen alles, was jetzt erst zu diesem Zweck geschehen soll, das ist nach den alten Gesetzen einzurichten und zu beurtheilen, wenn gleich das zu verfolgende Recht selbst noch aus jener Periode herrühren sollte.

Alle diese Regeln werden aus dem allgemeinen Grundsatz abgeleitet, durch hinzugefügte Erläuterungen gegen Mißverständnisse gesichert und auf

die wichtigsten Verhältnisse, worüber die Bestimmungen des Code von den alten Gesetzen abweichen, angewendet, um dadurch nicht nur den oben aufgestellten Grundsatz in seiner erschöpfenden Allgemeinheit darzustellen, sondern auch die Entscheidung der meisten practischen Fragen zu erleichtern. Unter den vom Verfasser mit Sparsamkeit vorgeschlagenen Modificationen der Regeln, sind die Erhaltung der inscribirten Hypotheken und ihres Vorrangs, die Vorschläge über baldige Entfernung der gesetzlichen Gütergemeinschaft unter den Ehegatten, die Erhaltung der seit Einführung des Code noch nicht in andere Hände gekommenen Fideicommissse und die Einschränkungen der Schwängerungsflagen, die wichtigsten.

### Paris.

*Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux-arts &c. par C. P. Landon. Seconde Collection. Partie ancienne. Tome premier. 1810. in Octav.*

Mit diesem, dem Hrn. Grafen Andreossi gewidmeten Werke, erfüllt der Verf. sein Versprechen, indem er die noch unedirten Malereien des Napoleonischen Museums und die von der Französischen Armee in den Jahren 1805 und 1806 erbeuteten Kunstfachen, in einfachen, aber reinen, und deutlichen Umrissen ans Licht stellt. Er selbst gibt den Inhalt seines Werks mit folgenden Worten an: "La premiere section (partie ancienne) de cette seconde collection des annales du Musée fera connoître ces nouvelles richesses. Elle offrira aux amateurs des beaux-arts des productions non moins dignes de leur attention

que celles que nous avons publiées précédemment. Cette section ne contiendra que des ouvrages d'une date antérieure à l'école actuelle. La seconde section (Partie moderne) sera spécialement consacrée aux productions nouvelles. Et tous les deux ans, un nouveau volume fera connaître les principaux objets de l'exposition publique au Salon du Louvre: ainsi, d'année en année il paraîtra alternativement un volume d'ouvrages anciens et un volume de productions nouvelles." So lobenswerth dieß Unternehmen ist, so wünschte Rec. dennoch, daß es dem Hrn. Landon beliebte, bey jedem erbeuteten Gemählde den Ort zu nennen, wo es vor Zeiten sich befunden hat. Dem Zweck unserer Anzeigen gemäß, nennen wir nur die Hauptwerke. Pl. 7. Der Triumph der Diana, eine Emaillemahlerey, die von dem berühmten Leonard Limosin herrühren soll. Pl. 41. Adam und Eva, in Lebensgröße von Giorgione. Ein vortreffliches Gemählde, das, wenn Rec. sich nicht irrt, ehemahls in der Galerie zu Salsdahlum bewundert wurde. Aus eben derselben Galerie ist unstreitig Pl. 71. Adam und Eva, von Vanderwerff genommen worden. Pl. 17. Ein Basrelief, das nach der Meinung des Verf. die Schmiede des Vulcan vorstellen soll. Die Hauptfigur scheint Vulcan zu seyn, der an der Rüstung des Aeneas arbeitet. Er sitzt in einer Sclaventunica ohne Aermel, hat aber keine spitze Mütze auf dem Haupt. Zu seiner Rechten liegen auf einem Piedestall ein Schwert und ein Küras. Er arbeitet an einem Schilde, das ihm ein Cyclop hält, der aber eher einem Faun ähnlich sieht, und sogar einen Schweif hat. Dem Beschauer zur Rechten scheint ein anderer Cyclop an einem

Beinharnisch zu arbeiten, so wie noch ein anderer, mit einem Bart und einer Mütze auf dem Kopf, mit einem Helme sich beschäftigt. Hinter ihm steht ein Jüngling, der ihm die Mütze vom Kopfe reißen will. Nach dem Verf. ist dieß Cupido → "qui surveille l'ouvrage, se cache derrière une porte, et s'amuse à enlever le bonnet du plus vieux des cyclopes." Diese Erklärung wollen wir auf ihrem Grunde beruhen lassen. Die Statuen Pl. 6, 10, 44, 46, 50, 54 und 66 gehören zu der Sammlung, die ehemahls zu Berlin sich befand, unter dem Nahmen der Familie des Encomedes bekannt ist, und dem Hrn. Levezov den Stoff zu einer gelehrten Abhandlung (Berlin, 1804) dargeboten hat. Sie sind fast sämmtlich von den Gebrüdern Adams restaurirt worden.

Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux-arts &c par C. P. London. Seconde Collection. Partie ancienne. Tome second. 1811. In Octav.

Die Zuschrift ist an den Hrn. General Baron von Pommereuil gerichtet, der durch mehrere Werke über die Mittel, den Flor der Künste in Frankreich zu befördern, sich berühmt gemacht hat. Dieser Band enthält, nach der Versicherung des Verf., den Rest der Mahlerereyen, den die glorreichen Französischen Waffen in den Jahren 1806 und 1807 erbeutet haben, und mehrere Bilder der großen Galerie, die, wegen der Stellen die sie einnehmen, noch nicht mit Bequemlichkeit copiert werden konnten. S. 29 ff. ist ein großes Stück aus Winkelmanns Geschichte der Kunst, und zwar das Technische der Kunst unter den Griechen betreffend, eingerückt worden. Pl. 25. Die Leda von

**Correggio.** Den Kennern der Kunstgeschichte wird es nicht unbekannt seyn, daß die prächtige Gemäldesammlung der Herzöge von Mantua, bey der Erstürmung dieser Stadt im Jahre 1630, von den Kaiserlichen Truppen, unter der Anführung des Generals Colalto, geplündert wurde. Die Gemälde kamen nach Prag, und als diese Stadt im Jahre 1643 dem Grafen von Königsmark sich ergeben mußte, wurden sie nach Schweden geschickt. Von hier nahm sie die Königin Christina mit sich nach Rom; nach ihrem Tode aber geriethen sie durch Erbschaft in mehrere Hände, bis sie endlich der Herzog Regent an sich brachte, indem er die Summe von 90000 Scudi oder 135000 Rthl. dafür bezahlte. Einer der nachfolgenden Besizer verstümmelte aus falschem Religionseifer das Gemälde, die Leda vorstellend, indem er den Kopf derselben abschnitt, den ein Herr Deslyen wieder mahlen mußte. Nun kam das Bild an den König von Preußen, und durch die letzten Ereignisse an das Kaiserliche Museum zu Paris, dessen General-Director, Herr Denon, den Kopf von neuem durch den Hrn. Prudhon ergänzen ließ. Man vergleiche, was über die Schicksale dieses merkwürdigen Bildes in Fiorillo's Geschichte der Malerey, B. II. S. 279 ff. gesagt worden ist. — Außer dem heil. Romualdus, von Andrea Sacchi, besigt das Kaiserliche Museum noch ein Meisterstück von ihm, nämlich das Wunder des heil. Gregor des Großen, das ehemahls zu Rom gemalt wurde. S. Pl. 41. Es ist in einem höchst einfachen Styl gearbeitet, aber unstreitig ein bewundernswürdiges Kunstwerk. Unter den zahlreichen Italiänischen Malereyen, die wir hier nicht alle aufzählen können, verdient noch das schöne Gemälde von Federico Barozzi



320 G. g. N. 32. St., den 24. Febr. 1814.

genannt zu werden, das man ehemahls zu Rom in Santa Maria in Ballincella aufbewahrte, und das den Besuch der heiligen Jungfrau darstellt. S. Pl. 46. — Man findet ferner in diesem Bande einige Arbeiten von N. Poussin, Bartolomeo Biscaino, den Procaccini's, Francesco Raibolini, genannt Francia; Dominichino, Raphael u. s. w. Unter den Statuen sind die meisten aus der Villa Borghese. — An diesen Band schließt sich die *Galerie Giustiniani* an, von der bereits in diesen Anzeigen vom Jahre 1812. S. 1891 geredet worden ist.

### Sena.

Die im Nahmen der Universität von Herrn Geh. Hofrath Heinrich Karl Abraham Eichstädt gefertigte *Memoria* des am 19 May 1813 zu Weimar verschiedenen Geh. Regierungsraths Christ. Gottl. von Voigt verdient eine Anzeige, wegen des würdigen Mannes, dessen Andenken darin nach Verdienst geehret wird, (geb. 1774 am 27. August zu Altstett oder Altstädt im Weimarischen), wegen der rührenden Theilnahme der ganzen Universität an der Trauer, in welche der Verlust eines solchen Sohns den ehrwürdigen Greis, ihren vieljährigen hochverdienten Curator, gesetzt hat, und wegen des Verf. guten Sprache und Ausführung. Sehr zu empfehlen ist die hier beobachtete Sitte, einen Stammbaum der Familie beizubringen, und die Anspielungen im Texte, die oft gelehrter Art oder doch nicht jedem gegenwärtig sind, nach Wyttenbachs Vorgange in seiner *Biographie von Ruhnkentius*, zu erläutern.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1814.

Königsberg.

Bei Nicolovius: Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit, von Christian Jacob Kraus, öffentl. Lehrer der pract. Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg, nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerwaldt, Geh. Staatsrath u. s. w. Erster Theil. 1809. XXXIV und 254 S. Zweyter Theil. XVIII und 329 S. in Octav.

Zu den Schriften, deren Anzeige in unsern Blättern sich zufällig verspätet hat, gehören die vor uns liegenden und einige andere des verstorbenen Königsbergischen Professors Kraus. Sie sind auch gesammelt unter dem gemeinschaftlichen Titel: Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände von C. J. Kraus, herausgegeben von Hrn. v. Auerwaldt. Die beiden ersten Bände dieser Sammlung, die ebenfalls mit einem besondern Titel versehen sind, werden von einer andern Hand angezeigt werden. Die encyclopädischen Ansichten, die wir hier vor uns haben, machen in der Sammlung jener vermischten Schriften den dritten

R (2)

und vierten Band aus. Mit Vergnügen lernt man durch sie einen hellen und vielseitig gebildeten Kopf, der sich um die Wissenschaften auf mannigfache Art verdient gemacht hat, nach seinem Tode genauer kennen. Wie es gekommen, daß der Verfasser, in Königsberg einer der beliebtesten Lehrer, bey seinem Leben als Schriftsteller nicht sehr bekannt geworden ist, klärt die Vorrede von Hrn. Sävern zum Theil auf, zum Theil läßt es sich auch aus der Form dieser Schriften errathen. Der Verf. scheint zu sehr mit der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse und mit der Verbreitung derselben durch mündliche Lehrvorträge beschäftigt gewesen zu seyn, um sich zur Autorschaft die Zeit zu nehmen, deren er bedurft hätte, sich selbst Genüge zu thun. Merkwürdig ist schon die Verbindung eines Haupttheils der eigentlichen Philosophie mit den Cameralwissenschaften in den öffentlichen Functionen eines academischen Docenten. Die Vorrede gibt darüber weitere Auskunft. Kraus stand als selbstdenkender Kopf und als Professor in einem eigenen Verhältnisse zu Kant. Beide vorzüglichen Männer theilten den größten Beyfall der Zuhörer; beide arbeiteten gewissermaßen einander in die Hände. Jeder von ihnen achtete und lobte den andern, und schickte ihm seine Zuhörer zu; aber so bald beide in persönliche Berührung kamen, konnten sie sich nicht mit einander vertragen. Eine solche concordia discors hat nun gerade nichts befremdendes, wo bey gegenseitiger Anerkennung verwandter Verdienste auf der einen Seite ein entschiedenes Uebergewicht des philosophischen Tiefsinns, auf der andern eine geistvolle Polyhistorie ist, die auch die Philosophie umfaßt. Aber man lernt doch aus dieser kleinen biographischen Notiz, wie der Geist der nachgelassenen Schriften eines so vielseitig gebildeten Mannes auch im practischen Leben sich kund that. — Wir wollen hier nicht wiederholen, was sich dafür

und dagegen sagen läßt, daß Vorlesungen über eine Encyclopädie aller Wissenschaften auf Universitäten gehalten werden. Aber daß eine gewisse Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit im Denken und Lernen durch solche Vorlesungen veranlaßt werden kann, ist nicht zu läugnen. Selbst diese Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines würdigen Mannes bestätigen es. Bey der Durchsicht dieser Papiere glaubte man, wie billig, nur dasjenige dem Publicum vorlegen zu müssen, was nicht gar zu compendiarisch ausgearbeitet war, und auch außerhalb eines academischen Auditoriums ein Interesse haben kann. Die encyclopädischen Ansichten des Verfassers, so weit wir sie aus diesem Buche kennen lernen, beschränken sich also auf eine allgemeine Einleitung in diese Studien, und auf einen Abriß der philologischen, ästhetischen und historischen Wissenschaften. Die Besorgung des zweiten Theils, der sich mit den historischen Wissenschaften beschäftigt, hat Herr Prof. Müllmann übernommen. So gut nun ein solches Buch aus Collegienheften gemacht werden konnte, ist dieses allerdings ausgefallen. Das Interessanteste dabei bleibt aber doch, daß man den Verfasser selbst daraus näher kennen lernt; denn die Stelle eines eigentlichen Compendiums für Anfänger kann es nicht vertreten; und für den gebildeten Gelehrten kann es, seiner Natur nach, wenig Neues enthalten. Characteristisch erscheint hier erstens die systematische Genauigkeit, mit der alles, was zur Sache gehört, durch Abtheilungen und Unterabtheilungen bis ins vierte und fünfte Theilungsglied, und zuweilen noch tiefer hinab, gleichsam erschöpft und in einen Rahmen gefaßt werden soll. Werden dürfen wir fragen, die deutschen Gelehrten noch lange an solchen Tabellen hängen, in die sich doch unvermeidlich die Willkür mischt, und die eben deswegen nichts erschöpfen, weil sie nicht selten da,

wo sie allumfassend seyn sollen, nur einseitige Ansichten systematisch darstellen? Ist die Wissenschaft bey andern Nationen nicht so gut berathen, als in Deutschland, weil außer den Deutschen Professoren fast kein Gelehrter auf eine solche Art systematisirt, daß kaum Zahlzeichen und Buchstaben genug aufzufinden sind, um die disjunctiven Zerspaltungen so weit zu treiben, als der Blick nur reichen will? Doch die Deutschen sind nun einmahl ausgezeichnete systematische Köpfe; und jede Nation behalte immerhin ihre unschädlichen Eigenheiten. Bey dem Verfasser hat das sichtbare Wohlgefallen, das er am disjunctiven Fachwerk gefunden, glücklicher Weise nicht die freye Aussicht in das Gebiet der Materialien verbauet. Dieß zeigt besonders die treffliche Einleitung, wo der wahre Zweck einer Generalcharte der Wissenschaften auseinander gesetzt, und die falsche Polnhistorie, die nur eine vielseitige Stümpererey ist, von denjenigen Kenntnissen abge sondert wird, die jeder Gelehrte haben sollte, der über sein Fach hinaussehen und von dem Zusammenhange aller Wissenschaften einen liberalen und würdigen Begriff haben will. Aber hier zeigt sich auch sogleich das Precäre aller Generalcharten der Wissenschaften, denen kein bestimmtes System der Philosophie zum Grunde gelegt werden sollte. Denn wie soll man die verschiedenen Arten des menschlichen Wissens anders, als oberflächlich, unterscheiden lernen; wenn man nicht durch eigentlich philosophische Studien verstehen gelernt hat, was rationale, und was empirische Kenntnisse sind, und wie beide, nach verschiedenen Vorstellungsarten, sich zu einander verhalten? Eine Hauptsache bey dem Unterrichte in der Encyclopädie der Wissenschaften bleibt doch diese, daß der Lernende sich gewöhne, Meinungen nicht auf Glauben anzunehmen. Aber nach welchem nicht auf Glauben angenommenen Princip soll man denn die Wis-

fenschaften systematisch ordnen, wenn man von keinem System der Philosophie ausgeht? Der Verf. theilt alle menschliche Kenntnisse ein in Sprachkenntnisse und Sachkenntnisse. Dagegen ist vorläufig nichts zu erinnern. Der schlichte Menschenverstand gibt diese Eintheilung an die Hand; und wer ihr folgt, der kann gemeinnützig, mit dem Verfasser, die philologischen Kenntnisse an die Spitze der übrigen stellen. Aber erhält man nun auch eine richtige Ansicht von der Aesthetik, wenn man diese Wissenschaft, mit dem Verf., als eine Schwester der Philologie behandelt? Was haben die tiefer eindringenden Untersuchungen, von denen die Wissenschaft des Schönen ausgeht, und nach denen sie sich über alle schönen Künste, nicht bloß über die schöne Litteratur, verbreitet, mit der Philologie gemein? Welcher Platz der Aesthetik in der Reihe der Wissenschaften angewiesen werden soll, ist freylich nicht ganz leicht auszumitteln. Aber nicht geringere Schwierigkeiten zeigen sich bey einer richtigen Vertheilung der vom Verf. so genannten Sachkenntnisse. Er theilt diese Sachkenntnisse, wie gewöhnlich geschieht, in natürliche oder freye und in positive Wissenschaften ein. Da bleiben denn unter der letzten Rubrik allerdings die positive Theologie und die positive Jurisprudenz nach alter Art nachbarlich beisammen stehen. Aber ist denn, wenn wir die Sache genauer betrachten, das Anerkennen des Positiven in diesen beiden Wissenschaften ein eigentliches Wissen? Werden nicht diese Wissenschaften erst dadurch zu eigentlichen Wissenschaften, daß sie dem blinden Anerkennen des Positiven durch Philosophie, Philologie und Geschichte eine wissenschaftliche Bildung geben? Ist es nicht rathsam, in einer Encyclopädie der Wissenschaften hierauf aufmerksam zu machen? Doch die freyen Wissenschaften kommen natürlicher Weise bey dem Abfassen einer solchen Encyclopädie vorzüglich in Betracht. Die theilt nun

der Verf. ab in historische und rationale; die rationalen wieder in mathematische und philosophische; die philosophischen in reine und empirische Philosophie; und zu den empirisch-philosophischen Wissenschaften zählt er auch die physicalischen, unter ihnen sogar die Medicin. Wir haben kaum nöthig aufmerksam darauf zu machen, wie vieles sich gegen diese Eintheilung einwenden läßt, und wie leicht sie besonders von Anfängern mißverstanden werden kann. — Von den philologischen Wissenschaften und ihrem ganzen Umfange gibt der Verf. eine sehr gute Ansicht. Bey der Erklärung der Entstehung der Sprachen ist aber nicht gezeigt, warum die Bezeichnung der Begriffe zum Mechanismus des Denkens gehört und deswegen von dem Denken nicht zu trennen ist. Unter den speciellen Notizen in diesem Kapitel findet sich manche Uebereilung. Ueber die Celtische Sprache wird bemerkt, sie sey vielleicht einerley mit der alten Gallischen, und werde jetzt von den Hochländern im nördlichen Schottland, von den Kymri in Wales und in Niederbretagne (im Text steht Basbretagne statt Basse Bretagne) gesprochen; auch das Irländische sey damit verwandt. Aber Hochschottisch (Galic) und Irländisch ist fast ganz dieselbe Sprache; das Kymri aber in Wales und Niederbretagne ist von dem Hochschottischen und Irländischen sehr verschieden. Wie es zugehe, daß die Persische Sprache einige Aehnlichkeit mit der Deutschen hat, erklärt der Verf. daraus, daß die Perser mit Parthern vermischt gewesen; und diese, sagt er, waren vielleicht Deutsche. Solche Stellen sollten doch keinem Gelehrten entschöpfen, der eine Encyclopädie dieser Sprachwissenschaften vorträgt. Ebenso ist bey den Bemerkungen über die Aegyptischen Hieroglyphen nichts von den neueren Untersuchungen zu sehen; durch welche ziemlich gewiß geworden ist, daß der Schlüssel zu jenen Hieroglyphen in der

historischen Tradition vorhanden gewesen ist, also verloren gehen mußte, als diese ausstarb. Zu den vorzüglichern Partieen des Werks gehört, was über den Werth des Studiums der alten Classiker gesagt ist. Aber was soll man sagen zu Stellen wie S. 132: „Die Französische (Sprache) erhielt von den Griechen schon sehr frühe Bildung in Marseille“? — Ueber die Schwedische Sprache wird bemerkt, sie sey erst seit der Stiftung der Academie der Wissenschaften wieder zu ihrer natürlichen Reinheit gelangt. Ist damit etwa die von Gustav III. gestiftete Vitterhets-Academie gemeint? Diese ist eine Academie der Schwedischen Sprache und schönen Litteratur, und von der Schwedischen Academie der Wissenschaften ganz verschieden. Doch genug dieser Kleinigkeiten, die wir nur hervorgehoben haben, um durch einige Beispiele zu zeigen, wie das encyclopädische Studiren auch einen so vorzüglichen Kopf zur Flüchtigkeit verführen konnte. — Mit vielem Fleiße ist, was die systematische Genauigkeit betrifft, die encyclopädische Darstellung der schönen Künste und Wissenschaften abg. faßt. Aber auch hier zeigt sich, welcher ein großer Unterschied zwischen systematischer Genauigkeit und Gründlichkeit ist. In den ersten Grundsätzen der Aesthetik folgt der Verf. meistens der Kantischen Critik der Urtheilskraft, aber ohne Beweis. Die Vollkommenheit des Geschmacks findet er in Feinheit oder Delicateffe, und Richtigkeit oder Correctheit. Die schönen Künste sind eingetheilt in zeichnende, bildende und — ordnende. Was über die einzelnen schönen Künste gesagt wird, ist kaum oberflächlich. Das beste in diesem ganzen Abschnitte ist das Kapitel über den Styl in der prosaischen Redekunst. — Der zweyte Theil des Werks gibt von den historischen Wissenschaften im Ganzen eine gute Uebersicht, mit vielen Abtheilungen in der Form von AB, ab, aa, bb, u. s. w.



aber ohne neue Ansichten, bis die Reihe an die Religionsgeschichte kommt. Da finden sich mehrere bemerkenswerthe, wenn gleich noch sehr der Critik bedürftige Gedanken über den Ursprung der Religionen, ihr Verhältniß zur Sittlichkeit, u. s. w. Aber wozu dann im Kapitel von der Chronologie die speciellen Anweisungen zur Berechnung der Epacten, und sonst noch Manches der Art, z. B. einen immerwährenden Kalender zu machen? Sind diese Dinge im Verhältnisse zum Ganzen des menschlichen Wissens so wichtig, daß sie in einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften, wo so vieles Wissenswürdige kaum berührt wird, eine besondere Exposition verdienen? Und für welche Classe von Lesern sind diese speciellen chronologischen Lehren, die sich längst in andern Büchern finden, hier aus den Collegienheften des Verf. abgedruckt? — Angehängt ist diesen encyclopädischen Ansichten eine academische Gelegenheitsrede, über die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlechte, aus dem Lateinischen des Verf. übersetzt; eine der klarsten und verständigsten Beantwortungen dieser so oft aufgeworfenen und so verschieden beantworteten Frage; zwar eben so wenig befriedigend, wie ähnliche philosophisch-historische Demonstrationen, die uns überzeugen sollen, daß die Menschheit nicht an intensiver Bildung verliere, was sie an extensiver gewinnt; aber doch in jeder Hinsicht eine lesenswerthe Abhandlung. Sie hätte wohl schicklicher in die Sammlung der philosophischen Schriften des Verfassers aufgenommen werden können, die wir nächstens anzeigen werden, und durch die man ihn als talentvollen und selbstdenkenden Kopf weit besser kennen lernt, als aus den hier angezeigten encyclopädischen Ansichten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 26. Februar 1814.

Paris.

De l'Allemagne. Par Mad. la baronne de Staël-Hollstein. Erster Band, 353 Seiten; zweyter, 387; dritter, 417, in Octav. 1810; bey H. Nicolle.

Bloß durch unbestimmtes Hörensagen kannte man seit drey oder vier Jahren das Daseyn dieses in allerley Hinsichten merkwürdigen Werkes der Frau von Staël. Es wurde im Jahre 1810 in Paris gedruckt. Zufolge des damahls eben erschienenen Decrets über die Einschränkung der Pressfreiheit, mußten die Bogen, einer nach dem andern, zur Censur eingereicht werden, welche viele Stellen unterdrückte, doch aber nach Ausmerzung dieser Stellen die Erscheinung des Buchs zuließ. Allein ehe noch ein Exemplar ausgegeben war, ließ plötzlich der Polizy-Minister, General Savary, die ganze (10,000 Exemplare starke) Auflage einziehen, zerstampfen und vernichten. Correctur-Bogen, Manuscript u. s. w. wurden ebenfalls streng abgefordert und zerstört. Eine Pappenmasse, 600 Franken an Werth, die nach der Zerstampfung

£ (2)

übrig blieb, war die einzige Entschädigung, die dem Verleger zu Theil ward. Auf die Anfrage der Frau Verfasserinn (die damahls vierzig Stunden von Paris auf einem Landgute an der Loire sich aufhielt), was der Grund dieses Verfahrens sey? antwortete ihr der Polizey=Minister: "Ihr Werk ist kein Französisches — so weit ist es noch nicht mit uns gekommen, daß wir unter den vor Ihnen bewunderten fremden Nationen Vorbilder suchen." Also, weil das Werk eine fremde Litteratur und Denkart (und zwar die Deutsche!) mit Liebe und Gerechtigkeit darstellte, mußte es in Frankreich verboten, ja sogar vertilgt werden. Ein herrliches Mittel sich über Sitten und Ansichten anderer Völker zu unterrichten! Dieß sieht, am gelindesten gesagt, etwas Japanisch und Chinesisch aus, und steht in einem sonderbaren Widerspruche mit der Meinung die der ehemalige General Bonaparte, in einem Brief an den Präsidenten des Nat. Instituts, vom 6. Nivose, Jahr VI. (29. Dec. 1797) äußerte: "La vraie puissance de la République française doit consister désormais à ne pas permettre qu'il existe une seule idée nouvelle. qu'elle ne lui appartienne." (So vermag eine Reihe von dreizehn Jahren Gestimmungen zu ändern!) — Doch vor der völligen Vernichtung des schrecklichen Buchs, das in Frankreich einige gefährliche, verhaßte Deutsche Ideen einzuführen drohete, wurden mit großer Gefahr ein Paar Exemplare gerettet, von welchen Eines, durch einen glücklichen Zufall, in unsere Hände gekommen ist, und uns in den Stand setzt, unsern Lesern Kenntniß davon zu geben. Freylich, nachdem die Frau Verfasserinn sich nach England gerettet, hat sie das Werk in London wieder drucken lassen, und zwar mit einer Vorrede und Noten, die in der Pariser Ausgabe fehlen; sowohl als

mit Ergänzung derjenigen Stellen, die die Pariser Censur unterdrückt hatte. Von dieser neuen Ausgabe ist aber noch nichts auf dem festen Lande angekommen. Bey der Einrichtung des Englischen Buchhandels und dem hohen Preise der Englischen Bücher, werden auch schwerlich viele Exemplare eingeführt werden. Eine Deutsche Uebersetzung wird indeß angekündigt.

So viel von den merkwürdigen Schicksalen des Buches. Nun noch ein Wort von seiner Entstehung. Im Jahre 1803, im October, mußte die Frau v. Staël Frankreich verlassen. Sie wählte sich Deutschland zum Orte ihres Exils. Veranlassung dazu war die ihr seit einiger Zeit hochgepriesene Cultur der Deutschen, die sie näher kennen zu lernen wünschte. Sie ging nicht dahin ohne von Freunden, wie W. v. Humboldt, Jacobi, Ramdohr, Stapfer, Constant, u. a. vorbereitet zu seyn, ohne das wenige gelesen und benutzt zu haben, was in neueren Zeiten von Einigen über Deutschlands Geist und Litteratur geschrieben war. Auch für den Verfasser dieser Anzeige ist es eine erfreuliche Erinnerung, der gewesen zu seyn, der, nach den eigenen Worten der geistreichen Frau, sie zuerst in das Heiligthum Deutscher Geistes-Cultur einführte, und ihr die Schätze desselben offenbarte. Eine unglaubliche Schwung- und Fassungskraft, eine seltene Erhabenheit der Ansichten, und ein für die Deutschheit offenes und sympathisches Gemüth machten dieses Vorbereitungsgeschäft freylich höchst leicht und gedeihlich. (Frau v. Staël hat oft die Bemerkung selber gemacht, daß da sie eine Genferin und Reformirte wäre, sie nicht dieselbe Eingeschränktheit und Verschrobenheit gegen fremde Ideen hätte, wie sonstige Pariser und Pariserinnen.) So ging denn die

Reise nach Deutschland vorwärts: sie sah Frankfurt, Weimar, und vorzüglich Berlin, wo sie den Winter zubrachte. (Auf einer andern Deutschen Reise, ein Paar Jahre darauf, sah sie auch München und Wien.) Im folgenden April berief sie die Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod ihres berühmten Vaters, Hrn. Necker, zu Coppet, nach der Schweiz. Dort setzte sie ihr angefangenes Studium der Deutschen Litteratur fort, umringt oder oft besucht von Deutschen, A. W. Schlegel, Werner, Oehlenschläger, Fr. Schlegel, und andern Gelehrten, sowohl als von mehreren Deutschen geistreichen Frauen. Drey oder vier Jahre blieb sie, besonders unter Anleitung A. W. Schlegel's, bey dieser Beschäftigung, und bey der Abfassung des hier angezeigten Werks. Mit solchen Hülfsmitteln, und ausgerüstet mit Scharfsinn und andern nur ihr allein in so seltener Verbindung verliehenen geistigen Gaben, drang sie allerdings sehr tief ein, und ward gleichsam einheimisch in manchen Gegenden der Deutschen Litteratur und Poesie. Mit der eigentlichen Philosophie einerseits, und mit den häuslichen Sitten der Nation auf der andern Seite, hat es ihr nicht so völlig gelingen wollen. Beides erklärt sich leicht. Um das Gähren und Wogen der philosophischen Speculation in Deutschland, seit etwa drey Decennien, recht zu würdigen und darstellend zu characterisiren, muß man, möchte Rec. behaupten, nicht nur ein ernstes Studium daraus gemacht, sondern diese Periode selbst mit durchlebt haben, so daß sie im eigenen Geiste von ihren ersten Anfängen an sich entwickelte. Ueberdies enthält diese große philosophische Evolution zu viel Männliches, um selbst von dem höchsten weiblichen Verstande, auch nur historisch, vollkommen gefaßt zu werden. — Was

die prunklosen, einfachen, häuslichen Sitten der Deutschen betrifft, so war wiederum die berühmte Verfasserinn vielleicht durch lange Gewohnheit zu sehr befangen, um die Bedeutung, die Beziehung jener Sitten, und ihren innigen Zusammenhang mit dem gesammten innern und äußern Leben der Nation einzusehen, und aus sich selbst, nicht in Vergleichung mit der fremden Erscheinung anderer Sitten, wie es hier meistens geschieht, zu schätzen.

Das Werk selbst also zerfällt in vier Hauptabtheilungen, wovon jede mehrere Kapitel hat: I. Von Deutschen Sitten. S. 9 – 193 des ersten Bandes (die acht ersten Seiten enthalten treffliche *Observations générales*). II. Litteratur und Kunst, das übrige des ersten Bandes und den ganzen zweiten. III. Philosophie und Moral, S. 1 – 206 des dritten Bandes. IV. Religion und Enthusiasmus, die 150 letzten Seiten.

Was die erste Abtheilung betrifft, so hat Rec. schon überhaupt sein Urtheil von der Art und Weise der Frau v. Staël, Deutsche Sitten zu beobachten, oben ausgesprochen. Es wäre ein widriges Verfahren, der berühmten Frau, Wort für Wort, Ansicht für Ansicht kritteltnd zu folgen, und spitzfindig mit ihr zu rechten. Es sey genug, die Richtung des Ganzen überhaupt an gegeben zu haben. Irren würde man auch sehr, wenn man bitteren Tadel, oder überhaupt nur Tadel der Deutschen Sitten darin zu finden meinte! Wenn getadelt wird, geschieht es mit einer Schonung, gleichsam mit einer Vorliebe, die den Tadel sehr mildert. Vieles wird gelobt, und in schönem Lichte gezeigt. Doch wir müssen gestehen, Schonung sowohl als Lob werden gewöhnlich eher mit Wohlwollen als mit Einstimmung vorgetragen, eher mit einer vornehmen Gutmüthigkeit und Rücksicht, als mit aufrich-

tigem Ernste ausgesprochen. Es klingt im Grunde ungefähr so: Die guten Menschen! man muß sie doch lieben und schätzen, ungeachtet ihrer kleinen Unbeholfenheiten. Mehr werth sind sie in der That, als sie eigentlich scheinen, u. dergl. Besonders auf die Feinheit des geselligen Umgangs, des Tons und auf den Geist der Unterhaltung, (es gibt darüber in diesem ersten Theil eigene Kapitel), legt die Frau v. Staël unbeschreiblich viel Gewicht, so wie auf die Französische Amabilité, von welcher sie freylich, nebst vielen höheren Eigenschaften, als das vollkommenste Muster anzusehen ist. Kurz, ihr Urtheil trifft so ziemlich zusammen mit dem des Grafen Orenstierna. im zweyten Band seiner *Pensées diverses*, wo er von dem Deutschen sagt: "C'est un tonneau qui contient plus qu'il ne parait, et un homme qui sait plus qu'il ne saurait exprimer. J'y ajoute, un homme d'honneur et de probité." Nach der einmahl angenommenen Eigenthümlichkeit der Frau v. Staël, konnte ihrem Blick auch freylich die Deutsche sittliche Art und Weise nicht anders erscheinen; und der Vorwurf des Hrn. Polizey-Ministers, daß ihr Werk kein Französisches sey, scheint in dieser Rücksicht doch etwas ungerecht zu seyn. Manches treffliche sonst in diesem ersten Theil muß selbst gelesen werden; so wie über die äußere Ansicht von Deutschland, über Wien und Berlin, über Deutsche Universitäten. Kap. 19, eine sehr schöne durchdachte Lobrede des wackeren Pestalozzi, und Widerlegung einiger ungerechten Vorwürfe gegen dessen Methode, u. s. w. Dann die reizende Beschreibung eines Nationalfestes der Schweizer zu Interlaken (die Stapfer schon in seinem *Voyage pittoresque de l'Oberland* hat abdrucken lassen); und das Alles mit der der Verf. eigenen Manier

gedacht, in eine feurige, beredte Sprache eingekleidet, mit feiner Beobachtung, überraschenden Zusammenstellungen, woben ein sanftes, erwärmendes Licht aufgeht, und Meteor-artig sich in die melancholische Wolken des stillen Fantasiens verliert. — Wie dieses aber, in unsere Deutsche Sprache übertragen, aussehen wird, kann sich Nec. noch nicht recht vorstellen. Es will durchaus, nach seiner Meinung, in der Originalsprache gelesen werden.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir ein Haupturtheil der Frau v. Straël über die Deutschen noch anführen, welches oft und unter verschiedenen Formen in diesem ersten Theil ihrer Schrift sowohl als in den folgenden (auch in anderen Schriften von ihr) vorkommt, und welches sie sogar oft mündlich wiederholte: daß nämlich die Deutschen 1) wenig oder gar keinen practischen Sinn hätten; daß sie sich bloß mit Theorien beschäftigten, ohne sich um Anwendung oder Resultate zu bekümmern (besonders in Ansehung der Politik): 2) daß sie keinen reellen Vereinigungspunct hätten, kein gemeinschaftliches Interesse: 3) daß sie auch deswegen keine Nation bildeten. — In der Nähe gesehen, machen diese drey Puncte, zumahl in der Meinung der Verf., einen einzigen aus. Wäre die geistreiche Frau nun einen Schritt weiter in der Erforschung des Deutschen Wesens vorgebrungen, so hätte sie in Ansehung des practischen Sinnes bemerkt, wie viele herrliche Institute in Deutschland von jeher entstanden; ferner, daß eine große Anzahl practischer, wissenschaftlicher und nützlicher Erfindungen in der neuern Welt, Deutschen zu verdanken sind; als Vereinigungspuncte zur Nationalität hätte sie wohl Sitte, Geist, Sprache, Denkart und eine herrlich blühende Litteratur.



anerkannt. Es hat sich in der That kräftig und klar genug bewährt, wie eine Nation und ein Vereinigungspunct wirklich da waren, und was Deutsche für Deutsche sind, ungeachtet der Vielheit größerer und kleinerer Staaten, welche die Zweige des großen Stammes bilden. — Schon hat Frau v. Staël selbst das nicht ganz Richtige in ihrem Urtheile, in der neuen Londner Ausgabe öffentlich anerkannt und berichtigt. Hier ihre eigenen Worte; "Ich habe in meinem Werke behauptet, die Deutschen seyen keine Nation; aber wahrlich vor den Augen aller Welt strafen sie als Helden diese Besorgniß Lügen . . . . Vor drey Jahren nannte ich Preußen und die Nordischen Länder die es umgeben, das Vaterland des Denkens; in wie viele herrliche Thaten hat sich dieß Denken nicht seitdem gestaltet! Was die Philosophen in Systeme brachten, geht in Erfüllung, und die Unabhängigkeit des Geistes wird die Unabhängigkeit der Staaten gründen!" Ausdrücklicher und edler kann man nicht einen Irrthum berichtigen.

Der zweyte Theil, *La littérature et les arts*, hat Rec. am meisten angesprochen. Dreyßig Jahre früher erschien das bekante, von Friederich dem Großen geschriebene Werk: *De la Littérature allemande*. (s. Göt. Anz. 1781, S. 26 u. folg.) Eine freylich nicht niederdrückende, aber bisarr- und schmerzlich wirkende Erscheinung für den Deutschen; für den Franzosen hingegen eine höchst willkommene, und der eigentliche Grundstein für alle seine bisherigen Absprechungen über Deutsche Geisteszeugnisse. Zwar braucht der Deutsche nicht mehr, um sich empor zu richten, ein fremdes Urtheil dem schiefen Urtheil Friederichs entgegen zu stellen. Der Franzose aber bedarf dessen desto dringender, um das seinige zu verbessern (falls es ihm möglich

ist). Hoffentlich wird also das Werk der Frau v. Staël dort vieles aufklären und berichtigen, und seinen eigenen wohlthätigen Wirkungskreis finden. Einen Werth anderer Art wird es für Deutschland haben. Einmahl wird sich der weltbürgerliche Sinn der Deutschen darüber freuen, daß irriqe und mangelhafte Begriffe durch bessere ersetzt werden, und eine liberalere Denkart Raum gewinnt. Zweytens wird jedem denkenden Deutschen viel daran gelegen seyn, zu erfahren, wie ein so genialischer Kopf, wie der der edlen Verfasserinn, Deutsche Ideen gefaßt, sich zu eigen gemacht, und darzustellen vermocht hat? Was dieß betrifft, so wird der Leser am häufigsten nicht ohne Bewunderung bemerken, wie treffend und zart zugleich die Verf. den Deutschen Geist im Allgemeinen sowohl als in seinen besondern Erscheinung gewürdigt und empfunden hat; wie sie über ausgezeichnete Köpfe, (Mieland, Klopstock, Lessing, Winkelmann, Göthe, Schiller, Herder, u. a.), über einzelne Geisteswerke, Dichtungen, Romane, geschichtliche Bücher, charakteristische Urtheile fällt, die meistens wahr, oft pikant, neu, überraschend sind, geistvoll und reizend vorgetragen, und nicht selten selbst vollendete Kunstwerke sind. Es muß für jeden Europäer, dem die Deutsche Litteratur bis dahin fremd geblieben ist, der Grund eines günstigen Vorurtheils für dieselbe werden, wenn er den schönen Enthusiasmus, die Begeisterung vernimmt, womit die geistreiche Frau die meisten Gegenstände behandelt, und diese Begeisterung jedem fähigen Leser einzustößen weiß.

Dieß alles geschieht nicht ohne häufige Seitenblicke auf die Englische oder Französische Litteratur, deren beider die Verf. sehr kundig ist; woben denn ein Vorzug hie und da bald den Britten, bald gar den Franzosen unparteyisch eingeräumt wird (so

den letztern im Lustspiel, u. s. w.). Als Hauptvorzüge räumt Frau v. Staël den Deutschen ein, ihre reine Liebe zum Wahren und zum Schönen, um des Wahren und Schönen willen, ihre Originalität, ihre Nichtachtung für conventionelle Regel, für Modeton, und für den Eigensinn eines verwöhnten Publicums; welches aus ihrer isolirten Lage, aus dem Nichtdaseyn einer für ganz Deutschland Ton angehenden Hauptstadt besonders herrührt. Diese Hauptzüge der Deutschen Gelehrten-Republik hat Rec. schon vor funfzehn Jahren 1799, (im Spectateur du Nord, Hamburg, im October- und Novemberheft: *Considérations sur l'état actuel de la Littérature allemande, par un Français.*) im Umriffe geschildert. Es sey ihm erlaubt hier zu bemerken, indem er sich der strengén Anonymität dadurch entäußert, daß er schon damahls mit dem Plan umging, ein umfassendes Werk über Deutschlands Litteratur für Frankreich zu verfertigen, und daß er sogar dachte, es bald zu Stande bringen zu können. Je näher er aber zu rücken glaubte, je weiter dehnte sich sein Horizont aus; sein Ziel schien ihm immer weiter hinaus zu weichen, und die Unternehmung ward ihm täglich bedenklicher und schwieriger. Er wagte unterdeß einige partielle Darstellungen in besondern Fächern, und ihre Unvollkommenheiten machten ihn noch zaghafter, und hielten ihn noch mehr ab von der Bearbeitung des unabsehbaren Feldes. Hier findet er einen Theil seiner projectirten Arbeit leicht und anmuthsvoll in Erfüllung gebracht. Was der Mann brütend und schwerfällig einer langen Forschung noch unterwerfen wollte, um es mühsam und fest zu begründen, das hat die geistvolle, nicht um so viele Nebendinge bekümmerte Frau, mit rascher Hand geschickt ausgeführt. So sehr sich Rec. gefreuet hat

bey der Lesung unzähliger Stellen, die verschiedene Gegenstände der Poesie, Litteratur und Kunst betreffend, so viele er auch dieser gelungenen, witzigen, oder rührenden, oder erhabenen Stellen bemerkt und angezeichnet hatte, um sie gehörig anzuführen, so wenig kann er sich jetzt zu der Wahl irgend einer einzigen entschließen, da der Vorzug allen gleichmäßig gebührt, und es ihm versagt ist, eine zu üppige Blumenlese hier auszulegen. Es sey genug, den Geist und die Art des Ganzen angegeben zu haben. Unmöglich auch ist es uns, leider, einen detaillirten Auszug der 32 Kapitel, die diese Abtheilung enthält, zu geben, und diese Kapitel, meistens selbst Recensionen, hier wiederum zu recensiren. Nicht ohne vielfachen Reiz, nicht ohne Belehrung und großen ästhetischen Genuß wird man sie im Buche selbst lesen.

Dritter Theil, *La Philosophie et la morale*. Wenn die Verfasserinn, deren edle Absicht durchaus auf Besserung und Vervollkommnung ihres Publicums hinzielt, schon bey Gelegenheit der Litteratur häufige Vergleichen anstellte, so kann man wohl denken, daß hier, wo die Rede ist von philosophischer Denkungsart, von Grundsätzen einer mehr oder weniger geläuterten Moral, sie keine Veranlassung versäumt, die nichtswürdige, leichte, materialistisch-atheistische Denkart der herrschenden Französischen Schule, ihre grobe sensualistische Lehre, ihren eckelhaften Epicurismus strenge und nach Verdienst zu rügen. Mehrere Kapitel enthalten allein solche Warnungen und Tadel, indem sie für den Augenblick die Darstellung der Deutschen Philosophie fahren lassen; wie z. B. Kap. III. *De la philosophie française*. IV. *Du persiflage introduit par un certain genre de philosophie*. XII. *De la morale fondée sur l'intérêt personnel*.

XXI. De l'ignorance et de la frivolité d'esprit dans leur rapport avec la morale. Andere beschäftigen sich mit älteren und neueren Deutschen Denkern, von Leibniz an, und suchen die Tiefen verschiedener bey uns einheimischer Systeme für Französische Fassungskraft zugänglich zu machen. Ein Kapitel führt die Aufschrift: Kant; ein anderes: Jacobi; ein drittes hat zu thun mit Fichte, Schelling u. a. Untersuchen wollen wir keineswegs, ob die Lehren dieser Denker auf das Richtige hier dargestellt und orthodox gründlich gewürdigt sind; ob ein Stockantianer, z. B., unbedingt zufrieden wäre mit dem, was über Kantische Philosophie gesagt wird, u. s. w. Nein; aber daß hier jeder Akerphilosophie, jeder vererblichen, den Menschen entwürdigenden Moral, kräftig und mit regem Gefühl entgegen gearbeitet wird; daß überall reinere, höhere, das menschliche Herz erhebende, veredelnde, (und zwar von Deutschen Denkern entlehnte) Grundsätze und Ansichten mit Liebe und überzeugender Kraft vorgebracht werden, — darauf kommt es hauptsächlich an; und das findet man hier in reichem Maße. Dadurch wird das Buch, eher als viele didactische Werke, großen Nutzen in Frankreich stiften. Die Frau v. Staël hat dort ein zahlreiches Publicum; ihre Stimme ist zu einer bedeutenden Auctorität gelangt; und bey dem Völkchen an der Seine ist Auctorität recht viel, ja mehr als Recht und Vernunft! Mancher, durch solches Gewicht erschüttert, durch die hinreißende Darstellung, wobey Unwillen, Begeisterung, spielende Ironie, und die der Verfasserinn eigene lebenswürdige Schwermuth abwechseln, angeregt, wird sicherlich in sich gehen, und der Erbärmlichkeit seiner bisherigen Denkart sich schämen.

Der vierte endlich und kürzeste Theil, mit seinen zwölf Kapiteln, setzt dem schönen Ganzen die Krone auf, indem darin von Religion und Enthusiasmus gehandelt wird, als von den zwey hauptgeistigen Eigenschaften der Völker Germanischen Ursprungs. Allerdings hat die scharffsehende und feinfühlende Verf. in dieser Behauptung vollkommen Recht. Das tiefere Germanische Gemüth, in seinem innern Leben, erhebt sich gern zum Ueberfinnlichen, ist für das Ideale vorzüglich empfänglich, und läßt sich leicht von dessen göttlichem Feuer erwärmen. Der Gallier hingegen lebt mehr ein äußeres Leben, und wird bloß warm für Realitäten. Auch wird hier richtig bemerkt, daß in Frankreich mehr Esprit de parti, und in Deutschland mehr Esprit de secte herrsche. Würdig und mit Ueberzeugung redet Frau v. Staët dem Protestantismus das Wort im zweyten Kapitel. Man erkennt hier überhaupt, wie sehr sie ihrer eigenen Meinung treu geblieben ist, und wie sehr sie, frey von fremden Einflüsse, ihre Autonomie behauptet hat. Vielen Stoff zum Nachdenken gibt übrigens diese letzte beherzigungswerthe Abtheilung. Ueber Catholicismus und Mysticismus, über Theosophen, Brüder-Gemeinde u. s. w., wird mit wahrer Einsicht und Milde gesprochen. Seite 292, die rührende Erzählung eines Vorfalls, der der Frau Verf. bey einem Spaziergange auf der Dom-Terrasse zu Meissen begegnete. Das Ganze schließt mit einem Rückblicke auf das von der Verf. so sehr geliebte Land, woraus sie durch eine Tyrannen-Grille verbannt war: "O France, terre de gloire et d'amour! si l'enthousiasme un jour s'éteignait sur votre sol, si le calcul disposait de tout, et que le raisonnement seul inspirât même le mépris

des périls, à quoi vous serviraient votre beau ciel, vos ames vives, vos esprits si brillans, votre nature si féconde? Une intelligence active, une impétuosité savante vous rendraient les maîtres du monde; mais vous n'y laisseriez que la trace des torrens de sable, terribles comme les flots, arides comme le désert." Solche Stellen konnten der hohen Polizei freylich nicht gefallen. Eingetreten ist seitdem die Prophezehung der Seherinn! Verderblich genug ist der Sandstrom gewesen; indessen auch er ist vorüber! — Beym Schluß können wir nicht umhin noch einmahl zu bemerken, wie, klüglicher Weise, Frankreichs Herrscher sich immer vor dem Deutschen Geist, vor dem Deutschen gelehrten Verein gescheuet und gefürchtet hat. In der That, was haben die Mitglieder dieses hohen Vereins nicht gethan und nicht geleistet bey der großen Angelegenheit der allgemeinen Befreyung? Die Geschichte wird es nicht unbemerkt lassen, wie bey einem Volke, das sich allein durch Ideen leiten läßt, die Pfleger und Bewahrer der ideellen Cultur standhaft und emsig das heilige Feuer erhalten und angefacht haben, selbst unter den drohendsten Umständen. Dem fremden Herrscher muß man die Art, von scharfsichtiger Einsicht lassen, daß er dieses Treiben instinctmäßig und dunkel spürte, und darin etwas Unheimliches für ihn missterte. Auch war stets sein wilder Blick auf das Gebäude Deutscher Gelehrsamkeit, was er gern zerstört hätte, unruhig und spähend gerichtet, so wie, nach Racine's Ausdruck, der Blick der Athalie auf Jehovah's Tempel:

“Comme si dans le fond de ce vaste édifice  
Dieu cachait un vengeur armé pour son  
supplice.”

## Berlin.

Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, von J. v. Klaproth, correspondirendem Mitgliede der Königl. Soc. der Wissenschaften zu Göttingen. 1812. 96 Seiten in groß Octav.

Diese Abhandlung ist zwar schon im zweiten Bande der Fundgruben des Orients gedruckt und in diesen Blättern angezeigt worden, sie erscheint hier aber mit so bedeutenden Bereicherungen, daß sie nicht als ein bloßer Abdruck betrachtet werden kann. Außer einigen hinzugekommenen Noten, die meistens das Mantchu betreffen und einzelne Behauptungen des Hrn. Langlès berichtigen, findet sich S. 56 eine Kupfertafel des Uigurischen Alphabets verglichen mit dem Sabischen, S. 61 die von dem Oberpriester Pacba (Paßba) unter Kublai Chan erfundene, aber ihrer Unbequemlichkeit wegen nicht in Gebrauch gekommene Mongolische Schrift, die mit der Tibetanischen Aehnlichkeit hat. Erstere ist besonders merkwürdig, weil sie zuerst die Uigurischen Schriftzüge darstellt, und zeigt, daß diese aus dem Sabischen, nicht, wie man sonst glaubte, aus dem Estrangelo Alphabet entstanden sey. Nur wird der Sprachforscher wünschen, daß der Verf. bemerkt hätte, woher dieses Uigurische und vom Verf. daneben gestellte Sabische Alphabet genommen sey. Jenes scheint er aus der S. 55 angeführten Mongolischen Schrift über die Schreibkunst genommen zu haben, bey deren Erwähnung auf N. VII. der großen Kupfertafel verwiesen wird, wo das nämliche Alphabet mit Vocalen vorkommt. Aber das Sabäische (so schreibt der Verf.) weicht von dem aus den Sabischen Schriften, durch Norberg bekannt gemachten, sowohl in den Figuren einzelner Buchstaben, als besonders in der Bedeutung der Vocale so merklich ab, daß



man an der Zuverlässigkeit desselben so lange zweifeln darf, bis der Verf. seinen Gewährsmann nachweist. Die Figuren die im Norbergischen Alphabet a und u bezeichnen, sind hier, den Consonanten angehängt, wie im Wärtnerschen, o und i; gleichwohl haben r und ʀ (als Consonanten) die gewöhnliche Figur (L, 2) welches sich nicht vereinigen läßt. Auch über die Zeilenstellung der Uigurischen Schrift läßt uns der Verf. im Dunkeln. Nach der N. VI. gegebenen Probe scheinen die Columnen von der linken anzufangen. — Eine Schlußanmerkung handelt von dem Alter der Uiguren als Volk. Nach Sinesischen Nachrichten (denn die des Abulghasi sind widersprechend und mythisch) setzt der Verf. den Anfang der Dynastie um 506 nach Ehr. Auf zwey beygelegten Blättern vertheidigt sich Herr v. Klaproth gegen Hrn Sager, der ihn wegen der im ersten Bande der Fundaruben eingerückten Tafel der Sinesischen Dynastien eines Plagiats beschuldigt hatte, nur mit mehr Bitterkeit als die Sache werth war. Alles wäre durch die einfache Bemerkung vermieden, daß die Tafel aus der gedruckten Sinesischen Geschichte Kang-Kien genommen sey.

### Schwelm.

Von Moriz Scherz 1812: Anfangsgründe für Naturgeschichte zum Gebrauch für höhere und niedere Schulen von Dr J. C. Nischer. (406 S. 8.): geordnet nach einem strengen System; im Thier- und Mineralreich nach Blumenbach, im Pflanzenreich (doch mit Rücksicht auf die neuen Entdeckungen) nach Linné. Der Vortrag ist allgemein faßlich, und von andern ähnlichen Büchern dadurch ausgezeichnet, daß alle drey Naturreiche verhältnißmäßig gleich umständlich abgehandelt sind.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 28. Februar 1814.

Göttingen.

So reich die Türkische Litteratur an historischen Werken ist, so arm ist sie an geographischen von bedeutendem Werthe. Doch war es ihren Kennern nicht unbekannt, daß von Ewlia Mohammed Etendi aus Constantinopel, der unter den Regierungen Murad's IV, Ibrahim's und Mohammed's IV. lebte, eine merkwürdige Reisebeschreibung (Tarichisejjah Ewlia Etendi), aus den Jahren 1631—1656 (Heg. 1041—1066) vorhanden sey, in denen ihr Verfasser die Länder des Osmanischen Reichs in Asien, Africa und Europa durchzogen, und seine Reisen mit einer nach Persien beschlossen hat. Noch aber hat sie kein Europäischer Gelehrter zu benutzen Gelegenheit gehabt; nicht einmahl ein vollständiges Exemplar derselben war irgend einem zu Gesicht gekommen. Endlich ist dem Herrn Johann Argyropulo, vormahligem Osmanischen Minister zu Berlin, gelungen, ein vollständiges Exemplar dieses selbst im Orient äußerst seltenen Werks in einer sehr schönen und wohlerhaltenen Abschrift aufzutreiben, und für die Bibliothek des Hrn. Grafen

M (2)

von Kzewusky anzukaufen. Der Kaiserl. Königl. Hofdolmetscher und Rath, Herr Joseph v. Hammer, correspondirendes Mitglied der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften, hat die Gefälligkeit gehabt, derselben eine kurze Beschreibung des Inhalts dieses merkwürdigen Manuscripts mitzutheilen, aus welcher wir hier das Wesentlichste ausziehen wollen.

Das ganze Werk besteht aus vier Theilen, in zwey großen Foliobänden von 450 und 472 Blättern. Der erste Theil, (für uns nicht gerade der wichtigste,) enthält eine umständliche Topographie von Constantinopel und seinen Umgebungen, in neun Abschnitten. Der zweyte Theil geht über Brussa durch das jetzt so unbekannte Klein-Asien, und ist voll Nachrichten von Gegenden und Orten, die in unsern Reisebeschreibungen und auf unsern Landkarten nicht einmahl dem Nahmen nach vorkommen. Der dritte Theil beschreibt die Wallfahrtsreise, welche der Verf. im Jahre 1058 (Heg., 1648 Ehr.) durch Klein-Asien und Syrien nach Mekka unternahm. Nach seiner Rückkehr ging er mit dem abgesetzten Großwesir, Malek Ahmed Pascha, nach Dejakov, und bey dieser Gelegenheit gibt er in der zweyten Hälfte dieses Theils eine bessere und genauere Beschreibung von Kumili, als sie irgendwo in Europäischen Geographien bisher anzutreffen ist. Da Malek Ahmed Pascha im Jahre 1065 (Heg., 1654 Ehr.) zur Statthaltschaft von Van ernannt ward, folgte ihm Ewlia Efendi als Imam, und beschrieb diese Reise im vierten Theile seines Werks. Die uns mitgetheilte Aufzählung der einzelnen Abschnitte erweckt einen so vortheilhaften Begriff von dem Reichthum des darin verarbeiteten Stoffes, daß man ihn im Auszuge zu erhalten wünschen muß. Wer könnte ihn

mit leichterer Mühe und vollkommener geben, als der Herr von Hammer selbst, dessen große und geläufige Kenntniß der Türkischen Sprache wir sonst schon in diesen Blättern zu rühmen Gelegenheit hatten (Jahrgang 1812. S. 1076—1080).

#### St. Gallen.

Hey Huber und Comp.: Höchst wichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Litteratur in Deutschland, aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Alexbeios, herausgegeben von Anribarbaro Labienus u. s. w. 1813: Erste Abtheilung, 448 Seiten. Zweyte Abtheilung, 504 Seiten in Octav.

Litterarische Satyren anzuzeigen, ist der Regel nach kein Raum in diesen Blättern. Wir glauben aber dieses Mal eine Ausnahme machen zu müssen, weil die Eccentricitäten der neuesten Deutschen Litteratur, die in dem vorliegenden Werke zur Schau ausgestellt werden, von der Art sind, daß bey Ausländern, die sich um unsre Litteratur bekümmern, wohl die Frage entstehen könnte, ob nicht die Deutschen über ihrer neuesten Art zu philosophiren, einen guten Theil ihres alten gesunden Verstandes verloren haben? Philosophische Systeme auf eine populäre Manier in ein komisches Licht zu stellen, bleibt eine mißliche Sache. Denn wo ist das philosophische System, das dem schlechten Menschenverstande, der sich von wissenschaftlicher Philosophie kaum einmahl einen Begriff zu machen gereigt ist, nicht eine Seite zeigte, von der es eben so lächerlich erscheint, als dem Bauer die astronomische Wahrheit, daß die Erde sich um die Sonne dreht? Aber auch hier gilt die Regel: Sunt certi denique fines. Es gibt eine Grenze, jenseit welcher das Philosophiren aufhört, der gesunden

Vernunft anzugehören; und da tritt das wahre Bedürfniß der ernstern Wissenschaft mit dem Interesse des natürlichen Menschenverstandes zusammen. Wo unverkennbar eine ausschweifende Phantasie die Rolle des besonnenen, wissenschaftlich fortschreitenden Verstandes spielt; wo die Schwärmer gar nicht verhehlen, daß ein halsbrechendes Phantastren in ihren Augen das wahre Denken sey; wo ein wilder Einfall den andern jagt; und wo die Urheber und Verbreiter solcher Einfälle mit unbegrenzter Anmaßung sich die Miene geben, als sey ihnen allein das Reich der Wissenschaft angethan, und jeder denkende Kopf, der ihnen in den Weg tritt, sey als ein Platzkopf ab- und zur Ruhe zu verweisen; da ist es Zeit, da verlangt die Würde der Wissenschaft selbst, daß auch der Wig sich jedes anständigen Mittels bediene, dem Publicum über dergleichen Phänomene die Augen zu öffnen. In einem solchen Zustande befindet sich nun seit der Verbreitung des neuesten Idealismus und der zu ihm gehörenden pantheistischen Naturphilosophie die arme Deutsche Litteratur nicht etwa nur nach der individuellen Meinung des Verfassers dieser Anzeige, auch nicht nach dem Gutachten dieser oder jener Partey, sondern nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Deutschen Gelehrten und guten Köpfe, die sich nicht vom Strome der Mode haben fortreißen lassen, so verschieden auch übrigens ihre Ansichten und Meinungen seyn mögen. Diese factische Wahrheit ist in den Actenstücken zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland niederzulegen, damit nicht als characteristisch gewordene Denkart der Deutschen Gelehrten überhaupt aufgeführt werde, was nur Denkart einer einzigen neuen Schule ist, deren Anhänger freylich jetzt in alle Wissenschaften sich mischen, und alle auf ihren

ideal und real zugleich seyn sollenden Standpunct hinauf potenziren wollen. Als Beitrag zu diesen Actenstücken verdient denn auch die vor uns liegende litterarische Satyre aufbewahrt zu werden. Der uns unbekante Verfasser ist kein spaßender Wigling. Sein Buch beweiset auf mehr als Eine Art, daß er zu den Gelehrten im eigentlichen Sinne gezählt werden darf. Seine Absicht, den phantastisch gewordenen Theil der Deutschen Litteratur in seiner ganzen Blöße darzustellen, ist so ernsthaft, daß er deswegen sich der Mühe unterzogen hat, die abenteuerlichen Systeme, die der Gegenstand seines Spottes sind, schulgercht zu excerpiren, und seine Darstellungen durch Citate aus den Werken der philosophirenden und anderer Schriftsteller, von deren Lehren und Anmaßungen die Rede ist, zu documentiren. Nächst den neuen Naturphilosophen und resp. Pantheisten erhalten denn auch gewisse Romantiker, Politiker, Pädagogen u. s. w. ihre Weisung. Daß der Verf. die Lehren, über die er lacht, nicht verstanden habe, werden ihm wohl nur die Adepten vorwerfen, die gewöhnlich zu diesem Vorwurfe ihre letzte Zuflucht nehmen. Die Darstellung ist kräftig und geistvoll; aber der allegorische Zuschnitt des Ganzen scheint uns verfehlt; und die Mittheilungen aus den criticirten Systemen selbst sind für den Zweck einer Satyre, die doch nichts entscheiden kann, viel zu umständlich.

#### Heidelberg.

In der Mohr-Zimmerschen academischen Buchhandlung hat Herr Prof. Heinrich Voss *Notas in Theocritum* 1813, auf 50 Seiten in Quart bey Gelegenheit des Prorektoratswechsels drucken lassen. So viele Bemerkungen von Critikern und Exegeten, zum Theil der ersten Classe, auch schon über die Gedichte Theocrits bekannt gemacht sind, so ist der

Dichter doch noch gar nicht so wiederhergestellt, daß man die Bemerkungen jüngerer Critiker für vergeblich erklären könnte. Dieß beweiset der Verfasser, der sich, nach dem Muster seines Vaters, wesentliche Verdienste um den Dichter erwirbt. Schon im Märzhefte der Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur des Jahres 1811 lieferte er Nr. 17 ff. eine Recension der Valckenaerschen, Heindorffschen, Jakobsschen und Schäferschen Ausgaben von Theocrit, welche viel Treffliches enthielt. Die wichtigsten Bemerkungen, verbessert und vermehrt hat er hier wieder geliefert. Damahls erklärte er gleich den ersten Vers im Theocrit für den Nominativ, indem er *εστι* nach *ψιδύριμα* supplirte. Jetzt tritt er denen bey, die hier den Accusativ annehmen, und zwar mit Recht, um die widerliche Hendiadys zu vermeiden, besonders aber weil die *antithetica mal a plures* → *καὶ τὸ* ihn verlangen. Im 51 Verse schügt er noch *ἢ ἀνπατιστον*, doch ohne grammatisch zu überzeugen: wahrscheinlicher bleibt uns das Wartonische *ἢ νάριστον*, das auch der sel. Heyne Obfl. ad ll. ω, 124. vorzog. Auch *ῥαρεῖα* im 85 W. zieht er vor, und vertheidigt es sehr genügend aus dem scherzhaften Character des tröstenden Priapus. Unstreitig ist Lamb. Vos Emendation im 124 W. — *ἐλάμα δὲ λίπ' ἤπλον* richtig vorgezogen, wie schon mehrere gethan haben, als Heyne Obfl. ad ll. υ, 404. Bey ll, 33. vertheidigt er den Ausdruck *κυνήσας ἢ ἀδάμαντα* durch eine gelehrte Note über diesen mythischen Götterstahl mit Hinweisung auf seines Hrn. Vaters Abhandlung de Hecate in Nov. Act. Soc. lat. Jen. Vol. I.: schwer zu bearbeiten mochte er freylich wohl seyn, aber nicht für die Götter, deren gediegenes Geraths, wie die vom Verf. beygebrachten Beweise lehren, aus diesem Stahle war. Also lohnte die Bearbeitung oder Besiegung dieses Göt-

terstahls der Diana oder Hecate nicht schwer werden. Dagegen mußte dieß der Fall seyn, wenn sie den unbiegamen und unbestechlichen Rhadamanthus von seinem Urtheile abbringen konnte. *Κινήσις Παδάμανθου*, der Vorschlag des Hrn. Prof. Hermanns, hat daher viel Gefälliges, und würde ganz überzeugen, wenn die Existenz der Form *Παδάμας* zu erweisen wäre. 53 ist die Vulgata *κατ' ἀγότην ἐν πυρὶ βάλλω* durch den nachgewiesenen Sprachgebrauch gut vertheidigt worden: man sagte, *καταβάλλω ἐν πυρὶ*. Hom. II. 9, 206. 12, 206. 58 ist *κακὸν ποτόν* geschrieben: die Vulgata ist *ποτόν κακόν* bey Winterton u. a. Dergleichen Willkührlichkeiten, die man an dem sel. Brunk, der sein aurium iudicium vorschützte, so oft getadelt hat, verstatet die gesunde Critik nicht. Geschieht es ohne Handschriften, so verbessert der Critiker den Schriftsteller, wögen er kein Recht hat. Ahlwards *μάσσω* statt *πάσσω* II, 62. läßt sich noch bestreiten, und ist nicht so unbedenklich gewiß, noch ist *πάσσω* ineptum, da von Giften, womit die Schwelle als Symbol der Hebeine, des Marks, besprengt werden soll, die Stelle verstanden werden kann. *Ἰν. ᾠ* im Dativ. hat schon Winterton. 88. *πολλὰν* scheint der Verf. zu bezweifeln. Aber es kann sehr gut für: wirklich, ganz und gar, stehen. Daß IV, 11. *πέσσι τοῖς Ἰλλῶν καὶ τῶς λυγρῆς ἀμνίδα λυσσῆν* (*τῶς* für *ὡς* Dorisch) stehen müsse, ist gut gegen Hermann dargethan. Die mißverständne Stelle VI, 9. hat eine treffliche Erläuterung erhalten. Der Hund kann sein Bild im unruhigen Meere nicht sehen. *Τὰ δὲ οὐκ ἔτι κλυτὰ κύματα* *Φαίης* geht auf die Galatea, welche sich im Wasser zeigt, und dahin zurückweicht. Der Hund sieht sie, wie sie im Wasser spielt, und bellt sie an, weßhalb der Hirte besorgt, der Hund möge sie beißen, wenn sie aus dem Meere ans Land steigt. 8, 91.



352 G. g. A. 35. St., den 28. Febr. 1814.

Schön Winterton hat: ὄρσπος οὐτω καὶ νόμφα  
γαυδαῖσ' ἀνάχοιρο. XV, 25. Eher würde uns  
noch Hermanns Lesart gefallen, als Herr Voss,  
des Waters, Umstellung des Verses, wie er in  
unsern Ausgaben lautet: Ἄν εἶδες, ἧ ᾧν εἶπας  
ἰδοῖσα τὴν τῶ μὴ ἰδοῦντι. Als Sprache des gemei-  
nen Lebens, wie sie in den Mimen üblich war,  
scheint der Vers ohne Emendation gelten zu können.  
50. Valkenaers εἰλωί Räuber aus Aegyptens Süm-  
pfen passen hier eben so gut als Hrn. Voss, des  
Waters, εἰλωί Raubvögel. Für jenes ist der Be-  
weis eher zu führen, als für dieses. 18, 26.  
\* Ἄωε ἀντάλλοισα, tritt er Köhlers Meinung bey,  
daß der 27 mit dem 26 Verse die Stelle vertau-  
schen müsse: wie es uns scheint, mit Recht. Denn  
die Emendationen, die man bey Dahl nachsehen  
kann, wozu nachher noch andre kamen, erzwingen  
den Beyfall nicht. Dies wird hinreichen, unser  
Urtheil von der Gelehrsamkeit, Critik und Inter-  
pretationskunst des Verfassers zu bestätigen.

#### Dresden.

Bey Arnold: Versuch einer medicinisch-  
chirurgischen Diagnostik in Tabellen, oder Er-  
kenntniß und Unterscheidung der innern und äußern  
Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der  
ähnlichen Formen; von Dr. Carl Gustav Schmalz,  
Arzt und Physicus zu Königsbrück. Zweyte Auflage  
1812. Fol. 206 Seiten nebst Register.

Die gute Aufnahme dieses Werks hat eine  
zweite sehr vermehrte Ausgabe nothwendig gemacht.  
Rec. begnügt sich bloß mit der Anzeige, und der  
Versicherung, dieses Werk den Ärzten mit dem  
größten Rechte empfehlen zu können.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1814.

Paris.

Des Courcier: Journal de Physique, de Chimie  
d' Histoire naturelle et des arts . . . par J. C.  
*de la Metherie*. Tom. LXX. LXXI. 1810.

Zur Physik gehörige Abhandlungen. T. LXX.  
J. P. Dessaignes über die Wirkung der Spitzen auf  
der Oberfläche phosphorescirender Substanzen, das  
Ausströmen des leuchtenden Fluidums zu befördern.  
Zuerst über die Wirkung jener Spitzen, wenn die  
phosphorescirenden Körper bloß einer dunkeln  
Wärme, und der dadurch bewirkten Temperatur-  
erhöhung ausgesetzt werden. So wie bekanntlich  
Spitzen, rauhe Oberflächen u. dem Ausstralen der  
Wärme und des electrischen Fluidums günstig sind,  
so vermuthete der Verf., daß dieß auch der Fall  
bey dem leuchtenden Fluidum seyn möchte, welches  
fast alle Körper mehr oder weniger im Dunkeln  
ausstrahlen, wenn sie entweder in der Temperatur  
erhöhet, oder auch dem Sonnenlichte ausgesetzt  
worden, und die Versuche welche der Verf. hier-  
über anstellte, bestätigen diese Vermuthung. Viele  
Körper, welche einer dunkeln Wärme ausgesetzt,

M (2)

nur sehr schwach, oder gar nicht leuchteten, wenn sie eine recht glatte Oberfläche hatten, phosphorescirten sehr stark, sobald ihre Oberfläche etwas rauh oder matt geschliffen wurde, ja krystallinische Körper leuchteten öfters nur an ihren scharfen Kanten und Spizen, und hatten solche Körper eine lamellenartige Structur, so war es selbst nicht gleichgültig, wie man die Wärme einwirken ließ, senkrecht auf diese Lamellen, oder parallel mit ihnen. Comme ces petites lames composantes sont tres minces, j'ai conçu que si je faisais agir la repulsion calorifique dans un sens tantôt perpendiculaire au plan des lames, et tantôt parallèle, il seroit possible que le fluide lumineux se laissât plus aisément refouler par le tranchant des lames, que par leurs petites faces planes et polies, womit denn auch die Versuche übereinstimmten. Der Verf. sucht sich diese Erscheinungen aus dem nach Maßgabe jener Wärmeeinwirkung mehr oder minder leichten Entweichen des mit den Bestandtheilen solcher phosphorescirenden Substanzen verbundenen oder in ihren Zwischenräumen vertheilten Wassers (eau interposée), als eines vorzüglich guten Leiters jenes leuchtenden Fluidums, zu erklären, wogegen sich jedoch erhebliche Erinnerungen machen lassen, so wie uns denn auch die von dem Verf. behauptete electriche Natur dieses Fluidums aus den Versuchen selbst noch nicht erwiesen zu seyn scheint. Versuche über die Wirkung der Spizen, bey der Phosphorescenz nach vorhergegangener Bestrahlung durch Sonnenlicht (insolation).

Meteorologische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Paris vom December 1809 bis May 1810. Von Bouvard. (S. 102. 142. 212. 318. 405. 474.) Ueber das Verhältniß der Verdunstung des Wassers zur Feuchtigkeit der Luft von Lavoisier

Flaugergues. Wasser verdunstet bekannlich um so weniger, je mehr die umgebende Luft selbst schon mit wässerichten Dünsten gesättiget ist. Die von dem Verf. hier angestellten Versuche zeigen, daß die Verdunstungscurve einer logarithmischen Linie sehr nahe kommt, und die Verdunstungshöhe des Wassers in einem Gefäße sich sehr nahe durch die Formel

$$y = \left( (2,72)^{\frac{x}{11,05}} - \frac{z}{12} \right) \cdot 0,34 \text{ Pariser Linien}$$

ausdrücken lasse, wo  $y$  die Verdunstungshöhe innerhalb 24 Stunden,  $x$  die Temperatur der umgebenden Luft nach de Lucs Thermometer, und  $z$  die Anzahl von Cubiklinien Wassers in einem Cubiffuße dieser Luft bezeichnen. (Der Verf. erklärt seine Untersuchungen selbst noch in manchen Rücksichten für mangelhaft, daher wir übergehen, was uns theils an dem zu diesen Versuchen gewählten Apparate, theils an der Methode selbst mißfällt, nach welcher der Verf. die Quantität der Verdunstung bestimmt hat. Das cylindrische Gefäßchen von Glas, aus welchem man das Wasser verdunsten ließ, hatte bey diesen Versuchen nur eine Weite von 4 Linien. Da die Verdunstungshöhe des Wassers nach Richmanns Versuchen auch eine Function von der Weite des Gefäßes ist, wie sehr leicht auch daraus erhellt, daß in engern Gefäßchen die Luftsäulen zunächst über dem Wasser eher mit Wasserdünsten gesättigt werden als in weiten Gefäßchen, und folglich die Dünste in jenen sich nicht so leicht in die entferntern Luftschichten verbreiten können, so kann übrigens obgedachte Formel auch nur für ein Gefäßchen von der Weite, als bey den Versuchen des Verfassers gültig seyn.)  
 Corde über die Perioden des Erscheinens und Ver-

Schwindens der Nordlichter. Es zeigt sich hierbei nichts regelmäßiges. Vorzüglich stark zeigten sich Nordlichter von 1722 bis 1745, weniger häufig von 1746 bis 1751, und wiederum sehr häufig von 1779 bis 1789. Seit dieser Zeit sind nur sehr wenige in dem gemäßigten Erdstriche wahrgenommen worden. Ebendesselben Fortsetzung des chronologischen Verzeichnisses meteorologischer Phänomene, welche an verschiedenen Orten beobachtet worden, verglichen mit denen welche zu eben den Zeiten zu Paris statt gefunden haben. Desselben Versuche über die Verdunstung des Wassers in freyer Luft. Der Verf. fand die Verdunstung stärker in Gefäßen von kleineren Durchmessern als von größeren, und will daraus folgern, daß die Verdunstung in freyer Luft nicht im Verhältniß der Oberfläche der verdunstenden Flüssigkeit, sondern im Verhältniß ihrer Masse stehe. (Es wird hierbei nicht erwähnt, ob die Gefäße der Luft ganz frey ausgelegt gewesen, oder ob sie bis an ihre Oberfläche in die Erde eingegraben, oder in einen Teich oder sonst in eine hinlänglich große Wasserfläche eingesenkt gewesen, welches letztere wie Herr von Saussüre (Hygrom. S. 243.) sehr richtig erinnert, schlechterdings erforderlich ist, wenn Versuche dieser Art auf irgend eine Weise von Nutzen für die Meteorologie seyn sollen.) Ein Schreiben des Hrn. M\*\* an de la Metherie erzählt einige Versuche über die Sprengung metallener Cylinder durch Hülsen einer elektrischen Batterie. Gaultier über die Organisation der menschlichen Haut, und die Ursache ihrer Färbung bey den Negern. Der Verf. findet den Sitz der färbenden Substanz in den Haaren, und zwar bemerkte man diese Substanz zuerst in den Wurzeln am Ursprunge der Haare. *La matière colorante sort par l'ouverture des*

poils. Les organes qui la secèrnerent ne sont autres que les bulbes du systèmc pileux. Au delà des bulbes on ne la voit pas. Ce sont ces bulbes qui reçoivent les matériaux, qui les modifient, et qui, d'après leur degré de sensibilité ou d'après des stimules ou des irritans qui les impressionnent, fournissent la matière colorante. On ne commence à voir la couleur noire que dans les bulbes. C'est de ce point commun qu'elle se distribue dans les poils et sur la surface externe du Corion, de sorte que la matière qui colore les poils et la peau est identique. Il résulte de là que la couleur noire tire son origine d'une multitude d'organes, placés au dessous du Corion et non pas du corps réticulaire placé au dessus de ce même corion, comme le pensoit *Malpighi*. Die durch das Sonnenlicht erhöhte action vitale trägt zwar etwas dazu bey, die stärkere Secretion jener färbenden Substanz zu bewirken, jedoch liege die Hauptursache in der eigen- thümlichen Constitution der verschiedenen Menschen- racen, zufolge welcher sich bey einigen Racen jene Substanz häufiger als bey andern erzeuge. Bey den Negern verursache unter andern auch das kurze und krause Haar, daß jene matière colorante mehr auf die Oberfläche der Haut abgesetzt werde. Ce phénomène est bien opposé à la race blanche, sur tout chez les femmes. Chez elles dont les Cheveux sont très longs, ce genre d'absorption contribue évidemment à dériver une partie du fluide colorant vers le systèmc pileux, et à la blancheur du Corps, apanage ordinaire du sexe. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatz vergleicht Herr de la Metherie hiemit seine eigene Theorie über das färbende Wesen der Haut aus seinen Considérations sur les êtres organisés. Nun Auszüge aus einigen Büchern, z. B. Chladnis Kunst;

Maltebtun Précis de Geographie universelle &c. Dann aus einem Manuscripte Essai sur l'origine des substances organisées et inorganisées par F. B. Frdy, einiges über Infusionsthierchen. Dem Beschluß dieses Bandes macht ein ziemlich ausgeführtes Memoire von Daubuisson über die barometrischen Höhenmessungen; wobey auch die von dem Hygrometer abhängig seyn sollenden Correctionen in Betrachtung gezogen werden, zufolge welchen denn der von der Dilation der Luft abhängige Coefficient 0,00375 für einen mittlern Zustand der Feuchtigkeit der Luft in 0,004 verwandelt wird. (Da uns das Hygrometer unmöglich über die größere oder geringere Menge vollkommen elastischer Dämpfe in der Luft belehren kann, auf die es doch bey den barometrischen Messungen hauptsächlich ankommt, so wollen auch alle bis jetzt vom Hygrometer abhängig seyn sollende Correctionen so viel als Nichts sagen, und es ist fast besser diese wegzulassen, als einer barometrischen Formel dadurch das Ansehen einer größern Vollkommenheit geben zu wollen, die sich doch der Natur der Sache nach von dem Hygrometer nicht erwarten läßt, da dieses keine andere Dünste in der Luft anzeigen kann, als welche schon ihren elastischen Zustand verlohren haben, und entweder nur als Tröpfchen oder Bläschen mechanisch in der Luft herum schwimmen. Außerdem sind nun auch die Versuche, selbst über die Dichtigkeit des vollkommen elastischen Wasserdampfs unter einer gegebenen Temperatur, noch zu wenig wiederholt, als daß man darauf sichere Correctionen der barometrischen Formel begründen könnte. Die von unserem Hofr. Mayer in seiner Abhandlung de vi elastica vaporum S. 43. gegebene Formel für die Dichtigkeit des Wasserdampfes unter jeder Temperatur (M. s. Comment. Soc. Reg. Gotting. ad ann. 1808 - 1811) möchte zu

dem Zwecke wohl noch die bequemste und brauchbarste seyn. Aber freylich müßte man nun auch in Betracht ziehen, nach welchem Gesetze die Dichte des Wasserdampfes von unten nach oben in der Atmosphäre sich veränderte, eine neue Schwierigkeit, welche beseitigt werden muß, ehe man an Correctionen der Barometerformel in Rücksicht des Wasserdampfes denken kann, die zum Glück eben nicht sehr bedeutend zu seyn scheinen.)

Tom. LXXI. Fortsetzung der eben angezeigten Abhandlung über die barometrischen Höhenmessungen. Hier beschäftigt sich der Verf. hauptsächlich mit den Fehlern, welche bey Messungen dieser Art statt finden können, in so ferne man dieselbe Höhe aus Beobachtungen an unterschiedenen Tagen und zu verschiedenen Stunden des Tages ableitet. Dann ferner über die Fehler welche daher rühren, wenn beide Stationen nicht in einer und derselben Verticallinie liegen, wie gewöhnlich der Fall ist, u. dergl. Der Verf. folgert aus allen Untersuchungen, daß nur etwas beträchtliche Höhen (z. B. über 500 Meter) höchstens bis auf  $\frac{1}{100}$  ihres Werthes richtig bestimmt werden können. Eine größere Genauigkeit könne man indessen auch von andern Methoden, woben die Unsicherheit der Refraction in Betrachtung komme, kaum erwarten. Desfaignes über die Wiederherstellung der Phosphorescenz durch Hülfe der Electricität, an Körpern, welche aufgehört hatten zu leuchten. Beschreibung eines Reflexions-Goniometers von W. S. Wollaston. (Ist bereits auch in Gilberts Ann. der Phys. XXXVII. S. 357 im Auszuge mitgetheilt.) de la Metherie Fortsetzung seiner bereits in den vorhergehenden Bänden angefangene Untersuchungen über die Crystallisations Géologiques Der Verf. bemüht sich zu zeigen, wie die im Innern der Erde vorkommenden Crystallisationen



aus dem état primitif unserer Erdsörper, da alle Stoffe noch im Zustande der vollkommensten Dissolution in den fluides étherés sich befanden, allmählig hervorgetreten sind. Diese fluides étherés sind le feu ou le fluide igné, le fluide lumineux, le fluide électrique ou galvanique, le fluide magnétique et le fluide gravifique (!). Von Demselben ein Auszug aus Libes Histoire philosophique des progrès de la Physique. De la Roche theilt ein in dem Institut vorgelesenes Memoire mit, sur la cause du refroidissement qu'on observe chez les animaux exposé à une forte chaleur. Das Resultat seiner Untersuchung ist "Le developpement de froid qui se manifeste chez les animaux exposés à une forte chaleur, est le resultat de l'évaporation de la matière de la transpiration, laquelle en raison de l'augmentation d'action du système exhalant, est d'autant plus considérable, que la chaleur extérieure est plus forte. Il est donc à la fois le résultat et des causes physiques et des causes vitales. Bekanntlich hat man sich dieses Phänomen auch schon so erklärt, aber der W. hat diese Erklärung durch neue interessante Versuche noch mehr bestätigt, indem er die unmerkliche Ausdünstung verschiedener Thiere, welche er in eine heiße Temperatur brachte, dadurch verhinderte, daß er den erhigten Raum zuvor mit wässerichten Dünsten gesättigt hatte, in welchem Falle dann die Temperatur des Blutes dieser Thiere sich fast bis zu derjenigen des erhigten Raumes erhob, und die Thiere fast todt aus dem Apparate herausgezogen wurden. Einige starben auch noch nachher. Dessaignes noch ferner über einige Phänomene der Phosphorenz durch Insolation. Ein Schreiben des Hrn. M\*\* über einige metallische Oxydationen durch Hilfe der Electricität. Meteorologische Beobachtungen von Bouvard vom Jun. bis Dec. 1810.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1814.

Leipzig.

Von Paul Gotthelf Kummer: Untersuchungen über die Natur und Heilung des Fiebers, nebst Bemerkungen über die Vorbauung desselben, insbesondere über die Abwendung der Ansteckung contagiöser Fieberkrankheiten, von Friedrich August Walch, der Arzneykunde und Wundarzneykunst Doctor, ausübendem Arzte und Geburtshelfer in Jena. 1813. 495 Seiten in Octav.

Das ganze Werk zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält die allgemeine Nosologie. In der Einleitung macht der Verfasser auf einige Gesetze der organischen Natur aufmerksam. Das Leben erscheint ihm als ein Streben, nach Individualität und mit Selbstständigkeit zu existiren. So wie sich der Organismus zur Gesundnatur verhält, so verhält sich der einzelne Theil des organischen Körpers zu dem Ganzen. Man kann ihn getrennt für sich existirend betrachten, oder als nothwendigen Theil zur Erhaltung des Ganzen. Das erstere bestimmt das Wesen, den innern Grund des Seyns, das zweyte die Form und sein äußeres Verhältniß.

D (2)

Beide kommen wie eins verbunden im Organischen vor. Diese Einheit kann gestört werden, und alsdann der Zustand sich ändern. Das Einzelne kann seinen individuellen Lebenskreis erweitern, und sich so von dem Einstimmen zu dem Ganzen mehr oder weniger losreißen. Sobald dieses geschieht, läßt die Harmonie des Ganzen nach, und ein Krankheitszustand geht hervor. Eine solche Veränderung läßt sich nur durch eine äußere Einwirkung hervorbringen, worauf ein Entgegenwirken des afficirten Theils erfolgt. Dieses gegenseitige Verhalten zweyer in Disharmonie gerathener Theile erscheint als Kampf, wobei bald das Gleichgewicht hergestellt, bald aber ein Theil von dem andern mehr oder weniger in seiner Function unterdrückt wird. Einer der wichtigsten Gegensätze im Organismus ist der des Blut- und Nervensystems. Beide Systeme stehen aber in einiger Verbindung, und unterstützen sich wechselseitig. Jede Veränderung in dem einen Systeme zieht eine Veränderung in dem andern nach sich. So gewiß dieses ist, so wenig läßt sich jedoch annehmen, daß beide Systeme im umgekehrten Verhältnisse stehen, so daß mit dem Steigen der Thätigkeit des einen, die Thätigkeit des andern sich vermindere. Diese Idee widerspricht dem Begriffe des Lebens in einem individuellen Organismus. Denn so wie die eine Function steigt, sinkt nicht die andere, sondern es entsteht ein Kampf, der in verstärkte Reaction ausbricht. Erstere gibt der unterdrückte Theil so lange von sich, bis endlich sein Lebenskreis bis auf einen gewissen Punct beschränkt ist, dann erst sinkt er, und sein Sinken hat das Sinken der Thätigkeit seines Unterdrückers zur Folge. — Der Verf. gibt nun den Begriff und bekannten Verlauf des Fiebers an; den erstern bestimmt er nach den pathognomo-

nischen Erscheinungen. Alsdann wirft er einen Blick in die innere Natur des Fiebers. Ihm erscheint dasselbe als organischer Kampf zwischen dem Circulations- und Nervensystem, der gegenseitige harmonische Einfluß in beiden ist aufgehoben, und die Folge ist Unterdrückung der Reproduction. Der Sitz des Fiebers ist in beiden Systemen, und das Wesen desselben bestehe in dem Mangel des harmonischen Einflusses auf einander. Indem die Differenz entsteht, treten zwey Fälle ein: es wird der Streit von beiden Theilen entweder mit gleichen oder ungleichen Kräften geführt, und hieraus gehen die verschiedenen Erscheinungen hervor. So ist der Frost das Product der aufgeregten Nerventhätigkeit, und durch sie wird zum Theil das Blutssystem unterjocht. Jetzt folgt die Reaction des letztern, und übermächtig erstere bis zu einem gewissen Punct, worauf critische Ausleerungen folgen, und das Gleichgewicht hergestellt wird. Hieraus erhellt, daß der Frost, die Hitze, der veränderte Puls und Urin die pathognomonischen Symptome des Fiebers abgeben; alle übrigen Erscheinungen sind außerwesentlich. Selbst die critischen Ausleerungen sind nur zufällige Erscheinungen, deren Nothwendigkeit weder an die Existenz noch an die Vertilgung des Fiebers geknüpft ist, (dieses möchte Rec. nicht so geradezu behaupten). Die Crisis durch den Urin ist dem Verf. die wichtigste, indem durch sie die Reproduction wieder Einfluß auf die beiden streitenden Systeme gewinnt. Von einem geringern Nutzen sey die Entscheidung durch den Schweiß; auch die Excretionen durch den Darmkanal, die Nase, die Lungen und Speicheldrüsen sind in gewissen Fällen als critisch anzusehen. — Nachdem der Verfasser über das Heilverfahren der Natur etwas Allgemeines gesagt hat, geht er zu

den Perioden, dem Typus und den kritischen Tagen über, und setzt diese Gegenstände mit Klarheit aus einander. Es folgen nun der Character, die Formen und Verwickelungen des Fiebers. Der Character geht hervor aus dem Grade des Kampfs, in wie fern beide Systeme mit gleichen oder ungleichen Kräften gegen einander streiten. Ist ersteres der Fall, so geht daraus das einfache Fieber die ephemera hervor; ist letzteres, und das Blutsystem überwiegt, so zeigt sich das Blutfieber, febr. sanguinea, oder das Nervenystem überwiegt, so entsteht das Nervenfieber, febr. nervosa. Aus diesen drey Hauptgattungen entspringen alle Fieberarten. Es werden nun die bekannten pathognomonischen Erscheinungen einer jeden Gattung angegeben; zwischen dem einfachen und den übrigen Fiebergattungen liegt das Wechselfieber, dessen Characteristik angefügt ist. — Der zweyte Abschnitt begreift die Aetiologie in sich. Der Verfasser redet zuerst von den entfernten Ursachen. Das Fieber erfordert eine gewisse Anlage, die gleichsam den Schattenriß des Uebels abgibt, und unmittelbar die streitenden Systeme betrifft. Diese Anlage findet sich entweder schon von Natur gebildet bey Kindern, oder sie wird durch den Einfluß äußerlicher Schädlichkeiten erzeugt, die, wenn sie fortwähren, mit der schon entstandenen Anlage endlich das Fieber entwickeln. Der Verf. zählt nun die bekannten Schädlichkeiten auf, und spricht von den cosmischen Einflüssen, von der Jahrs- und Tageszeit, und der epidemischen und endemischen Constitution. Alle diese Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit dargestellt, nur da, wo er von den cosmischen Einflüssen redet, wird er dunkel, scheint sich dem Spiele der Phantasie zu überlassen, und bedient sich unsißlicher Ausdrücke, ohne den

Knoten lösen zu können. — Er nimmt drey Fiebergeschlechter an. Im Nervenfieber als dem ersten Geschlecht wird die Function des Nervensystems erweitert. Es ist bald sporadisch, bald epidemisch, und im letztern Fall wird es durch die bekannten schädlichen Einflüsse erzeugt. Das zweite Geschlecht ist das Blutfieber, das entsteht, wenn schädliche Potenzen das Blutsystem erweitern. Sein Character ist selten epidemisch. Das dritte Geschlecht begreift das Wechselfieber und das einfache in sich. Der Verfasser sagt: der Ausbruch des ersteren erfolge, wenn zu der eigenthümlichen Anlage, wohin vorzüglich Verdauungs- und Assimilationsbeschwerden und dadurch hervorgebrachte Stockungen im Lymph- und Drüsenystem zu rechnen sind, eine schnelle Umwechselung der Temperatur, Schreck u. s. w. hinzukömmt, und das Blut- und Nervensystem zu einer fieberhaften Thätigkeit stimmt. (Rec. gesteht, daß diese ätiologische Ansicht ihm kein Genüge leiste, indem hieraus nicht hervorgeht, warum sich gerade ein Wechselfieber entwickle, und die angegebene eigenthümliche Anlage auch bey den andern Fiebergeschlechtern statt habe.) Vom einfachen Fieber sagt er, daß es aus Allem entstehe, was ein Fieber überhaupt bey Abwesenheit der Anlage für eines der andern Fiebergeschlechter hervorbringen vermag. (Alein gibt es wohl streng genommen ein solches Fieber? Muß nicht nach des Verf. Ansicht bey einem jeden Fieber eine wenn auch noch so unmerkliche Disharmonie zweyer Systeme obwalten, wo sich das eine auf Kosten des andern zu erweitern strebt?) — Es folgt nun eine Uebersicht der verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller vom Sitze und Wesen des Fiebers. Diese wohlgerathene geschichtliche Ansicht ist keines Auszuges fähig. Hierbey gerathet

es dem Verf. zum Verdienst, daß er die Meinungen der neuesten Ärzte mit Wahrheitsforn prüft, aber zugleich seine Zweifel ihnen mit Bescheidenheit entgegenstellt. Zum Schluß bemüht er sich, die mancherley Erscheinungen aus dem Kampfe zu erklären. — Der dritte Abschnitt enthält die Prognose. Nachdem die Bedeutung des Fiebers angegeben ist, daß es nämlich theils als wirklicher Krankheitszustand, theils als Operation der Natur, um eine vorhandene Krankheit zu bekämpfen) anzusehen sey, kommt der Verf. zur Beurtheilung der Krisen, Metastasen, und der übrigen beim Fieber vorkommenden Erscheinungen, welche letztere er in drey Classen eintheilt, je nachdem sie das Reproductions-system, das irritable oder sensible System interessiren. Von ihnen gibt er ihre Bedeutung für den günstigen oder ungünstigen Ausgang an. — Im vierten Abschnitt wird von der Cur gehandelt. Bey Behandlung des Fiebers komme es darauf an, die im Circulation- und Nervensystem unterdrückte Reproduction empor zu heben, jedes Hinderniß hieran hinwegzuräumen, und Harmonie in das Leben beider Systeme zurückzuführen. Da in der Natur des Fiebers zum Theil Selbsthilfe liege, die nach einer Harmonie strebe, so müßte es Grundsatz seyn, die Natur in ihren Operationen so lange sich selbst zu überlassen, als sie es ohne eigenen Nachtheil seyn kann. Der Arzt sey also bloß Zuschauer, und entferne nur das, was von außen her den Kampf ungleich machen könne. Nur dann, wenn die Disharmonie immer mehr zunehme, handle der Arzt, und wirke durch nöthige Mittel ein. (Dieses Verfahren möchte Rec. nicht so unbedingt empfehlen; ihm scheint es vielmehr zweckmäßiger, nachdem Grade des Uebels gleich so einzuwirken, daß die Harmonie schnell herbeigeführt werde,

und nicht erst einen höhern Grad der Disharmonie abzuwarten, wo alsdann die Heilung mit größern Schwierigkeiten verbunden ist.) Zuerst wird von der Lebensordnung im Fieber gesprochen, dann von den specifischen Fiebermitteln. Zu diesen rechnet der Verf. bloß die Valeriana, das Opium, die Mineralsäuren und die Chinarinde. (Warum er diesen vorzüglich eine fiebervertreibende Kraft beilegt, sieht Rec. nicht ein. Haben nicht der Salpeter, der Salmiak u. s. w. eine gleiche Kraft?) Dann folgen als Heilmittel das Aderlassen, der Gebrauch der Brech- und Purgiermittel, der diaphoretischen, diuretischen, der rothmachenden Mittel, der Gebrauch der Bäder und des Waschens. Alsdann beschreibt der Verf. die Unterfuchungsart eines Fieberkranken, gibt die allgemein bekanteten Heilmethoden, nämlich die depressirende und excitirende an, und redet von der Behandlung einzelner Symptome. Endlich folgt die Behandlung der Reconvalescenz. — Der fünfte Abschnitt enthält die Vorbeugung. Sie gründet sich auf zwey Hauptpuncte, auf die Wegräumung der entfernten Ursachen, und auf das Aufheben der körperlichen Disposition. Der erste Punct ist der wichtigste. Der Verfasser redet von den Vorkehrungen gegen die Ausbreitung der Epidemien, und gibt die Mittel zur Verbesserung der Luft an. — Rec. kann dieses Werk den angehenden Ärzten mit Wahrheit empfehlen; die Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit dargestellt, alle Polemik ist aus ihnen verwiesen, die hinzugefügte Litteratur ist reichhaltig und dabei gewählt, und selten stößt man auf unästhetische und unverständliche Ausdrücke. Die Sprache ist rein, und der Würde eines practischen Arztes angemessen.



### Halle.

Von Hemmerde und Schwetschke: **Bemerkungen** aus dem Gebiete der Heilkunde und Anthropologie, in Moskau gesammelt und herausgegeben von A. S. Wolde, ordentl. öffentlichen Lehrer zu Halle. Zweyter Band. 1812. 688 Seiten in Octav. Auch unter dem Titel: **Beobachtungen über den Gang der Krankheiten zu Moskau während der sechs letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.**

Es ist sehr lobenswürdig, daß der Verfasser seine medicinischen Ansichten, die Veränderung derselben, welche durch Lectüre und Erfahrung herbeigeführt wurde, und sein Verfahren am Krankenbette (er bekennet sich vorzüglich zur ausleerenden und schwächenden Methode) offen darlegt, auch selbst die begangenen Fehler nicht verschweigt. Und in so fern kann dieses Werk dem angehenden Arzte nützlich seyn. Allein, und dieses darf Rec. nicht verhehlen, es fehlt dem Buche etwas Wesentliches, nämlich die Kürze und das Hervorheben der vorzüglichsten Momente, eine Kunst, die man nur aus Richter's Schriften erlernt. Hier ist der Vortrag weitschweifig, voll Kleinigkeiten und ermüdend. Es sind 473 Krankengeschichten erzählt, von denen die meisten einem jeden nur wenig beschäftigten Arzte täglich vorkommen, und nicht viel Interesse gewähren. Hin und wieder stößt man aber auch auf lehrreiche Fälle, wie dieses die Krankengeschichten 9. 16. 55. 67. 168 u. s. w. beweisen. Leichenöffnungen kommen selten vor, und der Verfasser klagt mit Recht über die Vorentscheidung derselben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 5. März 1814.

Züllichau.

Hey Darmmann: *Jus romanum privatum idque purum*. Auditoribus cum pristinis, in doctrinae coram traditae recordationem, tum futuris scripsit *Jo. Christi. Frid. Meister*, J. U. D. Antecessor Viadrinus, nunc almae Viadrinae, quae in Silesiae floret capite. Volumen prius in quo, praeter doctrinam generalem, et singulorum juris civilis capitum pars prima traditur. 1813. XX und 490 Seiten in groß Octav.

Man hört nicht selten die Beschwerde gegen Recensenten, daß sie es mehr mit dem Verfasser überhaupt, als mit dem einzelnen Buche desselben zu thun hätten, und unlängbar steht man es mancher Recension an, sie sollte nur für einen guten Freund die Gelegenheit seyn, um seinem Herzen über diesen Schriftsteller, und alles was von ihm herkommt, Luft zu machen. Auf der andern Seite ist aber doch bey mehreren Schriften eines und desselben Verfassers eine Familien-Ähnlichkeit, wegen welcher es meistens nur darauf ankommt, was man nach

den ältern Geschwistern auch von seinem jüngsten Kinde erwartet. Bey Hrn. Criminal-Rath Meister in Breslau rechnet das Publicum gewiß schon au manches Eigene, und worin dieses bey dem gegenwärtigen Lehrbuche bestehe, soll nun einzeln angegeben werden, da Rec. schon im Jahre 1811 S. 657—665 bey den Institutionen des Verf. manches gesagt hatte, was er hier nicht wieder holen will. Die Sprache ist Lateinisch, aber weder in den Kunstwörtern noch in dem Zusammenhang der Rede ganz rein. Von jenem gibt S. 41 ein Paar Beyspiele, wo es heißt *jus in re* sey nicht gut Latein, *jus in rem* sey besser; *jus reale* sey nach dem Muster von *actio realis*. Aber auch dieses und das ganze im Mittelalter so berühmt gewordene Beywort ist ja den Alten unbekannt. Germanismen sind S. 295 und sonst noch *semel* worauf deinde folgt, wie wir einmahl statt erstens sagen, S. 262 *eo obligatur* er wird dazu verbunden. Ob die *uxor in manum conventa*, die in die Gewalt gekommen ist, zu der ersten oder zu der zweyten Art von Fehlern gehört, mögen die Leser entscheiden. — In Ansehung dessen, was gesagt wird, gibt es bey Lehrbüchern zwar bekanntlich wenigstens zwey Manieren, wovon man die eine die plane, für sich verständliche, die andere aber die andeutende, allenfalls auch die räthselhafte, nennen könnte, und wovon jene mehr für den Leser, diese mehr für den Zuhörer berechnet ist; aber beide kömten doch darin mit einander überein, sie streben nach Kürze und Auswahl des Wichtigern, und unterscheiden sich dadurch von Büchern, die gar nicht für den mündlichen Vortrag bestimmt sind. Mit diesem treffen nur etwa zuweilen die Anmerkungen in Lehrbüchern zusammen. Anmerkungen hat nun der Verf. bey seinen Paragraphen gar nicht,

und daher kommt es denn, daß er oft ein gar reichliches Detail oder auch wohl litterärhistorische Notizen mit Texteschrift liefert, während er doch oft wieder nur eine Tabelle über eine Lehre aufstellt. Von jenen ist §. 551. ein Beispiel, wo ill. BUCKER, quem ob ingenii et doctrinae elegantiam, ob favorem, quo in me ipse respexit, plane honoris causa velim nominatum, etwas 1811 zuerst nicht erwähnt, deinde Herr Prof. Konopak vier Jahre vorher 1807 sich ausdrücklich dagegen erklärt, und zuletzt denn Hr. Prof. Unterholzner in einem freundschaftlichen Gespräche den Verf. zu einer Bemerkung veranlaßt haben soll. Dem Eifer des Verf. für alte Litteratur verdankt manche Zeile und selbst manche Seite ihr Daseyn. Dahin gehört selbst die Genauigkeit, womit bey jeder Stelle aus einem Alten auch die Seitenzahl in wenigstens einer Ausgabe, die der Verf. gerade nachschlug, oft aber in mehreren angegeben wird. Bey Ulpian z. B. ist jedesmahl nicht nur Schluß, sondern auch der Rec. so citirt. Diese Genauigkeit wäre nun in manchem andern Buche ein sehr gutes Mittel gegen das bloße Abschreiben von Allegaten ohne sie nachzuschlagen; doch nur so lange die Seitenzahl gewöhnlich nicht angeführt wird, was bey der Eintheilung der meisten zu allegirenden Schriftsteller in Kapitel oder auch in Paragraphen allerdings nicht sehr nöthig ist. Um vorzügliche Ausgaben ist es dem Verf. gar nicht gerade zu thun, da er auch ohne Bedenken die Seitenzahl der Zweybrücker oder der Mannheimer Ausgabe hinschreibt. Der §. 110. enthält auf fast zwey vollen Seiten eine Tabelle über die Geschäfte der servi und der ancillae in der Stadt und auf dem Lande, der §. 186. auf einer halben Seite die Definitionen Griechischer und Römischer Philosophen vom Körper. Die

ganze S. 107 ist zur Erläuterung der Stelle in Seneca, ein Herr habe seinen Slaven in den Murränteeich wollen werfen lassen, zur Strafe, daß er ein Gefäß zerbrochen hatte, es ist sogar bemerkt, die *muraenae* seyen ungesund und es werden drey Bücher über die Murrhinischen Gefäße erwähnt. Daß der Verf. da am ausführlichsten ist, wo er eine eigene Meinung vorträgt, ist wohl in der Ordnung, und ein Verbot, in einem Compendium etwas neues zu sagen, gibt es doch auch nicht. Bey dem Verf. fällt es nur etwas mehr auf, weil seine Ausführlichkeit überhaupt für ein Compendium von ganz eigener Art ist.

Die Ordnung der vorzutragenden Lehren ist diese. Zuerst ein, nach jeziger Art, ziemlich kurzer allgemeiner Theil von nur etwa viertelhalb Bogen, enthaltend I. Methodenlehre und Bücherkenntniß, woben allerley zu erinnern wäre, z. B. unter vier Ausgaben mit der Glosse fehlt gerade die beste, die von Sehe (Fehius) 1627. Der Gegensatz zwischen Schulting's *Jurisprudentia antej.* und dem *codex Theodosianus*, der sich am besten wohl so erklären läßt, daß man bey jenem Titel sich hinjudent: *minor*, stellt der Verf. wohl nicht ganz richtig so: *senes* sind die Schriften der Juristen, dieses ist die *media jurisprudentia*. Bey den Sammlungen fehlt der so genannte *tractatus tractatum*, in welchem doch auch vieles *ad elegantiotem jurisprudentiam spectat*; dagegen sind Nr 6, 7 und 8 Dissertationen von Holländischen Doctoren. Die *opera omnia* stehen nach der Jahrzahl der Ausgaben, die der Verf. gerade vor sich hatte. Aus Versehen fehlt aber hier gerade der sonst von ihm so oft erwähnte *Cujacius*. Die Nürnberger Ausgabe der *commentarii des Donellus* von Hrn. Prof. König, deren Fortsetzung

auch Rec. wünscht, wird hier für eine Ausgabe der opera omnia angeführt, da sie doch S. 22 noch einmahl und zwar richtig vorkommt. Der letzte Abschnitt liefert — die Bücher des Recensenten, ungeachtet einige davon schon vorher da gewesen sind, wo freylich bey Paulus der vollständigere Titel nöthiger gewesen wäre, als bey Ulpian, weil dort der litterärhistorische Anhang beynabe die Hälfte beträgt. Vier Ausgaben aller sieben Bände des Cursus gibt es aber bekannlich nicht, und sieben Bände gibt es überhaupt nicht. Nur B. I. III. und IV. ist viermahl gedruckt. Hoffentlich wird auch niemand den Verf. so verstehen, als ob Haubold's praecognita und Westphal's systematische Anleitung Bücher des Rec. seyn, aber die Rubrik sagt es. Daß der Verf. Haubold's Litterärsgeschichte nicht nennt, ist gewiß unabsichtlich. — II. Juris de jure constituendo aliquot praecepta ist die Ueberschrift des Abschnitts, der von den Quellen des Rechts handelt. III. Allgemeine Begriffe. Necessitas legitima nennt nun der Verf. den Gegensatz von einem Rechte, denn officium gehe auch auf die Moral. Ist dieß denn aber bey Recht nicht auch der Fall? Und wie kann das legitimum heißen, was aus keiner lex herkommt, wie bey Rechten und Pflichten so oft der Fall ist? Bey den Theilen des Privat-Rechts geht der Verf. einen Mittelweg zwischen den verschiedenen Meinungen. Er spricht von einer prisca partitio in I. jus personarum und II. jus rerum; aber die entgegengesetzte Eintheilung in I. jus personarum, II. Dominium und III. Obligatio schreibt er darum doch nicht, wie man den Gegensatz erwarten sollte, mit dem gelehrten Recensenten seiner Institutionen in der A. E. Z. zu Halle, "einigen Neuern" zu, sondern wenigstens im §. 35, denn

§. 36. redet freylich auch nur von alii Ictorum elegantiorum, wirklich den Römern. Ob er gleich aber bey jeder Gelegenheit auf die Römischen Rechtsgelehrten außerordentlich viel hält, so sagt er dießmahl doch, es sey invita Minerva und adversis praecentis logicis geschehen, daß sie drey Theile gemacht hätten. Man sieht, der Verf. ist kein Rantianer. Bey seinen historischen Beweisen beruft er sich zweymahl darauf sole clarius est, aber von Theophilus sagt er, vielleicht eben um deswillen, weil schon alles so klar ist; nichts. (Im Vorbengehen, S. 197 und 470 steht eine Heilsische Ausgabe des so lehrreichen Werks.) Alle actiones sind auch Sachen, es gibt auch actiones in rem, und zu Tribonians Zeit gab es keine eigentliche, von der actio verschiedene, erst eine actio veranlassende, vindicatio mehr, also ist die Eintheilung in zwey Theile ex vero Romanorum ingenio, und diese haben Cajus und Tribonian ingenua fide befolgt. Rec. hat hier den §. 31 . . . 37. ingenua fide ausgezogen und verweist die Leser auf diese Paragraphen selbst, wenn sie etwa Widersprüche in seinem Auszuge finden sollten. Die Lehre von den Actionen ist nun in dem Systeme des Verf., wie es scheint, bloß als Nr. IV. des allgemeinen Theils abgehandelt, das, was nach Abzug derselben übrig bleibt, vertheilt er aber doch wieder anders, als die Römer gethan haben, indem er nicht nur die Verlassenschaften für den zweyten Band aussetzt, sondern auch vom jus personarum, damit es desto reiner sey, die Familien-Verhältnisse trennt. Beym jus rerum ist wieder ein allgemeiner Theil, worin unter andern von menschlichen Handlungen überhaupt geredet wird; ausgenommen jedoch die Lehre von Bedingungen und andern Dingen, welche zu der obli-

gatio ex contractu gestellt sind. Diese folgt übrigens hier auf die ex delicto.

Rec. sprach vorhin von den eigenen Meinungen des Verf. über einzelne Lehren. Dahin gehört §. 56. von der *condictio* von S. 55–58, wo aus dem *status condictus cum hoste* der Gegensatz zwischen *vindicatio* und *condictio* fr. 25. pr. D. 44, 7. erläutert wird, *hostis* sey hier ein Nicht-Römer, der also nicht vindiciren konnte, also sey es eine *actio personalis*, aber welche? Nur eine aus neuern Gesetzen, denn ein neues Rechtsmittel heiße nicht *actio* (es sey wie der Unterschied zwischen Einklagung und Klage, welchen Rec. nicht kennt) oder eine *actio*, wodurch man zurückfordere, was man dem Andern gegeben habe, damit er Eigenthümer davon werde, oder was er sich widerrechtlich zueigne. — (fr. 1. §. 1. D. 36, 4. paßt zu dieser Hypothese nicht sonderlich, so wenig wie der Umstand, daß *condictio* bey Cicero noch gar nicht vorkommt.) Von der *actio Publiciana*, an die man dabey erinnert wird, ist S. 193 richtig bemerkt, der Q. Publicius, welcher 685 Praetor peregrinus war, sey doch wohl ihr Urheber, obgleich Reinold ihn um deswillen nicht dafür gelten läßt, weil der praetor peregrinus nicht leicht (andere sagten wohl: gar nicht) edicirt habe. Das Edict des praetor peregrinus ist ja durch die *lex de Gallia Cisalpina* außer Zweifel gesetzt. Der Grund aber, den der Verf. anführt, daß Cicero von diesem Publicius mit nuper spricht, beweiset hier gar nichts, denn dieses nuper bezieht sich ja nur auf seine Prätur und keineswegs auf die Einführung der *actio*. — Von S. 72–75 wird ausgeführt, die Pubertät sey nach dem alten Rechte auf 17 Jahre gesetzt gewesen, weil dieses Alter beym Kriegsdienste erwähnt wird. So weit ist doch die



Conscription noch nicht voraus! — Auch die Ansicht ist wohl neu, S. 328, die Schrift in einem codex sey vergänglicher gewesen, als die in einem volumen, und so habe man die Sammlungen von Constitutionen codices genannt, weil eine die andere verdrängt habe.

Abichtlich vermeidet es Rec., die Stellen zu erwähnen, wo der Verf. etwas neues gesagt hat, ohne es vielleicht gerade zu wollen. Diese Anzeige ist ohnehin wohl schon mehr tadelnd geworden, als sie es theils nach der Absicht des Rec., der die Vorzüge des Verf. gewiß nicht verkennt, seyn sollte, theils als sie es seyn darf, wenn man diesem auch nur halb das Recht zugestehet: quod quisque juris in alterum statuerit ut ipse eodem jure utatur T. T. D. 2, 2., denn was er eben von Hrn. Prof. Bucher in Halle sagte: ob favorem, quo in me respexit u. s. w., das gilt auch von ihm selbst, in Beziehung auf gar viele noch lebende und namentlich auch auf den Rec., nicht nur in diesem Buche, sondern auch noch in einer Art Programm dazu, welches

#### Eben daselbst

auf 33 Quartseiten erschienen ist, und den Titel hat: J. C. S. Meister's . . . Aufforderungen an das Publicum; demüthiges Bittgesuch an die Großen der Erde Deutscher Zunge; in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechts. So nennt der Verf. was sonst allgemein und nach aller Aehnlichkeit des Sprachgebrauchs das Römische Recht heißt; doch ist er es nicht, welcher den neuen Ausdruck geschaffen hat, auch der sel. Zübner zieht seine Berichtigungen zu den Institutionen damit. Rec. würde ihn eher für die Uebersetzung von jus quiritorium halten, wovon er zwei

felt, ob schon die Alten es mit jus civile für einerley genommen haben würden, wie Justinian thut. Indessen will er von den Deutschen Ausdrücken bloß die Anfangsbuchstaben schreiben, jeder kann sie denn lesen, wie er Lust hat. Also von dem N. N. ist der Verf. "ein schwärmerischer Verehrer," ob er gleich weder dem Preussischen noch dem Französischen noch dem Oestreichischen Gesetzbuche zu nahe treten will. Zum Studium des N. N. fordert er auf, und erwähnt außer dem, was schon in seinen Vorkenntnissen gesagt ist, auch sein eben angeführtes Lehrbuch. Die Ausichten für das N. N. sind vortreflich, denn S. 32 ist ein Verzeichniß von zehn Professoren gegeben, die alle große Civilisten seyen. Der Verf. sagt selbst, es seyen nur einige unter vielen, und es hat wohl kein Bedenken, daß er als der eilfte mit dazu gehört. Ob Rec. aber gleich seinen eigenen Grund hat, zu wünschen, daß die Genannten, welche nach der Analogie der contractus nominati süglich Jcti nominati heißen können, die Gelehrtesten unter den jetztlebenden Deutschen Civilisten seyen, und er es deswegen gern nicht gar zu genau mit jedem Einzelnen nehmen will; so thut es ihm doch leid, in diesem ihn so glücklich machenden Wahne dadurch gestört zu werden, daß der Verf. so fleißige und verdiente Männer, wie Weber und Glück, mit Stillschweigen übergeht. Absichtlich ist dieß gewiß nicht bey ihm; aber wer steht nun noch dafür, daß die Jcti nominati irgend anders, als durch einen bloßen Zufall ihm in die Feder gekommen sind? Wer sich dessen, daß er genannt sey und andere nicht, zu sehr überhaben wollte, könnte der nicht schon durch das gedemüthigt werden, was bey der Bücherkenntniß im Lehrbuche selbst vorhin bemerkt worden ist, die opera von Florent sind

da genannt, die von Cujacius nicht? — Eine Königl. Preussische Verordnung vom October 1812 über die Prüfung der zur Universität abgehenden Schüler, gibt dem Werk auch große Hoffnungen, weil sie "zu der ersten Bezeichnung" auch von dem künftigen Juristen so viel Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen fordert. Entscheidender wäre aber wohl das Minimum, ohne welches man bey der Prüfung gerade zu abgewiesen werden soll, und dieses ist hier nicht angegeben. Rec. glaubt indessen unbesehen, es werde, wenn es nach dieser Verordnung gehe, nicht möglich seyn, daß die Juristen auf einer Universität um ein Deutsches Lehrbuch, statt eines Lateinischen, bitten, weil sie letzteres ohne Lexicon oder ohne eine Ausgabe ad modum Em. Sinceri nicht so recht verstehen können, und in so fern wünscht er von Herzen, daß dieser Eifer der Preussischen Regierung für wissenschaftliche und gelehrte Bildung in recht vielen Ländern nachgeahmt werde.

H u g o.

### Göttingen.

Von Wandenhoed und Kuprecht: *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften zum Gebrauche für seine Vorlesungen* von Gottlob Ernst Schulze: 1814. VIII und 150 Seiten in Octav.

Da das Studium der Philosophie nur erst durch ein tiefes Eindringen in die Untersuchungen derselben zur Weisheit führt, und auf die Bearbeitung anderer Wissenschaften wohlthätigen Einfluß hat; so können die encyclopädischen Vorträge derselben von keinem erheblichen Nutzen seyn, und lassen diejenigen Jünglinge, welche Talente und die nöthigen Vorkenntnisse zur Philosophie besitzen, und die daher auch von dem Lehrer vor-

zöglich berücksichtigt werden müssen, unbefriedigt. Aus diesen Gründen hat der Verfasser Bedenken getragen, dem schon in frühern Zeiten mehrmahls gegen ihn geäußerten Wunsch, die gesammte Philosophie encyclopädisch in einem besondern Collegium zu erläutern, zu entsprechen, und denen, welche diesen Wunsch äußerten, gerathen, wenn ihnen Zeit und Umstände nicht erlaubten, alle Theile der Philosophie zu studieren, sich nur mit demjenigen, welcher für sie ein vorzügliches Interesse haben konnte, und mit den übrigen Studien, denen sie sich besonders gewidmet hätten, in genauer Verwandtschaft stand, mit diesem aber auch so zu beschäftigen, daß sie zu einer gründlichen Einsicht der darin vorkommenden Probleme und der Bedingungen einer Auflösung derselben gelangten. Nachdem jedoch neuerlich jener Wunsch viel öfter noch, als ehemahls dem Verf. zu erkennen gegeben worden ist, so hat er sich zu einer Erfüllung desselben, so weit sie nicht mit seiner Ueberzeugung von den Erfodernissen der Nützlichkeit des Studiums der Philosophie auf der Academie stritt, entschlossen, und mit der Logik, als einen Anhang zu dieser und als bloße Einleitung in ein künftiges ausführliches Studium der verschiedenen Theile der Philosophie, eine encyclopädische Darstellung dieser Wissenschaft verbunden, wozu das gegenwärtige Werk der Leitfaden ist. Es war daher dabei auch nicht die Absicht, eine vollständig ausgearbeitete General-Karte vom ganzen Gebiete der Philosophie zu liefern, sondern der Verf. hat sich darauf beschränkt, nur das, jedem Theile der Philosophie eigenthümliche Problem deutlich zu machen, den Ursprung dieses Problems in den Bedürfnissen der Vernunft nachzuweisen, und die Hauptfragen, deren Beantwortung die Auflösung des Problems nöthig

macht, auf eine solche Art zu bestimmen, daß daraus auch schon dem Anfänger im Studium der Philosophie einleuchtend gemacht werden könne, diese Wissenschaft habe es mit der Aufklärung der höchsten Angelegenheiten für den, über die Welt und über sich selbst nachdenkenden Menschen zu thun. Wie weit dieser Zweck des Werkes erreicht worden sey, darüber kommt das Urtheil Andern zu. Neue Ansichten darin mitzutheilen und zu rechtfertigen, erlaubte dessen Bestimmung nicht. Von ähnlichen Darstellungen der gesammten Philosophie unterscheidet es sich jedoch hauptsächlich dadurch, daß der Verf. sich hat angelegen seyn lassen, darin den Inhalt und den Umfang der Philosophie, so wie auch den Zusammenhang ihrer Theile, nicht nach einem von den verschiedenen Systemen, die bis jetzt aufgestellt worden sind, noch auch nach seiner eigenen individuellen Ueberzeugung von der Auflösbarkeit dieses oder jenes Problems in der Philosophie, sondern hauptsächlich nach den Bedürfnissen zu bestimmen, die in der menschlichen Vernunft auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung immer vorhanden sind, und daher auch, wenn diese Entwicklung statt fand, auf dieselben Fragen in Ansehung der Räthsel der physischen und moralischen Welt geführt haben; daß er ferner die Haupttheile der Philosophie als eben so viele Versuche darstellt, dasjenige, was das Gefühl gebildeter Menschen schon vor aller eigentlichen philosophischen Speculation über jene Räthsel ausgesprochen hat, wissenschaftlich zu begründen; und daß endlich der Ursprung der großen Verschiedenheit in den Systemen der Philosophie, wodurch oft gute Köpfe von der Beschäftigung mit derselben abgeschreckt werden, so weit solcher in dem Organ dieser Wissenschaft liegt, vorzüglich mit berücksichtigt worden ist.

## Weimar.

Ueber die Art der Griechen und Römer die Entfernung zu bestimmen, und über das Stadium, Ein Versuch von J. A. Ucker, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1813. 118 S. in Octav.

Die Frage: ob das Stadium als Längenmaß bey den Griechen nur Eins und dasselbe war; oder ob es verschiedene Arten von Stadien gab? ist eine für die alte Geographie so wichtige, und doch so verschieden beantwortete Frage, daß man sich billig wundern muß, wie sie so lange unentschieden bleiben konnte. Eine Verschiedenheit des Stadienmaßes ward zuerst von Franzosen angenommen; und die hohe Autorität von Danville in seinem *traité sur les mesures itinéraires*, trug am meisten dazu bey, sie zu befestigen. Noch mehr geschah dieß in unsern Tagen, durch neue Gründe, welche Herr Gosselin dafür aufstellte. In Deutschland ward sie von Gatterer angenommen; wogegen sie aber von Hrn. Mannert in der Einleitung seines Werks verworfen ward. Hatte gleich dieser letztere Gelehrte seine Gründe für die Einheit des Stadienmaßes angeführt, so verdiente doch die Frage um so mehr eine neue Untersuchung, da erst seitdem Herr Gosselin als Vertheidiger der Mehrheit des Stadienmaßes aufgetreten war. Man wird es also Hrn. Prof. Ucker Dank wissen, daß er sich derselben unterzog. Sein Gang in dieser Untersuchung ist folgender: Er geht aus von der Entstehung der Längenmaße unter den Griechen überhaupt, und des Stadiums insbesondere, so wie von den verschiedenen Arten die Distanzen der Oerter zu bestimmen. Noch zu Herodots Zeiten scheint die Bestimmung nach Stadien nicht sehr gewöhnlich gewesen zu seyn; da er sich selber häufig der nach Tagereisen bedient; sein Werk scheint indeß dazu beygetragen zu haben, sie gewöhnlich zu machen. Doch blieb die Bestimmungs-

art nach der Zeit die herrschende. Wie vielen Ungewissheiten und Unbestimmtheiten diese ausgesetzt seyn mußte, fällt in die Augen. Vey der daraus hervorgehenden Verschiedenheit der Angaben, sind indeß alle Alten darüber einverstanden, daß diese nicht in einer Verschiedenheit des Stadienmaßes, sondern in andern natürlichen Gründen zu suchen sey. Vey den unvermeidlichen Krümmungen des Weges half man sich indem man etwas dafür abzog. Durch die Uebung, besonders in vielbesuchten Gegenden kam man wohl zu einiger Gewißheit; doch meist nur bey kleinen Distanzen. Auch als man anfang Himmelsbeobachtungen zu Hülfe zu nehmen, um die Länge der Derter zu bestimmen, blieben dennoch die Karten der Griechen sehr unvollkommen; ungeachtet man bereits die stereographische Projectionsart kannte. Aus diesen Mängeln lassen die Abweichungen in der Angabe der Entfernungen sich hinreichend erklären; ohne daß man nöthig hat eine Verschiedenheit des Stadienmaßes zu Hülfe zu nehmen. Demnächst untersucht also der Verf., ob sich bestimmte Stellen der Alten finden, denen zufolge man verschiedene Stadienarten annehmen müsse? Eine solche Stelle findet sich aber bey keinem frühern Schriftsteller als bey *Censorinus de die natali*, cap. 13. Daß aber auch aus dieser Stelle nichts gefolgert werden könne, zeigt der Verf. auf eine überzeugende Weise; wie denn auch schon Herr Mannert dieses bemerkt, und selbst auch Danville es schon zugegeben hatte. Der Verf. kommt hlerauf auf die Frage: ob nicht vielleicht bey den Griechen eine Verschiedenheit des Fußmaßes statt gefunden habe, welche ihren Einfluß auf die Verschiedenheit des Stadienmaßes äußerte? Aber eine solche Verschiedenheit des Fußmaßes wird nirgends angeführt. Andere Beweise nahm man daraus her, daß die Karten nach den Angaben der

Alten so große Verschiedenheiten von den Karten der Neuern zeigen, daß diese nur aus einer Verschiedenheit der Stadienmaße erklärt werden können. Indesß ergibt sich dieses schon aus der Unvollkommenheit der Messungen; der Verf. geht indesß die Behauptungen Einzelner, besonders von Freyer, genauer durch; und zeigt das Willkürliche in dessen Annahmen. Da diese Erdörterung keines Auszuges fähig ist, so wollen wir nur im Allgemeinen folgendes bemerken, welches uns für die Meinung des Verf. zu sprechen scheint. Vor den Zeiten der Alexandrinischen Schule ist uns nichts bekannt, was eine Verschiedenheit des Stadienmaßes begründen könnte. Hätte es aber eine solche gegeben, ist es wahrscheinlich, daß Schriftsteller wie Herodot, Xenophon u. a. die so genau in ihren Angaben zu seyn pflegen, dieß unbemerkt gelassen hätten? Die Alexandrinische Schule fing an nach Stadien den Umfang der Erdfugel zu bestimmen; und die verschiedenen Resultate sind als ein Hauptgrund der Verschiedenheit des Stadienmaßes angesehen. Aber erklären sich diese Verschiedenheiten nicht hinreichend aus den unvollkommenen Hülfsmitteln, deren sie sich bey ihnen, auf Himmelsbeobachtungen sich gründenden, Messungen bedienten? Ihre Werke sind zwar verlohren gegangen; aber ihre Bestimmungen kennen wir doch aus den Auszügen, welche uns Strabo von ihnen erhalten hat. Hätten nun auch sie sich eines verschiednen Stadienmaßes bedient, — ist es glaublich, daß Strabo es würde unbemerkt gelassen haben? — Vorzüglich nun aber sind es die neuen Beweise, welche Herr Gosselin in der Géographie de Strabon traduit du Grec en François Vol. I. aufgestellt hat, die Hr. U. prüft. Dieser Gelehrte hat die von Bailly schon aufgestellte Meinung eines Urvolks das astronomische Kenntnisse gehabt habe, wieder angenommen. Bey dem geo-



graphischen System der Griechen liegen sehr genaue astronomische Kenntnisse zum Grunde; dieß System sey nur durch Unwissenheit entstellt worden; und die Methode die ehemalige Genauigkeit wieder herzustellen bestehe darin, dem frühern Maße die ursprüngliche Größe wieder zu geben; oder diejenige Art der Stadien wieder zu erkennen, worin sie angegeben sind. Sofort zeige sich alsdann die Richtigkeit der griechischen Angaben. Die Quellen derselben aber seyen die Phöniciſchen oder Babylonischen Beobachtungen gewesen. — Der Verf. zeigt dagegen zuerst, daß Herr Gosselin vieles als bewiesen angenommen habe, was es nicht sey; wie seine ganze Annahme von astronomischen Stadien. Hauptsächlich aber, daß die Uebereinstimmung, die er zwischen den Angaben der Griechen und den wirklichen Distanzen gefunden haben will, eine eingebildete Uebereinstimmung sey; da bey der Berechnung der Entfernungen, zumahl bey buchtenreichen Küsten, so viel willkührliches statt finde, daß man fast jede beliebige Zahl herausbringen könne. Dieß wird nun in einer Reihe von Beyspielen von dem Verf. dargethan. Man sehe besonders die Bemerkungen, welche er S. 100—102 macht. — Wenn, wie wir glauben, der Verf. seinen Satz von der Einheit des Stadienmaßes hauptsächlich dadurch hinreichend bewiesen hat, daß sich kein Beweis vom Gegentheil führen lasse, so ist dadurch der alten Geographie ein wesentlicher Dienst geleistet. Denn wenn wir zugeben müßten, daß wirklich verschiedene Stadienarten im Gebrauch gewesen seyn; und sich doch nicht angeben ließe, welche jedesmahl gemeint sey; würde dann die alte Geographie nicht eben so ungewiß und schwankend werden, als die neuere, wenn bey der Angabe von Meilen nicht bekannt wäre, ob Englische, Französische, Deutsche u. s. w. gemeint seyen?

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 7. März 1814.

Paris.

Bey Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Première Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Livraison VII. Groß Folio. Wellpapier. (S. diese Anzeigen vom J. 1811. St. 156, 157. S. 1553. Jahr 1813. St. 98. S. 970. St. 111. S. 1106.)

Zu der siebenten und letzten Lieferung dieses Prachtwerkes gehört noch: Lettre de M. Visconti membre de l'institut de France, à M. de Humboldt, sur quelques monumens des peuples Americains. Dieses Schreiben enthält manche neue, sehr treffende, und in einer nicht allträglichen Verbindung gesagte Bemerkungen, von denen wir einen Auszug mittheilen müssen. Zuerst handelt Herr Visconti von einer ganz rund ausgearbeiteten Figur einer Aztekischen Priesterinn oder Prinzessin (Tab. I. II.), von welcher Hr. v. S. glaubte, daß der ungeschickte Bildhauer ihr keine Arme gegeben, und die Hände an die Seite gesetzt habe. So roh aber die Figur immerhin seyn mag, so ist es dennoch kaum denkbar, daß ihr Urheber einen solchen Fehler begangen haben soll. Die Extremitäten, die Hr. v. S. für die

Q (2)

Füße hielt, sind, nach W. die Hände der Statue. Sie scheint zu knien, und auf den Weinen und Fersen zu ruhen (ὄκλαξ καὶ ἰμὲνῃ, wie es Lucian nennt). Diese Art zu ruhen ist den Weibern ganz natürlich. Auf den Aegyptischen Monumenten steht man viele Weiber in dieser Attitude, entweder, wie sie ihre Kinder säugen, vor ihren Idolen beten, auf Instrumenten spielen, oder den Verlust irgend eines geliebten Gegenstandes beweinen. Die Beispiele liefert W. aus den Kupfern zur Description de l'Egypte und aus Denon. (Unter den Griechischen Monumenten, welche weibliche Figuren auf diese Weise vorstellen, verdient die, in einer Muschel sitzende Venus, aus Terra Cotta, zu Capodi Monte, genannt zu werden.) Seltner ist es, daß man männliche Figuren in dieser Stellung antrifft, doch führt W. einige Beispiele an, und glaubt, daß die Vorschrift des Pythagoras, knieend zu beten, ihren Ursprung einer Aegyptischen Sitte verdanke. Sie ist so natürlich, und der Biegsamkeit des weiblichen Körpers so angemessen, daß in mehreren Gegenden Italiens die Bäuerinnen, wenn sie die Kirche besuchen, diese Stellung annehmen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie auch bey den Aethiopen üblich war, wie W. aus einigen Malereien dieses Volks zu beweisen sucht. Der Rücken der Statue zeigt endlich deutlich, daß W. Recht hat; denn man sieht genau die Füße und die Fersen, auch bricht sich die Drapperie an der Stelle, wo die Kniee seyn müssen. — Die Köpfe der Americanischen Idole sind immer zu groß, weil das Bestreben mittelmäßiger Künstler stets dahin geht, den Haupttheil des Körpers recht deutlich auszudrücken, und dessen Züge zu vergrößern und zu übertreiben. — Tab. XXVI stellt die vier Weltalter und ihren Untergang nach den Begriffen der Aethiopen dar. Hr. v. S. verglich sie mit den vier

Weltaltern der Griechen, allein Hesiodus (Epy. 174.) zählte, wie auch eigentlich die Aeteken, fünf Weltalter, wenn man annimmt, daß das Zeitalter, in welchem er lebte, noch nicht abgelaufen war. Sonderbar ist es doch, daß auch ein Americanisches Volk die Vorstellung von einem goldenen Zeitalter hatte, und daß auch in seinen Mythen eine gewisse geheime Sehnsucht nach dem verlorenen, glücklichen Zustande der Natur zu wehen scheint. Ob diese Mythen auf Traditionen sich gründeten, oder bloß gedichtete Philosopheme sind, läßt sich nicht bestimmen. Die Unsicherheit und Ungewißheit der Zukunft, ein mühsames, arbeitsvolles Leben, das Bild des Todes, haben vielleicht in dem Menschen die Sehnsucht nach einem sorgenlosen Zustande, nach dem verlorenen Paradiese der Unwissenheit und der bloß sinnlichen Bedürfnisse rege gemacht. Es ist ein wichtiger Gedanke, daß auf die Eintheilung der Weltalter der Colosß sich beziehen soll, den Nebucadnezar als Traumbild erblickte. Er bestand aus fünf ganz verschiedenen Materien, aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Zinn (Daniel. 2.). — S. 212. Hier bemerkt Hr. v. S., daß die Aeteken, um das Lesen und den Sinn ihrer hieroglyphischen Mahlereyen zu erleichtern, zuweilen das Zeichen der vorhergehenden Reihe am Anfange der folgenden wiederholten. Nach Zoëga sollen auch die Aegyptier die Zeichen in ihrer Hieroglyphenschrift wiederholt haben; allein W. beweiset, daß Hr. v. S. diesen Schriftsteller mißverstanden hat. Die Art und Weise, wie die Figuren der Menschen und Thiere gerichtet sind, soll nach Zoëga entscheiden, ob die Reihe der Hieroglyphen von der rechten nach der linken Hand, oder umgekehrt gelesen werden muß, und dieß erhellt noch mehr, wenn gewisse Zeichenreihen auf einem und demselben Monument mehrmals vorkommen, und, wenn sie entweder eine

ganze Reihe einnehmen, oder aber, wenn die Reihe gebrochen ist, in zwey Hälften erscheinen. Auf dem Gallustischen Obelisk z. B. stellt eine Reihe eine Taube, einen Käfer und ein Messer in einer Linie dar. Diese Figurenreihe kommt auf demselben Obelisk noch einmahl vor, aber hier sind die Figuren in zwey Theile getheilt, beweisen jedoch, daß Joëga's Bemerkung richtig ist, indem die Figuren genau auf einander folgen, weil der Käfer und das Messer hinter der Taube stehen. Passender ist die Vergleichung der Ahtekischen Handschriften mit einigen Hebräischen. In diesen bemerkt man, daß, wenn der Schreiber ein Wort nicht ganz in eine Zeile bringen konnte, er nur die ersten Buchstaben hinsetzte, mit dem ganzen Worte aber die folgende Zeile ansing. Zu S. 99, 100. Das Mittel Feuer durch das Reiben zweyer Hölzer hervorzu- bringen, war auch den Griechen bekannt, findet sich aber auf keinem Monument vorgestellt, dagegen es zweymahl unter den Hieroglyphischen Malereyen der Ahteken vorkommt (Tab. XV. n. 8. Pl. XLVII.). Der Scholiast des Apollonius Rhodius (l. 1184.) beschreibt eine solche Feuermaschine, und sagt, sie sey einem Windelbohrer der Tischler ähnlich (*παρὰ πλῆσιον τροπάνω*). Nach W. soll Apollonius in der angeführten Stelle auf eine andre in dem Homërischen Hymnus an den Mercur anspielen, und diese Anspielung scheint die Zweifel zu heben, die Ruhntenius (Epist. crit. l. ad hymnum in Mercur. v. 25.) gegen die Echtheit einiger Verse aufgeworfen hat. Die Erfindung dieser Maschine, um Feuer hervorzu- bringen, leitete auf den Trepan der Bildhauer, auf den Hohlbohrer, den die Aken bey der Baumzucht gebrauchten, und endlich auf den Zwickbohrer (*te- trebra Gallica*). Einige mißverständene Stellen des Plinius werden bey dieser Gelegenheit vom W. vor- trefflich erläutert. — Unter den Zusätzen des Hrn.

v. S. heben wir folgende aus. Die Pyramide zu Cholula wird auch Toltecatl, Ecaticpac und Tlachihuatepetl genannt. Hr. v. S. erklärt den letzten Namen aus dem Mexicanischen Worte Tlachiani, um sich blicken, und Tepetl, Berg, weil die Pyramide als Wachturm diente, um die Ankunft der Feinde in den Fehden zu sehen, die zwischen den Cholulanern und Tlascalas so häufig waren. Daß die Pyramide des Belus zu Babylon das Vorbild der Pyramiden zu Sathara und selbst der Indischen gewesen sey, ist eine sehr gewagte Hypothese. Eher kann man annehmen, daß die Indischen Pyramiden den Babylonischen zum Muster gedient haben. Denn aus neuern Forschungen geht hervor, daß in den frühesten Zeiten, noch vor dem Cajumer, ein mächtiges Reich in Iran (worunter nicht allein Persien und Babylonien, sondern ein großer Theil von Asien verstanden werden muß) vorhanden war, welches unter dem Mahabeli (dem großen Bel) den höchsten Flor erreichte (Asiatick Researches T. I. p. 48). Dieser Mahabeli, von dem die Ruinen der Felsenpagoden zu Mahabalipuram den Namen führen, war ein Hindostanischer Eroberer, der aus dem Innern Hindostans hervordringend, sein Reich bis nach Vorderasien an den Tigris und Euphrat ausdehnte. Noch gewisser wird dieß durch die von Jones aus alten Quellen angeführte Thatsache, daß Hindostanische Stämme die Reiche von Nyodna und Indrapresta stifteten, welche in der Nähe von Babylon lagen. Diese Hindostanischen Eroberer brachten den Geschmack an pyramidalischen Gebäuden mit sich, welche, nächst den Felsenpagoden, die ältesten in Indien sind, und gaben die Muster zu den Terrassenförmig emporsteigenden Thurmgebäuden die mit Backsteinen aufgeführt wurden. Und dennoch gehören die pyramidalischen Gebäude in die zweite Periode der Indischen Bau-

kunst, welche um 2500 vor Chr. G. ihren Anfang nimmt, und von denen die Pyramiden zu Deo-gur u. s. w. nur schwache Nachbildungen sind. Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, der die größte Aufmerksamkeit verdient, zumahl über die Indische Baukunst die lächerlichsten und verworrensten Begriffe in unsern Tagen herrschend geworden sind. — Zu S. 72. Man hat in neuern Zeiten gezweifelt, ob die Peruaner außer den Quippus (Knötchen) noch andere symbolische Malereyen gekannt haben. Hr. v. S. beweiset ihre Existenz aus einem alten, seltenen Buche. Zu S. 125. Das Mexicanische Wort Atl. Atel. findet sich auch im östlichen Europa. Nach Fr. Schlegel's Bemerkung wurde das Land der Magyaren, vor ihrem Einfall in Ungarn, Atelkuls genannt, worunter man die Moldau, Besarabien und die Wallachen, drey Provinzen an der Mündung der Donau verstehen muß, welche man, so wie die Wolga, das große Wasser, Atel, nannte. Den Werth dieser Bemerkung lassen wir auf sich beruhet. Wichtiger ist Boturini's Angabe d. r. zwanzig Tage des Toltekischen Monats. Diese sind fast alle Monosyllabisch, und scheinen aus dem östlichen Asien den Americanischen Völkerschaften mitgetheilt zu seyn. Auch findet sich die Chinesische Endsyllbe Tin in vielen Mexicanischen Nominibus propriis wieder. Zum Schluß tritt Hr. v. S. der Meinung Klaproth's bey, welcher behauptet, daß die Quiouren oder Uighurn niemahls an den Ufern der Selinga (wie Langlé's annimmt) gehaufet, sondern auf dem Gebirge Ulugh-tagh, an den Ufern des Syr, des Jaxartes der Alten, und in den Steppen Karakun, östlich am Aral-See, gewohnt haben. Von Tomard's Vergleichung des Aegyptischen Kalenders mit dem Mexicanischen werden wir nächstens handeln.

## Rostock.

Von Adler: *Albi Tibulli Elegia prima, Annotationem adjecit Immanuel G. Huschke. 1813. IV und 27 Seiten in Quart.*

Wenn man die Arbeiten, die insonderheit neuere Gelehrte von Heyne bis Voß dem Tibull gewidmet haben, betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß noch vieles zur Verbesserung oder Erläuterung des Textes ohne Auffindung und Gebrauch neuer noch nicht gebrauchter Handschriften gesagt werden könne. So sehr hat man, scheint es, von allen Seiten den Dichter critisch und exegetisch behandelt, und so treffliche Köpfe, worunter Heyne, van Santen, Görenz, Eichstädt, Müschertlich, Wunderlich vorzüglich genannt zu werden verdienen, haben sich mit ihnen beschäftigt. An diese schließt sich Hr. Prof. H. an, und zeigt, daß ein mit der Sprache und Denkart der alten Welt bekannter Critiker sich noch neue Verdienste um den liebenswürdigen Dichter erwerben könne. Der Verf. hatte mit vielem Beifalle den Tibull seinen Zuhörern erklärt, und gibt nun als Probe seines Verfahrens diese erste Elegie mit einem Commentare, in welchem besonders auf die Vossische Ausgabe, welche von den übrigen so sehr abweicht, Rücksicht genommen wird, und einige kurze Bemerkungen von dem sel. van Santen beigelegt werden. Eine gesunde Critik, richtiges und feines Gefühl, und eine große wohlgebrauchte Belesenheit zeichnen diesen Commentar aus, den wir nach der Andeutung S. 25, als einen Vorläufer zur Bearbeitung aller Elegien Tibull's betrachten dürfen. Wir geben einige Proben: Gleich im 1. Verse zeigt er deutlich, daß congerat der Lesart des Diomedes conserat oder conserat vorzuziehen sey. Im 2. und 3. Verse werden multa und assidue gut vertheidigt. Im 4. Verse erhalten classica pulsa durch Plutarch's



(Sympos. II. Quaest. 4. Vol. 8. p. 528. Reisk.)  
*προϋμενα ἀλλήματα* die gewünschte Erläuterung,  
 wo der Verf. seine Epist. crit. S. 9. für *πρέκειν*  
*ἀλλῶν* nicht einmahl anführt. 7. und 8. wird der  
 Zusammenhang gut gezeigt. Es ist kein von den  
 übrigen verschiedenes Bruchstück, dieß Distichon.  
 Nec spes desituit ist keine Bitte, sondern Aus-  
 druck der Zuversicht des Dichters. Auch wird meine  
 Hoffnung nicht fehlgeschlagen, sondern u. s.; denn ich  
 bin gottesfürchtig. Ueber desertus, in der Ein-  
 samkeit, stimmt der Verf. Vossien bey. 25—34.  
 Hier tritt er Heyne bey, der diese Stelle für fehler-  
 haft, eingeschoben erklärte. Der Vorschlag des  
 Verf. statt Jam modo non possum zu lesen Jam  
 volo, nam possum ist zwar ganz gelehrt ausgeführt,  
 und paßt auch in den Zusammenhang, ist aber zu  
 gewagt. 28. Rivos gegen Voss, der rivum vorzog,  
 geschützt wegen der Handschriften. 34. Eine Lücke  
 mit Heyne anzunehmen, und mit Voss est ans Ende  
 des Pentameters nach grege zu stellen, oder mit  
 Hermann de metr. p. 143 die Seltenheit der kurzen  
 Enclitica am Ende des Pentameters anzuerkennen,  
 trägt er billig Bedenken. 36. Palen ist die beste  
 Lesart. Die griechischen Endungen finden im Latei-  
 nischen nur in den griechischen Wörtern statt. So  
 steht unrichtig in Ovids Fast. IV. 746. Palen: so  
 schrieb Virgil Ararum, Tigrim, Irim, Parim. Eben  
 so ist er gegen die Veränderungen die aus der Folge  
 derselben Wörter oder Begriffe entstanden sind.  
 Hanc viam ingressus Vossius, sagt er S. 21, in-  
 finitis paene locis Tibulli, gratiam nativamque  
 simplicitatem detraxit. 51. Smaragdi, nicht Zma-  
 ragdi wie Heyne und Voss nach Brouthius und Bur-  
 mann, schreibt der Römer, nach Priscians ausdrück-  
 lichem Zeugnisse, dem Hemsterhuis zum Lucian I.  
 S. 94. (316 bip.) bestimmet. Tibull's Text ist mit  
 abgedruckt, nebst einigen Varianten darunter.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1814.

Berlin.

Bei dem Verfasser, und in Commission bey  
J. E. Hitzig: Astronomisches Jahrbuch für das  
Jahr 1816, nebst einer Sammlung der neuesten  
in die astronomischen Wissenschaften einschlagen-  
den Abhandlungen, Beobachtungen und Nach-  
richten. Berechnet und herausgegeben von J. E.  
Bode, königl. Astronom und Mitglied der Acad-  
emie. 1813. 268 Seiten in Octav.

Das Jahr 1816 zeichnet sich durch eine große  
Sonnenfinsterniß aus (19. November), welche in  
einem Theile von Europa total mit Dauer sey-  
n wird, z. B. in Danzig, Warschau. Die Einrich-  
tung des Kalenders ist in diesem Jahrgange die-  
selbe, wie in den vorhergehenden, nur sind jetzt  
für Sonnendurchmesser und Schiefe der Ekliptik die  
neuesten Bestimmungen zum Grunde gelegt, und  
bey den Verfinsternungen der Jupiterstrabanten,  
welche noch nach den Wargentinischen Tafeln be-  
rechnet sind, ist der Gang der Unterschiede dieser  
Tafeln von den Delambreschen im Allgemeinen bey-  
gefügt. Von der Menge und Reichhaltigkeit des

N (2)

**Z u s ä t z e**, welche auch diesen Band begleiten, wurden wir um so angenehmer überrascht, da wir der Zeitumstände wegen kaum gehofft hatten, das Jahrbuch überhaupt zur gewöhnlichen Zeit erscheinen zu sehen. Den Anfang macht ein chronologisches Verzeichniß der berühmtesten (verstorbenen) Astronomen seit dem dreizehnten Jahrhundert, ihrer Verdienste, Schriften und Entdeckungen, in welchem man nicht leicht einen in der Geschichte der Astronomie nur irgend merkwürdigen Namen vermissen wird. — Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Kopenhagen in den Jahren 1811 und 1812 angestellt, von Hrn. Staatsrath und Ritter Bugge. Oppositionen des Uranus 1811 und 1812, des Saturn 1811 und 1812, der Ceres 1811, der Vesta 1812, des Mars 1811, Beobachtungen des großen Cometen von 1811, Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten. — Beobachtete Jupiterstrabanten · Verfinsterungen und Sternbedeckungen auf der Greenwicher Sternwarte in den Jahren 1809 und 1810 (aus der gedruckten Sammlung der Maskelyneschen Beobachtungen gezogen). — Beobachtungen des veränderlichen Sterns  $\gamma$  im Antinous, und Tafeln zur Berechnung seines größten Lichts von Hrn. Prof. Wurm; eine Fortsetzung des Aufsatzes im Jahrbuche für 1814. Wir wünschten, daß dieser verdiente Astronom uns auch bald mit einer ähnlichen Arbeit über den veränderlichen Stern in Wallfisch beschenken möchte. — Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt, im Jahre 1812. — Beobachtungen der Jupiterstrabanten · Verfinsterungen, Sternbedeckungen, Gegenscheine der Ceres; Pallas, Juno, Vesta, des Cometen von 1812 auf der Wiener Sternwarte angestellt von Hrn. Triesecker. Meridianbeobachtungen der Ceres und Vesta, des

Mars, Saturn und Jupiter im Jahre 1811 angestellt von Hrn. Groombridge — Ueber die Bestimmung der Theilungsfehler eines Spiegelferantzen von Hrn. Dr. Benzenberg. Daß man sich auf die absoluten Größen der mit diesen Werkzeugen gemessenen Winkel nicht unbedingt verlassen dürfe, ist sehr gegründet, wenn es gleich in einzelnen Fällen unentschieden bleiben mag, wie viel von dieser Ungewißheit auf Rechnung wirklicher Theilungsfehler, oder einer kleinen Excentricität, oder einer kleinen Abweichung der beiden Flächen des großen Spiegels von der parallelen Lage komme. Das von Hrn. B. vorgeschlagene Verfahren, die Fehler des Instruments in eine Tafel zu bringen, verträgt indeß nur in sehr ebenen Gegenden eine Anwendung, wenn man nicht zugleich ein Instrument zum Messen kleiner Höhen hat; auch ist es wohl nicht überflüssig, dabey eine besondere Vorsicht zu empfehlen, damit alle Winkel genau aus Einem Punct gemessen, oder wenigstens darauf reducirt werden. — Verschiedene astronomische Beobachtungen, von Hrn. Lee aus London mitgetheilt. Beobachtungen des großen Cometen von 1811 im Ostindischen Ocean am Bord eines Schiffs vom 17. May bis 15. Junius; ferner verschiedene astronomische Beobachtungen aus Port Jackson auf Neuholland und aus Calcutta. — Astronomische Beobachtungen im Jahre 1812 auf der Prager Sternwarte von den Hrn. David und Bittner. — Beobachtete Scheitelabstände der Sonne und Sternbedeckungen zu St. Gallen in der Schweiz, von Hrn. v. Scherer, woraus Herr Triesnecker zugleich die geographische Lage dieses Orts ableitet. — Sichtbare Lichtveränderungen des Algol in den Jahren 1814, 1815 und 1816, vorausberechnet von Hrn. Wurm. — Beobachtungen des großen Cometen von 1811,

vom 6. September bis 19. October, Opposition des Saturn 1811 und Sternbedeckungen von Hrn. Werflinger in Kremsmünster. — Neue Refractionstafel, aus Bradley's Beobachtungen der Circumpolarsterne abgeleitet, von Herrn Prof. Bessel. Diese Tafel ist aus einer Abhandlung des Verf. im vierten Hest des Königsberger Archivs gezogen; allein es fehlt dabei eine Anweisung zum Gebrauch, um so mehr, da das Rechnungsbeispiel nicht ganz im Geiſt des Verf. ausgeführt ist. — Beobachtungen des großen Cometen im Jahre 1811, nebst Bemerkungen über den Bau seiner verschiedenen Theile, von Herrn Dr. Herschel; und nachher Beobachtungen des zweyten Cometen vom Jahre 1811 nebst Bemerkungen über seinen Bau; von demselben Verf. sind Auszüge aus zwey Abhandlungen in den neuesten Bänden der Philosophical Transactions, von denen wir hier einer umständlichen Anzeige um so mehr uns überheben, da die Original-Abhandlungen bereits früher in diesen Blättern von einem andern Rec. angezeigt sind. Wir bemerken daher nur, daß so schätzbar die Beobachtungen Herschel's über diese Cometen sind, es uns jetzt noch viel zu früh scheint, Resultate über die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Weltkörper feststellen zu wollen. Der Erfahrungen sind noch viel zu wenige, sie haben selbst bey weitem nicht den Grad von Zuverlässigkeit, wie astronomische Beobachtungen anderer Art, und unsrer Ueberzeugung nach werden erst die künftigen Jahrhunderte, die die jetzt beobachteten Cometen werden wiederkehren sehen, über das, was jetzt nur vage Hypothese seyn kann, entscheiden können. Herr Herschel stellt unter andern die Vermuthung auf, daß der Comet von 1807, ehe er dießmahl in sein Perihelium gelangte, früher sich einmahl einem

andern Fixstern genähert habe, und dadurch gleichsam zu einer früheren Reise gekommen sey als der von 1811, und glaubt, daß Cometen um andere Sonnen als die unsrige laufen mögen, werde durch den Umstand sehr wahrscheinlich, daß wir unter der großen Anzahl der bis jetzt beobachteten erst von einem einzigen die Rückkehr mit Gewißheit kennen. Allein hiebey übersteht er offenbar, daß nach allen bisherigen Resultaten die Umlaufzeiten der Cometen in der Regel eher noch nach Jahrtausenden als nach Jahrhunderten gemessen werden müssen, und daß erst seit ein Paar Jahrhunderten die Cometen ordentlich beobachtet und seit nicht viel mehr als einem Jahrhundert berechnet werden; und was namentlich dem Cometen von 1807 betrifft, so weiß man, daß dessen größte Distanz von der Sonne, eben so wie die größte Distanz aller andern, deren Bahn elliptisch hat berechnet werden können, nicht viel mehr als Nichts ist gegen die Distanz der nächsten Fixsterne. — Sternbedeckungen; Jupiterstrabanten-Verfinsterungen, Mondfinsterniß, Vesta, Uranus und Mars beobachtet auf der Sternwarte in Wilna in den Jahren 1811, 1812, 1813 von Hrn. Joh. Sniadecky. — Beobachtungen des großen Cometen von 1811 auf der Sternwarte zu Palermo und Berechnung der Elemente seiner Bahn von Hrn. Piazz, aus dessen gedruckten Abhandlung. — Aus einem Schreiben des Hrn. Proh. David in Prag; bezieht sich auf die abweichenden Resultate, welche die Hrn. Vent, Bode und David zu verschiedenen Zeiten für die Polhöhe der Böhmischen Riesenkuppe gefunden hatten, worüber natürlich uns hier kein Urtheil zustehen kann. — Nachtrag zu dem im Jahrbuch 1813 befindlichen Verzeichnisse sichtbarer Sternbedeckungen im Jahre 1813 von Hrn. von Wieniewsky. — Verzeichniß der Länge und Breite von

neun der vornehmsten Fixsterne nach den neuesten Beobachtungen, aus dem Nautical Almanac für 1815 entlehnt. — Geographische Lage verschiedener Orter im mittlern America, bestimmt von Hrn. von Humboldt (aus dessen Recueil d'observations astronomiques &c.) — Projectionsmethode einer allgemeinen Himmelskarte. Sie besteht darin, die Abstände vom Nordpol in der Projection den Tangenten von  $\frac{1}{2}$  der Abstände auf der Kugel proportional zu setzen, inderß bekanntlich in der stereographischen Projection jene den Tangenten der halben Abstände auf der Kugel proportional sind. Nach dieser neuen Art hat der Verf. die Himmelskarte bey der neuesten Ausgabe seiner geschätzten Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels entworfen, deren früheren Ausgaben eine ähnliche Karte nach der stereographischen Projection beigegeben war. Er wählte diese Abänderung, damit die Grade nach dem Südpol zu nicht so unverhältnißmäßig stark gegen die nördlichen anwachsen, aber freylich gehen dadurch manche Vortheile der stereographischen Entwerfungsart verloren; das Bild bleibt dem Original nicht mehr in dem kleinsten Theile ähnlich, alle schief gegen den Aequator liegenden Kreise werden nicht mehr durch Kreise dargestellt, sondern durch Curven höherer Ordnung, die nur mühsam durch einzelne Punkte construirt werden können, und die Winkel, unter welchen sie sich schneiden, sind denen auf der Kugel nicht mehr gleich. — Geocentrischer Lauf der Pallas vom 1. August 1814 bis 1. Februar 1815, und der Vesta vom 18. October 1813 bis 9. Jul. 1814. — Planetenbeobachtungen auf der Greenwicher Sternwarte 1809 und 1810 von Dr. Maskelyne — Beobachtung der beiden im Jahre 1813 erschienenen Cometen. Es sind hier bloß vier Pariser Beobachtungen des ersten Cometen aufgeführt, und

über den andern (von Hrn. Prof. Harding auf der hiesigen Sternwarte und zugleich von Hrn. Pons in Marseille entdeckten) nur einige allgemeine Nachrichten gegeben. — Die elliptischen Elemente der Planetenbahnen, für die ältern Planeten aus der dritten Ausgabe der Laplace'schen exposition du système du monde (wovon 1812 eine vierte Ausgabe erschienen ist), die der neuern nach den neuesten (dem Herausgeber damals bekannten) Bestimmungen von Gauß; dieser Artikel würde jetzt bereits eine fast gänzliche Umarbeitung vertragen, da die Theorien der meisten Planeten seitdem neu bearbeitet sind. — Fernere Beobachtungen des großen Cometen von 1811 nebst astronomischen Bemerkungen von Hrn. Prof. Vessel, eine neue Reduction der wichtigen von Bartschen Beobachtungen dieses Cometen im ersten Zweige seiner Bahn. — Beobachtungen des Cometen von 1812 nebst Elementen seiner Bahn von Bouvard. — Methode zur Bestimmung der Abweichung eines Passage-Instruments vom Meridian aus Beobachtungen der obern und untern Culminationen zweier nordlichen in der geraden Aufsteigung beynahе entgegengesetzten Sterne, nebst einem Verzeichniß solcher Sterne. Wir halten diese Methode für die allerzweckmäßigste, besonders wenn der eine Stern der Polarstern selbst ist, und bemerken nur, daß in diesem Falle der andere Stern ohne Nachtheil auch von beynahе gleicher Rectascension seyn darf. — Planetenbeobachtungen auf der Pariser Sternwarte im Jahre 1809 von Hrn. Bouvard (aus der Connoissance des tems für 1812). — Unter den am Schluß beygefügtten verschiedenen kleinen astronomischen Notizen bezeichnen wir hier nur diejenigen, welche die vortreflichen aus der Reichenbach'schen Werkstatt in München hervorgegangenen astronomischen Instrumenten betreffen,



400 G. g. N. 40. St., den 10. März 1814.

worunter ein 24füßiger Achromat mit 8 Zoll Oeffnung. — Noch sind zwey Nachträge zu diesem Bande zu bemerken, wovon der erstere die Originalbeobachtungen des großen Cometen von 1811, von Wisniewsky im August 1812 angestellt, der andere, das Poudsche Fixsternverzeichnis (obwohl nicht das allerneueste) enthält. — Wir können nicht umhin, dem verdienstvollen Herausgeber für den unermüdeten Eifer zu danken, womit er so vielfache dem Astronomen wichtige Materialien zusammengetragen hat, unter denen auch dasjenige, was aus andern, dem bey weiten größten Theile der Leser ohnehin jetzt meistens nicht zugänglichen, Schriften entlehnt ist, nicht anders als willkommen seyn kann.

### Gießen.

Ben. Pasché und Müller: Zusätze und Nachträge zu der Sammlung von 66 Übungsaufgaben aus der Lehre vom Größten und Kleinsten, nebst ihrer Auflösung für Anfänger in der Differenzialrechnung, herausgegeben von Friedr. Wilh. Daniel Snell; ordentl. Prof. der Philos. in Gießen. 1811. 52 Octav. 1 Kupfertafel.

Der Verf. hat bereits im J. 1805 abgedachte Sammlung herausgegeben, und dadurch Anfängern, welche sich in der Differenzialrechnung und insbesondere in den mannichfaltigen Anwendungen der Lehre vom Größten und Kleinsten üben wollen, einen nützlichen Unterricht ertheilt. In gegenwärtigen Zusätzen und Nachträgen werden nicht allein manche Aufgaben der ersten Sammlung noch auf eine andere Art vortragen, sondern auch mehrere neue beigefügt, von denen einige durch Hrn. Jos. Schierel, einen ehemahligen Zuhörer des Hrn. Verfassers, mitgetheilt worden sind.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
— unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1814.

Amsterdam.

Ben Jo. Mart: Reize in eenen Palanquin langs de kusten Orixá en Coromandel door *Haafner*. 1806. D. 1. 454 S. D. 2. 514 S. in Octav.

Der Verfasser ist nicht Gelehrter, aber in ihm vereinigt sich gar manches, was nicht gerade jeder Gelehrter besaß, der über Asien schrieb. Mit einem sehr gesunden Menschenverstande, einem unverdorbenen Gefühle, und einer unbestechbaren Redlichkeit verbindet er eben so mannichfaltige als schätzbare Kenntnisse und die Gabe der Darstellung in einem beneidenswerthen Grade. Herr H. verlebte ein Jahrzehend in Indien, kam in enge Verbindungen mit Menschen aller Art, gewann das Vertrauen und die Liebe der Eingebornen, und erlernte auch die Sanscritsprache. Die Zeit, in der die Reise gemacht wurde, ist nur ganz beiläufig im zweyten Theile S. 441 angegeben. Sie fällt in das Jahr 1784. Wem es nur um die neuesten Nachrichten zu thun ist, der findet hier freylich seine Rechnung nicht. Wer aber weiß, wie viele noch viel ältere Angaben in unserer Astatischen Länder- und Völker-

S (2)

Kunde stehen, weil man keine neuere hat; und wie viele Lücken noch auszufüllen sind, dem wird dieß Werk sehr willkommen seyn, das mehrere Beyträge enthält, nicht nur zur Geographie, sondern auch zur Geschichte Asiens. Die schöne Natur, die sanften, gutmüthigen Hindus, die Gräueltthaten der Europäer in Asien, und die zärtliche Verbindung, in die unser Verf. mit einem Mädchen gerieth, die eine Tänzerinn war, aber nichts destoweniger zu den Kronen ihres Geschlechts gehörte, sind die Hauptgegenstände, die Herr H. schildert.

Ueber das Verbrennen der Wittwen mit den Leichnamen ihrer Männer verbreitet sich der Verf. ausführlich. Th. I. S. 81 f. Hat die Frau es auch ihrem Manne versprochen, nach seinem Tode mit ihm sich verbrennen zu lassen, so ist sie doch ihres Gelübdes entbunden, lebte der Mann ein Jahr von ihr getrennet; oder ließ er es fehlen bey Leistung der ehelichen Pflicht; oder behandelte er die Frau schlecht, oder verstieß er sie gar; oder endlich ist die Frau beym Tode des Mannes schwanger. Alle Geseze verbieten dem Manne, die Frau zu einem solchen Gelübde zu überreden und durchaus darf keiner sie dazu zwingen. Ist die Frau überredet oder gar gezwungen worden; so hat sie das Recht zurückzutreten, selbst noch beym Anblicke des Holzstoßes. "Es ist so eine große Schande nicht, als man gewöhnlich versichert, wenn eine Frau sich weigert, mit ihrem verstorbenen Manne sich verbrennen zu lassen. Noch weniger wahr ist es, daß die Wittwen dazu gezwungen werden. Wäre dem so; so würden dergleichen Verbrennungen alle Tage in Menge vorkommen. Man kann aber sicher annehmen, daß von fünftausend gestorbenen Hindus etwa einer ist, dessen Wittwe ihm in den Tod folgt." Die Liebe selbst ist es, welche viele Frauen auf

den Holzstoß bringt; man hat sogar Beispiele in Menge, daß Tänzerinnen mit ihrem verstorbenen Liebhaber sich verbrennen ließen. — Es ist auffallend, daß der Ostindische Tabak nicht nach Europa gebracht wird. Im allgemeinen ist er eben so gut als der Westindische; ja an einigen Orten wie in Jaffana und Latocorin noch besser. Der Tabak von Rawil steht in Ruhe. — Jeder Hindu, nur die Suder nicht, kann Wanprusch oder Eremit werden. Ist ein solcher Eremit seines Lebens satt und müde; sehnt er sich wirklich nach dem Tode; so kann er zwischen zwey Mitteln wählen. Entweder macht er sich auf, geht nach Norden oder Osten, und wandert, nur drey Stunden von 24 ausruhend, so lange fort, bis er seinen Geist aufgibt: oder er mordet sich selbst, in welchem letztern Falle er denn die Wahl zwischen fünf Arten des Selbstmordes hat. Er kann tod hungern: er kann sich in Kuhmist begraben, diesen mit eigener Hand anzünden und darin verbrennen: er kann sich nach Thibet begeben und dort im Schnee sich begraben: er kann nach dem äußersten Ende von Bengalen gehen; da, wo der Ganges sich durch tausend Kanäle in das Meer ergießt; dort in das Wasser mit allen seinen Sünden sich setzen und es ablauren, bis ein Krokodil kömmt und ihn verschlingt: und endlich kann er auch, nicht weit von Allahabad, da wo der Ganges und der Jumna sich vereinigen, sich die Kehle abschneiden oder sich ersäufen. — Was die Reisenden von den Tänzerinnen berichten, ist, wie unser Verf. behauptet, falsch oder von keiner Bedeutung. Die Klasse der Tänzerinnen ist eine unentbehrliche Klasse. Ihr ist auch ein eigenes Capitel gewidmet; wozu freylich wohl auch die schöne gute Namia, die Geliebte des Verf., das Ihrige beigetragen haben mag. — Die Justiz ist

in ganz Indien abscheulich, jedoch noch fürchterlicher im Holländischen als im Englischen Indien: hier bestraft man nur mit dem Galgen; dort aber sind noch alle, alles Menschengefühl empörende, Strafen üblich. — Die Göttinn der Kinderpocken Mariatale, Boschontara, auch Ganga genannt, ist eine der vornehmsten Göttinnen. Als der Verf. im Dorfe Elletur ankam, fand er es fast ganz verlassen. Die Pocken hatten fürchterlich gewüthet und eine große Anzahl getödtet. Viele hatten noch zeitig genug die Flucht ergriffen. Die Rückkehr derselben erwartete man indeß alle Tage, da die Seuche aufgehört hatte. — Armenhäuser, Hospitäler und andere Stiftungen dieser Art findet man weder in Madras, noch in irgend einer andern Europäischen Stadt oder Etablissement in Asien. Man denkt nur daran, die Völker zu plündern und auszusaugen. — Der Verf. machte die Reise in einem Palankin, und zu wiederholten Mahlen preist er, gewiß mit vollem Rechte, diese Art zu reisen, als die sicherste, angenehmste und belehrendste. Man hat (Th. II. S. 470) in Indien weder fahrende noch reitende Posten, sondern nur Fußpost, oder, wie der Verf. es richtiger ausdrückt, Lopende. In allen großen Städten, in Calcutta, Madras, Negaptnam und vielen andern sind Post-comptoirs. Von dort kann man alle Abende Briefe durch ganz Indien versenden. Die Leute welche die Briefe fortschaffen heißen Tappals: ihrer sind immer zwey: der Eine trägt die Briefe, und der Andere führt eine kleine Trommel von einem starken durchdringenden Tone, auf die er unaufhörlich schlägt, sowohl um die Schlangen und wilden Thiere zu verschrecken, als auch um denen das Zeichen der Ankunft zu geben, von welchen sie abgelöset werden. Alle zwey Meilen hat man kleine Häuser, bewohnt

von zwey oder drey Männern, welche Briefträger sind. Die Briefe werden sogleich weiter geschafft, und ihre Träger gehen nicht, sondern laufen. — Die Chauderies, Maram oder Trivafel haben viel ähnliches mit den Karavanferais. Vermögende und devote Indianer, auch wohl Fürsten, haben sie gestiftet, einzig und allein zur Bequemlichkeit von Reisenden und Wallfahrtern. Man hat sie von allen Arten, große und kleine, schöne und gemeine. Alle sind vieredig. Die schönsten und größten besitzt Südforomandel und Bengalen. Längst der ganzen Küste und auch im Innern des Landes ist fast kein Dorf, das nicht ein solches Gebäude hat; in den mehrsten Dörfern findet man ihrer zwey und mehrere: da aber, wo die Dörfer weit von einander entfernt liegen, stehen sie an den großen Wegen, am Eingange in die Gehölze, und in diesen selbst. Ein reicher Indianer weiß von seinem Gelde keinen bessern und wohlthätigern Gebrauch zu machen, als ein solches Ruhehaus zu erbauen. Thut er es nicht während seines Lebens, so läßt er es von seinen Erben bauen. Mancher verwandte darauf den größten Theil seines Vermögens. Das Gebäude trägt des Stifters Nahmen und ehrt sein Andenken. Viele seiner Sünden werden dadurch getilgt und die Segnungen der Reisenden erreichen des Stifters Seele auch in der andern Welt. Bey diesen Häusern steht fast immer, in der Entfernung von einigen Schritten, ein kleines Häuschen, in welchem ein Bramin oder ein Büssender wohnt, dieser reinigt das Gebäude, bedient die Reisenden und Wallfahrter, tränkt die Lastthiere derselben u. s. w. Einem Reisenden zu helfen und ihn zu erquickern, halten die Indianer für eine dem Himmel wohlgefällige und sehr verdienstliche Handlung. "Ganz anders, sagt der Verf. hinzu, verfahren

die Wirth in Europa, die jeden Reisenden für vogelfrey halten, und ihn scheren und rupfen so viel sie können, — und nun vollends noch unsere Werber und Seelverkäufer.“ Zu Maveliwarom übernachtete nicht leicht mehr ein Reisender wegen der wilden Thiere, die dort in undurchdringlichen Gehölzen, auf den bewachsenen Hügeln und Bergen, und in den Ruinen sich aufhalten. Die Braminen, welche jenes Dorf bewohnten, warneten unsere Reisende sehr dringend. Man hatte schon mehrere Male den Fall erlebt, daß Reisende von Tigern selbst aus dem Ruhehause geholt wurden. Die Erfahrung lehrte Hrn. H., wie sehr gearündet jene Warnungen waren. Auch Maveliwarom gehört zu den traurigsten Monumenten der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Hier, wo einst Gewerbe und Künste blüheten und hoher Wohlstand entzückte, herrscht jetzt die Stille des Grabes, Armuth und Elend. Auch Alamparve, ehemahls eines der schönsten und größten Dörfer, ein wahres Paradies auf Südforomandel, ist in eine Wüsteney verwandelt, in dessen Nähe Tiger haufen. “Es ist unglaublich, in welchem Grade die wilden Thiere seit dem letzten Kriege (1780) in Südforomandel sich vermehrt haben. Sie wurden herabgelockt von den Gautsgebirgen durch die zahllosen Leichen, womit das ganze Land bedeckt war ic.” Mathews belagerte im Jahre 1782 Onur. Die Stadt litt Mangel an Ammunition wie Lebensmittel. Ueberdem war die Garnison schwach. Sie vertheidigte sich nur zwey Tage und ging dann durch Capitulation über. Leben und Eigenthum der Soldaten, wie der Einwohner sollte, das wurde heilig zugesichert, unvöletzt bleiben. Man öffnete die Thore und alle — etwa zehntausend — wurden mit kaltem Blute niedergesäbelt. Noch scheußlicher war das

Boos der Garnison und Einwohner von Omanpur, einer befestigten Stadt in Canora, die Mathews mit stürmender Hand nahm. Mit dem Schwerte, dem Dolche und mit Gift wütheten die Europäer gegen die Hindus; sie häuften Schandthaten auf Schandthaten; sie verübten Gräueltthaten, deren der Teufel selbst sich schämen würde; und zu gleicher Zeit schwärmten Missionaire, Verwandte, Landsleute jener Räuber und Mörder, in Asien umher, die den sanften tugendhaften Eingebornen das Evangelium des Gottes der Liebe und des Friedens verkündigten! Mit dem Auge der Liebe und des Mitleids sah der Verf. auf die Hindus; dennoch trifft ihn der Vorwurf zu großer Strenge gegen die Europäer in Asien nicht. Ist auch mancher von den, diesen Europäern gemachten Vorwürfen ungegründet oder übertrieben, so bleiben doch immer noch zahllose Ungerechtigkeiten und Schandthaten. Auf keine Weise aber kann man von Hrn. H. sagen, er hasse die Engländer. Er unterscheidet die Briten in Asien von denen in Europa an mehr als einer Stelle, unter andern im ersten Theile S. 163. Nicht minder verdient bemerkt zu werden, daß von ihm mit eben dem Maßstabe, womit er die Dritten mißt, auch die Holländer gemessen werden. — Von den hinzugefügten Kupfern sind die bedeutendsten das zweite im ersten und das dritte im zweiten Theile. Jenes enthält eine Abbildung von dem Ruhehaufe zu Darma Ur und dieses von den fünf Tempeln zu Mavellewarom.

### Paris.

Bey Courcier: Mémoire sur le mouvement de Rotation d'un Corps libre autour de son Centre de Masse, par J. F. Français, Prof. à l'Ecole J. de l'Artillerie et du Génie. 1813. 56 S. in Quart.



Ungeachtet die Auflösung dieser Aufgabe durch die Bemühungen der Hrn. Euler, d'Alembert, La Place, La Grange, Poisson ic. schon als beendet angesehen werden möchte, so wird man doch auch diese Abhandlung mit Vergnügen lesen, sowohl in Rücksicht der darin herrschenden Klarheit des Vortrags, als auch der von dem Verf. mitgetheilten Bemerkungen über die möglichst vollständige Auflösungsweise dieses Problems, wozu sich dem Verf. noch einige Hülfsmittel dargebothen haben, welche er in dieser Schrift ausführt, und welche davon abhängen, daß er die Rotation eines Körpers auf drey Coordinaten-Axen bringt, deren eine die von Poincaré so genannte *axe du couple d'impulsion primitive* ist, durch welche Voraussetzung, wie der Verf. glaubt, der Allgemeinheit der Auflösung kein Eintrag geschehe, alle Gleichungen aber eine weit einfachere Gestalt erhielten. Zuletzt fügt er noch die Auflösung des besondern Falles hinzu, wenn bey der Rotation des Körpers die Trägheitsmomente in Bezug auf zwey Hauptaxen einander gleich sind, in welchem Falle denn alle Gleichungen, wodurch des Körpers Bewegung bestimmt wird, durch endliche Integrale sich darstellen, da hingegen in andern Fällen die Integration nur durch Reihen bewerkstelligt werden kann. Die Bezeichnungsart des Verf., daß er einen Winkel den  $\beta$ . B. ein paar Linien  $x$  und  $y$ , oder  $x$  und  $z$  mit einander machen, schlechtweg durch  $(x, y)$ ;  $(x, z)$  andeutet, verstatet bey den mannichfaltigen Winkeln, welche bey diesen Untersuchungen vorkommen, eine leichte Uebersicht, und verdient in allen Fällen, wo viele Winkel vorkommen, deren jeden man mit einem besondern Buchstaben bezeichnen müßte, angewandt zu werden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 12. März 1814.

London.

Nachdem wir von den in den Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1811, 1812 and 1813 enthaltenen mathematischen, astronomischen und zur allgemeinen Physik gehörigen Abhandlungen Rechenschaft gegeben haben, wenden wir uns zu den in die Chemie einschlagenden Abhandlungen, deren Anzahl und wissenschaftliches Interesse auch dießmahl diesen berühmten Societätschriften zu einer vorzüglichen Zierde gereichen. Den Anfang derselben macht Jahrgang 1811. P. I. S. 1. *Humphry Davy's Bakerian Lecture on some of the combinations of oxymuriatic gas and oxygen, and on the chemical Relations of these Principles to inflammable Bodies.* Diese Abhandlung ist eine Fortsetzung der in dem vorhergehenden Jahrgange der Phil. Transact. P. 2. S. 231 befindlichen Arbeit des berühmten Verf. über das oxygenirtsalzsaure Gas, und enthält insbesondere Untersuchungen über die Verbindungen dieses Gases mit den Metallen. Bekanntermaßen wird das oxygenirtsalzsaure Gas von Davy jetzt für einen einfachen

Z (2)

elementarischen Stoff angesehen, welcher seinen Eigenschaften nach dem Sauerstoff analog ist, und mit den Combustibilen eine ähnliche Reihe von zusammengesetzten Körpern constituiren soll wie dieser Stoff. Diesen Ansichten gemäß ist die Salzsäure eine Verbindung dieser Art, und aus oxygenirter Salzsäure und Wasserstoff zusammengesetzt. Zufolge dieser Hypothese hat Davy auch den Namen oxygenirte Salzsäure und oxygenirt-salzsaures Gas mit dem von Chlorine und Chlorigas vertauscht, und bezeichnet die Verbindungen der Chlorine mit den Combustibilen auf die Weise, daß er die lateinischen Benennungen derselben für die Verbindung im Minimum in *ane* und für die im Maximum in *anea* flectirt, als *Cuprane* und *Cupranea*. Die Erfahrungen, auf welche Davy diese neue Ansicht über die Natur der oxygenirten Salzsäure und der Salzsäure stützt, sind vorzüglich in den beiden genannten Abhandlungen auseinander gesetzt. Da wir indessen erwarten dürfen, daß der Inhalt derselben einem jeden Chemiker jetzt schon längst aus unsern physikalisch-chemischen Journalen bekannt ist, besonders aus dem 39. Bande der Annalen der Physik des Prof. Gilbert, wofelbst sich eine vollständige nach dem Original gemachte Uebersetzung davon findet, so glauben wir über den nähern Inhalt derselben hier nichts weiter sagen zu dürfen, und beschränken uns bloß auf einige Bemerkungen über diese neue Theorie von der Mischung der oxygenirten Salzsäure selbst, wozu uns der Umstand, daß sie bey mehreren unserer Deutschen Chemiker einen zu facilen Eingang gefunden hat, die Veranlassung gibt. Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß die bisher gegebenen Beweise für den Sauerstoffgehalt der oxygenirten Salzsäure keineswegs das Vorhandenseyn des Sauerstoffs in dieser Substanz so evident darthun, als man dieses geglaubt hat; und die Ei-

genständen derselben lassen daher sehr gut eine Erklärung zu, wobey man dieselbe für einen einfachen Körper annimmt. Eben so wenig können die Versuche für entscheidend angesehen werden, durch welche man das Vorkommen von Wasser im salzsaurem Gase hat beweisen wollen. Auch sie lassen sich sehr gut erklären, wenn man mit Davy die Salzsäure aus Wasserstoff und Chlorine zusammengesetzt betrachtet. Aber darum daß wir noch nicht berechtigt sind, aus unsern Erfahrungen über die oxygenirte Salzsäure und die Salzsäure zu folgern, daß erstere wirklich Sauerstoff enthalte und letztere in ihrem gasförmigen Zustande mit Wasser verbunden sey, ist doch durch eben diese Erfahrungen noch auf keine Weise die Möglichkeit einer solchen Zusammensetzung dieser Substanzen ausgeschlossen. Die Zweifel, welche über die Gültigkeit der für die bisherige Theorie vorgebrachten Beweise gemacht werden können, lassen sich mithin eben so gut gegen Davy's Theorie erheben, weil dieselbe nur durch die völlige Widerlegung der Berthollet'schen Hypothese erst Bestätigung erhalten kann. In Absicht der Beweisraft der zu Gunsten der ältern und neuern Hypothese aufgestellten Erfahrungen möchten daher beide wohl gleich viel für und gegen sich haben. Wenn wir aber die Schwierigkeiten gegen einander abwägen, welche beide Hypothesen in ihrer Anwendung haben, so dünkt uns, daß die ältere doch den Vorzug verdiene, weil die Annahmen, deren sie bedarf, weniger gesucht sind, und von den Erklärungsarten verwandter Erscheinungen sich weniger entfernen. Dagegen die neue Hypothese zu manchen Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen muß, welche zu sehr im Widerspruche mit sich selbst und auch mit unsern bisherigen Ansichten über die Verwandtschaftsgesetze stehen. Dahin rech-

nen wir insbesondere die Bildung der Chlorin-Metalle des Kalium's und Natronium's durch Krystallisation aus den wässerichten Auflösungen ihrer salzsauren Oxyde. Nach Davy soll nämlich das gewöhnliche Digestivsalz und so auch das Kochsalz durch Schmelzen aus einem salzsauren Salze in ein Chlorin-Metall sich umändern. Nun aber dürfen wir es jetzt wohl als ausgemacht ansehen, daß zwischen dem geschmolzenen Kochsalze oder Digestivsalze und den aus ihren wässerichten Auflösungen erhaltenen Salzkry stallen kein wesentlicher chemischer Unterschied statt findet, und daß das Wasser, welches letztere bey ihrem Erhigen ausgeben, weder chemisch mit ihnen verbunden war, noch während des Schmelzens sich erst erzeugte, sondern einzig von dem zwischen den Lamellen derselben bloß mechanisch eingeschlossenen und daselbst zurückgehaltenen Wasser herrührte. Demnach wäre das krystallisirte Kochsalz und Digestivsalz schon ein Chlorin-Metall, und wir müßten nun annehmen, daß die schwache Krystallisationskraft schon vermögend sey, die Verbindung dieser Metalle mit dem Sauerstoff, welche doch durch die mächtigste Verwandtschaft besteht, aufzuheben, und dieses sogar unter dem Zutritt von Wasser, welches nach Davy doch durch seine Concurrenz die Verbindungen der Chlorine mit den Combustibillen, und also auch die des Kaliums und Natroniums in salzsaure Salze umändern soll. Uebrigens sind wir weit entfernt, durch diese Bemerkungen das wissenschaftliche Interesse dieser Hypothese zu beeinträchtigen. Wir verkennen dieses auf keine Weise, eben so wenig wie den außerordentlichen Nutzen, welchen sie schon dadurch der Wissenschaft bringt, daß sie zu einer Reihe sehr wichtiger neuen Forschungen Anlaß gegeben hat. Aber dessenungeachtet müssen wir es doch für die

Wissenschaft als höchst nachtheilig betrachten, wenn man ohne weitere Prüfung, bloß aus dem Grunde, weil ein Davy es behauptet hat, eine unsern bisherigen Ansichten gerade zu ganz entgegengesetzte Hypothese anstatt der ältern sogleich aufnimmt, und diese als unhaltbar ohne weiteres aufgibt. Wir freuen uns daher in dieser Hinsicht, daß bereits ein paar Männer von anerkannter Celebrität mit Freymüthigkeit ihre Bedenklichkeiten über diese Hypothese des berühmten Englischen Chemikers geäußert haben. — S. 96. On the Non-existence of Sugar in the Blood of Persons labouring under Diabetes Mellitus. Von Will. Hyde Wollaston. Schon Nicolas und Goudeville haben die Behauptung Kollo's und Cruikshank's, daß auch in dem Blute der an der Diabetes Mellitus leidenden Personen ebenfalls wie in ihrem Harn Zucker enthalten sey, sehr zweifelhaft gemacht. Die Versuche des Verf., welche mit dem Blute mehrerer an dieser Krankheit leidenden Individuen angestellt worden sind, widerlegen diese Meinung nun vollends, und zeigen zugleich, daß die Gründe, worauf die genannten Chemiker dieselbe gestützt haben, durchaus unhaltbar sind. Noch werden von dem Verf. einige sehr merkwürdige Versuche beschrieben, welche zu beweisen scheinen, daß manche Substanzen, die in den Magen gebracht werden, von da zu der Blase einen Weg finden müssen, ohne zuvor mit der Blutmasse vermischt zu werden. Der Verf. fand nämlich, daß concretes blausaures Eisen-Kali zu 3 bis 3½ Grän genommen, schon nach Verlauf von 1½ Stunden in dem Harn angetroffen werde, und durch die Reaction desselben auf Eisensolutionen und die dadurch bewirkte Fällung von Berlinerblau leicht entdeckt werden könne, während im Blute durch dieses Mittel auch nicht eine Spur

dieses Salzes sich wahrnehmen lasse. — S. 155. On a Combination of Oxymuriatic Gas and Oxygen Gas. Von Humphry Davy. Durch die Behandlung von hyperoxygirt-salzsauerm Kali mit diluirter Salzsäure entdeckte D. ein bisher völlig unbekannt gewesenes elastisches Fluidum, welches von ihm wegen seiner glänzend gelben Farbe, und weil er es als eine Verbindung der Chlorine mit dem Sauerstoff ansieht, den Namen *Euchloringas* erhalten hat. Dasselbe ist insbesondere dadurch merkwürdig, daß es bey der geringsten Erhitzung unter heftiger Explosion und bedeutender Vermehrung seines Volumens sich in oxygirt-salzsaueres Gas und Sauerstoffgas zerlegt. 50 Maß dieses Gases werden auf diese Weise in 40 Maß oxygirt-salzsaueres Gas und 20 Maß Sauerstoffgas zerlegt. Dieses Verhalten des neuen Gases ist in manchem Betracht den Zerlegungen des Ammoniakgases und des gasförmigen Kohlenoxyds durch Erhitzen und Electricität ähnlich, und gewährt uns einen neuen Beweis für die bestimmten und regelmäßigen Veränderungen des Volumens, welche bey den Verbindungen der elastischen Flüssigkeiten statt finden, und worauf wir durch Gay-Lussac zuerst aufmerksam gemacht worden sind. Die Entdeckung des Euchloringases wird uns hoffentlich auch einen Schritt weiter bringen in der Erklärung der immer noch räthselhaften Explosionen der hyperoxygirt-salzsauern Salze bey ihrer Einwirkung auf verschiedene Combustibilen. — S. 171. On the Composition of Zeolite. Von James Smithson. Die große Uebereinstimmung des Natroliths mit dem eigentlichen Zeolithe oder dem Mesotype Hauy's in seinen physischen Eigenschaften, machten es dem Verf. wahrscheinlich, daß auch diese beiden Fossilien in ihrer Mischung nicht wesentlich von einander ver-

schieden seyn möchten. In dieser Meinung wurde der Verf. noch durch den Umstand bestärkt, daß er bey der Behandlung verschiedener Zeolithe von Staffa mit Schwefelsäure Glaubersalz erhalten hatte. Eine schöne Krystallgruppe von Mesotype pyramidées du Depart. du Puy de Dôme, welche Herr S. von Haüy zum Geschenk empfangen hatte, verschaffte ihm Gelegenheit seine Vermuthung auf dem Wege der Analyse zu bewähren. 10 Gran dieses Zeoliths fanden sich nämlich zusammengesetzt aus: 4,90 Kieselerde, 2,70 Alaunerde, 1,70 Natron und 0,95 Krystallisationswasser. Also aus denselben Bestandtheilen und in demselben Verhältnisse, wie der Natrolith nach der Angabe von Klaproth. Aber wie reimt sich hiemit die Analyse der Ferroëer Mesotyps von Pelletier, welche späterhin von Vauquelin bestätigt worden ist, zufolge welcher dieses Fossil anstatt des Natrons Kalk enthält? Der Verf. erwähnt ausdrücklich, daß er in dem Auvergnier Mesotype keinen Kalkgehalt habe auffinden können, eben so wenig wie die von Streuve zu Lausanne darin vermuthete Phosphorsäure. Sollte es daher nicht aus diesem Umstande wahrscheinlich werden, daß die so genannten Erd- und Steinarten, ebenfalls wie die Tripelsalze, bey denen wir jetzt gezwungen sind dieses anzunehmen, aus verschiedenen einzelnen binairn Verbindungen zusammengesetzt sind, und daß bey ihnen gleichfalls, wie auch bey mehreren der genannten Tripelsalze, von einer dieser binairn Verbindung der physische Character begründet wird, während die übrigen binairn Verbindungen wechseln können, ohne den physischen Character einer solchen Substanz zu verändern, sobald dieser Wechsel nur innerhalb verwandter Verbindungen-statt findet. Auf diese Weise ließe es sich auf eine befriedigende Art erklären,



warum wir in ein und demselben Fossile bald Kali, bald aber Natron und oft wiederum beide zugleich antreffen. Hierdurch möchte auch mancher andere Widerspruch wegfallen, welcher in den Angaben der Chemiker über die Mischung verschiedener hierher gehöriger Fossilien herrscht.

Part II. S. 261. An account of a vegetable wax from Brazil. Von Will. Thomas Brande. Dieses Pflanzenwachs kommt von einem unbekanntem niedrig wachsenden Baume, welcher in den nördlichsten Theilen von Brasilien, den Satthaltschaften von Rio Grande und Ceara zwischen dem 3ten und 7ten Grade nördlicher Breite angetroffen wird, und bey den Eingebornen unter den Nahmen *Carnauba* bekannt ist. Dieser Baum soll außer dem Wachs noch ein eßbares Gummi und eine andere zum Futtern des Federviehs dienende Substanz liefern. Das Wachs hat in seinem rohen Zustande die Gestalt eines geößlichen Pulvers; ist blas grau gefärbt, fühlt sich sauft an, und besitzt einen angenehmen Geruch, der mit dem von frischen Heu einige Aehnlichkeit hat, aber fast gar keinen Geschmack. Durch Sieben lassen sich ungefähr gegen 40 Procent Unreinigkeiten davon scheiden, die größtentheils aus Fasern der Rinde des Baums bestehen. Uebrigens besteht es ganz aus reinem Wachs und enthält auch nicht die geringste Vermischung von Harz, wodurch es sich wesentlich von dem Wachs der Wachspalme (*Ceroxylon andicola* Humboldt) unterscheidet. Indessen weicht es in einigen seiner Eigenschaften von dem Bienenwachs und auch dem Wachs der *Myrica cerifera* L. ab. So ist es z. B. in den Alkalien unauflöslich. Die von dem Verf. damit angestellten Versuche, dasselbe sowohl für sich, als auch in Verbindung mit Bienenwachs und Talg zu Lichtern zu benutzen,

sind äußerst genügend ausgefallen. Beyläufig theilt auch der Verf. einige Erfahrungen über die Auflöslichkeit des Baumöls, Mandelöls, Leinöls und Ricinusöls in Schwefeläther und Alkohol mit, die ebenfalls beweisen, daß diese Substanzen in den genannten Menstruis nicht so unauflöslich sind, als man bisher fast durchgehends angenommen hatte. S. 337. Experiments to ascertain the state in which spirit exists in fermented Liquors: with a Table exhibiting the relative Proportion of pure Alcohol contained in several kinds of wine and some other Liquors. Von Ebendenselben. Die Versuche von Jabroni und Chapral über die Weingährung hatten es wahrscheinlich gemacht, daß das geistige Princip des Weins von dem Alkohol verschieden sey, daß in unverfälschten Weinen kein Alkohol vorkomme, und folglich der durch die Destillation aus Wein und weinartigen Flüssigkeiten geschiedene Alkohol erst durch den Proceß der Destillation aus dem weinartigen Princip dieser Flüssigkeiten gebildet werde. Diese Meinung sucht der Verf. hier durch Versuche zu widerlegen, und dagegen zu beweisen, daß das geistige Princip dieser Flüssigkeiten mit dem Alkohol ein und dieselbe Substanz sey. Durch die in einem Nachtrage zu dieser Abhandlung, welche in dem Jahrgange 1813 der Phil. Transact. P. 1. S. 82 befindlich ist, von dem Verf. bekannt gemachten Versuche, zufolge welcher es ihm mittelst neutralen essigsauren Wechs geglückt ist, die Abscheidung des Alkohols aus dem Wein ohne alle Anwendung von Wärme zu bewerkstelligen, erhält des Verf. Behauptung auch volle Bestätigung. Seitdem hat ebenfalls Gay-Lussac durch B's Versuche aufgemuntert sich mit der Untersuchung dieses Gegenstandes beschäftigt, und wie haben eine ausführliche Abhandlung darüber von diesem geschickten Chemiker in dem unter kurzem

erscheinenden dritten Bande der *Mémoires d'Arcueil* zu erwarten. Nach einem in dem 86ten Bande der *Annales de Chimie* S. 175 davon eingerückten Auszuge zu urtheilen, enthält indessen diese Abhandlung nur eine Bestätigung der Meinung Brande's über die Identität des Wein-Principis mit dem Alkohol. Auch Gay-Lussac ist es gelungen durch ein ähnliches Verfahren den Alkoholartigen Bestandtheil des Weins ohne Anwendung von Wärme von den übrigen zu trennen.

#### Berlin und Stettin.

In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung: Ueber die Tollwuth und deren Heilung durch zweckmäßigen Gebrauch des Gauchheils (*Anagallis arvensis* L.) Eine Französische Original-Abhandlung vom Hrn. Chabert, Prof. der Thierarzneyhschule zu Alfort. Für Deutsche bearbeitet und mit einer Vorrede von G. J. Sick, Prof. der Thierarzneykunde. Herausgegeben von J. C. Ribbe. 1812. 96 Seiten in Octav.

Eine durchaus treffliche und gut geschriebene Schrift, die sich sowohl durch scharfsinnige Bemerkungen als durch eine lichtvolle natürliche Darstellung und vielseitige Erfahrungen auszeichnet. Die Veranlassung dazu waren drey in dem zu Paris herausgekommenen Journal über den Ackerbau aufgeworfene Fragen, wovon die erste sich darauf bezog: ob die Section eines an der Wuth gefallenen Hundes vollkommenen Aufschluß über diese Krankheit und den ursächlichen Tod gebe? Durch die zweyte Frage wollte man erfahren, ob die Wasserseuche mit der wirklichen Wuth unzertrennlich verbunden sey oder nicht, und die dritte verlangte die charakteristischen Kennzeichen, durch welche sich die stille Wuth von der eigentlichen Tollheit unterscheidet, zu wissen? Die Beantwortung fängt, wie

es auch natürlich war, bey der dritten Frage an. Zuerst führt der Verf. die Symptome der Wuth bey dem Hunde an, die vortreflich gezeichnet sind. Derjenige Wuthstoff, der dem Körper durch Ansteckung beygebracht wird, wirkt weit schneller und zerstörender, als wenn er Folge eines vorhergegangenen innern Uebels war. S. 8. Untersuchung der Cadaver. Die Obduction liefert eben so mannichfaltige und veränderliche Resultate als der Krankheitszustand selbst. S. 10. Ueber die Hundswuth bey Menschen. Eben so verschieden der Stoff dieses Uebels auf die Eingeweide des Hundes wirkt, eben so verschieden finden wir dessen Wirkungen auch bey den Menschen. S. 14. Untersuchungen menschlicher Cadaver. Ihre Verschiedenheit ist eben so auffallend als die bey Hunden. S. 22. Wasserscheue Menschen haben ihre Furcht vor dem Wasser nicht als einen unmittelbaren Widerwillen gegen dasselbe, sondern vielmehr als eine Furcht vor dem Ersticken erklärt, welche durch die große Schwierigkeit veranlaßt wird, mit welchen sie alle Flüssigkeiten hinunterschlucken. Herr Ch. hält die Wasserscheu für das sicherste Kennzeichen der Wuth und bey jedem mit dem Uebel behafteten menschlichen oder thierischen Individuum; nur mit dem Unterschied, daß dieselbe bey einem mehr, bey dem andern weniger quälend und bemerkbar ist. (In der Regel hat der Verfasser wohl recht, Rec. hat aber in seinen Erfahrungen mehrere hiervon abspringende Ausnahmen aufzuweisen, wo sowohl Hunde die an der so genannten stillen Wuth litten, als solche die von der eigentlichen Tollheit befallen waren, nicht die geringsten Spuren der Wasserscheu äußerten.) S. 27. Unterscheidungskennzeichen der eigentlichen Wuth von der stillen Tollheit. (Das räthselhafte der ganzen Krankheit mag wohl Ursache seyn, daß diese Untersuchung nicht befriedigend

genug ausgefallen ist.) S. 31. Von welcher Natur ist das Wuthgift und wie charakterisirt sich dasselbe? (Rec. hätte sehr gewünscht, daß der Verf. hier mehr seinen eignen Ideen gefolgt wäre, und sich nicht darauf beschränkt hätte, Anderer Meinungen anzuführen, die auch zum Theil widerlegt werden. Doch finden sich mitunter sehr treffende Bemerkungen.) S. 44. Von den Heilmitteln gegen die Hundswuth. Nachdem Herr Ch. viele bis dahin gegen die Wuth mit unsichern Erfolge versuchte Mittel zur Nachricht des Lesers gebracht hat, äußert er sich zuletzt, daß die Bemühungen der Thierarzneyenschule zu Charanton gelungen und in der *Anagallis arvensis* L. ein sicheres Heilmittel für diese Krankheit entdeckt worden sey. Rec. kann hier nicht unbemerkt lassen, daß sich diese Schule ein Verdienst anmaßt, worauf sie keine Ansprüche machen darf; weil der berühmte Gebrauch dieser Pflanze gegen die Tolle-Hundswuth schon alt ist, und durch den Dänischen Minister von Bernstorff zuerst nach Frankreich, und zwar auf diejenige Thierarzneyenschule kam, wo Herr Chabert damahls studierte. Darf man den Lobeserhebungen dieses Mittels vollkommen trauen, so machte es alle andere selbst die chirurgischen Hülfsmittel völlig entbehrlich. Um etwaige Zweifel an der Wirksamkeit des Gauchheils zu heben, theilt der Verf. neunzehn größtentheils von Bourgelat angestellte Beobachtungen mit, die allerdings großes Interesse erregen. Man verband das Anagallispulver zuerst mit Rochsalz und Alaun, die Wirkung fiel aber nicht der Erwartung gemäß aus; die letztern Ingredienzien wurden daher weggelassen, und statt deren setzte man, in der Absicht die unfehlbare Ausdünstung zu vermehren, flüchtiges Laugensalz zu. Die Wirksamkeit dieses Mittels, sagt der Verf., übertraf alle unsere Erwartung. Zur Bestätigung werden meh-

reré Beispiele angeführt, die hier keine Erwähnung verstaten. Rec. bezweifelt keinesweges die Richtigkeit der angestellten Versuche, setzt aber dennoch in die Unfehlbarkeit dieses Mittels, so wie daß es unter allen Umständen und in jedem Grade der Krankheit gleich möglich sey, ein großes Mißtrauen. Unter des Rec. Augen wurden mehrere Versuche mit dem Anagallispulver und dem süchtigen Kaugenßatz bey tollén Thieren gemacht; alle aber mißlungen, ohne daß das geringste bey der Behandlung versehen worden wäre. Es bedarf dieses Heilmittel noch einer allgemeineren Bewährung durch die Erfahrung, bis sich dasselbe den Ruhm zuerzigen kann, welcher ihm in dieser vorzüglichen Abhandlung eingeräumt wird.

In der Vorrede macht Herr Prof. Sich auf die Wichtigkeit der Materie, welche in dieser Schrift bearbeitet wird, aufmerksam, und gibt Versuche, welche auf Erforschung der Krankheit gerichtet sind, als den einzigen Weg zur Beurtheilung der anzuwendenden Präservatio- und Curatio: Mittel an. (Hieran wird Niemand zweifeln.) Zu diesen Versuchen war Hr. Prof. Willens eine eigne Anstalt zu errichten, wenn zur Unterstützung derselben genügsame Beyträge eingehen würden. Diese müssen aber leider nicht erfolgt seyn; denn noch zur Zeit ist eine solche Anlage nicht zu Stande gekommen.

### Siehe.

Hey Miller: Encyclopädie des heutigen positiven Rechts, von A. Summel. Erste Abtheilung, wissenschaftliche und historische Vorkenntnisse. 1813. 308 S. in Octav. Auch mit dem allgemeinen Titel: Encyclopädie des gesammten positiven Rechts, vierter Band erste Abtheilung.

„Die rein wissenschaftliche (in der ewigen Natur des Geistes gegründete, also nicht erst aus Erfahrung:

abstrahirte) Ansicht, ist die Grundlage und der Maßstab, nach welchem in dieser Encyclopädie, das positive Recht (als etwas bloß Zeitliches) dargestellt und beurtheilt wird. Eine nothwendige Folge dieser Ansicht ist; daß, um aus dem Standpunct der Wissenschaft entscheiden zu können, was wahrhaft positives Recht ist, vorher untersucht werden muß, was an sich, d. h. nach ewigen Vernunftgesetzen, Recht ist; weil das positive Recht, nur das durch den Zeitgeist und die endlichen Verhältnisse der Welt modifizierte ewige Recht ist. Dabey muß denn freylich auch zwischen dem was wahrhaft positives Recht ist, und dem was als solches gilt, ein Unterschied gemacht werden, da bloße Willkühr oder Gewalt, nie Recht, auch kein positives, erzeugen. Diese Darstellung weicht also schon in der Grund-Ansicht des positiven Rechts von allen bisherigen Darstellungen wesentlich darin ab, daß sie von der Vernunft, der ewigen Natur des Geistes, ausgeht, während bisher die Erfahrung (die doch nach der ewigen Natur dessen, der Erfahrung macht, sich richtet, und die also vorher ergründet werden muß) oder das wandelbare in der Zeit, zur Basis gemacht, und darüber willkürlich reflectirt wird, wodurch keine Wissenschaft, d. h. nothwendige (in der ewigen Natur des Geistes gegründete) Erkenntniß zu Stande kömmt, wie dieß z. B. in der Mathematik gefordert wird, und wie es bey allen wahren Wissenschaften seyn muß. Zwischen Wissenschaft und Wissen muß also ein Unterschied gemacht werden, da letzteres sich bloß auf die Erkenntniß die durch das Medium der Sinne, und vom zeitlichen Seyn erworben wird, sich bezieht; jene aber reine Vernunftanschauungen, die ganz unabhängig von sinnlichen Wahrnehmungen sind, fordert. Also auch in der Rechtswissenschaft muß dieselbe Nothwendigkeit und Gewisheit, wie in der Mathematik, herrschen; bey dem Wissen als Abstraction aus

Erfahrung (als dem stets wandelbaren) ist dieß nicht möglich, da die Abstraction nichts geben kann, was nicht schon in dem Object, wovon abstrahirt wird, enthalten ist." Die vorliegende erste Abtheilung besteht aus sechs Abschnitten unter folgenden Rubriken: I. Abschn. Allgemeine Einleitung. 1) Historischwissenschaftliche Ansicht des h. pos. Rechts 2) Ueber das h. pos. Recht und sein Verhältniß zur Wissenschaft. 3) Ueber die Darstellung des Rechts als Wissenschaft. II. Abschn. Historische Einleitung in die Staatsverfassung und Verwaltung Deutschlands, vom Lünoviller bis zum Presburger Frieden (Febr. 1801 bis Dec. 1805). III. Abschn. Staatsverfassung Deutschlands (in Gemäßheit des Lünoviller Friedens u. s. w.) IV. Abschn. Staatsverwaltung Deutschlands bis zum August 1806. V. Abschn. Gesetzgebung dieser Periode. VI. Abschn. Zustand des positiven Rechts als Wissenschaft und Praxis. Da in wissenschaftlicher Beziehung der erste Abschnitt der wichtigste und interessanteste ist, weil er die meisten Abweichungen von der gewöhnlichen Ansicht enthält, so theilen wir unsern Lesern folgendes zur Probe daraus mit. "Moralität und Sittlichkeit verhalten sich zum Recht, wie Inneres zum Aeußern, so daß, obgleich verschieden, doch keines wahrhaft ohne das andere ist und besteht. Zwischen dem Recht an sich, und dem positiven Recht, hat in ihrem Wesen kein Unterschied statt, denn dieses ist von jenem nur durch Limitation und Negation der Absolutheit verschieden, und so braucht das pos. Recht als Wissenschaft keinen besondern, von außen gegebenen Stoff, da das Gegebene nur die Limitation oder Negation des an sich Seyenden ist. Daraus ergibt sich dann die höchst wichtige Folge, daß das pos. Recht als Wissenschaft gar nicht erkannt werden kann, ohne daß man schon die Idee des Rechts an sich hat, wovon es die bloße Limitation der Absolutheit ist; und daß man also bey der wissenschaftlichen Darstellung des pos.



Rechts notwendig von der Idee des Rechts, als Grundlage und Maßstab der Beurtheilung, ausgehen muß, wenn die pos. Rechtswissenschaft Wahrheit und Gewißheit haben soll. Allen Systemen des positiven Rechts die durch Abstraction aus Erfahrung (dem Wandelbaren) gebildet sind, fehlt es also an einer festen Basis, auf welche das Mannigfaltige der Erfahrung gegründet werden kann; an der Wissenschaft mit welcher als dem Maßstab, das Historische mit Gewißheit beurtheilt wird." Um diesen Fehler zu entgehen, glaubte der W. von der Vernunft-Anschauung, d. h. von der Idee des Rechts an sich, ausgehen; die ewigen Gesetze des Seyns und Bestehens desselben aufzeigen, und erst alsdann zu dem zeitlichen oder pos. Recht übergehen zu müssen, weil die Vernunft überhaupt die Basis, und das Positive ihr Accidens, Zeitliches und Wandelbares, sey. Da wo die Erkenntniß durch das Medium der Sinne, als Maßstab der Vernunft-Erkentniß gebraucht werde, da sey alle Wissenschaft unmöglich; weil alsdann das Nothwendige und Ewige dem Zeitlichen und Vergänglichem untergeordnet werde. Wenn sich nun gleich der W. bemüht hat, deutlich und nach allen Rücksichten seine Ansichten zu entwickeln, so müssen sie doch denjenigen stets unverständlich seyn und bleiben, die da glauben einen Stoff der Rechtswissenschaft aus Erfahrung schöpfen zu können, und die daher nicht zugeben, daß alle Erfahrung der Art, nichts anderes als eine bestimmte Limitation oder Negation des ewig und absolutseyenden der Ideen, nicht aber einen Stoff, geben kann. Zum Beschluß müssen noch ein paar Sinnentstellende Druckfehler bemerkt werden: S. 4 steht "der Individualisirung" st. Desindividualisirung, und S. 38 Sinn st. Seyn. Die übrigen schon seit Jahren druckfertigen Abtheilungen dieses Bandes sollen, sobald die Zeitverhältnisse es erlauben, nachfolgen und das Ganze beschließen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 14. März 1814.

**Wernigerode.**

**Beiträge zur Geschichte Deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher**, herausgegeben vom Archivar **Delius** zu Wernigerode, Correspondenten der königl. Soc der Wissenschaften zu Göttingen. Erster Band. Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes **Elbingerode**, während des Besizes der Grafen zu Stolberg. Erstes Heft, die allgemeinen Verhältnisse und die Urkunden enthaltend. 1813. Erste Abtheilung 242 S. Zweyte Abtheilung, Urkunden und Beylagen 234 S. — Auch unter dem speciellen Titel: **Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode auf dem Harze**, während des Besizes der Grafen zu Stolberg vom 15ten bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts; gesammelt vom Archivar **Delius** zu Wernigerode. Erstes Heft. Auf Kosten des Verf. — Die Specialgeschichten einzelner Orter oder Gegenden, wenn sie zweckmäßig bearbeitet sind, müssen für die Historiker, denen es Ernst mit ihrem Fache ist, eben so viele Aufforderungen zur Bescheidenheit, und Gegenmittel gegen den Dünkel seyn. Sie

U (2)

lernen aus ihnen, wie vieles sie noch nicht wissen, und sehen zugleich in Beispielen, wie viel dazu gehört, auch nur die Geschichte eines kleinen Flecks unserer Erde zu erforschen. Wenn aber solche Monographien zugleich einen höheren Character annehmen; wenn sie nicht bloße critische Chroniken sind; wenn vielmehr ihre Verfasser von dem Einzelnen zugleich ihre Blicke über das ganze Zeitalter, von dem sie sprechen, zu erheben wissen, so werden dadurch noch ganz andere Betrachtungen veranlaßt. Hier wird es recht klar, wie das Studium der Geschichte eigentlich erst von dem Einzelnen ausgehen, und auf diesem Wege sich zum Allgemeinen erheben sollte; wie daraus jene richtige Ansicht ganzer Zeitalter hervorgehe; und wie, wenn dieses freylich nur immer in einem beschränkten Maße möglich ist, dieß zugleich ein stiller Bekenrniß unserer Schwäche und unserer Beschränktheit sey.

Nicht leicht sind diese Betrachtungen bey uns so lebhaft aufgeregt worden, als durch das gegenwärtige Buch. Es enthält nur die Geschichte eines einzelnen Amtes, und auch diese noch nicht einmahl vollständig; aber auf eine Weise bearbeitet, daß sie dem Verfasser sofort einen ehrenvollen Platz unter den Deutschen Historikern sichert. Nach seinem eignen Ausdruck in der Vorrede, die ihn als denkenden Geschichtschreiber characterisirt, verspricht er nur Bruchstücke aus der Geschichte, nicht eine vollständige Geschichte selbst. Das liegt allerdings in der Natur eines historischen Gegenstandes, wenn derselbe, so wie hier, ganz aus Urkunden, und gleichsam im Archiv selbst, bearbeitet werden muß. Wie wäre es möglich aus diesem ein so fortlaufendes Ganzes zu geben, als vielleicht gewünscht werden könnte? Aber die schwere Kunst, nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann, lernt

sich nirgends so wie hier. Sonst hatte der von dem Verf. bearbeitete Stoff auch noch den Vortheil, daß er ganz und allein der Geschichte angehörte. "Frei und ohne Rücksicht (heißt es in der Vorrede) konnte der Verfasser vorlegen, was er besaß; es gehört ja Alles einer uns fremden Vorwelt an; kein Besitzstand wird gestört, oder in der Meinung wenigstens untergraben; die Urtheile sind unbestochen durch die geheime Absicht der Vertheidigung oder Bekämpfung der über das Recht zu dieser Landschaft aufgestellten Grundsätze; unbestochen durch die Scheu, in der Beurtheilung der Handlungen der alten Herrscher, die fromme Achtung der Enkel zu verletzen. Des Hauses Stollberg jetzige Zweige stammen nicht von denen, welche das Amt verloren; auch die jüngsten Herrscher des Hauses Braunschweig sind eben so wenig von denen entsprungen, unter welchen die Rechte ihrer Vasallen untergraben wurden; — überall herrscht nur die Geschichte über die Masse von Nachrichten; nur in der Vorzeit lebt die Erzählung, nur deren Verhältnisse können und müssen festgehalten werden, wenn sie auch (vor unsern Augen) nun gänzlich untergegangen sind." Ist nun gleich die Geschichte des Verfassers nur die eines Amtes, so betrifft sie doch eine Gegend, die als zum Harze gehörig einer Bearbeitung schon deshalb werth war; noch mehr aber, weil gerade über diese Gegend ein Dunkel schwebt, das wohl nicht anders aufgeklärt werden kann, als durch solche einzelne Lichtstrahlen, die, wenn sie auch nur zunächst einen kleinen Fleck erhellen, doch zugleich Blicke auch auf einen größern Umfang zu werfen erlauben.

Die Zeiten vor dem Stollbergischen Besitz bis 1427, sind größtentheils nur eine Region der Dämmerung. Sie beginnt in den Zeiten der Sächsischen

Kaiser, noch ehe der Ort Elbingerode vorkommt, wo die umliegenden Höhen mit der Burg Bodfeld verbunden waren; wo so oft jene Kaiser wohnten, wovon aber kaum noch einige Spuren erhalten sind. Im Jahre 1008 kam diese Burg mit den umliegenden Gegenden an das Stift Gandersheim, wovon sich das Lehenrecht der Abtissin über das Amt hereschreibt. Noch vor 1125 vergab das Stift es an die Grafen von Hohenstein, welche es bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts besessen haben sollen; da es 1412 an einen Friedrich von Heldringen gekommen zu seyn scheint. Einzelne Besitzungen im Elbingerodischen hatten jedoch schon seit 1300 die Grafen von Blankenburg; und wurden nur 1319 mit einem Theil des Bodfeldischen Districts von Gandersheim belehnt. Die Untersuchungen über den zweifelhaften Heldringischen Besitz dürfen wir wohl als Muster der sorgfältigen Forschung anführen; so wie die nachfolgenden über den Lehensbesitz der Grafen von Wernigerode. Im Jahre 1422 aber kam es an das Haus Braunschweig; indem am 30. Nov. die Abtissin Agnes zu Gandersheim ihren Vater den Herzog Erich zu Braunschweig Grubenhagen mit dem Schloß Elwirode belehnte. Daß diese Belehnung aber nur eine so genannte Gnadenbelehnung habe seyn können, beweiset der Verf. sowohl aus der Analyse der Urkunden, als den Zeitverhältnissen. Eine Schilderung des Zustandes des Landes schließt diesen ersten Abschnitt, nebst einer Untersuchung über den Ursprung der Stadt Elbingerode; der sich auch in dem Dunkel der Vorzeit verliert. Die ältere Form des Namens ist Elvelingerode. „Heißt dieß: der ausgerodete Platz der Elbbewohner, der Albelinaer? Ist zweitens dieser Ort jenes Aluelincheror, das Pabst Innocens III. 1206 unter den

vorzüglichsten Besizungen des Sanderzheimer Stif-  
tes aufführt; und welches damahls eine Münze  
hatte? Dann könnten wir wenigstens die wirkliche  
erste Erscheinung desselben um ein volles Jahrhun-  
dert weiter hinausrücken; wozu uns die erste Er-  
wähnung eines gleichnamigen adlichen Geschlechts  
nur halb berechnigte, (die nur wenig später 1222  
fällt,) wie bestimmt sie auch das viel frühere Da-  
seyn des Orts, der den Namen hergab, andeutet,  
weil wir nicht gewiß seyn können, ob diese Ritter  
aus unserm Elbingerode entsprungen waren.'  
Wir heben diese Stelle aus als Beweis von der  
großen Vorsicht des Verfassers in Aufstellung von  
Behauptungen, und seiner Entfernung von aller  
Hypothesensucht. Der folgende Hauptabschnitt  
enthält nun die Geschichte Elbingerodes während  
des Besizes der Grafen zu Stolberg. Auch der  
Ursprung dieses Besizes liegt im Dunkeln; nur  
so viel ist gewiß, daß wenigstens 1429 die vorher  
getrennten Theile der Ämter sämtlich in ihren  
Händen vereinigt waren. Zwey Urkunden, der  
Lehnbrief Herzog Erichs von Braunschweig Grub-  
enhagen, für den Grafen Botho zu Stolberg von  
1427, und H. Otto des jüngern von 1429, (beide  
unter Nr. 3. und 5. der Beilagen von dem Verf.  
mitgetheilt,) geben davon die Beweise. Die weitem  
Schicksale des Amtes, bis es 1635 an die Herzoge  
von Celle kam, sind keines Auszuges im einzelnen  
fähig. Sie wurden vom Anfang bis zu Ende fast  
ausschließend durch die gute oder schlechte Wirth-  
schaft der Besizer bestimmt; wie denn auch die  
bereits 1584 geschehene Verpfändung an Statius  
von Münchhausen endlich den Herzogen von Celle  
die Veranlassung oder den Vorwand gab, sich in  
den Besiz des Amtes zu setzen.

Bey einer Arbeit wie die gegenwärtige, wo es Anmaßung eines Recensenten wäre, gelehrter als der Verfasser seyn zu wollen, der aus Quellen arbeitete, die jenem unzugänglich sind, werden die Leser keine Critik einzelner Meinungen, wohl aber einige Bemerkungen über den Geist des Werks von uns erwarten. Wie groß die Gewissenhaftigkeit; wir dürfen wohl sagen die ängstliche Pünctlichkeit des Verf. in seinen Angaben und Beweisen sey, wird aus dem obigen erhellen. Aber seine Arbeit erhebt sich weit über eine mit Critik geschriebene Chronik. Was zuerst jedem auffallen wird, ist die genaue allgemeinere Kunde des Zeitalters, das er beschreibt. Wer die Geschichte der Regierung Borho des Glückseligen aus dem Hause Stollberg gelesen hat, hat auch sofort ein treues Bild eines Herrn im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der in Deutschland als guter Wirth seine Besitzungen verwaltete: wie es dagegen die schlechten Wirthe trieben, lehrt leider! der größere Theil des Buchs. Was wir ferner nicht unbeachtet lassen dürfen, ist der Reichthum practischer Bemerkungen, die der Verf. als Resultate seiner historischen Studien so oft einstreut; und welche, indem sie plötzlich den Geist von dem oft kleinlichen Einzelnen zu großen Ansichten erheben, auch dem Werke des Verf. den kleinlichen Character benehmen, der ihm nach der Natur des Stoffes fast nothwendig schien eigen seyn zu müssen. Aber was wir noch höher als dieß anschlagen, ist das Gemüth und der edle Sinn, der sich allenthalben ausspricht. Besonders jener unbestechliche Sinn für Recht und Unrecht; und die Wärme des Gefühls, die auch den Leser nicht kalt läßt. Was dürften wir nicht von dem Schriftsteller, der der Geschichte eines einzelnen Amtes einen solchen höhern Character zu geben wußte,

erwarten, wenn es ihm gefallen sollte, einen umfassenden Gegenstand der Deutschen Geschichte zu bearbeiten? Dann würde auch der, oft etwas schwerfällige Periodenbau, der besonders durch zu häufige Parenthesen dieß wird, einen leichtern Gang annehmen.

Die zweyte Abtheilung enthält in 95 Numern die Urkunden, vier Beylagen und eine Geschlechts-tafel der Grafen zu Stollberg, Besitzer von Elbingerode. Die Urkunden bestehen größtentheils aus Lehenbriefen; die älteste ist aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts (zwischen 1303 und 1324). Die Urkunden sind, bis auf ein Paar, sämmtlich ungedruckt; die Beylagen enthalten statistische Data.

Dieser Band enthält die allgemeinen Verhältnisse. Der zweyte soll die besondern innern Verhältnisse darlegen. Der Verf. hat den Inhalt davon schon angegeben; und wenn wir sagen, daß außer der Verfassung, Abgabewesen, Landeshoheit ic. ganz besonders die Geschichte des Bergbaues, des Hüttenwesens und Forstwesens ihre Aufklärung finden werden, so kündigen wir hier für die Geschichte des Harzes einen so wichtigen Beitrag an, daß er keiner weitern Empfehlung bedürfen wird. Der würdige Verfasser hat laut des Titels diesen ersten Theil in ungünstigen Zeiten auf seine Kosten drucken lassen (das vermag der Enthusiasmus für die Wissenschaft!). Möge die Aufmunterung des Publicums zum Druck des zweyten dafür sein Lohn seyn!

### Wien.

Wey Kaufuß und Armbruster: Beschreibung eines Dendrometers oder Baummessers, mittelst welchem man nicht nur die Höhe und jeden beliebigen Durchmesser eines gerade stehenden,



sondern auch die Länge und jeden gegebenen Durchmesser eines wie immer schief oder krumm gewachsenen Baumes sowohl, als auch die Länge und die Durchmesser der Aeste desselben, folglich die Kubicmasse der Bäume möglichst genau zu bestimmen im Stande ist, nebst der Anweisung zum Gebrauche desselben, von *Georg Winkler*, Prof. der Mathematik am K. K. Forstlehrinstitute zu Purkersdorf bey Wien. 1812. 56 Seiten in Octav und 1 Kupfertafel.

Unter den vielen hieher gehörigen Werkzeugen mag das von dem Verf. angegebne immer auch seinen Platz behaupten. Wenn man indessen bey einem Werkzeuge dieser Art die möglichste Einfachheit, und Wohlfeilheit beabsichtigt, so möchten wir eben nicht behaupten, daß das von dem Verf. angegebene diesen Zwecken entspräche. Es ist ein völliger Winkelmesser, mit Niveau, Vernier und was sonst dazu gehört, nur daß der eingetheilte Rand nicht über 70 Grade faßt, weil dieß wohl für Erhöhungswinkel von Baumstämmen hinreicht, und auf der dioptrischen Regel ein ziemlich excentrisches Visir angebracht ist. Diese Regel führt zugleich eine Vorrichtung, daß wenn man nach dem obern Ende eines Stammes hinvisirt, um den Erhöhungswinkel auf dem Gradbogen abzulesen, zugleich der scheinbare Durchmesser des Stammes vermittelst einer Art von Micrometerschraube abgefaßt werden kann. — Bey dem gewöhnlichen Gebrauche der Dendrometer verlangt man, daß die Höhe und Dicke eines Baumstammes, wo möglich auf dem Werkzeuge selbst angegeben werden können. Bey dem gegenwärtigen ist ungeachtet einer beygefügtten Tabelle, noch immer mehr Rechnung nöthig, als eigentlich dem Forstmanne angenehm seyn möchte.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. u. 45. St.

Den 17. März 1814.

## London.

Philosophical Transactions for 1811 und for 1812. (s. oben Stück 22.)

Nun die zur Arzneywissenschaft und Naturgeschichte gehörigen Abhandlungen. — Erst aus dem Jahrgang 1811. Die dießjährige Croonian Lecture lieferte Herr Brodie. (— Ein Wort zum Verständniß jenes so oft vorkommenden Ausdrucks ist wohl für manche Leser nicht überflüssig. Der 1684 verstorbene Dr. Croone oder, wie er sich auch schrieb, Croone, hatte der Londner Societät gleich im ersten Decennium nach ihrer Stiftung nicht nur selbst in ein Paar Aufsätzen eine Theorie der Muskelbewegung mitgetheilt, sondern war auch Willens der Gesellschaft ein Legat zu vermachen, wofür alljährlich eine Vorlesung über eben diesen schwierigen Gegenstand gehalten werden sollte. Er starb darüber, aber seine Witwe, die Sir Edwin Sadleir heirathete, hat es ausgeführt, daher das Vermächtniß auch den Namen der Lady Sadleir, so wie die Vorlesung den der Croonian Lecture führt. —) Sie handelt dießmahl vom

F (2)

Einfluß des Hirns auf die Bewegung des Herzens und auf die Erzeugung der thierischen Wärme, nach Vivisectionen von Hunden und Caninchen, denen Hr Br den Genicksang zwischen dem Hinterhauptbeine und dem Atlas gegeben. (— Da wo schon Hasdrubal seine Carthaginienser die wüthig gewordenen Elephanten im Augenblick [celerrima via mortis wie sich Livius darüber ausdrückt] zu tödten lehrte; — wo neuerlich Lorry den Centralpunct des Lebens und Sitz der Seele suchte; — und wo jetzt nach der berühmten Motion des Bischofs von Durham die Englischen Schlächter ihre Ochsen aufschmerzloseste abstechen. —) Er folgert daraus: 1) der Einfluß des Hirns sey zur Bewegung des Herzens nicht unmittelbar nothwendig; 2) wenn das Hirn vom Rumpfe getrennt worden, so steht das Herz nur deshalb stille, weil das Athemholen dadurch unterbrochen wird; und wenn man hingegen dieß durch einen angebrachten Blasebalg (— wie in Rob. Hoot's Versuch —) künstlicher Weise fortsetzt, so dauert auch der Blutumlauf fort; 3) wenn der Einfluß des Hirns abgeschnitten worden, so scheint die Absonderung des Harns zu cessiren, und es wird keine thierische Wärme erzeugt, ungeachtet Athemholen und Blutumlauf ihren Fortgang behalten und der gewöhnliche Farbenwechsel des Bluts in den Lungen erfolgt; und 4) wenn die eingeathmete Luft kälter ist als die natürliche Temperatur des Thiers, so bewirkt dann das Athmen keine Erzeugung, sondern Verminderung der thierischen Wärme.

Dr. Parry der ältere zu Bath (— der verdienstvolle Verf. der Werke über die so genannte Brustbräune und über die durch ihn selbst bewirkte Veredlung der Englischen Wolle zur Güte der Spanischen —) von einer Nervenkrankheit, die durch äußern

Druck auf die Carotiden gehoben worden. Belesene Aerzte werden wissen, daß der Verf. schon vor etlichen und 20 Jahren in den Abhandlungen der medicinischen Gesellschaft zu London die zum Bewundern schnelle, leichte und glückliche Hülfe bekannt gemacht, die ein solcher Druck bey gewissen Arten von Nervenzufällen, wie z. B. in mancher Migraine, Schwindel, Wahnsinn, Convulsionen, Starrsucht 2c. leistet; und er gibt nun in dem vor uns liegenden Aufsatz, bey Gelegenheit eines Falles, wo in langwierigen krampfhaften Zufällen, zumahl der linken Extremitäten, die Compression des gemeinschaftlichen Stammes der rechten Kopfschlagader wohlthätig gewesen war, scharfsinnige physiologische Erklärungen über die Congestion des Bluts nach dem Kopfe als häufigster Ursache der gedachten Zufälle, so wie über die mit Decussation der Nerven sich reimende Wirkung des einseitigen Drucks in dem erwähnten Fall u. dergl. m.

Hrn. Home's Versuche zumahl an Hunden (— die Linné im Natursystem wohl mit Recht *anatomicorum victimas* und zwar namentlich in *sanguinis circulatione, vasis lacteis &c.* nannte —) zum Erweise, daß Flüssigkeiten geraden Wegs aus dem Magen in den Blutlauf, und von da in die Zellen der Milz, in die Gallen- und Harnblase gelangen, ohne durch die Milchsaftsröhre zu gehen. Diesen neuern Versuchen zu Folge nimmt er also auch seine vorige Meinung zurück, als ob die Milz dazu bestimmt sey, das Getränk unmittelbar aus dem obern Theile des Magens aufzunehmen; (— wogegen auch schon in der 3ten Ausgabe von Hofr. Blumenbach's *institut. physiologic. Erinnerungen* gemacht worden —); und hält sie nun vielmehr für ein *secernirendes Organ*, welchem ausnehmend große nach der Milchsaftsröhre lau-

fende lymphatische Gefäße statt Ausführungsganges dienen.

Wiederum von Hrn. Brodie Versuche und Beobachtungen über die verschiedene Weise wie gewisse vegetabilische Gifte den Tod verursachen, je nachdem sie entweder auf die Schleimhaut der Zunge, des Magens und Mastdarms oder aber in frische Wunden angebracht worden. Vergleichung der Wirkung von Alcohol und geistigen Getränken in den Magen gebracht mit der von gewaltsamer Erschütterung des Hirns oder Druck auf dasselbe. Herr Br. bezweifelt, daß diese geistigen Flüssigkeiten ins Blut übergehen, sondern schreibt ihre Wirkung aufs Hirn dem Nervenconsens zu. (— Aber Beobachtungen jenes Ueberganges s. in unserm sel. Dr. Albrecht's Göttingischen Preisschrift: *Recensus alimentorum et medicaminum quibus ingressus in systema vasorum sanguiferorum aut concessus a natura, aut negatus sit*, S. 33 u. f. —) Ein Tropfe flüchtiges Bittermandelöhl einer jungen Kage auf die Zunge gebracht, tödete das Thier in fünf Minuten; schneller als wenn es durch eine Fleischwunde beigebracht ward. Mancherley andere Versuche mit dem Saft von Eisenhutblättern, Tabaksaufguß, brenzlichem Tabaksöhl, auch den beiderley berühmten Pfeilgiften, dem Wurara aus Guyana und dem Upas Antiar aus Java. — Alcohol, das flüchtige Mandelöhl, der Napellsaft, das emphyreumatische Tabaksöhl und das Wuraragift, zerstören geradezu die Function des Hirns und tödten durch die Hemmung des von demselben abhängigen Athemholens; Tabaksaufguß hingegen und Upas Antiar hemmen den Blutumlauf, indem sie das Herz selbst gegen den Blutreiz unempfindlich machen. In manchen Fällen von jener Art Vergiftung lasse sich also von künstlich bewirktem Athemholen Hülfe erwarten.

Herr **T. A. Knight** (von welchem schon die vorigen Jahrgänge treffliche Beiträge zur Pflanzenphysiologie enthalten) über die Ursachen, wodurch die Richtung bey dem Wachsthum der Pflanzenwurzeln bestimmt wird. Mancherley scharfsinnige Versuche, größtentheils freylich zur Widerlegung derjenigen Physiologen, die den Pflanzen Empfindung, Vorstellung, Instinct u. s. w. zuschreiben, und dieß namentlich aus vorgeblichen Beobachtungen über die Art beweisen wollten, wie sich die Wurzeln nach Stoffen die ihnen zuträglich sind, hinzuziehen, sich hingegen von schädlichen zu entfernen scheinen.

Herr **Jac. Macartney** über das bleibende kleine Anhängsel (diverticulum) am dünnen Darne von Vögeln, an der Stelle wo derselbe bey dem bebrüteten Thiere im Eye mit dem ductus vitello-intestinalis zusammenhing. Die Verschiedenheiten dieses Anhängsels bey mancherley Gattungen. Bey der Heerschnecke übertrifft seine Länge der Blinddärme ihre. Der Drey aus den Därmen tritt nicht hinein; vielmehr scheint es Schleim abzusondern.

Im Jahrgang 1812 berichtet **Dr. Wollaston** die Bestimmung der bisher für gleichwinklich gehaltenen primitiven Rhomboeder des Kalkspaths, Bitterspaths und Spatheisensteins. Der Winkel der bey ersterem  $105^{\circ} 5'$  beträgt, ist bey dem zweyten von  $106\frac{1}{2}^{\circ}$ , und bey dem dritten nahe an  $107^{\circ}$ .

Herr **Some** über den Antheil, welchen die Bewegung der Rippen am Kriechen der Schlangen hat, mit genauer Beschreibung und Abbildung des dazu gehörigen Muskelapparats.

Von **Hrn. Brodie** fernere Versuche über die Wirkungsart von Giften auf den thierischen Organismus; und zwar dießmahl meist von den heftig-

sien Mineralischen. — Bey Thieren durch Arsenik getödtet zeigte sich weder im Schlunde noch im Oesophagus Entzündung; wohl aber im Magen. Aber auch diese konnte nicht von der unmittelbaren Einwirkung dieses Giftes auf die Magenhäute herühren, noch auch Ursache des Todes seyn. Sie zeigt sich daselbst gerade am stärksten, wenn daselbe durch Wunden beygebracht worden war. — Bey Thieren die durch salzsaure Schwererde vergiftet worden, wirkt dieselbe hauptsächlich aufs Hirn, und nächst dem auch aufs Herz. — Daselbe scheint auch der Fall bey Vergiftung durch Brechweinstein, er mag nun in den Magen oder in Wunden gebracht seyn. — Alle drey genannte Gifte wirken nicht eher tödtlich als bis sie ins Circulationsystem übergegangen sind. — Hingegen ägender Sublimat in Menge innerlich genommen, tödtet durch chemische Wirkung auf die Schleimhaut des Magens die dadurch zerstört und die zum Leben unmittelbar nothwendigen Organe consensuell dadurch afficirt worden.

Wiederum Herr Knight über die Bewegung der Gabeln und Ranken an Pflanzen, die von manchem Naturforschern auch einer Art von Empfindung oder Vorstellung ic. hat zugeschrieben werden wollen. Er zeigt durch seine an Ephen, Weinstock, an Erbsen und der *ampelopsis quinquefolia* angestellten Versuche, wie sich diese Bewegungen als nothwendige Folge von Wirkung des Lichts oder aber von Druck benachbarter Körper erklären lassen.

Hrn. Brodie's fernere äußerst genaue und scharfsinnige Versuche und Beobachtungen zum evidenten Erweise des Einflusses, welchen das Hirn auf die Erzeugung der thierischen Wärme hat, — "that the temperature of warm-blooded animals is considerably under the influence of the nervous system" u. s. w. (— Ganz das gleiche hatte Hofr.

Blumenbach vor 27 Jahren in seinem *Specimen physiologiae comparatae inter avimantia alidi et frigidi sanguinis* im VIII. Bande der Societäts-Commentationen behauptet; woegen ihm anfangs allerhand, theils gar curiose Einwendungen gemacht werden wollten. —)

Herr Home über den verschiedenen Bau und Lage der zur Auflösung des Futters bestimmten Drüsen (the solvent Glands) in den Verdauungswerkzeugen der Vögel, (— eigentlich in ihrem Vormagen, proventriculus oder bulbus glandulosus —) in Gemäßheit ihrer Nahrungs- und Lebensweise. — Beyläufig auch viel interessantes über den Kropf und den eigentlichen Magen. Alles durch treffliche Kupfer erläutert.

### Paris.

Ben Longchamps und Duiffon, 1813: *Correspondance Littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne depuis 1753 jusqu'en 1769, par le Baron de Grimm et par Diderot, Première Partie.* Sechs Bände in groß Octav, von bald mehr, bald weniger als sechshalb hundert Seiten.

Eine Erscheinung, die vermuthlich sobald nicht wieder statt finden wird: critische Blätter nämlich, die mehr als 50 Jahr alte Histörchen und Erzeugnisse betrafen, so viel Beyfall einernten zu sehen, daß man sich gar nicht daran satt lesen zu können scheint, und die Verleger, denen so was freylich sehr erwünscht seyn muß, bis an die Quelle des Pactolus zurückschreiten durften! Daher die Benennung Première Partie; nachdem eine zweyte und dritte bekanntlich doch vor länger als Jahr und Tag schon zum Vorschein gekommen waren, und von 1770



bis 1790 sich erstreckt hatten. Daß der Herausgeber dieser so genannten ersten Abtheilung im Vorberichte nicht unterläßt, den in seinen Augen nicht geringern Werth derselben auf jede Art bemerklich zu machen, versteht sich von selbst; und wer die hierzu nöthige Muffe gewann, wird seine aufs-Durchblättern der sechs neuesten Bände verwendete Beharrlichkeit auch eben nicht zu bereuen haben. Bey dem Allen hätte der Herausgeber über Manches doch sich deutlicher und bestimmter ausdrücken sollen: gleich z. B. auf der ersten Seite, wo er mit dürren Worten hinwirft, Hr. v. Gr. sey keineswegs der erste und damahls einzige gewesen, der diese literarische Correspondenz mit auswärtigen Fürsten geführt, sondern schon Abbe Raynal habe das gleiche gethan, und erst im Jahre 1755 dieses Geschäft an jenen abgetreten. Dieser Nachricht zu Folge sollte man glauben, daß was bis zu gedachtem Jahre hier vor uns lieg, aus keiner andern als des Abbe's Feder geflossen sey; da doch Alles der Grimm'schen Darstellungsart, wie ein Ey dem andern ähnlich bleibt, und höchstens ein paar auf Handel und Geschäfte Bezug habende Aufsätze nach der bekannten Redseligkeit dieses Schriftstellers schmecken. Gleich das erste hier beurtheilte Buch sind seine längst vergessenen *Anecdotes historiques, militaires et politiques de l'Europe &c.* die zwar nicht gerade zu verspottet, doch aber so wenig geschont werden, daß, wenn der über die Masse reizbare K. etwas davon gewußt, er unserm Landsmann wohl schwerlich den kritischen Scepter oder Mantel würde abgetreten haben. Noch mehr! Schon S. 106 des ersten Bandes wird das sophistische Buch *de l'Interprétation de la nature* mit voller Bache angepriesen, es auswendig zu lernen empfohlen, und Diderot am Ende als Verfasser genannt. Hier nun macht der Heraus-

geber die sonderbare Anmerkung, daß Hr. v. Gr. sich diese Nomenclatur füglich hätte ersparen können; weil aus so lobrednerischer Anzeige schon zur Genüge erhelle, daß Niemand anders als der vertraueste Freund des Critikers, nämlich Widerot selbst, Verfasser eines Buchs seyn könne, das übrigens von seinem Credit seitdem sehr viel verloren habe. Wie verträgt dieß sich mit der früher ertheilten Nachricht, daß Gr. ungleich später erst die Führung des Briefwechsels übernommen gehabt? Nur eins noch! Mit Recht gibt der Herausgeber es als die vorzüglichste Empfehlung des oder der Berichterstatter an, daß solche der Erlaubniß frey von der Leber weg zu urtheilen auch wirklich ohne Rücksicht sich bedient hätten; wenn er indeß hinzusetzt, daß Hr. v. Gr. und seine Mitarbeiter ne songeaint point à *éclairer le public*, so ist dieß ein sehr unschicklicher Ausdruck; denn auch die eine Zeitsang handschriftlich gebliebene, und nicht an einen Fürstenhof allein gerichtete Correspondenz hatte ja, wenn gleich nicht das Pariser, doch auch ihr Publicum; und dieses werden die Briefsteller, au lieu de l'éclairer, doch nimmermehr haben irreführen, oder gar verfinstern wollen! Auch mit der von unabhängiger Lage zu erwartenden Parteylosigkeit sieht es mit unter etwas zweydeutig aus. So lange der Beurtheiler die Herren Autoren nur aus ihren Schriften kannte, blieb das non quis sed quid so ziemlich seine Richtschnur; da jedoch seine persönlichen Bekanntschaften sich täglich mehrten, so geriethen der Geradsinn und der gute Geschmack des Landsmanns bald genug in Verlegenheiten, wo er der leidigen Wahrheit zwar nie ganz den Rücken zugehrt, die Pillen aber, wozu er nothgedrungen dann und wann greifen muß, so reichlich vergoldet, daß man am Ende nicht weiß, ob er gelobt oder getadelt hat. Wo zu jenem sich gar kein Anlaß finden

will, weiß er doch immer durch witzige Einfälle, unerwartete Wendungen, Opymora wohl auch und eingestreute Anekdötchen den Leser bey guter Laune zu erhalten.

In Hinsicht auf die Gegenstände dieser neuesten, oder wenn man will, ältesten sechs Bände, hat es damit, wie natürlich, eben die Bewandniß, wie mit ihren zehn Vorgängern; wovon das 115. und 159. Stück unsrer vorjährigen Anzeigen, so weit ein solcher Wald von Einzelheiten es erlaubte, Begriff zu geben versucht haben. Darüber, daß in diesem jüngsten Anfluge ungleich weniger Räthsel, Charaden, Logogryphe und überhaupt poetische Ländeleien sich darbieten, wird man hoffentlich am geschwindesten sich trösten; auch wird schwerlich Jemand wahrzunehmen glauben, daß man einen noch jungen, seines Berufs noch nicht gewissen Kunst-richter sprechen höre; denn was an erschöpfender Umsicht ihm hier und da etwa noch fehlt, wird durch eine Wärme und Lebhaftigkeit ersetzt, die so selten der Antheil späterer Jahre, und doch nirgend zu entbehren sind! Ob eine durchweg sich rein erhaltende Sprachcorrectheit, die vor den Pariser Aristarchen (denn bekanntlich hat in Frankreich die Provinz hierüber keine Stimme) wenigstens den spätern Vorträgen des Hrn. v. G. gern oder ungern zugestanden wird, auch seinen frühern nachzurühmen sey, muß ein Ausländer schon deßhalb unerörtert lassen, weil, wie eben so bekannt, die Sprachcensoren der Hauptstadt über diese Correctheit, ohne welche es für dasige Autoren kein Heil gibt, mit unerbittlicher, oft ganz unbarmherziger Strenge wachen und absprechen. Unser Landsmann selber war von der Unentbehrlichkeit dieses, dem Nichtpariser kaum erreichbaren Atticism — *sit venia verbo!* — so früh schon und innig durchdrungen, daß er den Schriften

mehr als eines für trefflich anerkannten Gelehrten nichts weiter noch zu wünschen weiß, als daß ihre Verfasser ein paar Jahre nur zu Paris gelebt haben möchten!! Nur komme man und wage es den Einfluß einer jedem Meisterwerke erst das Siegel der Vollkommenheit ausdrückenden Hauptstadt noch einen Augenblick zu bezweifeln!

Wodurch übrigens der vom Jahre 1753 an hier behandelte Zeitraum für das Studium Französischer Litteraturgeschichte anziehender als mancher spätere wird, ist der Umstand, daß mehrere in der Folge berühmt genug gewordene Köpfe, wie D'Alembert, Diderot, J. J. Rousseau, Marmontel, Piron, Bernis, Delille, Collé, Helverius, Beaumarchais (denn nur in der Correspondenz aufgeführter Namen darf hier erwähnt werden) damahls ihre Flügel versuchten, und dieß mit einem Erfolge, der sie zu höhern Anstrengungen allerdings ermuntern konnte. Andere Schriftsteller, z. B. Voltaire, Buffon, Montesquieu, Thomas, Duclos, hatten ihren Ruhm bereits gesichert, und bloß dafür zu sorgen ihn nicht wieder zu verlieren, die Herren mochten fortfahren zu schreiben oder nicht; und in dieser Gewandtheit die Pariser Schöngeliker fort-dauernd im Anstaunen, oder wohl auch Augaffen nur zu erhalten, lief bekanntlich Voltaire allen seinen Mitbewerbern den Preis ab. Freylich kam auch aus seiner Feder manches zum Vorschein, was Deutschem Geradsinne wenig behagen wollte, und worüber auch Herr v. Gr. nicht anstand, seine Bedenklichkeiten zu äußern; dennoch blieb er im Ganzen genommen sein erklärter Bewunderer; wozu der Umstand wohl mit gewirkt haben mag, daß B. von Zeit zu Zeit ihn selbst mit Schmeicheleyen beehrte! Daß noch eine Classe von Schriftstellern, die bey aller Anstrengung es doch nie zu fester Celebrität bringen

konnten, wie z. B. die Dorat, Lemierre, Belloy, St Lambert, Pezay, Batteur, Linguet, de la Bletterie, Gaillard, Condorcet, Morellet, oder die Damen du Hoccage, Riccoboni, de Beaumont u. die bey weitem zahlreichste wurde, und über deren Producte sich die Laune des Künstrichers mit der wenigsten Schonung ergoß, kann man sich vorstellen. Am härtesten aber werden die Gegner der ihr Haupt schon dreister erhebenden allerneuesten Philosophie abgefertigt, und über diesen Gegenstand läßt er oft genug eine kaum verzeihliche Einseitigkeit sich zu Schulden kommen. Eine nicht minder zu tadelnde gegen den zu Fernay frenlich sehr übel angeschriebnen Jereron, der an Wiß, Geschmack und Correctheit des Styls doch keinem der damahls ihr Amt ausübenden Aristarchen nachstand. Daß auch La Harpe unserm Correspondenten über lang oder kurz im Wege stehen würde, muß dieser sehr früh geahnt haben; weil er gleich an den ersten Erzeugnissen desselben zum Splitterrichter wird, und persönliche Abneigung bereits nicht selten durchschimmert. Wie mißlich es übrigens mit jeder nicht auf wesentliches, lange hin wirkendes Verdienst sich gründenden Verühmtheit stehe, erbhellet abermahls aus der Art und Weise, wie die Voltaire, Rousseau, D' Alembert, Diderot, Thomas u. jetzt in den gelesensten, und also doch die öffentliche Meinung auf ihrer Seite habenden Pariser Tagesblättern behandelt werden. Hier scheint man in Herabwürdigung dieser ehemahligen Abgötter wie zu wetteifern, und läßt die noch übrigen Anbeter derselben gar nicht mehr zu Worte kommen. *Tantum est in rebus inane!*

Was endlich die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, Sittenstimmung, und die übrigen Eigenheiten jenes Zeitraums betrifft, so boten solche

dem Correspondenten Stoff genug seine durchlauchtigen Leser und deren Hofstaat bald scherzhaft, bald in vollem Ernst zu unterhalten. So brachte z. B. — denn woher Raum Alles anzugeben? — die Einführung Italiänischer Musik in der großen Hauptstadt (die unser Landsmann doch etwas zu freigebig mit 800000 Inwohnern bevölkert, da sie deren schwerlich mehr als drey Viertel je gezählt hat) eine solche Erschütterung hervor, daß die gerade damahls gleichfalls erfolgte Verweisung des Pariser Parlaments wenig oder gar keinen Eindruck machte, und Spottvögel diese Geschmacksrevolution für ein dem Publico bengebrachtes Gegengift wider die etwas ernsthaftere politische erklärten. Bekanntlich hatte unser Landsmann in diesem musicalischen Handgemenge selbst Partey genommen, gegen die Französische Amphione sich aufgelehnt, und in seinem Petit prophète de Bohmischbroda, so wie in andern Flugblättern, als angehender Schriftsteller mit einem Beyfalle sich gezeigt, der seiner Eigenliebe allerdings schmeicheln mußte; weßhalb er denn über diese Erstlingsgeburten auch später noch, was man ihm gern zu gut halten wird, dann und wann ein Wörtchen fallen läßt; wie denn selbst Voltaire mit mon cher prophète in seinen Briefen ihn zu begrüßen pflegte. — Ferner waren die damahls sich verbreitende Pockenimpfung, der bevorstehende Sturz des Jesuitenordens, die ihr heillofes Spiel treibenden Convulsionnaire, der siebenjährige Krieg, die Mißhelligkeiten zwischen Staat und Kirche, die Schwierigkeiten die es bey dem Abdruck der so berühmten Encyclopädie zu bekämpfen gab, die Cabalen auf Theatern und in Academien u. dergleichen Gegenstände, worüber eine gut unterrichtete und gewandte Feder genug zu sagen hatte: solchen Lesern nämlich, die doch wissen wollten,

wie es mit den Herrlichkeiten der gefeyerten Hauptstadt eigentlich beschaffen wäre?

An Lückenbüßern indeß und solchen Aufsätzen die einer übeln, auch wohl überströmend-späßhaften Laune ihr Daseyn zu danken haben, fehlt es ebenfalls nicht. Unter dergleichen gehört unstreitig die gleich im ersten Bande befindliche, nicht weniger als 15 S. kostende Mystification eines armen Dorfpfarrers in der Nachbarschaft von Paris, der sich einbildete, kein schlechterer Dramatiker als Corneille oder Racine zu seyn, ein Trauerspiel David und Bethsabée zu Markt brachte, und darüber von der Zollbach'schen Clique aufs unbarmherzigste perfißiert wurde. — Oder die nicht kürzere Abhandlung im sechsten Bande über die zu insignes forfaits littéraires hier gestempelten Sprachschneider und Ungereimtheiten des Abbé de la Blottière; dessen Leben Kaiser Julians und andere Producte freylich auch dießseits des Rheins ehemals Leser und Lobredner fand; überall doch mit Fug und Recht nunmehr vergessen sind. Die mit unter ungebührlich langen Theatercritiken, solcher Stücke besonders, die sich gar nicht auf der Bühne behaupten konnten, wird ohne Zweifel auch der geduldigste Leser ohne weiters zu Paris wie anderwärts überschlagen: wer anders aber ist an so unnützer Aufbewahrung Schuld als der Herausgeber selbst? der doch besser hätte unterscheiden sollen, was vor 50 und mehr Jahren mit einiger Theilnahme sich lesen ließ, jetzt aber für In- und Ausland alles Interesse verloren hat. Für die Sicherheit seiner Beurtheilungskraft möchte es überhaupt schwer halten Bürgen zu finden; und bey dem so großen, — wie er abermahls wiederholt — noch zu sichten übrig gebliebenen Handschriften-Vorrath bleibt es um so mehr zu bedauern, daß solche Niemanden in die Hände ge-

fallen, der sich besser darauf verstand quid distent aera lupinis; denn unter jene gehören doch gewiß nicht, die oft am unrechten Ort eingeschalteten viele Duzende an Gr und Andere von Voltaire geschriebene Briefe und Briefchen; theils sind solche ganz unbedeutenden Inhalts, theils voller Auspielungen zu deren Verständniß man erst den Schlüssel haben müßte; der aber hier fehlt.

Auch in dieser Lieferung figurirt, wie man gesehen, Diderot auf dem Titelblatte. Ein paar Duzend Aufsätze seiner Feder stehen freylich darin, und das mit ausdrücklicher Angabe seines Namens; auch mag Manches über bildende Künste, Theater, Moral, Politik, wo seine nicht selten eccentriche Ansicht der Dinge durchblickt, ihn zum Verfasser haben; seines Freundes Stelle jedoch vertritt er erst in der zweyten Hälfte des letzten Bandes, als dieser im Jahre 1769 eine Reise nach Deutschland unternahm; bey seiner Zurückkunft indeß Manches zu ergänzen oder zu modificieren fand; was mit Unterscheidungszeichen versehen hier gleichfalls beygebracht wird. Daß Schriften und Erscheinungen aus höhern Wissenschaften und den sie anwendenden Künsten sich nur selten beurtheilt finden und ihr Daseyn bloß angezeigt wird, ist, wie bereits gemeldet, auch in den frühern Abtheilungen der Fall gewesen. Wer aber zu erfahren neugierig ist, wie unser eigener Landsmann von ins Französische übersetzten Schriften eines Klopstocks, Lessings, Zachariäs, Schöneichs und Andreer geurtheilt; mag sich darnach umsehen, und, wenn er will, sich darüber lustig machen. Lehrreicher schon der kleine Aufsatz S. 139 im sechsten Bande, wo über die großen Schwierigkeiten etwas in eine so ängstlich umschränkte Sprache wie die Französische überzutragen, und dieß aus eigener Erfahrung vermuth-



sich geklagt wird. Nur Suber dem Vater gesteht er noch Uebersetzungstalent zu; ohne Einschränkung jedoch auch nicht. — Wie sauer Herr v. Gr. es sich werden ließ, die Verdienste Diderot's um das so genannte bürgerliche Drama recht anschaulich zu machen, kann man sich kaum vorstellen; und der Erfolg davon? Daß die Pariser diese Diderot'schen Meisterstücke gar nicht mehr sehen wollen!

Allein es ist Zeit von unsern sechs zehn Bänden einmahl förmlich Abschied zu nehmen. Kein Zweifel, daß, auf die Hälfte zurückgebracht, das Werk um so brauchbarer geworden und noch lange geblieben wäre. Wenn das Ganze, wie es da liegt, dennoch so viele Leser besonders in Frankreich fand, so lag dieses in einem Umstande, den man bey Anzeige der mittlern Abtheilung nur von weitem andeutete, jetzt aber wohl unbedenklich aussprechen darf. Die Mitgift des so bändereichen Werks war nämlich keine andere als jene hohe Freymüthigkeit, womit die Berichterstatter über Alles ihre Meinung äußern durften, und mit Ausnahme ihrer nächsten Umgebungen versteht sich, auch wirklich Niemand schonten. So was war in den neuesten Schreibernen dieser Art nicht mehr anzutreffen; und wie Manches mag die Correspondenz noch in der Handschrift enthalten, dessen Abdruck nicht verstatet worden; weil man nämlich auf mehr als einen Carton stößt; und dieß bey Gegenständen, die vermuthen lassen, daß manches Curiosum dem Auge des Lesers doch hat müssen entzogen werden! Jetzt freylich wird die Neugier der mit so starker Selbstgefälligkeit sich für Capitale du monde erklärt habenden Hauptstadt wohl auf andere Dinge gerichtet seyn!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 19. März 1814.

Göttingen.

Bei Heinrich Dieterich: Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herzs schreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen = Cassel dienen möchten. Von dem ehemaligen Präfecten des Merre-Departements und Staats-Rathe Friedrich Ludwig von Berlepsch. Prüfet Alles und das Gute behaltet. 1 Theil. 5, 21. 1814. 202 Seiten in Octav.

Auch wir sind der Meinung, daß Actenstücke, wodurch das Westphälische Steuerwesen mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und sine ira et studio erläutert wird, für die künftige Finanz-Gesetzgebung in Deutschland ungemein wichtig sind: zumahl wir fast nicht zweifeln können, daß das künftige Steuersystem mancher Länder sich dem Westphälischen (eigentlich Französischen) in der Theorie, die man aber freylich mit der

habfüchtigen tyrannischen Anwendung nicht verwech-  
seln darf, nähern werde, und daß uns also daran  
gelegen seyn müsse, diese auch aus der Westphäli-  
schen — wenn gleich noch so fehlerhaften und incon-  
sequenten Praxis besser kennen zu lernen. Gegenwär-  
tige Aufsätze rechtfertigen das Vorurtheil, das der  
Nahme des Verfassers schon längst für sich hat, auf  
die vollkommenste Weise; und wir eilen daher um  
so mehr, unsere Leser damit bekannt zu machen.

Es sind ihrer überhaupt nur vier. Die ersten  
beiden bestehen in Berichten, die der Verfasser als  
erste Magistratsperson des Werre-Departement  
den ihm vorgesetzten Behörden erstattet hat. Der  
dritte ist eine Uebersicht und Vergleichung des alten  
Steuerwesens mit dem neuen, wodurch der Ver-  
fasser dem Könige von Westphalen über die unter  
seiner Regierung eingeführte unerschwingliche Ab-  
gaben die Augen hat öffnen wollen. Der vierte ist  
eine Klageschrift, in welcher der Verfasser gegen eine  
gesetzeswidrige Erhöhung der Steuer von seinem Hause  
in Cassel reclamirt. Wir wollen die eine nach der  
andern vollständig anzeigen.

**I. Der Präfect des Werre-Departements  
reicht das Budget des Departements für das  
Jahr 1809 ein; und erfüllt sein Versprechen,  
auf seinen Bericht vom 17. December 1808.  
Nr. 496 zurückzukommen.**

Die Budgets der Departementalkosten für 1809  
hatten aufgestellt und eingesandt werden müssen;  
und doch war noch Niemand gründlich belehrt ge-  
wesen, weder was eigentlich für Kosten hier zum  
Anschlage hätten kommen, und wie sie zum An-  
schlage hätten kommen sollen; noch woher die Ein-  
nahmen, womit man diese Kosten bestreiten wollte,  
würden genommen werden müssen. Das Wohl und

Weg der Departements hing von diesen Kosten ab; und doch überließ das Gouvernement diese wichtigste Angelegenheit des Volks nur sich selbst oder dem Zufalle! Den Departements-Räthen blieb also nichts übrig, als auf die spärlichen Data, die die Verwaltungs-Ordnung enthielt, und auf die wenigen Bestimmungen, die aus der Französischen Gesetzgebung zu uns durchgeschlüpft waren, ihr leichtes Gebäude aufzuführen. Der Verfasser, dem als Vorgesetzten der ausführenden Gewalt im Departement oblag, dem Entwurf des Finanzgesetzes für das Departement seine Zustimmung zu geben, hatte zwar die Einsendung desselben — so wie solcher war — nicht aufhalten können; aber er suchte nun, noch bevor er Gesetzes-Kraft erhalten möchte, die beiden wichtigsten Punkte, woher nämlich die Kosten genommen werden sollen, und daß solche auch überhaupt noch nicht gehörig liquidirt seyen, bey dem Ministerio des Innern zur weiteren Untersuchung und Entscheidung zu bringen.

In Absicht auf den ersten Punkt hätte er freylich nur nöthig gehabt, auf die Französische Gesetzgebung hinzuweisen. Diese hat mit ungemeiner Genauigkeit dafür gesorgt, daß jede Art von Ausgaben auch hier von denen bestritten werde, zu deren Besten sie gereiche. Sie geht darju so weit, daß sie selbst die Besoldung der Richter in den Departements nicht der Staats-, sondern den Departements-Cassen auferlegt hat, und sie nur durch Zulage-Centimen aufbringen läßt; weil diese nach dem Maße der Bevölkerung bestimmte Besoldungen in dem einen Departement nicht eben so groß sind als in dem andern; und der Steuerpflichtige in den kleinen Departements also darunter leiden würde, wenn sie aus der Staats-Casse ersetzt sollten, woher der eine verhältnißmäßig eben so

viel als der andere im ganzen Reiche ohne allen Unterschied bentraaen muß. Es hat jedoch dem Verfasser nicht gefallen, diesen Ausweg zu nehmen; sondern voraussetzend, daß die Departementalkosten allein von den Zulag-Centimen der Grundsteuer bestritten werden sollen, macht er das Ministerium darauf aufmerksam, daß sie ja nicht bloß zum Besten des Grund-Eigenthums verwandt werden; sondern eben so gut auch allen übrigen Einwohnern des Departements zu Gute kommen, und daß es daher der Billigkeit höchst gemäß sey, auch diese der Besteuerung mit zu unterwerfen. Um indessen dem Departement auch hier so weit, als es möglich, Erleichterung zu verschaffen; schlägt er dazu die Einführung einer Sporteln-Taxe für administrative Sachen vor — die aber freylich auch wohl Bedenken gefunden haben würde, wenn man, wie allerdings vermuthet werden muß, damahls schon die Absicht gehabt hätte, die Entregistments-Gebühren unter dem Nahmen von Stempel-Taxe noch besonders zu verlangen.

In Absicht auf den zweyten Punct geht der Verf. das Budjet der Departementalkosten nur Kapitel für Kapitel durch, und zeigt bey jeder Rubrik, daß die Ansätze theils viel zu gering, theils zu unvollständig seyen. Aber wie hätten sie auch richtig veranschlagt werden können, da die Mitglieder des Departements-Raths die Sachen in der Regel nicht kannten; noch viel mehr aber ihnen durch ganz willkührliche, oft unausführbare Vorschriften die Hände gebunden waren? Der Erfolg hat daher auch bewiesen, daß von allen diesen Etats vielleicht kein einziger hat gehalten werden können; und daß man sich dabey mit Mitteln geholfen hat, die eine gänzliche Zerrüttung des Staats herbeigeführt haben würden, wenn es damit länger gedauert hätte.

Doch wir können hier in das Detail des Verf. nicht weiter eingehen, sondern bemerken nur, daß wir in folgenden Punkten seiner Meinung nicht beitreten: 1) S. 27 nimmt er nämlich an, daß auf die Grund- und Patent-Steuer keine Zulage-Centimen Behuf der Departementskosten gelegt werden können, weil schon welche davon entrichtet worden; also von demselben Gegenstande doppelt würden entrichtet werden müssen. Nach dem Französischen Steuersysteme bestand aber ein Theil der Zulage-Centimen auf die Grundsteuer gerade in denen, wovon die Departementalkosten zum Theile bestritten werden mußten; und es kam also jetzt nur darauf an zu bestimmen, wie viel Zulage-Centimen wegen der Departementalkosten auf die Grundsteuer zu legen wären. Und die auf die Patentsteuer bereits gelegten Zulage-Centimen sollten nur die Erlassungen und die Hebungskosten decken. Dieses hinderte also die Hinzufügung von neuen zu den Departementalkosten nicht. Diese lag vielmehr ganz in dem Französischen Steuersysteme als das Mittel, auch die Gewerbesteute zur Mitleidenheit bey Aufbringung der Departementalkosten zu ziehen. 2) S. 50 scheint der Verf. vorauszusetzen, daß die Universität Marburg von dem Werre-Departement habe unterhalten werden sollen. Dieses liegt aber in dem Sinne des Französischen Steuersystems nicht. Denn dieses verweist die Kosten Behuf der Universitäts-Anstalten, welche dem ganzen Lande zum Besten gereichen, allein auf die Staats-Casse. 3) S. 42 hält der Verf. für billig, daß die Besoldung der Richter im Departement an die Staats-Casse verwiesen werde. Nach dem Französischen Steuersysteme wäre das aber aus dem oben bereits angeführten Grunde wirklich nicht billig gewesen.

II. Bericht des Präfecten des Departements der Verre an das Finanz-Ministerium zu Caspel vom 22. März 1809, die Vollziehung des Decrets vom 27. October 1808 wegen der Veranlagung der persönlichen Abgabe angehend.

Zur Verzinsung und allmählichen Abtragung der Nationalschuld bedurfte es nach den aufgestellten Berechnungen einer jährlichen Einnahme von vier Millionen Franken Hauptsumme, die aber weder eine Vermögens- noch eine Gewerbe-Steuer seyn durfte; indem Vermögen und Gewerbe durch die Grund- und Patentsteuer schon besteuert waren. Man mußte also eine Personalsteuer wählen. Da aber die Bevölkerung nur auf zwey Millionen Köpfe gerechnet werden konnte; und man also zwey Franken auf den einen Kopf wie auf den andern hätte legen müssen, wenn man eine reine Kopfsteuer hätte verlangen wollen — eine Summe, wovon sich mit Gewisheit voraussehen ließ, daß sie von dem Haupttheile des Volks nicht würde aufgebracht werden können; so ließ man der Steuer nur den Nahmen von Personal-Abgabe; gab ihr aber den Character einer Vermögens- Gewerbe- und Besoldungs-Steuer; und verband damit einige Modificationen, wovon man hoffte, daß sie das Gehässige der Sache einigermaßen mildern sollten. Die Steuer sollte nämlich nicht nach Köpfen, sondern nach Familien angelegt; für diese sollten 11 bis 15 Classen gemacht werden; für die Classen wurde ein Maximum von 50 Franken und ein Minimum von 60 Centimen vorgeschrieben; alle Staatsbedienten, die 6000 Franken und darüber Besoldung hätten, sollten — auch wenn sie sonst ohne Vermögen wären — doch in die erste Classe verwiesen seyn. Hätte man bey diesem Plane die Ausführung von unten herauf, nämlich damit angefangen, daß man die Familien hätte classificiren,

aufzählen, und nach dem Resultate dann die ganze Steuer-Summe unter sie vertheilen lassen; so hätte alle Beschwerung des Einen vor dem Andern gar wohl vermieden werden können. Dagegen operirte man aber von oben herunter. Man vertheilte die vier Millionen Franken zuerst auf die acht Departements — wie es scheint, nach der im Decrete vom 24. December 1807 angenommenen Bevölkerung mit einiger, aber offenbar ganz verfehlter Rücksicht auf die Wohlhabenheit, dergestalt, daß man gegen 90 Köpfe im Elbe-Departement 95 im Oker-, 97 im Saal- so wie im Fulde-, 104 im Werre-, 106 im Harz-, 107 im Weser-, und 108 im Leine-Departement setzte; und auf das Mißverhältniß, welches dabey noch überdieß durch die so höchst zufällige Kopfzahl der Familien entstehen konnte, gar nicht achtete. Den auf diese Weise für jedes Departement herausgebrachten Theil der Steuer, sollten nun die Departements-Räthe unter die Districte vertheilen. Im Werre-Departement war dieß, wie es scheint, allein nach der Kopfzahl geschehen (unserer Meinung nach hätte man dabey jedoch auch hier schon die Umstände der Districte mit in Betracht ziehen müssen). Nach was für Grundsätzen die Districts-Räthe die weitere Vertheilung der Districts-Quoten unter die Gemeinden vorgenommen haben, wird hier nicht angeführt; aus dem Umstande, dessen der Verf. erwähnt, daß er nämlich von den drey dazu vom Schweger Districts-Rathe vorgelegten Planen die ersten beiden, wovon der eine die Abgabe allein auf das Grund-Eigenthum, der andere allein auf die Köpfe gelegt habe, läßt sich aber schließen, daß dabey auf das Vermögen und Gewerbe mit Rücksicht genommen worden ist. Zur Vertheilung der Steuer in den Gemeinden hatte der Verf. den Municipalrätthen eigene Vorschriften gegeben, die aber — wie er



klagt — nicht allenthalben gleich richtig verstanden worden; und woraus also die größten Fehler entstanden waren.

In der ministeriellen Anordnung dieses Systems der Personalsteuer, so wie in der obersten Einleitung der Ausführung desselben, herrschte also Inconsequenz über Inconsequenz. Dem Verfasser war keine davon entgangen; und er machte dem Finanz-Ministerio in dem gegenwärtigen Berichte Vorstellungen darüber mit seiner bekannten Sachkenntniß und mit derjenigen Bescheidenheit, die die Dienstverhältnisse erforderten. Die Steuer selbst hat man nachher auch nach einem ganz andern, viel zweckmäßigeren Plane angelegt, wozu man vermuthlich durch des Verf. Vorstellung bewogen worden ist.

Nur eine Aeußerung des Verf. in dem Aufsatze bekümmert uns; und dieser wollen wir noch erwähnen. Der Eschweger Districts-Rath hatte sich dreymahl über die Sachen berathen müssen; weil die Resultate der ersten beiden Berathungen von der Præfectur verworfen worden waren; und der Verf. trägt nun darauf an, für jene erste beide Berathungen den Ersatz der Kosten zu verweigern. Jene erste beide Berathungen hatten freulich den Fehler, daß man in der einen auf eine reine Grund-, in der andern auf eine reine Personalsteuer gestimmt hatte, da doch gewiß nur eine gemischte Grund- oder Vermögens- und Personalsteuer zweckmäßig war. Indessen hatte das Gesetz verfügt: *la repartition sera principalement basée sur la population des differents districts. Il sera n'en moins libre aux conseils — de district de s'en départir &c.* Die Stimmung auf eine reine Grund- oder Personalsteuer konnte also ein Irrthum seyn, aber ein Fehler, der mit der Verweigerung der Kosten bestraft werden durfte, war sie doch nicht!

III. Vergleichungs-Tabelle des ehemahligen Finanzsystems von Hessen, mit dem, welches durch die Besetze des Königreichs Westphalen eingeführt worden ist.

Da das neue Finanzsystem mit der gänzlich abgeänderten Verfassung in der genauesten Verbindung steht; so läßt es sich mit dem alten Finanzwesen, worin doch wirklich kein System war, eigentlich nicht vergleichen: indessen zeigt die Zusammenhaltung von beiden doch mehr, als was ein jeder schon selbst schwer genug empfunden hatte, daß nämlich jetzt über alles Verhältniß mehr gesteuert werden mußte als vorhin. Sie zeigt, daß die Landesherrlichen Domainen, ob sie gleich vorhin nur für fürstliches Privateigenthum angesehen seyn wollten, doch einen großen Theil der Staatsbedürfnisse bestritten hatten; daß der Staat jetzt mit dem Verkaufe derjenigen Produkte, die der Unterthan von ihm nehmen mußte, nicht mehr väterlich, wie vorhin die Landesherren, sondern in dem Geiste eines Wucherers, der die Preise so hoch treibt, als es nur geschehen kann, zu Werke ging; daß die Steuern jetzt nur an dem Nahmen, nicht mehr an die Sache gebunden, folglich wenn von dem steuerbaren Ertrage des Grund-Eigenthums der fünfte Theil als Grundsteuer genommen war, die übrigen  $\frac{4}{5}$  auch noch gar füglich unter dem Nahmen von andern directen oder indirecten Steuern genommen werden konnten. Diese Zusammenhaltung gewährt also die beste Uebersicht der entsetzlichen Mißbräuche, die nun mit dem Vermögen der Unterthanen gemacht wurden. Ein angehängter muthmaßlicher Anschlag des Einkommens und dessen Verhältnisses zur Grundsteuer, ergibt in Zahlen ganz bestimmt, daß die Summe  $5\frac{1}{2}\frac{1}{2}$  der Grundsteuer; folglich, wenn die Grundsteuer für  $\frac{1}{5}$  des steuerbaren Ertrags angenommen wird,  $\frac{1}{4}\frac{1}{2}$  über

den Ertrag des ganzen Grund-Eigenthums ausmacht. Daß die Grund-Eigenthümer bey der Ein-  
nahme von ihrem Grund-Eigenthume zu  $\frac{1}{4}$  weniger als Nichts doch noch bestanden haben, zeigt nun zwar auf eine gänzliche Unrichtigkeit in der Schätzung des steuerbaren Ertrags. Muß aber ein Land nicht für höchst unglücklich angesehen werden, dessen Existenz einzig und allein von Fehlern abhängt, die man bey der Schätzung des steuerbaren Ertrags begangen hat!

Bei dem großen Interesse, das wir diesem Auf-  
sage zugestehen, können wir indessen dem Verf.  
darunter doch nicht beystimmen, daß Chauße-  
Gelder nach dem alten Systeme mit zu den Rega-  
lien gehört haben; wenn es auch mit den so ge-  
nannten Wege-Zöllen hier und da der Fall gewesen  
seyn sollte. Auch fanden die Communal-Steuern  
nicht vorzüglich in den Stadt-Gemeinen statt,  
sondern sie traten bey allen Gemeinen ein, wenn  
gemeine Bedürfnisse zu befriedigen waren. Und  
endlich scheint uns bey dem muthmaßlichen An-  
schlage des Soll-Einkommens und dessen Verhält-  
nisse zur Grundsteuer der wahre Gesichtspunct nicht  
ganz richtig angegeben zu seyn. Denn wenn wir  
nicht irren, so soll hier das Verhältniß der Abgabe  
zu dem steuerbaren Einkommen des steuerpflichtigen  
dargestellt werden. Dieses wird jedoch nicht durch  
das Fünffache der Grundsteuer allein ausgedrückt,  
sondern es gehört dazu auch der Ertrag der Ge-  
werbe und der andern Gegenstände, wovon hier die  
Abgaben aufgeführt sind. Dieser hätte also dem  
vom Grund-Eigenthume hinzugefügt, und dann erst  
mit der Summe von Allem die Vergleichung an-  
gestellt werden müssen. Indessen hat der Verf.  
mehrerley Kosten, z. B. Einquartierung, Krieger-  
fahren etc. übergangen. Werden diese mitgerechnet,  
so bleibt der Schluß doch auch nach des Ref. Er-

fahrung noch immer richtig, daß der steuerbare Ertrag des Grund-Eigenthums — nämlich so, wie derselbe zur Grund-Versteuerung geschätzt gewesen, durch die Abgaben gänzlich erschöpft worden ist.

Der hier noch angehängte Finanz-Kalender kann für den Steuerpflichtigen von Nutzen seyn; woher aber dem Publico dienen solle, sieht Ref. nicht ein.

IV. Reclamation des Staatsraths Friedrich Ludwig von Berlepsch als Eigenthümer eines Hauses in der Bellevue-Strasse Nr. 8. zu Cassel Reclamanten wider die Special- und General-Direction der Steuern, Reclamaten, die ihm angelegte Grundsteuer von seinem Hause betreffend.

Das Finanz-Gesetz für 1810 war stehen geblieben; und die dem ganzen Lande auferlegte Grundsteuer also nicht erhöht worden. Von keinem Steuerpflichtigen konnte folglich für 1813 mehr Steuer gefordert werden, als er für 1810 entrichtet hatte — außer wenn sich Beschwerden des Einen vor dem Andern ergeben hatten, die durch eine neue Vertheilung der Steuer ausgeglichen werden mußten. Dergleichen Beschwerden hatten sich aber wenigstens in der Masse nicht ergeben, daß man eine neue Vertheilung der Steuer hätte vornehmen wollen. Dessen ungeachtet hatte die Direction der directen Steuern den Steuerfuß für die Häuser von Cassel ganz verändert; und statt des bisherigen sehr milden Sages mit einem Male nach Art. 49 des Grundsteuer-Gesetzes das  $\frac{1}{2}$  der Hälfte des (wie es scheint) noch dazu willkürlich angenommenen Mieth-Werths von den letzten fünf Jahren als Häuser-Steuer verlangt. Dieses verursachte eine so unerhörte Erhöhung, daß der Verf. von seinem Hause statt der bisherigen 15 Alb. 9 Hlr. nun 6 Rthl. 4 Alb. oder mehr als das 12malige monatlich entrichten sollte.

Die General-Direction der directen Steuern war mit dem Ministerio der Finanzen verbunden; es fand also von dieser Seite keine Controlle statt. Von Seiten der Vorsorge für das gemeine Wohl hatte die Constitution zwar Controlen genug angeordnet. Der Maire, der Municipal-Rath, der Districts-Rath, der Departements-Rath, der Präfect, das Ministerium des Innern konnten dagegen sprechen; aber auch nicht einer sprach. Die von der Constitution vorgeschriebene Form war bey der Verhandlung der Sache ganz übergangen worden. Der Präfect hatte die neue Steuer-Rolle für executortsch erklärt — natürlicher Weise, wie fast immer, ohne zu untersuchen, ob sie constitutions- und gesetzmäßig wäre. Der Steuerpflichtige mußte nun darnach bezahlen, und es blieb ihm nichts übrig, als allenfalls nachher bey dem Präfectur-Rathe zu klagen.

Da in dieser Sache so schreyend ungerecht verfahren worden war, und da diese Ungerechtigkeit eine ganze, nicht kleine Stadt traf, worin es gewiß an Männern nicht fehlte, die die Constitution und das Gesetz kannten und verstanden; so hätte man erwarten sollen, daß die Eigenthümer der Häuser in Masse aufgestanden seyn würden, um zu klagen; aber — außer den Verfasser war auch nicht ein einziger, der es gewagt hätte; und selbst Er scheint die Klage durch dem Verkauf des Hauses lieber haben vermeiden zu wollen. Der Verkauf fand aber unter annehmlchen Bedingungen nicht statt, und die Klage mußte also erhoben werden.

Es kam darauf an darzuthun, daß die General- und Special-Direction der Steuern durch die gegenwärtige Besteuerung der Häuser zu Cassel nach dem 49. Art. des Grundsteuer-Gesetzes gegen das Gesetz verfahren habe, und dazu bedurfte es der Darstellung

der Gesetzgebung und des Thatbestands. Beides führt der Verf. mit einer Gründlichkeit und einer Schonung aus, die gewiß den allgemeinsten Beyfall verdienen. Die Steuer kann nach dem Westphälischen (Französischen) Steuersystem nicht durch eine Quotisation des steuerbaren Ertrags des Grund-Eigenthums, sondern einzig und allein durch die Repartition des als Steuer geforderten Staatsbedarfs auf das Grund-Eigenthum bestimmt werden. Der Anschlag des steuerbaren Ertrags gibt nur den Steuerfuß oder das Cadaster. Das Cadaster muß für das ganze Land vollendet seyn, ehe die Repartition des als Steuer zu fordernden Staatsbedarfs darauf gegründet werden kann. Bis dahin war in Westphalen die Beybehaltung der alten Rollen da, wo welche vorhanden waren, gesetzlich. Wo keine vorhanden waren, da mußten freylich welche gemacht werden; aber es konnte nach dem neuen Steuer-Gesetze nur in so fern geschehen, als der Steuerpflichtige dadurch nicht vor andern, die noch nach den alten Rollen steuerten, gedrückt wurde. Ganz unrichtig war es also, wenn in denselben Departement der eine Artikel nach dem neuen Steuer-Gesetze veranlagt werden wollte, alle übrige aber auf dem alten Satze stehen bleiben sollten. Diese Ungerechtigkeit wurde nun noch um so mehr vergrößert, wenn man diesen einen ausgesuchten Artikel zur Steuer quotisirte, und nicht die Steuer darauf repartirte. Die Besitzer der Häuser in Cassel waren also durch die Maßregel der Steuer-Direction höchst beschwert; und wenn die Sache zur Entscheidung gekommen seyn sollte — wie uns jedoch unbekannt ist — so hätte diese durchaus für sie ausfallen müssen. Auf die geheimen Rathgeber des Königs machte die Klage jedoch einen so starken Eindruck, daß sie darum die Ausstreichung des Verf. auf der Liste der Staatsräthe bewirkten!

In der Sache selbst treten wir ganz auf die Seite des Verfassers; über das Detail glauben wir uns aber folgende Erinnerungen erlauben zu müssen: 1) S. 120 wird das so genannte Königreich Westphalen, als eine durch die Reichsstände eingeschränkte Monarchie angesprochen. Die Constitution Art. 33. gesteht den Reichsständen aber doch nicht mehr zu, als über die Gesetzes-Entwürfe ihren Rath zu geben; und die mit den Reichsständen zweymahl gespielte Farce hat bewiesen, daß man ihnen in der Ausübung noch viel weniger als dieses votum consultativum hat zugehen wollen. Durch sie ist also die Monarchie nicht eingeschränkt gewesen. 2) S. 127 meint der Verfasser das Grundsteuer-Gesetz wolle zu den Durchschnitts-Jahren nur solche angenommen wissen, die seiner Erscheinung vorhergegangen seyen. So wie es uns scheint, sagt das Gesetz dieses nicht nur nicht, sondern der Geist desselben verstatet auch nicht es dahin auszulegen. Es will den steuerbaren Ertrag so richtig als möglich herausgebracht wissen, und zwar nicht irgend einen ältern, sondern den gegenwärtigen, den zur Zeit der Errichtung des Cadasters bestehenden. Diesen können ja aber nur die vor einer solchen Operation unmittelbar vorhergehenden Jahre ergeben. Bey dem Ackerlande konnten dazu 30 Jahre vorgeschrieben werden; weil sich der Ertrag dieser Art des Eigenthums so schnell nicht ändert; bey den Häusern dürfen es aber nur wenige Jahre seyn; weil Hausmieten schnell fallen oder steigen können. 3) Wenn das Grundsteuer-Gesetz Art. 5. Ausnahmen von der Besetzung mit der Grundsteuer wegen des gemeinen Besten verstatet; so will der Verf. S. 183 unter diese auch die Einquartirung mit rechnen. Unserer Meinung nach spricht aber das Gesetz hier nicht von Ausgaben oder Kosten, die von steuerpflichtigen Eigenthümern

zu machen seyen, sondern von solchen Gegenständen, die nach Art. 61 bis 82 gar nicht besteuert werden sollen. Der Geist des Gesetzes geht auf die Erhaltung der Gleichheit des Beitrags aller Steuerpflichtigen. Diese wird durch die Einquartierung nicht gestört. Denn sie kann nur örtlich seyn; und muß folglich da, wo sie vorkommt, durch Nebensteuern oder Zulage-Centimen ersetzt oder ausgeglichen werden. 4) S. 187 scheint uns der Verf. die gewöhnliche Capital-Verzinsung des Kaufwerths eines Hauses mit dem Miethswerthe desselben zu verwechseln. Der Miethswerth muß außer der Capital-Verzinsung auch die Unterhaltungskosten und den Abgang an den Gebäuden enthalten, worauf das Steuergesetz die Abrechnung der ganzen Hälfte des Miethzinses verstatet.

In dem Vorberichte stellt der Verf. noch 24 Fragen auf, die für die von Frankreich zeither tyrannisiert gewesene Deutsche Länder gegenwärtig alle von der größten Wichtigkeit sind. Einige davon werden wahrscheinlich von den hohen Alliirten selbst bey dem Friedensschlusse entschieden werden; die übrigen aber in jedem Staate besonders der Landesregierung zur Entscheidung nach localen Verhältnissen überlassen bleiben. Ueber alle läßt sich vieles für und wider sagen, je nachdem man den Gesichtspunct nimmt, aus dem man sie betrachtet. Das Interesse der Staaten und der Landesherren muß dabey aber mit dem der Particuliers vereinigt werden. Ganz nach den Grundsätzen des Privatrechts läßt sich darüber nicht urtheilen. Wenn ein Land so lange in feindlicher Gewalt, und zu dessen Befreyung am Ende so wenig Ansehen ist, als Deutschland bis zur Verbrennung von Moscau hatte; so kann man nicht mehr verlangen, daß der Privatmann sich in die Umstände der Zeit gar nicht füge, und daß die Speculation ganz stille stehe. Eine



solche Unthätigkeit würde für das Allgemeine die nachtheiligsten Folgen haben. Der gegenwärtige Streit der Interessen muß also mit Rücksichten und mit Billigkeit erwogen und beurtheilt werden; und es wäre daher gewiß recht sehr zu wünschen, daß mehrere sachkundige redliche Männer noch zeitig genug ihre Gutachten darüber geben möchten. Von wem könnte man dieses aber mehr wünschen als gerade von dem Fragsteller selbst, der alle Eigenschaften des competenten Rathgebers so vorzüglich in sich vereinigt?

### Frankfurt am Main.

Bei Barrentrap und Sohn: Physiologisch-medicinische Untersuchungen über einige Gegenstände der Lehre vom Zeugungsgeschäfte, insbesondere des Mannes, von Dr. Samuel Christ. Luca, ordentl. öffentl. Lehrer der Physiologie an der medicinisch-chirurgischen Specialschule zu Frankfurt a. M. 1813. 53 Seiten in Octav.

Die Phosphorsäure, welche im Samen enthalten ist, scheint dem Verf. eine wichtige Rolle bey der Zeugung zu spielen. Die Einsaugung des Samens finde nur theilweise statt, und diese trage zur Entwicklung des Körpers nichts bey; die Schwächung des Körpers nach häufigem Verlust dieser Feuchtigkeit rühre nicht von der verhinderten Absorption her. Der Same werde vorzüglich erst belebt während des Durchganges durch die Harnröhre, indem bey dem Turgor der Ruthe ein imponderables Princip aus dem Nervensystem ihm mitgetheilt werde. Diese *aura seminalis* könne auch in die Scheide gelangen, ohne daß eine tropfbare Flüssigkeit eindringe, daher eine Befruchtung bey unverletztem Hymen. Indem dieses Princip ausströme, sinke die Gehirnthätigkeit, und der Verlust desselben erzeuge die momentane Erschöpfung.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 21. März 1814.

Paris.

Annales de l'agriculture française, contenant des observations et mémoires sur toutes les parties de l'agriculture, rédigées par M. Tessier, de la légion d'honneur, et de l'Institut Impérial &c. et par M. Bosc, Membre de l'Institut Impérial &c. Tomes XLIX. L. LI, et LII. dans la librairie de Mad. Huzard. 1812. 432. 408. 429. 424 Seiten in Octav.

Die hier genannte Zeitschrift, wovon uns aber die vorhergehenden Bände nicht zu Gesichte gekommen sind, wird in monatlichen Heften ausgegeben, wovon drey immer einen Band, und vier Bände einen Jahrgang ausmachen. Der Jahrgang, den wir hier vor uns haben, ist von 1812.

Die öconomische Gesellschaft im Departement der Seine und Oise, unter deren Mitgliedern sich ungemein schätzbare Männer befinden, und die sich schon auf so mancherley Art ausgezeichnet hat, scheint das ganze Unternehmen zu leiten. Die Redaction

3 (2)

haben aber die Herren Tessier und Rose, deren Schriften auch bey uns genugsam gekannt und geachtet sind. Der Plan geht auf die Landwirthschaft im weitesten Verstande: denn auch den Weinbau, den Seidenbau, die Thierarzneykunde, das Forstwesen, die Gesetzgebung für die Landwirthschaft umfaßt der gegenwärtige Jahrgang mit. Das geographische Gebiet der Zeitschrift erstreckt sich nicht nur auf das ganze Französische Reich, wie es in 1812 noch war; sondern nach der Andeutung in den Frucht-Preis-Tabellen scheint man auch die Rheinbunds-Staaten darunter mit haben begreifen zu wollen. Jedes Heft besteht 1) aus Abhandlungen, die an eine der öconomischen Gesellschaften gekommen sind, und deren vollständige Mittheilung zweckmäßig gefunden worden ist; 2) aus instructiven Anzeigen von erschienenen neuen Schriften; und 3) aus Nachrichten von Ereignissen und Beobachtungen, die den Landwirth interessiren können; vorzüglich sind aber die Verhandlungen der vielen in Frankreich neuerlich entstandenen oder wieder angelebten öconomischen Gesellschaften angezeigt. Im Ganzen würde diese Zeitschrift also, zumahl wenn sie immer in so guten Händen bleiben sollte, eine zweckmäßige Uebersicht der Französischen Landwirthschaft geben; und auch dem Ausländer sehr willkommen seyn.

In dem gegenwärtigen Jahrgange finden wir die Erwartung, die die Nahmen der Redacteurs bey uns rege gemacht haben, völlig befriedigt. Denn was erstlich die mitgetheilten Abhandlungen betrifft, so haben fast alle einen entschiedenen Werth. Wir können hier jedoch nur folgender erwähnen: *Précis de quelques observations faites sur les bêtes à laine*, par M. Leschevin; *Manuel du Cultivateur de tabac à l'usage du dep. du Bas-*

Rhin; Mémoire sur les Moyens de favoriser l'éducation des bois courbes par M. Baudrillart. (überhaupt verdienen alle hier mitgetheilten Aufsätze dieses Schriftstellers über Forstfachen Aufmerksamkeit,) notice sur une nouvelle machine à peser facilement les bestiaux; description et figure d'une machine propre à broyer l'ajonc (stachlichten Ginster) à la nourriture des bestiaux; rapport succinct des déchets et dommages resultans de l'usage de la meule de grains en gerbes (Getreide Fime) généralement pratiquée dans les dep. reunis au ci-devant Belgique (der Verlust wird hier in Garben auf  $\frac{4}{300}$  berechnet); mémoire sur la germination des blés par M. Coze, worin der Verfasser durch Versuche darzuthun sucht, daß das Keimen keine Gährung ist, und daß dadurch die Bestandtheile des Mehls (les matériaux immédiats de la farine contenus dans les grains) nicht, wie durch die Gährung, verändert werden. Zweitens die Bücher-Anzeigen sind größtentheils von Commissionsen, die die Ackerbau-Gesellschaft des Dep. der S. und D. zur vorherigen Untersuchung von solchen Werken niedergesetzt hat: es versteht sich also von selbst, daß sie mit Kenntniß ohne Parteilichkeit und mit gehöriger Bedachtsamkeit gemacht sind. Drittens die Nachrichten können nicht anders angesehen werden, als ob sie von der oft gedachten Ackerbau-Gesellschaft selbst gegeben seyen, und man kann daher an der Richtigkeit und Wichtigkeit derselben nicht zweifeln. Um unsern Lesern aber auch noch einiges neue aus diesem Jahrgange mitzutheilen, zeichnen wir folgendes aus: 1) Allein dem Departement der Seine und Oise befinden sich an echt Spanischem Merino-Wieh schon 60,370 Stück. Der Bastarde sind 243,769, und an Landvieh sind nur noch 187,705 Stück übrig. 2) Die

Landwirthschaftlichen Gegenstände, womit sich jetzt die Regierung vorzüglich beschäftigt, sind die Beförderung der Pferdezucht, die Einführung des edlen Schafviehs, die Verbesserung der Forsten, die Obstcultur und die Gewinnung des Runkelrübenzuckers. Die Mittel zur Beförderung der Pferdezucht scheinen aber doch nicht sehr einladend. Das Sprung-Geld zu 24 Fr. von der Reit-, zu 12 Fr. von der Kutschen- und zu 6 Fr. von der gemeinen Zugrasse, ist offenbar zu hoch gesetzt; zumahl es immer nur für drey Sprünge gegeben werden muß — ohne Rücksicht, ob die Stute zukömmt oder nicht; und dann sind die Beschäler auch nicht durch das Land vertheilt, sondern nur an wenige gewisse Orte gestellt, wohin die Stuten alle gebracht werden müssen. 3) Die Vieh-Arznenschulen, deren Organisation hier vollständig angegeben ist, scheinen ungemein gut eingerichtet und mit sehr würdigen Männern besetzt zu seyn. Man kann darnach erwarten, daß Frankreich, so wie es zur wahren Vieharznkunde den Grund gelegt hat, das schöne Gebäude nun auch auf das beste vollenden wird. 4) Bey jedem Hefte der Zeitschrift wird eine Uebersicht der Preise des Weizens von dem Monate des Hefts aus dem ganzen Reiche mitgetheilt, woraus man nicht nur den Zustand des Ackerbaues in jeder Abtheilung des Reichs beurtheilen, sondern auch sichere Data für den Handel und die Speculation nehmen kann. Auffallend ist es aber, die Preise in den verschiedenen Abtheilungen des Reichs so verschieden zu finden, daß sie in der 13ten 68 Fr. 43 Ct., in der 1sten hingegen nur 21 Fr. 88 Ct. sind. 5) An der Vollendung des code rural wird gegenwärtig fleißig gearbeitet. Die Ackerbau-Gesellschaft des Departement der S. und O. stellt Discussionen darüber an. Unbemerkt dürfen wir

endlich nicht lassen, daß man hier überall Bekanntheit mit den bessern Deutschen Schriften und die verdiente Schätzung derselben wahrnimmt.

### Gießen.

Von G. F. Heyer: Des Kajus Valerius Catullus Brautlied auf die Vermählung des Manlius Torquatus und der Julia Aurunculeja. Lateinisch und Deutsch, mit Anmerkungen von Dr. Joh. Phil. Krebs. 1813. 82 Seiten in Quart.

Die Vermählung des Hrn. Erbprinzen von Nassau Weilburg, welche am 24. Junius vorigen Jahres gefeyert wurde, veranlaßte das vorliegende Werkchen, welches derselben, nebst einem eignen vom Verfasser verfertigten Gedichte, gewidmet ward. Die Wahl des Stoffes zur gelehrten Feyer dieses frohen Ereignisses konnte schwerlich besser getroffen werden, da dieß Gedicht unter den wenigen Gedichten dieser Art aus dem Alterthume offenbar das gelungenste, und unter den Catullischen Poesien eins der besten ist (LXI). Voran geht eine Einleitung, zum Theil nach Wernsdorf (*Poetae Lat. Min. IV, 462 ff.*) und Seuchay gearbeitet, worin über die Entstehung solcher Gedichte, über das Metrum, und über die Personen, welchen dieß Brautlied gesungen ist, mit Einsicht und richtigem Urtheil gehandelt wird. Das Metrum ist richtig bestimmt: auf vier glyconische Verse folgt ein pherecratischer. Sehr gut ist die Vermuthung ausgeführt, daß der Manlius Torquatus einer von den beiden Torquaten sey, die als Anhänger des Pompejus Opfer des bürgerlichen Krieges wurden. Nec. hält ihn für den Manlius, an welchen die berühmte Elegie (LXVIII) gerichtet ist. Die Braut ist höchst wahrscheinlich aus der Familie der Cottá, vielleicht die Tochter des Con-

suls L. Aurelius Cotta, der dem beredten und trefflichen Sohne seines Collegen die *Aurunculeja* zur Frau gab, ihm, der seinem Vater das Consulat durch die Anklage des Consuls Sulla im Jahre Roms 688 verschaffet hatte. Die Uebersetzung ist im Ganzen wohlgerathen, wiewohl man doch bisweilen zum Text hindlicken muß. Die Anmerkungen zeugen von Belesenheit, Einsicht und Geschmac. Der Ideengang wird Strophe für Strophe gut angegeben, und wenn gleich, dem Zwecke gemäß, die Erläuterungen hauptsächlich auf das historische gerichtet sind, welchen man es ansieht, daß der Verf. des Stoffes mächtig sey, den er verarbeitet, so ist doch auch die Critik des Textes nicht vernachlässigt. Vers 31. ist *dominam* richtig für Bestimmungs-accusativ und nicht für Hauptaccusativ genommen; die sonst wahre Bemerkung, die aus Epictet und Petronius bekannt genug ist, daß schon 14jährige Mädchen sich in Rom gern den Titel *domina* geben ließen, findet also hier nicht statt. V. 36. *integrae virgines* übersetzt der Verf. durch heilige Jungfrauen: dieß erzeugt einen Nebenbegriff, der hier nicht paßt, indem er an Vestalinnen erinnert. Das Erschöpfende ist; keusche J.; 46. *magis ac magis* ist gut vertheidigt, auch 73. *Terra* nach Kamler; 136. *Sordebant tibi villicae*. 158. *Quae tibi sine serviat*; 171. *intus ut accubans*; 183. *adeat* für *adeant*. Dagegen 54 *will timens* mit dem folgenden *fero juveni* nicht recht stimmen; man mag *fero juveni* dem wilden oder glühenden Mann übersetzen. *Timens* kräftig paßt unbedenklich besser. 82. *Quae tamen* und 106. *Lenta quin mōchte Nec.* mit dem Verf. auch vorziehen. 77. *Virgo adest* verändert er in *Virgo ades!* Als Ausdruck der Freude, die das Bevorstehende gern als gegenwärtig darstellt, läßt sich doch *adest* schügen. Dem Verf. scheinen

griechische Hymnen auch hier zum Grunde gelegen oder dem Catull als Muster vorgeschwebt zu haben. Daß Catull ein gelehrter Dichter war, ist freylich gewiß, aber eben so entschieden auch, daß er echt römisch ohne griechische Muster dichten konnte. Es wäre daher gut gewesen, wenn der Verf. diese seine Meinung ein wenig genauer nachgewiesen hätte. Warum sich der Verfasser in der Lateinischen Orthographie so ungleich geblieben, und auf dem Titel Cajus Catullus; dagegen in der Einleitung und in den Anmerkungen Cajus Catull, Aurunculeja, nicht Aurunculeja, geschrieben, läßt sich nicht absehen.

### Amsterdam.

In der Buch- und Kunsthandlung: *Curtii Sprengel institutiones medicae. Tomus III. pathologia generalis. 1813. 539 Seiten in Octav. Auch unter dem Titel: institutiones pathologiae generalis.*

Vergleicht man vorliegendes Werk mit dem ersten Theil des in Deutscher Sprache verfaßten Handbuchs der Pathologie des Verfassers, so findet man, wie leicht zu erwarten steht, in beiden eine große Uebereinstimmung, sowohl in Ansehung der Ordnung, als auch der Entwicklung der Gegenstände. Doch finden sich auch Stellen, die etwas Eigenthümliches an sich haben, von denen Rec. einiges ausheben will. Schon der Begriff der Krankheit ist hier anders gestellt; nach ihm ist sie *status in corporis, qui actiones et phaenomena haud congruentia cum finibus naturae producit*. Die allgemeine Pathologie unterscheidet sich von der speciellen dadurch, daß erstere die Krankheiten an sich oder den krankhaften Zustand der Organe untersuche, letztere hingegen sich bloß mit den Erscheinungen oder den



Krankheitsformen beschäftigen. Die Eintheilung der Erscheinungen in *symptoma morbi causae* und *symptomatum* behält er bey, und vertheidigt sie; ob mit Recht? Im Abschnitt vom Sitze der Krankheiten spricht er sehr richtig über den wahren Unterschied, welcher zwischen einer allgemeinen und örtlichen Krankheit herrsche, und billigt die Eintheilungen der Krankheiten nicht, welche auf *Reproduction*, *Irritabilität* und *Sensibilität*, oder auf *imponderablen Substanzen* als *Sauerstoff*, *Wasserstoff* und *Kohlenstoff* beruhen. Weitläufiger und mit mehr Ordnung als in dem Deutschen Werke hat er sich über den dynamischen Unterschied der Krankheiten ausgelassen. Die *Metastasen* sind keine Wanderungen durch Hülfe des Zellgewebes oder der Gefäße, sondern sie hängen vom *Nerveneinfluß* ab; sie werden nicht durch das Blut als *Vermittler* erzeugt, sondern durch den *Gegensatz*, die *Association*, und *Sympathie* der Organe, wodurch *vicariirende Thätigkeiten* hervorgehen. Daher sind die neuen abgeforderten Stoffe wohl den vorigen ähnlich, aber nie gleich. In der *Aetiologie* ist die Stellung der Gegenstände anders als im Deutschen Werke geordnet. Der Verfasser schiebt die *Behre von der Opportunität* voraus, woben er sich aber sehr kurz faßt, und auf den *physiologischen Theil*, worin die *Temperamente* abgehandelt sind, verweist; dann folgen die äußern einwirkenden *Schädlichkeiten*, deren *Natur* und *Einwirkungsart* nach den neuesten richtigen *Ideen* angegeben ist; und zuletzt die *Fehler der Gestalt und Form* als *Ursache von Krankheiten*. Die *Symptomatology*, welche das Ganze beschließt, hat fast dieselbe Gestalt, wie im Deutschen Werke, ist aber durch *reichhaltige Zusätze* mehr *vervollkommnet*.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1814.

Göttingen.

*Godofr. Christ. Frid. Lücke*, Magdeburgens., nunc Repetentium in Ordine Theologorum Georgiae Augustae numero adscripti, Commentatio de Ecclesia Christianorum apostolica, in certamine literario die XV. Novembr. 1812. praemio regio ex sententia venerabilis Theologorum Ordinis ornata. 1813. 150 Seiten in Quart.

Unter den mancherley trefflichen Früchten, welche das von der Weisheit und Gnade unseres Königs vor dreßßig Jahren zuerst gestiftete, und indessen auf mehreren Academien nachgeahmte Institut der jährlichen für unsere studierende Jugend ausgesetzten Preise bis jetzt getragen hat, zeichnet sich diese Abhandlung sehr vorzüglich aus. Mögen es immer dabey einige Merkmale verrathen, daß sie selbst unter die Erstlings-Früchte eines Baumes gehört, der erst seit kurzem tragbar geworden ist, aber man erkennt doch sogleich die edlere Sorte, man erkennt auch jenes nur an der Leppigkeit des Triebes, in welchem er noch steht, und man findet dabey dennoch,

X (3)

daß die Frucht schon reif genug zum Genuß ist. Herr L hat wirklich in dieser Abhandlung mehr geleistet, als ihm in der Aufgabe vorgeschrieben war, denn nach dieser sollte er nur alle historische in den Acten und in den Briefen der Apostel zerstreute Notizen sammeln und ordnen, welche uns etwas von der ersten Entstehungs- und Pflanzungs-Art der christlichen Kirche und von der Form ihrer ersten Gesellschafts-Verfassung erkennen lassen; er hat sich aber auch auf die erste Ausbreitungs-Geschichte der Religion, auf die Umstände, wodurch sie am merklichsten begünstigt und erschwert, und auf die verschiedenen Formen eingelassen, in denen ihre Lehren von den verschiedenen Menschen, unter welche sie zuerst kamen, aufgefaßt wurden. Einiges von diesem mußte allerdings berührt werden, denn es erklärt sich auch bey der Entstehung der Kirche manches daraus, und es erklärt sich noch mehr daraus in Beziehung auf den Geist, der das neue Institut zuerst belebte; ohne Zweifel würde aber der Hauptgegenstand der Abhandlung einiges gewonnen haben, wenn er mehr als solcher herausgehoben und gehalten worden wäre. Dem Verf. würden dann wohl auch einige der kleineren Züge nicht entgangen seyn, auf die man hin und wieder in den Briefen der Apostel, besonders in den Briefen Pauli stößt, und aus denen sich über mehrere Einrichtungen in den ersten Christen-Gemeinden, wie z. B. über einige ihrer ersten Gesellschafts-Bedürfnisse und über die Art, wie man ihnen abhalf, so manches erkennen und errathen läßt. Doch für dasjenige, was man hier im einzelnen vermissen konnte, wird man durch das Ganze so vielfach schadlos gehalten, daß man schwerlich etwas verloren zu haben glauben wird.

## Mailand.

Dalla Stamperia reale: Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1814, calcolate da *Francesco Carlini*. Con appendice 120 und 140 S. in klein Quart.

Da wir von der zweckmäßigen Einrichtung dieser vortrefflichen astronomischen Ephemeriden und von den stehenden Artikeln, welche ihm beigegeben sind, bereits bey der Anzeige der vorhergehenden Jahrgänge Rechenschaft gegeben haben, (m. s. St. 95. vom vorigen Jahre) so schränken wir uns jetzt auf die Anzeige des auch bey diesem Jahrgange sehr reich ausgestatteten Anhangs ein. Wir finden zuerst die Beobachtungen des ersten Cometen des Jahres 1811 von Barnabas Oriani. Diese Beobachtungen reichen vom 29. August 1811 bis 21. Januar 1812; es werden sowohl die Original-Vergleichungen am Aequatorealsector als die daraus abgeleiteten Stellungen mitgetheilt, auch parabolische Elemente, wodurch diese sehr gut, aber nicht so genau die ältern von Zachschen Beobachtungen dargestellt werden. Was Oriani über das äußere Ansehen dieses merkwürdigen Cometen sagt, ist übereinstimmend mit den Beobachtungen anderer Astronomen; er stellt auch eine Vergleichung mit dem Cometen von 1744 an, welcher in dieser Beziehung mit dem von 1811 viel ähnliches hatte, allein mit Recht bemerkt dieser einsichtsvolle Astronom, daß die Anzahl größerer mit Fernröhren beobachteter Cometen noch viel zu klein, und es daher zu mißlich sey, auf einige bey drey oder vier Cometen im äußern Ansehen wahrgenommene Aehnlichkeit Theorien gründen zu wollen, die auf eine plausible Art den Ursprung der verschiednen seltsamen Erscheinungen ihrer Atmosphären und Schweife erklären könnten. Am 24. December glaubte Oriani

mitte in dem Kopfnebel des Cometen einen hellen Kern zum ersten Male zu bemerken, allein da derselbe in den folgenden Tagen sich nicht wieder unterscheiden ließ, so wurde er hierüber wieder zweifelhaft, und hielt es für wahrscheinlich, daß jener vermeinte Kern vielmehr ein Fixstern 9 oder 10 Größe gewesen sey. Es scheint uns wohl der Mühe werth, daß deßhalb an dem Orte, wo der Comet den 24. December stand, (gr. Aufst.  $306^{\circ} 16' 21''$ , Abw.  $1^{\circ} 54' 6''$  Nordl.) einmahl wieder nachgesehen werde (in der gegenwärtigen Jahreszeit ist dieser Theil des Himmels nicht sichtbar). Hierauf folgen in gleichem Detail die Beobachtungen des zweyten Cometen von 1811, von demselben Astronomen, auch parabolische Elemente, welche indessen keine sehr gute Uebereinstimmung geben. Bekanntlich hat Herr Nicolai die Bahn dieses Cometen in einer Ellipse berechnet, wodurch auch die Oriani'schen Beobachtungen, ohne vorher mit benutzt gewesen zu seyn, doch recht gut dargestellt werden. — Beobachtungen des Cometen vom Jahre 1812 von Abendemselben, (vom 1. bis 25. Sept.) nebst parabolischen Elementen. — Es folgen hierauf in einer Reihe von Aufsätzen mehrere beobachtete Planetenoppositionen von Oriani und Santini, die wir hier nur kurz berühren können. Von Oriani sind die Gegenscheine des Uranus 1811, des Mars 1811, der Vesta 1811 und der Vesta 1812, die drey erstern am Ramsdenschen Mauerquadranten, die vierte am Aequatoralsector; von Santini in Padua die Opposition der Juno 1810 und die des Uranus 1810, beide am Ramsdenschen Mauerquadranten. — Sternbedeckungen in den Jahren 1812 und 1813 und Sonnenfinsterniß vom 31. Januar 1813; beobachtet von Oriani, nebst einer ausführlichen Berechnung der Bedeckung von  $\alpha$  Stier

22. October 1812, um die Fehler der neuen Burdhardtschen Mondtafeln zu bestimmen. Es wird manchem lieb seyn, hier die nöthigen Vorschriften in zierlicher Form zusammengestellt und practisch erläutert zu sehen; vielleicht wäre indeß für manche Leser die Bemerkung nicht ganz überflüssig gewesen, daß eben in dem gegenwärtigen Fall das Resultat für den Breitenfehler der Tafeln nicht sehr scharf ausfallen konnte. — Ein Brief des Hrn. Joseph Piazzi an Oriani vom 4. Julius 1812, welcher noch einige Verbesserungen seines großen Stern-catalogs und des kleinern im Libro Sesto della specola astronomica, und außerdem die angenehme Nachricht enthält, daß jener berühmte Beobachter eine ganz neue Bearbeitung des großen Catalogs der Vollendung schon ganz nahe gebracht hat, die die Astronomen nicht anders als mit Ungedult erwarten können. — Betrachtungen über die astronomischen Uhren von Angelo Cesaris enthalten neben dem Bekannten einige nicht uninteressante Bemerkungen über verschiedene von Italienschen Künstlern versuchte Abänderungen des Echappements und anderer Theile, welchen Bemerkungen man nur etwas mehr Ausführlichkeit wünschen möchte. — Noch einige beobachtete und berechnete Oppositionen der neuen Planeten von Francesco Carlini, nämlich Beobachtungen der Ceres 1811 und 1812 und der Pallas 1811, und Berechnung der Oppositionen der Ceres von 1809, 1811 und 1812, der Vesta 1810, der Juno 1810 und der Pallas 1811. Alle diese Resultate, so wie die oben angeführten, sind, da sie von sehr geübten Beobachtern herrühren und sich auf Beobachtungen mit vortreflichen Werkzeugen gründen, für die Planetentheorie von sehr hohem Werthe. — Den Schluß machen die dreijährigen von Cesaris auf der Mailänder Sternwarte angestellte

ten meteorologischen Beobachtungen (1810 — 1812), worüber wir hier uns nur die einzige Bemerkung erlauben, daß der in den nördlichen Gegenden von Europa so ungewöhnlich heiße Sommer von 1811 es in Mailand in bey weitem geringerem Grade war; während der letzten Hälfte des Julius war der höchste Thermometerstand nur  $25^{\circ} 4$ , und plötzliche Abänderungen hatten gar nicht statt, da hingegen z. B. in Göttingen das Thermometer im Schatten den 19. Julius auf  $27^{\circ}$ , und den 20. sogar auf  $29^{\circ}$  stieg, und denn auf einmahl sehr tief herunter ging: eine niederschlagende Bemerkung für die Liebhaber allgemeiner Wettertheorien!

### Paris.

Ben Courcier: Mémoire sur la Projection de Cassini par L. Puissant, pour servir de Supplément à sa Théorie des Projections des Cartes Géographiques. 1812. 43 Seiten in Quart.

In dieser Abhandlung wird gezeigt, wie auf einem trigonometrischen Netz, worauf die Orte nach ihren berechneten Abständen von der Mittellinie dieses Netzes, und den diesen Abständen oder Perpendikeln entsprechenden Abscissen aufgetragen worden sind, wie dieses z. B. bey der Cassinischen Karte von Frankreich und viel andern der Fall ist, ein geographisches Netz, d. h. die wahren Meridiane und Parallelen entworfen werden können, so daß jedes Orts geographische Länge und Breite, nach der bekannten Art, und so genau es Karten verstatten, abgefaßt werden können. Auf der Cassinischen Karte befindet sich kein solches geographisches Netz, und Cassini hat auch nirgend angegeben, wie ein solches zum Behuf des geographischen Gebrauches seiner Karte noch hinzuzufügen seyn möchte, daher sich der Verf. die Mühe

gegeben hat, diesen Defect durch die Vorschriften der gegenwärtigen Abhandlung zu ergänzen. Es ist leicht einzusehen, daß die Meridiane und Parallelen besondere frumme Linien bilden müssen, deren Constructionsart sich jedoch sehr bald aus ein paar Formeln (S. 10), welche die sphärische Trigonometrie darbietet, ergibt, wobey denn die geradlinigten Coordinaten für jeden Punkt eines Meridians oder Parallels, nach dem Maßstabe, wornach die Linien des trigonometrischen Netzes aufgetragen worden sind, bestimmt werden können. Erstreckt sich die Karte nur über einen kleinen Theil der Erdoberfläche, so werden die Meridiane und Parallelen auf ihr nicht merklich von Kreisbögen abweichen, für welchen Fall sich dann für die Construction derselben, Abkürzungs-Vortheile darbieten. Wenn der Verf. bey seinen Untersuchungen sich eine Art von Carte plate (S. 9) mit gleich großen Meridian- und Paralleltheilen gedenkt, und diese dabey zum Grunde legt, so sieht man leicht, daß seine Aufgabe nur ein besonderer Fall einer weit allgemeineren ist, welche Mayer in seiner practischen Geometrie Th. IV. S. 50. vorgetragen hat. Man dürfte daselbst Fig. XXXV, Nro 2 nur annehmen, daß auf  $ab$  und  $ps$  die Theile alle einander gleich wären. Auch wird man sogleich die Aehnlichkeit der daselbst für  $y$  und  $u$  gegebenen Formeln, mit denen des Verf. S. 10 wahrnehmen. Für Karten, welche sich nicht über einen großen Theil der Erdoberfläche erstrecken, wie z. B. die Cassinischen, würden denn freylich die Tafeln in S. 50. Nr. 5. der angeführten practischen Geometrie, wodurch sich die Construction der Meridiane und Parallelen so sehr erleichtert, nur innerhalb engerer Gränzen, z. B. etwa von halben zu halben Graden, oder von 10 zu 10 Minuten berechnet werden müssen. Uebrigens müssen wir auch noch erinnern, daß die Art, wie gewöhn-



lich auf den trigonometrischen Netzen, die Abstände der Oerter von der Mittellinie des Netzes, oder sonst einer damit parallelen Linie, nebst den zugehörigen Abscissen, aus den trigonometrisch bestimmten Dreiecken berechnet zu werden pflegen, keineswegs vollkommen genau Bögen von größten Kreisen auf der Erdoberfläche entsprechen, wie bey des Verf. Rechnung S. 10 zum Grunde gelegt wird. Daher auch bey der Anwendung seiner Methode auf Cassinis und ähnliche Karten, noch verschiedenes zu erinnern seyn möchte, welches hier herzubringen aber die Kürze unserer Blätter verbietet. Die Untersuchungen des Verf. S. 15 über die quadrature des espaces sur la projection, und S. 21 über die Rectification der projecirten Curven, sind, so wie mehr andere Sachen in seiner Géodesie und Topographie, in der Ausübung dieser Wissenschaften von wenig oder gar keinem Nutzen, oder gehören doch wenigstens nicht an den Ort, wo sie der Verf. vortragen hat, z. B. in seiner Topographie die equations d'équilibre d'une masse fluide §. 75. mit denen er das Kapitel vom Niveliren anfängt. Wer sich die Mühe nehmen wollte, Puffants Werke durch eine Uebersetzung auf Deutschen Boden zu verpflanzen, würde wohl thun, solche erst durchaus von den überflüssigen Discussionen zu befreyen. Den Beschluß der gegenwärtigen Abhandlung machen noch Untersuchungen über das bisher vergetragene, wenn man die Erde nicht für eine Kugel, sondern für ein elliptisches Revolutionsphäroid annimmt. Die selbst gegebenen Formeln kann man ohne irgend eine Integration herausbringen, leisten jedoch ebenfalls kein Genüge, wenn man die Abscissen und Ordinate auf dem trigonometrischen Netze so nimmt, wie sie auf die gewöhnliche Art aus den Dreiecksystemen berechnet werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1814. F. Böhter

Königsberg.

Ben Nicolovius: Nachgelassene philosophische Schriften von Christian Jacob Kraus, öffentl. Lehrer der pract. Philosophie und der Cameraalwissenschaft auf der Universität zu Königsberg. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans von Auerswald, Landhofmeister des Königreichs Preußen u. s. w. Mit einer Vorrede und bengelegten Abhandlung von Joh. Fr. Herbart. 1812. Zwey Bände mit fortlaufender Seitenzahl. XXI und 651 Seiten in Octav.

Wir machten schon neulich bey der Anzeige der encyclopädischen Ansichten des Verf. vorläufig aufmerksam auf diese Sammlung seiner nachgelassenen philosophischen Schriften, die in der Sammlung seiner sämmtlichen nachgelassenen vermischten Schriften den fünften und sechsten Theil ausmachen. Der Herausgeber dieser beiden Bände, Herr Prof. Herbart in Königsberg, urtheilt mit Recht, daß hier für die Philosophie des Interessanten genug sey, um lebhaft zu wünschen (wünschen zu machen), es möchte dem Verewigten gefallen

haben, sich vollständiger auszusprechen." Wirklich lernen wir hier den verstorbenen Verf. nicht nur weit besser, als aus seinen encyclopädischen Ansichten, sondern zugleich als einen der besten und vorzüglichsten Köpfe kennen, die an der wissenschaftlichen Bildung der neueren Philosophie thätigen Antheil genommen haben. Der Einfluß, den das System seines Collegen Kant auf seine philosophische Denkart hatte, blickt freylich überall hervor, aber auch die Freyheit und Selbstständigkeit des Geistes, die einen solchen Anhänger fremder Lehren auffallend von dem Nachbeter unterscheidet. 1. Ueber den Pantheismus. Bruchstück einer (ungedruckt gebliebenen) Recension des dritten Theils von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, mit einem Anhang, der zur fortgesetzten Bearbeitung dieses Stoffs bestimmt war. An dem Bruchstücke der Recension wäre nicht viel verloren gewesen, wenn es untergegangen wäre. Der Verf. würde allem Vermuthen nach, wenn er die Recension vollendet hätte, gegen Herder noch ungerechter gewesen seyn, als er sich schon in diesem Bruchstücke zeigt. Kraus scheint mit Kant gleichen Widerwillen gegen Herder's Art, zu philosophiren, empfunden zu haben. Dieser Widerwille erklärt sich leicht aus der Verschiedenheit der Köpfe. Bekanntlich war eben deswegen auch Herder'n die gesammte Kantische Philosophie unausstehlich. Aber wenn man denn auch bey Herder gewöhnlich die Klarheit der Begriffe und die Bündigkeit der Demonstration vermißt, ohne die keine Philosophie zur Wissenschaft werden kann, so verband er doch mit der seltenen Feinheit seines ästhetischen Sinnes einen trefflichen Verstand, der sich in großen, freyen, und im Ganzen richtigen und würdigen Ansichten der menschlichen Natur auf das mannichfaltigste

bewährt hat. Zum Metaphysiker war Herder nicht gemacht. Sein Pantheismus, den er in dem Buche "Gott" der Welt vorgelegt hat, ist ein Gewebe von erhabenen Philosophemen und Bildern ohne wissenschaftliche Consistenz, und überhaupt kein echter Pantheismus. Daß nun dieser geistreiche Mann seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gewissermaßen als eine historische Befräftigung seines Pantheismus habe angesehen wissen wollen, wird ihm von seinem Recensenten vielleicht nicht ganz mit Unrecht Schuld gegeben; aber in jedem Falle war dieß nicht Herder's Hauptabsicht, als er das treffliche Werk schrieb, das, mit allen seinen Fehlern, einzig in seiner Art ist. Was sein Recensent dagegen sagt, ist von wenigem Belange. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die Zusätze, die Kraus bey dieser Gelegenheit über den Pantheismus überhaupt niedergeschrieben hat. Sie bringen zwar diese verwickelte Untersuchung in der Hauptsache nicht weiter, als sie bisher fortgeschritten ist; aber sie zeigen sehr scharfsinnig und mit ungemeiner Klarheit, auf wie mancherley Wegen der menschliche Verstand durch folgerechte Entwicklung gewisser Voraussetzungen zum Pantheismus gerathen kann. Vom Kantianismus entfernt sich der Verfasser bey diesen Untersuchungen ziemlich weit. Er zeigt sich durchaus als selbstdenkenden Kopf. Aber zum Beweise, wie wenig sich alle möglichen Vorstellungsarten voraus deduciren lassen, dient der neueste naturphilosophische Pantheismus, von welchem damals, als der Verf. diesen Entwurf zu einer metaphysischen Abhandlung schrieb, noch nicht die Rede war, und der auch in diesem Entwurfe nicht vorkommt. Wir bedauern, daß des Verfassers Darstellung der Entstehungsarten des Pantheismus keinen Auszug in unsern Blättern

zuläße. — II. *Moralphilosophie*. Unter diesem Titel erhalten wir aus des Verfassers nachgelassenen Papieren zwar kein vollständiges Moralsystem, aber doch eine Art von systematischem Ganzen, das wieder das Gepräge des selbstdenkenden Kopfs trägt, und ein sehr schätzbarer Beitrag zur Moralphilosophie genannt werden darf. Das Ganze nimmt den größten Theil dieses Bandes ein. Allerdings sieht man ihm leicht an, daß es nicht für das Publicum niedergeschrieben ist; aber es ist doch in jeder Hinsicht weit mehr, als bloßer Entwurf zu den wirklichen Vorträgen des Verfassers an seine Zuhörer. Man erkennt den hellen und systematischen Verstand, dem es eine Hauptsache war, ohne Vorurtheil mit sich selbst ins Klare zu kommen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die erste Abtheilung, die *Practische Anthropologie* überschrieben ist. Der Herr Herausgeber scheint, laut seiner Aeußerung in der Vorrede, von dieser Abtheilung nicht viel zu halten, vielleicht deswegen, weil sie viel bekanntes enthält, das hier nur in einer neuen Zusammenstellung erscheint, vielleicht auch, weil es mit dem Moralsystem des Herausgebers nicht übereinstimmt. Auch nach dem System des Recensenten hat des Verfassers Anhänglichkeit an die *Kantische Moral* seinem Begriffe von moralischer Wahrheit überhaupt sehr geschadet. Dessen ungeachtet behält diese *practische Anthropologie* als Vorbereitung oder Einleitung zu allen möglichen Moralsystemen einen bleibenden Werth. Der Verfasser war, wie man sieht, in so fern Kantianer, als er die *Kantische Lehre* von dem categorischen Imperativ und die darauf gegründete reine Vernunftmoral in der Hauptsache unbedingt annehmen zu müssen geglaubt hatte. Zugleich aber leuchtete ihm ein, wie vieles, das zur moralischen Reflexion gehört, im menschlichen

Gemüth übersehen wird, wenn man, mit Kant, geradezu den categorischen Imperativ an die Spitze der Moralphilosophie stellt. Ueberzeugt also, daß nur dasjenige in menschlichen Dingen wahrhaft gut zu nennen sey, was mit Freyheit nach Pflichtbegriffen gethan wird, fand der Verf. für nöthig, die Dispositionen und Neigungen, durch die der Mensch von Natur bestimmt wird, wenigstens zum Theil dasselbe zu thun, was den Pflichtbegriffen gemäß gefunden werden kann, psychologisch zu ordnen und zu erläutern. Dem Rec. ist kein Buch bekannt, wo diese Untersuchungen mit solcher systematischen Genauigkeit durchgeführt wären. Die unaufhörliche Folge von tabellarischen Abtheilungen und Unterabtheilungen ist ein wenig ermüdend. Aber das Ganze soll ja auch nur ein Abriss seyn. Für vieles bekannte, das sich hier darbietet, damit das Fachwerk ausgefüllt werde, wird man entschädigt durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Reflexionen, in denen man den feinen Beobachter und scharfsinnigen Erklärer erkennt. Man sieht mit Vergnügen und Bedauern, wie vieles der Verfasser in der feineren Psychologie würde haben leisten können. Zu einem Auszuge für unsre Blätter ist aber auch diese practische Anthropologie nicht geeignet. Weit dürftiger ist der zweyte Theil der Moralphilosophie des Verfassers, überschrieben Keine Sittenlehre; meistens Kantische Grundsätze ohne befriedigende Erläuterung, auch nur kurz und sehr im Allgemeinen angegeben. Die ausführlichere dritte Abtheilung, unter dem Titel: Von den Systemen der Moralphilosophie, enthält wieder mehrere vorzüglich scharfsinnige und dem Verf. eigene Bemerkungen über die verschiedenen Moralsysteme, ob er sie gleich am Ende sämmtlich nach den Kantischen For-

malprincipien zurecht weist. — III. (zu Anfange des zweyten Bandes) Eine Recension der bekann- ten *Kleurologie* des verstorbenen Ulrich, schon im Jahre 1788 abgedruckt in der Allg. Litt. Zeitung. Sie verdiente in diese Sammlung aufgenommen zu werden, da sie eine zwar bittere, aber gewiß nicht oberflächliche, nur zu sehr auf Kantische Ansichten beschränkte Critik des Determinismus enthält, den der übrigens verdienstvolle Ulrich auf den Thron der evidenten Wissenschaft erheben wollte. — IV. Noch eine Recension, und zwar von unserm Meiners *Grundriffe der Geschichte der Weisheit*, wieder abgedruckt aus der Allg. Litt. Zeitung vom Jahre 1787. Das Andenken des achtungs- würdigen Meiners ist uns zu theuer, als daß wir die Art billigen könnten, wie er hier, wenn gleich mit unverkennbarer Gelehrsamkeit, zurecht gewiesen wird. — Endlich V. eine Lateinische Dis- fertation vom Jahre 1781, *De paradoxo; edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctantante*. Wie- der ein trefflicher Beytrag zur Psychologie in ihrer Beziehung auf Moralphilosophie, mit musterhafter Klarheit und Genauigkeit durchgeführt, um zu zeigen, wie es psychologisch möglich ist, daß man zuweilen durch die oft zufällig bewirkte Stärke der Vorstel- lungen hingerissen wird, diesen Vorstellungen gemäß zu handeln, nicht nur gegen seinen eigentlichen Willen, sondern auch gegen seine Neigung. Die ganze Untersuchung ist von tiefer Bedeutung und von entscheidendem Einflusse auf die Lehre von den wirklichen Triebfedern des menschlichen Handelns. Denn wenn, wie der Verf. einleuchtend beweiset und durch Beyspiele erläutert, die bloße Stärke und die öftere Wiederkehr einer Vorstellung hin-

reichend ist, uns zu Handlungen hinzureißen, die wir nicht nur mittelbar nach Grundsätzen, sondern auch unmittelbar im Gefühle verabscheuen, so folgt schon daraus, daß nicht alle unwillkürlichen Handlungen auf Rechnung der so genannten Selbstliebe zu schreiben sind, weil es sich selbst widerspricht, anzunehmen, daß jemand durch die Selbstliebe getrieben werde, zu thun, was ihm in keiner Hinsicht Vergnügen macht. Wir wünschen deswegen dieser Abhandlung viele Leser, ob sie gleich, um ihr Thema zu erschöpfen, fast zu umständlich ist. — Auf diese Abhandlung und auf die Recension der Ulrich'schen Eleutheriologie bezieht sich denn auch vorzüglich die Beilage, von Hrn. Prof. Herbart; über die Ursachen, welche das Einverständnis über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren. Bekanntlich ist auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand noch neulich von einer gelehrten Gesellschaft zu Haarlem ein Preis gesetzt worden. Wir haben die gekrönte Preisschrift angezeigt. Herr Prof. Herbart scheint aber nur haben zeigen zu wollen, warum seine eigene practische Philosophie, der er einen Platz neben der Aesthetik anweist, und die er selbst für die einzige wohl begründete hält, keinen Eingang bey dem philosophirenden Theile des Publicums gefunden hat. Man muß seine Gedanken darüber bey ihm selbst nachlesen. Dieser Gelegenheit bedient er sich denn zugleich, den Determinismus nach Grundsätzen seiner Metaphysik von neuem zu vertheidigen, und den Indeterminismus, der seit der Kantischen und Jacobischen Philosophie in Deutschland die Oberhand gewonnen hat, zu bekämpfen. Schon seit längerer Zeit sind mehrere philosophirende Bearbeiter der Pädagogik dem



Determinismus zugethan gewesen. Auch Basedow war ein strenger Determinist. Es begreift sich auch zum Theil schon psychologisch, wie diejenigen Beobachter der menschlichen, besonders der weichen kindlichen Natur, die sich ein besonderes Studium aus der Kunst machen, methodisch den Menschen nach moralischen Ideen zu bilden, am ersten gewahrt werden; wie die Gewalt der Ideen und der sie begleitenden Gefühle bey der moralischen Erziehung das meiste thut, und wie beschränkt die Wirkungen der eigentlichen Freyheit im Menschen sind. Die Verdienste, die sich Herr Prof. Herbart um die Pädagogik erworben, sind bekannt. Eben so bekannt ist, daß die wandelbare Metaphysik (denn die unwandelbare wird noch gesucht) alles Mögliche aus sich machen läßt, um jeder empirisch entstandenen Meinung zu Hülfe zu kommen. Das Gutachten des Recensenten neben die Lehren des Verfassers zu stellen, ist hier eben so wenig Raum, als es schicklich seyn würde, jenes Gutachten ohne wissenschaftliche Rechtfertigung über diese Lehren zu stellen. Aber Unrecht thut Herr Herbart den neueren Indeterministen, wenn er ihnen vorwirft, daß sie alle, wie Kant, das freye Können nur um des moralischen Sollens willen postulirten. Die Jacobi'sche Freyheitslehre hat in dieser Hinsicht mit der Kantischen gar nichts gemein. Und wenn von reiner Metaphysik die Rede ist, sollte sich dann nicht schon aus dem richtig aufgefaßten Begriffe eines Wesens demonstriren lassen, daß, wenn wir keine metaphysische Freyheit, auch keine beschränkte, in der menschlichen Natur anerkennen wollen, auch unsre individuelle Wesenheit zum empirischen Hirngespinnste herabsinkt?

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stüd.

Den 26. März 1814.

Paris.

**Vey Crapart:** Histoire des Wahabis depuis leur origine jusqu' à la fin de 1809. Par L. A\*\*\*, Membre de la Légion d'honneur. 1810. 222 S. in Octav.

Ein sehr schätzbares Buch über die berühmte neue Secte des Orients, welche den Islam zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückzubringen sucht; durch dasselbe wird eine wichtige Lücke in der neuesten Geschichte recht glücklich ausgefüllt.

Die Materialien zu seiner Geschichte der Wahabiden hat der Verf. während seines achtjährigen Aufenthalts zu Aleppo zu sammeln Gelegenheit gehabt: ein daselbst wohnender gelehrter Maronite hat ihm seine Sammlungen über den Ursprung und den Fortgang der Wahabiden zu benutzen gestattet; zu Nachrichten über die einzelnen neuen Unternehmungen des Volks hat ihm ein Briefwechsel nach Aegypten, Syrien, Damastus und Bagdad verholfen. Was sich in unsrer Kenntniß von den Wahabiden über die Ungewißheit der Zeitungsberichte

E (3)

erhebt, das verdanken wir dem Verf. allein. Von ihm war die erste genaue Nachricht über sie im *Moniteur*, welche wörtlich in die *Description du Païs alik de Bagdad* (Jahrg. 1810. S. 79) überging, und die auch hier wieder in den ersten Kapiteln, aber mit vielen Zusätzen, wiederholt ist.

Der Stifter dieser Secte war aus dem kleinen Stamm Nedschdi in Jemen, Schech Mohammed, der Sohn Abd el Wahab, dem zu Ehren seine Anhänger den Namen der Wahabiden tragen. Sie sind Befenner eines gereinigten Islam. Von der Anbetung des Propheten, die ein Stück des neuern Islam ist, als wahrer Idolatrie beleidiget, warf Mohammed Ebn Abd el Wahab die gesammte Tradition sammt der Verehrung aller Propheten (Moses, Christus u. s. f.) und der Heiligen weg, und hielt sich bloß an den Koran. Aus ihm nahm er die Lehre von Einem Gott und eine strenge Moral an. Im übrigen behielt er fast alle Religionsgebräuche der Mohammedaner bey, die Anzahl der Gebete, die Waschungen, die Kniebeugungen, das Fasten im Monat Ramadan, die Enthaltung von Wein und andern geistigen Getränken: nur steigerte er in allem die Strenge und predigte Ermordung aller Mosleme, welche bey der Verehrung des Propheten verharren wollten. Den Juden und Christen sollte der neue Lehrbegriff nicht aufgedrungen werden; sie leben auch wegen ihres Glaubens unangefochten, aber in der größten Verachtung, unter den Wahabi. Schech Mohammed gab sich nur für berufen zum Reformator des Islam aus.

Anfangs fand er nur wenige Anhänger seines Lehrbegriffs in seinem Stamm. Um sie zu vermehren, durchstreifte er Syrien und die Gegenden des Euphrats; ward aber zu Mecca, Damas, Bagdad

und Bassora zurückgewiesen, und kehrte fast wie ohne Proselyten nach seiner Heimath zurück.

Dort hatte sich in den letzten 20 Jahren ein neues großes Volk aus der Vereinigung mehrerer Stämme gebildet. Die drey tief herabgekommenen Stämme von Jemen, Nedschdi, Agnesch und Atub gaben, um sich vor ihrem völligen Aussterben zu retten, die Gewohnheit ihrer Vorfahren, nicht außer ihrem Stamm zu heirathen, auf, und traten in Einen Stamm zusammen. Sie nahmen außerdem noch einzelne herumziehende Familien in sich auf, und wurden binnen 20 Jahren so stark, daß sie sich Arabestan, Dreyeh und Lahsa unterwerfen, und durch die Aufnahme der dasigen Einwohner in ihren Stamm verstärken konnten. Durch diese Vereinigungen zu einer furchtbaren Nation herangewachsen, wählten sie den Mohammed Ebn Seud aus dem Stamm Rabi Aha zu ihrem Anführer, der den Titel eines Fürsten von Dreyeh und Lahsa annahm, und nach Dreyeh in der Wüste, zwölf Tagereisen süd-östlich von Bassora, seine Residenz verlegte. An diesem machte der Reformator Schech Mohammed einen Proselyten; seinem Beispiel folgten die übrigen Araber der Wüste, die noch keine Anhänger des Schechs waren: die ganze große neue Nation bestand nun aus Wahabiden, unter denen Ebn Seud die weltliche, und Schech Mohammed die geistliche Macht besaß.

Ebn Seud zog nun auf die Unterwerfung der noch freyen Arabischen Stämme aus Dreyeh mit seinen Horden aus. Wer von ihnen nicht den gereinigten Lehrbegriff der Wahabi annahm, den traf als Götzendiener der Tod. Mitten in diesen seinen Unterjochungstreifereyen starb Ebn Seud; er ward aber mehr als ersetzt durch seinen Sohn und Nachfolger Abd el Aziz. Durch ihn erhielt der Wahabi-

staat seine völlige Ausdehnung und Ausbildung. In kurzem reichte er durch die große Wüste zwischen dem Arabischen und Persischen Meer, und von dem glücklichen Arabien bis Aleppo und Damas. Wer den Wahabismus freiwillig annahm, der behielt Güter und Rang; nur mußte er an Abd el Azis von seiner ganzen Habe, welcher Art sie seyn mochte, den Zehnten abgeben, und sich, wenn er bey der Zahlung der zehnte Mann war, zu seinem Heere stellen, wie er ihnen als von Gott befohlen aus dem Koran erwies. Wem der Wahabismus aufgedrungen werden mußte, verlor Güter und Rang und wurde unter das Heer untergeschoben: wer sich weigerte ihn anzunehmen, ward niedergehauen und dessen Güter wurden eingezogen. Die gemachte Beute behielt Ebn Seud nicht nach dem bisherigen Herkommen allein für sich, sondern theilte sie mit seinen Waffengefährten so, daß sie vier Fünftel davon erhielten.

Schon 1763 hörte Niebuhr auf seiner Reise durch Arabien, daß vor kurzem ein neuer Religionslehrer, Mohammed Ebn Abd el Wahab, in der Provinz Eläred in dem Lande Nedschd aufgestanden sey. Um jene Zeit, oder kurz darauf mußte also die oben beschriebene Coalition der geistlichen und weltlichen Macht in der großen Arabischen Wüste zu Stande gekommen seyn. Gegen 40 Jahre ließ ihr die Pforte Zeit sich auszubreiten und zu verstärken: denn erst im Jahre 1798 stellte sie sich der Macht des Abd el Azis mit Ernst entgegen; zu einer Zeit, wo sie noch nicht über die Wüste hervorgebrungen war. Dem Ali, Riaya des Statthalters von Bagdad, Soliman Pascha, würde es mit Hülfe des Arabischen Stammes el Ubeid, der sich von Abd el Azis keine Befehle wollte vorschreiben lassen, gelungen seyn, den unvermuthet überfallenen Wahabifürsten wo nicht zu vernichten, doch zu schwächen, wären

die Türkischen Anführer Ali Kiana und sein Wästenführer unbestechlich gewesen. So erkaufte sich Abd el Azis von ihnen einen leichten Frieden.

Dieser Angriff war das Signal zu Streifereyen über die Gränzen der Wüste. Am 20. April 1801 wird Imam Hussein von einem Wahabidenheer überfallen, alles, ohne Unterschied des Alters und Standes niedergemacht, die Moschee des Heiligen zerstört, und ihr ganzer großer Reichthum auf 200 Kameelen nach Drench gebracht. Im Jahre 1802 mischt sich Abd el Azis in die Streitigkeit zweyer Prätendenten der Scherifswürde zu Mecca, und setzt sich durch seinen ältern Sohn Seud, der das Heer anführte, in den Besitz der heiligen Stadt und den rechtmäßigen Scherif in die Oberherrschaft ein; eine zurückgelassene Garnison schützte beide in ihrem erlangten Besitz: der erste Schritt, die Pforte aus ihrem heiligsten Recht, ohne das der Großsultan nicht mehr Chef der Gläubigen seyn könnte, aus der Oberherrschaft über die heiligen Orte zu verdrängen. Der vertriebene Usurpator der Scherifswürde entflieht nach Dschidda: für den nunmehrigen Diener und Beschützer des h. Ortes eine erwünschte Gelegenheit, Dschidda, den Mittelpunkt des Handels mit Aegypten, anzugreifen: doch mißlingt ihm der Versuch, weil die Wahabi noch keine Belagerung verstehen. Gleich darauf (am 12. November 1803) wird Abd el Azis von einem Kurdischen Derwisch ermordet; und tritt sein älterer Sohn Seud die Regierung an.

Aus einem Fürsten wird nun ein Sultan der Wüste, wenn er gleich diesen Titel nicht führte. Die bisherigen Plünderungen hatten alle Arten von Asiatischen Kostbarkeiten zu Drench angehäuft: Seud's Pallast wird mit Orientalischer Pracht ausgeschmückt, und der Sitz Asiatischer Schwelgerey.

Brüder und Verwandte werden von allem Einfluß entfernt, Hofämter gestiftet, einem Fremdling, der sich eingeschmeichelt hatte, wird nach morgenländischer Weise die Regierung überlassen. Das Reich hatte nun einen Großwesir, ob ihm gleich der Titel noch fehlte, und der Despotismus organistrt sich nach und nach.

Gelingen und Mislingen wechseln seitdem mit einander ab. Bagdad greift Seud (1803) und Bassora und Maskate (1804), beidesmahl ohne Erfolg, an; dagegen vereitelt er (1804) einen Einfall des Ali Pascha von Bagdad, erobert (1804) Medina, und macht (1805) dem letzten Schein der Oberherrschaft der Pforte über die heiligen Orte ein Ende. Seit der Eroberung von Mecca hatte noch die Pforte ihr Recht behalten, die Karavane der Pilgrime durch den Pascha von Damas dahin begleiten zu lassen, obgleich unter dem Druck eines schweren Tributs, den die Wallfahrer an die Wahabiden entrichten mußten; jetzt erklärte Seud, daß er für die Escorte sorgen würde, die Karavane aber weder mit Waffen, noch mit Fahnen, noch mit Musik, noch in dem feyerlichen Aufzuge mit den gestickten Teppichen die heilige Stadt betreten dürfe, und setzte (1806 und 1807) diese Erklärung durch, ohne auf die Anträge der Pforte zu achten, daß sie die Leitung der Wallfahrt nach Mecca jedesmahl mit 400 Beutel von ihm erkaufen wolle. So war nun der Fürst von Dreyeh auch Oberhaupt der Gläubigen. Dschidda, das vormahls seinem Angriff widerstanden hatte, ward in demselben Jahre (1806) genommen.

Nach diesen Ereignissen war der Fürst von Dreyeh und Bahsa im Innern von Arabien allmächtig. In Bagdad Meister der großen Wüste, und im Süden des ganzen Landes Nedschd, im Westen Herr der

Städte Dschidda, Mecca, Medina, Tafef, Labfa, Dreneh, und im Osten aller Stämme der großen Wüste. Selbst an der westlichen und östlichen Küste, im Arabischen und Persischen Meerbusen, hatte er eine große Macht. Seit 1804 schwärmte eine Menge kleiner Fahrzeuge in diesen Meeren umher, welche Schifffahrt und Handlung unsicher machten. Sogar den Britten, die ihre Correspondenz mit Indien über Constantinopel, Aleppo und Bassora führten, nahmen sie häufig Schiffe im Angesicht von Bassora weg. In den nächsten Jahren kamen die Inseln Baharein und Zebara in die Gewalt der Wahabiden; und durch die Abdschiwafem, die sich Seud unterwarf, wurden sie Herrn von Ras el Khraim, welches den Eingang des Persischen Meerbusens beherrscht.

Im Anfange des Jahres 1807 standen die Wahabiden im Zenith ihrer Macht. Im Gefühl derselben jagte Seud durch ein Edict (gegeben im April 1807) alle Mosleme, die den Wahabismus nicht annahmen, ohne Rücksicht auf Alter und Schwäche, aus dem Innern seines Reichs, und herrschte seitdem über lauter Staubensgenossen. Als er aber die Gränzen seiner Wüste überschreiten wollte, scheiterte sein Glück.

In der Mitte des Jahres 1807 forderte er Aegypten, gegen das Ende desselben Syrien auf, den Wahabismus anzunehmen; er ließ in beide Länder, um ihnen denselben aufzubringen, ein bewaffnetes Heer einbrechen, das aber zurückgeschlagen ward. Zu Grain in einem Dorfe, drey Tagereisen von Bassora, wurde ihm der bisher entrichtete Tribut verweigert; zu Zebara brach ein Aufbruch aus, der nur mit Mühe gestillt wurde; das innere Arabien traf eine große Dürre, auf die Hungersnoth und Epidemien folgten; der Pascha von Bagdad machte die von ihm mishandelten Ubeid, einen mächtigen



Stamm, von ihm abtrünnig, und schlug die gegen Bagdad vorgedrungenen Wahabiden zurück. Im Jahre 1809 vereinigte sich die Englische Escadre im Persischen Meerbusen mit den Schiffen des Imam von Mascate gegen die Seeräuber der Abdschimasem; die Schiffe der Seeräuber wurden in den Grund gehohlet, ihr Schlupfwinkel, Ras el Kheraim, ward erobert, die unter dem Schloß liegende Stadt mit allen ihren Schiffsbedürfnissen verbrannt; die Abdschimasem wurden dadurch in eine tiefe Entkräftung niedergeworfen, aus der sie sich sobald nicht möchten erholen können.

Dies ist die Summe aller gewissen Nachrichten von den Wahabiden bis zum Jahre 1810; was nach der Zeit öffentliche Blätter von ihren Niederlagen durch den Pascha von Aegypten und der Wiedereroberung von Mecca und Medina (1813) gemeldet haben, sind einseitige Berichte der Pforte, auf die nicht mit Sicherheit zu bauen ist. Wir begleiten lieber diese kurze Darstellung mit einigen Bemerkungen.

Man ersieht aus der Mangelhaftigkeit dieser Nachrichten, die ein sorgfältiger, mit Asien sehr bekannter historischer Forscher über sie hat zusammen bringen können, wie schwer es hält, Asiatischen Ereignissen, wenn sie auch von allgemeiner Wichtigkeit sind, auf den Grund zu kommen. Noch liegt die Zeit des ersten Ursprungs dieser Secte und der Gang ihrer Ausbreitung im Dunkeln; noch kennt man den Character ihres Stifters nicht; doch läßt sich nicht zweifeln, daß man einst, wenn sich die Wahabiden noch zur Herrschaft über andere Theile des übrigen Asiens erheben sollten, diese Lücke der Geschichte ausfüllen und über diese und ähnliche Punkte sehr genaue Nachrichten liefern wird; aber auch wahre Nachrichten? wird nicht die Geschichte ihres Ursprungs ein Roman werden, wie die Geschichte der meisten frühern Staaten und Religions-

stifter, so gläubig sie auch unsre Geschichtsbücher wiederholten?

Sieht man sich in der Geschichte des Islam nach Analogem um, so bieten sich bloß die Karmathen, aber in Hinsicht auf die Religionsgrundsätze, als Gegentheil, zur Vergleichung dar. Denn ihr Stifter, zufrieden mit der täglichen Wiederholung von fünfzig Gebeten, befrepte seine Anhänger von der Strenge, mit welcher bis dahin auf Buße, Fasten, Wallfahrten gehalten worden war, und kesselte seine Parthey durch größere Sinnlichkeit; auch ließ er dem Propheten seine Prophetenwürde. Hingegen die Wahabiden lehren bloß, es gibt nur Einen Gott, und schneiden den zweyten Satz und Mahomed ist sein Gesandter von der bekannten Glaubensformel ab. Statt der laxen Moral der Karmathen halten die Wahabiden auf eine sehr strenge. Man kann daher schwerlich mit dem Verf. behaupten "Les Wahabis paroissent descendre des Carmates." Nur in Ansehung der Schnelle der errungenen Macht haben sie einige Aehnlichkeit; aber in Ausdehnung derselben, in den Mitteln, durch welche sie erlangt worden, tritt schon wieder die größte Unähnlichkeit ein; und so weit sich eine ungewisse Zukunft überschauen läßt, möchten sie auch in der Dauer ihrer Macht verschieden seyn.

Die Wahabiden füllen einen Raum fast viermahl so groß wie Deutschland. Nie würde der Stifter ihrer Secte, Schech Mohammed das Glück eines so großen Anhangs gemacht haben, wenn er nicht mit dem Fürsten von Dreyeh und Lahsa zusammengetroffen wäre, der sich seiner gut bedienen konnte, um die unter ihm vereinigten Arabischen Stämme fest zusammen zu halten. Gesezt, daß auch die Wechselheirathen hingereicht hätten, die Stämme Medsch, Agnesch und Atul zu Einem unzertrennlichen Stamm zu machen, so hingen doch die übrigen

Arabischen Horden, durch deren Unterwerfung sie erst eine große Nation geworden waren, zu schlaff mit ihnen zusammen, als daß man, bey der Liebe der Beduinischen Araber zur Unabhängigkeit, hätte sicher seyn können, sie würden sich nicht wieder bey der ersten Gelegenheit trennen und isoliren. Der Fürst von Dreneh und Bahsa mußte sie durch ein neues festes Band umschlingen: und gab es ein festeres als das der Religion, deren Grundgesetz mit fanatischem Eifer erfüllte, wie er sich in den südlichen Provinzen des Türkischen Reichs in Asien so leicht der Gemüther bemächtigt? Schem Mohammed mit seiner neuen Lehre und Intoleranz gegen jeden Moslem, der nicht von der Verehrung des Propheten ließe, war ihm daher sehr willkommen. Feuer und Schwerdt, womit er wüthete, gab seinem Lehrbegriff bey seinen Bekennern ein Interesse, das so lange fortbauern wird, als seine Intoleranz nicht in Toleranz übergeht: der Schem vermehrte die weltliche Macht des Fürsten, und der Fürst, der des Schems Religionsgebote mit unerbittlicher Strenge vollzog, die geistliche Macht des Schems: mit reißender Schnelle mußte sich der Wahabismus ausbreiten.

Er würde sogar einem großen Theil von Asien furchtbar geworden seyn, wenn nicht bisher Feldherrentalente unter den Wahabiden ausgeblieben wären. Noch keiner ihrer Anführer ist in der Art Krieg zu führen von der Beduinen Weise abgegangen. Ihre ganze Kriegskunst bestand bisher im unvermutheten Ueberfall. Wo ihnen ein Heer, auch nur mit der schwachen Türkischen Kriegskunst entgegenstand, da ergriffen die Schaaren der Wahabiden die Flucht; vor jeder nur mit einer etwas festen Mauer verwahrten Stadt scheiterte ihr Angriff. Was würde ein Heerführer von Kriegstalenten mit den Menschenmassen der zum Krieg

verpflichteten Wahabiden, welche der Verf. bloß im Norden von Arabien, ungerechnet die Gefangenen bey den herumziehenden Stämmen, die man der Fahne zu folgen zwingt, ungerechnet die Militärmacht der unterjochten Städte, auf 180,000 Mann schätzt, auszurichten im Stande seyn, wenn er sie nach einer kurzen Angewöhnung zum regelmäßigen Kampf den Feinden entgegen führte!

Wey dieser ihrer Kriegsverfassung würde es der Pforte leicht seyn, diesen ihren gefährlichen Feind zu vernichten, würde er nicht von unzugänglichen Wüsten geschützt. Den Wahabiden selbst ist es ein Leichtes, über ihre Wüsten in das Türkische Gebiet zu streifen; für eine Türkische Armee hingegen unmöglich, das Bollwerk ihrer Wüste zu übersteigen. Sie sind gewohnt, Hunger, Durst und Hitze zu ertragen, und begnügen sich mit der schlechtesten Nahrung. Auf ihren Dromedaren, die immer zwey Reuter tragen, sind zwey Schläuche, einer mit Wasser und einer mit Gerstenmehl gefüllt, hinreichend, die Reuter ein paar Wochen durch das mit Wasser abgekochte Mehl zu ernähren: jedes Türkische Heer wird durch die Wüste, durch welche die Wahabiden von dem übrigen Asien abgesondert sind, aufgerieben, ehe es den Feind, den es aussuchen soll, erreicht hat. Mögen daher die Osmanen ihnen wieder Dschidda, Mecca, Medina, Tasef u. s. w. abnehmen: besiegt werden dadurch die Wahabiden nicht seyn, so lange sie ihre große Wüste besitzen, bis zu welcher sie kein Osmanischer Pascha verfolgen kann. Das einzige Mittel, den Wahabiden ihre Furchtbareit zu nehmen, müßte daher die Pforte in ihren Steppen selbst suchen. Sie müßte die unter Einem Fürsten vereinigten Stämme unter sich entzweyen, und von einander trennen; oder einige Hauptstämme der Wüste zu ihren Allirten haben, welche ihr die Mittel und Hülfquellen des Kriegs in der Wüste

verriethen und andere Wahabidische Stämme zum Abfalle verführten. Und schon einigemahl war die Pforte auf diesem Wege zur Rettung ihrer Oberherrschafft über die heiligen Städte. Schon bey dem ersten Angriff der Wahabiden 1798, den der Statthalter von Bagdad, Soliman Pascha, veranstaltete, diente der Anführer der Ubeid zum Führer der Armee, unter dem sie glücklich bis ins Land Bahsa, den Mittelpunct des Reichs, vordrang: nur blieb alles ohne Erfolg, weil er bestechlich war. Schon einigemahl brach Unzufriedenheit einzelner Stämme gegen die despotische Strenge des Fürsten Seud aus, wie im November 1804, auf einer Generalversammlung der Schechs, wo Seud fürchterliche Drohungen gegen einige Stämme aussprach, die sich von dem Statthalter von Bagdad, Ali Pascha, hatten überfallen lassen. Hiedurch beleidiget, verließen 16,000 Familien die Fahnen des Fürsten, und wanderten zu dem Pascha von Bagdad aus. Mit solchen Emigranten, die mit den Bescherden der Wüsten und ihren Geheimnissen bekannt sind, ließe sich ein glücklicher Krieg in dem Innern des Wahabidenreichs führen, sobald sich ein Anführer auf ihre Treue verlassen kann. Ließe gar die Strenge der Intoleranz gegen die Mosleme nach, so würde der Wahabismus aufhören, seinen Bekennern ein wichtiges Gut zu scheinen, und die Auflösung des großen Stämmevereins würde von selbst erfolgen.

Diese Anzeige war schon mehrere Monathe für diese Blätter niedergeschrieben, als uns folgende Schrift zu Gesicht kam:

Ueber die Wahabiten. Frankfurt am Main in der Hermannschen Buchhandlung. 1813. 24 S. in Octav. Sie hat den Herrn Prof. Hariman zu Marburg zum Verfasser, und war zuerst in den theologischen Annalen abgedruckt. Sie drängt mit

Sachkenntniß die Nachrichten über die Wahabi zusammen, die sich aus Stewart's Uebersetzung von Mirza Abu Taleb Khan's durch Asien, Africa und Europa (1799—1803) gemachten Reise (Deutsch. Heidelberg 1812. 8.), aus J. L. Rousseau's (Französischen Consuls zu Aleppo) Notice sur la secte des Wahabis (in den Fundgruben des Orients I. S. 191) und aus der Description du Païschalik de Bagdad, schöpfen ließen. Wem die von uns oben angezeigte ausführliche Geschichte der Wahabi nicht zur Hand ist, kann sich aus dieser kleinen Schrift in der Kürze von dem Wichtigsten belehren, was diese merkwürdige Secte betrifft.

### Amsterdam.

Ben Job. Aart: Nieuwe Verhandlingen van het Baraafsch Genootschap der proefondervindelyke Wysbegeerte te Rotterdam Vierte Deel. 283 Seiten in Quart, mit mehreren Kupfertafeln.

Die Einleitung enthält auf XIV Seiten Programmen über Preisfragen, welche die Gesellschaft aufgegeben hat. Die Abhandlungen selbst sind der Ordnung nach folgende: 1 Verhandlung in Antwort op Vrage 66 betreffende de Verbetering van den Krimpenerwaard &c. door *Ary Blanken Jansz.* Die von der Gesellschaft aufgebene Preisfrage war, trübes Flußwasser, welches in den Krimpenerwaard hineingelassen werden kann, auf das vortheilhafteste zu benutzen, sowohl um den niedrigen Boden des Krimpenerwaard zu erhöhen, als auch durch die abgesetzten schlammichten Theile des Flußwassers die Fruchtbarkeit des Bodens zu befördern, die Vortheile gegen die Nachtheile aufzumägen, die dieser Unternehmung nach der Localbeschaffenheit des Krimpenerwaard und der benachbarten Gegenden entgegen zu seyn scheinen, und die brauchbarsten und

wohlfeilsten Mittel anzugeben, das überflüssige Wasser wieder fortzuschaffen, nachdem es seine schlammichten Theile abgesetzt hat. Die Vorschläge, welche der Verf. zur Beantwortung dieser Preisfrage angegeben hat, erläutert er durch Beyfügung einer Karte, welche die Situation des Krimpenerwaard mit allen Umgebungen von Schleusen, Canälen u. dergl. auf das deutlichste darstellt. Unter andern Vorschlägen, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, erwähnt der Verf. auch der Dampfmaschine nach Watt und Boultons Verbesserungen, und erwägt die Vortheile derselben gegen die sonst üblichen Schöpfmühlen.

II. Ein Auszug aus einer zweyten eingelaufenen Abhandlung über eben diesen Gegenstand.

III. Proeven en Waarneemingen over de Verschynsels by de Verrorting van Vleesch in verschillende Gas-soorten van *Carel Willem Beukman*, de zoon. (Carl Wilhelm Böckmann in Carlsruhe.) Diese Versuche über das Verhalten des Fleisches in verschiedenen Gasarten, und über die Fäulniß, die es darin schneller oder langsamer erfährt, sind mit atmosphärischer Luft, Sauerstoffgas, Stickstoffgas, Wasserstoffgas (mit Eisen und verdünnter Schwefelsäure bereitet), kohlensaurem Gas, Salpetergas und Gemischen von diesen Gasarten meist zu gleichen Raumtheilen angestellt worden. Versuche mit Ammoniac- und salzsaurem Gas hat der Verf. weggelassen, weil sich diese Gasarten durch die wässerichten Theile des Fleisches decomponiren, und alsdann nicht mehr als Gas, sondern als trockbarflüssige Substanzen wirken. Unter allen Gasarten beförderte das Sauerstoffgas die Fäulniß am schnellsten und vollkommensten. Es ward dabey zum Theil zerlegt, und es bildete sich kohlensaures Gas. Wasserstoffgas entwickelte sich hiebey wenig oder gar nicht, wie auch schon Berthollets Versuche, gegen Priestleys Behauptungen, ausgewiesen hätten.

Im Stickstoff-, Wasserstoff- und kohlensauren Gas verhielt sich das Fleisch fast auf einerley Art. Nach Verlauf einer längern oder kürzern Zeit ward es missfarbig, schmierig und übelriechend, ohne jedoch in vollkommene Fäulniß überzugehen. Im Salpetergas hielt es sich am längsten, und das Gas verlor die Eigenschaft mit Sauerstoffgas rothe Dämpfe zu bilden.

IV. Verhandling over Schut-sluiten en Aanmerkingen over het Doorlaaten van Schepen door dezelve, door *J. P. van 'apelle*. Der Verf. beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit der Berechnung der vortheilhaftesten Wassermenge, welche in eine Schleusenkammer gelassen werden muß, die Fahrzeuge mögen nun von oben herab, oder von unten herauf geschleuset werden. Da hierben auf das Volum von Wasser, welches die Fahrzeuge selbst aus der Stelle treiben, und den dadurch erhöhten Wasserstand innerhalb der Schleusenthore Rücksicht genommen werden muß, so zeigt der Verf. wie diese Rechnungen für eine beliebige Zahl von Fahrzeugen, welche zugleich durchgeschleuset werden sollen, zu führen sind, daß der Binnencanal von dem durchgelassenen Wasser am wenigsten Nachtheil zu befürchten habe.

V. Verhandling over de Gang, de Buiging en de Breeking van het Licht door het Straalbreakend Prisme door *Pieter Curten*. Der Verf. betrachtet hier die mannichfaltigen Fälle der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes in einem Prisma, und erläutert sie sowohl durch Zeichnungen, als er sie auch aus den hierher gehörigen Formeln entwickelt, Untersuchungen welche an und für sich eben nicht schwer, aber bisher noch nicht so ausführlich und im Zusammenhange wie hier dargestellt worden sind. Ähnliche Untersuchungen, wenn zugleich auf die verschiedene Brechbarkeit der einzeln Lichttheile, und also auf die farbigen Strahlen Rücksicht genommen wird.



## Bremen.

Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexicon, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden. Angefangen von J. C. Adelung; und vom Buchstaben K fortgesetzt von Heinrich Wilhelm Korermond, Pastor an der Domkirche zu Bremen. Viertes Theil. 1813. LXXXIV und 735 Seiten mit gespalteten Columnen, in Quart.

Ohne durch alle Hindernisse, welche die ungünstigsten Zeitumstände ihm in den Weg legten, (der Theil ward unter Französischer Herrschaft gedruckt; und selbst eine Abgabe sollte der Verf. noch davon bezahlen,) sich abhalten zu lassen, geht Herr K. in seiner Arbeit fort; und nach Beendigung des dritten Theils, mit dem er bekanntlich seine Fortsetzung begann, erscheint hier nun der erste Heft des vierten. Er fängt an mit Lubienizky; und endet mit Maripetrus. Die Leser kennen die Einrichtung des verdienstvollen Werks schon aus unsern frühern Anzeigen (Gött. gel. Anz. 1810. St. 179.) oder hoffentlich manche aus dem Werke selber. Das fortgesetzte Verzeichniß der Quellen, die der Verf. benutzte, bekrundet seinen Eifer sich alle Hülfsmittel zu verschaffen; und die von S. XIV—LXXXIV beigefügten Zusätze und Verbesserungen zum dritten Theil sein Streben nach Vervollkommnung. Möge nun, bey wiederhergestellten glücklichen Verhältnissen, auch für die Litteratur unsers Vaterlandes, dem würdigen Verfasser seine Arbeit zugleich erleichtert und belohnt werden; an deren Fortsetzung und Vollendung, wenn nur das Publicum ihn nicht verläßt, nicht zu zweifeln ist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 28. März 1814.

Paris.

Vom Journal de Physique Tom. LXX. und LXXI. von 1810 sind oben S. 353 die physikalischen Abhandlungen angezeigt worden. Wir lassen nun zuerst die zur Chemie gehörigen folgen. Im B. LXX: Herr Davy electrisch-chemische Untersuchungen über die Metalle aus den Alcalien und Erden, und über einige Verbindungen, in die der Wasserstoff tritt. — Derselbe über die oxygenirte Salzsäure, den Schwefel und Phosphor. Beide Abhandlungen sind aus den Phil. Transact. for 1810 entlehnt. (Man s. Göt. gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 281 und 284.) — Gay-Lussac und Thénard über das Kalium und Natronium. Enthält eine Wiederrufung der von den Verfassern über diese Substanzen anfangs geäußerten Meinung, daß es bloße Verbindungen des Wasserstoffs mit Kalk und Natron seyn. — J. C. Delamétherie Bemerkungen über die chemische Verwandtschaft der Körper und über die Einfachheit der so genannten einfachen Substanzen. — Proust über die Mittel der Gährung des zum Syrup und Zuckerfabrication bestimm-

D (3)

ten Traubenmostes vorzubringen. Ein Schreiben an Bertholler. P. empfiehlt in dieser Hinsicht die Anwendung des schwefelsauren Kalks. — Außerdem theilt der Herausgeber die Analyse des Achenen Wasser von Neumont und Monheim (s. Götting. gel. Anz. Jahrg. 1811. S. 1441) und die Resultate sämmtlicher von Blaproth in dem 4ten und 5ten Bande seiner Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper bekannt gemachten Untersuchungen mit.

T. LXXI. — Gay-Lussac Bemerkungen über die partielle Verflüchtigung einiger vegetabilischen und animalischen Substanzen, wenn man sie der Destillation unterwirft. Der Verf. glaubt diese partielle Verflüchtigung der genannten Substanzen aus eben denselben Principien erklären zu können, welche er im ersten Bande der Mémoires d'Arcueil über die Verflüchtigung der Körper beym freien und gehinderten Zutritt der Luft aufgestellt hat. — Fourcroy und Vauquelin über die Menschenknochen als Fortsetzung ihrer Untersuchung über die Ochsenknochen. Die Verfasser theilen darin ihre Methode mit, die Knochen auf ihre mineralischen Bestandtheile zu untersuchen. — Gay-Lussac über die effigsaure Alaunerde. Enthält Bemerkungen über die spontane Fällung der Alaunerde beym Erhitzen dieses Salzes, und die Wiederauflösung desselben in der Kälte. — Gay-Lussac und Chénard Analyse verschiedener vegetabilischen und animalischen Substanzen. Diese Abhandlung ist hier nur im Auszuge mitgetheilt, und befindet sich vollständig und revidirt in dem zweyten Bande der Recherches physico-chimiques der Verfasser, bey deren Anzeige wir den Inhalt derselben auch näher berücksichtigen werden. — J. J. Dixé über die Benutzung des Kochsalzes auf Soda im Großen, und die erste

zu St. Denis bey Paris errichtete Soda-Fabrik dieser Art. Ist bloß historischen Inhalts. — Prouff über das Schießpulver. Ein trefflicher Vortrag zur Kenntniß des Schießpulvers, sowohl in chemischer als technischer Hinsicht. Von dieser Abhandlung enthält der vorliegende Band dieses Journals nur den ersten Theil. In diesem theilt der würdige Verfasser seine Erfahrungen über den Grad der Verbrennlichkeit verschiedener Arten von Kohle mit. — Nun folgen die unsern Lesern aus dem 36ten Bande der Annales der Physik des Hrn. Prof. Gilbert schon bekannten Bemerkungen Humphry Davys über die Arbeiten der beiden Französischen Chemiker Gay-Lussac und Chénard über das Ammoniumamalgam und über die Metalle aus den Alkalien und Erden, nebst den Gegenbemerkungen der genannten Chemiker. — Den Beschluß macht die Beschreibung und Analyse des zu Weston in Nord-America am 4. December 1807 gefallenen Aerolithen von Warden, von der wir unsern Lesern bereits bey Anzeige des 73sten Bandes der Annales de Chimie (Öst. gel. Anz. 1813. S. 230) ; worin sie ebenfalls aufgenommen worden ist, Nachricht gegeben haben.

Den Beschluß unsrer Anzeige mögen die Abhandlungen allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts machen, die weder unter den physicallischen, noch unter den chemischen begriffen sind. Nur bey den wichtigeren Aufsätzen und denen, welche nicht bereits auf einem andern Wege in Deutschland bekannt geworden sind, werden wir etwas länger weilen; alle übrigen aber und namentlich die, welche nur Auszüge liefern, kurz berühren.

Tome LXX. Mémoire sur la géologie des Antilles, extrait d'une lettre de M. Cortis (astronome royal de la Martinique) à M. Humboldt. p. 129. Der Verfasser theilt die Antillen in vier Classen

Zur ersten rechnet er die, welche zum Theil aus primitiven Massen, zum Theil aus vulcanischen und kalkartigen bestehen; wozu die großen Antillen gehören, la Trinité, Portorique, Cuba, St. Domingue und Jamaïque. Die nach ihm zur zweyten Classe gehörigen sind ganz und gar vulcanisch, wie la Grenade, St. Vincent, Sainte Lucie, la Martinique, la Dominique, les Saints, la Guadeloupe, Montserrat, St. Eustache, St. Christophe und Saba. Zur dritten Classe zählt er die ganz kalkartigen, zu denen Marigalante, la Desirade, Curacao, Bonaire, und im Allgemeinen alle wenig erhabenen Inseln gehören. Die vierte Classe endlich begreift die Inseln, welche ihren Ursprung theils dem vulcanischen Feuer, theils organischen, kalkigen Substanzen verdanken, welche sind: l'Antigue, S. Barthélemi, St. Martin, St. Thomas u. s. w. Die Höhe der kalkigen Inseln gibt das positive Resultat, daß das Niveau des sie umgebenden Meeres jetzt um 360 Fuß niedriger steht als vormahls; mehrere Gründe lassen aber vermuthen, daß es noch bey weitem tiefer gesunken ist. Nach der Hypothese des Verfassers brannten einst Vulcane unter dem Ocean, und ihre Auswürfe erhoben sich und nach dem Meeresgrund über die Meeresfläche. Erst nach dieser Epoche zog sich das Meer allmählig zurück und entblöste die kalkigen Inseln. Die größte Höhe, bis zu welcher sich die vulcanischen Gipfel des Archipels erheben, beträgt ungefähr 890 Toisen über dem Meere. — Recherches sur les Albinos d'Europe, par M. Haldad, M. D. p. 144. Einige Bemerkungen über einen jungen zu Nancy gebornen Albino; übrigens aber größtentheils eine Compilation, besonders auch aus den Schriften von unserm Herrn Hofr. Blumenbach. — Nouveau Cours complet d'agriculture théorique et prati-

que, par les membres de la section d'agriculture de l'institut de France &c.; quatrième livraison. p. 174. Kurzer Auszug. — Histoire générale et particulière de tous les animaux qui composent la famille des Méduses, par M. M. Péron et Lesueur. v. 185. Auszug aus den Annales du Muséum. Fortsetzungen p. 269 und 357. — Note sur une mine d'or du Mexique, qui contient du Palladium. p. 183. Hr. Cloud, Director der chemischen Arbeiten bey der Münze zu Philadelphia, hat diese natürliche Legirung von Gold und Palladium untersucht, in welcher das letztere ungefähr den eilften Theil beträgt. — Note sur une poudre végétale fossile trouvée par M. Leschevin, Commissaire des poudres à Dijon. p. 344. Dieses Pulver hat sich auf einem Lager von holzförmiger Baumkohle (bituminösem Holze) in dem Territorium von Louhans, im Departement der Saone und Loire gefunden. Es besitzt eine zimtbraune Farbe, und brennt mit einem eigenthümlichen Geruche. — Extrait d'une lettre de M. Desfaignes à J. C. Delamétherie sur la phosphorescence. p. 345. Eine kurze Nachricht von einem Versuche über die Phosphoreszenz des Wassers, welches der Werk. in starken Röhren von Krystall einem heftigen Stosse aussetzte. — Mémoire sur le Chrome oxidé natif du département de Saone et Loire; par M. Leschevin. p. 372. Der Inhalt dieser Abhandlung, welche die merkwürdige Entdeckung des natürlichen Chromoxyds (Chromochers) in einem Kiesel-Conglomerata der Gegend von Creuzot, so wie die chemischen Untersuchungen desselben zum Gegenstande hat, ist bereits aus Deutschen Schriften bekannt. — Essai de géologie, ou mémoire pour servir à l'histoire du globe; par M. B. Faujas St. Fond. p. 430. Kurzer Auszug. — Note sur les Hématites brunes, les oxides de fer en

grains, les mines de fer limoneuse. p. 433. — Lettre de M. Leschevin à J. C. Delamétherie sur la découverte de la substance végétale fossile, annoncée. p. 344.

Tome LXXI. Analyse de la Laumonite, par M. Vogel. p. 64. Bereits aus Deutschen Zeitschriften bekannt. — Description des terres, qui se trouvent dans les jardins de Schönbrunn près de Vienne, et détails sur le mélange des terres et sur la culture pratiquée dans les jardins de Schönbrunn et de l'université; par Marcel de Serres, Inspecteur des arts &c. p. 118. Die Beschreibungen sind keines Auszuges fähig. Die angehängten allgemeinen Betrachtungen über die Mengung der Erden und über die Ursachen, welche die treffliche Vegetation in den Wiener Treibhäusern bewirken, sind oberflächlich und dürftig. — Essai sur l'art de fabriquer le sucre de raisin par M. Fouques. p. 141. Eine kurze, auch besonders gedruckte Anleitung zur Traubenzucker-Fabrication, welche übrigens nur das über diesen Gegenstand bereits bekannte enthält. — Traité de minéralogie, première partie, renfermant l'introduction à la minéralogie en général, la théorie de la cristallisation, l'étude de la chaux carbonatée proprement dite, et de l'aragonite, avec application du calcul cristallographique à la détermination des formes cristallines de ces deux substances; par M. le Comte de Bournon, de la Soc. Roy. de Londres &c. Extrait par J. C. Delamétherie. Dieser kurze Auszug des neuesten bis jetzt noch nicht zu uns gelangten Werkes, des um die Mineralogie verdienten Grafen von Bournon, gibt von dem Inhalte einen sehr günstigen Begriff. — Description anatomique du Squalus maximus de Linnée, qui, par la forme de son estomac, établit un passage entre les poissons cartilagineux et les

cétacées. Lue à la Soc. Roy. de Londres par M. E. Home. Extrait par H. de Blainville. p. 241. Angehängt ist: Note sur plusieurs espèces de squalus, confondues sous le nom de squalus maximus de Linnée. Lue à la Soc. philomat. par H. de Blainville, Prof. d'anatomie. — Mémoire sur la conservation des diverses espèces d'animaux dans l'alcool; par M. M. Péron et Lesueur. p. 265. Sehr schätzbare Erfahrungen über die Aufbewahrung der Thiere im Alkohol sind in dieser Abhandlung niedergelegt, welche daher nicht nur für den reisenden Zoologen, sondern auch für den Besitzer oder den Bewahrer zoologischer Sammlungen, von Interesse seyn muß. Die Verfasser hatten auf ihrer langen und mühseligen Reise mit den größten Hindernissen zu kämpfen, um die von ihnen eingesammelten zoologischen Schätze gut zu erhalten. Beynahe keine der bekannten Aufbewahrungsmethoden blieb unversucht. Sie machten manche unangenehme Erfahrungen über die Mängel derselben, und kamen allmählig auf ihre möglichste Verbesserung und dadurch zur Lösung des Problems: "une espèce d'animal étant donnée, la conserver, au milieu des pays chauds, et parmi les embarras d'une longue navigation, le plus sûrement, le plus parfaitement possible, avec la plus petite quantité possible d'une liqueur alcoolique, le moins forte possible." Die Verfasser handeln zuerst von den zur Aufbewahrung dienlichen Gefäßen. Selbst für die Aufbewahrung auf der Reise gaben sie den Gefäßen aus starkem Glase den Vorzug, welche aber vierkantig und mit einem weiten Halse versehen seyn müssen. Darauf betrachten sie den Verschlus der Gefäße. Zum Ritt fanden die Verfasser nach vielen Versuchen eine Verbindung von gemeinem Harz oder trockenem Schiffstheer mit rothem Eisenoxyd, gelbem Wachs und Terpentinöl am haltbarsten. Sie bedeckten



mit demselben die Korkdeckel, und umgaben ihn dann auswendig noch mit Leinwand, welches bald in Oel bald in Schiffstheer getränkt wurde. Die Verfasser kommen nun auf die verschiedenen zur Aufbewahrung dienenden Flüssigkeiten, und handeln endlich von der Zubereitung der Thiere und der Art und Weise wie sie in die Gefäße zu bringen und darin zu befestigen sind. — *Mémoire sur un marbre remarquable par quelques caractères particuliers, que j'ai désigné sous le nom de marbre grec magnésien.* Lu à l'institut par M. de Cubieres l'ainé, Correspondant de l'institut. &c. p. 304. Der hier beschriebene Marmor, welcher unter den Ruinen eines Tempels in Italien gefunden wurde, enthält nach der Analyse des Verfassers in 100 Theilen 30 Kalk, 22 Zalk, 47,2 Kohlenäure, und gehört mithin zum Bitterkalk. — *Extrait d'une lettre de M. de Bournon sur quelques points de cristallographie.* p. 364. Der Verfasser dieses Briefes äußert darin, u. A. die auch von neueren Deutschen Mineralogen ausgesprochene Meinung, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen sey, bey Bestimmung der mineralogischen Substanzen sich mit gutem Erfolge durch das chemische und äußere Verhalten gemeinschaftlich leiten zu lassen; womit wir jedoch auf keine Weise einverstanden sind, indem wir glauben, daß man nicht früh genug anfangen könne zum Vortheile der Wissenschaft das innige Verhältniß aufzusuchen, in welchem die äußeren Beschaffenheiten der Mineralkörper zu ihrer Mischung stehen. — Außer den hier erwähnten Abhandlungen sind in dem vorliegenden Bande auch noch Auszüge aus dem *Précis de la Géographie universelle* von Malte Brun und der dritten Abtheilung der Reise von Humboldt und Bonpland enthalten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1814.

London.

Philosophical Transactions for 1813. (s. oben Stück 27.)

Auch aus diesem Jahrgange nun die zur Arzneywissenschaft und Naturgeschichte gehörigen Abhandlungen.

Der nunmehrige Baronet, Sir Everard Home hat seine Untersuchungen über den verschiedenartigen Drüsenbau im Vormagen der Vögel fortgesetzt. Dießmahl von den Verdauungswerkzeugen des Bengalischen Niesenfrankhs, Argala (— *Ardea dubia* —), des Emu, wie das Wort hier geschrieben ist, (— *Struthio casuarius* —) und des Casuar ohne Helm aus dem fünften Welttheil (— *Struthio australis* —). Dabey auch teleologische Reflexionen über das Verhältniß des specifischen Organismus der Verdauungswerkzeuge dieser Gattungen von Vögeln zu der üppigern oder dürftigern Fruchtbarkeit des Klimas, auf das sie beschränkt sind. Bey solchen Gattungen nämlich, deren Heimath ihnen Nahrung in Ueberfluß liefert, seyen jene Organe kleiner und von einfacherm Bau als

E (3)

bey solchen die sterilere Erdrinde bewohnen, und durch reichliche humores inquilinos das ersetzen müssen, was ihnen an reichlichem Futter abgeht.

Ein Obrister Humphreys in Connecticut beschreibt eine neue ganz sonderbare Rasse von Schafen, die erst seit 20 Jahren in Neu-England entstanden ist, und sich besonders durch kurze Beine und verkrüppelte Stellung der vordern, bey langgestrecktem Kumpfe auszeichnet. Offenbar ein zum erblichen Schlag eingewurzeltet virium malae conformationis. Der einzige Vortheil den man in jenem Erdtheil, wo es an Schäfern und Schafhunden fehlt, davon hat, ist, daß diese krummbeinigen Thiere nicht so leicht über Befriedigungen springen und Schaden thun können.

Wiederum Sir Everard Home über die gerinnmachende Kraft des Magendrüsenstoffes. Auch der Kropf und die Magenwand vom Hahn, und selbst der Magen der Haisfische, Roggen und des Lachses bringen Milch zum Gerinnen, so gut als das Saab vom Kälbermagen.

Ebenderfelbe über die Stoßzähne des Narhwals. Bey beyden Geschlechtern liegt im jungen Thier in jedem der beiden Oberkiefer ein solcher Zahn vorräthig, wovon aber der auf der rechten Seite erst im spätern Alter zum Ausbruch kommt, und daher den bey weiten mehresten Narhwalen zu fehlen scheint.

Auch Derselbe über die Bildung von Fett in den Därmen lebendiger Thiere. — Ein sowohl für Physiologie als Pathologie besonders merkwürdiger Aufsatz, der so viel unerwartetes enthält, daß wir uns bey dessen Anzeige um so genauer an des Verf. Worte halten müssen um ihren Sinn nicht zu verfehlen. — Da er bey seinen zootomischen Untersuchungen über die Verdauungswerkzeuge gefunden hatte, daß je zusammengesetzter der Magen einer

Thierart ist, desto größer und gleichsam verwickelter auch ihr dicker Darm; so schloß er daraus, daß die Nahrungsmittel, nachdem in den dünnen Därmen der Milchsaft davon abgeschieden und eingesogen sey, selbst noch in den dicken eine solche Veränderung erleiden, daß dadurch noch etwas nahrhaftes (a secondary kind of nourishment) aus denselben bereitet werde. Damit verband er die doppelte Consideration, daß 1) sich der eigenthümliche Habitus des so genannten Darmkoths zur wirklichen Fäulung organischer Stoffe ungefähr so verhalte, wie das in Fettwachs umgewandelte Fleisch von Cadavern zur wirklichen Verwesung der Leichen; denn in jenen beiden Fällen, beym Darmkoth und den Fettwachsmumien, zeige sich bloß eine angefangene nicht vollendete Fäulung; — und daß 2) außer dem Chylus keine andre Substanz besser den Verlust ersehen könne, der durchs Wachstum und Muskelanstrengung verursacht werde (the waste produced by the actions of growth and muscular exertion) als thierisches Fett. — Aus diesem allen folgert er, daß im dicken Darm, besonders durch Zutritt der Galle eine zur Ernährung dienliche Substanz, nämlich Fett, bereitet werde. Damit reime sich auch die Entstehung der grauen Amber, die 60 p. C. Fett halte, und nur im dicken Darm kranker Eschelote gefunden werde, wahrscheinlich, wie er sagt, weil das Fett darin gestockt habe, nicht gehörig von den absorbirenden Gefäßen eingesogen worden sey. Vollkommen ähnliche Concremente fänden sich zuweilen auch bey Menschen im krankhaften Zustande im Grimmdarm (in the human colon, solid masses of fat are sometimes met with in a diseased state of that canal, and are called *scybala*; those are in all respects similar to ambergris). — Einer Kranken, die gegen Gal-

lensteinbeschwerden von Zeit zu Zeit viel Baumöhl eingenommen hatte, gingen dann durch den Stuhl wachsähnliche kleine Kugeln ab, die aus  $\frac{2}{3}$  Oehl und  $\frac{1}{3}$  thierischen Schleim bestanden. Und ein kleines schwaches gelbsüchtiges Mädchen hatte von selbst, ohne solchen vorgängigen Genuß von Oehl, meist alle 10 bis 14 Tage eine ähnliche Ausleerung von einigen Unzen flüssigen Fettes das beym Erfalten gelieferte. Auch aus dem hartleibigen mit Galle gefärbten Stuhlgang eines Mannes ließ sich durch warmes Wasser ein öbliches Wesen ausscheiden; und Menschenfleisch und Rindfleisch mit Galle in Temperatur von Blutwärme digerirt, ward dadurch zum Theil in Fett umgewandelt; so wie dann auch durch Wirkung krankhafter Galle auf den Schleim in der Gallenblase die Fettwachsähnlichen Gallensteine entstehen. — Hingegen fehlte in der Leiche eines gelbsüchtigen Kindes von etlichen Monaten, das aber während dieser seiner Lebenszeit bey dem besten Appetit doch nicht gewachsen war und kein Fett unter der Haut hatte, die Gallenblase und selbst der Lebergallengang. Und so schließt dann der Verf. aus allen diesen vielartigen einzelnen Datis, das Fett werde im Körper nicht abgeschieden (it has, sagt er, nothing in common with the secretions), sondern im dicken Darm gebildet und dann erst ins Blutssystem gebracht.

Auch noch von Ebendenselben Zusätze zu seiner frühern Abhandlung über die Zergliederung des *Squalus maximus*, mit trefflichen Kupfern, nebst Bemerkungen über den Bau der Bronchialarterie der Fische überhaupt und mancher zweckmäßigen Eigenheiten in gewissen Geschlechtern derselben insbesondere; auch Vergleichung mit den so genannten Circulations-Organen in den niedern Thierclassen.

## Halle.

In Commission bey Hemmerde und Schwesfche:  
**Grundsätze der theoretischen und practischen  
 Philosophie, als Leitfaden zu Vorlesungen heraus-**  
 gegeben von A. Kayßler, öffentl. und ordentl. Pro-  
 fessor der Philosophie an der Universität, auch Mit-  
 director der Königl. Friedrichschule zu Breslau.  
 1812. XVII und 296 Seiten in Octav.

Die Erkenntniß, welche in diesem Werke darge-  
 stellt wird, sagt der Verf. in der Vorrede, hat  
 durchaus die dogmatische Richtung, doch ist sie nicht  
 Dogmatismus in der seit Kant üblichen Bedeutung  
 des Wortes, sondern um ihn geschichtlich zu fassen,  
 ein aus der Transcendental-Philosophie wieder-  
 gebornen, oder eine von dem Bewußtseyn abso-  
 luter Freyheit begleitete Erkenntniß des Object's.  
 Der Gegensatz der Freyheit und Nothwendigkeit,  
 von welchem die Vernunft-Crisis ausging, und  
 den die Wissenschaftslehre dießseitig, die Natur-  
 Philosophie dagegen jenseitig faßete, löset sich in  
 meiner Erkenntniß auf folgende Weise zur Einheit  
 auf. Zuerst fühle ich mich genöthigt, ein absolutes  
 Subject als Object meiner Erkenntniß voranzu-  
 setzen, und dieses Gefühls der Nothigung bin ich  
 mir als des ersten Actes meiner Freyheit bewußt.  
 Das absolute Subject kann nicht Object irgend  
 einer Erkenntniß seyn, wenn es nicht sich selbst  
 Object ist. Denn ohne dieses würde das absolute  
 Subject aufhören dieses zu seyn, indem es Object  
 der Erkenntniß würde, hiermit aber wäre die erste  
 Voraussetzung der Erkenntniß aufgehoben; mit der  
 ersten Voraussetzung ist also nothwendig die zweyte  
 verbunden, daß das absolute Subject sich selbst  
 Object sey, und das Bewußtseyn der Nothwendig-  
 keit dieser Voraussetzung ist der zweyte Act meiner  
 Freyheit. Diese doppelte Voraussetzung ist zugleich

Setzung der Einheit des Subjects und Objects, und in dieser Einheit bin ich mir des dritten Actes meiner Freyheit bewußt, welcher der Erkenntnißact ist, das wahre Ich. Setze ich diesen, an sich und in Wahrheit dritten Act, als den ersten "Ich bin Ich": so hebe ich damit das absolute Subject (den Grund) auf; setze ich ihn als den zweyten "Es ist ein Object schlechthin" so hebe ich das absolute Object (absolute im Seyn beschlossene Form) auf; setze ich ihn aber, auch im freyen Bewußtseyn, als das, was er in der Nothwendigkeit ist, nämlich als die Einheit des Subjects und Objects: so ist er die im Freyen geoffenbarte Copula des absoluten Subjects und Objects, womit dann zugleich auch das Subject und Object offenbar wird. Dieses Princip der Erkenntniß ist mir aus dem Studium der Transscendental-Philosophie als ihr nothwendiger Schluß hervorgegangen, und auf ihm ruhet der Dogmatismus, den ich in diesem Werke darlege. — Worauf der Verf. in seiner Philosophie ausgehe, in welcher Schule er das Philosophiren erlernt habe, und welche Belehrung und Unterhaltung der Leser sich von dessen im gegenwärtigen Werke ausgesprochenen Bemühungen, im Gebiete der Philosophie mehr Licht und Ordnung zu verbreiten, versprechen dürfe; kann schon aus jener Erklärung eingesehen werden, deren Anführung also auch zu einer Anzeige des Werkes nach der Bestimmung unserer Blätter hinreicht. Denn diese Bestimmung gestattet es nicht, jedes Bestreben, die Philosophie weiter zu bringen, seiner ganzen Beschaffenheit nach darzustellen, oder gar in Rücksicht des dadurch erhaltenen Gewinnes zu würdigen, welches, wenn es nicht das Ansehen von Nachsprüchen haben soll, mit Gründen unterstügt werden muß, die sich nicht in wenigen Zeilen angeben lassen.

## Leipzig.

Beim Antritt einer ordentlichen Professur der morgenländischen Sprachen hat Herr Prof. K. C. Rosenmüller zur Anhörung seiner Rede durch ein gelehrtes Programm, de versione Pentateuchi Persica (auf 54 Seiten in Quart) eingeladen, und dadurch eine Lücke in der biblischen Literatur ausgefüllt. Denn bisher beschränkte sich, was wir von dieser Version wußten, auf das was Walton zur Londner Polyglotte über sie mitgetheilt hatte, und das war sehr wenig, da Thomas Greaves, der die ausführlichere Beschreibung derselben für die Polyglotte ausarbeiten sollte, bloß bey einer allgemeinen Anzeige der Materien stehen geblieben ist, über die sich eine critische Beschreibung des Persischen Pentateuchs zu verbreiten hätte.

Der Verfasser der Uebersetzung war Jacob der Sohn Josephs, ein Jude aus Tus, einer Stadt in Persien, die einst der Sitz einer berühmten Jüdischen Academie war. Weder seine Person noch sein Zeitalter sind näher bekannt; doch kann er nicht vor dem neunten Jahrhundert gelebt haben, weiß er (1 B. Mose 10, 10.) Babel durch Bagdad erklärt, das erst vom Chalifen Almanfor im Jahre Ehr. 762 (Heg. 145) erbaut worden. Die Uebersetzung ist aus dem Hebräischen Original verfertigt, und folgt einer sehr buchstäblichen Manier, welche die Reinheit der Persischen Sprache ohne Bedenken aufopfert, wenn sie sich nur recht genau an ihren Urtext anschließen kann. Sie ahmt daher Hebräische Constructionen im Persischen bis zur Barbarey nach; behält ungeschweht Hebräische Wörter bey, so fremd sie auch dem Persischen seyn mögen, und nimmt sogar zuweilen (wie 4 B. Mose 33, 10 — 35. 42 — 50) den He-



520 G. g. A. 52. St., den 31. März 1814.

bräischen Text, mit Arabischen Buchstaben geschrieben, Wort für Wort auf. Bis jetzt kennen wir den Text des Persischen Pentateuchs nur aus Einer Handschrift, aus der, welche bey seinem Abdruck mit Hebräischer Quadratschrift in der Ausgabe des Pentateuchus Hebraeo - Chaldaeo - Persico Arabicus (Constantinopel 1546. Fol.) zum Grunde liegt. Mit Arabischer Schrift von Hyde umgeschrieben, ist er wieder in der Londner Polyglotte abgedruckt worden, doch nicht mit seinen vielen Auslassungen einzelner Worte und zum Verständniß unentbehrlicher Sätze: Hyde hat diese Lücken ausgefüllt; aber seine Zusätze in Klammern eingeschlossen, um sie sogleich kennrlich zu machen. Für die Critik des Hebräischen Textes ist aus der Persischen Uebersetzung nichts zu erwarten; sie drückt fast gar keine eigenthümliche Lesarten aus, sondern folgt allermwärts dem Masorethischen Texte, und in den Kleinigkeiten, bey denen dieser in seinen einzelnen Autoritäten verschieden ist, hält sie es immer mit einer von den vorhandenen Parteyen, zum Beweis, daß in der Gegend, wo der Uebersetzer lebte, auch der von den Masorethen festgestellte Text herrschte. Der größte Theil dieser gelehrten Abhandlung beschäftigt sich mit Proben der dem Uebersetzer eigenthümlichen oder nur bey wenigen (meist auch in Onkelos Targum) befindlichen Erklärungen einzelner Stellen der Genesis, welche der Verf. gelehrt erläutert, und hie und da auch gelegentlich den Sinn des Originals erörtert, wobey man, wenn man auch nicht mit ihm gleiche Ansichten, Vorstellungen und Erklärungen theilt, doch immer den Sprachkenner und gelehrten Interpreten wird schätzen müssen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1814.

Breslau.

Ben E. F. Barth: Darstellung der Höhen verschie-  
dener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens.  
Von Toussaint von Charpentier, Königl. Preussis-  
chem Oberberggräthe und Oberbergmeister von Nie-  
derschlesien u. s. w. Mit einem illuminirten Kupfer.  
1812. III Seiten in Quart.

Die Schlesiſchen Gebirgsgegenden haben das  
Glück gehabt, von verschiedenen trefflichen Natur-  
forschern untersucht zu werden, wodurch sie im  
Ganzen näher bekannt geworden sind, als manche  
andere Gebirge, die es nicht minder verdienen.  
Dessen ungeachtet ist noch außerordentlich viel für die  
genauere Kunde der Schlesiſchen Gebirge, besonders  
in geognostischer Hinsicht zu thun. Ueberhaupt ist  
es im höchsten Grade schwer, mit der geognostischen  
Untersuchung eines Gebirges von bedeutendem Um-  
fange und mannigfaltiger Zusammensetzung dahin zu  
gelangen, daß man behaupten darf, seine Consti-  
tution ganz zu kennen; denn gewiß keine Art von  
Naturbeobachtungen hat mit größeren Schwierig-  
keiten zu kämpfen, erfordert in einem höheren Grade

öftere Wiederholung und einen längeren Aufenthalt in der betreffenden Gegend, als die über äußere Gestaltung und innere Zusammensetzung der Gebirge. Um in diesen beiden Theilen der geognostischen Untersuchung gute Fortschritte machen zu können, ist es unumgänglich nöthig, mit der Bestimmung der Höhen der wichtigsten Punkte den Anfang zu machen. Aus diesem Grunde schon haben die neueren geognostischen Beobachtungen eines von Humboldt, eines von Buch, welche größtentheils mit dem Barometer in der Hand angestellt wurden, einen so sehr viel größeren Werth als viele andere, auch vielleicht nicht ohne Scharfblick und Wahrheitsliebe gemachte, denen Höhenbestimmungen mangeln. Die Geognosie und die physicalische Geographie sind daher dem bereits aus früheren litterarischen Arbeiten vortheilhaft bekannten Hrn. Verfasser des vorliegenden Werkes, in welchem viele Höhenbestimmungen Schlesiſcher Berge und Orte, mit beständiger Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse, zusammengetragen sind, für die Herausgabe desselben vielen Dank schuldig. Die Höhenmessungen, welche diesen Bestimmungen zum Grunde liegen, wurden sämmtlich mit dem Barometer unternommen, und zwar mehrere derselben von dem Hrn. Verfasser selbst; die übrigen hingegen von dem verstorbenen, als eifriger Naturforscher rühmlichst bekannten Hrn. von Bersdorf in Meßersdorf, Hrn. General von Lindner und Hrn. Prof. Jungnick. Zum Theil sind sie früher schon durch den Druck bekannt geworden, zum Theil aber erst dem Hrn. von Charpentier handschriftlich mitgetheilt. Ueber die Anstellung und Berechnung der Beobachtungen fehlen in der Schrift leider die genaueren Angaben. Da die Genauigkeit der Höhenmessungen mit dem Barometer so sehr abhängt von

der Beschaffenheit des Instruments und der Sorgfalt des Beobachters; die Resultate auch außerdem so verschieden ausfallen können, nach den verschiedenen Correctionen und Berechnungsmethoden die man anwendet; so muß es natürlicher Weise bey der Mittheilung solcher Beobachtungen sehr erwünscht seyn, wenn man durch genaue Angabe aller erforderlichen Data in den Stand gesetzt wird, die Bestimmungen einigermaßen zu controlliren; um so mehr aber, wenn die Angaben von verschiedenen Beobachtern herrühren, durch deren verschiedenartige Berechnungen die Höhen vielleicht nicht einmahl in einem gegenseitigen richtigen Verhältnisse erscheinen. Nachahmung verdient daher die Methode der Herren von Humboldt, von Buch, Wahlensberg u. a. welche neben den berechneten Höhen auch das Tagebuch ihrer Beobachtungen ausführlich mitzutheilen pflegen.

Die Höhen sind von Hrn. von Charpentier profilmäßig auf ein großes Blatt getragen. Die Darstellung zerfällt in zwey Haupttheile. In einem obern sind die Höhen der Gebirge und Gebirgsorte, in einem untern die der Flüsse und an ihnen liegenden Orte verzeichnet. Die Anzahl von jenen beträgt 65, von diesen 40. Die Zeichnungen sind nicht so gemacht, daß sie zugleich richtige Profildarstellungen geben; dieses war bey der großen Längen- und Breitenausdehnung der betreffenden Gegenden, wenigstens auf einem Blatte nicht wohl thunlich. Auf der Höhenkarte sind die wichtigsten allgemeinen geognostischen Verhältnisse durch verschiedene Farben angedeutet. Auf Schichtung und alle näheren geognostischen Verhältnisse konnte nicht Rücksicht genommen werden. Sowohl für das Gebirgs- als auch für das Flußprofil ist das Niveau der Ostsee als Basis angenommen. Die Höhen in

Pariser Fußes sind jedem Puncte in Zahlen beschrieben.

Die zur Erläuterung der Höhenkarte dienende kleine Schrift enthält viele schätzbare geognostische und bergmännische Notizen, von denen wir hier aber, wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter, nur einiges ausheben können. Das bekannte Sobren-Gebirge ruhet in Norden auf Granit, in Süden auf Gneus, aber das gegenseitige Verhältniß dieser Gebirgsarten ist noch problematisch. Ueber beiden liegt Serpentin und abwechselnd auf demselben Urgrünstein (oder nach v. Buch's neuerer Bestimmung, Gabbro). Ungemein interessant sind in geognostischer Hinsicht die Kalk-, Serpentin- und Arsenikflieſlager in einem in Glimmerschiefer übergehenden Gneuß der Gegend von Reichenstein. Das reine Erz hält im Zentner ungefähr  $\frac{2}{5}$  bis  $\frac{7}{8}$  Loth Gold. In früheren Zeiten benutzte man es auf Gold, nicht aber auf Arsenik; jetzt verintereſſirt sich das Goldausbringen nicht mehr, dagegen gewinnt man aber mit vielem Vortheile den Arsenik. Die dortige Arsenikfabrication ist vielleicht die bedeutendste, welche es gibt, indem, wenn der Absatz es gestattete, füglich an 6000 Zentner Arsenik-Glas jährlich ausgebracht werden können. — Mit der hohen Meuse, dem höchsten Puncte auf dem Grünwalder Gebirge, verläßt man den Glimmerschiefer und gelangt zu einem jüngeren Sandstein, welcher das Gebirge der Heuscheuer konſtituirte, und daher oft Heuscheuer-Sandstein genannt wird. Auf der Heuscheuer selbst erreicht er seine größte Höhe, indem der höchste Punct 2893 Fuß über der Ostsee liegt. Alles was von diesem Sandsteine — der sich besonders durch seine seltsamen Felsengestalten auszeichnet — mitgetheilt wird, scheint dafür zu reden, daß er mit dem Qua-

der Sandsteine unserer Gegenden und der Sächsischen Schweiz zu einer Formation gehöre, welche Vermuthung auch schon von anderen Geognosten geäußert worden ist. — Sehr merkwürdig ist das Vorkommen des Basaltes zu Krobadorf in dem so genannten Kauenloch, womit man einen etwa zwanzig Lachter lang in Glimmerschiefer getriebenen uralten Stollen bezeichnet. Mit demselben ist Basalt überfahren worden, welcher zum unmittelbaren Hangenden und Liegenden Glimmerschiefer hat. Er ist von ein Paar Zollen bis über  $\frac{1}{2}$  Lachter mächtig, und scheint an einigen Stellen die Eigenschaften eines Ganges, an anderen die eines Lagers zu besitzen. Uebrigens ist er mit dem Glimmerschiefer fast verwachsen. Dieser Basalt verdiente wohl auf das genaueste in Hinsicht der äußeren Beschaffenheit und der Bestandtheile untersucht und mit dem Basalte des Flöztrappgebirges verglichen zu werden, um näheren Aufschluß darüber zu erhalten, ob der erstere auch mit vollem Rechte den Namen Basalt verdiene. Denn es gibt manche Gebirgsarten die dem Basalte täuschend ähnlich sind, und bey ganz genauer Betrachtung sich doch verschieden zeigen. Ganz vorzüglich würden bey einer solchen Untersuchung, die für den Basalt so besonders charakteristischen Gemengtheile: Olivin, Augit, basaltische Hornblende — zu berücksichtigen seyn. Fehlen diese gänzlich, und sind keine Aufklärung gebende Uebergänge sichtbar, dann dürfte die Entscheidung, ob jene Gang- oder Lagermasse wahrer Basalt sey oder nicht, sehr schwer seyn. — Interessant sind die mitgetheilten Bestimmungen des Falles der verschiedenen Flüsse. Hätte man ähnliche Angaben von vielen Flüssen verschiedener Länder, so würde die physicalische Erdbeschreibung dadurch manchen guten Aufschluß über die verschiedenen Abdachun-

gen, die Verhältnisse der Flußgebiete u. s. w. erlangen können.

### Lübeck.

Bei Kömhlid 1814: Christian Nicolaus Carstens. b. A. Dr., Beyträge zur Erläuterung des Lübeckischen Rechts. Zweyte Sammlung. 240 S. in Octav.

Der Verfasser wollte den geschäftlosen Zustand, in welchen er durch die Occupation Lübeck's versetzt wurde, nicht unbenutzt lassen, und lieferte daher diese Fortsetzung seiner vor dreizehn Jahren begonnenen Sammlung. So löblich dieses Unternehmen an sich ist, so durfte man doch erwarten, daß eine fünfzigjährige ausgebreitete Praxis eine reichere Ausbeute geben werde. Die Sammlung enthält, außer einigen Nachträgen zum ersten Stück, meist in das Seehandlungsrecht und in den Concursoprocess einschlagende Rechtsfragen, welche der Verfasser, mit Beziehung auf Präjudicien, beantwortet. Gründliche theoretische Ausführungen und neue Belehrungen darf man jedoch bey ihm nicht suchen. Sehr interessant und für die Lehre vom künstlichen Beweis in Criminalsachen instructiv, ist die unter Nr. XII. erzählte Entdeckung einer falschen Affecuranz. Ein fremdes zu 169278 Mark versichertes Schiff trat, wohl ausgerehdet, in der besten Jahreszeit und beymschönsten Wetter die Reise von Lübeck nach Petersburg an, war aber kaum am dritten Tage bis Bornholm gekommen, als es versank und die Besatzung sich auf diese Insel rettete. Mehrere Umstände erregten den Verdacht eines Betrugs, und durch kluge Ausmittelung und Venuzung aller Anzeigen gelangte man zu einem hohen Grade des künstlichen Beweises der absichtlichen Versenkung des Schiffs, wodurch denn auch der Ablader zum Ge-

ständniß der ganzen Betrügerey gebracht wurde. — Der Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft nach Lübeckischem Rechte scheint bloß in der Absicht geschrieben, um der, in den Jahren 1810 und 1811 viel besprochenen Meinung: als ob die beerbte Ehefrau eines Falliten in jedem Fall die Schulden ihres Mannes zu bezahlen verbunden sey, von neuem das Wort zu reden. Er ist indessen gänzlich mißlungen, und das aus dem einfachen Grunde, weil das Lübeckische Stadtrecht eine solche allgemeine Gütergemeinschaft, wie sie der Verf. hinein zu interpretiren bemüht ist, durchaus nicht kennt. Schon längst ist dieses in den jenem Gegenstande gewidmeten Schriften des Hrn. von V., besonders in dem bekannten Memoire (Cassel 1811), so wie in den Grundlinien einer neuen Theorie der ehelichen Gütergemeinschaft nach Lübeckischem Rechte, bis zur Evidenz dargethan. Auch hat der Verf. nicht das Mindeste vorgetragen, was diese richtige Ansicht zu widerlegen vermöchte. Den Mangel an Rechtsgründen sucht er indessen durch Schimpfen zu ersetzen, indem er jene Schriften ganz kurz damit abfertigt, daß er sie für Unsinn und unter aller Critik erklärt, zugleich aber sich über den achtungswürdigen Verfasser des Memoire, der nach Geist und Gesinnungen als ein wahrer Deutscher längst und allgemein anerkannt ist, auf eine Weise äußert, die insbesondere einem Lübecker sehr übel ansteht. Auch über die in diesen Blättern (1811. Stück 37) geschehene beifällige Anzeige jenes Mémoire ist der Verf. sehr erzürnt. Doch rührt diese Anzeige von einem Recensenten her, der mit Hrn. von V. in keiner Verbindung stand, den er damahls noch nicht persönlich kannte. Sollte aber auch Herr Dr. C. und alle blinde Verehrer der



Praxis darüber noch mehr in Zorn gerathen, so nimmt doch gegenwärtiger Rec. nicht den geringsten Anstand, seinem Collegen hierin mit voller Ueberzeugung beizutreten, und die in dem Mémoire, so wie in den erwähnten Grundlinien, mit eben so viel Gründlichkeit als Scharfsinn vertheidigte Ansicht für die einzig wahre zu erklären. Der einzige Grund, mit welchem Herr C. gegen den klaren Buchstaben und Sinn des Gesetzes kämpft, besteht in der Berufung auf die Praxis. Allein Mißbrauch ist keine Gewohnheit, sagt schon unser Vorfahr, und aus einer Vernunft- und Gesetzwidrigen Rechtsprechung kann kein Recht hervorgehen. Dieser Wahrheit hat denn auch Herr Dr. C. selbst unwillkürlich huldigen müssen. Man höre nur was er an einer andern Stelle der nämlichen Abhandlung sagt: "Was sind Präjudicata, die auf einem offenbar unrichtigen Rechtsgrund beruhen? Daraus kann auch durch die Praxis kein jus consuetudinarium erwachsen." (S. 30). Diese Stelle, welche den oben erwähnten, von ihm für baaren Unsinn erklärten Schriften als Motto vorgelegt werden könnte, enthält die bündigste Widerlegung der von ihm vertheidigten Meinung, als ob eine beerbte Ehefrau, gegen den klaren Inhalt des Gesetzes, bloß um deswillen die Schulden ihres Mannes bezahlen müsse, weil die Praxis eine Zeitlang diesen Mißbrauch befolgte. Wenn nun Herr Dr. C., nachdem er sich auf diese Weise selbst widerlegt hat, dennoch auf der Behauptung beharret, daß eine solche offenbare Ungerechtigkeit durch die Praxis zu einer rechtlichen Gewohnheit umgeprägt werden könne, so macht er sich hierdurch augenscheinlich einer auffallenden Inconsequenz schuldig.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 2. April 1814.

Haarlem.

Bei J. Engelschede: Verhandelingen raakende den natuurlyken en geopenbaarden Godsdienst: uitgegeeven door Teyler's godgeleerd Genootschap. XXIV. Deel. 1810. 438 Seiten in Quart.

Schon in der frühesten Kindheit (hört man öfters wohl denkende Männer klagen) stellt man uns die Griechen und Römer als Ideale alles wahrhaft Großen und Edeln auf; und zugleich als die freyes ten und glücklichsten aller Erden söhne. Unkundig der Geschichte der neuern Zeit werden wir nicht überzeugt, nur geblendet von der Glorie, welche die Häupter der Helden und Halbgötter der alten Welt umstralt. Grenzenlos ist die Huldigung, welche wir Athen, Sparta, Theben, Rom darbringen. Wir verherrlichen als Tugenden von Griechen und Römern verübten Kinder-, Bruder- und Vatermord und die Erstickung der heiligsten Gefühle. Wir erheben die Staatsverfassungen der Alten hoch über die unsrigen. Allem Menschenverstande Hohn sprechend geben wir der Götterlehre der Alten den Vorzug vor der christlichen Religion. Wir preisen

G (3)

jene Zeiten als die seligsten, da jeder Berg, jeder Baum, jede Quelle, die ganze Natur belebt und beseelt war. Wir finden Hella's Cultus unsäglich reizender, als den unsrigen. Immer häufiger bedienen wir uns zur Würdigung der verschiedenen Religionen statt des sittlichen, des so genannten ästhetischen Maßstabes. Wir können sogar dem Christenthum einen Vorwurf daraus machen, daß es die göttlichste aller Lehren verkündigte, die Lehre von der Unsterblichkeit; jene Lehre, die so oft das Leben — verbitterte; die dem Leben so oft alle seine Reize nahm. Auch in Hinsicht auf Tugend und Glück räumen wir den Alten den Vorzug ein; und immer mehr verbreitet sich die Vergötterung der Alten. Vorzüglich in Deutschland trieben die Feinde des Christenthums dieß heillose Werk, und unter ihnen findet man Männer des ersten Ranges; selbst einen Wieland und Schiller. Um nun diesem Uebel, so viel sie es vermochte, zu steuern, gab die Zeylersche Gesellschaft die Preisfrage auf: "Was gelten jene der Tugend und dem Glück der alten Völker gehaltenen Lobreden? Sind die Völker unserer Zeit, verglichen mit den civilisirten Völkern der alten Welt, besser und glücklicher? Und ist dieß wirklich der Fall, in wie weit können wir es dem Christenthum zuschreiben?" Herr H. G. van Kampen trug den Preis davon, und seine Abhandlung ist es, die den ganzen vor uns liegenden Band einnimmt.

Im ersten Theile vergleicht Herr v. K. das Glück der Alten (von S. 11 — 226) mit dem Glück der Völker neuerer Zeit: (von S. 226 — 284) und zwar 1) in Hinsicht auf den Zustand des Menschen in der Gesellschaft; als Bürger nicht nur, sondern auch in Bezug auf die Verhältnisse der Völker gegen einander; 2) in Hinsicht auf das häusliche Leben;

und 3) in Hinsicht auf die mehr oder weniger günstige Lage zur Entwicklung der sittlichen und religiösen Anlagen. Im zweyten Theile (von S. 285—386) ist vom sittlichen Werthe der Völker der alten Welt und unserer Zeit die Rede. Und da das Resultat zu unsern Gunsten ausfällt; so wird im dritten Theile (von S. 387—438) untersucht, in wie weit wir unsere höhere Veredelung dem Christhume zuschreiben müssen.

Höchst vortheilhaft zeichnet Hrn. v. K. Arbeit sich aus durch Fleiß, Gelehrsamkeit und Prüfungsgeist. Ein tiefes Studium der Quellen, besonders der Geschichte der alten Welt, verschaffte ihm Materialien in reicher Fülle. Herr v. K. gehört zu keiner Partie, er huldigt keinem Systeme, er zeigt sich überall als ein eben so ruhiger als muthvoller Forscher. Und — was hier höchst wichtig ist — auch er kann zu den wenigen gezählt werden, denen der göttliche Geist des Stifters unserer Religion in seinem reinsten Glanze strahlt. Vielleicht ist von allen Abhandlungen, welche die Tenlersche Gesellschaft veranlaßte, die vor uns liegende die vollständigste.

Aber die Frage: "verdient in Hinsicht auf Glückseligkeit und Tugend die alte Welt vor der unsrigen, oder diese vor jener den Vorzug?" führt ins Unendliche. Zwen unüberschbare Gegenstände, die sämtlichen civilisirten Völker der alten Welt, und die sämtlichen civilisirten Nationen unserer Zeit, sollen da mit einander verglichen werden; Perser, Babylonier, Aegypter, Griechen, Karthager, Römer auf der einen Seite, und auf der andern die gestifteten Bewohner unsers Erdtheils! Kein Zeitpunkt ist bestimmt: was aus der alten Welt gebracht ist, gehört verschiedenen Jahrhunderten an: und eben so stehen gegenüber neben einander

Tromp, de Ruiter, Oldenbarnevelt, Pestalozzi und mehrere unserer berühmten Zeitgenossen. Dazu kommt, daß der Begriff von Glückseligkeit bey den Millionen von Individuen, welche über denselben nachdachten und nicht nachdachten, millionenfache Gestalten annahm und noch annimmt. Endlich gibt es auch wahrhaft unbesiegbare Schwierigkeiten schon dann, gilt es auch nur die Würdigung des moralischen Werths Einer Nation in einer bestimmten, uns nicht zu nahen, aber auch nicht von uns weit entfernten Zeit.

In der Untersuchung über die Cultur der Völker der alten wie der neuen Welt ist, was Seite 390 ganz besonders auffällt und gar viel verdarb, weit nicht genug intensive von extensiver Cultur unterschieden. Von der einen gilt nicht der Schluß auf die andere; es kann die extensive fortschreiten und die intensive stillstehen: es kann diese fortschreiten, und jene unverändert dieselbe bleiben, oder nur unmerklich fortschreiten. Eben so fanden wir, daß Herr v. B. nicht immer der mannigfaltigen Wege sich erinnerte, auf welchen nach den Wünschen, wie wider den Willen der Machthaber, Licht wie Finsterniß zu den Völkern kommen kann. Noch öfter aber bedachte er nicht, daß nicht nothwendig die religiöse Aufklärung zugleich mit der allgemeinen, und diese mit jener fortschreiten muß; daß die Eine der Andern voreilen kann; und daß sowohl die allgemeine wie die religiöse Aufklärung zurück wie fortschreiten kann, ohne daß ein sterbliches Auge es wahrnimmt.

Gewiß haben wir auch zur Erforschung des moralischen Werths einzelner Menschen wie ganzer Völker mehr zu thun, als ihre Laster und Tugenden aufzuzählen und die gefundenen Summen mit einander zu vergleichen. Umstände können der Tugend

wie dem Laster eben sowohl beförderlich als nachtheilig werden. Wer kennet alle diese Umstände, und wer, der sie alle kennet, mag sich schmeicheln, daß er sie alle auch bey Völkern aufgefunden habe, die vor Jahrtausenden lebten? Es ist verschieden der Werth der einzelnen Tugenden; wer aber kann jede in jedem Zeitalter gehörig würdigen? Nicht jedes Laster richtet in der Welt dasselbe Unheil an, und höchst verschieden ist das aus jedem einzelnen Laster hervorgehende Unheil, je nachdem das Laster mit andern verbunden und nicht verbunden ist: wer aber ist fähig, jedes Volktes und jedes Zeitalters Laster und ihre Verbindungen zu ergründen? Weiter: jede Tugend verbarg sich, bald mit mehrerem, bald mit wenigerem Glücke: gute und edle sowohl, als schlechte und abscheuliche Handlungen ohne Zahl bleiben in jedem Zeitalter jedem sterblichen Auge verborgen: wie oft galt als Tugend, was spätern, schärfern Angen einzig als mechanische Wirkung unreinigbarer Sinne erschien: und wie häufig war nicht auch der Fall, daß Laster in der Tugend Farbe erschienen, einzig weil man sie nur von einer gewissen Seite betrachtete hatte. Endlich ist es ja nicht die That, sondern der Wille, der des Menschen wirklichen Werth entscheidet.

Die zweyte, von Hrn. v. B. beantwortete Frage: "Welchen Antheil hatte das Christenthum an der höhern Veredelung der neuern Völker?" führt in eine Region, auf der die tiefste Finsterniß ruhet, und ewig ruhen wird. Nur Gott kennet der Thaten Quelle, der guten und edlen, wie der bösen und der abscheulichsten Handlungen, unserer wie aller Zeiten. Wir sind durchaus unfähig, zu bestimmen, zu welchen Handlungen blinde Triebe führten; zu welchen klare Einsichten; zu welchen die Eingebungen des Gefühls. Welche religiöse wie nichtreligiöse

gigste Meinungen, Begriffe, Grundsätze, Glauben in irgend einem Volke älterer wie neuerer Zeit herrschten und nicht herrschten: kann kein Sterblicher angeben. Ein anderes ist es, was geschrieben steht und gelehrt wird; und ein anderes, was in die Köpfe und Herzen gedrungen ist. Was sich da dem stumpfen wie dem schärfsten Auge offenbarte, war eine unendliche Mannigfaltigkeit, die von dem Sohne des Staubes nicht überschauet, nicht gefaßt werden konnte. Kennen wir auch die in den Köpfen und Herzen befindlichen Glaubenslehren wie die Moral des Christenthums; wären auch jene Lehren und diese Moral in allen Menschen in allen christlichen Ländern dieselben; und wüßten wir auch noch alle guten und edlen Handlungen eben dieser Menschen so gewiß, genau und vollständig, als sie im Buche des Himmels geschrieben stehen; so sind es doch nicht bloß jene Lehren und jene Moral, die in jenen Menschen wirkten; so wirkte doch noch außer jener Lehre und Moral so vieles sowohl mit jener Lehre und Moral, als wider sie; so wirkten doch noch zugleich, mit bald geringerer, bald größerer, und bald unwiderstehlicher Gewalt, Klima und Nahrung, Krankheiten und zermalmende Schläge des Schicksals, Verfassung, Verbindungen und Verhältnisse aller Art, so, daß nur der Allwissende jeder Ursache Wirkung erkennen kann. Keiner läugnet, daß dieselben Grundsätze anders wirken im Leichtsinrigen und anders im Ernsthaften und Bedachtsamen: aber jeder verstummet, soll er angeben, was dieselben Grundsätze einst wirkten oder jetzt wirken in Holland, dem Wohnsitz des Ernstes und der ruhigen Ueberlegung, und was in Frankreich, dem Wohnsitz des Leichtsinnes. Wir alle sind überzeugt, daß dieselben guten Grundsätze anders wirken, ist mit denselben ein behutsames

Mißtrauen in die Stärke guter Grundsätze verbunden, und anders, wo dieß Mißtrauen fehlt: aber keiner hat jemahls sich erkühnt, auch nur in einzelnen bestimmten Fällen die Früchte jener Grundsätze anzugeben. Wir können leben und auch nicht leben nach unsern Grundsätzen, Meinungen, Glauben: bey wie vielen ist nun hier und dort dieses oder jenes der Fall? Ist — was auch Wieland so oft äußerte — wahr oder falsch, und in welchem Grade ist es wahr oder falsch, daß die Tugend, nach seinen Grundsätzen zu leben, eben nicht die Tugend der Moralisten ist? Wer weiß es denn auch nicht, daß so viele Menschen im wirklichem Leben weit besser erfunden wurden, als ihr Glaube?

Die Größe der Wirkungen des Christenthums zur Beredelung der Menschen durch und nach Thatfachen zu bestimmen, ist eben so unmöglich, als es unmöglich ist, den Seegen eines erquickenden Regens zu berechnen, oder jene, der Gesundheit und dem Leben so wohlthätigen Wirkungen, welche einer jener herrlichen Tage hat, welche Dupaty Feste nennet, welche der Himmel der Erde gibt. Wir sind noch nicht einmahl darüber einig — und schwerlich werden wir es je werden — ob die Christenlehren stärker da einwirkten, wo der supernaturalistische Offenbarungsglaube sich fand, oder da, wo die Ueberzeugung von einer mittelbaren göttlichen Offenbarung herrschte: obgleich zu allen Zeiten und überall mit jenem Glauben die größte Roheit und Unstetlichkeit verbunden war.

Ist es nun aber auch unmöglich, durch Thatfachen darzuthun, was das Christenthum zur Beredelung der Menschen wirkte; oder, mit andern Worten, wie viele und welche gute und edele Handlungen Wirkungen der Christenlehren waren; was liegt daran? Können wir doch, fassen wir nur rein



und unverfälscht die Lehren des Stifters unserer Religion auf, aus der Natur des Menschen jedem menschlichen Menschen un widersprechlich darthun, daß jene Lehren — erhabener, göttlicher, als alle Lehren des Socrates und Plato — so lange sie den Menschen verkündigt werden, so lange die Menschen Menschen bleiben, ihre Herzen und Willen heiligen, sie zu allem Guten, zur Tugend, zu Gott führen müssen. Was bedürfen wir mehr? Dazu kommt aber noch, daß durch Beweise, die sich gar nicht führen lassen, auch wenn Tausende durch sie gewonnen werden sollten, der guten Sache nicht nur nichts genützt werden kann, sondern am Ende nothwendig geschadet werden muß.

Daß wir in der Reihe der Völker der alten Welt die Hebräer oder Israeliten vermisten, war uns nur beim ersten Blicke auffallend. Die Geschichte dieses Volks enthält des Elends aller Art und des moralischen Verderbens der scheußlichsten Art durch alle Perioden hindurch so unsäglich viel, daß mit einer treuen Schilderung desselben der Lehlerschen Gesellschaft wohl nicht sonderlich gedient seyn könnte. Die frühe Cultur der Römer wird S. 94 ihren Gesetzgebern zugeschrieben. Selbst die älteste, so genannte Geschichte der Römer ist dem Verf. wirkliche Geschichte. "Die Entweihung des Volks auf den heiligen Berg ist ein Gebrauch, den das Volk von seiner Gewalt machte, der uns Ehrerbietung gegen dasselbe einflößen muß." Blieb ihm aber irgend etwas anders zu thun übrig? "Nun ließ das Volk sich nicht weiter betriegen" und doch wurde es arg genug betrogen! Nach S. 120 war August als Triumvir ein Unmensch und als Kaiser Vater des Volks. Welch ein Wunder! Wie sehr verschieden die Regierungsformen in der Wirklichkeit und in der Theorie sind, ist S. 227 nicht erwogen.

Es halfen nur die Kreuzzüge; sie waren es nicht einzig, wodurch der dritte Stand gebildet wurde. Nach S. 227 ist die Rede von mehreren Ländern, in welchen das Christenthum in seine oude zuiverheid hergestellt ist. Wir kennen auch nicht ein einziges Land, in dem das geschah. Die Englische Staatsverfassung soll das wahre Modell für Alle seyn! Was S. 228 f. von den Staatsverfassungen der neuern Völker gesagt ist, befriedigt gar wenig. Die Schwedische Verfassung wird sehr gelobt, und Dänemark ist, des volligen Despotismus ungeachtet, eines der glücklichsten Länder. Recht widerlich wird S. 236 von dem Vermiethen der Truppen in der Schweiz gesprochen. Die Tugend der Schweizer war der Grund ihrer Erhaltung! Härter, als unser Herr Verf., kann man nicht die Duelle verdammen. Sie verrathen die größte openstapeling van zinnelooze ongerymdheid und teufelische Bosheit; sie sind eine Geburt der Hölle, ein Schandflecken Europas und des Christenthums, ein Ueberbleibsel aus der schwärzesten Nacht des Mittelalters. Um sie zu vertilgen, wird gerathen, man solle den überlebenden Duellanten mit dem verächtlichsten Tode, mit dem Galgen, bestrafen. Die Alten glaubten mit Recht, daß derjenige wahre Stärke der Seele besitzt, der durch Beleidigungen aus seinem Gleichgewichte und seiner Ruhe sich nicht bringen läßt. Ein Themistocles konnte einem Enrybiades zum schon aufgehobenen Stocke seinen Rücken hinhalten mit den Worten: "Schlage zu, dann höre mich aber auch." Herr v. K. meint, daß die Alten uns an gesundem Menschenverstande übertrafen, erbelle schon daraus, daß sie sich nicht duellirten. Sehr hoch werden uns unsere Duelle angerechnet, dagegen aber kommt uns zu Gute, daß bey den Peitschenhieben des Schicksals wir weniger murren,

und nicht solche Lasterungen, wie die Alten, gegen den Himmel ausstoßen. So wird nun fortgezählt, fortgerechnet, zugeschrieben und wieder abgeschrieben, und so kann man denn das Werk fortreiben bis an das Ende der Lage, ohne zu dem Resultate zu gelangen, das man sucht und durchaus finden will, und das — wie die Erfahrung lehrt — der Rechenmeister und mit ihm der größte Theil seiner Leser gefunden zu haben, so leicht als fest glauben kann.

### Leipzig.

Bei Kühn und dem Verf.: *Mauricii de Prasse Institutiones analyticae*. 1810. 352 S. in Quart.

Dieses Lehrbuch empfiehlt sich bey der großen Menge der darin behandelten Gegenstände dennoch durch eine außerordentliche Kürze und Klarheit des Vortrags. Der Rec. kennt wenig Anleitungen zur Analysis, die eine zweckmäßigere Uebersicht selbst von solchen Lehren verschafften, welche sonst eben nicht in Lehrbüchern vorgetragen zu werden pflegen, und gewöhnlich schon geübtere Leser zum voraussetzen. Der Verf. bemüht sich bey seinen Untersuchungen überall sogleich von möglichst allgemeinen Sätzen und Formeln auszugehen, aus welchen denn einzelne Fälle, als Corollarien und Beispiele, von jedem leicht selbst entwickelt werden können, welches zumahl in der Integralrechnung sehr vielen Raum erspart, und die Uebersicht derjenigen Operationen, welche in unserer Gewalt stehen, ungemein erleichtert. Indessen fehlt es doch auch nicht an einzelnen Fällen und Beispielen, so weit sie zur Erläuterung der allgemeinen Sätze erforderlich sind. Ungeachtet wir in Rücksicht der philosophischen Principien einer jeden Rechnungsart mit dem Verf. meist übereinkommen, so scheint es uns doch, als wenn zum

Behuf der Anfänger unterweilen noch einige Erklärungen hätten beygefügt werden dürfen, so z. B. S. 287. bey der Entwicklung des Begriffs der Variationsrechnung, deren Erklärung doch fast etwas zu kurz gerathen ist, als daß Anfängern der Geist dieser Rechnungsart daraus vollkommen klar werden möchte. Bey einem so schwierigen Gegenstande ist es immer rathsam, den Anfänger erst durch eine Aufgabe vorzubereiten, die ihn nicht allein über den Zweck und die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung belehrt, sondern auch geschickt ist, die Grundbegriffe selbst näher zu fixiren, auf deren möglichste Klarheit hiebey so vieles ankömmt. Irgend ein leichtes isoperimetrisches Problem hätte hier die beste Einleitung geben können, warum man genöthigt war, auch auf einen Differenzialcalculus für unbestimmte Functionen zu denken; überhaupt, was man für Begriffe mit den Variationen, auch wenn diese selbst wieder von Differenzialen genommen werden, zu verknüpfen habe u. s. w. Doch dieß alles hat der Verf. vielleicht nur dem Lehrer überlassen wollen. Wir begnügen uns hier bloß noch die Ordnung der in dieser Schrift behandelten Lehren in der Kürze anzuzeigen. Sie zerfällt in drey Bücher, deren jedes wieder in mehrere Kapitel abgetheilt ist. **Erstes Buch.** De quantitibus determinatis. Buchstabenrechnung, Ausziehung der Wurzeln, Lehre von den Gleichungen im allgemeinen, binomischer Lehrsatz, combinatorische Analysis, Kettenbrüche, niedere und höhere arithmetische Progressionen, Auflösung numerischer Gleichungen. **Zweytes Buch.** De functionibus. Verwandlung der Functionen in Reihen, Umkehrung der Reihen, Lehre von den Logarithmen, Polynomialtheorem, Summirung der Reihen, unbestimmte Aufgaben, Differentialrechnung, Taylorischer Lehrsatz,

Interpolirung der Reihen. Drittes Buch. De calculo integrali et methodo variationum. Integration rationaler und irrationaler Differentiale, worin nur eine veränderliche Größe vorkommt. Von der Integration durch Reihen; Integrale von Ausdrücken, welche logarithmische und Exponentialgrößen enthalten. Allgemeine Vorschriften, Integrale durch Näherungen zu bestimmen. Integration von Ausdrücken und Gleichungen, worin mehrere veränderliche Größen mit ihren höhern und niedern Differentialen vorkommen. Integration von Gleichungen mit partiellen höhern und niedern Differentialen. — Integrale, welche von trigonometrischen oder Kreisfunctionen abhängen, z. B.

$$\int \frac{dx}{a^2 + x^2}; \int \frac{dx}{\sqrt{(a + bx - cx^2)}} \text{ u. dergl.}$$

werden bloß in Reihen dargestellt, weil in einem rein analytischen Werke keine fremden Einmischungen, z. B. aus der Geometrie, und also auch keine Ausdrücke wie  $\sin x$ ;  $\text{Arc} \sin x$  u. dergl. statt finden dürften, die eigentlich nur zu den Anwendungen der rein analytischen Lehren gehörten. Daher vermißt man auch in dieser Schrift Integrale wie  $\int dx \sin \varphi^m \cos \varphi^n$ ;  $\int dx \text{Arc} \tan x$  u. dergl. In wie fern indeß eine solche gänzliche Absonderung einer Classe von Functionen und Integralen, deren Gebrauch doch so vielfältig ist, Benfall finden dürfte, lassen wir unentschieden. Wollte sie der Verf. auch in dem Werke selbst nicht vortragen, so hätten sie doch in einem Anhange beigebracht werden müssen, um nicht eine gar zu große Lücke in der Integralrechnung zu lassen, und den Lehrling über die mannichfaltigen Abkürzungen, die statt jener Reihen gebraucht werden, und über so viel andere Ausdrücke (wohin wir auch die imaginären zählen), zu belehren, die man in einem Werke dieser Art

gewiß sehr ungerne vermißt. Vielleicht hätte sich der Verfasser entschlossen, diesem Defect noch durch einen zweyten Theil dieses Lehrbuchs abzuheifen, wenn ihn nicht ein zu frühzeitiger Tod den Wissenschaften entrißen hätte.

### Gotha. Jena. Halle.

Die großen Weltbegebenheiten, welche unser Zeitalter erblickte, sind in der Art ihrer Entwicklung, in den Erschütterungen, die mit ihnen verbunden waren, und in den Folgen, die sie gehabt haben und noch haben werden, dem ernstesten Nachdenken viel zu wichtig, als daß nicht der Reichthum moralischer Beziehungen, der darin liegt, in den öffentlichen Religionsvorträgen benützt werden sollte. Die Schwierigkeit hierbey ist, zwischen der Aufzählung und Schilderung des Einzelnen, und zwischen einem Vortrage, der sich aus dem Umkreise des Allgemeinen nicht herausbewegt, den richtigen mittlern Weg zu wählen. Das Erste greift tiefer ins Gemüth der Zuhörer ein, ist aber nicht immer mit der Würde der Kanzel vereinbar; das zweyte vermeidet den Uebelstand der speciellern Angaben, verliert aber, so wie alles Abstracte, an lebendiger Wirksamkeit. Für das homiletische Studium sind daher solche öffentliche Reden von großer Bedeutung, welche auf eine angemessene Weise beides mit einander vereinigen. In diese Classe gehören folgende drey dem Publicum zu empfehlende Vorträge: I. Zwey Andachten, am ersten Tage des Jahrs, und bey der Verpflichtung der Freywilligen des Herzogthums Gotha, am 18. Januar 1814. Von Dr. J. S. C. Löffler, General-Superintendenten in Gotha. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 48 Seiten in groß Octav. — Das Thema

der ersten Predigt ist: Erinnerungen an einige gemeinschaftliche Erfahrungen des vorigen Jahres. — Darauf folgt von Seite 25 — 45: die schöne Rede an die Freywilligen des Herzogthums Gotha, bey ihrer Verpflichtung. Zuletzt wird der Text zur Kirchenmusik bey der feyerlichen Andacht der Freywilligen mitgetheilt.

II. Zwen Predigten, mit besonderer Beziehung auf die neuesten Ereignisse der Zeit, gehalten von Dr. Heinrich August Schott, Professor der Theologie zu Jena. Der Ertraq ist zu einer Unterstützung vaterländischer Krieger bestimmt. Jena in der Erbkerschen Buchhandlung. 1814. 40 Seiten in groß Octav. — Die erste Predigt ist am zweyten Advents-sonntage 1813 in der Collegienkirche in Jena über Lucä 21, 25 — 36 gehalten, und führt das Thema aus: Wie wichtig in den Ereignissen unserer Tage ein aufmerkfamer Blick auf die Verkündigungen Christi sey? Die drey gemachten Theile werden auf eine Art, die nichts zu wünschen übrig läßt, aus dem Texte abgeleitet, und mit rhetorischer Gewandtheit auf die Eigenthümlichkeiten unserer Zeiten angewendet. Das Thema der zweyten Predigt: Daß uns die Feyer der Menschwerdung Jesu Christi vor einem verhängnißvollen Jahre mit christlichem Sinne scheiden lehrt. Die Predigt ist am zweyten Weihnachtsfertage 1813, über Evangel. Johannis 1, 14 — 18, in der Stadtkirche in Jena gehalten. Beide Predigten gehören nach Rec. Empfindung zu den gelungensten Kanzelreden.

III. Siegespredigt. Gehalten in der Marienkirche zu Bernburg, den 18. November 1813, von Friedrich Adolph Brummacher, Doctor der Theologie und Herzogl. Anhaltischem Superintendenten, Consistorialrath und Oberprediger an der Schloßkirche. Nebst einem Anhange von fünf Kriegs-

liedern. Auf Verlangen gedruckt, zum Besten verwundeter Krieger. Halle, in Commission bey Hemmerde und Schwetschke, 24 Seiten in groß Octav. — Nach dem Texte Psalm 118, 15. 16. betrachtet der Verf. die erkämpften Siege als Gottes Werk: “Laßt uns hinblicken 1. auf Gott, der der gerechten Sache den Sieg verlieh; 2. auf den Kampf, wodurch er erkochten wurde; 3. auf die Hoffnungen, zu welchen er uns erhebt.” Die Anrede des Schlußes wendet sich an die Wehrmänner und an die übrigen Zuhörer. Diese vortreffliche Predigt verdient allen Predigern und jüngern Theologen empfohlen zu werden.

### Rostock.

Bei Adler: *Commentatio de inscriptione vasculi Loctris in Italia reperti ad Virum Illustrum ingenio et doctrinā excellentissimum Olavum Gerhardum Tychostrum*, Lingg. orient. Profess. P. O. munere academico per quinquaginta ipsos annos summa cum laude functum Academiae Rostochiensis auctoritate scripsit *Immanuel G. Hujshke* h. t. Rector. Die XIV. Novembris MDCCCXIII. 20 Seiten in Folio.

Mit vielem Vergnügen haben wir diese gelehrte Schrift gelesen, welche der Jubelfeyer des auch von uns hochgeehrten Greises bestimmt war. Der Gegenstand der Schrift ist größtentheils schon bekannt aus des Verf. *Analectis in Anthologiam graecam* S. 9 ff. Das vormahlige Mitglied der Academie von Herculanium, Michael Ardito, gab im Jahre 1791 die Erläuterung einer alten in den Ruinen von Locri gefundenen Vase heraus, auf welcher eine stehende weibliche Person abgebildet ist, die auf einer Lyra spielt. Die Inschrift las Ardito *Καλοδοξος*,



und sein College und Gegner, Matth. Zarillo, Καλσδόνες, ohne in ihren Erläuterungen dem Leser zu genügen. Herr Prof. Zschke bleibt bey Καλσδόνες, der dorischen Form von Κηληδόνες, wie er schon in den Analecten dargethan hatte. Gelehrt paläographisch und sehr passend für eine Schrift, die einem so berühmten Paläographen gewidmet ist, zeigt er nun, daß Καλσδόνες die rechte Lesart der Inschrift sey, und bestätigt seine im Jahre 1800 vorgetragene Meinung, daß hier die von Pindar besungenen Κηληδόνες oder Sirenen (Sanggöttinnen ᾠδικὰ δαιμόνια, wie sie Eustathius nennt) verstanden und auf die Citharistria bezogen werden müßten. Ein Kupfer, die Vase darstellend, schmückt diese gelehrte Abhandlung, in welcher auch die magischen Innes sehr gut von diesen Sirenen des Pindar abgesondert werden. Nebenher erhält Athenäus VI. S. 230. A. eine schöne Aufklärung, wo das fehlerhaft geschriebene Fragment von Sophron: Τῶν δὲ χαλκωμάτων καὶ τῶν ἀργυρωμάτων ἐμάρμαρς Δουίᾱ aeneis et argenteis vasis splendebant repositoria in — ἐχρημαρς Ἀ δουίᾱ repleta erat domus verbessert wird. Die Wahrheit dieser Verbesserung einzusehen, braucht man nur den Schol. zu Aristoph. Acharn. 3. und Suidas in ψαμμακοσιογάργα zu Hülfe zu nehmen. Vergl. Steph. Thes. Gr. Ling. Vol. V. unter Γαργαίρω und Μαρμαίρω. Δουίᾱ kann nicht repositorium bedeuten, und μαρμαίρω wird immer mit dem Dativ construct. Auch die von Buttmann vorgeschlagene und von Schneider in den Text des Xenophon Anab. V, 2, 11. (13) aufgenommene Lesart μνησιδής, worauf der Verf. auch gefallen war, statt μονοσιδής oder Schäfers Vorschlag σιγμοσιδής wird gut vertheidigt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 4. April 1814.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Versuch einer rein algebraischen und dem gegenwärtigen Zustande der Mathematik angemessenen Darstellung der Rechnung mit veränderlichen Größen, als desjenigen Theils der Rechnung, den man gewöhnlich Differential-, Integral- und Variations-Rechnung oder auch Functionen-Theorie zu nennen pflegt, im Umriss zum Gebrauch bey Vorlesungen, auch als Entwurf eines systematischen Lehrbuchs dieser Rechnung zu betrachten, von August Leopold Crelle, (ehemahls) K. Westphäl. Oberbaurathe. Erster Band, welcher die ableitende, oder den directen Theil der Ableitungsrechnung enthält. 1813. 776 Seiten in Octav.

Der Verf. findet an dem gegenwärtigen Zustande der so genannten Rechnung des Unendlichen gar vieles auszufegen. Erstlich die gewöhnliche Klage, daß es den Principien dieser Rechnung an der nöthigen Klarheit und Gewißheit fehle, und in der bisherigen Entwicklung und Construction dieses Calculs weder ein bestimmter Plan, noch eine

eigentliche Regel, statt finde. Dann Vernachlässigung der Ordnung — daß man z. B. nicht wisse, wohin man ganze Theile der Wissenschaft bringen solle, — daß öfters bloße Anwendunaen der Rechnung, gleichsam zu Principien erhoben, Principien dagegen oft nur bey Beyspielen, und gleichsam im Vorbeygehen vorggetragen würden, — daß man nicht wisse, welche Stelle der gesammten Differenzenrechnung gebühre, wo ihrer Natur nach die Theorie der partiellen Differentiale, der Bedingungengleichungen der Integrabilität, die Principien der gesammten Variationsrechnung, die so genannten bestimmten Integrale, die Lehre vom Größten und Kleinsten, die Bestimmung unbestimmt scheinender Werthe, z. B. §, die Anwendung davon auf die Zerlegung der Bruchfunctionen u. dergl. hingehörten, indem fast in jedem Lehrbuche diese Gegenstände in einer andern Ordnung, also nicht nach feststehenden Principien auf einander folgten. — Dieß alles hat den Verf. bewogen, die Analysis des Unendlichen, oder weil diese Benennung so anstößig ist, die Rechnung mit veränderlichen Größen, die Functionenlehre, einer gänzlichen Reform zu unterwerfen, die eigentlichen Principien von Anwendungen derselben gehörig zu sichten, und den ganzen Calcul, wie er glaubt, erst zu einem eigentlichen Systeme zu erheben. Daß diesem zufolge jene Analysis nur ein Derivationscalcul nach La Grange's oder Arbogast's Darstellungsart wird, ist leicht zu erachten. Das Unendlich Kleine ist davon gänzlich ausgeschlossen, und gehört nach dem Verf. nur zu Anwendungen jenes Calculs überhaupt. Was man Integralrechnung nennt, ist nur ein Theil der Zurückleitungsrechnung, des umgekehrten der Derivations- oder Ableitungsrechnung. Die Ordnung in der die Hauptlehren der höhern Ana-

Inßis in diesem Buche (wovon gegenwärtiger Band nur die Ableitungsrechnung enthält) behandelt werden soll, ist S. 28. in einem Tableau zur Uebersicht mitgetheilt. Wir haben gegen diese Ordnung an und für sich nichts zu erinnern, auch mögen wir mit dem Verf. nicht kritteln, wenn er sie für die beste und zweckmäßigste hält. Da aber sein Buch, zufolge des Titels, auch zu Vorlesungen soll gebraucht werden können, so wäre doch zu wünschen, daß er von der eingeführten Methode, so abstracte Lehren sobald es nur geschehen kann, durch Beispiele zu erläutern, und insbesondere den Lehrling recht bald mit dem eigentlich brauchbarsten Theile des Derivationscalculs, nämlich der Anwendung desselben auf die Betrachtung des Unendlichkleinen (ohne Ende abnehmender Größen), der Gränzverhältnisse; oder wie man es sonst nennen will, also mit dem eigentlichen Geiste dessen, was man gewöhnlich Infinitesimalcalcul nennt, vertraut zu machen, nicht so streng abgegangen wäre, weil bey der Anwendung des Derivationscalculs auf wirkliche Gegenstände, z. B. auf Quadraturen, Rectificationen, jene Idee des Unendlichkleinen doch einmahl nicht zu vermeiden ist, so sehr man sie auch durch den Derivationscalcul zu verhüllen sucht. So z. B. kann bey der Anwendung des Ausdrucks

$$f(x+k) = f(x) + kf'(x) + \frac{k^2}{1.2} f''(x) \text{ u.}$$

auf die Quadratur einer krummen Linie, doch nie die Frage umgangen, und ohne Behülfe des Begriffs immer abnehmender, d. h. unendlich klein werdender Größen, entschieden werden, warum bey der Betrachtung eines Elements einer solchen Fläche nur auf das erste Ableitungsglied  $kf'(x)$ , und nicht zugleich auch auf die folgenden Rücksicht zu nehmen ist, wenn durch die Zurückleitung (In-

egration) die ursprüngliche Function, nämlich  $f(x) + \text{Const}$ , den wahren Ausdruck für die Fläche geben soll. So vielerley Anwendungen des Derivationscalculs auf wirkliche Gegenstände der Mec. noch vorgefunden hat, auf so mancherley Weise bestätigte sich ihm der Gedanke, daß man durch diesen Calcul nicht allein die Schwierigkeiten nicht wegräumt, welche man der Idee des Unendlichkleinen gewöhnlich zur Last legt, sondern bey der Anwendung dieses Calculs auf wirkliche Gegenstände sich nur noch in größere Labyrinth und Umschweife verirrt, sobald man zeigen soll, welche Glieder der ganzen Derivation von  $f(x+k)$  bey der Auflösung einer Aufgabe eigentlich in Betrachtung kommen, und wie diese aus der Natur der Aufgabe selbst zu entwickeln sind, daß nachher durch die Zurückleitung aus denselben (durch die Integration) das wahre Resultat, die wahre der Aufgabe entsprechende  $f(x)$  selbst erhalten werde. Oder, um uns deutlicher auszudrücken: Ist  $f(x)$  eine gegebene Function, so ist es ein leichtes  $f'(x)$  oder  $f''(x)$  kurz jede abgeleitete Function der ursprünglichen zu finden. Sollen aber solche abgeleitete Functionen aus der Natur einer Aufgabe bestimmt werden, um daraus durch Zurückleitung (Integration) die ursprüngliche  $f(x)$ , durch deren Bestimmung man die Aufgabe selbst als aufgelöst ansieht, finden zu können, so ist dieß ohne Betrachtung des Unendlichkleinen, oder einer ohne Ende abnehmenden Größe, in den meisten Fällen höchst verwickelt, und der Derivationscalcul verfällt hier nun wieder in dieselben Schwierigkeiten, welche man dem gewöhnlichen Differentialcalcul oder vielmehr den Principien desselben zur Last legt. Daß dem Derivationscalcul an und für sich, bloß als eine Rechnungsoperation betrachtet, jede Spur von einer

Anwendung der Idee des Unendlichen gänzlich fremd sey, wie der Verf. S. 40 erwähnt, wer hat das je geläugnet? Die Frage ist nur, in wie fern dieser Calcul den Schwierigkeiten ausweiche, welche die bey der Anwendung oft so nothwendige Idee des Unendlichkleinen herbey zu führen scheint, und da antworten wir, daß dieß weder durch La Grange's Functionenlehre, noch durch den damit in der Hauptsache übereinkommenden Derivationscalcul, noch sonst durch irgend andere Vorstellungsarten, welche man der Idee des Unendlichkleinen zu substituiren versucht hat, bisher geschehen ist. Uebrigens wollen wir gar nicht läugnen, daß der Verfasser den Derivationscalcul in seiner Allgemeinheit gut durchgeföhrt hat. Nur mißfallen uns die vielen neuen und von der gewöhnlichen Weise abgehenden Bezeichnungsarten, welche der Verf. gewählt hat, so wie die ihm eigenthümliche Sprache, die man jedesmahl erst in die gewöhnliche übertragen muß, um zu wissen, welche Untersuchungen der Verf. jedesmahl zu seinem Gegenstande hat. Neue Zeichen und Ausdrücke ohne Noth zu wählen, halten wir nie für rathsam, weil man doch auch die gewöhnlichen wissen muß, um andere Schriften lesen zu können, und also dem Leser eine doppelte Last aufgebürdet wird, welche zumahl dem Lehrling, der nun aus einer Schrift wie des Verfassers, eine Wissenschaft gelernt zu haben glaubt, immer höchst beschwerlich fallen muß.

### Weimar.

Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend. 1814. 65 Seiten in Octav.  
Gedanken, hingeworfen um bey der künftigen Regenerirung von Deutschland die öffentliche Meinung für die Wiederherstellung der allgemeinen Deut-

sehen Reichs-Post zu stimmen! Nur durch sie könne die größte Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs, woran doch dem Einen eben so viel als dem Andern gelegen sey, erhalten werden. Alle Territorial-Posten, selbst die am besten eingerichteten verschaffen diese Vortheile schon ihrer Natur nach nicht.

Die Richtigkeit dieses Raisonnements fällt auf, und es hätte wohl nicht einmal aller der 65 Seiten bedurft, um auch den Unkundigen davon zu überzeugen; aber doch wird das kleine Buch gern gelesen werden, weil es die Sache aus der Organisation des Postwesens selbst, und den dabey zeitlich gemachten Erfahrungen und Beobachtungen erläutert. Nur auf das Wie? der Verbesserung läßt sich der Verfasser gar nicht ein; und darin liegt doch gerade das Schwierige! Wird Deutschland künftig das Föderationssystem erhalten — welcher Staat wird dann die fremde Post, die ja unabhängig seyn müßte, diesen Staat im Staate, in sich dulden wollen; auf die pecuniären Vortheile Verzicht leisten, aller Gewalt über die Anstalt, die doch unter Umständen für das individuelle Beste des Landes auch ihren Nutzen haben könnte, entsagen wollen? Und erhält Deutschland das Subjectionssystem, wenn auch noch so sehr geläutert und verbessert — wird dann die Reichs-Post nicht wieder eben das Schicksal haben, das sie bey unserer vorigen Reichsverfassung gehabt hat? Bleiben die Menschen nicht Menschen, selbstsüchtige, eigennützigte Wesen, die das gemeine Beste nur in dem Keinen Kreise, der sie zunächst umgibt, finden? Allein in einer Monarchie kann eine Reichs-Post gedeihen; in einem von diesem Systeme abweichenden Staate nicht! Doch vielleicht könnte die Schwierigkeit um etwas gemildert werden, wenn man die,

Inländische Post der Deutschen Staaten von der ausländischen, der Post von Land zu Land gänzlich trennen wollte — könnte! Wenigstens hätte dann die Eifersucht gegen die fremde Anstalt weniger Nahrung; und die Macht der besondern Staats-Gewalten behielte im Inlande ihr freyes Spiel! Aber freylich würde die Wohlfeilheit des Verkehrs dabey nicht gewinnen!

Wenn übrigens der Verfasser in dem Eingange der Schrift von der Post spricht, als von einem der wirksamsten Mittel, den gestörten Zustand der Menschen zu erhalten und zu befördern, so stimmen zwar auch wir in dem frohen Gefühle des großen Genusses, den sie uns verschafft, ihm darunter gern bey; aber unerinnert können wir doch nicht lassen, daß die Sache auch eine Schattenseite hat. Die zu große Erleichterung der Mittheilung, was für Nachtheile hat sie nicht auch verursacht? Sehr absichtlich wollen wir unter den Tausenden nur einen nennen — die Verbreitung der Lotterien. Man überrechne einmahl, wie viel Menschen dadurch täglich unglücklich werden, und man wird gleich finden, daß auf der andern Seite große Vortheile eingebracht werden müßten, wenn wir für diesen einzigen Nachtheil Ersatz erhalten sollten.

#### Leipzig.

Von Karl Enobloch: Die philosophischen Wissenschaften in einer encyclopädischen Uebersicht für seine Vorlesungen dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölig. 1813. XII und 159 S. in Octav.

Der Verfasser hat bereits vor sechs Jahren eine aus vier Theilen bestehende Encyclopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems einer neutralen Philosophie (unter welchem Titel er seine philosophische Denkart ge-



bracht hat, und deren Charakter darin besteht, daß sie sich auf den Streit über das, was den Aussprüchen des Bewußtseyns als das An sich zum Grunde liegt, gar nicht einläßt, sondern diese Aussprüche als Basis der Philosophie aufstellt) herausgegeben. Das gegenwärtige weit kürzere Werk bestimmte er dazu, um danach seinen Zuhörern in halbjährigen viertägigen Vorlesungen eine encyclopädische Uebersicht über die gesammte Philosophie mitzutheilen, und es ist kein bloßer Auszug aus jenem früher erschienenen, sondern davon durch den Einfluß der Bestrebungen, seine philosophische Uebersetzung mehr auszubilden, in mehreren Punkten dem Inhalte nach verschieden. Kant wird von dem Verf. als derjenige genannt, welchem er das meiste in seiner philosophischen Bildung zu verdanken habe, und das ist auch aus dem Werke sichtbar. Denn was z. B. jener Philosoph für ein unentbehrliches Mittel, den eigentlichen Zweck der Philosophie zu erreichen, erklärt, das hatte der Verf. vor Augen, wenn er S. 4 die Darstellung der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, und der innerhalb derselben enthaltenen Bedingungen seiner gesammten freien Thätigkeit für den Charakter und das Wesen der Philosophie ausgibt. So trifft auch des Verf. Eintheilung des Gebietes der Philosophie mit der, in der Kantischen Schule gewöhnlichen, zum wenigsten in den Hauptpunkten zusammen. Da er übrigens, seiner Neutralität in der Philosophie gemäß, alle Polemik gegen die Ansichten, welche den seinigen entgegen sind, vermieden hat, und nach unserm Dafürhalten auch die Rechte einer unbewaffneten Neutralität zu respectiren sind, so enthalten wir uns aller Angriffe auf diejenigen Aussprüche desselben, die mit unserer Uebersetzung nicht übereinstimmen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. u. 57. St.

Den 7. April 1814.

London.

Die chemischen Abhandlungen der Philosophical Transactions for 1812 eröffnen P. I. S. 90 die Chemical Researches on the Blood, and some other Animal Fluids. Von Will. Ch. Brande. Diese Untersuchungen betreffen den Chylus, die Lympe, das Blutwasser und den färbenden Bestandtheil des Bluts. Im Chylus entdeckte der Verf. Milchzucker als einen constanten Bestandtheil dieser Flüssigkeit. Dieß bestärkt die ältere Vermuthung von dem Vorhandenseyn einer zuckerartigen Substanz im Chylus. Den von Emmert, Vauquelin und andern Chemikern für faserstoffartigen Natur erklärten Bestandtheil des Chylus glaubt Brande insbesondere wegen seiner leichtern Auflöslichkeit in diluirten Säuren mehr mit dem Käsestoff der Milch verwandt. Vom Blutwasser beweiset auch V., wie solches auch schon früher von Berzelius in seiner trefflichen Analyse des Bluts geschehen ist, daß dasselbe keine Gallerte enthalte, und die von Fourcroy und Andern dafür genommene Substanz Eypweißstoff sey, welcher sich dem Coaguliren

J (3)

entzogen habe, weil es vom Alkali in Auflösung zurück gehalten worden sey. Zur Ausmittelung dieser wichtigen Thatsache bediente sich der Verf. des sinnreichen Verfahrens, welches von ihm in den Phil. Transact. for 1809. II. S. 373. (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 94) zur Auffindung sehr geringer Mengen von Eiweißstoff angegeben worden ist. Ueber die Natur des färbenden Bestandtheils des Bluts stellt der Verf. eine ganz neue Meinung auf. Seitdem das Vorkommen des Eisens im Blute erwiesen war, wurde dieses Metall allgemein von Chemikern und Physiologen als die Ursache der rothen Farbe dieser Flüssigkeit betrachtet. Nur über die Art seines Zustandes im Blute waren die Meinungen noch getheilt. So sollte es nach Fourcroy als basisch-phosphorsaures Eisenoryd im Blute enthalten seyn, dagegen es von Berzelius als rothes Eisenoryd mit Eiweißstoff verbunden darin angenommen wird. Mehrere Umstände veranlaßten indessen unsern Verf. diese Meinung über die Natur des färbenden Princips des Bluts für nicht ganz so erwiesen zu halten, als man dieses allgemein schon zu glauben schien, und waren für ihn die Veranlassung zu vorliegender Untersuchung. Seine Versuche beweisen nun auch, daß das im Blute befindliche Eisen demselben keineswegs seine rothe Farbe ertheile, sondern daß diese von einer eigenthümlichen färbenden Substanz herrühre. Das Verhalten dieser Substanz zu den Säuren, Alkalien, den Metallösungen ic. ist ganz dieser Idee entsprechend, und scheint jeden Verdacht einer Täuschung auszuschießen. Die Versuche des Verf. über dieses rothe Pigment des Bluts lassen ferner hoffen, daß dasselbe in den Cautundruckereyen mit Vortheil benutzt werden könne. Am Schluß dieser Abhandlung werden von dem Verf. noch einige Bemerkungen über

das Blut der Menstruation mitgetheilt. Dasselbe war von einer Person, die einen Prolapsus uteri hatte, erhalten worden, und verhielt sich als eine sehr concentrirte Auflösung der färbenden Substanz des Bluts in einem diluirten Blutwasser. — S. 144.

On a gaseous Compound of carbonic Oxide and Chlorine. Von John Davy. Nach den Versuchen von Gay-Lussac und Thénard äbt oxygenirt-salzsaures Gas auf gasförmiges Kohlenoxyd, wenn beide Gasarten vor ihrer Vermischung vollkommen entwässert sind, auch unter Mitwirkung des Sonnenlichts keine Einwirkung aus. Diese Angabe schien durch die spätern Versuche von Murray bestätigt zu werden. In vorliegender Abhandlung zeigt nun aber der jüngere Davy, daß die genannten Gasarten, wenn sie in getrocknetem Zustande mit einander gemischt dem Einfluß des Lichts ausgesetzt werden, allerdings auf einander einwirken und sich hierbey zu einem eigenthümlichen elastischen Fluido vereinigen. Dieses wird von dem Verf. in Folge seiner Entstehungsart, indem es nur allein unter dem Einfluß des Lichts erhalten werden konnte, mit dem Nahmen Phosgen gas belegt. 100 Maß gasförmiges Kohlenoxyd absorbiren unter diesen Umständen genau 100 Maß oxygenirt-salzsaures Gas, und bilden damit 100 Maß Phosgen gas: verdichten sich also genau um die Hälfte ihres anfänglichen Volumens. Das Phosgen gas ist farblos, bildet in Berührung mit der Luft keine Nebel, wie das salzsaure Gas, hat einen von dem des oxygenirt-salzsauren Gases ganz verschiedenen Geruch, der aber noch unerträglicher und erstickender ist, als der vom oxygenirt-salzsauren Gase, greift die Augen auf das heftigste an, und bewirkt einen schnellen und schmerzhaften Thränenabfluß. Lackmuspapier wird davon geröthet. Vom Wasser wird es absorbirt

und auf der Stelle in Salzsäure und Kohlensäure zerlegt. Mit Ammoniakgas verdichtet es sich sogleich zu einem neutralen Salze, indem es dabei das vierfache seines Volumens Ammoniakgas absorbiert. Dieses Salz wird von der Schwefelsäure, Salpetersäure und Phosphorsäure, so wie auch von der liquiden Salzsäure zerlegt. Die concentrirte Schwefelsäure entwickelt daraus salzsaures und kohlen-saures Gas, deren Volumen sich etwa wie 2 : 1 verhält. In salzsaurem Gase, kohlen-saurem Gase und schwefelichtsaurem Gase läßt es sich unverändert sublimiren, und die Essigsäure löset es ohne Effervescenz auf. Zinn, Zink, Antimonium und Arsenik in diesem neuen Gase erhitzt, zerlegen es unter Bildung von Elbav's Flüssigkeit, Zink-, Spießglanz- oder Arsenikbutter mit Hinterlassung von gasförmigem Kohlenoxyd. Wendet man aber anstatt des metallischen Zinks das weiße Zinkoxyd an, so bleibt kohlen-saures Gas zurück. Sowohl mit Wasserstoffgas, als auch mit Sauerstoffgas gemischt, läßt sich dieses Gas im Voltaischen Eudiometer nicht entzünden. Werden aber Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zusammen in dem Verhältnisse, wie sie Wasser mit einander bilden, dem Phosgengas zugefetzt, so erfolgt bey dem Hindurchschlagen des electrischen Funkens eine gegenseitige Zersetzung dieser Gasarten unter heftiger Explosion, wobey kohlen-saures Gas und salzsaures Gas gebildet werden. Aus diesem Verhalten des neuen Gases glaubt der Verf. schließen zu müssen, daß es eine Verbindung der Chlorine mit dem gasförmigen Kohlenoxyde sey. Daß die Eigenschaften dieses Gases sich übrigens auch sehr genügend erklären lassen, wenn man dasselbe aus wasserfreyer Salzsäure und Kohlensäure zusammengesetzt betrachtet, ist bereits schon von Berzelius gezeigt worden. Angehängt sind einige

Bemerkungen über die constanten Verhältnisse, nach welchen die chemischen Verbindungen der Körper durchgehends statt zu finden scheinen, und wozu die Entdeckung dieser merkwürdigen neuen Gasart gleichfalls einen Beleg mehr liefert. Sie schließen mit den Worten "This relation of proportion is one of the most beautiful parts of chemical philosophy and that which promises fairest, when prosecuted, of raising chemistry to the state and certainty of a mathematical science. — S. 169. An Account of some Experiments on the Combinations of different Metals and Chlorine. Ebenfalls von John Davy. Die Metalle deren Verbindungen mit der Chlorine von dem Verf. in dieser Abhandlung untersucht werden, sind das Kupfer, Zinn, Eisen, Magnesium, Blei, Zink, Arsenik, Antimonium und Wismuth. Die Untersuchungen selbst betreffen die Darstellung dieser Chlorin-Metalle, die nähere Angabe ihrer Eigenschaften und insbesondere die Bestimmung ihres Mischungsverhältnisses. Mit den drey zuerst genannten Metallen verbindet sich die Chlorine in zwey constanten Verhältnissen, während sie mit den übrigen nur in einem einzigen vereinigt werden konnte. Ein Umstand, der bey uns unwillkürlich einige Zweifel über die Einfachheit der Chlorine und die von dem Verf. aufgestellte Hypothese in Betreff der Natur der hier abgehandelten Verbindungen erweckt hat. Denn auffallend würde es doch seyn, wenn diejenigen Metalle, welche mit dem Sauerstoff zwey salzfähige Oxyde bilden, nur allein in zwey Verhältnissen mit der Chlorine sich vereinigen, und wenn überhaupt die Anzahl der Verbindungen eines Metalls mit der Chlorine sich nach der Zahl ihrer salzfähigen Verbindungen mit dem Sauerstoff richten sollte. Folgendes sind die von dem Verf. aufgefundenen

denen Mischungsverhältnisse der erwähnten Chlorin-Verbindungen in 100 Theilen derselben:

Nahmen der Chlorin-Verbindungen.		Chlor.
Cuprane (Resina cupri R. Boyle)	64,0 Kupfer	36,0
Cuprane — — — —	47,0 —	53,0
Stannane — — — —	62,22 Zinn	37,78
Stannane (Liq. fumans Libavii)	42,1 —	57,9
Ferrane — — — —	46,57 Eisen	53,43
Ferrane — — — —	35,1 —	64,9
Magnesiane — — — —	46,0 Magn.	54,0
Zincane (Butyrum zinci) . .	50,0 Zink	50,0
Plumbane (Hornbley) . . .	74,22 Blei	25,78
Arsenicane (Butyrum arsenici)	39,52 Arsenik	60,48
Antimoniane (Butyrum anti-		
monii) . . . . .	60,42 Antim.	39,58
Bismuthane (Butyrum bis-		
muthi) . . . . .	66,4 Wism.	33,6

Bei Gelegenheit der Untersuchungen über die Cuprane und Cuprane theilt der Verf. auch eine Analyse des natürlichen krystallisirten basisch-salzsäuren Kupfers (Smaragdchalzit's Hausm.) aus Peru mit, welcher zufolge dieses Mineral aus 73,0 schwarzem Kupferoxyd, 16,2 Salzsäure und 10,8 Wasser zusammengesetzt ist. Klaproth gibt den Salzsäuregehalt in diesem Fossil nur zu 10,1 und Proust zu 10,638 an. Diese bedeutende Abweichung zwischen den Resultaten der Analyse unsers Verf. und den von Klaproth und Proust gemachten Bestimmungen hat indeffen nur ihren Grund in der Berechnungsart der durch das Hornsilber angezeigten Salzsäuremenge. Davy hat durch Fällung der salpetersäuren Auflösung des Smaragdchalzits genau dieselbe Menge Hornsilber, welche Klaproth und Proust erhalten haben, bekommen, nämlich 64,5 auf 100 dieses Fossil. Aber Davy betrachtet das Hornsilber als eine Verbindung der Chlorine

mit metallischem Silber; nimmt folglich den Gehalt der Chlorine darin zu 24,5 und die dadurch angezeigte Salzsäuremenge zu 25,116 Procent an. In einer Note wird bemerkt, daß der Smaragdochalzit in der Nachbarschaft von Vulcanen, besonders in der vom Vesuv vorkommen soll. Um Magnesium von Eisen zu reinigen, wandte der Verf. mit Vortheil das Glühen des salzsauren Magnesiums an. Eine Methode, die auch von dem Verf. dieser Anzeige schon seit geraumer Zeit mit dem besten Erfolg zur Darstellung völlig eisenfreier Magnesiumsalze benutzt worden ist. Die Verschiedenheit des Goldschwefels vom Mineralkermes beruht nach dem Verf. allein auf dem quantitativen Verhältniß des mit dem Antimoniumoxyde verbundenen Schwefel-Wasserstoff. Dieses ist im Goldschwefel größer als im Mineralkermes, daher ersterer auch der Destillation unterworfen sich gänzlich in Wasser und Schwefel-Antimonium umändert, während der Mineralkermes zugleich Antimoniumoxyd ausgibt. — Nun folgen noch Bemerkungen über das gegenseitige Verhältniß, welches zwischen den Sättigungscapacitäten der oben erwähnten Metalle für die Chlorine, den Sauerstoff und den Schwefel statt finden. Zuletzt gedenkt der Verf. auch noch des Verhaltens der Salzsäure zu einigen Chlorin-Metallen. Ueber alles dieses müssen wir aber auf die Abhandlung selbst verweisen.

Part II. S. 238. Additional Experiments on the Muriatic and Oxymuriatic Acids. Von Will. Henry. Diese Versuche schließen sich an diejenigen an, welche der Verf. in den Phil. Transact. 1800. S. 188 über das Verhalten dieser beiden Gasarten beim Hindurchschlagen electrischer Funken bekannt gemacht hat, und liefern zu den früherhin hierüber von ihm erhaltenen Resultaten mehrere nicht unwich.



tige Berichtigungen. Das Verhalten des salzsauren Gases ist sehr verschieden, je nachdem es in Berührung mit Quecksilber, oder beym Ausschluß dieses Metalls der Einwirkung der Electricität unterworfen wird. Electricirt man es in Berührung mit Quecksilber, so findet eine Verminderung des Luftvolumens statt, während sich Calomel bildet und Wasserstoffgas austritt. Letzteres steigt, wenn das Hindurchschlagen des electrischen Funkens lange genug fortgesetzt worden ist, bis auf  $\frac{7}{8}$  oder  $\frac{7}{10}$  des anfänglichen Volumens des angewandten salzsauren Gases. Ist die Zersetzung bis zu diesem Grade bewerkstelligt worden, so findet nachgehends keine weitere Veränderung in dem rückständigen salzsauren Gase durch Electriciren mehr statt. Wurde dem salzsauren Gase gleich anfangs Wasserstoff in diesem Verhältnisse zugesetzt, so war auch nach dem Hindurchschlagen von 900 Entladungsschlägen nicht die mindeste Zersetzung in dem Gasgemische wahrzunehmen, und das Quecksilber war durchaus unverändert geblieben. Wenn hingegen das salzsaure Gas beym Ausschluß von Quecksilber electricirt wurde, so zeigte sich in dem Volumen desselben keine merkbare Veränderung, in dem Gasresiduo kam aber außer Wasserstoffgas noch oxygenirtsalzsaures Gas vor, wovon das Volumen des letztern sich zu dem des erstern wie 100:140 verhielt. Wahrscheinlich war aber das Volumen beider Gasarten gleich, und bey dem Versuche ein Theil des oxygenirtsalzsauren Gases durch die am Glase unvermeidlich hängen gebliebenen Quecksilberstäubchen zerstört oder von dem Wasser, welches zur Hinwegnahme des unzersezt gebliebenen salzsauren Gases angewandt worden war, mit absorbiert worden, denn beym Electriciren des salzsauren Gases über Quecksilber war die Verminderung des Gasvolumens dem

Volumen des gebildeten Wasserstoffgases gleich. Uebrigens betrug die Menge des in dem letzteren Fall erhaltenen Wasserstoffgases nur  $\frac{1}{7}$  des Volumens von dem salzsauren Gase und die Zersetzung erreichte hierbei schon ihre Gränze. Salzsaures Gas und Sauerstoffgas über Quecksilber electrifirt erlitten eine allmähliche Verminderung des Volumens unter Bildung von Calomel. Wurden diese Gasarten aber zusammen außer Berührung mit Quecksilber electrifirt, so entstand Wasser und oxygenirt-salzsaures Gas. In welchem Volumenvhältnisse die erwähnten Gasarten sich hierbei verdichteten, war dem Verf. nicht möglich mit Genauigkeit auszumitteln. — S. 352. An Account of some Experiments on different Combinations of Fluoric Acid. Von John Davy. Sect. I. On silicated fluoric Gas, and subsilicated fluoric Acid. Das flußsaure Kieselerdegas wird am leichtesten und ohne Zerstörung der gläsernen Retorten gewonnen, wenn man dem Flußspath zuvor fein pulverisirtes Glas zusetzt. In dem flußsauren Kieselerdegas soll die Flußsäure nach dem Verf. mit Kieselerde gesättigt seyn, und daher nicht weiter auf Glas einwirken. 100 Engl. Cubiczoll dieses Gases wiegen bey mittlerer Temperatur und mittlerem Luftdruck 110,78 Engl. Grän, und bestehen dem Gewichte nach aus 61,4 Kieselerde und 38,6 Flußsäure. Durch Wasser wird das flußsaure Kieselerdegas bekanntlich unter Ausscheidung einer concreten gallertartigen Substanz in eine flüchtige ebenfalls noch Kieselerde in Auflösung enthaltende sehr sauerliche Verbindung zerlegt. Diese sauerlich-flußsaure Kieselerde bezeichnet der Verfasser mit dem Nahmen *subsilicated fluoric Acid*, und berechnet ihre Mischung nach der Menge der aus einem bestimmten Volumen flußsaurer Kieselerdegas ausgeschiedenen concreten

gallertartigen Substanz, die seinen Versuchen zufolge ein bloßes Kieselerdehydrat seyn soll, im wasserfreien Zustande zu 54,56 Kieselerde und 45,44 Flußsäure. Mehrere Umstände lassen uns indessen die Genauigkeit der Versuche, welche der Verf. mit der von ihm für Kieselerdehydrat gehaltenen gallertartigen Substanz zu Gunsten dieser Meinung angestellt hat, bezweifeln und machen es uns vielmehr wahrscheinlich, daß dieselbe eine basisch-flußsaure Kieselerde ist. Selbst das von dem Verf. angegebene Mischungsverhältniß für die sauerlich-flußsaure Kieselerde scheint für diese Vermuthung zu sprechen, indem die Menge der Kieselerde, welche von der Flußsäure in dieser Verbindung gesättigt wird, durchaus in keinem einem sauerlichen Salze angemessenen Verhältnisse steht zu der Kieselerde-menge, welche die Flußsäure in dem flußsaurem Kieselerdegas aufnimmt. Sect. II. On the Combinations of silicated fluoric acid Gas, and the subsilicated fluoric, and the fluoric Acids with Ammonia. Das flußsaure Kieselerdegas absorbirt das Doppelte seines Volumens Ammoniakgas, sobald es im Uebermaß mit letzterem Gase gemischt wird, ohne daß sich Kieselerde ausscheidet, wie solches auch von Gay-Lussac und Thénard beobachtet worden ist. Das sich hierdurch bildende flußsaure Kieselerde-Ammoniak muß demnach in 100 Theilen dem Gewichte nach aus 24,5 Ammoniak und 75,5 flußsaurer Kieselerde zusammengesetzt seyn. Durch Wasser soll dieses Salz unter Ausscheidung eines Theils reiner Kieselerde in sauerlich flußsaurer Kieselerde-Ammoniak verwandelt werden. Dasselbe Salz kann auch durch Vermischen von sauerlich-flußsaurer Kieselerde mit flüssigem Ammoniak erhalten werden, wenn das sauerliche Salz dem Ammoniak nur im Uebermaß zugesetzt wird. Unter

obigen Voraussetzungen muß dieses sauerlich-flußsaure Kieselers-Ammoniak im wasserfreyen Zustande angenommen aus 28,34 Ammoniak und 71,66 sauerlich-flußsaurer Kieselerserde bestehen. Versetzt man aber sowohl das flußsaure Kieselersdegas als auch die sauerlich-flußsaure Kieselerserde mit einem hinreichenden Uebermaße von Ammoniak, so soll die Kieselerserde vollständig abgeschieden werden und eine binaire Verbindung der Flußsäure mit Ammoniak entstehen. Diese ist im neutralen wasserfreyen Zustande aus 76,4 Ammoniak und 23,6 Flußsäure zusammengesetzt. Dieses Salz wird schon bey einer sehr geringen Hitze in sauerlich-flußsaurer Ammoniak umgeändert. Als solches wirkt es stark auf Glas ein. Der Verf. empfiehlt daher das flußsaure Ammoniak als eins der vorzüglichsten Mittel in Glas zu äßen. Zu dem Ende hat man nur die zu radirenden Gegenstände mit einer Auflösung des flußsauren Ammoniaks mittelst eines Pinsels zu überziehen, und hierauf dieselben einer sehr mäßigen Hitze, wobey der Aetzgrund nicht zum Fluß kommt, auszusetzen. Dieser Eigenschaft des flußsauren Ammoniaks glaubt D. es auch beyzumessen zu müssen, daß Gay-Lussac und Thénard der Meinung sind, daß die Verbindung der Flußsäure mit der Kieselerserde sich durch Ammoniak nicht vollständig zerlegen lassen. Sect. III. On Fluoboric Acid Gas. Der Verf. verschaffte sich dieses Gas durch Destillation eines Theils geschmolzener Boraxsäure und zwey Theilen Flußspath mit zwölf Theilen concentrirter Schwefelsäure aus gläsernen Retorten, und fand diese Methode um vieles vorzüglicher als die von Gay-Lussac und Thénard dazu empfohlene. 100 Engl. Cubiczoll des fluß-boraxsauren Gases wiegen nach des Verfassers Versuchen 73,5 Engl. Grän. Bey 30", 5 Barometerstand und 50° F. absorbiren

$\frac{74}{100}$  Cubiczoß Wasser, 100 Cubiczoß fluß-boraxsaures Gas. Das Wasser absorbirt also über 700 Mahl sein Volumen von diesem Gase. Die dadurch gebildete liquide Säure hatte ein specifisches Gewicht von 1,77. — Schwefelsäure von 1,85 specifischen Gewichte absorbirte 50 Mahl sein Volumen fluß-boraxsaures Gas. Sect. IV. On the Combinations of fluoboracic acid Gas and ammoniacal Gas. Nach D. kann das fluß-boraxsaure Gas mit Ammoniakgas in drey Verhältnissen sich vereinigen. In dem ersten absorbirt es ein dem seinigen gleiches Volumen Ammoniakgas und bildet ein concretes Salz, welches auch von Gay-Lussac und Thénard beschrieben worden ist. Dasselbe enthält 19,68 Ammoniak und 80,32 Fluß-Boraxsäure. In dem zweyten Verhältniß vereinigt es sich mit dem Doppelten seines Volumens Ammoniakgas, und bildet eine liquide Verbindung, welche aus 32,9 Ammoniak und 67,1 Säure besteht. Die dritte Verbindung endlich, wobey es das Dreyfache seines Volumens Ammoniakgas aufnimmt, ist ebenfalls liquide und hält 42,4 Ammoniak und 57,6 Säure. — S. 405. On some Combinations of Phosphorus and Sulphur, and on some other subjects of Chemical Inquiry. Von Sir Humphry Davy. Bekanntlich ist von dem Verf. bereits bey einer andern Gelegenheit gezeigt worden, daß der Phosphor mit der Chlorine zwey verschiedene Verbindungen bilde, wovon die eine liquide ist, und die andere in Gestalt eines weißen Sublimats vorkömmt. Nach den nun hier mitgetheilten Untersuchungen enthält die liquide Verbindung (*Phosphorane*) auf 20 Phosphor, 67 Chlorine, und die concrete (*Phosphorana*) auf dieselbe Menge von Phosphor genau noch einmahl so viel Chlorine als die flüssige. Durch Versuche der flüssigen Verbindung mit Wasser und Aërauchen

derselben bis zur Syrupconsistenz erhält man daraus durchsichtige Krystalle in Gestalt von Parallelepiped. Diese sind eine Verbindung der phosphorigen Säure mit Wasser (*hydrophosphorous acid.*). Das beim Erhitzen dieser Säure sich entbindende Phosphor-Wasserstoffgas findet der Verf. von dem verschieden, welches man durch die Einwirkung von Kali auf Phosphor gewinnt. Das specifische Gewicht dieses Gases verhielt sich nämlich zu dem der Luft wie 87:100. In Verührung mit der Luft entzündet es sich nicht von selbst. 3 Maß davon verzehrten beim Detoniren mit Sauerstoffgas 5 Maß von diesem und setzten zugleich etwas Phosphor ab. Kalium darin erhitzt, brachte schnell eine Verdoppelung seines Volumens zuwege, bildete Phosphor-Kalium und hinterließ das Wasserstoffgas in völlig reinem Zustande. Dieses Phosphor-Wasserstoffgas (*hydrophosphoric gas* vom Verf. benannt) muß demnach auf 4,5 Wasserstoff, 22,5 Phosphor dem Gewichte nach enthalten. Nach einer neuern und genauern Abwägung, welche der Verf. mit dem schweflichtsaurem Gase und dem Schwefel-Wasserstoffgase vorgenommen hat, und wodurch die frühere Angabe desselben Phil. Transact. for 1810. S. 254 berichtigt wird, wiegen bey mittlerer Temperatur und mittlerem Druck der Luft 100 Cubikzoll schweflichtsaures Gas 68,0 Grän und 100 Cubikzoll Schwefel-Wasserstoffgas 36,5 Grän Engl. Maß und Gewicht. Nimmt man nun an, daß das schweflichtsaure Gas ein dem seinigen gleiches Volumen Sauerstoffgas, und das Schwefel-Wasserstoffgas ein dem seinigen gleiches Volumen Wasserstoffgas enthält, so besteht dieser Gewichtsbestimmung zufolge das schweflichtsaure Gas aus 50,0 Gewichtstheilen Schwefel und 50,0 Gewichtstheilen Sauerstoff; und das Schwefel-Wasserstoff-

gas ebenfalls dem Gewichte nach aus: 93,781 Schwefel und 6,219 Wasserstoff. Welches mit der Analyse dieser Substanzen von Berzelius auf das genaueste übereinstimmt. Außerdem werden von dem Verf. noch Bemerkungen über die Hydrate der Talkerde, Zirconerde und des Magnesiumoxyds mitgetheilt.

### Leipzig und Altenburg.

Von J. A. Brodhaus: *Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Erster Band. A bis Boyle. Dritte Auflage des ersten bis vierten Bandes. 1814. 848 Seiten in Octav.*

Der im Jahre 1796 vom Dr. Löbel gefaßte Gedanke an die Stelle von Zübner's Zeitungs- und Conversations-Lexicon ein zweckmäßigeres Werk zu setzen, war gewiß sehr wichtig, da die Theilnahme an alle dem, was wissenschaftlich ist, allgemeiner geworden, und sich der Begriff der Conversation allerdings erweitert hat. Aber die Ausführung dieser Idee war sehr schwierig und blieb mangelhaft, selbst noch in der zweiten im Jahre 1812 nöthig gewordenen Auflage: die erste ward mit dem sechsten Bande im Jahre 1807 geendigt. Der Begriff von Conversation ist so leicht nicht; immer bleibt er relativ. Die eine ist gebildeter und unterrichteter als die andere: diese braucht ein kleineres Lexicon als minder unterrichtete u. Daher kommt auch das Schwanken in den Ansichten der Verfasser, und das Verhältnißwidrige in den einzelnen Artikeln aller drey Auflagen. Artikel wie Abelard hätten viel kürzer gegeben werden; andere wie Abend ganz fehlen müssen. Neu berühmt gewordene Oerter als Abensberg brauchten die Ausdehnung nicht zu erhalten, da die Begebenheiten

noch jedem frisch im Gedächtnisse sind, und der Verf. doch nur einseitig berichten konnte, also alle Critik fehlte. Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen unter einem Artikel mehrere darzustellen durch Nachweisungen, und damit Raum zu sparen? Wie viele an sich nicht sehr erhebliche Artikel die jetzt allein abgehandelt vielen Raum wegnehmen, konnten unter Vendée, Revolution ic. wo sie erwähnt werden müssen, ihre Aufklärung erhalten, wie Vernier! Zehn Bände wird diese dritte Auflage stark werden; offenbar viel zu stark und zu theuer für ein Handwörterbuch! Weit über die Hälfte müßte dieß Werk einschmelzen, wenn alle Artikel, die entweder ein nur mittelmäßiger Schulunterricht, oder doch überall verbreitete Hülfsmittel leicht darbieten, weglieben, z. B. die meisten geographischen, viele historische, naturhistorische, für welche eine Menge Handbücher, die in jedes einigermaßen gebildeten Mannes Händen sind, zumahl sie zu den Schulbüchern gehören, die in der Conversation erforderliche Aufklärung hinreichend an die Hand geben: Ergänzungen, Nachhülfen solcher Handbücher, als des Fabri, Funk ic. gehörten in dieß Lexicon. Doch andre Ansichten geben andere Resultate, und Rec. bescheidet sich gern, daß es sehr viele Leser geben möge, welche mit dem Werke zufrieden sind, und sehr wohl zufrieden seyn können. Der Fleiß, die Kenntniß und die Sprache, welche in den Artikeln herrschen, sind allerdings lobenswerth, und der Unterricht, den die Leser, für welche dieß Werk geschrieben ist, hier schöpfen können, ist dem Zwecke der Unterhaltung sehr angemessen, und würde noch umfassender seyn, wenn die Anzeige der Quellen, woraus ein recht gründlicher Unterricht zu schöpfen ist, beigefügt worden wäre, oder im Plane des Werkes selbst läge.



Stendal.

Bei Franzen und Große: Johann Herrmann Becker's, Doctors und ausübenden Arztes zu Parchim in Mecklenburg, Versuch einer allgemeinen und besondern Nahrungsmittelkunde, mit einer Vorrede von Dr. S. G. Vogel. Erster Theil, die Einleitung in die Nahrungsmittelkunde, Litteratur und Geschichte derselben: erste Abtheilung 1810. 340 Seiten in Octav; zweyte Abtheilung 1811. 1118 Seiten; dritte Abtheilung 1812. 1744 Seiten mit einer Inhaltsanzeige über alle drey Bände. — Auch unter dem Titel: Versuch einer Litteratur und Geschichte der Nahrungsmittelkunde.

Diese drey ersten Bände, welche den ersten Theil des Ganzen umfassen, beschäftigen sich bloß mit dem Allgemeinen, und der Litteratur. Für diesen Zweig der Medicin enthalten sie einen wahren Schatz. Nec., der wohl weiß, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, um sich über eine Wissenschaft oder gar über einen einzelnen Gegenstand eine etwas genaue Litteratur zu erwerben, sagt dem Verfasser seinen Dank für die mühsolle Arbeit. Der Mangel der Vollständigkeit bedarf keiner Entschuldigung, da Niemand jene erreichen kann, und sind Unrichtigkeiten eingeschlichen, so entgeht auch der beste Literator diesen Fehlern nicht. Der Verfasser hat sich vorgenommen, im Laufe dieser Arbeit zwar alle Nahrungsmittel in alphabetischer Ordnung aufzustellen; allein die aus der speciellen Kenntniß der einzelnen Nahrungsmittel hervorgehenden Resultate sowohl, als die übrigen hieher gehörigen Betrachtungen in systematischer Ordnung folgen zu lassen. Diese Gegenstände werden die folgenden Bände enthalten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 9. April 1814.

Göttingen.

In der Mitte des vorigen Monats erschien der gewöhnliche Catalogus praelectionum für das nächste halbe Jahr. Wir theilen, nach einer vorangegangenen kurzen Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten, aus demselben das folgende wissenschaftlich geordnete Verzeichniß der Vorlesungen der hiesigen Professoren mit, in welches zugleich die von den Privat-Lehrern angekündigten Vorlesungen gehörigen Ortes eingeschaltet sind.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 25. April angelegt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

R (3)

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

### Vorlesungen.

#### Allgemeine Wissenschaftskunde.

Eine allgemeine Encyclopädie und Methodologie trägt Hr. Prof. Wildt, 4 Stunden die Woche um 3 Uhr, öffentlich vor.

#### Theologische Vorlesungen.

Theologische Encyclopädie trägt Hr. Conf. R. Planck, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr vor;

Eine pragmatisch-historische Uebersicht der theologischen Litteratur seit der Reformation, Hr. Rep. Lücke, 4 Stunden wöchentlich;

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Hr. W. Mahn, um 7 Uhr Morgens.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Hofr. Eichhorn erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, den Jesaias um 9 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Abt Pott erklärt die größern Paulinischen Briefe, mit ausführlicher Erläuterung der in dem N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn, die Schriften des Apostels Johannes und die Geschichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, die drey ersten Evan-

gellia, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; die Apocalypse, 2 Stunden die Woche, öffentlich; Hr. M. Mahn, den Brief Jacobi, unentgeltlich.

Die Dogmen-Geschichte trägt Hr. Conf. N. Pland um 11 Uhr vor;

Die Dogmatik nebst der Dogmengeschichte, Hr. Conf. N. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche, Ausg. 3. Göttingen 1809, um 8 Uhr.

Die in dem Alten sowohl als Neuen Testamente enthaltenen Beweisstellen der Dogmatik erläutert Hr. Rep. Bauermeister 4 Stden wöchentl. um 3 Uhr.

Ein Examinatorium und Disputatorium über Dogmatik und Dogmengeschichte hält Hr. Rep. Lücke privatissime.

Die theologische Moral trägt Hr. Conf. N. Stäudlin nach seinem 4ten Lehrbuch der Moral für Theologen. Göttingen 1813 um 7 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Conf. N. Pland um 8 Uhr; die Neuere Kirchengeschichte, eben derselbe, öffentlich, 4 Stunden die Woche.

Die Homiletik wird Hr. Abt Pott in einer seinen Zuhörern bequemen Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminariums fortsetzen. — Hr. Dr. Gräffe lehrt die Homiletik, nach seinem Lehrbuche 'Die Pastoral-Theologie nach ihrem ganzen Umfange. Göt. 1803' 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, so wie auch die Uebungen des homiletischen Seminariums auf die bekannte Weise fortgesetzt werden. Zu den Recensionen der in den Kirchen gehaltenen Predigten ist die Abendstunde von 6 bis 7 Uhr bestimmt.

In dem Repetenten-Collegio wird Hr. Rep. Bauermeister den Brief Pauli an die Römer Dinst. und Freyt. um 1 Uhr erklären, und Hr. Rep. Lücke,

Mont. und Donnerst. um 1 Uhr, das Hohe Lied, verbunden mit einer critischen Darstellung der Interpretations-Geschichte dieses Buches.

#### Rechtswissenschaft.

Die Litterär-Geschichte der Rechtswissenschaft, vorzüglich der büraerlichen, trägt Hr. Hofr. Hugo, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr. Den Anfang dieser Vorlesung eröffnet sich Hr. Syndicus-Adjunct Kiedel für diejenigen nachzuhohlen, welche durch zu spätes Ankommen ihn ver säumt haben.

Das Naturrecht, mit Rücksicht auf Philosophie des positiven Rechts, trägt Hr. Prof. Bauer, nach seinem Lehrbuche um 2 Uhr vor;

Das Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundriß v. Göttingen 1809 in Französischer oder Deutscher Sprache, um 8 Uhr;

Das Chur-Braunschweig-Lüneburgische Staatsrecht, Hr. Dr. Quentin, 3 Stunden wöchentl. um 3 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Meißner, nach seinem Lehrbuche, um 10 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Meißner, privatissime; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Dr. Planck, nach Feuerbach's Lehrbuche, Ausg. 5., verbunden mit dem peinlichen Proceß, wöchentlich in 8 noch näher zu bestimmenden Stunden;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 7 Uhr;

Die Regese der wichtigsten Beweisstellen des Römischen Rechtes, nach vorgängiger Entwicklung der Hauptgrundsätze der juristischen Hermeneutik, Hr. Dr. v. Wenke um 7 Uhr;

Die Institutionen, Hr. Hofr. Walbeck, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 11 Uhr; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Adv. Brinkmann, um 8 Uhr, nach vorgängiger Einleitung in das juristische Studium überhaupt, und verbunden mit schriftlichen und mündlichen Prüfungen;

Die Pandecten, nach der Legal-Ordnung, Hr. Dr. Jordan;

Das System der Pandecten, Hr. Hofr. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, täglich um 8 Uhr, und Mont., Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr; Hr. Hofr. Haas, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuches, um 8 Uhr; Hr. Assess. Dr. Ballhorn um 4 Uhr; Hr. Dr. von Weyhe, nach Lhibaut, um 8 und 10 Uhr;

Die vorzüglichsten Streitigkeiten über das bürgerliche Recht, nach der Ordnung der Pandecten, verbunden mit andern dahin gehörenden Rechts-Puncten, welche in den gewöhnlichen Vorlesungen meistens zurück gesetzt werden, Hr. Dr. Thoms 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Die Lehre von der Intestat-Erbfolge nach der Nov. 118, Hr. Adv. Brinkmann, Sonnab. um 11 Uhr, unentgeltlich.

Zu Privatissimis, Examinatoris und Repetitoris im Römischen Rechte etc. erbieter sich Hr. Dr. Thoms, Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Synd. Adi. Kiedel, Hr. Adv. Brinkmann.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr vor; Hr. Dr. Thoms, um 8 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, nach Kunde, nebst dem Lehnrechte, Hr. Prof. Bauer um 9 Uhr;

Das Chur-Braunschweig-Lüneburgische Privat-Recht, in Verbindung mit der Theorie des Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin, um 8 Uhr;

Das Lehnrecht, nach Vög, Hr. Dr. Thoms 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Das Preussische Civil-Recht, mit Inbegriff des Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin, um 7 Uhr;

Diejenigen Lehren des Französischen Rechts, welche im Hannöverschen noch eine practische Wichtigkeit behalten werden, Hr. Adv. Brinkmann in demnächst zu bestimmenden Stunden, unentgeltlich;

Das Bergrecht, Hr. Prof. Bauer, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich;

Das Handelsrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach Martens, Mont. und Donnerst. um 3 Uhr.

Das Wechselrecht, Hr. Prof. Bergmann, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich;

Den Criminal-Proceß, Hr. Prof. Bauer, Mittw. und Sonnab. um 7 Uhr, öffentlich;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, nach Martin, Hr. Hofr. Waldeck, um 2 Uhr; Hr. Prof. Bergmann, gleichfalls nach Martin, um 3 Uhr; Hr. Dr. Desterley, der ältere, nach Grolmann, um 5 Uhr, so wie auch privatissime Hr. Assessor Dr. Ballhorn, nach Martin, um 5 Uhr; Hr. Universitäts-Secret. Desterley, nach Martin, um 7 Uhr. — Zu einem Repetitorio über die Theorie des allgemeinen bürgerlichen Processus erbiete sich Hr. Dr. Rothamel.

Das Klagrecht wird Hr. Assessor Dr. Ballhorn unentgeltlich abhandeln.

Die Lehre von vorsichtiger Abschließung aller Arten bürgerlicher Contracte wird Hr. Dr. Desterley, der ältere, um 5 Uhr theoretisch vortragen, und damit praktische Uebungen verbinden.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bauer lehrt die juristische Praxis um 7 Uhr; Hr. Prof. Bergmann gibt Anleitung zur juristischen Praxis und zum Referiren um 8 Uhr. Hr. Prof. von Willers hält ein diplomatische Practicum Sonnab. um 2 Uhr. Hr. Dr. Desterley, der ältere, bestimmt für Ausarbeitungen und mündliche Vorträge in bürgerlichen Processen, wozu er, nach vorgängiger theoretischer Einleitung, vorzüglich rechtsabhängige Prozesse benutzen wird, die Stunde von 4 bis 5, und ist auch zu Privatissimis in der Praxis erbötig. Hr. Assessor Dr. Ballhorn lehrt die Praxis des bürgerlichen Processus und die Referirfunk um 11 Uhr. Hr. Universitäts-Secret. Desterley hält ein Practicum Processuum und ein Relatorium, nach seiner Anleitung zur Referirfunk, um 8 Uhr.

#### Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. h. der Naturlehre.

Ein Examinatorium über die Anatomie hält Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Die Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel Mont. und Donnerst. um 11 Uhr.

Ueber die allgemeine Anatomie der Bewegungsorgane des Menschen und der Thiere, insbesondere über die Knochen und Muskeln und diejenigen Organe, die bey den weißblütigen Thieren die Stelle der Knochen vertreten, hält Hr. Dr. Oslander 2 Stunden wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Physiologie trägt Hr. Hofr. Blumenbach, 6 Stunden wöchentl. um 8 Uhr vor; Hr. Prof. Hempel um 4 Uhr.

Die Anthropologie und Psychologie, verbunden mit der Lehre von den Gemüths- und Geisteskrankheiten, Hr. Dr. Haindorf, nach seinem Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. Heidelberg 1811. Abends um 6 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Ueber das Nerven-System in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht hält Hr. Dr. Haindorf, nach seiner Preisschrift (Heidelberg 1811), Dinst. und Freyt. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Arzneimittellehre trägt Hr. Dr. Winiker um 7 Uhr vor. Hr. Dr. Kraus handelt die practische Arzneimittellehre verbunden mit Uebungen in der Pharmacognosie und im Receptschreiben 6 Stden wöchentlich ab, und hält 3 Stunden wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung über die chirurgische Arzneimittellehre. Hr. Dr. Spangenberg trägt die Arzneimittellehre 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor, und hält über die dynamische Arzneimittellehre oder über die Kräfte, die Wirkungen und die therapeutische Anwendung der Wärme, der Kälte, der Electricität, des Galvanismus und des so genannten thierischen Magnetismus eine unentgeltliche Vorlesung.

Ein Examinatorium über die chemischen und medicinisch-practischen Kräfte der Arzneimittellehre, nach vorgängiger kurzer Erläuterung der pharmaceutischen Chemie von Hagen, hält Hr. Bergr. v. Crell um 10 Uhr. Auch Hr. Dr. Oslander und Hr. Dr. Spangenberg sind zu Examinatoris über die Arzneimittellehre erbötig.

Die Pharmacie trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach der dritten Ausgabe der Preussischen Pharmacopöe, um 4 Uhr vor;

Die allgemeine Pathologie, Hr. Dr. Kraus, nach einem zu Anfange der Vorlesungen erscheinenden Grundrisse, 6 Stunden wöchentlich;



Die Semiotik Hr. Bergr. v. Crell, nach Sprengel, um 4 Uhr; Hr. Dr. Winiker um 9 Uhr; Hr. Dr. Spangenberg um 7 Uhr;

Die specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer um 6 Uhr Morgens;

Die zweite Hälfte der speciellen Therapie, welche die chronischen Krankheiten begreift, Hr. Hofr. Stromeyer um 7 Uhr;

Die Pathologie und Therapie der Verdauungs-werkzeuge, der Respirations-Organen, der Haut, der Harnwerkzeuge, der Geschlechtsrtheile, des Gemeingefühls und des Gehirns u. Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Lehre von den Augenkrankheiten, Hr. Prof. Langenbeck, um 1 Uhr;

Die Lehre von den Frauenzimmerkrankheiten, Hr. Hofr. Oslander, um 2 Uhr;

Die Therapie der Kinderkrankheiten, Hr. Dr. Oslander, 3 Stunden wöchentlich.

Ein Examinatorium über specielle Therapie hält Hr. Dr. Oslander und Hr. Dr. Spangenberg privatissime.

Die erste Hälfte der Chirurgie handelt Hr. Prof. Langenbeck um 7 und 2 Uhr ab.

Ein Privatissimum zu Uebungen in den bey den Augen- und Gehörkrankheiten zu verrichtenden Operationen hält Hr. Hofr. Himly in einer bequemen Stunde.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Hofr. Oslander um 9 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen bey den im Entbindungshause vorkommenden Fällen;

Die medicinische Polizey verbunden mit der Thierarzneykunde, Hr. Hofr. Oslander um 5 Uhr;

Die gerichtliche Medicin, mit vorgängiger Anleitung zur allgemeinen Kenntniß des menschlichen Körpers, in Hinsicht auf die Bedürfnisse künftiger Rechtsgelehrten, Hr. Prof. Hempel 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-wohnungen der Kranken, wird Hr. Hofr. Himly nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift *Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803* entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmet dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr bestimmt.

Die Thier-Ärzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Aorer. — Hr. Dr. Uhlendorff wird die Gesundheitserhaltungskunde der vorzüglichsten Hausthiere, nebst der Beurtheilung derselben nach ihrem Aeußern in Hinsicht auf Alter, Fehler und Krankheitsanlagen 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vortragen. — Hr. Dr. Lappe handelt die Krankheiten der Pferde und die Seuchen der übrigen landwirthschaftlichen Hausthiere 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr nach eigenen Dictaten ab, und hält in einer noch zu bestimmenden Stunde zweymahl wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung über die Rinderpest.

#### Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, die welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek um 4 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, beides nach seinen Lehrbüchern, Hr. Hofr. Schulze um 7 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 8 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem während der Vorlesungen von Wandenboeck und Ruprecht erscheinenden Lehrbuche, um 5 Uhr;

Metaphysik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Mittw. und Freyt. um 7 Uhr; Hr. M. Kern, um 11 Uhr;

Practische Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr;

Eine historische Darstellung der vorzüglichsten Systeme welche über das Naturrecht aufgestellt sind, Hr. Dr. Weyhe 2 Stunden wöchentlich, unentgeltlich;

Das Naturrecht, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen 1813 um 9 Uhr;

Die gesammte Politik, oder Staatsverfassung, und Staatsverwaltungslehre (Politik, Cameralwissenschaft oder Staatswirthschaft), Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr

Die Grundsätze und allgemeinen Lehren der Politik, Hr. Hofr. Rueder, um 11 Uhr;

Die Rational-Oeconomie, Hr. Hofr. Rueder, um 9 Uhr;

Die Finanz-Wissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr.

Ueber die Viehzucht, mit besonderer Rücksicht auf Gesteute, hält Hr. Dr. Lappe, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, eine Vorlesung.

Die Technologie trägt Hr. Prof. Hausmann nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Eine Anleitung zur Kenntniß der Eisen- und Stahlwerke gibt Hr. Prof. Hausmann Sonnab. um 6 Uhr öffentlich.

#### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Lhibaut um 9 Uhr; Hr. Prof. Wildt, um 6 Uhr N.; Hr. M. Ebell, nach Kästner, in einer beliebigen Stunde; Hr. M. Schrader, nach Kästner, mit vorzüglichem Hinsicht auf practische Geometrie und Fälle im gemeinen Leben um 7 Uhr, Hr. M. Focke in einer beliebigen Stunde;

Die Algebra, Hr. M. Ebell, nach Häfeler;

Die Analysis des Unendlichen, Hr. Prof. Lhibaut um 11 Uhr;

Den gerichtlichen Theil der practischen Mathematik (Geometrie, Mechanik, Architectur ic.) verbunden mit practischen Uebungen, Hr. Prof. Wildt um 7 Uhr;

Die angewandte Arithmetik, Hr. M. Focke;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell, Hr. M. Schrader;

Die practische Geometrie, Hr. Prof. Lhibaut, um 5 Uhr; Hr. M. Ebell in einer beliebigen Stunde; Hr. M. Schrader, nach Mayer, in besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Oeconomen, wöchentlich 6 Stunden Ab. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Focke, mit Inbegriff einer Anleitung zur Verfertigung planimetrischer Pläne, in einer beliebigen Stunde; Hr. Baum. Müller,

weist einer Anweisung zum Aufnehmen militärischer Situationen; Plane 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr Ab.;

Die Astrognosie, nach Rüdiger, Hr. M. Ebell;

Die theoretische Astronomie, Hr. Prof. Gauß um 10 Uhr; Hr. Prof. Harding um 9 Uhr.

Die Theorie der Bewegung der Cometen, und die Bestimmung der Bahnen trägt Hr. Prof. Gauß um 11 Uhr vor;

Die Lehre von der Bestimmung der Zeit, Hr. Prof. Harding um 3 Uhr;

Die practische Astronomie, Hr. Prof. Gauß privatiff.;

Die nautische Astronomie, Hr. Prof. Harding, um 10 Uhr.

Vorlesungen über die Baukunst: Hr. M. Ebell handelt die bürgerliche sowohl als öconomische Baukunst in Verbindung mit Ausarbeitungen, dem Bauanschlage, und der Lehre von den Baufreitigkeiten in einer beliebigen Stunde ab. Hr. M. Schrader trägt um 9 Uhr, nach Gilly, die Theorie der bürgerlichen Baukunst, erläutert durch Zeichnungen und Modelle, vor, und gibt in einer zu verabredenden Stunde Anleitung zu architectonischen Uebungen, um Stadt- und Landgebäude nach bestimmten Absichten zweckmäßig erfinden und die Entwürfe dazu gehörig ausarbeiten zu lernen, auch die Bauanschläge zu verfertigen. Hr. Baum. Müller trägt die höhere Baukunst privatissime vor, und die Land- Baukunst 5 Stden wöchentlich um 8 Uhr.

Eine militärische Encyclopädie wird Hr. Hauptm. M. Klare um 10 Uhr, oder in einer andern bequemern Stunde vortragen. Auch ist er erbötig in andern Theilen der Kriegswissenschaft, als Tactik ic. ausführlicheren Unterricht zu ertheilen.

#### Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Hofr. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik lehrt Hr. Prof. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst- Botanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik, oder die Kenntniß der officinellen Pflanzen, und derjenigen Theile derselben, die als Arzney gebraucht werden, Mont., Dinst., Mittw. und Freyt. um 1 Uhr. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botani-

sche Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen.

Die Geognosie lehrt Hr. Prof. Hausmann 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr M. und verbindet damit geognostische Excursionen.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Lehrbuche, um 8 Uhr vor, und verbindet damit sowohl practische mineralogische Uebungen, als auch mineralogische Excursionen;

Die Experimental-Physik Hr. Hofe. Rauer, nach seinem Lehrbuche, um 4 Uhr;

Die physische Astronomie und Geographie nebst der Meteorologie, eben derselbe, um 11 Uhr;

Die physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen, um 7 Uhr.

Ueber die Geschichte der Chemie, und vorzüglich über die verschiedenen wissenschaftlichen Ansichten derselben hält Hr. Berar. von Crell eine öffentliche Vorlesung, Mont. und Donnerst. um 6 Uhr Ab.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach seinem Handbuche um 9 Uhr vor; die Lehre von der chemischen Verwandtschaft der Körper handelt er Sonnab. um 10 Uhr öffentlich ab.

Eine Anleitung zur chemischen Analyse gibt Hr. Prof. Stromeyer, Dinst., Mittw. und Freyt. um 5 Uhr; und zu practischen chemischen Uebungen im academischen Laboratorio bestimmt er die Stunden von 5 bis 7 Uhr, Mont. und Donnerstags.

#### **Historische Wissenschaften.**

Allgemeine Länder- und Völkerkunde, oder einen kritischen und systematischen Inbegriff unserer gegenwärtigen Kenntnisse der Erde und der sie bewohnenden Völker, trägt Hr. Hofr. Heeren, um 6 Uhr M. vor, und erläutert alles durch die besten und neuesten Karten, welche er seinen Zuhörern vorlegen wird, so wie auch durch die ethnographische Sammlung in dem academischen Museum;

Die alte Geographie, Hr. M. Lünemann, 5 Stden wöchentlich um 8 Uhr.

Die Diplomatif handelt Hr. Hofr. Lychsen mit Benutzung eines reichen Vorrathes von Urkunden um 1 Uhr ab;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 2 Uhr;

Die neueste Europäische Geschichte, sowohl im Allgemeinen als in Hinsicht der einzelnen Staaten, von der ersten Theilung Pohleus bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Sartorius, Mittw. und Sonnab. um 3 Uhr, oder in einer bequemeren Stunde.

Die neuere Geschichte von Europa von dem letzten Jahrhundert an trägt Hr. Prof. von Willers, nach einer vorausgeschickten Einleitung, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die Geschichte der Französischen Revolution und des von ihr über alle Nationen Europas ausgegangenen Unheils, Hr. Hofr. Rueder, Mittw und Freyt. um 3 Uhr.

Ein Zeitungs-Collegium, mit einer vorausgeschickten historischen Darstellung der Französischen Revolution, hält Hr. Prof. Saalfeld um 4 Uhr.

Die Geschichte der Deutschen trägt Hr. Hofr. Rueder um 6 Uhr M. vor. Hr. Prof. Saalfeld handelt die Geschichte von Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Staatsrecht um 10 Uhr ab.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

#### Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Prof. Neuf 4 Stunden wöchentlich vor.

Ueber die Geschichte der Wissenschaften und der Poesie unter den Persern hält Hr. Hofr. Lychsen eine öffentliche Vorlesung

Die Geschichte der Griechischen Litteratur und Kunst handelt Hr. R. Fiorillo um 3 Uhr ab.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fach erwähnt.

#### Schöne Künste.

Einen historischen und critischen Abriß der Geschichte der ältern und neuern Deutschen Litteratur gibt Hr. Hofr. Bouterwek, Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur, Hr. Prof. von Willers, Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr; Hr. Prof. Arnaud, 4 Stunden wöchentlich.

Rhetorik lehrt Hr. Prof. Samsen um 6 Uhr N. und verbindet damit eine Anleitung zum Deutschen Style.

Ueber Aristoteles Buch von der Poetik hält Hr. M. Fiorillo eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Kunst unter den Aegyptern; Griechen, Etruskern und Römern von ihrem ersten Anfange bis auf Constantin den Gr. trägt Hr. Prof. Fiorillo um 11 Uhr privatissime vor;

Archäologie der zeichnenden Künste (Baukunst, Bildneren, Maleren), Hr. M. Coelken 4 Stden wöchentlich um 7 oder 11 Uhr, mit Benutzung der Kupferwerke der Bibliothek.

Die Geschichte der Baukunst, Malerey, Bildhauerey, Steinschneidekunst etc. von der Wiederherstellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr. Prof. Fiorillo, mit Benutzung der acad. Gemälde- und Kupferstichsammlungen, und in vorzüglicher Hinsicht auf diejenigen, welche Italien und Frankreich zu bereisen gedenken, privatissime um 7 Uhr ab.

Die Zeichenkunst u. Malerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Hr. Zeichenmeister Eberlein gibt Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen, in beliebigen Stunden.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden erteilen.

#### Alterthumskunde.

Die Alterthümer der Hebräer, trägt Hr. Hofr. Zochsen, nach seinem Grundrisse, um 11 Uhr vor;

Philologische Encyclopädie, Hr. Prof. Dissen um 5 Uhr;

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine historische Darstellung der Verfassung und Verwaltung der Griechischen Staaten, der Religion, des Kriegswesens, des Privatlebens und der Künste und Wissenschaften unter den Griechen, Hr. Prof. Wunderlich 4 Stden wöchentl. um 7 Uhr.

Neben Hesiodus Theogonie, als Leitfaden zu Vorträgen über die Mythologie, hält Hr. M. Loelken 4 Stden wöchentlich um 5 Uhr eine Vorlesung.

#### Orientalische und alte Sprachen.

Eine Einleitung in die Sprachen und die Literatur des Orients gibt Hr. M. Münnich.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Abt Pott um 10 Uhr; Hr. M. Mahn, welcher mit der Grammatik die Interpretation einer Auswahl von ästhetisch und dogmatisch wichtigen Psalmen verbindet, in einer bequemen Stunde;

Die Arabische Sprache, Hr. Hofr. Eichhorn um 11 Uhr; Das Syrische und Chaldäische, Hr. M. Mahn, privatissime.

Zum Privat-Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen er bietet sich Hr. M. Münnich.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. beh. den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griech. Schriftsteller: Die von Hrn. Hofr. Mitscherlich, so wie von Hrn. Prof. Wunderlich und Dissen für die Mitglieder des philolog. Seminarii bestimmten Collegia werden am schwarzen Brete bekannt gemacht werden. — Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 11 Uhr die Sieben gegen Theben von Aeschylus und den Oedipus Col. von Sophocles. Hr. Prof. Wunderlich erläutert den Thucydides in philologischer und historischer Hinsicht um 4 Uhr. Hr. Prof. Dissen hält 2 Stunden wöchentlich eine Vorlesung über die Metrik. Hr. M. Fiorillo erklärt die Ilias mit Rücksicht auf die neuern Untersuchungen über die Homerischen Gesänge um 4 Uhr; Hr. M. Lünemann Pindars Olympische und Pythische Siegeshymnen um 4 Uhr. Hr. M. Münnich den Agamemnon von Aescholus und Pindars Olympische Siegesgesänge, mit einer historisch-critischen Einleitung, in dem nächst zu bestimmenden Stunden. Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr. M. Fiorillo und Hr. M. Lünemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Die für die Mitglieder des philolog. Seminarii bestimmten Collegia werden am schwarzen Brete angezeigt werden. — Hr. Hofr. Mitscherlich hält Sonnab. um 11 Uhr eine öffentl. Vorlesung über Quinctilian's Institut. Orat. L. X. und erklärt um 2 Uhr Horazens



Sermonen und Briefe nebst der Ars poet. Hr. Prof. Wunderlich erläutert um 2 Uhr 2 Stunden wöchentlich den zweyten Theil der Lateinischen Syntax. Hr. Prof. Dissen erklärt um 3 Uhr 5 Stunden wöchentlich die Adelpbi und den Eunuch des Terenz. Hr. Dir. W. Kirsten erklärt 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr Taciti Histor. und bestimmt die beiden andern Stunden zu Uebungen im Latein: Schreiben, Sprechen und Disputiren. — Zum Privat: Unterrichte im Lateinischen erbiethet sich Hr. Dir. W. Kirsten, Hr. W. Fiorillo, und Hr. W. Lunemann.

#### Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß der ältern Deutschen Litteratur und zum gründl. Verstehen der besonders aus dem Schwäbischen Zeitalter übrigen Gedichte gibt Hr. Prof. Benecke um 7 Uhr, oder in einer bequemeren Stunde.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Rector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Franzöf. ertheilen.

Ausgewählte Stücke der Englischen Poesie erklärt Hr. Prof. Benecke privatissime.

Zum Unterricht in der Italiänischen Sprache und der Erläuterung Ital. Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Abendstunden von 4 bis 6 Uhr. Hr. W. Coelien lehrt in beliebigen Stunden die Italiänische Sprache grammatisch und practisch.

Die Span. Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen privatissime.

Zum Privat: Unterrichte in den vorzüglicheren Europäischen Sprachen erbiethet sich Hr. W. Münnich.

---

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Boht, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

---

Wegen der Logis kann man sich an den Logis: Commissär, Nebell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 11. April 1814.

München.

Bei dem in den letzten Jahren, selbst unter den Deutschen Provinzen, sehr erschwerten litterarischen Verkehr, mußte unsre Universitäts-Bibliothek der Oeuvres Lithographes par Strixner, Piloti et Compagnie, eines der wichtigsten einheimischen Kunst- und Prachtwerke, bisher entbehren. Nach der glücklichen Umänderung der Dinge war es daher eine der ersten Sorgen der hiesigen Bibliotheksverwaltung, dasselbe in München anzukaufen. Zufällig davon benachrichtiget, daß jenes Prachtwerk von hieraus gesucht werde, gaben Se. Königl. Hoheit, der Kronprinz von Baiern, gewohnt, auch mitten im Geräusch der Waffen der Künste des Friedens eingedenk zu bleiben, den Befehl, nicht nur jetzt sogleich ein Exemplar der bereits erschienenen 47 Hefte, sondern auch künftig die Fortsetzungen derselben, in Höchstihrem Nahmen unserer Universität als Geschenk zu übermachen. Von dem ehrfurchtsvollsten Dank durchdrungen, erkennt sie den unschätzbaren Werth dieses Interpfandes der gegen sie fortdauernden wohlwollenen Gesinnungen eines Prinzen, dessen

erhabene Eigenschaften und seltene Tugenden während Hochstihres unvergeßlichen Aufenthalts allhier aller Herzen mit tiefer Verehrung erfüllt haben.

So gern Recensent den Genuß, den ihm dieses Werk verschafft hat, mit seinen Lesern theilen möchte, so unmöglich ist es ihm, weil-dazu die Ansicht aller 282 Blätter, die entweder aus Handzeichnungen, oder aus Skizzen, Entwürfen, Copien nach Malereyen u. s. w. bestehen, erforderlich seyn würde. Aus diesem Grunde wird er nur auf diejenigen Blätter aufmerksam machen, welche entweder durch ihre treue Nachahmung oder die Vollkommenheit der technischen Behandlung das größte Lob verdienen, aller Bemerkungen sich aber enthalten, welche etwa über die Echtheit der Nahmen der Künstler, die die Blätter führen, bey ihm entstanden sind, so wie er auch sein Urtheil über den hohen Werth der Kunst des Steindrucks, und der Vervollkommenung, deren sie fähig ist, bey einer andern Gelegenheit aussprechen wird.

Lief. I. Ein sterbender Bischof, umringt von Geistlichen und andern Personen, nach Raphael. Lief. II. Ein Bruchstück aus dem Mord der unschuldigen Kinder, von Raphael, nach einem Kupferstück von Marc Antonio Calmondi. Lief. IV. Christus mit dem Kreuze und der Veronica, von Ligozio. Lief. V. Ein reizender Kopf der heiligen Jungfrau, nach einem Raphaelischen Bilde, und der Kopf eines Engels nach Guido Reni. Beide Köpfe sind mit schwarzer Kreide gezeichnet. Lief. VI. Zwen Köpfe des Christkinds und des h. Johannes, nach einem Bilde von Raphael; eine schöne Landschaft, von Claude Lorraine, und ein vortrefflicher Kopf der keuschen Susanna, nach einem Gemälde des Dominichino. Lief. VII. Ein Kopf der h. Anna, nach einem Gemälde des

Raphael, und zwey meisterhafte Köpfe eines todten Christus, und einer Madonna, von Damele da Volterra. Lief. VIII. Der Erlöser zwischen zwey Heiligen, nach Andrea Mantegna. Lief. IX. Ein überaus schöner Kopf von Raphael, nämlich sein Porträt, von ihm selbst gemahlt. Lief. X. Ein meisterhafter Kopf von Albrecht Dürer. Lief. XI. Ein herrlicher Satyrkopf. Lief. XII. Der Kopf eines Philosophen nach einem Bilde von Raphael, gezeichnet von C v Mannlich. Lief. X. Eine entzückende Landschaft von Rembrandt; die Bildnisse Raphael's und seines Lehrers P. Perugino, aus Raphael's Schule von Athen. Lief. XVIII. Die Schöpfung des Universums, nach Raphael. Lief. XIX. Ein ausdrucksvoller Kopf des heil. Johannes, von Albrecht Dürer. Eine heil. Familie. Man liest unter diesem Blatte: *Essai au crayon à la plume et à l'estompe, fait à la lithographie de Munich le 15 9ber 1809. Denon.* Der Urheber ist kein anderer, als der bekannte Aegyptische Reisende, berüchtigt durch seine Kunstplünderungen in ganz Europa. Das meisterhafte Porträt Lily's, nach Anton van Dyck. Mars und Venus, eine große Composition von Giulio Romano. Lief. XX. Ein edler Kopf des heil. Bruno, von Guido Reni. Lief. XXI. Ein schätzbares Bildniß des C. A. Scaglia, bereits durch ein Kupferstück des A. van Dyck bekannt. Eine reizende Landschaft von Rembrandt. Bildniß des Calvus, von S. Holbein. Lief. XXII. Ein bewundernswürdiger Kopf der heil. Jungfrau, voll Ausdruck und Leben, nach Guido Reni. Eine Kirche und ein Kloster-Garten, nach Dom Cuaglio, 1809. Lief. XXIII. Ein lieblicher Kopf des Christkinds, nach Carlin Dolce. Lief. XXIV. Eine Madonna mit dem Christkinde von Pietro Vanucci, genannt P. Perugino. Die Abfassung

der Lichte ist nicht genau beobachtet. Eine Judith, nach Andrea Mantegna. Taf. XXV. Eine Skizze nach Girolamo da Carpi. Eine Carpatide, nach Raphael, gezeichnet von C. v. Mannlich. Jupiter und Antiope, nach Tizian. Taf. XXVII. Ein Fluß, mit Nymphen in einem Walde, eine herrliche Zeichnung nach Polidoro Caldara. Taf. XXVIII. Ein Besuch der heil. Jungfrau, von Andrea del Sarto. Taf. XXIX. Christus, wie er von einem Engelchor bedient wird, nach le Sueur. Taf. XXX. Ansicht einer Kirche, nach einer Federzeichnung von A. Carracci. Eine Abnehmung vom Kreuz, von N. Poussin. Taf. XXXI. Eine Carpatide, nach Raphael. Taf. XXXII. Eine schöne Figur, von demselben Meister; ein Ecce homo, von A. Carracci. Dieß Blatt ist bey Kerzenschein erleuchtet. Herodes an der Tafel, von Andrea del Sarto. Artemisia, von Genr. van Hles. Taf. XXXIV. Die Krönung der heil. Jungfrau, von Pelegrino da Modena. Eine Flucht nach Aegypten, von Gio. Giuseppe del Sole. Christus betend im Garten, von Michel Angelo. Taf. XXXV. Der heil. Marcus, von Passignano. Die Drapperie schließt sich zu fest an die nackten Theile an. Die Himmelfarth der heil. Jungfrau, von Fr. Bartolomeo di S. Marco (?). Ein reizendes Porträt eines Frauenzimmers von Leonardo da Vinci, mit der Unterschrift Portrait d'une Princesse. Allein es ist kein andres Porträt, als das der berühmten Lisa del Giocondo, das bereits seit den Zeiten Franz I. in dem Franz. Museum bewundert wird. Taf. XXXVI. Der Tod der heil. Jungfrau, eine große Composition von Martin Schön. Taf. XXXVII. Ein Chor von Engelchen, nach Ludov. Carracci. Aeolus, wie er die Winde einschließt, von Diepenbeeck. Taf. XXXVIII. Alpheus und Arctusa, von Ebendemselben. Ein

heil. Johannes, nach P. Veronese. Lief. XXXIX. Ein Kampf zwischen Löwen und Pferden, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Ein Karabienner, von J. Werner. Lief. XL. Ein Löwe und ein Hirsch, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Die Madonna mit dem Christkinde, zwischen den heil. Franciscus und Johannes, von Korenhammer. Lief. XLI. Ein schönes Köpfchen eines fünfjährigen Mädchens (der Prinzessin Louise von Baiern), von Stieler. Callisto im Bade der Diana, eine große Composition von A. van der Werff. Lief. XLII. Ein andres sehr anziehendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (ebenfalls einer Baierschen Prinzessin), von Stieler. Von gleichem Werth ist das Bildniß der jüngsten dreijährigen Prinzessin, von demselben Meister, in der XLIII. Lieferung. Lief. XLIV. und XLV. enthalten unter andern die geistreichen Köpfe der zwölfjährigen Baierschen Prinzessin Elisa, und ihrer Schwester, der Prinzessin Amalia, beide von Hrn. Stieler gezeichnet. Der berühmte heil. Johannes und Petrus, gemahlt von A. Dürer im Jahre 1526. Man bewundert dieß Meisterstück in der Galerie Seiner Majestät zu München. S. Mannlich's Beschreibung der Churfürstbayerischen Gemäldesammlungen B. II. S. 270. Nr. 1100. Lief. XLVI. Ein reizendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (einer Baierschen Prinzessin), von Stieler. Lief. XLVII. Eine vortreffliche mit der Feder entworfene Skizze, von Donato Creti. Die Madonna dal Rosario, oder die heil. Jungfrau mit dem Christkinde, das einen Rosenkranz hält, von P. Perugino.

Wir können den Fleiß, die Aufmerksamkeit und Treue mit welcher die Originalzeichnungen, nach ihrer verschiedenen technischen Ausführung, copirt worden sind, nicht genug loben und empfehlen.

Da der Steindruck kein Geheimniß mehr ist, und da wir auch von andern Orten Steindrücke erhalten haben, von denen man in unsern frühern Anzeigen Nachrichten finden kann: so wäre es sehr zu wünschen, daß man das technische Verfahren, welches man zu München beobachtet, bekannt machen möchte, um die verschiedenen Versuche mit einander zu vergleichen, das beste und zweckmäßigste zu wählen, und auf diese Weise diese herrliche Deutsche Erfindung zur höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit zu bringen.

### Berlin und Stettin.

Vom Deutschen Schulfreunde des Hrn. Carl Christoph Gottl. Herrenners, Predigers der Kirche zum heil. Geist in Magdeburg, ist erschienen das 49. 50. 51. Bändchen, auch unter dem Titel: Der neueste Deutsche Schulfreund, eine Zeitschrift für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Erstes, zweytes und drittes Bändchen, oder: Der neue Deutsche Schulfreund, ein nütliches Land- und Lesebuch für Lehrer ic. 25. Bändchen. Von Friedrich Nicolai. 1812. 1813. 136. 240 S. in Octav.

Nach der schon bekannten Einrichtung dieses nützlichen Werks machen Aufsätze über pädagogische Gegenstände den Anfang, und Rezensionen von Schriften, wie auch Nachrichten, das Landschulwesen betreffend, den Beschluß. Der Zweck schließt alles aus, was die höhern und gelehrten Schulen angeht. Die Aufsätze, denn von diesen kann hier nur die Rede seyn, handeln von dem catechetisch-socraticischen Unterrichte, von den Seminarien, Schulprüfungen, den Elementarschulen in Holland, vom wirksamen Schreibunterricht, von der Methode und vom Unterrichte in den Volksschulen (besser in den niedern Schulen), von der beweglichen Wandtafel u. s. f.

Der innere Gehalt dieser Aufsätze ist sich eben so ungleich als die Sprache und Form. Sehr hat uns darunter angezogen des Hrn. Marchias, Lehrers an der Domschule in Magdeburg, Abhandlung über die Vorbereitung der Kinder auf den catechetischsocraticischen Unterricht, im ersten (49. oder 25.) Bändchen S. 1—34. Gründlich, besonnen, lichtvoll, wie es von einem denkenden vieljährigen Schulmanne und durch mathematische Studien gebildeten Gelehrten erwartet werden konnte! Den Aufsatz haben die Pestalozzischen Aeußerungen gegen das Catechistren und Socratistren veranlaßt; vergl. Niemerer's Grundsätze 2c. III. S. 470 ff. und Handbuch für unmittelbare Denkübungen I. S. 14. Der Grundsatz, durch sokratische Lehrart die Gemüthskräfte des Kindes zu wecken und in Thätigkeit zu versetzen, ist an sich trefflich; wer zweifelt daran? Aber er wurde mißverstanden und gemißbraucht. Er paßt nicht für jeden Unterrichtsstoff, nicht für jede Stufe der kindlichen Entwicklung. Daher kam es, daß Pestalozzi, dieser edle Mann, den selbst der echte Geist der Socratic belebt, sich so kräftig, aber zu rasch, dagegen erklärte. Die Catechetik der neuesten Zeit, meint Pestalozzi, scheint oft zu vergessen, daß selbst der Adler keine Eier aus den Nestern nehmen könne, wenn die Vögel keine hinein gelegt hätten. Die catechetischsocratiche Lehrart verlangt Subjecte, welche durch eine wohlverbundene Reihe zweckmäßiger Vorübungen und Belehrungen für dieselbe empfänglich gemacht sind. Die Form derselben ist nicht bloßes Fragen und Antworten, sie ist dialogisch und besteht also nicht immer in Fragen und Antworten, sondern mehr in Mittheilung und Umtausch von Gedanken des Einen an den Andern, fortwährend veranlaßt durch Mittheilung und Umtausch. Folglich sind schon gewisse Gedanken und Ideen über die Materie, die zwey oder mehrere Personen laut



durchdenken wollen, denselben vorher gegenwärtig, von welchen sie ausgehen, und Gedanken aus Gedanken wechselseitig erzeugend oder verknüpfend, prüfend, bestimmend u. zum Ziele gelangen. Der Unterschied ist, daß in der catechetischsocraticen Lehrart der Lehrer als solcher das Vorrecht hat, über den Gang des Gespräches zu machen: er leitet, und wird, weil er will, geleitet, führt aber den Zögling nicht, wie die schlechten Socraticer thun. Der Catechumene muß demnach theils ein Interesse an Erkenntnissen, folglich Neigung und Eifer dafür schon mitbringen, wie auch einen gewissen Vorrath von klar und bestimmt aufgefaßten Anschauungen, deutlichen Begriffen, richtigen Erkenntnissen überhaupt: theils muß er schon Sprachkenntniß und eine gewisse Fertigkeit sich mündlich gut auszudrücken besitzen. Alles dieß fehlt den Elementarschülern, die also erst mit Sorgfalt auf die catechetischsocraticen Unterredungen vorbereitet werden müssen. Ja man kann zweifeln, ob diese Lehrart, selbst unter vorausgesetzter Vorbereitung, in unsern Elementarschulen überhaupt an ihrer Stelle seyn dürfte, da sie ihrem Wesen nach offenbar mehr für solche Subjecte gehört, denen eine wissenschaftliche Bildung gegeben werden soll. Doch kommt hier viel auf den gewandten Lehrer in der Elementarschule an. Die Vorbereitung betrifft die Analysis und Mittheilung der Erfahrungskenntnisse, Vernunftkenntnisse und Sprachkenntnisse, worüber der Verf. treffliche Anleitung gibt. Rec. stimmt dem Verf. bey. Des Hrn. Superint. Kochs in Magdeburg Aufsatz über den Schreibunterricht hat unsern Beyfall. Angenehm überraschte uns des verstorbenen Pastor Uffackers zu Ohrum (des Algebräikers) Aufsatz: die Schulverbesserungen: ein Traum, der vortreffliche, ausführbare Gedanken enthält.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1814.

Göttingen.

Von Heinrich Dieterich: Taschenbuch für Landwehr-Männer, tactischen Inhalts, von J. W. Schrader, Doctor und Privat-Lehrer der mathematischen Wissenschaften zu Göttingen, vormahls Chur-Hannöverischen Officier. 1814. 12 Bogen in Octav, mit vier Kupfertafeln.

Er. Königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge, Feldmarschall und Militär-General-Gouverneur des Churfürstenthums Hannover, zugeeignet.

Der Hr. Verf. hat sich durch diese gesammelten Erinnerungen aus seinen frühern militärischen Verhältnissen, um denjenigen Theil seiner Landsleute, welcher sich dem ehrenvollen Berufe geweiht hat, für die Befestigung und Erhaltung der Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu streiten, ein unverkennbar großes und bleibendes Verdienst erworben. Sie finden hier, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit, anspruchlos auf wenigen Blättern dasjenige gesammelt und zusammengedrängt, was ihnen für den gegenwärtigen Augenblick, wo sie zum gründlichen Studiren dieser schweren Wissenschaft weder Muße noch Zeit, wohl aber das große Bedürfniß des Wissens haben, am nothwendigsten seyn muß. Frey-

M (3)

lich muß der Officier und Unterofficier um seine Untergebenen zu unterrichten, dasjenige was in den erstern fünf Abschnitten über Formirung, Rekrutenbildung, Bekleidung, Stellung, Wendungen, Marschieren, von der Richtung, Gewehr-Exercice, Feurung, dem Rangiren, und den Evolutionen, oft sehr gut gesagt wird, genauer und umständlicher aus den besondern Reglements eines jeden Dienstes lernen, und darf von den darin enthaltenen Vorschriften nicht abweichen; indessen gibt es doch, ohne irre machen zu wollen, Gelegenheit zu weiterem Forschen und Nachdenken. Viel nützlicher und wichtiger aber, für die vorausgesetzte Classe von Lesern, scheinen uns die in dem 6ten, 7ten, 8ten und 9ten Abschnitte enthaltenen Elementar-Ideen über den Feld- und Lagerdienst, über Artillerie, und Feld-Verchanzungskunst zu seyn. Wir wünschen sehr, daß das kleine, aber für den Augenblick sehr nützliche Büchlein recht viele Leser und Beherziger finden möge. Das alles, was der Verf. beym Schluß seinem Publicum so gut und wahr über Subordination, Application, Behandlung der Untergebenen, Anstand im eigenen Betragen, und eifriges Bemühen durch Schonung des Bürgers und Landmannes, die Folgen und Lasten dieses zwar unvermeidlich nothwendigen, aber darum doch nicht minder schrecklichen Krieges zu erleichtern, gesagt hat, — möge es jedem von ihnen auf seiner Laufbahn immer vor Augen stehen, und seine vollständigste Wirkung thun: dann werden auch die Befehlshaber unserer Landwehren, und sie selber, wohl verdient dereinst ihre Nahmen neben denen ihrer tapfern weltberühmten Vorfahren, der edeln uralt-deutschen Sachsen-Nation, im Tempel der Ehre und des Nachruhms, vom dankbaren Vaterlande eingegraben sehen; und so rufen auch wir ihnen mit dem gutmeinendem Verfasser zu: Gott sey mit euch!

## Amsterdam.

Ben E. Maaskamp: Description physique et historique des Cafres, sur la côte méridionale de l'Afrique par Louis Alberti. Ouvrage enrichi de (2) planches et de (1) plans. 1811. XII und 255 Seiten in Octav.

Als der General Jansens im Jahre 1802 zum Gouverneur des Caps ernannt worden war, begleitete ihn Hr. Alberti als Capitain beym fünften Bataillon des Waldeckischen Corps, reisete im folgenden Frühling mit einigen Truppen nach dem Fort Friedrich an der Algoa Bai, mußte einige Angelegenheiten zwischen den Hottentotten und Cafern in Ordnung bringen, und erhielt endlich die Stelle eines Landdrostes zu Uitenhage an der Gränze des Caserlandes, die er bis zum Jahre 1806 bekleidete, als die Colonie den Britischen Truppen sich ergeben mußte. Auf seinen vielen Reisen im Lande der Cafern hatte er Gelegenheit mit der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes sich genauer als Barrow und andere, welche nur die Gränzen flüchtig berührten, bekannt zu machen, und hielt es nicht für überflüssig, die wichtigsten Bemerkungen dem Publicum mitzutheilen. Anfänglich hatte er sie Deutsch aufgesetzt; allein der Wunsch des ehemaligen Königs von Holland, sie Französisch zu lesen, bewog ihn, sie dem Hrn. Prof. Konynenburg zu übergeben, der sie in jene Sprache übersezte. Was die Länder- und Völkerkunde gewonnen hat, wollen wir in gedrängter Kürze anzeigen. — Die ehemalige Holländische Colonie, das Cap, gränzt gegen Morgen an den großen Fischstrom, welchen die Portugiesen *Rio d'Infanto* nennen; weiter, nordöstlich befindet sich der *Rio de la Goa*, wo die Portugiesen noch eine kleine Besizung haben. Der ganze Erdstrich

zwischen beiden Strömen wird von uncultivirten Völkern bewohnt, die alle zu einem Stamm gehören. Die Stämme in der Nähe des Caps heißen in der Landessprache *Kooffa*, oder *Casern*; die Entferntern werden *Tambukky* und *Hambohna* genannt. Der Verf. fand Gelegenheit einige Africaner aus der Gegend von *la Goa* zu sehen, und sich vermittelst eines Dolmetschers mit ihnen zu unterhalten. Das Resultat seiner hier abgedruckten Unterredung ist folgendes: Die Reisenden kamen von Morgen, von den Portugiesischen Besitzungen. Sie verkaufen den Portugiesen Elephantenzähne, und erhalten dafür Kupfer, Eisen und Glaskorallen. Sie setzen auf kleinen Kähnen über Ströme, brauchen drey Monate um von ihrer Heimath nach der Gränze des Caser-Landes zu kommen, und haben das Land überall sehr volkreich gefunden. Sie waren, was ihre Statur, Physiognomie, ihre Kleider, Zierathen, Waffen u. betrifft, den Casern vollkommen ähnlich, und selbst ihre Sprache schien nur ein Dialect der Caser-Sprache zu seyn. Das Land der Casern liegt zwischen 33 und 34° S. Br. Gegen Morgen wird es vom Flusse *Ken*, westlich vom *Fischstrom*, südlich vom Meere begrenzt. Nördlich zieht sich eine große Gebirgskette hin, hinter welcher die *Boschjesmannen* wohnen. Die Flüsse, welche das Land durchschneiden, sind tief und breit, aber nur während der Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Arme der Gebirge, welche sich durchkreuzen, bilden fruchtbare Thäler. An den Abhängen und den Ufern der Ströme wachsen große Bäume. Am meisten findet man *Mimosen*, *Aloë* und *Euphorbien*-Arten, welche eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreichen. Auf den Ebenen zwischen dem *Fischstrom* und den *Kanstkamma* gibt es Wiesen, Sträucher mit unschmackhaften Beeren, wilde Zwiebeln und *Pisangs*. Honig findet man häufig, in

Felsenrigen, hohlen Bäumen und Ameisenhaufen, wenn sie von dem Ameisenfresser (Aardzwyn) ausgehöhlt sind. In den Ebenen halten sich Antelopen, Rehböcke, Eleuthiere, Gazellen, wilde Schweine und Pferde, und von Raubthieren Löwen, Tiger, Wölfe und Schakals auf. An dem Ufer des Kanstamma wurden an einem Tage 22 Nilpferde getödtet, und man hätte noch mehrere erlegen können, wenn Wagen zum Transport ihres Talgs da gewesen wären. Die Elephanten ziehen in großen Heerden, oft 500 Stück stark, durch die Ebenen. Ein strenges Gesetz verbietet den Jägern, die Grenzen der Colonien zu überschreiten, dennoch kehren sich wenige daran. Von Vögeln gibt es Strauße, rothe und graue Koppvögel, Gänse, Enten &c. Die zwey Jahreszeiten, der Sommer und der Winter, sind nur durch den Grad der Wärme unterschieden. Der Winter fängt mit dem Junius an, und dauert bis zum September; im December, Januar und Februar ist es am heißesten. Das Thermometer steigt zuweilen bis zu 103° Fahrenh. Die Casern sind eine schön gebaute Menschenrasse. Ihre Hautfarbe ist ein schwärzlich grau, doch bemahlen sie sich gern mit einer rothen Farbe. Sie haben schwarze, kurze, wollige Haare, und einen schwachen Bart. Die Weiber sind kleiner als die Männer, und haben ebenfalls einen zierlichen Körperbau. Ihre Nahrungsmittel sind sehr einfach; Fleisch essen sie wenig, desto mehr Hirse, Mais, Wassermelonen und andere Früchte. Sie haben kein Salz, trinken nur Wasser und Milch, und bereiten, jedoch selten, ein etwas berauschendes Getränk aus gegohrenen Hirsen. Ihre körperlichen Kräfte entwickeln sie so wenig, daß ein kleiner, magerer Hottentotte mehr austrichten und tragen kann, als ein Caser mit seinem herrlichen Körper. Sie können nicht schwimmen, und verabscheuen den Genuß der Fische und der

Schweine. Ihre Kleider bestehen aus Thierfellen, welche die Weiber sehr gut zuzubereiten wissen; Ziaerfelle zu tragen ist ein Vorrecht der Chefs, denen sie auch abgeliefert werden müssen. Sie sind große Freunde von Pug und Zierathen, vorzüglich von elfenbeinernen Ringen und allen Sachen die roth sind oder scheinen. Die Erziehung der Kinder kann nicht einfacher gedacht werden. Sie wachsen auf in den Armen der Natur, und werden erst im zehnten oder zwölften Jahre von den Vätern in der Jagd und andern Dingen unterrichtet. Die Beschneidung ist bey ihnen eingeführt, allein der Werf. hat nie erfahren können, ob sie irgend einen religiösen Begriff damit verbinden. Sind die Jünglinge beschnitten, welches mit vielen Ceremonien geschieht, so erhalten sie den Rang als Männer. Andere Ceremonien werden beobachtet, wenn bey den Mädchen die Mannbarkeit sich zeigt. Krankheiten sind die Cafern wenig unterworfen; die Blattern sollen durch die Mannschaft eines gescheiterten Schiffes zu ihnen gekommen seyn. Sie erreichen kein hohes Alter, und werden höchstens 60 Jahr alt. Ihre Sprache, der der Buchstabe r fehlt, ist schwer zu erlernen; von Mahleren, Schrift, Rechnen, Chronologie ic. haben sie keine Begriffe; eben so wenig wissen sie etwas von ihrer Abstammung, den Umstand ausgenommen, daß sie von Morgen eingewandert seyn wollen. Ihre Organe des Gefühls und Gehöres sind bewundernswürdig scharf; sie sehen mit einem Blick, ob in einer Heerde von 500 Stück eines fehlt. Eben so treu ist ihr Gedächtniß. Von einem höhern Wesen, von religiösen Ceremonien, von der Unsterblichkeit der Seele haben sie keine Idee; doch glauben sie an ein böses Wesen, welches sie durch ein Menschenopfer zu besänftigen suchen. In einigen Fällen, z. B. bey anhaltender Dürre, wenden sie sich an Zauberer, welche sie mit

Gaukelnen hintergehen. Ihre Wohnungen sind Hütten von 9 Fuß im Durchmesser; ihre Gedanken sind einzig und allein auf die Vermehrung ihrer Kinderheerden gerichtet. Sie schmücken die Kühe, und geben den Hörnern allerley Formen; die Stiere tödten sie sehr ungern. Sie haben wenig Schaaf, aber viele häßliche Hunde. Zu ihrem Hausbedarf bauen sie Tabak, Mais, Hirse und Wassermelonen. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern ist sehr groß, so wie das Ansehen, in welchem ihre Weiber stehen. Sie werden bey wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und stiften oft Frieden, wenn einzelne Stämme sich bekriegen wollen. Sie sind sehr schamhaft und treu, wenn sie verheirathet sind; vor ihrer Verheirathung ist ihnen ein vertrauter Umgang selbst mit Fremdlingen erlaubt. Der Geschlechtstrieb und das Bedürfniß wechselseitiger Hülfe knüpfen das Band der Ehe, dem Liebe fremd ist. Sie werben durch Geschenke, und die Ehe wird von dem Chef bestätigt. Die Polygamie wird gestattet, doch sind nur die Chefs reich genug mehrere Weiber zu ernähren, die übrigens in dem besten Vernehmen mit einander stehen. Die Casern haben alle einen großen Hang zum Handel und zum Gewinn; sie verkaufen selbst ihre Töchter an die Meistbietenden. Da sie in dem Handel mit den Europäern gemeiniglich betrogen werden, so hat der Gouverneur Jansens den Handel verboten. Im Handel brauchen sie Knöpfe, kleine Kupferstücke u. dergl. Zu ihrem Zeitvertreib gehen sie auf die Jagd, und sind sehr geschickt Milpferde, Tiger und Elephanten zu fangen. Die Ohren, Zähne und Schwänze derselben gehören dem Chef. Die Hauptzüge des Characters dieser harmlosen Menschen sind Wohlwollen, Herzensgüte und Gastfreundschaft. Die ganze Nation ist in Horden getheilt, die unter ihren eigenen Chefs stehen, welche *Inkoofie* genannt



werden. Jeder Chef hat einen Rath zur Seite, den er um seine Meinung fragt, wenn irgend eine wichtige Sache unternommen werden soll. Wenn der Chef eine Ungerechtigkeit begehen will, so machen ihm seine Ráthe Vorstellungen, und er nimmt ihren Rath an, ob er gleich sonst eine unumschránkte Gewalt hat. Er allein wird von seinen Unterthanen gegrüßt, ihm wird, wenn er einen Besuch macht, Essen vorgefetzt, er hat das Vorrecht Bediente zu halten. Auch seine Weiber stehen in großem Ansehen, und wenn er stirbt so erben seine Söhne. Die Rechtspflege ist sehr einfach. Keiner darf sein eigener Richter seyn; die Sache wird dem Chef vorgetragen, der den Ausspruch und das Urtheil seinen Ráthen überläßt. Im Ganzen ist die Nation der Cafern nicht kriegerisch, doch haben sie gegen die Boshesmanns, welche ihre Heerden berauben, einen unauslöschlichen Haß. Ihre Waffen sind Sagajen, Lanzen, Schilde; soll ein Feind bekämpft werden, so sagt man ihm die Fehde an. Wenn ein Cafer seinem Ende sich nähert, so werden viele Ceremonien beobachtet. Der Leichnam wird den Wölfen preis gegeben, und die Wittve muß einen Monath lang trauern. Den Beschluß dieses Werks macht eine Erzählung von den Unruhen, welche unter den Hottentotten und Cafern vor einigen Jahren ausgebrochen sind, und von den Französisch gesinnten Colonisten genährt wurden; von den blutigen Maßregeln, welche die Britten anwandten, um jede Meuterey zu unterdrücken, von der Expedition des braven Zjaard van der Walt, und von den Mitteln, welche Jansens und de Wif anwendeten, um die Ruhe wieder herzustellen. Einige wohlgemeinte Vorschläge, die Cafern zu civilisiren, verdienen von ihrem Europäischen Nachbarn, unter denen der Landdrost zu Uitenhage die wichtigste Person ist, beherzigt zu werden.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1814.

## Klagenfurt.

Auf Kosten des Verfassers: Der Nothigen und Bemerkungen über den Betrieb der Hohöfen und Rennwerke zur Verschmelzung der Eisenerze in verschiedenen Staaten, erster Theil. Von den Hohöfen des Oesterreichischen Kaiserthums. Bearbeitet von Franz Anton von Marcher, innerösterreichischer Gubernialrath u. s. w. Heft 1 - 5. 1808 - 1811. In Quart. Mit Kupfern und Tabellen. Jedes Heft in einem besonderen Umschlage.

Die Metallurgie, so wie jede Erfahrungswissenschaft, muß in demselben Grade fortschreiten, in welchem sich die Anzahl brauchbarer Erfahrungen mehrt. Nur dann kann man in ihr richtige, auf die Praxis vortheilhaft zurückwirkende Theorien aufstellen, wenn man im Besitze einer großen Anzahl genauer, alle Umstände berücksichtigender Beobachtungen ist. Solche Beobachtungen müssen um so schätzbarer seyn, je vollkommener in den Personen, welche sie anstellen, practische und theoretische Einsichten einander durchdringen. Aber gerade darum ist es so schwer in der Metallurgie zu recht brauch-

R (3)

baren Erfahrungen zu gelangen, weil die Personen, welche täglich mit den Prozessen umgehen, und daher die beste Gelegenheit haben sie zu beobachten, in den mehrsten Fällen nur Practiker sind; und dagegen die Theoretiker zu selten und zu kurze Zeit bey den Prozessen zu weilen pflegen, um mit ihrer Praxis recht vertraut werden zu können. Unschätzbar ist es daher, wenn Personen, die in einem ausgedehnten metallurgischen Wirkungskreise sich befinden und mit theoretischen Kenntnissen ausgerüstet sind, ihre Mühe dazu verwenden, um ihre eigenen Beobachtungen und die daran geknüpften ihrer Untergebenen, bekannt zu machen, da man in einem solchen Falle erwarten darf, zu den brauchbarsten Erfahrungen zu gelangen. Herr v. Marcher, welcher Oberbergamtsdirector im Herzogthume Kärnten ist, und auch außerdem mit vielen Eisenwerken im Oesterreichischen in Verbindung steht, hat sich in dieser Hinsicht bereits viele Verdienste erworben. Seine im Jahre 1805 begonnenen und im Jahre 1812 geschlossenen Beyträge zur Eisenhüttenkunde, welche diesen interessantesten Theil der Metallurgie nach seiner ganzen Ausdehnung umfassen, theilen, zumahl über die Oesterreichischen Eisenwerke, eine große Menge trefflicher Erfahrungen mit. In dem vorliegenden Werke liefert uns Hr. v. Marcher einen neuen reichen Schatz eisenhüttenmännischer Erfahrungen über die Hohöfen und Kennwerke des Oesterreichischen Kaiserthums. Ein großer Theil dieser Notizen wurde dem Verfasser von der K. K. Hofkammer im Münz- und Bergwesen zu Wien, welche sie von den einzelnen Werken eingefordert hatte, mitgetheilt. Diese Liberalität jener hohen Behörde ist sehr dankbar zu verehren, und sichts gegen das Benehmen von manchen anderen Behörden, welche die Mittheilung solcher Nachrichten für strafbar

halten, auf eine angenehme Weise ab. Einen andern Theil der Bemerkungen erhielt der Verfasser von einzelnen Offizianten oder einsichtsvollen Besitzern (— der größte Theil der Oesterreichischen Eisenwerke ist nicht herrschaftlich, sondern in den Händen von Privatpersonen, oder gehört Gewerkschaften, Stiftern u. s. w. —); manche durch Gründlichkeit sehr ausgezeichnete, hat der geschickte Hr. Oberbergamtsassessor Gundersdorf geliefert. Einige wurden von dem Hrn. v. Marcher selbst gesammelt. Hieraus wird man schon abnehmen können, daß die mitgetheilten Notizen und Bemerkungen, die zum Theil wörtlich so abgedruckt sind, wie sie einkamen, von sehr verschiedenem Werthe seyn müssen. Ein Theil derselben ist in der That von der Art, daß er keinen besondern Nutzen gewähren kann. Manche haben durch die Anmerkungen des Herausgebers größeren Werth erhalten; so wie sich derselbe auch viele Mühe gegeben hat, die verschiedenen nach gewissen Gesichtspuncten zu vergleichen und zur bequemerem Uebersicht tabellarisch zusammen zu stellen.

Ehe wir zur näheren Betrachtung des Inhaltes dieser Schrift übergehen, erlauben wir uns ein Paar allgemeine Bemerkungen, die sich zugleich auch auf die früheren Arbeiten ihres Verfassers beziehen, und denen wir wünschen, daß sie von ihm für künftige Werke beherzigt werden möchten. Die das Hüttenwesen betreffenden Schriften des Hrn. v. Marcher würden gewiß weit allgemeineren Beifall und Eingang finden, wenn sie weniger weit-schweifig und in einem besseren Style abgefaßt wären. Die ermüdende Weit-schweifigkeit liegt theils in dem gedehnten Vortrage des Verfassers, theils und besonders aber in der häufigen Mittheilung langer, wörtlicher Auszüge aus andern, ganz ba-

kannten, mitunter nicht einmal mit Sorgfalt ausgewählten Schriften. Die Schreibart des Verf. ist so schlecht, wie wir sie niemals bey einem übrigens verdienstvollen Schriftsteller gefunden haben. Beynahe in jeder Zeile stößt man auf grobe Sprachfehler und Oesterreichische Provinzialismen, welche die schätzbarsten Mittheilungen oftmahls so unverständlich machen, daß man nur mit größter Mühe den Sinn derselben zu errathen im Stande ist.

Das erste Heft der vorliegenden Bemerkungen ist den Hohöfen im Königreiche Böhmen gewidmet. Die Anordnung ist nach den Kreisen gemacht. Von fünf und vierzig Hohöfen sind Notizen mitgetheilt, die alle zum Theil ziemlich dürftig sind und wenig Ausbeute für die wissenschaftliche Hohöfneren darbieten. Unter den Böhmischn Eisenwerken gehört das des Reichsgrafen von Urbna zu Horzowitz im Berauner Kreise, zu den vorzüglichsten. Die darüber hier mitgetheilten Nachrichten füllen nur dritthalb Seiten, und beschränken sich auf die Hohofenmaßen und einige öconomische Gegenstände. Weit genauer haben wir das Werk kennen gelernt aus den von dem Schwedischen Hüttenbesitzer Detlef Heykenstjöld, im fünften Hefte der Samlingar i Bergsvetrenskapen von Svedenstjerna und Lidbeck mitgetheilten Nachrichten.

Das zweyte Heft handelt von den Eisenwerken des Herzogthums Kärnten, und ist reicher an guten Bemerkungen als das erste. Herr Gundersdorf theilt u. A. lehrreiche Notizen über das Fürstlich Rosenbergsche Werk bey Deutsch Pontafel mit. Aus Versehen wurde bey dem dortigen Hohofen einmal eine Zeitlang eine Menge Braunstein mit aufgegeben, wodurch ein Produkt sich bildete, welches nach der Untersuchung des Berichtserstatters 46 Theile Eisen, 42,75 Magnesium und 0,25 Kohle

enthält. — Manche nützliche Notizen enthalten die Bemerkungen über den Munitions-Gußhofen des Eisenwerkes zu St. Leonhard im Lavantthale, und über den Munitionsguß selbst. U. A. wird die Erfahrung mitgetheilt — wofür sich die Erklärung leicht finden läßt — daß die Kugeln richtiger ausfallen, wenn die Sandladen nach dem Abgießen umgestürzt werden. Zu große Kugeln werden unter einem eigenen Kugelhammer, nach vorhergegangener Glühung, überhämmert; erst darauf kommen sie zur Abglättung in das Kollfaß. Kugeln welche durch jene Operation noch nicht das gehörige Kaliber erhielten, ließ Herr v. Marcher beynahе weiß glühen, dann durch Aussetzung an die Luft an der Oberfläche oxydiren und darauf wieder unter den Hammer bringen, unter welchem sie ihre oxydirte Schale verloren. — Ein kleiner Aufsatz enthält Beobachtungen über das Quantitative der Schlacken gegen die verwendeten Kohlen, Eisensteine und das erzeugte Roheisen; ein Gegenstand, der noch weiter verfolgt zu werden verdiente. — Von Sinteröfen. Bekanntlich hat man auf verschiedene Weise versucht, die Frischschlacken oder den so genannten Sinter zu Gute zu machen. Hier werden Nachrichten von einigen Versuchen mitgetheilt, die in Kärnten angestellt worden sind, um die Frischschlacken in Ofen auszuschmelzen, auf ähnliche Weise, wie solches in einigen Gegenden von Schweden geschieht. Der am vortheilhaftesten construirte Ofen hatte eine Höhe von 18 Fuß bey einer größten Weite von 3 Fuß. Die Versuche sollen sehr zum Vortheil dieser Sinteröfen im Vergleich mit den Ferrertheerden aus, in denen man ebenfalls Versuche anstellte; nicht allein in Hinsicht des Ausbringens, sondern auch in Hinsicht auf das Kohlenconsum. — Von Rechnungsabchlüssen. — Zuletzt noch einige

gute Bemerkungen über einige Eisenwerke Kärntens; von dem Hrn. Gundersdorf. Sehr richtig und bisher beynabe durchgehends übersehen ist die u. a. hier aufgestellte Meinung, daß der Röstungsprozeß bey vielen Eisensteinen, besonders durch die dadurch bewirkte Auflockerung, auf die leichtere Schmelzbarkeit einwirke.

Das dritte Heft liefert Nachrichten über die Hohöfen, Wolf- und Strücköfen des Herzogthums Krain. Zuerst interessante Nachrichten von dem als Botaniker, Mineralog und Metallurg gleich kenntnißreichen Hrn. Baron von Zois mitgetheilt, über die ihm gehörigen Hohöfen zu Feistritz. Man verbläst Eisensteine, welche durch Verwitterung von Leberkiesen entstanden sind, wie die hin und wieder sich findenden Rieskerne beweisen, die, wie sich versteht, sorgfältig ausgehalten werden müssen. Daß nur zuweilen rothbrüchiges Eisen erfolgt, scheint darzuthun, daß der vollständig in Brauneisenstein umgewandelte Leberkies, weder Schwefel noch Schwefelsäure zu enthalten pflegt. Seit einigen Jahren hat man etwas Braunstein zugeschlagen, zur Bewirkung einer besseren Schmelzung. Man darf aber nicht über 12 Procent davon zusetzen, weil sonst die Flossen zu hart werden. Auch über den Hohofen zu Jauerburg theilt Herr von Zois Nachrichten mit. In diesem verbläst man Spatheisenstein, der mit 10 bis 15 Procent thonigem, eisenflüssigem Braunstein und 5 bis 6 Procent Quarz vergattirt wird. — Angehängt ist diesem dritten Hefte eine Abhandlung über das Wassergebläse (die so genannte Wassertrommel), die auch besonders zu haben ist. Herr v. Zois hat bey mehreren seiner Hohöfen in Steyermark und Krain das in neuerer Zeit sehr verrufene Wassertrommel-Gebläse eingeführt, und dasselbe in mehreren Stücken wesentlich verbessert. Er

theilte Zeichnungen von diesem verbesserten Gebläse dem Ritter von Strahlberg zu Prag mit, der dieselben bey seiner im Jahre 1806 herausgegebenen practischen Darstellung des Wassergebläses benutzte. Dieselben Zeichnungen begleiten nun auch die Abhandlung des Hrn. von Marcher. Zuerst liefert diese eine von dem Hrn. von Bois mitgetheilte Beschreibung der zu Miffling in Steyermark, zu Fauerburg und Wochein in Krain zum Betriebe der dortigen Eisenhöfen eingerichteten Wassertrommeln, deren Vortheil hauptsächlich in die größern Wechselfeilheit gesetzt wird, und die übrigens erst dann dem Effecte von zwey gewöhnlichen Wälzen gleich kamen, nachdem fünf einzelne mit einander verbunden waren. Herr von Marcher läßt darauf eine weitschichtige Beleuchtung der bekannten Versuche von Lewis über die Wassertrommel folgen, und versucht dann selbst eine Theorie und Berechnung dieses Gebläses zu geben, woben aber noch manches zu wünschen übrig bleibt. Unter einigen Nachträgen befindet sich die Beschreibung eines von dem Kunstmeister Mayr auf dem Eisenwerke zu Neuberg in Steyermark vorgerichteten, verbesserten Wassertrommel-Gebläses.

Das sechste Heft handelt von den Höfen im Herzogthume Steyermark. Zu den besonders lesenswerthen Bemerkungen gehören u. a. einige Notizen über das Eisenwerk unter dem Lichtmeßberge bey Admont, dessen zweyformiger Höfen ein Wassertrommel-Gebläse hat, und wo man mit einem  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{3}{4}$  betragenden Zufuge von rohem Torfe schmelzt. — Das fünfte Heft ist den Höfen in Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien gewidmet. Obgleich die in demselben mitgetheilten Nachrichten größtentheils etwas dürftig sind, so wird man doch auch



608 G. g. N. 61. St., den 16. April 1814.

das Wenige gern annehmen, da man bisher ziemlich unwissend über die Eisenwerke jener Länder war. — Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die Umstände Hrn. von Marcher in den Stand setzen mögen, recht bald eine Fortsetzung dieses mit vielem Aufwande verknüpften, wahrhaft nützlichen Werkes erscheinen zu lassen.

### Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend. Zum Gebrauche der mittlern Schulen. Dritte Auflage umgearbeitet von S. P. Wilmsen. 1813. 318 Seiten in Octav.

Herr Prediger Wilmsen hat unstreitig eine sehr nützliche Arbeit geleistet, daß er dieß von einem Meier verfaßte Büchelchen umgearbeitet hat. Er hat die Einleitung und die drey ersten Kapitel hinzugefügt, und manches weggestrichen. Das neue Mittel, den Kindern die Uebung im Brieffschreiben zu erleichtern, und diese Uebungen zweckmäßiger einzurichten, ist gut erfunden. Es besteht in Entwürfen von Briefen zur Ausfüllung und zur Beantwortung der voranstehenden. Z. B. Mit Vergnügen schicke ich Dir — ob ich gleich selbst — Unmöglich kann ich Dir — denn die Wünsche und Bedürfnisse der Kranken — u. s. w. Auch die einander gegenüberstehenden fehlerhaften und verbesserten Briefe in der zweyten Abtheilung des ersten Abschnittes sind ein Uebungsmittel, das auf diese Art noch nicht versucht worden ist. Wir finden es sehr zweckmäßig. Da dieß Werkchen nur Vorübungen zum Brieffschreiben enthält, so macht es die Anleitungen zum Brieffschreiben nicht entbehrlich.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 16. April 1814.

Paris.

Aus Pillet's Druckerey, 1813: Bibliographie de l'Empire français. Tome premier. 832 und 168 Seiten, letztere ein dreyfaches Register enthaltend. In groß Octav.

Bei der Ausdehnung, wozu es in den letzt verwichenen Jahren mit dem neufranzösischen Kaiserreiche gedieh, konnte die zuverlässige Angabe aller in so ungeheurem Umkreise wirklich gedruckter Bücher, dem Litterator wenigstens, nicht unwillkommen seyn. Ein solches Verzeichniß für die beiden letzten Monate von 1811, und das ganze Jahr 1812 hat man hier vor sich. Im October 1811 befahl nämlich Kaiser N. während seines Aufenthalts zu Amsterdam, unter dem Titel: Journal de l'Imprimerie et de la Librairie es zu fertigen und wöchentlich fortzusetzen; wobey allen Autoren, Druckern und Buchhändlern aufs strengste untersagt wurde, ehe oder anderswo von Erscheinung irgend eines Druckstückes das Publicum zu benachrichtigen, (mithin wohl auch es feil zu bieten?) als bis es in gedachtem Journal &c. zu öffent-

D (3)

licher Kunde gebracht, und mit vollständiger Angabe des Titels, Preises, der Bogenzahl und Stärke der Auflage versehen worden. Den Nachdruck überhaupt, und auch den Umlauf nicht censirter Bücher zu erschweren, mag der Zweck dieser Maßregel gewesen seyn; denn selbst das wenige so eben gesagte weiß Rec. nur aus einem Extrait des minutes de la Secrétairerie d'Etat, auf den er S. 112 des Wertes selbst, ganz unvermuthet stieß.

Vom 1. Nov. 1811 bis 25. Dec. 1812 erschien also dieses Normal-Journal für den Abonnementspreis von 18 Franken, in 66 bald wöchentlich bald später gelieferten, theils einen halben Bogen, theils mehr enthaltenden Numern; die jedesmahl, je nachdem sie stärker oder schwächer sind, den eben nicht zur äußern Zierde ihnen erreichenden 3 oder 5 Centimenstempel an der Stirn oder sonst wo tragen, am Ende aber des Hefts die Nahmen Beuchot und Pillot; dieser, ein bekannter Buchdrucker; beide vermuthlich bey der Hauptdirection des Bücherwesens angestellte und für die Richtigkeit der Angaben Gewähr leistende Commissarien. Die Summe sämmtlicher im angegebenen Zeitraume und dem damahls so weit hinausreichenden Staatsgebieth gedruckter und hier aufgeführter Erzeugnisse beträgt dennoch nicht mehr als 5442 Stück. Daß wenigstens bey Französisch geschriebenen Büchern — denn die in andern Sprachen werden meist kurz genug abgefertigt — der ganze Titel mit großer Genauigkeit abgedruckt worden, wenn dieß auch mit unter kaum der Mühe werth war, ist öfters doch zu loben; und eben so, daß in kleinen Noten beygebracht wird, was von Beschaffenheit einer Ausgabe, oder den Veränderungen bey neuer Auflage zum voraus zu wissen nicht gleichgültig seyn kann. Wie sich erwarten ließ, nehmen die Angaben der

Fortsetzungen wöchentlich, monatlich, mit einem Wort periodisch erscheinender Schriften, als woran es den Nachbarn eben so wenig als uns fehlt, einen beträchtlichen Theil des Catalogs ein. Was ihn aber in den ersten und letzten Monaten jedes Jahres ganz besonders drückt, ist die überschwengliche Menge von Almanachs und Kalendern aller nur erstunlichen Art, deren Rec. wohl 600 gezählt hat, und eher zu wenig als zu viel anzugeben glaubt. Ein Zehntel also des ganzen Ertrags, und mehr noch. Welch sonderbares Verzeichniß! Auch über die neuen Gesetzbücher ist unendlich viel geschrieben worden, und über Mangel an Cultus- und Erbauungsbüchern, mit Ausnahme etwa neuer Bibel- Ausgaben, dürfen die regenerirten Franzosen sich nunmehr ebenfalls nicht mehr beschweren. Trotz aller Zeitdrangsale fehlt es noch immer nicht an neuen Pracht- ausgaben, die man, weil in unsern Tagesblättern oft genug davon gesprochen wird, hier nicht erst nachmahhaft zu machen braucht. Vorzügliche Schriften, die ins Gebieth der Mathematik, höherer besonders, und der Naturkunde einschlagen, kommen da noch immer häufiger als anders wo zum Vorschein; was sich zum Theil aus der ihnen von der Regierung gewordenen Begünstigung erklären läßt; und auch der Fall mit einigen Morgenländischen Sprachen war. Desto öfter sieht es im Felde alt- römischer Litteratur aus; als worin z. B. Vanderbourg's Ausgabe des Horaz, oder Achaintre's Juvenal für ein paar sehr seltne Vögel gelten können, alles übrige aber kirurgischer oder Schüler- bedarf ist. Noch öfter, wo möglich im Fache der Griechischen Litteratur; wo außer den Arbeiten unserer Landsleute Suß und Hase über den J. C. Epous, einigen aus dem Plutarch gehobnen Stücken, und ein paar Chrestomathien, nur der aufseitsfertige

Herr Bail mit einer Ausgabe des N. Test. sich zeigt, um deren Werth es mißlich genug stehen mag.

Immerfort werden übrigens einheimische, von der Nation als classisch anerkannte Schriftsteller, und das in starken Auflagen, wieder abgedruckt; bey ihr dient also das Neueste und Allerneueste nur zur Vergleichung mit dem bereits vorhandenen und größtentheils besseren; das dann, wie ganz natürlich, seinen Vorrang auch fernerhin behauptet. Nur höchst selten, leider! ist dieß bey uns Deutschen der Fall. Auch wo ein neues Product sich zu Paris eines allgemeinen Beyfalls erfreut, wie z. B. les deux gendres, ein Lustspiel des Hrn. Etienne, wird er dem Verfasser sauer genug gemacht. Es fand sich nämlich, daß vor beynah hundert Jahren ein Pariser Jesuit eben diesen Gegenstand in einer Schulcomödie behandelt gehabt; sogleich ein Schoß Federspuhlen, die zum Angriff oder zur Vertheidigung des neuesten Dramatikers gespigt wurden; denn wirklich fand Rec. mehr als dreyßig Schriften und Schriftchen angegeben, die über diese wichtige Entdeckung haben unter der Presse schweigen müssen! Daß bey dem allen es an Schauspielen, Romanen (worunter mehr als einer aus unserm Lafontaine übersetzter) und poetischen Ergießungen auch in diesem Zeitraume keineswegs gefehlt habe, kann man sich vorstellen. Schade nur daß kein Duzend solcher Erzeugnisse eine zweyte Auflage erleben wird! Eben diese Bewandniß hat es mit rein historischen Darstellungen, als womit es bekämtlich unsern Nachbarn nur selten glücken will: Lacterelle's Histoire de France indeß hat auch in der dritten, schnell auf die andere gefolgten Ausgabe doch noch 4000 Exemplare verlangt. Schwerlich wird dieß der Fall mit einer Geschichte Englands von 1799 – 1809 der Fall seyn, die vier Quartbände

stark werden soll, durch eine Menge von Kupferstichen versinnlicht, und, wie der Titel ausdrücklich anzeigt, mit der *protection spéciale du Gouvernement* beehrt wird. Daß nur 500 Exemplare abgezogen werden, kündigt kein sonderliches Vertrauen zu der ganzen Unternehmung an; deren auf Wahrheit es gar nicht anlegender Zweck sich übrigens leicht errathen läßt. An Politik, im edlern Sinne des Wortes, hat sich gar Niemand vergriffen; wohl auch nicht einmahl wagen dürfen. Dagegen entschädigt man für die Unbequemlichkeiten des Augenblicks sich zu Paris durch Abdruck früher geschriebener Brieffsammlungen; als worin es mitunter äußerst freymüthig geäußerte Urtheile über den Geist damaliger Zeit zu lesen gibt, und auch die Schadenfreude nicht leer ausgeht; weil mancher noch Lebende darin auf eine Art behandelt wird, die er schwerlich mehr erwartet gehabt.

Da so eben der Auflagenstärke einiger Bücher erwähnt worden, wollen wir nicht in Abrede seyn, daß die hierüber erfolgte Verordnung ihren guten Nutzen im Handelsverkehr haben könne; aus andern Hinsichten jedoch führt sie nur selten zu erbaulichen Resultaten. Ist gleich z. B. nichts dawider einzuwenden, daß von Delille's letztem Gedicht: *La Conversation*, gleich anfangs 10000 Exemplare, und so geschwind abgesetzt wurden, daß man kurz darauf wieder 6000 drucken mußte, so tritt dagegen der hinkende Boche am Rhein mit 12000 Abdrücken auf; allein auch er muß vor dem *Véritable Almanac des Dieux* (was eigentlich will dieser Titel andeuten?) die Segel streichen; denn dieser erscheint zu Toulouse und verlangt nicht weniger als 15000! Zwar steht solcher hier nur mit 1500 aufgeführt; was aber in der Folge als Druckfehler angezeigt und berichtigt wird. Das zu Paris gedruckte sehr empfehlens-

the Monthly Repertory of english literature hingegen fristet mit kaum 300 Abdrücken sich nur kümmerlich fort, und Millin's doch gleichfalls reichhaltiges Magazin encyclopédique muß mit deren 500 sich begnügen! — Mit Dank ist anzunehmen, daß überall die Laden- und Postpreise beygesetzt werden sollen; letztere betragen durch alle Departements, nach Beschaffenheit des Volumens vermuthlich, ein Viertel oder Fünftel des Ladenpreises; allein nur den zu Paris gedruckten Büchern findet man sie beygefügt; höchstseht denen in der Provinz, oder in den neu erworbenen Ländern. Einige Duzend Druckstücke sind laut der Anmerkungen gar nicht feil; zum Glück aber meist von einem Inhalte, der den Ausländer wenigstens dieses Hinderniß eben nicht wird besetzen lassen.

Bermuthlich ist, dasiger Sitte gemäß, dem Journal ein eigener Prospectus vorangegangen: daß dieser aber nicht mit abgedruckt, oder durch etwas ähnliches ersetzt worden, bleibt desto unangenehmer, da man nunmehr nicht weiß, warum manches Druckstück ohne Beyfügung des Preises, der Auflage-Stärke und anderer Anzeigen geblieben? Ferner: Da dieses Journal doch den Ertrag sämtlicher Druckereyen des großen Reichs umfassen sollen, warum wird der Zeitungen, der Departemental-Amtsblätter, und viel anderer, zum Theil häufig gelesener Journale und Zeitschriften, selbst des Moniteur nirgend mit einer Ehre erwähnt? Von den übrigen wollen wir nur des allen seinen Mitbewerbern den Rang ablaufenden Journal de l'Empire gedenken; denn noch vor kurzem zählte dieses an Ort und Stelle doch 60 Franken jährlich kostende Tagblatt mehr als 22000 Unterzeichner; und Mitarbeiter an den litterarischen Artikeln desselben zu seyn, galt für eine solche Empfehlung, daß die

Sosier in den Ankündigungen ihres Verlags es nicht unbenutzt lassen, wenn ihr Autor in diesem Areopagus zu sitzen das Glück hätte. Noch mehr! Im Verzeichnisse der in Holland und Italien gedruckten Bücher sieht es zwar schon dürftig und kläglich genug aus; dann und wann indeß ragt unter dem Schwall ganz unbedeutender Producte doch ein und andres hervor, das für Vereicherung der Litteratur gelten kann; in allen Deutschen dem Kaiserrecepter damahls unterworfen gewesenen Ländern aber steigt diese Armuth und Kläglichkeit zu einem Grade, daß kein Dugend auch nur der Erwähnung würdiger Artikel darunter sich finden läßt, und wenn die dasigen Pressen mit nichts anderm als dem hier aufgeführten sich zu beschäftigen gehabt, sie unfehlbar im kurzem ganz hätten still stehen müssen. Kaum läßt sich eine Dürre, ein so totaler Mißwachs sich durch etwas anders erklären, als daß man sich zu helfen, und die Kaiserl. Verordnung zu umgehen gewußt. Indeß kommt in dem corpulenten Bande doch nur ein einziger Fall, S. 519 vor, wo nämlich eine Pariser Buchhändlerin es gewagt, und eine, vermuthlich satyrische, Epitre à Mr. Dehille, ohne vorgängige Censur und Angabe in diesem Journal, hatte drucken lassen; was aber zeitig genug entdeckt und die Contraventientinn zur Geldstrafe, jedoch von 5 Franken nur, Confiscirung der 200 Exemplare und Erstattung der noch nicht volle 10 Franken betragenden Gerichtskosten vorurtheilt wurde. — Daß der übrigens herrlich, auch correct, gedruckte Catalog doch hier und da etwas zu errathen übrig lassen würde, war zu vermuthen. Nur ein Pröbchen; denn Nec. muß weiter eilen! S. 44 ist Parlemang ang frangse et allmang der Titel eines zu Strasburg gedruckten Deutschen Büchleins, und soll laut nebenstehender so viel heißen als Pro-



nonciation française et allemande. Hat es eine gleiche Bewandniß mit dem Inhalte selbst, würde man eine ganz neue Sprache zu hören bekommen.

Außer der Verordnung alle gedruckte Bücher in dem Journal anzugeben, ward auch vorgeschrieben, die Ueber- oder Unterschriften sämmtlich erscheinender Kupferstiche, Landkarten und Muscialien mit Anzeige der Verfasser und Künstler darin aufzunehmen. Die beiden ersten neben einander fortlaufenden Rubriken anlangend, wovon die der Landkarten etwa die kleinere Hälfte betragen mag, sind 709 Stück der Ertrag aller 14 Monathe. Daß unter den Kupferstichen der bey weitem größere Theil von geringem Werth seyn würde, war vorauszusehen; denn von bereits als trefflich anerkannten Meistern zeigen sich hier überaus wenig Blätter; daß man ferner nur selten die Preise angegeben hat, läßt sich vielleicht mit der Natur dieses Handels entschuldigen, wo so viel auf frühern oder spätern Abdruck ankommt; weniger schon, daß nicht überall die Nahmen der Zeichner oder Mahler und der Stecher selbst angezeigt worden. Auch unter den Aufschriften gibt es sehr ungenügende, ja posthümliche zuweilen: wie z. B. S. 590: *Le Dauphin Grobiceps*; mit dem Beyfage sogar: *présenté à S. M. l'Empereur*: was, wie bekannt, ohne besondere Erlaubniß doch nicht, geschehen können; hier aber der Künstler, oder wie man ihn nennen will, sich nicht einmahl genannt hat! In Hinsicht auf Landkarten fehlen die Preise ebenfalls sehr oft; und ob man neue oder verlegne Waare ankündige, wird auch selten ersichtlich; was um so mehr zu mißbilligen ist, da die Pariser Geographen selbst sich laut darüber beschwerten, daß man sie häufig mit alten, bloß aufgekrastten, ja sogar unverändert gebliebenen, ganz unbrauchbar gewordenen Blättern

heimsuche: aus diesen Abschnitten des Catalogs gibt es also wenig oder gar nichts mit Sicherheit zu erfahren. — Die Zahl der im Französischen Gebiete und diesem Zeitraume gestochenen oder gedruckten Musicalien endlich beträgt 231 Stück, die, ein paar Ausnahmen abgerechnet, auch die Preise derselben angeben. Diesen Zweig der schönen Künste betreffend, steht Deutschland an Fruchtbarkeit seinem Nachbar bekanntlich so wenig nach, daß es ihn vielmehr noch weit überhohlt; wie denn selbst unter den zu Paris ihr Talent wuchern lassenden Künstlern dieses Fachs, ein guter Theil, wenigstens dem Nahmen nach, aus Deutschen besteht. Allemahl bleibt es auffallend, wie in so kläglichen Zeitläufen, bey uns und andernwärts, noch so unerhört viel gesungen und musiciert werden konnte!

Da, wie wir gesehen, Alles in dem Journal sehr bunt unter einander läuft, was bey seiner wöchentlichen Erscheinung sich auch nicht füglich ändern ließ, so wurden zu Benutzung desselben gute Register ein desto dringenderes Bedürfniß. Diese hat man auch nachgeliefert, und mit einer Sorgfalt abgefaßt, die sogar den Wunsch abnöthigte, daß sie einem Werke von höherm innern Werthe möchte zu Theil geworden seyn! Ein alphabetisch geordnetes, völlig genügendes Verzeichniß aller aufgestellten Büchertitel macht den Anfang. Hierauf ein eben so genaues Nahmenregister der Autoren, mit, wie sich versteht, abgekürzter Angabe ihrer Schriften; wobey man auf Nahmen stößt, die der Titel des Buchs nicht angezeiget, und man hier also doch kennen lernt. Kupferstecher jedoch und Musiker sind in dieser Nomenclatur nicht aufgenommen worden. Warum bey aller übrigen Sorgfalt dieß nicht auch geschehen, läßt sich kaum errathen; denn Unbedeutheit des Nahmens oder Products würde so manchen

Autor ja ebenfalls ausschließen. Endlich sogar eine systematisch gefasste, und in diesem Betracht sehr befriedigende Uebersicht aller angeführten Druckstücke; denn zu was für, wenn nicht immer tröstlichen, doch gewiß sonderbaren Bemerkungen böthe diese Table systematique allein schon Stoff, erlaubte der Raum unserer Blätter es, dergleichen Ansichten noch zu verfolgen. — Ob dieser Tome premier auch der letzte bleiben dürfte, muß die Zeit lehren: so viel indeß scheint jetzt schon gewiß, daß sein Nachfolger ungleich dünnleibiger ausfallen, und eine ganz andere Manipulation verlangen wird.

### Leipzig.

**Von Hinrichs: Die Erkenntniß und Heilung der Gehirnentzündung, des innern Wasserkopfes, und der Krampfkrankheiten im kindlichen Alter.** Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. Eduard Löbenstein Löbel, Professor der Medicin zu Jena 1813. 270 Seiten in Octav.

Die Ansichten des Verfassers über die angegebenen Krankheiten, und sein Heilverfahren, weichen von denen anderer Aerzte bedeutend ab, weshalb Rec. die Eigenthümlichkeiten etwas genauer anzeigen muß. Im ersten Abschnitt wird von der Gehirnentzündung im kindlichen Alter geredet. Er theilt sie in die inflammatorische Entzündung der Häute, und in die asthenische der Gehirnssubstanz ab, und gibt von beiden die wesentlichen Zeichen an. Der ersten Art sind mehr starke Kinder von dunklen Haaren, schwarzen Augen und mit guten Verdauungskräften versehen, unterworfen. Nach ihm ist die braunrothe strahlichte Iris mit zusammengezogener Pupille ein wichtiges Zeichen. An der zweyten leiden mehr schwächliche Kinder von weißer

Haut und blonden Haaren, und die vom schweren Zahnen und Kopfausschlägen heimgesucht sind. Die Pupille ist hier mehr erweitert. Die Eintheilung der Gehirnentzündung in gewisse Perioden verwirft er ganz, da die krankhaften Erscheinungen zu schnell und verworren in einander laufen; er nimmt nur zwey Momente an, die Bildung der Krankheit, und ihre Entscheidung. Die ursächlichen Momente sind zwiefach. Die inflammatorische Gehirnentzündung wird jederzeit bedingt, indem auf Erhizung schnelle Erkältung folgt, die asthenische durch einwirkende Sonnenhize auf den Kopf, durch Mißhandlungen bey der Geburt, durch Metastasen und zu frühe Anstrengung der Geisteskräfte. Die erstere wird vom Arzte oft übersehen, besonders häufig mit dem Zahnen verwechselt. Nach seinen Ansichten sehe man bey der Behandlung der inflammatorischen Entzündung auf folgende Momente, auf die Constitution des Kranken, auf den Grad der Entzündung, auf den Darmkanal, das Zahnen, und denke daran, daß diese Entzündung leicht in Typhus übergehe. Er empfiehlt nach vorangegangenen topischen Aderlässen die Sturzäder, oder wenigstens kalte Fomentationen; innerlich Salmiak, Salpeter und Quecksilber, aber in kleinen Dosen. Am zweyten oder dritten Tag tritt die critische Entscheidung ein. Man lasse nun den antiphlogistischen Apparat weg, gebe innerlich Calomel, äußerlich reibe man eine Mercurialsalbe ein. Hiermit muß man so lange fortfahren, bis sich die Krankheit entscheidet. Oft entsteht ein Kopfausschlag mit Zeichen der Genesung. Sobald dieses geschieht, lasse man den Kopf mit einer Altheesalbe einreiben. Nie gebe man während dieser Behandlung ein Brechmittel. Gehe aber der inflammatorische Zustand in einen typhösen über, so ändert sich der Heisplan. Man lege Ve-

ficatorien auf den Kopf, und mache aromatische Bäder, in welchen aber der Kranke nur fünf Minuten sitzen darf. Innerlich wende man die Senega und den Moschus in starken Dosen, aber in großen Zwischenräumen an; zugleich Elystiere aus einem Aufguß von Valdrian mit stinkendem Asant. Verschwindet der nervöse Zustand, besonders der Sopor, so gehe man zur China über, und lasse die obigen Mittel weg. — Die Heilung der nervösen Gehirnentzündung ist doppelt, je nachdem sie idiopathisch oder symptomatisch ist. Ist ersteres, so nützt ein reichliches Auftröpfeln von Vitriolnaphtha auf den Kopf. Die Blutigel verwirkt er ganz, indem sie bloß zuerst scheinbar etwas beruhigen, aber nachher den nervösen Character erhöhen. Bemerkt man Schmerz in dem Hinterkopfe, so lege man daselbst ein Vesicatorium, und Senfpflaster an die Waden. Das Leiden der Digestionswerkzeuge ist secundär, und der Arzt muß sich nie zu abführenden Mitteln verleiten lassen, vielmehr gebe man Moschus, und hebe sich der Puls, dann nützt der Valdrian mit Vitriolnaphtha. Daben warme Kräuterbäder. Der Verfasser warnt ernstlich vor dem Gebrauch des Opiums, und anderer narcotischer Substanzen, indem so leicht Lähmungen folgen. Eben so wenig dürfen Mercurialmittel gegeben werden. — Ist die Entzündung symptomatisch, besonders von Metastasen nach dem Gehirn, so strebe man dahin, die erste Krankheit wieder hervorzubringen. Im Allgemeinen wird sie nach den oben angegebenen Regeln behandelt, nur wirke man vorzüglich aufs Hautsystem durch Campher. Weder Salze noch Mercur noch Blutausleerungen sind angezeigt, außer in dem Falle, wo das Subject robust erscheint, das Exanthem durch Erkältung schnell zurückgetreten ist, und ein hochrothes Gesicht und starker Puls bemerkt

werden. Aber bald muß man zu dem obigen Verfahren zurückkehren.

Die eigenthümliche Handlungsweise des Verfassers bey dem innern Wasserkopf ist folgende. Ist das Leiden noch nicht groß, so gibt er Calomel, und läßt eine Salbe aus ungt. digit. purp. und merc. p. alb. einreiben. Das Quecksilber soll die Entzündung beschränken. Sobald Diarrhöe eintritt, gibt er es nicht mehr, um die Verdauung nicht zu stören, und verordnet das Einreiben einer Schwefelsalbe auf den Kopf, um einen Ausschlag zu bewirken, wodurch der Wasserbildung Gränzen gesetzt werde. Auch innerlich wendet er den Schwefel an, und vermeidet alle Mercuriale, in wie fern sie die Wassererzeugung befördern. Ist der Wasserkopf völlig ausgebildet, so legt er gleich an mehreren Stellen des Kopfs Blasenpflaster, und erhält sie mehrere Monate in Eiterung; innerlich Mercur und Schwefel abwechselnd. Wird hierdurch der Zweck nicht erreicht, so wirke man auf die Urinwege. Ihm nützte vorzüglich ein decoct. rad. Seneg. v. tinct. mart. nervin. Klaproth. Entstand der Wasserkopf nach einem unterdrückten Ausschlag, so gibt er innerlich Campher mit und ohne Moschus, und äußerlich eine Salbe aus Schwefel und Brechweinstein. — Die Gehirnblutwassersucht entstehe nach einer vorangegangenen Entzündung. Die Eintheilung in drey Perioden sey unnütz, weil die Erscheinungen zu sehr in einander laufen. Die Behandlung ist die oben angegebene.

Endlich spricht der Verfasser über die Krämpfkrankheiten im jugendlichen Alter. Er nimmt an, daß die Wesenheit der Convulsionen und Krämpfe im Nervensystem und namentlich im Gehirn liege, und das Muskelsystem secundär leide. Das Wesen sey aber doppelter Art, entweder eine Contraction

im Nervensystem, und als Folge auch eine Contraction in den Muskeln, oder eine Expansion in beiden. Hierdurch will er den Tetanus und seine Abarten erklären. Die Behandlungsart sagt nichts Neues.

#### Eben daselbst.

Bei den Gebrüdern Hahn: Imman. Joh. Gerhard Schellers Kurzgefaßte Lateinische Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage, verbessert und größtentheils umgearbeitet von J. W. Döring, Director des Gymnasiums zu Gotha. 1813. VI und 327 Seiten. (Preis 8 Ggr.)

Die Schulen Deutschlands, wo die Schellersche Grammatik eingeführt ist, werden es dem Verleger großen Dank wissen, daß er nach des Verfassers Tode die Revision dieses Lehrbuches dem Hrn. Kirchenrathe Döring übertrug, welcher in seiner langen Amtsführung Gelegenheit gehabt hat, das nützliche und nothwendige für den Lateinischen Unterricht zu prüfen, und in dem Ruhe steht, eine gründliche Kenntniß der Lateinischen Sprache zu besitzen. Es ist zwar die Einrichtung dieser Grammatik die alte geblieben; und diese ist eben nicht streng wissenschaftlich und den Fortschritten der Zeit angemessen. Allein keine Lateinische Grammatik übertrifft die Schellersche durch eine wissenschaftlichere Form; und der neue Herausgeber hat die Brauchbarkeit derselben, welche vor der Bröderschen manches voraus hat, durch diese neue Revision ungemein erhöht. Nicht bloß die Abschnitte vom Coniunctiv und von der Construction des Accusativs mit den Infinitiv sind fast ganz umgearbeitet worden; auch mancher Paragraph hat eine bessere Stellung erhalten. Vorzüglich ist vieles von dem Unbestimmten in den Regeln, das leicht

beim Lernenden falsche Begriffe hervorbringt, gehoben, und der Deutsche Ausdruck häufig verbessert. Scheller hatte sich selbst von unlateinischen Phrasen zuweilen beschleichen lassen, wie S. 131. *Cajus de Titio credit, ejus (Titii) liberos esse indoctos*; wo jetzt S. 125 besser *C. Titio dixit* steht. So hätten wir auch im ersten Theile das vierte Kapitel von den Bedeutungen der Wörter theils getilgt, theils verbessert gewünscht. Denn der größte Theil davon gehört dem Wörterbuche an, und die Regeln über die Endungen der Wörter zum Verstehen der wahren Bedeutungen waren schärfer zu bestimmen. Eben so war uns mißfällig, noch immer einen Nominativ des so genannten Gerundiums zu finden. Natürlich wird dann niemand einen richtigen Begriff vom Gerundio erwarten. Auffallend war es S. 121 bei der Erklärung der Apposition den falschen Zusatz des Herausgebers zu lesen: Auch läßt sie sich durch die Partikeln *tamquam, ut, sicut, velut* &c. auflösen, die auch zuweilen dazwischen gesetzt werden. Wann werden wohl die Humanisten aufhören die Vergleichungswörter falsch zu gebrauchen, und falsche Regeln über sie zu geben! Unter den Zusätzen (S. 133. §. 10. 3.) ein ganz besonderer Irrthum. Es setzen die Lateiner das Participium Perfecti Passivi und das participialisch gebrauchte Adjectiv für sich allein im ablativus absolutus, so daß darauf ein davon abhängiger Satz folgt, wie *comperto, hostes adventare, dubio, quo hostes pergerent*. Weil diese Constructionsart im Livius häufig vorkommt, so stellt der Herausgeber die Vermuthung auf, daß diese Redensarten (wohl Constructionsarten) vielleicht zu den Provincialismen (*Patavinitas*), die Quinctilian (nur *Asinius Pollio*), dem Livius Schuld gibt, zu rechnen wären. Wollen wir auch die Beispiele aus den andern Lateinischen



Schriftstellern nicht in Anschlag bringen, so bedenke der Herausgeber, daß diese Construction hundert Mal in dem ächten Geschichtschreiber Tacitus sich findet. Ann. II, 9. quaesito. III, 33. repetito. III, 52. pensitato. Ganz gewöhnlich ist diese Construction bey comperto und cognito. Die Patavinität des Livius fordert einen feinen Kenner.

Daß am Ende statt der Langischen Gespräche Fabeln und Erzählungen aufgenommen worden sind, ist lobenswerth. Correctheit und Annehmlichkeit des Drucks, so wie Wohlfeilheit empfehlen diese Ausgabe. W.

### Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Historische Nachricht von einer unter den Schullehrern des Niederoderbruchs errichteten Konferenzgesellschaft und von den darin im ersten Lehrkurs vom 4. September bis 16. November noch vereinigten Kochowschen und Pestalozzischen Grundsätzen angestellten Verhandlungen, nebst dazu gehörigem Anfange eines Schullehrerkatechismus über die Hauptgegenstände der Elementarschulkunde und Schulpraxis und einer angehängten Schulgesetztafel von C. J. Riemann, reformirtem Prediger in Neu-Eustrinchen. 1812. XXII und 288 Seiten in Octav.

Schon der Titel dieses nützlichen Buches zeigt den Zweck und Inhalt hinlänglich, und der durch die Helmsche Schulbeschreibung rühmlich bekannte Verfasser bürgt für den Werth desselben, welches mit jedem Prediger und Aufseher von Elementarschulen mit vollkommenem Rechte empfehlen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 18. April 1814.

Paris.

Von Henri Grand: ΚΑΤΑΔΙΟΥ ΠΤΟΛΕ-  
ΜΑΙΟΥ ΜΑΘΗΜΑΤΙΚΗ ΣΥΝΤΑΞΙΣ. Com-  
position mathématique de Claude Ptolémée, tra-  
duite pour la première fois du Grec en français,  
sur les Manuscrits originaux de la bibliothèque  
impériale de Paris, par M. Halma, et suivie des  
notes de M. de Lambre. Tome premier. 1813.  
LXXVI und 475 Seiten in Quart (mit gespaltener  
Columnen, eingedrucktten Figuren, und einigen  
Wignetten).

Das Bedürfniß nach einer neuen Ausgabe von  
Ptolemäus Almagest ist zu lange gefühlt worden,  
und der Wunsch aller Astronomen und Litteratoren  
zu allgemein, als daß wir dasselbe unsern Lesern  
erst bemerklich machen dürften. Wir enthalten uns  
daher auch aller weiteren litterarischen Bemerkun-  
gen über die Mängel der Pariser Ausgabe und der  
lateinischen Uebersetzungen, und gehen lieber gleich  
zur Anzeige von Hrn. Halmas Arbeit fort, so weit  
sich dieselbe aus gegenwärtigem ersten Bande beur-  
theilen läßt. Der Plan derselben ist dem Deutschen  
Publicum schon aus der Ankündigung in der Wo-  
chentlichen Correspondenz (Dec. 1811. S. 576 u. f.)

P (3)

bekannt, und Herr H. kann auf den Dank aller Astronomen rechnen, daß er ihnen den Ptolemäus zugänglicher gemacht, einen correcteren Text geliefert, und die Ausbeute welche die Pariser Bibliothek gab, und auf welche man so lange hoffte, mitgetheilt hat. Die Basler Ausgabe ist zum Grunde gelegt. Unter den Handschriften der kaiserlichen Bibliothek wählte Herr H. die aus, welche ihm am brauchbarsten schienen, und zwar zuerst das älteste schon von Bouillaud citirte, unter der Nummer 2389, bemerkte Manuscript, welches er nach den Characteren in das fünfte Jahrhundert setzt. Es hat drey beträchtliche Lücken im dritten, siebenten und neunten Buche, von welchen die beiden letzten von einer andern Hand, wahrscheinlich aus dem 16ten Jahrhunderte ergänzt sind. Außerdem fehlen auch noch am Ende des letzten Buches die Tafel, in welcher die Erscheinungen der Planeten angegeben werden, und der Schluß. Aber auch dieses ist von derselben Hand ergänzt, obgleich mit einigen unnöthigen Wiederholungen des schon vorhandenen. Mit diesem Manuscripte verglich Herr H. auf Bouillaud's Autorität das Florentiner mit Nr. 2390 bezeichnet, wodurch die Lücken des vorigen ergänzt werden. Er setzt dasselbe nach inneren Merkmalen in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, und bemerkt zugleich, daß sich Prolegomena dabey befinden, welche theils Pappus, theils Theo beygelegt werden, theils ohne Nahmen der Verfasser (denn offenbar sind sie von mehreren) hinzugesetzt worden sind. Sie sollen nach der Inhaltsanzeige, welche Herr H. in der Vorrede angibt, als Einleitung betrachtet werden, und scheinen nichts wesentliches zu enthalten, doch verspricht er dieselben noch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Theo nachzuliefern, und zwar, wenn wir seine Worte recht verstehen, nach dieser Handschrift.

Demn man findet sie auch noch bey andern Manuscripten, obgleich nicht so vollständig, unter andern in der Handschrift Nr. 313, aus dem eilften Jahrhunderte, welche Herr H. ebenfalls verglich. Prolemäus Schrift ist aber in demselben ebenfalls nicht vollständig. Es fehlt die letzte Tafel am Schluffe des Werks, im vierten Buche ein Theil der Mondstafeln, welche jedoch durch das Manuscript Nr. 312, wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhunderte, ergänzt werden. In diesem steht das Ende des letzten Buches, dagegen fehlt wieder das Ende des zweyten, das dritte und der Anfang des vierten. Diese Lücken sind durch ein Fragment aus dem funfzehnten Jahrhunderte ergänzt. Herr H. glaubt aus einer kleinen Bemerkung über das Clima von Constantinopel, welche darin vorkömmt, daß das Manuscript in dieser Stadt abgefäßt sey. Beide Manuscripte sind aus der Marcus Bibliothek zu Venedig. Mit diesen wurden endlich noch zwey Vaticanische Manuscripte verglichen, wovon das ältere Nr. 560, von einerley Schriftzügen mit dem Venedianischen, zwar den ganzen Prolemäus sehr deutlich geschrieben enthält, aber ohne Figuren. Auch fehlen einige Tafeln. Herr H. benutzte daselbe, also nur bey den beiden ersten Büchern, in den folgenden nahm er statt dessen die Varianten der vorhin genannten Florentiner Handschrift, verglich sie aber stets mit der zweyten Vaticanischen Nr. 184, nach Hr. H. aus dem zwölften Jahrhunderte. Der Text ist zwar rein und vollständig bis auf das Ende des letzten Buches, aber unleserlich geschrieben, die Tafeln und die Figuren sind schlecht, und die vielen Noten am Rande, welche in die Zeilen hineinlaufen, erzeugen Verwirrung. Es enthält außerdem noch einige andere mathematische Schriften, als Anhang, welche Herr H. zwar anföhrt, bey welchen wir aber hier nicht

verweisen können. Die übrigen in Paris noch vorhandenen Manuscripte findet er zu neu, zu unvollständig und nicht genau genug, um sie in eine Vergleichung ziehen zu können. Die Varianten sind nun dem gegenwärtigen Bande am Ende in vier Columnen so beigefügt, daß in der ersten die Lesarten der Basler Ausgabe, in der zweyten der Pariser, in der dritten anfänglich der älteren Vaticanischen, und vom zweyten Buche an, statt derselben, der Florentiner, in der vierten endlich der Venetianischen Handschrift enthalten sind. Von allen diesen Varianten nahm nun Herr H. die in den Text auf, welche ihm zur Deutlichkeit nothwendig schienen, wick aber dabey, so viel wir bemerkt haben, so wenig als möglich von dem gewöhnlichen Texte ab. Derselbe hat indessen vom dritten Buche an manche Ergänzungen erhalten. In Bezeichnung der Brüche geht der Pariser Coder von der in andern Manuscripten gewöhnlichen Art ebenfalls ab. Hr. H. hat die letzte mit Recht beygehalten, um Verwirrung zu vermeiden. Desto weniger können wir es billigen, wenn er in der Uebersetzung nicht immer einerley Regeln befolgt. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede (S. XLVIII): *J'ai rendu indifféremment, par exemple, 31 minutes 20 secondes simples, tantôt par 31', 20", tantôt par 31 20' soixantièmes et les 31 minutes 20 secondes de soixantièmes tantôt par 31', 20" de soixantièmes, tantôt par 31", 20"*. Aber wozu diese Unbestimmtheit, welche leicht irre führen kann? Die Uebersetzung selbst ist fließend und treu, nach den Stellen zu urtheilen, welche Rec. verglichen hat, so daß ein des Griechischen unkundiger Leser wohl nirgends in Verlegenheit kommen wird. Herr H. erklärt selbst, daß er wörtlich zu übersetzen bemüht gewesen sey, so weit es der Genus beider Sprachen erlaubte, und daß er sogar die technischen

Ausdrücke aus dem Griechischen benbehaltten habe, von welchen er voraussetzen konnte, daß sie den Astronomen bekannt seyn würden. Diese Bemerkungen gelten indessen nur vorzugsweise von den eigentlich mathematischen Kapiteln des Werks, welche den Astronomen auch am meisten interessiren. In andern Stellen wird bey Uebertragung verwickelter Perioden ein genauer Sprachforscher nicht mit allen Ausdrücken und Wendungen der Uebersetzung zufrieden seyn, ob man gleich Hrn. H's Streben Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. Beispiele würden unsre Anzeige über die Gebühr ausdehnen. Wir begnügen uns also, nur auf die Kleinigkeit aufmerksam zu machen, welche aber doch leicht bey Nachschlagen Mißverstand erregen kann, wenn man bloß in die Uebersetzung sieht, daß nämlich Hr. H. die Ausdrücke  $\alpha\delta\eta\psi$  und  $\alpha\eta\psi$  durch *l'air* übersetzt. Um sich bey der Auswahl der Varianten nicht selbst zu täuschen, verglich er aber nicht allein die Uebersetzung von Georg von Trebisonde und Montignots Arbeit, sondern auch noch eine im Manuscripte zu Paris vorhandene Uebersetzung aus dem Arabischen. Er glaubt, daß dieselbe dem Cardinal Eusa (im funfzehnten Jahrhunderte) angehört habe. Sie ist in schlechtem Latein abgefaßt, und weicht sehr von der gedruckten ab, der Sinn des Originals ist aber darin besser ausgedrückt, die Zahlen sind genauere und die Figuren besser, wie im Texte; die Angaben aber oft von den gewöhnlichen verschieden. Hier hat Herr H. nun durch Rechnung berichtigt, was als Schreibfehler im Texte zu ergänzen war, nie aber, was als Fehler der Methode angesehen werden mußte. Manche Auskunft darüber müssen wir freylich noch von den Noten erwarten, und desswegen kann Rec. auch noch in keine weitere Diskussionen mancher Angaben jetzt eingehen. Woran steht noch außer dem bekannten Regententafeln eine lange

Vorrede, in welcher Herr H. seine Hülfsmittel anführt und beschreibt, von seinem Verfahren Rechenschaft ablegt, den Nutzen zeigt, welchen Ptolemäus Werk auch noch für uns hat, und in einer kurzen Einleitung vom Zustande der Astronomie unter den Griechen bis auf Ptolemäus Nachricht gibt, von welcher wir unsern Lesern noch eine kurze Darstellung schuldig zu seyn glauben. Herr H. sucht hierbei alle Hypothesen zu vermeiden, gesteht zwar andern Völkern außer den Griechen astronomische Kenntnisse zu, glaubt aber daß der Anfang der Wissenschaft bey den Griechen und zwar zu Thales Zeiten zu suchen sey. Ueberall bey allen Völkern haben sich astronomische Begriffe entwickelt und der Natur der Sache nach entwickeln müssen, aber auch überall wären dieselben im rohen Zustande und in der Kindheit geblieben. Unter allen frühern Nationen wären es bloß die Babylonier, welche wirkliche Beobachtungen aufweisen könnten, wie Ptolemäus Werk bezeuge. Von den Aegyptern schweige derselbe, ob er gleich unter ihnen gelebt habe. Ueber die Hypothesen der ältern Griechischen Schulen geht indeffen Herr H. hinweg, weil dieses, wie er sagt, außer seinem Plane liege, und erwähnt nur ganz kurz der eigentlichen Astronomen, und ihrer Bemühungen die Jahreslänge u. s. w. zu finden. Vorzüglich beschäftigt er sich hier mit Ptolemäus und Hipparch und endlich mit Ptolemäus selbst. Er setzt den Plan seines Werks aus einander und würdigt seine Verdienste bey den Beobachtungen und Methoden. Hierbei kommt er auf den bekannten Vorwurf, welchen namentlich Französische Astronomen Ptolemäus gemacht haben, daß derselbe kein Beobachter gewesen sey, und durch seine Schriften zum Verlust von Hipparchs Arbeit beigetragen habe. Herr H. vertheidigt hier Ptolemäus mit Recht, und erklärt, daß jeder, welcher

dessen Schrift selbst gelesen habe, sich vom Gegentheil überzeugen müsse. Dieser führe Hipparch's Beobachtungen, welcher nur einzelne Mémoires aber kein System geschrieben habe, stets mit Lobe an, und vergleiche sie mit den seinigen. Lemonsniers Vergleichung mit Justinus und Trogus Pompejus passe also hier nicht ganz. Hierin stimmt Rec. vollkommen bey, und hat schon längst nicht begreifen können, wie man auf solche Behauptungen kommen konnte. Der Hauptfehler, den Ptolemäus gemacht und den er mit den meisten ältern Schriftstellern gemein hat, liegt nur darin, daß er nicht sorgfältig genug im Citiren war. Die Alten setzten hierbey, wie es scheint, immer voraus, daß man im Besitze der angeführten Schriften sey. Selbst Diogenes Laertius und andere Epitomatoren haben wohl nie daran gedacht, durch ihre Excerpts ältere Autoren zu verdrängen. Ptolemäus aber stand mit seinem Werke vor dem Richterstuhle seiner Mitwelt, welche jedes Plagiat, noch mehr aber jede absichtliche Verstümmelung und Entstellung scharf gerügt haben würde. Nicht allein aber der Beobachtungen, sondern auch der Theoreme und überhaupt des systematischen Ganges wegen, gibt Herr H. Ptolemäus den Vorzug fast vor allen astronomischen Schriftstellern des Alterthums, die wir noch besitzen, wobey er nur Hipparch stillschweigend ausnimmt, wo freylich bey den meisten die Tendenz verschieden war. So behauptet er z. B. Aristoteles de caelo enthalte beaucoup de mots et peu de faits. Geminus Schrift sey eine bloße Einleitung ohne Demonstration, Proclus und andere nur Elementarbücher, welche sich durch ihre Leichtigkeit und Einfachheit dem Publicum empfohlen, aber Oberflächlichkeit verbreitet hätten. Von allen diesen sey Ptolemäus ganz das Gegentheil. Weniger zufrieden ist er



mit dessen Vortrage und Stil. Die Weitschweifigkeit der geometrischen Demonstrationen schreibt er mit Recht auf den Zustand der Wissenschaft, die dunkle, verworrene Darstellung aber, so wie die weitschweifige, wortreiche Sprache, welcher man anmerke, daß sie sich durch die guten Schriftsteller der Nation gebildet habe, auf das Zeitalter und die Schule. Nirgends im ganzen Werke finde man Chaldäische oder Aegyptische Astrologie, von welcher das ganze Zeitalter angesteckt gewesen sey. Bey diesen Untersuchungen zeigt Herr H. eine gute Belesenheit, besonders auch in den Werken Deutscher Gelehrten. Bode's, Ideler's, Kästner's (welcher hier immer Köstner heißt) Untersuchung und Bemerkungen sind überall benugt, wie es scheint, auf den Rath vom verstorbenen Senator Lagrange. Daß Hrn. Ideler's Arbeit im letzten Bande als Zugabe folgen soll, ist aus der Anzeige bekannt. Ob dieses auch mit der versprochenen Einleitung in den *Geminus* der Fall seyn wird, ist nach dem historischen Ueberblick, welchen Herr H. in der Vorrede gegeben hat, nun zu bezweifeln. Die versprochene Uebersetzung von Theo's Commentarien (wir setzen voraus, ebenfalls mit beygefügtem Texte) wird jedem Astronomen ebenfalls willkommen seyn. Nur wünschen wir nicht, daß davon bloß ein Auszug gegeben würde, wie in der ersten Ankündigung verlautete. Die Vorrede sagt davon nichts. Es ist wahr, die Commentarien enthalten manches überflüssige und gehaltlose, wie alle Scholien, aber in einer Ausgabe darf doch durch die Willkühr des Herausgebers nichts weggelassen werden, wenn dieselbe brauchbar seyn, und andere entbehrlich machen soll. So viel vom ersten Theile, so weit sich derselbe ohne die Noten beurtheilen läßt. Der Fortsetzung und Vollendung der Ausgabe, so wie der Commentarien des Theo, sieht Rec. mit Verlangen entgegen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 2. April hielt Herr Hofr. Mayer eine Vorlesung de usu accuratiori acus inclinatrix magneticæ. Es ist bekannt, wie mancherley Werkzeuge bisher angegeben worden sind, die Neigung einer Magnetnadel, oder welches auf ein hinausläuft, die Richtung der magnetischen Kraft unseres Erdkörpers gegen die Horizontalfäche eines Beobachters, mit der gehörigen Genauigkeit bestimmen zu können. Es kommt hierbey hauptsächlich darauf an, eine Nadel vor ihrer Magnetisirung so abzugleichen, daß die Axe um welche sie sich auf und niederdreht, genau durch ihren Schwerpunct gehe, eine Sache die zwar sehr leicht ausgesprochen, aber in der Ausübung schwer zu bewerkstelligen ist. Je empfindlicher eine Nadel ist, desto eher verursacht auch die geringste Ungleichheit in der Reibung, daß oft die beharrlichste Geduld des Künstlers die Nadel nicht dahin zu bringen vermag, daß sie sich in jeder Lage vollkommen ruhig verhalte, wie jeder leicht selbst finden wird, der sich je mit einer Arbeit

dieser Art beschäftigt hat. Daher kommt es, daß Daniel Bernoulli, Kraft, Branden, u. a. sich so viel Mühe gaben, den Folgen solcher Ungleichheiten, welche in der Aequilibrung einer Nadel noch zurückbleiben, durch Anbringung eines so genannten Aequationsringes, Aequationszeigers u. dergl. abzuheffen, Vorrichtungen welche aber dazu geeignet sind, die Sache noch mehr zu verschlimmern, und durch den beschwerlichen und zusammengesetzten Mechanismus, welchen die Inclinationscompasse dadurch erhalten, nicht allein die Beobachtungsart zu erschweren, sondern auch viel neuen Fehlern eine Quelle zu eröffnen, wie die Versuche mit solchen Werkzeugen schon zur Gnüge ausgewiesen haben. — Um insbesondere die Reibung zu vermiedern hat man die Aze einer Nadel auch wohl auf Frictionsrollen ruhen lassen. Aber so bald die Reibung einmal so gering als bey einer Inclinationsnadel ist, welche nur immer ein kleines Gewicht haben darf, so wird die Bewegung auf solchen Kollscheiben kaum freyer und leichter seyn, als auf gewöhnlichen Unterlagen von Achat, wenn solche mit dem gehörigen Fleiße verfertigt sind; ja wenn solche Rollen nicht mit der äußersten Sorgfalt ihre gehörige Stellung erhalten haben, und dieß hat der Verf. dieser Abhandlung bey wenig Werkzeugen dieser Art gefunden, so schaden sie mehr als sie nützen, und verursachen, wie obige an den Inclinationsnadeln angebrachten Künsteleyen von Aequationsringen, Aequationszeigern ic. nur einen unangenehmen Kostenaufwand. In den neuern Zeiten ist man daher ziemlich von allen diesen angeblichen Verbesserungen abgekommen, und ist wieder zu der einfachsten Einrichtung zurückgekehrt, nämlich die Aze einer Inclinationsnadel bloß auf Achatunterlagen ruhen zu lassen, und durch eine möglichst genaue

und feine Abbrechung der Köpfschen oder Spizen, womit eine solche Axt an ihren Enden ausliegt, die Reibung so gut zu vermindern, als es nur immer geschehen kann. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn auf diese Arbeit der gehörige Fleiß verwandt ist, die Nadeln eine Empfindlichkeit erhalten, welche derjenigen auf Kollscheiben nichts nachgibt. Die Umstände auf welche sonst noch gesehen werden muß, taugliche Inclinationsnadeln zu erhalten, werden in der Abhandlung selbst ausführlich erörtert. Das beschwerlichste bleibt denn aber doch immer die gehörige Aequilibrirung der Nadeln vor ihrer Magnetisirung, eine Sache die sich eigentlich jeder Beobachter, sobald eine Nadel aus dem groben gearbeitet ist, selbst vorbehalten sollte, um im Stande zu seyn, ein richtiges Urtheil über die Genauigkeit seiner damit angestellten Beobachtungen fällen zu können. Allein wenn man nun auch alle Mühe und Sorgfalt auf diese Arbeit, so wie auch auf die gehörige Magnetisirung der Nadeln verwendet hat, so wird es doch selten glücken, ein paar Nadeln zu erhalten, welche im magnetischen Meridian genau einerley Neigung annehmen. Meistens weichen sie innerhalb mehrerer Grade von einander ab, und es hält schwer zu bestimmen, welche Nadel nun eigentlich die wahre Inclination angibt, wenn gleich jede für sich sehr gut oscillirt, und ohne merklichen Fehler immer an demselben Punkte des eingetheilten Verticalkreises zur Ruhe kömmt. In einer Ebene senkrecht auf den magnetischen Meridian, sollten auch alle solche Nadeln, wie bekannt, ganz genau vertical stehen. Aber auch hier wird man Abweichungen von mehreren Graden wahrnehmen, welches der sicherste Beweis ist, daß solche Nadeln vor ihrer Magnetisirung nicht in allen Lagen sich ganz indifferent verhielten, welches, wie gesagt, wegen des

ungleichen Einflusses der Reibung kaum zu erhalten steht. So gering auch die Reibung ist, so kann sie doch leicht an manchen Stellen der Axe noch immer erheblich genug seyn, ein kleines Drehungsmoment, welches der Nadel noch zurückbleibt, falls sie nicht genau in ihrem Schwerpunkte unterstützt ist, zu absorbiren oder zu verhüllen, welches Moment sich denn in völliger Wirksamkeit zeigt, so bald die Nadel magnetisirt wird, und sich nun an einen Punct zur Ruhe stellt, woben jenes Drehungsmoment durch die Reibung nicht überwunden wird, weil nun ein anderer Punct der Axe aufliegt. Das selbe was der Verf. an Nadeln, die er selbst mit möglichstem Fleiße äquilibrirt und magnetisirt hatte, bemerkte, hat er auch an Nadeln wahrgenommen, welche von sehr geschickten Künstlern verfertigt waren; sie gaben in den Bestimmungen der magnetischen Inclination keine so übereinstimmende Resultate, daß sich der Verf. damit hätte befriedigen können. Es versteht sich, daß der Beobachter muß beurtheilen können, was hiebei auf eine etwa stattfindende Excentricität, auf Theilungsfehler des Limbus u. dergl. gerechnet werden muß, und auf bekannte Arten sich ausmitteln läßt. Die Absicht warum man aber nun bey den Inclinationscompassen äquilibrirte Nadeln verlangt, ist, daß solche an dem eingetheilten Verticalkreise die magnetische Neigung unmittelbar angeben. Allein man sieht leicht, daß wenn man von dieser Forderung abgeht, man der Äquilibrirung und also der damit verbundenen Mühe ganz überhoben seyn kann, wenn man nur ein Mittel hat, aus der beobachteten Inclination die wahre auf irgend eine bequeme Art bestimmen zu können. Hierzu ist erforderlich, daß man den Winkel weiß, den eine nicht äquilibrirte Nadel vor ihrer Magnetisirung mit der Horizont-

fallinie macht. Man gedanke sich eine Nadel die nicht genau in ihren Schwerpunct unterstüzt ist, der man also absichtlich ein so großes Drehungsmoment verstatet, daß dieses hinlänglich ist, die Reibung zu überwältigen, und zu bewirken, daß die Nadel, ehe sie magnetisirt worden, immer an einem bestimmten Punct des Randes zur Ruhe kömmt, und also nicht wie äquilibrirte Nadeln sich in jeder Lage indifferent verhalten soll. Die Nadel wird eine Lage annehmen, welche von dem Winkel abhängt, den eine Linie von dem Schwerpuncte der Nadel nach ihrem Unterstüzungspuncte gezogen, mit der Mittellinie der Nadel machen würde. Man nenne diesen Winkel  $= \gamma$ . Kömmt die Nadel in die Ruhe, so wird sie sich gegen die Horizontallinie unter einem Winkel neigen, welcher jenem angeführten  $\gamma$  gleich ist, und man kann die Größe dieses Winkels an dem eingetheilten Verticalkreise des Inclinationscompasses messen. Es ist am besten, die Nadel so abzugleichen, daß sie sich vor der Magnetisirung genau horizontal stellt, und also jener Winkel  $= 0$  wird, welches in Rücksicht der folgenden Rechnung eine Bequemlichkeit ist. Was hierbey sonst noch zu bemerken ist, und wie die Nadeln zu jenem Zwecke am besten einzurichten sind, muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden. Aber es ist klar, daß jetzt eine solche Nadel gleichsam einen höchst empfindlichen Wagebalken vorstellt, der dadurch, daß man seinen Schwerpunct etwas unter den Unterstüzungspunct fallen läßt, auf die bekannte Weise so lange hin und her oscillirt, bis der Schwerpunct genau in eine Verticallinie unter den Unterstüzungspunct fällt. Nun erwarte man aber nicht, daß ein solcher Wagebalken, nachdem er magnetisirt worden ist, sich im magnetischen Meridiane genau in die Richtung der magnetischen

Kraft stellen wird. Aber man hat den Vortheil, daß er sich richtiger nach Vollendung seiner Schwingungen an einen bestimmten Punct des eingetheilten Limbus stellt, als gewöhnlich so genannte äquilibrirte Nadeln, welche der Ungleichheit der Reibung in ihren unterschiednen Lagen mehr unterworfen sind, weil sie nicht, wie jener Wagebalken, schon eigenthümliches Moment genug haben, die aus der Reibung entstehenden Ungleichheiten zu überwältigen. Der andere Vortheil bey jener Einrichtung ist, daß man nun auch der unsäglichen Mühe überhoben ist, die die gewöhnliche Nequilibrium der Nadeln erfordert. Denn es ist nur mit wenig Mühe verbunden, eine Nadel nach obiger Einrichtung mit einem Schliffsteine so abzugleichen, daß sie vor der Magnetisirung in der Horizontal-lage ruht. Um nun aber mit einer solchen Nadel, nachdem sie magnetisirt worden ist, (wozu in der Abhandlung das beste und sicherste Verfahren mit den nöthigen Vorrichtungen nachzulesen ist) die wahre Neigung der magnetischen Kraft zu bestimmen, die sie geradezu nicht angeben kann, so untersuche man erstlich was sie im magnetischen Meridiane für eine Neigung annimmt, und nehme aus mehreren Beobachtungen ein arithmetisches Mittel. Dann untersuche man, was sie für eine Neigung annimmt, wenn man sie umkehrt, so daß die Seitenfläche der Nadel, welche zuvor gegen Osten gekehrt war, jetzt nach Westen hin gerichtet ist. Eben so kann man auch die Neigung der Nadel einmahl im magnetischen Meridian, und dann zweytens in einer Ebene senkrecht auf jenem Meridian beobachten. Aus jedem Paare solcher Beobachtungen ist es nun sehr leicht, die wahre Inclination der magnetischen Kraft zu bestimmen, wo denn jede einzelne Bestimmung der andern zur Controlle dient. Die Formel dazu ist ungemein einfach, und beruht bloß auf einer Ab-

dition oder Subtraction der Tangenten der beobachteten Neigungen, wie man in der Abhandlung selbst mit mehrerem nachsehen kann. Inclinationen welche man auf diese Weise durch mehrere Nadeln von unterschiedener Dicke und Breite erhält, stimmen so gut überein, als sich von Werkzeugen dieser Art, bey denen man wegen der Schwierigkeit einen Nonius oder Vernier anzubringen, die Unterabtheilungen der Grade an dem Limbus bloß nach dem Augenmaße schätzen kann, nur immer erwarten läßt. Die Bestimmung der Neigung der Magnetnadel in Göttingen dient zur Erläuterung dieses Verfahrens, und macht den Beschluß der Abhandlung, aus der wir nur das Allgemeinste haben auszeichnen können. Die einfachste und bequemste Einrichtung eines magnetischen Inclinatorii ist zugleich in einer kurzen Beschreibung und Zeichnung mitgetheilt.

### Haarlem.

By A. Voosjes, P. F.: *Henrici Waardenburg*, Haarlemensis Gymnasii Rectoris, Opuscula oratoria, poetica, critica. 1812. XXII und 313 Seiten in Octav.

Außer der Antrittsrede bey der Uebnahme des Rectorats in Haarlem im Jahre 1802, und einigen andern Poesien und Bemerkungen über classische Schriftsteller besonders über den Propertius, sind die übrigen Aufsätze in Lingen, wo der Verf. Rector war, geschrieben, alle zu ihrer Zeit in diesen Blättern rühmlich von dem verewigten Heyne angezeigt worden. Diese Sammlung hat der Verf. seinem in Leiden studierenden Sohne Everhard gewidmet. In der Vorrede verbreitet er sich mit vieler Einsicht und in einer sehr guten und fließenden Latinität über die Pflichten eines Herausgebers von Pro-



perlius, woben er der fehlerhaften Ansichten älterer und neuer Philologen gedenkt, denen Propertius für ihre vermeinten Verbesserungen schwerlich danken würde. Jene Antrittsrede handelt von dem großen Nutzen, den die sorgfältige Lesung der griechischen und römischen Schriftsteller dem Staatsmanne verschaffe. S. 50 ff. Diese Rede verdient allen Beyfall; sie ist in einem schönen Stile geschrieben, und die Gründe klar und eindrücklich auseinander gesetzt, auch die Gegner treffend widerlegt. Nicht minder gut gerathen sind die Gedichte, wovon das letzte den am 1. Juny 1811 erfolgten Tod des berühmten Hieronymus de Boscq betrauert. Man erkennt in diesen Lateinischen Gedichten, von welchen das eine auf den Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England und desselben Verbänden am 1. October 1801 in Holländische Verse übergetragen ist, den Dichter, den das Studium der Römischen Poeten genähret und gebildet hat. Den größten Theil des Buches nehmen die Critica ein, von S. 129 an. Sie erstrecken sich über einige Homerische Hymnen, und zeigen Belesenheit und Bekanntschaft mit den Arbeiten der Deutschen Gelehrten, denen diese Hymnen in den neuern Zeiten am meisten verdanken, der Hrn. Groddeck (in Wilna), Matthia (in Altenburg), Ilgen (in Schulpforte), Herrmann u. a. Dann folgen Critiken über einige Werke des Cicero, Virgilius, Tibullus und Propertius, bey welchem letztern als seinem Lieblings-Dichter er am längsten verweilet von S. 188 bis ans Ende. Der Raum und die Bestimmung dieser Blätter erlauben es uns nicht weiter zu gehen, so sehr uns auch viele Stellen locken mögen, das richtige Gefühl, die Belesenheit und die wenn nicht stets glücklichtreffende, doch wohlbegründete Critik auszuzeichnen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1814.

Ohne Druckort.

De l'esprit de conquête et de l'usurpation, dans leurs rapports avec la civilisation européenne. Par Benjamin de Constant-Rebecque, membre du Tribunat, éliminé en 1802, Correspondant de la Société Royale des Sciences de Göttingue. (Seither auch Königl. Schwed. Ritter des Nordsternsordens.) 1814. VIII und 208 Seiten in Octav.

Der berühmte Verfasser, welcher in der wirklichen Welt als Staatsmann, und in der literarischen als geistreicher Schriftsteller sich schon vielfach bewährt hat, beobachtete seit langer Zeit das große politische Treiben der Staaten mit Ernst und Scharfsinn, sammelte gleichsam unwillkürlich seine Erfahrungen und Autopsien, und daraus bildeten sich in ihm Resultate, allgemeine Ansichten und Grundsätze, Verkettungen von Ursachen und Wirkungen, die zu einem reifen Ganzen gediehen, ihm den Stoff zu einem Werke gaben. Dieses kühne Erzeugniß des freien Geistes durfte aber früher nicht zu Tage befördert werden. "L'état de la France

R (3)

et celui de l'Europe semblaient condamner cet ouvrage à ne jamais paraître" sagt der Verf. selbst in seiner Vorrede. Endlich doch hob er aus seinem größeren Werke ein doppeltes, an sich geschlossenes Fragment aus, und mit der Vollendung der letzten Hand ausgestattet, übergibt er es dem Publicum. Wir eilen, ihm für das schöne Geschenk unseren Dank zu bezeugen. Er hätte, bemerkt er, mit allen Beziehungen der Gegenwart seine Arbeit für den großen Haufen noch anziehender machen können, und er hat es verschmäht. "L'ouvrage actuel fait partie d'une *Traité de politique*, terminé depuis longtems. . . . L'auteur a extrait seulement ce qui lui a paru d'un intérêt immédiat. Il aurait pu accroître cet intérêt par des personnalités plus directes. Mais il a voulu conserver avec scrupule ce qu'un profond sentiment lui avait dicté, quand la terre était sous le joug." Wir finden also hier bloß allgemeine und theoretische Betrachtungen über Eroberungssucht und Usurpation.

Mit echt historischem Sinne (ohne gerade hier Geschichte zu schreiben) oder, wenn man will, mit demjenigen philosophischen Sinne, der sich durch Studium der Geschichte bildet, zeigt erstens der Verf. wie der Geist der Nationen in gewissen Momenten oder Epochen etwas zuläßt und gar befördert, (wie z. B. Kriege und Eroberungen,) was er aber in andern Momenten als gänzlich heterogen und widersinnig verbietet. Nun prüft er die Beschaffenheit und die Grundlagen der Europäischen Menschheit und Cultur in dieser unserer Epoche, in Rücksicht auf Krieg und Eroberung, und findet beide durchaus gegen jene im Widerspruche. Da aber weiter die Usurpation auch Krieg erfordert, und einen Zustand des beständigen Krieges sogar hervorbringt, so steht sie ebenfalls im offenbaren Wider-

spruche mit dem Geiste und der Beschaffenheit unserer Epoche.

Wir wollen dem Verf. etwas näher folgen. In dem Urzustande angehender Staaten, wo Gränzen noch unbestimmt sind, und die Erde gleichsam primo occupanti noch zugehört, wo gesellschaftliche Verhältnisse und Cultur noch im Entstehen, oder doch nicht weit vorgerückt sind, heißt Krieg, Erweiterung, Sicherung seines Gebiets, Eroberung mit einem Worte, dem Menschen und dem Staate natürlich, und folglich mit dem Geiste der Gegenwart übereinkommend. So war es der Fall in der ersten Römerzeit, so auch im Anfange der Völkerwanderung oder des so genannten Mittelalters. Allein, da diesen ersten Gährungen zufolge der gesammte Boden Europas eine bestimmte und verhältnismäßige Eintheilung in politischer Rücksicht erhalten hat; eine Eintheilung, die sich sowohl nach geographischen als nach ethnographischen Grundlagen nach und nach angeordnet hat, wie es aus der Geschichte nachgewiesen werden kann; da alle die verschiedenen Stämme (so gut es sich thun läßt in dem ewigen, nie zu beseitigenden Streite zwischen Idee und Realität) sich so ziemlich gerundet und eingerichtet, und unter passende, immer sich verbessernde Regierungen verfügt und eingewohnt haben; da endlich in diesem Staaten- und Völkerverein, der die große Europäische Familie umschließt (eine einzige Erscheinung in den Annalen der Menschheit!), Gesetze, Wissenschaften, Künste, gegenseitiger Verkehr und Handel, kurz alles was zum Genuße (aber auch nur zum Genuße?) im menschlichen Leben gehört, schon sehr ausgebildet ist und zur reichern Ausbildung noch fortstrebt, — so hat sich auch unter den Europäischen Völkern ein Bedürfniß der äußern Ruhe tief eingewurzelt, ein Bedürfniß

der Festigkeit und Sicherheit in dem einmahl angelegten Staatengebäude, welches sie bewohnen, damit sie ungestört theils das Erworbene genießen, theils es noch bereichern können. — Und zu einer solchen Forderung ist gewiß die Menschheit berechtigt, sobald die irdischen Bedingungen ihres Daseyns hienieden hinreichend fest gesetzt sind. Diese irdischen Bedingungen sind doch am Ende (ungeachtet ihrer Unumgänglichkeit) das Geringste im totalen Leben der Menschheit, und machen nur die Grundbasis aus, von woher sie sich zu ihrer höhern und wirklichen Bestimmung hinauf schwingt. In dieser neuen Epoche gesellschaftlicher Cultur also kann nicht mehr zugelassen werden, was in früheren Epochen unvermeidlich und verzeihlich, ja nothwendig war. Nun ist Eroberungsfucht nichts als eine monströse Anomalie, ein gegen die Constitution des Ganzen kämpfender Auswuchs. Welche unendliche Uebel solche Eroberungsfucht oder vielmehr ihr scheußliches Ausführungsmittel, der Krieg, der ungerichte, ewige Krieg, für die Menschheit nach sich zieht, dieß legt unser Herr Verf. ausführlich dar in einer lehrreichen Folge von Kapiteln seiner ersten Abtheilung; und er beweiset darin, wie Alles Gute, Edle, welches sich unter Menschen entwickelt hatte, nothwendig verloren geht, sowohl für die eroberte als auch für die erobernde Nation, in dem wilden, unmoralischen Laufe eines bloß um Eroberung lang geführten Krieges; und in der verderblichen Niedrigkeit und Schlawheit der Gemüther, die durch eine sonst von einigen so hochgepriesene Uniformität in gesellschaftlichen Einrichtungen entsteht. Endlich beweiset er auch, wie die Widernatürlichkeit eines solchen Zustandes seinen Untergang unausbleiblich am Ende selbst befördert, und wie ein solches unserer heutigen Civilisation und Wesenheit

so widerstrebendes System zuletzt seinem Sturze entgegen zu sehen hat.

Die zweite Abtheilung des Werks hat es mit der Usurpation zu thun. Diese unterscheidet sich von der erblichen ruhigen Würde eines gesetzmäßigen Fürsten besonders dadurch, daß die Usurpation nothwendig den Stolz aller beleidigt, und eine dumpfe, gefährliche Gährung immer unterhält; daß sie argwöhnisch und finster, stets auf ihrer Hut, trügerisch und treulos ist; daß sie, indem sie sich vor allem scheut und fürchtet, beständig hart, tyrannisch, willkürlich verfahren, ein wahres Schreckenssystem einführen muß. Das Verderbliche eines solchen Zustandes und eines willkürlichen Verfahrens von Seiten der usurpirten Gewalt, setzt der Verf. trefflich auseinander. Leicht lassen sich diese unglückfelige Wirkungen denken. Da aber, wie der Herr Verf. es auch beweiset, der Despotismus nicht weniger gegen den Geist der jetzigen Civilisation anstößt, als der Krieg selbst; und da eine usurpirte Gewalt nur vermittelst des Despotismus sich erhalten kann, so folgt daraus, daß die Usurpation in der jetzigen Periode der Cultur eben so unstatthaft und unhaltbar ist als jener. Dabey kommt eine meisterhaft skizzirte Ansicht der Grundlagen der Französischen Revolution und auch ihres Ausganges vor. — Wir haben uns bestrebt, den Geist und die Hauptansicht dieser auszeichnungswerthen Schrift kurz anzuzeigen. Sie muß aber gelesen und beherzigt werden von jedem, der sich berufen fühlt, an dem Wohl unsers Geschlechts Theil zu nehmen; besonders können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie denkende Staatsmänner nicht unbeachtet lassen.

Berlin.

Von Friedrich Nicolai: Latona. Unterhaltungsschriften von Franz Horn. Zwey Bändchen: 1811 und 1812. 371 und 392 Seiten in Octav.

Diese beiden Bändchen enthalten viel Gutes und empfehlen sich durch seine Einsichten, richtiges Gefühl, und schöne Sprache, welche darin herrschen. Mit Recht führen sie den bescheiden Titel, Unterhaltungsschriften, da sie dem Leser mancherley anbieten, was ihm Vergnügen machen, sein Nachdenken fruchtbar wecken und ihn belehren kann. In jedem Bändchen sind Andeutungen moralischer, psychologischer und literarischer Art, historische Aufsätze, Critiken und Poesien enthalten. Wenn gleich die Andeutungen oft nur hingeworfen und eben deshalb nicht frey von Tadel sind, auch hier und da wegen härter Urtheile wie l. S. 90 und wegen Unrichtigkeiten, wie bey der Erzählung von der Geistererscheinung des Hofmeisters Dörrien auf dem Carolino zu Braunschweig (l. S. 45 f.) schwerlich allgemeinen Beyfall finden; so sind doch die meisten richtig, zeigen Beobachtungsgelbst und geben vielen Stoff zum Nachdenken. J. V. H. S. 123: Der genialste Held des Alterthums ist ohne Zweifel Alexander der Große, woher es denn auch wohl kommen mag, daß er der Wahrheit der Historiker bey weitem weniger gefallen hat, als der ruhig kalte große Schlachten- und Menschenberechner Julius Cäsar. Warum mußte das Schicksal ihm, der nur einen Apelles, ihn zu mahlen, fand, nie einen Dichter gewähren, der ihn besang? Oder ist er etwa selbst Gesang, und bedarf des Dichters nicht? Die Poesien beweisen den dichterischen Geist des Verfassers von neuem: es sind treffliche Stücke darunter. Auch die Critiken haben ihren Werth. Die Bemerkungen über den sel. Zübner sind un-

parteylich und wahr, und die historischen Gemälde, Galba, Otho und Vitellius, welche den zweyten Band eröffnen, sind nach Tacitus, Dio Cassius, Suetonius u. a. mit Liebe, Unparteylichkeit und Geist gearbeitet. Gern hätten wir die Beschreibung der Schlacht bey Bedriacum hier gesehen. Sie steht bey Tacitus Hist. II, 41 – 44, von welcher der Verf. selbst sagt: sie sey das einzige Muster für die Darstellung der Schlachten, nie übertroffen, nie erreicht. Dem Verf. schien jedoch diese Beschreibung seinem Plane nicht angemessen zu seyn. Sehr hat des Verf. Entschluß unsern Beyfall, Pål Flemmings Gedichte, diese trefflichen Erzeugnisse eines herrlichen Dichtergeistes im siebenzehnten Jahrhunderte, der unbedenklich weit über Opig steht, in einer neuen Ausgabe dem Deutschen Publicum, das seinen Fleming fast vergessen hat, wieder zu schenken, und wir wünschen, daß Fleming, der die Deutschtieit so geistreich und innig liebte und lobte vom Deutschen Publicum mit Liebe aufgenommen werden möge.

### Salzburg.

Von J. K. Dugle: Das Mairanische Problem, erweitert und allgemein aufgelöst, samt einem Anhang, oder neue merkwürdige Eigenschaften der Zahlen entdeckt von Joseph Schuster, Repetitor der Mathematik an der ehemaligen Universität in Salzburg. 1811. 69 S. in Octav.

Der Verf. zeigt, daß das Mairan'sche Problem (Mem. de Paris 1709), nämlich: "Warum die Differenz zweyer ganzen Zahlen, wovon die eine nur die verkehrte der andern ist, z. B. 68145; 54186 immer durch 9 theilbar sey, und warum eben dieses auch bey den Differenzen der gleichnamigen



Potenzen derselben z. B.  $68145^m - 54186^m$  zu-  
trifft, nur ein einzelner Fall einer weit allgemei-  
nern Aufgabe ist, welche er in gegenwärtiger Schrift  
ausführt. Er sucht nämlich überhaupt die Bedin-  
gungen unter denen die Summe oder Differenz  
zweyer beliebigen Potenzen von zwey vorgegebenen  
Zahlen z. B.  $b^m \pm \beta^n$  durch eine dritte Zahl  $a$   
divisibel ist, und findet denn wie begreiflich, unter  
den von ihm entwickelten Fällen auch das Mai-  
ran'sche Problem enthalten. Es kommt darauf an,  
was  $b$  und  $\beta$  für Reste lassen, wenn man sie mit  $a$   
dividirt, wobey denn auch auf negative Reste Rück-  
sicht genommen wird, wenn man nämlich die Quo-  
tiente  $\frac{b}{a}$ ,  $\frac{\beta}{a}$  um eine Einheit zu groß nimmt. Setzt  
man nun  $b = aq + r$ ;  $\beta = aq' + r'$ ; oder auch  
 $b = a(q + 1) - \rho$ ;  $\beta = a(q' + 1) - \rho'$ , so läßt  
sich durch Entwicklung der Potenzen  $b^m$ ,  $\beta^n$ ,  
in Reihen, sehr leicht das Verhalten der Reste  
 $r$ ,  $r'$ ; oder auch  $\rho$ ,  $\rho'$  herausbringen, unter denen  
 $\frac{b^m \pm \beta^n}{a}$  einer ganzen Zahl gleich seyn muß, wel-  
ches nun der Verf. durch viel hieher gehörige Bey-  
spiele erklärt, und dann auch noch besonders auf  
das Mairan'sche Problem anwendet. Zuletzt be-  
schäftigt er sich auch noch mit den besondern Eigen-  
schaften der Zahlen in Beziehung auf den Divisor 11,  
und mit der so genannten Neuner Probe. Es lassen  
sich die Untersuchungen des Verf. leicht noch in einer  
größern Allgemeinheit erörtern, aber auch das schon  
hier beigebrachte wird Liebhabern der Elementar-  
Arithmetik als eine nützliche Vorbereitung zu höhern  
Gegenständen dieser Art dienen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 23. April 1814.

London.

Wir beschließen unsre Anzeige der Philosophical Transactions for 1813 mit den darin befindlichen chemischen Abhandlungen. Part I. Seite 1. On a new detonating Compound. Von Sir Humphrey Davy. Auf die von einem gewissen Herrn Ampere aus Paris erhaltene Nachricht von der daselbst gemachten Entdeckung einer Verbindung des Stickgases mit der Chlorine, welche im Außern einem Oehle gleiche, und schon durch die bloße Wärme der Hand auf das heftigste explodire, war der Verf. sogleich bemüht, diese merkwürdige Substanz selbst darzustellen, und es glückte ihm auch sehr bald durch Einwirkung des oxygenirtsalzsauren Gases sowohl auf liquides Ammoniak, als auch auf die Auflösungen verschiedener Ammoniaksalze, insbesondere des salpetersauren und sauerkieselsauren Ammoniaks, sich dieselbe zu verschaffen. Auch er fand, daß diese Substanz sich ungemein leicht unter der heftigsten Explosion zerlegt, nicht nur durch bloßes Erhitzen, sondern auch schon bey der Berührung mit verschiedenen combustibeln Substanzen, als dem Baum-

S (3)

Öhl, Zerpentindöhl, der Bergnaphtha und besonders dem Phosphor. Obgleich Davy nur mit sehr kleinen Quantitäten dieser neuen Substanz operirte, deren Volumen das von einem Senfkorn kaum übertraf, so fanden doch in diesen Fällen die allergewaltsamsten Explosionen statt. Dieselbe scheint mithin alle bis jetzt bekannten explosirenden Substanzen, selbst das Werthollersche Knallsilber nicht ausgenommen, in Hinsicht der Heftigkeit, mit welcher sie explodirt, zu übertreffen. Auch die Schnelligkeit ihrer Wirkung schien D. gleichfalls größer als die der genannten Substanzen zu seyn. Die Versuche mit dieser Substanz erfordern daher die größte Vorsicht, und der Verf. eilte dieserwegen auch diese vorläufigen Bemerkungen über dieselbe bekannt zu machen. Er selbst wurde bey einem der Versuche mit dieser Substanz durch das gewaltsame Zersprengen eines Glasgefäßes am Auge sehr schwer verwundet, so daß man lange Zeit für sein Gesicht sehr besorgt war, und, wie wir hören, soll der Entdecker dieser Substanz Herr Dulong das Unglück gehabt haben das eine Auge und einen Finger dadurch zu verlieren. — S. 64. On a substance from the Elm Tree called Ulmin. Von James Smithson. Die Versuche, welche der Verf. mit dieser auf der Rinde der Sicilianischen Ulme (*Ulmus nigra*?) vorkommenden Substanz angestellt hat, beweisen, daß dieselbe keineswegs als ein eigenthümlicher näherer Pflanzenstoff betrachtet werden könne, wie solches von Thomson zuerst angenommen worden ist, sondern daß sie aus einer Mischung von Kali und einer dem Extractivstoff näher als den Harzen verwandten Substanz bestehe. Uebrigens ist dieselbe Substanz von dem Verf. auch auf der Rinde unserer gemeinen Ulme (*Ulmus campestris* L.) wahrgenommen worden.

Part II. S. 159. On the colouring Matter of the black Bronchial Glands and of the black spots of the Lungs. Von George Pearson. Aus den hier mitgetheilten Untersuchungen erhellet, daß die schwarze Farbe, welche diese Organe beim Menschen gewöhnlich erst gegen das 20. Jahr stellenweise zeigt, von einer kohlenartigen Substanz herrührt. Der Verf. ist der Meinung, daß dieselbe mit der Luft durch das Athmen eingeführt werde. Mit dieser Meinung verträgt sich unserm Bedünken nach aber das von dem Verf. beobachtete Verhalten dieser kohlenartigen Substanz auf keine Weise. Vielmehr macht dieses es höchst wahrscheinlich, daß diese Substanz aus dem Blute abgefordert werde, denn dieselbe war in der Schwefelsäure auflöslich, und gab bei der Destillation Wasser, welches gewöhnlich mit etwas empyreumatischer Oehl und zu Zeiten auch mit Spuren von Blausäure vermischt war, kohlenfaures Gas und Kohlen-Wasserstoffgas aus, woben sie  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{4}$  ihres Gewichts verlor. — S. 171. Experiments on the Alcohol of Sulphur, or Sulphuret of Carbon. Von J. Berzelius und Alexander Marcet. Durch diese sehr gründliche Analyse des so genannten Schwefelalkohols von Lampadius erhält die schon von Clement und Desormes über die Mischung dieser Substanz geäußerte Meinung, daß sie bloß eine binaire Verbindung des Schwefels mit Kohlenstoff sey, volle Bestätigung. Die Verfasser konnten auf keine Weise auch nur den geringsten Gehalt an Wasserstoff in derselben entdecken. Seitdem haben auch Berthollet, Chénard und Vanquelin durch Wiederholung der von Cluzel dem Französischen Institute über den Schwefelalkohol vorgelegten Versuche ganz dasselbe Resultat erhalten, so daß wir die Verhandlungen in Betreff der Mischung dieser Substanz vor der Hand wohl

als geschlossen ansehen dürfen. Zur Darstellung dieser Substanz wandten die Verfasser das von Clement und Desormes empfohlene Verfahren an. Völlig von aufgelösetem Schwefel und anhängender Feuchtigkeit gereinigt ist der Schwefelalkohol vollkommen farblos und besitzt ein specifisches Gewicht von 1,272. Sein Drehungsvermögen ist nach Wollaston = 1,645. Seine Expansivkraft beträgt bey 30" Barometerhöhe und 53°, 5 F. 7", 36 Quecksilberhöhe. Zwischen 105° und 110° F. kömmt er in volles Kochen, konnte aber bey — 60° F. nicht zum Gefrieren gebracht werden. Vom Schwefel kann derselbe bis zu  $\frac{1}{3}$  seines Gewichtes auflösen. Alkohol und Schwefeläther schlagen aber den Schwefel in Gestalt von Nadeln vollständig aus demselben wiederum nieder. In diesen beiden Menstruis löset sich der Schwefelalkohol vollständig auf, aber nicht in allen Verhältnissen. Hingegen im Wasser fanden die Verfasser ihn völlig unauflöslich. Den Geruch, welchen das Wasser davon annimmt, leiten sie von der Vermischung desselben mit der im Wasser enthaltenen atmosphärischen Luft her. Quecksilber, Silberamalgam und Bleiamalgam übten nicht die geringste Wirkung auf den Schwefelalkohol aus, sobald derselbe völlig rein war; enthielt er hingegen Schwefel aufgelöset, so wurden die Amalgame geschwärzt, und das Silber und Blei bildeten mit diesem aufgelöseten Schwefel Schwefelmeralle. Um das Mischungsverhältniß des Schwefelalkohols zu bestimmen, wurde derselbe über glühendes Eisenoxyd geleitet, und nun aus der Menge des mit dem Eisen verbundenen Schwefels und des zugleich gebildeten kohlenfauren und schwefelsauren Gases die Mischung desselben berechnet. Demzufolge fand sich diese Substanz in 100 Theilen aus 84,83 Schwefel und 15,17 Kohlenstoff zusammengesetzt. Zur

Trennung des schweflichtsauren Gases vom kohlen-  
 sauren Gase bedienten sich die Verfasser des braunen  
 Bleynoxyds mit dem besten Erfolge. In einem  
 Nachtrage zu dieser Abhandlung von Berzelius  
 erwähnt derselbe einer sehr merkwürdigen Substanz,  
 welche durch die Einwirkung der Salpetersalzsäure  
 auf Schwefelalkohol erzeugt wird. Dieselbe hat im  
 Aeußeren viel Aehnlichkeit mit Campher, und soll  
 nach der Analyse dieses Chemikers eine Tripelver-  
 bindung von Salzsäure, Kohlenensäure und schwef-  
 lichter Säure seyn. Hundert Theile dieses acidum  
 muriaticum sulphuroso-carbonicum, wie es der  
 Verf. benennt, bestehen aus 48,74 Salzsäure,  
 29,63 schweflichter Säure und 21,63 Kohlenensäure  
 mit Inbegriff eines geringen Verlustes. Auch ist  
 es dem Verf. geglückt, Verbindungen des Schwefel-  
 alkohols mit einigen salzfähigen Basen zu bewerk-  
 stelligen. Für diese schlägt er die Benennung Car-  
 bosalphurets vor. — S. 213. Additional Obser-  
 vations on the Effects of Magnesia in preventing  
 an increased Formation of Uric Acid; with Re-  
 marks on the Influence of Acids upon the Com-  
 position of the Urine. Von William Thomas  
 Brande. Es werden in dieser Abhandlung mehrere  
 wichtige Fälle angeführt, welche die von dem Ver-  
 fasser Phil. Transact. for 1810. P. I. p. 136 ge-  
 rühmten heilsamen Wirkungen der Magnesia, die  
 Secretion der Harnsäure zu vermindern, und da-  
 durch der fernern Erzeugung von Harnsäure-Con-  
 crementen Einhalt zu thun, aufs neue bestätigen.  
 Aus denselben erhellet aber auch zugleich, daß ein  
 zu lange fortgesetzter Gebrauch dieses Mittels die  
 Fällung von phosphorsauren Kalk und phosphor-  
 saurer Talkerde und Ammoniak im Harn bewirken,  
 welches durch den Abgang eines weißen Sandes  
 bemerkbar wird. Die stärkern Mineralsäuren als

Schwefelsäure, Salzfäure und Salpetersäure vermindern diese Zufälle sehr bald und verhüten die fernere Präcipitation dieser phosphorsauren Salze; bewirken aber zu gleicher Zeit leicht die Wiederverzeugung des rothen aus präcipitirter Harnsäure bestehenden Sandes. Dagegen von den vegetabilischen Säuren, insbesondere von der Citronensäure und der Weinsäure, selbst in großen Gaben angewandt, und desgleichen auch von Kohlensäure weit weniger die zuletzt genannten Nachteile zu befürchten sind. Diese für den Arzt und Chemiker gleich interessanten Erfahrungen sind ein schöner Beitrag zu den Untersuchungen von Schulrens über den Einfluß der Nahrungsmittel auf die Beschaffenheit des Harns, und lassen uns hoffen bey weiterer Verfolgung vielleicht bald bestimmtere Aufschlüsse über die Entstehungsart der Harnconcretionen und das immer noch sehr räthselhafte endemische Vorkommen derselben zu erhalten. — S. 242.

Some further Observations on a new detonating substance. Von Sir Humphry Davy. In dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. mit der Bestimmung des Mischungsverhältnisses der oben bereits erwähnten merkwürdigen explodirenden Substanz. Seinen Versuchen zufolge ist dieselbe wirklich eine Verbindung der Chlorine mit Stickstoff, und dem Gewichte nach in 100 Theilen aus 91 Chlorine und 9 Stickstoff zusammengesetzt. Oder dem Volumen nach gerechnet besteht dieselbe aus einem Theil Stickgas und vier Theilen Chloringas, welches dem von Gay, Lussac aufgefundenen Gesetze der Verbindungen elastischer Flüssigkeiten ganz entsprechend ist. Der Verf. beschließt diese Abhandlung mit Bemerkungen über die Lehre von den fixen Verhältnissen der chemischen Verbindungen, wovon wir glauben eine Stelle hier wörtlich mittheilen zu

müssen. This compound, heißt es S. 249, is the first instance known of one proportion of a substance uniting to four proportions of another substance, without some intermediate compound of 1 and 1, 1 and 2, and 1 and 3; and the fact should render us cautious in adopting hypothetical views of the composition of bodies from the relations of the quantities in which they combine. Those who argue that there must be one proportion of oxygen in azote, because there ought to be six proportions in nitric acid, instead five, which are produced from it by analysis, might with full as much propriety contend, that there must be azote in chlorine in some simple multiple of that existing in the compound. It may be useful to shew, that many hypotheses may be framed upon the same principles; and which, consequently, must be equally uncertain. Views of this nature may be important in directing the practical chemist in his researches; but the philosopher should carefully avoid the developement of them with confidence, and the confounding them with practical results. —

S. 252. Experiments on the Production of Cold by the Evaporation of the sulphuret of Carbon. Von Alexander Marce. Schon Lampadius hatte bemerkt, daß diese Substanz bey ihrer Verdampfung eine sehr bedeutende Kälte erzeuge, aber an genauen Versuchen hierüber fehlte es noch. Diese erhalten wir hier von dem Verfasser. Aus diesen geht hervor, daß keine der bekannten Substanzen bey ihrer Verdampfung einen so außerordentlichen Kältegrad zu bewirken im Stande ist, als der Schwefelalkohol. Die Kugel eines Alkoholthermometers mit etwas feiner Leinwand umwunden und dieses hierauf mit einigen Tropfen Schwefelalkohol befeuchtet,



machte das Thermometer sehr schnell von  $60^{\circ}$  F. bis auf  $0^{\circ}$  F. sinken, während Schwefeläther von 0,724 spec. Gew. unter denselben Umständen nur eine Kälte von  $+20^{\circ}$  F. hervorbrachte. Wurde ein auf diese Art mit Schwefelalkohol zugerichtetes Thermometer unter den Recipienten der Luftpumpe gebracht, so fiel der Weingeist im Thermometer beim Auspumpen des Recipienten binnen wenigen Minuten von  $+70^{\circ}$  F. bis auf  $-70^{\circ}$  F. oder gar bis auf  $-82^{\circ}$  F. herab, wenn die Verdünnung bis zu  $\frac{1}{8}$  Zoll Quecksilberhöhe gebracht werden konnte. Wandte man hierbey ein Quecksilberthermometer anstatt eines Weingeistthermometer an, so gefror das Quecksilber augenblicklich und man konnte recht deutlich das starke und plötzliche Zusammenziehung dieses Metalls im Augenblick seines Gefrierens wahrnehmen. Würde man bey dieser Substanz das von Leslie angewandte Verfahren benutzen können, so müßte man mittelst derselben noch viel größere Kältegrade zu erhalten im Stande seyn, aber bis jetzt fehlt es uns an einer Substanz, durch welche die Dämpfe des Schwefelalkohols schnell absorbiert werden. —

On a saline Substance from Mount Vesuvius. Von James Smirhson. Diese salinische Substanz hinterließ beim Auflösen in Wasser einen geringen Rückstand, welcher aus grüngelbten Partikeln, einem ockergelben Pulver und kleinen Krystallen von Eisenglanz bestand. Diese grüngelbten Partikeln verhielten sich bey der Analyse wie das Peruanische salzsaure Kupfer, und der Verf. vermuthet daher, daß das ockergelbe Pulver vielleicht basisch-salzsaures Eisenoryd seyn möchte, zumahl da salzsaures Eisen auch in der auflösblichen Salzmasse vorkam. Mit Ausschluß dieses unauflösblichen Rückstandes bestand die übrige Salzmasse in 100 Theilen aus: 71,4 schwefelsaurem Kali, 18,6 schwefelsaurem Natron, 4,6

salzsaurem Natron und 5,4 salzsaurem Ammoniak, salzsaurem Kupfer und salzsaurem Eisen. — S. 263. Some Experiments and Observations on the substances produced in different chemical Processes on Fluor Spar. Von Sir Humphrey Davy. Nach Vorausschickung einer kurzen Uebersicht der neuen Verhandlungen über die Flußsäure, bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß die vorhandenen Data über diese Säure uns keineswegs berechtigen, dieselbe gleich der Schwefelsäure, Phosphorsäure und Kohlen säure als eine Verbindung des Sauerstoffs mit einem eigenthümlichen combustibeln Princip zu betrachten, sondern daß es wohl möglich seyn könnte, daß das Flußsäureprincip vielmehr eine dem Sauerstoff und der Chlorine analoge einfache Substanz sey, die mit Wasserstoff verbunden die Flußsäure constituire, und in dem flußsaurem Kieselerdegase und dem fluß- boraxsaurem Gase mit Silicium und Boracium verbunden vorkomme. Durch mehrere neue Versuche, welche der Verf. zur Erörterung dieses höchst wichtigen Gegenstandes angestellt hat, und von ihm in dieser Abhandlung hierauf mitgetheilt werden, glaubt derselbe hinreichend entscheidende Beweise zu Gunsten der letztern Hypothese zu erhalten, und er sieht demnach die Flußsäure als eine Verbindung des Wasserstoffs mit einem eigenthümlichen säurebildenden Princip an, welches von ihm mit dem Nahmen Fluorine bezeichnet wird. Folgende Erfahrungen sind es insbesondere, worauf Davy diese Behauptung stützt: 1) Enthält die liquide Flußsäure im völlig entwässerten Zustande, worin sie ein spec. Gewicht von 1,0609 hat, kein Wasser; denn mit Ammoniakgas gesättigt, bildet sie ein Salz, welches beim Erhitzen kein Wasser ausgibt. 2) Bildet sich bey der Einwirkung des Kaliums auf völlig trocknes flußsaures Ammoniak

bloß flüßsaures Kali unter Ausscheidung von Ammoniakgas und Wasserstoffgas, deren Volumen sich ebenfalls, wie bey der Einwirkung des Kalium, auf Salmiak, wie 2:1 verhält, dagegen bey den Ammoniaksalzen der sauerstoffhaltigen Säuren, wenn diese auf gleiche Weise behandelt werden, sich die combustibele Basis jedesmahl entweder ausscheidet oder in eine neue Verbindung tritt. 3) Wird die Flußsäure in den Kreis der Voltaischen Säule gebracht, so entwickelt sich am negativen Pole derselbe bloß eine geringe Menge einer elastischen Flüssigkeit, die gleich Wasserstoffgas inflammabel ist, und nichts anders als dieses zu seyn scheint, dagegen am positiven Pole die Platindrath stark corrodirt werden und sich mit einem chocoladebraunen Pulver bedecken. Wird Zinn hierbey zum positiven Leiter gewählt, so erhält man hier eine bedeutende Menge eines dunkelgefärbten Pulvers, welches in der Luft erhitzt sich entzündet und bey der Behandlung mit Kali und Schwefelsäure flüßsaure Dämpfe ausgibt. Die Fluorine für sich darzustellen wollte dem Verf. nicht glücken. — Fernere Untersuchungen müssen über Richtigkeit dieser Erfahrungen und der daraus gezogenen Folgerungen erst entscheiden, daher wir glauben uns hier auf diese bloße Anzeige beschränken zu müssen.

### Leipzig.

Ben Gerh. Fleischer d. j.: Apollonii Rhodii *Argonautica*. Ex recensione et cum notis Rich. Franc. Phil. Brunckii. Editio nova auctior et correctior. Accedunt scholia graeca ex codice Biblioth. Imperial. Paris. nunc primum evulgata. Vol. I. 1810. XII und 410 S. enthaltend den griechischen Text und die Anmerkungen von Brunck. Vol. II. 1813. XVI und 709 S. enthaltend die

griechischen Scholien, sowohl die Parisischen bisher ungedruckten als schon gedruckten. In Octav.

Der um die alte classische Litteratur sehr verdiente Verleger faßte den Entschluß, die Brunckischen ziemlich aus dem Buchhandel gekommenen Ausgaben der griechischen Dichter wieder aufzulegen, und machte auf des Hrn. Prof. Schäfers Rath und mit seiner Hülfe mit dem angezeigten Gedichte den Anfang. Die Brunckische Ausgabe ist zwar nicht fehlerfrey, aber doch sehr schätzbar. S. unter andern Gött. Anz. 1780. St. 140, wo unser verewigter Heyne sie angezeigt hat. Der Text ist ganz, wie er von Brunck eingerichtet ist, abgedruckt worden; der Druckfehler 3, 195 *καλασίοι* ist in *καλασίοι* verbessert, aber *di* B. 1, 540; *λαυκαυσιγυδα* B. 2, 192; *απο τριλοφι* B. 4, 728 sind gegen Bruncks Wunsch (S. die Noten) stehen geblieben. Dagegen sind die Anmerkungen des Anhangs, der aus der Vergleichung des mediceischen und Wolfenbüttelschen Manuscripts entstanden war, jetzt sogleich am gehörigen Orte den ersten Noten beigesügt und eingeschaltet worden. Da dem Hrn. Prof. S. die erforderliche Muße fehlte, mehr als bloß den Abdruck zu besorgen, und er doch diese Ausgabe nicht ohne eine neue Aussteuer ins Publicum bringen wollte, so kam er auf den guten Gedanken, einen critischgenauen Abdruck der noch unedirten Scholien aus dem Pariser Codex Nr. 2727 zu veranstalten, wovon unser verewigter Heyne, wie er wußte, eine Abschrift besaß. Er wandte sich also an ihn, und erfuhr, was so viele andere dem edeln Greise nachrühmen, die uneigennützigste humanste Behandlung. Er erhielt mehr als er seiner Lage nach brauchen konnte, und wovon er in der Vorrede ein Verzeichniß mittheilt. Jetzt wird diese ganze Sammlung auf unsrer Universitätsbibliothek aufbewahrt,

würdig, einst zu einer vollständigen Ausgabe de Gedichts gebraucht zu werden. Herr Prof. E konnte und wollte bloß die Abschrift der Pariser Scholien abdrucken lassen, und versah sie mit critischen Noten, welche die Sprachgelehrsamkeit des selben von neuem bewähren. Dann folgen die schon bekannten Scholien aus der Stephanischen Ausgabe welche ohne Berücksichtigung der vielen Verbesserungen, die darüber in den Schriften der Philosophen zerstreut sind, in einem netten Abdrucke und mit einigen zufälligen gelehrten Anmerkungen erscheinen. Sechs brauchbare Register beschließen das Werk. 1. Index scriptorum in scholia, aus Fabricius Bibl. graec. Hier haben wir einige in den Pariser Scholien vorkommende Schriftsteller vermißt, als zu 1, 966. 987 Diiochus. 1, 1209 Diocles. 2. Index scriptorum in notis tractatorum. mit einigen schätzbaren kleinen Nachträgen von Hrn. Prof. E. 3. Index graecus in notas, wo die in den griechischen Wörterbüchern, in ziemlicher Zahl, fehlenden in den Noten angezeigten Wörter mit einem Sternchen bezeichnet sind. 4. Jo. Jac. Reiskii Index geograph. in Scholia. 5. Des selben Index glossematicus in Scholia. Die letzten drei sind aus dem Hennischen Apparate. Es ist sehr zu bedauern, daß der Mangel an Muße dem Hrn. Prof. E. nicht erlaubte, diesen Scholien das zu werden, was Hemsterhuis den Scholien zu Aristophanes Plutus ward, und daß er sich mit Vorbeugung so mancher wichtigen Punkte bloß auf die Sprache und Critik beschränken mußte, und dieß fast allein in Hinsicht auf die Pariser Scholien. Man findet hier keine der in diesen Scholien angeführten Stellen aus mehr vorhandenen Schriftstellern nach Buch, Kapitel &c. nachgewiesen, wie in andern Scholien, z. B. in denen zum Pindar,

zur Bequemlichkeit des Lesers geschehen ist, keine Vergleichen mit den vorhin schon edirten Scholien, keine Nachweisungen der Grammatiker etc., keine Untersuchung über Entstehung und Alter der Scholien, über welchen letzten Punct des sel. Ruhnkens Meinung, daß sie nicht nach dem Anfange unserer Zeitrechnung entstanden, bekannt ist, keine folgenreiche Bemerkung über die in den Scholien herrschende Gracität u. dergl. Gleichwohl verdienen sie, die zu den gelehrtesten Scholien gehören, noch eine solche gelehrte Bearbeitung, die nun durch diese sehr verdienstliche Herausgabe der Pariser Scholien ungemein erleichtert ist. Manche scheinbare Conjecturen sind nicht bestätigt, wie 2, 677 wo  $\delta\lambda\phi\omega\upsilon\varsigma$  und nicht  $\kappa\acute{\alpha}\lambda\tau\omega\upsilon\varsigma$  steht; 1, 498 steht  $\epsilon\upsilon\ \eta$  nicht  $\epsilon\acute{\kappa}\ \eta\varsigma$ . Beide Scholien sind offenbar aus einer Quelle geflossen, und zwar, aus einer sehr achtungswerthen, aus den verlorenen Commentarien des Lucillus Tarrhäus u. a.; sehr oft stimmen sie überein, sehr oft weichen sie von einander ab, und dienen zu gegenseitiger Ergänzung, Aufhellung und zur Critik, in welcher Hinsicht sie sehr wesentliche Dienste leisten. Die Vergleichung kann auf interessante Blicke leiten, auch in Hinsicht auf die Frage über die Art des Ursprungs der Evangelien! Da Apollonius, dieser in seiner Mittelmäßigkeit fehlerlose Dichter, dem Geiste seiner Zeit gemäß, sein Hauptaugenmerk auf Belehksamkeit und auf ausgesuchte feine Sprache gerichtet hat, so würden wir an vielen Stellen den Dichter nicht recht fassen, wenn wir nicht diese vortreffliche Scholiensammlung besäßen, die bey dem Verluste so vieler historischen Werke des Alterthums uns oft ein Licht geben, dessen wir ohne sie entbehren mußten. Wenn wir also gleich noch sehr vieles in Hinsicht auf Erklärung und Critik bey ihnen zu wünschen haben,

so nehmen wir doch mit Dank das Geschenk an, das uns der Herr Prof. S. mit diesen Pariser Scholien macht, welche durch seine critische Behandlung nicht wenig gewonnen haben, wovon wir aber hier keine Beyspiele ausheben können. Bey einigen sind wir angestossen. Das Scholion zu I, 185 ff. erzählt vom Miletus, daß er ἐκτραφήναι (ἐκτραθήναι in den bekannten Scholien) ὑπὸ τῆς μητρὸς εἰς μίλακα. Herr Prof. S. verbessert ἐκτραφήναι: Rec. gerieth auf das speciere ἐκτραθήναι, das vom Abortus üblich ist. Zu IV, 825 erklärt er κατακοντισθῆ durch abrepta sunt, und sagt: Hunc ulum verbi κατακοντισθῆν Lexica ignorant. Wahrscheinlich stand aber κατακοντισταθῆ. Bey II, 84 gibt ein Scholion den Unterschied von ἄριστος und ἰσάριστος nach dem Philosophen Arisippus an. Herr Prof. S. sagt hier: Haec unde et cur in hunc locum illata sint, ignoro. Dem Rec. scheint dieß gelehrte Scholion zu II, 77 zu gehören, und auf eine verschiedene Lesart zu deuten, die etwa in des Dichters ersten Ausgabe seines Werks vorkam, wo jetzt ἡ καρτος ἀάριστος steht. S. 335 verwirft er das Jota subscr. in Ἀργῶος, Λητῶος, ΣαπΦῶος. Ohne auf Euclides Orthographie und auf den attischen Gebrauch, der οἱ gern in ω verwandelt, uns zu beziehen, könnte das Jota in Λητῶοι contr. Λητῶοι, ΣαπΦοοι u. dergl. die alte Schreibart schützen, wie λεχῶοος von λεχῶο.

### Paris.

Bey D'Hautel: Expériences sur le principe de la vie, notamment sur celui des mouvemens du coeur, et sur le siège de ce principe, par Le Gallois, Doct. en Medecine. 1812. 8. 364 S. mit einem Kupfer.

Dieses Werk ist aus mehreren kleinen Abhandlungen entstanden, welche der Verf. zu verschiedenen Zeiten vorgelesen hat. Es zerfällt dasselbe in verschiedene für sich bestehende Paragraphen. Zuerst zeigt er, daß die Erhaltung des Lebens eines jeden Theils in einem Thiere von zwey Bedingungen abhängt, sowohl von der Integrität eines Stückes des Rückenmarks, welches mit einem Organ durch Nerven in Verbindung stände, als auch von dem Zufließen des arteriellen Bluts nach demselben, daß man also das Leben eines Theils so lange unterhalten könne, als beide Bedingungen erfüllt würden. So kann man z. B. den hintern Theil eines Thieres lebendig erhalten, obgleich durch die Zerstörung des Rückenmarks der vordere abgestorben sey, und umgekehrt. Das Gehirn habe hierauf keinen Einfluß. Ein enthauptetes Thier ist bloß asphyctisch, weil die Respiration fehlt, und Bewegung und Empfindung kehren zurück, sobald das Athmen künstlich hergestellt wird. Man kann diesen Zustand mehrere Stunden unterhalten. Er zieht aus seinen Versuchen den Schluß: daß das Princip der Empfindung und der willkürlichen Bewegung sich nicht im Gehirn befinde, sondern im Rückenmarke; denn wenn man auch das Athmen unterhalte, und zerstöre das Rückenmark, so verschwinden plötzlich Bewegung und Empfindung, und lassen sich durch kein Mittel herstellen. Auch das Athmen hängt vom verlängerten Marke ab, und zwar vom nervus vagus, und nicht eigentlich vom Gehirn. Zerstört man die Stelle, wo der Nerve entspringt, so hört plötzlich das Athmen auf. — Er geht nun zur Bewegung des Herzens und der Arterien über, und untersucht, wo der Sitz des Princips sey, wodurch beides hervorgerufen werde. Nach vorausgeschickter Erzählung einer großen Reihe von Versuchen an lebenden



Kaninchen, wo er das Rückenmark theils ganz theils an einzelnen Stellen am Halse, dem Rücken und der Lendengegend zerstörte, zieht er aus seinen Versuchen folgende Resultate: die Behauptung Hallers und seiner Schüler, daß die Bewegung des Herzens und der Gefäße vom Nerveneinflusse unabhängig sey, und bloß dem Reize des Bluts gehorche, sey ein Irrthum. Die Versuche lehren, daß nach der Zerstörung des Rückenmarks das Herz gleich die treibende Kraft verliere, und bloß eine einfache Bewegung ohne Stärke noch einige Zeit fortbaure als Folge der vorhandenen Irritabilität, und Haller demnach die letztere mit ersterer verwechselt habe; daß das Herz seine Stärke in den Bewegungen von einem Nerveneinflusse bekomme wie die übrigen Theile, und die Gefäße von allen Puncten des Rückenmarks; daß da das Herz vorzüglich seine Nerven vom sympathischen erhalte, letzterer seinen Ursprung aus dem Rückenmarke nehmen müsse, und nicht wie Bichat behaupte aus den Ganglien, daß also auch die Idee eines zwiefachen Lebens, nämlich eines animalischen und organischen, wo im erstern das Gehirn im letztern das Herz das Centralorgan abgebe, unrichtig sey. — Der Verfasser redet endlich von den Folgen, welche sich zeigen, wenn der nervus vagus und recurrens an beiden Seiten durchschnitten wird. Die Thiere werden asphyctisch wegen Mangel des Athems, indem sich die Glottis verengt. Sobald man aber einen beträchtlichen Einschnitt in die Luftröhre mache, erhohlen sie sich, leben aber nicht lange, weil die Verrichtungen der Lungen des Herzens und Magens gestört und aufgehoben sind. — Das angehängte Kupfer zeigt die Art an, wie man künstlich Luft in die Lungen eintreiben könne, und die Einrichtung der Spritze.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 25. April 1814.

Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften ist von ihrem thätigen Correspondenten, dem Hrn. Prof. Gravenhorst zu Breslau ein handschriftlicher Aufsatz unter dem Titel zugesandt worden: *De transitu et mutabilitate specierum in regno animali summatim, et de varietate quorundam Ichneumonum apterorum speciatim.* Lehrreich sowohl für die Philosophie der Naturgeschichte als für die Methodologie derselben. Der Herr Prof. faßt den Begriff von Uebergängen nicht in dem vagen schwankenden Sinne wie so manche Verfechter der Bonnetischen Leiter und anderer dergleichen bildlichen Vorstellungen von so genannter Stufenfolge, sondern beschränkt ihn auf solche zweydeutige Individuen oder auch Gattungen (Species), wo es bey erstern zweifelhaft bleibt, ob sie zu dieser oder jener Gattung; und bey letztern in welches Geschlecht (Genus) sie gehören. Dergleiche Fälle kommen am häufigsten in den beiden so genannten niedern Thierclassen, nämlich unter den Insecten und Würmern vor. Aus seiner reichen entomologischen Samm-

lung gibt der Verf. ein überaus merkwürdiges Beispiel von nicht weniger als 64 Haupt-Spielarten einer ungeflügelten Gattung des Schlupfwespengeschlechts, des Ichneumon *agilis*, die lauter bloße Uebergänge bilden, deren manche von unsern Entomologen für eigene Gattungen gehalten worden. So z. B. *I. vagans* und *celer* OLIV., *cursor* SCHWANK., *agilis* FABR., *fuscicornis* und *apterus* VILLERS., *hortensis* CHRIST., *pulicaris* des gedruckten Verzeichnisses der zoologischen Sammlung des Verf. und *insectum apterum* BRÜNNICH. Nr. 20 — Die kleinern Abweichungen zwischen jenen 64 Haupt-Spielarten mitgerechnet, so hat der Herr Prof. ein Heer von 209 hiehergehörigen Individuen zusammengebracht, die doch alle im Ganzen so mit einander übereinkommen, daß man durchaus keine specifische Grenze zwischen dieser Reihe von Uebergängen ziehen kann. Von den beiden Extremen derselben ist die eine *tota nigra*, longitud. 1 lineae; die andere aber *testacea*, oculis et segmenti tertii basi fuscis, longitud. 1½ linear. Und gerade diese beiden waren bis jetzt noch von keinem Entomographen beschrieben. — Vermuthungen über die Ursachen dieser so zahlreichen Ausartungen. Da ein guter Theil derselben in dem kleinen Bezirk von Warmbrunn im Hirschbergischen Kreis gefangen worden, so kann die Verschiedenheit des Climas, diese sonst gar ergiebige Quelle der Ausartung bey weitverbreiteten Thieren, hier nicht in Anschlag gebracht werden. Hingegen wohl hauptsächlich Einfluß der Nahrung, nach Verschiedenheit der mancherley Insecten, welchen die befruchteten Schlupfwespenmütter ihre Eyer in den Leib legen, und von welchen sich nachher die ausgekrochnen Larven nähren. Nächstdem aber ferner die Paarung der Varietäten unter einander. (— Letzteres ließe

sich noch weiter ausdehnen, wenn man auch auf die so oft beobachtete Paarung verschiedener Gattungen aus Einem Geschlechte, z. B. unter Coccinellen, Chrysomelen, Curculionen etc. ja sogar von zwey Insecten aus ganz verschiedenen Geschlechtern, wie z. B. einer Cantharis mit einem Elater, Rücksicht nehmen wollte. —)

Am Schluß noch eine gewagte Hypothese (denn für was mehr will sie der Verf. selbst nicht ansehen wissen), ob nicht auch durch Erdcatastrophen, wodurch ein so großer Theil des vormaligen festen Landes mit Ocean bedeckt worden, gar viele Zwischenglieder von Uebergangsvarietäten untergegangen seyn möchten, so daß vielleicht verschiedene scheinende Thiere die jetzt in weit von einander entfernten nun durch große Meere von einander geschiedenen Erdtheilen leben, und die man für besondere Gattungen ansieht, weiland unter einander als Varietäten von einer und derselben Species verwandt gewesen seyn könnten.

### Sießen und Darmstadt.

Ben Heyer: Ueber olographe und mystische Testamente. Eine Deductionschrift in der Rechtsache des Testaments-Erben der verstorbenen Freyfr. v. Barkhaus = Wiesenhütten geb. v. Veltheim gegen die Intestat-Erben derselben. 1814. 275 und einige nicht gezählte Seiten in groß Octav.

Die auf Verhältnisse des wirklichen Lebens angewendete Sittenlehre enthält eine Menge Fragen, von welchen man bedauern möchte, daß sie noch nicht wissenschaftlich erörtert und dadurch gewissermaßen positiv entschieden sind. Am Ende wird freylich der, welchem es vor allen Dingen um seine Sittlichkeit zu thun ist, und welcher also auch sich gewöhnt hat, zu zweifeln, ob er etwas nicht um deswillen für Recht halte, weil es mit seinen Nei-

gungen übereinstimmt, auch hierin, ohne Casuisten nachzuschlagen, bald wissen, was er als ehrlicher und feinführender Mann zu thun habe. Unter diese Fragen gehört auch die: ziemt es einem Privat-schriftsteller, der unparteiisch seyn soll, ziemt es insbesondere einem Recensenten, in einer Rechts-sache, worüber die Entscheidung des Richters noch bevorsteht, öffentlich seine Meinung zu sagen? Werneint hat man dieses schon oft, man nennt es "dem Urtheile vorgreifen." Bedenken wir aber auf der andern Seite, daß die Römischen Juristen, theils als *advocati* im ursprünglichen Sinne des Wortes theils durch ihre *responsa*, eben das thaten, daß die *consultations* in Frankreich und die *responsa* einzelner Doctoren und ganzer Rechts-Collegien in Deutschland im Grunde dasselbe sind, so werden wir bald gewahr, der allgemeine Tadel, oder die allgemeine Verwahrung gegen diesen, trifft eigentlich nur den Fall, wo Parteilichkeit für die Haupt- oder für die Nebenpersonen, oder auch für die bestrittene Lehre, in einem Proceffe, sich für Unparteilichkeit, oder ein flüchtiger Ueberblick der Darstellang des einen Theils sich für gründliche, vollständige Prüfung, dem Publicum und durch dieses dem Richter aufdringen will. Wer geradezu sagt, wie weit er an der Sache Antheil nimmt, und in wie fern er davon unterrichtet ist, der mag wohl eine Deduction eben so gut anzeigen, als ein anderes Buch, und zwar vor dem Urtheile so gut wie nachher.

In dem gegenwärtigen Falle kennt Rec. die Parteien nicht nur nicht, er weiß auch bey den Personen, gegen welche die vor ihm liegende Schrift gerichtet ist, nicht einmahl wie sie heißen. Mit dem Verfasser steht er nur in einem ziemlich allgemeinen gelehrten Verhältnisse; wenn er also *secundum ea quae proponerentur* für ihn seine Stimme

gibt, so hofft er, auch von dieser Seite, sich nichts vorzuwerfen zu haben. Was er von den Thatfachen weiß ist folgendes: Die Gemahlinn des vormahligen Hessen-Darmstädtischen Ministers v. B., welche im Darmstädtischen, Braunschweigischen und Mecklenburgischen ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, lebte zuletzt mit ihrem Gemahle in Frankfurt, seinem Geburtsorte und dem Sitze der Gesellschaft Frauenstein, deren Burggraf er ist. Dort machte sie unter der Herrschaft des Cöde, es ist nicht angegeben, ob an demselben Tage oder welches zuerst?, ein holographes und ein mündliches Testament, in welchen beiden sie den Hrn. v. B. zum Erben einsetzte, und ihre, wie sie hier heißen, Stiefgeschwister, wie Rec. lieber sagt: Halbgeschwister, überging. Diese Intestat-Erben sind die Kläger, Herr v. B. ist der Beklagte, und die Sache hängt bey dem Hofgerichte zu Darmstadt. Da den Klägern die *venia triplicandi*, ungeachtet der großen Wichtigkeit der Sache und ungeachtet erst die Replik und Duplik sehr ausführlich gewesen seyn sollen, abgeschlagen wurde, so ließen sie eine Schrift drucken, welche Rec. nicht gesehen hat, für deren Verfasser ihm Herr H. v. Almendingen in Wißbaden, von mehreren Seiten angegeben worden ist, der es aber unmöglich seyn kann, nicht nur weiß schon zwey Recensionen sie einem Advocaten zu Darmstadt zuschreiben, sondern, wenn dieß auch durch den bey einer Proceßschrift gar nicht seltenen Unterschied zwischen dem wahren und dem adoptiven Vater leicht zu erklären wäre, so tritt doch bey diesen Recensionen ein anderer Umstand ein, der hier keiner genauern Angabe bedarf, und wegen dessen jeder Wohlbedenkende wünschen wird, daß eher jeder Andere, nur nicht Herr v. A., Verfasser der recensirten Schrift sey. Die jetzt anzuzeigende Gegenschrift rührt von Hrn. Ober-Appellations-Rath v. Grotman in

Gießen her, wie auf dem Titel wohl nur um deß-  
 willen nicht gesagt ist, weil zwar bey weitem nicht  
 alle Deductionen, aber doch sehr viele, nahmenlos  
 erscheinen. Sonderbar ist es, wenn Herr v. A.  
 und Herr v. G. in diesem Proceße einander gegen-  
 über stehen sollten, daß auch hier über die Art, den  
 Code in Deutschland einzuführen, gestritten wird.  
 Das Wissenschaftliche des ganzen Proceßes läuft,  
 bis auf ein Paar einzelne Erörterungen über locus  
 regit actum, über die *laikine* der Intestat-Erben da,  
 wo das Testament erst noch eines *envoi en pos-*  
*session* bedarf, und über die Praxis der Französischen  
 Notarien, darauf hinaus, der Gegner beider Testa-  
 mente, die an einem Orte, wo der Code eingeführt  
 war, die Gemahlinn eines gewiß nicht bloß titu-  
 lairen Bürgers gemacht hat, findet den Code, der  
 sie für gültig erklärt, schon da nicht recht anwendbar,  
 weil nicht alle Französische Einrichtungen außer dem  
 Code mit ihm eingeführt worden seyen, und noch  
 weniger könne die Anwendbarkeit des Code in  
 irgend einem andern Lande wirken. Sehr richtig  
 wird darauf geantwortet, so könnten auch eine Menge  
 Stellen des Römischen Rechts unter dem Vorwande  
 umgangen werden, daß wir keinen Prätor (auch  
 keinen solchen princeps, wie Justinian war u. s. w.)  
 hätten. Bey jeder Reception eines fremden Rechts,  
 ja sogar bey jeder andern Verpflanzung, deren es  
 ja in Wissenschaften, in Künsten und in Sitten so  
 viele gibt, entsteht etwas, was man Verunstaltung  
 nennen kann; das Römische Recht in Deutschland  
 ist gewiß in vielen Stücken nicht ganz dasselbe, wie  
 in Rom oder in Constantinopel. Eine Antwort,  
 die hier öfters vorkommt, solche Schwierigkeiten  
 gingen bloß den Gesetzgeber aber nicht den Rechts-  
 gelehrten oder den Richter an, muß mit einiger  
 Vorsicht verstanden werden, wenn sie keinen Miß-  
 brauch veranlassen oder doch unterstützen soll. Wäre

es so arg, wie der Gegner des Testaments die Sache vorstellt, wäre das, was herauskäme, wirklich Unsinn, eines Abderiten = Staats würdig und wie seine Redensarten weiter heißen, so könnte man wohl sicher davon ausgehen, kein Staat will so etwas bey sich Statt finden lassen. Aber was hier angeführt ist, Rec. wiederholt, daß er die widerlegte Schrift nicht gesehen hat, sind wirklich merkwürdige Proben von einer Philosophie des positiven Rechts, die practisch schädlich würde, weil sie theoretisch im höchsten Grade einseitig ist. Ein einzelner halb wahrer Gedanke wird mit ungezügelter Einbildungskraft ins Unendliche verfolgt, während man die Augen gegen alle entgegengesetzte Rücksichten und Erfahrungen verschließt. So ist es, um nur ein Beyspiel anzuführen, unleugbar, daß über die Echtheit eines Testaments erst nach dem Tode seines Urhebers gestritten wird, über die Echtheit einer Handschrift hingegen kann schon bey Lebzeiten ein Streit entstehen. Was nun aber daraus gegen die eigenhändigen Testamente alles folgt, das wird gewiß niemand ahnden, der weiß, wie unzählig oft auch eine Handlung unter Lebendigen erst nach dem Tode des einen Theils zur Sprache kommt (S. 92), und wie wirksam, schon von August's Zeiten an, letzte Willen, auch ohne Zeugen und ohne öffentliche Personen, selbst im Römischen Rechte und seitdem bey so vielen Völkern gewesen sind, ohne daß da von Verfälschungen viel mehr, als in den Fällen, wo der Gegner sie beynähe für ganz unmöglich hält, die Rede geworden wäre. Wenn es bloß auf die Glaubwürdigkeit, daß jemand etwas habe sagen wollen, ankäme, so ist diese bey einem ganz eigenhändig geschriebenen Aufsatze gewiß eben so groß, als bey dem, was er nur unterschrieben hat, seyen auch noch so viele Unterschriften Anderer daneben.

H u g o.



## Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Anleitung zum richtigen Gebrauche der Deutschen Sprache in erläuternden Beyspielen von August Harrung, Professor an der Kriegsschule und Vorsteher zweyer Lehranstalten zu Berlin. 1813. XIV und 218 S. in Octav.

Dies ganz in practischer Hinsicht verfaßte Lehrbuch setzt Orthoepie, Orthographie und Etymologie voraus und beginnt mit der Syntax. Voran geht die Regel, kurz aber doch deutlich und bestimmt angegeben; alsdann folgen erläuternde Beyspiele und zuletzt fehlerhafte Sätze, in denen jeder unrichtig gebrauchte und überflüssige Ausdruck mit gesperrter Schrift gedruckt, und jedes ausgelassene vom Schüler zu ergänzende Wort mit einem Sternchen angedeutet ist. Das letzte Kapitel ist der reifern Jugend gewidmet, und enthält allgemeine Bemerkungen über den Styl oder die Schreibart, also über die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, wo von den Figuren die Rede ist, von der Würde, und vom Wohlklange. Man erkennt in diesem nützlichen Werke den selbstdenkenden Forscher und Schulmann, der seinen eigenen Weg geht, und ein Werkchen geliefert hat, welches den Lehrern der Deutschen Sprache mit Recht empfohlen werden muß. Auch manchen Deutschen Gelehrten, die Deutsch reden und schreiben, ohne sich mit der Grammatik ihrer Muttersprache je bekannt gemacht zu haben, ist das Studium dieses Werkchens sehr anzurathen. Bey einer zweyten Auflage, die dasselbe gewiß bald erhalten wird, möchte es nützlich seyn, nachzuholen, was er hier voraussetzt, und ein Kapitel der Deutschen Verfkunst zu widmen, welches wir hier ungern vermiffen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. u. 69. St.

Den 28. April 1814.

Göttingen.

Bei Dieterich: Academiae Georgiae Augusta  
Prorector cum Senatu sacra Christi redivivi pie  
celebranda indicit. — Annuntiatur editio libri  
Berengarii Turonensis adversus Lanfrancum, simul  
omnino de scriptis ejus agitur. 1814. 15 Seiten  
in Quart.

Berengarius von Tours war auf der Synode  
zu Rom im Jahre 1059 unter dem Pabste Nico-  
laus II. vornehmlich auf Antrieb des Cardinals  
Zumbert, ohne daß ihm erlaubt wurde, sich zu  
verantworten, durch Mißhandlungen und Androhung  
des Todes dahin gebracht worden, seine Lehre vom  
Abendmable zu verdammen und eine Glaubensfor-  
mel zu unterzeichnen, welche hernach unter die  
Decretalen eingerückt wurde. Bald nachher aber  
sprach und lehrte er wiederum, wie vorher, und  
gab selbst eine Schrift heraus, in welcher er seine  
alte Meinung aufs neue vertheidigte, und die Syn-  
node, den Pabst und den Cardinal heftig angriff.  
Diese Schrift ist verloren gegangen, aber Lanfranc  
hat in der Widerlegung, welche er ihr entgegen-

II (3)

setzte, viele Stellen aus derselben angeführt und aufbewahrt. Diese Widerlegung ist immer in der Römischcatholischen Kirche als eines der vornehmsten Werke über das Abendmahl, ja als der Triumph ihrer Lehre von demselben betrachtet worden, und da nicht bekannt war, daß Berengarius darauf geantwortet hatte, so nahmen viele an, daß er dadurch selbst zum wahren Glauben zurückgeführt worden sey. Damit stritten freylich verschiedene historische Umstände, man wußte ja, daß Berengar lange nach jener Synode zu Rom wiederum auf Synoden verdammt und zu neuen Glaubensbekenntnissen genöthiget wurde, so wie, daß er immer wieder seine alte Meinung vortrug. Die Benedictiner, welche die Litterärsgeschichte von Frankreich schreiben, wollten diesen Widerspruch dadurch heben, daß sie zu erweisen suchten, Lanfranc habe sein Werk erst nach allen diesen Auftritten geschrieben. War dieß richtig, so war es möglich, und, da man von keiner Antwort Berengars wußte, selbst glaublich, daß dieser endlich durch jenes Werk bekehrt worden sey. Im Jahre 1770 aber machte Lessing bekannt, daß er die Antwort des Berengarius unter den Weissenburgischen Handschriften der Wolfenbüttelschen Bibliothek entdeckt habe, gab aus derselben mehreren Theilen der Geschichte dieses Mannes ein neues Licht und zerstreute manche historische Irrthümer, welche bisher vornehmlich auf das Ansehen des Lanfrancus fortgepflanzt worden waren. Uebrigens beschrieb er weder die Handschrift, noch den Inhalt und die Besonderheiten des Berengarischen Werks genau, und ließ die Leser seines Berengarius Turonensis über die eigene Lehre dieses Scholastikers vom Abendmahle in Ungewißheit. Einige Stellen, welche er hierüber aus der Handschrift anführte, waren nicht geeignet,

davon eine bestimmte Vorstellung zu geben. Schon deswegen war schon lange zu wünschen, daß die ganze Handschrift möchte aus Licht gestellt werden. Es kam noch hinzu, daß Lessing selbst gesagt hatte, sie könne Licht über die Schriften des Pöschel und Karamanus verbreiten, daß die Schrift eines so merkwürdigen Mannes schon an sich Interesse haben mußte, und daß vielleicht noch verschiedene neue Aufklärungen von ihr zu erwarten waren. Es haben auch mehrere Gelehrte ihren Wunsch, daß sie herausgegeben werden möchte, öffentlich zu erkennen gegeben. Dahin gehört Schröder's Kirchengeschichte XXIII. 535. welcher es auch deswegen wünscht, damit Ausländern, welche Lessing's Bekanntmachung nicht lesen konnten, diese wichtige Entdeckung in die Hände gegeben werden möchte, und vorschlägt, daß andere zu diesen Streitigkeiten unmittelbar gehörige Urkunden damit in Eine Sammlung verbunden und aus allen diesen und anderen Quellen eine recht im eigentlichen Verstande neue Geschichte Berengars geschrieben werden sollte. Nachdem nun die Handschrift auf die hiesige Universitätsbibliothek versetzt worden, hat Herr Consistorialrath Stäudlin die Mühe nicht gescheut, eine Abschrift von derselben zu nehmen, welches, weil sie zum Theil sehr schwer zu lesen ist, mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, und kündigt in dem vorliegenden Programme die nahe Herausgabe derselben an. Er wird sie entweder Theilweise in dem Archive für alte und neue Kirchengeschichte oder besonders abdrucken lassen. Die gegenwärtige Lage des Buchhandels setzt solchen Unternehmungen jetzt allerdings Schwierigkeiten entgegen; doch wird die Schrift auf die eine oder andere Weise bald erscheinen und in jedem Falle mit einer Abhandlung über das Leben, die Lehre und die Schriften

des Berengarius und einigen Erläuterungen ausgestattet werden. Das Programm, worin überhaupt von Berengars Schriften gehandelt und gezeigt wird, was sich in Ansehung seiner Geschichte daraus ergebe, auch die Fragmente seiner Schrift wider die Synode die Rom aus Lanfranks Werke zusammengestellt, und einige Fehler in Lessings Berengarius Turonensis aufgedeckt werden, soll alsdann zugleich weiter ausgeführt wieder mit erscheinen.

### Salzburg.

Salzburgische gelehrte Unterhaltungen. Herausgegeben von Corbinian Gärtner, beider Rechte Doctor, ehemaligem Rector, wirklichem Justiz-Rath und Professor. Heft I—IV. 1812. In Octav.

Theils um der Gegend willen, aus welcher uns diese Schrift zugekommen ist, theils um ihres Inhaltes willen glauben wir unseren Lesern eine etwas ausführlichere Anzeige davon schuldig zu seyn, nur will Rec. nicht verhehlen, daß auch ein freundliches Angedenken an die Verbindung, worin er vor 25 Jahren mit dem würdigen Herausgeber, als damahligem Mitbürger unserer Universität stand, einigen Antheil daran haben mag. Zuverlässig würde ihn jedoch der Inhalt der Schrift auch ohne jenen Umstand dazu bewogen haben, denn sie ist ganz für eigentlich gelehrte Unterhaltungen und Untersuchungen bestimmt, sie ist besonders zu einer Niederlage von Beyträgen für die specielle Geschichte des Salzburgischen Erzstiftes und von historischen Documenten bestimmt, welche sich auf diese beziehen; der Name des Herausgebers, der bekanntlich schon lange in dieser besondern Geschichte gelebt hat, läßt auch hier des Interessanten nicht wenig voraus erwarten, da aber bey dem Gange unseres Buchhandels Schriften aus jenen

Gegenden nicht so leicht oder doch nicht sehr schnell in den unsrigen herunkommen, so wird es gewiß mehreren unserer Historiker sehr erwünscht seyn, wenn wir ihnen auch nur eine Notiz von demjenigen geben, was hier für sie zusammengetragen ist. Wir wollen uns daher auch nur auf eine Anzeige der geschichtlichen Aufsätze und Documente beschränken, die in diesen vier Hefen enthalten sind; aber diese machen ja ohnehin die größere Anzahl aus.

Die wichtigsten darunter werden unter der durch die drey ersten Hefen fortlaufenden Rubrik gegeben: Supplemente zu den von Florian Dalham gesammelten Acten Salzburgischer Synoden. Hr. G. fand sie in der Salzburgischen Consistorial-Registratur, aus welcher auch Dalham die von ihm herausgegebenen genommen hatte, und theilt hier daraus folgende von diesem übersehene oder unbenutzt gelassene Stücke mit. H. I. a) Copia ordinationum Caroli M. ab a. 796. Ob die alten Canonen, welche unter dieser Aufschrift gegeben sind, gerade aus dem bezeichneten Jahre herrühren, mag wohl zweifelhaft seyn. Das Manuscript, aus dem sie schon Dalham, jedoch nur zum Theil abdrucken ließ, ist offenbar nur eine Copie, die wahrscheinlich erst im 14. oder 15. Jahrhundert genommen wurde, doch rühren die Verordnungen selbst unstreitig von einer Synode her, die unter Carl dem Gr. gehalten wurde. S. 36—38. b) Gravamina tam spiritualia quam temporalia Concilio Basileensi offerenda. S. 38—48. Ein wahrscheinlich auf einer Salzburgischen Provinzial-Synode zusammengetragenes Cahier von Beschwerden, auf deren Hebung die Salzburgischen Deputirten auf dem Concilio zu Basel antragen sollten. Man kann daher vermuthen, daß man sich noch vor der Eröffnung des Concils, etwa im J. 1430 darüber vereinigt haben mochte, aber die Urkunde enthält des merkwürdigen nicht

wenig. Es wird zuerst darin darauf angetragen, daß eine vollständige Reformation des Hauptes und der Glieder — aber nicht nur in dem statu ecclesiastico, sondern auch in dem statu seculari eingeleitet werden müsse. Die Hauptpuncte, welche in der kirchlichen Haushaltung zur Verbesserung ausgezeichnet werden, laufen dann darin zusammen, daß das Institut der Provinzial- und Diöcesan-Synoden wieder in Gang gebracht, daß nicht mehr so vielen unqualificirten Candidaten sine titulo sufficiente die Priedsterweihe ertheilt, daß vor dem zurückgelegten 18 Jahr niemand in ein Kloster und am wenigsten in ein Bettel-Kloster aufgenommen, daß die bischöflichen Vicariate und Officialate nur mit Doctoren oder Licentiaten der Rechte besetzt, daß keiner, cujuscunque nobilitatis, gradus vel conditionis fuerit, in mehr als zwey Cathedral- oder Collegialkirchen eine Präbende erhalten, daß über den Residenz-Gesegen strenger gehalten, und daß endlich mit Ernst daran gearbeitet werden sollte, den Uebelstand des concubinatus et notoriae fornicationis unter dem Clerus abzuschaffen. Unter den aufgezeichneten gravaminibus temporali- bus stehen die Beschwerden über die so vielfach verletzten Immunitäten der Geistlichen sowohl in Ansehung ihrer Personen als ihrer Güter voran, und besonders wird zuerst über die heimlichen Fehmgerichte — sedes secretas in Westphalia — geklagt, ad quas etiam personae ecclesiasticae pertrahantur, woben die Erfahrung bisher gelehrt habe, quod huic gravamini neque per ipsa jura aut privilegia principum, nec per Carolinam — (soll hier wohl die goldne Bulle gemeynt seyn?) seu quoscunque alios modos hactenus potuit efficax remedium reperiri. Für nicht weniger unerträglich werden jedoch, die exactiones, steurae, angariae et parangariae erklärt, quas seculares potestates, exquisitis violen-

tiis, fraudibus et coloribus imponunt ecclesiis — praetendentes etiam, sibi talia nunc quasi de consuetudine licere. Als Hauptbeschwerden werden ferner ausgezeichnet, daß sich weltliche Herrschaften so oft das Spolienrecht bey verstorbenen Geistlichen anmaßen, bey vacanten Beneficien, die fructus medii temporis an sich ziehen, und noch außerdem im Salzburgischen per importunam et nimiam hospitalitatem, besonders den Klöstern und den Land-Pfarrern auf das äußerste zur Last fallen; so wie auch geistliche Strafen und Censuren fast gar nicht mehr von ihnen geachtet werden, wodurch das Schwert des h. Petrus — quasi rubigine obductus — in die äußerste Verachtung gekommen sey. Nun folgen noch einige so genannte Articuli primo loco und secundo loco eventuales. Nach den ersten soll darauf angetragen werden, daß in Zukunft von dem römischen Stuhl allein die Wahlen der Metropolitnen, hingegen die Wahlen der Bischöfe von den Metropolitnen, und zwar jedesmahl absque ullo ecclesiarum gravamine bestätigt, daß das Päpstliche Reservations-Recht auf die in dem Corpore Juris ausdrücklich bestimmten Fälle beschränkt, daß kein Stift und keine andere Behörde, welcher das Collations-Recht mehrerer Beneficien zusieht, mit mehr als einem oder höchstens mit zwey Päpstlichen Expectanz, oder Provisionsdecreten beschwert, und daß endlich von der Päpstlichen Kammer weder Annaten noch Servitien mehr gefordert werden sollen. Wenn sich aber diese Anträge wegen den Päpstlichen Reservationen und Provisionen nicht ganz durchsetzen lassen, so sollte man doch nach den andern zu erhalten suchen; daß der Pabst den Ordinarien zwey Drittheile der vacanten Beneficien zur Besetzung überlassen, oder wenn er sich auch dazu nicht bringen ließe, sich wenigstens recht gewiß mit der Hälfte begnügen müßte. c) Advifamentum regium. d) Ein Gutachten Salzburgia



scher Gesandten, wie die Irrungen zwischen Eugen IV. und den Basler Vätern beygelegt werden könnten. S. 48—52. Diese beiden Stücke gehören zu der Geschichte der Versuche, die von Seiten des Reichs zu Beylegung des Streits zwischen dem Pabst und der Synode angestellt wurden. Dem einen wie dem andern fehlt das Datum, vermuthlich wurde jedoch das Gutachten auf dem Reichstage zu Maynz vom J. 1441 dem Kaiser Friedrich III. übergeben, und hernach von ihm in der Form des Advisamentum an die Reichsstände gebracht. Ob das Gutachten gerade von den Salzburgischen Gesandten auf dem Reichstag herrührte, mag ungewiß seyn, denn es konnte ja als Comitial-Actenstück von dieser nur copirt worden, und doch auf diesem Wege in die Salzburgische Consistorial-Registratur gekommen seyn. Der Inhalt davon geht aber kürzlich dahin, daß zu der Entscheidung des Streits zwischen dem Pabst und den Baslern eine neue Synode versammelt werden müsse, und der Kaiser stimmte in seinem Advisamento dem Antrage nicht nur bey, sondern schlug schon die Stadt Rostanz zum Versammlungsort und den 1. October zum Eröffnungs-Termin des neuen Conciliums vor. e) Verschiedene Actenstücke der 38. Salzburgischen Provinzial-Synode vom J. 1551. S. 53—116. Die Synode wurde unter dem Vorßiz des damaligen Pabstlichen Legaten im Reich, des Cardinals Nicolaus von Cus gehalten, und die hier davon gegebenen Actenstücke betreffen meistens die Disskation und Reformation der Salzburgischen Klöster. f) H. II. Unter den weiteren Supplementen, zu der Dalhemischen Sammlung eine Consultatio super confessione fratris Stephani Agricolae per D. Abbatem (Joannem Staupitium) ab anno 1523. S. 67—72. Ein höchst schätzbares Document, durch das man etwas mehr von dem Geist des guten Staupiz kennen lernt. Stephan Agricola, ein Bai-

rischer Augustiner Mönch, den der Erzbischof Matthäus wegen seiner Gelehrsamkeit nach Salzburg berufen, und als Domprediger angestellt hatte, kam hier bald als Anhänger der neuen Lutherischen Lehre in Verdacht, und wurde deshalb in Untersuchung gezogen, worauf dann Staupitz auf die von ihm eingereichte Vertheidigung das hier mitgetheilte Gutachten ausstellte. Der Herr Herausgeber meint — Vorrede S. VII — diejenigen, welche Staupitz schon aus der Reformationsgeschichte oder aus der Geschichte von Salzburg kannten, würden auch in diesem Gutachten den schlaunen Mann finden, der zwar die Maske eines Catholiken niemahls weglegte, aber doch sehr ungerne daran kam, Luthers Lehren geradezu zu verdammen. Nec. der ihn aus der einen und aus der andern zu kennen glaubte, fand darin nur den guten und klugen Mann, der die Wahrheit nicht verdammen, aber auch mit der Wahrheit nicht unzeitigen Lärm gemacht haben wollte, der über manches noch nicht wie Luther dachte, aber auch manches aus einem freieren, weniger einseitigen Gesichtspunct ansah, also auch über manches weniger engherzig als Luther dachte, und deswegen auch unmöglich alles billigen konnte, was man damahls von so manchen Dächern herab als seine Lehre auszusprechen anfing. g) Ordnung und Reformation geistlichen und weltlichen Standes im Erzstift Salzburg in mehreren Actenstücken vom J. 1525. S. 73 — 124. Diese Documente begreifen dasjenige zusammen, was aus Veranlassung der Reformation, welche der Cardinal Campegius als Päpstlicher Legat im J. 1524 von mehreren Bischöfen und Fürsten zu Regensburg beschließen und acceptiren ließ, im Salzburgischen angeordnet wurde. h) Constitutio Matthaei. Archiepiscopi ab anno 1531. S. 128 — 137. Die Verordnung, worin der Erzbischof Matthäus den Schluß des Augsburger Reichstags

vom J. 1530 in seinem Sprengel publicirte. Es ist sehr unterhaltend zu bemerken, wie manches der Erzbischof in den Reichs-Abschied hinein und heraus erklärte, woran sicherlich bey seiner Abfassung kein Mensch gedacht hatte, bloß weil ihm damit gedient war. i) Vorbereitungs-Acten zu der Synode von 1537. S. 138—162. Nach dem von Paul III. die allgemeine Synode, welche endlich zu Trident zu Stande kam, ausgeschrieben worden war, so wurde sogleich im Salzburgischen ein Convent zu Mühl-dorff veranstaltet, auf welchem man berathschlagte, wie man sich durch eine vorher noch zu haltende Provincial-Synode, auf welche auch die benachbarten weltlichen Fürsten eingeladen werden sollten, am besten darauf vorbereiten könne. Zu diesen Vorbereitungen zählte man auch die Vorlegung der besondern Beschwerden einer jenen einzelnen Diöcese, und von diesen werden hier die Gravamina mitgetheilt, welche aus Bayern, Steyermark, Kärnthén, Tyrol, und den Rural-Kapiteln an der Etsch und im Inthal eingegangen waren. Darunter stößt man auf manches, das eben so merkwürdig als anziehend ist; denn die gravamina contra laicae potestatis abusum machen bey weitem den größten Theil davon aus, und sind dabey meistens so beschaffen, daß man fast bey jeder darüber erstaunen muß, wie wenig es der Clerus noch wußte, daß er schon in eine neue Zeit und in eine neue Welt hinüber gerückt worden war. k) Zusammentritt wegen Emendation des Breviers. Salzburg den 10. October 1548. S. 166—170. "Es ist bedacht worden, heißt es in diesem Gutachten, daß eine hohe Nothdurft seyn will, daß bey den Breviariis und Petbüchern der Bistumben der Salzburgischen Provinz, so viel derselben eigene Breviarios haben, ein Einschen und gebühlich Emendation gemacht werde, unter andern aus den zwey folgenden Ursachen, nämlich das viel

unlauteres, ungerichtetes und dem gemeinen Priester unverständiges vor kurzen Jahren in die Breviaria gebracht worden, und daß in etlichen Bistumben sich viel Priester und sonderlich die mit Seelsorg oder Hauswirthschaft beladen sind, der verdrüßlichen Läng des täglichen Gebets zum höchsten beschweren.“ Aus dem ganzen Vornehmen der Verbesserung kam aber doch, wie der Herausgeber bemerkt, für jetzt nichts heraus. 1) Gravamina, quae Dominis Ordinariis et Clero in provincia Salzburgensi fere communiter inferri solent, quorum partim Ratisbonae in Comitibus imperialibus, Illustrissimo Legato Apostolico Cardinali Morono fuere exhibita. Die meisten dieser Beschwerden haben vorzügliche landesherrliche Bedrückungen der Kirchen, und unter andern Gr. 14. ein freywilliges Anleihen zum Gegenstand, zu dem auch die Salzburgischen Prälaten, Capitel und einzelne reichere Pfründner von ihren weltlichen Schutzherrn zugezogen wurden. Vor dem J. 1566 konnten diese Beschwerden nicht zusammengetragen worden seyn, denn es wird darin der Pabst Pius V. erwähnt, der erst im J. 1566 gewählt wurde. Der Herr Herausgeber hält daher, Worrede S. XV, die Aufschrift der Urkunde für falsch, weil der Cardinal Moronus, dessen darin gedacht ist, auf keinem Reichstag zu Regensburg als Päpstlicher Legat jemahls war; doch der Anstoß, welcher daraus entspringt, läßt sich sehr leicht heben, wenn man nur voraussetzt, daß der Schreiber oder Abschreiber das einzige Wörtchen et vor dem Illustrissimo Legato wegließ. Im J. 1663 unterhandelte Moronus mit dem Kaiser Ferdinand zu Innsbruck wegen mehrerer kirchlichen Angelegenheiten, und bey dieser Gelegenheit konnten ihm die Bischöfe der Salzburgischen Provinz eben so süklich einen Theil ihrer Beschwerden die auch den Kaiser betrafen, vorgelegt, als sie einen andern auf den

Reichstag zu Regensburg gebracht haben könnten. m) Synodal-Receffe von 1569 und 1513. H. III. S. 99—180. Die Schlüsse der Salzburgischen Provinzial-Synode vom J. 1569, hatte man durch den Dominicaner, Felician Nieguarde, nachmaligen Bischof von Scala nach Rom geschickt, um sie von dem Pabst bestätigen zu lassen. Im J. 1513 kam Nieguarde nach Salzburg zurück, und nun wurde die zweite Synode veranstaltet, welcher die Schlüsse der ersten in der Form in welcher sie die Päpstliche Bestätigung erhalten, und mehrere Punkte, welche der Pabst noch hinzugefügt hatte, vorgelegt wurden. Wirklich hatte man zu Rom manches daran verändert; Dalham hatte jedoch nur die corrigirten Constitutionen, so wie sie im J. 1574 zu Dillingen gedruckt worden waren, in seine Sammlung aufgenommen; daher theilt hier Herr S. dem gelehrten Publico auch die Varianten aus dem uncorrigirten Original mit, und diese sind es, wodurch die Verhandlungen dieser Synode vorzüglich interessant werden. Eben so hatte Dalham auch nur die 40 Artikel eingerückt, welche der damalige Pabst Gregor XIII. dem Clerus des Salzburgischen Metropolitensprengels noch außer jenen Constitutionen zur Befolgung empfehlen ließ; hier werden aber die von der Synode darauf erteilten Antworten noch dazu gegeben, welche eben so wichtig als die Päpstlichen Propositionen sind. — Diese Proben werden gewiß hinreichen, um unsere Geschichtsforscher auf diese Sammlung aufmerksam zu machen, in welcher so mancher aufgegrabene Schatz für sie niedergelegt ist. Von den sonstigen historischen und kirchenrechtlichen Aufsätzen, welche sie enthält, zeichnen wir daher nur die Beiträge zu der Geschichte des Salzburgischen Domcapitels H. III. S. 1—25. H. IV. S. 56—117 die Lebensgeschichte des letzten Erzbischofs von Salzburg, Hieronymus aus dem

Hause Colloredo, mit Beylagen. H. IV. S. 1–55 und die Abhandlung über die Frage aus: Ob rechtmäßig ernannte Bischöfe vor erhaltener Bestätigung die Bischöfliche Gerichtsbarkeit ausüben können? welche H. IV. S. 118–123 bejahend beantwortet wird: Auch dem Theologen können wir von einigen andern Aufsätzen, wie von einer Untersuchung über den Einfluß böser Geister überhaupt, und über die Dämonischen des N. L. im besondern H. III. S. 26–65 und noch mehr von Erörterungen über die Bekehrungs-Geschichte des heiligen Apostels Paulus H. II. S. 13–46 eine mehrfach anziehende und gewiß zum Theil überraschende Unterhaltung versprechen; nach diesem aber dürfen wir nicht erst sagen, wie sehr wir wünschen, daß uns bald eine Fortsetzung dieser Sammlung zukommen möchte.

### Hamburg.

In der Bohnschen Buchhandlung: Psychologie des kindlichen Alters. An Eltern und Erzieher. In Briefen von Joh. Christ. Aug. Grohmann, Prof. der Philosophie am Gymnasium zu Hamburg. 1812. XVI und 340 Seiten in Octav.

Je schwerer es den Erwachsenen fällt, sich in die Erkenntniß- und Gefühlsart des Kindes zu versetzen, oder von dem Anfange des geistigen Lebens unserer Natur und von dessen erster Entwicklung sich eine richtige Ansicht zu verschaffen; je wichtiger gleichwohl dergleichen Ansicht für die Psychologie und Pädagogik ist: desto willkommener muß jeder Versuch, diesen Anfang und diese Entwicklung aufzuklären, seyn, wenn er nur nach richtiger Methode angefangen und ausgeführt worden ist. In dieser Rücksicht verdient auch das gegenwärtige Werk der Aufmerksamkeit der Psychologen und Pädagogen empfohlen zu werden, obgleich darin das Object desselben nicht vollständig hat er-

örtert, und in einer abgeschlossenen Theorie, welche wir auch sobald nicht erhalten dürften, dargestellt werden sollen. Vorzüglich ist es aber dem Verf. darum zu thun gewesen, zu zeigen, wie das, was in den kleinern beschränktern Cirkeln des geselligen und freundlichen Lebens vorgeht, auf die Ausbildung des kindlichen Geistes und Gemüthes Einfluß habe, und besonders zu der Häuslichkeit führe, mit welchem Worte der Deutsche mehrere gute Eigenschaften, die ihm im vorzüglichen Grade eigen sind, nämlich Sinn für ein stilles, arbeitsames und einfaches Leben, bezeichnet.

Das Ganze seiner Betrachtungen hat der Verf. in drei Abschnitte getheilt, wovon der erste die Entwicklung des Anschauungsvermögens, der zweite die des Gefühlsvermögens, der dritte endlich die des Verstandes enthält. Aus dem nun, was durch die Betrachtung jener Entwicklungen gefunden worden ist, werden die Grundsätze und Regeln für die Behandlung des Kindes abgeleitet. Diese Regeln zeichnen sich freilich nicht durch einen, Wunder in der Erziehung verheißenden Ton aus, worin so manche Pädagogen älterer und neuerer Zeit die pädagogische Größe suchten; sie empfehlen sich aber durch ihre Richtigkeit, und durch die ihnen zum Grunde liegende genaue Berücksichtigung der allmählichen Entfaltung der edlern Erkenntnisse und Triebe im Menschen aus dem Sinnlichen, welche Entfaltung ganz vorzüglich zu beachten ist, wenn die Erziehung des Kindes naturgemäß seyn soll.

Um seinen Vortrag der Fassungskraft der Frauen, die ja die erste, für das ganze Leben so-folgenreiche Erziehung hauptsächlich zu besorgen haben, angemessen zu machen, hat er ihm die Form der Briefe an eine Freundin gegeben. In dieser Rücksicht kann es auch gerechtfertigt werden, daß die angestellten Betrachtungen nicht systematisch geordnet

worden sind. Aber der oft sehr bilderreiche Ausdruck des Verf. möchte doch wohl nicht dazu geeignet seyn, deutliche und bestimmte Einsichten von der psychischen Natur des Kindes hervorzubringen. Auch ist auf das Ineinandergreifen der Wirkungen der verschiedenen Seelenkräfte zu wenig Rücksicht genommen worden. Anschauungsvermögen und Verstand sind nicht so isolirt von einander thätig, wie sie wohl der Verfasser darstellt.

### Leipzig.

In der Fleischerschen Buchhandlung: Ideen über den wesentlichen Charakter der Menschheit und über die Grenze der philosophischen Erkenntniß, von M. Heinrich Kunhardt, Professor am Gymnasium zu Lübeck. 1813. 121 S. in Octav.

Diese kleine Schrift ist ein interessanter Beitrag zu der Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens; in unsern Tagen um so mehr der Aufmerksamkeit werth, da schon von mehreren Seiten der Determinismus, der durch die Kantische und Jacobische Philosophie in Deutschland ziemlich außer Credit gebracht ist, sich von neuem anmeldet, um den Indeterminismus wieder zu verschuchen. Der Verf. bekennt sich zum entschiedenen Indeterminismus. Im Bewußtseyn der Freyheit findet er den wesentlichen Character der Menschheit, und entwickelt diesen Character vortreflich. Aber im Labyrinth des Nachdenkens über die Möglichkeit der Freyheit hat der Verstand noch immer den Faden verloren. Der Verf., dem mehrere frühere Untersuchungen über diesen Punct nicht bekannt genug geworden zu seyn scheinen, besorgt, durch die unbesangene Mittheilung der Resultate seiner Forschungen, einiges Aergerniß zu erregen, weil seine Lehre mit dem kirchlichen Dogma von der Schöpfung des Menschen nicht wohl vereinbar ist. Aber die Theo-



logie hat ja längst gelernt, die Philosophie ihren eigenen Gang gehen zu lassen. Streitet ein geoffenbartes Dogma gegen einen Ausspruch der freyen Vernunft, nun, dann hängt ja noch immer von einem Jeden ab, ob und wie weit er seine Vernunft gefangen nehmen will unter dem Glauben an eine Offenbarung. Aber der Verf. hat, unfers Bedünkens, in dieser Hinsicht gar nichts zu besorgen. Der Hauptgedanke in seiner Abhandlung ist dieser, daß, da Freyheit als unterscheidender Character der Menschheit nicht bezweifelt werden könne, wenn nicht alles, was das wahre Ich des Menschen ausmacht, für Trug und Täuschung angesehen werden soll, auch Ewigkeit der Freyheit, und folglich ein unerschaffenes, mit der Gottheit gleich ewiges Daseyn der menschlichen Individualität behauptet werden müsse, weil der Begriff einer gegebenen oder geschaffenen Freyheit sich selbst widerspreche. Wir besorgen eher, daß der Determinismus die Argumentation umkehren, und aus dem innern Widerspruche einer gegebenen und geschaffenen Freyheit wieder folgern werde, wie schon öfters geschehen, daß Freyheit im strengen indeterministischen Sinne ein metaphysisches Urding sey. Aber der Verf. spricht ja auch auf dem Titel seiner Abhandlung und in dieser Abhandlung selbst von den Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Sollten diese Grenzen sich dem unbefangenen Denker nicht auch darin offenbaren, daß auf der einen Seite nicht die Freyheit des Menschen, auf der andern eben so wenig das Urwesen bezweifelt werden kann, das alleinige Grundursache alles endlichen Daseyns ist? Aber der Raum erlaubt uns nicht, uns hier in diese Discussion einzulassen, und genauer anzuzeigen, durch wie viele klar gedachte, treffliche Bemerkungen über die Gesetze des menschlichen Erkennens überhaupt der Verf. sein Thema ausgeführt hat.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 30. April 1814.

## Göttingen.

Im März theilte der Herr Prof. Wildt der Königl. Societät der Wissenschaften in folgendem Aufsatze seine Ideen über die Einrichtung eines Instruments für practische Geometrie mit, das er Verificationskreis nennen möchte. Es ist ein Spiegelkreis, aber wohlfeiler und gemeinnütziger eingerichtet, damit er von denen, welche eine geringe Vergrößerung der Kosten nicht scheuen, dem jetzt ziemlich allgemein verbreiteten Sextanten vorgezogen werden könne. Ein Spiegelkreis ist bekanntlich eine in Rücksicht der Hauptidee dem Sextanten ganz ähnliche Einrichtung. Der getheilte Rand läuft jenseit der Null- beim Sextanten fort, bis er am entgegengesetzten Ende des getheilten Randes anschließt: das Fernrohr mit seinem durchbrochenen Spiegel ist aber nicht auf die Ebene des getheilten Randes geschraubt, sondern auf eine Platte, welche gleichfalls um das Centrum des getheilten Randes beweglich ist. Solche Instrumente mit Spiegeln darf man jetzt von Deutschen Künstlern erwarten, da der Mechanicus Duve in Berlin

(Juden Straße Nr. 40) sehr gute gläserne Planspiegel überläßt: der Quadrat Zoll kostet 2 Rthl., zwey Quadrat Zoll 4 Rthl. (cf. Bodes Jahrbuch für 1815. S. 232.)

Der Prof. W. hat sich damit beschäftigt, einen solchen Spiegelkreis so einfach und gemeinnützig als möglich einzurichten, da solche Instrumente den Sextanten aus drey Gründen vorzuziehen sind. 1. Mit einem Spiegelkreise läßt sich der ganze Winkel, den zwey Linien mit einander machen, messen, da beym Sextanten bekanntlich jeder solcher Winkel nur durch seine Hälfte auf dem getheilten Rande gemessen wird. Man darf nämlich nur die Platte, welche das Fernrohr und den durchbrochnen Spiegel trägt, an dem Rande fest schrauben, und das Bild eines Gegenstandes durch den Centrum-Spiegel das erste Mal so auffangen, als wenn der Index jenseit Null beym Sextanten hinausgeschoben würde, das andere Mal so wie es beym Sextanten gewöhnlich ist: die Differenz beider Angaben auf dem getheilten Rande gibt den ganzen Winkel. Bey Anwendung dieser Methode wird der Spiegelkreis von 5 Zoll, alles übrige gleich gesetzt, so genau gemessen, als ein Sextant von 10 Zoll. 2. Ein anderer Vortheil solcher Spiegelkreise ist, daß man den Winkel wiederholt messen kann, ohne die Angaben der Theilung nach jeder einzelnen Messung niederzuschreiben, und nur die beste Angabe des Randes für ein beliebiges Product des Winkels benützt. Diese Beobachtungsmethode führt einen großen Vortheil herben, welcher veranlaßt, daß man ein solches Instrument immer dem Sextanten sehr vorzieht, und Repetitionskreis nennt. Man kann nämlich den Winkel nun so viel Mal nehmen, daß ein Vielfaches desselben einem Product von  $360^\circ$  so nah als möglich komme; dadurch werden die Fehler der

Theilung und Excentricität fast auf Null herabge-  
 bracht. Wenn man z. B. einen Winkel von  $102^{\circ}$   
 $53'$  messen will, darf man ihn nur siebenmahl messen,  
 so ist das Siebenfache gleich  $2.360^{\circ} + 11'$ , es  
 wird sich also nur  $\frac{1}{7}$  der Fehler die das Instrument  
 an dieser Stelle für  $11'$  hat, in die Beobachtung  
 einschleichen können. Oder will man  $83^{\circ} 5'$  messen, so  
 multiplicire man 13 mahl, man findet  $3.360^{\circ} + 5'$   
 also wird die Beobachtung vermöge der Fehler des  
 Instruments nur durch  $\frac{1}{13}$  dessen afficirt, was der  
 Rand für  $5'$  falsch angibt. Man wird bald über-  
 sehen, wie groß der Vortheil einer solchen Beobach-  
 tungsmethode ist. Freylich wird die Multiplication  
 nicht immer in diesem Sinn vorgenommen; man  
 steht nämlich nicht auf die gehörige Anzahl der Re-  
 petitionen, und scheint die schöne Idee nicht recht  
 aufgefaßt zu haben. Treibt man die Multiplication  
 nämlich zu weit, oder nicht weit genug, so gewinnt  
 man wenig mehr als wenn man den Winkel mit  
 Sextanten eben so oft gemessen hätte. Hätte man  
 z. B. das erstemahl das achtfache genommen, so  
 erhielte man den Winkel um  $\frac{1}{8}$  der Fehler falsch,  
 die das Instrument für  $103^{\circ} 4'$  hat; dabey ist wenig  
 gewonnen, weil man dabey zufällig auf das Maxi-  
 mum der Fehler stoßen kann. Dasselbe ist der  
 Fall, wenn man das zweytemahl nur das 12 fache  
 genommen hätte: man erhielte den Winkel um  $\frac{1}{12}$   
 der Fehler des Instruments für  $83^{\circ}$  falsch, kräfte  
 also die Beobachtung dabey zufällig auf den schlech-  
 testen Theil des Randes, so würde die Beob-  
 achtung beträchtlich afficiren. 3. Der letzte Vorzug  
 eines solchen ganzen Kreises, dessen man erwähnen  
 muß, liegt in der Leichtigkeit, mit welcher man die  
 Hauptuntersuchung anstellen kann, ob der Mittelpun-  
 ct des getheilten Randes immer in der Linie der  
 spiegelnden Fläche liege, und die Theilmaschine selbst

richtig gewesen sey. So schwer dieser Punct bey dem Sextanten auszumachen ist, so wichtig ist diese Untersuchung: es kommt alles darauf an, zu erfahren, ob die Prüfung durch den Vernier uns sicher stelle, da beide Fehler sich zufällig ziemlich compensiren könnten, ohne daß wir die Winkel richtig erhielten. Beym Spiegelkreise ist das unmöglich. Man darf beide Bilder nur zusammenfallen lassen, und dabey die Theilung des Randes so verschieben, daß der erste Vernier zuerst bey Null, dann bey  $30^\circ$ , bey  $60^\circ$ ,  $90^\circ$  &c. stehe. Sobald man herumgemessen hat, wird man sehen, ob die Entfernung beider Verniers stets dieselbe geblieben ist: wäre das nicht der Fall, so liegt die Linie der spiegelnden Fläche in der Gegend dem Rande zu nahe, wo der Winkel zu groß gefunden wurde. Man ändert durch die Correctionsschraube also die Lage, und prüft aufs neue, bis man immer denselben Winkel findet. Ist das der Fall, so findet keiner dieser Fehler mehr statt. Bey dieser Gelegenheit könnte man für einige Künstler einmahl öffentlich erinnern, daß alle Correctionsschrauben an einem solchen Instrument gewiß besser so eingerichtet würden, daß sie nie ohne Schlüssel gestellt werden könnten, damit keiner bey dem Gebrauch aus Versehen etwas daran ändern könne, wie so leicht besonders bey dem Unterricht der Fall ist, wenn diese Schrauben ohne Schlüssel gestellt sind; vielleicht gar wie die Pressschrauben und Stellschrauben einen gekerbten Rand haben.

Die Idee den Spiegelkreisen eine veränderte Einrichtung zu geben, daß diese Art unter dem Nahmen Verificationstkreis den bekanneten Repetitionskreisen entgegengesetzt werden könnten, läuft auf folgende Punkte hinaus. Das Eigene der Einrichtung dieses Verificationstkreises liegt zunächst in dem Vortheil, daß man bey Verfertigung derselben

jede Theilmaschine ganz entbehren kann. Der Rand derselben ist nämlich durchaus nicht in Theile der Peripherie abgetheilt, sondern vermöge einer ganz einfachen Einrichtung nur mit gleichartigen Abschnitten (Producten einer unbekanntten Einheit) bezeichnet, bey denen gar nicht darauf gerechnet wird, daß sie eine pars aliquota des Umkreises sind. Deshalb wird man gewiß solche Kreise wohlfeiler erhalten, da alle Künstler nun mitarbeiten können, welche keine Theilmaschine besitzen. Diese Art den Rand abzutheilen ist viel wohlfeiler, viel genauer, und viel bequemer. Wohlfeiler, weil der Künstler die große Ausgabe für die Theilmaschine erspart; genauer, weil die Arbeit durchaus nicht von der Güte einer Theilmaschine abhängt; und bequemer, weil es wirklich bey solchen Kreisen lästig ist, nach Graden, Minuten und Secunden die Winkel aufzuschreiben, da sich mit den 60theiligen Zahlen nicht gut rechnen läßt, und der ganze Umkreis, auf  $360^\circ$  oder  $400^\circ$  gezählt, immer durch den Uebergang bey dem Nullpunct Schwierigkeiten machen muß. Wollte man wirklich Theile der Peripherie auftragen lassen, so müßte die Peripherie der Einheit gleich gesetzt und in  $\frac{1}{10}$  oder  $\frac{1}{20}$  abgetheilt werden, nicht der rechte Winkel, wenn die Abtheilungen für unsern Zweck eingerichtet werden sollten. Die angegebenen Abschnitte werden sich aber leicht auftragen lassen. Man zieht vermöge seiner Reperitions-Maschine (so möchte ich die Einrichtung dazu nennen) so viele Linien in gleicher Entfernung auf den Rand, als die Größe des Radius erlaubt. Man befestigt nämlich ein Lineal, auf welchem ein schneidendes Messer vorgeschoben werden kann, so, daß der Bewegungspunct des zu theilenden Randes in der Verlängerung desselben liegt, zieht eine Linie, und dreht nun den Rand welcher getheilt werden

Soll auf dem eingeschliffenen Regel so weit vor, daß ein anderes Messer in diese geschnittene Linie faßt, und vermöge eines Drucks durch ein aufgelegtes Gewicht den zu theilenden Rand in dieser Lage hält. Das wiederholte Vorschieben des schneidenden Messers auf dem festgelegten Lineal gibt nun die zweite Linie, dann wird der Rand durch diese gehalten, und so fährt man fort bis der Rand bezeichnet ist, ohne sich um die Anzahl der Striche vorher zu bekümmern. Die fünfte und zehnte kann man länger ziehen, oder nachher durch Punkte und Zahlen bezeichnen. Später macht man vermöge derselben Maschine drey gleiche Verniers, in denen 11 Theile des Randes 10 Theilen des Verniers gleich sind: oder 21 vielleicht 20 Theilen desselben. Nur ist dabey zu erinnern, daß der Vernier zu beiden Seiten noch Theilungsstriche enthalten müsse, damit man leichter ablesen könne. Man kann mit einem so bezeichneten Instrument eben so sicher messen. Um beym Gebrauch des Instruments nämlich zu erfahren, wie groß der letzte Rest des Randes geblieben, da der letzte Strich auf den Anfangspunct nicht zutreffen kann, darf man einen beliebigen Winkel nur mit dem getheilten Rande abmessen, und darauf ein zweytesmahl so, daß sich darin der Theil befindet, in welchem jene Lücke ist, und beide Angaben vergleichen. Man erfährt dadurch diese Größe leicht: wenn z. B. bey einem kleinen Instrument der Rand 2157 Theile hat, der Vernier  $\frac{1}{5}$  angibt, der Rest davon 6 enthält, so ist jede Angabe des Vernier  $\frac{1}{21\frac{1}{5}76}$  der Peripherie. Da 21600 Theile Minuten geben würden, so hat man ungefähr einzelne Minuten. Für die Operationen des Messens der Winkel behält man diese Theile bey: zum Gebrauch der trigonometrischen Tafeln muß man freylich sich ein Hülfstafelchen

berechnen. Dafür ist die ganze übrige Rechnung aber decadisch; man untersucht im vorliegenden Fall z. B. nur ob die Summe der Winkel im Dreyeck 10788 Theilen gleich-seyn. Die zweite Einrichtung dieses Verificationskreises besteht darin, daß die Alhidaden für die Spiegel im Mittelpunct der Bewegung an einander geschraubt werden können, da sie sich zunächst auf einander bewegen, und der getheilte Ring unter beiden liegt. Man erreicht durch diese Einrichtung den großen Vortheil, den zu messenden Winkel auf allen Theilen des Randes mit der größten Leichtigkeit abmessen zu können, ohne die Mühe einer neuen Stellung der Spiegel zu haben, was unter ungünstigen Umständen so viel Zeit raubt. Diese herrliche Controle verificirt die ersten Angaben, und hat die Benennung veranlaßt. Daß bey dieser Einrichtung doch vermöge der Pressschrauben auch die Alhidade jedes Spiegels an den getheilten Rand befestigt, und durch Stellschrauben dann die Vereinigung der Bilder bewirkt werden könne, wie dieses bey der Einrichtung der Reperitionskreise gewöhnlich ist, versteht sich von selbst. Eine dritte Eigenheit dieses Instruments ist ein Vernier neben dem durchbrochenen Spiegel und ein andrer neben dem Fernrohr. Vermöge dieser Einrichtung kann man durch ein Ablefen von vier Verniers sechs Angaben des gemessenen Winkels erhalten, so daß dabey jedesmahl  $\frac{1}{3}$  des getheilten Randes gebraucht werden. Man wird den Winkel ziemlich genau erhalten müssen, da vermöge des dritten Verniers neben dem Fernrohr die Richtigkeit der Angabe gewissermaßen durch den ganzen Rand bey jeder Beobachtung controlirt wird. Man wird diese Verificationsmethode vielleicht der Multiplicationsmethode vorziehen, da man dabey Mittel in seiner Gewalt hat, die unverrückte Lage der Alhidade zu



untersuchen, und sich also nicht ohne Controle darauf verlassen muß, daß die Stellschraube keinen todten Gang habe. Dieser hat bekanntlich bey der Multiplicationsmethode immer Einfluß auf die Beobachtung, und ist dort nicht leicht auszumitteln. Bey der Verificationsmethode ist der Einfluß der Stellschraube nicht zu fürchten, da dieser, wie wir sehen werden, gleich entdeckt werden muß. Man erhält nach derselben durch vierfaches Ablefen des Verniers die sechs Angaben des halben Winkels so: man beobachtet den Winkel wie beym Sextanten, und liest alle drey Verniers ab. Die Lage des Verniers vom Centrum-Spiegel gegen den Vernier des durchbrochenen gibt eine Messung, die Lage gegen den Vernier des Fernrohrs die zweyte. Zwey andre Messungen erhält man durch die bey Spiegelkreisen allein mögliche Beobachtungsart. Der ganze getheilte Kreis erlaubt nämlich das Vorschieben des Centrum-Spiegels bis beide Gegenstände auf der entgegengesetzten Seite des Punctes, wo wir Doppel-Bilder von Einem Gegenstande erhalten, wieder in der Aze des Fernrohrs zusammenfallen; man erhält dadurch auf eine ähnliche Weise wieder zwey Beobachtungen. Da aber das Ablefen zweyer Verniers dabey erspart werden kann, wenn man den getheilten Rand vorher an das Fernrohr geschraubt hatte, so hat man dießmahl nur das Ablefen eines Verniers nöthig, um diese zwey neuen Angaben zu erhalten. So bekommt man zuletzt vermöge einer Vergleichung beider Lagen des Verniers vom Centrum-Spiegel durch ihre Differenz noch einmahl eine Angabe des doppelten halben Winkels sa, daß in dieser Vergleichung eine neue Messung liegt, die auf einer anderen Stelle des Randes angegeben wird. Mehr kann man für viermahliges Ablefen nicht verlangen. Die gewöhn-

liche Methode bey Repetitionskreisen gibt freylich nach vierfachem Ablesen auch drey Abmessungen des doppelten halben Winkels, aber man ist dabey genöthigt, beide Gegenstände im Fernrohr viermahl zusammen zu bringen, (freylich mit ziemlicher Leichtigkeit, wenn dem getheilten Rande auch abwechselnd eine feste Lage gegeben werden kann,) da es bey dieser Beobachtungsweise nur zweymahl geschehen muß: man erspart also die Hälfte der Mühe. Dazu kommt, daß bey dieser Methode  $\frac{2}{3}$  des getheilten Kreises bey jedem Winkel benützt werden, da es bey jener Repetitionsmethode von der Größe des Winkels abhängt, wie viel dabey vom getheilten Rande benützt wird. Eine vierte Eigenheit ist die Einrichtung, durch welche man das Anschließen an die magnetische Linie erleichtert. Für diesen Zweck ist nämlich die Magnetnadel in einem länglichen Kästchen, das vermöge zweyer Schrauben an den Vernier des Centrum-Spiegels befestigt werden kann. Man läßt die Nadel auf ihre Puncte einspielen, und beobachtet die Entfernung ihres Verniers von den beiden übrigen. Man erhält die Abweichung einer Linie von der magnetischen leicht, da der Winkel für den Parallelismus einer Linie zum Gegenstande mit der magnetischen leicht auszumitteln ist. Man darf nur einen Gegenstand beobachten, der mit der magnetischen Linie ungefähr einen rechten Winkel macht. Legt man dann die Nadel herum, so daß die Pole verändert liegen, und macht eine zweyte Beobachtung, so wird man den verlangten Winkel leicht finden. Eine fünfte Eigenheit ist die leichte Umänderung des Instruments in eine Wassermåße, die zu gleicher Zeit zum Höhenmessen gebraucht werden kann. Nachdem man nämlich durch eine Einrichtung dafür gesorgt hat, daß man den Kreis senkrecht legen kann, wird an

den Vernier des Centrum-Spiegels durch zwey Schrauben eine Wassermage befestigt. Man sucht den Winkel der Verniers für die horizontale Lage, wie bey den Wassermagen, und benutzt dann die Kenntniß des Winkels, welchen der Vernier des Centrum-Spiegels mit den andern beiden macht, zur Messung der Höhe jedes beobachteten Gegenstandes. Eine sechste Eigenheit würde das Statio dieses Instruments haben. Man hat nämlich nicht den gewöhnlichen Dreyfuß, sondern die Füße werden einzeln getragen, und im Felde werden sie vermöge eines prismatischen Ansatzes in die Falzen eines kegelförmig abgeschliffenen eisernen Dorns geschraubt, auf welchem der abgeschliffene Doppelkegel sich bewegt, welcher die Rotation des durchbrochenen Spiegels und des Randes sichert; der Centrum-Spiegel bewegt sich wieder vermöge eines kleineren Kegels im Doppelkegel. Dieser eiserne Dorn mit seinen Falzen ist, wie es scheint, wohlfeiler als die gewöhnliche Einrichtung, und gibt mehr Festigkeit. Um auf jedem Boden dem Kreise die nöthige Lage geben zu können, gibt man entweder den Füßen verschiedene Längen und den prismatischen Abschnitten derselben, verschiedene Winkel, wodurch sechs Lagen des Instruments auf jedem Boden möglich werden, oder (was vielleicht vorzuziehen ist) man gibt den Füßen eine bequeme Einrichtung, vermöge welcher sie verlängert werden können, ohne an Festigkeit zu verlieren. Das geschieht, wenn man ihnen die Einrichtung gibt, daß sie wie gewisse Schustermaßen auseinander gezogen werden können, und die beiden Stücke mit prismatischen Rücken an den Enden in dem spitzern Winkel der beiden eisernen Fassungen durch hölzerne Schrauben festdrückt. Diese Angaben werden hinreichen, um den Unterschied zwischen dem Verificationskreise und gewöhnlichen Spiegelkreisen festzusetzen.

## Paris.

Von dem Verfasser: *Monuments Français inédits pour servir à l'histoire des arts &c. par N. X. Willemain. Tome premier. 9 Lieferungen in Folio. 1810—1813.*

Die Ueberbleibsel der Französischen Kunst aus dem so genannten Mittelalter bieten dem Geschichtskenner noch immer einen lehrreichen und sehr mannichfaltigen Stoff dar; daher auch dieses sauber illuminierte Werk immer seinen Werth behält, so geringfügig und unbedeutend auch manche antiquarische Karikaturen erscheinen mögen. Ohne uns bey diesen Kleinigkeiten aufzuhalten, und den Leser durch eine Inhaltsanzeige zu ermüden, wollen wir nur dasjenige ausheben, was wirklich beziehungsweise ist, und unsere Aufmerksamkeit verdient. Unter den Miniaturmahlereyen, die der Verf. copiert, und mit den lebhaftesten Farben illuminiert hat, sind die aus der Bibel Kaiser Karls des Kahlen die wichtigsten (II. r. 2. VI. 2.). Man weiß, daß Karl mit einer Liebe zur Pracht eine lebhaftere Neigung zu den Künsten und Wissenschaften verband, und viele Handschriften mit Miniaturen verzieren ließ, unter welchen nächst dem Codex der Evangelisten im Kloster St. Emmeran zu Regensburg, sein Gebetbuch die wichtigste ist. *C. Capitularia Reg. Franc. T. II. p. 1276.* Man sieht ihn darin in griechischer Kleidung, die er so sehr liebte, in einem purpurnen Gewande, auf einem goldenen Thron sitzend. Einige andere Miniaturmahlereyen sind aus einem Buche über die Falkenbeize genommen, das sich unter den Niederländischen Handschriften der Kaiserl. Bibliothek zu Paris (Nr. 213) befindet. Es scheint aus dem 13ten Jahrhundert zu seyn, und erinnert an den herrlichen Friedrich II., an die romantische Zeit Deutscher Heldengröße und Deut-

scher Weltherrschaft. (VI. 3.) Die Miniaturen stellen den Kaiser Friedrich dar, wie ihm ein Ritter, Johann von Dampierre, ein Buch überreicht. Andre Figuren haben Falken mit rothen Kappen auf den Händen sitzen. Glücklicher Weise hat der Name des Künstlers sich erhalten; er nennt sich *Simon dorliens* (wahrscheinlich Dourlens in der Picardie) anluminéur. Die Miniaturen aus einer Handschrift des Terenz aus dem 14ten Jahrhundert (VII. 4.) stellen Weiberköpfe mit den glühendsten Farben dar. Ob aber die Miniaturen in dem Roman *Renaud de Montauban* wirklich von Johann von Brügge sind, verdient näher untersucht zu werden (IX. 4.).

Unter den Glasmahlereyen müssen wir eine Einfassung eines Fensters, das der kunstliebende Euger in der Abtey von St. Denis im zwölften Jahrhundert hatte verfertigen lassen (I. 4.), und eine andre in der Abtey Notre dame de Bonport in der Normandie (IV. 3.), aus dem vierzehnten Jahrhundert, für die wichtigsten halten. Diese hat viel Eigenes. Es sind schöne Weiber- und Männerköpfe auf einem purpurrothen Hintergrund, der mit einem vierblättrigen Klee Aehnlichkeit hat, und sich auf einem dunkelblauen mit goldnen Lilien besäeten Felde erhebt. Zu den merkwürdigsten architectonischen Ornamenten gehören die reich verzierten Capitale der Abtey S. Germain després, verfertigt unter den Abten Morard und Ingon, im Anfang des 11ten Jahrhunderts. Sie sind mit Fruchthörnern, Acanthblättern, Raubvögeln und Masken, aus welchen üppige Blätter sich herauswinden, sehr geschmackvoll geschmückt (II. 3.). Auch die Ornamente in der Abtey St. Denis, aus dem zwölften Jahrhundert (IV. 2.), und an den Capitälern der Crypta (V. 2.) ebendasselbst, sind so zierlich, daß man ihrem Urheber eine Bekanntschaft mit antiken Mustern zu-

trauen möchte. Von den Statuen nennen wir nur die des Chlodwig, am Portal der Notre-damekirche zu Corbeil (VII. 1.), und seiner Gattinn Chotilde ebendasselbst (VII. 2.). Sie hat lang herabrollende, geflochtene Haare, wie die Statue der Gemahlinn Pippin's, Plectrudis, in der Kirche St. Maria im Capitolio zu Cöln, und die heilige Otilia auf dem Hohenburgischen Basrelief, bey *Schöpslin*, *Alfata illustrata* T. I. tab. 2. n. 1. 3. Außer diesen Statuen müssen die Pilaster im Kloster S. Sauveur zu Air in der Provence aus dem 11ten Jahrhundert (IX. 1.), die Bruchstücke eines schönen Fußbodens in dem Kaiserl. Museum (VII. 3.) und eine treue Copie der Chemise de S. Vierge, die Kaiser Karl der Kahle im Jahre 877 der Cathedral zu Chartres geschenkt hat (IX. 2.), die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich ziehen.

#### Rudolstadt.

In Commission der Hof-, Buch- und Kunsthandlung: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, von A. Schopenhauer, Doctor der Philosophie. 1813. 8. 148 S.

Wenn sich die Erstlinge wissenschaftlicher Studien durch Gründlichkeit, durch die Richtigkeit der dabey befolgten Methode, durch das Bestreben bemerkte Lücken auszufüllen, endlich auch durch einen deutlichen Vortrag auszeichnen, und für die Zukunft viel Vorzügliches versprechen; so verdienen sie der Aufmerksamkeit des gelehrten Publicum besonders empfohlen zu werden. Wir halten uns daher auch für verpflichtet, der Anzeige dieser philosophischen Abhandlung eines unserer ehemahligen academischen Mitbürger einige Zeilen zu widmen, und darin die schönen Hoffnungen auszusprechen, wozu die philosophischen Talente des Verfassers und dessen Eifer.

für das Höchste in der Philosophie berechtigen. Schon die Beschaffenheit des Thema, dessen Aufklärung er unternommen hat, zeugt von dessen Bekanntschaft mit dem Wesen der Philosophie. Denn wie und womit man auch in dieser anfangen, oder was man in ihr beabsichtigen mag, entweder eine wissenschaftliche Auflösung der Räthsel der physischen und moralischen Welt, oder eine Selbsterkenntniß in Ansehung der Möglichkeit einer solchen Auflösung; immer muß, was man sucht, und gefunden zu haben überzeugt ist, am Leitsfaden und durch Anwendung des Principis vom Grunde gesucht und gefunden worden seyn. Ob jedoch an den Gründen, worauf sich die philosophische Speculation stützen muß, ein innerer und wesentlicher Unterschied statt finde, oder nicht, darüber wird bekanntlich von den Philosophen noch gestritten. Diesen Streit will nun der Verf. belegen, und er ist daher bemüht zu zeigen, daß der Satz vom zureichenden Grunde ein gemeinschaftlicher Ausdruck für vier ganz verschiedene Verhältnisse sey, deren jedes auf einem a priori gegebenen Gesetze beruhe, von welchen vier Gesetzen aber (die er auf dem Titel des Werkes bildlich die Wurzeln von jenem Satze genannt hat) nach dem Princip der Homogenität angenommen werden muß, daß so wie sie in einem gemeinschaftlichen Ausdrucke zusammentreffen, sie auch aus einer und derselben Urbeschaffenheit unsers ganzen Erkenntnißvermögens, als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen, welche anzusehen wäre, als der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit der Objecte unsers in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subject und Object befangenen Bewußtseyns. Außer den bisher gemeiniglich schon angenommenen Arten der Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde, die

auf die Begriffe von Grund und Folge, Ursache und Wirkung zurückgeführt wurden, stellt nämlich der Verf. noch zwey auf, und rechtfertigt dieß auf folgende Art. Wenn gefragt wird: warum sind in diesem Triangel die drey Seiten gleich? so ist die Antwort, weil die drey Winkel gleich sind. Von dieser Gleichheit der Winkel kann aber nicht gesagt werden, weder daß sie die Ursache der Gleichheit der Seiten, noch auch der Grund der Erkenntniß dieser Gleichheit sey, indem was den letzten Punct betrifft, im Begriffe von der Gleichheit der Winkel nicht der von der Gleichheit der drey Seiten gegeben ist. Wenn man ferner einen Andern fragt: Warum thust du das? so wird irgend ein Motiv angegeben. Dieses ist aber keine Ursache, auf welche die Handlung als Wirkung folgte; denn es kann keines angegeben werden, aus welchem die Handlung nothwendig erfolgte. Die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung ist aber eine nothwendige. Eben so wenig ist es auch ein Grund, unter den die Handlung als Folge zu subsumiren ist, denn es ist nicht von einer Erkenntniß, sondern von einer vorgegangenen Veränderung die Rede. In Ansehung dessen nun, wie der Verf. dieß alles weiter ausgeführt hat, müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Und da die Verschiedenheit in der Anwendung des Principis vom Grunde nicht bestritten werden kann, gleichwohl von den Erbauern philosophischer Systeme wenig berücksichtigt worden ist, so bleibt die tiefeindringende Erörterung jener Verschiedenheit immer lehrreich, sollte auch der Verf. in der Bestimmung derselben, was die Anwendung jenes Principis in der Mathematik, vorzüglich aber auf die Motive zum Handeln betrifft, wie wir zum wenigstens dafür halten, zu weit gegangen seyn.



Nürnberg.

Ben Schrag: Versuch über die Nervenkrankheiten, von Dr. Sr. Wilh. von Hoven, königlich Baierischem Medicinalrathe. 1813. 363 Seiten in Octav.

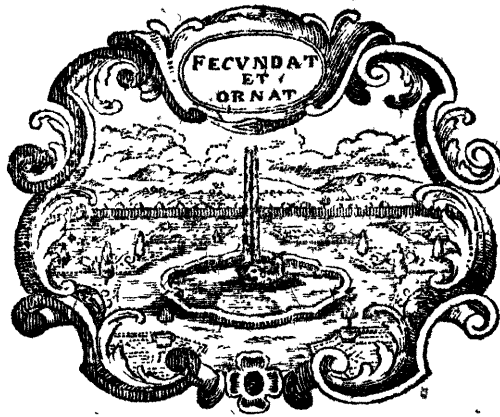
Das vorliegende Werk macht laut der Vorrede den ersten Theil aus, und handelt von den Nervenkrankheiten im Allgemeinen; ihm werden noch zwei Theile folgen, welche die vorzüglichsten besondern Formen derselben enthalten. Immer bleibt der Begriff von Nervenkrankheit zweydeutig, und selbst der des Verfassers ist wohl nicht von allen Einwürfen frey. Er nennt diejenigen Krankheiten Nervenkrankheiten, bey welchen die Verrichtungen des Nervensystems gestört sind, und das Leiden der Nerven unabhängig von dem Leiden eines andern Systems ist. Nervenaffectionen sind sehr häufig als secundär aus dem Leiden anderer Systeme hervorgehend, hier werden sie aber als primäre Krankheiten betrachtet, wo kein Leiden eines andern Systems vorhanden seyn soll. Die Reize, welche auf die Nerven wirken, sind die gleichen wie im gesunden Zustande, aber das Innere der letztern ist umgeändert; und dieser Zustand besteht als nächste Ursache in einer Veränderung der Form und Mischung ihrer Materie. Der Verfasser setzt aber gleich hinzu, daß dieses bloß Worte sind, indem wir von der nächsten Ursache nichts wissen. Es folgt nun die Eintheilung der Nervenkrankheiten, die Untersuchung der Ursachen, der Verlauf und die Entscheidung, die Vorhersagung in denselben, und die Heilung. Alle diese bekannnten Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit abgefaßt.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band  
auf das Jahr 1814.



Göttingen,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

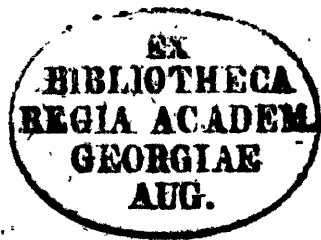
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



EX  
BIBLIOTHECA  
REGIA ACADEM  
GEORGIAE  
AUG.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 2. May 1814.

Leipzig.

Von Enobloch: Commentationes mathematico-philologicae tres, sistentes explicationem duorum locorum difficilium, alterius Virgilij, alterius Platonis, itemque examinationem duorum mensurarum praeceptorum Columellae. Adiecta est epistola ad v. cl. J. G. Schneider de excerptis geometricis Epaphroditii et Vitruvii Rufi scripta ab auctore harum commentationum Carolo Brandano Mollweide, astron. in acad. Lipsiensi professore. 1813. 122 Seiten in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Je seltener sich gründliche mathematische Kenntnisse und eine innig vertraute Bekanntschaft mit den Schriftstellern und Sprachen des Alterthums in Einer Person vereinigt finden, desto willkommener müssen die Aufklärungen seyn, welche der gelehrte Verf. der vorliegenden Aufsätze mit Hülfe der Mathematik über verschiedene dunkle Stellen bey alten Schriftstellern verbreitet. Der erste Aufsatz betrifft die bekannte Stelle in Virgils Gedicht vom Landbau über die Zeiten der zwiefachen Honigernte.

Y (3)

Bis gravidos cogunt fetus: duo tempora messis;  
 Taygeto simul os terris ostendit honestum  
 Pleias, et oceani spretos pede repulit amnes,  
 Aut eadem fidus fugiens ubi piscis aquosus  
 Tristior hibernas coelo descendit in undas.

GEORG. IV. 231. — 235.

Die meisten Ausleger sind darüber einig, daß die Jahreszeit, welche in den zwey letzten Versen bezeichnet wird, der Herbst sey, wo die Plejaden des Morgens untergehen, und daß daher bey dem descendit in undas der cosmische Untergang verstanden werden müsse: allein über die Worte fidus fugiens piscis aquosus sind eine Menge verschiedener Erklärungen versucht, ohne daß eine sich allgemeinen Beyfall hätte erwerben können, und einige Ausleger haben geradezu gestanden, daß sie so wie sie da stehen unerklärbar seyn. Herr Mollweide hatte seine Ansicht von dieser Stelle schon vor geraumer Zeit in der Monathl. Corresp. (1802 May) vorgetragen; späterhin lieferte er bey Gelegenheit seiner Ernennung zum Prof. der Astronomie in Leipzig in einer besonders gedruckten kleinen Schrift eine Umarbeitung jenes Aufsatzes, welche jetzt mit neuen Vermehrungen in der vorliegenden Sammlung erscheint. Er versteht unter piscis aquosus nicht wie die meisten andern Ausleger die Fische im Thierkreise, sondern den südlichen Fisch, obwohl er einen Hauptgrund, womit er in dem ersten Aufsatze diese Meinung unterstützte (daß nämlich das Beywort aquosus, welches bey den Fischen im Thierkreise etwas müßig zu stehen scheine, sich auf die Stellung des Sterns erster Größe im südlichen Fisch am Wasserguß des Wassermanns beziehe), in den spätern Umarbeitungen wieder hat fallen lassen (vermuthlich deswegen, weil sich andere Stellen finden, wo piscis mit demselben Beyworte entschieden den Fisch im Thierkreise bedeutet), und jetzt

dieses Beywort nur als eine Anspielung auf die nasse Jahreszeit nimmt. Das Fliehen der Plejaden vor dem südlichen Fisch erklärt er dadurch, daß der cosmische Untergang der Plejaden und der acronychische Aufgang des südlichen Fisches ziemlich nahe zusammenfallen, und zum Beweise, daß das Bild einer Flucht in einem solchen Sinne gebraucht werden könne, bezieht er sich auf eine andere Stelle desselben Gedichts:

Vere fabis fatio; tum te quoque, Medica, putres  
Accipiunt fulci, et milio venit annua cura,  
Candidus auratis aperit quum cornibus annum  
Taurus, et aduerso cedens canis occidit astro.  
GRONO. I. 215 — 218.

wo *cedens* dieselbe Bedeutung hat, wie *fugiens* in der obigen Stelle, und nach Hrn. Mollweide das nahe Zusammentreffen des Abend-Untergangs des Hundes mit dem Früh-Aufgange des Stiers andeutet. Mit so vieler Erudition auch Herr W. seine Erklärung unterstützt, so kann Rec. doch nicht leugnen, daß nach seinem Gefühl das Gezwungene in derselben nicht ganz weggeschafft ist. So gern er diese Erklärung der zweyten Stelle gelten lassen mag, und in dem Zusammentreffen des Abenduntergangs eines Sternes mit dem Frühaufgange eines andern, wenn es ein Fliehen des erstern vor dem zweyten genannt wird, trotz der verschiedenen Tageszeit ein schönes und wahres poetisches Bild erkennt, so hart scheint es ihm, dasselbe Bild bey dem umgekehrten Fall (der hier in Rede steht) anzumenden, wo der fliehende Stern des Morgens untergeht und der vertreibende des Abends aufgeht. Im Frühjahr fängt das Sternbild des großen Hundes, welches bis dahin jeden Abend am westlichen Himmel geglänzt hatte, an, ganz unsichtbar zu werden, ungefähr um die Zeit, wo der Stier, welcher

feinerseits eine Zeitlang ganz unsichtbar gewesen war, anfängt, wieder sichtbar zu werden, und immer mehr in den Frühstunden den östlichen Himmel zu schmücken: was kann man dagegen haben, wenn ein Dichter dieß ein Fliehen des Hundes vor dem Stier nennt? Aber wo bleibt die Wahrheit und Anschaulichkeit des poetischen Bildes, wenn der Dichter den Plejaden eine Flucht vor dem Jomahand beylegt in einer Jahreszeit, wo die Erscheinungen eigentlich auf folgende Art einander folgen: des Abends nach Sonnenuntergang so bald überhaupt Sterne sichtbar werden, sind beide schon aufgegangen, freilich Jomahand beinahe eine halbe Stunde früher als die Plejaden; allein Jomahand erhebt sich nur wenig über den Horizont, und ist lange vor Mitternacht schon wieder untergegangen, während die Plejaden die ganze Nacht hoch am Himmel glänzen und erst in dem Augenblick unter dem Horizont gehen, wo die Sonne aufgeht. So scheint es, wenn obige Stelle als Parallelstelle gebraucht werden darf; würde sie natürlicher die Erklärungsart des Bischofs Horsten rechtfertigen, welcher in den zwey letzten Versen die Gleichzeitigkeit des Abendunterganges der Plejaden mit dem Früh-Aufgange der Fische (im Frühjahre) findet, wenn nicht dieser Auslegung andere nicht unerhebliche Bedenklichkeiten im Wege ständen.

Die zweyte Abhandlung, über eine dunkle Stelle im Plato's Menon, war schon im Jahre 1805 der hiesigen Königl. Soc. der Wissenschaften handschriftlich vorgelegt, und ein kurzer Auszug daraus schon damals in unsern Blättern mitgetheilt (1805 S. 124). Wir bemerken also hier nur, daß dieß diejenige Stelle ist, wo Sokrates durch ein Beyspiel aus der Geometrie anschaulich machen will, wie man sich zur Auflösung einer Aufgabe vorher



durch Annahme gewisser näherer Bestimmungen vorzubereiten hat. Die geometrische Aufgabe, welche Socrates hierzu wählt, ist die Frage über die Möglichkeit, ein gegebenes Dreieck in einen gegebenen Kreis einzutragen, aber die Worte, wodurch er erst gewisse Einschränkungen über die Art des Dreiecks festsetzen will, haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Herr Mollweide fährt mit vielem gelehrten Scharfsinn hier aus, daß die dadurch bezeichnete Eigenschaft keine andere ist, als die Zerlegbarkeit des Dreiecks in zwey andere dem Ganzen ähnliche, welches denn freylich in Grunde nichts anders als eine präcise Umschreibung des rechtwinklichten Dreiecks ist. Die Art wie Hr. M. beweiset, daß jene Eigenschaft nur dem rechtwinklichten Dreiecke zukommen kann, ist viel künstlicher und weitläufiger als hier eben nöthig gewesen wäre, da dieß gleich unmittelbar aus der Gleichheit der drey Winkel  $ABC$ ,  $ADB$ ,  $BDC$  folgt (S. 46).

Die dritte Abhandlung war gleichfalls schon früher unserer Societät handschriftlich vorgelegt, und ein Bericht darüber in unserm gel. Anz. (1807. St. 74) gegeben; sie erscheint hier mit bedeutenden Vermehrungen. Es werden darin zwey von Columella gelehrete Näherungsmethoden erläutert, die Fläche des gleichseitigen Dreiecks und die Fläche eines Kreissegments zu berechnen. Eine kleine Uebersetzung findet sich S. 71, wo behauptet wird, daß kein anderer Bruch, dessen Zähler und Nenner unter 100 sey, dem wahren Verhältnisse des gleichseitigen Dreiecks zum Quadrate über derselben Seite so nahe kommen könne, als  $\frac{11}{12}$  in der That sind die beiden Brüche  $\frac{11}{12}$  und  $\frac{13}{14}$  genauer.

Der Brief an den verdienten Prof. Schwetzer in Breslau enthält einige Anmerkungen zu den von Hase in Dreyers Epistolae Parvulae vingegebenen

ten Stücken von den freylich sehr unbedeutenden mathematischen Schriften des Vitruvius Rufus und Epaphroditus.

### Berlin und Stettin.

Von Nicolai: Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, dargestellt von Franz Horn. 1812. 324 Seiten. Zweyter und letzter Theil (oder Nachtrag zu jenem Werke, auf dessen Titel kein erster Theil genannt ist). 1813. 278 Seiten in Octav.

Der Verf. ist durch einen kleinen, in seiner Art ganz nützlichen Abriss der Geschichte der Deutschen Poesie, auch, wie wir hören, durch Romane im Geist und Style der neuen Romantik, bekannt. Nach seiner Versicherung in der Vorrede zum zweyten Theile des vor uns liegenden Werks hat der erste Theil ein außerordentlich schnelles Glück gemacht; denn schon am 10. Januar 1813 konnte der Verf. dem Publicum für die freundliche Theilnahme danken, mit welcher es den in der Oster-Messe 1812 erschienenen ersten Theil aufgenommen. In dieser Vorrede versichert der Verf. weiter, daß "eine bestimmte Ansicht der Nothwendigkeit einer Litteraturgeschichte der Deutschen während eines so bedeutenden Jahrhunderts ihn veranlaßt habe, seine Kraft zu wenden an die Hervorbringung dieses Werks." Wer je etwas Aehnliches gewollt, werde die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ein solches Unternehmen mit sich bringe. "Aber wie im Leben, so in der Wissenschaft und Kunst, wachse die Liebe mit den Hemmnissen (sic), die besiegt werden sollen. Solche Aeußerungen lassen eine Herculische Arbeit erwarten. Was nun die Hemmnisse (vulgo Hindernisse) betrifft, die es haben zu besorgen gab, so waren doch die Materialien, die

der Verf. zusammengetragen hat, nicht sehr schwer aufzufinden. Neue Notizen liefert er nicht; weder biographische, noch bibliographische, noch solche, die auf den Gang der Litteratur im Allgemeinen ein neues Licht werfen könnten. Bücher sind fast gar nicht citirt; Beispiele nirgends angeführt. Darum war es aber auch dem Verf., wie man sieht, gar nicht zu thun, dem unbefangenen Leser auf eine anspruchlose Art eine gründliche Anleitung zu geben, sich selbst zu belehren. Sein Urtheil über die Deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts wollte der Verf. aussprechen, und dadurch der Critik, die ihm die höhere scheint, einen neuen Schwung geben. Fast durchgängig setzt der Verf. die Werke, über die er sein Urtheil ausspricht, als bekannt voraus, um desto bündiger abzuurtheilen. So vernehmen wir denn allerdings manches, das Stoff genug zum eigenen Nachdenken gibt; z. B. zur Erinnerung an Bohenstein und Hoffmannswaldau, um die Geschmacklosigkeit dieser beiden Poeten zu erklären, sie seyen (wie Lucifer) durch Hochmuth gefallen. Von Leibniz, den die Hoflust und das Accommodationsystem ein wenig verdorben, stoße man, neben dem Trefflichen, tief und kühn gedachten, nicht selten auf mittelmäßige und flache, nicht ohne Süßlichkeit ausgebreitete Gedanken. Bodmer (dem freylich übrigens nicht mit Unrecht viel Schlimmes vom Verf. nachgesagt wird) habe die gesammte Deutsche Nation gehaßt. Hagedorn's Begeisterung sey dünn und wasserhell zu nennen. Gleim erscheine nur in seinen Kriegsliedern als Dichter. Die seyen sein Eins und Alles. Sein Hallabat enthalte nur die gemeinen Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. nach den hergebrachten protestantischen Ansichten, mit dünner Aufklärung versehen. Ungekrast habe sich ja noch

niemand von der wahren Philosophie ausgeschlossen. Der Triumphwagen dieser Unwissenschaft werde von ewigen Flügelrossen getragen, und fruchtlos sey es, ihnen, wie sterblichen Thieren, in die Zügel fallen zu wollen. Was das für eine unsterbliche Philosophie ist, von welcher der Verf. diese prächtige Beschreibung macht, wird nicht dabey gesagt. Vermuthlich soll es doch wohl die neue pantheistische Naturphilosophie seyn, die sich bekanntlich mit der neuen Romantik vermählt hat. An Kleist's Poesie, die hier elegisch genannt wird, sey zu tadeln das Verlegende, der Mangel an Beruhigung, die der Dichter, weil sie ihm selbst gefehlt, seinen Werken nicht haben geben können. Dem Frühlinge dieses Dichters fehle eine Hauptsache, das Erfassen des Weltgeistes. Rabener's Witz sey der eigentliche Conversationspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels. In dem religiösen Theile der Poesie Klopstock's sey zu bemerken "ein unendliches, aber auch oft wundes Sehnen nach dem, was Antwort hat auf jede Frage." Leider sey auch Klopstock's Geist nicht gestärkt gewesen durch reine Speculation. Ramler sey gar kein Dichter, obgleich er einige treffliche Gedichte gemacht. Auch Salomon Geßner kommt übel weg. Man sieht, vor einem solchen Richter ist schwer zu bestehen. Beyläufig erhält gegen das Ende des zweiten Theils auch der Verfasser dieser Anzeige seine Weisung, wie billig. Seine litterarischen Jugendsünden, über die er selbst seit langer Zeit noch viel strenger urtheilt, werden umständlich ausgemustert. Eingeräumt wird, daß er ein ganz fleißiger Uebersetzer sey. Leider sey nur sein Verstand zu beschränkt, um sich zu den großen Ansichten eines Franz Horn zu erheben.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der k. k. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1814.

## Sulzbach.

Hey-Selbel: Reden über die Religion für Gebildete, namentlich diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, gehalten von Amad. Wendt, außerordentl. Professor der Philosophie zu Leipzig. 1813. 206 Seiten.

Ein zweyter Titel, unter welchem diese Schrift ausgeben wird: Die Religion an sich und in ihrem Verhältnisse zu Wissenschaft, Kunst, Leben und zu den positiven Formen derselben (nämlich der Religion) in einer Reihe von Vorträgen an Gebildete — drückt ihren Inhalt bestimmter aus. Wir haben uns gefreut, hier einen Philosophen zu finden, der sich der Sache der Religion mit Wärme annimmt und eine Reihe von Vorlesungen über dieselbe auf einer berühmten Universität hält, und zugleich zu erfahren, daß diese Vorträge von einer zahlreichen Versammlung von Jünglingen, die sich verschiedenen Studien widmeten, mit Interesse gehört worden sind. Nicht die Religionslehren selbst werden hier vorgetragen, sondern nur die Religion überhaupt, und in den vorhin gedachten Beziehungen.

betrachtet, und dazu kommt noch die Schlussvorlesung über die Frage: Wie erwecken, erhalten und befestigen wir in uns die Religion? Es sind mehr Reden, als wissenschaftliche und systematische Vorträge, doch keineswegs Predigten. Es werden Principien festgesetzt, entwickelt und angewandt, es wird überall auf die Bildung, die Bestimmung, das Bedürfniß studirender Jünglinge Rücksicht genommen, der Lehrer aber ist hier zugleich Redner, ohne jedoch in das Gebiet des kirchlichen oder gerichtlichen oder lobpreisenden Redners zu streifen, er ist didactischer Redner, und will nicht bloß auf den Verstand, sondern zugleich auf das religiöse, moralische und ästhetische Gefühl der Zuhörer wirken. Wir halten die ganze Idee, welche diesen Vorlesungen zum Grunde liegt, für vortreflich, und sind der unmaßgeblichen Meinung, daß auf jeder Universität solche Vorlesungen gehalten werden sollten, und daß überall, selbst auch im academischen Vortrage über Religion und Sittlichkeit, nicht würdig, lichtvoll, erschöpfend und überzeugend gesprochen werden kann, wenn man bloß Verstand und Vernunft, und nicht zugleich auch das Gefühl reden läßt und bey dem Zuhörer in Anspruch nimmt. Desto mehr haben wir bedauert, daß dieser Verf. gar zu große, zusammengesetzte und schwerfällige Perioden baut, nicht selten in Weitschweifigkeit und einem zu großen Wortreichthum verfällt, Fremdes und Heterogenes vermischt und verbindet, nicht in erwünschter Klarheit und Ordnung redet, und gar oft schon voraussetzt, was erst hätte erklärt und entwickelt werden sollen, also in so fern selbst für seinen Zweck nicht methodisch genug ist. Dieß hindert uns aber nicht, anzuerkennen, daß nicht nur in dem Inhalte, sondern auch in der Form dieser Reden vieles sehr vorzüglich ist. Wir wollen daher

die Leser noch etwas genauer mit denselben bekannt machen. Die I. ist einleitend. Besonders merkwürdig ist hier die Erklärung der Ursachen des Mangels an Interesse für die Religion bey Studierenden. Uebrigens kommt vieles schon in diese einleitende Vorlesung, was hier den Zuhörern noch nicht verständlich seyn konnte. II. Was ist Religion überhaupt? Die Idee der Religion, wie sie hier auf menschliche Anlage gegründet und auf das höchste Ziel gerichtet, gefunden wird, ist innere, ungetheilte und ununterbrochene Wirksamkeit des Gemüths in seinem freyen und ursprünglichen Streben zur Gottheit und dadurch bewirkte Vereinigung mit ihr; oder, was dasselbe sagt, Liebe zur Gottheit, oder Glaube an die Gottheit und ihre Verbindung mit dem Endlichen, wodurch auch der Glaube an Freyheit und Unsterblichkeit der Seele umfaßt wird. III. Vom Verhältnisse der Religion zur Wissenschaft. Das Resultat besteht darin, daß die Religion als das wahre ursprüngliche Seyn und Leben der Seele in Vereinigung mit Gott, der Wissenschaft vorausgehen oder zum Grunde liegen und uns zu wahrer Wissenschaft beleben müsse, ja daß diese dann selbst als Aeußerung der Religion in uns betrachtet werden könne und in so fern auch zur steten Erweckung des Religiösen in uns wiederum zurückwirken müsse, so daß man also sagen kann: die Religion erzeugt das Streben nach Wahrheit und die wahrhafte Erkenntniß führt zu Gott. IV. Vom Verhältnisse der Religion zur Kunst. Die Religion an sich ist von der schönen Kunst unabhängig; obgleich religiöse Gefühle durch das Anschauen der Kunstwerke nicht minder als durch das der Natur geweckt werden können, so ist doch das einzelne religiöse Gefühl noch nicht Religion zu nennen und mit dem

jenigen religiösen Gefühlen, welche das Kunstwerk hervorbringen kann, vereinigt sich stets der Eindruck des Sinnlichen, indem für das Gemüth auf dem höchsten Gipfel der Religion jede sinnliche Anschauung nichtig und unzulänglich erscheint. Von der andern Seite gibt es aber doch keine wahre schöne Kunst, die nicht von der Religion ausgehe, kein echtes Kunstwerk, das nicht eine religiöse Anschauung voraussetze. Dieß erhellt, wenn man 1) auf die Möglichkeit der Kunst Rücksicht nimmt. Die Kunst setzt jene göttliche, d. h. durch die weise Einrichtung Gottes selbst bewirkte Harmonie des Geistes und der Natur, welche sie ihren Werken einprägt, von Seiten des für den geistigen Ausdruck empfänglichen Stoffes schon voraus. Ein Kunstwerk ist Ebenbild der Schöpfung Gottes, Nachschöpfung des Künstlers, es setzt eine Schöpfung voraus, die Urbild der Schönheit ist. Es wäre nicht möglich, daß der Mensch den Stoff der Natur nach Ideen behandelte und formte, wenn nicht eine göttliche, schaffende Macht diesen Band zwischen Geist und Natur gestiftet und ihre Verwandtschaft bestimmt hätte, vermöge deren der äußere Stoff der Form empfänglich ist und der Mensch Macht hat, die Bilder, die er sich innerlich formte, in der Natur auszuprägen 2) auf die Kraft, womit der Künstler sein Werk hervorbringt. Die Begeisterrung, mit welcher der Künstler die in seinem Gemüthe waltende Idee darstellt, die Weltanschauung, welche ihm die Gegenstände von der bedeutfamsten Seite zeigt, der Enthusiasmus, wodurch in dem Künstler eine höhere, ausgezeichnete Natur sich entwickelt, ist eine Gabe der Gottheit und stammt vom Himmel 3) auf die Stimmung, in welcher das wahre Kunstwerk entspringt. Der Künstler fühlt in der Anregung seiner Kraft eine höhere Einwir-



lung, die göttliche Harmonie der Natur und des Geistes, die lebendige Schönheit selbst, welche von ihm am lebendigsten empfunden und angeschaut wird, wirkt in ihm Gefühl und Anerkennung der göttlichen Kraft, durch welche er alles, was er darstellt, in einem schöneren und verkärteren Lichte zeigt, und so kann man das wahre Kunstwerk auch nach seinem subjectiven Ursprunge religiös nennen. Von der anderen Seite aber eignet deswegen nicht jede einzelne Kunstdarstellung der Religion, als dem unsichtbarsten und höchsten Streben der Seele zum Auvollendeten, die Gegenstände und Werke der Kunst steigen in der Darstellung des Idealen mehr oder minder in den Sinnenkreis herab, und es kann manchen Gegenstand der Religion geben, welcher der Kunst nicht darstellbar ist. Die Kunstmittel, welche als Aeußerungsformen und zur Belebung des religiösen Gefühls dienen sollen, müssen nach Beschaffenheit der Religion eines Volks nothwendig, in Hinsicht ihrer Anwendung und Uebung ungesucht und frey, in Rücksicht auf die Würde der Religion von hoher Einfachheit seyn, und unter diesen Bedingungen erhält die Kunst eine höhere Bedeutung, so wie sie dadurch auch die höchste Wirkung gewinnen kann. Ausdrücklich erklärt sich dabei der Redner wider diejenigen, welche die Religion oder vielmehr den Gottesdienst in Kunst umzuarbeiten streben, welche das Ideale in der Kunst verkennend, vielmehr das Sinnliche an ihr als scheinbar vollkommene Form zu dem Principe der Kunst erheben, auch die Religion auf einen die Phantasie anregenden Cultus beschränken möchten, welche einen gesunkenen Glauben durch ästhetische Formen stützen wollen, wie wenn nicht jede zweckmäßige Form aus dem Glauben selbst hervorgehen müßte, welche Gottheit und Creatur, Religion und Kunst verwechselt

und vermischen und dann bald letztere als das einzige Heil der Welt predigen, bald die Religion mit ihrer Art von Poesie versehen und in ihr überall einen schwärmerischen Cultus verkündigen. V. Vom Verhältnisse der Religion zum Leben. Das ganze Leben oder sittliche Handeln des Menschen steht in innigster Verbindung mit der Religion, ja es kann ihrer gar nicht entbehren, es ist die im Handeln sich äufordende Religion, es ist mit einem Gefühle des göttlichen in uns verbunden, es weist stets auf Gott hin, es ist ein Antheil an seinem Wesen. Die Religion verhält sich zum sittlichen Handeln, wie die Gottheit zur Freiheit, sie gibt diesem Handeln seinen wahren und positiven Character. Gott ist das reelle höchste Gut und Ziel des sittlichen Handelns. Der Glaube an Gott führt zu vernunftmäßigem Handeln; das sittliche Handeln zu Gott. Die Religion ist das Tiefste und Höchste im Menschen; sie leuchtet über dem Leben des Menschen gleich einer Sonne und weckt die schlafenden Keime alles Guten. So zeigt sie sich nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern auch im Gesamtleben der Menschen. Unter allen Völkern und Menschen finden wir Religion, wie vielfach und verschieden sie sich äußert, ein allgemeines Streben zum Höhern, zu Gott, dem Urquell alles Daseyns. Ueberall finden wir Priester, welche die Staaten gegründet und Ehrfurcht vor der Gottheit zum ersten Gesetze machten. Ohne Religion kann kein Staat bestehen. VI. Von dem Verhältnisse der Religion überhaupt zu ihren verschiedenen Hauptformen, den positiven Religionen, insbesondere zur christlichen Offenbarung. Wird die Religion als höheres Bindungsmittel eines Theils der Menschheit betrachtet, so kann sie auch ohne gewisse eigenthümliche Darstellungsformen, welche den Bildungsstufen der

Mäßigkeit gemäß sind, nicht gedacht werden und dieß bildet den Character der positiven Religionen. Diese sind besonders Formen, in welchen die Religion sich äußert oder durch welche sie objectiv, ein Gegenstand der gemeinschaftlichen Verbindung und Anerkennung wird. Die Darstellungsmittel der Religion sind entweder sinnliche, wie Gebräuche und Ceremonien, oder geistige, welche sich auf Ansichten von Gott und seiner Verbindung mit dem Endlichen beziehen und den Lehrebegriff oder das Dogma bilden, sobald sie durch gemeinschaftliche Anerkennung festgehalten werden. Beide verbinden ihre Befenner zu einer vollständigen Einheit oder Kirche, und machen die Grundbestandtheile aller positiven Religionen aus. In diesen Religionen ist entweder das geistige oder sinnliche vorherrschend, und hernach kann man zwey Hauptclassen solcher Religionen unterscheiden. In diesem Abschnitte finden sich auch sehr tiefe und helle, wiewohl von dem gewöhnlichen abweichende, Blicke in das Wesen des Christenthums. VII. Schluß. "Haben wir uns fest überzeugt, daß die Religion die innerste Richtung des ganzen Gemüths auf Gott und wie die Freyheit selbst, auf welche sie sich gründet, aus Gott entsprungen ist, so sehen wir auch ein, daß sie durch Freyheit und mittelst der Einwirkung auf die geistige Anlage des Menschen erweckt, erhalten und befestiget werden könne. Sind wir ferner überzeugt, daß die lebendige Gottheit überall sich wirksam äußere, daß sie aber bey wahrer Ausübung der Humanität dem Menschen sich vollkommen offenbare und mit ihm vereintge, weil der Mensch in seiner bewußten Kraft die Würde trägt, so sehen wir auch im Allgemeinen, auf welche verschiedene Arten wir zu jenem Zwecke auf das Gemüth einwirken können, denn die Humanität ist umfaßt in den drey ideaten Bestre-

bungen, der Wissenschaft, der Kunst und des sirdlichen Handelns. Endlich fanden wir, daß die Gottheit sich vor allem geoffenbart habe durch Jesus, den göttlichen Mittler, dessen Licht durch viele Jahrhunderte bis zu uns herübergestrahlt, dessen Sinn so viele Geschlechter begeistert und gekräftiget hat, zu einer neuen Bahn des Wissens und Lebens hindurchzudringen, und darum werden wir auch diesen Einflusses auf das Gemüth zur Erweckung und Stärkung der innern Religion nicht vergessen." Damit ist zugleich der Inhalt dieser letzten Vorlesung angegeben.

### Lüttich.

Bey Desoer: De l'influence des passions sur la production des maladies. 1809. 482 Seiten in Octav.

Die physicallisch-medizinische Societät zu Lüttich hatte die Preisfrage aufgestellt: den Einfluß der Leidenschaften auf Erzeugung von Krankheiten zu bestimmen. Dieses Werk enthält nun die verschiedenen der Ansicht der Societät nach gut ausgearbeiteten Aufsätzen. Der erste, welcher den Preis erhalten hat, ist vom Dr. Debrenze; der zweyte vom Dr. Charpentier; der dritte vom Dr. Bilon; der vierte vom Dr. Godetroy; der fünfte von einem Ungeannten. Die erste und zweyte Abhandlung haben allerdings einiges Verdienst; das Bekannte ist gut geordnet, und es fragt sich, ob nicht die zweyte eben so gut als die erste den Preis verdient hätte. Alle hingegen scheinen dem Rec. darin gefehlt zu haben, daß sie den Begriff von Affect und Leidenschaft nicht genau genug hervorheben, und unterscheiden, woraus sowohl für die Anordnung als auch für die richtige Entwicklung der Gegenstände bedeutende Fehler hervorgehen mußten.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1814.

Paris.

Annales de Chimie. Tome 82. (Die Anzeige von Tome 81. s. 1813. S. 2069.)

Dieser Band enthält an eigenthümlichen Abhandlungen und Notizen: S. 58 und 126. Chevreul über das Campecheholz und den eigenthümlichen Farbestoff desselben. Beschluß der in dem vorhergehenden Bande dieser Annalen von dem Verf. über diesen Gegenstand mitgetheilten Untersuchung. — S. 109. Guilbert Versuche über den Honig. Den Gehalt des Honigs an festem Zucker fand der Verf. ungefähr  $\frac{1}{7}$  seines Gewichts. Derselbe ist wie der feste Traubenzucker nur wenig süßend und erfordert fast doppelt so viel Salpetersäure um in Sauerkleesäure umgeändert zu werden, als der liquide Zucker des Honigs. Die Coliken und Durchfälle, welche manche Personen nach dem Genuß des Honigs verspüren, glaubt der Verf., nach einigen Versuchen zu urtheilen, nur allein diesem festen Honigzucker zuschreiben zu müssen. Wahrscheinlich hängen aber diese Wirkungen, wie bey der Manna, ebenfalls von einer andern mit demselben noch verbundenen Substanz ab, welche vermuthlich auch die Ursache

A (4)

des eigenthümlichen widerlichen Honiggeruchs ist. — S. 148. Vogel über den liquiden Zucker, welchen man durch die Behandlung des Stärkemehls mit Schwefelsäure nach der Methode von Kirchoff erhält und die Umänderung verschiedener Substanzen in weingährungsfähigen Zucker. Nach des Verf. Untersuchung enthält der Stärkemehl-Syrup, er mag aus dem Stärkemehl von Weizen, oder auch aus dem von Kartoffeln gewonnen seyn, neben dem Zucker, noch eine gummiartige Substanz, welcher indessen die für das wahre Gummi so charakteristische Eigenschaft, mit Salpetersäure behandelt in Milchsüßersäure ungeändert zu werden, abgeht. Weder der Stärkemehl-Zucker noch dieser gummiartige Stoff enthalten Schwefelsäure gebunden. Die Schwefelsäure erleide während der Verwandlung des Stärkemehls in Zucker durchaus keine Entmischung und ihre Wirkung bey diesem Proceß beruhe aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß sie dem Stärkemehl einen Antheil Wasserstoff und Sauerstoff entziehe, indem sie dasselbe disponire, auf eigene Kosten Wasser zu bilden. Durch eine ähnliche Behandlung mit Schwefelsäure und auch mit Salzsäure gelang es dem Hrn. Verf. ebenfalls den Milchsüßer in einen weingährungsfähigen und im Alkohol sehr auflöselichen Zucker umzuändern. — S. 165 beschreibt D'Arcet eine Geräthschaft, um durch Anwendung derselben den übeln Geruch bey der Bereitung des Berlinerblaus zu verhüten. Dieselbe ist in Abbildung beygefügt. — S. 171. Gays Lussac über die Zerfließbarkeit der Körper. Enthält eine vorläufige Notiz einer von dem Verfasser in der Société d'Arcueil am 17. May 1812 über diesen Gegenstand vorgelesenen Abhandlung. Die darin mitgetheilten Bemerkungen über die Zerfließbarkeit der Körper sind in mehr als einer Beziehung von einem sehr großen wissenschaftlichen Interesse;

wie versparen indessen das Nähere davon bis zur Anzeige des unter kurzem erscheinenden dritten Bandes der Mémoires de la Société d'Arcueil, wo in dieselbe vollständig aufgenommen werden wird. — S. 197. Vauquelin vergleichende Analyse des Harns verschiedener Thiere. W. theilt darin die Analysen vom Harn des Löwen, Tigers und Bibers mit. Den Harn des Löwen fand der Verf. mit dem des Tigers völlig übereinkommend. In gewisser Hinsicht war der Harn beider auch dem des Menschen ähnlich, unterscheidet sich aber sehr wesentlich von diesem durch seine alkalische Beschaffenheit und die völlige Abwesenheit von Harnsäure und den fast gänzlichen Mangel an phosphorsaurem Kalk. Die alkalische Beschaffenheit des Harns dieser Thiere rührt von Ammoniak her, dem auch der starke und unangenehme Geruch desselben wahrscheinlich zugeschrieben werden muß. Die in diesem Harn von dem Verf. übrigens aufgefundenen Substanzen sind: Harnstoff; Schleim; phosphorsaures Natron; phosphorsaures Ammoniak; salzsaures Ammoniak; eine Spur von phosphorsaurem Kalk, welcher vermuthlich bloß suspendirt in dem Harn vorkommt, und Ursache des Trübseyns desselben ist; schwefelsaures Kali in bedeutender Menge, und eine höchst unbedeutende Menge Kochsalz. Der Harn des Bibers ähnelte dem der grasfressenden Thiere. Außer Harnstoff und Schleim enthielt derselbe benzoesaures Kali, kohlensauren Kalk, kohlensaure Zalkerde, effigsaure Zalkerde, schwefelsaures Kali, salzsaures Kali oder Natron, ein vegetabilisches Pigment und etwas Eisen. Das Vorkommen der effigsauren Zalkerde ist W. noch zweifelhaft, so wie er auch von dem Eisen glaubt, daß es aus dem Gefäße worin der Harn aufgefangen war, herrühre. Das vegetabilische Pigment leitet er von der Nahrung dieser Thiere ab. — S. 218. Dufaud über das Sägen

des Kobaltens, nebst einer Bemerkung von D'Arcey über denselben Gegenstand. — S. 273. Dulong Untersuchungen über die gegenseitige Zersetzung unauflöslicher und auflöslicher Salze. Eine für die Verwandtschaftslehre sehr interessante Arbeit, denn bis jetzt ist dieser Gegenstand nur sehr oberflächlich untersucht worden. Doch glauben wir, daß die Versuche, welche der Verf. hier mittheilt, unter mehr abgeänderten Umständen wiederholt werden müssen, ehe mit Sicherheit die Folgerungen des Verf. sich daraus ziehen lassen. — S. 309. Vauquelin Analyse der verschiedenen Theile des Kastanienbaums. Wir werden auf diese Untersuchung bei der Anzeige des nächstfolgenden Bandes der Annalen zurückkommen, indem der vorliegende Band nur den Anfang derselben enthält.

#### Erpden.

Von Herdingh und Du Mortier 1804: *Teuthonista of Duytschlender van Gherard van der Schueren*, uitgegeven door wylen Mr. C. Boonzajer, verrykt met eene Voorrede van Mr. J. A. Cignett. Voorrede XCII Seiten, Wörterbuch 323 Seiten in Quart.

Von einem im Auslande erschienenen Buche, das schon deswegen, weil nur 180 Exemplare davon gedruckt wurden, schwerlich in viele Hände kommen möchte, wird, wie wir hoffen, auch diese späte Anzeige der Bestimmung unserer Blätter nicht zu wider seyn. Es sey uns daher erlaubt, zuerst eine Nachricht von dem Buche selbst zu geben, und alsdann Einiges von der neuen Ausgabe desselben zu sagen.

Gerhard van der Schüren, dessen Geschlechtsnahme von einem Eleyischen Dorfe hergenommen ist, wurde zu Santen im Herzogthum Cleve geboren. Da diese Stadt ehemahls zum Cöllnischen



Gebiete gehörte, und erst 1392 zur Hälfte und 1441 ganz dem Herzogthum Cleve einverleibt wurde, so wird es begreiflich, wie Gerh. v. d. Sch. in der Vorrede seines Werkes von sich sagen konnte: Ego quoque sub celtici Ducatus Clivenſis Coloniae Dyocesis emisperio orbicularis lucis. sumpsi exordia, wobei, der Sprache des Mittelalters gemäß, celticus wohl durch edel, und Dioecesis durch Gebiet, nicht aber durch Bisthum überſetzt werden muß. Er war ein Geistlicher und Cancellarius und Notarius des ersten Clevischen Herz. Adolf und seiner beiden Nachfolger. (Wie viel oder wenig diese Titel bedeuten mochten, lassen wir auf sich beruhen.) Sein Todesjahr ist unbekannt; ausgemacht aber ist es, daß er 1489 noch am Leben war. Außer einem bis zum Jahre 1452 gehenden, von Teschenmacher gebrauchten Chronicon principum Clivenſium et Markenſium schrieb er das erste Deutsch-Lateinische Wörterbuch, Teuthonista oder Dyuyschlender, dem er alsdann noch einen Lateinisch-Deutschen Theil beyfügte. Dieses Werk wurde 1477 zu Cöln bey Arn. thier Hornen in klein Folio gedruckt. Daß dieses Druckjahr für beide Theile gelte, und aus den voran gesetzten Worten edicio hujusmodi operis completa est de anno domini mccccclxxv, de menſe marci nicht folge, daß der erste Theil 1475 gedruckt wurde, sondern 'editio' von der Vollendung der Arbeit des Verfassers verstanden werden müsse, beweiset Hr. Cignert gegen Panzer und andere Bibliographen auf eine unseres Bedünkens völlig überzeugende Weise. — Die Absicht, die Gerh. v. d. Sch. bey seiner Arbeit hatte, war Lateinischschreibenden aus der Noth zu helfen. Dieser Gebrauch seines Buches fällt jetzt freylich weg, oder findet bloß dann Anwendung, wenn man in der Sprache der Epistolae obscuror. vir. zu schreiben für gut fände. Für uns ist der Dyuyschlender

wichtig durch seine Deutschen Wörter. Wie viel in dieser Hinsicht aus ihm zu lernen ist, sah schon Franc. Junius, der ihn in seinem Etymolog. Angl. häufig anführt, und seinem jetzt in der Orford'schen Bibliothek befindlichen Exemplare mehrere Anmerkungen beyschrieb. In Deutschland machte vorzüglich Richen in einem seinem Idiot. Hamburg. angehängten Aufsätze auf den alten Leuthonista aufmerksam, und der Verfasser dieser Anzeige kann aus eigener Erfahrung versichern, daß er, seit es ihm geglückt war, sich den Gebrauch des alten Werkes zu verschaffen, gar manches daraus gelernt hat.

Die große Seltenheit dieses für den Sprachforscher so wichtigen Werkes veranlaßte einige Holländische Gelehrte einen neuen Abdruck desselben zu veranstalten, der bereits 1794 angekündigt wurde. Nach einer Verzögerung von zehn Jahren erschien endlich der erste oder Deutsch-Lateinische Theil; ob ihm auch der zweite, minder wichtige, und die von Boonjager nachgelassenen und von Hrn. Elignett vermehrten Anmerkungen folgen können, wird die Zeit lehren.

Da das Deutsche unseres G. v. d. Sch. eigentlich Niederländisch ist, so findet sich Herr Elignett veranlaßt, die unter unsern Sprachforschern allgemein bekannte Bemerkung, daß zwischen dem alten Hochdeutschen und dem alten Niederdeutschen eine auffallende Aehnlichkeit obwalte, durch eine Menge Beispiele zu bestätigen, woben er eine große Belesenheit in unsern alten Dichtern an den Tag legt. — Druck und Papier sind so gut, daß man sich vorzüglich durch das letztere in das fünfzehnte Jahrhundert versetzt sieht. Unsere Deutsche Buchhändler, die mit einer unverantwortlichen Knickerey sogar Wörterbücher auf Löschpapier drucken lassen, nehmen sich, dieser Holländischen Rechthlichkeit gegen über gestellt, eben nicht sehr vortheilhafte aus.

## Zum Besten der Verwundeten

auf 24 Seiten in Octav. VARRONIS atque ULPIANI in recensendis rebus mancipi, cum alter ab altero dissentire, videatur, inter se conciliandorum novellam quandam rationem delineavit . . . und nun bittet Recensent seine Leser, zu rathen, wer es wohl sey, der, wenn er mit dem Apostel sagt: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, einen neuen Vorschlag, Varro's Nichterwähnen der Mancipation bey Zug- und Lastthieren, mit Ulpian's ausdrücklicher Lehre, diese seyen res mancipi, zu vereinigen, in den Gotteskasten wirft? Um das Rathen nicht gar zu leicht zu machen, mögen unsere Anzeigen dießmahl die alte Sitte verlassen, nach welcher, wie bey einer politischen Zeitung, jeder Artikel den Ort an der Spitze trägt, von wo er geschrieben seyn soll, oder allenfalls geschrieben seyn könnte, wenn z. B. immer ein Gelehrter in Leipzig von dem, was da neues erscheint, Nachricht gäbe, eine Einrichtung, die in anderer Rücksicht gar nicht wünschenswerth seyn würde, indem man es im Gegentheil oft rühmt, der Rec. stehe, auch wegen der Entfernung des Orts, nicht in der mindesten Beziehung mit dem Verfasser. Dießmahl würde sowohl der Druckort Breslau, als auch der Wohnort des Buchhändlers, der die kleine Schrift, wie es auf dem Titel weiter heißt: absque omni quaestu, in Commission genommen hat, Züllichau, es gar zu leicht machen, bey diesem originellen Gedanken in Ansehung des Außern, auf einen Schriftsteller zu fallen, der auch in Ansehung des Innern seiner Bücher so oft etwas Eigenes zeigt, auf Hen. Criminal-Rath Meister, der erst in Frankfurt a. d. O. Professor war, und es nun in Breslau ist. Von dem Inhalte sey hier nur so viel gesagt, denn ein

Auszug, der die Schrift selbst entbehrlich machte, wäre hier zwar leicht möglich, da sie so sehr klein ist, er wäre aber auch doppelt unartig, und zu etwas Unartigem reißt wohl nicht leicht ein Verfasser, durch fein Beyspiel, weniger, als eben dieser. Mit der Billigkeit, die man an ihm gewohnt ist, fährt er die Meinung Pufendorfs, — des Recensenten in zwey nähmentlich auch hierin sehr verschiedenen Ausgaben, der *RE.*, — seines, des Verf., jetzigen Kollegen, Hrn. Prof. Zacharia, — und dann eines, wie *Rec.*, ohne noch das Blatt gesehen zu haben, doch sonst weiß, sehr achtungswerthen Beurtheilers von dessen Schrift, in der Hallischen *L. Z.*, an. Auch dieser letztere scheint ihm den Knoten mehr durchzubauen, als aufzulösen, wenn er annimmt, (was auch die Ansicht des *Rec.* in unseren *Anz.* von 1807 S. 1485 ist); daß Varro nicht juristisch genau spreche. Herr *Erim. N. N.* vergleicht die verschiedenen Stellen Varro's, und hilft sich dann damit: *ut caeterae pecudes C. 6.* heiße, nach einer besondern Bedeutung, so viel als *pecora majora*; ferner *eadem robus dominum mutant C. 7.* heiße, auch wieder nach einer besondern Bedeutung, durch dieselben "*modi acquirendi solennes,*" unter die er also auch den *usus* rechnet; und endlich *facimus in accipiendo idem, quod dictum est in equis C. 8.* gehe dann, ebenfalls nach dem, was Varro selbst, in einem andern Werke, sagt, *facio* komme von *facies*, *faciem imponere* her, auf etwas Feyerliches. So erwähne dann auch dieser Schriftsteller im Grunde bey den Zug- und Lastthieren die Feyerlichkeit, ob er gleich für seine ungebildeten Leser die schweren juristischen Kunstwörter von *mancipatio* und *res mansipi* vermeide.

Hugo.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 7. May 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königlichen Societät der Wissenschaften am 2. April wurde von Herrn Prof. Stromeyer eine chemische Abhandlung vorgelesen, worin derselbe eine Analyse des krystallisirten Arsenikkieses oder Mispickels von Freyberg in Sachsen mittheilte. Fast allgemein ist der Arsenikkies von den Mineralogen bisher als eine natürliche Begiebung des Eisens mit dem Arsenikmetall betrachtet worden, und man sah den von Einigen, unter andern auch von Vauquelin, darin bemerkten Schwefel als einen bloß zufälligen Bestandtheil desselben an, welcher von mechanisch eingemengtem Schwefelkies herrühre. Dieser Ansicht gemäß hat man diesen Mineralkörper auch als eine eigene Mineralspecies entweder zum Eisengeschlechte oder zum Arsenikgeschlechte gezählt. In der That schien auch diese Meinung über die Natur desselben durch eine von dem Hrn. Prof. Lampadius zu Freyberg vor einigen Jahren angestellte chemische Analyse mit dem daselbst vorkommenden höchst reinen krystallisirten Arsenikkiese volle Bestätigung zu erhalten, denn bis

B (4)

dahin gründete sich das Urtheil der Mineralogen über die Mischung dieser Substanz mehr auf metallurgische Erfahrungen. Dieser Analyse zufolge besteht nämlich dieser krystallisirte Arsenikkies aus 42, 1 Arsenit und 57, 9 Eisen bestehen und durchaus keinen Schwefel enthalten. (Dessen Handbuch zur chem. Analyse der Min. S. 309 – 311.) Vermuthlich durch diese Analyse geleitet, bemühte sich jetzt auch Haüy (Annales du Muséum d'hist. nat. T. XII. p. 306 und Tabl. comp. p. 95) aus krystallogomischen Gründen die Eigenthümlichkeit des Arsenikkieses als besondere Species darzutun, indem er demselben eine geschobene gerade vierseitige Säule von  $111^{\circ} 18'$  und  $68^{\circ} 42'$  als Kernkrystallisation besetzte. Wie wenig indessen diese von Haüy für den Arsenikkies angenommene Kernkrystallgestalt mit der wahren Structur dieses Mineralkörpers zusammenstimme, wurde bald darauf von Bernhardt (Gehlens Journal für die Chem. und Phys. B. 3. S. 80) gezeigt. Zugleich bewies dieser Mineralog, daß die Krystallisationen des Arsenikkieses vom Würfel hergeleitet werden müßten, und erneuerte dadurch einen schon früher von unserm Hrn. Prof. Hausmann (dessen Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper S. 72) geäußerten Gedanken, daß nämlich der Arsenikkies seine Krystallisation höchst wahrscheinlich einem chemisch mit dem Arsenit verbundenen Schwefelkiesgehalte verdanke, und folglich fernerhin nicht mehr als eine eigene Mineralspecies, sondern nur als ein arsenikhaltiger Schwefelkies bloß als besondere Formation dieser Substanz betrachtet werden könne. Diese Meinung gewann durch eine von Thomson (Système de Chimie. Traduction par M. Risault T. 7. p. 507) um diese Zeit angestellte Analyse des Arsenikkieses große Wahrscheinlichkeit. Dieser Chemiker fand nämlich

dieses Fossil in 100 Theilen zusammengesetzt aus 48,1 Arsenik, 36,5 Eisen und 15,4 Schwefel, und bemerkt zugleich ausdrücklich, daß er in allen von ihm untersuchten Exemplaren desselben stets Schwefel angetroffen habe. Es kam also nun noch darauf an, auch diejenige Abänderung des Arsenikkieses, welche von Lampadius analysirt worden war, und worin nach dessen Versuchen, wie bereits erwähnt, durchaus kein Schwefel enthalten seyn sollte, einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Dieses geschah auch bereits im Laufe des Jahres 1812 von dem Prof. Beromeyer (Hausmanns Handbuch der Mineralogie B. 1. S. 153. Anmerkung). Die von demselben mit dem Freyberger kristallisirten Arsenikkiese unternommenen und in dieser Abhandlung näher beschriebenen Versuche ließen keinen Zweifel über das konstante Vorkommen des Schwefels auch in diesem Arsenikkiese übrig. Zugleich ergab sich aus denselben das für obige Meinung höchst wichtige Resultat, daß der Schwefel in dem Arsenikkiese mit Eisen zum Schwefel-Eisen im Maximo verbunden sey. Hierdurch wurde die Vermuthung des Hrn. Hausmann und Bernhardt auch von Seiten der Chemie bestätigt. Während der Verfasser noch beschäftigt war, das genauere quantitative Verhältnis der Bestandtheile dieses Arsenikkieses zu bestimmen, und dadurch auszumitteln, ob das Eisen in diesem Mineralkörper allein an den Schwefel gebunden sey, oder ob auch ein Theil desselben mit dem Arsenik sich legirt habe, und der Arsenikkies folglich eine binaire Verbindung von Schwefel-Eisen im Maximo mit Arsenik-Eisen sey, wie solches die Analyse dieses Fossils von Thomson vermuthen ließ, erschien auch eine chemische Untersuchung des Arsenikkieses von Hrn. Chevreul zu Paris (Gilbert's Annalen der Physik B. 41. S. 332). Aus 100 Thei-

len krystallisirten Arsenikkies erhielt dieser Chemiker 43,418 Arsenik, 34,938 Eisen, und 20,132 Schwefel. Durch diese Analyse bestätigte sich also aufs neue das konstante Vorkommen des Schwefels in diesem Mineral. Allein Herr Chevreul stellte über die Natur des Arsenikkieses eine von der vorhin gedüßerten ganz verschiedene Meinung auf. Er glaubt nämlich seiner Analyse zufolge annehmen zu müssen, daß der Arsenikkies eine Verbindung von Arsenik mit Schwefel-Eisen im Minimo constituire, und gründet diese Behauptung auf den Umstand, daß sich das Eisen und der Schwefel gerade in dem quantitativen Verhältnisse im Arsenikkiese befänden, in welchem sie nach Hatchett im Magnetkiese, und nach Berzelius im Schwefel-Eisen im Minimo oder dem künstlichen Magnetkies mit einander verbunden vorkommen. Die später von dem Verfasser zur Prüfung dieser Meinung mit dem Arsenikkiese angestellten Versuche sind derselben aber auf keine Weise günstig. Zwar weicht das von ihm aufgefundenne Mischungsverhältniß des krystallisirten Arsenikkieses nur höchst unbedeutend von dem, welches von Chevreul angegeben wird, ab. — Ein Umstand, der allerdings für die Genauigkeit beider Analysen spricht, um so mehr, da sich beide Chemiker bei ihren Untersuchungen einer ganz verschiedenen Methode bedient haben. — Allein darum erhalten die von Hrn. Chevreul über die Natur dieses Mineralkörpers aus dem Verhältnisse der Bestandtheile desselben gezogenen Folgerungen durchaus keine Bestätigung, und werden schon dadurch widerlegt, daß das von Hatchett und Berzelius für das natürliche und künstliche Schwefel-Eisen im Minimo festgesetzte Mischungsverhältniß, worauf Hrn. Chevreul's Meinung allein beruht, den Schwefelgehalt dieser Substanz um mehrere Procent zu niedrig



angibt, welches der Verfasser in einer nächstens der königlichen Societät vorzulegenden Arbeit über den Magnetties näher zu erweisen verspricht. Außer dem aber ist die Annahme, daß in dem Arsenittiefe der Schwefel mit dem Eisen zum Schwefel-Eisen im Minimo verbunden sey, mit dem chemischen Verhalten des Arsenittiefes zumahl bey der Destillation und gegen die Säuren ganz unverträglich.

Dagegen beweiset nun der Verf. sowohl aus den chemischen Eigenschaften dieses Mineralkörpers, als auch aus dem aufgefundenen Verhältniß seiner Bestandtheile, daß derselbe wirklich, wie schon aus Thomsons Analyse wahrscheinlich wurde, eine binäre Verbindung des Schwefel-Eisens im Maximo, oder des Schwefeltiefes, mit Arsenit-Eisen sey.

Nach des Verfassers Analyse bestehen dem zufolge 100 Theile des krystallisirten Arsenittiefes von Freyberg in Sachsen aus:

42,88	Arsenit
36,04	Eisen
21,08	Schwefel
<hr/>	
100,00	

Oder angenommen, daß das Eisen, im Maximo mit Schwefel verbunden, auf 100 Eisen 116,5 Schwefel aufnimmt, aus:

39,17	Schwefel-Eisen im Maximo
60,83	Arsenit-Eisen
<hr/>	
100,00	

Da der Verfasser nur Gelegenheit hatte diese Veränderung des Arsenittiefes zu untersuchen, und die von Chevreul und Thomson analysirten Arsenittiefe offenbar ganz dasselbe Mischungsverhältniß besaßen als der Freyberger Arsenitties, dem Thomson scheint bey seiner Analyse nur den Eisengehalt genau bestimmt zu haben, so mußte er es dahingestellt seyn lassen, ob der Arsenitties nur allein in

in diesem Verhältnisse aus Schwefelkies und Arsenik-Eisen zusammengesetzt sey, oder ob bey demselben mehrere Verhältnisse vorkommen. Doch vermüthet er das letztere, weil man alle übrigen binairn Verbindungen zweyer Mineralsubstanzen in mehreren Verhältnissen mit einander vereinigt antreffe. Es ist ihm daher auch nicht unwahrscheinlich, daß der so genannte Arsenikalkies sich von dem gewöhnlichen Arsenikkiese bloß durch das quantitative Verhältniß seiner Bestandtheile unterscheide.

### Leipzig.

In der Weygandschen Buchhandlung: **Johann Arnold Ranne's System der Indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, Nebst einer Uebersicht des mythischen Systems, als Beylage an den Verfasser, von Adolph Wagner. 1813. 611 Seiten in Octav.**

Die Wichtigkeit des Unternehmens, mit welchem der Verfasser dieses Werks sich befaßt hat, dem die Beylage von seinem Freunde zur Erläuterung dienen soll, berechtigt uns zu einer ausführlicheren Anzeige. Das kaum übersehbare Gewebe der Indischen Mythen auf ein festes System zurückzuführen, wird immer mehr Bedürfniß, je mehr unsre Kenntniß der alten Indischen Literatur sich erweitert, und je interessanter eben dadurch das wahre Verhältniß der Indischen Mythologie zu den übrigen Religions-Systemen der Vorwelt wird. Daß den Indischen Mythen selbst ein System zum Grunde liegt, ein höchst merkwürdiges, metaphysisches System, wie man es in der griechischen Mythologie nicht suchen darf, sagen wir hier als bekannt voraus. Was dieses nun eigentlich für ein System ist, dessen Theile auch aus den wunderbarlichsten und dunkelsten Indischen

Religionsdichtungen hervorschwimmern, darüber läßt sich streiten; und unter den Bramanischen Religionssecten selbst wird darüber gestritten. So viel wissen wir längst, daß die metaphysische Emanationslehre, die Lehre von der Ausströmung aller endlichen Wesen aus einem ewigen Urwesen, und von einer Rückkehr aller Dinge in den Schooß des ewigen Urwesens, unbezweifelbar die Grundlage aller Bramanischen Religionsdogmen und Dichtungen ist. Nun läßt sich durch metaphysische Demonstration, wenigstens nach der Einsicht des Recensenten, leicht klar machen, daß jedes Emanationssystem, wenn man es mit der nöthigen Consequenz verfolgt, in Pantheismus sich auflöst. Daraus aber folgt nicht, daß die Urheber der Emanationssysteme selbst dahin aus wollten. Wie mancher Lehrbegriff ist in den Augen seiner Urheber und Bekenner etwas ganz anders, als nach den Aussprüchen einer Critik, die nicht auf halbem Wege stehen bleibt! Ehe wir nun fragen, was aus einem gewissen Religionsysteme wird, wenn man es philosophisch auf die letzten Gründe alles Wissens zurück führt, muß zuerst doch wohl historisch ausgemacht seyn, was es in den Augen seiner Urheber und Bekenner ist und seyn soll. Hier trifft nun der Bearbeiter der Indischen Mythologie auf den bekannten Conflict der beiden Bramanischen Religionssecten, der Secte des Schiva und der des Wischnu. Dieser Conflict, auf den der gute Pater Paulinus bey der Abfassung seines *Systema Brachmanicum* bey weitem nicht genug geachtet hat, ist neuerlich von dem geistvollen Verfasser des Buchs über die Sprache und Weisheit der Indier vortreflich hervorgehoben, und durch die Mythologie des Indous aus den Papieren des Major Polier noch weiter aufgehellert. Die Frage ist keine geringere, als diese: ob nach diesem Sy-

Nemo das Geistige mit dem Physischen identisch, oder ob das Geistige erhaben über das Physische, und das Physische aus dem rein Geistigen entsprungen ist? Wer nach den historischen Kenntnissen, die wir bis jetzt von den Indischen Mythen besitzen, ein System der Indischen Mythologie schreiben will, von dem verlangen wir billig, daß er erstens die Quellen, aus denen er seine Notizen schöpft, sorgfältig mustere, und das, worin sie übereinstimmen, absondere von dem, worin sie von einander abweichen; daß er zweytens, wo streitende Notizen zu vergleichen sind, seine Gewährsmänner genau anzeige; daß er drittens durch eine solche Vergleichung dem wahren Geiste des Bramanischen Emanationsystems, so weit es beiden Secten gemeinschaftlich ist, auf die Spur zu kommen suche; daß er viertens die Mythen selbst im Geiste des Systems der Secte, die einen gewissen Mythen annimmt, erläutere und ordne; und daß er endlich fünftens, was sich unter wahren Geschichtsforschern von selbst versteht, nicht sein eigenes System der Philosophie in die Mythen eines großen und uralten Volks hineinschiebe, um es hinterher aus ihnen wieder herauszudeuten. Von allen diesen Forderungen hat nun der Verfasser des vor uns liegenden Systems der Indischen Mythe (wie er zu schreiben beliebt) nicht eine einzige erfüllt. Als ein enthusiastischer Schellingianer und naturphilosophischer Pantheist hat er schon vor einiger Zeit in einem von ihm selbst so genannten Pantheon aller Religionen zu zeigen gesucht, daß der naturphilosophische Pantheismus die Grundlage aller Religionen der Welt sey, und daß eben deswegen in allen diesen Religionen, wenn man sie nur recht verstehe, jene heilige und ewige Wahrheit sich finde, die uns neuerdings durch einen Deutschen Philosophen und seine

Schule verkündigt worden. Leichtes noch mußte es dem Verfasser werden, seinen ihm so theuern und werthen Pantheismus in dem Bramanischen Religionsysteme wieder zu finden, da von der Emanationslehre bis zum Pantheismus nur ein Schritt ist. Nach seinen Ansichten ist die Indische Mythologie nicht etwa ein Gewebe von kühnen und sinnreichen Dichtungen, denen eine der interessantesten metaphysischen Hypothesen zum Grunde liegt; sondern alle diese Dichtungen sind für ihn nur poetische Umkleidungen der ewigen Wahrheit selbst, die, seiner Meinung nach, auch in jedem andern Religionsysteme, wenn auch noch so dunkel, sich ausspricht, weil doch der ewige Weltgeist, der Alles in Allem ist, sich selbst nicht belügen kann, woraus denn für den Verf. folgt, daß alles, was ein religiös begeistertes Gemüth ersinnt und erfindet, reine, gediegene Wahrheit seyn muß. In diesem Sinne hat der Verf. die Indische Mythologie als ein Ganzes aufgefaßt. Ob nach echt Bramanischen Begriffen die Indische Emanationslehre wirklich als Pantheismus zu verstehen sey, findet er nicht einmal der Frage werth. Der höchst wichtige Conflict zwischen der Secte des Schiva und der Secte des Wischnu geht ihn gar nichts an. Doch nimmt er, nach seiner Philosophie, geradezu die Partey der Secte des Schiva, weil diese, wie die pantheistische Naturphilosophie, das Geistige mit dem Physischen identificirt. Eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Quellen unsrer Kenntnisse der Indischen Mythologie zeigt sich durch das ganze Buch; aber nur zuweilen sind diese Quellen angeführt; nirgends mit kritischer Wahrheitsliebe gemustert, oder geschieden. Jede Notiz, die der Ansicht des Verf. entspricht, ist ihm willkommen, sie stamme woher sie wolle. Ja, der Verf. setzt, um uns in der Indischen Mythologie zu unterrichten, voraus, daß

feinen Lesern diese gesammte Mythologie schon so bekannt und geläufig ist, als ihm selbst. Er erinnert nur durchgängig an eine Indische Dichtung nach der andern, um zu lehren, wie eine pantheistische Geschichte des Gottmenschen in ihnen allen erscheine. Der vorzüglichste Theil seiner Arbeit möchte wohl der chronologische seyn. Mit nicht gemeiner Kunst sucht der Verfasser die Indische Berechnung der Jugs oder Weltalter durch Reductionen der mythischen Zahlen auf die Vorrückung der Nachtgleichen mit der wahren Astronomie in eine solche Verbindung zu bringen, daß daraus zugleich das hohe Alter der Indischen Astronomie einleuchten und gegen die Einwendungen, die von scharfsinnigen Kennern gemacht worden, gesichert werden soll. Mit Le Gentil, der den Verf. auf die Spur geleitet zu haben scheint, findet er in der Zahl 60 den Schlüssel zu der Indischen Weltrechnung, indem er bemerkt, daß die Bramanen statt einer zwischen 43" und 58" schwankenden Zahl der Vorrückung der Nachtgleichen eine mittlere von 54" annehmen, worauf die Progression in der Sechszahl aufsteige. Diese Sechszahl nun schreite in der Indischen Chronologie, obgleich sie nicht ausdrücklich genannt wird, von 60 zu 600, 6000, 60000, vor. Wie sich selbst multiplicirt gebe sie die Summen 360, 3600, 21600. Gerade um diese Zahlen drehe sich die ganze Indische Berechnung der Jugs und der mythischen Unterscheidungen zwischen göttlichen und menschlichen Jahren. Der Raum erlaubt uns nicht, genauer anzuzeigen, wie der Verf. seinen Calcul den Indischen Mythen gemäß durchführt. Ein entscheidendes Urtheil über diese Berechnungen darf man wohl nicht fällen, ohne die Astronomen befragt zu haben, die hier ein nicht unwichtiges Wort mit sprechen müssen. Was aber die wahre Astronomie nicht angeht, ist der mystische Sinn, den der Verf.

nach dem System seiner Naturphilosophie in diesen Zahlen findet, und den er eben deswegen als heilige Wahrheit ausdrückt. Die metaphysische Emanationslehre drückt nämlich einen Uebergang des Unendlichen in das Endliche aus, was der Verfasser, als Pantheist, beiläufig die Menschwerdung Gottes zu nennen beliebt. Diesem gemäß findet der Verfasser nichts natürlicher und trefflicher, als, die Grundideen des mythischen Emanationssystems arithmetisch ausgedrückt zu sehen, indem er, wie einer seiner Mitbrüder, der den Schöpfer des Himmels und der Erden = Null setzt, und in dieser Null gerade das ewige Eins und Alles oder die Wirklichkeit findet, nun auch die Null für die Mutter aller Zahlen erklärt, woraus denn das bewundernswürdige Treffende einer arithmetischen Mythologie von selbst erhellt. Darum erkennt er diese Arithmetik und die von ihm aufgestellten Grundsätze über die Indische Weltrechnung schon in der mythischen Sage von dem Stier Dherma. Bekanntlich ist der Stier in der Indischen Mythologie, wie in der Aegyptischen und zum Theil auch in der Griechischen, das Symbol der Zeugungskraft. Zeugung aber ist mit Schöpfung nach der pantheistischen Naturphilosophie identisch. Aber der Verf. geht noch weiter. Er reducirt, benenne wie in der Pestalozzischen Schule die Elemente des Unterrichts aufgezählt werden, den wirklichen Uebergang des Unendlichen in das Endliche auf Zahl, Maß (Figur) und Wort. Zahl und Maß entstehen nach dieser Theorie, indem das Unendliche in Zeit und Raum hervortritt. Noch tiefer ist die Bedeutung des Worts. Das psychologische Problem, warum der menschliche Geist keinen Begriff festhalten kann, ohne ihn an ein sinnliches Zeichen oder Wort zu knüpfen, wird vom Verfasser so gelöst. "Seitdem das geistige Lichtprincip, die Dinge zu schaffen, mit dem finstern Princip der Contrast sich

vermählt, hatte ersteres, insofern es das Uebergewicht gewonnen, sich als Grund aller Bewegung in Zahl, letzteres, wo es vorschlug, in Figur offenbart; aber früher waren in dieser Vermählung beide in tiefer Fülle vorhanden gewesen, als Wort, das noch nicht gesprochen worden. — Dieses Wort ist das Indische Parlerat; denn die Welt ist ein λόγος, gesprochen aus Gottes Munde. — Erst da der Geist außer dem Geiste sich darstellte, wurde aus Zeit und Raum Zahl und Figur, Bild und Gestalt, ein wirklich Wort. Denn erst entsprang das Licht des Verstandes. Zeit und Zahl erschienen nun als Tact und Feinmaß, als Wort und Musik, und ein Gedicht ist die Welt." — Nach dieser Stelle des ersten Kapitels kann man ungefähr sich vorstellen, wie der Verf. durch das ganze Buch hindurch die Indischen Mythen erklärt. Auch gibt dieses erste Kapitel schon einen guten Vorrath von Proben der Sprachgelehrsamkeit des Verfassers. Denn von Sanscrit bis zur Sprache der Huronen und Algonkins herab geht der Verfasser die Sprachen aller fünf Welttheile durch, um mit Hilfe der Etymologie seine mythologischen und philosophischen Bemerkungen zu beweisen. Schon auf der zweiten Seite lernen wir den Indischen Drama wieder erkennen im Griechischen Promios (nachher auch im Ebräischen Abram, woraus Abraham geworden); den Indischen Kadila als einen Sohn der Bybele. Kadmus ist dem Verfasser erweislich der Indische Kodam. Der Idee folgend, lernen wir Seite 22, habe sich die älteste Sprache als Geschichte Gottes aus Einem Wurzelworte entwickelt, das die Null zu seiner letzten Bedeutung hatte. — Von dem Punkte an, wo wir, nach der Exposition des astronomischen und chronologischen Theils der Indischen Mythologie, eine genauere Mittheilung der Mythen selbst erwarten, geht des Verfassers einziges Streben



dahin, in allen Indischen Mythen sein eigenes System des Pantheismus nachzuweisen. Er erzählt, in seiner Sprache zu reden, die Geschichte Gottes als All-Eins im einfachen und doppelten Dualismus, als Bergeistigung und Verkörperung, Metempsychose und Metamorphose, nachgewiesen erstens in den vier Schöpfungen oder Weltaltern. Fortwährend beschäftigt mit dieser angenommenen Identität des Alls in Einem, der er überall nachspürt, analysirt er ein ganzes Kapitel hindurch die Identität in Brahma, Wischnu, Schiwa, und ihren Söhnen; weiter, im folgenden Kapitel, die Identität in Brahma's, Wischnu's, und Schiwa's Genahlinnen; weiter die Identität aller Erscheinungen in der Mythe (den Mythen) von Sagur's 10,000 Kindern. Diese Identitäts-Expositionen laufen fort bis zum Beschlusse des Werks, so weit es dem Verf. selbst angehört; und das nennt er ein System der Indischen Mythe. Beyläufig kommen noch besondere Aufschlüsse über einige Punkte der Geheimnisse der Ewigkeit, als ausgesprochen in Indischen Mythen, vor; z. B. daß die Liebe Gottes zur Welt (versteht sich, alles pantheistisch zu verstehen) begründet ward allein durch die Freiheit des Abfalls (S. 81); daß, nachdem das Eine sich geschieden in ein Vorstellendes und ein Vorgestelltes, der Act der Scheidung und Erzeugung auch der Act der zerstörenden Wiedervereinigung zum Einen und Ersten wurde. Dadurch erhalten wir (S. 83) auf ein Mal eine Beantwortung der Frage, die jeder Kenner der Indischen Mythen sich gewiß schon öfter vorgelegt hat, und die, unsers Wissens, noch nirgends gründlich beantwortet ist, nämlich, wie es eigentlich zu verstehen sey, daß der Indische Schiwa oder das zerstörende Princip der Natur zugleich das Princip der Zeugung ist, und als solches durch den Lingam repräsentirt; und von

Brama, dem Princip der Schöpfung, unterschieden wird. Gerade auf der Erklärung dieser Lehre beruht die Verschiedenheit der Secte des Schiwa und der Secte des Wischnu, und die wahre Bedeutung des Brama, als des schaffenden Princip, nach dem verschiedenen Glauben beider Secten. Der Verfasser findet hier keine Schwierigkeit; denn so, wie das Eine sich geschieden in ein Vorstellendes und ein Vorgefetztes, so werden, sagt er, die getrennten Geschlechter, indem sie durch Liebe und Geschlechtstrieb zum leiblichen Erkennen oder Erzeugen (Adam erkannte ja sein Weib Eva! setzen wir hinzu) vereinigt, neue sinnliche und endliche Leben hervorbringen, durch die Begattung selbst zerstört und dem Leben entnommen. Sinnreich ohne Zweifel, um so mehr, da auch Kinder, Jungfrauen und Castraten sterben, indem Schiwa seine Gewalt über sie ausübt. Doch was kümmern so gemeine Randglossen den begeisterten Seher? Ihm ist Schiwa zugleich der dritte Act des Bewusstseyns. — Wir wagen nicht, unsere Leser noch tiefer in das System der Deutungen des sinnreichen Verfassers hineinzuführen. Wäre nur durch sinnreiches Combiniren und Deuten, bey einem gänzlichen Mangel an trennendem und prüfendem Scharfsinn, die Philosophie der Religion und der Religionen, und namentlich das System der Indischen Mythologie, im mindesten gefördert! Wie kann der überhaupt etwas aufklären, wer überall nur Identität sucht! Als entschiedener Jünger der Secte des Schiwa spricht der Verf. sich besonders S. 121 aus, wo er mit einem Eifer, als ob er an der Küste Malabar geboren wäre, den Schiwa über Wischnu und Brama stellt. Dagegen lehrt er uns wieder S. 137, daß alle drey Götter sich gänzlich gleich bedeutend seyen; desgleichen S. 169, daß Brama's Gattinn Sarasowadi, Wischnu's Gattinn Lakshmi, und

Shiva's Gattinn Bhavani, alle drey ein und dasselbe erste Weib gewesen, das in den drey Wesen erwohnt, und sie geboren hat. Also am Ende Alles einerley. Wenn dieß das Resultat gelehrter Nachforschungen nach dem Identitätsysteme ist, wozu denn die langwierige Mühe des Unterscheidens, das man nachforschen liegt? Wundern wird man sich nun nicht, daß der Verf. auch bey der Vergleichung Indischer Mythen mit Griechischen, Aegyptischen und Griechischen, als Resultat immer findet, daß es im Grunde ein und derselbe Mythe sey. Dem Rec. ist ein solches semper idem noch in keinem andern Buche vorgekommen. Als eine Probe der Identification durch Etymologie wollen wir nur noch eine besonders interessante anführen. Die Indische Göttinn Lakṣī ist die Göttinn des Glücks; daher die Nahmen Glück (Lück) im Deutschen, und Eukium (Eicum) als der Jaden der Schicksalsgöttinn, und das Gewand der Zeit als ein Laken und des Sonnengottes Haar als Locke. Dieß lehrt uns S. 219 des Buchs. Was es aber weiter enthält, mögen unsre Leser aus ihm selbst lernen. — Aber erwähnen müssen wir noch der Zugabe von des Verf. Freunde Adolph Wagner. Sie bezeichnet sehr richtig den Standpunct, auf den man sich zu stellen hat, um zu verstehen, wie des Verf. Auslegung der Indischen Mythen verstanden seyn will. Die Mythologie offenbare Gott oder den göttlichen Geist; woraus sich ergebe, daß sie als Abbild das Urbild nicht verleugnen könne, mithin universal und total sey. Die Welt, die nach Hrn. Kanne (s. oben) ein Gedicht ist, heißt bey seinem Freunde ein schlafender Gott. Dem Weltstromen naturgemäß folgend, also auch der Indischen Mythologie gemäß, schaue man das All-Eine als Weltreligion. Aber freylich, um es so zu schauen, müsse man zuvörderst allen Trug und Hochmuth abthun und Resonanzboden der Weltkarte wer-

den. Wer auf diese Art andächtig erhoben sey in jener Tiefe und dem Mittelpuncte des Geistes, der sey zugleich der wahre Christ; er könne sich des sichern Gewinnes im Felde des Geistes freuen, im Gegensatz mit den breiten, innen verkohlten und ausgestorbenen, unnütz vielgeschäftigen, doch gefeyerten Gesellen und Knechten. Nun weiß jeder Gelehrte, wer nicht als Resonanzboden der Welt-harfe das All-Eins anschauer, wofür er sich zu halten hat. Von den Griechen wird geurtheilt, daß bey diesem kalten und leichtsinnigen Volke, wie bey den heißhungrigen Römern, die Erniedrigung und Wegwerfung des Geistes an die Außenwelt ihre Spitze erreicht habe. Nun haben wir den Schlüssel zum Charakteristischen der Griechischen Nationalmythologie. Mit besonderem Enthusiasmus verweist Hr. Wagner seinen Freund auf den von ihnen gemeinschaftlich verehrten großen Meister und Christen Jakob Böhme, weil über die richtige Würdigung dieses Meisters beide Freunde nicht völlig einverstanden zu seyn scheinen. Also, durch fortgesetzte Verbindung des Studiums der Indischen Mythologie mit den Lehren von Jakob Böhme wird der Geist des wahren Christenthums an den Tag kommen. — Doch wir haben das Unfrige gethan, ein Buch anzuzeigen, daß als ein Beytrag zur Philosophie des Tages in Deutschland nicht zu übersehen ist. Daß dem Verf. einer solchen Anzeige in den Augen der Hochbegeisterten, die mit den beiden Freunden zu derselben Schule gehören, die tiefste Verachtung gebühre, versteht sich von selbst. Darum aber ehren wir nicht weniger den wirklich schönen Enthusiasmus der Freundschaft, der sich in den gegenseitigen Aeußerungen der beiden Verfasser dieser mythologischen Untersuchungen ausspricht, zum erfreulichen Beweise, daß der Pantheismus dem Herzen bey weitem nicht so gefährlich ist, wie Einige glauben.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 9. May 1814.

Göttingen.

Die königl. Societät der Wissenschaften hat durch ihren Correspondenten, den Hrn. Dr. Georg Carl Lami, Prof. der Oeconomie an dem Georgikon zu Keszthely in Ungarn, eine ausführliche interessante Nachricht über die Einrichtung dieses von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen Georg Festetics von Tolna, k. k. wirkl. geh. Rathe und Kämmerer, Ehrenmitgliede der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften gestifteten Institutes erhalten, aus welcher wir hier unsern Lesern folgendes mittheilen.

Der Zweck des theoretisch-practischen ökonomischen Institutes Georgikon zu Keszthely ist zunächst: geschickte Wirtschaftsbeamte zu bilden; dann aber auch überhaupt künftigen Güterbesitzern und Landwirthen Gelegenheit zu verschaffen, sich ökonomische Kenntnisse zu erwerben; endlich auch, in theoretischer und practischer Hinsicht auf die Bervollkommnung der Landwirtschaft im Allgemeinen einzuwirken. Die auf dem Institute Studirenden sind theils gräfliche Stipendiaten, theils

G (4)

auswärtige Practicanten. Außerdem können aber auch die auf dem Lyceum zu Kesthely Studirenden an dem Unterrichte Theil nehmen. Um den eben angegebenen Zweck zu erreichen, wird der theoretische Unterricht in der Landwirthschaft und in den öconomischen Hülfswissenschaften, mit der Ausübung sorgfältig verbunden. Das Georgikon nebst den damit vereinigten Anstalten zerfällt: 1) in das eigentliche theoretisch-practische öconomische Institut, oder die allgemeine Schule der rationellen Oeconomie und der damit verbundenen Praxis. 2) In die Anstalt zur Bildung künftiger Justitiarien (— in Ungarn so genannter Pristalden —). 3) In die populäre Schule der Landwirthschaft für Bauern. 4) In die Forst- und Jagdschule. 5) In die Schule der Gefüß- und Reittkunde.

Zu dem Georgikon gehören, außer dem großen Schulgebäude, worin sich auch eine Naturaliensammlung befindet, Stallungen und andere Wirthschaftsgebäude, nebst einem Bienen- und Seidenhause; dann ein Küchengarten, Obstgarten, Maulbeergarten, ein botanischer und ein Forstgarten; 250 Joche Ackerland (— bey dem Ackerbaue folgt man der landesüblichen Neunfelderwirthschaft; mehrjährige Erfahrungen haben gelehrt, daß man dort die Brache nicht süglich ganz entbehren kann —); außerdem noch vier Joche Experimentaläcker; 200 Joche Wiesen; Schaaflweiden; ein Weingarten nebst einem Kastanienwalde; 250 Joche Waldung zur Holzzucht.

Diese kurze Mittheilung wird hinreichen, um von der Nützlichkeit des Georgikons eine sehr günstige Vorstellung zu erwecken. Eine besondere Erwähnung verdient noch, daß das so viel umfassende Institut sich größten Theils von seinen eigenen Grundstücken erhält. Der geringe Zuschuß, welchen es

aus der kaiserlichen Central-Casse bestrahlt, wird meistens nur auf neue Anlagen, Verbesserungen und Remunerationen verwandt. — Es wird der königl. Societät der Wissenschaften Freude machen, in der Folge von dem ungestörten, guten Fortgange dieses zu so großen und edelen Zwecken bestimmten, so sicher begründeten und mit so großer Liberalität ausgestatteten Institutes Nachricht zu erhalten.

### St. Petersburg.

Gedruckt bey J. Drechsler: Resultate der Untersuchungen über die Härte und specifische Schwere der Mineralien. Ein Beitrag zu genauern oryktognostischen Beschreibungen und zu einer neuen systematischen Anordnung der Mineralien, von Dr. L. Panzer, Russisch Kaiserl. Hofrath u. s. w. 1813. 33 Seiten in klein Octav.

Daß Härte und specifisches Gewicht, zumahl letzteres, zu den wichtigern Kennzeichen der Mineralkörper gehören, indem sie in constanteren Beziehungen zur chemischen Constitution derselben stehen pflegen, als manche andere Merkmale, wird Niemand bezweifeln. In Ansehung der Angabe des eigenthümlichen Gewichtes sind wir im Stande, durch Versuche und darauf sich stützende Rechnung, uns der Wahrheit in einem sehr hohen Grade zu nähern; wogegen die Bestimmung der Härte bisher noch ziemlich schwankend war. Haüy, der sich so große Verdienste um die genauere Erforschung mehrerer so genannter physikalischen Merkmale (— zu denen wir, im Gegenfage von den chemischen, alle irdischen Merkmale, die nicht durch auf die Substanz verändernd einwirkende Versuche erkannt werden, mithin auch die Härte zählen —) erworben, hat auch den ersten glücklichen Versuch gemacht, die

relative Härte der Mineralkörper dadurch etwas genauer zu bestimmen, daß er untersuchte, welche Fossilien von anderen geritzt werden und auf diese Weise einem festen Minerale B, eine Stelle zwischen zwey anderen A und C anwies; von welchen A daß Fossil B ritzt, C hingegen von B geritzt wird. Diese Bestimmung der Härte ist, ob sie gleich große Vorzüge vor der früher üblichen, sehr vagen besitzt, doch noch mangelhaft, gerade weil sie nur relativ ist. Durch diese Ansicht scheint Herr Pansner auf die Idee geleitet zu seyn, sich zur Bestimmung der Härte der Mineralien eines anderen Maßstabes zu bedienen, der, größten Theils wenigstens, nicht innerhalb der Reihe der zu untersuchenden Fossilien liegt. Er wählte dazu verschiedene Körper; die wie er sagt, durch ihre verschiedene, aber gleichbleibende Härte eine Scale bilden, namentlich Diamant, gehärteter Stahl, Kupfer, Bley; ließ aus den drey letzteren Werkzeuge, von Gestalt der Grabstichel verfertigen, und untersuchte nun, welche Mineralien sich von dem einen oder anderen ritzen ließen.

So sehr auch die hierbei zum Grunde liegende Idee unsern Beifall hat, so dürfen wir doch unsere Bedenken nicht verschweigen, welche sich uns in Hinsicht ihrer Ausführung aufdringen; um so weniger, da der Herr Verfasser, welcher seine Schrift an die königl. Societät der Wissenschaften eingekandt hat, eine Beurtheilung derselben zu erhalten wünscht. Soll die Härte der Fossilien durch andere Körper bestimmt werden, so ist notwendige Bedingung, daß die Härtegrade der letzteren unwandelbar sind. In Ansehung des Diamants ist dieses auch der Fall; wenn man Splittern von gleicher Form anwendet: — denn auf die Gestalt der Spitzen, womit man ritzt, kommt überhaupt



viel an —); in Hinsicht des Kupfers und Bleies kann dieses aber nur dann seyn, wenn beide vollkommen rein sind; und was den gehärteten Stahl anlangt, so besitzt dieser die abweichendsten Härtegrade, nach den verschiedenen Sorten und den verschiedenen Härtearten. Bey den Angaben des Herrn Pansner vermiffen wir nun, aber die Nachricht: was für gehärteter Stahl und ob gereinigtes Kupfer und Blei angewandt wurden? dann springt uns die Anwendung der genannten vier Körper eine nicht hinreichende Genauigkeit zu gewähren, indem es zu viele Mineralien gibt, die von dem einen oder anderen gerigt werden, ohne doch unter einander von gleicher Härte zu seyn. Auch empfehlen wir dem Hrn. Pansner, bey einer künftigen Fortsetzung seiner lobenswerthen Untersuchungen, auf die Härtenunterschiede zu achten, die viele Fossilien nach den Flächen zeigen, welche gerigt werden.

Der Herr Verfasser hat die Mineralien in alphabetischer Ordnung aufgeführt und in einer Spalte die von ihm untersuchten Härtegrade mit Buchstaben und daneben in einer zweyten, die specifischen Gewichte angegeben. Die aufgeführten Zahlen sind die arithmetischen Mittel aus den Bestimmungen Anderer und aus eigenen Untersuchungen, wohey aber zu erinnern ist, daß arithmetische Mittel nur dann der Wahrheit sich nähernde Resultate geben können, wenn sie aus Angaben gezogen werden, die auf völlig gleichförmige Versuche sich gründen. Die in den verschiedenen Mineralogien stehenden Angaben der specifischen Gewichte röhren von Versuchen her, die zum Theil mit verschiedenartigen Werkzeugen und bey verschiedenen Temperaturen des Wassers angestellt wurden, und sind daher größtentheils nicht für jene Rechnungs-Operation geeignet. Wie der Herr Verfasser seine Versuche

angestellt, und ob er sie auf eine gewisse Temperatur des Wassers reducirt hat, ist nirgends erwähnt.

Herr Panzer meint, man könne sich der Härte und des specifischen Gewichtes zur Classification der von ihm so genannten eigentlichen Mineralien (— unter welchen er alle feste, im Wasser unauflösliche, begreift —) bedienen, indem man nach der Härte die Klassen und nach dem specifischen Gewichte die Ordnungen einricthe; und theilt eine Probe von der Eintheilung der Mineralien mit, welche vom Diamant geritzt werden. Ohne auf die Gründe, welche das Unzulängliche eines solchen Classificationsprincipes leicht darthun, Rücksicht zu nehmen, braucht man nur auf die gelieferte Probe selbst zu verweisen, um zu zeigen, daß durch diese Classification sehr verschiedenartige Körper verbunden und nahe verwandte getrennt werden. So stehet z. B. der Pistazit bey dem Marekanit und dieser bey dem Aegenaug in der ersten, das Citaneisen bey dem Saphire in der dritten Klasse; der Granat findet sich in der zweyten, der Bolophonit dagegen in der ersten Klasse u. s. w.

### Paris.

•••••  
 Bey Klossermann: Application de l'Algèbre à la Géométrie par M. Monge et Hachette, Traité des surfaces du second degré par Mr. Hachette, Prof. de l'Ecole J. Polytechnique. 1813. 259 S. in Octav, nebst 3 Kupfertafeln.

Die Verfasser haben im Jahre 1807 in dem Journal de l'Ecole P. ein Mémoire über die krummen Flächen der zweyten Ordnung gegeben, dessen sie sich bis jetzt als Grundlage zu den Vorlesungen über diesen Gegenstand bedient hatten. Seit dieser Zeit sind in der Correspondance de l'Ecole P. viele edelgethe Abhandlungen und Erweiterungen dieser

lehren durch die Hrn. Binet, François, Paris, Bourdon, Bret, Berthot u. a. erschienen, welche mit Inbegriff dessen, was Poisson in seiner Statik über die Theorie der Projectionen ebener Figuren beigebracht hat, von dem Verf. bey der Bearbeitung der gegenwärtigen Schrift benutzt worden sind. Sie soll dem größern Werke von Monge sur l'Analyse appliquée à la Geometrie (m. s. unsere gel. Anz. 1808. S. 1118) zu einer Einleitung dienen, und noch mit einem Supplemente vermehrt werden, welches von den Curven und krummen Flächen doppelter Krümmung handeln soll, so weit diese Gegenstände in dem zweiten Jahre des ganzen Cursets der hierüber zu haltenden Vorlesungen den Eleven der Ecole P. vorgetragen werden. Die gegenwärtige Schrift zerfällt in zwey Kapitel, deren jedes wieder in mehrere Paragraphen abgetheilt ist. 1. Kap. §. 1. Von den Gleichungen für gerade Linien und Ebenen, nebst verschiedenen damit in Verbindung stehenden Aufgaben. 3. B. man verlangt die Gleichung für eine Ebene, welche durch drey gegebene Punkte gelegt werden soll. Bey dieser Aufgabe ergibt sich ein artiger Lehrsatz. Man gedanke sich die Orthogonal-Projectionen eines Dreyecks auf drey auf einander senkrecht stehende Ebenen, und nun in der Ebene jenes Dreyecks irgend einen Punkt als gemeinschaftliche Spitze dreier Pyramiden, welche jene Projectionen zu ihren Grundflächen haben würden, so wird die Summe (oder Differenz) der körperlichen Räume dieser drey Pyramiden allemahl einer einzigen Pyramide gleich seyn, welche das Dreyeck selbst zu ihrer Basis, und den Punkt, welchen jene drey Ebenen mit einander gemeinschaftlich haben, zu ihrer Spitze hat. §. 2. Sphärische Trigonometrie. Bey dieser Gelegenheit auch die von La Place gegebene Untersuchung, auf wie viel ver-

schiebene Arten sich in die Oberfläche einer Kugel,  
 gleich große reguläre Polygone verzeichnen lassen.  
 Einige Anwendungen der sphärischen Trigonometrie  
 auf die Bestimmung des körperlichen Inhalts von  
 Parallelepipeden, aus gegebenen Winkeln und Sei-  
 tenlinien derselben. §. 3. Von einigen Eigenschaf-  
 ten der Orthogonal-Projectionen gerader Linien  
 und ebener Figuren, auf drey sich rechtwinklich  
 durchschneidende Ebenen. §. 4. Von der Verände-  
 rung der Coordinaten, rechtwinklich auf einander  
 stehende in schiefe, und umgekehrt. 2. Kap. Von  
 den Flächen deren Gleichung algebraisch ist, und  
 insbesondere denen der zweyten Ordnung. §. 1.  
 Von den Mittelpuncten, Durchmessern, Normalen  
 und Tangenten derselben: §. 2. Eintheilung der  
*Surfaces du second degré*, welche einen Mittel-  
 punct haben, in Ellipsoiden, Hyperboloiden à une  
*nappe*, und à deux nappes. §. 3. Von krummen  
 Flächen des zweyten Grades, ohne Mittelpunct,  
 oder vielmehr deren Mittelpunct unendlich weit  
 hinausliegt. Eintheilung derselben in paraboloides  
*elliptiques* und hyperboliques. §. 4. Von der Er-  
 zeugungsweise der krummen Flächen des zweyten  
 Grades, und von den Hauptschnitten derselben.  
 §. 5. Von den subcontraiten Sectionen einer *surface*  
*du second degré*. Hierbey ein merkwürdiger Lehr-  
 satz. *Le Volume d'un parallélépipède circonscrit*  
*à une surface du second degré est constant, quel-*  
*que soit la direction des arêtes de ce parallèle-*  
*pipède.* §. 6. Ueber die Entwicklung numerischer  
 Gleichungen du second degré à trois variables;  
 nebst der Methode aus solchen Gleichungen die  
 Gattungen der krummen Oberflächen des zweyten  
 Grades zu erkennen. Alle Untersuchungen in dieser  
 Schrift sind mit viel Ordnung und Klarheit vor-  
 getragen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1814.

## Frankfurt am Main.

Von André: Deutsches, Katholisches, aus-  
übendes Ritual von Dr. V. A. Winter, Königl.  
Baier. und Regensb. Erzbisch. wirtl. geistl. Rathe,  
Prof. zu Landshut, Stadtpfarrer ic. 1813. I. Theil  
246 S. II. 246 S. in groß Octav.

Der Verfasser hat schon früher verschiedene in  
das liturgische Fach einschlagende Schriften heraus-  
gegeben, welche als vorbereitend zu der gegenwärti-  
gen betrachtet werden können, namentlich: Litur-  
gie, was sie seyn soll, mit Hinsicht auf das, was  
sie im Christenthum ist oder Theorie der öffentlichen  
Gottesverehrung, vermischt mit Empirie, München  
1809. Erstes Deutsches kritisches Messbuch —  
1810. Sammlung seiner kleinen liturgischen Schrif-  
ten — 1811. Erstes Deutsches kritisches katho-  
lisches Ritual mit stetem Hinblick auf die Agenden  
der Protestanten oder Prüfung des katholischen Ri-  
tuals und der Agenden der Protestanten Landshut  
1811. Wenn diese früheren Schriften theoretisch  
und kritisch waren, so ist das vorliegende Werk  
ausübend, es enthält wirkliche Formulare zu An-

reden, Gebeten, Gefängen zc. so wie zu Religionsacten. Der Verfasser ist zwar weit entfernt zu glauben, daß liturgische Verbesserungen das einzige oder auch nur das wirksamste Mittel seyen, den religiösen und moralischen Sinn wieder zu wecken, er ist lebhaft überzeugt, daß das Uebel tiefer liegt, daß die Kälte gegen die äußere Religion meist auch Kälte gegen die innere ausspricht und daß, wo das Gefühl für diese einmahl erstorben ist, keine Satzung des Cultus es mehr ins Leben rufen könne. Allein er schreibt dem letzten doch auch mit Rechte aus Gründen, die sich aus der menschlichen Natur und der Erfahrung aller Zeiten ergeben, einen hohen Werth und großen Einfluß zu; hält es daher für wichtig, daß die Gebrechen desselben hinweggeräumt werden, und daß er eine veredelte Gestalt gewinne, vertraut übrigens auf den höheren göttlichen Erzieher der Menschen und auf die in den Menschen gepflanzten Anlagen zur Religion. Das von ihm gelieferte Ritual bezieht sich auf alle katholische Sacramente, die Priesterweihe ausgenommen. Die letzte hat er deswegen ausgelassen, weil schon bis jetzt das katholische Ritual für diesen Religionsact keine Formulare dargeboten habe, und weil sie hier um so weniger Bedürfnis seyen, da die katholischen Priester bloß von dem Bischöfe, nicht in Gegenwart der Gemeine, geweiht werden, und nur sie, welche die lateinische Sprache verstehen, an der Handlung Antheil zu nehmen pflegen. Statt der Priesterweihe ist aber der Begräbnisact, der kein Sacrament ist, in dieß Ritual aufgenommen, wie auch schon in andern Büchern dieser Art geschehen ist, weil hier ungeheun viel Stoff zur Erbauung und Belehrung liegt, für welche auch die Menschen bey Leichenbegängnissen, besonders empfänglich sind. Noch kommen die Segnungen z. B. des Weib-

wassers, am Aschermittwoch, hinzu. Die Andachten der heiligen Wochen, als die Evangelien, Gebete und Lieder bey dem Wittgange um die Sturen, in der Frohnleichnamsoctave, das Officium defunctorum u. s. w. wollte der Verf. in dieß Werk nicht aufnehmen, um es nicht zu sehr anzuschwellen, unbequem und theuer zu machen, wird sie aber in einem besondern Anhang nachliefern.

Der Verf. hatte schon in seinen früheren Schriften den Grundsatz aufgestellt, daß die heiligen kirchlichen Handlungen immer theils mit einem mündlichen Unterrichte zur Belehrung der Christen, theils mit Gebeten, Liedern, Wechselgesängen, Vitaneien zc. zur Nahrung und Erhebung der Gemüther verbunden und begleitet seyn sollten. Zu diesen Zwecken nun liefert er hier die Formulare und Vorschriften. Er setzt aber noch außerdem die eigentliche Formulare der Religionsacte hinzu, welche, wie er sich ausdrückt, die Auspendung der heiligen Sacramente näher aussprechen und zur Aufgabe haben, das empfangende Subject zunächst in die zur würdigen Theilnahme erforderliche religiöse Stimmung zu setzen und mithin die Ritus und Symbole zu erklären und sowohl durch diese sinnlichen Hüllen, als durch die Gebete den Geist zu heben und während der heiligen Handlung aufrecht zu erhalten. Die hergebrachten Lateinischen Formulare läßt er in dieser Sprache ganz weg, weil doch bey der Verschiedenheit der Diöcesen-Rituale keine allgenügenden Formulare aufzufinden gewesen wären, und weil derjenige, welcher sich Lateinischer Formulare bedient, sie doch lieber in seinem ihm schon bekannten Formulare aussuche. Dafür liefert er Deutsche Uebersetzungen eingeführter Formulare, wie sie in dem ihm zunächst liegenden Freisingischen Rituale stehen, hie und da mit erläuternden Zu-

fügen, welche aber jedesmahl durch Einschließungszeichen unterschieden werden, und außerdem noch freyere Bearbeitungen dieser Formulare; doch sind auch in den letzten die Symbole, die Cerimonien und oft auch die denselben zugegebenen Worte beyhalten, um das Neue dem gewohnten Alten näher zu bringen. Die Anreden, Gebete, Lieder ic. nun sind dazu bestimmt, daß der Priester sie in die kirchlichen Actus und die eingeführten Formulare auf eine schickliche Art einschalte oder ihnen vorangehen oder nachfolgen lasse, und zu diesem Zwecke wird auch selbst hie und da Anweisung in diesem Werke erteilt. Um den Lesern einen bestimmteren und deutlicheren Begriff von der Einrichtung dieses Buchs zu geben, wählen wir den ersten Abschnitt, welcher den Taufact in sich begreift. Zuerst eine Vorerinerung über den Inhalt des ganzen Abschnitts, über den Gebrauch und Zweck seiner einzelnen Theile, die Anordnung des ganzen Actus; darauf der Reihe nach Formulare zu Anreden bey der Taufhandlung, zur Umschreibung des Vaterunfers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses bey derselben, Lieder; zuletzt eigentliche Formulare des Taufactus, und zwar Ein aus dem Lateinischen übersehtes und zwey freyer bearbeitete, wo z. B. der Exorcismus weggelassen wird.

Man sieht, daß dieser würdige Schriftsteller und Lehrer auf eine weise Art das Neue an das Alte anknüpfen und aus diesem das Bessere hervorheben und geltend machen will, und wer wird dieß nicht billigen? Hätte er ein durchaus neues Ritual schaffen wollen, so könnte er gar nicht erwarten, daß die Geistlichen es mit Hintansetzung des kirchlichen gebrauchen und die Gemeinen es annehmen würden, und immer bleibt das Alterthum und die Uebersetzung in der Religion und Kirche eine äußerst wich-



tige Sache, welcher man Ehrwürdigkeit und Ansehen niemahls ganz absprechen und rauben kann und darf. Die Religion und Kirche beglaubigt sich dadurch selbst und stellt sich in ihrem Wesen dar, und was würde man von ihnen sagen, wenn sie sich für etwas ganz Neues ausgeben wollten? Von Zeit zu Zeit versüßigt sich die heilige Tradition und reiniget und gebiehet sich wieder, nie aber kann und darf sie aufhören. Der Verf. macht sich selbst den Einwurf: "Wozu ein neues Ritual, wenn dieses sich stets an das alte anschmiegen soll?" und antwortet darauf so: "Vorerst wurde das bisherige Ritual von allem Kopf- und Herzlähmenden gereinigt, gereinigt von dem Exorcismus, gegen den so vieles geschrien und geschrieben wurde, gereinigt von aller Nahrung des Mechanismus, welcher den Menschen zur Maschine herabwürdiget, gereinigt von dem ermüdenden Einerley, diesem Tode aller Erbauung, gereinigt endlich von der zu großen Ueberladung, welche den Geist, anstatt ihn zu heben, an die Erde fesselt. Wie viel ist aber schon gewonnen, wenn der Lähmungstoff weggeschafft wird. Aber auch das zurückbleibende Bessere wird in dieser Ummodelung erst schöne Früchte tragen, da es im Deutschen Gewande auftritt und eben deswegen dem Deutschen Volke genießbar wird. Nicht minder werden das bey der Auspendung der Sacramente so oft wiederkehrende Gebet des Herrn und das apostolische Glaubensbekenntniß durch die denselben beygegebenen Umschreibungen von dem Ausarten in den traffesten Mechanismus bewahrt. Doch nicht nur durch die Wegschaffung des Zwecklosen und Zweckwidrigen, und durch die Genießbarmachung des Zweckmäßigen soll das neue Ritual vor dem alten einen Vorrang erlangen, sondern auch und vorzugswise dadurch, daß die neuen Gebete, die neuen Rituarien, die das schlummernde Gefühl weckenden

Gefänge dem Geistesaufzuge mächtig nachhelfen, und, was die Hauptsache ist, daß die Belehrung, welche bey jedem Religionsacte Bedürfnis ist, aber auch im katholischen Rituale beynahe durchgehends vermisst wurde, hier die heiligen Handlungen überall begleitet." Diese Momente waren das Ziel, nach welchem der Verf. strebte und er wird, es gewiß vielfältig erreichen. Wer mit so viel Weisheit, Kenntniß, Erfahrung und mit so viel Religion, als sich in dieser Schrift ausdrückt, solche Zwecke verfolgt, der wird sie gewiß mehr oder weniger erreichen. Die Formulare sind mit großer Einheit, Klarheit, Angewessenheit, treffend und gefühlvoll abgefaßt. Fast noch mehr ist uns die Weisheit und Kunst des Verf. in dem, was er aus dem Alten gemacht, in der hohen und tiefen Bedeutung, welche er aus den Religionsacten in den neubearbeiteten hergebrachten Formularen entwickelt hat, ehrwürdig geworden. Der Verf. rühmt, daß er während einer zwey und zwanzigjährigen Amtsführung der in diesem Buche beschriebenen und dargestellten Weise mit dem glücklichsten Erfolge, ohne Widerspruch und Murren seiner Gemeinde nachgekommen sey. Bey dem Gebrauche, welchen andere Prediger davon machen werden, wird mit demselben Geiste verfahren werden müssen, mit welchem es abgefaßt ist. Die Formulare werden nach Zeiten und Umständen, nach den Bedürfnissen der Gemeinen ausgewählt, abgefaßt, erweitert, und ja nicht mechanisch gebraucht werden müssen. So fällt auch die Besorgniß weg, die wir Anfangs hegten, daß die kirchlichen Actus nach dieser Weise zu sehr in die Länge gezogen werden möchten. Die Meinung des Verfassers selbst ist nicht die, daß alles, was er von Materialien für Einen Actus gibt, auch in Einem vereinigt werden soll. "Ueberhaupt, sagt er, gebe ich dieses Buch meinen verehrungswürdigen Collegen, welchen

aufgehäuften und nicht zurückzuliegende Geschäfte ein reiferes Nachdenken über diesen höchst wichtigen Gegenstand verwehren, nur in der Absicht in die Hände, um die in ihrem Kopfe schlummernden Ideen zu wecken, denjenigen aber, bey welchen sie schon geweckt sind, um sie zu veranlassen, etwas Besseres zu liefern." Die Lieder sind nicht in so großer Anzahl aufgenommen, als der erforderliche Wechsel bey dem wirklichen Gebrauche mit sich bringen wird. Sie sind durchaus aus gedruckten Gesangbüchern genommen, wo man auch noch mehrere zu gleichem Gebrauche antreffen wird; sie sind hier nur deswegen eingerückt, um die Religionsacte in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Uebrigens verspricht der Verfasser selbst noch ein Liederbuch herauszugeben, welches mit seinen bisherigen kurgischen Schriften im Einklange steht.

### Stendal.

Bei Franzen und Große: Kleine medicinische Abhandlungen und Wahrnehmungen aus dem Gebiete der Erfahrung, von Dr. J. G. J. Henning, Herzogl. Hofrath zu Zerbst. 1812. 149 Seiten in Octav.

Schon vor mehreren Jahren gab der Verfasser Beobachtungen über den Werth und die Wirksamkeit einiger Arzneymittel heraus, welche des Beyfalls würdig waren. Auch in diesem Bändchen, dem laut der Vorrede noch ein zweytes folgen wird, herrscht ein practischer Geist. Der Verfasser spricht zuerst über Catarrh, Rheumatismus und goldene Ader, in Absicht ihrer Frequenz. Dem Herrschen der Catarrhe liegt eine doppelte Ursache zum Grunde, theils Schwäche der Haut; die durch schlechte Bedeckungen und fehlerhafte Lebensart erzeugt wird, theils ein eigener Stoff in der Luft, der zwar nicht ähnlich nachgewiesen werden kann, aber dadurch sich

verräth, daß der Catarrh zu einer Zeit mehr als zur andern herrscht. Auch nimmt er an, daß die Gelegenheitsursache zum Rheumatismus in einer eignen Potenz liege, welche uns durch die Luft besonders bey herrschenden N. O. und S. O. Winden zugeführt werde. Deshalb findet sich in Ansehung des äußern Causalmoments zwische beiden Krankheiten die größte Aehnlichkeit. Der rheumatische Stoff wirke vorzüglich auf die Leber, daher mit dem Rheumatismus fast sters eine gallichte Complication verbunden sey. Die Ursachen, wodurch die Hämorrhoiden so sehr befördert werden, sind das häufige Erkälten der Füße, der Genuß schwerer Rothweine, und zu starkes bitteres Bier. — Er behauptet, das Blutspeyen entstehe nicht immer von Schwäche, sondern sehr häufig von einer chemisch einwirkenden Ursache, oder wie die Alten sprechen, von einer Schärfe. — Er lobt das wässerige Extract der Escarillenrinde zur Stärkung des Darmkanals besonders bey Kindern, da, wie auch die Wahrheit ist, der größte Theil der Kinderkrankheiten aus dem Unterleibe seinen Ursprung nehme; ferner die Ipecacuanha in kleinen Dosen in Fehlern des Unterleibes; den Zimmt, der gar nicht erhitze, und in Nervenkrankheiten, Blutflüssen und Verdauungsfehlern sehr nütze; den rothen Fingerhut in der Wassersucht mit Quecksilber verbunden, besonders da, wo außer der Unthätigkeit der Einsaugung auch Verstopfungen vermuthet werden müssen. Wo aber allgemeine Schwäche obwalte, leiste ersteres Mittel nichts. Vom Gebrauch der Belladonna in der Sicht, fährt er glückliche Fälle an, versichert aber, daß sie nicht immer helfe. Den Sublimat in Auflösung als Waschwasser lobt er als das beste Mittel gegen die Krätze.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1814.

Paris.

Bay Michoud: La Conversation, Poëme. Par  
F. Delille. 1812. Mit Kupfern. (Mehrere Ausga-  
ben von verschiedenen Formaten zugleich. Die in  
groß Octav hat 235 Seiten.)

Ruhe und Ehre der Asche des sanften, liebens-  
würdigen Dichters Delille! Eine redliche, humane  
Seele, ein zartes, für Freundschaft und für alle  
edle Gefühle offenes Gemüth, eine sich immer gleich-  
bleibende, jovialische Stimmung, eine unerschöpfliche  
und milde Laune mit einem höchst pikanten, nie  
beleidigenden Witz verbunden, schöne allgemeine  
Kenntnisse, ein lebendiges, mit dem Andenken so  
vieler werthwürdigen Erfahrungen und Reisen, in  
England, Deutschland, Polen, Italien, Griechen-  
land, u. m. a., versehenes Gedächtniß, machten  
seinen vertrauten Umgang zu einem unbeschreiblichen  
Genusse. Doch mit aller seiner Milde und Weich-  
lichkeit unter Freunden, war Delille, wo es Ernst  
 galt, ein fester, unerschrockener Mann. Der war  
archaischen Verfassung und dem alten Königshaus  
von Frankreich ergeben, (hätte ihm doch die Vor-  
E (4)

sehung verabmuth die jezige Epoche zu erleben!) hat er den Unterdrückern und Herrschern seines Vaterlandes nie geföhnt; weder die Drohungen unter den ersten Schreckenmännern, noch späterhin die glänzendsten Versprechungen und Schmeicheleyen haben es je vermocht, auch nur einen Laut seiner Zeyer zu entlocken. Das Mordbeil und die Ehrenstellen hat er gleich ruhig und lächelnd angesehen, ohne durch ihren Anblick erschüttert, oder nur bewegt zu werden. Der Ruhm seines Namens und die Zuneigung des Volks haben ihn jedesmahl vor dem Grimm der geräuschten Tyrannen geschützt. Mitten in Frankreich besang er noch das ihm so theuere England und den Britischen Edelmuth. Ruhe und Ehre seiner Asche!

Als Dichter hat sich einigemahl Delille zur wahren poetischen Höhe geschwungen, und sogar das Lyrische erreicht, aber selten! Meistens ist er beschreibend und didactisch geblieben. Eine Schule hat er als Dichter nicht gestiftet; wohl aber eine als Versificator. Hierin hat er eine eigene graciöse Manier gehabt; einen trefflichen ausgebildeten Geschmack, ein zu dem der Französischen Sprache eigenthümlichen Rhythmus, zu ihrer Harmonie und Euphonie höchst empfindliches Ohr. Der im Französischen Alexandriner ursprünglich liegenden antithetischen Stoff hat er vorzüglich benutzt und ausgebildet (und zwar bis zur ermüdenden Einförmigkeit zu oft gebraucht, besonders in seinen späteren Schriften). Er hatte eine äußerst brillantirte Sprache, und etwas Gefuchtes im häufigen Gebrauch auffallender Epitheten; dabey suchte er doch seine versificirte Sprache der Prosa in vielen Stücken näher zu bringen, und das Steife davon zu brechen, durch so genannte enjambements, ungewohnte Cäsuren, Störungen des Hemistichions; u. s. f. Am

meisten ist diese Manier in diesem seinem letzten Product erkennbar und auffällig. Sein hervorragendes Talent, der Sprachzauber, welcher ihm eigen war, die Ehrheit und Unbefangenheit seines Gemüths machen diese Manier bey ihm nicht nur verzeihlich, sondern oft sogar angenehm; das ist aber nicht der Fall bey vielen seiner Schüler und Nachahmer; und in so fern kann man doch sagen, daß seine Schule nicht rein und nicht empfehlenswerth ist. Die Voltairische, woher die Delillesche eigentlich entstand, ist reiner und abwechselnder; doch ist die ältere, von Despreaux zuerst gestiftete, von Racine nachher verfeinerte, unbedingt vorzuziehen, und dem dortigen Sprachgenius weit angemessener.

Im Ganzen ist also Delille weit merkwürdiger als Sprachkünstler und Versificator, denn als Dichter. Unsere alte Eintheilung von Poesie und Prosa ist auch wohl zu steif und dürftig, und nicht genug erschöpfend. Viele Erzeugnisse des menschlichen Geistes sind da, die, streng genommen, weder sich zur Poesie erheben, noch bis zur Prosa herabgezählt werden können. Delille kann allen Forderungen, welche die höhere Critik an einen Dichter zu machen berechtigt ist, nicht immer entsprechen; doch ein bloßer Prosaist ist er auch nicht. Wir möchten ihn einen metrischen Rhetor nennen, und daraus einen Gattungsnahmen bilden, unter welchen allgemeinen Begriff alsdann beynahe alle Französische Dichter zu subsumiren wären. Als metrischer Rhetor, ist wirklich Delille ein Meister; und da wo er sich als Dichter zeigt, muß man ihm auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch nirgends ist er es in geringerem Maße gewesen, als im gegenwärtigen; von ihm so keck und so unrichtig Poëme überschriebene Werke. Es besteht aus einem Prologue, und

drey Abtheilungen, unter dem Titel von Gefängen. Hier die schlichten Worte in der Vorrede, über dessen Inhalt: "Les torts de l'esprit (dans la conversation) sont l'objet du premier chant; ceux du caractère composent le second; dans le troisième; je leur ai opposé la peinture de l'homme aimable, dont on hérit également le bon goût et la moralité." Es sey denn! und richtig sey es auch, wenn der gute Delille, der sich übrigens über die Wahrheit keiner Porträte etwas zu Gute hält, für das Original des von ihm gezeichneten homme aimable vom gesammten Französischen Publicum anerkannt ist. Mehr werden wir nicht daraus anführen: es lese das gutmüthig geschwähige Ding wer da Lust hat! Der Verfasser indes hat für seine Nation, und zumahl für den vornehmen Theil derselben Etwas geleistet, indem er eine wirklich nationale Eigenschaft in poetischer Form dargestellt; so wie der witzige Verfasser der Gastronomie von seiner Seite auch gethan; denn die Salle à manger, und der Sallon de conversation sind zwey wichtige Hauptinstitute in der dortigen Nationalbildung. Von jeher, vor und nach Delille, ist die Neigung des Gallischen Volks zum Sprechen und zum Conversiren, Gegenstand der didactischen Poesie in Frankreich genug gewesen. Ein alter Jesuit, Pater Carillon, schrieb schon sein Lateinisches Gedicht: De arte confabulandi; ein regulärer Canonicus, Pater Janvier, La conversation, poëme, 1742. Herr Chazet gab vor ein Paar Jahren, l'Art de causer; und Mad. Vanno; noch ein ähnliches Product. Es sind deren gewiß noch mehr. An künstlichem Unterricht wird es also den Franzosen nicht fehlen, über einen Punct, worin ihnen die Natur schon die beste Anleitung gibt.

Doch, um die Stelle recht zu würdigen, die Delillen in der gesammten Französischen Litteratur ge-



ührt, muß man wohl merken, daß Frankreich von ehern zwey Litteraturen besitzt; die eine für die Welt, die andere für die Schule. Beide gehen ihren eigenen Weg, und leben mit einander in einer Art von Opposition, die sonst noch schroffer und eindlicher war, als gerade jetzt. Vor dem zwölften Jahrhundert herrschte in dem Franken-Reiche einzig Eine Cultur-Sprache und Eine Litteratur, die Neu-Lateinische. Schule und Litteratur waren gleichartig, und diese ging, wie billig, aus jener heraus. Doch hatte sich nach und nach eine Land- und Zwitter-Sprache gebildet, eine Bauer-Sprache, (lingua rustica) aus verdorbenem Latein, mit Galischen und Deutschen Brocken vermischt, welche bald, in ihren verschiedenen Dialecten, die Sprache der Ungelehrten an Höfen, auf Ritterburgen, in Städten und sonst durchgängig üblich ward. Nun entstanden auch bald Schriftsteller, besonders Dichter in dieser Sprache, die keine Männer der Schule waren, und deren Liebes- und Kriegs-Gefänge die große Welt, Höfe und Adel, weit mehr ansprachen, als alle Arbeiten der Schule, deßwegen auch diese Männer viel vorgezogen, gefeyert, belohnt und bewundert wurden bey Großen und Volk. Man kann sich leicht das Erstaunen, den Unwillen, den Zorn der eigentlichen Gelehrten, der Clerici, denken, die bis dahin im ruhigen Besitz aller dieser Vorzüge und Ehrenbezeugungen geblieben waren, und sich nun um die Gunst der Welt gebracht sahen durch diese unberufenen, ungelehrten Neuerer, die in einer elenden Pöbelsprache (Patois), Ländeleien unclassisch vortruzen, und sich erfrechten mit ihnen zu rivalisiren! Sie sungen deßwegen an tüchtig zu schimpfen; die andern spöttelten und lachten, perfifflirten, schwelgten in Genüssen, haufeten bey allen Großen als Freunde, und machten ihre Widersacher, die griesgrämmigen Gelehrten, in der feinen

Welt lächerlich. Spuren dieser Spaltung sind in Menge vorhanden. Es fiel einst den Männern aus der Schule ein, ihre Feinde Cornificianer zu nennen; Cornificius war ein Römischer Dichterling, ein Verächter und Lästerer Virgil's. (Die Schule hätte eben so gut die Nahmen der Mälius, Bavianus, Bathyllus dazu brauchen können; allein es galt einmahl Cornificius; und vielleicht fanden die guten Herren hierbey noch eine Anspielung?) Es scheint als wenn Johann von Salisbury (gest. 1180) der erste gewesen sey, der diesen Spottnahmen öffentlich gebrauchte, sowohl in seinem Polycraticus, sive de nugis curialium, als in seinem Metalogicus. Uns sey es erlaubt, der Sonderbarkeit (und auch vielleicht der Neuheit der hier vorgetragenen Meinung) wegen, nur eine Stelle aus dem letzten Werke anzuführen. Im zweyten Kapitel beschreibet der Verfasser seinen Cornificianer, wie folgt: "Ipsum vero designarem ex nomine, et tumorem ventris et mentis, oris impudentiam, rapacitatem manuum, gestus levitatem, foeditatem morum, obscœnitatem sibiidinis, turpitudinem vitæ, maculam famæ, nisi me christiani nominis reverentia cohiberet. . . . Et licet antiquo novus Cornificius ineptior sit, ei tamen turba insipientium acquiescit." Hier sieht man den Streit in seiner ganzen Heftigkeit vom Anfang an. Die Spaltung, die daraus zwischen der Litteratur der Schule und der Litteratur der Welt entstand, ist in Frankreich nie ausgeglichen worden. In der Folge schien sie dann und wann bey verschiedenen Epochen sich etwas legen zu wollen, bald aber wird sie wieder sichtbarer, die Parteyen eifern sich abermahls aufs heftigste, so daß wohl augenblickliche oder partielle Annäherung, aber vollkommenes Einverständnis und Amalgama zwischen Schule und Welt nie statt finden konnte. Der Welt-Littera-

or, der Bel-esprit und Homme de lettres, hat dort hundert und hundert Schimpf-Ausdrücke, um den Schulgelehrten, den Pédant, den Savantasse, den Cultre de Collège zu bezeichnen, dem es auch nicht an verhöhrenden Benennungen gegen jenen ehlt. Solche feindliche Entfernung ist schuld, daß anderswo nirgends die Schule so pedantisch, und nirgends die Welt-Litteratur so leicht, so frivol ist, wie in Frankreich, dessen litterarisches Weibenan nimmer verstehen kann, wenn man diese merkwürdige Spaltung zwischen Welt und Schule nicht wägt. Die Cornificianer spielen indeß in Frankreich (d. h. in Paris) eine viel angenehmere Rolle als die armen Savantasses. (Diese Rolle war freylich noch wonnevoller vor der letzten Periode in unsern Tagen, wo die sciences physiques et mathématiques eine neue und curiöse Art von Cornificianismus anfangen, und herrschend wurden.) Das Oberhaupt der Cornificianer, d. h. der Weltgelehrten, in neuern Zeiten, ist unstreitig Voltaire gewesen; und viele seiner zahlreichen Controversen sind auch dahin gerichtet; so wie auch die Schule ährend wider ihn aufstand. In so fern und ungerichtet unser Dichter Delille Professeur au Collège de France war, und bey weitem nicht so streitsüchtig war wie Voltaire, so gehört auch er zu den Cornificianern, das heißt zu der dortigen Litteratur der Welt, wozu ihn das hier angezeigte Werk besonders qualificirt.

### Wien.

Der Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Fünfter Band. Profaische Aufsätze. 1813. 400 Seiten in Octav.

Die profaischen Aufsätze, mit denen diese Sammlung der Schriften des gekroonen Collin sich schließt, (s. diese gel. Anz. oben S. 158) sind größten Theils

ästhetisch. Die meisten betreffen die dramatische Poesie und das Theater. Auch in ihnen erkennt man, wie in den poetischen Werken des Verfassers, einen hellen und freyen, durch keine Schul- und Modetheorien geblendeten Geist, dessen unbefangene Reflexionen gewöhnlich auf einem kräftigen und unverfälschten Gefühle für das Große und Edle ruhen. Ein tiefdenkender Kopf war Collin noch weniger, als ein großer Dichter. Aber so wie man für das Mangelhafte in seiner Poesie durch den moralischen Adel und die rhetorische Kraft seiner Darstellungen wenigstens zum Theil entschädigt wird, so ziehen auch seine, mehr fragmentarischen, als systematischen Betrachtungen über die Kunst und das Leben durch gesunden Verstand und männliche Sprache an, wenn sie gleich nur selten tief in das Innere des Gegenstandes eindringen; und mehreren muß doch auch dieses letzte Verdienst zugestanden werden, z. B. den kleinen Abhandlungen über das Lustspiel, über das gesungene Drama, über den Chor im Trauerspiele, und noch einigen andern. Mit Vergnügen bemerkt man überall, wie dieser treffliche Geist, gleich weit entfernt von Nachahmeren und von Originalsucht, sich aus sich selbst herauszuarbeiten suchte, indem er nicht müde wurde, ohne Vorurtheil und Leidenschaft von Andern zu lernen. Selbstständigkeit ohne Anmaßung war sein Ziel. Ungern nehmen wir in unsern Blättern mit diesem Bande Abschied von ihm. Daß sein Name in unsrer Litteratur fortleben wird, leidet keinen Zweifel. Möchte doch auch der Geist seiner Schriften sich kräftig mittheilen, und mitwirken, die Wunden zu heilen, die eine eccentriche Philosophie in Verbindung mit einem falschen Mysticismus und einer grotesken Schwärmeren dem gesunden Verstande und Geschmacke des Deutschen Vaterlandes schlägt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 14. May 1814.

Genua.

Von Donauo 1812: Dissertation sur l'état actuel de la musique en Italie. Par Mr. J. A. Peratti, de Vercell, Membre de l'Académie Philharmonique de Bologne, de celle des Belles-Lettres de Venise, premier Maître de la Chapelle R. I. de la Cathédrale de St. Marc a Venise. Ouvrage qui a été couronné par la Société Italienne de Sciences, Arts et Belles Lettres, dans la séance du 24 Juin 1811. 114 Seiten in Octav.

Der Gegenstand dieser gekrönten Preisschrift ist sehr interessant. Italien war die Wiege der so genannten neuen Kunst, ob sie gleich zuerst in den Niederlanden ins Leben kam. Die Italiäner sondernten bald ab, was ihnen von der Niederländischen Art und Weise nicht zusagte, und schufen sich eine Musik, oder vielmehr eine Melodie nach ihrer Art, mit einem gewissen Etwas, von welchem man insgemein sagt, daß es nicht zu nennen sey. Es ist aber allerdings zu nennen, wenn man es nennen will.

Einige andere Europäische Völker, welche dieser Art von Melodie mit dem unnenbaren Etwas

natürlich auch nicht abhold seyn konnten, und sie anfänglich mit Bewunderung als Muster annahmen, fanden sich doch bald bewogen, sie nach ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zu modificiren und (man kann es sagen, ohne ungerecht gegen die Italiäner zu seyn) zu veredeln, das heißt: nicht bloß dem sinnlichen, sondern auch dem geistigen Menschen seinen ihm gebührenden Antheil am Genuße der Kunst zukommen zu lassen. Der ursprüngliche Character der Italiänischen Melodie, so wie überhaupt der Italiänischen Musik, bleibt aber dennoch, ungeachtet aller nachherigen Veredlungen durch andere Völker, ein achtungswürdiger Gegenstand, und seine Schicksale im Laufe einiger Jahrhunderte, entweder durch sich selbst, oder durch äußere Umstände veranlaßt, müssen jeden interessieren, der die Kunst liebt, und etwas von ihr weiß.

Herr Perotti mußte sich der ausdrücklichen Vorschrift gemäß, welche die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Livorno bekannt gemacht hat, bloß auf die Italiänische Musik beschränken, ohne zu erwähnen, was um und neben ihr in andern Europäischen Ländern zu gleicher Zeit geschehen ist. Eine solche Beschränkung führt große Nachteile mit sich. So nahe an einander lebende Völker wie die Europäischen sind, müssen nothwendig in der Behandlung ihrer Künste und Wissenschaften viel zu sehr auf einander wirken, als daß genau genug unterschieden werden könnte, was dem einen oder dem andern in der Ausbildung derselben zuzuschreiben sey. Einseitigkeit in den Ansichten scheint daher bey einer solchen Beschränkung kaum zu vermeiden zu seyn. Es gab freylich einen Weg, auf welchem die erwähnten Nachteile einer solchen Beschränkung hätten vermieden und vergütet werden können. Der Verfasser hätte tiefer in die innere Eigenthüm-

ichkeit der Italiänischen Musik bringen, recht genau bestimmen können, worin sie sich denn eigentlich von der Musik anderer Europäischer Völker unterscheidet, hätte ihre äußern und innern Eigenschaften bezeichnet, und dabei bemerken können, durch welche Umstände die einen oder die andern mehr oder weniger ausgebildet worden sind; alles Außere oder Körperliche, was die Kunst zu ihren geistigen Darstellungen bedarf, von der menschlichen Stimme an, bis zum geringsten Holze; das einer Vibration und eines musicalischen Gebrauchs fähig ist, und was der Italiänische Himmel in einem Grade von Reife gibt, der in andern Himmelsstrichen nicht häufig gefunden, oder wenigstens nicht so angewendet wird, hätte reichen Stoff zu den fruchtbarsten und interessantesten Bemerkungen geben können. Ferner hätte aus dem Nationalcharacter des Italiänischen Volkes, aus seinem Gemüthe der innere Character, der eigene Styl, die Vorliebe für Melodie oder Harmonie, und noch manches andere, was in dem innern Kreis der Kunst gehört, hergeleitet werden können. Rec. weiß sehr gut, daß solche Dinge mit großen Schwierigkeiten verbunden sind; aber in einer Preißschrift über einen so interessanten und ergiebigen Gegenstand müßten auch diese Schwierigkeiten überwunden seyn.

Die Aufgabe der Italiänischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Livorno war folgenden Inhalts: 1) den Geschmac und gegenwärtigen Zustand der Musik in Italien nach allen seinen Beziehungen in den günstigsten Umständen zu bestimmen; 2) ihre Mängel, wenn sie deren hat; oder die Mißbräuche, die sich etwa eingeschlichen haben, anzuzeigen, und 3) die wirksamsten Mittel anzugeben, durch welche sie gehoben und die Kunst zu ihrer höchsten Vollkommenheit wieder zurückgeführt werden könnte.

Der erste Theil dieser Aufgabe mußte nothwendig auf historische Erörterungen führen. Sie sollten eigentlich der Hauptgegenstand der ganzen Abhandlung seyn. Denn wenn ich weiß, wie eine Sache beschaffen und durch welche Umstände sie so geworden ist, so können ihre Fehler und Mängel leicht erkannt, und eben so leicht die Mittel ihrer Verbesserung angegeben, obgleich nicht eben so leicht ausgeführt werden. Allein der Verf. hat sich entweder durch die engen Gränzen der Aufgabe zu beschränkt gefühlt, um tiefer in das Geschichtliche einzudringen, oder sich überhaupt nicht sehr ausbreiten wollen. Jedoch könnte allerdings der Raum, der jetzt mit Notizen angefüllt ist, die für den Hauptzweck ganz unfruchtbar sind, besser benützt worden seyn. Kurz, was uns hier gesagt wird, besteht fast in lauter solchen Nachrichten, wie sie im gewöhnlichen Leben in Umlauf sind, und gemeinlich geglaubt werden. Was der Verf. von den drey Orgeln sagt, die die Engländer haben machen lassen, um Händel, Bononcini und Corelli zu einem musicallischen Wettstreit auf diesen Instrumenten zu veranlassen, gehört nicht nur nicht zum Zweck, sondern verräth noch außerdem eine große Unbekanntschaft mit seinen eigenen Landsleuten, die etwas älter sind, als er. Händel war nicht der Mann, der sich in ein solches Certamen eingelassen haben würde, ob er es gleich gekonnt hätte. Corelli war ein guter Violinist, aber kein Orgelspieler, und Bononcini, derjenige nämlich, welcher zu Händels und Corellis Zeiten lebte, war ein Violoncellist, folglich eben so wenig geeignet mit Händeln auf der Orgel zu certiren, als Corelli. Neben solchen Anekdoten werden freylich auch die vornehmen Beförderer oder Liebhaber der Musik, so wie die Künstler selbst namhaft gemacht; aber man erfährt doch



weiter nichts, als daß die einen sich haben Müsse machen lassen, und daß die andern sie gemacht haben. Ins Innere wird nie hinein gegangen, nie bestimmt angegeben, was der Künstler denn eigentlich in der Kunst geleistet, oder der vornehme Beschützer zu ihrer bessern Ausbildung beigetragen oder veranstaltet habe. Ludwig XIV. soll die Italiänische Musik zuerst wieder gehoben haben, nachdem sie in Italien selbst durch die Invasionen fremder Völker in Verfall gerathen war. Wir wissen nicht, wie der bloße Ruf einiger Italiänischen Künstler an den Hof eines auswärtigen Königs, auch bey den glänzendsten Belohnungen, die Musik Italiens hat heben können. Man sollte vielmehr glauben, sie müßte schon einen hohen Grad von Ausbildung gehabt haben, ehe ein solcher Ruf ins Ausland erfolgen konnte. Die Unbedeutbarkeit der Urtheile abgerechnet, ist übrigens dieser Abschnitt mit guter Ordnung abgefaßt.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich vorzüglich mit dem gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Musik, und der Verf. scheint in dieser Gegenwart am meisten zu Hause zu seyn. Nach einer Würdigung derjenigen Künstler, die kurz vor der jetzigen oder allerneuesten Generation gelebt haben, oder auch noch als Veterane leben, wird auf die allmählig eingeschlichene Mißbräuche und Mängel übergegangen, deren sich die jetzt lebenden Künstler schuldig gemacht haben. Jenen, die in einer Zeitperiode, nämlich ungefähr in den Jahren 1730—1770 gelebt haben, worin ein sehr correcter Kunstgeschmack weit verbreiteter war als in unsern Zeiten, wird ihr gebührendes, bisweilen nur etwas übertriebenes, Lob ertheilt, nebenher aber doch auch bemerkt, daß sie manche große Fehler gehabt haben. Sie haben z. B. den Fehler gehabt, in ihren Arien

ein *Dacapo* zu machen; welches Verfahren hier widerfünftig genannt wird; sie haben ferner mehrere Töne auf eine einzige Sylbe fügen lassen, wodurch der Fortgang der Handlung undeutlich wird; sie haben endlich Cadenzen gemacht, bloß um zu zeigen, daß man auf einem langen Vocal eine große Menge Töne hervorbringen könne. Man sieht hieraus, daß der Verf. keine Melodie, oder vielmehr keine Melismen, sondern bloß syllabische Declamation im Gesange verlangt; daß er keine einmahl erregte Empfindung unterhalten oder wiederholt haben will, weil er sonst den Gebrauch des *Dacapo* nicht als einen Fehler der zunächst vor uns lebenden Componisten ansehen könnte. Diese irrigen, der innern Natur der Musik ganz widersprechenden Begriffe, schreiben sich von dem Italiänischen Dichter *Casabigi* her, von welchem zuerst *Gluck* sich verletzen ließ, keine Opern in dieser unmusicalischen, bloß declamatorischen Manier zu componiren. Da dieser Componist gerade in solchen Verhältnissen lebte, daß er durch Umstände und Intrigue seinen Arbeiten einigen Erfolg verschaffen konnte, so hielt von der größte Theil der Componisten sowohl als der Liebhaber, die überhaupt allen Werth der Dinge nur von ihrem äußern Erfolge, oder von dem Glück und Ansehen, welches sie in der so genannten großen Welt machen, her zu ziehen pflegen; diese syllabische Composition für ein Wunderwerk, dem man jede andere Oper igleich zu machen suchen müsse.

— Mit den ganz neuen Componisten verfährt Herr *Reuter* streng, aber ganz unparteyisch und ohne alles Vorurtheil. Sie haben keinen Contrapunct gelernt; sagt er; sie wissen keinen Styl zu unterscheiden; sie sind so unwissend in ihrer Muttersprache, daß sie nicht einmahl den Werth der Sylben in ihren Compositionen zu beobachten wissen; sie kennen den

Character der verschiedenen Leidenschaften nicht, die sie ausdrücken wollen ic. Den Sängern wird ein eben so gutes Kapitel gelesen. Sie machen große Ansprüche auf Belohnungen, und wollen öffentlich auf Theatern glänzen, ehe sie noch rein intoniren gelernt haben. Welche Stümpereyen hieraus noch ferner entstehen müssen, kann man leicht denken. Alle diese Uebel sind dem fast gänzlichen Verfall der ehemahligen Conservatorien (Musik- und Singschulen) in welchen so mancher Componist und Sänger gut gebildet wurde, zuzuschreiben. Von allen sonst so blühenden Conservatorien in Italien bestehen jetzt nur noch zwey, das eine in Neapel und das andere in Mailand; welches der jetzige Vicedonty erst gestiftet hat. Auch die Theater und Capellen haben sich durch die neuern Zeitumstände so vermindert, daß weder Componist noch Sänger seinen Unterhalt zu finden weiß. Wodurch soll nun das Studium der Kunst unterhalten werden? — Der Verf. sagt in diesem Abschnitt noch manches, was den tiefen Verfall der Italiänischen Musik beurfundet; wir würden aber zu weitläufig werden, wenn wir hier mehr davon anführen wollten. Nur noch eine Bemerkung des Verf. müssen wir erwähnen. Er sagt am Ende dieses Abschnitts: Die jetzige Geringschätzung dramatischer Werke treffe hauptsächlich die ernsthafte Oper; in der Opera buffa sey der Beyfall des Publicums leichter zu erhalten. Aber diese vorzügliche Begünstigung, zur Schande der Zeit will er es gesagt haben, entspringe nicht aus einem wahren Verdienst, nicht aus der Schönheit der Poesie oder Musik, sondern aus der Darstellung unfehllicher Situationen, durch unanständige Zwendeutigkeiten von Seiten des Dichters, und durch eine gewisse Geschicklichkeit sie mit wollüstigen Tönen zu begleiten und zu unterstützen, von Seiten

des Componisten und Sängers. Dieß sey am Ende doch nur eine Begünstigung, die der verdorbene Pöbel der Liederlichkeit erzeige. — Wenn man solche Erfahrungen selbst gemacht hat, und nun auch sieht, daß sie andere gemacht haben, so kann es nicht befremden, wenn niemand mehr eine ernsthafte und edle Musik hören will; denn sie hat, wie eine Französische Dame nach dem Zeugniß St. Lamberts sich äußerte, kein Interesse. "Je n' aime pas cette musique là, sagte sie, elle ne me dispose à rien." Aber eine andere, weit wichtigere Erfahrung bekräftigt sich dadurch, nämlich die: Die Kunst muß aus einem ursprünglich reinen Quell entspringen, wenn sie in ihrer Fortdauer und in ihren mannichfaltigen Beziehungen und Anwendungen aufs menschliche Leben stets edel bleiben soll. Diese ursprünglich reine Quelle liegt nur im Gotteshause und im Kämmerlein. Hier nur kann die wahre Kunst wahren und thronen, und vor aller Verunedlung und Erniedrigung gesichert seyn. Im Gotteshause steht der Künstler mit reinerm Gemüthe vor dem Angesicht eines höhern Wesens, als im Theater vor dem Angesicht eines großen Haufens von Menschen, die nichts als leeren, gedankenlosen Zeitvertreib suchen. Und im Kämmerlein — wer will uns da hindern, uns dem edelsten, reinsten Kunstgenuß zu überlassen, wenn wir dessen einmahl fähig geworden sind? Von der theatralischen Musik sagt aber Plinius schon: *Theatra musicos male canere docuerunt.* Wie kann es auch anders seyn? Ein Componist, der sich nach dem entweder ungebildeten oder verdorbenen Geschmack des großen Haufens bequemen muß, kann und darf kein reines Kunstwerk liefern; er würde sonst bald für sich allein componiren.

Der dritte Abschnitt handelt endlich von den Mitteln zur Abstellung und Heilung aller Mängel

und Gebrechen, die sich nach und nach in die Italiänische Musik eingeschlichen haben. Herr Perotti handelt diese wichtige Materie in zehn einzelnen Paragraphen ab. Seine Vorschläge sind zwar allerdings größtentheils vortrefflich; sie werden aber dennoch, wie sich aus guten Gründen leicht voraussehen läßt, nur fromme Wünsche bleiben. Wir wollen sie einzeln anführen, damit man doch sieht, was in solchen Dingen in Italien für ausführbar gehalten wird. Der Verf. gesteht übrigens selbst, daß es leichter sey, Mittel vorzuschlagen, als auszuführen.

1. Es soll von der Landesregierung eine Commission errichtet werden, bestehend aus aufgeklärten und sowohl mit der dramatischen Poesie als mit der theoretischen und practischen Musik vollkommen bekannten Mitgliedern. Diese Commission soll das Recht haben, über den Werth aller Werke der Poesie und Musik, die öffentlich erscheinen sollen, zu urtheilen. Ihr soll auch eine Oberaufsicht über alles, was irgend mit Kirchen- oder Theatermusik in Verbindung steht, selbst über das Personale des Theaters anvertraut, und ihre Entscheidungen sollen höhern Orts so anerkannt werden, daß sie gesetzliche Kraft haben können. (Eine Commission von solchen Eigenschaften möchte wohl, besonders in unsern Zeiten, schwer zusammen zu bringen seyn.)

2. Um die Nachtheile zu verhüten, die der Musik durch schlechte Poesien zugefügt werden, und damit zugleich eine Hauptursache des Verfalls der Oper zu entfernen, soll man die dramatischen Gedichte des Metastasio wenigstens so lange wieder in Umlauf zu bringen suchen, bis ein neuer Dichter etwas so zweckmäßiges hervorbringt, daß die Musik alle ihre Reichthümer mit Pracht und Würde daran entfalten kann. Auch dieß soll der Untersuchung und

Entscheidung der Commission unterworfen seyn. (Eine schlechte Poesiist zwar immer ein Uebel für den Vocal-Componisten, aber für die Ausbildung der eigentlichen oder selbstständigen Musik doch nicht von großem Einfluß. Diese poetische Angelegenheit könnte daher süglich einer andern Commission übergeben werden.)

3. Von den Lehrern der Musik. Man sollte eine große Aufmerksamkeit auf die Wahl derjenigen Personen wenden, denen man den Musikunterricht anvertrauen will, und bedenken, daß eine Geschicklichkeit im Singen oder im Spielen eines Instrumentes noch bey weitem nicht zu einem guten Lehrer qualificirt. Für Compositionschulen ist es durchaus nothwendig, daß der so genannte Contrapunct, (dieß heißt hier die musicalische Grammatik) gelehrt werde, weil er die Grundlage aller Composition ist. Hierzu sollen besondere Lehrer gewählt werden. Außerdem soll man sich im Singen und im Orgelspielen üben. Nach diesen Uebungen soll man bey practischen Meistern den Theater-Effect kennen zu lernen suchen, sich über die Natur verschiedener Instrumente belehren; und endlich mit diesem allen den Unterricht in den schönen Wissenschaften und in der Lateinischen Sprache verbinden. Ferner sollen weder Componist noch Sänger, die aus diesen Schulen kommen, ihre Kunst öffentlich ausüben dürfen, ohne sich vorher einer Prüfung der Commission unterworfen zu haben. (Herr Perotti hätte seiner Commission durchaus keine andere Sorge zur Pflicht zu machen gebraucht, als die Wahl guter Lehrer. Damit hätte sich alles anders von selbst gefunden. Wenn aber, wie es gewöhnlich in ganz Europa von solchen Musiklehrern geschieht, die von Haus zu Haus wandern, und anstatt zu unterrichten, nur abrichten, nicht gehörig anzufangen, nicht gehörig fortzufahren wissen, und

ohne Auswahl und Endzweck alles untereinander werfen, endlich durch verfrühten Genuß, der zu nichts führt und bloß der Trägheit und Leppigkeit schmeichelt, ihre Schüler für den schlechten Unterricht zu entschädigen suchen, so kann freylich die Kunst nicht gedeihen. Solchen Unfug zu verhindern, wäre ein Geschäft, das einer von der Landesregierung hierzu angestellten Commission würdig wäre.)

4. Von den Sängern. Da die alten Singschulen (Conservatorien) so viele vortreffliche Sängere hervorgebracht haben, deren Virtuosität noch bey uns in Andenken ist, so sollten, nachdem die alten meistens eingegangen sind, neue errichtet, und ihnen gute Lehrer vorgesetzt werden. In diesen Schulen soll nicht bloß im Gesange, sondern auch in Sprachen, in der Declamation und Action unterrichtet werden; auch dürfen die Zöglinge von ihrem Erlernten keinen öffentlichen Gebrauch machen, ehe sie sich einem strengen Examen unterworfen haben. Ferner müßten sie gehörige Begriffe von Subordination mit ins Theater bringen, und Gelehrigkeit gegen Dichter und Componisten beweisen. Endlich sollen diese Sänger nicht so unmäßig bezahlt werden, wie gewöhnlich geschieht, vielmehr soll man den Gehalt des Dichters und Componisten erhöhen, die sich zum Sänger verhalten, wie die Vernunft zum menschlichen Körper. (Die Anmerkung zur vorhergehenden Nummer gehört größtentheils auch hieher, und was die unmäßige Bezahlung der Sänger betrifft, so wird sie wohl nie verhindert werden können, weil der äußere Sinnreich den Reiz der Vernunft in diesem Erdenleben wohl stets überwinden wird.)

5. Vom Ballet. Die Römer sahen das pantomimische Ballet als Hauptursache des Verfalls ihrer Poesie und Musik an, weil es den meisten äußern Sinnenreich hat, und von der Menge viel leichter

begriffen und genossen werden kann, als poetische und musicalische Darstellungen. Wenn man es aus der großen Oper nicht ganz verbannen könne, meint Herr Perotti, so sollte die Commission doch dafür sorgen, daß es in seinen Gränzen gehalten, und nicht der Handlung der Oper nachtheilig werde. (Wie soll es denn aber beschränkt werden, um der Handlung der Oper durch Unterbrechung nicht nachtheilig zu seyn? Es gehört nicht zur Oper, muß folglich ganz daraus verbannt werden. Die Einschränkung, sie mag seyn von welcher Art sie will, kann den Hauptnachtheil, nämlich die Unterbrechung der Handlung nie heben. Die Oper hat Mittel genug ohne Ballet zu bestehen, und dem Ballet fehlt es eben so wenig an Mitteln, außer der Oper bestehen zu können. Aber man will das Publicum mit Genüssen überfüllen. Es soll nicht bloß gesungen, sondern auch getanzt werden.)

6. Das Theater soll den Unternehmern nicht überlassen seyn, sondern unter der Aufsicht einer höhern Behörde stehen. (Es wäre allerdings recht gut, wenn dieß geschehen könnte, und wenn die höhern Behörden nicht für so viele andere Dinge zu sorgen hätten. Denn der Impressario wird sein Auge stets mehr auf seine Cassa als auf den Flor der Kunst richten. Ein neu besittert Possenspiel zieht den großen Haufen weit leichter an, als das beste, würdigste Kunstwerk, und leider kann nur der große Haufen die bedeutenden Kosten solcher Unternehmungen tragen.)

7. Von der theatralischen Polizey in Rücksicht auf das Publicum. Man soll dem Publicum kein Urtheil über den Kunstwerth der gegebenen Stücke verweigern. (Wie soll man ihm aber dieß Urtheil verweigern? Man gebe die Oper frey, so wird das Urtheil des Publicums sogleich bescheidner werden.)



So lange es aber nicht anders als für sein Geld in die Oper gehen kann, wird es sich die Freiheit nie nehmen lassen, über die aufgeführte Stücke nach Belieben und nach der ihm beywohnenden Fähigkeit zu urtheilen.)

8. Von der Kirchenmusik. Soll ebenfalls unter der Aufsicht der Commission stehen, mit der ihr anvertrauten Gewalt, genehmigen und verwerfen zu können, was sie gut oder schlecht, zweckmäßig oder unzweckmäßig findet. Sie soll auch über die Organisten eine Oberaufsicht führen, und nicht dulden, daß sie gemeine, niedrige Stücke auf der Orgel spielen. (Wenn nun aber die Commission gerade so gewählt wäre, daß sie die gemeinen Stücke angenehmer fände, als die edlern, wie dann? Ueberhaupt ist über diese Materie, die die Basis der ganzen Kunst ist, viel zu wenig gesagt. Der Verf. sucht alles wahre Kunstheil im Theater, wo er es nie finden wird, und wo es auch nie gefunden worden ist. In der Kirche, wohin das Volk in einer ernstern Gemüthsstimmung geht als ins Theater, muß es etwas würdiges hören, und so allmählich gewöhnt werden, sodann auch im Schauspielhause nichts ganz schlechtes ertragen zu können.)

9. Von musicalischen Bibliotheken. (Es versteht sich von selbst, daß, wer irgend etwas gehörig studieren will, die nöthigen Hülfsmittel dazu haben muß. Der Verf. verlangt auch ein systematisches Lehrbuch, nach welchem die Zöglinge in den Musikschulen unterrichtet werden sollen. Es ist aber kein Land in ganz Europa, dem es an solchen Lehrbüchern fehlt, und doch wird nirgends darnach unterrichtet.)

10. Musicalische Akademien. Unsere Musik, sagt der Verfasser, bedarf einer wissenschaftlichen Anstalt, wie sie die Malterey, Bildhauer und

Kunst hat. Man begreift nicht, fährt er fort, warum gerade diese Kunst, die doch eben so notwendig und nützlich ist, wie die erwähnten und noch manche andere, so ganz verlassen, ohne irgend einen sichern Schutz gleichsam umher irren muß; warum ihren Besessenen zur Ermunterung nicht ebenfalls ehrenvolle Belohnungen und Auszeichnungen zu Theil werden. (Die Musiker können sich hierin mit den Dichtern trösten, die auch keine Academien haben, und in Rücksicht ihrer öffentlichen Beehrung selten mehr als gekrönte Poeten werden können, es sey denn, daß sie in einem Nebenamte materielle, allgemein begreifliche Dinge zu verwalten haben. Dann können sie alles werden, was die zeitlichen Umstände erlauben. Es ist in Italien wie in der übrigen Welt.)

Rec. fügt noch folgendes bey: Die Vorschläge zur Wiederherstellung der Italiänischen Musik, so wie jeder andern, sind alle schon oft gemacht, auch nach Umständen glücklich in Ausübung gebracht worden, einige ausgenommen, deren Ausübung die Natur der Sache nicht zu erlauben scheint. Also, wenn erst Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder zurückgekehrt seyn wird, wenn ein besserer Kunstgeist durch günstige Zeitumstände wieder erwachen kann, so wird sich alles von selbst finden. Bloß durch diesen wieder erwachten Kunstgeist können die Vorschläge des Verfassers in Erfüllung gehen.

Die Uebersetzung haben wir zwar nicht mit dem Originale vergleichen können, aber sie läßt sich recht gut lesen. Nur eine Bemerkung, sey noch erlaubt: im Artikel von Corelli, S. 8, heißt es: *entre les Opéra &c.*, dieß müßte wohl heißen: *entre les Opéras*; weil man sonst den Corelli für einen Operncomponisten halten könnte, der er doch nicht war.

## Sulzbach.

Ben Seidel: Predigten im Jahre 1812 von Dr. J. V. Reinhard gehalten, nach dessen Tode herausgegeben und mit einer kurzen Nachricht von den letzten Lebentagen des Vollendeten begleitet von Dr. J. G. A. Sackler, königl. Sächs. erst. evangel. Hofprediger. 1813. XVIII und 332 Seiten in groß Octav. (Der ganzen Predigtsammlung 35ster und letzter Band.)

Dieser Band enthält 14 Predigten. Die neunte, welche von dem Gefühle, es gebe schlechterdings kein größeres Glück, als das, ein Christ zu seyn, handelt, ist die letzte, welche der verewigte Reinhard und zwar am ersten Suhrage 1812 noch vortragen konnte. Seine immer mehr dahin schwindende Gesundheit und der Rath seiner Aerzte verboten ihm, fernerhin öffentlich aufzutreten. Nach der Versicherung des Herausgebers sind die vier letzten früher von dem Verfasser niedergeschrieben, aber wegen Krankheitsanfällen nicht gehalten worden. Wahrscheinlich gehört die zehnte in dieselbige Reihe. Alle hier gedruckte Predigten sind mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, alle sind gleichsam in dieselbige Form gegossen, haben eine ziemlich gleiche Anzahl von Theilen und Unterabtheilungen, und sind ungefähr von gleicher Länge. In allen findet man dieselbige Kunst, das Thema aus dem Texte abzuleiten und die ganze Predigt mit demselben in Verbindung zu setzen, so wie ein Bestreben, die biblische Lehre durch Vernunftgründe zu unterstützen und auf eine dem Zeitalter angemessene Weise vorzutragen. Der Ausdruck ist correct, deutlich und bestimmt. Allein eben jene Einförmigkeit dieser Predigten ist ermüdend und verräth ein gewisses

Unvermögen, sich in mehreren Manieren zu versuchen und sich der Verschiedenheit der Gegenstände und Veranlassungen anzuschmiegen, etwas Mechanisches und Gebundenes. So ist es auch mit der Ausführung der einzelnen Theile, nicht leicht hebt sich einer über den anderen hervor, auch sie sind fast alle in dieselbige Form gepaßt und halten Einen Ton. Der Theile sind nicht selten zu viele, die Theile sind nicht rednerisch verbunden, das Ganze erhält ein steifes, pedantisches Ansehen, es wird zu viel in Eine Predigt zusammengepreßt und der Leser kann sich nicht enthalten, zu wünschen, daß aus diesem oder jenem Theile eine besondere Predigt geworden wäre. Gründlichkeit, Stärke, trockener Ernst, Schriftgemäßheit, Erfassung dessen, was zu jener Zeit noth that und zutrif, religiöser Geist läßt sich diesen Predigten nicht absprechen und durch diese Eigenschaften haben die Heinhardischen Predigten überhaupt so viel gewirkt, indem so manche andere Prediger des Zeitalters durch die entgegengesetzten Eigenschaften ihre Kirchen leer predigen. Aber verschiedene Predigten, namentlich I. V. VII. sind doch zu trocken und metaphysisch. Für Nahrung und Begeisterung, auf welche es doch theilweise angesehen seyn muß, ist gar zu wenig gesorgt. Die Sprache ist nicht schön, edel, belebt, und man findet selbst hie und da unpassende, gemeine Ausdrücke. Immer haben wir es für einen traurigen Beweis angesehen, wie weit Schmeicheley gegen einen Mann von einem großen Einflusse gehen kann, daß ihn verschiedene als einen Classifier im wissenschaftlichen und beredten Vortrage geltend machen wollten, welches er sich selbst auch höchlich und aufrichtig verbat.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 16. May 1814.

Erlangen.

Bei Palm: *Christologia Judaeorum Jesu ap-  
tolorumque aetate in compendium redacta ob-  
servationibusque illustrata a Dr. Leonh. Bertholdi,  
Theol. Prof. P. O. &c. 1811. 227 S. in Octav.*

Es ist schon lehrreich und angenehm, in dieser  
bey der Erlangung der theologischen Doctorwürde  
und dem Eintritt in die theologische Facultät zu  
Erlangen herausgegebenen Schrift, das, was bis-  
her über die Christologie der Juden zur Zeit Jesu  
und der Apostel, erforscht und vermuthet worden  
ist, in compendiarischer Kürze zusammengestellt zu  
finden. Der Verf. leistet aber noch mehr, er thut  
Eigenes hinzu und sucht manches, was schon vor  
ihm gesagt ist, mehr aufzuklären, genauer zu be-  
stimmen, in seinen wahren Zusammenhang zu bringen,  
aus seinen rechten Quellen abzuleiten. Das Stu-  
dium der Chaldäischen Paraphrasen des A. T. und  
einiger besseren Rabbinischen Schriften, welches er  
zu anderen Zwecken unternommen hatte, ihn aber  
mit zur Abfassung dieser Schrift veranlaßte, leistete  
ihm dabey besonders gute Dienste. Der ganze Ge-  
S (A)

genstand ist ungemein schwierig und dunkel und wird wohl nie zu vollkommener Gewißheit und Klarheit gebracht werden. Die Quellen, aus welchen geschöpft werden muß, sind zwar zahlreich genug und enthalten ungemein viel Jüdische Christologie, aber was von derselben gerade in das Zeitalter Jesu und der Apostel gehöre, dieß auszumitteln, ist oft äußerst schwer, ja unmöglich. Der Verf. betrachtet, wie gewöhnlich, die späteren Bücher des Hebräischen Canons, die Apocryphen des A. T., die Schriften des Philo und Josephus, das N. T. und einige Pseudepigraphen des A. T., besonders das 4te B. Esra als Quellen des ersten Ranges, in den zweyten Rang aber stellt er die Bücher der älteren Rabbinen, besonders das Buch Sohar, ohne jedoch die der späteren ganz zu vernachlässigen. Für den Gebrauch der Quellen der zweyten Art setzt er die Regel fest: *ut ex iis nec quicquam astruatur, quod non istorum librorum primi generis testimonio distinctis verbis exhibito comprobatum vel saltem vestigiis lucidis et certis in iis depromendis praemonstratum sit.* Nach diesem Canon aber werden diese Quellen fast überflüssig und ihr Ansehen fällt beynaheweg, höchstens können sie noch zur Bestätigung und Erläuterung dienen. Es kommt noch hinzu, daß es sehr wahrscheinlich ist, wie auch noch neuerlich de Wette gezeigt hat, daß spätere Jüdische Schriftsteller vieles aus dem Christenthum und seinen ersten Urkunden hergenommen haben, wo es dann den Schein gewinnen kann, daß etwas alte Jüdische Lehre und Meinung zur Zeit Jesu und der Apostel gewesen sey, was doch eigenthümliche Lehre des Christenthums war und ihm von späteren Juden entwandt wurde. Das 4te B. Esra kann nicht mit Sicherheit zu den Quellen des ersten Ranges gerechnet werden; es ist nicht erweislich, daß es vor

dem vierten Jahrhundert geschrieben worden sey; daß der Verf. ein Christ gewesen sey, erhellt aus 7, 28. und selbst diejenigen, welche ihm ein vorchristliches Alter zuschreiben, gestehen zu, daß es Zufüge von der Hand eines Christen erhalten habe. Die Schriften des Philo und Josephus enthalten viele Privatmeinungen, welche man nicht als Meinungen des Jüdischen Volks im Zeitalter Jesu und der Apostel betrachten darf. Selbst die Paraphrasen eines Jonathan und Onkelos sind hier unsicher im Gebrauche. Wenn man auch annimmt, was doch nur auf ungewissen und widersprechenden Erzählungen späterer Juden beruht, daß sie schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts vorhanden gewesen seyen, so gestehen doch selbst die Verteidiger dieser Meinung zu, daß wenigstens Jonathans Paraphrase verfälscht sey und man kann auch deswegen daraus nicht mit Gewißheit bestimmen, was zur Zeit Jesu und der Apostel Jüdischer Glaube gewesen sey. Die Hauptquellen bleiben immer die Bücher des N. T. selbst. Allein es ist hier bey ihrem historischen Gebrauche große Vorsicht nöthig. Wenn Jesus und die Apostel etwas schlechtthin sagen und lehren, ohne es ausdrücklich für neu auszugeben, so folgt noch nicht, daß es schon vorher Jüdische Lehre und Meinung gewesen sey. Wir wissen und sie erklären es ausdrücklich, daß sie Neues lehren wollten, sie brauchten es also nicht bey jeder Gelegenheit wieder bemerklich zu machen. Wenn auch spätere Juden daselbe lehren, so folgt aus schon angeführten Gründen noch nicht, daß es schon zu Jesu Zeit zum Glauben der Juden gehörte. Selbst wenn Jesus und die Apostel etwas lehrten, was sehr große Ähnlichkeit mit dem hatte, was die Juden gewiß zu ihrer Zeit glaubten, und auch wohl einen ganz Jüdischen Sinn haben könnte, so folgt

noch nicht, daß Jesus und die Apostel es in einem ganz Jüdischen Sinn gelehrt haben, und daß die Juden zu ihrer Zeit ganz eben so gedacht haben, denn das wird niemand bezweifeln, daß Jesus und die Apostel oft mit Jüdischen Worten und Redensarten etwas Höheres und Keineres ausdrücken, als die Juden und daß Jüdische Dogmen oft in ihrem Munde veredelt werden und eine allegorische Bedeutung gewinnen. Auch die Bilder und poetischen Darstellungen der Apocalypsis darf man nicht so gleich zum Jüdischen Volksglauben rechnen. Diese sehr natürlichen Regeln hat der Verfasser dieser Abhandlung oft nicht beobachtet. In den Stellen 1 Joh. 2, 18. 22. 2 Thess. 2, 3—12. Apoc. 16, 13. 19, 20. findet er S. 69 ff. den Jüdischen Antichristus, von welchem die Juden geglaubt haben, daß er kurz vor der Ankunft des Messias kommen, viele zur Abgötterey verführen und vom Messias abwendig machen, von diesem aber besiegt und getödtet werden werde, worauf alsdann das Messianische Reich seinen Anfang nehmen werde. Allein die Vorstellungen sind hier schon darin ganz verschieden, daß der Antichrist des N. T. erst lange nach dem wahren Messias kommt, und daß Johannes im Briefe von mehreren Antichristen redet, auch die hierher gehörigen Ahnungen der Apostel sich nicht einmahl auf dieselbige, sondern verschiedene Personen beziehen. S. 172 wird aus Ephes. 4, 8. 9. in Verbindung mit einigen Stellen aus Rabbinen geschlossen, daß die Juden damahls geglaubt haben, der Messias werde sich in die Gehenna begeben und die Seelen der verstorbenen Israeliten aus derselben auf die Erde zurückführen, da doch Paulus nicht nur eine solche Höllefahrt nicht deutlich bezeichnet, sondern auch nach dem Zusammengange nicht davon reden kann, sondern vielmehr von der Hoheit Jesu, von



seinem Herniedersteigen vom Himmel, von seinem Kommen auf die Erde, und von seinem Wiederemporsteigen in den Himmel, von seiner Rückkehr zu Gott. Diesem gemäß wird er als derjenige vorgestellt, welcher Gaben und Ämter unter den Christen austheilt. S. 182 wird allein aus Apoc. 20, 2 f. der Schluß gezogen, daß die Juden geglaubt haben, Satan werde auf 1000 Jahre gefesselt in die Hölle gestürzt werden, und solche Schlüsse werden überhaupt auch sonst von dem Verf. aus der Apocalypsis gezogen, wie z. B. S. 207 aus 20, 12. daß die Juden sich vorstellten, der Messias werde bey dem Weltgerichte die guten und bösen Handlungen der Menschen aus gerichtlichen Acten vorlesen. Etwas zweifelhafter wird eben daselbst von einem andern Gegenstande gesprochen: quodsi ex iis, quae Paulus apostolus opinionibus vulgaribus congruenter pronuntiasse videtur 1 Theff. 4, 17. 2 Theff. 2, 1. quidpiam colligi fas est, in eo fuisse dicendi sunt, ut redivivos unâ cum Israelitis, *συσπύστη* ac fautori suo amice obviam ituris fursum latos, in altiores quippe aetheris regiones evectos coram supremo iudice staturos esse existimarent. Der Untergang dieser Welt durch Feuer wird bloß wegen 2 Petr. 3, 7-12. und 2 Theff. 1, 7. als Jüdischer Volksglaube S. 212 dargestellt. Unter der *παλιγγενεσία* Math. 19, 28. und der *ἀποκαταστάσις πάντων* Apgefch. 3, 21. wird S. 214 die Schöpfung einer neuen Welt verstanden, in welcher alles wieder in den Zustand vor dem Sündenfalle zurücktreten werde, und welche überhaupt die Juden angenommen haben und eben darauf wird auch Röm. 8, 19. bezogen. S. 226 f. lesen wir als Jüdische Meinung: Messias munere suo ex omnibus partibus bene perfunctus regnum tradet Deo 1 Cor. 15, 28. Cum ea, quae his

verbis protulit apostolus, vix ac ne vix quidem cum doctrina N T. de divina Jesu Christi natura conciliari possint, ad ea rejicienda sunt, quae alibi satis abunde christologiae judaicae congruenter disputavit.

Neben der Jüdisch-Ägyptischen und Palästina'schen Christologie wird noch von der Samaritanischen S. 19 - 24 gehandelt und S. 75 - 84. 157 f. sogar angenommen, daß verschiedenes und namentlich die Vorstellung von einem doppelten Messias und von einem leidenden und sterbenden Messias aus der Samaritanischen in die Jüdische übergegangen sey. Dieß ist bey dem Hasse der Juden gegen die Samaritaner schwer zu glauben, und bedarf überhaupt noch eine tiefere Untersuchung.

### Tübingen.

In der Cotta'schen Buchhandlung: Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen (die verschiedenen Menschenarten) in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln, nebst einer historischen Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eilande. Von C. Meiners. Zweyter Theil. 1813. 600 Seiten in Octav.

Der erste Theil dieses nachgelassenen Werks unsers Meiners wurde in diesen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1812, Seite 489) von einer ehrwürdigen Hand angezeigt, die nun auch schon erkaltet ist. Der Gesichtspunct, der wohl der richtigste seyn möchte, um es gehörig zu würdigen, ist dort angegeben. Auch in diesem zweyten Theile zeigt sich die erstaunliche Belesenheit des fleißigen Meiners verbunden mit dem rastlosen Bestreben, historische Hypothesen, die ihm mit den Jahren je länger, je lieber wurden, durch Thatfachen, die aus allen

Arten von Schriftstellern, meistens aus Reisebeschreibern, gesammelt sind, so zu documentiren, daß ihre Unwidersprechlichkeit einleuchten sollte. Rec. zweifelt, ob sich die Natur- und Geschichtsforscher, die noch immer anderer Meinung sind, nun für überwunden halten werden. So lange noch unsre Naturhistoriker, Anatomen und Physiologen sich getrauen, durch die Uebergänge einer Menschenform in die andere augenscheinlich darzutun, daß alle Menschenrassen, ihrer auffallenden physischen Verschiedenheiten ungeachtet, füglich von einem einzigen Adam abstammen können, stehen der Hypothese des verdienstvollen Meiners, der gewisse physische und moralische Verschiedenheiten der vernünftigen, oder vernunftfähigen Bewohner unsrer Erde nur aus einer ursprünglichen Verschiedenheit mehrere Stammväter ableiten zu können glaubte, noch immer große Hindernisse im Wege. Bekanntlich nimmt Meiners an, daß gewissen Ländern auch einige Thier- und Pflanzenarten auf eine ähnliche Art ursprünglich angehören, wie gewisse Menschenrassen. Da nun die Wanderungen und der Verkehr der Völker in jeder dieser Hinsichten große Veränderungen hervorgebracht haben, so greifen natürlich nach der von Meiners aufgestellten Lehre alle diese Fragen in einander ein: Welche Verschiedenheiten der Menschennaturen sind in diesem oder jenem Lande ursprünglich einheimisch? welche sind eingewandert? und wie unterscheidet sich in dieser Hinsicht der vor-mahlige Zustand der Länder von den gegenwärtigen? Und so bildet der Inhalt des vor. uns. liegenden Werks, des Anscheins der Zerstückelung der Materialien ungeachtet, in seiner Art ein Ganzes. Daraus erklärt sich auch, warum der Verf. selbst es für eine seiner wichtigsten und vollendetsten Arbeiten halten konnte. Wie man nun aber auch über die Resultate denken mag, um derer willen

792 G. g. X. 79. St., den 16. May 1814.

dem Verf. seine mühsamen Untersuchungen so sehr am Herzen lagen; eine solche Zusammenstellung von Materialien in Beziehung auf einen bestimmten Zweck ist für jeden Geschichts- und Menschenforscher von mannigfaltiger Brauchbarkeit. Andere Recensenten mögen entscheiden, ob und wie weit die längst bekannte Vorliebe des Verfassers für gewisse Nationen und Menschenrassen, und seine erklärte Abneigung gegen andere, Einfluß auf die Auswahl selbst gehabt, die er unter den zu sammelnden Notizen traf und hätte treffen können. Sogar die sanften Indostaner, von deren Humanität jetzt so häufig gesprochen wird, erscheinen bey dem Verf. in dem unvortheilhaftesten Lichte. Aber wir können uns hier, weil der Materialien gar zu viele sind, nicht auf das Einzelne einlassen. Der vierte Abschnitt, mit welchem dieser zweite Theil anfängt, enthält eine kurze Vergleichung des gegenwärtigen und vormahligen Zustandes des menschlichen Geschlechts, oder kurze Darstellung der Art, wie die vornehmsten Völkerstämme vor 1500 bis 2400 Jahren über die Erde vertheilt waren, und wie sie jetzt vertheilt sind; und zwar zuerst eine Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner des östlichen Asiens. Hierauf im folgenden Abschnitte eine ähnliche Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner des nördlichen Asiens. Im sechsten Abschnitte schreitet die Untersuchung zum südlichen Asien vor. Der siebente Abschnitt ist ausschließlich den ältern und neueren Bewohnern Indostans gewidmet. Im achten und letzten dieses Theils wird von den Bewohnern des westlichen Asiens gehandelt. Wir bedauern, daß in den angeführten Beweisstellen, besonders in denen aus englischen Schriftstellern, so viele Druckfehler stehen geblieben sind.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. u. 81. St.

Den 19. May 1814.

Göttingen.

Bei Johann Friedrich Röwer: Staatsrecht von Frankreich. Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. Zweyter Band. 1814. XII und 612 S. In groß Octav.

Als im Anfange des Jahres 1813 der erste Band dieses Werks erschien, war das Staatsrecht von Frankreich noch von ungleich höherer practischer Wichtigkeit für einen großen Theil von Deutschland, als dieß jetzt bey dem Erscheinen des zweyten Bandes der Fall ist. Die Kenntniß des Französischen Staatsrechts, die damals von unmittelbarem Nutzen und Bedürfnisse war, hat gegenwärtig in Deutschland wenigstens, größtentheils nur noch wissenschaftliches Interesse. Daß aber darum, weil das Französische Staatsrecht uns nicht mehr unmittelbar zu wissen noth thut, die Kenntniß desselben vollkommen überflüssig und gleichgültig geworden sey, davon kann sich der Verf. keineswegs überzeugen, indem das wissenschaftliche Interesse, welches von besondern Zeit- und Orts-Verhältnissen vollkommen unabhängig ist, nach wie vor dasselbe bleiben muß, und er glaubt daher auch

§ (4)

jetzt noch, bey vollkommen veränderten Umständen, mit gleicher Befugniß ein Staatsrecht von Frankreich schreiben zu können, als man bisher in Deutschland das Staatsrecht von Rußland, von England u. s. w. bearbeitete. Je wichtiger aber und entscheidender der Einfluß war, den Frankreich in unsern Tagen nicht nur auf Deutschland, sondern auf den größten Theil des Europäischen Continents übte, um desto mehr hält er sich für überzeugt, daß die Kenntniß der innern Organisation des Französischen Reichs in dieser Periode auch für die Folge keineswegs ohne Interesse seyn dürfte. Dieser zweyte Band des Französischen Staatsrecht ist dem Plane und der Ausführung nach dem ersten vollkommen gleich geblieben. Der Verfasser, der sich gleich anfangs zum Besetz gemacht hatte, sich streng darauf zu beschränken, zu zeigen, wie der Staat organisiert sey, ohne sich weiter ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dieser Organisation zu erlauben, brauchte eben deshalb, bey vollkommen veränderten Verhältnissen, seinen Ton in keiner Rücksicht zu verändern. Der erste Band des Werks erschien zu einer Zeit, wo das Lob verdächtig, der Tadel bedenklich seyn konnte, gegenwärtig möchte wohl eher das entgegengesetzte Verhältniß angenommen werden können. Es reicht ja auch vollkommen hin, zu zeigen, was und wie es war und ist; das Urtheil ergibt sich alsdann bey jedem Unbefangenen leicht von selbst. Der größte Theil des vorliegenden zweyten Bandes war schon gedruckt, ehe die neuesten Veränderungen mit Frankreich vorgingen; auf sie konnte daher keine Rücksicht genommen werden, was zur Vermeidung aller möglichen Mißverständnisse hier gesagt seyn mag. Es umfaßt dieser zweyte Band das sechste und einen Theil des siebenten Kapitels, oder die Finanzen und einen Theil

der Polizen im weiteren Sinne. Die Ordnung der einzelnen Materien ist folgende: VI. Kapitel. Von den Finanzen. Nach einer Einleitung über den vornehmlichen Finanzzustand Frankreichs und dessen Veränderungen: erster Abschnitt, von den Domänen; zweyter Abschnitt, von den directen Steuern: a. Grundsteuer — Cadaster; b. Personal- und Mobiliensteuer — Reclamationen; c. Thür- und Fenstersteuer; d. Patentsteuer; e. Zulags-Centimen; f. Erhebung der directen Steuern — Zwangsmittel; g. Verschiedene Klassen der Agenten der directen Steuern — Directionen — Erhebungsbeamte und Zahlmeister; h. Organisation der Einnahme und des Rechnungswesens; i. Reclamationen — Dechargen, Reductionen, Remisen, Moderationen. Dritter Abschnitt. Von den indirecten Steuern: a. Stempel; b. Einregistrationssteuer; — Administration der Domänen, der Stempel-Einregistrations- und Hypotheken-Steuer; c. Hypotheken, — Hypothekendewahrung; d. Greffensteuer; e. vereinigte Abgaben, — General-Direction, Departemental-Directionen; Steuer von den Fährten und Brücken, auf Wein, Bier und Distillirungen von Korn, von dem Transporte der Getränke und deren Verkauf, Steuer auf Spielkarten, Salzsteuer, Steuer von öffentlichen Wagen und Fuhrwerken, Municipal- und Wohlthätigkeits-Octrois, Tabaksmonopol, Garantie der Gold- und Silberarbeiten; f. Bölle, — General-Direction, Departemental-Directionen. Vierter Abschnitt. Verschiedene Einkünfte: a. Pulver- und Salpeter-Regal; b. Post-Regal, — fahrende Posten, Briefposten, Diligencen; c. Forsten, — Generaladministration, Conservationen; d. Jagd; e. Fischerey; f. Münzen, — Centraladministration, Münzstätte; g. Lotterie; h. Administration der Salinen des Ostens; i. Salz- und Tabaks-

Regie in den Departements jenseit der Alpen;  
**k. Rechte des Fiscus.** Fünfter Abschnitt. Von dem öffentlichen Schatz, der Amortisationskasse und dem Oberrechnungshofe: a. von dem öffentlichen Schatz; b. von der Amortisationskasse; c. von dem Oberrechnungshofe, — Organisation, Competenz u. s. w.  
 Sechster Abschnitt. Von den Staatsausgaben. Pensionen; vergleichende Uebersicht der Ausgaben und der Einkünfte des Reichs. VII. Kapitel. Von der Polizei; im Allgemeinen. — Erster Abschnitt. Von der Sicherheitspolizei. a. Organisation der allgemeinen Reichspolizei, — Generaldirectoren der Polizei, Polizeipräsident, Generalpolizeicommissär; b. Gendarmerie — Organisation und Bestand, Functionen im Frieden und im Kriege; c. Departmental- oder Reserve-Compagnien; d. Gefängnisse und Verwahrungshäuser, — Staatsgefängnisse, Gefängnisse, Arrest- und Justiz-Häuser; e. Befugniß, Waffen tragen zu dürfen; f. verbotene Spiele. Zweyter Abschnitt. Von der Armenpolizei. a. Mütterliche Gesellschaft; b. Hospitaliterinnen; c. Kinder, deren Erziehung dem öffentlichen Mitleiden anvertraut ist; d. Bettler, — Bettelhäuser; e. Leibhäuser; f. Civilhospizen; g. Wohlthätigkeitsbureau.

### Helmstädt.

Von E. G. Fleckisen: Lehrbuch der polizeylich-gerichtlich-chemie, von W. G. Kemmer, der A. W. und W. A. Dr., zweytem Prof. der Medicin an der königl. Albertus Universität zu Königsberg. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. XXXII und 675 Seiten in Octav, mit lateinischen Lettern.

Man darf sich nicht wundern, daß dieses, jedem Arzt und Nichtarzt, der sich mit Untersuchung und



Entscheidung polizeylicher und gerichtlicher Fälle, welche chemische Kenntnisse erfordern, nützliche Buch innerhalb acht Jahren zum zweyten Mal aufgelegt ist. Es ist vielmehr zu erwarten, daß auch die dritte Auflage noch nöthig seyn werde, und da mit diesem Werk mit jeder Ausgabe eine größere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit wünschen, so wollen wir frey heraus-sagen, was uns bey aufmerksamem Durchlesen zu erinnern und auszulegen auffieß, in der Hoffnung, daß der Verf. von einem und dem andern einft Gebrauch machen könne. — Die Gränze des Werks hat sich der Verf. nicht genau abgesteckt. Aus der Einleitung geht zwar deutlich hervor, daß erst seine Absicht war, nur die zunächst in die medicinische Polizey und gerichtliche Arzneywissenschaft einschlagenden chemischen Gegenstände abzuhandeln, und wie er selbst sagt, den chemischen Theil der Staatsarzneykunde sorgfältiger als bisher und in einem Ganzen darzustellen, so daß der öffentliche Arzt, auch der Beamte der Polizey sowohl als des Criminalgerichts, sich des Buchs als eines Hilfsmittels in solchen Fällen bedienen könnte. Dieser Gedanke war sehr gut, und dabey hätte der Verf. sollen stehen bleiben. Aber nun wollte er die Gränzen weiter ausdehnen; das Buch sollte das Ansehen bekommen, als seyen darin alle Gegenstände, die für die Polizey und die Criminalgerichte kommen und chemische Kenntnisse erfordern können, abgehandelt. Dieß ist jedoch nicht der Fall; nur einige außer dem Gebiete des Arztes liegende Gegenstände, nämlich das Goldmachen, die Echtheit der Münzen und Verfälschung der Documente und ihre chemische Untersuchung kommen darin vor. Dieß hätte füglich wegbeybleiben können. Diese Gegenstände sind ohnehin nicht genügend abgehandelt; und wer möchte auch in diesem Werke das suchen und erwarten, was z. B.

nur den Münzwarden angeht, und nur von diesem gefordert und entscheidend beurtheilt wird. Sollte aber alles abgehandelt werden, was außer dem Gebiet des Arztes liegt, und klagbar vor Gericht kommen kann, oder worüber die Polizen zu wachen hat, woben aber durchaus chemische Kenntnisse nöthig sind; nun dann würde ein ähnlicher dicker Band damit anzufüllen seyn; und diese Gegenstände würden von den medicinischen abgefondert besser beisammen stehen. Viel zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn der Verf. nur darauf hingearbeitet hätte, erst in medicinisch-polizyenlicher und gerichtlicher Hinsicht das Werk so vollkommen wie möglich zu machen; und in diesem Betracht wäre noch manches hinzuzufügen, und manches dagegen herauszuthun. Zu dem ersteren rechnen wir die Anleitung zu Anwendung der Chemie auf Untersuchung geheimer Arzneymittel, wozu bereits untersuchte und enthüllte Arcana, wie der Lünhardtsche Gesundheitstrank, der Böhmische Liquor, das Böersche Puerperalpulver, die Hahnemannschen Arcana, das Ailhandsche Pulver, das Luftsalz u. dergl. m. recht gute Gelegenheit zu Beyspielen dargeboten hätten. Ferner rechnen wir hierher das Verfahren, wie man bey Prüfung der bereits in den Apotheken gemischten, und klagbar gewordenen Arzneyen verfahren müßte, wie das quantitative und qualitative, was darin seyn soll, zu erfahren. Zu dem zweyten, was dagegen heraus sollte, rechnen wir alles, was polizyenliche Regeln und Vorschläge nicht chemischen Inhalts betrifft, wie den Arzneyhandel und die Apotheker-Visitationen, so wie alles, was nicht in die medicinische Polizen und gerichtliche Arzneywissenschaft einschlägt. Bey dem kurzen Umriss der allgemeinen Chemie hätte der Verf. eine beständige Rücksicht auf seinen Zweck nehmen, und diejenigen

Eigenschaften der Körper, welche dem Arzt in polizeilicher und gerichtlicher Hinsicht vorzüglich zu wissen nothwendig sind, herausheben sollen. Eine Subtilität ist es wohl, wenn es gleich im ersten § heißt: die Chemie sey eine Kunst — aus einfachern Körpern zusammengesetztere, statt aus einfachen zusammengesetzte zu mischen. Unter der Zoochemie möchte der Verf. nur die erst noch zu entdeckende Chemie des lebenden Körpers bezeichnen, nicht die Mischungsverhältnisse der todten Theile des Körpers. Aber warum nicht beides zugleich? Zu den ersteren ist ja keine Hoffnung ohne die letztere, und es ist noch eine große Frage, ob je die erstere entdeckt wird. Die eudiometrische Chemie will er die oxydometrische genannt wissen, sagt aber selbst, daß es viele an Sauerstoff keinesweges arme, aber dennoch beyrn Einathmen gerade zu tödtliche, Luftgemische gebe. Wozu also eine oxydometrische Untersuchung? hätte der Verf. daher lieber gleich gesagt, daß die Luftgüteprüfung auf einem andern, als dem unsichern Wege, den Sauerstoffgehalt zu bestimmen, erst noch zu erfinden sey. Gerbererey, Seifensiedererey, Zuckerbäckerey, und wenn man recht strenge verfahren wolle, auch die Kochkunst gehören, schreibt der Verf. zu der angewandten Chemie, aber die erstern haben keinen directen Einfluß auf Staatsarzneykunde. — Allerdings haben sie einen directen und wichtigen Einfluß; man denke nur an die Bereitung des Leders beyrn Viehsterben, an das Schweinemästen vom Abfall der Häute, an den Verbrauch des Fettes von gefallenem Thieren beyrn Seifensieden, an die vom Verf. selbst in der Folge gerügte Anwendung von Mineralfarben und kupfernen Gefäßen bey der Zuckerbäckerey. Es wäre jedoch nicht nothwendig in einer solchen polizeilich-gerichtlichen Chemie Leder bereiten, und Seife kochen zu lehren,

aber einiges davon zu wissen nützte dem Medicus forensis bey weitem mehr, als das, ob man Gold machen, und wie man falsche Münzen und Documente entdecken kann. Und die Kochkunst gehört nicht nur, wenn man recht strenge, sondern nur rationel verfahren will, zur angewandten Chemie. Auch wäre es gewiß längst weit nützlicher gewesen, wenn sich die Chemisten mit Untersuchung der Ingerendorum beschäftigt hätten, als daß sie in neueren Zeiten die Egesta einer so scrupulösen Untersuchung unterworfen. Wie verschieden raisonniren die Aerzte ins Blaue hinein von der Nützlichkeit und Schädlichkeit der zusammengesetzten Speisen, daß deswegen, weil sie eigentlich nichts davon verstehen, und über die chemischen Verhältnisse der Mixtorum Compositorum nirgends belehrt wurden. Manches, was zunächst in die Lehre der Physik gehört, hat der Verf. nicht mit Unrecht auch in die verwandte Chemie gebracht, wie die Lehre von der Salubrität der Luft. Bey der Beschreibung der atmosphärischen Luft aber, wäre es gut gewesen, gleich das so wichtige quantitative Verhältniß ihrer Bestandtheile anzugeben. Bey den Gasarten, die im menschlichen Körper vorkommen, und so mächtig auf ihn einwirken, vermißt man gerade die vorzüglichsten Entstehungsarten und Entstehungsquellen. Der Verf. sollte nie vergessen, daß sein Buch zweyerley Leser hat, wovon die eine Hälfte, als Aerzte, schon mehr oder weniger Chemie versteht, die andere Hälfte, als Nichtärzte, wenig oder nichts davon weiß. Für diese muß daher manches gesagt werden, was man bey den ersten schon voraussetzen kann, was aber auch für manche unter ihnen gewiß nicht überflüssig seyn würde. Eben so wäre es nützlich gewesen, bey den Gusstarten gleich gerade auf diejenigen Gegenstände im gemeinen Leben hinzuweisen,

wo solche Gasarten am gewöhnlichsten vorkommen, benutzt und schädlich werden können, wie bey dem Wasserstoffgas auf die Zündmaschinen, Luftballone &c. — Von dem Sauerstoffgas sagt der Verf. S. 35: "Thiere, welche man in dasselbe bringt, leben darin eine längere Zeit, als in einer gleichen Quantität von atmosphärischer Luft." — Wie ist dies möglich, wenn das wahr ist, was der Verf. darauf anführt: "Er habe einmahl einen einzigen Athemzug von sorgfältig gereinigtem Sauerstoffgas gethan, und darauf ein so heftiges Brennen in der Brust, Wallung, Angst, Unruhe, und eine Empfindung, als wollte ihm die Brust zerspringen, auch harten und frequenten Puls mehrere Tage hindurch bekommen, so daß ihn diese höchst peinliche Empfindung von ferneren Versuchen dieser Art abgeschreckt haben." — Dieses letztere aber ist in polizeylicher Hinsicht, als Gegenbeweis gegen die erstere Behauptung deswegen wichtig, weil man sogar aus dieser irrigen Meinung vor mehreren Jahren einen vornehmen Kranken in ein Zimmer mit Sauerstoffgas einschloß, und wahrscheinlich sein Ende dadurch eher beschleunigte als aufhielt. Von dem Kohlenstoffgas heißt es: "Es entwickelt sich in Menge aus stehendem Quellwasser, besonders von Gesundbrunnen, in Gruben, Kellern &c. Als ob es sich aus allen Quellwassern in Menge entwickelte. Die gährenden Flüssigkeiten hingegen, die in polizeylicher Hinsicht weit mehr Berücksichtigung verdienen, sind dabey ganz übergangen. Von diesem Gas heißt es ferner: "es unterhält das Athmen und das Brennen der Flamme durchaus nicht." Statt: es unterdrückt plötzlich das Athmen und das Brennen einer Flamme. Denn was nicht unterhält, das zernichtet doch nicht gerade auf der Stelle." Dies ist aber bey diesem Gas der Fall. — Wenn Stick

stoffgas S. 38 ist die Quantität desselben in der atmosphärischen Luft nicht angegeben; da sie doch zuvor beim Sauerstoffgas S. 35 angegeben und gesagt wurde, daß es mit Sauerstoff die atmosphärische Luft zusammensetzt. — Da bey den Gasarten und Kalien angezeigt ist, aus welchen Körpern wir solche erhalten, so wäre es bey den Säuren eben so nützlich gewesen, solcher zu erwähnen, besonders bey solchen Säuren, die in sehr verschiedenen und in polizeylicher Hinsicht so merkwürdigen Körpern vorkommen, wie die Essigsäure. Vergebens wird sich z. B. der Unkundige in dem Buche umsehen, wohin die Säure des Rohrzuckers, des Rübenzuckers u. s. w. gehöre. Auch muß dieser irre werden; wenn er liest, daß acht verschiedene Säuren einerley Bestandtheile haben. Die in gerichtlicher Hinsicht so merkwürdige Blausäure, auf welche der Verf. in der Folge bey den Giften ein so großes Gewicht legt, ist nur dem Nahmen nach erwähnt. Für Hydrothionsäure schlägt der Verf. den allerdings verständlichen, und daher besseren, Nahmen Schwefelwasserstoffsäure vor. Alle fremde Wörter aber lassen sich ohne an ihrer Bedeutung wesentlich zu verlieren, nicht ins Deutsche übersetzen. So ist z. B. S. 591 "Erbfolgepulver" statt Poudre de Succession ein unschickliches affectirtes Wort. Solche charakteristische Benennungen müssen nie übersetzt werden, denn mit der Uebersetzung verliert sich der so wichtige miteingeschlossene Begriff des Entstehungsorts, des Erfinders u. dergl. Wenn von dem Silber gesagt wird, daß seine Oxide mit Säuren zu Salzen verbunden die Oberhaut schwärzen, so hätte mit gleichem Recht von der Goldauflösung gesagt werden, daß sie die weiße Haut und Knochen purpurroth färbt. Von der Silberauflösung aber hätte besonders des Schwarzfärbens der

weißen Haare erwähnt werden sollen, da diese Eigenschaft von Koffhändlern so vielfältig zu Betrug mißbraucht wird. Sehr unbestimmt ist von den Quecksilberoxyden gesagt, daß sie sämmtlich einigende Wirkung haben, da etliche recht stark corrodirend und dadurch gerade in gerichtlichen Fällen so wichtig sind. Eben so wird vom Kupfer geschrieben, daß dessen Salze nur oft ätzend seyen, und der Arsenik gar nicht. Vom Eisen wird gesagt: es sey magnetisch sowohl attractorisch als retrattorisch; stark anziehend und abstoßend. Von den nächsten Bestandtheilen der Pflanzen sagt der Verf. S. 66: „Diese interessieren uns wenig, außer dem in einigen Pflanzen befindlichen Gerbestoff.“ Wie, sollte der Zuckerstoff, die Soda, das Kleefalz, die Blausäure u. nicht interessieren? — In Absicht der Contention in dem Magen eines wahrscheinlich in Gift verstorbenen Menschen hält sich der Verfasser lange dabey und dagegen auf, daß die Untersuchung der vermutheten Gifte gewöhnlich ohne Gegenwart der Gerichtspersonen vorgenommen werde, da es doch der wichtigste Theil der Untersuchung eines solchen Leichnams sey. Die gewöhnlichste Probe der Arsenikvergiftung mit dem Verflüchtigen desselben auf Kohlen, und darüber gehaltenem Kupfer wird jedoch gleich vorgenommen; wie es aber möglich zu machen, daß bey dem ganzen chemischen Untersuchungsproceß, der Tagelang dauern kann, von Anfang bis zu Ende Gerichtspersonen zugegen und dabey anhaltend aufmerksam blieben, hätten wir wohl von dem Verf. angegeben wissen mögen. — Von der polizeylichen Chemie sagt der Verf., daß solches die angewandte Chemie sey, wodurch man die, der bürgerlichen Gesellschaft schädlich werdenden, Mißbräuche entdecken, ihnen vorbeugen und abhelfen könne. — Allein die Polizei-

hat nicht bloß schädlich werdende Mißbräuche chemisch zu untersuchen, sondern (wie der Verf. in der Folge selbst erwähnt) auch z. B. neu entdeckte mineralische Wasser. Und wer anders als die Polizen muß so manche andere anerkannte nützliche Dinge, wie neue und geheime Medicamente, Fabricate, Surrogate, u. dergl. chemisch untersuchen lassen, ob sie wirklich von dem Grad der Güte und Echtheit sind, den ihre Erfinder und Verkäufer davon rühmen. Der Verf. erkennt ja selbst an, daß die Polizen auch den Grad der Güte des Biers in gewissen Fällen zu untersuchen habe, nicht bloß die Verfälschung und Verderbenheit desselben. Ueberhaupt hat der Verf., da er mit seinen Gedanken immer nur von den schädlichen und klagbar werdenden Gegenständen auszugehen schien, bey der chemischen Untersuchung allein auf diese Rücksicht genommen, da doch so vieles zu polizylichem Nutzen chemisch untersucht werden muß, was keiner Gegenstand einer Klage ausmacht. Der Physicus kann über Gegenstände Bericht erstatten müssen, die wenigstens eine vorläufige chemische Prüfung erfordern, welche durchaus kein Gegenstand der Klage sind, aber die Aufmerksamkeit der Polizen in hohem Grad erregen, z. B. über Torf, Steinkohlen, Porcellanerde, Mergel, und andere mineralische Gegenstände, die kürzlich in seinem Bezirk entdeckt worden seyn, und von dem und jenem benützt werden wollen. Wenn aber alle diese Gegenstände abgehandelt werden sollten, wie viel wäre da noch nachzutragen. — Wir wollen, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch einen der wichtigsten Gegenstände, die Abhandlung der Gifte durchgehen. Der Verf. ist mit keiner einzigen der bisherigen Definitionen von Gift zufrieden, und stellt daher eine eigene, und zwar folgende auf: S. 543. "Diejenigen Körper sind Gifte, welche im



Stande sind, nachdem sie mit dem gefunden, an ihren Einfluß nicht gewöhnten, menschlichen Körper in hinreichender, aber dennoch verhältnißmäßig unbeträchtlicher Menge in Wechselwirkung treten, denselben in eine tödtliche Krankheit bringen, ohne daß irgend eine andere mitwirkende Ursache diesen Erfolg befördert, und ohne daß eine Verletzung des Zusammenhangs der Theile dazu nothwendig ist." Wir müssen gestehen, daß uns diese 25ste Definition des Giftes weniger genügt, als manche von den vier und zwanzigen, welche der Verf. von andern Schriftstellern anführt. Einmahl ist sie schon dadurch ganz fehlerhaft, daß sie nur das enthalten soll, was dem Menschen Gift ist. Polizen und Gerichte haben ja auch nach dem zu fragen, was dem Thier Gift ist. Es müßte also nicht von dem menschlichen Körper, sondern überhaupt von dem animalischen Organismus in der Definition die Rede seyn.

2. Nach dieser Definition ist auch kaltes Wasser und Eis Gift. Der gesunde Soldat auf dem Marsch, das gesunde Mädchen auf dem Ball können schnell in tödtliche Krankheit verfallen, wenn Wasser oder Eis in hinreichender aber dennoch verhältnißmäßig unbeträchtlicher Menge mit ihrem Magen in Wechselwirkung tritt.

3. Bey allen Giften wird oft die tödtliche Wirkung ganz allein durch die mitwirkende Ursache befördert. Ein Gran Arsenik in viel ungesalzener Butter oder fettem Del verschluckt macht vielleicht kaum Uebelsenn und Erbrechen ohne dauernde, will geschweigen, tödtliche Krankheit; und derselbe Gran in Essig aufgelöst bewirkt den Tod.

Was 4. die Verletzung des Zusammenhangs der Theile betrifft, so ist damit gar nicht bestimmt, welche Theile des Körpers zu verstehen sind. Besteht man darunter das Blut, so wird ja durch mehrere Gifte der Zusammenhang seiner Theile gar

sehr verlegt, das Blut sehr bald dünnflüssig, und selbst nach dem Tode nicht gerinnbar. Ein wesentliches Bedingniß aber, ohne welches kein Körper Gift seyn, oder tödtliche Wirkung hervorbringen kann, nämlich die Eigenschaft oder Prädisposition des lebenden Körpers, auf den ein anderer als Gift wirken soll; hat der Verf. ganz außer Acht gelassen. — Die nicht athembaren, oder vielmehr plötzlich tödtenden Luftarten will der Verf. nicht, wie Emelin und Frank zu den Giften gerechnet wissen, ob sie gleich selbst nach des Verf. Definition die allerheftigsten sind. Der angeführte Grund, daß durch diese Ausdehnung die Ausmittelung einer vor-gefallenen Vergiftung und die Entscheidung, ob eine Vergiftung geschehen sey, erschwert, ja unmöglich gemacht würde, ist ganz unstatthaft. Wäre dieser Grund gültig, so wäre auch der Arsenik (der Verf. schreibt immer das Arsenik, was gegen allen Deutschen Sprachgebrauch ist) kein Gift. Denn wenn durch Schwefelwasserstoffgas der Arsenik im Cadaver ganz aufgelöst und verändert ist, wird der Beweis der Vergiftung auch gar sehr erschwert, ja unmöglich. Nach S. 524 soll es keinen einzigen giftigen Körper geben; von welchem wir behaupten dürften, daß er allein die Erscheinungen der innerlichen Vergiftungen hervorbrächte. Es gibt ja aber doch mehrere, welche der Verf. selbst zu den Giften zählt, wie Kreide, Gyps, Kalk, Kohlen, Glas &c. Gyps z. B. ist allerdings innerlich ein Gift, womit man auch Magen tödtet, aber sicher ist noch kein Gypsgießer, und kein Lebender, dessen Gesicht abgeformt wurde, dadurch vergiftet worden. Die Eintheilung der Gifte nach ihren Wirkungen S. 545 ist weder wichtig noch nützlich. Denn ein Gift wirkt, wegen der vom Verf. ganz übersehenen oben angeführten Bedingniß erstaunlich verschieden, selbst das Gift

aller Gifte, der Arsenik. Eine Portion Arsenik, wovon mehrere Menschen sterben würden, ist für ein Pferd ein Stomachicum, und erweckt seine Fresslust. Und bey dem einen am Arsenik verstorbenen Menschen findet man, ungeachtet der Arsenik in den Magen kam, den Magen kaum entzündet, bey dem andern brandig und durchfressen, und bey dem dritten, der durch äußerliche Anwendung des Arseniks starb, den Magen so entzündet und brandig, als wäre der Arsenik selbst in den Magen gekommen. — Wenn nach S. 548 Kohlenpulver und Erden zu den mechanischen Giften gehören, so müßte man die Ritschkerne auch dazu rechnen. Das Glas hält der Verf. für das gefährlichste mechanische Gift. Doch sind Glasfresser nicht immer daran gestorben. Sicher ist das, was Strenzel als ein Poudre de succession in seiner Diss. de venenis sterilitatem inducentibus anführt, das allergefährlichste. Bey dem Golde sind nun auch die Goldoxyde des Oberwundarztes Chrestien zu Montpellier einer besondern Aufmerksamkeit werth, da ihr unvorsichtiger Gebrauch gewiß schädlich wirkt. Was die Aqua Tosana betrifft, so hätten unser sel. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen vorzüglich angeführt zu werden verdient, weil sie die besten Nachrichten darüber enthalten. Unter den thierischen Giften ist ein wichtiges innerliches, die Canthariden und ihre Tinctur, auch der Meloë majalis und proscarabaeus, ganz übergangen.

### Schneeberg.

Zur Anzeige der öffentlichen Schulprüfung im Herbst des vorigen Jahres ließ der Rector des Lycei zu Annaberg im Erzgebirge Herr M. Johann Gottlieb Kreyßig *Observationes ad Longi Pastoralium lib. I. fragmentum in codice florentino repertum* auf 16 Seiten in Octav drucken. Sie

wurden unter dem Tumulte des Krieges, der auch das Erzgebirge mit Schrecken erfüllte, geschrieben, und beweisen wiederum den Fleiß und die Gelehrsamkeit des Verfassers. Bekanntlich entdeckte Herr Courier im Jahre 1809 zu Florenz ein Fragment das im Longus eine bekannte Lücke ausfüllte, und nachher allein, and dann in zwey Ausgaben des Werks, wozu es gehört, durch den Druck in Rom und Deutschland dem allgemeinen Gebrauche übergeben wurde. Der Dintenfleck, den Herr Courier gerade auf dieß Fragment im Manuscripte, wie er selbst gestand, aus Erourderie, fallen ließ, machte dasselbe noch bekannter. Der Verf. hat sich nicht ohne Glück an dem Bruchstücke versucht, das er im Beckischen Abdrucke vor sich hatte (Acta Seminar. reg. II, 1. S. 190 ff.), und woben er die critischen Vorschläge von Courier, Chardon, Eichstädt und Beck benutzte. Wir führen nur einiges zur Probe an. S. 191. Zeile 1 verbessert er gut *εἰ τρυφερώτερος εἶη* statt *τρυφερώτερον ἔη* und versteht *Δάφνις*. Zeile 7 zieht er Couriers Verbesserung *τὰς αἴγας* der Lesart des Misc. *τὰς ἀγέλας* vor, die sich doch vertheidigen läßt. S. 20 will er lieber *ἐκαλεῖ* statt *ἐλάλει*, vielleicht mit Recht lesen, da *λαλεῖν τινα* als Synonym von *καλεῖν* ungewöhnlich ist. 192, 1 verbessert er *ἠχρηάτο τὸ πρόσωπον*. 192, 5 liest er mit Chardon *τις δὲ ἡ νόσος, ἀγνοῶ*. und 193, 14 mit ebendenselben *Φεγγουμένη*, statt *Φλεγουμένη*. Wenn Nec. gleich gern zugibt, daß *Φέγγασθαι* und *Φλέγασθαι* von den Abschreibern oft verwechselt worden, und daß *Φέγγασθαι* von den Cicaden nicht selten vorkomme; so scheint ihm doch *Φλεγουμένην* eine leichtere Verbesserung zu seyn, in Beziehung auf das Mädchen, das vor der Mittagshize in der Grotte Kühlung sucht, und sich von der Cicade in den Schlaf singen läßt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 21. May 1814.

Paris.

Ben Pelicier: Essai critique sur la topographie de Syracuse au commencement du cinquième Siècle avant l'ère vulgaire, pour servir à l'intelligence de quelques auteurs anciens et faire suite aux éditions et traductions de Thucydide, avec un plan. Par A. Letronne. Mit dem Motto: Συγγνωμη πρωτοεσιπων. 1812. 119 S. in gr. Octav.

Schon mehrere Jahrhunderte vor Ehr. spielte Syracus in der Geschichte eine der bedeutendsten Rollen. Daher ist begreiflich, warum, nächst Athen und Rom, die Aufmerksamkeit der neuern Gelehrten vorzüglich auf Syracus gerichtet worden. Die großen Arbeiten von Fazelli, Mirabella, Bonanni, Elmer und d'Orville liegen vor Jedermann's Augen. Nach dem Verfasser soll in diesen Werken bloß die glänzendste Periode von Syracus, als es die Habucht des Werres rege machte, bearbeitet, und daher die Topographie desselben in einer früheren Zeitperiode nur obenhin behandelt worden seyn. Er nimmt daher Veranlassung, durch vorliegende Schrift eine wesentliche Lücke auszufüllen,

J (4)

und gibt den Plan derselben folgendermaßen an: *Determiner l'étendue de Syracuse lorsque les Athéniens en faisaient le siège; indiquer les monumens, dont l'existence à cette époque m'a semblé constatée par le témoignage de l'histoire; rendre sensible à l'oeil les principales opérations militaires des deux peuples — tel est le but, que je me suis proposé.* Wenn er nun noch hinzusetzt, daß seine Schrift die Analyse der Untersuchungen enthält, die der beygefügte Plan von Syracus nothwendig gemacht habe, und versichert, daß, zufolge der Wichtigkeit dieser Analyse, das National-Institut bewogen worden, dieselbe in einer außerordentlichen Sitzung von dem Hrn. *Barbié du Bocage* vorlesen zu lassen: so wird man schon zum voraus von dem besondern Werthe derselben überzeugt seyn. Zugleich wird der Leser in einer Note belehrt: daß die Hauptsache von dem beygefügten Plan dem Hrn. *de Laborde* angehöre, und daß der große Hafen, nach dem Plan des Neuern Syracus von *Bonanni* verkleinert vorgestellt sey. — In wiefern der beygefügte Plan seine Existenz dem Hrn. *de Laborde* verdankt, hat *Méc.* nicht ausfindig machen können. *Bonanni's* Plan von dem Neuern Syracus ist bekannt. Wir müssen daher die Beurtheilung dieser Schrift lediglich auf den, von dem Verf. angegebenen, Zweck derselben einschränken. Sie zerfällt in zwey Theile. Der Erstere hebt Kap. 1. mit einer geographischen Bestimmung der Lage von Syracus an. §. 1. Syracus zur Zeit des *Cicero*: enthält die bekannte Eintheilung der Stadt in fünf Quartiere: *Ortygia*, *Acradina*, *Tyche*, *Neapolis*, *Epipolá*. *Ortygia* und *Acradina* sollen die eigentliche Stadt ausgemacht haben, und *Tyche* und *Neapolis* lange Zeit nur als Vorstädte betrachtet worden seyn. *Epipolá* aber ward

wegen des steinigten und felsigen Bodens nie auf-  
 gebauet, und daher von Cicero mit Stillschweigen  
 übergangen. Letzteres mag seine Richtigkeit haben.  
 Wenn aber der Verf. hinzusetzt: daß, ob es gleich  
 von Dionys in die Mauern mit eingefangen worden,  
 es dennoch zum öftern nicht als integrierender Theil  
 der Stadt angesehen worden: so will er unstreitig  
 damit sagen: daß Ephyra mit den viel übrigen  
 Quartieren der Stadt von Dionys nicht deshalb  
 verbunden worden sey, damit es bewohnt würde;  
 sondern damit es den Feinden, wie kurz zuvor den  
 Athenensern, nicht zu einem bequemen Belage-  
 rungsplatze dienen möchte. Denn selbst nach der,  
 vom Verf. angeführten, Stelle Diodor's machte  
 es den sechsten Theil der ganzen Stadt, d. i., 30  
 Stadien aus, da deren ganzer Umfang nach Strabo  
 bekanntlich 180 Stadien betrug. S. II. Syracus  
 zur Zeit des Thucydides. Als die Athenenser Sy-  
 racus belagerten, hatte es bey weitem nicht einen  
 solchen Umfang, wie zu Cicero's Zeiten. Thucy-  
 dides begriff es unter der Eintheilung einer Innern  
 und Außern Stadt. Kap. II. Innere Stadt oder  
 Ornyia. In wiefern die Insel Ornyia die innere  
 Stadt enthält, in sofern wird durch diese Bestim-  
 mung ihrer Lage der Umfang derselben eben so ge-  
 nau angegeben, als die der äußern Stadt, die  
 Thucydides selbst auf die Küste von Sicilien setzt.  
 Wie weit sich aber die äußere Stadt erstreckt, und  
 was für Unterabtheilungen sie enthalten habe, sagt  
 Thucydides nicht; weshalb man die verschiedenen  
 Stellen zu Rathe ziehen mußte, die im 6ten und  
 7ten Buche seiner Geschichte zerstreut vorkommen.  
 Die große Bevölkerung auf Ornyia nöthigte die  
 Colonisten, sich weiterhin auf der Küste von Sic-  
 lien anzubauen; man vereinigte erstere mit der letz-  
 tern durch einen Damm von Steinen, und nannte

Ortygia die innere Stadt, während die Ansiedelungen der Colonisten auf der Küste von Sicilien, weil sie außerhalb Ortygia lagen, unter dem Namen der äußern Stadt begriffen wurden. Mit großer Weitschweifigkeit hat dieß der Verf. in einer besondern Anmerkung (Note 1. S. 39 ff.) zu erweisen gesucht. In Ortygia befand sich, 500 Jahr v. Chr. ein Tempel der Diana und der Minerva. Den erstern setzt der Scholiast des Pindar an die Quelle Arcthusa (στῆς τῆς Ἀρκτουρίας), woben der Verf. die sonderbare Anmerkung macht: Si στῆς τῆς Ἀρκτουρίας ne signifiait pas tres simplement εὐ τῆς Ὀρτυγίας par opposition aux autres parties de Syracuse. Den Tempel der Minerva hält der Verf. bey weitem von größerer Erheblichkeit, indem in den Seitenmauern der Cathedralkirche des jezigen Syracus noch sehr schöne Ueberbleibsel von demselben vorhanden wären. Schon der Styl der Architectur lasse vermuthen, daß dieser Tempel zur Zeit des Thucydides existirt habe; es sey aber nothwendig, die Epoche zu bestimmen. Zu diesem Behuf konnte der Verf. die von Wilkins (Antiquities of Magna Gr.) aus der Luft ergriffene Behauptung: daß dieser Tempel so alt als Syracus oder in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen sey; entweder ganz mit Stillschweigen übergehen oder höchstens mit ein paar Worten berühren. Er will aber seinem vorhin gethanen Versprechen in Ansehung einer Critik der Denkmäler des Alterthums nachkommen, und wundert sich, wie Wilkins, mit dem Kennerauge eines vielgewanderten Artisten, nicht eingesehen habe, daß jene Behauptung nothwendiger Weise fast auf alle alte Tempel Siciliens angewandt werden müsse, weil sich dieselben in der Anlage und Eintheilung, vorzüglich im Character der Bauart alle sehr ähnlich wären, wie der Tem-



el der Minerva zu Syracus, der der Juno Lucina u Agrigent und der große Tempel zu Pástum. Denn jeder dieser drey Tempel sey ein Hexastylus teripteros, die Säulen hätten gleiche Verhältnisse und 18 Canelüren, die Capitäle und Gebälke wären von derselben Form, so wie das Innere auf gleiche Weise angelegt sey. — Abgerechnet, daß Wilkins nur einzig von dem Tempel der Minerva die Gleichzeitigkeit mit der Erbauung von Syracus behauptet: so ist es dem Verf. nicht um die Widerlegung dieser Behauptung, sondern nur um die Durchsetzung der Hypothese zu thun, daß der Tempel der Minerva zu Syracus bereits zu Thucydides Zeiten vorhanden gewesen sey. Zu dieser Absicht ergreift er eine andere Hypothese, nämlich die Hypothese der Ableitung der Gleichzeitigkeit der architectonischen Denkmäler aus der Gleichartigkeit des Characters der Bauart derselben, und behauptet nach Diodor. Sic. XII. 25, daß, da die Agrigentiner 490 vor Chr. Tempel erbauet hätten, die denen von Aegesta und Selinus, und mithin auch dem Tempel der Minerva zu Syracus vollkommen ähnlich gewesen wären; so müßte auch letzterer schon um diese Zeit vorhanden gewesen seyn. Am Ende scheint ihm jedoch dieß Argument noch nicht stringent genug. Um der Muthmaßung Gewicht zu geben, sagt er, bedürfe es einer historischen Autorität, welche das 5te Jahrh. v. Chr. als die Epoche der Erbauung des Syracusanischen Minerventempels angäbe. Und nun erfahren wir auf einmal, was noch kein Mensch gewußt hat: daß, nach einer wichtigen Stelle Diodor's, dieser Tempel unter der Herrschaft der Geomoren; d. i. 496 Jahr v. Chr. erbauet worden. Die Stelle befindet sich in H. Valefii Excerpt. Peireisc. p. 229. Paris 1634, und sagt: "daß, als Agathocles über

den Bau des Tempels der Minerva, zum Vorsteher gesetzt worden, derselbe die Schüsseln von den behauenen Steinen (die, nämlich für den Bau dieses Tempels bestimmt waren) für seine Rechnung ausgefucht, und sich derselben zum Bau eines prächtigen Hauses bedient habe. Hierüber sey die Gottheit (Minerva) erzürnt und Agathocles vermittelst eines Blitzstrahls, zusammen seinem Hause in Feuer aufgegangen. Die Geomoren hätten darauf sein Vermögen confiscirt, obgleich von den Erben dargethan worden, daß Agathocles von der, für den Bau bestimmten, Summe nichts veruntreuet habe.“

Wer war nun aber dieser Agathocles, der über den Bau des Tempels der Minerva gesetzt war. Daß er keine Privatperson gewesen seyn könne, wird man leicht zugestehen, wenn man sein Verhältniß, als Vorsteher des Baues des Minerventempels, im Verhältniß zu den ersten Römischen Kaisern, als Pontifices Maximi, ein wenig in Erwägung zieht. Mit einem Wort: Agathocles, der dem Bau des Tempels der Minerva vorstand, war — der Tyrann von Sicilien. Nicht also unter der Herrschaft der Geomoren war der Tempel der Minerva errichtet, sondern unter der Herrschaft des Tyrannen von Sicilien Agathocles, welches einen Unterschied von beynabe 300 Jahren ausmacht. Warum M. Livius diesen Umstand wohl verschwiegen haben mag. Auch die Livianer kommen in dieser Stelle vor, aber nicht als die Syracusanischen Aristocraten von Anno 506 v. Chr., sondern als diejenigen, die Melo, nach ihrer ersten Vertreibung, wiederum nach Syracus zurückkehrte, und die nach der Zeit immer zu großem Ansehen blieben. Vergl. die Anmerkung des Valesius zu d. a. St. Auch nach eines Tempels der Juno wird erwähnt, dessen Existenz aber unbekannt ist. Daß übrigens Ortygia von

den frühesten Zeiten an, mit einer Mauer umgeben gewesen, und nachmahls von Dionys noch mehr befestiget worden, ist hinlänglich bekannt. Kap. III. begreift die Städte Acradina, Tyche, Neapolis und Epipolá S. 24. 52. Acradina ward, aller Wahrscheinlichkeit nach, später erbauet, als Ortigia. Die Zeitbestimmung aber kann, selbst nach den beigebrachten Gründen des Verf., historisch nicht genau angegeben werden. Er nimmt willkürlich die runde Summe von 40. oder 50 Jahren nach Gründung von Syracus an. Zu Thucydides Zeiten war Acradina durch Mauern, noch mehr aber durch jähe Felsen befestigt, deren Fuß vom Meere bespült wurde; weshalb auch Plutarch sie für den, am meisten befestigten, Theil von Syracus ausgibt. Daß in Acradina öffentliche Gebäude vorhanden gewesen, ließ sich denken. Cicero's Forum maximum und die Ν. αραμοι der Historiker von Thucydides bis zu Diodor machen die vorzüglichsten Bemerkungen des Verf. aus. Νεωπολις und Νεωπολις sind sorgfältig von einander zu unterscheiden, indem erstere bedeckte Galerien an den Seiten der Häfen bezeichnen, wo Kayleute und Schiffer ihre Niederlagen hatten, unter letztern aber ein eigentliches Seearsenal verstanden wird, da die νεωπολις gebaueten Kriegsschiffe, und alles zur Ausrüstung derselben nöthige Geräth befindlich ist. guter bekannte Sachen, die der Verf. mit einer, um eigenthümlichen, Ostentation von Belesenheit anzuthun sich bemüht! — Tyche und Neapolis, die Vorstädte, erstreckten sich zu Cicero's Zeiten in Westen weit über das so genannte Staatsgefängnis (αρομοι) hinaus, hatten aber nicht, immer eine so große Ausdehnung gehabt; da hingegen Epipolá in früherer Zeit sich mehr Acradina näherte, und den ganzen Strich Landes einnahm, der

bis dahin durch Tyche und Neapolis erledigt geblieben war. Sie konnten also nur auf Kosten von Epipolä einen Zuwachs erhalten. Die Art und Weise, wie der Verf. dieß zu erweisen sucht, ist höchst sinnreich. Auf der Karte sieht man nämlich nicht weit vom Anapus einen steilen Felsen (*καρπιον*), den Thucydides zur Gränze von Epipolä festsetzt, und woraus erhellet, daß die beiden Quartiere Tyche und Neapolis über diesen Punkt hinaus sich nicht erstreckten. Einer besondern Schwierigkeit ist diese Hypothese freylich noch unterworfen, weil der Text des Thucydides *τοῦτον* statt *τοῦτον* darbietet, wo aber der Dorische Dialect ausbelfen kann. Neapolis war zur Zeit des Thucydides, als ein eigenes Quartier von Syracus, unter diesem Nahmen noch nicht bekannt. Da Cicero in Neapolis einer Statue des Apoll erwähnt, der den Vennahmen Temenites führte, und Thucydides berichtet, daß die Syracusaner bey Eröffnung ihrer Stadtmauer nach Epipolä zu, auch den Temenites in dieselbe mit aufgenommen hätten: so ist wahrscheinlich, daß die Gegend, die durch den Namen des Apollo Temenites bey Thucydides bezeichnet wird, in der Folge der Zeit den Nahmen Neapolis geführt habe. Alle übrige Ausschmückungen sind aus Cluver und d'Orville genommen, die, zumahl in ihrer verstümmelten Gestalt, hier nicht berücksichtigt werden können. Epipolä lag auf einer hohen Anhöhe gerade über der Stadt, und ward nach Thucydides also genannt (*ὅτι τὸ ἐπιπόλιος τοῦ ἀλλοῦ (καρπιῶν) ἐστίν*). Der Hauptpunkt von Epipolä bestand aus mehreren Hügeln, von denen die alten Schriftsteller nur Labdium und Eurpelum namentlich anführten. Labdium lag auf der steilsten Höhe von Epipolä, gegen Megara zu, wo die Liffensener ein Fort auf

föhreten. Euryelium machte im Westen den höchsten Punct aus nach Thucydides und andern. Von andern Einwendungen dagegen kann man also gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Bedeutender ist die Bemerkung, daß zu Cleers Zeiten die Vorstädte Syracus und Neapolis sich bis zu den Laotomien erstreckten, da hingegen zur Zeit des Thucydides Epipolä sich weiter unterwärts ausdehnte. Daher erklärt sich, warum Thucydides die doppelte Mauer, durch welche die Athentenser die Syracusaner einschloffen, von Epipolä und dem gedachten *ἄρξινος* bis zu dem großen Hafen ausdehnt. Th. II. Kap. II hat die Umgebenden (Environ) von Syracus zum Gegenstande. S. 53 u. 64. Was der Verf. von Anapus, der Quelle Chäffe und dem Olympieum sagt, verdient nicht besonders ausgezeichnet zu werden. Auf dem Olympieum, das seinen Namen von einem, daselbst befindlichen Tempel des Jupiter Olympius hatte, befand sich auch, nach Thucydides und Diodor, ein kleines Städtchen mit Namen Polichna. Man wirft Diodor mit Unrecht vor, sagt der Verf., daß er Polichna (*Πολίχνη*) für ein römisches *praedium* gehalten, da es doch nur ein kleines Städtchen bedeute! Aber wer macht denn Diodor diesen Vorwurf? Claver, auf den der Verf. anzuspielen scheint, sagt, der Sache vollkommen angemessen, ohne im mindesten etwas einem Vorwurfe ähnliches beizumischen: *atque hoc vocabulo πολίχνη, quod oppidulum significat, veluti proprio plerumque vocatum fuisse locum nomine, ex Diodori aspiciet Historia.* Hr. Letronne sagt diesen Vorwurf Diodor nur deshalb im Namen anderer machen, um in eigener Person mit der glänzenden Observation hervorzuheben, daß im Text des Thucydides nicht *Πολίχνη*, sondern *Πολίχνη* geschrieben werden muß. — Den Tempel

pel, des Jupiter-Tempel, der Verf. außerhalb der Festungswerke um Polichna, nach Diodor. Nach Diodor? Hr. Petronne kann Diodor unmöglich nachgesehen haben, wenn er ihn dieß sagen läßt. Bey Diodor steht gerade das Gegentheil; denn τῆν κατὰ Λουκίανην ἑκατόχην τειχεύσαντες, τὸ τε τοῦ Διὸς ἱερὸν περιβόλοντα; heißt: sie schlossen zugleich in die Mauer um Polichna den Tempel des Jupiter mit ein. Allerdings hätte sich Nicias des Olympiums sogleich bemächtigen sollen; daß er es aber aus bloßer Bigotterie unterlassen habe, ist nicht wahrheitlich. Was der Verf. von dem Sumpfe *Assimelia* sagt, ist bekant, und die Existenz eines andern, *Syraco*, der mit dem erstern durchaus identifice werden soll, noch zweifelhaft. Die Heronische Straße erstreckte sich von der Stadt *Heracorum* aus bis nach *Syracus* (Plan. nr. 10.) Da wo der *Anapus* sich mit der Quelle *Ehane* vereinigt, ist er mit *Wiesenmachs* umgeben, wo *Nicias* zweiffel in einer vortheilhaften Position sein Lager aufschlug. Von einiger Erheblichkeit sind die Bemerkungen, die der Verf. über *Leon*, in Ansehung seiner Entfernung von *Epipolá*, macht. *Thucydides* gibt diese Entfernung zu 6 bis 7 Stadien an. Der geographischen Lage nach, muß diese Entfernung wenigstens 40 Stadien betragen, wo mit die Angabe des *Livius* übereinstimmt. Kap. II. Hafen von *Syracus*. S. 64, 77. Ihre Namen sind der *Trogilische Hafen* (*Portus Troglitorum*), der *kleine Hafen* (nach *Diodor* auch *Laccius* genannt) und der *große Hafen*. Die beiden erstern kommen hier weniger in Betracht. Dem letztern gibt *Strabo* einen Umfang von 80 Stadien, d. i. einen Umfang von 10000 Schritten, da derselbe, nach den neuern Untersuchungen, nur etwas über 5000 betrug. Das Werk, der in Aufstellung neuer

Ausschlüsse eine große Gewandtheit hat, weiß gleich Rath zu schaffen. Sollten nicht, sagt er, die unwissenden Abschreiber an diesem großen Mißverhältniß Schuld seyn, die  $\pi$  statt  $\mu$ , d. i., 80 Seetagen statt 40 setzten? Außerdem aber ist der große Hafen noch besonders merkwürdig, weil er als der Schauplatz anzusehen ist, auf welchem die hauptsächlichsten Begebenheiten der Belagerung von Syracus vorgingen. Bey Gelegenheit der Erzählung derselben macht der Verf. noch einige besondere Bemerkungen. In der vorletzten Seeschlacht nämlich ward, nach Thucydides, Eurymedon, der den rechten Flügel anführte, von den Syracusanern in dem innersten Orte des Hafens (σὺ τῷ κοίλῳ καὶ μυχῷ τοῦ λιμένος) eingeschlossen und gänzlich aufgerieben. Diodor, der dasselbige Factum zu erzählen scheint, läßt diese Begebenheit in dem Meerbusen Dascon geschehen, dessen sich die Syracusaner bemächtigt hätten. Der Geschichte nach waren aber die Athenienser immer Meister von Dascon; mithin muß sich Diodor geirrt haben. Daß  $\chi\eta\lambda\eta$  (une jetée) nicht bloß einen Hafendamm, sondern auch die ins Meer vortretenden Arme bey Häfen bedeuten, ist nicht unbekannt. Kap. 11). Mauern der Belagerer und Belagerten, S. 77-92. Der Verf. ist der Meinung, daß bloß die wenige Rücksicht, die auf die Topographie von Syracus genommen worden, hauptsächlich Ursache sey, warum dieser Gegenstand noch so sehr im Dunkel liegt. §. 1. Werke der Athenienser. Die vorgebliche Beurtheilung der militärischen Operationen des Micias können wir dahin gestellt seyn lassen, weil sie nur die eigenen Worte des Thucydides ohne weitere Erläuterung enthält. Die neue Bemerkung über die Doppelmauer ( $\delta\iota\pi\lambda\acute{o}\upsilon\tau\iota\sigma\iota\varsigma$ ) durch welche die Athenienser Syracus einzuschließen such-

ten, hat der Verf. aus Thucydides Beschreibung der Belagerung von Plataea mit Hilfe des Ritters Folard entlehnt. Daß bey der Ringmauer, welche die Athenienser durch die Ebene und den Morast (*δια τοῦ ὀμαλοῦ καὶ τοῦ ἐλουῦ*) bis an den großen Hafen zogen, *δια* in Verbindung mit *τοῦ ὀμαλοῦ* *περὶ*, und in Verbindung mit *τοῦ ἐλουῦ* praeter *βέβαιον*, kann man Abresch nicht zugestehen. Aber falsch ist, daß Beck diese Meinung zur seinigen gemacht habe; sowohl in der Uebersetzung, als in den Anmerkungen erklärt er sich ausdrücklich da- wider. Was der Verf. in den Redensarten: *ἀπὸ τῶν ἀκροῦν ἀβδῆς*, und *ἐπιχειροῦσι ἀβδῆς τῷ σταυρωματι*; über *ἀβδῆς* bemerkt, enthält keinen neuen Anschluß über die Bedeutung von *ἀβδῆς* — wie der Verf. in seiner großen Unbefangenheit zu glauben scheint —, sondern ist nur der Uebersetzung des Hrn. Levesque entgegengesetzt, der es in der That beide Mähl falsch übersetzt. Alle andere Uebersetzer, und namentlich die Deutschen, haben *ἀβδῆς* immer richtig übersetzt. J. H. Mauern der Syracusaner S. 88. 92. Unter diesen Gegenwerthen geschieht einer einfachen Mauer (*ταίχος ἀπλοῦν*) Erwähnung, die gegen die Umschanzungslinien der Athenienser quäer (*συναρσιως*) gezogen worden. Man hat zwar keine deutliche Vorstellung von dem Ganzen; es ist aber doch so viel außer Streit, daß der Verf. Meinung, als ob *ταίχος συναρσιων* eine Mauer bedeute, die senkrecht (*perpendiculaire-ment*) gegen die Doppelmauer der Athenienser gerichtet worden, durchaus anstatthaft sey. Denn eben die Stelle des Thucydides (II. 76.), worauf er sich bezieht, spricht nur von Querbalken. Den Schluß macht der Verf. mit einer unvollständigen Aufzählung der, bey Thucydides vorkommenden Mauer in Beziehung auf die verschiedenen Angriffs-



und Vertheidigungs-Anstalten der beiden kriegsführenden Völker, nebst einer unterthänigen Verbeugung an die Leser, damit sie — das vorgeleszte Motto wohl beherzigen möchten. In der That hat der Verf. den Erwartungen, die seine imponirende Ankündigung hoffen ließ, nirgends Genüge geleistet. Für die Topographie von Syracus ist durch seinen antiquarischen Versuch wenig gewonnen. Wären ihm Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien bekannt gewesen, der an Ort und Stelle untersuchte, so würde sein Versuch vielleicht eine andere Gestalt bekommen haben. Von seiner Critik in Ansehung der Denkmäler des Alterthums sind im Verfolg dieser Anzeige Proben gegeben. Tadelnswerth ist außerdem noch, daß bey einer Schrift, wo, der Natur der Sache nach, den Lesern unmöglich gleich alles gegenwärtig seyn kann, die Citate oftmahls unrichtig angegeben sind.

#### Leipzig.

Hey Gerh. Fleischer d. j.: Euripidis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit *Augustus Seidler*. Vol. II. Electra. 1813. XIV u. 170 S. in Octav.

Den ersten Theil dieser neuen Ausgabe der Tragödien des Euripides, der die Troades enthält, haben wir im vorigen Jahre angezeigt, und wir freuen uns, daß die Fortsetzung so bald gefolgt ist. Die Electra, so ähnlich dem Shakspearschen Hamlet ihrem Inhalte nach, gehört zwar nicht zu Euripides vorzüglichsten Stücken, ist aber doch sehr lesenswerth, und hat die Hülfe der Critik um so nöthiger, da die Handschriften uns oft verlassen, und selten von einander wesentlich abweichen. Jos. Pierfon nennt dieß Stück daher in seiner Verisimilien in critischer Hinsicht *nidulum corruptela-*

ram, welches er oft mit Glück zu reinigen versucht hat. Außer seinen und anderer Critiker Verbesserungsvorschlägen benutzte der Verf. die von Musgrave mitarbeiteten Vergleichen, dreier Parisischer Manuscripte, und die von Pet. Victorius seinem Exemplare beygeschriebenen Vermuthungen und aus Miscr. gezogenen Varianten, welche Hr. Prof. Zhiersch in München, wo dasselbe auf der königl. Bibliothek ist, für ihn abgeschrieben hatte. Bey dieser Gelegenheit gewinnen wir die Notiz einer editio princeps dieses Stückes, die Victorius im J. 1545. 8. graece mit dem bekannten Briefe an den Cardinal Nicol. Ardinghallo und einem Griechisch geschriebenen Inhalte zu Rom besorgt hat. Die Florentinische Ausgabe ist vom J. 1546, nicht vom J. 1545, wie Fabricius Bibl. Gr. Vol. 1. p. 646 (ll. p. 245 Harles.) und Musgrave sagen. Endlich hat der Verf. die sehr alten Ausgaben von Brubach, Herwagen 1551, von Casp. Stiblianus und Wilh. Cantor und Schäfer verglichen, welcher letztere, wie der Verf. anführt, die ersten 4 Stücke nach Porson, die übrigen aus dem Glasgowischen nicht überall richtigen Nachdrucke der Musgraveschen Ausgabe, der im J. 1797. 8. erschien, doch nicht ohne eigene critische Nachhülfe, hat abdrucken lassen. Wer, mit der gehörigen Kenntniß der Gräcität versehen, dieß Stück in die Hand nimmt, der wird es, so wie es hier geliefert ist, fast ohne Anstoß und mit Vergnügen lesen. Viele Stellen, die vorhin fast unverständlich waren, sind nun lesbar geworden, und die Chöre, die so viele Schwierigkeiten darbieten, haben durch die gute Kenntniß der Metrik, welche der Verf. sich befähigt erworben hat, sehr viel gewonnen. In der Regel ist des Verf. Critik und Interpretation gründlich, und angefochtene Stellen

werden gut gefettet: obgleich noch hier und da Stellen vorkommen, in denen man eine herzlichere Eusebischlichkeit verkennen dürfte, wie Vers 22, 23, wo der Verf. Schäfern und Porchon folat, obgleich *Αἰσθητων*, das hier in *αἰσθητων* geändert ist, sich vertheidigen läßt, indem der 380. Vers eine angemessene Deutung erhalten kann, und der Anapäst entweder mit Müllerave zu balden oder nach Pietschons Vorschlage leicht wegzulassen ist. Im 448. (448.) scheint uns *νοῦποι νῆρσῶ* statt *νοῦποι νῆρσῶ* zu lesen zu seyn, die Jungfrau wändeln das hin, Wo — Freylich ist eine Abweichung von Il. 6, 82 ff. nicht zu verkennen, die aber in den tragischen Stücken nicht ungewöhnlich ist. Im 937. (942.) Verse ist dem Verf. *αἰπει νῆρσῶ* anstößig, nach Tyrwhitts Vorgange. Euripides braucht *αἰπει* freylich nicht für *αἰπεινῶν*, und da der Tugend-sinn dem Bösen widersteht, nicht dasselbe vertilgt, so ist des Verf. Vermuthung *αἰπεινῶν* sehr befallswürdig. Wir wünschen, daß der Verf. fortfahren möge, sich zunächst um den Euripides so verdient zu machen, wie er in diesen beiden Bändchen rühmlich angefangen hat, und die Ehrfurcht, oft so herrlichen Stücke, durch Angabe des Inhalts und Vorgehanges und übrige Ergese, mehr aufzuheben als bisher geschehen ist.

### Stendal.

Den Franzen und Große: Fragmente aus dem Tagebuche eines Arztes auf dem Oberharze, von Dr. Joh. Heinr. Wilhelm Klinge, Bergmedicus im St. Andreasberger Bergamts-Bezirk, 1814. 166 Seiten in Octav.

Der Verfasser hat sich der Leitung eines Hurham und Lentin überlassen, und wer sich solchen Führern

anvertraut, geht nicht leicht fehl. Dieses bestätigt auch vorliegende Arbeit. Sie enthält nicht allein gute medicinisch-topographische Bemerkungen über die Gegend und den Ort, wo der Wirkungskreis des Verf. befindlich ist, sondern auch genaue und brauchbare Beobachtungen. Rec. will Einiges ausheben, um zu zeigen, daß dieses Werk empfehlungsmüdig sey. In der ersten Abtheilung kommen physisch-medicinische Bemerkungen über den Ort und die Gegend vor. Die Temperatur ist so veränderlich, daß deshalb auch im Sommer die Zimmer geheizt bleiben; und dieses ist der Grund der permanenten catarrhalisch-rheumatischen Constitution unter verschiedenen Krankheitsformen. Epidemische und ansteckende Krankheiten gehen hingegen schnell vorüber. Der Croup ist seit zehn Jahren ein häufiges Uebel, und tödtet viele Kinder auch bey der frühesten Behandlung. Dem Quecksilber ertheilt der Verf. in dieser Krankheit ein vorzügliches Lob, besonders wenn es auf den Stuhl wirkt. Scrophulöser und rachitischer Zustand zeigt sich wenig. Sehr häufig hingegen sind Wasserlucht, Flechten, Krätze, der Bandwurm und die Hämorrhoiden, welche aus der fehlerhaften Lebensart der Bergleute entspringen. Sehr reich sind die Bemerkungen über die Ursachen zu Krankheiten, welche aus dem Bergbaue selbst hervorgehen. — In der zweyten Abtheilung gibt der Verf. die Uebersicht der Zeit- und Volkskrankheiten von 1801—1810, mit mehreren merkwürdigen Krankengeschichten, besonders über Scharlach-Fieber, den Croup, die Petechianose und den Keichhusten, durchweht.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 23. May 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 2. April zeigte der Hr. Prof. Hausmann eine auserlesene Sammlung von Strahl- und Leberkiesen, größten Theils aus benachbarten Gegenden, vor, welche ihm Veranlassung zu einer mineralogischen Arbeit gegeben hatte, deren Resultate in einer der königl. Societät übergebenen Abhandlung mit dem Titel: *Observationes de pyrite gilvo (hepatico et radiato auctor.)* enthalten sind.

Der berühmte Haüy ist seit einiger Zeit der Meinung (— wie aus einer Abhandlung seines Schülers, Laurent Pierre Dejustieu im *Journal des mines* 1811. S. 241, und aus dem zweyten Theile des *Tableau méthodique des espèces minérales* von Lucas, S. 394 bekannt ist —), daß der Stralkies eine von dem Schwefelkiese verschiedene Mineral-Species sey, welche sich vom letzteren durch eine rhomboidal-prismatische Kernkrystallisation mit Seitenkantenwinkeln von  $106^{\circ} 36'$  und  $73^{\circ} 64'$  und durch eine stahlgraue, in das Speisgelbe sich ziehende Farbe auf dem frischen Bruche, unterscheidet. Früher

K (4)

als dieses in Deutschland genau bekannt wurde, zeigte bereits der um die Krystallogie sehr verdiente Herr Prof. Bernhardi (Schweigger's Journ. III. 56.), daß die Krystallisationen des Strahlkieses eben so gut wie die des Schwefelkieses von dem Würfel abzuleiten seyen, und daß zwischen diesen Fossilien keine spezifische Differenz statt finden könne. Der Prof. Hausmann, dem sich die Gelegenheit dargeboten hatte, eine große Anzahl zum Theil noch unbekannter Krystallisationen des Strahlkieses, zumahl aus den Thonlagern von Groß Almerode in Niederhessen und vom Harze zusammen zu bringen, nahm die Untersuchung von Neuem auf, wodurch er zu demselben Resultate gelangte.

In obiger Abhandlung wird zuerst eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der Kenntnisse von den eigentlich so genannten Kiesen mitgetheilt. Den Alten waren manche davon bekannt, und schon unterschieden sie dieselben nach den Farben und nach der Härte — Kennzeichen die noch jetzt für die Unterscheidung Einiger wichtig sind. Die Kenntniß der Kiese blieb aber doch bis auf Joh. Fr. Henckel höchst unvollkommen. Dieser für seine Zeit treffliche Mineralog und Metallurg widmete ihnen bekanntlich eine eigene Schrift, aus welcher noch jetzt gar manches Brauchbare zu schöpfen ist. Man muß sich darüber wundern, daß Henckel in gewisser Hinsicht eine richtigere Ansicht von der Natur der Kiese gehabt hat, als die mehrsten späteren Mineralogen; denn der Natur völlig gemäß, betrachtete jener alte Pyritolog Schwefel-, Kupfer- und Arsenikkies als zusammen gehörige Körper, die dagegen, so wie die übrigen von ihm nicht berücksichtigten Kiese, von späteren Systematikern, nach Cronstedt's Vorgänge, in eben so viele Ordnungen verwiesen worden sind, als verschiedene Metalle in vorwaltender Menge

in ihnen mit Schwefel verbunden vorkommen. Wie der Prof. Hausmann den Begriff der Kiese bestimmt, wie er die verschiedenen Substanzen derselben unterscheidet und diese wieder in Formationen und Varietäten abtheilt, ist aus seinem Handbuche der Mineralogie bekannt. Die in den mannigfaltigsten Modificationen sich darstellende Substanz des Eisenkieses oder des Schwefeleisens, mit dem Maximum des Schwefels, zerfällt in viele Formationen, unter welchen Schwefelkies und Wasserkies die beiden erstern sind. Die Formation des Wasserkieses (— welcher Name schon bey älteren Schriftstellern vorkommt und über dessen Herleitung in der Abhandlung Einiges beygebracht ist —) begreift den so genannten Leberkies, den Strahlkies, den Haarkies und eine neue, am Harz entdeckte, unter dem Namen mulmiger Wasserkies aufgeführte Abänderung. Aus dem abweichenden äußeren Verhalten dieser Varietäten und dem Eigenthümlichen ihrer Verwitterung, schloß der Prof. Hausmann auf eine — wenn gleich vielleicht nur sehr unbedeutende — Verschiedenheit der Bestandtheile des Schwefels und Wasserkieses; welche Vermuthung aber noch die Bestätigung der Chemie bedarf. Nach den allgemeinen Bemerkungen über die äußeren Unterschiede dieser Kiese und ihrer Verschiedenheit in Ansehung der Verwitterung, geht der Verf. zur näheren Betrachtung des Leber- und Strahlkieses über. Es war nicht seine Absicht, möglichst erschöpfende Beschreibungen dieser Varietäten zu liefern, sondern nur einige Beyträge zur genaueren Kunde derselben, ganz besonders ihrer Krystallisationen zu geben und zugleich Beobachtungen über die Art ihres Vorkommens und ihre merkwürdige, bisher noch wenig beachtete Versezung mitzutheilen.

Zuerst von dem so genannten Leberkies. Seine in das Stahlgraue mehr oder weniger sich ziehende Farbe auf dem frischen Bruche lassen ihn leicht vom Schwefelkies, so wie sein dichtes Gefüge, von dem Strahlkies unterscheiden. Er steht zwischen beiden in der Mitte und scheint in beide sich zu verlaufen. Die Hinneigung zum Strahlkies ist nicht zu verkennen u. a. in manchen würflichten Krystallen, welche auf dem Bruche eine Anlage des Blätterdurchganges nach den Diagonalen zeigen, der für den Strahlkies besonders charakteristisch ist. Die Krystallisationen welche am häufigsten vorkommen, sind der Würfel, beynahе stets mit der merkwürdigen widerständigen Reifung der Flächen, das Pentagonaldoecaeder und die Uebergangskrystallisation, welche beide verknüpft. Seltener Krystallisationen, welche weiter erörtert werden, sind: das Quadrangulär-Octaeder mit Grundkanten von  $100^{\circ} 24' 7''$ , und das Rectangulär-Octaeder, mit Grundkanten von  $100^{\circ} 24' 7''$  und  $61^{\circ} 55' 39''$ , von denen verschiedene Abänderungen vorkommen. Ueberaus merkwürdig und für jetzt noch nicht genügend zu erklären ist die allmähliche Zerlegung und der Uebergang des Leberkieses in Brauneisenstein, mit vollkommener Verbehaltung der ihm eigenthümlichen, äußeren Gestalt. Der Leberkies ist besonders im Uebergangs- und Flözgebirge zu Hause, und findet sich vorzüglich ausgezeichnet in einem zur großen Formation des jüngsten Flözkalsteins gehörigen Mergel. Häufigst trifft man ihn in diesem, in den mannigfaltigsten Abstufungen der Zerlegung, in der Wesergegend an, am schönsten in der Nähe von Uffeln, wo ein Mergellager mit einzelnen Krystallen von verschiedener Größe ganz angefüllt ist. Der Verf. macht besonders auch auf das Vorkommen des Leberkieses in dem so genannten bunten Sandstein



aufmerksam, und wirft die Frage auf, ob diese Kiese nicht vielleicht auf die Bestandtheile der aus jenem Gestein zu Tage kommenden Mineralwasser Einfluß haben dürften? dann auch über das merkwürdige Vorkommen der zersehten Leberkiese in Sibirien und am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von dem Strahlkiese. — Das Gefüge sowohl als auch die äußeren Gestalten dieser Abänderung geben deutlich zu erkennen, daß bey ihrer Bildung die Krystallisationskraft und die Centralattractionskraft thätig waren und einandey gegenseitig beschränkten. Die große Tendenz zu sphäroidischen Formen, die Richtung der Strahlen gegen den Mittelpunct oder gegen eine gemeinschaftliche Achse, sprechen die Wirkung der letzteren aus; so wie man an der strahligen Textur selbst, an den krystallinisch abgesonderten Stücken, an den Krystallen die sich an der Oberfläche der sphäroidischen Massen zeigen, nicht minder deutlich die Thätigkeit der ersteren wahrnimmt. Bey den Krystallen zeigt sich die regelmäßige Structur oft überaus deutlich. Die ausgezeichnetsten Blätterdurchgänge laufen mit Ebenen parallel, die man sich bey dem primitiven Würfel durch die diagonal einander gegenüber stehenden Kanten gesetzt denken kann, und welche bey manchen octaedrischen Krystallisationen durch die einander gegenüber liegenden Seitenkanten gehen. Der primitive Würfel kömmt bey dem Strahlkiese im Ganzen selten vor. Zu den Krystallisationen, welche einen Hauptgegenstand der Untersuchungen vorliegender Abhandlung ausmachen, gehört besonders das Quadrangulär-Octaeder mit Grundkanten von  $112^{\circ} 37' 12''$ , welches in den mannigfaltigsten Abänderungen zu Groß-Almerode sich findet. Der Prof. Hausmann hat zwölf Haupt-Modificationen aufgefunden und beschrieben. Durch

Abstumpfung sämmtlicher Ecken gehet dieses Octaeder in eine andere überaus merkwürdige Krystallisation, in den secundären Würfel über, welcher bey Groß-Almerode sich zuweilen mit abgerundeten Ecken, abgerundeten oder abgestumpften Kanten findet. Die Bildung dieser Modificationen wird entwickelt. Der Verfasser besitzt eine merkwürdige Folge derselben, welche einen unmerklichen Uebergang darstellt von dem Würfel, durch die Abrundung seiner Ecken und Kanten, bis in sphäroidische Massen, an denen jede Spur krystallinischer Bildung verschwindet. Schwerlich dürften sich unter den Mineralkörpern unzweydeutigere Zeugnisse der gemeinschaftlichen Wirkung der Krystallisations- und Central-Attractionskraft finden, wie in jenen Würfeln mit vollkommen abgerundeten Ecken und Kanten. Näher erörtert wird auch noch ein Rectangulär-Octaeder mit Grundkanten von  $112^{\circ} 37' 12''$  und  $146^{\circ} 36' 5''$ , welche in sehr mannigfaltigen Abänderungen auf den Gängen im Uebergangsgebirge der Gegend von Clausthal am Harz sich findet.

Von den Betrachtungen der einfachen Krystallisationen gehet der Prof. Hausmann zur Untersuchung der zusammengesetzten über, an denen der Strahlkies reicher ist, wie irgend ein anderer mineralischer Körper. Es wird indessen auch bey diesen nur von solchen gehandelt, die bisher theils ganz übersehen, theils nicht genqu genug erörtert waren. Zuerst werden fünf verschiedene Verbindungen des eben angegebenen Rectangulär-Octaeders betrachtet und unter diesen auch einige von denen, welche den so genannten Zahnenkammkies bilden, der vorzüglich schön bey Clausthal und in Derbyshire vorkommt. Dann beschreibet der Verfasser sehr merkwürdige und seltne Zwillingkrystallisationen, die einem Rectangulär-Octaeder mit Grund-

anten von  $79^{\circ} 35' 53''$  und  $112^{\circ} 37' 12''$  angehören und von denen sechs verschiedene Hauptabänderungen aufgeführt werden. Sie kamen vormahls auf den schon seit längerer Zeit eingestellten Gruben bey der Bergstadt Altenau am Oberharze vor, finden sich aber u. a. auch in der Gegend von Vitry in Frankreich.

Auch über einige unvollkommene Krystallisationen des Strahlkieses theilt der Prof. Hausmann Bemerkungen mit. Die merkwürdigsten unter diesen sind mannigfaltige Abänderungen kreuzförmiger Krystallisationen, die unter den Kiesen von Groß-Almerode vorkommen. Sie dürfen nicht mit kreuzförmigen Zwillingkrystallen verwechselt werden, sondern sind als unvollendete Bildungen anzusehen. Sämmtlich gehören sie zu den prismatischen Varietäten des spitzen Quadrangulär-Octaeders, und entstehen durch einen bald kleineren, bald größeren Mangel an den Seitenkanten dieser Prismen.

Nun wird kurz auch noch von einigen nicht krystallinischen Bildungen des Strahlkieses gehandelt, und dann eine genauere Untersuchung angestellt über die merkwürdigen Veränderungen, welche der Strahlkies erleidet, indem er nähmlich entweder, wie der Leberkies, in Brauneisenstein oder in Eisenvitriol umgewandelt wird. Der Verfasser ist durch viele Beobachtungen zu dem Resultate geführt, daß der verschiedene Aggregatzustand auf diese gänzlich abweichende Art der Zersetzung einen entschiedenen Einfluß äußert; daß nähmlich der dichtere, festere, weniger abgeforderte Strahlkies in Brauneisenstein übergeht, der lockerere, stärker abgeforderte dagegen vitriolescirt, und daß diese letztere Zersetzung durch die Berührung feuchter Luft und durch abwechselnde Temperatur besonders begünstigt wird.

832 G. g. A. 83. St., den 23. May 1814.

Der Prof. Hausmann stellt die Hypothese auf, daß die Einleitung des Zerlegungsprocesses durch den Galvanismus bewirkt werden dürfte, der überhaupt bey den Einleitungen chemischer Prozesse ohne Zweifel eine Hauptrolle spielt.

Am Ende der Abhandlung wird eine Vergleichung angestellt zwischen dem geognostischen Vorkommen des Schwefel- und des Wasserkieses, aus welcher sich ergibt: daß der erstere in den größten Massen im Urgebirge, der letztern hingegen in größter Frequenz in dem Uebergangs-, Flözgebirge und im aufgeschwemmten Lande sich findet; daß der Schwefelkies auf mannigfaltigste Weise ganze Lager, Gänge, Nester bildet und eingesprengt vorkommt, wogegen der Wasserkies hauptsächlich nur in kleinen Massen sich findet, theils einzeln in den Gebirgsarten, theils auf Gängen, und bey weitem nicht so gewöhnlich wie jener in Verbindung mit anderen Kiesen, zumahl mit dem Kupferkiese, der den Schwefelkies so sehr häufig begleitet.

### Weimar.

Unsre Blätter würden eines der gelungensten Stücke der Kanzelberedtsamkeit, welche die öffentliche Sache der gegenwärtigen Zeit veranlaßt hat, übergehen, wenn sie nicht zu den oben S. 257 angezeigten Predigten die von dem Hrn. Dr. Johann Gottl. Marezoll zur Einsegnung der Landwehr des Jenaischen Landesbezirk gehaltene Rede hinzufügten. Sie stellt die Begeisterung des Christen für die gute Sache (auf 40 Seiten in Octav) mit Begeisterung und echter Salbung dar, und kann für ein Muster einer christlichen politischen Predigt gelten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1814.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: Handbuch der Pferde-Arzneykunde von James White. Nach der neunten Auflage aus dem Englischen übersezt durch Viktor von Müller. Mit einer Vorrede von A. C. Savemann, Director der Thierarzney-Schule in Hannover. Mit Kupfern. 1813. in Octav.

Wenn irgend ein litterarisches Product das Glück hat wie das vorliegende, mit solchem Beyfall vom Publicum aufgenommen zu werden, daß davon in kurzer Zeit neun verschiedene Auflagen veranstaltet werden müssen; wenn einem solchem Werk noch außerdem die Gunst der Uebersetzung widerfährt, zumahl in einem Lande, welches zu den Fortschritten dieser Doctrin selbst so viel beygetragen hat, wenn endlich ein solches Buch in einer Wissenschaft unterrichten will, die überhaupt in den neuern Zeiten sehr an Vervollkommnung gewonnen hat, so ist man wohl berechtigt, Anforderungen an dasselbe zu machen, deren Befriedigung auf Gewinn der Wissenschaft hinausgeht. Ohne dieses kann man wenigstens erwarten, daß die abzuhandelnden Gegen-

L (4)

stände, wenn auch ohne neue brauchbare Zusätze, doch mit Gründlichkeit, ausführlicher Darstellung mit Bemerkung vorkommender Abweichungen, Complicationen u. s. w. vorgetragen werden. Man ist um so mehr hierzu bey diesem Werk berechtigt, da Herr W. ein System der veterinarischen Wissenschaft zu liefern verspricht, welches den Unerfahrenen belehren und in Stand setzen soll, den verschiedenen Pferdekrankheiten mit Erfolg entgegen zu wirken. Ob diese Belehrung wirklich statt findet, und ob sie so viel Nutzen stiften wird und kann, wie sich der Verf. verspricht, bezweifelt Rec. aus voller Ueberzeugung, und führt dazu folgende allgemeine Gründe an. Ohne die Theorie des Hrn. W. in Anspruch zu nehmen, so unvereinbar sie auch mit den Ansichten des Rec. ist, fällt gewiß jedem Leser gleich bey den ersten abgehandelten Krankheiten die mangelhafte Beschreibung derselben auf, mit der wohl schwerlich ein Unerfahner zur Erforschung des Krankheitszustandes ausreichen dürfte, und die auch in einem Handbuch ausführlicher seyn muß. Die Symptome sind höchst selten nach den Stadien der Krankheit geordnet, und oft ist das Characteristische derselben ganz außer Acht gelassen oder nicht speciell erwähnt, was doch besonders für einen Anfänger unentbehrlich ist. Die Thier- so wie die Menschen-Krankheiten wechseln oft mit ihren Charakteren, und so wie diese nach den Witterungsverhältnissen, nach der Körper-Constitution jedes Individuums, nach den vorausgegangenen Schädlichkeiten verschieden sind, muß es auch die Behandlung seyn. Die Bemerkung dieser Verhältnisse vermißt Rec. durchgängig bey dem Verfasser, er ist sonach weder der Natur nach der Erfahrung treu geblieben. Rec. fährt statt vieler nur Ein Beyspiel an: die Lungenentzündung bey Pferden wird nur als hypersthenisch betrachtet, kein anderer Fall wird angenommen, nicht

daß sie asthenischer oder putrider Natur seyn kann, welches doch die tägliche Erfahrung, besonders in den Sommer-Monathen genugsam zeigt. So bey den mehrsten allgemeinen Krankheiten. Gleiche Unvollständigkeit herrscht in der Aetiologie, die bey den mehrsten Krankheiten gar nicht und bey vielen kaum berührt ist, und die doch wahrlich einen wesentlichen Einfluß auf die Wiederherstellung jedes kranken Geschöpfes hat, daher auch vor allen Dingen in der Therapie zu beachten ist. Wenn endlich Rec. über das therapeutische Verfahren des Verf. sein Urtheil fällen soll, so ist dasselbe bey den meisten Krankheiten viel zu einseitig und oft sind auch für den beschriebenen Fall nicht die zweckmäßigsten Mittel gewählt worden. Für manche Heilmittel scheint Herr W. eine unbegränzte Vorliebe zu haben, denn wenige Krankheiten ausgenommen, empfiehlt er sie allenthalben, und verfällt daher oft in Uebertreibung derselben. Aderlassen, Purganzen, Ricinusöhl, Blister oder scharfe Salben und FontanelLEN entsprechen nach Hrn. W. fast allen Indicationen. Das Aderlassen wird bey der Pneumonie zu einem solchen Grade angerathen, daß das Pferd wegen des Blutverlustes zu taumeln anfängt, und nach 12 Stunden wird diese Operation nach Umständen wiederholt. (Quae, qualis, quanta!) Die örtlichen Krankheiten sind im Ganzen besser abgehandelt als die allgemeinen, und ihre Behandlung ist der Natur angemessener. So viele Bemerkungen Rec. auch noch über jede einzelne Krankheit zu machen Veranlassung finden könnte, so erlaubt dieß doch der Raum dieser Blätter nicht, man wird auch aus dem bereits gesagten den Werth dieses Werks, zu dem noch ein zweyter Theil kommt, welcher von den Arzneymitteln handelt, zu würdigen im Stande seyn. Den vollkommenen Inhalt dieses Handbuchs der Thierarzneykunde aber anzuzeigen, bemerkt Rec. nur noch,

daß außer von den allgemeinen und örtlichen Krankheiten der Pferde, worunter man aber zwey wichtige, die Kehe und die Wafferfucht unter andern vermifft, Herr W. auch noch vom Beschlag, der Wartung und Behandlung des Pferdes überhaupt und auf Reifen Kenntniß gibt. Diese Materien find gut bearbeitet, und der Verf. scheint hierauf weit mehr Fleiß als auf die Therapie verwendet zu haben. Den Beschluß macht die Lehre vom Alter des Pferdes. Diese sämtlichen Gegenstände find in 23 Kapitel, welche 317 Seiten zählen, vorge- tragen. Das Englische Original ist Rec. nicht zu Geficht gekommen. Der Uebersetzer hat den Verfasser durch einige hin und wieder angebrachte Anmerkungen zu verbessern und dessen Ideen zu ver- deutlichen gesucht.

#### Berlin und Stettin.

In der Nikolaischen Buchhandlung: Ueber die Anthraxkrankheiten der Hausthiere. Eine practische Darstellung dieser unter so vielfachen Gestalten erscheinenden Uebel und deren Heilung. Nach Französischen Originalien bearbeitet, und mit einer Vorrede von G. J. Sicq, Prof. der Thierarzneykunde. Herausgegeben von J. C. Ribbe. 1813. 132 Seiten in Octav.

Die in dieser Abhandlung vorkommenden Darstellungen sind aus einem Werke entlehnt, das den Titel instructions et observations sur les maladies des animaux domestiques führt. Der Anthrax hat im Deutschen verschiedene Nahmen nach den verschiedenen Formen, je nachdem die Krankheit die innern oder äußern Theile ergreift, als Milzbrand, Zungentrebs, Maulfäule, Klauenfeuche, fliegendes Feuer u. s. w.; erscheint die Krankheit bloß an den innern Theilen, so nennt man den Zustand im allgemeinen Anthraxfieber. Der Herr



Prof. Sick gesteht in der Vorrede, daß die pathologische Darstellung besser als die therapeutische gerathen sey; und dieses ist Wahrheit, in wie fern die Französischen Thierärzte noch zu sehr der Humoralpathologie das Wort reden. Der äußere Anthrax. Seine Erscheinung ist doppelt, bald als Beule, die entweder allmählich während der Entzündung wächst und in den Brand übergeht, oder schnell entsteht, und gleich brandig wird; bald nicht als Beule, sondern als gleichförmige Ergießung in das Zellgewebe unter der Haut mit Emphysem und Brand. Der Anthrax wird in den wesentlichen und symptomatischen abgetheilt. Der wesentliche (primäre) ist der, wo schnell eine äußere Geschwulst entsteht, welche wächst, schmerzt, und endlich brandig wird, ohne daß sich Zeichen des Krankseyns vorher offenbarten. Die Oeffnung des Cadavers zeigt den brandigen Zustand. Die Gefäße, welche dem Sitze des Uebels am nächsten liegen, das Fleisch und selbst der daran gränzende Knochen sind schwarz, mürbe und zerfressen. Bey dem Hornvieh zeigt sich die Abweichung, daß der Sitz vorzüglich an der Brust, dem obern Theil der Schulter und an den Seiten des Leibes befindlich ist. So wie die Geschwulst sich gebildet hat, wächst sie schnell bis zur Größe eines Menschenkopfs, die Materie verbreitet sich geschwinde durch das Zellgewebe nach dem Rücken und dem Halse, und tödtet bald. — Nun folgen Beschreibungen einzelner Formen, als der wesentliche Anthrax im Maule, auf der Haut als Flecken, am Kopfe vorzüglich bey den Schaafen, an den Beinen, am Rückgrat und an den Seiten des Hinterleibes. Die Diagnostik dieser Formen ist gut gerathen, aber keines Auszuges fähig. — Die zweyte Art des Anthrax ist die symptomatische (secundäre), wo ein wahres Fieber vor der Entstehung des Uebels vorausgeht, und die Geschwulst

als kritisch erscheint. — Der innere Anthrax, oder das Anthraxfieber. Daß im Innern des Thieres ein Anthrax vorhanden sey, erfährt man erst nach dem Tode, wo die gleichen Zerstörungen besonders schwarze blutige Anschwellungen in den Eingeweiden angetroffen werden. Die Krankheit greift außerordentlich schnell um sich, bald sterben die Thiere fast in dem Augenblicke, wie sie vom Gifte ergriffen sind, bald nach einigen Stunden. — Es folgen nun die Entstehungsursachen des Anthrax, als schädliches Futter, schlechtes Wasser, zu nasse Witterung, plötzliche Abwechslung der Kälte und Wärme, eine zu lange Fütterung mit Klee u. s. w. Die Therapeutik zerfällt in die präservative und curative. Die erstere enthält die bekannten Vorschriften. Bey der letztern sehe man darauf, ob der Anthrax wesentlich oder symptomatisch sey. Im erstern Fall nützt das Ausschälen der Geschwulst, was ohne Zaudern gleich vorgenommen werden muß, so lange der Anthrax noch klein ist; hat er aber schon eine beträchtliche Größe erreicht, so mache man bloß bis auf den Boden große Einschnitte. Die fernere Behandlungsart sowohl innerlich als der gemachten Wunde, so wie die Behandlung des brandigen Anthrax, des Anthrax auf der Zunge, am Kopfe, an der Lende muß man in dem Werke selbst nachlesen. Die Therapeutik des symptomatischen Anthrax scheint nicht mit den Ansichten der neuern Medicin übereinzustimmen. Es wird hier mehr auf die Säfte als auf die festen Theile und ihre Erregbarkeit gesehen. Ein gleiches gilt auch von der Behandlung des innern Anthrax. Zuletzt folgen noch mehrere Beobachtungen und Arzneiformeln.

### Bremen

gedruckt bey Joh. Geo. Henke: Hennink der Zahn.  
Ein altdeutsches Heldengedicht, übersezt, mit einer

Vorrede über den Verfasser und dem vollständigen Abdruck des seltenen Originals, von Dr. N. Meyer. Mit 12 radirten Blättern von Menken. 1813. Nebst zwey besondern Titelblättern, einem für die Uebersetzung, dem zweyten für das Original, beide mit der Jahrzahl 1814. XIV Seiten Vorr. 46 S. Uebersetzung. 54 S. Original: der Text in groß Octav, die Kupfer in Quart.

Das plattdeutsche Gedicht "Hennynk de Han" hat bekanntlich den vormahligen Structuarius und Stadtwoigt zu Bremen Casp. Friedr. Kenner zum Verfasser. Richey hatte gegen Kenner behauptet, es sey unmöglich, jetzt etwas dem Keineke de Woff ähnliches in plattdeutscher Sprache zu schreiben. Ein Jahr darauf gab Kenner, unter dem öfters von ihm angenommenen Nahmen, Franz Heinrich Sparre, den Hennynk de Han, als ein im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts zur Nachahmung des Keineke Woff gefertigtes Gedicht, heraus, und wußte es so einzurichten, daß Richey das kleine Buch im Buchladen fand. Ohne etwas von dem unschuldigen Betrüge zu ahnden, schickte Richey in der Freude seines Herzens ein Exemplar an Kenner, und dieser erwiderte das Geschenk mit dem Geständniß daß er der Verfasser und die ganze Sache eine freundschaftliche Neckerey sey. — Hennynk ist kein Keineke; in so fern behielt Richey gegen sich selbst Recht: aber die alte naive Sprache ist glücklich nachgeahmt, und einzelne Stellen sind gut gerathen. Weniger Lob verdient die Anlage des Ganzen. — Da das Büchlein sich selten gemacht hat, so wird dieser neue saubere Abdruck gewiß mit Beyfall aufgenommen werden, und die Uebersetzung in Hexametern kann als ein Seitenstück zu dem Keineke von Göthe gelten. In den radirten Blättern des Hrn. Menken (wir erinnern bey dieser Gelegenheit an eine Nachricht über die-

fen Künstler, die sich im Deutschen Mercur, Jahrg. 1802. B. I. S. 134 findet) wird man die leichte Nadel dieses geschickten Thiermahlers und die glückliche Beleuchtung, die sich auf mehreren Blättern zeigt, mit Vergnügen bemerken. Da auch Hr. Menken ein Bremer ist, so gehört Original, Uebersetzung und Kupfer Einem Vaterlande an. Für die Liebhaber der gelehrten Geschichte ist die Nachricht von dem Leben und den Schriften des 1692 in Hannövrisch Minden gebornen und 1772 gestorbenen Menner eine willkommene Zugabe. Noch bemerken wir, daß die Uebersetzung des Gedichtes nebst den Zeichnungen dazu bereits 1806 zur Kunstausstellung nach Weimar geschickt wurde, daß die Vorrede im J. 1809 und zu Bremen geschrieben ist, die Nachschrift der Vorrede aber 1811 zu Minden, wo der Hr. Rath Meyer gegenwärtig als ausübender Arzt lebt, so daß auf das kleine Buch also beynahe ein halbes Duzend Jahrzahlen kommen.

Da wohl wenige unserer Leser die alte Ausgabe des Hennynk vdn 1732 gesehen haben, so setzen wir, um sie auf diesen neuen Abdruck aufmerksam zu machen, die letzten Zeilen, mit denen das Gedicht endigt, hier bey. Unfalsch, der Lauber, thut Hennings Geschlechte kund

De Reyneke were nu reyn doot.

De Hanen, Honre kleyn un groet,

Den dyt for groten Vrawde deende,

De jacheden, schreyeden, dat yd klönde:

Juch! hey! wat hebbe wy vor Not?

De ole Reyneke Vols is dot!

Dyt repen se vaken uth der Wyse.

Ayn tuskde se, un sprack ganz lyse:

Is Reyneke doot de slimme Droch,

So levet Renardyn doch noch.

§. Hyruth is to merken, dat men syk over synes Vyendes Dode nicht schal to seere vrawen, want dar blyven altyd etwelke na, de in syne Voetstappen treden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1814.

Göttingen.

Bei Dieterich: Philipp Melancthon's Erzählung vom Leben Dr. Martin Luther's. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. Fr. Theoph. Zimmermann, Prof. in Hamburg. Nebst Anmerkungen vom Prof. v. Vilers, und einer Vorrede von Dr. G. J. Planck. Mit Luther's (schönem) Bildniß. 1813. 108 Seiten in groß Octav.

Aus besondern Ursachen ist die Anzeige dieser Schrift bis jetzt verspätet worden. Rec. meint jedes Wortes des Lobes in Ansehung derselben überhoben zu seyn; und gewiß ist ihr bloßer Titel eine hinreichende Empfehlung. Es wird hier von Luthern erzählt; und durch wen? durch den edeln, geistreichen Melancthon, dessen stille und hohe Würde, Reinheit und Glaubwürdigkeit von den sophistischen Jongelassen unserer Tage wenigstens noch nicht angetastet worden ist. Kaum war Luther von der Erde geschieden, so ward sein inniger, von dem großen Verlust noch niedergebeugter Freund und Mittämpfer Melancthon aufgefordert, dessen Lebenslauf und Characteristik im kurzen aufzustellen. Das geschah in schöner, fließender Lateinischer Sprache. Der Ehrenmann beschrieb einfach und ernst, mit der ihm eigenen Achtung und Liebe zur Wahrheit, vor der Menge seiner Zeitgenossen, denen die Thatfachen eben so gut

M (4)

bekannt seyn mußten als ihm selbst, Luther's Handlungen und persönliche Eigenschaften. Es ist nicht abzusehen, wie die, auch aufs übelwollendste gestimmte historische Critik diese Beschreibung entkräften, oder für ungültig erklären könnte? Darum, und in mehreren andern Rücksichten, war es in unserer Zeit ein nützlichcs Unternehmen diese erste urkundliche Biographie Luther's von Melancthon, die so gut als vergessen schien, wieder aufzulegen, und in einem besseren Gewande, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, dem größeren Publicum in die Hände zu geben. Ueber die Einrichtung und die Zweckmäßigkeit des Ganzen findet man hinreichende Aufklärung in der obbenannten Vorrede, und in einer von derselben Hand verfaßten Recension des in Paris für die Jahre 1808, 9 und 10 gedruckten Almanach des Réformés et des Protestans (im Jahrg. 1810 dieser gel. Anz. St. 190, 29. Nov., S. 1893 ff.) — wozu wir nur noch die Worte des sel. Schröckh, bey Gelegenheit seines wohlgelungenen "Leben Dr. Mart. Luther's" über diese Biographie hinzusetzen wollen: "Wer noch nichts von Luthern gelesen hat, der sollte diese Nachricht zuerst lesen: und wer alles andere, was von ihm geschrieben worden, bereits durchgegangen hat, der sollte sie gleichfalls mit Begierde aufsuchen; so bündig und lehrreich ist sie bey aller Kürze, so sehr Melancthon's würdig." Hiermit würden wir unsere Anzeige gegenwärtiger Schrift (die gewiß ohnehin von allen, denen Luther's Andenken heilig ist, und die der von ihm bewirkten Denk-Freyheit werth sind, gelesen wird) beschloffen haben, wenn nicht einige von dem ehrwürdigen Vorredner hingeschriebenen Worte uns noch zu weiteren Betrachtungen führten. "Man hat es neuerlich, sagt Hr. C. A. Plank, von mehr als einer Seite her darauf angelegt, uns Protestanten selbst das Werk der Reformation durch mehrere Sorten — angelaufener — Gläser zu zeigen." Freylich sind seit einigen Jahren irrige Meinungen, und im

Dunkel schleichende Eästerungen gegen den großen Deutschen Reformator und sein Werk genug vernommen worden. In einem Lande, wie unser gutes Germanien, wo man ziemlich ehrenfest bey alten Gebräuchen im Keüßerlichen bleibt, wo man aber im Reiche der Ideen und der Meinungen desto mehr zur Abwechselung geneigt ist, wo das Wogen und Brausen des geistigen Elements so verschiedene und entgegengesetzte Gesichtspuncte hervorbringt, was Wunder, wenn der Held des 16ten Jahrhunderts Widersacher und Verleumder gefunden hat! Der Mann, der für den Helden unseres Zeitalters gelten wollte, hat selbst unter uns, mehr als irgendwo, seine Panegyriken gefunden. Da wo dieser gelobt ist, kann wohl Luther zetadelt werden! Solche Verkehrtheiten entspringen natürlich aus einem so kräftigen, ideenreichen Boden, wo das üppige Unkraut neben edleren Pflanzen, von derselben Sonne getrieben, wachsen muß. Opposition ist ohnehin dem Menschen angeboren, und sehr menschlich ist diese Stimmung des Attischen Bauers, der gegen den Aristides bloß darum stimmte, weil er zu häufig wiederholten Lobpreisungen desselben überdrüssig war. Luthern mußte man doch einmahl auch versuchen, von dem hohen Fußgestell worauf er steht herunter zu reißen. Man war satt, ihn den gerechten nennen zu hören! Besonders seit eine catholische oder vielmehr eine freygeisterische gelehrte Gesellschaft die Folgen der von ihm bewirkten Reformation zum Gegenstand einer öffentlichen Preisbewerbung gemacht, und das gekrönte Werk so sehr von den Lutherischen gestünnt erhoben ward, so schöpfte die Opposition aus ihrem Kerger neue Kräfte, sammelte aus dem Schlamme der alten Controversen Materialien, in dem Strom der ihr so lästigen Ehrenreden über die Reformation und den Reformator einen Damm entgegen zu setzen. Es hat sich diese Stimmung tausendfach ausgesprochen. Wir wollen hier als einen würdigen Repräsentanten dieser Opposition, nur den,

ungenannten Verfasser folgender Schrift, deren Titel schon die ganze Tendenz ausspricht, anführen:

Ueber den Geist und die Folgen der Reformation u. s. w. Als ein Seitenstück zu der von dem National-Institut zu Paris gekrönten Preisschrift des Hrn. v. Villers. Deutschland (Düsseldorf, in der Hofbuchhandlung) 1810. 384 S. in gr. Octav. Nach einer "Allgemeinen Darstellung des gesellschaftlichen Zustandes von Europa von Gregor VII. bis zu dem Ausbruch der Reformation" (S. 1-91), folgt die zweite Abtheilung des Buchs, betitelt: "Die Reformation;" welche folchergestalt anhebt: "Die Völker von Europa stunden nunmehr auf einer nicht wenig glänzenden Stufe von Cultur. Dieselben hatten jetzt die schönste Periode ihres politischen Lebens begonnen, nämlich jene des reifen Alters, der Fülle und Kraft. Auf der zweckmäßigen Entwicklung dieser beruheten alle Hoffnungen der späteren und spätesten Nachwelt. Aber nicht selten werden die schönsten Anlagen, die auf Jahrhunderte hindurch der Menschheit die edelsten Früchte versprechen, durch den Unverstand eines Einzigen zerrüttet. In einem Winkel Deutschlands, innerhalb der öden Mauern eines Augustiner-Klosters, bereiteten sich nun Ereignisse vor, welche bald die eine Hälfte von Europa in ein Tollhaus, und die andere Hälfte in eine Nordgrube verwandeln sollten." Das ganze übrige Buch ist dem Beweis dieses Themas gewidmet. Nun findet doch zuletzt der humane Verf. für gut, diesen unverständigen Augustiner-Mönch, diesen Unglücklichen, der über Europa solche gräßliche Uebel herbeigeführt hat, den wohlverdienten Flüchen und dem Abscheu der ganzen Menschheit gnädig zu entziehen; und so schiebt er vor ihn, als schützendes Schild, die sinnreiche Vermuthung, daß Luther — wahnsinnig war. Nämlich der Blitz, der neben Luthern seinen Freund Alexis, in seiner Jugend, erschlug, erschütterte zugleich Luthers Nervensystem, und verursachte die Geisteskrankheit, an der (wie



jeder weiß!) er sein ganzes Leben laborirte. Dieß gibt den Schlüssel zu allen seinen Sonderbarkeiten, zu seinem Starrsinn, seiner Hestigkeit, Unbändigkeit u. s. w. Kurz, schließt der Verf., erscheint einem Luther nicht selten als ein unerklärbares moralisches Räthsel, so wird man, nicht ohne Widerwillen, auf den niederschlagenden Gedanken geleitet, daß gar wohl eine öfters wiederkehrende Geistes-Abwesenheit und eine periodisch eintretende Werrückttheit die erste und vielleicht einzige Quelle seines ganzen Reformator-Berufs, aller seiner öffentlichen Handlungen, und des größten Theils seiner Reformen gewesen seyn könnte." (Nun haben wirs! Dieß ist die Grund-Hypothese, die alles erklären soll. Endlich fügt noch der Verf. hinzu): "Wäre wirklich das traurigste Loos das einen Menschen treffen kann, Luthern zu Theil geworden; O! so mögen seine Gebeine nun in Frieden ruhen, über seinem Aschenkrug möge das weinende und zerriffene Vaterland nicht mehr seinem Andenken fluchen. Er stiftete zwar unabsehbare Unheil, aber er ahnte nicht, daß er es stiftete. Seine Werke können also nicht gegen ihn zeugen, ihre Folgen ihn nicht verurtheilen." Amen! Sagen wir von Herzen dazu. Doch soll das unsinnige Zeug uns nicht hier zum Scherzen bringen; und desto weniger, da sonst der Ton des Werks keinesweges inhuman noch arrogant, vielmehr ziemlich edel und herzlich ist; und das Ganze, mancher Unrichtigkeit, und besonders vieler Fehlschlüsse unerachtet, von historischen Kenntnissen und Ansichten zeugt. Denn überhaupt darf man keinesweges glauben, daß Unwissenheit oder Kurzsichtigkeit (wohl aber Einseitigkeit!) immer die Antagonisten der Kirchenverbesserung leite. Unter ihnen finden sich Leute, die in vielen Rücksichten Achtung verdienen, und die aufrichtig ihre Ueberzeugung aussprechen. Bey weitem aber gelangen sie nicht dazu auf einem und demselben Weg. Wir wollen versuchen,

Diese verschiedenen Wege oder Antriebe kurz anzugeben, ohne uns in weitläufige Widerlegungen einzulassen, welches theils die Beschaffenheit dieser Blätter nicht zuläßt, theils auch ziemlich unnöthig scheint, da die antilutherische Mode so ziemlich vorbei ist. Dieser Wege oder Hauptbeweggründe werden wir acht rechnen; abgesehen von dem imitatorum servum pecus, welches sich doch genugsam hervorthut; und von der Noth der Unehrlichen, welche um etwanigen Gönnern zu gefallen, oder um irgend eines irdischen Eigennuzes willen, um das liebe Brod, die Sache überzeugunglos treiben.

1. Die Oppositions- und Paradoxienfucht, wovon schon oben Erwähnung gethan.

2. Die Modelfucht und der Trieb etwas kläger zu scheinen, als die, welche der allgemein gangbaren Meinung huldigen. Besonders der gerechte Haß gegen alles was Aufklärung heißt, (hätte man doch immer Aufklärerey gesagt!); denn welcher honeste Mann wollte gern für einen Aufklärer gelten?

3. Die exegetische Verzweiflung, bey Männern, die an den sich durchkreuzenden und einander zerstörenden Ansichten der neuen biblischen Exegese bey den Protestanten Anstoß nehmen, und sich lieber einer unbedingten Autorität über das Positive in die Arme werfen, als dem Religions-skepticismus, welchen sie für unvermeidlich halten.

4. Die politische Verzweiflung. Die tiefe politische Erniedrigung, worin Deutschland so lange Jahre geknechtet hat, kränkte, sehr billigt jedes patriotische Gemüth. In der Spaltung und Uneinigkeit der Deutschen Staaten war wohl einer der vielen Gründe dieses schmerzhaften Zustandes zu suchen. Mehrere hielten jenen Grund für den einzigen, und schrieben (unhistorisch genug!) die unheilbringende Spaltung einzig der Reformation zu; konnten folglich nicht anders, als sie verwünschen. Wo Menschen, Leidenschaften, widerstreitende Interessen

ind, da sind auch Spaltungen und feindliche Gesinnungen. Ist denn irgend eine Kirchenreformation schuld an dem peloponesischen Krieg gewesen? u. s. w., u. s. w., u. s. w.? Wer stand denn kräftiger und treuer dem Kaiser gegen die Türken bey, als die protestantischen Stände? Wer schützte diese in Deutschland? Das catholische Frankreich, welches doch mit allen seinen Schmeichelen nie bey den Protestanten etwas ernstes gegen Kaiser und Reich austreiben konnte. Späterhin, wer schützte wiederum das catholische Bayern gegen das catholische Oesterreich? das protestantische Preußen. Und wer jetzt hat mehr und schöner gewirkt für die Einheit und gemeinsame Vertheidigung Deutschlands, als gerade dasselbe Preußen? Und was that nicht auch das protestantische England? — Lößlich war im Grunde das Gefühl des Unwillens über jede Spaltung bey den Deutschen; aber nicht lößlich war der historische Irrthum. Und zuletzt moher die Trennung, als von dem starrsüchtigen, despotischen, verfolgungslustigen Catholicismus?)

5. Auf historischem Wege werden mehrere gegen die Reformation aufgebracht. Nämlich, nicht ohne Recht haben sich einige Geschichtsforscher des so lange verschrienen Mittelalters angenommen, und das Gute was in ihm lag hervorgehoben; durch die Rückwirkung, steigerte sich die Vorliebe zum Mittelalter bey ihren Jüngern zu einer historischen Leidenschaft. Nun traf in der Zeit die Reformation zusammen mit dem Wendepuncte, welcher dem Mittelalter ein Ende machte; sie war also beschuldigt seinen Untergang befördert zu haben! (Und doch liegen so klar am Tage die wirklichen Ursachen, durch welche die neue Ordnung der Dinge herbegeführt ward! — Selbst die so hoch gepriesene classische Bildung, welche in den Schulen die Oberhand erhielt; die Entdeckung von America, &c.)

6. Concentrisch mit diesem läuft der neu-ästhetische Weg, der theils die holden Sturen der so genannten Romantischen Poesie nicht verlassen will;

theils auch von der Ueberzeugung nicht abgeht, daß es keine Poesie, keine Kunst überhaupt geben kann, ohne religiöse Mythen, Legenden, darzustellende Figuren und Begebenheiten. Also ist denen, die auf diesem Wege wandeln, um der Poesie und der Kunst willen, der mythenreiche Catholicismus, dem kalten, begeistungslosen, bloß dem trockenen Verstande huldigenden Protestantismus vorzuziehen. (So kalt und begeisterungslos hat sich doch wahrhaftig der Protestantismus in unseren Tagen nicht gezeigt!)

7. Hier müssen wir auch diejenigen erwähnen, deren sinnliche Beschaffenheit, alles Religiöse- und Göttliche in den Außerlichkeiten des Cultus suchen, oder durch sie allein dargestellt wissen wollen. Sie wollen Mystiker heißen, und sind es wahrlich nicht! Prachtige Gebäude, mit Stierathen und ausgesuchten Gemälden überdeckte Wände, Marmor und Metalle, woraus die Plastik reizende Bilder von Jungfrauen, von Cherubinen gemacht hat, entzückende Orchester, schönes Orgelspiel, reiche Priestergewänder, das pompöse Gepränge der catholischen Ceremonien, daran hängt ihr ganzes Herz und Gemüth; zuwider ist ihnen der nackte Tempel der Evangelischen, worin sie nichts finden als — die Allgegenwart Gottes, die daselbst ohne Tand angekündigt wird.

8. Kein Zweifel auch, daß eine pantheistische Philosophie, deren Haupttendenz ist, allen Dualismus aufzuheben, und die intellectuelle Welt mit der sinnlichen als eins und dasselbe zu vermengen, oder zu indifferenziren; kein Zweifel, daß auch sie viel dazu beygetragen hat, den äußeren Cultus zu dem Wesen der Religion zu erheben, und also Abneigung gegen den Protestantismus zu verbreiten.

Doch Sapienti sat! Diese, und etliche andere Nebenstände, die wir noch anführen könnten, sind die Quellen woraus das gerügte Uebel, diese apostatische, geschäftige Feindschaft, die so viele Protestanten in unseren Tagen ergriffen hatte, herrührt. Dagegen empfehlen wir, mit dem trefflichen Vorredner, die Lesung dieser Biographie Luther's durch seinen Freund Melanchron, folgenden Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers für eine fest begründete historische Wahrheit haltend: "Dafür, daß wir noch Deutsche sind, haben Luther und die Reformation das Meiste gethan, seit Zermann."

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 28. May 1814.

Haarlem.

Byn A. Voosjes: Lotgevallen en Ontmoetingen op eene mislukte reize naar de Kaap de Goede Hoop in de Jaren 1804, 1805 en 1806. In Brieven door H. Potter. Met Platten. D. I. 167 S. D. II. 208 S. D. III. 304 S. D. IV. 373 S. 1806—1807. in groß Octav.

Wir haben bereits unser Urtheil über Hrn. Potter's schriftstellerischen Character bey der Anzeige seiner Reise nach Holland abgegeben. Das vor uns liegende Werk ist in jeder Hinsicht Hrn. P. vorzüglichste Arbeit, und zeichnet sich besonders durch Reichhaltigkeit aus. Verufen zum Prediger bey der reformirten Gemeinde am Vorgebirge der guten Hoffnung, begab sich der Verf. im May 1805 in Emden auf die große Reise. Aber sein Schiff wurde von einem Englischen Kriegsschiffe genommen, und wurde dann nach St. Helena und endlich nach England geführt.

Der erste Theil beschreibt die Reise bis zur Ankunft in St. Helena am 22. Jul. Den guten, rechtlichen, geistreichen Ostfriesen widerfährt volle Ge-

rechtigkeit. Aber an festlichen Tagen essen und trinken sie in gar zu großem Uebermaße. Da kann man Abends zwischen 7 und 8 Uhr sich zu Tisch setzen und Morgens zwischen 5 und 6 wieder aufstehen. In Emden wird der Fremde schändlich übersezt. Jeder nimmt ihm ab, so viel er nur immer erpressen kann. Für ein Huhn mußten 30 Stüber bezahlt werden. — Die Bemerkungen über das Leben der Seeleute liefern einen neuen Beweis, daß in der moralischen wie in der physischen Welt mit jedem unserer Fortschritte in der Kenntniß dessen, was ist, der Schauplatz unermesslicher wird, und daß der, welcher eine Erscheinung erklären oder ihre Wirkungen bis zum gegenwärtigen Augenblick angeben will, gleich dem unendlichen Verstande das Ganze überschauen muß. — Große Verschiedenheit zwischen der Küste Englands und Hollands. Dort huldigt man dem Urheber der Natur, hier dem Geiste des Menschen. — Die Urbewohner der Canarischen Inseln waren gutmüthige, sanfte, milde Menschen, die, unfähig Menschenblut zu vergießen, ihre Feinde nur dazu verdammen konnten, ihnen ihre Ziegen zu hüten. Wie ganz anders jetzt, da Rätze in des Königs und des Ewigen Nahmen diejenigen verbrennen lassen, die nicht den ihnen vorgeschriebenen Weg zum Himmel betreten können. Jene waren Heiden, diese sind Christen!

Weit reichhaltiger, als der erste, ist der zweite Theil, der bis zur Ankunft im Hafen von Plymouth, am 6. October 1805, geht. Die Tage in St. Helena waren Hrn. P. Tage der höchsten Wonne. Die Insel ist in jeder Hinsicht ein Paradies; aber die Zehrung unglaublich. Zu der Beantwortung der Frage: wie der Preis, der wirkliche wie der Geldpreis, sich bestimme, liefert Herr P. hier einen trefflichen Beitrag. In St. James Town zahlte man

für eine Gans 24 Gulden, für eine Ente 12, eben so viel für ein Huhn und für ein noch nicht jähriges Schwein 170, eben so theuer war das Rind- und Hammelfleisch. Thee und Kaffee sind fast unbezahlbar, kann man sie nicht vom Schleichhändler haben, was doch oft der Fall ist. Gemüse und Früchte stehen in einem mäßigen Preise, wenigstens in der Zeit, wo nicht viele Schiffe ankommen. Sehr willkommen sind den Insulanern die kreuzenden Kriegsschiffe, die mit ihrer Beute erscheinen, nur eine kurze Zeit bleiben und dann unglaubliche Summen aufgehen lassen. Aber auch zu sehr hohen Preisen kaufen die Insulaner. Sie bezahlen einen Westphälischen Schinken mit 30 Gulden, einen Holländischen Süßmilchkäse mit 10 und 12, und einen Leidenschen mit mehr als 30; Nadeln, Zwirn und dergleichen Kleinigkeiten werden zu unglaublichen Preisen verkauft. Mit dergleichen Waren lassen sich gar leicht 100 Procent verdienen. So selten am Vorgebirge der guten Hoffnung das baare Geld ist, so häufig ist es auf St. Helena, wo es van pagoden en guines krielt. Vielleicht mehr als irgend ein Land ist diese so geldreiche Insel von der Natur besesigt. Dort wurden die Todesstrafen gänzlich abgeschafft, und die Verbrecher einzig zu Arbeiten verdammt. Dieß hatte denn auch zur größten Freude des Verk., der Todfeind der Todesstrafen ist, die glückliche Folge, daß das Krankenhaus, das ehemahls an einem Krankheiten aushauchenden meekthoop lag, nun von einem Paradiese umgeben ist. Alle Arbeit auf der Insel wird von Schwarzen verrichtet (S. 29 f.). Die Auherrn dieser Menschen waren wahre Sklaven. Dann wurde ihr Zustand durch Gesetze gemildert, bis endlich die Englisch-Ostindische Compagnie sie für frey erklärte und die fernere Einfuhr von Sklaven

gänzlich unterfagte. Die Unglücklichen waren gänzlich der Willführ ihrer Herren Preis gegeben, und wurden hier härter behandelt als vielleicht in irgend einer andern Colonie. Schon die Milderung ihres Zustandes machte, daß die Schwarzen neu auflebten. Sie heiratheten, zeugten Kinder, und wenn ihre Anzahl vorher einen jährlichen Abgang von zehn von hundert erlitt, so vermehrten sie sich nun in kurzer Zeit ganz außerordentlich. Aber noch herrschte unter ihnen Faulheit und Trunkenheit. Was Furcht vor Strafe nicht bewirken konnte, versuchte man zu bewirken durch das Gefühl von eigenem Interesse und durch die Aussicht auf Belohnung: man gab ihnen die Freyheit, und die Folgen davon waren die glücklichsten. Viele von den ehemahligen Sclaven, die sich in der Stadt besetzten, wurden wohlhabende Leute. Von den Frauen, deren Anzahl die der Männer weit übertrifft, wohnen viele in der Stadt. Sie wissen künstlich die Nadel zu führen, sie waschen, führen die Haushaltung, und da es hier nur wenige weiße Frauenzimmer gibt, so vertreten viele derselben die Stelle der Frau ganz und gar. Viele Schwarze aber blieben willig bey ihren Herren. Herr P. fragte eine von den alten schwarzen Frauen nach ihrem Alter. Die Antwort war: "Sie sey 300 Proviantschiffe alt." Viermahl jährlich kommen Schiffe von England, die den nöthigen Proviant herbeiführen: nach diesen Schiffen rechnete die Alte: sie war also 75 Jahr alt, war ihre Rechnung richtig. Ein Schwarzer, den der Verf. auf dem Lande fand; sagte: "er sey auf der Insel als Sclave geboren und habe immer gute Herren gehabt; dennoch habe die Abschaffung der Slaveren ihm große Freude gemacht: die freywillige Arbeit wäre nicht halb so sauer: nun arbeiteten sie denn auch für ihre Kinder; und dürften sich nicht weiter



mit dem Gedanken ängstigen, daß man ihnen ihre Kinder nehmen und an Ausländer verkaufen könne." — So herrlich das Clima St. Helena's ist, so sehr leidet die Insel an Dürre. Man hat Beispiele, daß die Dürre drey und mehrere Jahre anhält. Die Erfahrung aber lehrt, daß dieß Uebel abgenommen hat, und daß man auf eine fernere Abnahme desselben hoffen darf. Man hat seit mehreren Jahren bemerkt, daß die Wolken, welche häufig auch ohne einen Tropfen fallen zu lassen, über die nackten Felsen hinwegziehen, in Regen hinabkommen auf die mit Holz bepflanzten und belaubten Theile der Insel. Auch bemerkte man von Zeit zu Zeit eine größere Feuchtigkeit im Dunstkreise. In dem letzten halben Jahrhundert hatte man sogar zu verschiedenen Mahlen heftige Plazregen, verbunden mit Blitz und Donner: eine Erscheinung, sonst den ältesten Menschen ganz unbekannt. Man kann daher hoffen, daß die fortschreitende, seit einiger Zeit mit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit betriebene Cultivirung der Insel zwiefach heilsame und nützliche Folgen für die Insulaner haben wird. — Am 7. October kam Herr P. endlich in Cowfend Bay an. Hier sah er in der ersten Frühe des Morgens eine Menge Schaluppen voll Damen, in Mäntel, Pelze von allen Farben gehüllet; wenigstens volle zweytausend. Es war ein herrlicher Anblick für Hrn. P. aber leider nur von sehr kurzer Dauer, denn man bedeutete ihm, daß diese Damen Freudenmädchen wären, welche die Nacht an Bord der Schiffe zugebracht, nun zurückgingen und auf den Abend sich wieder einstellen würden. So sehr nun dieser Anblick auch den Verf. empörte, so zeigte sich derselbe doch bald wieder in einem andern Lichte. In England ist die Einrichtung, daß in den fünf ersten Häfen dem Schiffsvolke der Sold und die

Prisengelder ausgezahlt werden: selten spart der Matrose, vielmehr eilt er, so sehr er nur kann, sein Geld anzubringen, und nach einer langen, aller Genüsse beraubten und mühevollen Reise pflegt er sich goldene Tage zu bereiten: da es nun in England keine öffentliche Häuser wie in Holland gibt, und die Matrosen auf Kriegsschiffen diese des Nachts nicht verlassen dürfen, so hat man jedem Matrosen die Freiheit gegeben, ein Mädchen mit aufs Schiff zu nehmen; jedoch mit der Bedingung, daß die Schöne erst erscheinen darf nach vollendeter Tagesarbeit, und wieder verschwinden muß mit Tagesanfang. Jene Freiheit ist dem Matrosen in einem eigenen Gesetze ertheilt, also ein Recht, das selbst vom Admiral respectirt werden muß. Die Folge davon ist, daß in den Städten des Nachts nicht die geringste Unordnung und Unregelmäßigkeit vernommen wird, und daß der Matrose, den sein Geld drückt, gar leicht es loswerden kann. Die Mädchen bringen nicht bloß ihre Person an-Bord. Sie kommen mit Brandtwein, Tabak und allen Artikeln, welche der Matrose sucht. Sie lassen sich alles reichlich bezahlen, und der Matrose achtet nicht Kleinigkeiten, vollends wenn es wieder in See geht, wo er doch kein Geld brauchen kann. Eben deswegen aber sind es gerade jene Mädchen, denen das meiste von der auf dem Meere gemachten Beute zu Theil wird.

Im dritten und vierten Theil sind bloß Bemerkungen über England mitgetheilt.

Plymouth und die Nachbarschaft bereiste Hr. P. zuerst. Die Häuser in Plymouth gewähren einen traurigen Anblick, was man zum Theil der Pestertaxe zuschreiben muß, die 15 Schillinge oder 9 Gulden von jedem Fenster, groß oder klein, trägt. Manches Fenster wurde zugemauert und manches andere gegen Laden vertauscht. Desto schöner aber

ist das Innere der Häuser. Hier bleibt kein Wunsch unbefriedigt. Dem berühmten Franz Drake, der viele nützliche Einrichtungen für diese Stadt traf, verdankt sie auch ihr herrliches Wasser. Auf eigene Kosten führte Drake eine Wasserleitung von Dartmoor, 24 Englische Meilen weit. Herr P. sah in den Hafen fünf Linienschiffe einkaufen unterm Geräusche aller Glocken und einem unnennbaren Gejauchze einer zahllosen Menge von Menschen. Jene Schiffe hatten zu Nelsons Flotte gehört und bei Trafalgar mitgefochten. Der Enthusiasmus des Volks ging weit über alle Beschreibung hinaus, und während die Freude des einen Theils grenzenlos war, riefen Andere, die Hände ringend und weinend, daß eine Thräne die andere jagte, "Nelson is killed, Nelson is killed." Bei einer Volksmenge von 40,000, (S. 34 f.) besitzt Plymouth nur zwei Kirchen, und jede dieser Kirchen nur einen Prediger, aber noch eine große Menge Kapellen für die verschiedenen Secten. Nur die Katholiken sind ohne Kirche und Kapelle. Sie müssen zum Gottesdienste nach der Stadt Dock, die eine halbe Stunde entfernt ist, sich begeben. Die Religionsfreiheit ist ganz uneingeschränkt. Jede Secte kann Versammlung halten, und zu dem Ende große Gebäude, ganz nach ihrem Belieben eingerichtet, aufführen. Candidaten, die keine Pfarre erlangen könnten, kündigen in Zeitungen Predigten an, die sie für Geld halten wollen. Viele Neugierige subscribiren — wenigstens eine Guinee — auf ein Jahr. Mancher macht so sein Glück. Er bauet sich keine Kapelle, hält keine Predigten und bleibt übrigens ein ganz unabhängiger Mann. Gefällt es ihm dann nicht länger, so schließt er seine Kapelle, oder verkauft oder vermicthet sie an einen andern geistlichen Speculanten. In Plymouth Dock hatten zwei solche

Geistliche ihre eigenen Kapellen, die stattliche Gebäude waren, und hohe Thürme und Glocken hatten: zu jeder dieser beiden Kapellen gehörten mehr als 4000 Mitglieder: mithin hatte jeder dieser Herren wenigstens 4000 Guineen jährliches Einkommen. Wer so, wie diese beiden Herren, einmahl in Zug gekommen ist, kann dann auch sicher darauf rechnen, daß er einst sehr theuer seine in gutem Rufe stehende Kirche verkaufen werde. Aber die Geistlichen an solchen Kirchen, wenn sie auch zur herrschenden Bischöflichen Kirche gehören, werden doch nicht zur Englischen Kirche, sondern zu den Dissenters gerechnet. Alle Kirchen und alle Kapellen fand der Verf. an Sonntagen gedrängt voll. Auch in Plymouth wird nach S. 38 der Sonntag äußerst strenge gefeyert. Wer an diesem Tage es wagen würde in Karten zu spielen, dem ließe sicher sein Gesinde davon, und der Spieler selbst würde unter seinen Mitbürgern alle Achtung und alles Vertrauen verlieren. Den Nationalhaß gegen die Franzosen findet man schon in den Kindern. Sehr oft sah der Verf. die Kinder Krieg spielen, aber immer war die Partie der Franzosen die weit stärkere, und immer wurden die Franzosen von den Engländern geschlagen und gefangen genommen. In Plymouth waren die Preise der Lebensmittel sehr mäßig. Das Pfund Rindfleisch wurde bezahlt mit 5 oder 6 Schillingen, Hammelfleisch mit 4 bis 5, und ein großer Schelfisch mit 1½, höchstens mit 2. Nicht jede Englische Stadt besitzt eine Lateinische Schule vom Staate errichtet; aber Plymouth hat eine solche seit dem Jahre 1573. Der Rector erhält außer seiner Wohnung und einem Garten ein Jahrgeld von 30 Pf. St. Dazu kommt dann noch das Schulgeld, und was der Privatunterricht und die Kostgänger eintragen. In den sehr ansehnlichen Leib-

bibliotheken hat man nur Englische Bücher, allenfalls auch wohl ein Lateinisches; aber weder Französische, noch Deutsche, noch Holländische Bücher. — Der Leuchtturm, eine Stunde von Plymouth, wurde in den Jahren 1696 — 1698 erbauet. Mehrere Male wurde er vom Sturm niedgerissen. Der jetzige steht seit 1759. Seit mehreren Jahren sind drey Wächter dort, früher nur zwey. Aber da starb einer der Wächter, kein Schiff kam und der Ueberlebende wagte es nicht den Todten ins Wasser zu werfen, aus Furcht, man möge ihn als Mörder in Anspruch nehmen: beerdigen aber konnte er ihn schlechterdings nirgends. Vier Wochen lang mußte er den Todten neben sich haben, und dabey Tag und Nacht seinen Dienst abwarten; seine Lage wurde verzweiflungsvoll. Endlich kam Hilfe und nun stellte man denn auch einen dritten Wächter an. Die Einsamkeit, worin diese Wächter leben, ist schrecklich, aber durch ihre Thätigkeit und Wachsamkeit wird das Leben von Tausenden erhalten. Als man den Thurm zum zweyten Male aufbaute, kam ein französischer Kaper und holte die Arbeiter hinweg, sammt allem was sie von Werth fanden. Ludwig XIV. empörte dieß Verfahren dergestalt, daß er den Kapercapitain und seine Gehülfen einferkern ließ, und die Arbeitsleute reichlich beschenkt in ihr Vaterland zurücksandte. — In dem Theater zu Plymouth war der Lärm und das Umherlaufen der Zuschauer eben so arg, als zu Doct und St. Helena. 'Es scheint, sagt Herr P., die Engländer gehen ins Theater nur um zu schwätzen, zu lachen, hin und her zu wandern und Lärm zu machen. Im Schauspielhause, wohin man doch geht, um zu hören, ist ein so großer Unfug, daß keiner hören kann; und dagegen ist es auf den Kaffeehäusern, wohin man geht, um zu sprechen, so still als in der

Kirche." Ueberall in Plymouth wie in der Nachbarschaft zeigten sich die unzweideutigsten Beweise der glücklichsten Zunahme sowohl der Industrie wie der Volksmenge. Auch der Geistlichen Einkommen ist in jenem Theile Englands im Ganzen bedeutend, da sie viele Ländereien besitzen. Aber das Leben so mancher Englischen Geistlichen ist ein wahres Scandal. Diese Menschen wohnen gar nicht bey ihren Gemeinden, sondern an Orten, die ihren Wünschen mehr zusagen. Einige derselben lassen sich alle Jahr nur einmahl sehen, um ihre Einkünfte einzuziehen, während die andern nur des Sonntags sichtbar werden. Diese letztere kommen dann auf ihren Rennern im Galopp angesprengt, eilen auf die Kanzel, eilen wieder von der Kanzel, und dann im vollen Fluge wieder zum Dorfe hinaus. Jene erstere miethen sich Stellvertreter für 30, 40, selten 50 und höchst selten 60 Pfund; meist höchst unwise, elende Menschen. Hat ein solcher Tagelöhner kein Vermögen, aber Frau und Kinder, so verrichtet er wirklich den Dienst und wird eine Plage seiner Gemeinde. Hat er aber etwas Vermögen und empfängt er 60 Pf. St. jährlich von dem, da ihn gedungen, so dingt er wieder einen andern für 25 bis 30 Pf. und streicht die Hälfte des Jahres ab ein. Jeder verständige Mensch in England ärgert sich über diese Wirthschaft. Aber wie soll man helfen? Die ältesten Söhne des Adels sind die einzigen Erben ihrer Väter: die nachgebohrnen Söhne widmen sich den Rechten, dem Seedienste, dem Militär und dem geistlichen Stande: nun aber werden in der herrschenden Kirche die meisten Geistlichen, wenigstens die der Parochialkirchen, von den Bischöfen gewählt, und diese geben sehr begreiflich den jungen Geistlichen aus der Adels-Classe den Vorzug. Hat dann der junge Herr, der mehr durch

die Noth gezwungen, als durch freye Wahl Geistlicher wurde, eine Rectorstelle erhalten, so folgt er dem Beyspiel und treibt es fort, wie so viele vor und neben ihm es auch trieben und noch treiben. — Ueber Devonshire, Dorsetshire und Cornwallis sind mehrere sehr schätzbare Beobachtungen mitgetheilt. Salisbury hat einen 410 Fuß hohen Thurm, der so schlank ist, daß man nur mit schwindelnder Angst ihn ansehen kann. Auch des jetzigen Königs Georg III. Majestät bestieg ihn einst. Ganz oben auf dem Außenwerke hörte der König das bekannte God save. Es war, als künne der Gesang aus dem Wolken. Voll Erstaunen hob der König seine Augen empor und erblickte die Sänger oben auf den Kreuze: und diese Sänger waren zwey Jungen, die mit fliegender Fahne aus Leibeskraften sangen. Sie erhielten eine sehr große Belohnung. — London und die Nachbarschaft schildert der vierte Theil, der in großer Menge höchst schätzbare Nachrichten enthält. Schade, daß der Erbauungen so gar viele vorkommen. Einige liebliche Kupfer sind beigefügt, und auch eine Abbildung von Nelson's herrlichem Leichenwagen.

#### Oldenburg und Greifswald.

Gern zeigen wir die beiden Beyträge zu J. G. Schneiders Griechisch-Deutschem Wörterbuche an, welche der Hr. Rector Christ. Wilh. Ahlwardt im J. 1808 zu Oldenburg, und im J. 1813 zu Greifswald als Schulprogramme S. 24 und 30 in Quart herausgegeben hat. Der erste Beytrag befaßt die Wörter, *ἀδώνω*, welches der Verf. schükt, doch hat H. Seidler in Eurip. Troad. 768. (808.) aus dem Harleyschen Miscr. und aus der Aldina dafür *ἀδύω* in den Text genommen. *Ἄτρος* aus Pindar Olymp. 3, 30, *τέμενος*, Wohnsitz. *ἄμυλβω*, ich

folge. Orph. Arg. 914. ἀμπλάκητος, ἀναπλάκητος, ἀπλακητός, ἀναμπλακητός. Die Formen ἀπλακῆν, ἀπλακητός, ἀπλακημος und ἀπλακία werden mit Recht als sprachwidrig verworfen. ἀμψιστρατιάομαι aus Il. II. 713 umlagern, bekämpfen. ἀνδάϊω für ἀνάδαϊω Aeschyl. Ag. 315. (304.). ἀνβαίτος Soph. Oed. Col. 883. ἀνβαλλοσκουμαι dagegen, oder, wie ein anderer verdammt werden. Aesch. Ag. 359. wo es aber Stanley's Conjectur ist, und sonst nicht vorkommt. ἀπάδις, αἰ ist wohl im Wörterbuche auszustreichen. ἀπορίβατος dorisch für ἀπροσβατος, unzugangbar. Soph. Trach. 1029. ἀργάστηρ. Hiervon kennt der Verf. keine Beweisstelle. Aeschyl. Sept. c. Theb. 60. hat sic. ἀρημαι. ἀρημενος. ἀρημεναι: von Wünschen im guten und bösen Sinne: also auch vom Verwünschen, Flüchen: daher ist ἀρημενος von der Wirkung des Fluchs getroffen, geschwächt, entkräftet, wie Hom. Il. 18. 435. über die Quantität dieses Wortes (ἀρά), sagt der Verf., worüber verjährte unrichtige Begriffe bey Metrikern und Philologen herrschen, bey einer andern Gelegenheit. Bis jetzt hat der Verf. aber weder dieß noch manches andere Versprechen zu erfüllen Anlaß gefunden. ἀφνης auch mit 3 Endungen. Pind. Ol. I, 16. Den zweyten Beitrag eröffnet eine weitläufige Abhandlung über ἔνεκα. εἰνεκα, ἔνεκεν, εἰνεκεν, οὔνεκα, οὔνεκεν, gegen Grund u. a. Der Verf. sucht zu beweisen, daß οὔνεκα nicht statt ἔνεκα gesetzt sey, und es sey gänzlich grundlos und unwahr, daß die Attischen Dichter niemahls εἰνεκα sondern statt dessen οὔνεκα gesetzt, wenn die erste Sylbe des Sylbenmaßes wegen lang seyn müßte. Der Beweis ist zwar sehr gelehrt geführt, gibt aber, nach des Rec. unbefangenen Urtheile, nur dieses dem Verf. unangünstige Resultat, daß οὔνεκα, ἔνεκα, εἰνεκα Attisch sind,



daß sie auch wohl für einander gesetzt werden, wenn gleich es einigen Grammatikern mißfiel, die dem Wörtchen *οὐνεκα* bloß die Bedeutung *διότι* vindicirten: z. B. Fragm. Solon. XXVIII, 26. Brundt *Τῶν οὐνεκ'*. Leontius XVI, 2. wo Brundt (*Anal. III. Lectt. p. 250 seq.*) *Matron. in coena 54* anführt. Das Zeugniß der Handschriften will der Verf. nicht gelten lassen; schwerlich mit Recht: und wenn er in die eine Hälfte der Stellen, wo jetzt *οὐνεκα* steht, *εὐνεκεν* oder *σὺνεκα* hinein corrigirt — schon ein mißliches Verfahren! — ist dann die andere Hälfte nicht gegen ihn? Es scheint, daß er den Eigensinn des Sprachgebrauchs, der bekanntlich tyrannisch genug ist, nicht unbefangen genug gewürdigt habe, wiewohl auch nicht zu leugnen ist, daß Brundt, wie er oft that, zu rasch und einseitig verfuhr, da er *οὐνεκα* und andere Wörter, als *γὰρ*, *γάρ* für *γὰρ* so gern einschob. *ἀντίπασις*. Keine der Bedeutungen paßt auf Aristoph. Fragm. Tagenist. 1. Brundt S. 267, welche Stelle daher verbessert wird. *καρπούω* im Wörterbuch ist Druckfehler: es soll bespeien, anspeien stehen. *ρυπαυλις*, Honigluchen. Athen. XIV. p. 642. f. 647 c. Etym. M. 697, 27. kommt das Wort vor. Die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, die in diesen Beyträgen herrschen, verdienen alles Lob und würdige Nachfolger. Gelegentlich sind viele Versuche mitgetheilt worden, verdorbene Stellen der Dichter, besonders im Athenäus, auch durch Hülf der Metrik herzustellen: welche, wenn gleich das Wahre nicht treffend, doch Achtung verdienen, und zur Entdeckung der Wahrheit hinführen. Wäre der Ton des Vortrages in diesen Beyträgen gemildeter, und die Laune nicht so verbe, womit Brundt und andere achtungswerthe Gelehrte zurecht gewiesen werden, so würde der Verf. mehr Beyfall er-

**Sälten.** Warum sollten Erinnerungen gegen Andersdenkende nicht ohne Anmaßung und mit Humanität, wie selbst der Rahme dieser Studien verlangt, vorgetragen werden, zumahl wenn man selbst nicht fehlerlos ist?

### Stuttgart.

**Bei Mezler:** Dr. G. C. Storr's, Churf. Würtemb. Oberhofpredigers und Consistorialraths, Lehrbuch der christlichen Dogmatik, ins Deutsche übersezt, mit Erläuterungen aus anderen, vorzüglich des Verfassers eigenen, Schriften und mit Zusätzen aus der theologischen Litteratur versehen von Dr. C. C. Blatz. Erster Theil. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1813. 408 Seiten in groß Octav.

Wir können sowohl das Lateinische Original, als die Deutsche Uebersetzung, welche auch zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigt worden sind, hier als bekannt voraussetzen. In dieser neuen Auflage der Uebersetzung sind die eigenhändigen Zusätze des verewigten Verfassers, welche in die nach seinem Tode erschienene Ausgabe des Originals vom J. 1807 eingerückt worden sind, aufgenommen, viele litterarische Zusätze und kleine Verbesserungen im Ausdrucke, in der Stellung der Anmerkungen und Citate vom Uebersetzer beygebracht, und der Druckfehler weit weniger, als in der ersten. In der ersten Auflage betrug das Ganze nur Einen Band, in der zweyten wird es wohl zwey Bände betragen. Der erste begreift nur die Lehren von der Autorität der h. Schrift und von Gott. Jene Lehre, worunter auch die Wahrheit und Götlichkeit des Christenthums begriffen wird, war schon von Storr in Beziehung auf die Bedürfnisse der Zeit mit besonderer Ausführlichkeit abgehandelt worden, und der Ueber-

fezer hatte ihr auch schon in der ersten Auflage am meisten Zusätze gegeben, darin eine Geschichte des Canons geliefert, und selbst die dahingehörigen Stellen aus den Kirchenvätern wörtlich eingeschaltet. Da nun noch neue Zusätze hinzugekommen sind, so wird man sich nicht wundern, daß diese Lehre den größten Theil dieses Bandes bis S. 251 einnimmt. Man findet aber auch hier darüber so viel und mancherley besfammen, wie nicht leicht in einem andern dogmatischen Handbuche. Wir finden es auch ganz zweckmäßig, daß dieser Lehre ein so ausgehnter Raum geschenkt, so viel Sorgfalt gewidmet und so große Wichtigkeit beigelegt ist. Die Bedürfnisse des Zeitalters sind in dieser Rücksicht noch dringender geworden, als vorher: denn es ist in der Critik und Exegese der Bibel wenigstens bey den meisten öffentlichen Wortführern ein Geist und Ton herrschend geworden, wie er auch nach des Rec. Ueberzeugung durchaus dem inneren Gehalte und Werthe dieser heiligen Schriften widerspricht und vorher nicht einmahl bey den ätgsten Feinden des Christenthums statt fand, wodurch auch diese Schriften für eine Dogmatik ganz unbrauchbar und unbedeutend werden. Man sieht überall nur Sagen, Fabeln, Poese, Historien, schwebt auf der Oberfläche, hält sich an die Hülle, den inneren, göttlichen Geist und Gehalt, den tieferen, geheimeren Sinn dieser heiligen Urkunden, welcher im Einzelnen, wie im Ganzen derselben ruht, ergründet, faßt und empfindet man nicht. Man behandelt Bücher bloß als litterarische Merkwürdigkeiten, in welchen der Geist des Ewigen weht und welche im ganzen Umfange der Litteratur die vornehmsten Triebräder in der religiösen und moralischen Welt geworden sind. Wo mehrere Hypothesen und Erklärungen möglich sind, gibt man denjenigen den

864 G. g. X. 86. St., den 28. May 1814.

Vorzug, welche der Bibel am meisten zur Unehre gereichen und den schlechtesten Sinn geben. Dafür lobt man sich und läßt sich loben, und schmäht diejenige, welche anders in der Bibelerklärung verfahren und andere Grundsätze darüber aufstellen, sich selbst aber verwickelt man in unauf löbliche Widersprüche und Inconsequenzen. Doch dieß kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Wir sind übrigens nicht gemeint, die Vorstellung des Verf. von der Autorität der h. Schrift ganz und in allen Stücken für die unsrige zu erklären.

### Amsterdam.

Bei Joh. Allart: Nederduitsch taalkundig woordenboek, door P. Weiland. (Deel XI.) W...Z. 1811. in Octav.

Mit diesem Bande ist das im Jahre 1799 angefangene Werk beendigt. Einige Nachträge deutet der Verfasser noch nachzuliefern. Der erste und zweite Theil wurden 1804 im 56. St. unserer Blätter S. 554 angezeigt. Ohne uns auf eine genauere Beurtheilung dieses Werkes einzulassen, die hier ohnedieß nicht an ihrem Orte seyn würde, halten wir es für Pflicht unsern Lesern im Allgemeinen zu versichern, daß Herr Weiland sich einen gerechten Anspruch auf den Dank seiner Landsleute sowohl, als auch derjenigen Ausländer erworben hat, welche die Holländische Sprache theils um ihrer selbst willen, theils zum Behuf des ganzen Germanischen Sprachstammes genauer kennen zu lernen wünschen. Ueberhaupt verdienen die Bemühungen der Holländischen Sprachforscher von Deutschen Gelehrten dieses Faches mehr beachtet zu werden, als dieses bis jetzt geschehen ist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 30. May 1814.

Göttingen.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hat durch Hrn. August Plachner, der sich auf hiesiger Universität mit vorzüglichem Erfolge den cameralistischen Studien widmet, eine lehrreiche geognostische Abhandlung, über die Muschelbank bey Diekholzen und die Petrefacten des südlich die Stadt Hildesheim begränzenden Wallgrabens, nebst einer Sammlung von einigen merkwürdigen Versteinerungen aus der Hildesheimischen Gegend erhalten. Diese gehört in geognostischer Hinsicht unstreitig zu den merkwürdigsten Gegenden des nördlichen Deutschlands. Die jüngste, große Flözkalksteinformation stellt sich in ihr, an den zweyten, oder so genannten bunten Flözsandstein gelehnt, in den mannigfaltigsten Lagern dar, von denen einige sich bisher nur in wenigen Gegenden gezeigt haben; und mehrere dieser Lager wimmeln von den verschiedenartigsten Petrefacten, auf welche zum Theil schon der für seine Zeit gute Naturforscher, Friedrich Lachmund, in der *Opusculum* Hildesheimensis vom Jahre 1669 aufmerksam gemacht hat. Der größte Reichthum von Versteinerungen findet sich

D (4)

an den beiden vorhin bemerzten Stellen, von denen die eine bey dem Dorfe Diekholzen, eine Stunde südlich von Hildesheim, an der Huerstraße nach Alfeld gelegene, dem, welcher jene Gegend bereiset, nicht wohl entgehen kann, da man den Weg mit dem Muschel Conglomerate beffert. Das hier vorkommende Lager ist dadurch ausgezeichnet, daß die mannigfaltigen in einem losen, sandigen, von Eisenorydhydrat gelblich gefärbten Mergel liegenden Versteinerungen, zum Theil noch völlig erhaltene Schaaln haben. Herr Plathner entscheidet nicht darüber, ob dieses Lager dem aufgeschwemmten Lande, oder den neueren Gliedern der jüngsten Flögalksteinformation angehöre. Referent, der mit dem dortigen Vorkommen bekannt ist, möchte, besonders auch nach der Analogie anderer von ihm untersuchter Gegenden, für das letztere stimmen und das angeführte Lager, welches bey Diekholzen isolirt, auf Muschelkalkstein liegend und gegen den in der Nähe jäh einschließenden, bunten Sandstein scharf abge schnitten erscheint, zu den an Petrefacten reichen, sandigen Kalk- und Mergellagern zählen, die in größerer Mächtigkeit gegen den nördlichen Harzrand sich verbreiten und hier u. a. den merkwürdigen Summerbekg unweit Goslar und der Ocker bilden (— der von dem Hrn. von Böhmér und auf sein Wort von Freiesleben, sehr irrig für ein Glied der Harzer Uebergangskalkstein-Formation ausgesprochen wurde —). Unter den Versteinerungen, die bey Diekholzen sich finden, sind besonders zu merken: Succiniten; Bucarditen, oft von bedeutender Größe; Pectunculiten, in größter Menge, von sehr verschiedener Größe, mit besonders nett erhaltenen Schaaln; Balaniten, auf den Pectunculiten sitzend; Schiniten und deren Stacheln; verschiedene Gattungen von Madreporiten, Globulopactern.

Völlig abweichend ist das Vorkommen der Petrefacten in dem Stadtgraben von Hildesheim. Hier ist ein blaulich grauer Schieferthon, der sie einschließt. Herr Plathner hält es für wahrscheinlich, daß dieses Lager zum aufgeschwemmten Lande gehöre; welchem aber Referent, der ganz ähnliche Lager mit denselben Petrefacten in anderen Gegenden als untergeordnete Glieder der jüngsten Flözkalffsteinformation zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, nicht verpflichtet möchte. Außer versteinerten Ammoniten, wohl erhaltenen Myrtiliten, versteinertem Holze, zeichnen sich besonders aus: Ostraciten, oft von bedeutender Größe und aufstehenden Vermiculiten und Belemniten (— welche Lachmünd bereits sehr genau beschrieben und abgebildet hat: a. a. O. S. 24—28 —) von den kleinsten Dimensionen bis zu einer seltenen Größe.

#### Dorpat und Leipzig.

In Commission bey Kummer: Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden von *Karl Morgenstern*. Reise nach Italien. Ersten Bandes drittes Heft. Milano, Parma u. s. w. 1813. Octav. (S. diese Anzeigen vom J. 1812. St. 99, 105. S. 981. 1046.)

Indem wir voraussetzen dürfen, daß unsern Lesern der Eifer bekannt seyn wird, mit welchem der Verf. den Zustand der Wissenschaften und Künste in Italien zu erforschen bemüht gewesen ist, können wir gleich zur Inhaltsanzeige des vor uns liegenden Bandes übergehen, der ebenfalls einen großen Reichthum von Bemerkungen und gelehrten Untersuchungen enthält. Von Eugano reiste der Verf. nach den Vorromäischen Inseln, deren reizende Lage, blühende Vegetation und milde Himmel, so wie der Lago maggiore und Isola bella genau beschrieben werden. Isola bella besteht aus zehn Terrassen, von denen

man eine herrliche Aussicht auf die Schweizergebirge, den Simplon, Mont-Rosa u. s. w. genießt. Der Verf. besah den Palast, obgleich der Besizer mit seiner Familie gegenwärtig waren, fand die Zimmer grandios, aber ohne merkwürdige Gegenstände. Die zahlreichen Malereien, mit denen sie geschmückt sind, scheinen zum Theil Copien bekannter Meisterstücke zu seyn. Auf der Reise von Lugano nach Milano (S. 559 ff.) besuchte der Verf. Como, den Lago und die Villa des Plinius, die ihm zu mehreren litterarischen und antiquarischen Bemerkungen Gelegenheit gibt. Fünf Tage in Mailand. Von der gegenwärtigen Lage des Buchhandels in Italien, von den neuesten Ausgaben der Italiänischen Classiker, von den öffentlichen Gebäuden, Palästen, Willen u. s. w. Weil der Verf. gerade zur Zeit der Ferien nach Mailand kam, so hatte er keine Gelegenheit die vortrefflichen Gelehrten Bossi, Amoretti, Ugo Foscolo und Andre zu sehen, welche auf dem Lande waren. Die Ferien dauern vom 1. Sept. bis zum 4. Novemb. Von S. 576—587, eine Beschreibung einer neuen Gemälde-Galerie, welche unter der Aufsicht des Ritters Appiani, eines achtungswürdigen Malers, steht. Interessante Nachrichten das Abendmahl von Lionardo da Vinci betreffend, das, nach einer Copie von Giuseppe Bossi, von Ruffaelli in Mosail übertragen werden soll. S. 612. Beschreibung des Doms zu Mailand, dessen äußere Mauern mit 4400 Statuen geziert sind, deren größter Theil jedoch nur von Vögeln beschaubt werden kann. S. 621. Piacenza, Parma, Modena, Bologna. Die Cappel des Doms zu Piacenza ist mit Gemälden von Guercino geschmückt; auch besitzt die Kirche andre von L. Caracci, Franceschini &c. Mehrere mußten nach Paris wandern. In Parma hielt sich der Verf. nur einen Tag auf. Beschreibung der Gemälde an der Cappel



der Kirche St. Giovanni und des Doms, von der Hand des unsterblichen Correggio. Es glückte dem Verf., die Erlaubniß zu erhalten, auch die Malereien von Correggio im Nonnenkloster S. Paolo zu besehen. S. 673. Von den Antiquitäten die zu Veveja ausgegraben worden sind, worunter die Büsten des Vespasian, Vitellius, L. Verus besonders merkwürdig seyn sollen. S. 681. Nachrichten von dem wackern Bodoni und seinen typographischen Prachtwerken. S. 691. Reise über Modena nach Bologna. Von Reggio und Modena nur im Fluge. S. 700. Reise über Bologna nach Florenz. Nachdem der Verf. einen Blick auf Piazza maggiore, auf die Paläste, die Kirche des heil. Petronius, und andre Merkwürdigkeiten geworfen hat, bebauert er mit Recht den Verlust so vieler Malereien, welche nach Paris geschleppt worden sind, um dort in dem großen Magazin aufgespeichert zu werden. Aber am schmerzhaftesten war es für den Recensenten zu lesen, daß das ehemalige prächtige Olivetanerkloster S. Michaele in Bolco, seit 1801, durch Gebrauch zu Gefängnissen und zum Hospital größtentheils verdorben worden sey. Beschreibung des Kunstschazes in dem Palast Sampieri, wo man den heil. Petrus von Guido's Pinsel bewundert. Hier schließt sich unmittelbar an, was im zweyten Hefte die Ueberschrift hat: Nähe von Florenz S. 209 ff. — S. 725. Arezzo, Cortona, Perugia, Spoleti, Terni. Narni. Reise von Florenz bis zum letzten Nachtquartier vor Rom. Der Dom zu Arezzo ist ein so genanntes Gothisches Gebäude aus dem 13ten Jahrhundert, mit verschiedenen neuern Malereien ausgeschmückt. Das Haus, in welchem Petrarcha geboren ward, bietet dem Verf. eine Gelegenheit, von mehreren berühmten Männern zu reden, deren Geburtsort Arezzo gewesen ist. Die Mauern von Arezzo sind mit unge-

heuren Wälden zusammengesetzt. Natürlicherweise wird von der so viel besprochenen Cyclopischen Baukunst, von der Hypothese des Hrn. Petit-Radel, und allen dahin gehörenden Dingen gehandelt. S. 744. Perugia. Von den Gemälden des Lehrers Raphael's, Pietro Vanucci. Diese Stadt ist von den Franzosen auf eine unglaubliche Weise ihrer Kunstschätze beraubt worden. Man vergleiche nur das vortreffliche Werk von Baldassare Orsini (1804. 8.), welches der Aufmerksamkeit des Verf. entgangen zu seyn scheint. Endlich: zum Beschluß, einige antiquarische Notizen von dem Clitumnus-Tempel, Spoleti, Terni, Narni, Otricoli, Civita Castellana, Nepi und Rom. — Der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks sehen wir mit Verlangen entgegen.

### Leipzig.

Bei Breitkopf und Härtel: Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechslungs-System entworfen und mit Beispielen erläutert, von J. G. Schicht, Musikdirector und Cantor an der Thomas-Schule zu Leipzig. 66 Seiten in Folio.

Was Herr Schicht hier Verwechslungs-System nennt, ist daselbe, was man sonst und auch noch jetzt Ableitung aus Stamm-Accorden durch Verwechslung einzelner Intervalle nach oben oder unten, und durch Vorausnahme (anticipatio) oder Aufhaltung (retardatio) genannt hat und nennt. Kirnberger hat es zuerst in einem bedeutenden Umfange aus den so tief gedachten Werken Seb. Bachs entwickelt. Wer gründliche Musikwerke gehörig fassen und genießen, oder selbst ein gründliches Musikwerk hervorbringen will, muß es nothwendig kennen, weil er sonst sehr oft nicht wissen wird, was er hört oder schreibt, folglich auch nicht im Stande seyn kann, ein musicalisches Kunstwerk mit Klarheit zu fassen oder hervorzubringen.

Der Theorie nach hat zwar der Verf. dieses von ihm so genannte Verwechslungs-System nicht zu weit ausgedehnt. Denn man kann und muß alle Möglichkeiten versuchen, den musicalischen Sprachreichtum, und damit die Mittel des Kunstausdrucks zu vermehren. Aber was in der Theorie gut scheint, läßt sich nicht immer mit Erfolg in Ausübung bringen. Die erste und höchste Eigenschaft aller Harmonie und Modulation ist Wohlklang. Wenn eine Ver-  
setzung oder Verwechslung der Intervallen eines Accords, er sey von welcher Art er wolle, diesem Wohlklange hinderlich ist, so raugt die Verwechslung nichts. Wir können alles in der Welt umkehren, aber nicht alles wird oder bleibt in der Umkehrung schön. Seb. Bach, der vielleicht in diesen Verwechslungen mehr als irgend ein anderer Componist versuchte und wagte, in dessen Werken man es jedem einzelnen Satz ansieht, daß er dabey auf Vermehrung des musicalischen Sprachreichtums gedacht hat; gieng doch nie weiter darin, als es der Wohlklang erlauben wollte. Er hat Versuche gemacht, die zwar nicht gedruckt, aber doch noch vorhanden sind, und von Kennern aufbewahrt werden, wobey er selbst gefühlt haben muß, daß sie zu weit führten, und unnatürlich würden; denn er hat sie nur angefangen, aber nicht vollendet.

Der Verf. sagt zwar in seinem Vorberichte selbst, daß er anfänglich manche aus solchen Verwechslungen entstehende Harmonie hart gefunden habe, die ihm nach näherer Bekanntschaft damit immer angenehmer geworden sey. Allerdings kann man durch Übung und nähere Bekanntschaft mit solchen zusammengesetzten Accorden zu einem höhern Wohlgefallen daran gewöhnt werden, als sie anfänglich gewähren wollen; aber auch dieses durch Angewöhnung entstandene Wohlgefallen nimmt ein Ende, wenn die Verwechslung zu weit getrieben wird, wenn auch bloß durch

gehende Töne aller Art als anschlagende und als besondere Accorde behandelt werden sollen, wie sie hier oft behandelt werden. Rec. hätte sehr gewünscht, daß die Beispiele zum Gebrauch aller ungewöhnlichen Verwechslungen aus den Werken anerkannt großer Harmonisten genommen seyn möchten: denn nur solche können ungewöhnliche Accorde durch ihre vorsichtige Anwendung empfehlen, weil ihnen in aller Harmonie und Modulation der Wohlklang stets das höchste Gesetz ist und seyn muß. Die Beispiele, die der Verf. gibt, können nur wenige von diesen Seltenheiten empfehlen.

Uebrigens enthält das Werk auch die gewöhnliche Lehre von con- und dissonirenden Accorden, nebst ihren Ableitungen, und wenn der Verf. seine Schüler nach den darin enthaltenen Grundsätzen unterrichtet, so werden sie gewiß nicht nur richtige Ansichten davon bekommen, sondern auch die bloßen Beschaulichkeiten nach ihrem wahren Werthe würdigen lernen. Die Methode der Bezifferung, die der Verf. nennt, ist unbedeutend. Ob die Erhöhungs-, Erniedrigungs- und Wiederherstellungs-Zeichen vor oder hinter der Ziffer stehen, ist eine sehr gleichgültige Sache. Das Auge muß sich ja doch gewöhnen, beides auf einmahl zu übersehen. Sie sind daher auch von den meisten Componisten sehr willkürlich, bald vor bald hinter der Zahl gebraucht worden. Und wenn doch einmahl eine feste Regel hierin angenommen werden soll, warum soll denn bey der Ziffer eine andere gelten, als bey der Note selbst, die durch die Ziffer angedeutet wird? Würde es Herr Schicht wohl besser finden, die Beem, Quasdrata und Kreuze hinter die Noten zu schreiben, anstatt daß sie bisher von aller Welt vor die Noten gesetzt worden sind?

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1814.

Landskut.

Bei Thomann: Die öffentlichen Gottesverehrungen der katholischen Christen waren anfangs anders beschaffen als jetzt und sollten wieder anders werden. Aus der Geschichte, Religion und Vernunft dargestellt von einem alten katholischen Pfarrer in Baiern und königlichen Bezirksinspektor der Volksschulen. 1810. 675 Seiten in groß Octav.

Da diejenige, welche sich den in Deutschland immer zahlreicher werdenden Vorschlägen zu Verbesserungen im katholischen Gottesdienste widersetzen, sich auf Alterthum und Tradition berufen, um das Bestehende zu vertheidigen, so beweist der Verf., daß ehemahls vieles gar anders darin gewesen sey. Er beschränkt sich auf die Beschaffenheit und Einrichtung der Kirchen, das Vorlesen, Erklären, Ermahnen, gemeinschaftliche Beten und Singen, Feyer des Abendmahls und Gebrauch der Landessprachen bey dem Cultus, und bleibt meistens nur bey den früheren Jahrhunderten stehen. Der Beweis war nicht schwer zu führen, wiewohl man doch bey der Art, wie er geführt wird, statt

der bloßen Zusammenreihung von Stellen mehr Critik und historische Deduction wünschen möchte, auch in dem Historischen, besonders bey der Einrichtung der Kirchen, gar Manches vorkommt, was hierher nicht gehörte, und auf den alten Fuß zurückzustellen, weder möglich noch von Bedeutung ist. Es würde sich auch leicht zeigen lassen, daß manches Anfangs zwar nicht, wie jetzt, doch anders gewesen, als der Verf. es beschreibet. Die Hauptsache aber in diesem Buche ist die zuletzt vorkommende Beantwortung der Frage: Darf und soll der katholische Gottesdienst, und was und wie soll darin geändert werden? Die Antwort ins Kurze zusammengezogen ist folgende: 1) Er darf geändert werden. Nur das Wesen der Dinge besteht immer, alles Uebrige ist Änderungen unterworfen. Die Gebräuche, mit welchen ein Geschäft vorgenommen wird, und die Gestalt, in welcher eine Sache erscheint, unterliegen dem Wechsel und gehören namentlich in der Religion nicht zum Wesen. Der Stifter des Christenthums hat es mit wenigen heiligen Gebräuchen und Uebungen versehen, um ihm, da die Menschen und Völker so sehr verschieden sind, den Eingang in alle Länder zu erleichtern und sie allen Zeiten anzupassen. Die Apostel, ihre Gehülfen und Nachfolger haben daher den Gottesdienst nach Zeiten und Umständen eingerichtet. Die Kirchen der verschiedenen Länder stimmten zwar in der Hauptsache zusammen, wichen aber in vielen Gebräuchen von einander ab. Dieß Recht steht noch jetzt allen Kirchen zu. Es gehört zur christlichen Freyheit. Christus hat uns von dem Joche der Jüdischen Gebräuche erlöst, niemand darf uns ein anderes Joch dieser Art auflegen. Dieß Recht ist auch in allen Zeiten von Kirchenvätern, Bischöfen, Synoden angenommen, vertheidiget und geübt worden. Nur die Glaubens- und Sittenlehre ist unveränderlich, nicht

aber der Ritus. 2) Der katholische Gottesdienst soll geändert werden. Er hat viele Gebrechen, welche mit dem Geiste und Zwecke des Christenthums im Widerspruche stehen. Der Cleriker und das Volk sind in der Kirche zu sehr von einander getrennt, es kann zur Aufklärung und Veredlung des letzten dabei geschehen. Was bey Messen, Vespereu u. gesungen und gebetet wird, versteht das Volk nicht. Die Messe ist für Belehrung und Erbauung unfruchtbar und voll von Irthümern und Ungereimtheiten u. s. f. 3) Es soll an dem katholischen Cultus sehr viel geändert werden; alles, was nicht belehrt, nicht ergreift, nicht erbaut und bessert, dem Geiste des Urchristenthums widerspricht, die Vernünftigen aus den Kirchen verreibt, muß aus ihnen verbannt und etwas Besseres eingeführt werden. Kleine Veränderungen helfen nichts, die Zahl zweckloser und schädlicher Gebräuche ist sehr groß, es muß eine durchgreifende Reforme vorgehen. Der Gebrauch der Lateinischen Sprache bey dem Gottesdienste, die stillen Messen, die vielen Bekreuzungen und Verbeugungen, die fremde Kleidung der Priester, die vielen ungeschickt gewählten Abschnitte aus der Bibel, die häufigen Anrufungen der Heiligen, die Monotonie und lange Dauer des Gottesdienstes u. müssen aufhören. Damit der Geistliche vom Volke wohl verstanden werde, soll auf der Kanzel vorgelesen und vorgebetet werden; was am Altare geschehen muß, soll er hinter dem Altare stehend verrichten, wodurch auch die vielen Umwendungen wegfallen, der Altar soll dem Volke näher gerückt werden. Man lese die belehrendsten und ergreifendsten Stellen der Bibel deutlich und kräftig übersetzt im Zusammenhange, auch vorzügliche Unterweisungen und Ermahnungen alter und neuer Tugendlehrer vor. Es werde in den Landessprachen unter Begleitung von Musik mit Deutlichkeit, Kraft

und Würde gesungen. Die Lesestücke, der Vortrag, die Lieder und Gebete, welche an Einem Tage vorkommen, müssen mehr zu Einem Zwecke zusammenstimmen u. s. w. 4) Wie sollen diese Veränderungen eingeführt werden? Wenn man die dem Volke verständlichen und erbaulichen Stücke der h. Schrift nicht aus einer katholischen Volksbibel, die noch nicht, wie sie seyn sollte, verfaßt ist, nach einander in der Kirche vorlesen will, so muß man mit prüfender Ueberlegung diejenige Stücke, welche am meisten belehren und erbauen, auf Sonn- und Festtage und auf verschiedene Ereignisse in angemessener Ordnung zusammentragen und an sie einen Anfang von belehrenden und erhebenden Unterweisungen und Ermahnungen reihen. Diese Schrift muß auch das Evangelienbuch des Volks oder die Volksbibel werden. Dazu muß ein verbessertes Gesang-, Gebet- und Messbuch kommen. Diese Bücher müssen in die Kirchen eingeführt werden. In den Städten muß die verbesserte öffentliche Gottesverehrung beginnen, die Flecken und Dörfer werden bald nachfolgen. Die Bischöfe leiten dieß Geschäft mit weiser Liebe, empfehlen die Verbesserungen durch ihr Beyspiel und ermahnen dazu durch Hirtenbriefe. Der Staat fordert alle Unterthanen mächtig auf, diese Wohlthat mit christlicher Theilnahme zu ergreifen, und droht dem Frevler, welcher dem Volke diese Veränderung verdächtig zu machen wagt, die Verweisung aus dem Landgerichte, in welchem er wohnt, und bey Wiederholung des Verbrechens aus dem Kreise. Der Staat nimmt selbst daran aufmerksam und innigen Antheil, und hindert alle Geringschätzung dieser Verbesserungen. Sollten die geistlichen Behörden, von welchen hierin die erste Bewegung ausgehen soll, unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, so würden die Landesherren gemäß der Macht und Pflicht, für die Erziehung



und Bildung ihrer Völker zu sorgen, berechtigt und verbunden seyn, eine verbesserte Gottesverehrung einzuführen. Diese soll drey Monate darauf, nachdem sie in den Städten und Gegenden, wo weise und geachtete Religionslehrer ange stellt sind, begonnen hat, an Einem Tage in allen Kirchen eingeführt und ununterbrochen fortgesetzt werden. Um ihr die gute Aufnahme zu erleichtern, sollen sich die Pfarrer auf den Landcapiteln und bey anderen Gelegenheiten über die Art, wie in ihrer Gegend die Hindernisse am leichtesten zu besiegen und die Menschen der guten Sache zuzuwenden wären, ihre Gedanken und Rathschläge mittheilen. Sie sollen dem Volke die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit dieser Veränderung deutlich, lebhaft und rührend erklären, sich, die Schullehrer und die Schule darauf vorbereiten und das Werk mit Würde und Kraft beginnen und fortsetzen. Diese Behauptungen und Vorschläge sind gewiß aus Ueberzeugung hergestossen und aufs beste gemeint; aber jeder Kenner wird einsehen, daß sie das innerste Wesen, die Wurzel, die obersten Principien des Katholicismus anzureißen und seine Consequenz zerstören, daß die katholische Kirche, wie sie bisher war, sich erst selbst aufgeben und reformiren muß, ehe so etwas geltend werden kann, daß noch weit mehr, als der Verf. sich vorstellt, mit wegsallen muß, daß solche partielle Verbesserungen, als er vorschlägt, in dem Contraste mit alten bestehenden Einrichtungen, leicht der Religion mehr schaden als nützen. Die Art und Weise, wie er die Verbesserungen eingeführt wissen will, ist in der Ausführung weit schwieriger, als er sich vorstellt, und die Macht, die er der weltlichen Obrigkeit in Kirchensachen einräumt, gefährlich und dem Katholicismus wie dem Protestantismus entgegengesetzt. Uebrigens lassen

sich allerdings Verbesserungen in dem katholischen Cultus vornehmen und die von dem Verf. vorgeschlagenen sind zum Theil selbst von dieser Art, welche seinem inneren Wesen nicht widersprechen und auch an das Alte und Bestehende läßt sich viel Neues und Herrliches anschließen, ohne das Gebäude in seinen Fundamenten zu erschüttern.

#### Amsterdam und Leipzig.

Litteratur der Geschichte, und deren Hülfswissenschaften, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet, und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Samuel Erich; aus dessen Handbuche der Deutschen Litteratur besonders abgedruckt. 1813. 417 Seiten in groß Octav.

Das Bedürfniß der neuern Litteratur der Geschichte ist gewiß von so vielen gefühlt, und der Nahme eines so vorzüglichen Litterators gibt für die Ausführung eine so hinreichende Bürgschaft, daß wir unsrer Verpflichtung eine Genüge zu leisten glauben, wenn wir nur den Umfang und die Einrichtung eines so nützlichen Buches genauer angeben. Den Zeitraum, den es umfaßt, bestimmt schon der Titel. Da es ein Abschnitt des Handbuchs der Deutschen Litteratur ist, so kann es sich auch nur zunächst auf die Werke Deutscher Schriftsteller beziehen; jedoch sind von Ausländern alle die Werke mit angegeben, welche ins Deutsche überlegt sind; und da dieß mit den wichtigern wohl größtentheils der Fall ist, so wird wohl in dieser Rücksicht nicht viel vermisst werden. Der Verf. nimmt den Ausdruck Geschichte in dem weitesten Umfange, so daß nicht nur die historischen Hülfswissenschaften, sondern auch Culturgeschichte, Kirchengeschichte, Litteraturgeschichte, Biographien, Statistik mit herein

gezogen sind. Er gibt zwar nicht mehr als den bloßen Titel an; aber nach einer systematischen Ordnung, welche ein am Ende angefügtes Schema darlegt. Dieses, mit seinen Abtheilungen und Unterabtheilungen, füllt sieben Seiten aus; woraus man auf die Sorgfalt des Verf. aber auch auf die Unmöglichkeit es hier weiter mitzutheilen leicht wird zurückschließen können. Es ist für den Gebrauch des Buchs nothwendig, sich mit demselben vertraut zu machen; um die Gegenstände über welche man Belehrung wünscht, was über jeden derselben geschrieben sey, schnell auffinden zu können. Bey jeder Schrift ist der vollständige Titel, mit Jahrszahl, Druckort, Preis und Verleger angegeben. Sie sind mit einer, vom Anfang bis zu Ende fortlaufenden Nummer versehen, die bis 6062 läuft. Beygefügt ist dann ein doppeltes alphabetisches Register, der Autoren und der Sachen; welches immer auf jene Nummern zurückweist; so daß man darnach sogleich sowohl die Schriften jedes einzelnen Verfassers, als auch was über jeden Gegenstand geschrieben sey, nachsehen kann. Das Buch ist mit kleiner, aber sehr deutlicher Lateinischer Schrift sauber gedruckt; und zwar in gespalteten Columnen, deren Zahl bis auf 834 (das doppelte der Seitenzahl) steigt. Auf diese Art ist die möglichste Raumerparnis mit der nöthigen Deutlichkeit vereinigt; und die Columnentitel, welche jedesmahl den Abschnitt des Schema anzeigen, erleichtern das Auffinden auf den ersten Blick. Auf diese Weise hat der Verf. für die Bequemlichkeit seiner Leser möglichst gesorgt; und wir wüßten nichts was hier noch vermist werden könnte. Einzelne Verbesserungen oder Supplemente anzugeben liegt nicht in dem Zweck unserer Blätter. Aber die Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Buchs, für welches gewiß viele

820 G. g. N. 88. St., den 2. Jun. 1814.

mit uns den Verf. danken werden, glauben wir auch durch diese bloße Anzeige hinreichend dargelegt zu haben.

### Duderstadt.

In der Fleckenschen Buchdruckerey: Von Stubenöfen und dem Rauchzuge in Verbindung mit den dazu gehörenden Beyträgen, von Joseph Altkhard, pensionirtem Senator zu Duderstadt, Ehrenmitgließe der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. 1814. 32 Seiten in Octav.

Der für die Verbesserung der Stubenöfen rastlos bemühte Herr Verfasser dieser kleinen Schrift, hatte bereits im September des vorigen Jahrs der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften einen schriftlichen Aufsatz über zweckmäßigere Einrichtung der gewöhnlichen, außerhalb des Zimmers zu heizenden Stubenöfen mitgetheilt. Zu den darin angegebenen Verbesserungen gehört unter andern, daß man dem Unterofen, statt eines gewöhnlich zu hohen Aufsatzes, zwey niedrigere und dem Deckblatte des ersten Aufsatzes, zwey engere Zugöffnungen als die im Oberblatte des Unterofens befindlichen, geben soll. In der vorliegenden Schrift ist nun nicht allein von diesen Verbesserungen der gewöhnlichen Stubenöfen, sondern auch über viele, die Windöfen betreffenden Gegenstände die Rede, wodurch manches in den früheren Beyträgen enthaltene ergänzt wird. Außerdem gehet der Herr Verfasser zwey von Oefen handelnde Schriften durch (— eine Abhandlung über Holzsparende Stubenöfen in den Schriften der Leipziger öconomischen Societät 1774. 11. und eine andere von Verbesserung der Stubenöfen in den gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1762 —) und begleitet die Hauptsätze derselben mit Anmerkungen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1814.

Leipzig.

Bey Hahn: *Francisci Vigeri Rotomagensis de praecipuis Graecae dictionis Idiotismis Liber cum animadversionibus Henrici Hoogeveeni, Joannis Caroli Zeunni, et Godofredi Hermannii.* Editio secunda auctior et emendatior. 1813. XXXVI und 1010 Seiten.

Herr Professor Hermann, welcher sich um das gründliche Studium der Griechischen Sprache unvergeßliche Verdienste erworben hat, gibt hier in seiner zweyten Ausgabe des Vigerus einen neuen Beweis von seinem unermüdeten Fleiße, den regen Eifer für die Griechische Literatur durch Mittheilungen aus seinem Sprachschätze zu unterstützen. Denn durch seine Zusätze und Anhänge hat diese Ausgabe an hundert vier und zwanzig Seiten gewonnen. Die Einrichtung des Buches selbst ist die alte geblieben. Die in dem ursprünglichen Texte oder in Hoogeveens und Zeunnes Noten hinzugekommenen Bemerkungen sind, wie vormahls, kurz gefaßt, so daß auch in dieser Ausgabe die Seitenzahl mit der alten vollkommen übereinstimmt. So ist auch,

D (4)

da seine Adnotationes um 46 Seiten gemachfen sind, das Citiren zum Lesen der Befitzer der frühern Ausgabe durch die Zufetzung der alten Pagina erleichtert. — Die Resultate feiner neuen Forschungen legte der Hr. Prof. Hermann in den Annotatienen nieder, welche er zum Theil nach berichtigten und erläuterten Ansichten umarbeitete, theils mit einer Reihe von neuen Bemerkungen von sich oder andern zierte, wo der vorigen Herausgeber Irrthümer es foderten oder dazu Gelegenheit gaben. So wird S. 745 die nicht sehr häufige Beziehung des Infinitivus des Hauptsatzes auf das Hauptverbum des Zwischensatzes, vor welchem *ut* steht, nachgetragen und auch mit einem treffenden Beispiele aus Cicero de Off. 1, 7, 5. erläutert; S. 746 die richtige Bestimmung gegeben über den Gebrauch des Imperfecti, wenn man es mit pflegen übersetzen kann; gelegentlich auch über *reditum rupere* Horat. Epod. 13, 15. Wir hätten auch den groben Irrthum Hogeveens gerügt gewünscht, welcher in der Stelle des Horatius *rupere — rivehet — levato* ein triplex tempus erkannte, und auch den Imperativ zu einem Tempus erhob. S. 748 geschiel der treffende Unterschied zwischen den Imperativen des Aorists und des Präsens. Ueberall sieht man auch in seinen ehemaligen Zusätzen den prüfenden Scharfsinn, die verbessernde Hand, selbst in Hinsicht des Lateinischen Ausdrucks. Nur wurde S. 745 in der Stelle aus den Wolken des Aristophanes 816. seine ehemahlige Verbesserung *Τὸ Δία πολέειν* für die echte alte Lesart *Τὸν Δία πολέειν*, die er selbst nachher als richtig anerkannt hat (S. Hecub. Eurip 794.) aus Versehen wieder abgedruckt; ebenfalls vergessen das *Επιμαρπον* am Ende der ersten Ausgabe S. 741 einzurücken, wohin diese Bemerkung von Keiz gehört. S. 744 erwarteten

Wir in dieser Ausgabe einen schärfern auf Begriffe begründeten Unterschied zwischen *paene* und *prope* oder *propemodum*. Denn *prope nonaginta annos natus* erlaubt wohl kein ziemlich. So erhalten S. 206 die Leser auch keine Berichtigung von Wigerus falscher Auffassung der Stelle des Demosthenes Olynth. III, p. 30. L. 15. ed. R. οὗτος Φίλιππος ἐδάραυε τοὺτους, οὐδ' οὗτοι Φίλιππον. Wo Keiske den seltenen Sprachgebrauch ἐδάραυε *iva* einem Trauen richtig verstand. So wird endlich S. 197 Hoogeveens ungerichtigte Bemerkung, die sich zum Streichen vortrefflich geeignet hätte, nicht verbessert: Sed perfectum indicativi pro futuro subjunctivi est apud Ciceronem ad Cassium: qui si conservatus erit, vicimus pro vicimus. Ist die Stelle so, so muß sie veralteter werden mit Liv. 21, 43. Si eundem mox (animum) in aestimanda fortuna vestra habueritis, vicimus, milites. Es wird hier eine unter einer Bedingung gewiß hervortretende Folge ausgesprochen, und diese durch den Gebrauch des präsentischen Perfects noch gewisser gemacht: wir sind schon Sieger.

Es findet sich bei Aufstellung wichtiger Regeln Gelegenheit zu Verbesserungen, wo andere, des Grundes und des Gebrauchs unkundig, den Fehler nicht entdeckt hatten. Zur Bestätigung der unrichtigen Bemerkung von Wigerus, die Indicativen Futuri ständen für den Optativ mit *αν*, führte Hoogeveen die schlechte Sentenz aus dem Theognis an 216. Πολύπου ἀργηῖ ἰσχυε πολυπλάνου, ὅς ποτ' ἐπέτη. Τῆ προσομιλήσει. τοῖος ἰδαῖν ἐφάνη. als ob προσομιλήσει für προσομιλήσειεν *αν* stehen könnte. H. P. H. emendirt richtig προσομιλήσει angemessen dem Sprachgebrauche, nach welchem ὅς *αν*, auch ὅς ohne *αν* für *εάν* mit dem Pronom gebraucht wird. Man könnte auch προσομιλήσειεν ver-

muthen. Wenn aber ebendasselbst in der Stelle des Aristoteles *Ἡ κάμηλος ἀπὸ τῶν ποταμῶν οὐ πίνει πρότερον, ἢ συνταράξει* ebenfalls *συνταράξη* emendirt wird, so möchten wir nicht bestimmen. Denn *οὐ πρότερον* i' setzt ein bloßes Zeitenverhältniß an ohne Einfluß auf den modus. Man mache die Probe durch eine Umstellung *Ἡ κάμηλος πρότερον συνταράττει τοὺς ποταμούς, ἢ πίνει ἀπ' αὐτῶν*.

Die schätzbarsten Ausstattungen des Werks sind zwölf Appendices, meistens Auszüge aus seinen kleinen Schriften grammatischer Art, welche wenig in Umlauf wären. Einige von ihnen sind ganz neu. I) De Idiomatis universe. p. 865 - 68. Hier wird der Begriff von Idiom geprüft, und der Unterschied zwischen Idiom und Syntax begründet. Alles dasjenige ist nach Hrn. P. H. Idiom einer Sprache, was ihre Grammatik, als wissenschaftliches Gebäude, ausschließt, weil in ihm die Willkühr des Gebrauches herrscht. II) De Ellipsi und III) Pleonasmō. - p 889. Nach einer veränderten Einleitung folgen hier die beiden Tractate, welche in dem Museo Antiquitatis erschienen sind, allein concentrirter, auch an einigen Orten mit anderer Stellung des Stoffes und mit andern Ansichten. Die subtile Auseinandersetzung des für pleonastisch gehaltenen Gebrauchs von den Partikeln *αἵ* und *οὐ* Mus. p. 212 - 235 hat er hier ganz ausgelassen, weil ihr Gebrauch in den Annotationen zum Bigerus erläutert sey. Rec. gesteht, daß ihm vieles von *αἵ* *οὐ* auch nach dieser Auseinandersetzung nicht verständlich ist. IV) De confusionis notionum - 891. Dieses Capitel nimmt als Idiomien auf formulas, in quibus verba aliud quam quod cogitatur, indicant; wie *οὐκ ἔστιν* verbieten, abmahnen, *ἐπιφρονή* ἀστέρων Elect. Soph. 19. gestirnte Nacht *ἐπιφρονή* ἀστέρωσσα, was S. 879 unter der Rubrik von falschen Ellipsen schon erläutert war. Solche kühne Zusammenstellungen von Ge-



nitiven, wie herba veneni Ecl. Virg. IV. 24., wo der Genitiv des abhängigen Substantivs dasjenige anzeigt, was mit dem regierenden verbunden ist, sollten sie nicht in die Syntax in das Kapitel vom Genitiv gehören, nicht aber unter die Idiomen? Ueberhaupt ist dieser Abschnitt in seinen Grenzen nicht bestimmt genug. V) De attractione — 894. Buttman, welcher hier trefflich vorgearbeitet hatte, wird ergänzt. Zu dem letzten Falle der Attraction S. 894 hätten die Stellen S. 745 von Notanda vero gesetzt werden sollen. In Beispielen, wie Thucyd. I. 8. *ἢ γὰρ ἐκ τῶν ἡρώων κακοῦργοι ἀνέστησαν ὑπ' αὐτοῦ* erkennt der H. eine attractio in vocabulis, quibus mansio vel motus aliquis significatur. Rec. fand diese Kürze der Zusammenstellung nur bey Zeitwörtern der Bewegung. Er erwartete auch eine vollständige Aufzählung aller in dem Falle gebrauchten Präpositionen. VI) De anacolutho — 900. Hier sind des H. Ansichten weniger genügend, sowohl in der Bestimmung dessen, was in das Kapitel der Anacoluthie gehört, als auch in Hinsicht einzelner Fälle. Denn nach seiner Bestimmung S. 868 umfaßt Idiom einer Sprache dasjenige, was nicht in eine vollkommen zusammenhängende Syntax dieser Sprache aufgenommen werden kann. Also alle Anacoluthien, d. h. Perioden mit Verletzung der strengen Construction, sie mögen den Ton des gemeinen Lebens kunstvoll nachahmen, oder von der Redekunst ausschließlich mit Nachdruck gebraucht werden, oder endlich die Folge von der Nachlässigkeit der Schriftsteller seyn, müssen in das Kapitel, das diese Idiome behandelt, aufgenommen werden. Und hat man die Syntax in ihrer richtigen Folge und nach ihren Grenzen bestimmt, so wird die Ordnung der Syntax am besten bey der Anordnung der Anacoluthien zu Grunde gelegt werden können. Der Hr. Pr. H. will die rhetorischen Anacoluthien durchaus ausgeschlossen wissen.

Wenn er ferner, um nur einige Fälle zu berühren, im Aesch. Prom. 613. *πρὸς Βροτοῖς δατῆρ' ὄρῳς Προμυθεῖα* eine Anacoluthie findet; denn *δοτῆρ* könne mit keinem Dativ verbunden werden; so bitten wir Folgendes zu erwägen. Die Worte *δοτῆρα πρὸς Βροτοῖς* sind Apposition. Apposition ist ein verkürztes Urtheil, und erlaubt die Auflösung durch das Relativ und die Copula. Jene Worte also so aufgelöst *ὃς ἐστὶ δοτῆρ πρὸς Βροτοῖς* geben eine natürliche Construction mit dem Dativ, wie sie in die Syntax gehört, und es verschwindet alle Anacoluthie. Wer wird im Valer. Flacc. 1, 557. *spes et metus omnibus esto arbiter* eine Anacoluthie finden? Eben so wenig vermögen wir eine zu entdecken in dem Verse *ὄμματα καὶ κεφαλὴν Ἰνδαλός δι' ἑσπινεραίνω*. Der *ἄ* meint *Ἰνδαλός* verlange *ὄμματα* und *ὄμματα* fordere *ὄμοια ἔργων*. Die richtige Ansicht vom Gebrauch des Griechischen Accusatives, wird diesem Falle, wie dem *ἐὰς φανωμένους ἀχρα* und Hundert ähnlichen, leicht einen Platz in der möglichen Syntax verschaffen. Im Philoct. Soph. 656. *ἄρ' ἔστιν ἄστος καγγύδου θεῶν λαβαίν;* erkennen wir gar keine Anacoluthie, und die Auflösung mit *ἄρ' ἔστιν ὡς (gewöhnlich ἔστιν ὅπως) θεῶν ἂν λαβαίης* ist wohl kaum echt Griechisch. *Ἐστὶν ἄστος* ist eine urbane Wendung, entsprechend dem Lateinischen *est ut es ist möglich*, daß Terent. Adelph. III, 6, 4. *Si est factum ut sit officium tuum*; nur mit dem Unterschiede, daß *ἔστιν ἄστος* nach dem Geiste der Griech. Sprache wie dem Infinitiv construit wird. S. 949 soll dieselbe Stelle des Sophocles unter die Fälle gehören, wo *ἄστος* mit *vel* oder *ades* ausgedrückt werden könne. VIII) *De incertarum sententiarum in certas mutatione* — 901. Dieses Kapitel bezieht sich auf den Fall der *oratio obliqua*, wo die Schriftsteller bey Anführung der Meinung anderer in den Zwischensätzen oder abhängigen Sätzen in den Indicativ des Präsens übergehen, als ob die Personen selbst sprächen. Thucyd.

II, 5. καὶ αὐτοὶ ἐπαύσαν αὐτῶν τοὺς ἄνδρας ἀπαυτῶντες, οὐκ ἔχουσι ζῶντας statt οὐκ ἔχουσιν Allein würde die Rede durch οὐκ ἔχουσιν ungewisser? Ein geschenes Factum oder ein Zustand, von dem Denken eines Menschen abhängig gemacht, verliert von seiner Wirklichkeit nicht so viel. VIII) De modorum constructionibus apud Homerum - 910. IX) De usu modorum apud Homerum in comparationibus - 914. Von diesen beiden Abschnitten, welche viel Lehrreiches enthalten, wird bald bey der Beurtheilung der Acta Monacensia die Rede seyn; wie auch von dem folgenden X) Additamenta ad caput VIII. - 939. einer angenehmen Zugabe, welche, wie der Eingang uns belehrt, wir dem Buchdrucker verdanken, der, um seinem Contracte mit dem Verleger gemäß die bestimmte Vogenzahl zu liefern, Hrn. Dr. H. um neues Manuscript bat. Dieser Veranlassung verdanken wir wohl auch die folgende XI) *De regulis syntacticis* - 948. Hier wird gezeigt, worauf man bey Aufstellung und Begründung grammatischer Regeln sich stützen müsse. Sehr richtig werden hier als die sichersten Quellen genannt der philosophische Grund der Dinge und der Gebrauch. Dieses, und wie der Gebrauch auf die Abänderung philosophisch richtiger Constructionen einwirkt, wird hierauf an einigen merkwürdigen Beyspielen gezeigt mit Scharfsinn. XII) Additamenta Adnotationum ad Vigerum - 950. Zufüge und Verbesserungen zu seinen eignen Annotationen.

Wenn wir des Hrn. P. H. richtige Ansichten von der Beschaffenheit eines Buches, welches Idiome einer Sprache liefern will, S. 867. 868 mit dem Reichthum dieser angefügten Anhänge und seiner umfassenden Belesenheit erwägen, so regt sich in uns der lebhafteste Wunsch, daß er in Zukunft die Freunde der Griech. Literatur mit einem ganz neuen Werke über Griechisches Idiom erfreuen möge. Diese Schätze zeigen hinlänglich, was auch ohnehin niemand in Wider-

888 G. g. A. 89. St., den 4. Jun. 1814.

rede steht, daß von seiner Aeußerung Praef. p. VI. *E. quidem id facere nec potui nec volui* wenigstens der erste Grund nicht angenommen werden kann. Es bietet in der That die Gestalt dieses Buches, wie es jetzt ist, einen sonderbaren Anblick dar, wenn man nur das betrachtet, ein halbes Buch Irthümer und ein halbes Buch Berichtigungen. Wigerus Buch ist weder mit der Sprachkenntniß noch in der Form geschrieben, daß es eine stete Fortpflanzung verdiente, und in unsern Zeiten noch viel Nutzen schaffen könnte. Von gleichem Gepräge sind Hoogeveens Zusätze, von noch schlechterem Zeunes Vermehrungen. Ein Latein. Vortrag herrscht in ihm, welcher durch Mangel an Correctheit, Reinheit und Eleganz den Geschmack der Jugend verdirbt. Man kann den Wigerus vollkommen als einen Latine barbarus anerkennen, nach seiner eignen Zusammenstellung *Graece barbarus* p. 198. Das Buch selbst ist nach den wenig geläuterten Ansichten früherer Zeiten geschrieben, wo man das Idiom der Griech. Sprache nicht nach dem Geiste der Griech. Sprache selbst beurtheilte, sondern der Lateinischen, und eigentlich nur das für Idiom erklärte, worin d. Griech. Sprache von der Lateinischen abwich. Diese Vergleichung war oft die Quelle von großen Irthümern u. lächerlichen Erklärungen. Kein Wunder, wenn daher ganze Kapitel dieses Buchs, wie S. II. de *Idiotismis Indicativi, Imperativi, Optativi et Subjunctivi propriis* als durchaus falsch angesehen werden müssen. Der größte Theil von dem, was Wigerus für ein Idiom erklärt, gehört der Grammatik oder dem Lexicon der Griech. Sprache an. Dieser immer mehr wachsende Vervollkommnung wird des Wigerus Arbeit unbrauchbar machen. Wer, dieses alles erwägend, wird nicht mit dem Rec. sich sehnen nach einem vollständigen Werke über wirkliches Idiom der Griech. Sprache von solcher Einsicht u. Tiefe des Geistes, wie beides den Hrn. P. Hermann zielt? W.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 4. Junius 1814.

Strasburg.

Bey Levrault: Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant évêché de Bâle, réuni à la France en 1793; suivi de renseignements sur les principales familles et ses anciens châteaux, avec une carte du pays, par *Charles Ferd. Morel*, pasteur et président de l'église réformée consistoriale de Corgemont, membre du conseil général du Haut-Rhin, de la société d'émulation de Colmar, membre correspondant de l'Athénée de la langue françoise à Paris. 1814. 348 Seiten in Octav.

Eine genauere Kenntniß dieses kleinen Landes wird in mehrerer Beziehung, unter andern auch eben jetzt, ein besonderes Interesse darbieten, indem die dem Schweizer-Bunde vormahls durch Vertrag oder durch vielfach nachbarliche Verhältnisse verwandten Theile ihm wieder vereint werden sollen, welche durch Französische Gewalt und eigene Verblendung davon getrennt wurden. Die Geschichte der Lande des ehemahligen Bisthums Basel, die vordem theils der Schweizer Eidgenossenschaft näher

vereint waren, theils zum Reiche gezählt wurden, wird man, so wie dessen jezige physische, moralische und politische Zustände aus vorliegendem Werke ziemlich befriedigend erkennen.

Der Verf. gibt sich uns als einen wohlwollenden, gütgesinnten Mann zu erkennen; auf tiefe historische Gelehrsamkeit macht er keine Ansprüche. Manches, was über die Geschichte des frühern Mittelalters vorgetragen wird, hatte der Rec. angestrichen, weil es eine Berichtigung fordert: allein er unterdrückt sie, da der Verf. offenbar mehr ein Hand- und Lesebuch für die gebildeteren Classen seiner Landsleute beabsichtigt, welches ihnen über die vornehmsten Schicksale ihrer Landschaft eine Auskunft geben, und diese ihnen theurer und werthet machen sollte. Dieser Zweck ist erreicht worden, und zu solchem ist nicht eben erforderlich alles haarscharf zu nehmen.

In dem eigentlichen historischen Theile wird, nachdem von der frühern Geschichte des Landes im Allgemeinen geredet worden, von der Zeit an, daß Bischöfe waren und ihre Folge bekannt ist, an deren Person und Regierung die Landesgeschichte geknüpft; es werden die Erwerbungen, die man nach und nach gemacht, und das was man eingebüßt, so wie die Verdienste und Fehler der Herren und ihrer Diener frey geschildert. Man erwarte nicht große Blicke, die etwa von dem Einzelnen auf das Allgemeine geworfen würden, wodurch andere den Special-Geschichten einen eigenthümlichen Reiz verliehen; man erwarte nicht gelehrte Aufschlüsse, tief eindringende Untersuchungen, wodurch etwa der Geschichtsforscher eine große Ausbeute erhalten würde, man rechne eben nicht auf einen ausgezeichneten historischen Scharfsinn und seltene Combinationsgabe oder auf Kunst und Kraft in der Darstellung: allein man

wird beim Lesen ungefähr das Gefühl haben, welches aus der Gesellschaft eines ruhigen, verständigen, wohlgefunten Mannes hervorgeht, und wenn man sich eben nicht im Innersten tief ergriffen und erschütterter fühlt, so wird man auch nicht durch Paradoxen, Hypothesen und Phantastereien geplagt: das Buch liest sich leicht und bequem und hinterläßt einen freundlichen Eindruck.

Die mannigfaltigen, zarten, schwierigen, verwickelten Verhältnisse der Bischöfe von Basel und ihres Landes zur Schweizer Eidgenossenschaft und zu Kaiser und Reich, wird man auch in diesem Abrisse sehr wohl erkennen, so wie den Verstand, die Klugheit und den Character, der von den Bischöfen und den Nachbarn, und von den Bewohnern der einzelnen Theile des Ländchens unter und gegen einander aufgewandt ward, und wie diese Eigenschaften ihre Belohnung, der Unverstand, die Dummheit und Schwäche ihr beschieden Theil erhielten. In diesen Schluchten des Juras und auf diesen Hochgebirgen war doch viel freyes politisches Leben, mehr als in Ländern von größerem Umfange, wo schon längst die unumschränkte Fürstengewalt oder vielmehr reine ministerielle Willkühr galt. Endlich fand aber die verderbliche neue Lehre in diese verborgenen Gründe und auf die höchsten Gebirge auch Eingang; die Bewohner wurden gleichfalls von der Laramel gestochen. Wie solches in einem Theile des Landes statt gefunden, wie darauf später die Vereinigung des Ganzen mit Frankreich erfolgt, das ist belehrend erzählt. Wir können uns nicht versagen die Stelle auszusprechen, womit der Verf. den Untergang der Bischöflichen Regierung S. 133 beschließt: *C'est ainsi qu'a pris fin l'évêché de Bâle, qui, dans une suite de quinze siècles, a été gouverné par soixante et dix-huit princes-*

évêques, et qui faisoit partie du cercle du Haut-Rhin, dont le prince avoit rang au-dessus des évêques de Liège et alternoit avec Brixen. — On doit à la justice et à la vérité de dire que le gouvernement de ces princes-évêques fut en général paternel et doux. Nul impôt ne pouvoit être perçu, que ceux qui étoient constitutionnellement établis, et chaque revenu recevoit l'emploi auquel il étoit destiné. Si les peuples de l'évêché de Bâle ne connoissoient pas les fortunes brillantes et colossales, ils jouissoient dans une heureuse médiocrité, d'un genre de vie doux et tranquille. A l'abri de leurs lois, et de leurs franchises, ils cultivoient en paix des terres peu fertiles. La loyauté et les bonnes moeurs faisoient leur principale richesse. Tous les rangs étoient rapprochés, tous les cultes tolérés, et le gouvernement pour être épiscopal, n'en étoit pas moins animé d'un esprit libéral et sage. On lui doit des ouvrages utiles, de bonnes routes au milieu des rochers, et, dans les escarpemens des montagnes, des digues contre l'impétuosité des torrens. Si quelques abus s'étoient introduits dans l'administration, quel est l'état, quelle est l'administration ou il ne s'en glisse aucun? —

Anmerkenswerth hat uns geschienen, und es führt zu tiefen Betrachtungen, daß die catholischen Unterthanen des Bischofs am ersten und gewaltigsten von der Neuerungsucht ergriffen wurden, während dessen protestantische Unterthanen ihm ergeben blieben und, dem größern Theile nach, ungern folgten. Aber der catholische Bischof drückte auch die Reformirten durchaus nicht, solches bezeugt hier einer ihrer Geistlichen; dann aber waren sie auch gebildeter. Durch ein verruchtes oder kindisches Spiel trat endlich die erbärmlichste Nachahmung, unter



dem Namen einer Republik Rauracim, hervor, die, nach einem sehr kurzen und jammervollen Leben, einen Theil der großen Republik, unter der Benennung eines Departements des mont terrible, bilden mußte, bis, in dem December des J. 1796, auch der übrige südliche Theil des Bisthums von den Franzosen besetzt, dann vereint ward, und das Ganze im Jahre 1800 zu zwey Arrondissements des Departements des Ober-Rheins umgeschaffen wurde. Dieß war das schöne Loos, welches die Vaterlandsfreunde ihren Landsleuten zugetheilt hatten, und dadurch wurde ihnen Gelegenheit verschafft, die Gensdarmen, die Douanen, die Conscription, die unerschwinglichen Steuern, die sorgsam wachende Polizei, das Heer gieriger fremder Beamten, und die Willkühr eines riesenmäßigen Despotismus satfam kennen zu lernen. Mit welchen Gefühlen mögen die Menschen, die solches über das kleine, vormahls so friedliche und glückliche Land gebracht, wenn nicht aller bessere Sinn bey ihnen erstorben, auf solche Folgen ihres Wahnsinns, ihrer Bosheit oder ihrer Verblendung und Schwärmeren zurückschauen! Man sage nicht, die unersättliche Ländergier der neuen Republik hätte das Ländchen doch nicht retten können: dieß ist keine Rechtfertigung. Die Schwachen können den Starcken nicht widerstehen, wenn diese nicht mehr erröthen: allein wenn ein Theil jener die Brüder verräth und verkauft, wer ist dann am meisten zu verdammen?

Der Verf. schließt den historischen Theil mit einer gebührenden, doch nicht entehrenden Reverenz gegen das kaiserl. Regiment; so ward's gefordert und geboten. Hierbey können wir nicht umhin zu gedenken, was Ganilh begegnet seyn soll, der, in seinem Werke sur le revenu public, eine der schärfsten Critiken der ältern, neuern und neuesten Fran-

zösischen Finanzverwaltung gab, und obendrein Englands Verfahren in dieser Beziehung als das höchste nachzuahmende Muster, nach des Rec. Ueberzeugung (S. Oberr. gel. Anz. 1812. S. 953), selbst über die Gebühr aufstellte. Der Polizey-Minister wollte die Ausgabe des Werks nicht verstaten, wenn nicht ein recht tüchtiges Lob auf den Kaiser beigefügt würde; so geschah es denn, und der seltsamste Contrast ist daraus hervorgegangen; es war das Korbflechten; worauf das Buch schwimmen mußte. Weiß man einmahl, daß man auf einem Maskenballe sich befindet, so läßt sich doch auch hinter der Nummeren das wahre Antlitz leicht errathen. Die Theilung und Verschleuderung der Pfarrländereyen und der Güter der Gemeinden, welche die letzten in großes Unheil gestürzt, verschweigt der Verf. nicht, und späterhin kommt, unter der Aufschrift sur les moeurs, wovon weiter unten, manches vor, was weit tiefer greift, obwohl es zum Theil im Dunkeln bleiben mußte, wie viel von dem überhand nehmenden Verderben der Einverleibung in das große Reich beyzumessen sey.

Die Statistik hebt mit einer Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Landes, dessen Lage, Boden, Bergen, Thälern, Ebenen und Gewässern an, befriedigend und unterrichtend. Demnächst wird von den Geschenken der Natur nach allen drei Reichern geredet; es werden Bogenlange Catalogen von den daselbst vorkommenden Thieren und Pflanzen mit den Kunst- und gemeinen Nahmen gegeben; dann wird von den Aeckern, Feldern und Wiesen gesprochen, darauf von den Mineralien und Versteinerungen, weitläufiger als man in einer Statistik erwarten mochte, und für den Naturforscher, nach unserm Ermessen, gleichwohl nicht befriedigend. Zuletzt vom Gewerbfleiß und Handel, den Sitten

den verschiedenen Religionsparteyen, den Sprachen, den Alterthümern, den Schlössern, den altadlichen Familien, den Männern, die sich um das Land vorzüglich verdient gemacht, oder sonst einen dauernden Namen erworben. Man sieht, es herrscht hier eben nicht die beste Folge, auch möchte mancher in einer Statistik das eine kürzer berührt, das andere tiefer untersucht wünschen: allein wir wollen nicht weiter darüber rechten, sondern uns begnügen, durch die Auszeichnung von Einigem, die Freunde solcher Untersuchungen zur Durchsicht des Ganzen aufzumuntern.

Das Characteristische der physischen Bildung des Landes zwischen den Gebirgsketten des Jura ist interessant und für den Zweck genügend. Ackerbau und Viehzucht, und was damit verbunden, beschäftigen den größten Theil der Einwohner. Allein die Viehzucht und die Gewinnung von Butter und Käse, haben durch die Erhöhung der Preise eines Zentners Salz von 13 Fr. und 50 Cent. auf 27 bis 28 Fr. sehr gelitten, auch hat die Sterblichkeit des Viehs, wegen der geringern Verwendung des theuern Salzes auf dessen Futter, sehr zugenommen. Vormals war, wegen Besorgniß einer kleinen Erhöhung des Preises dieses Artikels, unter der Bischöflichen Regierung, ein Aufstand des Volkes zu befürchten; jetzt, seit der Vereinigung mit dem großen Reiche, mußten die Einwohner weit Schwereres dulden und Schweigen, und einen ihrer vorzüglichsten Nahrungsweige zu Grunde gehen sehen. Wie viele Freude wird durch die großen Begebenheiten unserer Tage noch auch in die Hütte des Armen wiederkehren! — Das Spinnen von Flachs und Hanf, von Wolle, hier und da auch von Baumwolle, die Bereitung von Tüchern, Linnen, Zeugen, einige Gerbereyen und Färbereyen und einige Hüftenwerke geben sonst

noch, nebst einigem andern, gewinnvolle Beschäftigung. Seit etwa sechszig Jahren ist in einigen Gegenden die Uhrmacherkunst ganz ausnehmend aufgekommen, man wetteifert sehr glücklich in dieser Hinsicht mit den Genfern und Parifern, und liefert die Uhren wohlfeiler durch die Anwendung von Maschinen und die Theilung der Arbeit, denn nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder werden dabey gebraucht und arbeiten einander in die Hand. Aber auch diese zahlreiche Classe fühlt schwer und hart, durch den Mangel an Absatz, die Folgen des gestörten Handels mit den ferneren Gegenden. Ziel's bedeutender, durch dessen Lage begünstigter, Verkehr ist durch die Douanen zu Grunde gerichtet worden, und die dort versuchten Baumwollen-Manufacturen würden besser gedeihen, wenn die Zollgesetze anders lauteten. Den armen Menschen wird nun auch eine bessere Sonne aufgehen.

Ein rührendes Bild hoher Unschuld liefert der Abschnitt von den Sitten der Landeseinwohner, mehr jedoch die Erzählung dessen wie sie waren; als wie sie sind. Von den Hirten und Landleuten ist die alte Sitze indeß treuer bewahrt worden, das Riltz gehen ist üblich und heißt bey dem Französischen Theile louvres. Das Wirthshaus, die Schenke werden fleißig besucht, an Trunkenheit und Schlägereyen fehlt es nicht. Wo die Uhrmacher leben, da ist mehr Wohlstand und gewählter Genuß. Dem Luxus wird viel übeles nachgeredet, das Verschwinden der alten einfachen Sitze ihm vornehmlich beygemessen. So allgemein möchten wir solches nie behaupten; es kommen aber auch hier einige Stellen vor, die auf anderes hindeuten, und ob die Kauferey und Böllerey besser, als die gewählteren Bekäffe der Uhrmacher sind, das wollen wir unentschieden lassen. Jene bedeutenden Stellen aber

sind folgende. S. 263: Il était rare autrefois de voir les habitans de ces contrées manquer à leur parole. Leur promesse valoit un serment, leur engagement verbal un écrit. On n'employoit les scribes et les notaires que dans des transactions sérieuses et importantes. Heureux tems, où la promesse faite par attouchement tenoit lieu de contrat littéral, où l'on ne connoissoit point les détours de la fraude et de la chicane, et où l'on n'usoit du serment qu'avec réserve et avec le plus grand respect! Un tel peuple n'avoit pas besoin de beaucoup de lois et d'institutions, ses moeurs suffisoient et remplaçoient les meilleures lois. Aussi ce peuple se gouvernoit-il presque uniquement par ses coutumes et ses pratiques anciennes; il ne connoissoit point toutes ces regles et toutes ces formes de jurisprudence, qui ne se multiplient que quand un peuple est demoralisé; ses moeurs honnêtes et pures, fruit d'une vie active et agricole, et d'une religion justement reverée, faisoient sa gloire et sa richesse. Les pratiques particulières et publiques du culte étoient généralement observées avec dévotion; chacun se rendoit les dimanches avec assiduité dans les églises, et en remportoit un coeur et des intentions meilleures. Hierbey kann man freylich wohl nicht umhin, an das Heer von Notarien und Schreibern zu denken, die hinter dem Code Napoleon, als ein Heer von Heuschrecken, herzogen, und auch an anderes wird man erinnert, was als Geschenk bey der Vermählung mit dem großen Reich diesen frommen Leuten verehrt ward. — S. 265: Mais, ce qui résulte surtout de facheux de cette licence de moeurs, c'est que beaucoup de malheureux enfans, désavoués par des peres cruels et perfides, sont abandonnés à des

meres trop crédules et victimes de la séduction. Wer wird hier nicht an das Geseh erinnert, das wollüstige und verdorbene Männer gegeben, und das diesem Volke aufgedrungen ward: *Virgini non creditur!* Wir haben auch an andern Orten diese fremde Pflanze wuchern und saubere Früchte tragen sehen.

Bettelen und Armuth ist viel im Lande, das *dépôt de mendicité* hilft nichts, kann auch nicht alle aufnehmen; was man längst wußte wird hier und mit Recht, denn es kann nie genug wiederholt werden, von neuem empfohlen: Sorgt für zweckmäßige Arbeit, oder eure Gabe wird nur das Elend mehren; zu solchem Zweck, glaubt der Verf., könnten die *bureaux de bienfaisance* dienen, die bey stattlichem Nahmen nichts leisten.

Noch ist Raub und Mord wenig im Lande bekannt; aber wohin hätte es kommen müssen, wenn es noch lange so fortgegangen wäre? Ohne Gefahr kann der Einzelne noch in des Waldes Dickicht, im leblosen Hochgebirg, in den einsamen Schluchten sich verlieren; unbewacht bleiben die Heerden, während der Sommernächte, im Freyen, und die Einwohner der Häuser schlafen in der Zeit ruhig bey unverschlossenen Thüren; sehr selten aber geschieht, daß solch Vertrauen mißbraucht würde.

An den langen Winterabenden kommen die Landteute quartierweise zusammen, mit ihren Arbeiten, reihum, jeder Theil bringt sein Bündel Holz mit, um am gemeinschaftlichen Feuer (*veillées de bûche* in der Gegend genannt) durch Gesang, Erzählung und zuweilen — durch das Lesen der Zeitung sich zu erheitern. Die neuesten Zeitblätter mögen den guten Leuten wohl gefallen haben; das Salz wird wohlfeiler werden, euer Vieh wird euch erhalten, Milch und Butter werden besser ausfallen, der Han-

del wird wieder aufblühen, und eure Kinder werden nicht mehr zu Ehren des großen Reichs in fernem Ländern erstieren, verhungern oder todgeschlagen werden.

Gemeine Schulen für die Kinder des geringen Mannes sind im Lande verbreitet, sie werden im Winter nur besucht, die Schulmeister haben 150 Franken jährlichen Gehalt; da sey, sagt der Verf., ein schöner Spielraum für die Thätigkeit des admirable établissement de l'université Impériale: wir hoffen, die Hülfe werde von anderer Seite kommen.

Zwey Drittel der Einwohner sind Catholiken, die übrigen Reformirte, einige Wiedertäufer leben im hohen Gebirg, wohin deren Vorfahren vor etwa zweyhundert Jahren, vertrieben aus dem Canton Bern, sich flüchteten, weil sie keinen Eid leisten und keinen Kriegsdienst thun wollten. Ungeßört lebten alle in ihrem Glauben unter den Bischöfen, welche auch die Predigerstellen der reformirten Gemeinden zu vergeben hatten; gleichwohl war nie die mindeste Klage über religiösen Druck; alle lebten neben einander in christlicher Eintracht. Die Wiedertäufer sind die fleißigsten Ackerbauer des un dankbarsten Bodens; ihr Leben ist ernst; ihre Kleidung einfach; Schiedsrichter und die Aeltesten schlichten ihre Streitigkeiten, welche sie nie vor die öffentlichen Gerichtshöfe bringen; sie tanzen nicht, weil sich Springen und Hüpfen gegen ihre Begriffe von menschlicher Würde ist; sie spielen nicht, weil das Spiel zum Betrug führen kann, und unbillig ihnen dünkt andern auf solche Weise Geld abzunehmen; sie kennen keine Schenken, weil Böllerey ihnen ein Gräuel; sie erreichen ein hohes und rüftiges Alter; ihre Gesänge sind fromme Lieder; Bettler gibt es unter ihnen nicht, und brüderlich helfen sie einander aus bey Feldarbeiten und der

Ernte ohne besondern Lohn, als daß dem Hülfelenden die Nahrung gegeben wird. Zur Verehrung des Höchsten versammeln sie sich reihum untereinander, beginnen mit geistlichen Liedern und schließen mit einem Brudermahl. Ihre Lehrer und Oberlehrer wählen sie aus denen, welche durch frommen Wandel und Bekanntschaft mit der Schrift sich auszeichnen; die Oberlehrer theilen die Sacramente aus, für solches nimmt keiner Geld. Sie heirathen früh, die Männer lassen von der Zeit an den Bart wachsen, über demselben schaut man ein heiteres Gesicht, ein freundlich Augenpaar, Zeugen der innern Ruhe und des innern Friedens. Zum Gruß geben sie sich die Hand und duzen einander. So sind diese Kinder der Unschuld, die man ehedem so schrecklich verfolgt. Einige klagen, nicht alles sey mehr ganz so bey ihnen wie vordem. Ist dieß auch Folge der Französischen Herrschaft?

Der Hof war vormahls ein Deutscher Hof, Deutsche Sprache ist im kleinern; die Französische im größern Theile des Landes herrschend; die Bauern (wir vermuthen die, welche Französisch reden) haben ein patois, dessen Aussprache von Gemeinde zu Gemeinde sich ändert. Aus dem *Annuaire du département du Haut-Rhin* v. J. XII. werden einige Worte dieses patois mitgetheilt, zur Seite stehen die gleichbedeutenden Celtischen, Lateinischen, Deutschen und Französischen; einige andere sind vom Verf. beygefügt, welche offenbar aus dem Deutschen, dem Latein oder dem Italienischen entlehnt sind. Vieles wäre noch wegen der Volkssprache in diesen und den benachbarten Alpenländern zu untersuchen, und manche Aufschlüsse von da zu erwarten; allein von drittelhalb Seiten, die hier auf diesen Gegenstand gewandt werden, läßt sich nichts Befriedigendes erwarten. Was sonst



über einige Inschriften und andere aufgefundene Alterthümer im Lande vorkommt, hat uns von geringer Bedeutung erschienen. Die letzten Abschnitte, welche von den Schloßern, den altadeligen Familien des Landes und den vornehmlich durch Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Männern handeln, sind befriedigender zu nennen. Der Vorzuehre Verdienste zu ehren und bey den Nachkommen ihr Andenken aufzufrischen, kann nur dahin wirken, die Letztern zum Nachseifer aufzumuntern, im Lande fest zu halten und es zu lieben; bey solcher Anhänglichkeit werden auch die Bewohner dieser Gebirge und Schluchten, vollends wenn sie ämmtlich mit dem Schweizer-Bunde vereint werden sollten, sich besser befinden, als da sie einen kleinen, verachteten und barbarisch gescholtenen Theil des übercultivirten großen Reichs ausmachten.

### Göttingen.

Geschichte der historischen Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa, von Dr. Ludwig Wachler. Ersten Bandes zweite Abtheilung. 1813. 183 - 954 Seiten.

Die baldige Fortsetzung dieses Werks, dessen ersten Theil wir gleich nach seiner Erscheinung anfündigten, (s. Göt. gel. Anz. St. 186. 1812.) wird gewiß vielen unserer Leser eine um so angenehmere Erscheinung seyn, je mehrere Hindernisse die Zeitumstände in den Weg zu legen schienen. Ueber den dabey zum Grunde liegenden Plan, über die Zwecke, die Ausführung, und über die Methoden die der Verf. befolgte, haben wir uns bey der Anzeige des ersten Theils so ausführlich erklärt, daß es überflüssig seyn würde, dieses zu wiederholen. Der Verf. umfaßt das ganze Gebiet der Geschichte; er geht bekanntlich nach Perioden; aber in jeder Pe-

riode befolgt er die ethnographische Methode. Diefem Plan gemäß, umfaßt der gegenwärtige Band das ganze fiebzehnte Jahrhundert. Die Länder folgen in nachstehender Ordnung: Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, Niederlande, Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn. Die Rubriken bey jedem einzelnen Lande find zwar nicht genau dieselben; indefs geht der Verf. gewöhnlich von einer Uebersicht aus, in der er die Hauptmomente im voraus zusammenfaßt. Auf diese folgt die Behandlung der Hülfswissenschaften, Geographie, Chronologie, Alterthumskunde, dann die Geschichte der historischen Forschung, wie der historischen Behandlung; was für Weltgeschichte, Kirchengeschichte, Litterärsgeschichte, Ländergeschichte, sowohl allgemeiner als specieller geleistet worden sey. Auf diese Weise ist der unermessliche Reichthum des Stoffes doch bey aller seiner Reichhaltigkeit zu einer leichten und klaren Uebersicht geordnet; und der so schweren Aufgabe, diese ganze Periode in Einem Bände zusammen zu fassen, ohne in eine zweckwidrige Kürze zu verfallen, ein Genüge geleistet. An die großen und wesentlichen Vorzüge dieses Werks, daß sein Verfasser nicht andern nachschrieb, sondern fast immer nach Autopfe urtheilte, und an die Genauigkeiten der litterarischen Angaben wollen wir nur erinnern. Die Leser werden in diesem Theile auf eine Menge der interessantesten Untersuchungen über den Gang der historischen Studien, und die Ursachen welche ihn überhaupt, und doch wieder in den einzelnen Ländern so abweichend bestimmten; stoßen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß es der Zeitraum ist, wo Frankreich, England, Deutschland durch ihre innern Veränderungen oder Umwälzungen der Geschichte den reichsten Stoff darbieten. Wer aber die Charakteristik und Würdigung der einzelnen großen Geschichtschreiber aussucht, der braucht nur

die eines Paolo Sarpi, eines de Thou u. a. anzusehn; um sich zu überzeugen, nicht nur mit wie viel Fleiß, sondern auch mit wie viel Geist diese Arbeit gemacht sey; übrigens ist auch hier der Verf. seinen Maximen treu geblieben, die weniger wichtigen kurz zu schildern; aber jedesmahl die nöthigen litterarischen Nachweisungen unter dem Text zu geben.

Möge die glückliche Veränderung der politischen Verhältnisse den Verfasser und Verleger aufmuntern, mit der Bearbeitung des noch rückständigen achtzehnten Jahrhunderts die baldige Vollendung des Werks zu geben. Daß daran beide es nicht an sich werden fehlen lassen, dafür bürgt der bisherige rasche Fortgang.

### München.

Von Jos. Emdauer, 1813: Lied eines Fränkischen Dichters auf König Ludwig III. Ludwig des Stammers Sohn, als selber die Normannen im Jahre 881 besiegt hatte. Nach sieben früheren Abdrücken zum ersten Mahl strophisch eingetheilt, und an mehreren Stellen berichtigt. Erste Ausgabe. 2 Blätter in groß Octav.

Man hat diesen Abdruck als Ankündigung einer größern Ausgabe anzusehen, die sich Hr. Bibl. Custos Docen, dem wir diesen Versuch verdanken, dem kurzen Vorbericht zufolge, vorbehält. Da das Lied gleich bey seiner ersten Erscheinung im Druck strophisch eingetheilt war, so muß die, auf dem Titel enthaltene Angabe von dem letzten Drittel desselben verstanden werden, in welchem Herr D. drey ausgelassene Zeilenpaare bemerkte. Daß er in Ansehung der Annahme dieser Lücken Recht hat, scheint uns ausgemacht. — Ein unangenehmer Umstand ist es, daß die Original-Handschrift dieses alten Denkmahls, wie es scheint, verloren gegangen ist. Mabillon sagt zwar, daß er das Lied

gefunden habe (*reperi olim*), schwerlich aber hat er es selbst abgeschrieben, sondern dazu, wie wir vermuthen, einen der Deutschen Sprache kundigen Gehülfen gebraucht, der mit so weniger Critik zu Werke ging, daß er in den ersten Zeilen, statt abzuschreiben, übersezte, und erst als er sah, daß seine Sprachkenntniß dazu nicht ausreiche, abschrieb. Anders wenigstens läßt sich, unserer Meinung nach, die neue Sprache der ersten sechs Zeilen (die Hr. D. wieder in das alte Fränkische übersezt hat) nicht begreifen. Da dieser Sieg über die Normannen, einer alten Chronik zufolge, *non solum historis, sed etiam patriensium memoria quotidie cantari ac recoli dicitur* —, so wäre es wohl möglich, daß entweder dieses Lied oder ein andres ähnlichen Inhalts noch irgend wo verborgen läge. Fürs erste aber muß jeder Beytrag zur Berichtigung des Textes und zur Erläuterung der alten Sprache höchst willkommen seyn, und in beiden Hinsichten wird Herr D. zu einer reichen Ausstattung seiner zweyten Ausgabe Veranlassung genug finden. Das Lied verdient in jedem Betracht für die bisherige Vernachlässigung entschädigt zu werden. Schon jetzt sind einige Stellen durch Hrn. D. sehr glücklich verbessert, bey andern Stellen erfordert die Billigkeit erst seine ausführlichen Anmerkungen abzuwarten. In der Hoffnung, daß auch der Beytrag eines Schersteins für diese künftige Aussteuer nicht verschmäht werde, fügen wir dieser Anzeige noch ein Paar Bemerkungen bey. In der zweyten Strophe ist vielleicht zu lesen: *Thes warth imo sara buos*, — Str. 23. *Gode lob sageta Her siht ther her gereda*, er dankte Gott für den Anblick nach welchem ihn verlangte. Str. 28. verändert Herr D. die alte Lesart so wehin hio thes libes in so we in hio (io) thes libes; vielleicht: *sweih in hier thes libes*.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 6. Julius 1814.

## Göttingen.

Unser dießmahliges Pfingstprogramm (Inest Anonymi Epistola de nova secta Quaerentium, sive Scrutatorum, vulgo Seekers, in Anglia exorta) liefert einen Beitrag zu den Quellen der historischen Kenntniß einer bisher nur wenig bekannten Englischen Religionspartey, die gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts entstanden, wohl nur kurze Zeit ihre ersten Stifter und Urheber überlebt zu haben scheint. Es sind dieß die so genannten Seekers oder Quaerentes, von denen Englische Kirchenhistoriker und Theologen, so viel der Herausgeber darüber zu Rathe ziehen konnte, gar nichts, Semler allein in seinen Zusätzen zu Baumgartenjungs wenige, aber weder hinreichende, noch durch Anführung von Zeugen beglaubigte Nachrichten mittheilt. Desto interessanter muß dieser Brief, sowohl den Herr. Hofr. Meuß in der Wolfenbürtler Manuscriptensammlung, so lange für unferer Universitätsbibliothek nach angehört, aufgefunden, und eine Abschrift davon dem Herausgeber mitzutheilen die Güte gehabt hatte. Seine Bitterdageschichte ist

freylich ganz unbekannt; indessen scheint er doch einigen innern Erscheinungen nach, die in Noten bemerkt sind, nicht lange nach der Entstehung dieser Secte selbst abgefaßt zu seyn; denn diese wird als recens et superioris anni partus aufgeführt, und unmittelbar darauf ihr Ursprung aus dem Parlamentsdecret einer freyen Religionsübung für alle christlichen Parteyen im Lande hergeleitet, das bekanntlich im J. 1653 unter Cromwell's Herrschaft erfolgte. Was den Inhalt betrifft, so wird die Auseinandersetzung ihrer dogmatischen und kirchlichen Unterscheidungslehren, die freylich mehr Widersprüche gegen das alte kirchliche System, als eigene positive Unterscheidungsätze enthalten, und darum auch als Quaestiones vorgetragen werden, hier nach einer gewissen Ordnung gelesen, nach der wir noch kurz die Hauptsätze berühren wollen. Den Anfang macht die Fundamentallehre von der Unsicherheit der heil. Schrift, als Erkenntnißquelle der Offenbarung, indem die Autographa der heil. Verfasser untergegangen, und weder Esra, noch spätere Abschreiber und Uebersetzer auf denselben Grad von Glaubwürdigkeit in der Wiederherstellung und Ueberlieferung derselben Anspruch machen könnten. Daher der Schluß, der den Namen der Secte erklärt. Ist die Quelle unsicher, aus welcher die Religion abgeleitet, so muß dieselbe Unsicherheit auch bey den abgeleiteten Religionswahrheiten stark finden, und wir Recht ist daher eine neue, mehr sichere zu suchen. Die zweyte Streitfrage betrifft den ältern Schulbeweis von der Einfachheit des Wesens Gottes, den die Secten des Widerspruchs mit der Lehre von der Trinität anlagen. Mit der dritten wird die Dualität der Sacramente, als in der Schrift unbegründet, verworfen. Bey derselben Lehre von den Sacramenten bleiben auch die vierte und fünfte

Streitfrage stehen, wo die zum Theil schon in frühern Zeiten dagewesenen Controversen über Taufdiakonus, Taufformel, Taufzeit und Kindertaufe, so wie über die Austheilung des Abendmahls an Frauen, und durch geweihte Priester allein, überhaupt die Betrachtung desselben, als Sacrament, aufs neue in Anregung gebracht werden. Den Beschluß machen einige polemische Bemerkungen über den Satz vom Glauben, als Bedingung der Rechtfertigung, und dessen Widerspruch mit der Lehre von der Rechtfertigung, in so fern ersterer schon als Theil der Heiligung gedacht werde. Endlich noch eine Ausführung der Gründe für die Entfernung jedes Zwanges in der Duldung freyer, äußerer Religionsbekenntnisse, wobey man nur bedauern muß, daß diese Grundsätze nicht schon früher allgemeine Ueberzeugungskraft erhalten haben; sie würden unstreitig vielen Unruhen und Unordnungen in der Englischen Kirche zuvorgekommen seyn.

H. P.

#### Hannover.

Ben Helwing: J. N. D. Jones Abhandlung über den Proceß, den die Natur einschlägt, Blutungen aus zerschnittenen und angestochenen Arterien zu stillen, und über den Nutzen der Unterbindung; aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von G. Spangenberg, M. D. 1813. 8. 300 Seiten und 11 Kupfertafeln.

Dieses aller Aufmerksamkeit würdige Werk kam im Jahre 1805 zu London unter folgendem Titel heraus: A treatise on the process employed by nature in suppressing the hemorrhage from divided and punctured arteries &c. Im Original sind fünfzehn Kupfertafeln, in der Uebersetzung nur vier, weil einige minder bedeutende weggelassen sind.

Der Verf. schickt folgende allgemeine Sätze voraus. Er findet an den Schlagadern drey Häute; die innere ist fein, glatt, elastisch, und gefäßreich, in ihrer Längenrichtung sehr fest, aber in der Breitenrichtung so schwach, daß einige Gewalt in dieser Direction angewendet dieselbe leicht zerreißt; in der mitlern Haut nimmt er wahre Muskelfasern an; die äußere bloß zellige Haut, welche zuletzt eine Art Scheide um die Schlagader bildet, ist dem Verfasser sehr wichtig. Wird nämlich eine Ligatur angelegt, so durchschneidet der Faden die mittlere und innere Haut vollkommen, allein die äußere bleibt unverletzt, und ist derjenige Theil, welcher der Arterie die Festigkeit gibt. Wird eine Arterie durchschnitten, so ziehen sich die Enden so weit zurück, als es das bald festere, bald lockerere Zellgewebe erlaubt. Da wie bekannt die Schlagadern in ihren Häuten noch eine Menge der feinsten Gefäße besitzen, so ist dieses der Grund, warum sich die Häute entzünden können, und gerinnbare Lymphe ergossen wird, wodurch die Höle gänzlich verstopft werden kann. — Nachdem der Verfasser im ersten Kapitel die verschiedenen Ansichten eines Petit, Morand, Pouteau, White, Kirkland und Bell über die Art, wie die Natur die Blutung stille, mit einander verglichen hat, fällt er das gegründete Urtheil, daß obgleich sie sämmtlich mangelhaft bleiben, eine jede doch richtige Beobachtungen enthalte, die aber deshalb zu einseitigen Ansichten verleitet haben, weil ein jeder Beobachter nur in verschiedenen Stadien des Processes die Untersuchung angestellt habe. Der Verf. gibt daher eine Reihe von Versuchen mit völlig durchschnittenen Arterien an Pferden und Hunden durch alle Zeiträume des Processes, und vergleicht sie nachher mit den Beobachtungen anderer Schriftsteller. Die Resultate derselben sind kurz folgende.



Ein heftiger Blutstrom, ein starkes Zurückziehen und zugleich leichtes Verengen der Arterie sind die ersten Wirkungen der Trennung. Das Blut ergießt sich in die zellige Substanz, und bildet ein Extravasat. Indem sich die Schlagader zurückzieht, werden viele zellige Fibern in der Scheide angespannt, welche das Blut aufhalten, und ein Coagulum an der Mündung erzeugen, das erst am Umfange der Scheide entsteht, endlich dieselbe ganz ausfüllt, und temporär der Blutung Einhalt thut. Zur Entstehung desselben trägt zugleich die verminderte Stärke des Blutstroms bey. Dieses Coagulum ähnelt auf den ersten Blick einer Fortsetzung der Arterie, aber bey dem Ausschneiden derselben unterscheidet man beides deutlich. In und über der Oeffnung in der Schlagader gerinnt das Blut, und erzeugt ein langes conisches Coagulum, welches aber die Höle der Ader nicht ausfüllt; auch nicht mit den Wänden vereinigt ist. Bald nach der Verletzung entzündet sich das Arterienende, und die Gefäße der innern Membran setzen eine plastische Lymphe ab, die mit dem äußern und innern Coagulum, und der innern Membran zusammenhängt. Allmählich ergießt sich mehr Lymphe ins umliegende Zellgewebe, und zwischen die Häute der Schlagadern, und alle Theile verwachsen so unter einander, daß das Ende der Arterie ganz undeutlich, und mit den benachbarten Theilen völlig verschmolzen ist. — Im zweyten Kapitel untersucht der Verfasser die Art, wie die Natur durch eigene Kräfte die Blutung aus halbdurchschnittenen oder angestochenen Schlagadern hemmt. Das Blut, was sich in das Folgewebe mehrere Zolle aufwärts und niederwärts ergießt, ist bloß ein temporäres Hülfsmittel, um die Blutung zu stillen. Nur das Verwachsen der Wunde wird der Blutung auf immer Einhalt thun. Hier kommt es auf die Größe und Richtung der Wunde an. Longitudinelle Einschnitte

heilen leicht, Schwere, die schrägen oder gar die Quersunden, indem die Enden der Schlagader sich mehr von einander entfernen. Beträgt die Verwundung nur den vierten Theil des Umfangs der Arterie, so folgt die Heilung leicht, es ergießt sich gerinnbare Lymphe, und die Wunde vernarbt ohne Verengerung der Schlagader. Diese Lymphe wird aber nicht bloß von den entzündeten Wundseften, sondern auch von den benachbarten Theilen abgesetzt, und bildet eine Decke, wodurch die Arterie von der äußern Wunde völlig abgeschieden ist. Sie verwandelt sich in Granulationen, und füllt die Oeffnung in der Ader völlig aus. Ist aber die Arterie über die Hälfte ihres Umfangs verletzt, so wird der noch nicht zerschnittene Rest entweder durch das stete Zurückziehen der Enden allmählich auch zerrissen, oder durch die folgende Eiterung zerstört, und die Arterie völlig getrennt. — Im dritten und vierten Kapitel wird von der Wirkung der Ligatur geredet. Der Verfasser zeigt aus zahlreichen Versuchen vortreflich, was die Ligatur für einen Einfluß auf das Schließen der Arterie habe. Rec. muß dem Uebersetzer danken, daß er am Schlusse des Abschnitts, wo die Experimente aufgezählt sind, einen Fall anführt, wo er nach der Amputation eines Oberschenkels, an deren Folgen der Kranke starb, die gleichen Erscheinungen, wie sie an Thieren sich zeigten, auch am menschlichen Körper beobachtete; ein Beweis, daß die Resultate aus Versuchen an warmblütigen Thieren mit ziemlicher Sicherheit auf den menschlichen Organismus übertragen werden können. Die ersten Wirkungen der Ligatur auf eine Arterie sind eine völlige Trennung der innern und mittlern Haut, eine Vereinerung ihrer verwundeten Oberflächen, und ein Aufhören des Blutumlaufs in dem Canal, indem die Seitenäste dem Blute den Durchgang erlauben. Das Blut, welches zwischen

dem zugebildenen Ende der Schlagader und dem ersten Seitenzweige befindlich ist, geräth in Stillstand, und gerinnt. Zuerst ist es bloß ein dünnes Coagulum, das aber nach und nach stärker wird. Zugleich entzündet sich die Arterienwände, sie verkleben, und bilden einen eitrigen Sack. Dieses Verwachsen geschieht durch die coagulable Lymphe, welche sich theils zwischen die Häute ergießt, theils das Arterienende ganz umhüllt. In kurzer Zeit verknüpft die Ligatur an der unterbandenen Stelle eine kleine Eiterung, es entsteht eine schmale Oeffnung in der Eimphlage, aus der zuletzt die Ligatur hervorgeht. Der leere Raum wird mit Granulationen ausgefüllt, und das Ganze verwächst. Im künftigen Verlaufe des Lebens findet man das Arterienstück zwischen dem abgetrennten Ende und dem ersten Seitenäste zusammengehögen; seine Höhle oblig ausgefüllt, und endlich verwandelt es sich in einen dünnen Faden. Die Seitenzweige werden nun stärker ausgedehnt, aber mit dem Unterschiede, daß an einem amputirten Gliede diese Ausdehnung geringer ist, da aber, wo das Glied vollständig erhalten ist, und nur durch Verschließung der Hauptarterie der Blutumlauf eine andere Richtung bekommt, diese Ausdehnung viel bedeutender in die Augen fällt. Im fünften Kapitel redet der Verfasser von der unpasslichen Form und Anwendung der Ligatur; als Veranlassung zu Nachblutungen. Zuerst spricht er von dem Unterbinden einer zerschnittenen Arterie. Der Zweck der Ligatur ist nicht bloß der, die Blutung zu stillen, sondern auch durch das Zerschneiden der innern und mittlern Membran eine reine Wunde zu erzeugen, die durch eine adhäscive Entzündung leicht verklebe. Um diesen Zweck erreichen zu können, muß man die größte Sorge tragen, die Ligatur von einer passlichen Form, und auf eine solche Art anzuwenden, als zur Still-

dung einer solchen Wunde erforderlich ist. Die runde Form ist die beste. Eine breite flache Ligatur erzeugt keine reine Wunde, sie runzelt die Arterienhäute zu viel, und die Wunde wird unregelmäßig und mehr zerrissen. Zugleich vernichtet sie zu viele feine Gefäße auf der Oberfläche der Arterie, durch welche doch die adhäsive Entzündung hervorgebracht werden soll. Es verkleben daher die Wände nicht gehörig, und so wie die Ligatur entfernt ist, folgt Nachblutung. Besitzt die Ligatur eine unregelmäßige Gestalt, so ist das Durchschneiden der Häute ungleich und unvollkommen, das Verwachsen gleichfalls, und so wie an einer Stelle Eiterung eintritt, folgt Nachblutung, die um so heftiger wird, je weiter der Proceß der Eiterung um sich greift. Fehlerhaft ist auch das Anlegen der Ligatur in ovaler, statt in einer Cirkelform. Die Wundstellen der Arterie erscheinen dann ungleich, und das Verkleben ist schwieriger. In Rücksicht der Anwendung der Kraft ist der Verf. der Meinung, die Arterie stark zusammen zu schnüren, weil dadurch die Wundstellen näher an einander gebracht werden, die Verwachsung geschwinder und fester geschieht, und die Vereiterung nicht langdauernd ist, indem die Ligatur als reizender Körper schnell entfernt wird. Das Abgleiten der Ligatur sey wohl selten Folge vom Andränge des Blutes, sondern vielmehr Folge einer sorglosen Unterbindung, oder einer unzweckmäßigen Form der Ligatur. Man treten aber auch Nachblutungen ein, wo ein Gefäß, ohne durchschnitten zu seyn, unterbunden ist. Gemeinlich hat man dann zu viel Zellgewebe von der Schlagader weggenommen, und sie also derjenigen Gefäße beraubt, wodurch eine adhäsive Entzündung herbeigeführt wird. So wie nun Eiterung an der Ligatur eintritt, werden die Häute aufgelöst, und Nachblutung ist die Folge.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. u. 93. St.

Den 9. Junius 1814.

Hamburg.

In der Bohnschen Buchhandlung: Dr. Gebhard Fr. Aug. Wendeborns Erinnerungen aus seinem Leben, herausgegeben von C. D. Ebeling, Professor am Hamburgischen Gymnasium und Stadtbibliothekar. Th. I. XVII und 368 S. — Th. II. mit fortlaufender Seitenzahl bis 754, in Octav.

Der Verf., welcher vornehmlich durch sein Werk: Ueber den Zustand Großbritanniens unter uns bekannt ist, ward im Jahre 1742 den 20. April zu Wolfsburg im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Am Ende seines dreizehnten Jahrs kam er auf die Schule Klosterbergen, welcher damahls der verdiente Abt Steinmey vorstand; nachher bezog er die Universitäten Halle und Helmstädt, woselbst er die auf der Schule erlangten gelehrten und gründlichen Kenntnisse zu erweitern Gelegenheit fand. Nachdem er darauf an verschiedenen Orten als Haus- und Jugendlehrer gelebt, so ward er, von Hamburg aus, zu einer Deutsch-Lutherischen Predigerstelle zu London in Vorschlag gebracht, wohin er im J. 1767 abging.

L (4)

auch später daselbst, obwohl bey einer andern Gemeinde, als bey der, welcher er zuerst vorgeschlagen worden, angestellt ward. Mit Ausnahme einiger kurzen Reisen, die er, von England aus, durch Frankreich, die Schweiz, Holland und Deutschland, verschiedentlich unternahm, verblieb er, bis zu dem J. 1793, auf der Insel, von dieser Zeit an verließ er sie, lebte dann in Hamburg, wo er am 24 May, des Jahrs 1811, starb.

Durch große, ausgezeichnete Werke ist der Verf. nicht bekannt geworden; die Geschichte seiner Bildung, seines innern geistigen Lebens wird eben nichts bedeutendes darbieten, und auch sein äußeres Leben nicht, da es das friedliche, eines guten, verständigen, und, wie wir nicht zweifeln, manchen Nutzen stiftenden Predigers war. Vielleicht hat in der letzten Beziehung die Darstellung der Cabalen der Deutschen kirchlichen Gemeinden in London, wovon auch unser Verf. zu leiden hatte, noch das meiste Interesse. Das Stimmrecht aller derer bey den Prediger - Wahlen, welche für einen Kirchenstuhl jährlich eine halbe Guinee zahlen, wodurch Zuckersieder, plötzlich reich gewordene Deutsche Glückspilze, deren Character als sehr niederträchtig geschildert wird, zu einem Einfluß auf jene Wahlen und das Kirchenregiment gelangen, führt so manchen democratischen Unfug herbey, daß der Leser der mannigfaltigsten Betrachtungen sich nicht erwehren kann.

Die Reisebemerkungen unsers Verfassers sind, da er die Länder, auf welche sie sich beziehen, nur durchfliegt und da sie von andern oft und zu verschiedenen Zeiten besucht und genauer beschrieben worden, welche auch länger daselbst verweilten und größere Gaben besaßen, von keiner Bedeutung. In so ferne der Rec. Orte, Personen und Sachen,

die in diesen Bemerkungen berührt werden, genau kennt, kann er dem Verf. eben keinen scharfen, freyen und schnellen Blick zugestehen.

In einer ganz andern Absicht nahmen wir auch das Buch begierig zur Hand. Ein Aufenthalt von fast sechs und zwanzig Jahren zu London, und in einer so verhängnißvollen Zeit, schien uns zu manchen Aufschlüssen über das politische Leben der Briten in derselben zu berechtigen, vollends wenn man der anderweitigen Beschäftigungen des Verf. gedachte, seines früher erschienenen, oben angeführten Werks, und daß er während dreizehn Jahren die Englischen Zeitungs-Artikel für den Hamburger Correspondenten besorgte. Indes fällt die Ernte auch in dieser Beziehung viel spärlicher aus, als wir erwarteten. Denn wiewohl man dem Verf. zugestehen muß, worauf er einen besondern Werth zu legen scheint, daß er eine recht profaische Natur sey, und daß er nicht von den Gaukeleyen einer kühnen Phantasie sich hinreißen lasse, welches ihm beym historisch-genauen Auffassen der Verhältnisse förderlich seyn konnte; so bemerkt man doch sogleich, daß er nur zu leicht von einer großen Leidenschaftlichkeit, Reizbarkeit und Bitterkeit fortgerissen wird, und daß er einen so anmaßenden Stolz nährt, der ihn verleitet, auch über das Höchste und Vortrefflichste, sobald es nicht in seinen Kram taugt, einseitig abzusprechen und Personen und Sachen auf eine Weise zu beurtheilen, daß man das Buch zuweilen unwillig zur Seite legt.

Gleichwohl halten wir dafür, daß eben der Theil des vorliegenden Werks, welcher sich auf England bezieht, bey weitem das meiste Interesse darbiete. Man sieht den Verf. gleichsam unter seinen Augen zu einem Engländer werden, aber nicht zu einem Engländer der zur herrschenden, sondern der zur

gedrückten Partey gehört; er wird allmählich ein wahrer Repräsentant der Dissenters, obschon des bessern und unterrichteteren Theils derselben. Er lebt fast allein mit solchen; ihre Ideen, Urtheile, Ansichten werden die seinigen; dieß aber verbunden mit seinem natürlichen Character, führt ihn zu den seltsamsten, besonders politischen, Urtheilen, die einen wahren Ingrimme verrathen. Die bischöfliche Geistlichkeit betrachtet er als seine Feindin, und da sie mit dem Hofe und den Ministern in genauer Verbindung steht, so gerathen beide sofort bey ihm in gleiche Verdammniß, auch glaubt er gern alle Schnurren, die ihm über den Ersten oder die Andern zugebracht werden. Besonders sind ihm die Minister ein Haufe von Tyrannen, verschworen gegen die Freyheit des Volks; und die bischöfliche Kirche besteht ihm fast allein aus dummen Pfaffen, die nichts eben verstehen, als die Dissenters zu drücken und den Kirchenzehnten und andere Abgaben mit Hartherzigkeit einzufordern. Nun kann auch die Behauptung nicht fehlen, die Britische Freyheit gehe ihrem Ende entgegen, besonders seit dem der verdammenswerthe Krieg gegen die Nord-Americanischen Colonien und gegen Frankreich unternommen worden; Abgaben und Schulden sind bereits zu seiner Zeit so groß, daß weiter keine Rettung mehr ist. Wenn man die Klagelieder dieses betrübten und betrübenden Propheten vernimmt, der in jeder Hinsicht zu den neuen gehört; so kann man sich oft kaum des Lächelns erwehren: dieses aber ahnet er gar nicht, vielmehr dringt er in seinem Testamente darauf, daß diese seine Erinnerungen zwey Jahre nach seinem Tode herausgegeben werden sollen, weil er sie von Bedeutung zu halten scheint, ohne zu bedenken, daß sie doch manche Veränderungen, auch wegen der ganz veränderten



fentlichen Verhältnisse fordern möchten; der ver-  
 diente Herausgeber hat jedoch, nebst andern schät-  
 zbaren Anmerkungen, dergleichen beizufügen, sich  
 zuweilen gemüthigt gesehen. In seinem Feuer-  
 Eifer fällt er über den zu seiner Zeit aufgetommenen  
 Gebrauch der seidenen Strümpfe und des gepuder-  
 ten Haars bey den männlichen und weiblichen Do-  
 mestiken in England eben so, als über Wichtiges  
 her; die stets steigende Theuerung, die bischöf-  
 liche Geistlichkeit, das Ministerium bleiben die  
 Grundtöne seiner Klagesieder. Zwar bemerkt er,  
 und mit Recht, daß die Episcopal-Kirche mit der  
 Regierung und der Verfassung des Landes aufs ge-  
 naueste zusammenhänge; allein eben dieß schmerzt  
 ihn; auch scheint es ihm gar nicht einzufallen, daß,  
 wenn alle kirchliche Gesellschaften unter dem Ein-  
 flusse von Zuckerfedern und solchen Leuten ständen,  
 worüber er bey seiner Gemeinde klagt, daß als-  
 dann die Achtung für die Kirche überhaupt leicht  
 verschwinden und auch für die politische Ordnung  
 große Gefahr entstehen könne, wiewohl wir weit  
 entfernt sind, alle Rechtsame der bischöflichen Geis-  
 tlichkeit und alle ihre Verhältnisse zu den Dissenters  
 in Schutz nehmen zu wollen. Sollte man aber nicht,  
 auch zu der Ansicht, wenn man unbefangen ist, ge-  
 führt werden, daß, wie in dem Politischen, also  
 auch im Kirchlichen, in England zwey Parteien  
 mit vielem Verstande neben einander gehalten wer-  
 den, die sich wechselseitig beschränken, bewachen  
 und dadurch zum Theil bewirken, daß keine gänz-  
 lich verderbe, damit das große gemeine Gut um  
 so gewisser errungen werde? Ohne die Möglichkeit  
 einer kraftvollen Regierung, würde Anarchie, ohne  
 eine Opposition, Despotismus zu befürchten seyn;  
 ohne eine bischöfliche Kirche wäre vielleicht das Ue-  
 bel bereits in England erfolgt, über welches unsere

Geistlichen, in mehrern Theilen des protestantischen Deutschlands, so sehr, so mit Recht, und doch so fruchtlos klagen, und ohne Dissenters wäre vielleicht etwas von dem aufgekomen, was Spanien lange Zeit gedrückt hat. — Unserm Verf. fällt nicht ein, daß die Theuerung unter gewissen Voraussetzungen, eben nichts weiter ist, als daß andere Verhältnißzahlen gebraucht werden, daß ein Volk dabey die größten Fortschritte machen kann (nicht immer macht), und daß allgemeine Klagen darüber nichts aufhellen, daß aber die Art, wie das Volk lebrt, entscheide. Pitt ist ihm der Mörder aller Britischen Freyheit; die alien bill vollends und die Folgen, die sie auf unsern Verfasser hätte haben können, nicht aber hatte, treiben ihn an, die Insel sofort zu verlassen. Er scheint nicht im mindesten zu bedenken, daß vormahls zuweilen die habeas corpus Acte suspendirt ward, wenn auch keine alien bill in Vorschlag kam; daß die fürchterliche, wir wollen hoffen, nimmer wiederkehrende Zeit, Maaßregeln förderte, um die Insel vor den Gräueln einer Revolution zu bewahren, Maaßregeln, die zu keiner andern hätten angewandt werden können, die selbst in dieser nur, im Vertrauen auf die Bestimmung der Mehrheit der Wessern und Einsichtsvollern, angewandt werden konnten. Vergift man, daß der Verf. zu den Dissenters gehört, vergift man seine ihm eigenthümliche Art und Weise; so möchte dem Leser bey einigen Stellen wirklich der Verstand stille stehen bleiben. So heißt es z. B. S. 640 "Burke's Pamphlet, (reflections on the revolution of France), nachdem man seiner Declamationen und seines Schimpfens sich müde gelesen, fiel in Vergessenheit;" (während das unsterbliche Werk mit jedem Jahre besser verstanden ward; und immer mehr Bewunderer gefunden).

“In Gesellschaften habe ich ihn ein Paar Male gesehen; er schien mir ein starkköpfiger Mensch, der seine einmahl angenommene Meinung mit Hestigkeit vertheidigte, und sie nur dann änderte und einstimzte, wenn ihn sein Egoismus und zeitliche Vortheile dazu aufforderten. Seine Einbildungskraft war lebhaft und feurig, allein sein Verstand hielt nicht gleichen Schritte mit ihr.” Solch ein Urtheil über solchen Mann! Man muß hiermit vergleichen, was der Verf. S. 296 sagt, als 1780 Gordons Tumult in London ausbrach, zu welcher Zeit er das Seinige, um es nicht auch im Rauche aufgehen zu sehen, theilweise flüchtete, mit der Furcht jedoch davon kam, indem Truppen anrückten, welche den Aufruhr stillten; bey dieser Gelegenheit fährt er also fort: “So wenig mir ehemahls der Anblick von Soldaten und ein gliedermäßiges Feuern angenehm war, so empfand ich nun, wenn ich feuern hörte, eine Erleichterung des Herzens, und die rothen Röcke der Soldaten, wie ich sie am andern Morgen durch die Straßen ziehen sah, hätten eben nichts Beleidigendes für meine Augen;” (sonst scheinen sie ihm unerträglich gewesen zu seyn.) “Ich fühlte es, daß, da wir einmahl im Gesellschaftszustande und in einer bürgerlichen Verfassung leben, Ordnung und Ruhe, wenn es nicht anders seyn kann, auch durch gewaltsame Mittel aufrecht erhalten werden müssen. — Mein Bischof erworbenes Eigenthum vermochten, daß ich jetzt ganz anders, als vormahls dachte. — Daß es aber nicht besser seyn sollte, wenn wir von diesen Dingen unabhängig wären, da die Natur des Menschen sie nicht fordert, und Tausende sie entbehren, darüber läßt sich gar nicht streiten.” — So! —

Ferner erzählt der Verf. wie ihm, als er mit seinen Whims und seinem Spleen aufs feste Land

kam, um einen Fleck aufzufuchen, wo er im Alter unabhängig leben könnte, kein solcher sich zeigen wollte; daß ihm vielmehr, als er nach einer Abwesenheit von siebzehn Jahren, wieder auf Deutschem Boden sich befand, ganz sonderbar zu Muthe ward: "denn ich fühlte, so heißt es weiter, wider meinen Willen, das Unangenehme des Gedankens, daß ich nicht lange darauf verweilen, sondern bald wieder in England seyn würde. Mangel an Vaterlandsliebe war dieß aber nicht, sondern die aus der Vergleichung beider Länder hervorgehenden Contraste, waren die Ursache." Eben so naiv erzählt er an einem andern Orte, daß wenn er auf seiner ersten Reise nach Paris mit dem ihn begleitenden Presbyterianischen Geistlichen vor der Bastille vorbegegangen, dieser immer die Farbe verändert und sich beklagt habe, das Athmen werde ihm schwer. Als sie darauf Beide nach Brüssel gekommen, wo wegen eines Kornmangels ein Aufruhr entstanden, und sie daselbst auf dem Markte einen Galgen aufgerichtet fanden, daneben aber den Henker mit dem Strick bereit stehen sahen, um den ersten, auf der That ergriffenen, Meuterer sogleich aufzuknüpfen; so bat der Presbyterianer seinen Reisegefährten um Gotteswillen, die Stadt sofort zu verlassen, weil er kein öffentliches Verhör und seine Jury nicht aus dem Gedächtnisse verlieren konnte.

Das Angeführte mag genügen, um die Leser des größern Werks unsers Verf. Ueber den Zustand Großbritanniens in den richtigen Gesichtspunct zu stellen, und ihnen zu einer gerechten Würdigung der darin vorkommenden einseitigen Urtheile behülflich zu seyn. Dieß Buch kann noch jetzt bey uns mit Nutzen gebraucht werden, wehn es mit Vorsicht geschieht, und man des Verf. Ansichten und

Weise sich immer gegenwärtig erhält. Gewiß hat er ein gesundes, freyes Urtheil über politische Gegenstände nie gehabt; wenn ihn aber sein Haß und seine Leidenschaft nicht bethört, so leitet ihn sein Gefühl besser, als sein Verstand; ist er nicht gereizt und beleidigt, so zeigt er Wohlwollen und Güte, ist er jenes, so kennt er weder Maß noch Ziel. Archenholzens Werk über England wird von den Deutschen günstiger aufgenommen, als Wendeborn's Zustand Großbritanniens, sogleich muß Archenholz büßen; Friedrich II. hat ihn aus dem Dienste gejagt, er hat gestohlen, gelogen, betrogen, macht unter verschiedenen Nahmen mehrere Bankrotte in England, hat im Gefängniß gefessen, und wäre unzweifelst deportirt worden, wenn er sich nicht heimlich davon gemacht hätte; W. glaubt alles, was Böses von ihm gesagt wird. Sprengel recensirt den Zustand Großbritanniens ungünstig in der Allgemeinen Litteratur Zeitung, sogleich fällt unser Verf. über Sprengel und die Litteratur Zeitungen her und verdammt sie sammt und sonders. Wir sind nicht gesonnen alle Recensenten in Schutz zu nehmen, wiewohl Sprengel in vielem Recht hatte, noch weniger wollen wir Archenholzens England, welches ein fehlervolles, schlechtes Buch ist, vertheidigen; aber wie kann ein wahrhaft edler Mann, solche Anklagen wie die gegen Archenholz, auch wenn sie durchaus gearündet wären, gegen seinen Feind drucken lassen? Den Stolz solche Widersacher oder Nebenbuhler, wie dieser war, zu verachten, kennt W. gar nicht. Gewiß aber thut man bey einem so reizbaren Menschen gar wohl, genau auf seiner Huth zu seyn, wenn er über Sachen, Personen und Verhältnisse urtheilt, mit welchen er in unangenehme Berührungen gekommen war oder es etwa noch ist.

Die vorliegenden Blätter wird man indeß in andrer Beziehung mit Nutzen durchsehen können. Der Verf. hatte mannigfaltige Bekanntschaften mit Britischen Gelehrten, meist mit solchen, die zu den Dissenters oder der Opposition gehörten; aber zum Theil mit den Vortrefflichsten unter ihnen; ferner wird man hier und da mehrerem begegnen, was den National-Character und die Individualität der Engländer ungesucht aber sehr treu darstellt, auch manche Anekdoten sonst antreffen, die bemerkt zu werden verdienen: indem man diesen untergeordneten Werth dem Werke lassen muß, wünscht man sogar, daß der Verf. bey diesem oder jenem, welches er berührt, länger hätte verweilen mögen. — So stiftete W. im Jahre 1770 die physico-philological society, welche an zwanzig Jahre gedauert, Veranlassung zur Ausarbeitung ausgezeichneter Werke gegeben, und von welcher Männer, mit so berühmt gewordenen Namen, als Kirwan, Priestley, Price und viele andere Mitglieder waren. — Als Verfasser der letters of Junius wird hier ein gewisser Rosenhagen angegeben, ohne daß wir jedoch von der Wahrheit dieser Behauptung wären überzeugt worden. — Als W., in Begleitung des Presbyterianischen Geistlichen, von Paris aus Versailles besuchen wollte, sagte man ihnen, sie müßten, um alles gehörig besehen zu können, in Hofkleidern mit Degen und Haarbeutel dahin fahren; dieß geschah trotz des Gelächters und des Unwillens des Presbyterianers, welcher behauptete, sähen ihn seine Freunde in diesem Aufzuge, so würden sie glauben, er sey toll geworden; allein Degen und Haarbeutel wollten nicht helfen, und selbst mit reichlich dargebotnem Gelde stand, bey dieser Maske, der Zweck nicht zu erreichen. Nun versuchten sie es auf andere Weise, sie zogen ihre Stiefeln und Englischen Ober-

röcke an, setzten ihre runden Perücken auf, stiegen zu Pferd und ritten hinaus. Schon unterwegs hörten sie von allen Seiten und auch aus den Rutschen den freundlichen Willkomm: Ah, voilà des Anglois! Kaum waren sie vor dem Bitterthor des Schlosses von Versailles angekommen, als ein Schweizer ihnen entgegen trat und seine Dienste anbot, um ihnen Schloß und Garten zu zeigen; da aber W. erwiederte, sie wären nicht dem gemäß angekleidet; so entgegnete der Schweizer: Es ist völlig hinreichend meine Herren, daß sie Engländer sind. Nun sahen sie alles, selbst den König und dessen Familie in der Messe. Dieß geschah im Jahre 1768. — W. machte auf seiner Reise von England aus durch Deutschland, unter andern zu Carlstrube, mit einem Englischen Prediger Taylor Bekanntschaft, der in der Nachbarschaft einen großen Bauernhof gepachtet, und, da er die Oeconomie wohl verstand, bedeutend verbessert hatte; er hielt sich daselbst auf, um seinen sieben oder acht Kindern eine gute und wohlfeile Erziehung zu verschaffen, welches ihm auch gelang, so daß er, nach seiner Aeußerung, mit 7000 Gulden jährlich so weit kam, als er mit 22000 in England kaum erreicht haben würde. Miß Taylor gab unserm Reisenden ein Schreiben an Miß Jennings nach Heidelberg mit; welche letztere nachmahls, wie unser Verf. glaubt, an einen Grafen Stadion verheirathet worden. Der Vater Jennings hatte sich in Heidelberg angekauft, und war Kammerherr bey der verwittweten Churfürstinn. Er und der Prediger Taylor waren, wie es, zufolge der Behauptung unsers Verfassers, in Deutschland Sitte seyn soll, sogleich ohne Adelsbrief in den Adelsstand, vom Adel, der mit ihnen umgehen wollte, erhoben worden; sowohl Jennings, als der gute Pastor hießen Herren von Jennings

und von Taylor und deren Töchter gnädige Fräulein. Mit solchen Titeln beehrt prangten beide auch mit ihren Familien in den Affembleen der Adelligen. Dahin wollte Jennings unsern Wendeborn eines Abends gleichfalls mitnehmen, auf dessen Antwort aber, als Bürgerlicher sey er davon ausgeschlossen, lachte J. und fügte hinzu: Sie kommen aus England das ist hinreichend, ungefähr wie oben der Schweizer sprach. W. folgte nun und ward aufs Beste aufgenommen; man erfährt nicht, ob er etwa zugleich zum Herrn von Wendeborn erhoben worden. Solches geschah im Jahre 1785. — Von Kirwan werden zwey Eigenschaften oder Grillen erzählt; die eine war, daß er nie mit jemanden in Gesellschaft essen wollte; wenn daher die Clubgenossen in einer Taverne ein gemeinschaftliches Mahl einnahmen, so ließ er sich immer in einem besondern Zimmer auftragen; W. glaubt dieß sey daher gekommen, weil er beym Essen seltsame Gesichter geschnitten, die er nicht habe sehen lassen wollen. Seine andere Grille war, es gebe keine Materie; als er sich nun einst gewaltig mit dem Kopfe an das Gesimse eines Camins stieß, so sagte W. der bey ihm saß: what is the matter Mr. Kirwan, welches Wortspiel jenem mehr, als diesem zu gefallen schien. — Wendeborn litt einst sehr vom Schwindel; die Aerzte wandten ihre Kunst vergebens an, darauf heilte sich der Leidende selbst, indem er, wie er beschreibt, über seine baumwollene Nachtmüge, weil er im kalten Zimmer zu schlafen pflegte, noch eine wollene setzte, zwischen beide aber einige Lappen Flanell legte. — Einst fuhr W. mit der Postkutsche vom Lande nach London, zu Walhamareen stieg ein ältlicher Mann langsam und mit Mühe ein, der wegen des dadurch veranlaßten Aufenthalts bey den Reisefahrten sich



entschuldigte, weil er nach einer zwey Monathe hindurch ausgehaltenen Krankheit sich heute zum ersten Mahle auswage, wiewohl er zuvor nie länger als zwey Tage bettlägerig gewesen; und als ihm darauf unser Verf. erwiederte, da sind sie wohl glücklich zu preisen, denn sie scheinen mir über sechszig Jahre alt zu seyn; so antwortete der Alte: Sechzig! ich habe einen Sohn der so alt ist, seit drey Monathen habe ich mein drey und neunzigstes Jahr zurückgelegt. Als ihn W. ferner fragte, ob er wohl Lust habe, sein langes Leben wieder zu leben, und was er von der Verbesserung, oder Verschlechterung der Menschen, während seiner Zeit, halte; so schien er, was das Erste betraf, entschieden den Lauf nochmahls beginnen zu wollen, wenn ihn nicht größeres Ungemach, als ihm früher begegnet, treffen sollte; in Bezug auf die andere Frage äußerte er sich: das jetzt lebende Geschlecht sey entschieden besser, höflicher, gefälliger, mitleidiger, den Sitten nach weniger roh, und mindestens dem Scheine nach weniger lasterhaft, als die früheren. — Als der Prediger Dodd, zum Tode bereits verurtheilt, in Newgate saß, ward W. schriftlich von ihm eingeladen, ihn zu besuchen. Er fand ihn in einem geräumigen Zimmer am Camin sitzend, seine Frau nähte an einem daneben stehenden Tische; die oben an der Decke angebrachten kleinen Fenster, mit dicken eisernen Stäben versehen, standen offen, so daß man nur zu deutlich das Geräusch der Ketten der Gefangenen vernahm, denen es in dieser Stunde vergönnt war, in Hofräume Luft zu schöpfen. So weit war der Mann aus Leichtsinne und Eitelkeit gekommen, (indem er bekanntlich falsche Wechsel gemacht) der als Kanzelredner der gefeyerte Liebling der eleganten Welt der Hauptstadt war, und um welchen sich die Großen beiderley Geschlech-

drängten, wenn er, nach gehaltener Abendpredigt in der Kirche des Magdalenen-Hauses, in einem dazu eingerichteten Zimmer, nebst dem wohlhabendern Theile seiner Zuhörer, auf das Vorfahren seines Wagens wartete, da eine unabsehbliche Reihe derselben, um sie abzuholen, allmählich vorfuhr, bey welcher Gelegenheit dann Lords und Ladies sich glücklich schätzten, ihm sich zu nähern, die Hand zu drücken, oder ihm etwas Verbindliches zu sagen. So weit war der Mann gekommen, der übrigens manches Verdienst hatte, wie er dann einer der Mitstifter der human Society, zur Rettung und Wiederbelebung der im Wasser Verunglückten, war, und den Verein zur Befreyung kleiner Schuldner aus dem Gefängniß zu Stande brachte. Nie sind vielleicht dem Könige so viele, so verschiedenartige und zahlreich unterzeichnete Bittschriften um Vergnadigung, als für ihn überreicht worden: allein nach einem zwey Mahl deshalb gehaltenen geheimen Rathe ward das Todesurtheil bestätigt, weil Treu und Glauben in einem Staate wie England über alles gehen muß. Dodd hoffte, wie es schien, durch W's Vermittelung, von Seiten der Gräfinn Chesterfield, auf deren Gemahl er falsche Wechsel ausgestellt hatte, Vorsprache zu finden, und als W. ihm dazu keine Hoffnung machte, so erklärte er, die Britischen Gesetze seyen zu blutdürstig, indef sey er aufs Schlimmste gefaßt; auch habe er von denen, die im Wasser untergegangen und nachher wieder zum Bewußtseyn gebracht worden, vernommen, daß sie von dem Augenblicke ihres Untergehens an bis zu ihrer Wiederbelebung nicht das mindeste Bewußtseyn gehabt hätten, und eben so erzähle man von dem, der aufgehängt worden und auf der Anatomie wieder aufgelebt sey, daß in dem Augenblicke, als der Karren unter seinen Füßen

weggezogen worden, ihm gewesen sey, als fahre ein Blitz schnell vor seinen Augen vorüber, demnächst hätte er nichts weiter empfunden. Dodds Frau rollten bey diesem Gespräche die Thränen über die Wangen. — Vergebens wurden bekanntlich, nachdem Dodd vom Galgen abgenommen worden, Versuche gemacht, ihn ins Leben zurück zu bringen. —

Allcin wir müssen abbrechen, wir hatten mehrere ähnliche Anekdoten ausgezeichnet, die uns in einer oder der andern Beziehung merkwürdig schienen; die Freunde derselben müssen sie im Buche selbst nachlesen, wir haben schon mehr gegeben, als der Raum und Geist unserer Blätter erlauben mag.

### Salzburg.

Der Salzach = Kreis, geographisch historisch und statistisch beschrieben von Augustin Winkelhofer, Pfarrer zu Alrenhofen. 1813. 297 S. in Octav.

Specialgeographien und Statistiken wie die gegenwärtige, werden bey den veränderten politischen Eintheilungen der Länder wahres Bedürfnis; und können, mit Fleiß bearbeitet, zugleich als Grundlagen künftiger allgemeiner Werke über ganze Staaten betrachtet werden. Bekanntlich hat man auch in Frankreich mit den einzelnen Departements einen ähnlichen Weg eingeschlagen, um zu einer allgemeinen Reichsstatistik zu gelangen. Der jetzige Salzach-Kreis ist aus vorher ganz getrennten Ländern zusammengesetzt, aus dem größten Theil von Salzburg und Berchtolsgaden, aus Stücken von Tyrol, dem Inndviertel und Hausrückviertel. Diese jetzt vereinten Parcelen sind also hier nun als ein Ganzes dargestellt. Der Verf. fand sich in der vortheilhaften Lage, sowohl viele Localkenntnisse, als auch schriftliche Materialien zusammen bringen zu können; und seine Angabe des Flächeninhalts zu 260 Quadratmeilen, gründet sich auf eine von ihm selbst neu ent-

worfene und gezeichnete Charte. In der vorangeschickten kurzen Geschichte wird auch auf das Fortschreiten der Cultur und auf die darauf abzweckenden Institute Rücksicht genommen. In der physischen Geographie, Angaben der Höhen der Gebirge. Die des Großglockner, der höchsten Spitze, ist 1800 gemessen, und zu 12000 Fuß über der Meersfläche bestimmt worden. "Es war einmahl eine Zeit, sagt der Verf., wo unsre Gegenden noch unter dem Meer vergraben lagen, bis eine gewaltige Naturrevolution die Bergkette bey'm Lueg von einander sprengte, und den Abfluß der Gewässer bewirkte. Die Salzlager und die Versteinerungen von Meeresproducten geben davon die Beweise." Die Zahl der Einwohner wird auf 392000 angegeben; wovon 1508 auf eine Quadratmeile kommen. In einem Lande, das zur Hälfte Fläche, zur Hälfte hohes Gebirgland ist, muß Ackerbau und Viehzucht viel Eigenthümliches haben. Die Nachrichten davon, woben auch zugleich die einheimischen Kunstausdrücke mit bemerkt werden, kann man nicht ohne Interesse und Belehrung lesen. Getreide hat der Kreis im Ueberfluß. Obstcultur ist in Aufnahme; Weinbau wird gar nicht getrieben. Den größten Reichtum liefert das Salz. Man rechnete sonst, daß  $1\frac{1}{2}$  Million Eimer Salze gesotten wurden, die 300,000 Centner Salz gaben. Nach den allgemeinen Nachrichten wird sowohl die kirchliche Eintheilung des Kreises nach den Decanaten, als die politische nach den 32 Landgerichten gegeben; und nun von jedem Landgericht einzeln gehandelt, und die darin gelegnen Ortschaften aufgeführt und beschrieben. In Allem diesen wird man einen wohlunterrichteten und sorgfältigen Schriftsteller wahrnehmen, der von den wissenwürdigen Gegenständen nicht leicht etwas unbeachtet gelassen hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 11. Junius 1814.

Göttingen.

Ben Röwer: Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen. Zweyter Theil. Allgemeine practische Philosophie. Allgemeine philosophische Moral. Naturrecht. Von Friedrich Bouvierwerk. 1813. XLV und 282 Seiten in Octav.

Durch den zweyten Theil dieses Lehrbuchs, dessen Beurtheilung wir, wie die des ersten (s. Jahrg. 1813. S. 729), andern litterarischen Blättern überlassen, erhält in gewisser Hinsicht auch der erste seine Vollendung. Denn nach den Ansichten des Verfassers ist die Trennung der theoretischen Philosophie von der practischen so precär, daß der Verf. aus eben diesem Grunde lieber sein ganzes System der eigentlichen Philosophie in einem einzigen Lehrbuche zusammenpressen, als es, der gewöhnlichen Einrichtung gemäß, in mehrere Lehrbücher nach der Verschiedenheit der Vorlesungen zerstückeln wollte. Auch diejenigen Zuhörer, die nur die eine oder andere der philosophischen Vorlesungen des Verf. besuchen, sollten auf diese Art veranlaßt werden.

U (4)

wenigstens durch eignes Studium einen Ueberblick von dem Zusammenhange der philosophischen Wissenschaften sich zu verschaffen, und sich zu überzeugen, daß die Philosophie, als ein Ganzes, nur dadurch zur Wissenschaft wird, daß jeder ihrer Theile sich auf das genaueste an die übrigen anschließt. Unterdeffen bleibt der Unterschied zwischen dem Theoretischen und dem Practischen tief und fest in der menschlichen Natur begründet; in der Philosophie aber scheint er anfangs nur in so fern gültig, als die Philosophie geradezu auf den Willen wirken will durch Vorschriften des Thuns und Lassens. Solche Vorschriften können nun vortreflich seyn auch ohne Philosophie; die für eine Wissenschaft gelten kann. Wo nur irgend der schlichte Menschenverstand die Gefühl eines unverdorbenen Herzens zugleich mit den Resultaten der allgemeinen Erfahrung ausdrückt, da entsteht eine gesunde Moral. Philosophisch, im wissenschaftlichen Sinne, wird aber die Moral erst da, wo sie, zusammentreffend mit der Metaphysik und der philosophischen Religionslehre, die Grundsätze des Thuns und Lassens auf die letzten **Cräterien der Wahrheit und des Irrthums** zurückführt, um zu zeigen, warum der gute und edel gefünnte Mensch wahrhaft vernünftig, nicht schwärmerisch, handelt, wenn er sich selbst und seinen individuellen Genuß des Lebens aus dem Gesichte verliert, um zu leben und zu sterben für eine gute Sache. Diese Aufgabe zu lösen, reichen Gefühle des unverdorbenen Herzens eben so wenig hin, als Resultate der allgemeinen Erfahrung. Also gewinnt der Begriff des Practischen selbst eine theoretische Bedeutung, wenn wir uns befriedigende Rechenschaft geben wollen von den letzten vernünftigsten Gründen, nicht den psychologischen Ursachen, unsers Thuns und Lassens. Practisch heißt nun die Phi-

losophie auch in so fern, als sie das Thun und Lassen überhaupt in seiner Beziehung auf die letzten Gründe zum Gegenstande des Râsonnirens macht. Von diesem Râsonniren bis zu den Vorschriften, die wirklich in das thätige Leben eingreifen und die sittliche Bildung der Menschheit befördern, ist der Weg zuweilen sehr weit. Und doch bleibt practische Philosophie auch in diesem theoretischen Sinne ein Bedürfniß der Menschheit, um verderbliche Grundsätze abzumwähren, die oft tiefer, als die guten, in das thätige Leben eingreifen. — Was des Verf. System der practischen Philosophie Eignes hat, werden denkende Köpfe, die es prüfen wollen, genauer bemerken können, als es hier angezeigt werden kann. Im Wesentlichen, was die Grundlehren betrifft, stimmt es meistens überein mit den im Jahre 1808 vom Verf. herausgegebenen philosophischen Aphorismen, die man als einen Vorläufer zu diesem Theile des Lehrbuches ansehen kann. Von dem in der Kantischen Schule so genannten categorischen Imperativ war der Verf. längst zurückgekommen. Den seit Kant so oft und vielfältig besprochenen Unterschied zwischen so genannten formalen und materialen Moralprincipien noch einmahl bey dieser Gelegenheit umständlich zur Sprache zu bringen, war um so überflüssiger, da die Sache längst hinlänglich verhandelt ist. Was darüber in den Vorlesungen mitgenommen werden muß, ist in den Anmerkungen angedeutet. Anstatt von einem unbedingten Sollen auszugehen, das so leicht mißverstanden werden kann, verfolgt der Verfasser vom Anfange bis zum Ende der allgemeinen practischen Philosophie die Idee des Guten. Indem er diese Idee zuerst von der objectiven Seite ins Auge faßt, zeigt sie sich ihm als die Wurzel aller ethischen Begriffe, die unter den Rahmen Vollkommenheit, Tugend, Pflicht

u. s. w. im Bewußtseyn hervortreten, durch den Verstand den Willen leiten, aber sich auch sämmtlich in Gefühlen verlieren, die sich der weiteren Analyse entziehen, sobald sie mit den metaphysischen Ideen zusammenfallen, durch die sich das Unendliche im menschlichen Geiste mit dem Endlichen verbindet. In dieser Hinsicht nennt der Verf. die erste Abtheilung der allgemeinen practischen Philosophie moralische Ideenlehre. Er sucht zu zeigen, daß wahre Sittlichkeit mit der Religion in der Theorie unzertrennlich zusammenhängt, wenn gleich nicht immer eben so in der Praxis. Practisch ruhet die Sittlichkeit unmittelbar auf einem Gefühle der Würde der menschlichen Natur, mit oder ohne bestimmte Beziehung auf religiöse Ideen. Der Mensch, der diesem Gefühle folgt (und er folgt ihm, wenn er nicht vor sich selbst seine innere Ehre verschmerzen will, bald willkürlich, bald unwillkürlich) denkt dabei gar nicht nothwendig an Gott und göttliche Dinge. Seine Sittlichkeit kann practisch sogar mit entschiedenem Atheismus bestehen. Aber wenn der wahrhaft edle Atheist ohne Vorurtheil über die letzten Gründe der moralischen Verpflichtung nachdenkt, muß er entweder sich selbst als ein Schwärmer lächerlich werden, oder mit der Schule Epicur's seine Aufopferungen selbst nur um des innern Genusses willen schätzen, den sie ihm wie ein Capital nach einem moralischen Zinsfuß eintragen; woraus denn aber für den consequenten Kopf weiter der Lehrsatz der cyrenaischen Schule folgt, nach welchem auch der Epicuräer zum Schwärmer wird, wenn er sich für eine gute Sache aufopfert, ohne beweisen zu können, daß das bloße Gefühl dieser Aufopferung, selbst wenn es das Leben kosten sollte, ihm mehr Genuß gewähre, als alle Freuden des Lebens ohne jenes Gefühl. Wer uneigennützig Sittlich-



keit für das Höchste im menschlichen Daseyn anerkennt, dem bleibt nichts übrig, wenn er sein Gefühl der Würde der menschlichen Natur vor seinem unbefangenen Verstande rechtfertigen will, als, eben diesem Gefühle gemäß, eine mehr als sinnliche und in dieser Hinsicht überirdische Weltordnung anzuerkennen, die sich dem denkenden Wesen durch dieses Gefühl offenbart und mit übersinnlicher Kraft als moralisches Gesetz im freyen Bewußtseyn hervortritt. Was dieser übersinnlichen Weltordnung gemäß ist, das ist das wahrhaft Gute im objectiven Sinne. Wollen wir metaphysisch erforschen, wie sich die übersinnliche Weltordnung, die wir moralisch erkennen, zur physischen Einheit des Weltalls verhält, und wie im Weltganzen überhaupt etwas anders, als einem Uebersatze gemäß seyn kann, das keinen Gegensatz des Physischen und Moralischen zuläßt; so eröffnet sich vor uns der Abgrund, in welchen, ungeachtet der Orakelsprüche des neuesten Pantheismus, alle unsre menschliche Metaphysik versinkt, wenn wir sie weiter treiben wollen als bis zur Anerkennung der Gränzen des menschlichen Wissens. Hier scheint es nun, als ob der Verf. nach seinem Systeme die allgemeine practische Philosophie in den Umfang derjenigen Metaphysik hätte aufnehmen müssen, die er selbst, laut dem ersten Theile des Lehrbuchs, in der Reihe der philosophischen Wissenschaften aufstellt. Auch hat er nichts dagegen, wenn man mit der Kantischen Schule die allgemeine practische Philosophie Metaphysik der Sitten zu nennen für gut findet. Aber dem natürlichen Zusammenhange der philosophischen Forschungen gemäßer schien ihm doch, die eigentliche Metaphysik als rein speculative Wissenschaft, die unmittelbar den Urgrund des Daseyns zum Gegenstande hat, mit der practischen Philosophie nicht zu ver-

mischen. Denn durch den metaphysischen Gehalt der moralischen Ueberzeugung lernen wir am Ende doch den Urgrund des Daseyns, als solchen, nicht theoretisch kennen. Was wir von der übersinnlichen Weltordnung, die auch die sittliche heißen kann, philosophisch wissen, ist nichts weiter, als eben dieß, daß, wenn die wahre Sittlichkeit, als das Höchste im Menschen, kein schwärmerischer Traum ist, wir die Gesetze, durch die sie sich dem Bewußtseyn offenbart, für Gesetze einer übersinnlichen Weltordnung halten müssen, in denen Bewußtseyn des Göttlichen zusammenfällt mit dem Guten. Aber daß jene wahre Sittlichkeit wirklich kein schwärmerischer Traum ist, läßt sich doch durchaus nicht metaphysisch beweisen. Ein Gefühl, vor welchem der Verstand verstummen muß, sagt uns, daß dem so sey. Daß man diesem Gefühle unbedingt vertraue, ist der Anfang aller moralischen Ueberzeugung. Was wir von diesem Gefühle begreifen, ist, nach dem Verfasser, im Wesentlichen die Lehre, daß das moralische Gefühl, wie das religiöse, durchaus verschieden ist von aller aus der Sinnlichkeit, als solcher, entspringenden Gefühlen, und daß es, als unmittelbar verbunden mit der Vernunft, nicht wohl einen andern Ursprung haben kann, als das wahrhaft religiöse Gefühl, mit welchem es in der Erhebung der Denkkraft über die Sinnlichkeit aus den höhern oder mehr als logischen Functionen der Denkkraft selbst entspringt. So wie nun, nach dem Verfasser, der Anfang alles philosophischen Wissens das unbedingte Vertrauen ist, das der Mensch, als denkendes Wesen, der Vernunft überhaupt schenkt, indem er die Meinung, daß auch das Vernünftige im Menschen vielleicht nur subjective Vorstellungsort sey, gerade zu als unvernünftig abweist, eben so ist der Anfang des practisch-philosophischen Wis-

sens jenes unbedingte Vertrauen zu der Vernunft, jener Glaube an die Vernunft, der sich nicht tiefer erforschen läßt. Der letzte Proberstein der Richtigkeit unsrer moralischen Urtheile bleibt aber immer jenes aus der Vernunft entsprungene Gefühl. Moral als eigentliche Sittenlehre kann nichts weiter seyn, als Aufklärung der verschiedenen Gefühle, in welche das sittliche Gefühl sich auflöst, wenn wir mit Besonnenheit auf Thun und Lassen reflectiren. Da nun aber jenes Gefühl selbst darauf dringt, daß der Mensch mit Besonnenheit handle, so wird eben dadurch die Sittlichkeit zur Sache des practischen Verstandes. Eine unverständige, nicht nach Grundfäßen und bestimmten Zwecken handelnde Tugend ist ein Unding. Weiter erlaubt uns der Raum nicht, die Grundlehren der allgemeinen practischen Philosophie nach dem Systeme des Verf. genauer anzuzeigen. Auf die Analyse der objectiven Idee des Guten folgt die Zusammenstellung dieser Idee mit dem Vollkommenen, dem Schönen, und dem Nützlichen. Dann werden die Begriffe der Tugend, der Pflicht, und des Rechts als moralische Cardinalbegriffe erläutert, denen die objective Idee des Guten zum Grunde liegt; woraus denn von selbst folgt, daß, nach dem Verfasser, eine unrichtige Ansicht der moralischen Verhältnisse entsteht, wenn man mit Kant und seiner Schule den Pflichtbegriff und das in ihm liegende Sollen zur Grundlage der philosophischen Sittenlehre macht. Unter den moralischen Nebenbegriffen, wie der Verf. sie nennt, findet auch das Erlaubte seine Stelle. — Die zweite Abtheilung der allgemeinen practischen Philosophie ist moralische Willenslehre überschrieben. Unter diesem Titel wird die Sittlichkeit von der subjectiven Seite als ein Erzeugniß der unwillkürlichen Neigung und des freien Willens deducirt. Ohne unwillkür-

liche Herzensgüte, deren Element das Gefühl der sittlichen Liebe, verbunden mit dem eben so unwillkürlichen und mächtig wirkenden Gefühle der Selbstachtung oder innern Ehre, ist, würde, nach dem Verfasser, die eigentliche Tugend als Erzeugniß des freyen Willens gar nicht statt finden. Die Moral kann also nur auf dem Grunde der unwillkürlichen Herzensgüte fortbauen; und je edler der Mensch durch Selbstbildung und Selbstbeherrschung wird, desto mehr wird ihm die Ausübung aller Tugenden zur andern Natur, deren Gesezen er auch unwillkürlich gemäß handelt, ohne dadurch das Vermögen zu verlieren, anders handeln zu können. Bey diesen Untersuchungen findet also die Betrachtung der Freyheit des Willens und ihres Verhältnisses zur wahren Sittlichkeit nach dem Systeme des Verf. die passendste Stelle. Der Glaube an metaphysische Willensfreyheit kann nach dieser Lehre eben so wenig, als der mit ihm verbundene Glaube an eine übersinnliche Weltordnung durch speculative Dogmen und Zweifel erschüttert werden, wenn die Speculation nicht über die Gränzen des menschlichen Wissens hinaus in das Gebiet der Dichtungen hinüberspringen will. Die Lehre des Verfassers vom Verhältnisse der Sittlichkeit zur Glückseligkeit ist wenig verschieden von der Platonischen, also merklich abweichend von den Lehren Kant's und seiner Schule. Aber wir müssen uns auch hier damit begnügen, alles dieß nur kurz anzuzeigen, und vieles, was dem Verfasser wohl eigen seyn möchte, unangezeigt zu lassen. — Die eigentliche Moral, die in diesem Lehrbuche auf die allgemeine practische Philosophie folgt, bietet denen, die sie prüfen wollen, Stoff zu critischen Reflexionen, die einen sehr bedeutenden Einfluß auf das thätige Leben erhalten können. Eine oberste Verhaltensregel kann der Verf. nach

seinem Systeme nicht anerkennen, außer dieser: "Handle übereinstimmend mit dir selbst in der Harmonie der Bestrebungen und Gefühle, durch die sich das Menschliche in dir von dem Thierischen scheidet;" denn nichts anders, als eben dasjenige, was die menschliche Natur über die thierische erhebt, jenes Gefühl der Würde der menschlichen Natur, durch das sich uns, als denkenden Wesen, eine höhere Weltordnung offenbart, gibt uns einen Begriff von unserer Bestimmung im Plane dieser höheren Weltordnung. Das Gute im Menschen kann also nichts anders als das Characteristisch-Menschliche seyn. Aber was das nun ist, läßt sich unmöglich durch irgend eine Formel erschöpfen. Der Verf. sucht zu zeigen, wie weit die verschiedenen Formeln, die man höchste Sittengesetze genannt hat, anwendbar und in ihrer Art nützlich sind. Aber in unzähligen Fällen des wirklichen Lebens verlassen den Menschen alle Formeln. Da weist ihn die Vernunft selbst unmittelbar auf das Gefühl zurück, das ihr Erzeugniß ist, und ohne das wir von wahrer Sittlichkeit keinen Begriff hätten. Bei dieser Gelegenheit erklärt sich der Verf. nachdrücklich gegen die Casuistik, die in der guten Meinung, für jeden möglichen moralischen Fall mit mathematisch bestimmten Verhaltungsregeln auszuhelfen, das natürliche Gewissen in sich selbst irre, und die Pflicht am Ende zur dialectischen Thorheit macht. — Abweichend von den meisten neueren Moralsystemen ist des Verfassers Lehre vom Verhältnisse der Sittlichkeit zur Geselligkeit. Bekanntlich suchten fast alle neueren Moralisten (man möchte sie moralische Socialisten nennen) in den Tugenden der Geselligkeit den Keim aller übrigen nachzuweisen, oder die Sittlichkeit überhaupt aus der Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit zu erklären. Daher fast überall die ein-

seitigen Vorstellungen vom moralischen Werthe der Selbstbildung, der liberalen Geistesbeschäftigung, der Wissenschaften und Künste. Auch in den Schulen, die von andern Moralprincipien ausgehen, als die Socialisten, z. B. in der Kantischen, scheint jene Vorstellungsart sich fortgeerbt zu haben. Nach dem Verfasser hat jede Thätigkeit, die auf harmonische Ausbildung unsrer geistigen Kräfte gerichtet ist, in sich selbst, auch abgesehen von ihrer Beziehung auf die menschliche Gesellschaft, einen moralischen Werth. Damit soll aber keinesweges gesagt seyn, daß die Tugenden der Geselligkeit für geringer als die Tugenden der Selbstbildung zu achten wären. Ueberhaupt verdient alles, was man in einzelnen Verhältnissen unter den Menschen Tugend nennt, nach dem Verfasser nur in so fern diesen Namen, als es sich auf eine vollkommene Harmonie aller geistigen und sinnlichen Anlagen und Kräfte bezieht, durch die ein wahrhaft menschliches Daseyn, mit einem Worte die eigentliche Humanität, möglich wird, obgleich diese Humanität, wie alle Vollkommenheit, immer nur als Ideal dem Verstande sowohl, als dem Gefühle, vorschwebt. Darum findet auch der Verfasser eben nichts verdienstliches in den Bemühungen einiger Rigoristen, die den ästhetischen Reiz der Tugenden durch die Strenge der Pflichten verdunkeln wollen. Er sucht zu zeigen, daß der Begriff der Tugend überhaupt eine viel weitere Sphäre hat, als der Begriff der Pflicht. Deswegen ist bey ihm die Lehre von den Pflichten in der Lehre von den Tugenden, nicht diese in jener, enthalten. — Ueber das Naturrecht, das den Beschluß dieses Lehrbuchs der philosophischen Wissenschaften macht, möchten wir gern unsern Lesern eine Auskunft geben, die des Verfassers Begriff von dieser problematisch gewordenen Wissenschaft in das

rechte Licht stellte. Dazu aber ist in dieser Anzeige durchaus kein Raum. Also mit wenigen Worten nur eine Andeutung dessen, was der Verfasser den Zwangstheorien, die sich Naturrecht nennen, entgegenstellt. Es gibt, nach dem Verfasser, kein Naturrecht, das ein anderes Princip hätte, als die wahre Moral. Aber eines der wichtigsten, folgerreichsten, und besonders in der Anwendung auf die Politik und die Wissenschaft der Gesetzgebung fruchtbarsten Kapitel der allgemeinen Moral ist die specielle Lehre von der Gerechtigkeit in den äußern Verhältnissen des Lebens. Nun gründen sich aber, nach dem Verfasser, alle philosophischen Begriffe von der Tugend der Gerechtigkeit auf den moralischen Stammbegriff des Rechts. Was diesem Begriffe in den äußern Verhältnissen des Lebens gemäß ist, also, was in diesen Verhältnissen zu thun unerlässliche Pflicht ist, wenn man die Rechte anderer nicht kränken will, das lehrt nach dem Verf. die Wissenschaft des Naturrechts. Wie weit man aber dem andern Gewalt anthun darf, damit er unsere Rechte nicht kränke, läßt sich, nach dieser Theorie gar nicht beurtheilen ohne Rücksicht auf die Harmonie aller Tugenden und Pflichten.

### Freyberg.

Wey Crag und Gerlach: Freyherrn S. G. Zernelin's, Kön. Schwed. Bergraths, Minerographie von Lappland und Westbochnien, nebst einem Auszuge aus Wahlenberg's Topographie von Kami-Lappmark. Aus dem Schwedischen mit einigen Anmerkungen von Joh. Georg Ludolph Blumbhof, Großherzogl. Hessischem Hofkammerrathe u. s. w. Mit drey Kupfertafeln. 1813. X und 179 Seiten. in Octav.

Herr Blumbhof, dem man bekanntlich schon viele Uebersetzungen aus dem Schwedischen verdankt, hat

sich auf's Neue um die Deutsche Litteratur durch die Herausgabe der vorliegenden Schrift verdient gemacht. Das Schwedische Original, dessen Uebersetzung den Hauptgegenstand derselben ausmacht, ist zu Stockholm im Jahre 1804 unter dem Titel: *Förfök till Mineral-historia öfver Lappmarken och Vesterbotten*, af Friherre S. G. Hermelin, auf 70 Quartseiten erschienen. Wenn gleich dieses Werk den Forderungen nicht völlig genügt, die man an eine ähnliche Deutsche Schrift zu machen bes rechtigt seyn würde, indem die darin gelieferten geognostischen und anorganographischen Nachrichten, bey Weitem nicht den Fortschritten entsprechen, welche Geognosie und Anorganographie in neueren Zeiten in Deutschland gemacht haben; so ist es dennoch sehr willkommen, da wir bisher so gar wenige und unvollständige Kenntnisse über die mineralogische Beschaffenheit jener Gegenden und über den Zustand des dortigen Bergbaues besaßen. Der Hauptzweck dieser Schrift gehet auch nicht dahin, eine vollständige mineralogische Geographie von Lappland und Westbothnien zu liefern, sondern vielmehr über die bebaueten und nicht bebaueten Erzlagerstätten dieser Gegenden, eine genauere Kunde zu verbreiten, als man bisher davon hatte; und man muß gestehen, daß dieser Zweck mit der umfassendsten Localkenntniß erfüllt ist. Der Verf. gehet in dieser Hinsicht Lappland und Westbothnien nach den verschiedenen Haupttheilen, und diese wieder nach den einzelnen Kirchspielen durch; wobei wir ihm indessen, wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter, hier nicht in das einzelne Detail folgen können. Großes Staunen erregen die ungeheuern Eisensteinsmassen, welche in Lappland aufgetürmt sind, und in welcher Hinsicht sich besonders Svappavara und Gellivara auszeichnen. Ganze Stückgebirge der reichsten Eisenminen! Und



diese bisher noch sogar wenig benutzt, theils wegen ihrer strengflüssigen und nicht gutartigen Beschaffenheit, theils und besonders aber wohl, wegen der großen Schwierigkeiten ihres Transportes und der Ausfuhr der Producte. — Der Herr Uebersetzer hat den Text mit einigen Anmerkungen ausgestattet, welche zum Theil aus anderen Schriften, zumahl aus der bekannten Reise des Herrn von Buch entlehnt, zum Theil von dem Professor Hausmann handschriftlich ihm dargeboten worden sind.

Angehängt sind der Mineralographie von Lappland einige mineralogische und öconomische Nachrichten von Kemi-Lappmark, aus einem vortreflichen, im Jahre 1804 zu Stockholm erschienenen Werke über diese Gegend, von dem verdienten Wahlberg, welches den Titel führt: Geografisk och economisk Beskrifning om Kemi-Lappmarken. Der interessante Inhalt der wenigen, mitgetheilten Seiten, läßt es recht sehr bedauern, daß es dem Herrn Blumhof die Umstände nicht gestattet haben, diese im Originale nur 77 Quartseiten füllende Schrift, in einer vollständigen Uebersetzung mitzutheilen. Wir müssen uns begnügen, nur ein Paar Bemerkungen auszuheben, welche die Bären und Wölfe von Kemi-Lappland betreffen. "Der Bär ist hier zahlreicher als irgend an einem anderen Orte des Schwedischen Reichs. Wenn er im Frühling aus seiner Höhle kommt, und außer den Sümpfen keine Nahrung da ist, so thut er den Einwohnern oft Schaden an Schafen, trocknen Fischen u. a. m., und wenn der Lappe sein Eigenthum vertheidigen will, so kommt er zuweilen in Lebensgefahr. Im Sommer und Herbst hingegen thut der Bär keinen Schaden. Sein Winterlager gräbt er unter Birkengebüsch und macht den Eingang gegen Süden, welche Oeffnung er im Herbst, sobald er selbst hineingegangen ist, mit zusammengedrehtem Moos-

sorgfältig verstopft. Wölfe finden sich in großer Menge, so wie im ganzen nördlichen Lappland; sie richten weit mehr Schaden unter den Rennthieren und Schafen an, als der Bär. Wenn das Rennthier stillsteht, so wagt es der Wolf nicht, dasselbe anzugreifen; wenn es aber läuft (Hr. Blumhof hat "men springer han" im Original, unrichtig durch "wenn es aber springt" übersetzt —) so folgt der Wolf nach und holt es bey'm Hinunterlaufen von einem Berge oder einer Anhöhe leicht ein." Es ist in der That nicht uninteressant, auf das gegenseitige Benehmen verschiedener Thiere bey dem Angriffe zu achten. Recensent erinnert sich bey dieser Gelegenheit an eine Bemerkung, die ihm von glaubwürdigen Personen in Norwegen mitgetheilt worden ist, über das Benehmen des Pferdes, wenn es vom Bären oder vom Wolfe angegriffen wird. Sobald das Pferd den ersteren wittert, nimmt es die Flucht und ist, wenn es z. B. einen Schlitten ziehet, auf keine Weise zu halten; gegen den Wolf setzt es sich aber in Vertheidigung; es bleibt bey seinem Anfall stehen und schlägt mit den Hinterhufen so tapfer gegen den Wolf ein, daß dieser wohl zuweilen auf dem Kampfplatze bleibt.

### Halle.

Ben Hemmerde und Schweisfke: Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, von Günther; Lehrer an der Schule zu Bernburg; erster Cursus nebst Vorübungen zum Erlernen der hauptsächlich syntaktischen Regeln. 1813. XVI und 219 Seiten in Octav.

Höchst erfreulich war dem Recensenten die Erscheinung dieses Buches, als ein neuer Beweis, wie sehr auf auswärtigen Schulen das Bestreben wächst eine feste Kenntniß der Griechischen Sprache in der Jugend zu begründen. Wir gratuliren der Ver-

burger Schule, wo der verdienstvolle Verfasser, überzeugt, daß man in beiden Hauptsprachen des Alterthums eine gleiche Fertigkeit erlangen müsse, und daß die geringere Kenntniß des Griechischen zum Theil vom Mangel des Schreibens in dieser Sprache herrühre, diese Gattung von Uebung zuerst einführte. Mit Recht wird von ihm bemerkt, daß das Schreiben nicht nur zu Sprachreichthum führe, sondern vorzüglich in das Innere der Griechischen Syntax; aber der Satz: ohne Uebung im Schreiben mag niemand die nöthige Sicherheit und Fertigkeit erlangen, möchten wir nicht unbedingt einräumen. Indem der Verfasser mit Einsicht und Liebe die Uebungen leitete, bemerkte er bald, daß Werner's Anleitung nur Beispiele an einzelne Regeln knüpfte, aber der freyen Uebung keinen Stoff darbierte. Er suchte daher beides zu vereinigen in dieser Anleitung, welche in Vorübungen und freye Uebungen zerfällt.

Die Vorübungen, zur Erlernung der hauptsächlich syntactischen Regeln bestimmt, sind nach den Grammatiken von Buzmann, Matthia und Welsherin gearbeitet, mit steter Hinweisung auf ihre Paragraphen; aber in der Anordnung dieser syntactischen Uebungen ging er seinen eignen Weg, mit dem Streben zu vervollständigen und eine leichte Uebersicht zu gewähren. Vorausgesetzt wird, daß die Schüler den etymologischen Theil (hiermit scheint der Verf. die Formenlehre zu bezeichnen) inne haben; für solche werden faßliche Regeln aufgestellt, begleitet von zweckmäßigen Beispielen, ohne Ueberladung. Lobenswerth schloß der Verf. philosophirende Untersuchungen und schwankende Hypothesen aus dieser Anleitung aus. Wenn er aber der Anwendung der philosophischen Grammatik auf die alten Sprachen, oder, was einerley ist, der philosophischen Entwicklung der Grammatik der

alten Sprachen sich so abgeneigt zeigt, so bedachte er nicht, daß gerade der Mangel der Anwendung richtiger philosophischer Erkenntniß die Ursache ist, warum es uns bis auf den heutigen Tag in beiden Hauptsprachen des Alterthums an einer guten Syntax fehlt. Bey dieser Abneigung gegen die Anwendung der Philosophie auf die Syntax ist in seinen Vorübungen manches unbegründet hingestellt, wie S. 69. *δα* stehe, wenn im Nachsatze ein imperativus oder futurum folge. Das Richtige hierüber wird ihm *Dissen, disquisitionum philologicarum specimen primum*, S. 20 und 21 darbieten. Daher findet sich selbst in der Syntax hier einiges vor, das in die Formenlehre gehört, wie die tempora S. 54 – 60. Die freyen Uebungsstücke im ersten Cursus sind Merkwürdigkeiten der Aegyptischen, Indischen und Persischen Geschichte aus Herodot; eine zweckmäßige Wahl, schon wegen des einfachen Periodenbaus. Es sollen aber diese Stücke nicht in den Ionischen Dialect zurück übersetzt werden; denn sehr richtig setzt er den reinen Atticismus, die Blüte der Griechischen Sprachvollkommenheit, sich in den Vorübungen und freyen Uebungen zum Ziele. Wir hätten indefs gewünscht, daß in den darunter gesetzten Redensarten, welche durch zweckmäßige Kürze und Wahl sich empfehlen, und mit Hinweisungen auf das Syntactische gut gemischt sind, Ionische Worte und Wortformeln vermieden worden wären, wie S. 122 *ἀκρίτατος ἀρηγητέως*, S. 117 *αἰετός*, S. 121 *ἰσθουαί*. Dieses und ähnliches (wie S. 120 *διὰ φέρω* c. Dativ. vor andern sich auszeichnen, sollte heißen c. Genit.) wird eine zweite Ausgabe tilgen, die wir bey der Brauchbarkeit dieser Anleitung bald erwarten; wie auch den zweyten Cursus, den der Verfasser den Schulen Deutschlands nicht lange vorenthalten möge. W.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 13. Junius 1814.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurde in der Versammlung am 21. May von Hrn. Prof. Stromeyer die chemische Analyse eines Anhydrits aus der Gegend von Hefeld am Harz vorgelegt. Dieser Anhydrit ist dem, welcher unweit Osterode ebenfalls am Harz vorkömmt, ungemein ähnlich, und gehört auch wie dieser zur strahligen Abänderung dieses Fossils. Seine Farbe ist indessen mehr blaulich-grau oder auch selbst lichtgrau. Das specifische Gewicht desselben fand der Verfasser bey der größten Dichte des Wassers (4°, 35 C. Therm.) und dem mittlern Drucke der Luft (0<sup>m</sup>, 76 Bar.) zu 2,8662. Nach den von Hrn. Conector Köhler zu Hefeld, dessen Güte der Prof. Stromeyer diesen Anhydrit verdankt, darüber erhaltenen Nachrichten, findet sich derselbe am Himmelsberge, einem etwa eine halbe Meile südwestwärts von Hefeld gelegenen Berge, woselbst er in älterem Flözgyps einbricht, und darin oft zwey bis drey dachter mächtige Lager bildet. Derselbe wird an manchen Stellen von dünnen lagern Stinkstein durchzogen, welcher an der Ober-

Z (4)

fläche verwittert ist, während der Anhydrit sich erhalten hat, so daß es das Ansehen gewinnt, als wäre der Anhydrit plattenweis mit Mörtel aufeinander geschichtet.

Nach der von dem Prof. Stromeyer mit der bläulich-grauen Abänderung dieses Anhydrits angestellten chemischen Untersuchung sind in hundert Theilen derselben enthalten:

Kalk . . . . .	40,673
Schwefelsäure . . . . .	55,801
Kohlensäure . . . . .	0,087
Eisenorydul . . . . .	0,254
Kieselerde . . . . .	0,231
bituminöse Substanz . . . . .	0,040
Wasser . . . . .	2,914
salzsaures Natron . . . . .	eine Spur
	100,000

Oder der bläulich-graue Anhydrit vom Himmelsberge bey Ilesfeld besteht dieser Analyse zufolge in hundert Theilen aus:

wasserlosen schwefelsaurem Kalk . . . . .	85,877
wasserhaltigen schwefelsaurem Kalk (Gyps) . . . . .	13,400
Kohlensaurem Kalk . . . . .	0,198
Eisenorydul . . . . .	0,254
Kieselerde . . . . .	0,231
bituminöse Substanz . . . . .	0,040
Steinsalz . . . . .	eine Spur
	100,000

Die bläulich-graue Farbe verdankt dieser Anhydrit der aller Wahrscheinlichkeit nur mechanisch beygemengten bituminösen Substanz, welche vermuthlich mit dem kohlensauren Kalk als Stinkkalk verbunden darin vorkommt. Vergleichende Versuche, welche mit dem blauen Anhydrit von Osterode und

von Sulz am Neckar angestellt wurden, zeigten, daß auch bey diesen die blaue Farbe ebenfalls von einer ähnlichen bituminösen Substanz herrühre, welche auch in ihnen mit kohlensaurem Kalk zu Stinkkalk vereinigt zu seyn scheint, denn beide enthalten die der Ipfelder Anhydrit geringe Antheile kohlensaurer Kalk.

### Sulzbach.

Hey Seidel: Der erste Brief des Apostels Petrus übersetzt und mit einem Commentar versehen von C. G. Hensler. 1813. 256 S. in Octav.

Eine fleißig gearbeitete Schrift, die Anfängern gute Dienste leisten kann. Sie besteht aus einer umständlichen Vorrede, einer Einleitung in den Brief, dessen Uebersetzung und ausführlichen Erläuterung.

In der Vorrede gibt der Verfasser die Regeln an, welche ein Uebersetzer des N. T. zu befolgen habe. Sie sind der Natur und Bestimmung der Bücher, von denen die Rede ist, angemessen; wären sie nur eben so leicht in Ausübung zu bringen, als sie sich vorschreiben lassen. Indessen kann man, nach des Recensenten Einsicht, Uebersetzungen neutestamentlicher Bücher, die bis auf wenige Ausnahmen nicht wohl auf ästhetischen Werth angelegt seyn können, nur als ein Mittel betrachten, den Sinn, in welchem der Verfasser seinen Autor aufgefaßt hat, im Ganzen kurz darzustellen: wozu vor allem Deutlichkeit des Ausdrucks gehört. Und in dieser Hinsicht ertheilt dem Verf. mit Vergnügen das Lob einer gelungenen Arbeit: der Sinn des Briefs, so wie er ihn aufgefaßt hat, ist überall klar dargestellt: und der Deutlichkeit ist auch die Art der Wortstellung im Deutschen nicht nachtheilig gewesen, die zu den Eigenthümlichkeiten des Verfassers gehört, und einen Grund im Original hat.

Die Einleitung zu dem Brief geht nicht über das Gewöhnliche hinaus. Die ersten Leser desselben waren Judenchristen, weil die *ιδωλολατρῶν* 4, 8. nur heidnische Gewohnheiten wären, an denen sie in ihren frühern Jahren als Juden noch Antheil genommen hätten; der Ort der Abfassung ist Babylon, weil Petrus nicht von seinem Weibe zu Babylon, sondern von der Gemeine daselbst 5, 13. grüße; die Zeit der Abfassung fällt um das Jahr Chr. 60, und der Concipient des Briefs ist Petrus selbst; der Verf. weiß sogar, daß sein Griechischer Ausdruck so beschaffen sey, wie man ihn von diesem Apostel in seinen spätern Lebensjahren, nach einem vieljährigen Aufenthalt in Heidenländern (wovon aber die Beweise vergessen worden sind), habe erwarten müssen.

In der ausführlichen Erläuterung des Briefs hat der Verf. immer solche Leser im Auge, die über jedes Wort etwas, sey es auch nur die Deutsch angegebene Bedeutung desselben, zu erhalten wünschen. Zur Erläuterung wählt er das Bessere von dem, was bisher geleistet ist, aus; hie und da mit einem eigenen Versuch. Im ersten Fall darf man nicht die Wiederholung einer kühnen Idee befürchten, und im letzten nichts Originales, wie es aus einem selbstständigen Geiste hervorgeht, erwarten: war so etwas kein Eigenthum des Verf. in seinen frühern gesunden Jahren, wie viel weniger in den spätern körperlicher Leiden, unter welchen er diesen seinen exegetischen Nachlaß niedergeschrieben hat. Mit Aengstlichkeit hielt er sich an das Herkömmliche, mit sichtbarem Bemühen, jede neue Ansicht zu entfernen. Die große Verwandtschaft des Ausdrucks mit der Paulinischen Sprache gibt er nicht einmahl zu: damit ist ihm eine schöne Erläuterungsquelle entgangen, aus welcher ein künstiger Aus-



leger, der ihr fleißiger nachgehen mag, als bisher geschehen ist, manches Treffende zur Aufhellung des Briefs schöpfen wird. Wie quält sich doch der Verf. mit dem *θανάτωδεῖς μὲν σαρκί, ζῶσαντες δὲ πνεύματι* 3, 18; und erhält zuletzt doch nichts weiter als die Erklärung "dem Leibe nach getödtet, ward er dem Geiste nach lebendig erhalten," was ihn, da er erkennt, daß *ἐν ᾧ ἐκήρυξ* mit *πνεύματι* verbunden werden müsse, zu der unnatürlichsten Erklärung führt, daß die *ἐν Φυλακῇ (ὄντα) πνεύματα*, welche durch den Geist Christi belehrt worden, "die vor ihrem Uebertritt zum Christenthum unglücklichen Juden und Heiden" wären, welche die Apostel durch den von Christus erhaltenen Geist belehrt hätten. Nach dem Paulinischen Sprachgebrauch gefaßt, wäre hier behauptet, "der hingetrichtete Christus wäre des mit ihm vereinigten göttlichen Geistes wegen wieder erweckt worden; und mit demselben habe er auch schon die ungläubigen Menschen der alten Welt belehrt" u. s. w. Aus ähnlicher Scheu vor dem Neuen und Neuesten, gibt sich der Verf. viele undankbare Mühe, jeder Condescendenz zu Volksmeinungen in dem Briefe auszuweichen. Man kann sich dieses sogleich aus dem eben angeführten Beyspiel erläutern. Wer wird ihm glauben, daß Juden und Heiden, die nachher von den Aposteln belehrt worden, wegen ihres unglücklichen Zustandes vor ihrer Bekehrung, *τα ἐν Φυλακῇ πνεύματα* genannt wären? Aber es sollte nun einmahl nicht auf die Vorstellung von eingetorkelten Riesen der alten Welt angespielt seyn, weil davon die frühere bewährte Geschichte nichts wisse. Gleich als ob die Verfasser des N. T. die alte Geschichte so für ihre religiösen Zwecke verarbeitet, wie sie eine critische Prüfung ihrer

Quellen hinstellen würde, und sie nicht vielmehr dieselbe so brauchen, wie sie die Sage ausgebildet hatte, nach welcher sie auch ihren ersten Lesern allein bekannt war. Kann der Verf. 5, 8. ὁ ἀντιδίκος ὑμῶν διάβολος aus einer andern Ursache für "der wider euch feindselige Verläumder" genommen haben, als um der Vorstellung auszuweichen, daß der Satan zum Urheber alles Bösen gemacht werde, was doch nicht der Fall sey? Allerdings sind die Feinde und Verfolger der Christen gemeint; aber die Einkleidung bezieht sich auf jene berühmte Volksvorstellung, und, Idee und Einkleidung derselben unterschieden, verschwindet alle Schwierigkeit. Auch in den Worterklärungen stößt man auf einzelne eigenthümliche Versuche, die nicht immer glücklich sind. Sollte sich wohl der Unterschied, der zwischen τέσσα ὑπανοίης und τέσσα ὑπήκοα I, 14. gemacht wird, vertheidigen lassen? oder sollten ἀναγεννημένοι οὐκ ἐν σπορᾷς Φαρισαίων, ἀλλὰ ἀΦάρτου I, 22. sprachrichtig die seyn können, "welche nicht einen vergänglichen, sondern unvergänglichen Erzeuger haben?" Sie sollen ja ἀναγεννημένοι διὰ λόγου ζώντος Ἰσοῦ seyn, folglich ist von einer ἀναγέννησις durch die Lehre des Christenthums die Rede, der die Bewirkung einer seligen Ewigkeit zugeschrieben wird; kann nun, wie auch die Worte es wollen, σπορὰ οὐ Φαρισηία ἀλλὰ ἀΦαρτ. was anderes seyn, als eine Zeugung, aus der keine Sterbliche, sondern Unsterbliche entspringen? u. s. w. u. s. w. Diese Stellen werden hinreichen, den eigenthümlichen Character der von demsel. Verf. herrührenden Erklärungen zu bezeichnen, die aber nur sehr einzeln vorkommen. Die Auswahl aus frühern Interpreten zeugt von Bedächtigkeit, Uebung und Sachkenntniß.

## Leipzig.

Bei G. J. Göschen: Lehrbuch der mathematischen Geographie von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium zu Gotha. Mit sieben Kupfer- tafeln. 236 Seiten in Octav.

Der Plan des Verfassers bey Abfassung dieses Lehrbuchs für eine Wissenschaft, welche für jeden Gebildeten ein so vielseitiges Interesse hat, ging dahin, zwischen den dürftigen und oberflächlichen Abrissen derselben, die den Lehrbüchern der politischen Erdbeschreibung vorangeschickt zu werden pflegen, und sich nur auf die Aufzählung von Haupt- resultaten beschränken, ohne sie durch mathematische Behandlung zu begründen oder zu erläutern, — und den größern Werken, welche feinere, weniger allgemein verbreitete Kenntnisse der höhern Mathematik voraussetzen, eine schickliche Mittelstraße zu treffen. In einem solchen Werke erwartet man nicht neue Aufklärungen, die die Wissenschaft selbst weiter bringen, sondern nur, daß eine zweckmäßige Auswahl aus dem Bekannten mit Ordnung, Gründlichkeit und Klarheit dargestellt werde, und dieses Ziel hat der Verf. in der That erreicht. Er handelt in zehn Abschnitten von der Gestalt des Erdkörpers im Allgemeinen; von der mathematischen Eintheilung der Erdkugel und ihrer Größe; von der Umdrehung derselben um ihre Axe und den damit zusammenhängenden Erscheinungen; von den Mitteln, die geographische Breite eines Orts zu bestimmen, und eine Mittagslinie zu ziehen; von der Bewegung der Erde um die Sonne; von der Eintheilung der Himmels- und der Erdkugel in Beziehung auf die Bewegung der Erde um die Sonne, und den Erscheinungen, die auf der Erde aus dieser Bewegung entstehen; von der Zeitbestimmung und

den Mitteln zur Bestimmung der geographischen Länge; von der sphäroidischen Gestalt der Erde; von der Verfertigung künstlicher Erdkugeln und der Landkarten; vom Gebrauch der künstlichen Erdkugel zur Auflösung mathematisch geographischer Aufgaben. Wir können nicht anders, als dieser Anordnung und Auswahl im Allgemeinen unsern Beyfall geben, wenn gleich unsrer Ansicht nach hie und da noch einige Gegenstände, die nicht berührt sind, hätten aufgenommen, und dagegen andere z. B. die verschiedenen Projectionsarten der Karten allenfalls etwas kürzer hätten abgehandelt werden können. So hätten wir unter andern einige Anleitung gewünscht, die Oberfläche einzelner Länder, wenn auch nur bey der Kugelgestalt der Erde, und den Abstand einzelner Punkte auf der Erdoberfläche von einander zu berechnen, so wie überhaupt, daß der Gebrauch der sphärischen Trigonometrie nicht so ganz ausgeschlossen wäre. Auch bey der sphäroidischen Gestalt der Erde hätte wohl bestimmter herausgehoben werden können, wie der Begriff der geographischen Breite anders modificirt werden müsse als auf der Kugel, und wie von dieser Breite die relative Lage gegen den Erdäquator, die Erdaxe und den Erdmittelpunct abhängt. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die dem allgemeinen Werthe des Buchs keinen Abbruch thun, und auf die der Verfasser, wenn vielleicht eine neue Auflage erforderlich seyn sollte, zu welcher ein für den Unterricht sehr empfehlenswerthes Buch wohl gelangen kann, leicht wird Rücksicht nehmen können.

---

In der Recension von Morel's Geschichte und Statistik des Bisthums Basel St. 90. S. 893 B. 1 von oben: Mauracim l. Mauracien.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1814.

Erlangen.

Bei J. J. Palm: Historisch-critische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments, von Dr. Leonhard Bertholdr. Dritter Theil, welcher die Einleitung in die historischen Schriften enthält. 1813. Von 745 — 1336 Seiten in Octav. (Die Anzeige der beiden ersten Theile von einer andern gelehrten Hand s. 1813. S. 753.)

Bei Schriften, welche einen Stoff von großem Umfang zu umfassen haben, bleibt dem Verfasser einer Anzeige, die nicht ins Einzelne gehen kann keine andere Wahl übrig, als sich auf den Geist derselben einzuschränken. Zu den Werken dieser Art gehört die genannte Einleitung in die historischen Schriften des A. und N. Testaments.

Seit den letzten drey Decennien betrachtet man diese Schriften aus ganz neuen Gesichtspuncten, durch deren Hülfe ein völlig neuer Stoff gewonnen und zur öffentlichen Discussion gebracht worden ist. Er hat auch in dieser Zeit alle die Schicksale erfahren, welche umgeschaffene Wissenschaften zu treffen

fen pflegen, man hat ihn wiederholt und erläutert, gelobt und getadelt, angenommen, bestritten und verworfen, und als er sich dessen ungeachtet im Ganzen zu einer Art allgemeiner Gültigkeit hindurch gekämpft hatte, hat man ihn durch Steigerung der angegebenen Gesichtspuncte zu vermehren und zu verschönern, und dadurch dieser Ehre würdiger zu machen gesucht. Wie bey jeder umgeschaffenen Wissenschaft hinter der Periode des Verwunders, Stillstehens und sich Besinnens, des Bekämpfens und Veränderns, endlich eine Vermittlungsperiode eintritt, in welcher der Reformator mit seinen Bestreitern und Verbesserern, falls ihre Neuheit ihn nicht in den Hintergrund gedrängt hat, ausgeglichen wird, und mit ihnen, auf gleicher Linie stehend, wechselseitig die Ehre des Vorzugs theilen muß: so bestimmte auch den Verfasser dieser neuen kritisch-historischen Einleitung in das A. und N. Testament sein Zeitalter und die Lage, in welcher er die Wissenschaft fand, bey den in diesem Bande bearbeiteten kanonischen Geschichtswerken des A. und N. Testaments zum Vermittler: denn bey den apokryphischen des A. T., an welchen die Polemik der neuesten Zeit weniger ihr Heil versucht hat, bedurfte es der Vermittlung weniger.

Ueber die historischen Schriften des A. T. (von denen aber Esther und Ruth ausgeschlossen sind, weil sie zu den romantischen gehören sollen), laufen die Abhandlungen von S. 745 — 1036 herab. Durchweg stellen sie das, was dem Verf. unter dem neuerdings Ausgemittelten das Bessere scheint, zusammen. Um die Weise desselben näher zu bezeichnen, wollen wir einige Proben seiner Resultate ausziehen.

Das hohe Alter der mosaischen Schriften suchte die neuere Zeit aus ihrem innern Gehalt haupt-

sächlich zu erweisen, ihre Darstellungsweise aus der alten Sprache und Vorstellungsart zu erläutern, wobey wohl zufällig die Wörter Epos und Mythos gebraucht wurden. Diese Nahmen wurden mit Wohlgefallen aufgegriffen und in ihrem neuesten Sinn auf die mosaïschen Schriften übergetragen, daß endlich aus dem Pentateuch eine Sammlung von gedichteten Erzählungen zu theokratischen Zwecken, aus einem sehr späten Zeitalter, geworden ist. Vermittelnd betrachtet nun der Verf. den Pentateuch als eine nach Moses Zeit gemachte Sammlung einzelner Aufsätze verschiedener Verfasser und Zeiten. Vor-mosaïsch ist die Genesis ihren einzelnen Bestandtheilen nach; Mosaïsch sind in den vier letzten Büchern einzelne Abschnitte, wie einzelne Aufsätze über vorgefallene Begebenheiten, einzelne Statuten, einzelne Gedichte, einzelne Particulargesammungen, welche Moses zur Aufbewahrung an die Seite der Bundeslade niedergelegt hatte; nach-mosaïsch ist mancherley. Die Geschichte der vier letzten Bücher kann nicht von Moses seyn, denn sie hat einen mythischen Character und ist in ein Epos gebracht, nur nicht nach künstlicher Zurichtung; von Moses können nicht die Gesetze seyn, welche zwischen dieser mythischen Geschichte stehen, auch nicht die rückwärtsstehenden Gesetze, zwar nicht gerade alle, welche ihre Anwendung erst nach dem Eintritt der Israeliten in das Land Canaan fanden, wohl aber die, welche den schon wirklichen Besitz des Landes und die bereits angefangene bürgerliche Verfassung voraussetzen. Alle diese Nachträge von Gesetzen späterer Zeit (wie z. B. das Königsgesetz) sind ausgedrückt und gestellt, als hätte sie Moses in der Wüste gegeben, und Jehova sie durch Moses ausgesprochen (?), und wurden gleichfalls nach ihrer Promulgation an die Seite der Bundeslade gelegt.

Das letzte Gesetz dieser Art war das Königsgesetz unter Samuel, der es auch an den Ort des Heiligthums brachte; nach der Zeit kam keines mehr dahin. Denn in der Geschichte anderer merkwürdiger Vorfälle, die nicht ohne neue Verfügungen vorübergehen konnten, wie der Organisation des Gottesdienstes durch David, der Errichtung des Tempels durch Salomo, des Abfalls der zehn Stämme, kommen keine Spuren vor, daß etwas Gesetzliches an den Ort des Heiligthums niedergelegt worden sey. Wann wurde nun aus den neben der Bundeslade niedergelegten Aufsätzen ein Ganzes gemacht? Die älteste Spur eines vorhandenen Gesetzes fällt in Davids Regierung: doch könnte dieses ein bloßer Codex legum und nicht der vollständige Pentateuch gewesen seyn. Vollständig war er aber zur Zeit des Abfalls der zehn Stämme vorhanden, weil diese den Pentateuch eben so, wie das Reich Juda, besaßen. Da nun in beiden Exemplaren das von Samuel an der Seite der Bundeslade gelegte Königsgesetz enthalten ist, so ist wahrscheinlich, daß der Pentateuch aus den Mosaischen, vor- und nachmosaischen Materialien — wahrscheinlich unter Samuels Aufsicht von den Prophetenschülern — zusammengesetzt worden. — Wäre nun der, welcher die Sünden solcher neuen Ansichten, die vermittelt werden sollen, verwirkt hat, noch Zeuge solcher irdischen Versuche, so möchte es ihm, wie dem Erfinder eines neuen Schlagwerks, das viele Nachahmung findet, gehen: jede Nachahmung erlaubt sich Abänderungen, vergrößert und verkleinert und versetzt Räder, oder nimmt einzelne gar hinweg: das Triebwerk geht zwar fort; aber (wenigstens in den Augen des Erfinders) nicht mit der ursprünglichen Richtigkeit und Leichtigkeit. Doch stände ihm am wenigsten an, seine ursprüngliche Beschaffenheit gegen die Abänderungen



zu vertheidigen: das Original steht neben den abgeänderten Copien: der weitere Gebrauch von beiden müßte über ihren innern Gehalt entscheiden.

In eben dem Geiste sind die iredischen Versuche über die übrigen historischen Bücher des N. T. abgefaßt. Bey den Apokryphen fanden sich der Nacharbeiten und daher auch der Verschiedenheiten weniger, und war weniger auszugleichen. Beym zweyten Buch der Maccabäer trifft man auf den eigenthümlichen Gedanken des Verfassers, daß die ihm vorgestellten beiden Briefe aus dem Hebräischen übersetzt wären; wovon wir die näher angegebenen Weise ungern vermist haben.

Vom Neuen Testament sind in diesem Bande noch die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in Untersuchung genommen. Der Ursprung der drey ersten Evangelien aus einem Aramäischen Urevangelium mittelst Einschaltungen von verschiedenen Händen, wird für völlig erwiesen erklärt: doch sey die zur vollständigen Erklärung aller bemerkbaren Erscheinungen angewendete Kunst anstößig; das Anstößigste die Vorsetzung einer oder gar mehrerer Griechischer Uebersetzungen des Urevangeliums vor dem Daseyn unserer drey ersten Evangelisten. Sollte aber (wenn wir einmahl ein Wort dazwischen setzen dürfen) bey Einfachheit des Ursprungs nicht Kunstreiches in dem Wiederauffinden des Einfachen zulässig? sollte eine frühe Uebersetzung des Aramäischen Urtextes in die Griechische Sprache zum Gebrauch der Heidentänder nicht ein sehr natürliches Ereigniß seyn? Um sie entbehrlich zu machen, schlägt der Verf. (ob gleich schüchtern) die Hypothese vor, (welcher auch Semler und Schmidt geneigt scheinen,) daß den Evangelien die wörtlich vorkommenden Harmonien im Ausdruck nicht ursprünglich gewesen, sondern erst durch eine spätere Conformation in den drey ersten Jahrhun-

denken nach und nach gegeben seyn möchten. — Die Eigenthümlichkeiten der Reden Jesus beym Johannes möchte der Verf. aus ihrem frühen Aufzeichnen, wodurch der Evangelist im Stande war, alles bis auf die gebrauchten Worte selbst zu geben, sich erklären. Wir wünschen, daß es dem Verf. gelingen möge, dieses recht klar zu machen: es würde große Aufschlüsse über Jesus Geist und Character als Volkslehrer verbreiten, worüber wir bisher im völligen Dunkel sind.

Die ganze Manier, in welcher Herr Dr. B. gearbeitet hat, machte eine vollständige Bekanntschaft mit dem bisher Geleisteten nothwendig. Sein Werk ist daher auch äußerst vollständig in litterarischen Angaben. Der Rec. wüßte nichts von Bedeutung nachzutragen; vielmehr ist von dem Verf. manche Schrift in sein Gedächtniß zurückgerufen worden, an die er sich ohne ihn nicht mehr würde erinnert haben.

#### Dresden.

In der Arnoldischen Buchhandlung: Weitere Ausführung der Ideen zu einem Plan, nach welchem Kriegskosten in einem Staat am gleichförmigsten zu vertheilen wären; von Friedrich Joseph Peter von Uechtrig. 1814.

Der Herr Verfasser schreibt eigentlich für Sachsen, und schlägt in folgender Ordnung vor: die Zinsen der Staatsschuld, die Kriegsschäden, die Abtragung der Staatsschuld, und die Quartier- und Lieferungskosten, durch eine Steuer von drey Procent von dem gesammten Einkommen, welches er zu 193,460,000 Rthl. schätzt, zu berichtigen.

Bei der nunmehr wiederkehrenden Ruhe werden allerdings die erlittenen Kriegsschäden und getragenen Kriegslasten in allen Deutschen Staatsverwaltungen große Arbeit machen; indeß scheint an

eine Ausgleichung derselben, wo nicht die günstigsten Umstände eintreten, nicht zu denken zu seyn, weil dazu eine neue Steuer nöthig wäre, deren Erhebung neben so vielen anderen Ausgaben, das noch vorhandene Vermögen erschöpfen, deren Verwendung aber den verarmten Einwohnern eben so wenig aufhelfen würde, als es möglich ist, abgerissene Blüthen wieder anzusetzen. Eine solche Ausgleichung würde z. B. für die 500 Waisen, welche in der Lausitz hilflos umherirrten, von keinem Nutzen seyn. Wie diese verlassen Kinder ihre Rettung den Menschenfreunden dankten, welche sie zu Dippoldiswalde, Pirna und Grundberg versammelten, und sie dann weiter unterbrachten, so kann überhaupt das Elend welches der Krieg erzeugt hat, nicht sowohl durch Schadenersatz, als durch Maßregeln, welche nach Zeit und Umständen berechnet sind, verwischt werden. Dagegen scheint aber die jetzige erfahrungreiche Zeit besonders geeignet, um auf künftige Fälle allgemeine Grundsätze über die Vertheilung der Kriegslasten aufzustellen. Der geheime Grund, aus welchem bisher ihre allgemeine Ausgleichung bestritten wurde, fällt nunmehr weg: nämlich die Furcht, daß man durch die Ausgleichung dem Feinde das sicherste Mittel gebe, das ganze Land zu erschöpfen, auch ist das Kriegswesen durch die jetzige Landwehr- und Lieferungs-Ordnung verändert; und wenn der Deutsche Landbau wieder emporkommen soll, so ist es dringend nöthig, daß er eine feste und sichere Gewährleistung habe und erhalte, daß er die Kriegslieferungen nicht allein zu tragen, auch den Vorschuß derselben nicht Jahrelang zu leisten habe. Eine allgemeine Lieferungs- und Entschädigungs-Ordnung scheint daher ein wesentliches Bedürfnis für Deutschland und ein Hauptgegenstand seiner Gesetzgebung zu seyn. Einzelne vortreffliche Verordnungen sind darüber in

960 G. g. A. 96. St., den 16. Jun. 1814.

Menge erschienen, wovon die Berliner Quartier-Ordnung, welche sich auf das Einkommen der Bürger gründet, und die Chur-Braunschweigischen wegen des Vorspannswesens vom 31. Jan. 2. und 25. Febr. und 5. März 1814 die neuesten sind.

### Nürnberg.

Ben Schrag: Anatomische Bemerkungen über die diverticula am Darmkanal, und über die Höhlen der Thymus; von Dr. J. C. Lucá, Prof. zu Frankfurt. 1813. 12 Seiten in Quart, mit einer Abbildung.

Beide Aufsätze sind aus den Denkschriften der physikal. medic. Soc. zu Erlangen besonders abgedruckt. Der Verf. fand am dünnen Darm eines Erwachsenen ein diverticulum, Dieser Anhang hatte das gleiche Gefröse und die gleichen Gefäße wie das obere Stück, und war eine wahre Fortsetzung desselben. Das untere Stück war dem obern eingefügt, ohne eine sichtbare Erhabenheit auf der innern Fläche. Aus dieser Beobachtung zieht er den Schluß, daß allerdings im Embryo der Darmkanal aus zwey getrennten Theilen bestehe, die sich allmählich vereinigen, daß aber die Stelle, wo die Vereinigung statt habe, sich nicht gleich, also da nicht immer befindlich sey, wo der dünne Darm in den dicken übergehe. — Ein jedes Läßchen an der Thymusdrüse hat eine Höhle, die mit Seitenrändern und Winkeln versehen ist. In letztern zeigen sich Oeffnungen, die gegen die Mitte eines Hauptlappens liegen, und Verbindungsmittel zwischen mehreren Höhlen ausmachen. Es schienen ihm wirklich kleine Kanäle die Haupttheile der Thymus zu vereinigen. Die weißgelbliche Feuchtigkeit in den Höhlen ist bald mehr bald weniger beträchtlich, immer findet man aber den obern Theil saftreicher.

---

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1814.

Göttingen.

*Friderici Benjamin Oslander*, Brit. Reg. a Consi-  
 ul. Dr. et Prof. Medic. Artisq. obstetr. &c.  
 Epigrammata in diversas res musei sui anatomici  
 et pinacothecae cum figuris aere incisus et ex-  
 pressis. Edit. altera, aucta et emendata. Sumti-  
 bus auctoris impressa 1814. typis J. C. Baieri.  
 venduntur apud filium auctoris C. F. Oslander,  
 Bibliopolam Tubingensem. 240 Seiten in Octav,  
 mit 6 Kupfern.

Der Verf. hat seit dreßzig Jahren eine Samm-  
 lung von anatomischen Präparaten meist selbst mit  
 besonderem Fleiße zubereitet, bey welcher sein Zweck  
 vorzüglich dahin ging, die so dunkle Lehre der  
 Fruchtbildung des Menschen aufzuhellen, und die  
 damit verwandte Lehre von körperlicher Verschie-  
 denheit beider Geschlechter, und von Krankheiten  
 des weiblichen Geschlechts und der Kinder zu er-  
 läutern, und zu dem Ende auch das, was aus dem  
 Thierreich überhaupt und aus dem Pflanzenreich  
 dazu dienen konnte, zu sammeln. Daher wurde  
 es zuerst und vorzüglich eine geneanthropologische

Sammlung. Vieles merkwürdige ließ der Verf. seit zwanzig Jahren meist durch einen und denselben dazu angewiesenen Künstler, den hiesigen Zeichenmeister Besemann, zeichnen und mahlen, damit, wenn auch durch Zufall ein Präparat zu Grunde ginge, es doch nicht ganz für die Wissenschaft verloren wäre. Dieses veranlaßte ihn dann auch manche darauf Bezug habende andere Gemälde, Kupferstiche und plastische Werke zu sammeln und mit dieser anatomischen Sammlung in Verbindung zu bringen. Gerade dieser, das Ganze belebende, Kunstverein mit der todten Natur ist es, was oft Kennern und Nichtkennern so gefiel, daß sie diese, nur einen einzigen Saal anfüllende, Sammlung mit eben so viel Vergnügen sahen, als manche andere weit größere Sammlung. Beide Sammlungen benutzte der Verf. immer bey seinen Vorlesungen. Durch besonderen Zufall kam er vor Jahren darauf, über ein und andere Gegenstände derselben, aber bey weitem nicht über alle wichtige, lateinische Verse zu machen. Der Verf. hatte seine philologische Bildung in einer Württembergischen Stadt- und Klosterschule erhalten, in denen immer auf das Verse-machen gehalten wurde; besonders aber mußte er zwischen seinem vierzehnten und siebenzehnen Jahre in der Klosterschule viele Verse, vorzüglich Distichen, machen; davon blieb ihm die Kunst Verse zu machen. Aber etlich und dreyßig Jahre hatte er nicht ein einziges Distichon mehr gemacht, als es ihm im Winter 1806 in einer schlaflosen Nacht, wo ihn rheumatische Schmerzen quälten, einfiel, sich mit Lateinischen Versen die Zeit zu vertreiben. Mit Verwunderung bemerkte er an sich, was Aerzte oft an Fieberkranken wahrnahmen, daß ihm das Verse-machen gegen alles Erwarten sehr leicht wurde; daher setzte er den Zeitvertreib fort, und manche

schlaflose und schmerzhaftc Stunde wurde mit Versen  
 nachen erleichtert und verkürzt. Die ersten Verse  
 ingen verloren, denn des Morgens waren sie  
 wie ein Traum vergessen, und wenn noch etwas  
 davon im Gedächtniß geblieben war, so war doch  
 nichts Ganzes mehr herauszubringen. Er nahm  
 daher Papier und Bleyfeder mit zu Bett, und schrieb  
 die Verse im Finstern auf, wie sie ihm einfielen.  
 Am Tage sah er wohl oft, daß es nur Reminiscenzen  
 aus dem Virgil, Tibull und Horaz waren, die er  
 in vorigen Zeiten oft und gern gelesen hatte, und  
 deren Phrasen und Sentenzen oft schnell zum Vers  
 verhalfen. Da er sich bey Tage öfters in der Zeit  
 mit seinen anatomischen Präparaten beschäftigen  
 mußte, so waren natürlich diese meist die Gegen-  
 stände der Verse. Der Verf. suchte dann immer,  
 so möglich in einem Distichon, eine kurze Beschrei-  
 ung des Gegenstandes, oder einen auf den Gegen-  
 stand passenden Gedanken auszudrücken, und schrieb  
 hernach diese Verse, theils auf die Zettel an den  
 Präparaten, theils trug er sie zusammen in einen  
 Theil seines Catalogs der Sammlung. Da fand  
 er im Jahre 1807 bey einem Besuch der sel. Heyne,  
 nahm sie mit sich, bezeugte dem Verfasser mündlich  
 und schriftlich sein Vergnügen darüber, und munterte  
 ihn, der sich nie damit vor das Publicum getraut  
 hätte, auf, sie drucken zu lassen. Der Verf. folgte  
 dieser Aufmunterung, aber nur in so fern, als er  
 den Abdruck allein für seine Freunde bestimmte,  
 nicht für das große Publicum. Daher wurde auch  
 auf sein Verlangen von der ersten Ausgabe im Jahre  
 1807 in diesen gelehrten Anzeigen keine Meldung  
 gethan, weil er die Ausgabe nur wie ein für seine  
 Freunde durch den Druck vervielfältigtes und zum  
 Verschenken an sie bestimmtes Manuscript ansah.  
 Sie kam daher auch nicht in den Buchhandel. Andere

gelehrte Zeitschriften thaten indeß doch ihrer Erwähnung, und mit Beyfall und Ermunterung zur Fortsetzung, ja mit Verwunderung über diese heutzigen Tages so seltene Erscheinung. Auch manche Freunde des Verf., besonders aber der sel. Heyne, munterten ihn auf, diese Inschriftenammlung fortzusetzen. Der Verf. machte daher auch von Zeit zu Zeit noch Zusätze, und gab in diesen Tagen die gegenwärtige sehr vermehrte und verbesserte für das große Publicum, wie für seine Freunde, bestimmte Ausgabe heraus. Die erste Ausgabe enthielt auf 89 Seiten nur 61 Epigramme. Diese zwente aber enthält ohne die in den Text hie und da eingeschaltete Verse 107 Epigramme. Der Verf. braucht das Wort Epigramm in seiner ursprünglichen Bedeutung, als Aufschrift oder Inschrift ohne den erst zu Martials Zeiten hinzugekommenen Nebenbegriff eines witzigen Sinngedichts. Wenn der Gegenstand es mit sich brachte, so mischte der Verf. wohl auch einen witzigen Gedanken ein, aber er suchte ihn nicht auf, er mußte sich von selbst ergeben. In den Erläuterungen bot sich manchemahl mehr Gelegenheit dar, den Gegenstand bald mit Scherz bald mit Ernst zu behandeln. Immer nahm er doch darauf besondere Rücksicht, physiologische, pathologische, naturhistorische und mancherley andere wissenschaftliche Velehrungen in den Text zu mischen, und so das utile mit dem dulci auf eine den Leser unterhaltende Weise zu verbinden. Einige Berichtigungen müssen wir jedoch hier anführen. Der in der Note der Vorrede S. VII erwähnte Mahler de Liagno ist kein Italiäner, sondern ein Spanier von Geburt, hielt sich aber in Italien auf, und seine Abbildungen von Skeleten in des Joh. Fabers Museum sind, wie schon in diesen gel. Anz. 1802. 59. St. S. 386 erinnert wurde, keine Holzschnitte.



sondern in Kupfer gegät und radirt. — Caspar Bauhins S. 121 angeführte Abbildung ist ein bloßer Nachschich von Fel. Platers zweyten Tafel im dritten Buch seiner Lib. de corp. hum. structura et usu; und die S. 181 abgebildete Cocosnuß ist die Cocos lapidea Gärtneri in s. T. I. p. 16. tab. 6. fig. 1. Der Käfer aber, der seine Eyer in die Nuß legt, ist nicht der Curculio palmarum, der sie in das Mark des Baums legt; auch nicht, wie unser sel. Beckmann in s. Waarenkunde 1. Bd. Seite 421 meinte, eine Silpha, sondern der Bruchus nucleorum. S. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, neueste Ausgabe S. 332. — Die neuen Epigramme sind zum Theil auf artistische Gegenstände gerichtet, z. B. auf Gemählde von unserem Hrn. Prof. Fiorillo und andern Künstlern, auf eine sehr schöne Statue der Ariadne von Alabaster, auf Gypsabgüsse, von den Gesichtern verstorbener berühmter Männer, wie Karl XII., Friedrich II., Heyne, Richter, Pfeffel ic. Die Schrift selbst ist mit sechs saubern Kupfern geziert, wovon das erste und zweyte ein ganzes und geöffnetes gesundes menschliches Ey aus dem zweyten Schwangerschaftsmonath darstellt; das dritte eine merkwürdige zweyleibige monströse menschliche Frucht; das vierte ein Känguruhskelet; das fünfte eine durchschnittene Kefosnuß, an welcher der Verf. zeigt, wie weise die Natur zu Beschüzung des Keims gleichsam eine kleine Festung angelegt hat, und das sechste den Kopf eines Rehbocks, dessen Gehörn in ein, über die Stirne und die Seiten herabhängendes, Perückenähnliches Knollengewächs ausgeartet ist. Angehängt sind einige Aufschriften in Lateinischen Versen von guten Freunden, nach Uebersendung von Exemplaren der ersten Ausgabe.

## Nürnberg.

Wey Schrag: Critik der Schrift: Darstellung des Wesens der Philosophie des Hrn. Friedrich Köppen, von Friedrich Schafberger. Nebst Darlegung der eigenen Ansichten des Verfassers. 1813. XXIV und 232 Seiten in Octav.

Um den Gang, den die neue pantheistische Naturphilosophie nimmt, in unsern Blättern von Zeit zu Zeit historisch zu bezeichnen, da Theilnahme an der Fortsetzung der polemischen Verhandlungen weiter nicht hierher gehört, wählen wir dieses Mal die vor uns liegende Schrift des Hrn. Schafberger. Der Verf. nennt sich selbst in der Vorrede einen jungen Mann, dessen Name noch unbekannt sey in den Meßcatalogen. Er ist ein warmer Anhänger der neuen Philosophie, die in keinem Theile Deutschlands ein solches Glück gemacht hat, als in seinem Vaterlande Baiern. Es schmerzt ihn, daß anders denkende Köpfe, vorzüglich Hr. Köppen, dessen Philosophie der Jacobischen folgt, wenigstens einen negativen Einfluß auf die Bildung der Baierschen Jugend behaupten, indem sie der allgemeinen Verbreitung der Lehren, zu denen der Verf. sich bekennt, entgegen wirken. Es müsse, meint er, den verderblichsten Einfluß auf die jungen Gemüther haben, wenn Sätze, wie die folgenden, in ihren Verstand Eingang finden. Es gebe keine Wissenschaft des Absoluten; im Begriffe des menschlichen Wissens liege ein Widerspruch, der seiner Grundlage nach nicht aufzuheben sey, weil er auf dem Dualismus zwischen Freyheit und Nothwendigkeit beruhe; Freyheit sey das Unbedingte im Individuum; und auch in der Geschichte der Menschheit erscheine der Gegensatz zwischen Freyheit und Nothwendigkeit als ein fortwährender Kampf der

Individualität mit dem Schicksale. Wir lassen hier den Gehalt dieser Sätze auf sich beruhen. Es ist sehr natürlich, daß ein patriotischer junger Mann sich gegen Lehren ereifert, die denen widerstreiten, von deren Verbreitung er das Heil der Welt, und zunächst seines Vaterlandes, erwartet. Eben so natürlich ist es, daß mehrere selbstdenkende Männer von reiferem Alter, die schon mehrere Systeme mit gleicher Unbefangenheit geprüft haben (und ihre Anzahl in Deutschland ist nicht klein), von Herzen bedauern, in einem Lande, dessen liberale Regierung so eifrig um Verbreitung wahrer Aufklärung bemüht ist, mehr, als außerdem in Deutschland, eine Philosophie Wurzel schlagen zu sehen, die, nach den Ansichten jener Männer, zu den verderblichsten Verirrungen des menschlichen Verstandes gehört. *Suum cuique.* Philosophische Anlage und Combinationsgabe ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Hrn. Köppen sucht er ad absurdum zu führen. Er muß sich also darauf gefaßt machen, daß ein Anderer es mit ihm eben so zu machen versuche. Auf die eignen Ansichten des Verfassers können wir hier nur durch historische Mittheilung einer Probe seiner Philosophie aufmerksam machen. Das Erkennen ist ihm ein durch und für sich selbst bestehendes Denken. Erkennend finde sich folglich die absolute Intelligenz, indem sie in Bezuge auf den Moment des Willens die Idee des Denkens ausspricht. Zuerst handelt er vom absoluten Acte des Selbstbewußtseyns, woben auch algebraische Formeln vorkommen; dann vom objectiven Seyn, woben die Grundlehren der Geometrie erläutert oder vielmehr deducirt werden sollen; dann von der Aufnahme des objectiven Seyns in das Selbstbewußtseyn, enthaltend eine Deduction der Schöpfung des menschlichen Organismus, mit besonderer Erörterung der Grundwahr-

heiten der Naturlehre. Im Momente der Vorstellung des Seyns erscheinen dem Verf. die vier Momente, *Hier und Dort, Jetzt und Nachher*. Darauf gründet er die physischen vier Elemente, die in einer Aethermasse vereinigt seyn sollen, wo sie einander entgegengetreten als Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff. Dem Momente der Empfindung des Seyns entspreche die Metallbildung, dem Momente der Anschauung des Seyns die Erdbildung, dem Momente der Begreifung des Seyns die Salzbildung, dem Momente der Urtheilung des Seyns die Genesis der Vegetation, dem Momente der Beschließung des Seyns die Thiergenests, und endlich dem Momente der Fühlung des Seyns die Genesis des Menschen. — Die Philosophie der Geschichte wird vom Verfasser gegründet auf dreizehn Entwicklungsstufen des Selbstbewußtseyns, woraus dreizehn nothwendige historische Epochen folgen, die ohne Zweifel den meisten unsrer Geschichtsforscher neu seyn werden. Nach dem Verf. stellt sich nämlich die Identität der Selbstheit und Allheit, als das wahre Eins und Alles, historisch folgendermaßen dar: in der Form des Handelns, Geschichte der Thiberaner; Form des Denkens = Geschichte der Chinesen; Form des Seyns = Geschichte der Indier; Form der Vorstellung des Seyns = Geschichte der ältesten Trennung der Völker; Form der Empfindung des Seyns = Assyrische, Medische, Babilonische, Persische Geschichte; Form der Anschauung des Seyns = Aegyptische und Arabische Geschichte u. s. w. — Ob nun diese Schafbergerische Philosophie für eine echte oder unechte Tochter der Schellingischen gelten soll, überlassen wir Andern zu beurtheilen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 18. Junius 1814.

Freiburg und Constanz.

In der Herderschen Buchhandlung: *Beiträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus.* Von J. von Itner, Doctor der Medicin. 150 Seiten in Octav.

Diese kleine gehaltvolle, aber noch wenig bekannte, Schrift ist schon seit einigen Jahren erschienen. Nach der Vorrede zu urtheilen vermüthlich schon 1809, denn weder auf dem Titel noch sonst in dem Buche ist das Jahr ihrer Bekanntmachung angegeben. Nachdem der Verfasser 1) einige historische Notizen über die Blausäure vorausgeschickt hat, handelt er 2) von den nothwendigen Vorbereitungen des Berlinerblaus zu chemischen Versuchen. Um das Berlinerblau von der Alaunerde die dasselbe seiner Bereitungsart zufolge immer enthält, den schwefelsauren, kohlen-sauren und phosphorsauren Kalksalzen, dem rothen Eisenoxyde, und den übrigen darin vorkommenden fremdartigen Beimischungen zu reinigen, räth der Verf. dasselbe mit Salzsäure zu digeriren, oder im Fall es keine Kalk-

A (5)

salze führt, mit einer Mischung von Schwefelsäure und Kochsalz. — 3) Hierauf wendet sich Hr. v. J. zur Blausäure selbst. Die hier erzählten Versuche bestätigen der Hauptsache nach die Angaben Scheele's und Proust's von den Eigenschaften dieser Säure. Westrumb's Meinung, daß Phosphor einen Bestandtheil der Blausäure ausmache, wird widerlegt, und nicht ohne Grund vermuthet der Verfasser, daß W. durch die in dem käuflichen Berlinerblau häufig vorkommende Phosphorsäure getäuscht worden sey. Einen Sauerstoffgehalt in der Blausäure zu entdecken glückte unserm Verf. eben so wenig, als seinen Vorgängern, und er ist daher geneigt, ihr denselben gänzlich abzuspochen. Die Angabe von Berthollet, daß die Blausäure einer Oxygenation fähig sey, und durch Behandlung mit oxygenirter Salzsäure in diesen Zustand übergeführt werde, fand J. nicht bestätigt, auch wollte es ihm nicht gelingen, dieselbe durch Zerlegen mit einem Uebermaße von oxygenirter Salzsäure und Aussetzen dieses Gemisches an die Sonne in einen im Wasser unauflöslichen und darin zu Boden sinkenden ährtigen Körper umzuändern. Das so genannte blausaure Gas fand er im Schwefeläther noch um vieles auflöslicher als im Alkohol. Die Verbindung besaß einen hohen Grad von Flüchtigkeit; auch die ätherischen Oehle nehmen dasselbe in gleicher Menge als Alkohol auf. In beiden Verbindungen widersteht die Blausäure der ihr in wässerichter Auflösung sonst eigenen spontanen Entmischung. Hierauf beruht es vermuthlich auch, warum die Blausäure in den sie enthaltenden Vegetabilien, worin sie stets in Verbindung mit einem flüchtigen Oehl vorzukommen scheint, sich so lange ohne Zerlegung zu erhalten kann. Die fetten Oehle absorbiren die gasförmige Blausäure nur in unbedeutender Menge. — Nun geht der Verf. 4) die blausauren Salze durch,

und zwar a) die bindern Verbindungen der Blausäure mit den Alkalien und Erden. Zur Darstellung des blausauren Kali und Natrons wird die Zerlegung des blausauren Kalts durch kohlensaures Kali oder Natron als die zweckmäßigste Methode empfohlen. Auch blausaures Ammoniak kann auf ähnliche Art erhalten werden, aber noch leichter verschafft man sich nach unserm Verf. dieses Salz durch Destillation des blausauren Eisen-Ammoniaks oder eines Gemenges von drey Theilen Salmiak und zwey Theilen blausauren Eisen-Kalts. Eine Verbindung zwischen Blausäure und Alaunerde zu bewerkstelligen wollte auch dem Verf. nicht gelingen. — b) Von den blausauren Eisen-Alkalien und Erden. Das blausaure Eisen-Kali verschafft sich der Verf. durch folgendes Verfahren mit leichter Mühe vollkommen chemisch rein. Man erhitzt eine beliebige Menge Berlinerblau, welches nach der oben angegebenen Methode zuvor gereinigt worden war, mit Wasser bis zum Kochen des letzteren, und setzt nun pulverisirten ägenden Kalk in kleinen Portionen unter stetem Umrühren so lange hinzu, bis die blaue Farbe des Berlinerblaus gänzlich verschwunden ist. Den hierdurch gebildeten blausauren Eisen-Kalk scheidet man hierauf durch Filtration und Auswaschen, und setzt die durchgelaufene Flüssigkeit zur Anziehung von Kohlensäure und Fällung des noch enthaltenen Aepfalks durch dieselbe, in einem weiten nur leicht bedeckten Gefäße der Luft aus. Ist auf diese Weise aller freye Kalk aus der blausauren Eisen-Kalkauflösung fortgeschafft worden, so versetzt man dieselbe so lange mit reinem kohlensauren Kali bis der letzte Tropfen davon keine Trübung weiter hervorbringt, worauf die Flüssigkeit zur vollständigen Abscheidung des kohlensauren Kalts erhitzt wird. Die vom kohlensauren Kalk alsdann befreyte Flüssigkeit

figkeit wird nun durch Verdunsten zur Krystallisation gebracht. Im Fall der angewandte Kalk oder auch das Berlinerblau etwas Gyps enthalten sollte, so darf man den blausauren Eisen-Kalk nur zuvor zur Trockne verdunsten, und nachgehends in der kleinsten Menge Wasser wieder aufnehmen, ehe man das kohlensaure Kali zusetzt. Diese Methode, das blausaure Eisen-Kali zu bereiten, hat mit der, welche von Henry vorgeschlagen worden ist, es nämlich durch Zerlegung des blausauren Eisen-Baryts darzustellen, Aehnlichkeit, verdient in praktischer Hinsicht aber unstreitig den Vorzug. Nach der Analyse des Verf. ist das blausaure Eisen-Kali in hundert Theilen zusammengesetzt aus: 38,0 blausaurem Eisenoxydul, 39,0 Kali, 11,0 Blausäure und 12,0 Krystallisationswasser. Hier theilt der Verf. auch einige nicht unwichtige Bemerkungen über die fabrikmäßige Gewinnung des blausauren Eisen-Kali zum technischen Gebrauch mit. Bey dieser Gelegenheit widerlegt er auch Curaudau's Meinung, daß das Product der Calcination von animalischer Kohle und mit dem Kali ein bloßes azote carboné de potasse sey, und sich erst Blausäure durch Einwirkung des selben auf das Wasser und dadurch bewirkte Zerlegung des letztern bilde. Das blausaure Eisen-Natron wurde von dem Verf. auf ähnliche Weise als das blausaure Eisen-Kali, durch Zerlegung des blausauren Eisen-Kalks mittelst kohlensauren Natrons dargestellt. Dasselbe besteht in hundert Theilen aus: 24,0 blausaurem Eisenoxydul, 23,0 Natron, 8,0 Blausäure und 45,0 Krystallisationswasser. Auch das blausaure Eisen-Ammoniak gewann J. am leichtesten aus dem blausauren Eisen-Kalk mit Hülfe von kohlensaurem Ammoniak. Um den blausauren Eisen-Baryt in großen Quantitäten zu gewinnen, rath der Verf. den durchs Gläßen von



Schwefelsaurem Baryt und Kohle erhaltenen Schwefel-Baryt in Wasser aufzulösen, der bis zum Kochen erhigten Auflösung so lange gereinigtes Berlinerblau zuzusetzen, bis die letzte Portion ihre Farbe nicht mehr verliert, und dann die Flüssigkeit noch heiß zu filtriren, weil bey dem Erkalten derselben der gebildete blausaure Eisen-Baryt sich sogleich auskrystallisirt. Dieses Salz kann vortreflich benutzt werden, um die übrigen blausauren Tripelsalze von einem Hinterhalte von Schwefelsäure zu reinigen. Anstatt des blausauren Eisen-Kali rühmt der Verf. die blausaure Eisen-Zalzerde als das vorzüglichste Reagens auf Eisen, weil nämlich dieses Salz viel leichter zu bereiten ist, und es fürs andere auch keiner Krystallisation bedarf, indem bey ihm ein Ueberschuß der Basis statt findet. Der durch blausaures Eisen-Kali in den Alaunerdesalzen entstehende Niederschlag ist nach dem Verf. ein Gemenge von Alaunerde und blausaurem Eisenoxydul. In der Kälte erfolge derselbe nur langsam, sey hingegen die Auflösung des Alaunerdesalzes siedend heiß, auf der Stelle. Eben so wenig, als die Alaunerde mit der Blausäure zu einer binären Verbindung zusammen träte, vereinige sie sich damit auch zu einer Eisen-Tripelverbindung. — c) Von den binären Verbindungen der Blausäure mit den Metallen. Beym blausauren Silber machte der Verf. die interessante Erfahrung, daß es nicht nöthig sey zur Darstellung desselben ein blausaures Alkali anzuwenden, sondern daß schon die reine Blausäure als Silber aus seiner salpetersauren und schwefelsauren Auflösung als blausaures Silber in Gestalt von dicken käsigen Flocken fälle, und daß diese Fällung vollständig sey, sobald man die Blausäure in hinreichender Menge zugesetzt habe. Aufmerksamkeit verdient der Gedanke, dieses Salz zur Ge-

Wärmung eines chemisch reinen Silbers zu benutzen,
 ließe es sich nur eben so wohlfeil als das salzsaure
 Silber erhalten. Da die Blausäure für sich kein
 anderes Metall fällt, Quecksilberoxydul ausgenom-
 men, und das blausaure Silber im Wasser eben
 so unauflöslich ist als das salzsaure Silber, auch
 durch Salpetersäure und Schwefelsäure nicht zerlegt
 wird, so verspricht diese Erfahrung selbst für die
 chemische Analyse nützlich zu werden. Von der
 Salzsäure wird dieses Salz auf der Stelle unter
 Ausscheidung von Blausäure zerlegt, aber nicht vom
 salzsauren Ammoniak, salzsaurem Kali und salzsaurem
 Eisenoxydul. Desgleichen auch nicht vom ägner-
 ten und kohlensaurem Kali und Natron. Ammoniak
 löset es leicht und vollkommen auf. 100 Gran blau-
 saures Quecksilber lieferten dem Verf. 75 Gran re-
 duirtes Quecksilber. Das rothe Quecksilberoxyd
 nun zu 0,10 Sauerstoff gerechnet (welches indessen
 zu hoch ist und nur zu 0,774 angenommen werden
 darf), so besteht das blausaure Quecksilber aus
 83,5 rothem Quecksilberoxyd und 16,5 Blausäure.
 Das blausaure Kupfer erhielt der Verf. von Farbe
 kess grünlich. Mit dem zum Maximum oxydirten
 Zinn verbindet sich die Blausäure nicht, und der
 durch blausaure Alkalien in der salpetersalzsauren
 Auflösung dieses Oxydes entstehende Niederschlag
 ist reines Zinnoxid. Eben so verhält sich die sal-
 petersalzsaure Antimoniumauflösung. Die blausau-
 ren Eisen- und Alkalien fällen das Silber ebenfalls weiß.
 Dieser Niederschlag ist aber von dem oben erwähnten
 blauen blausauren Silber verschieden und ein wahres
 blausaures Eisen-Silber. Auf dieses haben die Sä-
 ren keine Wirkung, selbst die Salzsäure nicht, hingegen
 von den Alkalien wird es unter Ausscheidung von
 Silberoxyd und unter Bildung von blausaurem Eisen-
 Kali zerlegt. Durch Röthen von rothem Quecksilber

oxyd mit einem Ueberschuß von blausaurem Eisen erhielt der Verf. ein blausaures Eisen-Quecksilber, welches sich von dem binären Quecksilbersalze dadurch unterscheidet, daß seine Auflösung gelblich gefärbt ist und in ebenfalls gelblich gefärbten prismatischen Krystallen anschießt. Der weiße durch blausaures Eisen-Kali in der Quecksilbersublimatauflösung bewirkte Niederschlag ist blausaures Eisenoxydul. Das blausaure Eisen-Kali ist nach dem Verf. eins der besten Mittel den Kupfergehalt irgend einer Flüssigkeit zu entdecken, worin wir ihm beypflichten. Das metallische Eisen und das Ammoniak, welche hierzu gewöhnlich angewandt werden, stehen diesem Salze bey weitem nach. Durch Ausglühen von möglichst getrocknetem blausaurem Eisenoxyd erhielt der Verfasser nur 0,52 braunrothes Eisenoxyd. Proust bekam 0,53 Eisenoxyd. Dieses Eisenoxyd enthielt auch nicht eine Spur von Kali, wodurch Berthollets Vermuthung, daß in diesem Salze immer ein Antheil blausaures Kali chemisch gebunden vorkomme, widerlegt wird. Der in der oxydirten salzsauren Zinnauflösung durch blausaures Eisen-Kali hervorgerachene Niederschlag ist weiß, und geht bey Berührung der Luft nach und nach in gelb über, dagegen der in der oxydirten salzsauren Zinnauflösung bewirkte Niederschlag eine bräunlich gelbe Farbe hat, die sich nicht weiter verändert. Beide sind blausaure Eisen-Tripelsalze, ersteres blausaures Eisen-Zinnoxydul und das zweyte blausaures Eisen-Zinnoxyd. Auch nach dem Verf. wird das Magnesium durch blausaures Eisen-Kali vollkommen weiß gefällt. Ein pfirsichblüthfarbener Niederschlag rührt von einem Kupfergehalte her, so wie ein leinblüthfarbener von Eisen. — d) Ueber dreyfache Verbindungen zwischen Blausäure, Kali, Gold-, Silber- und Kupferoxyd. Aus den hier erzählten Versuchen

geht hervor, daß bey der Behandlung von blausaurem Golde, Silber und Kupfer mit blausauren Alkalien wirklich dreifache Salze gebildet werden, wodurch Scheele's Meinung also bestätigt wird. Diese Salze verändern die Pflanzenfarben nicht mehr, krystallisiren regelmäßig, werden durch Kohlen säure nicht zerlegt und geben mit den Metallauflösungen eigenthümliche Niederschläge. Das blausaure Silber-Kali widersteht der Einwirkung der salzsauren Alkalien, das blausaure Kupfer-Kali färbt das Ammoniak nicht blau, und blausaures Gold-Kali bringt in der Zinnlösung keinen Purpur hervor. — 5) Ueber die Gegenwart der Blausäure in den Pflanzen. Rohm's, Schrader's, Gehlen's, Vauquelin's und Buchholz's Versuche hierüber werden bestätigt. Aber zugleich beweiset auch der Verf., daß durch die Reaction von Kali auf das die Blausäure enthaltende und durch Destillation aus den Blausäure liefernden Gewächsen gewonnene ätherische Oehl diese Säure nicht erst gebildet werde, sondern schon als wirkliche Blausäure darin vorkomme, und das Oehl also nur als Vehikel für dieselbe diene. — Den Beschluß machen 6) Untersuchungen über die Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus. Da es erwiesen war, daß das narcotische Princip des Kirschlorbeers Blausäure sey, so ließ sich erwarten, daß auch die reine Blausäure ganz dieselben Wirkungen auf den thierischen Organismus hervorbringen würde, als das Oehl und das Wasser aus den Blättern des Prunus laurocerasus. Und in der That bestätigten dieß auch die hier erzählten Versuche. 40 Tropfen reine Blausäure, wovon 8 Unzen aus 4 Unzen blausaurem Eisen-Kali mittelst Schwefelsäure erhalten worden waren, tödteten einen großen und starken Hund unter dem heftigsten Opisthotonus; alle

meiner Starrheit und äußerst gehemmter Respiration binnen 6 Minuten, und 12 Tropfen derselben Blausäure brachten bey einem gesunden starken Hunde mittler Größe, dessen Magen mit Speisen noch dazu vollgepropft war, ebenfalls augenblickliches Niederstürzen und alle Zufälle des heftigsten Opisthotonus zuwege. Dabey war die Respiration äußerst erschwert, und alle halbe Minute erfolgte ein mit äußerster Anstrengung verknüpfter Athemzug. In diesem Zustande lebte das Thier noch gegen vier Stunden. Als hierauf diese Thiere geöffnet wurden, zeigten sich an der Leber, der Milz und den Lungen eben die widernatürlichen Veränderungen und namentlich die Ueberfüllung derselben mit einem blauschwarzen dicklich flüssigen und klebrigen Blute, wie sie von Fontana und Andern bey den durch Kirschlorbeer getödteten Thieren wahrgenommen worden waren. 8 Tropfen der erwähnten Blausäure mit einem Theelöffel voll Wasser einem Hunde mittler Größe in eine Vene des rechten Vorderfußes eingesprützt, bewirkten bey diesem Thiere fast augenblicklich den Tod. Bey der Section fand sich beynah daselbe, was bey den durch innerlich gegebene Blausäure vergifteten Hunden gefunden worden war. Auf den Genuß von 5 Tropfen dieser Blausäure die auf ein Stückchen Zucker getropfelt waren, erfolgte bey dem Verf. in kurzer Zeit Betäubung im Kopfe, mit Begleitung von Schwindel, ohne jedoch irgend eine andere Wirkung hervorzubringen. Indessen zweifelt er nicht, daß 30 Tropfen mit blausaurem Gase vollkommen gesättigter Alkohol, oder 20 Tropfen damit gesättigter Aether hinreichend seyn würden einem Menschen in wenigen Minuten das Leben zu rauben. Eine stärkere Gabe z. B. von einer halben Linze, meint er, würde fast so schnell wie der Blitz tödten.

Auch das Einathmen der Blausäure scheint ähnliche Zufälle auf den Organismus hervorzubringen, wie ein dem Verf. selbst begegneteter Vorfall wahrscheinlich macht. Wurde hingegen die Blausäure mit liquidem Kalk oder Ammoniak vermischt Hunden beigebracht, so schienen diese Thiere einige Zeit nachher sich wohl etwas unbehaulich zu befinden, versuchten zu brechen, erhobten sich indessen in kurzer Zeit wieder ganz. Eben so ließen die durch Blausäure bey diesen Thieren bewirkten Zufälle augenblicklich nach, wenn man ihnen die genannten Alkalien eingab, und sie wurden darauf sehr bald wieder hergestellt. Dieses ist also ganz dem analog, was Mead und Schaub über die Wirkungen dieser Alkalien als Gegengift des Kirschlorbeers beobachtet haben. Noch wirksamer zeigten sich die Alkalien in dieser Hinsicht, wenn ihnen zuvor einige Tropfen einer grünen schwefelsauren Eisenauflösung zugesetzt werden. Da die Aqua Laurocerasi ohne Widerrede eines der stärksten Narcotica ist, welches wir kennen und als Medicament benutzen, und es jetzt genugsam erwiesen ist, daß dasselbe nur durch seinen Gehalt an Blausäure wirksam ist, die Blausäure aber in diesem Präparate sich leicht entmischet, auch die Dosis derselben nie mit erforderlicher Genauigkeit sich bestimmen läßt, so rath der Verf. anstatt der Aqua Laurocerasi oder auch des Oehls geradezu eine diluirte gelstige Auflösung der reinen Blausäure anzuwenden. Eine solche läßt sich nach dem Verf. durch Destillation von vier Theilen krystallisirten blausauren Eisen-Kali mit zwey Theilen concentrirter und zuvörderst durch vier Theile Wasser diluirter Schwefelsäure, wobey man zugleich sechs Theile Alkohol vorschlägt, gewinnen. Die Destillation wird übrigens bis zur Trockne fortgesetzt. Auch muß die zuerst erhaltene Blausäure nachgehends über

etwas gebrannte Zalkerde rectificirt werden, woben man abermahls zwey Theile Alkohol vorschlägt und die Destillation nur so lange fortsetzt, bis die Borslage 8 Theile enthält. Auf diese Weise erhält man immer ein für den ärztlichen Gebrauch gleichförmiges und sicheres Präparat, von dem man anfänglich sechs bis acht Tropfen auf 24 Stunden am schicklichsten mit destillirtem Wasser geben könnte. Gewiß verdient dieser Vorschlag des Verfassers von unsern Ärzten berücksichtigt zu werden.

### Leipzig.

Bey Schönemann: Tractatiuncula de familiaritate, quae Paulo Apostolo cum Seneca philosopho intercessisse traditur, verisimillima. Auctore M. F. C. Gelpke. 1813. 28 Seiten in Quart.

Schon den frühern Kirchenvätern ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Seneca's und Paulus Lehre von Gott und ihren moralischen Ideen aufgefallen, woraus die Sage entstanden ist, daß beide mit einander in vertrautem Umgang gestanden hätten, eine Sage, die einen sehr frühen christlichen Schriftsteller veranlaßt hat, einen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca zu erdichten. Die Unwahrheit dieses christlichen Machwerks zugegeben, wie auch von dem Verf. dieser gut geschriebenen Schrift geschieht, bleibt doch immer noch der Ursprung dieser Verwandtschaft zwischen manchen Ideen beider Schriftsteller einer genauen Forschung würdig. Der Verf. sammelt Ideen und einzelne Ausdrücke, in denen sich beide begegnen, genauer, als noch geschehen ist, und sucht die Quellen davon in einer persönlichen Bekanntschaft, von beiden, von dem Gallio, der Bruder des Seneca, die entfernteste und Burrhus, Seneca's vertrauter Freund, die nächste

Mittelsperson gewesen seyn möchten, unter der Voraussetzung, daß jener seinen Bruder auf den christlichen Philosophen, den er zu Korinth hatte kennen lernen, in Briefen aufmerksam gemacht, und dieser, wenn er der praefectus praetorio war, dem Paulus zu Rom übergeben worden, (das sich freylich nicht erweisen läßt) persönliche Unterredungen von beiden vermittelt haben möge. Was irgend dazu dienen kann, die persönliche Bekanntschaft des heidnischen und christlichen Philosophen wahrscheinlich zu machen, das ist sorgfältig von dem Verf. der Schrift, die wir anzeigen, aufgesucht und geschickt an einander gereiht. Dennoch sind Zweifel dagegen vorhanden. Die analogen Ideen und Ausdrücke finden sich schon in Paulinischen Briefen, die lange vor der beiderseitigen Bekanntschaft geschrieben sind: Paulus kann sie also nicht von Seneca haben. Auch Seneca konnte nicht wohl von Paulus etwas entlehnt haben: sonst müßten alle die Schriften des Philosophen, in welchen verwandte Ideen und Ausdrücke vorkommen, zwischen den Jahren Ehr. 63–65 geschrieben seyn: denn im Jahre Ehr. 63 kam Paulus erst zu Rom an, und im Jahre 65 empfing Seneca sein Todesurtheil: und was im Seneca Paulinisches vorkommen soll, das steht in seinen Schriften aus den verschiedensten Perioden seines Lebens zerstreut. Nun läßt sich zwar denken, daß zwey gleichzeitige Philosophen durch vernünftiges Nachdenken über Gott, die moralische Natur des Menschen, und dessen Pflichten auf einerley Gedanken unabhängig von einander verfallen können; doch wird in ihrer Darstellung derselben immer große Verschiedenheit bleiben, zumahl wenn sie aus verschiedenen Nationen sind. Und doch sind einige (doch bey weitem nicht alle, die wir aufgestellt finden) auch auffallend ähnlich ausgedrückt. Das Problem ist erklärt, wenn



beide zu ihrer religiösen Philosophie aus einerley Quellen Stoff geschöpft haben. Und das scheint der Fall zu seyn. Von Paulus Rede auf dem Areopag zu Athen (Apg. 17, 22 — 31) sagt der Verfasser: "omnes fere (ejus) sententias hinc inde dispersas in Senecae operibus legi, ita ut, si quis hanc orationem in latinum idioma vertere velit, eam versionem pene totam ex Senecae scriptis consarcinare possit." Und daß Paulus in seinem auf dem Areopag gebrauchten Râsonnement von Griechischen Quellen abhing, zeigt die Anführung der Dichterstelle (v. 28). Wer auch mit dem Recensenten gegen das Resultat des Verfassers gleiche Zweifel theilt, wird seine Schrift doch mit Vergnügen lesen.

### Eben daselbst.

Von Teubner: Vita Laelii Socini, Specimen historico - ecclesiasticum. Scripsit et ampl. philosophor. collegii autoritate defend. *Christ. Frid. Illgen*, Chemnit. Philos. Doct. etc. 1814. 85 S. in Octav.

Der erste, welcher eine ausführlichere Lebensbeschreibung des *Laelius Socinus* lieferte, war *Bock* in der *Hist. Antitrinitarior. maxime Socinismi et Socinianor.* T. II. 565 - 644. Er war im Grunde auch bisher der einzige, denn was *Przyrcovius* in der *Biblioth. frat. Polonor.*, *Sand* in der *Biblioth. Antitrinitarior.*, *Lubieniczki* in der *Hist. reform. Polon.*, *Bayle* im *Wörterbuche*, *Bengel* im *Magazin für christliche Dogmatik und Moral* und einige andere geschrieben haben, ist nicht umfassend und erschöpfend genug, um diesen Namen zu verdienen. *Bock* selbst aber hat weder die erwünschte historische Unparteilichkeit bewiesen, noch

auch tiefer erforscht, wie Lælius Socinus zu seiner Lehre gekommen sey. Hr. Ilgen fängt die ganze Untersuchung wiederum von vorne an, benützt zwar seine Vorgänger, berichtigt sie aber häufig, geht überall auf die Quellen zurück, gebraucht neuere Hülfsmittel, setzt alle polemische Rücksichten bey Seite, zeigt in dem Leben des Lælius, wie sich die Socinianische Lehre in ihren ersten Grundzügen gebildet habe, und stellt diesen merkwürdigen Mann in seinen Verhältnissen und Umgebungen dar, vornehmlich um es zu erklären, wie er zu seiner Ansicht des Christenthums und seiner einzelnen Lehren gekommen sey. Es ist eine sehr gründliche, durchdachte, verdienstliche Arbeit, welche offenbar ein langes fortgesetztes und angestrigtes Studium voraussetzt, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie vor ein größeres Publicum, als solche Lateinische Gelegenheitschriften zu erhalten pflegen, gelangte, welches etwa dadurch geschehen könnte, daß sie in einem Journale, etwa dem Archive für alte und neue Kirchengeschichte, Deutsch geliefert würde. In den vier ersten Capiteln wird das Leben des Lælius erzählt, im fünften wird von seiner Lehre, im sechsten von seinen Schriften gehandelt. Schriften hat er bekanntlich wenige herausgegeben, verschiedene, welche ihm zugeschrieben worden, muß man ihm absprechen, von einigen ist es zweifelhaft, ob sie von ihm geschrieben sind. Der Verf. glaubt, daß ihm nur folgende Schriften mit Gewißheit zugeschrieben werden können: *Martini Bellii farrago de haereticis, an sint persequendi* — *Paraphrasis in initium evangelii S. Iohannis* — *Dissert. de sacramentis — de resurrectione mortuorum* — *rhapsodia in Esaiam prophetam*. — Aus diesen Schriften, so wie aus einigen Spuren und Nachrichten bestimmt er,

was wirklich gewiß schon Lehre des Lätius gewesen sey. Bekanntlich hat Faustus Socinus das Meiste aus der Unterweisung und den gedruckten und ungedruckten Schriften seines Oheims genommen, deswegen aber war ihre Lehre nicht ganz identisch und immer ist es wichtig, zu bestimmen, was Lätius gewiß schon gelehrt habe.

### Leiden.

Von J. Euchtman: *Γαλήνου Προτροπικὸς ἐπὶ τῶν τέχνης*. Galeni adhortatio ad artes sua annotatione et versione D. Erasmi edidit *Abramus Villet*. 1812. XIV und 153 Seiten in Octav.

Zu den Werken, welche die bestimmte Absichten die Jugend zur Philosophie und späterhin zur christlichen Religion zu ermuntern, und die schon aus Isocrates Zeit, von Aristippus, Aristoteles u. a. erkannt sind, gehört auch dieß Werkchen, welches dem berühmten Arzt und Vitterator Claudius Galenus aus dem zweyten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zugeschrieben wird. Es ist wahrscheinlich der Anfang seines verloren gegangenen Werks, das er im Verzeichnisse seiner Schriften R. 9. unter dem Titel: *προτροπικὸν ἐπὶ ἰατρικῆν* anführt. Nachdem von dem Werthe der Wissenschaften im Allgemeinen und von dem Unwerthe der Athletik ziemlich bestimmt gehandelt ist, und nun der Uebergang zum Oben der Arzneykunde gemacht werden sollte, bricht das Werkchen mit dem vierzehnten Kapitel ab. Dieß lesenswürdige Bruchstück hat der Verf. nach den vorhandenen Ausgaben kritisch und exegetisch behandelt, und seinem würdigen Vater, einem geachteten Arzte, als Probe seiner besonders unter Byttenbach fortgesetzten Studien gewidmet. Wenn

man gleich den Ausspruch der Corinna, worin sie den Pindar tadelte, daß er mit dem ganzen Sacke säe, auch auf den jungen Verfasser anwenden kann, indem er seine Adversarien auch bey allbekanntesten Dingen ausleeret, so ist doch die Belesenheit und Gelehrsamkeit, womit er zur Erläuterung dieses an sich nicht schweren Werkchens ging, nicht zu verkennen, und wir dürfen hoffen, daß er bey der Herausgabe andrer Werke Galens, die er verspricht, mit mehr Umsicht und Sparsamkeit verfahren werde. Dabey wird ihm der Rath und die Hülfe seines Lehrers und Freundes Wyttenbach, wie schon bey dieser Arbeit, sehr nützlich seyn. Versehen, wie *ὀπωπιάζειν* für *ὑπωπιάζειν* S. 124 und im Register werden dann wegfallen. Aufgefallen ist uns, daß S. 27 vgl. 102 *περτευριπτειν* als echt anerkannt ist. Betrachtet man paläographisch dieß Wort, das gegen die Analogie ist, so sieht man gleich, daß hier *περτους ῥιπτειν* gestanden habe. Vergl. Vasis paläograph. Taf. V. Nr. 2. 3. hinter Schäfers Ausgabe von Gregorius Corinthus. Daß übrigens das Würfelspiel und Trictrac, die in der Note verwechselt werden, verschieden waren, ist ohne Zweifel. S. 46 in der Erzählung von dem Athleten Milo durfte *ἀπέδησε* nicht stehen bleiben, wo es heißt, Milo habe den Holzpalter weggetrieben (*ἐκείνον μὲν ἀπέδησε καταγυλάσας*). *Ἀπορδημι* ist nur im medio gebräuchlich. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß hier *ἀπώδησε* stehen müsse. Mit Vergnügen sehen wir, daß der Commentar des trefflichen Wyttenbach zum Plutarch schon ziemlich weit fortgeschritten und gedruckt sey, und daß schon eine Bemerkung desselben zum zweyten Theile, aber noch als ineditum, angeführt wird.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 20. Junius 1814.

Berlin.

In der Maurerschen Buchhandlung: Versuch über die Metrik der Hebräer. Ein Vortrag zu den Hebräischen Sprachlehren und zu den Einleitungen in die Schriften des A. T. von Joh. Joach. Sellenmann. 1813. 255 Seiten in Octav.

Dem Kreise, welchen die humanistischen Studien einer Nation, die sie mit Eifer betreibt, zu durchlaufen pflegen, war es vollkommen angemessen, daß sie sich seit einem Decennium zu der subtilen Lehre der Metrik hinwendeten; und eben so natürlich ist es, daß diese nun auch auf benachbarte Geleite der Philologie ihren Einfluß erstrecken. Wie einst die etymologischen Forschungen der Holländischen Humanisten über den Bau der Griechischen und Römischen Sprache die Niederländischen Orientalisten ermunterte, den semitischen Dialecten einen hüllichen Fleiß zu widmen; so ist es nun in der Ordnung, daß der Eifer, mit welchem die Griechische Metrik bearbeitet wird, auch die Untersuchung über die rhythmische Form der ältesten Dichterwerke des Orients wieder erneuere. Denn Sprachgelehrte Orientalisten haben nicht auf diese

B (5)

Veranlassung gewartet, um die Metrik der Hebräer zum Gegenstand ihrer Forschungen zu machen. Wen kennt nicht die Versuche eines Comar, Meibom, Hare und Grewe? Nur in ihre Fußstapfen durft ein neuer Forscher über diesen Punct des Alterthums nicht treten, wenn er nicht mit ihnen gleiche Verirrungen theilen wollte. Herr Bellermann schlägt, wie seine frühern scharfsinnigen Versuche über andere Gegenstände des semitischen Alterthums zum voraus erwarten ließen, einen von seinen Vorgängern noch nicht betretenen Weg ein, und gelangt auch auf diesem so weit, als er irgend führen kann.

Sein ganzes System, auf wenige Worte zurückgebracht, läuft darauf zusammen: die Masorethen sahen jede Sylbe als einen Tact von drey Drittheilen oder Moren an. Dem langen Vocal räumten sie zwey Drittheile; dem kurzen Vocal, so wie jedem Consonanten, jedesmahl ein Drittheil ein; desgleichen auch zwey Consonanten, die durch ein Schwa verbunden sind, ein Drittheil oder eine Mora; dem Schwa aber, sowohl dem einfachen als dem zusammengesetzten, keine Mora. Die Sylbe heißt in der Hebräischen Prosodie nur lang, welche den Ton oder Accent hat, kurz hingegen sind alle Sylben, die den Ton nicht haben; Kürze und Länge der Sylben hängt daher gar nicht von dem kurzen oder langen Vocal, den eine Sylbe hat, ab. So sind auch die drey Moren nichts weniger als Zeichen der Länge und Kürze der Sylben; sie sind bloß Maße der Einheiten; sie dienen nur zur Zählung der Sylben eines jeden Wortes. Der Stand des Accents zeigt die Betonung oder die lange Sylbe eines Wortes an. Denn bestehe auch ein Wort aus drey, vier und mehrern Sylben, so ist doch bloß eine, die betonte, lang. Nur durch die Zusammenziehung mehrerer Worte (die dabey den Ton verlieren) in ein einziges können Fälle vieler kurzen

Sylben, und durch die Nebeneinanderstellung mehrerer einshlbigen Wörter mit dem Ton können Füße von einigen hinter einander folgenden langen Sylben entstehen. Es gibt zwar drey-, vier- und mehrshlbige Versglieder; doch sind bey den Hebräern die gewöhnlichsten Dichtersüße Jamben und Anapäst, abwechselnd mit Trochäen und Tribrachen.

So unterscheidet sich also der Verf. dieser neuen Metrik von seinen Vorgängern dadurch, daß er alles auf die masorethische Punctuation und Accentuation allein baut; daß er dabey immer einerley Aussprache des Hebräischen zum Grunde legt; daß er nicht, wie seine Vorgänger, das Schwa, das einfache und zusammengesetzte, und das Patach furtivum bald ausspricht bald nicht ausspricht, sondern sie nur zur Sylbenbildung zuläßt; daß er die kurzen und langen Sylben nach dem Ort des Accents bestimmt. Er übertrifft auch seine Vorgänger in der Mäßigung, daß er nicht die Hebräischen Verse in die Versmaße eines Pindar oder Horaz einzwängt, und Hebräische und Griechische Metrik mit einander vermischt. Wo er Hebräische und Griechische Verse mit einander vergleicht, geschieht es nur, um zu zeigen, wie die Hebräische Sprache etwas Aehnliches in der Sylbenstellung gestatte; wie eine gewisse Abgemessenheit des Ausdrucks, der Wohl laut, der Sylbenanzahl bey den verschiedensten Völkern Eigenschaft der Dichtkunst wären, durch welche sie sich von der Prosa unterscheide, ohne dabey außer Acht zu lassen, daß der Zeilen-Parallelismus bey den Hebräern hervorstechender Character der Poesie sey.

Wenn wir nun alles, was der Verf. als richtig voraussetzt, seine Aussprache des Hebräischen, seine Lehre von den drey Moren, seine Bestimmung der Kürze und Länge der Sylben, auch als richtig annehmen; was ist durch seine scharfsinnige Untersuchung ausgemittelt? Wir glauben, nicht die

rhythmische Form der verschiedenen Dichterwerke der Hebräer, sondern die Vorstellung, welche sich die Masorethen von ihr gemacht haben; nicht die Metrik der alten Hebräer, sondern die der spätern gelehrten Juden. Der Verfasser sagt ja selbst S. 22: "nicht die Sprache Moses, Davids, Jesaias u. hatte das Morensystem, sondern die gelehrten Scholiasten zu Tiberias und Babylon, denen wir das Punctations- und Accentuationsystem verdanken, haben es eingeführt und darnach punctirt." "Die Metrik (sagt er S. 94) baut auf den jetzigen Hebräischen Text; da sind die Schwas gewiß keine Vocale." Soll nun, was Metrik der Masorethen war, auch für Metrik der alten Hebräer angesehen werden können, so muß die Aussprache und Betonung durch eine sichere Tradition auf die Masorethen gekommen seyn. "Wie wir jetzt aussprechen, Katal, Katla u. (sagt der Verf.) haben auch die Alten ausgesprochen. Nur wissen wir nicht, wie die Lautzeichen beschaffen waren, mit denen die Vocale mögen ausgedrückt worden seyn. Um die trypittonellen Laute zu fixiren, haben die Masorethen die jetzigen vervielfältigten Zeichen erfunden, darauf an sie die alten Laute möglichst angeschlossen, die Syllben sorgfältig gemessen, und die Vocalzeichen so gewählt, daß dadurch drey Moren entstanden." Und bey diesem subtilen Verfahren sollte die alte wahre Aussprache erhalten, und keine Mannichfaltigkeit von Veränderungen vorgefallen seyn? Habe man nur erst ein künstliches System erfunden, so muß sich dann auch alles in dasselbe passen; man formt so lange an dem Einzupassenden, bis es sich gehörig einfügt. Der Recensent ist zwar so fest, wie irgend jemand, überzeugt, daß unsre Hebräische Punctuation nichts bloß Willkürliches sey; um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Semitischen Dialecte im Zusammenhang studiren: in Haupt-



sachen, in dem allgemeinen Typus, trifft sie mit ihnen auf das Schönste zusammen. Aber wie will man beweisen, daß nach der Erfindung so vieler neuer Zeichen bey der Aufführung des so kunstreichen Punctationsgebäudes die Masorethen genau und einzig eine allgemeine Tradition befolgt haben? daß das Neue sich an das Alte genau angeschmiegt? daß in Laut und Accent nicht vieles im Lauf der Zeit verloren gegangen sey, was zur genauen Bestimmung des Meters nothwendig ist? Wie gut oder schlecht erben Laut und Accent, wenn beides der bloßen Tradition überlassen bleibt, auf die Nachwelt? war nicht der Gebrauch des Aramäischen Dialects im gemeinen Leben der richtigen Fortpflanzung des echten Lautes und Accents des Hebräischen nachtheilig? ward nicht das Ohr durch das Aramäische von Jugend auf verstimmt, daß selbst der Sprachgelehrte im Lauf der Jahrhunderte über Laute und Betonung des Hebräischen in vielen Fällen ungewiß werden mußte? Offenbar ist die Aussprache des Hebräischen häufig nach dem Aramäischen firt worden: und weichen nicht Dialecte in der Länge und Kürze der Sylben am häufigsten von einander ab? läßt sich mit Sicherheit auf die eingetragenen Accente bey der Bestimmung der rhytmischen Form eines Verses fußen? macht nicht schon die Erscheinung, daß jedes Wort, so viele Sylben es auch haben mag, aus lanter kurzen Sylben bestehen soll, außer der betonten, seiner einzigen langen, das ganze System unwahrscheinlich?

Ins Einzelne zu gehen, erlaubt dieser Ort nicht; von Mehrerem also, nur einige Bemerkungen. Die Einwendung, daß die vorausgesetzte Ueberschlagung des Schwa mit der Aussprache der Septuaginta und des Origenes, des Josephus und Philo nicht übereinstimme, berührt der Verf. selbst: die Septuaginta (um bey der ältesten Auctorität stehen zu

bleiben) drücken fast immer das Schwa mobile durch einen Vocal aus:  $\text{קָוָה}$ ,  $\text{קָוָה}$ . Ist die Ueberspringung desselben in der Aussprache nicht eine späte Neuerung aus dem Aramäischen? Der Verf. erklärt sich zwar den Gebrauch eines Vocals für das Schwa mobile durch die Bemerkung, daß die Griechische Sprache solche Zusammenziehungen der Consonanten, welche durch ein Schwa verbunden würden, nicht gestatte. Aber haben die Septuaginta in andern Fällen durch Veränderung der Aussprache dem Griechischen Ohr geschmeichelt? Erlauben sich nicht auch die Griechen  $\text{Cna}$ ,  $\text{Cnai}$  zu schreiben? Sagt nicht Stephanus von Byzanz:  $\text{Κνα}$ , οὕτως ἢ Φοινίκη ἐκαλεῖτο. Und:  $\text{τὸ ἐθνικὸν ταύτης Κνώσι}$ . Ist dieses Ueberspringen des Schwa nicht ein Aramäismus? war die althebräische Aussprache hierin nicht anders? Ist nicht überhaupt die gänzliche Ueberschlagung des Schwa mobilis selbst der Accentuation entgegen? rechnet diese nicht ein solches Schwa für einen kurzen Vocal? Wenn das zusammengesetzte Schwa nirgends in der Aussprache beachtet werden, und man z. B.  $\text{קָוָה}$  immer  $\text{Ni}$  sprechen soll, wie mochte man sich mit dem  $\text{w}$ , einem ganz überflüssigen Ballast, beständig im Schreiben schleppen? Das Patach furtivum mag immer ein bloßes Hilfszeichen zur Anzeige der starken Sucturalität seyn: aber ist es nicht auch das  $\text{Sägol}$ , Patach u. s. f. in den formis saegolatis? Darf die Metrik also  $\text{קָוָה}$  zweisylbig  $\text{Maſlech}$  aussprechen? sollte sie beim Sylbenzählen nicht ein einsylbiges Wort  $\text{Melch}$  annehmen?

Doch hindert uns dieses alles nicht, das Verdienstliche in den Bemühungen des Verf. anzuerkennen, Licht in einen so dunkeln Gegenstand des Alterthums zu bringen. Denn daran läßt sich gar nicht zweifeln, daß die alten Hebräer ihren Ge-

dichten eine rhythmische Form und metrische Kunst gegeben haben. Schon der einzige 107 Psalm beweist, daß sie aus mehreren Zeilen zusammengesetzte Strophen liebten u. s. w.

Sein System erläutert der Verf. durch reiche Beispiele, aus den alphabetischen und nicht alphabetischen Liedern und den Stufenpsalmen, mit untermischten vielen interessanten Bemerkungen, die wir dem eigenen Studium empfehlen müssen. Ein eigener Abschnitt handelt vom Reim, den die Hebräischen Dichter, gesucht und ungesucht, hervortreten lassen; ein anderer sammelt die Urtheile der Alten über das Hebräische Metrum; die Urtheile des Josephus und der Kirchenväter, die nur schlecht passende Vergleichen mit den Griechischen Sylbenmaßen anstellen, und einiger Rabbinen, über das, wo nicht Metrische, doch Rhythmische in ihren alten Nationalpoesien.

#### Ulm.

In der Stettinschen Buchhandlung: Ueber das Podagra und seine Heilung; nebst Bekanntmachung einer neuen Methode, die podagraischen Anfälle zu behandeln; von Dr. Georg Lud. Osterdinger, königl. zweytem Physicus in Diberach. 1813. 88 Seiten in Octav.

Nachdem der Verf. eine nosologische Schilderung von dieser Krankheit gegeben hat, kommt er zu dem Wesen derselben, und zeigt, daß es in einem Mißverhältnisse zwischen der Sensibilität und dem Contractionvermögen bestehe, indem erstere gesteigert, letzteres aber gesunken sey. Auch sogar die Erblichkeit erklärt er aus der Disposition des fibrösen Systems am Fuße, eine krankhaft erhöhte Sensibilität anzunehmen. Rec. will über diese Ansicht mit dem Verf. nicht rechten. Ein jeder denkende Arzt bildet sich ja seine eigene Hypothese, die freylich bisweilen

durch die Phantasie verschönert wird. So auch hier, wo der Verf. die Sensibilität sich anhäufen, fluctuiren und sich explodiren läßt. Die wahre Heilungsmethode dieser Krankheit ist nach ihm keine andere, als diejenige, welche das Mißverhältniß der Kräfte nach und nach aufhebt, und jede Formverwandlung ausschließt. Der Verf. gibt nach seiner Idee folgende Beurtheilung über die Anwendung der Mittel. Das Opium sey nur da und in großen Dosen anzuwenden, wo die Energie des Wirkungsvermögens nicht zu sehr verlegt sey; sonst folgen Betäubung und Metastematismen; es hebe bloß die Anhäufung der Sensibilität. Den antiphlogistischen Apparat namentlich das Aderlassen verwirft er ganz, indem die Sensibilität zu sehr das Uebergewicht bekäme, und der reaelmäßige Lauf des Podagra unterbrochen werde. Aus gleichem Grunde misbilligt er den Gebrauch abführender Mittel. Hingegen empfiehlt er die Anwendung der China theils aus Erfahrung, theils nach seinen Ansichten, indem die Contractilität gehoben, und die Sensibilität beschränkt werde. Aus den angehängten Krankengeschichten erhellt, daß der Verf. während der heftigen Schmerzen sich des Opiums bediente, und sobald diese aufhörten, mit der China anfang, und binnen 24 Stunden 5 Drachmen bis zu 1 Unze verbrauchen ließ. Die kleinen Rückfälle behandelte er auf gleiche Art. Zuletzt redet er vom zurückgetretenen Podagra und von der Behandlung der hieraus hervorgehenden verschiedenen Krankheitsformen. Als Nachkur, wenn der podagratische Anfall verschwunden ist, nützen am besten bittere Mittel. Von der Mischeur hält er nicht viel. Die Schreibart ist häufig geziert, und mit sonderbaren Ausdrücken, wie Napellsturmhut Exallaren u. s. w. untermischt. Immer schreibt der Verf. podagratisch Podagraist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1814.

**St. Petersburg.**

Reise um die Welt in den Jahren 1803. 1804, 1805 und 1806 auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät *Alexander des I.* auf den Schiffen *Nadeshda* und *Newa* unter dem Commando des Cap. von der Kaiserl. Marine A. J. VON KRUSENSTERN. Dritter Theil. 1812. 378 Seiten in groß Quart.

Die ersten beiden Bände des Epochenmachenden Werks, welche die Reisebeschreibung selbst enthalten, sind bald nach ihrer Erscheinung in diesen Blättern angezeigt worden (der erste im 67. Stück von 1810, so wie der zweyte im 116. und folg. St. von 1811). Hier dieser dritte, mit welchem dasselbe nun als geschlossen anzusehen ist, enthält außer einem Supplement acht ausführlichere wissenschaftliche Aufsätze von dem edlen Capitain, so wie von dreien seiner trefflichen Gefährten, dem Naturforscher Hofr. Tilesius, dem Astronomen Hofr. Hornet und dem ersten Arzte Dr. Espenberg.

I. Hofr. Tilesius über die Seeblasen (*Holothurien*, *Physaliden* etc.) ein räthselhaftes Thiergeschlecht, von welchem Linné sagte: *tota structura ita a reliquis animalibus omnibus differt, ut vix describi*

C (5)

queat. Zur Erfüllung des Wunsches, den er hinzufügte, daß doch jemand das lebendige Thier (man könnte damals nur Eine Gattung, die wirklich in dieses wundersame Geschlecht gehört) untersuchen, und nach der Natur zeichnen möchte, hat der verdiente Verf. dieser Abhandlung reichlich beygetragen; denn er selbst will doch sehr bescheiden diese seine treffliche Arbeit nur für Materialien zu einer künftigen Naturgeschichte der Seeblasen gehalten wissen. Auf der Fläche der tropischen Weltmeere schwimmen diese prachtvollen Wunderthiere, an welchen dreyerley Hauptorgane zu unterscheiden sind. Erstens der zarthäutige Körper, bey einer der Gattungen wohl von der Größe einer Cocosnuß, in herrlichen Farben zumahl aus dem Blauhimmelblauen ins Rosenrothe spielend, ohne Spur irgend eines Eingeweidens, sondern bloß als eine mit Luft straff gefüllte Blase, die sich am vordern Ende in eine stumpfe sehr lebhaft bewegliche Spitze endigt. Dann längs des Rückens eine ebenfalls sehr mobile gleichsam Hahnenkammförmige meist carminrothe Kante, deren sich das Geschöpf allerdings gewissermaßen als Segel bedient. Und endlich an der entgegengesetzten Unterseite dreyerley ins Wasser herabhängende gallertige fadenförmige hohle Fingarme, die sehr dehnbar und überhaupt von verschiedener Länge sind, einige von der größten Art mehrere Ellen lang. Die kürzern und bey weiten zahlreichsten dienen dem prachtvollen Wunderthier statt Speiseröhren und Mägen, als in welchen sich oft Gräten und andere Reste von verzehrten Fischen und Mollusken finden. Diese Speiseröhren und Fingarme sind mit einem röthlichen Schleim überzogen, der nach der Berührung wohl über 24 Stunden lang ärger als Nesseln auf die Haut brennt. Die gleiche schmerzhafteste Wirkung verursachte noch nach acht Tagen das Abwischen mit Tüchern an welchen dieser

igende Schleim zufällig gehaftet hatte. — Den von Hrn. Bosc am stumpfen Ende der ganz luftdichten Blase angegebenen Mund hat der Verf. nicht finden können. Wohl aber hat er dagegen ein Paar zarte Papillen entdeckt, die zu diesem wundersamen pneumatischen Apparat zu gehören scheinen. Alle die musterhaften Beobachtungen und Versuche die er an dem lebendigen Thiere und zwar an mehreren Sattungen dieses Geschlechts angestellt, haben ihn überzeugt, daß es gewiß nicht zu den Zoophyten zu rechnen sey.

II. Ebendeselben Bemerkungen über den Joeko oder Orang-Outang von Borneo (*Simia satyrus*): Mancherley interessantes über die Bildung und das Betragen eines Weibchen von dieser so seltenen und so berühmten Menschenähnlichen Affengattung, das der Gouverneur von Macao lebendig besaß. Es hatte allerdings an allen seinen vier Händen Daumen-Nägel, und trug die Gall'schen Observationsorgane auffallend groß an seiner Stirne. Wie sorgfältig es alles was ihm unter die Hände kam, untersuchte; wie vorsichtig es alle ihm noch unbekannte Spelßen credenzte u. dergl. m. Besonders auffallend war die ganz eigne Weise wie es seine großen Lippen gleichsam Rüssel förmig zuspitzte, wenn ihm nach etwas gelüftete oder wenn es trank.

III. Hofr. Hörner über die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. Zahlreiche Beobachtungen mittelst eines von Six angegebenen Thermometrogaphen in mancherley Weltgegenden angestellt, erweisen die abnehmende Wärme in zunehmender Tiefe, und dann das merkwürdige Factum einer constanten Temperatur des Meerwassers in großer Tiefe, die sich nach der climatischen Verschiedenheit der geographischen Breite zu richten scheint.

IV. Ebender selbe über das specifische Gewicht des Meerwassers, hauptsächlich nach dem verschie-

denen Salzgehalt desselben. Zwischen den Wendekreisen hält es um  $\frac{1}{37}$  mehr Salz als in höhern Breiten; und im allgemeinen übertrifft der Salzgehalt des Wassers im atlantischen Ocean den der Südsee um  $\frac{1}{800}$ . Alle eingeschlossnen Meere zeigen sich auffallend süßter als der Ocean. Merkwürdig ist, daß das Wasser am Cap Horn um  $\frac{1}{24}$  leichter ist als das in der nämlichen Breite in der Nordsee bey den Schottischen Inseln.

V. Ebenderselbe über die Oscillationen des Barometers zwischen den Wendekreisen, steht schon im ersten Bande der Memoiren der St. Petersburger Academie (— s. gel. Anz. 1812. S. 1341 —)

VI. Dr. Espenberg über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf der Nadeshda, während der Reise um die Welt. Ein lehreicher, der reifen Einsicht und Urtheilskraft des Verf. wahre Ehre bringender Aufsatz, der zugleich die Leser von neuem mit hiniger Hochachtung für die eben so verständige als humane Sorgfalt des verdienstvollen Capitäns von Krusenstern für seine Mannschaft erfüllt; die dafür, aber auch mit dem seltenen glücklichen Erfolge gekrönt ward, daß er auf der ganzen dreijährigen Reise, trotz der Verschiedenheiten des Klimas, der Abwechslung der Temperatur, der Entbehrung gewohnter Nahrungsmittel u. doch nicht einen Mann von der ganzen Equipage verlohren hat. — „Zu der Zeit, da auf die Officierstafel schon seit mehreren Wochen nichts frisches gekommen war, nämlich immer Salzfleisch, bekam der kranke Matrose seine Hühnersuppe, oder wenn er das Huhn lieber gebraten haben wollte, eine Saggshupe mit Wein. — Buchstäblich wahr ist es, daß Seefahrende die ihnen so wohlthätige Landluft auf mehrere (See-) Meilen weit wittern können. An den Küsten von Sachalin konnte man drey bis vier Meilen in der See die balsamischen Ausdünstungen des Nadelholzes, wöml



sie bewachsen waren, sehr merklich riechen. — Das Bärenfleisch in Peter Pauls Hafen war schlecht und thranig, weil die dastigen Bären sich von Fischen nähren. — Auf der Reise von da nach Japan zeigten sich jetzt bey mehreren von der Mannschaft Wärmer, die nie vorher dergleichen gehabt hatten. — Das Sinesische Manifest, wodurch die Einfuhr des Opiums in dieses Reich verboten ist, soll in medicinischer Rücksicht ein wahres Meisterstück seyn; alle Wirkungen des Opiums sollen darin aufs treffendste und vollständigste geschildert seyn. — Noch ein Paar Zeilen heben wir aus dem trefflichen Aufsatze aus, weil sie eine der lästigsten und unvermeidlichsten Beschwerden auf weiten Seefahrten betreffen, die auch wohl manchmahl einen bedeutenden Einfluß auf die während derselben geführten Tagebücher gehabt haben mag und über manche Vorfälle in solchen schwimmenden Schiffsfern, wo man einander nicht weit aus dem Wege gehen kann, einen Aufschluß geben könnte: „lange Seereisen machen den Körper äußerst reizbar; das ewige Einerley wird einem endlich sehr zuwider, die Gemüther werden ganz verstimmt; wenn man über eine noch so unbedeutende Kleinigkeit disputirt, so geschieht es gleich mit Heftigkeit, oft mit Erbitterung; man behält einen Groll, maust hernach, spricht acht Tage lang kein Wort mit einander.“

VII. Der Capitain Krusenstern über die während der Reise beobachteten Strömungen. Ein für die Navigation sehr wichtiger Gegenstand; besonders dann, wenn sich die Ursachen derselben mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären lassen. Die hier mitgetheilten zahlreichen Beobachtungen gründen sich auf eine mit möglichster Genauigkeit geführte Schiffsrechnung, und auf die tägliche Bestimmung des wahren Orts des Schiffs, und können daher mit einer geringen Unrichtigkeit unterworfen seyn. Aber

doch ist der edle Verf. weit entfernt, selbst die genaueste Schiffsrechnung als ein nur etwas gewisses Datum anzunehmen, da sie so mancherley Fehlern unterworfen ist. Die größte Schwierigkeit ist zumahl die genaue Bestimmung der Abweichung der Magnetnadel, die trotz aller gebrauchten Vorsicht doch oft einen Unterschied von 2 bis 3, auch 5 Graden zeigt, und das sowohl zwischen den zwey Troughtonschen Azimuthal-Compassen die man dazu gebrauchte, als auch zwischen den Beobachtungen, wenn sie an verschiedenen Stellen des Schiffs wiederholt wurden.

VIII. Ebenderfelbe über die Fluthbeobachtungen im Hafen von Nagasaky; steht schon im zweyten Bande der gedachten Mémoires de l'Acad. de St. Petersbourg. (— s. gel. Anz. 1812. S. 1726. —)

Ein Supplement (S. 310 — 76) enthält noch dreyerley: 1) Eine Instruction des Commerz-Ministers, jetzigen Reichs-Kanzlers Romanzoff, an den Capitain Krusenstern; betreffend ein vermeintes Eldorado das nach einer freylich unbestimmten Sage als eine große Insel auf dem nördlichen stillen Weltmeer von Japan östlich liegen sollte und seit 200 Jahren von Spanischen, Holländischen und Französischen Seefahrern — aber ohne Erfolg — aufgesucht worden; und daß auch der vortreffliche von Br. vergebens darnach gekreuzt, ist aus dem ersten Theile der Reise schon bekannt.

(— Ein zweydeutiges Wort in dieser Instruction hat den Rec. so kugig gemacht, daß ein Anschluß darüber für andre Leser die in den gleichen Fall kommen können, nicht überflüssig seyn wird. Es heißt S. 313: der Bürgermeister Wissen erzähle, daß Capitain Quast, da er 1639 von der Ostindischen Compagnie auf seine Entdeckung ausgesandt worden, 200 Meilen östlich von Japan Vogel und

Seenymphen gesehen habe. Es war nicht leicht diese Sirenen in der voluminösen und confusen Noorden Oost Tartarye aufzuspüren. Endlich zeigten sie sich (im ersten Bande S. 156 der zweyten Ausgabe), aber in der niedern Gestalt von *Puisbyters* oder Libellen, welches Ungeziefer wohl mancherley Deutsche Nahmen, doch schwerlich irgendwo den ganz unpassenden von Seenymphen führt. —)

2) Das tabellarische Journal der *Nadeshda* mit den auf diesem Schiffe gemachten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen;

und 3) Erläuterungen über die in diesem tabellarischen Journal befindliche Columne mit dem Titel wahre Länge.

### Eisenberg.

Hey Schöne: *Friedrich Taubmann's Leben und Verdienste*; Versuch einer genauern und billigern Beurtheilung des oft verkannten Mannes u. s. w. von *Jr. Adolf Ebert*. 1814. 176 S. in Octav.

Die Sagen von Taubmann's Schwänken und Unsauberkeiten gründen sich auf die *Taubmanniana*, eine uncritische Compilation von Anekdoten, die auf Taubmann's Rechnung gesetzt werden, ob gleich mehrere derselben auch unter der Firma andrer Witzlinge in Umlauf sind. Der Ehrenretter des von dieser Seite verkannten Mannes würde sich um seine Namen noch verdienter gemacht haben, wenn er umständlicher, als S. 141 geschehen ist, ins Einzelne gegangen wäre und die Unechtheit jener Anekdoten ins Licht gestellt hätte. Doch ist in seiner Schrift viel Gutes für Taubmann's ehrenvolles Andenken geschehen. Den Verdacht eines Lustigmachers am Sächsischen Hofe entfernt der Verf. hauptsächlich durch die Bemerkung der hohen Achtung, welche seine Wittenbergischen Collegen ihm noch nach seinem Tode bezeugten; was bey der damals noch herrschenden Sittenkrenge

1000 G. u. N. 100. St., den 23. Jun. 1814.

schwerlich geschehen wäre, wenn er während seines Lebens jene unwürdige Rolle gespielt hätte. Den Ursprung der Sage davon erklärt der Verf. aus der Stelle eines Sächsischen Hofpoeten, welche ihm Gelegenheit gegeben haben möge, manche Thorheiten des Hofes mit Laune zu belachen. Auch möge er nicht gleichgültig gegen die Freuden der Tafel gewesen seyn, und dabey zuweilen seinem Witz einen etwas freyern Lauf gelassen haben. Als Humanist war Taubmann kein Originalgenie, das in der Critik und Exegese Bahn zu brechen vermocht hätte; aber er war doch ein nützlicher Lehrer, der das Bessere, was ihm sein Zeitalter über Lateinische Schriftsteller darbot, bey seinen Zuhörern in Umlauf setzte, und daneben ein fertiger Versificator, mit einer seltenen Geläufigkeit der Lateinischen Metrik. Für Aufklärung seiner humanistischen Verdienste wird eine kurze Geschichte der Schicksale der humanistischen Studien in Sachsen während des 16ten Jahrhunderts eingeschaltet, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Nur finden wir es nicht tadelhaft, daß die ersten Philologen des Landes, wie z. B. Camerarius, in ihren Ausgaben classischer Schriftsteller fast immer bloß die Jugend vor Augen gehabt haben: Wer kann seinem Zeitalter voreiten? mußten nicht erst die ersten Philologen in Deutschland erzogen werden? und dienten dazu nicht solche Ausgaben besser, als andere, in die bloß hohe philologische Gelehrsamkeit niedergelegt gewesen wäre? Auch können wir nicht zugeben, daß die Reformation den humanistischen Studien geschadet habe. Gerade die Glaubensreinigung gab ihnen in Deutschland den ersten Schwung; und der blieb auch, so lange sie ihre ursprüngliche Richtung, die von Sprachstudien und Geschichte ausging, nicht verließ. Daß es nach Melanchthon's Tod anders wurde, daran war nicht die Reformation Schuld, sondern die unselige Polemik.

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen**  
 unter der Aufsicht  
 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius. 1814.

**Palermo.**

De tragoediae officio, sive, de purgandarum animi affectionum lege, ab Aristotele-tragoediae injuncta. Specimen versionis novae Poeticae Aristotelis quibusdam notis illustratae. Typis regijs. 1813. 44 Seiten in Octav.

Mit vielem Vergnügen zeigen wir diese gelehrte Abhandlung eines sehr würdigen Landsmannes an, der unserm Vaterlande auswärts eben so viele Ehre macht, als er dort wegen seiner Verdienste geschätzt wird. Es ist unser vormahliger gelehrter Mitbürger, der als Professor des Staatsrechts zu Würzburg vor mehreren Jahren dem ehrenvollen Rufe, als Erzieher des Kronprinzen beider Sicilien folgte, der jetzige königliche Sicilianische Kammerherr, Marchese Haus. Als Freund und Kenner der Römischen und Griechischen Litteratur suchte er sich um dieses Fach verdient zu machen, und wie er sich als Oberaufseher sämtlicher Gemälde, Statuen, Vasen und Münzsammlungen des Königs in archäologischer Hinsicht versucht hat, wovon wir bald die Früchte erhalten werden, so hat ihn besonders Aristoteles angezogen, dessen Poetik von ihm ins Latei-

D (5)

nische übersezt, mit critischen Anmerkungen begleitet nächstens erscheinen wird. Zu dieser Arbeit gehört vorliegende Schrift, welche auf die übrigen Abhandlungen, die der Uebersetzung angehängt sind, begierig machen. Wir verdanken diese Nachricht dem würdigen Hrn. Dr. Oberthür, geistlichen Rath zu Würzburg, und glauben, unsern Lesern, denen es gewiß lieb ist, zu wissen, daß Deutsches Genie und Wissenschaft im Auslande geschätzt werde, mit der Mittheilung derselben einen Gefallen zu thun. Diese Abhandlung lehrt den Verf. als einen scharfsinnigen, einsichtsvollen Meister des Gegenstandes, den er behandelte, kennen und schätzen. Die Frage, die er beantwortet, ist bekannt, besonders seit unser Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie seinen Scharfsinn darauf richtete. Es gibt mehrere vom Verf. nicht übersehene Erklärungen der Aristotelischen Stelle Poet. c. 6. Der Verf. geht den richtigen Weg, indem er den Aristoteles aus seinen übrigen Werken erklärt, und sich wohl hütet, seine eigene ästhetische Ansicht dem Philosophen unterzulegen; oder ihn wohl gar zu tadeln, daß er sie als die viel richtigere nicht gekannt habe. Mit Recht bemerkt der Verf., daß hier nicht die Rede vom Schrecken (terror) sey, sondern von der Furcht und vom Mitleiden. Er geht an der Hand des Arist. vom Wohlwollen, von der allen Menschen eignen Sympathie aus, vermöge welcher wir für die guten, tugendhaften, angesehenen, bewunderten, wenn sie uns Unglück gerathen, Mitleiden und Furcht, Besorgnisse, empfinden, wofern nicht ein zu großes anhaltendes Glück oder Unglück gegen diese Gefühle unempfindlich gemacht hat: wir mögen diese Zustände nun im wirklichen Leben erblicken, oder der Dramatiker mag sie uns im Theater anschaulich darstellen. Die Vergleichung der Musik ist hier an ihrer Stelle, in so fern sie zur Milderung der Af-

fecten so wirksam ist. Die sonst schon hier benutzte Stelle des Aristoteles de Republ. VIII, 7. läßt der Verf. nicht ungebraucht, und sucht ihr durch eine sehr wahrscheinliche Verbesserung der Worte: ἐν δὲ ἐνδοσιασμοῖς in ἐν τῷ δὲ ἐνδοσιασμοῖς das nöthige Licht zu ertheilen. Aristoteles verspricht daselbst, daß er in der Poetik von dieser Reinigung des Mitleidens und der Furcht ausführlicher handeln wolle: gleichwohl ist er im 6. Kap. gar nicht ausführlich. Hier zeigt nun der Verf., daß Aristoteles seines Versprechens eingedenk von dieser Reinigung im 14 und 15 Kap. gehandelt habe, und daß diese Reinigung darin bestehe, daß der tragische Dichter in der Regel alles was dem Vergnügen zuwider sey aus seiner Darstellung der Affecte und Leidenschaften entfernen, und darnach streben müsse, (man hört den Peripatetiker!) weder zu viel noch zu wenig zu geben, um den Zuschauer in Gefühle zu versetzen, die wenn gleich wehmüthig doch nicht schmerzhaft, sondern angenehm sind. Die geistreiche und geschmackvolle Ausführung dieser Gedanken, wovon wir hier nur eine trockne Andeutung geben, läßt uns viel Vortreffliches von den versprochenen Arbeiten des Verfassers erwarten.

#### Halle.

Von der interessanten Zeitschrift: *Beiträge zur Beförderung der Kurmethode auf psychischem Wege* haben wir das Characteristische der von dem sel. Keil herrührenden Aufsätze jüngsthin (S. 169) angezeigt. Dem zweyten Herausgeber, Hrn. Hoffbauer, hat die Zeitschrift die meisten Beiträge zu verdanken. Sie enthalten vorzüglich Nachrichten von merkwürdigen Seelenkrankheiten, und von den psychischen Mitteln, wodurch sie geheilt worden sind, ferner Aufklärungen und Erweiterungen mehrerer Sätze der Psychologie, welche auf die psychischen

Heilmittel Beziehung haben, endlich Berichtigungen des noch immer sehr schwankenden Sprachgebrauchs in Ansehung derjenigen Wörter, wodurch die verschiedenen Seelenkrankheiten bezeichnet werden. Die Grundsätze aber, von denen der Verfasser in seinen Abhandlungen ausgeht, sind die der empirischen Psychologie, und wie sehr er der richtigen Anwendung derselben mächtig sey, um dadurch die Quellen der Erscheinungen der Seele im gesunden und kranken Zustande ausfindig zu machen, ist aus dessen psychologischen Schriften zu bekannt, als daß Beweise darüber aus seinen in dieser Zeitschrift befindlichen Abhandlungen noch nöthig wären. Die mitgetheilten Krankheitsgeschichten sind dadurch besonders lehrreich geworden, daß er die Fehler aufdeckt, welche bey der Behandlung der Kranken begangen wurden. Und wenn man auch mit seinen Erklärungen gewisser Erscheinungen nicht immer vollkommen einverstanden seyn sollte; so sind sie doch durch manche eingestreute Bemerkungen noch lehrreich.

Der von andern Verfassern herrührenden Abhandlungen sind zusammen fünf. Von zwey, in psychologischer Hinsicht merkwürdigen Krankheitsgeschichten ist die eine vom Hrn. Dr. Gregorini, und die andere vom Hrn. Landchirurgus Sarsleben mitgetheilt.

Ein, jedoch noch nicht beendigter Aufsatz über die Geburt der Psyche, ihre Verfinsternung und mögliche Heilung, hat den Hrn. Prof. Steffens zum Verfasser, und also spricht sich darin der Geist der Schellingschen Natur-Philosophie aus. Die Anhänger dieser Philosophie werden ihn als einen Gewinn für die wissenschaftliche Naturkunde und für die Construction der Welt verehren. Die Gegner derselben können ihn aber dazu benutzen, sich von dem Eigenthümlichen der absoluten Identitätslehre, was sowohl deren Inhalt, als auch Methode, die



Natur mit allen ihren besondern Bestimmungen aus dem Absoluten nach und nach sich entwickeln zu lassen, desgleichen das beständige Spiel mit Bildern betrifft, worin sie ihr vorgebliches Wissen um die Verhältnisse in der Natur zum Absoluten aufstellt, eine recht klare Ansicht zu verschaffen. Zur Würdigung der Ansprüche aber, welche eine metaphysische Speculation auf Befriedigung der menschlichen Vernunft macht, bleibt es immer nöthig, daß die darin liegende Weisheit sich erst mit einer gewissen Vollständigkeit, und alle ihre Eigenthümlichkeiten auch äußerlich genau bezeichnend, ausgesprochen habe.

Endlich hat auch die Lehre vom thierischen Magnetismus einen Zuwachs durch zwei Abhandlungen erhalten, in welchen Herr Dr. Tasse Ausichten auf eine ganz neue Art der Heilung der Wahnsinnigen durch die Anwendung jenes Magnetismus eröffnet, und aus denen man also die Höhe beurtheilen kann, bis zu welcher sich jener Magnetismus in Ansehung seiner heilenden Kraft bereits emporgeschwungen hat. In der ersten Abhandlung sind die bey einer Somnambule von Hrn. Tasse angestellten Beobachtungen mitgetheilt, welche zum Theil ganz neue Erscheinungen des Somnambulismus betreffen. Eine an Brustgeschwür und Convulsionen leidende Kranke nämlich, die durch den zu ihrer Heilung versuchten Magnetismus zur Somnambule ward, hatte während der Krise die volle Uebersicht über alle Vorgänge ihres gewöhnlichen wachen Zustandes, im Wachen aber gar keine Erinnerung aus dem Somnambulismus, dagegen in den Träumen, welche in der Nacht, so auf die Krisen folgten, erschienen, von den wirklichen Vorgängen in den Krisen Traumbilder, die ihr aber nicht als Erinnerungen, sondern als Originale, nach der bey Träumen gewöhnlichen Art vorkamen. Die Kranke war bereits völlig ge-

heilt entlassen, als sie, die katholisch ist, durch die Bearbeitung gewisser Personen in eine Gemüths-  
 krankheit verfiel. "Man hatte ihr nämlich gesagt,  
 sie habe sich durch Zulassung des Magnetisirens,  
 das ihr als eine Art Zauberey vorgestellt war, mit  
 dem Teufel in Verbindung eingelassen. Diese In-  
 sinuationen griffen bey der kaum Genesenen, deren  
 Sensibilität durch den Somnambulismus ohnehin  
 erhöht war, so tief ein, daß sie in kurzem anfang  
 den schwarzen Gesellen wirklich zu sehen." Er saß  
 neben ihr, arbeitete mit ihr u. s. w. (Das Magne-  
 tisiren hatte also ihre Geisteskräfte im wachenden  
 Zustande geschwächt.) Herr Tasse ließ sich dadurch  
 nicht irre machen, und magnetisirte sie wieder,  
 nachdem er ihr heftiges Widerstreben durch Ueber-  
 redung und durch die ihr zur völligen Genesung ge-  
 machte Hoffnung besiegt hatte. Der Somnambu-  
 lismus erschien bey der Magnetisirten bald in der  
 gewohnten Klarheit und mit deutlicher Rückerinne-  
 rung alles dessen, was in den vor sieben Wochen  
 beendigten Crisen, und nachher in und mit ihr vor-  
 gegangen war. Als nun Herr Tasse während des-  
 selben ihrer seltsamen Visionen erwähnte, und wie  
 sie sonst so vernünftig, jetzt den Teufel sehe, und  
 das Magnetisiren für Zauberey halte; so lachte die  
 Kranke über ihren eigenen Irrthum, und äußerte  
 mehrmahls, wie sie durchaus nicht begreife, wie  
 sie solchen albernen Grillen nachhängen könne, und  
 spottete über sich selbst. Aber kaum war der Som-  
 nambulismus geendigt, so fieng sie in demselben  
 Augenblicke, worin sie die Augen öffnete, wieder  
 vom Teufel zu reden an, fragte Hrn. Tasse, ob  
 er ihn nicht gesehen; erzählte, wie jener da gewe-  
 sen, u. s. w. In Rücksicht auf den Umstand, daß  
 die Verrückte im Zustande des Somnambulismus  
 vernünftig war, thut nun Herr Tasse, wenn die  
 Heilung der Kranken von ihrem Wahnsinne nicht

von selbst und durch Entfernung von dem Orte, wo sie sich bisher aufhielt, erfolgen sollte, wie er hoffe, den Vorschlag, darüber Versuche anzustellen, ob man nicht die Ueberzeugung, welche die Kranke im Somnambulismus von der Nichtigkeit ihrer Visionen hatte, durch den Traum (weil in demselben, was in den magnetischen Crisen vorgefallen war, ihr wieder vorkam) in ihr wachendes Bewußtseyn hinüber führen, und auf diesem Wege zu ihrer Heilung beitragen könne. In Ansehung der Ausführbarkeit dieses Gedankens macht Herr Hoffbauer die Erinnerung, daß nach den Gesetzen der Natur, was auch als Reproduction aus den somnambulischen Crisen und aus dem Schwunge des Erkenntnißvermögens während derselben im Traume vorkommen möge, im Wachen doch nur für ein Traumbild aufgenommen werden, und folglich nicht dazu dienen könne, danach die Ueberzeugung im Wachen zu berichtigen, und daß es ferner große Schwierigkeit haben dürfte, einen solchen Traum absichtlich zu veranlassen. Auf die erste Erinnerung hat sich Herr Tasse, ihrer Wichtigkeit ungeachtet, gar nicht eingelassen. Er theilt eber in dem Aufsatze Vermuthungen und Entwürfe über die Kunst mit, auf Träume Anderer Einfluß zu haben, welche auch den Alten bereits bekannt gewesen sey. Eines Ausjuges sind jedoch diese Vermuthungen und Entwürfe nicht fähig, und wir müssen also den, nach der neuen oder nur wiederhergestellten Kunst der Traumsendung begierigen Leser auf die Abhandlung selbst verweisen.

### Leipzig.

Deß Rühn: Briefe über die Mittel die atmosphärische Luft besonders bey allgemein verbreiteten ansteckenden Krankheiten zu reinigen; von Dr. Carl Gottlob Rühn, öffentl. ordentl.

1008 G. g. X. 101. St., den 25. Jun. 1814.

Professor der Chirurgie auf der Universität zu Leipzig.  
1813. 108 Seiten in Octav.

In sieben Briefen handelt der Verfasser in einem ruhigen Ton und mit großer Deutlichkeit den angegebenen Gegenstand ab. Die Ursache der typhösen Fieber ist ein Contagium, das theils durch das zu enge Zusammenleben einer großen Anzahl von Menschen, theils durch schlechte Nahrungsmittel, theils durch traurige Leidenschaften entwickelt werde. Ist der Ansteckungsstoff mehrmahl durch den Körper gegangen, so erhalte er einen hohen Grad von Flüchtigkeit, und dringe in die gesundesten Personen ein. Dieses Contagium nun zu entfernen und zu zerstören sey die große Aufgabe. Große Feuer und das Verbrennen harziger Substanzen sind verwerfliche Mittel, in wie fern die Luft noch mehr verdorben, und der Sauerstoff ihr entzogen werde. Das Schießpulver wirke vorzüglich durch die Ausdehnung und Erschütterung der Luft, indem es dieselbe in Bewegung setze, und veranlasse, daß neue atmosphärische Luft hinzuströmen könne; es würde aber nicht dadurch, daß sich Säure entwickle, im Gegentheil kommen Gasarten zum Vorschein, die dem Athmen nicht günstig sind. Die Fontanellen schützen nicht durch Ableitung gegen die Ansteckung, sondern weil der Mensch, der ein solches künstliches Geschwür an sich trägt, sich überzeugt halte, er könne nicht angesteckt werden. Furchtlosigkeit widerstehe demnach der Ansteckung. Eben so wenig schütze das Tabakrauchen. Vom Kohlenpulver glaubt der Verfasser, daß freylich durch dasselbe der üble Geruch in den Hospitälern gedämpft werden könne, zweifelt aber mit Recht an der Kraft desselben, Contagien zu zerstören. Die Morveauschen Räucherungen zieht er allen andern Mitteln unbedenklich vor, und gibt von ihnen das schon Bekannte an.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 25. Junius 1814.

**Landskut.**

Von Krüll: Das heilige Abendmahl, von Dr. Heinrich Stephani, kbnigl. Baierschem Kreis-Schulrathe, des kbnigl. St. Michael-Ordens Ehrenritter und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. 1811. 158 Seiten in groß Octav.

Der Zweck dieser Schrift geht auf nichts Geringeres, als darauf, der Christenheit über ihre ehrwürdigste kirchliche Handlung die Augen zu öffnen, und auch dadurch zur Wiederherstellung des Urchristenthums und zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche beizutragen. "Sollte es mir gelingen, heißt es S. 8 f., die hohe Absicht wieder geltend zu machen, zu welcher das heilige Mahl von seinem göttlichen Stifter ursprünglich angeordnet wurde, so wird die ganze Felsenmasse christlicher Irrthümer auf einmahl ihres Stützpunkts beraubt vor unsern Augen herabstürzen, das Christenthum in seiner göttlichen Urgestalt sich uns zeigen und das heilige Mahl selbst wieder in einer Würde erscheinen, die niemand mehr in diesen Tagen geahnet hat." Zu diesem Zwecke wird zuerst das heilige

E (5)

Abendmahl in historischer Hinsicht beleuchtet, um in den früheren bey Juden und anderen Völkern gewöhnlichen ähnlichen Mahlzeiten die Idee aufzufinden, von welcher Jesus bey Einsetzung desselben ausgegangen ist. Darauf folgt eine exegetische Erläuterung der biblischen Stellen über diesen heiligen Gebrauch, um die Leser zu überzeugen, daß Jesus wirklich bey dem Abendmahle jene frühere Idee, nur in ihrer höchsten Einfachheit und Würde, zur Ausführung bringen wollte. Nach diesem wird das Abendmahl moralisch gewürdigt und zuletzt noch gezeigt, was in liturgischer Hinsicht für die zweckmäßige Anordnung desselben geschehen muß, wenn es seinem ursprünglichen Zwecke entsprechen soll, auch noch ein Musterformular zur würdigen Feier desselben beygefügt. So große und unerwartete Versprechungen erregen desto größere Erwartungen. Die Hauptsache, nämlich das Neue in der Ansicht des Abendmahls und in der Erklärung der Einsetzungsworte besteht kurz in folgenden Puncten. Die bey vielen alten Völkern gewöhnlichen Bundesmahlzeiten finden wir auch bey den Israeliten. Unter mehreren dahin gehörigen Erzählungen sind besonders die von den beiden Mahlzeiten, welche Moses zur Bestätigung des zwischen Jehova und dem Volke Israel errichteten Bundes anordnete, merkwürdig. In der Wüste am Fuße des Sinai weihte Moses diesen Bund durch Opfer, Blut und Mahl. Er las den gesammten von ihm niedergeschriebenen Bundesvertrag öffentlich vor, und forderte das Volk zu einer Erklärung auf, ob es denselben nach seinem ganzen Inhalte treu erfüllen wolle. Nach erfolgter Zusicherung besprengte er mit dem in ein Becken gesammelten Blute der Opfethiere das Volk und rief dabey aus: das ist das Blut des Bundes, welchen Gott nach Inhalt

der von euch vorhin vernommenen gesetzlichen Bedingungen mit euch heute errichtet. Darauf begann das festliche Bundesmahl 2. Mos. 24, 11. Moses hatte nun aber noch als ein weiser Gesetzgeber dafür zu sorgen, daß dieser Staatsbund und diese Weihe zu einem Volke Gottes in frischem Andenken blieb, und durch die dazu angeordnete Feierlichkeit von Zeit zu Zeit gleichsam wieder erneuert würde. Dieß bewirkte er durch ein kleineres Bundesmahl, das in einzelnen Familien jäblich von der ganzen Nation gefeyert werden mußte. Dieß war das Pascha, ein Opfermahl, wozu sich in der Folge jährlich zu einer bestimmten Zeit das Volk zu Jerusalem versammelte. Zu diesem Bundeserneuerungsmahle war ein Lamm vorgeschrieben, welches in jeder Familie geschlachtet und unter religiösen Ceremonien gegessen werden mußte. Der Familienvater mußte dabey die Worte sprechen: dieß ist das Paschaopfer des Herrn, der uns aus Egypten rettete. Lebendig ward dadurch der Gedanke bey allen Israeliten erneuert, daß sie das Volk seyen, mit welchem Gott einen Staatsbund abgeschlossen habe, zu dessen Andenken und Erneuerung sie jetzt diesen religiösen Gebrauch feyerten. Bey diesem Mahle wurde auch Wein getrunken, der nach der Mosaischen Anordnung statt des Bluts bey jedem Opfermahle seyn mußte. Jesus nahm von diesem Pascha, welches er zum letztenmahle mit seinen Jüngern feyerte, Veranlassung, sein Paschamahl für seine Bundesanstalt anzuordnen. Diese war von anderer Art als die Mosaische. Jesus wollte ein allgemeines, alle Völker umfassendes moralisches Gottesreich stiften, und ordnete ein diesem neuen Bundesvereine angemessenes Erinnerungsmahl an. Brod sollte an die Stelle des Lammes treten, der Wein sollte sein Bundesblut seyn. Das

Abendmahl ist also nichts anders als das Erneuerungsmahl für den hohen Bund des Christenthums. Der Sinn der Einsetzungsworte ist der: dieß Brod, das ich jetzt für euch in Stücke zerbreche, ist mein Paschaleib (meine Bundes Speise); und dieser Kelch — des neuen Bundes Kelch; der Wein in ihm — mein Bundesblut. Und dieses neue Bundesmahl sey euch ein unvergeßlicher Gebrauch. Der Hauptzeuge ist Matthäus, und dieser setzt nicht das Mindeste über die Absicht dieser Handlung hinzu. Hätte sich Jesus darüber besonders erklärt, so würde dieser Evangeliste eine so denkwürdige Eröffnung gewiß nicht verschwiegen haben. Wenn daher Lukas und Paulus Jesum eine Erklärung über diese Absicht beyfügen lassen, so kann man für gewiß annehmen, daß sie ihm diese Worte nur in den Mund legen, um eine Erklärung über den Zweck der Handlung nachzuschicken, welche Jesus bey der Einsetzung des Mahls sicher vorausgeschickt haben würde. Das Osterlamm hieß der Paschaleib  $\alpha\omega\varsigma \lambda\upsilon\tau\alpha$ . Die Worte Jesu, in Beziehung auf das genommen, was die Jünger zum Theil so eben verzehrt hatten und zum Theil noch vor sich stehen sahen, sagten ihnen das Ueberausverständliche: dieser Brod Kuchen ist meine Bundes Speise. Die Worte:  $\tau\omicron \upsilon\pi\epsilon\rho \upsilon\mu\omega\nu \delta\iota\delta\omicron\mu\epsilon\upsilon\omicron\nu$  oder  $\kappa\lambda\omega\mu\epsilon\upsilon\omicron\nu$  beziehen sich auf den Brod Kuchen, welcher jetzt für die Jünger in Stücken zerbrochen oder unter ihnen ausgetheilt wurde. Der schon gedachte Zusatz:  $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron \pi\omicron\iota\epsilon\iota\tau\epsilon \epsilon\iota\varsigma \tau\eta\nu \epsilon\upsilon\eta\rho \alpha\nu\alpha\mu\eta\sigma\iota\nu$  ist aus dem in den ersten christlichen Gemeinen gewöhnlichen Ritual hergenommen, welchem man diese Worte deswegen beyfügte, um die Christen besonders aufmerksam darauf zu machen, das Andenken des bald zurück erwarteten Jesus hiebei zu ehren, oder, was das Wahrscheinlichste ist, man



hat die von Jesus wirklich gebrauchten Worte in einem unrichtigen Sinne genommen. Die Meinung, daß das h. Abendmahl ein Gedächtnißmahl seyn sollte, um den Nahmen Jesu bey den Seinigen in ruhmvollem Andenken zu erhalten, ist verwerflich. Zu der Bedenklichkeit des Texts kommt noch der Umstand, daß diese Voraussetzung dem Character Jesu widerspricht. Er war zu groß, um klein zu handeln, er wollte sich nicht durch sinnliche Denkmahle bey der Nachkommenschaft verewigen, er brauchte ein so kleinliches Erinnerungsmittel nicht, er war nicht eitler Ehre geizig. Sollte er diese oder ähnliche Worte wirklich gesprochen haben, so können sie in ihrer Beziehung auf das neuangeordnete Bundesmahl nur dahin erklärt werden: dieß Mahl sey euch ein heiliger unvergesslicher Gebrauch. Das Wort *διαθήκη*, welches Jesus bey der Darreichung des Kelchs gebrauchte, zeigt schon bestimmt genug an, daß es sich hier von einer Bundesweihe handelte. Er will sagen: "Trinket alle aus diesem Kelche, denn dieß ist meines Bundes Blut; dieser Kelch nimmt euch auf zum neuen Bunde, welcher durch dieß mein Blut, diesen Wein eingeweiht wird *ἐν τῷ αἵματι μου*, den ich jetzt für euch einschenke, *τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον*." Den Zusatz: *εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν* hat Matthäus allein. Da ihn die übrigen Berichterstatter weglassen, so macht er sich schon hierdurch als spätere Zuthat eines Dritten in hohem Grade verdächtig. Noch gewisser wird dieß, wenn man den Sinn der vorhergehenden Worte richtig aufgefaßt hat. Weil in diesen nur von dem in den Kelch gegossenen Wein die Rede ist, so gehörte wirklich ein höchst ungeschickter Ausleger dazu, der noch die erklärende Glosse beyfügen konnte: jener Wein sey zur Vergebung der Sünden eingeschenkt worden! Sie ist aus einer Zeit, wo

die dem Apostel Paulus allein angehörige, dem Stifter des Christenthums aber völlig fremde Lehre von einer durch Blut bewirkten Ausföhnung Gottes schon die reine Lehre Jesu nicht nur verdrängt, sondern sich auch bis zu dem Grade ausgebildet hatte, daß man selbst gegen die Lehre des Paulus, der nur von einer solchen Einmahl vorgegangenen allgemeinen Versöhnung spricht, im heiligen Abendmahl eine solche Versöhnungs-cerimonie wiederholen zu können glaubte. In den früheren Zeiten des Christenthums, wo die Beziehung des heiligen Mahls auf das Pascha, als eine Bundesfeierlichkeit, noch in frischem Angedenken stand, konnte eine solche verunglückte Erklärung nicht beigefügt werden: denn wo von einer *διαθήκη* ausdrücklich die Rede war, konnte nicht von einer Versöhnungsfeierlichkeit die Rede seyn. In der *κοινωνία τοῦ αἵματος καὶ τοῦ σωματός τοῦ Χριστοῦ* bey Paulus ist *σῶμα* das heilige Mahl, so fern das Brod die Bundes Speise war, welche der Herr verordnet hatte, und *αἷμα* gleichfalls, weil der Wein dabey das vom Herrn verordnete Bundesblut war, *κοινωνία* aber die religiöse Verbrüderung, welche durch die Theilnahme an dem Mahle bewirkt wird. Offenbar will Paulus hier nur bezeichnen, wodurch wir in die christliche *κοινωνία*, in den christlichen Bundesverein treten, und die beiden Bestandtheile des Bundesmahls werden von ihm als die Mittel aufgeführt, durch welche wir dahin gelangen, keineswegs aber als das Object, mit welchen wir in Verbindung gesetzt werden. Wenn eben dieser Apostel von der Versündigung am Leibe und Blute Jesu redet, so meint er damit gleichfalls die Versündigung an dem Bundesmahle, an dem Brode und Weine.

Kenner der theologischen Litteratur werden wissen, daß diese Ansichten und Erklärungen nicht ganz neu

sind, und daß man schon vorher das Abendmahl aus dem Gesichtspuncte einer Bundesmahlzeit betrachtet und diesen selbst für den vornehmsten ausgegeben hat. Die Einfachheit, Verständlichkeit und Klarheit, welche der Verf. seiner Erklärung nachrühmt, werden wohl viele andere Leser eben so wenig darin finden können, als der Rec. Doch die Hauptfrage ist die, ob sie wahr und mit hinreichenden Gründen unterstützt ist? Daß Jesus bey dieser Handlung an den am Fuße des Sinai geschlossenen Bund, an jene Worte Moses: das ist das Blut des Bundes, und an den neuen Bund, den er stiften wollte, dachte, kann nicht verkannt werden, er gibt es selbst deutlich zu verstehen. Daß aber dort in der Wüste eine Bundesmahlzeit gehalten worden sey, ist schon nicht erweislich, ja es kommt gar nichts im Texte davon vor. Es wird 2. Mos. 24, 8—10. erzählt, daß nachdem Moses jene Worte ausgesprochen und das Volk mit Blut besprenget habe, er, Aaron, Nadab, Abihu und 70 Aelteste des Volks den Berg bestiegen und den Gott Israels gesehen haben, und darauf wird noch V. 11. hinzugesetzt: Gott legte seine Hand nicht an die Oberhäupter des Volks, und sie sahen Gott und aßen und tranken. Man kann jenes verschieden erklären, wahrscheinlich bezieht es sich auf den Glauben, daß man Gott nicht sehen könne, ohne Schaden zu nehmen oder zu vergehen. Wie dem aber auch sey, von einer Bundesmahlzeit kann hier nicht die Rede seyn: denn diese wäre gewiß nicht bloß von den Volksobehörtern auf dem Berge, sondern vom Volke und von allen in der Ebene gehalten worden. Was das Pascha betrifft, so kommt dabey gar nichts von einem Bunde vor. Es wurde zum Angedenken der Verschonung der Erstgeburt in Egypten und des schnellen glücklichen Auszugs aus diesem Lande ge-

fehert. Es wurde weit früher angeordnet, als der Staatsbund am Fuße des Sinai geschlossen wurde. Es war keine Mahlzeit, um das Andenken der Gesetzgebung und des durch sie errichteten Bundes zu erneuern. Wenn Jesus bey der Einsetzung des Abendmahls von einem Bunde redet, so läßt er ihn nicht durch das Mahl, sondern durch sein Blut, durch seinen bevorstehenden Tod geschlossen werden: *ταυτο γαρ εστι το αιμα μου, το της καινης διαθηκης* bey Matthäus, wofür bey Lucas steht: *ταυτο το ποτηριον η καινη διαθηκη εν τω αιματι μου*. Dort schließt gerade das Blut Jesu oder sein Opfertod den Bund, hier zwar der Kelch oder der Wein im Kelche, aber doch nur durch das Blut, d. h. der Wein bezeichnet den neuen Bund nur in so fern, als er das Blut Jesu oder seinen Tod, wodurch der Bund geschlossen wird, abbildet. Immer ist also das Abendmahl auch eine Bundesmahlzeit, aber bloß in so fern, als es auf den Tod Jesu Beziehung hat. Nicht der christliche Bundesverein überhaupt, nicht das große Gottesreich mit seinen Lehren, Gesetzen und Anstalten wird dadurch inaugurirt und erneuert; wie einst durch die Opfer am Sinai der Staatsbund bestätigt wurde, sondern dieses Mahl hat die bestimmteste Beziehung auf den Tod Jesu und ist nur in so fern ein Bundesmahl. Bey der Erklärung des *σωμα μου* durch: mein Paschaleib, meine Bundes Speise beruft sich der Verf. auf Pfaff *instituta theol. dogm.* p. 734, oder vielmehr dessen *Diss. de oblat. euchar.* §. 5. wo es heißt: *Vox σωμα ex judaica phrasi debet derivari. Judaeis enim agnus paschalis assus inque mensa positus altim dicebatur חסן כבש של פסח; vel חסן של פסח corpus paschalis.* (Non sane saltem figuratum sed verum.) Haec sine dubio alludit Christus, ut in-

paschatis comedisse h. e. typum corporis sui in mortem mox tradendi, nunc vero se ipsi dare verum *corpus suum*, in locum typorum veteris testamenti tanquam complementum successurum. So heißt die Stelle vollständig. Eine Anspielung auf diesen Jüdischen Sprachgebrauch mag man wohl zugeben. Etwas anderes aber ist es, wenn man Jesum nun sagen läßt: das ist mein Paschaleib, und wenn dieß so viel heißen soll: dieß Brod ist die von mir angeordnete Speise meines Bundesmahls. Warum wird alsdann nicht analog dem  $\text{כֶּסֶף לֶחֶם}$  gesetzt  $\text{סוּמָא פֶּסַחִי}$ . Dazu kommt, daß von der Idee eines Bundes nicht das geringste weder in diesem Hebräischen Ausdrucke, noch in dem Pascha liegt. Den Matthäus hält der Verf. für den vornehmsten und glaubwürdigsten Erzähler von der Einsetzung des Abendmahls. Demnach muß er auch annehmen, daß Jesus die Worte gesprochen hat:  $\text{τοῦτο ἐστὶ τὸ αἶμα μου — τὸ περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον}$ . — Da kann aber schlechterdings nur von der Vergießung des Bluts Jesu für die Menschen die Rede seyn, und es ist ganz willkürlich und ungereimt, hier unter dem Blute den Wein, und unter dem  $\text{ἐκχυνόμενον}$  das Einschenken in den Kelch zu verstehen, womit auch  $\text{πολλῶν}$  streift. Bey Marcus steht es eben so. Natürlich müssen hieraus die Worte, wie sie bey Lucas stehen:  $\text{τῷ αἵματι μου, τὸ ὑπὲρ ἐκχυνόμενον}$  (statt  $\text{ἐκχυνόμενον}$ ) erklärt werden. Und doch läßt der Verf. Jesum überhaupt den Sinn ausdrücken: der Wein, den ich jetzt für euch einschenke — noch dazu ein bey einer so erhabenen Handlung äußerst matter und leichter Sinn. Nimmt man aber nun die Worte in ihrem wahren Sinne, so muß man auch die correspondirenden:  $\text{σῶμα τὸ ὑπὲρ δίδομενον}$  oder  $\text{κλωμενον}$  nicht auf das Brod, sondern auf dein Leib

Jesu beziehen, um so mehr, da auch sonst im N. T. *didonai* auf diese Art vom Tode Jesu gebraucht wird, Gal. 1, 4. 1. Tim. 2, 6. 1c. und *κλασθαι* gar wohl auf den Tod überhaupt bezogen werden, und eben so viel als *didonai* heißen kann; Paulus, der dieß Wort gebraucht, zog es nur deswegen vor, weil ihm das Brodbrechen noch vorschwebte. Daß die wichtigen Worte bey Mathäus: *sic αψαι αμαρτιων* ein späterer Zusatz seyn, darf man nicht aus individuellen dogmatischen Gründen, die noch dazu im N. T. keinen Grund haben, annehmen. In keiner einzigen Handschrift und alten Uebersetzung fehlen diese Worte. Man braucht sie auch nicht auf eine rohe Art von einer durch Blut bewirkten Ausöhnung Gottes zu verstehen, und eben so wenig anzunehmen, daß diese Ausöhnung mit jeder Abendmahlsfeier wiederholt werde. Die Begriffe eines Bundes und einer Ausöhnung heben sich auch im Alterthum nicht auf, vielmehr wurden Bundesmahlzeiten nach der Ausöhnung durch Opfer veranstaltet. Der Verf. kann also nicht einmahl aus seiner Idee vom Abendmahl einen Grund wider die Echtheit dieser Worte hernehmen. Was die Erinnerung wider die Worte: *τοϋτο ποιειτε* u. betrifft, so bemerken wir nur, daß Jesus noch weit größere Ansprüche macht, und daß solche Ansprüche bey einem göttlichen Gesandten nicht für eitlem Ehrgeiz erklärt werden dürfen. Was die Erklärung von der *κοινωνια του αιματος και του σωματος του Χριστου* betrifft, so bekennen wir aufrichtig, daß wir gar nicht wissen, wie wir unter Voraussetzung derselben die bekannte Stelle des Paulus übersetzen sollen. Wenn *κοινωνια* der christliche Bundesverein ist, *σωμα* und *αιμα* das Bundesmahl sind, was heißt es denn: *το ποτηριον της ευλογιας, ο ευλογουμαι, ουχι κοινωνια του αιματος του Χριστου εστι;*

του αργου, ου κλωμεν, ουχι κοινωμι του σωματος του Χριστου εστιν; Auch wüßten wir nicht, daß die angeführten Worte sonst in diesem Sinne vorkämen. Wir bemerken noch, daß vor diesem Buche ein Kupfer steht, welchem die Worte des Sallustius Catilin. c. 22. zum Commentare dienen: Fuere qui dicerent, Catilinam. quum ad jusjurandum populares sceleris sui adigeret, humani corpora sanguinem, vino permixtum in pateris circumtulisse, inde, quum post exsecrationem omnes degustavissent, sicuti in solemnibus sacris fieri consuevit, aperuisse consilium suum. Dieß trägt aber nach dem Bisherigen gar nichts zur Erklärung des h. Abendmahls bey, und mußte um so mehr wegen unschicklicher Ideenassociationen entfernt gehalten werden. Diese Schrift ist überhaupt individueller Ausdruck einer neuerdings herrschend werdenden Erregese, welche auf der Oberfläche schwebt, der Tiefe ermangelt, das Heilige und Unheilige vermischt, und zu einer gänzlichen Herabwürdigung der heiligen Schriften führt.

#### Berlin und Stettin.

Von Fr. Nicolai: Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau, von dem Oberstleutenant Freiherrn von Valentini. Mit 3 Plänen. 1812. 297 Seiten in Octav.

Seit dem unglücklichen Kriege, welchen Oesterreich durch den Frieden zu Preßburg beendigte, war es fest entschlossen, seine verlorne Streikräfte wieder zu ergänzen. Es hatte deshalb bis jetzt seine Kriegesmacht auf fast eine halbe Million Menschen gebracht, wenn man die Landwehr mit dazu rechnet; eine National-Miliz, die vermöge ihrer innern Güte und Uebung in den Waffen den Linien-Truppen fast gleich kam. Man hätte die Tactik mehr vereinfacht, und

dadurch erleichtert, der Französischen Armee-Verfassung nachgeahmt, bey den Corps Generalkäbe angestellt, wodurch ein jedes ein Ganzes bildete, das aus allen Waffen bestand, und mit Allem versehen war, um selbstständig handeln zu können. Hierdurch wurde die oberste Leitung des Kriegs erleichtert, und die Ausführung der Entwürfe beschleuniget. Zum Kriege entschlossen, hatte es mit dem eintretenden Frühling seine Corps an seinen Gränzen versammelt.

Die Oesterreichische Armeen bestanden aus eilf solchen Corps, jedes auf 20 bis 30000 Mann im Durchschnitt angenommen. In Böhmen standen bey Eger und Pilsen unter den Befehlen der Grafen von Bellegarde und Kollowrath zwey Corps, deren Zweck war, den äußersten rechten Flügel der strategischen Aufmarschlinie zu bilden, und in die Oberpfalz und in Frankent einzudringen, wo eine Französische Armee unter dem Marschall Junot versammelt war.

Die Oesterreichische Hauptarmee unter dem Erzherzog Carl stand im Salzburgischen und am untern Jun. Sie enthielt sechs Corps, wovon zwey als Reserve dienen sollten, und wurde auf 180,000 Mann geschätzt. Ihr Hauptzweck war die Hauptmacht des Feindes anzugreifen, die an den Ufern der Donau und des Lechs sich festsetzte.

Eine andere Oesterreichische Armee aus zweyen Corps bestehend, unter dem Erzherzog Johann, hatte ihre Stellung an den Gränzen von Italien, theils um in selbiges einzudringen, theils mit dem rechten Flügel Tyrol zu erobern.

Die dritte Armee, unter dem Erzherzog Ferdinand, befand sich in West-Sallizien, um die Franzosen aus dem Herzogthum Warschau zu vertreiben, dann in Sachsen einzudringen, dessen Truppen sich mit den Franzosen vereinigt hatten. Der Erz-



Herzog fand aber so viele Beschäftigung mit den Franzosen, daß er gegen Deutschland nicht mitwirken konnte, welches doch der Hauptschauplatz des Kriegs seyn sollte.

Unterdessen die Oesterreicher sich in Bereitschaft setzten, die Feindseligkeiten zu eröffnen, war der größte Theil des Französischen Heers zwischen dem Lech und der Yser verlegt. Die Uebergänge über legten hatten die Bayern besetzt. Die Armes des Marschall Davoust von vier Divisionen befand sich auf dem linken Ufer der Donau längs dem Ufer der Altmühl, die Front nach Böhmen, das Hauptquartier in Hemmau, die Württembergischen Truppen in Heiderheim.

Die Stadt Augsburg war als Hauptwaffenplatz von den Franzosen besetzt, und ein Brückenkopf am Lech auf der Seite nach Friedberg angelegt. Donauperth, Neuburg, Ingolstadt, Straubing, Deckendorf und Passau wurden in der Geschwindigkeit so viel als nöthig besetzt, um ihnen als Brückenköpfe zu dienen, welche ihnen die Communication auf beiden Ufern der Donau sicherten, und ihnen Sicherheit verschafften, mit Leichtigkeit, auf welchem Ufer sie wollten, ihre Hauptmacht zu versammeln.

So standen beide Armeen, als am 10. April die Feindseligkeiten von den Oesterreichern angekündigt, und in der folgenden Nacht eröffnet wurden.

Wir würden hier der Beschreibung des Feldzugs gefolgt seyn, wenn der Verfasser nicht am Ende des Werks in einem Anhang das freymüthige Geständniß gethan hätte, daß da dieser sein Versuch des Feldzuges ic. erst erschienen sey, nachdem das Werk, Geschichte des Krieges von 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich von einem Oesterreichischen Officier, (welches Herr von Valentini sehr vollkommen erklärt,) er mehr auf Nachsicht als auf

Beifall des Publicums zu rechnen habe. Dieß ist wohl nicht ganz zu bezweifeln, da er gleich anfänglich gesteht, daß sein Versuch größtentheils nach den Relationen der beiderseitigen Armeen verfertigt sey. Seite 12 sagt er von der Affaire bey Zan, daß die Unvollständigkeit der beiderseitigen Armeen, Berichte und die geographischen Widersprüche, vorzüglich in der Benennung der Orte, hier eine Lücke in der Geschichte des Feldzugs lasse, die sein Versuch nicht im Stande sey auszufüllen, und sich also mit dem Verdienste begnügen müsse, auf das Fehlende aufmerksam zu machen. Dieß ist aber eine Erklärung, die dem Leser nicht angenehm seyn kann.

Er läßt nun, nachdem er den ganzen Feldzug beschrieben, eine Characteristik der ersten Operationen des Feldzugs von 1809 an der Donau, von seiner Eröffnung bis zum Rückzuge der Oesterreichischen Armee von Regensburg nach dem linken Donauufer, folgen, die er aus der gerühmten "Geschichte des Krieges von 1809" verbessert hat, aber nur diesen geringen Theil, indem dem Hrn. von Valentini nur der erste Band dieses Werks zu Gesicht gekommen ist.

Da es bey der Beschreibung von Schlachten hauptsächlich auf Genauigkeit ankommt, wenn sie lehrreich seyn sollen; so wollen wir unser Urtheil über die hier gegebene Erzählung der Schlachten bey Aspern und Wagram zurückhalten, und nur bemerken, daß die Manöuvres in denselben deutlich auseinander gesetzt und die Plane sehr gut gestochen sind. Nach dieser Characteristik findet man eine Abhandlung über die Oesterreichische Schlachordnung in Bataillonsmassen. Der Herr von Valentini gibt das Oesterreichische Bataillon zu ungefähr 1000 Feuergewehre an, die in drey Divisionen abgetheilt sind, jede besteht aus zwey Compagnien

und diese aus vier Zügen, mithin das Bataillon aus sechs Compagnien und 24 Zügen. Zwischen zwey Bataillonen ist eine Intervalle von zwölf Schritten ohne Geschütz. Die Züge haben keinen Zwischenraum. Die Breite einer Manövrir-Colonne von einem Bataillon ist gewöhnlich von einer halben Division oder der Fronte einer Compagnie, mithin stehen sechs Züge hinter einander, die dicht aufgeschlossen sind, und viere machen die Rechte und die Linke, die nach allen Seiten Front machen und sich vertheidigen können. Dieß heißt alsdann eine Bataillons-Masse. In und nach der Schlacht bey Aspern ward sie die beliebteste Formirung zum Geächt, und hat die Quarrés gegen Kavallerie fast verdrängt. Man stellte daher in der Schlachordnung die Bataillons gleich in Masse, und selten sahe man mehr eine zusammenhängende Linie von Bataillons. Waren die Bataillone in der Linie schon aufmarschirt, so formirte ein jedes sich in Bataillons-Masse, und die Linie bewegte sich mit diesen großen Intervallen vor-, rück- und seitwärts. Die Batterien standen 100 Schritte in der Position vor der Front, und das jedem Corps zugegebene Kavallerie-Regiment war hinter den großen Intervallen der Bataillone in Massen. Wird eine solche Masse von Kavallerie angegriffen, so drängt sich alles nach der Mitte, in welche sich die Staabs-officiere begeben. Hier entsteht durch ein fürchterliches Gedränge ein dichter Klumpen der undurchdringlich ist. Durch ein regelmäßiges Feuer kann er sich nicht vertheidigen, jeder Mann feuert so wie er geladen hat und einen Schuß anbringen kann. Die Ordnung und das Commando, des Commandeurs sängt nur dann wieder an, wenn der Kavallerie-Angriff abgeschlagen ist. Kanonenkugeln und Granaten sind für diese Massen sehr gefährlich; doch kann die Gefahr durch geschickte Bewegungen oft

1024 G. g. X. 102. St., den 25. Jun. 1814.

vermieden werden, da es nicht darauf ankommt, ob diese Massen etwas aus dem Allignement der Schlachtordnung herauskomme.

Die Quarees werden aber noch, wie Herr von Valentini sagt, von der Oesterreichischen Infanterie geübt. Wird solches von einem Bataillon formirt, so machen zwey Compagnien die Tete, zwey die Queue dicht auf einander geschlossen. In jeder Flanke steht eine Compagnie in Colonne mit Zügen dicht aufgerückt. Ein solches Quaree vertheidigt sich durch regelmäßiges Gliederfeuer. Das erste Glied hat sein Gewehr gesenkt und spart das Feuer bis zum wirklichen Einbruch. Das zweite feuert schon auf ein Paar hundert Schritte, empfängt vom dritten und vierten Gliede die Gewehre zum Abfeuern, und gibt selbige an solche zum Laden zurück. Diese Quarees werden gegen den Feind nicht so viel gebraucht als die Massen. Bey der Gefahr plötzlich von der feindlichen Kavallerie überfallen zu werden, formirt man aus einem Bataillon drey kleine Divisions-Massen, die vier Abtheilungen haben, jede zu zwey Zügen, wodurch also in dem Raum des Bataillons zwey Intervallen entstehen. Zuletzt folgt noch ein kleiner Aufsatz: Ueber innere und äußere Operationslinien. Es ist ein kurzer Auszug über diesen Gegenstand aus dem Werke: *Traité des grandes opérations militaires &c. par le baron de Jomini, Chef de l'Etat-Major-Général du 6me Corps d'Armée. à Paris. 5. Tomes avec plans et cartes, 1805 - 1809.* Dieser Aufsatz leidet hier keinen Auszug, da er ohne Zeichnung nicht verständlich werden würde.

J. K.

---

Hierzu eine Denklage, eine poetische Preisaußgabe betreffend.

---

---

## Beylage zu Stück 102.

---

### A u f f o r d e r u n g.

Die Hochherzigkeit der Engländer, und vorzüglich ihre neuliche gegen verwundete Deutsche Krieger und verunglückte Einwohner bewiesene Mildthätigkeit, hat einen Deutschen, allgemein verehrten und zugleich feingebildeten Mann in Hildesheim, dessen Namen verschweigen zu müssen schmerzt, veranlaßt, einen Preis von

**Zwölf Louisd'or**

für den Verfasser der besten Lateinischen Ode auszusagen, in welcher der Britten Mildthätigkeit gepriesen, und England überhaupt als ein für Deutschlands Freiheit machender und vor Bedrückung und Slaverey schützender Genius vorgestellt wird. Als Kampfrichter über die eingehenden Lateinischen Gedichte sitzen der Herr Geheime Hofrath Eichstädt zu Jena, der Herr Hofr. Miescherlich zu Göttingen, der Herr Professor Rißemacker zu Münster, der Herr Präses Lüsken Hieselbst. Die Arbeiten unserer Gegend sind an den Hrn. Hofr. Miescherlich portofrey einzusenden; jedoch so, daß jede ihr

Motto hat, welches auf einem beyliegenden versiegelten Zettel, in welchem Nahmen, Character und Aufenthaltsort des Verfassers bezeichnet sind, ebenfalls gesetzt ist, um im Fall, daß sie des Preises würdig erkannt werde, den anonymen Autor sogleich kennen zu können. Es wird keine Arbeit zur Beurtheilung zugelassen werden, wenn sie diese Bedingungen nicht genau erfüllt. Die gekrönte Ode wird gedruckt, und der Name des Verfassers in den gelesesten Journalen und Litteraturzeitungen angezeigt. Vermaß und Umfang (amplificatio) des Gedichts sind den Verfassern überlassen. Die bis zum 1. Januar 1815 noch Einlaufenden werden der Beurtheilung zugelassen. Am 1. März 1815 wird das Resultat bekannt gemacht.

Ich fordere hierdurch alle Patrioten, vorzüglich unsers Hannovers, die zugleich ästhetische Sprachkenner sind, auf, diese Gelegenheit zu benutzen, um unserm Vaterlande zu zeigen, wie lebhaft wir jenes hohe Glück empfinden.

Hildesheim.

Rector Dr. Seebode.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 27. Junius 1814.

Göttingen.

Am 4. Junius ist es uns nach acht langen Jahren wieder vergönnt gewesen, den Geburtstag Seiner Majestät, unsers geliebtesten Königs, öffentlich zu feiern; mit welcher Gemüthsstimmung, dürfen wir nicht erst ausdrücken, da die dankbare Georgia Augusta nicht aufgehört hat, diesen heiligen Tag mit stillen Wünschen auch in den Jahren festlich zu begehen, wo es ihr nicht erlaubt war, öffentliche Dankgelübde für diesen ihren königlichen Wohlthäter darzubringen. Die auf diesen Tag festgesetzte Preisaustheilung an die hier Studirenden machte die Anwesenheit Ihrer Durchlaucht der durch ihre hohe Geistesbildung und seltene Regententugenden ausgezeichneten Frau Fürstin von Lippe demold feyerlicher, welche, im Besitze einer gehörten Kenntniß der Lateinischen Sprache, der Universität die unvergeßliche Ehre erwies, an diesem ihrem Feste durch die Anhörung der Lateinischen Rede des Herrn Hofraths Müscherlich Theil zu nehmen.

§ (5)

Das Programm, worin die eingereichten Preisschriften beurtheilt und die neuen Preisfragen auf das nächste Jahr bekannt gemacht worden, ist bey Dieterich auf 10 Seiten Folio erschienen. Die Aufgaben für dieses Jahr sind 1812 Stück 202. dieser Blätter umständlich angezeigt worden.

Ueber die Preisfrage der theologischen Facultät, die biblische Geschichte des Hebers betreffend, waren fünf Abhandlungen eingegangen; den Preis erhielt Herr Friedrich Kehm, aus Hessen, Mitglied des philologischen Seminariums; das Accessit Herr Gottfried Dürbach, aus Strassburg; den Predigerpreis über den hohen Werth einer frühen Tugend, der neun Bewerber hatte, erhielt Herr Ernst Georg Crome, aus Einbeck; das erste Accessit Herr Georg Sedelius, aus Oldenburg; das zweite Herr Friedrich Wilhelm Pustkuchen, aus dem Lippe- Detmoldischen.

Der juristische Preis ward diesesmahl nicht ausgetheilt, sondern die Frage noch einmahl für das folgende Jahr aufgestellt.

Der medicinische Preis über die Veränderungen des weiblichen Körpers während der Schwangerschaft ward Hrn. Lorenz Philipp Just Pott, aus Helmstädt, zu Theil.

Der ordentliche Preis der philosophischen Facultät über den physikotheologischen Beweis vom Daseyn Gottes ward Hrn. Friedrich Wulfert, aus dem Bergischen, zuerkannt; der außerordentliche aber über Law's Finanzsystem auf das nächste Jahr ausgesetzt.

Für den 4. Junius 1815 sind folgende Aufgaben bekannt gemacht worden:

Von der theologischen Facultät: Quid baptismi ritui, a Christo mandato, remotiorem et propiorum anam praebuerit? quid huncce ritum ex



mente Christi et hodieum recte servari demonstrat, et num verba Christi Matth. 28, 19. recte intellecta, pro formula, quam vocant, baptismali, in celebrando baptismo adhuc retinenda, haberi debeant? Die Preispredigt über Joh. 15, 12—17, soll handeln: Von der Pflicht der Freundschaft unter Berücksichtigung der beiden Fragen: 1) was zu derselben erfordert werde, 2) ob auch das Christenthum sie gebiete?

Von der juristischen Facultät wird verlangt: Ut exponatur et judicetur de ordine tum generali tum speciali, quo in adornandis Institutionibus Justiniani Imperatoris usi sunt auctores libelli.

Von der medicinischen Facultät wird gefragt: An solida virium, quibus medicamina gaudent, cognitio ex solius experientiae medicae fonte capienda sit? Quod si ita esse judicetur, quaeiam ad ejusmodi experientiam, vires illas recte robantem, necessario requirantur? Denique sive sufficiens sive insufficientis censetur experientia ad notitiam illam nobis parandam, quid ad illam conferat chemica medicaminum analysis, quinam ructus inde redundant?

Die ordentliche Aufgabe der philosophischen Facultät ist mit diesen Worten gefaßt: Quum post ovissima philosophorum conamina non desint, iri docti, qui, de vero et falso humanae mentis cumine dijudicando desperantes, ad veri similitudinem sive probabilitatem confugiant, atque in a acquiescendum esse arbitrentur, desiderat Ordo, t Academicorum juniorum, imprimis Arcesilaei t Carneadis, de probabilitate disputatio denuo ecenseatur, examinetur, et cum novis philosophorum, qui probabilitatis causam susceperunt, tentiis comparetur.

Die außerordentliche Aufgabe der philosophischen Facultät verlangt, ut contexatur historia

critica principiorum, quae Jo. Law, Scotus, et Philippus, Dux Aurelianensis, regni Francogallici Vicarius, in tractandis debitis publicis fecuti sint.

Die Preisbewerber müssen ihre Abhandlungen vor dem 1. April bey dem Decan einer jeden Facultät so einreichen, daß sie selbst ihm unbekannt bleiben. Sie geben ihrer Schrift ein Motto, das sie ködrtlich auf einen versiegelten Zettel setzen, in welchem sie ihren Nahmen anzeigen. Der Preis jeder Aufgabe ist von nun an wieder, wie ehemals, eine goldne Medaille, 25 Ducaten werth.

### Halle.

In Carl August Rümhels Verlage sind in den Jahren 1804 bis 1809 die philosophischen Werke Cicero's nach Joh. Davisius Ausgabe unter Besorgung des vor kurzem verstorbenen Rect. Rath, mit desselben kritischen Bemerkungen wieder in Octav abgedruckt worden, unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis Opera philosophica ex recensione Joannis Davisi et cum commentario ejus, edidit R. G. Rath.* Jeder der fünf Bände hat einen eignen Titel des Inhalts. Vol. I. enthält die fünf Bücher de finibus bonorum et malorum. Vol. II. dem Russischen Kaiser Alexander I. gewidmet, die fünf Bücher Tusculanarum disputationum. Vol. III. Academica. Vol. IV. de divinatione et de fato. Vol. V. de legibus.

Es macht uns ein wahres Vergnügen, wenn wir sehen, daß die Schriften des geistreichen in so vieler Absicht verdienstvollen und unsterblichen Römers, dem wir alle, denen Geistesbildung lieb ist, mehr oder weniger einen Theil unsrer Aufklärung verdanken, durch die Bemühung und Thätigkeit ein- sichtsvoller Gelehrten zugänglicher gemacht und ver-

vielfältigt werden. Insonderheit gilt dieß von Cicero's philosophischen Schriften, die uns außer andern Vorzügen die ihnen unbestritten eigen sind, den Verlust so mancher schätzbaren Griechischen Originalwerke ersetzen. In den neuern Zeiten hat sich Davies um sie sehr verdient gemacht, der außer dem Werke de officiis alle philosophische Schriften Cicero's critisch und exegetisch bearbeitete, und mit den Notizen älterer Gelehrten, und bey den Zusulanischen Disputationen u. mit den trefflichen Bemerkungen N. Ventleys versehen, nach und nach in sechs Bänden abdrucken ließ. Sein im J. 1731 erfolgter Tod hinderte ihn wahrscheinlich daran, auch das herrliche Werk de officiis eben so wie die übrigen zu bearbeiten. Obgleich nach ihm mehrere Gelehrte sich in critischer und exegetischer Hinsicht um diese Werke sehr wesentliche Verdienste erworben haben, so bleibt die Davisische Ausgabe doch immer noch von großem Werthe, und verdiente schon längst einen Abdruck, weil das Werk in Deutschland selten und theuer war. Diese und ähnliche Betrachtungen veranlaßten den vor einiger Zeit in der Reise seiner Jahre den Wissenschaften und dem schönen Kreise der Jugendbildung, den er so rühmlich ausfüllte, zu früh entrisenen Rector Rath zu Halle, diese Davisische Ausgabe der philosophischen Schriften in einem netten Abdrucke uns wohlfeiler und leichter zu liefern, als die Originalabdrücke zu bekommen waren. Schade, daß das Werk noch nicht vollendet ist, denn der sechste Band, welcher Cicero's Schrift de natura deorum enthielt, und dessen Bearbeitung der sel. Rath in der Handschrift hinterlassen hat, fehlt noch. Wir dürfen also hoffen, daß er nächstens den übrigen nachfolgen werde. Dem Verlangen des Buchhändlers zu genügen fügte Rath jedem Bande eigne critische Bemerkungen bey, welche er gleichsam als Vorläufer einer Bearbeitung

aller philosophischen Schriften Cicero's, womit er sich schon lange beschäftigte, angesehen wissen wollte. Er urtheilt selbst von diesen Bemerkungen sehr bescheiden. Sie betreffen entweder verdorbene, oder doch ihm als solche vorgekommene Stellen, oder Verbesserungen andrer Gelehrten, oder Lesarten die andre nicht beachtet hatten, oder die neu verglichene Handschriften dargeboten hatten. In der Vorrede zum ersten Bande gibt er die Regeln der Critik kurz an, nach welchen er sich gerichtet hat, die jedoch sowohl eine andre Stellung und Ordnung als eine weitere Ausführung verdient hätten. Die critischen Bemerkungen sind nicht zu verachten, und wenn sie auch, da wo sie Verbesserungsvorschläge u. dergl. enthalten, nicht immer des allgemeinen Beyfalls werth erscheinen, so ist doch der Fleiß des Verfassers, die nicht gemeine Bekanntschaft mit Cicero's Sprachgebrauche, eigenes von fremder Auctorität unabhängiges Forschen und Nachdenken und ein richtiges Gefühl darin gewiß nicht zu verkennen. Man erkennet allemahl den einsichtsvollen redlichen Gelehrten, der das Studium dieser Werke im critischen und exegetischen Betrachte, mit Rücksicht auf die Bemühungen neuerer Critiker, befördern und erleichtern wollte, er mochte nun die Wahrheit treffen, oder andern Veranlassung geben, sie richtiger als er zu treffen. So verdienen seine Gedanken über das Werk de legibus beherzigt zu werden, wo er Quintilian. XII, 3. nicht unwahrscheinlich auf dieses Werk bezieht, und hieraus sowohl als aus andern Gründen den Schluß bildet, daß Cicero diese Bücher de legg. nie herausgegeben, nicht mit einem Prooemio versehen, und deshalb auch nicht de Div. II, 1. angeführt, sondern es nur unvollendet zurückgelassen habe. Weniger hat dagegen seine Conjectur bey III, 6. welche Stelle er ohne Grund hieher zieht, unsern Beyfall, wo

er für: Nam veteres, welches ihm ein turpemendium ist, ceteri vorschlägt, ohne die Bemerkung gültig zu finden, daß dieß veteres ganz natürlich auf die ersten Stoiker, den Zeno u. a. gehe, wie schon von andern bemerkt worden ist. Sehr viele andre Stellen haben Licht durch den verstorbenen Verfasser erhalten, welcher gewiß, wenn er seinen oben gedachten Vorsatz hätte ausführen können, diesen philosophischen Schriften Cicero's sehr nützlich geworden wäre.

### Rostock.

Gedruckt bey Adlers Erben 1813: Andenken an die hiesigen Gelehrten aus den drey letzten Jahrhunderten, vom Prediger M. Krey. Drey Stücke, jedes zwischen 50 - 70 Seiten in Octav.

Es ist angenehm zu bemerken, wie man in dem letzten Jahrzehnde in mehreren Deutschen Provinzen angefangen hat, das Andenken der um sie verdienten Männer zu erneuern, und sie der Nachwelt zur Nachahmung aufzustellen: könnte es nur immer mit der gehörigen Umständlichkeit geschehen! Solche Erinnerungen können nur fruchtbar für den Leser seyn, wenn Verdienste genau nachgewiesen, aus den Umständen der Zeit entwickelt und gemärdiget, und dabey die überwundenen Schwierigkeiten sammt den Mitteln, durch die sie besiegt worden, dargestellt werden. Eine magere Notiz von Geburts- und Sterbe-Jahr und den vornehmsten Amtsveränderungen (ob sie gleich zu gewissen Zwecken auch nicht zu verachten ist) kann nur zu Wenigem dienen.

Der Verfasser dieser Andenken hat es größtentheils mit Männern zu thun, die eine berühmte und um die Gelehrsamkeit verdiente Universität einst geschmückt haben; wem sollten sie daher nicht willkommen heißen? Mehrere dieser Gelehrten haben sich größtentheils nur Localverdienste als Lehrer,

andere auch allgemeine um die Wissenschaften als Schriftsteller erworben. Es kommen hier die Namen eines Oldendorp, Caselius, Larnow, Lüttemann, Heinrich Müller, Cornarius, David Chyträus, Baumann u. s. w. vor, die auf ihr Zeitalter in wissenschaftlicher Theologie und practischem Christenthum, in Rechtsgelehrsamkeit und Medicin, und selbst durch Versuche in der schönen Litteratur mehr oder minder kräftig gewirkt haben: mehrer Andenken ist nicht bloß dem Gelehrten vom Fache, sondern mit unter auch dem Weltbürger ehrwürdig. Sie werden nur wünschen, daß es dem Verf. möglich gewesen wäre, einen reicheren Stoff über seine Helden zusammen zu bringen, und, wofern sie Schriftsteller waren, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften mit Jahrzahlen, Druckorten und Formaten mitzutheilen. Da ein großer Theil dieser Männer Universitätslehrer waren, so möchte man vermuthen, daß die Acten der Universität und der Facultäten, denen sie angehörten, zu ihrer äußeren Geschichte schöne Materialien hätten liefern können (und wer sollte zweifeln, daß nicht zu ihrem Gebrauch die Archive bereitwillig würden geöffnet worden seyn?); zur innern Geschichte der gepriesenen Männer sind ihre Werke die Quellen, und der Zugang zu diesen steht am leichtesten in der Heimath offen, in der sie gelebt haben, wo sich am ersten auch ihre Flugschriften zusammen bringen lassen. In Deutschland hing in den vorigen Jahrhunderten alles Heil der Wissenschaften von den Universitäten ab: eine pragmatische Darstellung der Verdienste der Deutschen um die Gelehrsamkeit erwartet daher noch manches Licht aus den ältern Universitätsacten, das aber nur in einzelnen Beiträgen gegeben werden kann. Mögen diese, so lange sie gegeben werden können, nicht ausbleiben!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1814.

Marburg.

Der Krieger: *Etwas über den Blasenschnitt.*  
Von Christian Fr. Michaelis, Prof. der Medicin zu  
Marburg. Mit zwey Tafeln in Steindruck. 1813.  
82 Seiten in Quart.

Der Verf. beschreibt in dieser Abhandlung die Instrumente zu seiner Modification des Guerrinschen Blasenschnitts. Er verrichtete zwar schon zweymahl den Steinschnitt an Lebenden, einmahl an einem jungen Burschen, und einmahl an einer Frau, aber nicht mit diesen Instrumenten, welche er jetzt empfiehlt. Obgleich er noch keine Gelegenheit hatte, den Steinschnitt bey Lebenden damit zu verrichten, so macht er doch diese Methode jetzt bekannt, weil sie sich bey mehr als hundert Versuchen an Leichnamen bewährt hat. Es zeigte sich bey der Untersuchung nach der Operation weder eine Verletzung der arter. pudend. commun. des Mastdarms, noch sonst eines Theiles, der nicht hätte verletzt werden sollen.

Erster Abschnitt. Die Instrumente, mit welchen der Verf. den Steinschnitt zu verrichten empfiehlt, bestehen in einem Catheter, Messer und einer Zange. Der Catheter bildet einen ziemlich stumpfen Winkel,

hat oben, wie das Guerrinsche Instrument, einen Ring, von welchem parallel mit dem Catheter eine Stange herabgeht, die noch durch ein nach oben zu convexes, und nach unten zu concaves Eisenstäbchen mit dem Catheter verbunden ist. Die Rinne des Catheters bildet drey Viertel eines Zirkels, damit das Knöpfchen des eingesetzten Messers sie nicht verlassen kann. An der Spitze des Catheters ist noch in der Furche desselben eine feine Kerbe, damit die Spitze des bis an das Ende der Sonde gebrachten Messers nicht stumpf werde. Der Catheter hat eine etwas nach oben gebogene Spitze, damit man ihn mit dem auf den Unterleib gelegten Finger fühlen kann, und man mit dem bis ans Ende desselben gekommenen Messer den Boden der Blase nicht verlege. An dem unteren Theile des zweyten Schenkels des Catheters ist eine Scheide, die aus zwey Halbcylindern besteht, durch welche ein gefurchter und an seinem vorderen Theile stumpfer Messerleiter geschoben wird, der in die Furche des Catheters paßt. Damit der Messerleiter in der Richtung in die Scheide geschoben werde, daß seine Rinne gerade nach unten gerichtet ist, und mit der des Catheters nur eine bilde, so ist auf dem oberen Theile desselben eine Erhabenheit angebracht, die in die obere Rinne der Scheide genau paßt. Vollkommen wird dieses erreicht, wenn die an der rechten Seite der Scheide befindliche Feder in die dritte der Kerben paßt (von der Spitze des Messerleiters zu zählen angefangen) welche am Stiel des Messerleiters angebracht sind. An dem hinteren Ende des Messerleiters ist ein Ring angebracht, um das Vorwärtschieben zu erleichtern, und an dem hintern Schenkel des Catheters ist eine Feder befindlich. Wird auf diese gedrückt, so wird ein Haken, der die beiden Cylinder, welche die Scheide bilden, worin der Messerleiter befindlich ist, befestiget, über einen an dem beweglichen Cylinder angebrachten



Stift gehoben, und dadurch die Scheide geöffnet. So bald die Scheide geöffnet ist, fällt der Messerleiter heraus. Damit er nicht auf die Erde fällt, ist er durch ein Bändchen an den Stiel des Catheters befestiget. Das Messer des Verf. ist auf folgende Weise geformt: Aus einem  $5\frac{1}{2}$  Zoll Rheinländisch langem, und 9 Linien breitem hölzernen Stiel steigt die Klinge hervor, welche 5 Zoll lang und 10 Linien breit ist. Diese Breite nimmt indessen  $1\frac{1}{2}$  Zoll von der Spitze allmählich ab. Die Klinge ist nirgends scharf, außer die letzten  $1\frac{1}{2}$  Zoll an der Spitze. Die Schneide ist bauchigt. 5 Linien von der Spitze entfernt ist auf dem Rücken des Messers ein Knöpfchen, welches gerade in die Rinne des Messerleiters und des Catheters paßt, aber so, daß es sie nicht wieder verlassen kann, außer wenn man es rückwärts zieht. Von diesem Knöpfchen bis zur Spitze ist der Rücken des Messers auch scharf. Der Rücken des Messers ist 10 Linien dick, das unterste Ende desselben aber ist  $1\frac{1}{2}$  Zoll dick. Es sind die nämlichen Instrumente, welche Guerin empfahl. (Der Verf. hat aber die Form des Catheters dadurch verbessert, daß er einen ziemlich stumpfen Winkel bildet, wodurch die Furche desselben mehr vom Mastdarm entfernt wird, welches nicht so gut durch den rechtwinklichen Guerinschen erreicht werden kann. Auch ist die Form des Messers der des Guerinschen vorzuziehen, und es kann nicht so, wie das Guerinsche, aus der Rinne des Catheters gleiten. Ein Spizendecker wird durch das Knöpfchen ersetzt. Zu complicirt ist aber die Einrichtung an dem hinteren Schenkel. Guerin's Porte-Conducteur verdient den Vorzug.)

Zweiter Abschnitt. Es wird hier beschrieben, wie die Instrumente gebraucht werden. Der Verf. legt den Kranken auf den Pottschen oder Sieboldschen Tisch. Den Catheter faßt er so, daß der Mittelfinger der linken Hand durch den Ring desselben gesteckt

wird, und der Daumen gegen die Concavität des Querbalkens zu liegen kömmt. Wenn der Catheter so gerichtet ist, daß die Concavität gegen die Schambeinvereinigung gedrückt ist, die Spitze hoch, sein Ring aber so niedrig als möglich zu stehen kömmt, dann wird der an seiner Spitze stumpfe Messerleiter 1 Zoll unter dem Hodensack, etwas nach der linken Seite hin, gegen die Haut angeedrückt, woben der Daumen durch den Ring desselben gesteckt, der Zeigefinger gegen den hintern Schenkel des Instruments, und der Mittelfinger unter die Rinne des Messerleiters gelegt wird. Mit dem Daumen wird der Messerleiter so stark angeedrückt, daß die Feder in die dritte Kerbe kömmt. Das Messer wird mit der rechten Hand so gefast, daß der Zeigefinger in eine Vertiefung am Griffe, und der Daumen auf dem Rücken zu liegen kömmt. Der Griff ruhet in der Fläche der Hand. (Auf diese Weise kann man allerdings mehr Gewalt ausüben, als mit dem Guerinschen Messer.) Das Knöpfchen des Messers wird in die Rinne des Messerleiters gebracht, und dasselbe bis ans Ende der Catheterrinne in die Blase geschoben, woben die Spitze auswärts, und der Griff sehr niederwärts gerichtet ist. Das Messer wird in der nämlichen Richtung wieder zurückgezogen, in welcher es eingebracht war. Zugleich wird mit dem Zeigefinger der linken Hand auf die Feder gedrückt, wodurch der Haken über den Stift am beweglichen Cylinder gehoben wird, die Schneide des Messerleiters sich öffnet, und letzterer herausfällt, jedoch nicht auf die Erde, indem er durch ein Band an den Ring des Catheters befestiget ist. Die Fange wird auf dem Zeigefinger der linken Hand eingebracht.

Dritter Abschnitt. Der Verf. gibt die Vortheile seines Verfahrens an. Er hat Recht, wenn er sagt, daß sein stumpfwinkliger Catheter besser einzubringen ist, als der rechtwinkliger Guerinsche, und man

In äußerlich leicht fühlen kann, da die Spitze nach oben gerichtet ist. Unmöglich ist es mit dem Messer zwischen Blase und Mastdarm zu kommen, da dasselbe die Rinne des Messerleiters und des Catheters nicht verlassen kann. Man kann mit der Schneide des Messers nichts verletzen, was nicht zerschnitten werden soll. Einen großen Vortheil sucht er darin, daß der Operateur während der Operation die Sonde selbst hält. (Nach Beendigung des Hautschnittes und nach der Entblößung der Furche der Sonde faßt jeder Operateur die schon gehörig gerichtete Sonde selbst, und drückt sie gegen die Schambeinvereinigung. Bey der Verrichtung des Hautschnittes hält Rec. es doch für besser, wenn die linke Hand frey ist, um den Bulbus urethrae nach der rechten Seite zu schieben.) Der Schnitt soll immer die erforderliche Größe erreichen, woran nicht zu zweifeln ist. Der apparatus instrumentorum besteht nur aus drey Instrumenten, und das Verfahren ist sehr einfach und abgekürzt. Man schneidet nicht erst die Haut, die Muskeln, den häutigen Theil der Harnröhre u. s. w. ein, sondern alle diese Theile werden durch einen einzigen Schnitt getrennt. (Der geübte und mit anatomischen Kenntnissen versehene Wundarzt liebt mehr ein einfaches Messer, wo die Operation von seiner Hand verrichtet wird, und nicht dem Mechanismus des Instrumentes zuzuschreiben ist. Der Guerinsche Instrumenten-Apparat, so wie auch der des Verfassers, können daher nur den Ungeübten willkommen seyn. Ein mit dem Bistouri und Scalpell vertrauter Wundarzt trennt gerne die weichen Theile durch einen Messerzug, welches aber bey dieser Methode wegfällt. Immer bleibt der Zeigefinger der beste Leiter. Auch bey der Lithotomie ist es der beste Messerleiter, und leitet sicher die Spitze des Lithotoms zur Furche der Sonde.)

Vierter Abschnitt. Mit vieler Bescheidenheit führt der verdienstvolle Verf. manche Einwürfe selbst an, die man wider diese Methode machen kann. Der erste besteht darin, daß sie mit Einem Instrumenten-Apparat nicht allgemein anwendbar ist, und man nach dem verschiedenen Alter und Größe der Kranken drey verschiedene Catheter und Messer haben müsse. (Dagegen kann man aber auch wieder sagen, daß man bey jeder anderen Methode mehrere Sonden von verschiedener Dicke und Größe, mehrere Lithotome oder Gorgerets haben muß.) Wenn man einwirft, daß das Knöpfchen am Messer abbrechen könnte, so glaubt Rec., daß dieser Einwurf ungegründet ist, das Knöpfchen eben so wenig abbrechen könne, als das was an einem Gorgeret befindlich ist. Dagegen hält Rec. dieses für eine wesentliche Verbesserung, weil ein Messer mit einem Knöpfchen verkehen sich gewiß besser auf der Furche fortchieben läßt. Der Verf. erwartet auch den Einwurf, daß schon die Instrumente zum Steinschnitt zu sehr vielfacht sind. Gegen den Einwurf der ihm von einigen gemacht ward, daß die Spitze seines Messerleiters Schmerzen machen müsse, sagt er, daß eine sehr stumpfe Ründung, in welche sich der Messerleiter endigt, durchaus nicht schmerzen kann. (Durch diese stumpfe Ründung werden aber die weichen Theile gequetscht, indem besonders bey fetten Menschen ein starker Druck erforderlich seyn wird, um die Spitze des Messerleiters der Furche der Sonde so nahe zu bringen, daß der Uebergang des Messers von der Furche des Messerleiters zur Furche des Catheters bestimmt erfolgen könne, weßwegen Rec. die Spitze scharf machen lassen würde, so daß die weichen Theile durchstoßen werden könnten.) Der Verf. versichert zwar, daß es bey allen Versuchen an Leichnamen nicht schwer gewesen sey,

den Messerleiter so weit einzubringen, daß der Messerleiter und die Catheterrinne ein unterbrochtes Ganze ausmachen.

Fünfter Abschnitt. Der Verf. vergleicht seine Verfahrensart mit andern Methoden.

Sechster Abschnitt. Ueber den Steinschnitt bey Weibern. - Der Verf. empfiehlt dasselbe Instrument um den Seitensteinschnitt bey Weibern zu verrichten. Der Catheter, welchen er bey Weibern gebraucht, wird in Verbindung mit dem Messerleiter in die Blase geführt. Die Spitze des in die Blase gebrachten Catheters wird hoch in die Höhe, und der Ring des Messerleiters tief gegen die Erde gehalten. Der Catheter steht zwischen dem Mastdarm und der Hervorragung des Sigbeins. Ein schmäleres Messer als das, welches der Verfasser bey Männern gebraucht, wird mit in die Höhe gerichteter Spitze und mit gesenktem Griffe längst der Rinne des Messerleiters und der des Catheters in die Blase bis an das Ende der Catheterrinne gehoben. Das Messer und der Messerleiter werden, wie bey dem Steinschnitt bey Männern beschrieben ist, herausgezogen, nachdem durch einen Druck auf die beschriebene Feder der Messerleiter gelöst worden ist. Auf dem Zeigefinger wird die Zange eingebracht. Der Verf. zieht dieses Verfahren dem gewöhnlichen vor, wo man eine Hohlfonde in die Harnröhre bringt, und auf derselben den Blasenhalß zwischen der Kapsel und dem aufsteigenden Afte des ol. isch. aufschneidet, weil man die Sonde nicht so fest halten kann als den Catheter, von der Festigkeit der Haltung des Catheters der Ausgang der Operation vorzüglich abhängt, und das Messer auch leicht aus der Furche einer Sonde herausgleiten könne. Den Steinschnitt durch die Vagina macht der Verf. auf folgende Weise: der schiefe Catheter wird in die Blase ge-

bracht, mit der linken Hand senkrecht gehalten. Die äußerste Spitze desselben muß einen halben Zoll weniger tief in die Blase kommen als der Muttermund in die Mutterscheide hervorrage. Ragt der Muttermund widernatürlich tief in die Vagina herab, dann kann der Steinschnitt auf diesem Wege nicht gemacht werden. Damit die hintere Wand der Mutterscheide nicht verletzt werde, so wird der Catheter beim Schnitt fest gegen die Schaambeine gedrückt. Der Messerleiter wird mit dem Catheter eben so in Verbindung gebracht, wie beim männlichen Steinschnitt. In die Rinne des Messerleiters wird ein Messer, wie beim Steinschnitt bey Männern, gebracht, dessen Klinge aber nur 7 bis 8 Linien breit, und dessen schiefe Schneide ungleich kürzer ist. Das Messer wird beim Fortschieben bis an das Ende der Catheterrinne so gehalten, daß Spitze und Griff eine horizontale Linie bilden, wodurch der obere Theil der Mutterscheide und die über ihr liegende Blase aufgeschlitzt werden.

Siebenter Abschnitt. Der Verf. verrichtete den Steinschnitt bey einer Frau mit einem an seinem breitesten Theile einen starken Zoll breiten Bistourie, welches auf einer geraden gerinnten Sonde in die Blase gebracht und der Schnitt beim Herausziehen erweitert wird.

Achter Abschnitt. Steinschnitt bey kleinen Knaben. Da des Verf. Verfahrensart um so schwieriger und endlich ganz unthunlich ist, je kleiner die Knaben sind, weil der Hals des Knöpfchens, welches das Messer in der Rinne leitet, so dünne werden müsse, daß es leicht abbrechen könnte, so hat er seine Instrumente so umgeändert, daß sie bey Knaben auch gebraucht werden können.

Neunter Abschnitt. Ueber die Steinauflösende Kraft des Wildburger Wassers.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1814.

Paris.

Bey Peter Blanchard: Histoire de St. Domingue depuis 1789, jusqu'en 1794. traduite pour la première fois de l'Anglois d'Eduard Bryand, témoin oculaire, sur la dernière édition de Londres, in 4to. 812. XXXI und 246 Seiten in groß Octav.

Je trauriger die Verühmtheit ist, welche Domingo durch seine beispiellosen Unglücksfälle, als eines der bedauerungswürdigsten Opfer der Revolution erhalten hat, desto interessanter wird die vorliegende Erzählung des Anfangs und der Ursachen des gräßlichen Unglücks. Der berühmte Name des Verfassers der Geschichte des Britischen Westindiens verbürgt in voraus die Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Erzählung. Selbst der Uebersetzer gesteht dessen strenge Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe ein, und nur in und wieder hat er sich die unfruchtbare Mühe genommen, in einzelnen Bemerkungen, nach der bisher beliebten Art seiner Landsleute, die Treulosigkeit der Engländer aufzudecken. Der Verf. besuchte selbst St. Domingo im Jahre 1791, kurz nach dem Ausbruche der Empörung, mit den ersten Englischen Schiffen, die zur Unterstützung der Colonie abgesandt waren; er benutzte die besten Quellen, sowohl mündliche Erzählungen gut unterrichteter Personen, als officielle Actenstücke, so daß sein Werk mit Recht als eine

B (5)

authentische Darstellung jener merkwürdigen Revolution angesehen werden kann. — Schon bey dem ersten Ausbruche der Französischen Revolution ward auch St. Domingo darein verwickelt; überhaupt war in Frankreich die öffentliche Stimme sehr gegen die Pflanze der Westindischen Inseln, hauptsächlich wegen des Sklavenhandels, der einmahl ein Lieblingssthem der Declamationen so mancher Französischer Schriftsteller, — man denke nur an Raynal — geworden war. Die Gesellschaft der Amis des noirs zu Paris trug vorzüglich zu dieser Stimmung der Gemüther bey; ihnen war alles daran gelegen, gleich viel auf welche Art, in den verschiedenen Theilen der Französischen Besitzungen, Insurrectionen und Unruhen zu stiften. In dieser Absicht verlangte die Gesellschaft, an der Brissot und Robespierre den thätigsten Antheil nahmen, nicht nur Abschaffung des Sklavenhandels, sondern Abschaffung der Sklaverey überhaupt; nur abstracte Grundfäge wolte sie gelten lassen. Die Systemwuth hatte aber auch hier, so wie im ganzen Laufe der Revolution, die schrecklichsten Folgen. Die Gesellschaft zog die zahlreichen Mulatten, die sich zu Paris befanden, in ihr Interesse, und suchte auf jede Weise die öffentliche Meinung gegen die weißen Colonisten von St. Domingo zu stimmen, was ihr nur zu gut gelang. Die Erklärung der Menschenrechte reizte die Pflanze; es entstanden Provinzialversammlungen, um eine Nationalrepräsentation zu bilden, alles gerieth in eine gefährliche Gährung, und schon jetzt griffen die Mulatten zu den Waffen, wurden jedoch bald wieder zur Ruhe gebracht. Der Pöbel unter den Weißen war vorzüglich gegen die Mulatten und ihre Anhänger aufgebracht. Die Generalversammlung von St. Domingo, aus 213 Mitgliedern, größtentheils sehr läufigen Männern bestehend, versammelte sich am 16. April 1790. Ihre ersten Schritte gingen offenbar darauf hinaus, die Parteyen, vorzüglich die Mu-



lassen zu versöhnen und manche Mißbräuche abzuschaffen; allein dieß liberale Verfahren empörte zugleich alle diejenigen, die bey dem alten Despotismus gewonnen hatten. Dazu kamen Uneinigkeiten zwischen der Generalversammlung und den Provinzialversammlungen. Endlich erließ die erstere jenes berühmte Decret unter dem 28. May 1790, welches den Plan einer neuen Verfassung der Colonie enthielt, wodurch diese freylich der Sache nach für beynähe vollkommen unabhängig von dem Mutterlande erklärt ward, und der königliche Generalgouverneur nur einen Schatten von Autorität behielt. Die dem alten Despotismus ergebene Parthey erklärte diese Constitution für einen sträflichen Versuch, sich unabhängig zu machen, und schon schien ein Bürgerkrieg ausbrechen zu müssen, als die Colonialversammlung plötzlich den unerwarteten Entschluß faßte, nach Frankreich zu gehen und sich dort selbst zu rechtfertigen; 85 Personen, denn ein großer Theil der Mitglieder hatte sich früher entfernt, andre waren gestorben, schifften sich nach Europa ein. In Frankreich hatte die neue Verfassung von St. Domingo bey der königlichen sowohl, als bey der republicanischen Parthey, allgemeinen Unwillen erregt. Brissot und Robespierre benutzten diese Stimmung, um einen jungen angesehenen Mulatten aus St. Domingo, Jakob Ogé, durch ihre Lehren von Freyheit und Gleichheit und Menschenrechten zu entflammen und ihn zu überreden, auf St. Domingo das Signal zu einem allgemeinen Aufstande der farbigen Leute in den Westindischen Colonien zu geben. Im Jun. 1790 reifete Ogé zu diesem Ende nach America, um von dort die nöthigen Waffen und Kriegsbedürfnisse zu ziehen, und dann in sein Vaterland zurück. Jedoch noch ehe er am 12. Oct. 1790 auf der Insel landete, hatte man dort schon aus Frankreich Nachricht von seinem Vorhaben erhalten. Gleich nach seiner Ankunft forderte Ogé, in einem drohenden Briefe an den Gouverneur,

Gleichheit der Rechte der Mulatten und Weißen, hatte aber trotz aller angewandten Mittel nicht mehr als 600 Mulatten, größtentheils unerfahrene junge Leute, zusammenbringen können, die sich den wildesten Grausamkeiten überließen. Truppen, die aus Cap François gegen sie geschickt wurden, zerstreuten die Bande; Ogé und einer seiner Brüder entflohen auf das Spanische Gebiet. Die Erbitterung stieg, und wenn gleich noch der Frieden zwischen den bewaffneten Parteyen erhalten wurde, so machte dennoch das Schicksal von Ogé, der auf Verlangen des neuen Generalgouverneurs Blanchelande von den Spaniern ausgeliefert, und sammt seinem Bruder und einer großen Zahl von Gefangenen hingerichtet ward, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Ogé soll den Tag vor seinem Tode ein weitläufiges Bekenntniß aller Plane der Verschworenen, die nachmahls die Colonie ins Verderben stürzten, abgelegt haben, daselbe aber nicht weiter beachtet worden seyn. Unser Verf. sagt selbst, daß er dieß politische Testament Ogé's erhalten und in einem Anhange zu seinem Werke habe abdrucken lassen; in der vorliegenden Uebersetzung fehlt jedoch dieses Aktenstück, auch versichert ein ehemaliges Mitglied der Colonialversammlung, daß man diese Aussagen allerdings berücksichtigt habe, aber dadurch zu keiner weitem Entdeckung gelangt sey. Die Mitglieder der Colonialversammlung fanden indeß zu Paris eine sehr ungünstige Aufnahme; man sah ihr Unternehmen als eine grobe Insubordination an, die Versammlung ward für aufgehoben erklärt; ein Verfahren, welches in St. Domingo allgemeines Mißvergnügen erregte. Neue Truppen wurden nach der Colonie geschickt, und bald erfolgte der erste blutige Austritt, indem der Obrist Mauduit, Haupt der royalistischen Partey von seinen eigenen Soldaten ermordet ward. In Frankreich arbeitete man indessen aus allen Kräften an dem Ruine der Colonie, der vergeblich von der Partey der Pflanzer verkündet

ward; — mögen die Colonien lieber sämmtlich zu Grunde gehen, ehe wir etwas von unsern Grundfäzen aufgeben, war die Antwort Robespierre's, und das berüchtigte Decret vom 15. May 1791, welches den freyen Mulatten alle Rechte der Französischen Bürger, also auch das Siz- und Stimm-Recht in den Versammlungen der Pflanze ertheilte, ward durchgesetzt. So ward mit einem Schlage die ganze bisherige Verfassung der Französischen Colonien vernichtet. Vergeblich widersezte sich die Commitee der Colonien, vergeblich die Deputirten von St. Domingo; das Decret blieb. Kaum war am 3. Jun. die Nachricht davon nach St. Domingo gekommen, als sich das allgemeine Mißvergnügen unverholen äußerte, und man ging selbst so weit, laut von einer Trennung vom Mutterlande zu sprechen. Eine neue Generalversammlung bildete sich, die mit vieler Festigkeit und Mäßigung zu Werke ging und die Wiederherstellung der Ruhe hoffen ließ, als plötzlich in der nördlichen Provinz in der Nacht auf den 23. August 1791 ein allgemeiner Aufstand der Neger ausbrach. Feuer und Schwerdt verwandelte in wenigen Stunden die blühendste Landschaft in ein schaudererregendes Bild der Verwüstung. Vergeblich wurden einzelne Haufen der Rebellen geschlagen; immer neue Haufen folgten, und mit genauer Noth ward Cap Francois gegen einen Ueberfall befestigt. In den ersten beiden Monaten, nach dem Ausbruche des Aufruhrs, waren schon über 2000 Weiße von jedem Alter und Geschlechte ermordet, 180 Zucker- und 900 Kaffee-, Indigo- und Baumwollen-Pflanzungen verwüstet, und 1200 weiße Familien an den Bettelstab gebracht; der Verlust der Rebellen in dieser Zeit ward über 10,000 Mann berechnet. Von beiden Seiten wurden die entsezlichsten Grausamkeiten begangen. Bald brach auch in dem westlichen Theile der Colonie der Aufruhr aus, vornämlich waren es hier die Mulatten, mit denen sich jedoch bald die Neger verbanden,

und nur mit Mühe ward Port au Prince gerettet. Am 11. Sept. gelang es den Colonisten endlich, in diesem Theile der Insel, mit den Rebellen ein Concordat zu schließen, wodurch die ersteren die Vollziehung des Decrets vom 15. May angeloben mußten; eine Proclamation ähnlichen Inhalts ward am 20. Sept. von der Generalversammlung erlassen, allein es war schon zu spät die aufgeregten Leidenschaften zu besänftigen. Auffallend muß allerdings die Vereinnigung der Neger und der Mulatten erscheinen, da erstere im Ganzen von den Weißen sehr milde, von den Mulatten dagegen sehr hart behandelt wurden. Der Verf. findet den Grund davon in den Maßregeln der Gesellschaft der Amis des noirs, die sich der Mulatten bedienten, um den Negern ihre mordbrennerischen Grundsätze zu predigen, und ihnen alle nöthige Unterstützung zur Ausführung ihrer blutigen Pläne angedeihen zu lassen. So wurden beide Classen mit einander verbunden, denn auch die Mulatten sahen bald ein, daß sie nur mit Hülfe der Neger ihre Rache an den Weißen, gegen die sie allerdings manche Beschwerden hatten, wärden sättigen können. Erst im Anfange Septembers erfuhr man in Frankreich die Wirkungen des Decrets vom 15. May, von allen Seiten machten die See- und Handelsstädte Vorstellungen, die vormahls in der Nationalversammlung herrschende Partey hatte ihren Einfluß verloren, und am 24. Sept. 1791 ward jenes Decret annullirt, vier Tage später als es von der Colonialversammlung auf Cap François förmlich als Gesetz proclamirt war. Kaum war die Nachricht von der Zurücknahme des Decrets vom 15. May nach St. Domingo gekommen, als alle Hoffnung der Ausöhnung zwischen den Weißen und Mulatten verschwand; diese griffen zu den Waffen und der Krieg wüthete schrecklicher als je. Am Ende des Jahres 1791 läutete endlich drei von der Nationalversammlung ernannte Civilcommissäre auf St. Domingo an, alle in nur zu bald erkannte man,

daß man sich von ihnen nichts zu versprechen habe. Zwei derselben, Mirbeck und Roome, waren Parlamentsadvocaten zu Paris gewesen, St. Leger der dritte, ein Irländer von Geburt, war seines Handwerks ein Feldscherer; dieß waren die Männer, die die Colonie dem Verderben entreißen sollten! Das Decret vom 24. Sept. ward publicirt und bald darauf eine allgemeine Amnestie; dadurch verloren die Commissäre das Vertrauen der Weißen und gewannen nichts bey den Mulatten, die über die Annullirung des Decrets vom 15. May erbittert waren; ihre öffentliche Achtung sank immer mehr. Mirbeck ergab sich den Ausschweifungen; St. Leger suchte sich zu bereichern; der einzige Roome that weder etwas gutes, noch etwas böses. Im März und April 1792 kehrten die Commissäre einzeln nach Frankreich zurück; 4000 Mann Truppen waren zwar aus Frankreich gekommen, allein ohne Disciplin und Subordination. Bald wirkten auch die Veränderungen in Frankreich nach der Arrestation Ludwigs XVI. verderblich auf die Colonie zurück, und die Gesellschaft der Amis des noirs erhielt größern Einfluß als je. Danton, Robespierre und Marat herrschten, und auf ihren Antrag ward durch ein Decret, nicht nur das vom 24. Sept. wiederum aufgehoben, sondern auch eine allgemeine Amnestie in den Colonien bewilligt; die Colonialversammlungen sollten über die beste Methode, die Sklaverey gänzlich abzuschaffen, Vorschläge thun. Santhonax, Polverel und Ailhaud wurden zu Commissären für Domingo ernannt, und ihnen 8000 Mann Kerntruppen zugegeben, mit denen sie am 13. Sept. 1792 zu Cap François landeten. Ihre Ankunft verbreitete allgemeinen Schrecken in der Colonie, da sie sich bald ungescheut zu Verschüßern der rebellischen Negers und Mulatten aufwarfen, und alle Weiße, von denen sie Widerspruch befürchteten, gefangen nach Frankreich zurückschickten; ein Schicksal, welches auch der neue Gouverneur Desparbes, sammt seinem Vorgänger Blanchelande erfuhr. Bald wurden die Commissäre unter sich selbst uneins; Ailhaud ward zur Rückkehr nach Frankreich

genöthigt, Santhonar und Volberel waren im Anfange des J. 1793 unumschränkte Herren der Colonie. Endlich ernannte der Vollziehungsrath in Frankreich Galbaud zum Gouverneur der Insel, und nahm die Vollmachten der Commissäre zurück. Am 2. Mar. 1793 kam Galbaud auf Cap François an; bald entstand Streit zwischen ihm und den Commissären, die ihm befahlen nach Frankreich zurückzugehen. Am 20. May machte dagegen Galbaud mit 1200 Matrosen und vielen Freywilligen einen Versuch die Commissäre mit Gewalt zu stürzen; das Gefecht wack am folgenden Tage erneuert; allein die Commissäre riefen die rebellischen Negershaufen zu Hülfe, die 3000 Mann stark, ein fürchterliches Sturzbath unter den Weißen anrichteten. Zwey Tage lang wütheten die Unmenschen; die Hälfte der Stadt ging in Feuer auf, nur eine verhältnißmäßige geringe Anzahl von Weißen entkam auf die Schiffe — Seit der Rebellion der Neger waren viele Einwohner aus St Domingo nach Nordamerica ausgewandert; einige der vornehmsten Planzer hatten sich nach England begeben, und der Regierung Vorschläge zu einer Eroberung von Domingo gethan, in welche diese unvorsichtig einging, denn die Macht der republicanischen Partey auf der Insel belief sich nahe an 25000 Mann, und auf die erste Nachricht von einem drohenden Angriffe der Engländer hatten die Commissäre alle Sklaven für frey erklärt, die sich unter ihren Fahnen sammeln würden. Es war die Colonie für Europa verloren. Nicht 2000 überstieg die Zahl der Weißen, die sich nachmahls mit den Engländern vereinigten und die gesammte Englische Macht, mit der die Expedition gegen die Insel unternommen ward, betrug nicht über 870 Mann. Allerdings gaben die ersten glücklichen Erfolge nach der Landung im Sept. 1793 den Engländern große Hoffnungen. Einige feste Plätze fielen mit leichter Mühe in ihre Hände, allein bald sahen sie sich in der Erwartung auf die Hülfe der Colonisten getäuscht, Krankheiten verheerten das schwache Englische Korps, das bis zum April 1795 nie über 2200 Mann betrug, von denen vielleicht nur die Hälfte zum activen Dienste tauglich war, und ward gleich Port au Prince erobert, so nahm dennoch die Verlegenheit der Engländer mit jedem Tage zu. — Hier endigt das Werk unsers Verf. Was nachmahls geschah, ist wenigstens den Hauptresultaten nach, bekannt; nichts desto weniger aber wäre gewiß eine Geschichte der späteren Ereignisse mit gleicher Genauigkeit und Unparteylichkeit, eine sehr wünschenswerthe Erscheinung. — Ein dem Werke angehängter Appendix enthält eine Reihe interessanter Aktenstücke, unter denen wir ungetrübtes politisches Testament vermiffen haben.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 2. Julius 1814.

Leipzig und Basel.

Von Heinrich August Rottmann 1813: Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, oder Darstellung der Bereitungsverfahren der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Präparate, nach den neuesten Erfahrungen und rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit geprüft von Christian Friedrich Bucholz, der Pharmacie und Weltweisheit Doctor, Medicinal-Assessor des Colleg. med. et sanitatis, und außerordentlicher Professor und Beisitzer der philos. Facultät, wie auch Apotheker zu Erfurth etc. Erster Theil XIV und 708 Seiten, zweyter Theil VIII und 742 Seiten in groß Octav.

Der würdige Verfasser beabsichtigt durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes die vorzüglichsten und seiner Erfahrung zufolge brauchbarsten Methoden kennen zu lehren, nach welchen die wichtigsten chemischen Präparate, welche sowohl unmittelbar als Medicamente angewandt, als auch zu der Darstellung und Prüfung derselben benutzt werden, in ihrer größten Reinheit und Güte erhalten werden können. Um dieser Bestimmung so viel als möglich

J (5)

Genüge zu leisten, gibt der Verfasser zugleich das beste Verfahren an, die Güte dieser verschiedenen Präparate zu prüfen, und schickt einem jeden Artikel historische Notizen nebst einer Critik über die verschiedenen vorgeschlagenen und in Anwendung gebrachten Bereitungsarten eines jeden Präparats voraus, woben wir nur gewünscht hätten, daß der Verf. mehr, als es geschehen ist, auf die Vorschriften unserer vorzüglichsten Dispensatorien und Pharmacopöen hätte Rücksicht nehmen mögen. Da übrigens dieses Werk zunächst für den ausübenden Pharmaceuten bestimmt ist, und wohl niemand besser als der Verfasser die Kenntnisse derselben zu beurtheilen im Stande gewesen ist, so hat er es außerdem für dienlich erachtet, von einer jeden von ihm hier beschriebenen Darstellungsmethode eine vollständige Aetiologie zu geben, so wie von einem jeden abgehandelten Präparate eine genaue Beschreibung seiner Eigenschaften und Angabe seines Mischungsverhältnisses beizufügen. Auf diese Weise hofft er sowohl das Gelingen dieser pharmaceutisch-chemischen Operationen selbst bey mittelmäßig guten Arbeitern zu befördern, als auch überhaupt bey dem Deutschen Pharmaceuten mehr wissenschaftlichen Sinn zu erwecken. Dieser Umstand entschuldigt auch die große Weiterschweifigkeit des Ganzen; und die häufig ins Kleinliche gehende Auseinandersetzung von Gegenständen, die für jeden, welcher sich nur mit den ersten Anfangsgründen der Chemie vertraut gemacht hat, völlig überflüssig gewesen wäre.

Das Werk selbst zerfällt übrigens in 14 Abtheilungen, von deren näherem Inhalte wir nun unsern Lesern eine kurze Uebersicht geben wollen. Erste Abtheilung. Vom Sauerstoffgas. Mit Recht gibt D. dem Braustein den Vorzug, um dieses Gas zu pharmaceutischen Zwecken darzustellen. Um dieses



Gas, wo es auf Genauigkeit ankommt, auf einen Kohlen säuregehalt zu prüfen, möchte wohl eine concentrirte Kalkauflösung schicklicher seyn, als das hier empfohlene Kalkwasser, da dieses vermöge seines großen Wassergehalts von dem Sauerstoffgas zugleich mit absorbirt. Für grobe Verunreinigungen dieses Gases mit Kohlen säure aber, bleibt Kalkwasser das beste Prüfungs- und Reinigungsmittel. — Zweyte Abtheilung. Von den gasförmigen oxygenir- und oxydirbaren Stoffen. a) Vom Salpeterstoffgase. B. empfiehlt Berthollets Methode als die beste dieses Gas zu gewinnen. b) Vom Wasserstoffgase. — Dritte Abtheilung. Von den festen oxygenirbaren und oxydirbaren nicht metallischen Stoffen. a) Von dem Phosphor. Hier vermiffen wir Gioberts Verfahren Phosphor zu gewinnen, so wie auch Pelletier's mit keinem Wort hiebey gedacht ist. b) Vom Schwefel. Zur Untersuchung des Schwefels auf einen Arsenikgehalt würden wir, anstatt nach Richter die Auflösung des mit Salpeter verpufften Schwefels mit schwefelsaurem Silber zu prüfen, durch dieselbe einen Strom Schwefel- Wasserstoffgas hindurchleiten. — Vierte Abtheil. Von den oxygenirbaren und oxydirbaren metallischen Stoffen. (Metalle.) a) Vom Golde. Die Goldblättchen sind keineswegs an sich sondern nur vermöge der in ihnen enthaltenen Poren durchsichtig. b) Vom Silber. B's Methode Silber vom Kupfer mittelst des schwefelsauren Liquor-Rückstandes zu reinigen verdient Beyfall. c) Vom Quecksilber. Um das Quecksilber auf mögliche Verunreinigungen mit Blei, Zinn und anderen metallischen Substanzen zu untersuchen, halten wir die Destillation nicht für hinreichend, indem diese Metalle durch Hülfe der Quecksilberdämpfe, sobald die Destillation bis zum völligen Uebertreiben des Quecksilbers fortgesetzt wird, mit verflüchtigt werden. d) Vom Kupfer. e) Vom

Eisen. f) Vom Zinn. g) Vom Zink. h) Vom Blei. i) Vom Wismuth. Die röthlich weiße Farbe, welche hier als charakteristisch für dieses Metall angegeben wird, ist nach unserer Erfahrung Folge eines Kupfergehalts. Die eigentliche Farbe des Wismuths ist weiß ins gelbliche spielend. k) Vom Spießglanz. l) Vom Arsenik. m) Vom Mangan. — Fünfte Abtheilung. Von den oxydirten metallischen Stoffen (Metalloxyde, Metallkalk, Metallgläser). a) Von den Goldoxyden. Hier ist noch die Rede von einem gelben Goldoxyde. Was man bisher dafür genommen hat, ist bekanntlich nach den Erfahrungen von Oberkampf und Berzelius ein basisches Salz. Nach diesen Chemikern gibt es überhaupt in diesem Artikel noch manches zu berichtigen. b) Von den Quecksilberoxyden. Hier handelt der Verfasser von dem Mercurius solubilis Hahnemanni, dem Merc. cinereus Blackii, dem Merc. praecipitatus niger Saundersi, dem Merc. cinereus Moscati und dem Merc. praecipit. ruber. Den Hahnemannschen auflöflichen Quecksilberniederschlag sieht er als ein inniges Gemenge aus Quecksilberoxydul, einer weißen dreifachen Verbindung aus Salpetersäure, Ammoniak und Quecksilberoxydul und aus etwas regulinischem Quecksilber an. Des Verfassers Methode eine streng oxydulirte salpetersaure Quecksilbersolution zu erhalten, worauf bey der Darstellung dieses Präparats alles ankommt, dünkt uns viel zu umständlich und auch gewiß nicht ganz zum Ziele führend. Die Auflösung des Quecksilbers durch eine mäßig concentrirte Salpetersäure in der Kälte hat uns dagegen stets ein völlig genügendes Resultat gewährt. Sehr zweckmäßig ist die Vorschrift das zur Fällung bestimmte Ammoniak zuvörderst gehörig zu diluiren, denn um die Reduction des Quecksilbers so viel als möglich zu verhüten, ist es nicht genug eine diluirte

Quecksilberlösung anzuwenden. Bey Anwendung sehr concentrirter Auflösungen des salpetersauren Quecksilberoxyduls und des Ammoniaks scheint gar kein Merc. solubilis gebildet zu werden, sondern nur regulinisches Quecksilber niederzufallen. Sollte sich dieses wohl im Zustande eines Ammoniumamalgams befinden? Der Merc. cinereus Blackii unterscheidet sich nach unserm Verf. von dem Hahnemannischen Merc. solub. bloß durch einen größern Gehalt von der dreysfachen Verbindung von Salpetersäure, Ammoniak und Quecksilberoxydul und einer Beymischung von kohlensaurem Quecksilberoxydul. Nach der Vorschrift des Edinburger Dispensatorium bereitet, möchte der Unterschied des letztern Präparats vom erstern wohl mehr in der stärkern Oxydation des beygemengten Tripelsalzes bestehen. Den Saunderschen und Moscatischen Quecksilberniederschlag hält V. für reine Quecksilberoxydule. d) Von den Bleynoxyden. Daß man das Vitrum Saturni auch durch Schmelzen von drey Theilen Menninge mit einem Theil Quarz oder Kieselerde gewinnen kann, ist falsch, obwohl man in den Inventarien älterer Apotheken häufigst ein solches antrifft. Das wahre Vitrum saturni ist ein reines vollkommenes geschmolzenes gelbes Bleynoxyd. Hier hätte auch wohl von der Darstellung der Menninge und Bleynglätte im Großen etwas angeführt werden können. Auch wäre es wohl überhaupt der ganzen Anlage und Bestimmung des Werks angemessen gewesen, wenn der Verf. bey denjenigen chemischen Präparaten, welche fabrikmäßig gewonnen und häufigst auch von den Apothekern aus Fabriken bezogen werden, die in den Fabriken üblichen Bereitungsarten derselben mehr, als es geschehen ist, berücksichtigt hätte. e) Von den Eisenoxyden. f) Von den Spießglanzoxyden. Davon werden hier abgehandelt Proust's

gelbes Antimoniumoxyd nebst dem Vitrum antimoni, dem Crocus metallorum und dem Antimonium diaphoreticum. g) Vom Zinkoxyde. Hat man reinen von Eisen, Blei und Zinn freyen Zink, so räth der Verf. zur Darstellung der Flores Zinci das ältere Verfahren dem jetzt fast all gemein üblichen, dieses Präparat durch Glühen des kohlenfauren Zinks zu gewinnen, vorzuziehen. Unstreitig sind auch die durchs Verbrennen-gewonnenen Flores Zinci wegen ihrer lockeren Beschaffenheit wirksamer, als die aus dem kohlenfaurem Zink durch Glühen erhaltenen, und sicherlich verdient eine solche Verschiedenheit des Aggregat-Zustandes auch in medicinischer Hinsicht mehr als bisher berücksichtigt zu werden. — Sechste Abtheilung. Von den erdigen Stoffen. In dieser Abtheilung handelt der Verf. bloß von der Talkerde. — Siebente Abtheilung. Von den alkalischen Stoffen. a) Vom Kali. b) Vom Natron. c) Vom Kalk. d) Vom Baryt. Der von Bauquelin zuerst vorgeschlagenen Methode dieses Alkali aus dem salpetersauren Baryt durch Glühen desselben darzustellen gibt V. den Vorzug. e) Vom Ammoniak im flüssigen Zustande. Noch besser und mit weniger Umständlichkeit verknüpft, gelingt die Gewinnung eines vollkommen chemisch reinen und höchst concentrirten ägenden Salmiakgefässes, wenn man anstatt der hier angegebenen Geräthschaften sich des Woulstischen Apparats bedient, dabei zwei Sicherheitsflaschen anwendet, und außerdem die Mischung der Ingredienzien so wählt, daß das Ammoniak als Gas entbunden wird. Es bedarf dabei nur halbsenkrechlicher Sicherheitsröhren. Ueberhaupt fällt es uns auf, daß die meisten unserer Deutschen Chemiker und Pharmaceuten noch so wenig Anwendung von dem Woulstischen Apparate namentlich zur Darstellung aller liquiden Verbindungen gasförmiger Sub-

stanzen machen; aber freylich von der fehlerhaften Construction, wie er in den meisten unserer Laboratorien gewöhnlich angetroffen wird, darf er nicht seyn, und in vielen Fällen ist auch die Benutzung Welterscher Sicherheitsröhren nothwendig. — Achte Abtheilung. Von den sauren organirten Stoffen. (Säuren.) A. Von den Säuren mit einfacher Grundlage. a) Von der Schwefelsäure. b) Von der Salpetersäure. c) Von der Phosphorsäure. Hier hätte auch die von Lavoisier angegebene Methode, die Phosphorsäure unmittelbar aus dem Phosphor durch Behandlung desselben mit Salpetersäure zu gewinnen, näher beschrieben werden sollen, da sie allerdings practisch brauchbar ist, und in Fällen, wo man schnell diese Säure haben muß, den übrigen Methoden vorgeht. Uebrigens pflichten wir dem Verf. bey, daß er der Pelletierschen Methode die Phosphorsäure aus phosphorichter Säure, so wie diese durch das so genannte Zerfließen des Phosphors erhalten wird, mittelst Salpetersäure darzustellen, den Vorzug gibt. d) Von der Kohlensäure. Zur Darstellung dieser Säure sowohl in gasförmigem als liquidem Zustande erachten wir es um vieles zweckmäßiger die Kreide zur Schwefelsäure zu geben, als umgekehrt, wie hier angegeben, die Schwefelsäure zur Kreide. Durch Aufsitzen eines durch ein Glasstäbchen zu verschließenden Trichters, in welchen man die pulverisirte Kreide mit Wasser gibt, auf die Tubulirung einer Woulfischen Flasche, läßt sich dieses leicht bewerkstelligen. Für die Anfertigung liquider Kohlensäure würde auch der Woulfische Apparat Vorzüge gewähren. Die Parkersche Geräthschaft und ähnliche verwirft der Verf. mit Recht. B. Von den Säuren mit zweyfacher Grundlage aus Kohlenstoff und Wasserstoff. a) Von der Essigsäure. b) Von der Citronensäure. Diese Säure verdient bey uns in den Pharmacieen und auch überhaupt

häufiger anstatt des meist verdorbenen Citronensafts oder selbst auch der Citronen, benutzt zu werden. Es war uns daher erfreulich, die Darstellung dieser Säure in diesem Buche zu finden. Zur allgemeinen Einführung dieser Säure ist es nur zu wünschen, daß man in den Ländern, wo die Citronen wachsen, sich mit der Darstellung des citronensauren Kalks im Großen beschäftigen und diesen dann als Handelswaare, so wie bisher den Citronensaft und die Citronen, einführen möchte. Auf diese Weise könnte man die Citronensäure zu außerordentlich wohlfeilen Preisen bereiten. c) Von der Weinsäure. d) Von der Bernsteinsäure. e) Von der Benzoesäure. Zur Darstellung dieser Säure aus dem Benzoeharz wird von dem Verf. hier eine ganz neue Methode angegeben, die darin besteht, daß man das Benzoeharz in Alkohol auflöst, die erhaltene geistige Auflösung mit Wasser versetzt, und sie dann bis zum völligen Abziehen alles Alkohols der Destillation unterwirft, und nun die zurückgebliebene wässrige Auflösung von dem ausgeschiedenen Harze noch heiß durch Filtration trennt. Worauf man die Säure, nachdem sie durch Verdunsten und Krystallisiren völlig aus dieser Auflösung in fester Gestalt geschieden ist, durch abermahliges Auflösen in Wasser und Kochen mit gröblich gepulverten Kohlen vollends reinigt. Durch dieses Verfahren gewann W. über  $\frac{1}{3}$  des angewandten Benzoeharzes reine Benzoesäure. C. Von den Säuren, deren Gehalt an Sauerstoff noch nicht hat nachgewiesen werden können. a) Von der Hydrothionsäure. Die hier noch empfohlene so genannte Hahnemannische Weinsäureprobe ist gegenwärtig ein ganz überflüssiges Reagens, da man die Hydrothionsäure sowohl im gasförmigen als liquiden Zustande so leicht durch Anwendung des zum Minimum geschwefelten Eisens zu bereiten versteht. Der Gewinnung dieses Schwefel-Eisens aus

Schwefeltiefen hätte hier auch wohl gedacht werden können. D. Von den Säuren mit unbekannter Mischung. a) Von der Salzsäure. Was wir oben bey dem Kapitel vom Ammoniak über die Benutzung des Woulfischen Apparats zur Darstellung desselben, bemerkt haben, findet auch hier insbesondere wiederum volle Anwendung. b) Von der organirten Salzsäure. Zur Gewinnung der liquiden organirten Salzsäure im Großen würden wir die in den Bleichanstalten hierzu dienenden Geräthschaften vorzugsweise empfehlen. Von diesen hätte auch bey dieser Gelegenheit Erwähnung geschehen sollen. c) Von der Boraxsäure. Diese hätte jetzt nicht mehr unter den Säuren mit unbekannter Mischung aufgeführt seyn sollen. Um sie völlig von einem Hinterhalte von Schwefelsäure zu befreien, haben Thenard und Gay-Lussac das Gläsen derselben mit Vortheil angewandt. — Neunte Abtheilung. Von den salzigen Stoffen (Salze). A. Von den schwefelsauren Salzen. Von diesen sind hier abgehandelt worden: das schwefelsaure Kali, das schwefelsaure Natron, die schwefelsaure Zalkerde, das schwefelsaure Silberoxyd, das basisch-schwefelsaure Quecksilberoxyd, das schwefelsaure Kupferoxyd, das basisch-schwefelsaure Ammoniak und Kupferoxyd. Beym schwefelsauren Kali ist in einer Note auch des sauerlich-schwefelsauren Kalis gedacht worden. Den Kupfervitriol hielt B. mit Leblanc für ein säuerliches Salz. Die Beymischung von Zinkvitriol in diesem Salze läßt sich am besten geradezu durch ägendes Kali entdecken, da bekanntlich hierdurch das Kupferoxyd vollständig gefällt wird, während sich das anfangs mit niederschlagende Zinkoxyd wiederum auflöst. Nur muß das Kali hinreichend concentrirt und in gehörigem Uebermaße angewandt durch Wärme unterstützt werden. B. Von den salpetersauren Salzen als dem salpetersauren Kali, dem salpetersauren

Natron, dem salpetersauren Baryt, dem salpetersauren Silberoxyde, dem salpetersauren Quecksilberoxyde und dem basisch-salpetersauren Wismuthoxyde. Anstatt der hier angegebenen und bey uns noch allgemein üblichen Methode den Salpeter durch Silberlösung von jeder Vermischung salzsaurer Salze zu befreien, würden wir die in den Französischen Salpeteraffinerien so genannte revolutionaire Methode empfohlen haben. Dieselbe gewährt selbst bey Quantitäten von 12 Pfunden Salpeter die gnügsten Resultate. Die Zerlegung des Schwefelspathes durch Glühen mit Kohlenpulver um ihn für die Darstellung von salpetersaurem und salzsaurem Baryt in Schwefelbaryt umzuändern, ist uns ohne den von B. empfohlenen Zusatz von Kochsalz stets besser und vollständiger gelungen; als bey Anwendung des Kochsalzes. Auch lassen sich die Ziegel, wenn man kein Kochsalz hinzufügt, mehrere Mal zu dieser Operation benutzen. Das salpetersaure Quecksilberoxyd hätte auch wohl verdient hier abgehandelt zu werden, da es sowohl als Reagens, als auch zur Darstellung von pharmaceutisch-chemischen Präparaten benützt wird. C. Von den salzsauren Salzen. Von diesen kommen hier vor: das salzsaure Kali, das salzsaure Natron, der salzsaure Kalk, der salzsaure Baryt, das salzsaure Ammoniak, die Flores salis ammoniaci martiales, der Mercurius dulcis, der Mercurius praecipitatus albus, das salzsaure Eisenoxyd, das salzsaure Spießglasoxydul und das basisch-salzsaure Spießglasoxydul oder das Algorothpulver. Ungern vermiffen wir den Mercurius sublimatus corrosivus darunter. Daß dieses Salz jetzt von den Apothekern selbst nicht mehr bereitet wird, konnte bey einem für den Apotheker so äußerst wichtigen Präparate keinen Grund zu seiner Ausschließung abgeben, da andere weniger wichtigere, welche sich



übrigens in demselben Fall befinden, von dem Verf. hier aufgenommen worden sind. Zu den Substanzen, welche den aus dem Rückstande von der Bereitung des ägenden und kohlenfauren Ammoniake gewonnenen salzsauren Kalk verunreinigen, gehört auch noch der Gyps, welcher durch einen Antheil Glaubersalz oder schwefelsaures Ammoniak im Salmiak gebildet wird. Das Verfahren den salzsauren Wärr durch Schmelzen des Schwerspathes mit salzsaurem Kalk darzustellen ist auch von Bouillon La Grange im Bulletin des sciences par la Societé philomatique T. I. p. 261 empfohlen worden. Ob der auf nassem Wege gewonnene Mercurius dulcis in therapeutischer Hinsicht eben so wirksam sey, als der auf die gewöhnliche Weise durch Sublimation dargestellte, oder ob derselbe wohl gar wegen seiner lockeren Beschaffenheit und seiner größern Reinheit von Quecksilbersublimat vor letzterem noch Vorzüge habe, verdiente wohl von Aerzten geprüft zu werden, da die Schæffsche durch Bucholz verbesserte Methode chemisch betrachtet vor der Sublimationsmethode den Vorzug hat. Indessen misbilligen wir es, wenn man bisher übliche Bereitungsarten von wirksamen Medicamenten bloß aus chemischen Gründen verwirft, weil die größere medicinische Wirksamkeit eines Medicaments nicht immer durch seine größere chemische Reinheit bestimmt wird, sondern sicherlich auch oft von der Art seiner Aggregation und selbst von der Vermischung einer oder der andern Substanz mit abhängig ist. D. Von dem überoxydirten salzsauren Salzen. Hier bloß von dem überoxydirten salzsauren Kali. Weit bestimmter, als nach des Verf. Verfahren, läßt sich eine Verunreinigung dieses Salzes mit salzsaurem Kali durch salpetersaures Silber oder salpetersaures Blei entdecken, welche, wie Chenevix schon gezeigt hat, die Auflösung des überoxydirten salzsauren Kalis nicht

im mindesten trüben. E. Von den phosphorsauren Salzen, dem phosphorsauren Natron, dem phosphorsauren Quecksilberoxydul und dem auflösliehen phosphorsauren Quecksilberoxyd. Wir bemerken hiebey, daß der Mercurius phosphoratus, dessen sich unsere Aerzte bedienen, häufigst eine neutrale Verbindung der Phosphorsäure mit dem Quecksilberoxyd ist, und durch Fällung einer oxydirten salpetersauren Quecksilberlösung mittelst phosphorsauren Natrons gewonnen wird. F. Von den kohlen-sauren Salzen. Von diesen kommen hier vor: das basische und neutrale kohlen-saure Kali, das basische kohlen-saure Natron, das basische kohlen-saure Ammoniak nebst dem kal cornu cervi volatile, und die kohlen-saure Talkerde. Bey der kohlen-sauren Talkerde wird sowohl von der leichten als auch der schweren Magnesia alba gehandelt, und die von dem Verf. über ihre Bereitungsart und ihre chemische Verschiedenheit gemachten Erfahrungen, die unsern Lesern schon aus dem ersten Stück des 16ten Bandes von Trommsdorfs Journal der Pharmacie bekannt seyn werden, angegeben. G. Von den effigsauren Salzen. Der hiervon abgehandel-ten sind folgende: das effigsaure Kali, das effig-saure Natron, das effigsaure Ammoniak, der effig-saure Baryt, das effigsaure Quecksilberoxydul, das neutrale und säuerliche effigsaure Bleoxyd und das effigsaure Eisenoxyd. H. Von den sauerklee-sauren Salzen. Dieser Artikel beschränkt sich nur auf das neutrale und säuerliche sauerklee-saure Kali. I. Von den weinsteinsauren Salzen. Von diesen werden abgehandelt: das säuerliche und neutrale weinsteinsaure Kali, das Seignettesalz, der Tartarus solubilis, der Tartarus boraxatus, der Tartarus ferratus, die Globuli martiales und der Brech-weinstein. Was hier der Verf. von der Nothwendigkeit anmerkt, den Brechweinstein nie anders als

nachdem er durch KrySTALLISATION gehörig gereinigt ist, zum Arznegebrauche anzuwenden, können wir unsern Pharmaceuten nicht genug zur Beherzigung empfehlen. Die Klagen der Aerzte über die ungleichen Wirkungen des Brechweinsteins haben allein ihren Grund in der Vernachlässigung dieser Vorschrift, denn nur durch dieses Mittel ist man allein im Stande, das weinsteinsaure Kali, den weinsteinsäuren Kalk, und andere denselben verunreinigende und seine medicinische Wirksamkeit modificirende Salze vollständig fortzuschaffen. K. Von den bernsteinsäuren Salzen. Von diesen ist nur der Spiritus cornu cervi succinatus abgehandelt worden. L. Von den hydrothionsäuren Salzen. Hierunter begreift der Verf. den Kermes minerale und den Sulphur auratum antimonii. Das erste dieser Präparate hält der Verf. für eine bloß binaire Verbindung des Schwefel-Wasserstoffs mit Antimoniumoxyd. Den sulphur auratum hingegen ist er geneigt mit Schrader bloß für ein Gemenge des Kermes mit Schwefel anzusehen, eine Meinung, die unserm Bedünken nach durchaus nichts wahrscheinliches hat, denn der sulphur auratum hat in frisch dargestelltem Zustande alle Charactere einer wahren chemischen Verbindung. Bey dem Kermes hätten wir gewünscht, daß der Verf. das von Cluzel zu dessen Bereitung empfohlene Verfahren (man s. Gött. gel. Anz. Jahrg. 1810. S. 924) geprüft hätte. Da die interessante Abhandlung dieses Chemikers hier aber nicht citirt ist, so müssen wir vermuthen, daß dem Verfasser diese Arbeit noch nicht bekannt geworden ist. — Zehnte Abtheilung. Von den schwefelhaltigen Stoffen. A. Vom Schwefel-Kali. B. Vom Schwefelniederschlage. Der Meinung Thomsons, daß die Schwefelmilch ein Schwefelhydrat sey, ist hier nicht gedacht worden. Wenn übrigens diese Annahme noch keineswegs erwiesen ist, so dünkt

ste uns doch der Wahrheit näher, als die des Verf., welcher zufolge dieses Präparat bloß fein zertheilter Schwefel seyn soll. C. Vom Schwefel-Kalk. D. Vom gewasserstofften Schwefel-Ammoniak. E. Vom Schwefel-Quecksilberoxydul oder dem Quecksilbermothr. Wie schon der Name anzeigt, ist der Verf. der Meinung, daß das Quecksilber in diesem Präparate im oxydulirten Zustande enthalten sey, und fügt diese Annahme auf die bey der Umwandlung des Quecksilbermothrs in Zinnober statt findende Verbindung von schwefelichsaurem Gase. Auch glaubt er, daß zwischen dem durchs Reiben bereiteten Quecksilbermothr und dem durchs Zusammenschmelzen gewonnenen kein wesentlicher Unterschied statt finde. F. Vom Schwefel-Quecksilber oder dem Zinnober. G. Vom schwefel-Spießglanzhaltigen Quecksilberoxydul oder dem Aethiops antimonialis. H. Vom Schwefel-Spießglanz. I. Vom Spießglanzschwefelkalk oder der Spießglanzleber. K. Vom Spießglanzschwefelkalk oder dem Calx antimonii cum sulphure Hoffmanni. — Fünfzehnte Abtheilung. Von den geistigen Stoffen. Hierunter begreift der Verf. den Alkohol und die Tinctura kalina. — Sechzehnte Abtheilung. Von den ätherischen Stoffen, oder von den Aetherarten, den so genannten versüßten Säuren und den Flüssigkeiten, welche Aether zur Basis haben. Von allen Abtheilungen ist diese von dem Verf. mit sichtbarer Vorliebe und am ausführlichsten und gründlichsten bearbeitet worden. Dieselbe handelt: A. Vom Schwefeläther. B. Vom Schwefelätherweingeist oder dem Liquor anodynus mineralis Hoffmanni. C. Vom phosphorhaltigen Schwefeläther. Nach des Verf. Versuchen kann 1 Unze Schwefeläther von 0,710 bis 0,712 Eigenschwere nur 5 bis 6 Gran Phosphor auflösen. Dagegen eben so viel eines gewöhnlichen reinen Aethers von 0,740 Eigenschwere nur 2 Gran Phosphor aufzunehmen vermag. Die

Auflösung des Phosphors in dem Schwefeläther gelingt, wie schon Trommsdorff angemerkt hat, am besten ohne Unterstützung der Wärme durch bloßes Schütteln. Um die Auflösung desselben übrigens zu befördern, rath er den Phosphor nach dem von Trommsdorff in dessen Pharmacopoe angegebenen Verfahren zuvörderst zu tönnen. D. Vom salzsaures Eisenoxyd enthaltenden Schwefelätherweingeist oder der Tinctura nervina Bestuscheffii. E. Vom Salpeteräther. Der Verf. welcher im Jahrgange von 1812 seines Almanachs für Scheidekünstler und Apotheker einen trefflichen Beytrag zur nähern Kenntniß dieser Aetherart geliefert hat, hält dieselbe mit Lhénard für eine binaire Verbindung der salpetrichten Säure mit Alkohol. Gibt auch der Lhénaardschen Methode diese Aetherart darzustellen, da wo es auf absolute chemische Reinheit ankommt, den Vorzug. Für den pharmaceutischen Zweck aber zieht er die zuerst von Voigt angegebene, und einige Jahre darauf auch von unserm Herrn Bergtath von Crell empfohlene Bereitungsart dieses Aethers vor, rath indessen die Verhältnisse der Ingredienzien dahin abzuändern, daß man auf 16 Unzen Salpeter 45 Unzen Alkohol und 10 Unzen Schwefelsäure anwendet. F. Vom Salpeterätherweingeist oder dem Spiritus nitri dulcis. G. Vom Essigäther. Auch dem Verf. hat es nicht gelingen wollen, durch Destillation der reinsten Essigsäure im concentrirtesten Zustande mit dem wasserfreiesten Alkohol geradezu Essigäther zu gewinnen. Er hält daher die Concurrenz der Schwefelsäure bey der Bildung des Essigäthers für unumgänglich nöthwendig. Aber noch wirksamer fand er hierzu die schweflichte Säure. Uebrigens theilt er über die Mischung dieser Aetherart die Meinung mehrerer neuern Chemiker, nach welcher dieselbe eine Verbindung von Essigsäure und Alkohol ist. Zur Darstellung des Essigäthers empfiehlt B. den Bley-

zucker, und rath auf 40 Unzen dieses Salzes 20 Unzen Alkohol und 23 Unzen Schwefelsäure zu nehmen. Diese unter den gehörigen Cautelen der Destillation unterworfen liefern 24 bis 26 Unzen Essigäther. H. Vom Essigätherweingeist oder dem Liquor anodynus vegetabilis Westendorffii. K. Vom Salzäther. L. Vom Salzöhlweingeist oder dem Spiritus falis dulcis. Hier beyläufig einiges von dem so genannten Salzöhle oder dem schweren Salzäther. — Drenzehnte Abtheilung. Von den Seifen. A. Von der medicinischen Seife. B. Von der Quecksilberseife. C. Von der Spießglanzseife oder dem Sulphur auratum antimonii laponatum. D. Von der flüssigen Spießglanzseife oder der Tinctura antimonii Jacobi, und E. von den Spießglanzhaltigen Harz- und Gummiharzseifen. — Die vierzehnte und letzte Abtheilung ist den gekochten Bleypflastern gewidmet. — Den Beschluß des Ganzen macht ein doppeltes Register über dieses Werk. Davon enthält das erstere ein vollständiges Sachregister, und das zweyte ein ebenfalls vollständiges Register über die in dem Buche citirten Autoren.

Gern hätten wir aus diesem trefflichen Werke noch manches von den vielen Verbesserungen mitgetheilt, welche in Betreff der Darstellungsmethoden der meisten darin abgehandelten Substanzen von dem Verf. gemacht worden sind, nebst seinen Urtheilen über die Angaben seiner Vorgänger, aber der enge Raum dieser Blätter gestattet dieses nicht. Wir müssen uns daher in dieser Hinsicht bloß darauf beschränken, zu versichern, daß die von dem Verf. angegebenen Methoden, so weit wir bis jetzt Gelegenheit gehabt haben sie zu prüfen, durchgehends nicht nur practisch brauchbar sind, sondern in Absicht der Güte und Menge der zu gewinnenden Präparate auch den Vorschriften unserer bessern Dispensatorien vorgezogen zu werden verdienen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 4. Julius 1814.

## Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 21. May hielt Herr Hofr. Heeren die Vorlesung: De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi, commentatio altera; duces ex Macedonica aetate et Artaxerxem continens. Die erste Abhandlung (s. Gott. gel. Anz. 1810. St. 202.) umfaßte bekanntlich die Griechen vor den Macedonischen Zeiten; diese zweite beendigt die Untersuchung über die Quellen der Griechen; die beiden noch rückständigen werden den Römischen Heerführern gewidmet seyn. In der gegenwärtigen behandelt der Verf. zuerst Alexander, Eumenes und Pyrrhus. Dann die Peloponneser: Aratus, Philopoemen, Agis und Cleomenes; hierauf die Athenenser Demosthenes und Phocion; und endlich den Artaxerxes. Daß diese Zusammenstellung ihren Grund darin habe, weil von Plutarch bey jeder der erwähnten Classen wenigstens zum Theil dieselben Quellen genutzt werden mußten, wird man leicht einsehen. Der Verf. erleichterte sich also dadurch die Untersuchung; wiewohl er darum nicht minder von jeder Biographie einzeln handelt. Im voraus wieder-

R (5)

holte er die Bemerkung, daß man bey einem Schriftsteller wie Plutarch, der seine Führer nur gelegentlich und im Allgemeinen nennt; der größtentheils verlohrene Schriftsteller sich zu Führern wählt; der endlich, keineswegs bloßer Compilator, so viel von seinem Eigenen hinzuthut, und Alles mit seinem Raisonnement durchwebt, keineswegs es erwarten dürfe, daß der Forscher seiner Quellen, Schritt vor Schritt ihm folgend, Alle im Einzelnen nachweisen könne; sondern daß man sich begnügen müsse, bey jeder Biographie die Hauptquellen anzugeben; und durch ihre Würdigung den Schriftsteller selber zu würdigen. Leicht kann es seyn, daß durch Auffindung einzelner Notizen man im Einzelnen weiter kommt, wie der Verf. Diejenigen aber, die im Allgemeinen ihre Forderungen höher spannen wollen, mögen es einmahl bey einer einzelnen Biographie versuchen, wie weit hier vorzudringen steht. I. Alexander. Ueber keinen war so viel geschrieben; und so ist es nicht zu verwundern, wenn Plutarch hier so viele Schriftsteller genutzt hat. Es ist das eigenthümliche Verdienst Plutarchs, daß er des Königs Jugendgeschichte ausführlicher behandelt; und von seiner Erziehung und Bildung spricht. Man könnte vermuthen, diese Nachrichten seyen aus der Schrift genommen, welche dem Aristoteles über seinen Zögling beygelegt wird. Allein der Verf. zeigt, daß das ganze Daseyn dieser Schrift auf so ungewissen Zeugnissen beruht, daß es mehr als zweifelhaft wird. Plutarch erwähnt ihrer so wenig, als irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller. Dagegen las Plutarch die Briefe Alexanders, von denen eine Sammlung vorhanden war, woraus er uns Mehreres erhalten hat. Waren diese Briefe sämmtlich echt, (am ersten möchte man gerade bey dem an Aristoteles zweifeln,) so erhellt daraus, daß der König ein sehr fleißiger Brieffschreiber war; und nicht bloß mit seinen Freunden in Macedonien,



sondern auch mit seinen Begleitern, sobald sie abwesend waren, einen engen Briefwechsel unterhielt; wodurch er ihnen von allen sowohl öffentlichen als Privatvorfällen genaue Nachricht gab. Zu diesen kamen die königlichen Tagblätter (Ephemerides), Plutarch hat sie weniger benutzt, als man erwarten möchte: sie scheinen aber auch nur Privatvorfälle, welche die Person des Königs, und seine täglichen Beschäftigungen angingen, enthalten zu haben. Der Verf. gründet darauf die Vermuthung, daß sie eine Nachahmung oder Fortsetzung der Persischen Annalen gewesen seyn; welche auch vorzugsweise eine Geschichte des Hofes und des Königes waren. Von Schriftstellern die er genutzt hatte, führt Plutarch selber folgende an: Aristobul, Onesicritus, Nearchus, Eltarchus, Callisthenes, sämmtlich Zeitgenossen nicht nur, sondern auch Begleiter Alexanders; ferner: Polycritus, Philipp von Chalcis, Chares, Philo von Theben; dann Anticlidus, Antigonus, Hermippus, Duris, Sotion, Aristoxenus und Eratosthenes, von denen einzeln, jedoch mit Beziehung auf das, was bereits St. Croix gesagt hat, gehandelt wird. Man sieht daß Plutarch gern Zeitgenossen und Begleiter des Königes benutzte. Aber aus Plutarchs Biographie geht auch hervor, daß gerade durch sie die meisten Unwahrheiten verbreitet sind. Im Allgemeinen gebührt Plutarch das Lob, daß er ihre Berichte fleißig verglich; und dadurch dasjenige auszumitteln suchte, was als unwahr und fabelhaft verworfen werden mußte:

II. Lumenes. Plutarch hat von seiner Biographie gar keine Quelle genannt; denn Duris wird nur einmal angeführt, um ihn zu widerlegen. Der Verf. nahm daher seine Zuflucht zu der Vergleichung mit Diodor; und hier zeigte sich bald, daß beide denselben Hauptführer gefolgt seyn; nämlich dem Hieronymus von Cardia, dem Geschichtschreiber

der Nachfolger Alexanders; und dem persönlichen Freunde des Eumenes. Dazu kamen aber noch die Briefe des Eumenes; von denen, wie von Alexanders Briefen, eine Sammlung vorhanden gewesen seyn muß. III. Pyrrhus. Auch hier bleibt Hieronymus Hauptquelle; den Plutarch auch mehrmahls ausdrücklich citirt. Er hatte außerdem einen besondern Grund, ihm hier zu folgen. Er bemerkt nämlich selber, daß Hieronymus die königlichen Annalen benutzt habe, welche Pyrrhus, ohne Zweifel in Nachahmung Alexanders, von seinen Unternehmungen führen ließ. Indes blieb Hieronymus darum keinesweges sein einziger Führer. Die Geschichte des Pyrrhus mußte von vielen Schriftstellern berührt werden; da sie nicht bloß in die Griechische und Macedonische, sondern auch in die Römische und Sicilianische verflochten war. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch selber; und erwähnt unter diesen namentlich den Dionys von Halicarnass, und außerdem den Philochorus. IV. Demetrius Poliorcetes. Man mag hier im voraus im Ganzen dieselben Quellen erwarten. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch auch hier selber; aber ohne eine zu nennen. Auch hier mußte die Vergleichung mit Diodor aushelfen; und es zeigte sich bald, daß beide ungefähr dieselben Schriftsteller genutzt hatten. Bei Diodor steht aber Hieronymus von Cardia oben an; und daß auch Plutarch ihm gefolgt sey, wird man, um so weniger bezweifeln wollen, da Plutarch selber bemerkt, daß Hieronymus ein Freund des Demetrius gewesen sey. Die andern, wie ein Philochorus, Duris u. s. w. lassen sich nur mit Wahrscheinlichkeit errathen. Namentlich angeführt wird noch ein gewisser Lynceus, ein Bruder des Duris, der, wie wir aus Athenäus wissen, die Mahlzeiten des Schwelgers Demetrius beschrieben hatte; denn auch das Macedonische Zeitalter

hatte — wenn auch keinen Almanach des Gourmands, doch Gourmands die Schriftsteller in ihrer Kunst waren. — Nun folgen die Peloponneser. V. Aratus. Die Hauptquelle ist hier nicht zweifelhaft. Aratus war selber Schriftsteller; und wir kennen den hohen Werth seiner Commentarien aus Polybius; der sein Werk da anfing, wo Aratus endet. Aratus war der Geschichtschreiber seiner Zeit; und größtentheils seiner eigenen Thaten; und war sein Werk gleich nach Plutarchs Urtheil nicht sehr elegant geschrieben, so gab es dafür durch die Wahrheit der Erzählung vollständigen Ersatz. Sehr wahrscheinlich sind von Plutarch ganze Stellen des Aratus beynabe wörtlich aufgenommen; auch wo er ihn nicht ausdrücklich nennt. Denn der Verf. zeigt, daß mehreres erzählt wird, das außer Aratus selber Niemand wissen konnte. Doch nutzte Plutarch daneben den Polybius in seinen beiden ersten Büchern. Ferner den öfter erwähnten Phylarch; dann die Argolica des Dinius; und endlich die Schrift des Polemon über die Kunstwerke in Sicyon. Vielleicht auch noch mehrere von ihm nicht erwähnte Schriften. VI. Agis und Cleomenes. Je mehr Plutarch hier fast der einzige Schriftsteller ist, desto interessanter muß die Untersuchung über seine Quelle werden. Der Verf. zweifelt nicht, daß im Leben des Agis auch hier die Commentare des Aratus die Hauptquellen sind; die einmahl im Agis, mehrmal im Cleomenes erwähnt werden. Vorzüglich ist daraus alles, was auf die Streitigkeiten und Kriege der Achäer und Spartaner Bezug hat, geschöpft; die von Aratus ausführlich erzählt waren. Mit dem Aratus aber verglich Plutarch den Baton von Sinope; der eine eigne Schrift über Agis, und zwar unabhängig von Aratus, geschrieben hatte. Zu diesen kam wiederum Phylarch; aus dem höchst wahrscheinlich die Geschichte des tragischen Untergangs des Agis, (denn

in solchen Schilderungen gefiel sich dieser Schriftsteller) entlehnt ist. Eine, von Plutarchs Bericht gänzlich abweichende, Erzählung von dem Untergange des Agis, findet sich bey Pausanias L. VIII. der zu Folge er in einem Treffen gegen die Arcadier gefallen seyn soll; ein Widerspruch, den schon Herr Manso Geschichte von Sparta III, 2. S. 123 nicht zu heben wußte. Allerdings kann nur Einer Recht haben; und wir kennen die Autorität nicht, auf die sich Pausanias Aussage stützt. Wenn, wie kaum zu zweifeln steht, Plutarch dem Phylarch folgte; so scheint es um die Richtigkeit dieser schönen Erzählung etwas mißlich zu stehen; in der eine, durch die Phantasie des Geschichtschreibers ausgeschmückte, Volkssage kaum zu verkennen scheint. Im Cleomenes hat Plutarch im Ganzen dieselbe Quelle genutzt; nämlich außer dem Aratus und Polybius, vor allen den Phylarch. Doch folgte Plutarch diesem letztern mit Vorstär, denn er selber tadelt ihn wegen seiner Parteilichkeit für den Cleomenes. Außer dem benutzte er den Sphärus aus Olbia; der, lange selber in Sparta gegenwärtig, ein Werk über die Spartanische Verfassung geschrieben hatte. VII. Philopömen. Aratus und Phylarch konnten hier nicht mehr genutzt werden, da ihre Schriften Philopömens Geschichte nicht mehr enthielten. Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann finden sich auch bey Pausanias; und die angestellte Vergleichung lehrt so fort, daß beide aus Einer Quelle schöpften. Diese Quelle, wenn gleich Plutarch sie nicht genau bezeichnet hat, läßt sich dennoch mit Sicherheit nachweisen. Er beruft sich öfter auf Polybius; indes kommt doch Manches vor, von dem es kaum wahr-scheinlich ist, daß es in dem großen Werke des Polybius an seinem Platz gewesen wäre. Aber unter den Bruchstücken aus dem zehnten Buch dieses Geschichtschreibers, hat sich glücklicher Weise die Notiz

erhalten, daß Polybius selber ein Leben des Philopömen, seines Landsmanns, (beide aus Megalopolis in Arcadien) geschrieben hatte; und neben der Notiz zugleich Nachrichten über dessen Inhalt. Die Vergleichung dieses Bruchstücks mit Plutarch läßt keinen Zweifel übrig, daß es dieses Leben des Philopömen von Polybius war, das Plutarch vor Augen hatte: und den Freunden der alten Litteratur wird es gewiß ein angenehmer Gedanke seyn, daß diese Schrift des großen Geschichtschreibers sich in Plutarchs Biographie, wenn auch nicht den Worten, doch gewiß der Sache nach, größtentheils erhalten hat; so jedoch daß Plutarch daneben auch andere Schriftsteller, namentlich die Laconica des Aristocrates, verglich. — Auf diese Peloponneser läßt der Verf. die beiden Athenienser folgen: VIII. Demosthenes. Viel war über Demosthenes Leben geschrieben; und das meiste hatte Plutarch vor sich; und außer den Schriften noch mancherley mündliche Erzählungen. Unter den Schriftstellern steht oben an Theopomp, in den Philippicis. Der Verf. beruft sich, was das Werk betrifft, auf das was er in seinen frühern Abhandlungen de fontibus et auctoritate Justini darüber gesagt hat; er macht hier nur bemerkllich, was Plutarch hier daraus geschöpft habe. Nach ihm Hermippus, der ein eigenes Buch über den Demosthenes geschrieben zu haben scheint, so wie er über den Gorgias, Isocrates und andere geschrieben hatte. Ferner Eratosthenes und Demetrius Phalereus. Der letztere ist besonders wichtig; da er noch persönlicher Bekannter des Demosthenes war. Von ihm muß man unterscheiden den Demetrius aus Magnesia, der in seinem Werk: von gleichnamigen Schriftstellern von Demosthenes gehandelt hatte. Duris und Idomeus, und Aristobulus aus Cassandria, hatten in ihrer

Geschichte von Demosthenes manches aufbewahrt. So auch Marinas in seinen Macedonicis. Vorzüglich war der Tod des Demosthenes von vielen erzählt. Zu diesen gehört auch Demochares, ein Verwandter des Redners, entweder in seinem großen historischen Werk, oder auch in einer eignen Schrift. Gewiß hat Plutarch ihn benützt. IX. Phocion. Bloß Duris und Idomeneus werden als Quellen genannt; aber das Leben des Phocion ist besonders reich an Anekdoten. Es gab in dem Macedonischen Zeitalter der Anekdotenschreiber mehrere; dieß lag im Geist der Zeit. Offenbar hat Plutarch einen von jenen benützt; aber wer es gewesen seyn mag, ist ungewiß. X. Die Abhandlung schließt mit Artaxerxes Mnemon; dem einzigen Perser, dessen Biographie Plutarch entwarf, die in mehreren Rücksichten wichtig ist. Die Hauptführer denen er folgte, waren ohne Widerrede Dinon und Ctesias in ihren Persicis; die er selber oft erwähnt. Was den letztern betrifft, so muß man, um seine Glaubwürdigkeit zu bestimmen, seine Persica und Indica unterscheiden; diese sind nur eine Sammlung umhergehender Sagen von den Indischen Wunderdingen; die Persica enthalten keine Fabeln, wenn sie auch möglicherweise Irrthümer enthalten; sie sind das, wofür Ctesias selber sie gibt, Auszüge aus den Persischen Reichsannalen. Dinon, der Vater von Clitarch, dem Begleiter und Geschichtschreiber Alexanders, hatte ein dickes Werk über die Persische Geschichte geschrieben. Außerdem hatte Plutarch auch andere Schriftsteller über Persische Geschichte benützt, unter ihnen namentlich den Heraclides von Cuma, der in seinen Persicis besonders das Hofleben der Persischen Herrscher beschrieben zu haben scheint.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1814.

München.

Auf Kosten der Academie: Denkschriften der königlichen Academie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1811 und 1812. Classe der Mathematik und Naturwissenschaften. 1812. 13 Kupfertafeln. 521 Seiten in Quart.

Den Anfang macht wie gewöhnlich eine Uebersicht der Geschichte der Academie, hier für die Jahre 1811 und 1812, auf XLVIII Seiten, denen noch das Andenken an die beiden jüngst verstorbenen Mitglieder der Academie, den Grafen Anton von Löring zu Seefeld, Oberhofm. Sr. Maj. des Königs von Bayern, und den Hrn. Joh. Nepom. Gottfr. v. Krenners, königl. Bayr. wirkl. Geh. Rath und Direct. der königl. Centralbibliothek auf 24 Seiten beygefügt ist. — Dem zufolge was dem vorhergehenden Bande der Denkschriften für die Jahre 1809 und 1810 S. II. vorausgeschickt wurde, sollte für das Jahr 1811 wieder ein eigener Band erscheinen und jenes Zusammenfassen zweyer Jahre nur als Ausnahme angesehen werden. Indes ward dieser neue Band so stark, und der Vollendung desselben setzten

setzten sich so mancherley Hindernisse des Drucke, der Kupferstiche und Illuminirung entgegen, daß auch dieser wieder zwey Jahre umfassen mußte. Aber für 1813 soll nun unfehlbar wieder ein eigener Band erscheinen.

Die zur allgemeinen Physik und Mathematik gehörigen Abhandlungen sind folgende. S. 237. Samuel Th. Sommering, Versuche und Beobachtungen über die Verschiedenheit der Verdunstung des Weingeistes durch Häute von Thieren und von Federharz. Versuche welche dem Physiker eben so interessant sind, als dem, welchem es bloß auf die vortheilhafteste Aufbewahrung von Präparaten, thierischen Körpern u. dergl. im Weingeist zu thun ist. Zur Vervollständigung und Vergleichung dieser Versuche schien es dem Verfasser auch erforderlich, zu untersuchen, wie sich ganz offen der Luft ausgesetzt, oder auch nur mit Papier oder Holz bedeckter Weingeist in Rücksicht seiner Verdunstung verhält. Aus einem ruhig stehenden, eine Mündung von 2 Zoll habenden offenen Glase verfliegt in einem offenen Zimmer von 30 grädigen (d. i. in 100 Theilen 40 Theile Alcohol und 60 Theile Wasser haltenden) Weingeist in Zeit von drey Monathen aller Alcohol, und überhaupt mehr als die Hälfte der ganzen Quantität. (Sommer- oder Wintermonathe werden hiebey freylich einen großen Unterschied machen. Es wäre zu wünschen, daß bey diesen und ähnlichen Versuchen irgend auf eine bestimmtere Art zugleich Rücksicht auf die Temperatur genommen worden wäre.) In einem mit gewöhnlichen Schreibpapier bedeckten Glase bleibt unter gleichen Umständen, sowohl was die Qualität als Quantität des Weingeistes betrifft, wenig mehr zurück, als in einem ganz offenen Glase. Eine Bedeckung von Tannenholz durchfliegt 40 grädiger Weingeist gerade



so wie er ist, ohne verhältnißmäßig mehr von seinem Wasser, als von seinem Alcohol zu verlieren, oder zurückzulassen, woraus sich nützliche Anwendungen auf die Aufbewahrung des Brandweins und selbst des Weins in Fässern von Tannenholz, auf das Nachfüllen des Weins, dessen Veredlung durch das Alter ic. machen lassen. Thierische Häute z. B. Blasen von Schweinen, Rindern ic. sie mögen einfach oder mit Hausenblasen bestrichen seyn, lassen den Weingeist nicht gerade so wie er ist, durch, leichter die wässerichten Theile desselben, als den weit flüchtigern Alcohol. Eine Bedeckung von Federharz verstatet dem verdunstenden Alcohol etwas Durchgang, versperrt aber die wässerichten Theile vollkommen. Diese und mehr ähnliche Erscheinungen, z. B. die Schwierigkeit, mit der die so sehr flüchtigen Naphthen durch thierische Häute hindurchgehen, leitet der Verf. sehr richtig aus den Gesetzen der Verwandtschaft ab, und man wird daher überhaupt Flüssigkeiten am besten durch solche Substanzen vor dem Verdünsten sichern, gegen welche sie die wenigste Verwandtschaft haben. S. 293.

**Franz Paula Schrank.** Ueber die blauen Schatten, ein Gegenstand worüber schon viel von den Naturforschern discutirt worden ist. Alle hierher gehörige Meinungen lassen sich auf vier zurückbringen: 1) Die blauen Schatten sind nur eingebildet, indem wir den schwärzlichen vom gewöhnlichen Tageslichte hervorgebrachten Schatten im Gegensatz einer zugleich von dem gelben Lichte einer Flamme oder der untergehenden Sonne hervorgebrachten Helligkeit für blau halten (Grey, Rumford). 2) Die blauen Schatten entstehen aus dem Gemische eines ärmlichen weißen d. i. unzersehten Lichtes mit der dunkeln Farbe des Schattens oder Lichtmangels (Eberhard, v. Gleichen, Mazeas). 3) Sie ent-

sehen durch die zurückprellenden Strahlen der Atmosphäre, welche entweder blau gefärbt ist, oder die Eigenschaft hat, die blauen Strahlen mehr als die von andern Farben zurückzuwerfen (Mouquer, Beguelin, Monge, Melville). 4) Sie entstehen durch Biegung der an der Kante des schattenden Körpers vorbeigehenden Strahlen, von denen die blauen die brechbarsten seyn, und in den Schatten selbst hineingeworfen würden (Dpoix). Der Verf. zeigt, was jede dieser Meinungen für Schwierigkeiten habe, und erklärt sich nach einigen hierüber selbst angestellten Versuchen für Nr. 4. Er sucht diese Behauptung dadurch mit zu rechtfertigen, daß sich die blaue Farbe hauptsächlich nur an den Halbschatten offenbare, und ein sehr breiter Schatten öfters nur deswegen durchaus blau erscheine, weil der Lichteindruck den der blaue Halbschatten in dem Auge gemacht habe, in den dunkeln Hauptschatten mit hineingeführt werde. Richtet man das Auge zuerst auf den wirklich farblosen Theil des Schattens, so habe man Mühe die schwache Farbe des nur zweydeutig erleuchteten Theiles (des Halbschattens) zu sehen. Betrachte man aber zuerst den farbigen Theil, so glaube man die Farbe überall wahrzunehmen, weil man sie unmerklich verfließen sehe. Um endlich das Auge für die schwachen blauen Strahlen in jenem Halbschatten empfänglich zu machen, so bedürfe es eines Zusages von unzertheiltem Lichte (vielmehr eines gewissen Contrastes) in der Nähe jenes Schattens, daher der Schatten erst blau erscheine, wenn er von gelblichem Lichte z. B. einer Kerze begrenzt werde. (Wir hätten gewünscht, daß der Verf. Versuche in einem finstern Zimmer angestellt hätte, ob Lichtstrahlen, welche an den Ranten eines Körpers vorbeifahren, und insbesondere die blauen Theile des Lichtes, durch

die Beugung wirklich so sehr aus ihrer natürlichen Richtung gebracht werden können, daß die oft so breiten blauen Schatten (oder Halbschatten wie der Verf. will) daraus erklärbar werden. Der Reg. kann sich, auch ungeachtet der Versuche des Hrn. Verf. doch immer noch nicht erwehren, der Meinung Rumfords seinen Beyfall zu ertheilen, und also dieß ganze Phänomen bloß für die Wirkung eines Contrastes zu halten. S. 313. Physisch-mathematische Abhandlung über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen von Carl Christian Langsdorf. Nachdem der Verf. einige Bemerkungen über die von Chezy, Girard, Dubuat und Prony angegebene Formeln vorausgeschickt hat, zeigt er, wie sehr die Anwendbarkeit derselben insbesondere durch die Voraussetzung beschränkt werde, daß in denselben längs dem ganzen Canale der Querschnitt für eine unveränderliche Größe angenommen werde, und also der Abhang der Wasserfläche zugleich der Abhang der Bodenfläche sey, auch die Geschwindigkeit des Wassers nicht unter 3 Zoll und über 5 Fuß angenommen werden dürfe, wenn man in der Anwendung nicht über die Gränzen hinausgehen wolle, innerhalb denen die Beobachtungen angestellt worden. Der Zweck dieser Abhandlung geht also dahin, den bisher so sehr beschränkten Gleichungen eine allgemeinere Form zu geben, und die Aufgaben über die Bewegung des Wassers in Canälen so zu lösen, daß die Wassertiefe nicht mehr als eine unveränderliche Größe, sondern vom Anfange des Canals bis zu einem gewissen Querschnitte als ab- oder zunehmend betrachtet werden könne, also z. B. am Anfange des Canals =  $h$ , am gedachten Querschnitte =  $H$  seyn könne, die Werthe von  $h$ ,  $H$ , aber aus den Bedingungen des Canals in Rücksicht seines Gefälles und anderer Umstände, z. B. ob es ein Canal mit freyem Laufe, oder mit verhiindertem vermittelst

einer Fallschneise sey, auf die naturgemäße Art sich bestimmen lassen. Die Gleichung welche der Verf. erhält, bestimmt das Verhalten zwischen den gedachten Größen  $h$ ,  $H$  und den Größen  $M$  (= der in jeder Secunde durch den Querschnitt laufenden Wassermenge)  $b$  (= der mittlern Breite des Querschnitts)  $a$  (= dem absoluten Gefälle auf der Oberfläche des Wassers vom Anfange des Canals bis zum Querschnitte)  $s$  (= dem absoluten Gefälle des Bodens) und  $\lambda$  (= der horizontalen Länge die diesem Gefälle entspricht). Bey jedem erst noch anzulegenden Canale gibt es ein Paar Bestimmungsstücke, die nicht beide zugleich nach Belieben vorgeschrieben werden können, sondern so von einander abhängen, daß sie nicht einzeln, sondern beide zugleich aus den übrigen Stücken bestimmt werden müssen. Dahin gehören bey freyem Laufe die Größen  $h$  und  $H$ ; die  $H$  und  $M$ , oder  $h$  und  $M$ , die  $H$  und  $s$  oder  $h$  und  $s$ , u. s. w. Bey freyem Laufe können nie  $h$  und  $H$  zugleich vorgeschrieben seyn, folglich muß allemahl  $h$  oder  $H$  gesucht werden. Beym freyen Laufe sey der Werth von  $M$  allemahl ein Maximum und der von  $H$  ein Minimum, daher gehören beym freyen Laufe allemahl zwey bestimmte Werthe von  $M$  und  $H$  nöthwendig zusammen, so daß neben den übrigen Bestimmungsstücken keine dieser beiden Größen beliebig vorgeschrieben werden kann. Nach diesen Principien wendet denn der Herr Verf. die von ihm entwickelten Formeln auf eine große Menge einzelner Fälle an, und erläuterte sie durch Beispiele. S. 437. *Altitudines Massiliae, Mannheimii, Ratisbonae, Monachii, St. Andæ, Tegernsee, Peisenberg; et Montis St. Gotthardi supra libellam maris mediterranei ope barometricarum et thermometricarum observationum determinatae ab Aloys. Gelasio Karner, olim Canonico Reg. Rothenbachensi.* S. 441.

De positu basis et Retis triangulorum, impensa Regis per totam Bojoariam porrectorum ad meridianum speculae astronomicae Regiae relato azimuthis observatis, et ad calculos revocatis, nunc primum definito a *Car. Fel. Seyffer*. Ausführliches Detail aller hierher gehörigen Beobachtungen und Rechnungen. — Die Abhandlungen der übrigen Classen versparen wir auf ein anderes Blatt.

### Pisa.

Lettere pittoriche sul Campo Santo di Pisa. Parte Seconda. Von S. 74 — 169. Quart. 1813. (S. diese Anzeigen vom J. 1812. St. 69. S. 681. und St. 134. S. 1336.)

Dieser zweyte, mit einigen Kupferstichen geschmückte Band, enthält verschiedne Briefe des Hrn. Giovanni Rosini an den Ritter Giovanni Gherardo de' Rossi, nebst dessen Antworten über die berühmten Malereyen und mehrere Alterthümer, welche an und auf dem Kirchhofe zu Pisa, Campo Santo genannt, sich befinden. Da von den Malereyen in unsern Blättern bereits ausführlich die Rede gewesen ist, und wir den Werth dieser Erstlinge der wiederauflebenden Kunst gewürdiget haben, so würde eine nochmalige Critik hier überflüssig seyn. Wir wenden uns daher lieber zu dem Inhalt der Briefe, von denen der Erste (S. 75 — 92) ein Gemälde des Simone Memmi beschreibt, welches die Himmelfahrt der Maria darstellt, und auch in einem kleinen Kupferstiche abgebildet worden ist. Hierauf folgen Nachrichten von den drey großen Gemälden desselben Meisters, deren Inhalt aus der Legende des heiligen Kanieri entlehnt ist, bey welcher Gelegenheit Vasari und Lanzi mit vielem Scharfsinn berichtet werden. Mehrere andere Scenen aus der Legende des heil. Kanieri sind Arbeiten des Antonio Veneziano. In der Antwort des Hrn. de' Rossi

Aber diese Gemälde wird auch (S. 93) eines schönen dort befindlichen Sarcophags gedacht. Man sieht an demselben die Liebchaft der Diana und des Endymion, und den Merkur, wie er mit dem Stabe des Morpheus der Göttinn den Schlummer des schönen Hirten zusichert. An den beiden Seiten des Sarcophags erscheinen die Genien des Todes, mit umgekehrten, erlöschenden Fackeln, wie die Alten sie stets dargestellt haben; dagegen der Eigendünkel und die Ignoranz manches modernen Aristen die Grabmäler mit gerade aufstrebenden Fackeln verunstaltet. In dem zweiten Briefe (von S. 105) ist die Rede von den Bildern des Spinello, der einige Thaten des heiligen Ephesus vorgestellt hat. Von den Arbeiten des Giotto aber, der seine Scenen aus der Geschichte Hiob's wählte, ist der größte Theil verloren gegangen. In der Antwort auf diesen Brief (S. 123) werden einige Behauptungen in Zweifel gezogen; der Faden aber wird in dem zweiten und dritten Brief wieder aufgenommen. Am Ende des letztern (S. 138) befindet sich eine merkwürdige Beschreibung eines antiken Sarcophags, verziert mit der Jagd des Calydonischen Ebers, der zu den wichtigsten Monumenten gehört, und oft copirt worden ist. Der dritte Brief beschäftigt sich mit den Producten des Benozzo Gozzoli, dessen vorzügliche Malereyen am Kirchof ihm einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Recensent hat von ihm in diesen Anzeigen am oben a. D. St. 69. S. 684 ff. gehandelt. Am Ende dieses Briefes wird uns der Hingang des Cardinals Despuig gemeldet, der im verstorbenen Jahre das Irdische verließ, einer der eifrigsten Liebhaber und Beschützer der zeichnenden Künste war, und durch seinen Eifer das meiste zur Vollendung des großen Werks über den Campo Santo beygetragen hat.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1814.

Göttingen.

Commentationes Societatis Regiae scientiarum  
Gottingensis recentiores. Vol. II. ad a. 1811-13.  
Bey Heinrich Dieterich 1813. gr. Quart. 3 Alphab.  
2 Bogen mit 11 Kupfertafeln.

Die Einrichtung dieser vor drey Jahren begon-  
nenen neuen Sammlung, die auf die drey vorher-  
gegangenen, zusammen von 28 Bänden (nämlich  
Commentarii Vol. I-IV, novi Commentarii Vol.  
I-VIII. und Commentationes Vol. I-XVI.)  
folgt, ist schon bey Erscheinung des ersten Bandes  
in diesen Blättern angezeigt. — Den Anfang dieses  
zweyten macht eine Vorrede des Hofr. Blumen-  
bach's (dem nun von dem Königlich-Churfürstlichen  
Universitäts-Curatorium das bey der Societät der  
Wissenschaften durch das Ableben des verewigten  
Geheimen Justizraths Heyne erledigte Secretariat  
wiederum übertragen worden); worin wie gewöhn-  
lich die Arbeiten der Königl. Gesellschaft, die  
Veränderungen die seit Erscheinung des letztern  
Bandes bey derselben vorgefallen, die aufgegebenen  
beiderley Preisfragen und deren Erfolg, einge-  
M (5)

sandte Beiträge u. dergl. m. erzählt werden. Und da unser Hochverdienter Heyne bey der Jahresfeyer am 9. November 1811 — der letzten der er benge- wohnt — selbst noch die Uebersicht der Vorfälle des vorhergehenden Jahrs in der Versammlung vorge- legt hatte, so ist dieser sein Jahrsbericht, als seine letzte Arbeit dieser Art aus seiner Handschrift in der Vorrede abgedruckt.

Von den Abhandlungen und Gedächtnisreden welche dieser Band enthält, ist jedesmahl zu ihrer Zeit in unsern Anzeigen Nachricht erteilt, auf welche folglich hier bloß verwiesen zu werden braucht.

*Commentationes physicae*: I. *Blumenbach*, de anomalis et vitiosis quibusdam nifus formativi aberrationibus (gel. Anz. 1812. S. 1289). II. *Osjander*, nova methodus instituenti vivente foemina ventris gravidi incisionem, ab ipso inventa et bis peracta, adjectis observationibus huc-facientibus (ebendaf. S. 1961). III. *Hausmann*, de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas (gel. Anz. 1813. S. 705). IV. *Stromeyer*, de arragonite ejusque differentia a spatho calcareo rhomboidali chemica (ebendaf. S. 1569). V. *Schrader*, monographiae generis verbasci S. I. (ebendaf. S. 1769). Eingefandt waren *Curt. Sprengel* in umbelliferarum genera quaedam animadversiones (ebendaf. S. 313). Den Schluß dieser Abtheilung macht Memoria Aug. Gottl. Richter, auctore *Blumenbach* (gel. Anz. 1812. S. 1833).

*Commentationes mathematicae*: I. *Gauß*, disquisitiones generales circa seriem infinitam &c. P. I. (gel. Anz. 1812. S. 233). II. *Mayer*, de polaritate luminis (ebendaf. S. 1977). III. *Gauß*, theoria attractionis corporum sphaeroidicorum ellipticorum homogeneorum methodo nova tractata



(*gel. Anz.* 1813. S. 545). IV. *Ejusdem* observationes cometæ secundi a. 1813, in observatorio Gottingensi factæ, adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum orbitarum parabolicarum (*ebendaf.* S. 2010). Eingefandt war Jo. Conr. Schaubach commentatio de Indorum modo loca et motus planetarum definiendi (*ebendaf.* S. 345).

*Commentationes historicae*: I. *Tychsen*, de numis veterum Persarum commentatio tertia, qua regum Sassanidarum numi secundum ectypa Mionneti, et argenteos aureumque Gothanos et Gottingenses illustrantur (*gel. Anz.* 1812. S. 137). II. *Sartorius*, de occupatione et divisione agrorum Romanorum per barbaros Germanicæ stirpis inde a Saec. V. p. C. n. facta. Commentatio prima (*ebendaf.* S. 257).

*Commentationes philologicae*: I. *Heyne*, urbis Alexandriae et Aegypti res et vicissitudines sub imperatoribus Romanis ad tempora sua revocatae (*gel. Anz.* 1811. S. 1857). II. *Eichhorn*, de Judaeorum re scenica (*ebendaf.* S. 1121). III. *Bouterwek*, de primis philosophorum Graecorum decretis physicis (*gel. Anz.* 1812. S. 97). IV. *Eichhorn*, de gemmis sculptis Hebraeorum (*ebendaf.* 1812. S. 985). V. *Bouterwek*, de justitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam pertinente (*gel. Anz.* 1813. S. 1169). Und zum Schluß dieser Abtheilung Memoria Chr. Gottf. Heyne, auctore *Heeren* (*gel. Anz.* 1812. S. 1835).

Am Rhein. April 1814.

Beiträge zur Zeitgeschichte. I. 19 Seiten in Quart. Als Verfasser unterschreibt sich am Ende der Nassau-Oranische Minister, Freyherr v. Gagern.

Die großen Ereignisse des letzten Jahrs liegen zwar, so weit sie auf den Schlachtfeldern vorgingen, ziemlich offen vor uns dar; über das was in den Cabineten geschah, ist noch ein dichter Schleier verbreitet. Daß dieser möglichst gehoben wird, ist nicht bloß der Wunsch der Neugierigen; es ist das allgemeine Interesse der Deutschen Nation; nicht bloß für das jetzige, sondern auch für die kommenden Geschlechter. Wie die hochherzigen Männer, welche die große Umwälzung vorbereiteten, sich näherten, sich verstanden, wie sie wirkten, — dieß muß auch die Nachwelt wissen, damit künftige Staatsmänner hier ihre Muster finden. Denn nicht laut genug kann es gesagt, nicht zu oft wiederholt werden, daß der Sieg der guten Sache nur dadurch möglich ward, daß jene höhere, nicht auf Pässe und Ränke gestützte, nicht auf plattem Egoismus beruhende, Politik in den Cabinetten die Oberhand behielt; daß die Herrscher und die Männer, denen sie ihr Vertrauen schenkten, redliche Männer waren. Daß das Verderben der Cabinets-Politik den Fall des Europäischen Staatensystems herbeiführte, ist erwiesen; nur eine Veredlung von dieser mag es wieder aufrecht erhalten. Wie aber jene großen Dinge vorbereitet worden, — wer mag es uns melden als die Männer selbst, die es thaten? Es mag seyn, daß nicht Alles sogleich gesagt werden kann; aber die edelste Politik hat die wenigste Geheimnisse. In der gegenwärtigen Schrift tritt Einer aus jenem engern Kreise hervor, der das: *quorum ipse pars sui*, mit Recht von sich sagen kann; der mit den mehrsten der leitenden Männer von London bis Wien, als Freund und Unterhändler zusammenhing. „Es war keine andere Abrede, Conspiration oder Vortirung, als der Einklang starker Seelen.“

Als Norddeutschland fiel, verließ H. v. G. Alles, um nach Wien zu eilen. Bayern mit Oestreich zu versöhnen; Oestreich gegen Ersatz Tyrol wieder zu geben, — ohne das Oestreich, mit dem Bayern nicht sicher steht, — war der Hauptgedanke. Wie der Aufstand in Tyrol vorbereitet war, wie der Verf. darüber bewogen wurde Wien zu verlassen; aber vorher seine Rechtfertigung, die hier eingebracht steht, dem Kaiser übergab, wird man hier finden. Jedoch auch aus Wien entfernt, hörte er nicht auf für Deutschland zu wirken; zu Oestreichs, zu Bayerns Beytritt trug er wesentlich bey; als naher Verwandter von Graf Wrede hatte er schon lange vorher in dessen Seele gelesen; selbst Talleyrand hatte ihm schon früher gestanden: nur bey den Bourbons sey Rettung. Hauptsächlich waren jedoch seine Blicke auf Deutschlands Zukunft gerichtet; bekannt mit einem v. Stein und Metternich entwarf er acht Punkte, die als Grundlage angesehen werden sollten. Sie wurden nicht bloß dem Fürsten Metternich gegeben, sondern auch durch den Grafen Wallmoden an den Minister v. Stein gesandt; "und der Verfasser mußte bald darüber commentiren." Es sind folgende: 1. Deutschlands Unzertrennlichkeit; (gewiß nicht bloß im geographischen sondern auch politischen Sinn). 2. Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Kaisers Franz. 3. Ein Wahlreich zwar; aber ein vollständigeres und gerechteres Wahlssystem in Absicht der Wahlfürsten, und der gesammten Völkerschaften. 4. Eine gemäßigte aber minder einschränkende Capitulation. 5. Bessere Einrichtung und Aufsicht auf des Reichs Wehranstalt. 6. Justiz und Reichsgerichte. 7. Freyer Handel und Wandel, freyer Dienst und Auswanderung. 8. Die Herstellung des Aristocratischen Theils der Kirche in einem

gewissen Verhältniß. Gehen diese Punkte nicht bloß auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit in Erfüllung, was bliebe Deutschland, als allgemeiner Staatskörper betrachtet, groß zu wünschen übrig? Zu welchen Hoffnungen aber berechtigen nicht die Gestinnungen der Männer, die man aus mehreren einzelnen Zügen in dieser Schrift kennen lernt? ein v. Stein, Metternich, Münster u. a. Mehr aus denselben anzuzeigen wäre überflüssig; da sie bald in Aller Händen seyn wird. Das erfreulichste ist, daß die auf dem Titel gesetzte erste Nummer uns noch eine, hoffentlich lange, Fortsetzung erwarten läßt.

### Frankfurt am Main.

Ben Hermann: Jahrbuch der Staatsarzneykunde, herausgegeben von Dr. Johann Heinrich Kopp, Großherzoglich-Frankfurtischem Medicinalrath. Sechster Jahrgang; mit Kausch's Bildniß und einem colorirten Kupfer. 1813. 503 Seiten in Octav.

Dieser Jahrgang hat in der Anordnung der Materialien einige Veränderungen erlitten. Der Herausgeber läßt die gesammte Staatsarzneykunde in drey Zweige zerfallen, in die Medicinalordnung, medicinische Polizen, und gerichtliche Medicin. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Freyherr v. Wedekind setzt die im vorigen Jahrgange abgebrochene Abhandlung; Ideen zur Polizen der Heilkunde, fort. — Ein Nachtrag zur Abhandlung über die Französische Medicinalverfassung, der mehrere Gesetze und Decrete enthält vom Medicinalrath Kopp — über die gymnastischen Uebungen, ein gut geschriebener Aufsatz vom Hofr. Wurzer — eine wohlge-

rathene Abbildung des Milzbrand-Karbunkels in seinen verschiedenen Stadien am Menschen vom Medicinalrath Kopp. Die Abhandlung über diesen Gegenstand ist schon im fünften Bande dieses Jahrbuchs geliefert worden. — Beobachtung der Masern der Schafe, und Erfolg ihrer Einimpfung vom Prof. Ryß. — Bemerkungen über die ältern und neuern Eintheilungen der Verletzungen nach ihrer Lethalität vom Prof. Henke. Er prüft nach vorausgeschickten historischen Notizen mit Scharfsinn die verschiedenen neulich vorgeschlagenen Eintheilungen der lethalen Verletzungen, und sucht die Quellen auf, aus welchen die Mißverständnisse sowohl unter den gerichtlichen Aerzten an sich, als auch mit den Criminalisten, geflossen sind. Die Quellen sind folgende: die erste besteht darin, daß sehr viele Aerzte unrichtige Vorstellungen über das Verhältniß der gerichtlichen Medicin zum Criminalrecht überhaupt haben, ferner über ihre eigene Competenz, über das, was bey den Untersuchungen über die Tödtlichkeit der Verletzungen der Richter eigentlich zu wissen verlangt, und was ihm zu wissen nöthig ist, über das, was der Arzt in solchen Fällen allein zu beurtheilen hat, und was dem Urtheil des Richters allein vorbehalten bleiben muß. Die zweyte Quelle ist das Verkennen und Uebersehen des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem Standpuncte der Chirurgie und der gerichtlichen Medicin. Der Wundarzt bestimmt die Tödtlichkeit der Verletzungen bloß im Allgemeinen. Der gerichtliche Arzt muß sie aber in einem speciell gegebenen Falle bestimmen. Der Criminalist will nicht nach den Regeln der Chirurgie wissen, ob eine Verletzung tödtlich zu seyn pflege, sondern ob in einem vorliegenden Falle an einem bestimmten Individuum die Verletzung den

Tod bewirkt habe, und habe bewirken müssen. Die dritte Quelle ist der schwankende und unrichtige Sprachgebrauch in den ärztlichen Terminologien, und die vierte, die falschen Grundsätze der ältern Criminalisten. Der Verfasser zeigt ferner, daß wenn man die Brauchbarkeit der bisher aufgestellten Eintheilungen über die Tödtlichkeit der Verletzungen beurtheilen wolle, man sie aus dem Gesichtspuncte prüfen müsse, in wie fern sie die Bestimmung des objectiven Thatbestandes der Tödtung, und die Bezeichnung der Art des Zusammenhanges zwischen der Verletzung und dem Tode klar an den Tag legen. Es werden nun die Classificationen von Mezger, Eschenbach, Ploucquet, Kausch, Wildberg, und Liegou nach jener Ansicht beurtheilt. Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß eine Reform in der Lehre von den lethalen Verletzungen höchst nöthig sey. — Geschichte einer höchst wahrscheinlich blödsinnigen Einfalt bey einem sechszehnjährigen jungen Menschen, mit einer unwiderstehlichen Neigung zu Neckereien, die zuletzt in Brandstiftung ausarteten; vom Medicinalrath Widmann. — Beiträge zur Entdeckung des Arseniks in gerichtlich chemischer Hinsicht vom Apotheker Gärtner. Er zeigt, daß die Anwendung des Kaltwassers als Reagens auf Arsenik nur bey solchen Flüssigkeiten statt findet, von welchen durch Versuche dargethan ist, daß sie kein Kochsalz enthalten; und daß das Schwefelwasserstoffgas das empfindlichste Prüfungsmittel auf Arsenik sey. — Zuletzt folgt eine Uebersicht der Fortschritte, Veränderungen und Entdeckungen in der Staatsarzneykunde im Jahre 1812, so wie überhaupt alles dessen, was für diese Wissenschaft im erwähnten Jahre geschehen ist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 9. Julius 1814.

Stockholm.

Försök, att genom Användandet af den elektrokemiska Theorien och de kemiska Proportionerna, grundläggga ett rent vetenskapligt System för Mineralogien, af *J. Jacob Berzelius*, M. D. Chemiae Prof. etc. 1814. 103 S. in Octav.

Wir eilen unsere Leser mit einer Schrift bekannt zu machen, welche die Aufmerksamkeit der Mineralogen und Chemiker in gleich hohem Grade verdient, und deren Werth allein schon durch den Namen des Verfassers verbürgt wird. Wir wollen zuerst eine treue Darstellung der Ideen zu entwerfen suchen, welche dieser Schrift zum Grunde liegen; daran eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes knüpfen, und zuletzt mit Offenheit unsere Meinung über die Ansichten mittheilen, denen Herr Berzelius bey seiner interessanten Arbeit gefolgt ist.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat bekanntlich seinen großen Verdiensten um die verschiedensten Zweige der Chemie die Krone aufgesetzt, durch seine merkwürdigen Untersuchungen über die bestimmten Proportionen, in denen die Bestandtheile

der unorganisirten Naturkörper vereinigt sind. Die Entdeckung der hierbey ganz durchgreifend zum Grunde liegenden, einfachen und unwandelbaren Gesetze, verspricht der Chemie einen Grad von Wissenschaftlichkeit zu geben, welcher ihr bisher fremd war. Die unendlich mannigfaltigen Mischungen, welche bisher einzeln da standen, erscheinen nun in einer nothwendigen Verknüpfung, und das Band, welches sie alle vereinigt, stellt sich in einer einzigen Naturkraft dar. Die Gesetze denen die Mischungen gehorchen, sind einer mathematischen Bestimmung fähig, wodurch zugleich dem Chemiker eine rechnende Controlle für seine Arbeiten dargeboten wird, die derselbe ebenfalls bisher entbehrte. Die Lehre von den festen Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper, wird aber nicht allein die Chemie auf einen ungleich höheren, wissenschaftlichen Standpunct heben, sondern denselben Einfluß auch auf die Mineralogie äußern können, welche nur dann wahrer Fortschritte sich zu erfreuen hat, wenn sie mit der Vervollkommnung der Chemie gleichen Schritt hält.

Der große Eifer für die Erweiterung der Naturwissenschaften, welcher Herrn Berzelius befehl, hat ihn die völlige Befestigung und Ausbildung seiner neuen Lehre nicht erwarten lassen, um derselben so früh als möglich auch auf die Mineralogie eine vortheilhafte Einwirkung zu verschaffen. In der vorliegenden Schrift theilt er einen Entwurf mit, wie durch Anwendung der electrochemischen Theorie und der festen chemischen Proportionen, ein, nach seiner Meinung, rein wissenschaftliches Mineralsystem begründet werden könne. Daß er die Mineralogie hier aus einem rein chemischen, nicht aus einem naturhistorischen Gesichtspuncte auffaßt, wird das Folgende deutlich ergeben. Ber-



zelius tritt also in dieser Hinsicht in die Fußstapfen seines berühmten Landsmannes Bergman, der in seiner *Sciagraphia regni mineralis secundum principia proxima digesti*, drey Decennien früher, auch ein rein chemisches Mineralsystem zu begründen sich bemühet. Aber Welch' ein Abstand zwischen dem Zustande der Wissenschaft in damaliger Zeit und in der jetzigen! Welche Chemiker werden in der Geschichte ihrer Wissenschaft stets als Heroen glänzen; aber wie verschieden die Standpunkte, von welchen ihre Verdienste strahlen! Man schwindelt bey dem Ueberblicke der Fortschritte, den die Chemie seit Bergman gemacht hat; erhält übrigens durch die Vergleichung der vorliegenden Berzelius'schen Schrift mit jener Bergman'schen einen correspondirenden Maßstab derselben, in sofern sie auf die Mineralogie von Einfluß seyn können. —

Herr Berzelius meint, daß man die Mineralogie, aus einem wissenschaftlichen Gesichtspuncte, nur für einen Theil oder einen Anhang der Chemie betrachten könne; und daß, wenn uns die Chemie, als ein wissenschaftliches Ganzes, die Kenntniß der Elemente, der Verbindungen welche dieselben eingehen und der Formen, unter denen diese Vereinigungen sich darstellen, verschafft, die vollendete Mineralogie nur ein Excerpt aus jener vollendeten Chemie sey, welches alle die Vereinigungen enthält, die als Fossilien vorkommen. Für das mineralogische System gibt es daher, nach unserem Verfassere, auch nur einen wissenschaftlichen Grund, den die Chemie darbietet, und jeder andere ist für die wissenschaftliche Mineralogie fremdartig. Die electrochemische Theorie hat uns gelehrt, in jedem zusammengesetzten Körper die Bestandtheile von entgegengesetzten electrochemischen Eigenschaften aufzusuchen. Sie hat uns gezeigt, daß verschiedene

artige Bestandtheile durch eine Kraft verbunden werden, welche dem Grade des Gegensatzes in der electrochemischen Natur derselben proportional ist. Hieraus folgt, daß sich in jedem zusammengesetzten Körper ein oder mehrere electropositive Bestandtheile mit einem oder mehreren electronegativen vereinigt finden, oder, was dasselbe sagt, daß, wenn die Verbindungen aus Oxyden bestehen, jedem in der Zusammensetzung befindlichen Bestandtheile, welcher als eine so genannte Basis erscheint, ein anderer entspricht, welcher die Rolle einer Säure spielt, selbst wenn dieser letztere im isolirten Zustande, nicht die Eigenschaften der stärkeren, eigentlich so genannten Säuren haben sollte. Jede aus zwey oder mehreren Oxyden bestehende Verbindung hat mithin die Natur eines Salzes: daher es zur critischen Anwendung der electrochemischen Theorie auf die Untersuchung der Fossilien nöthig ist, bey den aus oxydirten Stoffen zusammengesetzten, die electronegativen und electropositiven Bestandtheile aufzusuchen. — Der Verf. redet nun von den Schwierigkeiten, die mit solchen Untersuchungen verknüpft sind, und von einigen Umständen, welche man dabey vorzüglich berücksichtigen muß. Dann erläutert er seine Methode, nach jenen Principien die wahre Verbindung der Bestandtheile zusammengesetzter Mineralkörper auszumitteln, durch lehrreiche Beyspiele, für welche er einige einfache und zusammengesetzte Verbindungen gewählt hat; in denen Kieselerde die Rolle einer Säure spielt, und die er nach seiner bekannten chemischen, nun von ihm auch auf die Mineralogie angewandten Nomenclatur, mit dem Nahmen der Silicate belegt. Der Tafelspath enthält (— um auch hier gleich ein Paar Beyspiele mitzutheilen von der Berzelius'schen Methode, die chemischen

Analysen zu berechnen und den gefundenen Bestandtheilen ihre rechten Stellen anzuweisen —) nach Klaproth 50 Kieselersde 45 Kalk 5 Wasser. In einem Kieselersdenquantum sind 24,82 Sauerstoff, in dem Kalkquantum 12,6, und in dem Wasser 4,4 Sauerstoff enthalten; mithin ist die Kieselersde mit dem Kalk in einem solchen Verhältnisse verbunden, daß ihr Sauerstoffgehalt das doppelte ist von dem ihrer Basis, des Kalkes. Das Krystallisationswasser enthält dagegen  $\frac{1}{2}$  des Sauerstoffs der Basis. Jenes Fossil wird daher genannt: Trisilicias Calcicus. Das Zinkglas, welches nach Smithson 25 Kieselersde und 68,3 Zinkoxyd enthält, heißt dagegen Trisilicias Zincicus, weil in der Basis und in der Säure gleiche Sauerstoffquantitäten sind. Hauy's Apophyllit ist, nach der Analyse von Rose berechnet, Trisilicias Kalico - Calcicus, weil die Sauerstoffmenge der Kieselersde zu der des Kalkes und des Kali sich verhalten wie 18:5:1, und mithin die Säure drey-mahl so viel Sauerstoff enthält als die beiden Basen zusammen. Zur leichteren Uebersicht der Proportionen, in denen die Bestandtheile vereinigt sind, hat Hr. Berzelius gewisse Zeichen und von ihnen zusammengesetzte, sinnreiche Formeln ausgefunden. Die verschiedenen Stoffe werden durch passend gewählte Buchstaben bezeichnet, und vorgesetzte Ziffern drücken die Proportionen der Verbindungen verschiedenartiger aus. Zwey Buchstaben werden ohne Ziffern neben einander gesetzt, denn die Sauerstoffmengen beider Bestandtheile gleich sind. So ist die Formel für das Zinkglas = ZiS. Eine Ziffer rechts oben, gibt das Vielfache des Sauerstoffs an, welches in dem einen Stoff gegen den anderen damit verbundenen, enthalten ist. So ist die Formel für den Tafelspath = CS<sup>2</sup>. Eine links vorgesetzte Ziffer zeigt dage-

gen die Menge von Einheiten eines Stoffes an, gegen einen anderen, damit vereinigten. So ist die Formel für den Apophyllit =  $KS^3 + 5CS^3$ . Das Kali ist hier die Einheit, und der Körper ist zusammengesetzt aus einem Theile Trisilicis Kalicus und fünf Theilen Trisilicis Calcicus, daher das Sauerstoffquantum der mit dem Kalke verbundenen Kieselerde =  $5 \times 3$ .

Die Producte des Mineralreichs zerfallen nach Hrn. Berzelius in zwey Hauptclassen: 1) Körper die ganz und gar nach dem Principe für die Zusammensetzung der unorganisirten Natur gebildet sind, d. h. binäre Verbindungen und Vereinigungen derselben unter einander; 2) Körper die nach dem Principe für die Zusammensetzung der organisirten Natur gebildet, und daher für Ueberreste einer zerstörten Organisation anzusehen sind. Die erste dieser Classen macht den Hauptgegenstand der Mineralogie aus, und die vollkommenste Aufstellungsmethode aller dazu gehörigen Körper, würde nach unserm Verfasser die seyn, bey welcher man sie nach ihrem electrochemischen Verhalten, von dem am meisten electronegativen Sauerstoff an, bis zu dem am meisten electropositiven Kalium, und jeden zusammengesetzten Körper nach seinem electropositivsten Bestandtheil auführte. Eine solche Aufstellung ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, daher man nach Hrn. B. für jetzt sich einer approximativen bedienen muß. Alle einfachen Körper werden in drey Classen getheilt: 1) Sauerstoff, 2) einfache brennbare, nicht bestimmte metallische Körper oder Metalloide (Radicale Sulphuricum, Nitricum, Muriaticum, Phosphoricum, Fluoricum, Boracicum, Carbonicum, Hydrogenium) und 3) Metalle, zu denen nicht allein die so genannten Metalle, sondern auch die metallischen

Grundlagen der Erden gehören. Jeder von diesen einfachen Körpern kann eine mineralogische Familie begründen, die aus demselben und allen Verbindungen mit anderen Stoffen, die gegen ihn electronegatip sind, besteht. Die Familien zerfallen in Ordnungen nach den verschiedenartigen electronegativen Stoffen, mit welchen der electropositivste vereinigt ist. Diese Ordnungen können dann z. B. seyn: 1. Sulphureta. 2. Carbureta. 3. Arseniata. 4. Tellureta. 5. Oxida. 6. Sulphates. 7. Muriates. 8. Carbonates. 9. Arseniates. 10. Siliciates. u. s. w. Die Anzahl der Ordnungen vermehrt sich in dem Verhältnisse, in welchem man sich dem positiven Ende der Reihe nähert. Man könnte auch die Ordnungen zu Familien und die Familien zu Ordnungen machen, indem man die Familien nach dem electronegativen und die Ordnungen nach dem electropositivsten Bestandtheile bestimmte; aber die erstere Methode scheint Hrn. W. mit theoretischen und so zu sagen auch mit practischen Vortheilen verknüpft zu seyn, indem man dadurch z. B. die große Ordnung der Silicate ungetheilt übersehen kann. Sind die Ordnungen sehr groß, so kann man die zu ihnen gehörigen Körper in Unterabtheilungen bringen, z. B. nach der Anzahl der verschiedenartigen Bestandtheile. Uebrigens zerfallen die Ordnungen (— oder die Abtheilungen derselben —) in Genera und diese in Species. Ein Genus umfaßt die Mineralien, welche dieselben näheren Bestandtheile besitzen. Die Species werden durch die Abweichungen in den relativen Quantitäten dieser Bestandtheile gebildet. Abarten und Varietäten geben die verschiedenen Formen an die Hand, in denen eine Species vorkommt. Um die Familien zu bestimmen, zu denen die Fossilien gehören, wird man bey den Ordnungen der brennbaren und denen der

oxydirten Körper, ein etwas abweichendes Princip befolgen müssen. Wenn es z. B. die Bestimmung der Stelle von einem mehrfach zusammengesetzten Sulphuretum, Arsenietum gilt, so ordnet man es nach dem electropositiven Bestandtheile, von welchem es die meisten Partikeln enthält; oder bey gleicher Anzahl derselben, nach dem electropositivsten. Wenn man aber einem oxydirten Fossile eine Stelle anweisen will, welches aus zwey oder mehreren Oxyden besteht, so ordnet man es nach dem electropositivsten Oxide, ohne auf die Anzahl der Partikeln Rücksicht zu nehmen.

Zur Erläuterung dieser Classificationsgrundsätze hat Hr. W. einige Beispiele mitgetheilt, und dazu die Familien des Silbers, Eisens und Aluminium gewählt. Um auch hier einen Begriff von der Anwendung jener Grundsätze zu geben, wollen wir einen Auszug aus der Eisen- und Aluminium-Familie mittheilen. Eisen-Familie. 1. Ordnung. Ferrum Nativum. 1. Species. Gediogen Eisen. 2. Sp. Meteoreisen. 2. Ordnung. Sulphureta. 1. Sp. Quadrisulphuretum Ferri (Schwefelkies). 2. Sp. Bisulphuretum Ferri (Magnetkies). 3. Sp. Bisulphuretum Ferri mit Sulphuretum Cupri (Kupferkies). 3. Ordn. Carbureta. 1. Sp. Supercarburetum Ferri (Graphit). 4. Ordn. Arsenieta. 1. Sp. Arsenietum Ferri (Arsenikkies). 2. Sp. Arsenietum Ferri mit Sulphuretum Cupri (Fahlerz). 5. Ordn. Tellureta. 1. Sp. Supertelluretum Ferri (gediegen Tellur). 6. Ordn. Oxida. 1. Sp. Oxidum ferricum (Rotheisenstein). 2. Sp. Oxidum ferroso-ferricum (Magnet Eisenstein). 7. Ordn. Sulphates. 1. Sp. Sulphas ferrosus (Eisenvitriol). 2. Sp. Subsulphas quadriferricus (Eisenpecherz). 8. Ordn. Phosphates. 9. Ordn. Carbonates. 10. Ordn. Arseniates. 11. Ordn. Chromates. 12. Ordn. Wolk-

ramiatae. 13. Ordn. Siliciates. 1. Sp. Superfilicias ferricus (krystallisirter braunrother Eisentiesel). 2. Sp. Trisilicias ferrosus (ein anderer Eisentiesel). 4. Sp. Silicias ferroso-magneticus (Chrysolith). 5. Sp. Silicias ferroso-calcicus (Melanit). 7. Sp. Silicias ferroso-calcicus mit Silicias aluminicus (ein anderer Melanit). 14. Ordn. Tantalates. 15. Ordn. Titanates. 16. Ordn. Hydrates. 1. Sp. Subhydras ferricus (Gelbeisenstein). — Aluminium Familie. 1. Ordn. Sulphates. 2. Ordn. Fluates. 3. Ordn. Fluosiliciates. 4. Ordn. Siliciates. 1. Abtheilung. Einfache Silicate. 1. Genus. Silicias aluminicus. 2. Sp. Silicias aluminicus (Nephelin). 3. Sp. Subsilicias trialuminicus (Cossyrit). 2. Abth. Doppelte Silicate. 1. Genus. Silicias aluminico-beryllicus. 1. Sp. Bisilicias aluminicus mit Quadrilicias beryllicus (Smaragd). 2. Genus. Silicias aluminico-calcicus. 1. Sp. Trisilicias aluminico-calcicus (Mehlzeolith). 2. Sp. Bisilicias aluminico-calcicus (Saumonit). —

Einen Anhang dieser Schrift bilden mehrere interessante Beisagen. Die erste enthält die Grundsätze für die Berechnung. In einer Tabelle ist eine Uebersicht der specifischen Gewichte der einfachen Körper in Gasform, im Verhältnisse zum Gewichte des Sauerstoffs als Einheit, mitgetheilt. Eine zweyte Tabelle gibt die Anzahl der Sauerstoffpartikeln in den bis jetzt bekannten Oxiden an, indem das Radical zu einem Partikel angenommen ist. In einer dritten Beylage ist von den chemischen Zeichen die Rede. Die vierte enthält eine Untersuchung über Oxidum ferroso-ferricum, in welchem Hr. B. drey-mahl so viel Sauerstoff und doppelt so viel Eisen als im Oxidul annimmt, so daß 100 Theile davon zusammengesetzt seyn sollen aus 71,8 Eisen und 28,2 Sauerstoff. Die fünfte und letzte

Beilage theilt eine Analyse der Beryllerde mit, nach welcher 100 Theile derselben enthalten: 68,861 Beryllium und 31,136 Sauerstoff. —

Es ist uns noch übrig unsere Meinung über die von dem Hrn. Berzelius versuchte Anwendung der electrochemischen Theorie und der Lehre von den bestimmten Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper auf die mineralogische Classification zu äußern. Die Ansicht des Chemikers und die des eigentlichen Mineralogen von der unorganisirten Natur können und müssen verschieden seyn, ohne daß sich darum behaupten läßt, die des ersteren sey allein eine wissenschaftliche. Den Chemiker interessieren die unorganisirten Naturkörper, so wie alle anderen Körper hauptsächlich nur in Hinsicht der Art und der Verhältnisse ihrer Mischung, und in Hinsicht der Erscheinungen, welche sich bey ihnen vorgehenden Veränderungen, zumal bey ihren Entmischungen zeigen; der eigentliche Mineralog als Naturhistoriker hingegen, berücksichtigt zwar auch jene Eigenschaften, aber nicht an sich, sondern in beständiger Beziehung auf die äußeren Beschaffenheiten, die er in den chemischen nachzuweisen sucht. Daß eine naturhistorische Ansicht der unorganisirten Natur möglich ist, und daß sie auch selbstständig und wissenschaftlich seyn kann, eben so gut wie eine naturhistorische Ansicht der organisirten Natur, wie möchte man dieses bezweifeln wollen, wenn man mit den Fortschritten bekannt ist, welche die Erforschung des Aeußeren der Mineralkörper in neueren Zeiten gemacht hat; wenn man weiß, daß ein großer Theil der äußeren Formen einer mathematischen Bestimmung unterworfen werden kann; daß in ihnen nicht minder merkwürdige und feste Naturgesetze sich offenbaren, wie in den bestimmten Proportionen der Mischungen; wenn



man sich überzeugt hat, daß sich schon jetzt bey einem großen Theile der Mineralkörper, die äußere Bildung in den Bestandtheilen nachweisen läßt, und daß man hoffen darf, in der Ausmittelung dieses Verhältnisses, gerade durch die Lehre von den bestimmten Proportionen der Mischungen, die größten Fortschritte zu machen. Daß aber eine naturhistorische Ansicht der unorganisirten Naturkörper auch für den philosophischen, das Ganze der Natur überschauenden Forscher im höchsten Grade wichtig und daß sie keines Weges, wie Hr. B. anzunehmen scheint, nur für Sammler geeignet ist, davon wird man sich lebendig überzeugen müssen, sobald man den Einfluß verfolgt, den das naturhistorische Studium der Mineralkörper auf die Geologie äußert, wodurch es in einen innigen und notwendigen Zusammenhang gebracht wird, mit der Erforschung der allgemeinen Verhältnisse aller natürlichen Dinge, die doch unstreitig die höchste Stufe ist, auf welche sich das Studium der Natur erheben kann.

Aus dem eben Gesagten wird es schon einleuchten, daß eine Classification der unorganisirten Naturkörper, welche sich allein auf chemische Principe stützt und auf das Äußere gar keine Rücksicht nimmt, nicht wohl eine mineralogische seyn könne. Nur die Classification ist für die Mineralogie geeignet, welche die unorganisirten Naturkörper in Gruppen vertheilt, in denen sie nicht allein nach gewissen Ähnlichkeiten in der Mischung, sondern, auch nach gewissen Uebereinstimmungen im Äußeren neben einander stehen, und welche diese Gruppen den natürlichen, inneren und äußeren Verwandtschaften der Körper gemäß an einander reihet. Daß nun aber die von Hrn. Berzelius vorgeschlagene Classification diesen Forderungen durchaus nicht entspricht,

gehet schon aus einem flüchtigen Blicke auf das Wenige im vorigen mitgetheilte hervor; denn welcher Mineralog würde z. B. wohl auf den Gedanken kommen, Graphit, Arsenikkies, gediegen Tellur, Rotheisenstein, Chrysolith, in einer Ordnung zusammen zu stellen, und dagegen gediegen Tellur von den übrigen bekannten, nahe verwandten Tellurverbindungen zu trennen? Aber nicht bloß in Hinsicht der größeren Abtheilungen ist die Classification des Hrn. V. ganz unmineralogisch, sondern das Unnatürliche derselben nach einer naturhistorischen Ansicht, leuchtet ganz besonders auch in den Unterscheidungen der Species hervor. Die chemische Ansicht von der Gleich- und Verschiedenartigkeit der Substanzen weicht von der mineralogischen sehr ab; denn wenn man nach jener nur auf die qualitative und quantitative Gleich- oder Verschiedenartigkeit der Bestandtheile siehet, so muß man nach dieser zugleich auch auf die Gleich- oder Verschiedenartigkeit der äußeren Beschaffenheiten Rücksicht nehmen; auf den Einfluß, den die verschiedenen Theile der Mischung auf gewisse constante Beschaffenheiten des Aeußern haben; wodurch man dahin gelangt, in mineralogischer Hinsicht gewisse Bestandtheile für unwesentlich zu halten, die nach einer rein chemischen Ansicht nicht minder wesentlich sind als andere. Der Chemiker wird daher oft gewisse Species trennen, die dem Mineralogen nur als Abänderungen einer und der nämlichen Substanz erscheinen. Herr Berzelius spricht z. B. zwey in der Mischung etwas verschiedene Varietäten des Eisenkiesels für zwey differente Species an, worin ihm, so wie in vielen ähnlichen Distinctionen, kein wissenschaftlicher Mineralog folgen wird. Wenn wir nun gleich die vollkommenste Ueberzeugung hegen, daß die electrochemische Theorie

und die Lehre von den bestimmten Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper die vortheilhafteste Anwendung auf die Mineralogie gestatten werden, und daß sich Herr Berzelius durch seine großen Verdienste um jene Lehren zugleich mittelbar ein bedeutendes Verdienst um das wissenschaftliche mineralogische Studium erworben hat, so sind wir doch anderer Seits nicht weniger fest überzeugt, daß die Anwendung der electrochemischen Theorie und der Erfahrungen über die festen Proportionen, auf die Mineralogie, auf einem ganz andern Wege gemacht werden müsse, als Herr B. vorgeschlagen hat. Schließlich dürfen wir auch die Aeußerung nicht unterdrücken, daß uns in den Untersuchungen zur Befestigung und Ausbildung jener wichtigen Lehren und in der Berichtigung der chemischen Analysen in Gemäßheit derselben (— wobey man sich nicht mit einer Berechnung der bisher von den Chemikern angegebenen Resultate wird begnügen dürfen —) noch gar manches geschehen zu müssen scheint, bevor man eine Anwendung davon auf die Mineralogie mit gutem Erfolge wird unternehmen können.

### Wittenberg.

Hey Gräßler: De gratiae dei justificantis necessitate morali Proluf. I. II. jede von 24 Seiten. 1812. 1813. In Quart.

In diesen beiden Programmen prüft der würdige Herr Dr. Nitzsch eine der wichtigsten Lehren nach denjenigen allgemeinen Principien, welche schon aus seinen vorhergehenden Schriften bekannt sind, und nach welchen er schon vorher in einzelnen Abhandlungen andere Lehren geprüft hatte. Eine besondere Veranlassung aber, dießmahl gerade diesen Gegenstand zu wählen, fand er in Grobmanns Schrift über die höhere religiöse Ueberzeugung, Ham-

burg 1811. Dieser Verfasser sucht zu zeigen, daß die geoffenbarte, übervernünftige Religion die allein wahre, die natürliche oder bloße Vernunftreligion aber falsch und zur Beruhigung und Besserung der Menschen unzureichend sey. Die natürliche Religion ist ihm die Ueberzeugung von der moralischen Vergeltung Gottes, die geoffenbarte aber die Ueberzeugung von der versöhnenden oder rechtfertigenden Gnade Gottes, welche auch die Freye genannt zu werden pflegt. Diese letzte ist nach seiner Meinung unbegreiflich und dem moralischen Gesetze eher zuwider als gemäß, und daraus schließt er, daß die Hoffnung dieser Gnade in den Gemüthern der Menschen bloß aus einer übernatürlichen Eingebung Gottes herfließen könne. Diese Eingebung oder diese von Gott in das Gemüth gesenkte Idee der versöhnenden Gnade hält er für die Quelle aller wahren, dieses Namens würdigen Religion. Herr Nitzsch sucht dagegen im ersten Programm aus philosophischen und zwar moralischtheologischen Gründen zu beweisen, daß Gott den Menschen unter gewissen Bedingungen rechtfertige, und leitet diese Rechtfertigung aus einer Gnade her, welche er nicht eine Freye, nicht eine willkürliche, nicht eine unbegreifliche, sondern eine ethische d. h. eine solche genannt wissen will, welche dem in das Herz des Menschen geschriebenen moralischen Gesetze, der Bestimmung des Menschen, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes vollkommen gemäß ist. Obgleich er aber diese rechtfertigende Gnade Gottes schon aus der Vernunft darthut, so hält er doch auch eine Offenbarung derselben für nothwendig, weil sie gewöhnlich nicht erkannt und in eine willkürliche Gunst verwandelt wird, diese Offenbarung aber betrachtet er nur als eine äußere Promulgation und als eine Bestätigung durch ein äußeres Document, nicht als eine innere und übernatür-

liche. Der Raum, welcher uns in diesen Blättern für solche kleine Gelegenheitschriften gegönnt ist, erlaubt uns um so weniger den Verfasser in seinen *Raisonnements* zu folgen, da dieß bey dem gewichtvollen Inhalte dieser Abhandlung nicht ohne große Ausführlichkeit möglich wäre. Wir hoffen aber, daß diese Abhandlung nebst mehreren anderen des Verfassers einst wird zusammengebracht werden, und daß wir uns alsdann weiter darüber werden verbreiten können. Im Wesentlichen sind wir ganz mit ihm einverstanden. Im zehnten Programme wird die biblische Lehre von der rechtfertigenden Gnade untersucht. Der Verfasser ist der Meinung, daß das rationale Fundament, welches er in der ersten Abhandlung gelegt hat, auch der biblischen Lehre zum Grunde liege, und sucht zu zeigen, daß man aus dem biblischen Lehrgebäude auf eben dieß Fundament schließen könne. Wir sind hier mit Achtung und Freude einem nicht bloß historisch-grammatischen, sondern auch philosophisch-theologischen Exegeten gefolgt. Dieser Weg ist der einzige, dem Christenthum und seinen Urkunden noch Verehrung und der theologischen Wissenschaft noch echtes Interesse zu sichern. Der Verfasser setzt zuerst den historisch-grammatischen Sinn der biblischen Lehre von der rechtfertigenden Gnade Gottes, darauf den zweyfachen theologischen, nämlich den rationalen und super-rationalen ins Licht, zeigt darauf, daß der erste nach dem wahren Sinne der christlichen Offenbarung vorzuziehen sey, und zwar zeigt er es durch Vergleichung mit dem ethischen Zwecke der historischen Veröhnung, mit den veröhnenden und rechtfertigenden Thatfachen, nämlich dem Tode und der Auferstehung Jesu, mit der biblischen Lehre von der Sündenvergebung, der ihr im N. T. beygelegten hohen Wichtigkeit und der Lehrart, in welcher die Apostel sie vortragen.

1814 G. g. N. 110. St., den 9. Jul. 1814.

### Kiel.

In der academischen Buchhandlung: Bemerkungen über die in Kiel und der umliegenden Gegend im Anfange des Jahrs 1814 vorherrschenden Krankheiten, besonders über den Typhus; von Dr. Fr. Weber, Prof. der Medicin zu Kiel. 1814. 46 Seiten in Octav.

Rec. erkennt unverholen in dieser Schrift die treue Beobachtung und viel Gediegenheit. Auch in ihr wird bewiesen, daß das Einstürmen mit Reizmitteln den äußersten Nachtheil erzeuge. Der Verfasser entwirft die Ansicht, den Gang und die Heilungsart des in Kiel ausgebrochenen ansteckenden Typhus. Er ist überzeugt, daß der Arzt bis zum siebenten Tage, wo der nervöse Zustand eintrete, nur wenig thun, und sich keiner Reizmittel bedienen müsse, weil so leicht soporöser Zustand folge. Vorzüglich beobachtete er dieses vom Campher und der Valeriana (sehr wahr). Häufiges Nasenbluten verschlimmerte den folgenden nervösen Zustand. Petechien sah er nicht, allein aus dem Abschilfern der Oberhaut schließt er doch auf ein kaum merkliches Daseyn derselben. Sobald sich der nervöse Charakter offenbarte, gab er die bekannten Reizmittel. Den Campher lobt er, auch die Senfpflaster, und kaltes Waschen mit Essig und Wasser bey sehr trockner Haut. Opium hat er nie innerlich gegeben, und den Gebrauch des Calomels verwirft er ganz. Auch den Moschus wendete er nicht an, theils weil er nicht leicht zu bekommen, theils zu theuer war. Die wohlthätigste Krise war der Schweiß, der Durchfall nie. Es ist merkwürdig, daß seine Kranken den Wein verabscheuten. Die Reconvalescenz war langsam, und besonders machten die Durchfälle zu schaffen.

---

2005

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

111. Stück.

Den 11. Julius 1814.

---

Königsberg.

Von Fr. Nicolovius: Vermischte Schriften über Staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände von Christian Jacob Kraus. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerwald. Siebenter Theil. — Auch mit dem Titel: David Hume's politische Versuche, von neuem aus dem Englischen übersezt, nebst einer Zugabe von C. J. Kraus. Neue nach den hinterlassenen Papieren des Uebersetzers vermehrte Auflage: mit dem Motto aus Cicero: Rerum civilium parens et educatrixque sapientia. — 1813. X und 502 Seiten in Octav.

Die andern Bände dieser Krausschen, nach des Verf. Tode herausgegebenen, Schriften sind von anderer Hand (oben St. 49. S. 481) in diesen Blättern angezeigt worden.

Von Hume's essays and treatises on several subjects war, als Krause die Uebersetzung übernahm, nur eine alte fehlerhafte Verdeutschung vorhanden. In dem vorstehenden Werke werden nicht alle, sondern nur die politischen Abhandlungen Hume's, und auch diese nicht sämmtlich, mitgetheilt. Die Aufsätze  
D (5)

welche die Volksmenge der alten Staaten, die Polygamie, die Ehescheidung, die Unabhängigkeit des Britischen Parlaments, die protestantische Thronfolge, die Vereinbarung der politischen Parteien in England, und die Frage betreffen, ob die Britische Regierung sich mehr zu einer unumschränkten Monarchie, oder zu einer Republik hinneige, sucht man hier vergebens. Unter der Aufschrift: I. Staatswirthschaftliche Versuche, findet man die acht Abhandlungen über den Handel, den Luxus, das Geld, die Zinsen, die Handelsbilanz, die Handelseifersucht, die Auflagen und den Staatscredit; und unter der Aufschrift: II. Staatsrechtliche und andere politische Versuche, werden die eilf Abhandlungen über die Frage, in wiefern die Politik sich zu einer Wissenschaft erheben lasse, die Aufsätze über den Ursprung der Regierung, die bürgerliche und die Pressfreiheit, über den Urvertrag, den unbedingten Gehorsam, über das Ideal eines vollkommenen Gemeinwesens, über das politische Gleichgewicht, die Parteien und den Nationalcharacter mitgetheilt.

Von Hume's Versuchen selbst, da angenommen werden kann, daß sie den Lesern dieser Blätter bekannt seyen, ist nicht nöthig zu reden, nur etwas über das Bedürfniß einer solchen neuen Ausgabe unter uns, über den Werth dieser vorliegenden Uebersetzung und über die von Kraus beygefügte Zugabe werden einige Worte beyzufügen seyn.

Daß eine neue Ausgabe dieser unvergleichlichen Abhandlungen in unsern Tagen für höchst verdienstlich zu erachten sey, wird schwerlich irgend jemand bezweifeln, der Hume's Adlerblick kennt und zu schätzen weiß. Besser, tiefer, verständiger und weniger einseitig ist, besonders über die hier unter Nr. II. bemerkten Gegenstände, nicht wieder geschrieben worden, wenn man anders das Ganze im Auge behält und durch Einzelnes, über welches man



verschieden denkt, sich nicht zu einem unbilligen Urtheile hinreißen läßt.

Was die Uebersetzung betrifft, so läßt sie sich lesen, ohne eben daran öfter erinnert zu werden, daß man es mit einer Uebersetzung zu thun habe; Unrichtigkeiten haben wir nicht bemerkt, wenn wir von einigen nicht angeführten Druckfehlern, die sich als solche, indeß sogleich ankündigen, absehen; wo sich Krausen nicht eben der gleich gute Ausdruck im Deutschen anbot, da ist in Klammern der Englische beygefügt worden. Indeß die große Sorgfalt, die von Hume auf den Styl, bey der scheinbar höchsten Einfachheit und Natürlichkeit, gemandt ward, und woraus eben eine unnachahmliche Eleganz hervorgeht und ein Zauber der alle gewinnt: diese Vorzüge wird man in der Uebersetzung nicht so wieder finden, und wer des Englischen mächtig ist, der wird das Original deßhalb immer vorziehen.

Die hinzugefügten Anmerkungen des vortrefflichen Krause beziehen sich allein auf folgende sechs Abhandlungen: vom Handel, vom Gelde, von der Handelsbilanz, von der Handelsseifersucht, von den Anstalten und vom Staatscredite. Wer sich dieser Abhandlungen deutlich erinnert, der wird auch der Bewunderung eingedenk seyn, die ihm Hume's Genie, welches darin gar nicht zu verkennen ist, einflößete; es ist nicht zu verkennen, wie er auch hierin seinen Zeitgenossen vorausseilte, und frey von den damahls allgemein verbreiteten Vorurtheilen die Wahrheit erkannte. Indeß wird man bereitwillig zugeben, daß durch spätere Erfahrungen und Untersuchungen, die besonders durch die Physiocraten, durch J. Stewart und durch Ad. Smith veranlaßt wurden, manche wohlbe gründete Berichtigung mochte beygefügt werden können. Krausen's Anmerkungen wird man nicht ohne Belehrung lesen, allein man wird auch schon im voraus wissen, wie sie lauten,

wenn man von der einen Seite der Humischen Ideen sich erinnert und von der andern zugleich bedenkt, daß Krause ganz und durchaus den Smith'schen Vorstellungen ergeben war, und diese sich angeeignet hatte. — Aus diesem Grunde scheint es uns weiter nicht dieses Orts zu seyn, die Bemerkungen etwa in einem Auszuge mitzutheilen; indem wir uns wohl für berechtigt halten dürften, jene Voraussetzung für die Leser dieser Blätter zu machen, in so fern sie sich überall für solche Untersuchungen interessieren. Es mag aber auch leicht die Ueberzeugung entstehen, daß man hier und da zu diesen Kraus'schen Anmerkungen wiederum andere mit Grund werde machen können, welche durch spätere Erfahrungen und neuere Untersuchungen veranlaßt werden. Diese also beizufügen, könnte vielleicht von uns erwartet werden; aber deren sind wiederum so manche und sie greifen zum Theil so tief, daß wir schwerlich hoffen können, auf dem engen, hier verstatteten, Raum uns hinlänglich verständlich zu machen, da eine oder die andere Grundansicht selbst eine Berichtigung zu fordern scheint und diese wieder zu erhärten seyn würde: wir begnügen uns deshalb folgendes im Allgemeinen beizufügen.

Die Smith'sche Vorstellung von productiver Arbeit, die hier oft vorkommt und von welcher vieles zur Widerlegung und Berichtigung Humé's entlehnt wird, ist doch nur in so fern gegründet, als man allein auf die materiellen, wiederum vertauschbaren Güter, und auf den ersten Aufwand und die nächste Wirkung solcher Beschäftigungen Rücksicht nimmt; daß aber durch die von Smith so genannten unproductiven Arbeiter Güter von einem bey weitem größern Werthe, als die materiellen sind, bewirkt werden können, wird niemand bezweifeln, obwohl solche Güter zu dem Reichthume im engerm Sinne, und mit Recht, nicht gerechnet werden, auch dem

111. St., den 11. Jul. 1814. 2009

Maße und der Zahl nicht zu unterwerfen stehen. Wenn z. B. durch ein Heer, welches nach Smith aus lauter unproductiven Creaturen zusammengesetzt ist, durch einen heiligen Krieg, unsers Volks Freyheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erworben, die National-Ehre erhalten und das National-Gefühl von neuem belebt wird; so werden, von allen andern dadurch für unser Volk etwa zu gewinnenden Erwerbungen abgesehen, Güter errungen, die viele materielle aufwiegen und den Aufwand als wohlverwendet werden betrachten lassen; auch bedarf es kaum bemerkt zu werden, wie solche Erwerbung immaterieller Güter hinwiederum auf die Vermehrung des materiellen Reichthums wirke. — Bey der Untersuchung über das baare Geld scheint uns auf das Bedürfniß der gesammten civilisirten Völker, welche der edlen Metalle zu solchem Zwecke sich bedienen; und auf die Stellvertreter jenes, welche mit Hülfe des Credits geschaffen werden, zu wenig Rücksicht genommen zu seyn. Bey noch einigermaßen freyem Verkehre ist unmöglich, daß ein Volk verhältnißmäßig zu seinem Bedarf mehr oder weniger bares Geld besitze als ein anderes zufolge seines Bedürfnisses, vorausgesetzt, daß die Sicherheit beider als gleich angenommen wird. Die Bedürfnisse eines baren Geldvorraths sind bey den verschiedenen Völkern sehr verschieden, zufolge des Umfangs und der Größe ihres Verkehrs, der Schnelligkeit desselben und der guten, mit Hülfe eines bewährten Credits zu bewirkenden Stellvertreter des baren Geldes. Eben daher kommt es auch, daß die reichsten Völker und die den größten aber zugleich einen raschen Verkehr haben, verhältnißmäßig einen weit geringern Vorrath an barem Geld besitzen als andere, wie Englands Beyspiel fattsam beweiset. Nicht im Besitze des baren Geldes, sondern im Vermögen desselben sich so viel, als man nach den Umständen eben

bedarf, sofort anzuschaffen, so wie man alsdann andere Bedürfnisse auch sogleich zu befriedigen vermag, besteht das Uebergewicht der reichen Völker. — Hume über die Abgaben, die dem gemein freyen Arbeiter etwa aufgelegt werden, sagt, diese werden folgendes bewirken: entweder daß die gemeinen Arbeiter in ihrer Lebensweise sich beschränken, oder durch Erhöhung ihres Lohns die Abgabe von sich abwälzen, oder sich mehr anstrengen und mehr verdienen und dann wiederum wie zuvor leben werden. Hiegegen bemerkt Krause nach Smith, daß solche Abgaben auf die gemein freyen Arbeiter mittelbar oder unmittelbar gelegt, immer auf die Wohlhabendern und zwar mit einer vermehrten Last, wegen des Vorschusses, fallen würden, und daß die Erweiterung der Thätigkeit nicht von den Arbeitern, sondern von der Nachfrage abhängt. Dieß läßt sich nun nach unserer Ansicht nicht so peremptorisch behaupten, und thut man gar wohl, sehr vorsichtig bey allen Behauptungen dieser Art zu seyn. Geht der Ort, wo sich die Arbeiter aufhalten, die Gegend, das Volk, gehen die Völker, mit denen diese in Verkehr stehen, im Wohlstande zurück (denn der Zustand dieser wirkt auch nach und nach auf die Arbeiter in jenem einzelnen Orte), so wird der gemeine Arbeiter jenes die Last der Abgabe tragen müssen (wenn er durch größere Anstrengung nichts erzeugen kann) und zwar wird er seinen Lohn in so weit sich in Wahrheit vermindert sehen, bis er zum unentbehrlich Nothwendigen herabgedrückt ist und die Zahl der Arbeiter durch das Elend so weit vermindert worden, als zu der verminderten Nachfrage erforderlich bleibt. Smith geht immer davon aus, daß der gemein freye Arbeiter nie mehr als das Nothwendige erhalte, aber er merkt doch auch an, daß dieß Maß nach dem Zustande des Fortschreitens, des Stillestehens und des Rückschreitens der Gesellschaft verschieden sey. Das

so genannte Nothwendige ist in der Wirklichkeit ganz und gar nicht eine unwandelbare gleiche Größe. Steht der Ort, wo der Arbeiter sich aufhält, im Wohlstande still, ist dieß mit der Gegend, dem Volke u. s. der Fall, so wird er auch nicht im Stande seyn die Last der Steuer ganz von sich abzuwälzen, vielleicht nur einen Theil, bis zu einem gewissen Punkte, worauf alsdann die bemerkte Ausgleichung erfolgt. Nur dann aber, wenn der Ort, die Gegend, das Volk u. s. im Wohlstande aufblühen und fortschreiten, und trotz der Abgabe keine Veränderung darin entsteht, wird der gemein freye Arbeiter auch im Stande seyn die Last von sich abzuwälzen. — Es ist wahr, daß von der Nachfrage die Erweiterung der Gewerbe abhängt, aber das Angebot reizt auch die Abnehmer, und die Noth macht erspürlicher, wie wir in den unglücklichen Zeiten, die wir erlebt haben, gesehen; man eröffnet sich Märkte, die man sonst nicht suchte. Sowohl was Hume als was Kraus über den Nationalcredit sagen, scheint manche Berichtigung zu verdienen. Die trübe Ansicht Hume's, zufolge welcher durch die Menge der Stockinhaber die Regierung einen der Freyheit gefährlichen zu großen Einfluß erhalten würde, hat sich, nach unserer Ueberzeugung, gar nicht bestätigt, vielmehr behaupten wir dreist, daß die Publicität und dadurch die Freyheit in England nur immer mehr zugenommen habe; auch der Bankerott, den er erwartete, ist nicht erfolgt und zwar, merkwürdig genug, in unsern Zeiten nicht, da Anstrengungen gemacht werden mußten und Ausgaben statt fanden, wie nie zuvor. Kraus sah durch Erfahrung belehrt richtiger als Hume, aber Pitts Tilgungsfonds will ihm doch keine Gewähr leisten, daß dieser Bankerott nicht nach dem Frieden erfolgen werde. Allein es kommt gar nicht darauf an, daß die gesammte Staatsschuld während des Friedens getilgt werde, sondern, daß sie nur in so weit eine Verminderung leide, daß bey neuen unerwartet eintretenden Bedürfnissen, bey dem Ausbru-

11  
2012 G. g. A. 111. St., den 11. Jul. 1814.

che eines neuen Kriegs etwa, der Credit wiederum die nöthige Hülfe herbeschaffen könne, und die Summe der Schulden und Renten nicht unerträglich werde. Auch ist nicht zu vergessen, daß die fernere Bestimmung über den Tilgungsfonds, und die zu bewirkende Erleichterung des Volks stets beym Parlamente steht. Uebrigens ist Krausens Behauptung sehr gegründet, daß das in England befolgte System nur in so fern zum Ziel führen konnte, als des Volks Betriebsamkeit fortschritt und die Quellen des Wohlstandes nicht versiegten. Hierüber konnten indeß bey dem ruhigen Beobachter noch vor ein Paar Jahren manche gegründete Besorgnisse aufsteigen; diese sind nun Gottlob verschwunden, und dieß zum Heil der gesammten gebildeten Welt, die stets Großbritannien zurufen muß: Perpetua esto! Jetzt, nach dem Frieden, zeigen sich neue Quellen und ein neuer Zuwachs an Reichthum. Kraus glaubt, daß der während des Kriegs statt gehabte Zuwachs dieser Art nur ein scheinbarer gewesen und in der Erhöhung der Geldpreise bestanden habe, da diese aber nach dem Frieden fallen würden, so werde dann erst die Verlegenheit anfangen: wir sind überzeugt, daß es dieser Prophezeiung gehen werde, wie allen denen, die den Bankerott Englands schon seit so langer Zeit voraussagen. Dieser wird erst dann erfolgen, wenn Volk und Regierung durchaus verdorben sind. Einige Britische Handelsartikel werden im Preise sinken, aber was ist das gegen die vermehrte Spannkraft und das Hochgefühl, welches dieß Volk fortan beleben wird, und welche neuen Quellen des Wohlstandes eröffnen sich ihm jetzt? Uebrigens können wir nicht schließen ohne noch die Bemerkung beyzufügen, daß vieles vielleicht anders gekommen, und Alles sich in eine Anarchie aufgelöst hätte, wenn nicht Groß und Klein, Hoch und Niedrig in den Stocks und somit bey dem Stehen und Fallen des Ganzen interessirt gewesen wären.

---

2013  
Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1814.

Gießen.

Von Heyer: Das Hautsystem in allen seinen Verzweigungen, anatomisch, physiologisch und pathologisch dargestellt von Dr. J. D. Wilbrand, ordentl. öffentl. Lehrer der Anatomie und Physiologie zu Gießen. 1813. 182 Seiten in Octav.

Das Bestreben des Verfassers geht dahin, durch physiologische Entwicklung des Hautsystems der Pathologie und Praxis zu nugen. Zuerst redet er in anatomischer Hinsicht von diesem System, zu welchem er die eigentliche Haut, und die Schleimmembranen rechnet. Das Corium hält er für zellig, und so wie sich dasselbe nach innen in lockeres Zellgewebe auflöse, verwandele es sich nach außen in den Malpighischen Schleim, und in die Epidermis. (Die Worte Metamorphose und Form sind jetzt der Wunderstab, durch welchen man die heterogensten Dinge vereinigen kann. So auch hier: Haut, Schleim, Epidermis und panniculus adiposus sind nur vier Formen des allgemeinen Zellgewebes; und doch wird behauptet, die Oberhaut sey etwas erstarrtes und todes. Wie die Haut in die Epidermis herüber metamorphosire

P (5)

werde und absterbe, ist nicht weiter erklärt.) Den Beweis, daß die Epidermis erstarrter Schleim sey, der nach außen excernirt wurde, führt er sehr richtig aus der vergleichenden Anatomie. Es folgt nun eine Beschreibung des Laufs der Haut. Die Conjunctiva ist ihm eine Fortsetzung der Haut, und er findet auf derselben auch eine Oberhaut. So versteht nämlich Rec. die Periode "in dem schlüpfrigen Ueberzuge der Conjunctiva und Adnata ist also die wahre Natur der Epidermis äußerlich dargelegt." Die Haut geht nun durch die Thränenwege in die Nase, und vereinigt sich mit der Schleimhaut derselben. Die äußere Haut schlägt sich an den Nasenöffnungen nach innen, und wird schwammig, schlüpfrig, und die Epidermis wird zu einem bedeutenden Schleim. (Woher diese schnelle Veränderung? wahrscheinlich durch eine Metamorphose.) Eben dieses gilt von der Haut im Munde, deren Lauf nach den Lungen und den Verdauungswerkzeugen angegeben wird. Auffallend war dem Rec. folgender Satz, dem er nicht beypflichten kann: "auch gestaltet sich der abgesonderte Schleim in der häutigen Drüse zu einer Art von festen Epidermis, die denn fast als schwielige Haut ausgeworfen wird." So wie das Schleimney mit der Haut nur eine Bildung ausmache, so habe im Darmcanal die vasculöse und zöttige Membran die gleiche Beschaffenheit, und so wie das Schleimney die Epidermis aussondere, (ist denn dieses Netz ein aussonderndes Organ?) so die villöse Haut den Schleim. Es folgt zuletzt die Beschreibung der bekannten Ausbreitung der Schleimhaut in den Harn- und Geschlechtswerkzeugen, und dann eine kurze Untersuchung der Secretionsorgane, welche mit dem Darmcanal in Verbindung stehen. Aus allem geht Folgendes hervor. Die Haut, die innern Schleimmembranen, und die Organe, zu welchen



letztere gehen, machen zusammen ihrem Wesen nach ein großes Ganzes aus, dem der Verf. den allgemeinen Namen Hautgebilde gibt; nur die Form der einzelnen Theile sey verschieden. — Auf diesen Satz gründet sich die physiologische Ansicht des Hautsystems. Seine Functionen sind Aufnahme eines fremden Stoffs, Assimilation, Respiration, und Ausscheidung. Jenes ist also in seinem ganzen Umfange das einzige organische System, wodurch jedes Thier mit der umgebenden Natur zusammenhängt. Diese Ansicht beweist der Verf. durch specielle Betrachtung der verschiedenen Functionen, und erläutert die Untersuchung aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Die Anfangsmündungen der Lymphgefäße verwirft er ganz, hellt aber diesen Punkt eben so wenig auf, wenn er sagt, "der flockige Ueberzug sey die wahre Wurzel, woraus sie sich eben so in der weitern Veredelung der Gebilde hervorbidden, wie auch die Cutis, und innerlich die Gefäßhaut durch eine Metamorphose des schleimigen Ueberzuges hervorgebildet werden." (Rec. wundert sich, daß der Verf. die einsaugenden Gefäße in dieser Rücksicht nicht als Fortsetzungen des Hautsystems annimmt; auch steht er nicht ein, wie aus dem schleimigem Ueberzuge eine Gefäßhaut hervorgehen könne. Indessen das Zauberwort Metamorphose klärt alles auf.) So wie durch das Hautsystem ein Uebergang der Materie von außen nach innen Statt finde, so diene es allein auch dazu, die Aussonderungen hervorzubringen, also das, was innen lag, der Außenwelt zurück zu geben. Ferner verwirft er die aushauchenden Gefäße, die bloß zu Gunsten der Physiologie erdacht wären; kein Anatom habe sie je sichtlich darlegen können. Die Poren der Haut gehören der Epidermis an, nicht der eigentlichen Cutis, (was die Physiologen doch bis jetzt gerade umgekehrt demonstrieren haben, auch

führt der Verf. hierüber keine Beweise). Endlich verwirft er auch das Daseyn eines Haargefäßsystems, und ist der Meinung, daß die feinsten Verzweigungen der Arterien sich endlich in die thierische Substanz auflösen, so wie aus denselben die feinsten Zweige der Venen durch Metamorphose hervorgehen. Die Substanz eines jeden Gebildes liegt also zwischen den feinsten Endigungen der Arterien, und den feinsten Anfängen der Venen als Indifferentes in der Mitte. (Die Untersuchung dieses Gegenstandes ist zu fein, als daß Rec. gegen diese Vorstellungsart etwas einwenden könnte. Die Phantasie schafft bald diese bald jene Ansicht.) Nach Untersuchung dieser Gegenstände kömmt der Verf. zur physiologischen Betrachtung der Absonderung im Hautsystem. Die meisten Physiologen reden bloß von den Wegen, wodurch die Absonderung geschieht, nicht aber von dem Wesen und der innern Nothwendigkeit derselben. (Die Entwicklung dieses Gegenstandes ist nicht allein an sich sehr schwierig, sondern wird es auch hier noch mehr, indem der Vortrag an mehreren Stellen dunkel ist. Man fühlt beym Lesen lebhaft, daß kein Sterblicher das Wesen dieser organischen Handlung zu ergründen vermag. Rec. will, so viel möglich, die einzelnen Punkte hervorheben.) Das Phänomen der Absonderung seinem Wesen nach liegt in der steten Metamorphose des Flüssigen in Festes, und des Festen in Flüssiges. Der dauernde Zustand eines jeden Theilchens ist nur momentan. Von der arteriellen Seite geht das Flüssige in Festes, von der venösen Seite das Festes in Flüssigkeit über. Indem nun von der einen Seite Festes wird, geht im Gegenfaß dieser Gestaltung Flüssiges und Luftförmiges hervor, welches dann in jedem Organismus eben so der festen Form das Gleichgewicht hält, wie es in der ganzen Natur geschieht. Das Flüssige

hat nun vermöge seiner Expansibilität eine Richtung nach außen, und indem es in dieser Gestalt hervortritt, nennen wir es eine abgesonderte Flüssigkeit. (Rec. glaubt nicht, daß durch diese Vorstellung das Wesen der Absonderungen mehr aufgehellt sey. Ueberdem bleibt die Beantwortung der Frage übrig: warum in den verschiedenen Organen verschiedene Flüssigkeiten aus dem gleichen Blute abgesondert werden? Der Verf. sagt zwar, dieses liege in der innern Qualität der Gebilde, allein eine solche Antwort klärt das Wesen der Absonderung nicht im geringsten auf.) — Zwischen den Organen des Hautsystems findet ein Gegensatz statt; wie zwischen der äußern Haut und dem Darmcanal oder den Lungen, zwischen dem Generations- und Harnsystem. Der Verf. beleuchtet vorzüglich den Gegensatz zwischen der Haut und den Respirationsorganen. Nachdem er gezeigt hat, daß die eigentliche Function der letztern darin bestehe, daß durch sie die allgemeine Belebung in der Natur durch die Aufnahme des Respirationsmediums als besondere Belebung gesetzt werde, und die innere Belebung der Dinge idealer Natur, und in dem Hervortreten des geistigen Verhaltens der Dinge ausgedrückt sey, (Rec. gesteht, diesen Satz nicht ganz fassen zu können); so folgt die Untersuchung, wie die Function selbst geschehe. Die Lungenzellen und das Haargefäßsystem in diesen Theilen hält er für eine Hypothese. Die Luftröhrenzweige verlieren sich zuletzt in die eigentliche Substanz der Lungen, so wie sich auch die kleinen Arterien und Venenzweige in der steten Metamorphose in die Substanz der Lungen an jedem Punkte auflösen. Das innerste Wesen der Lungensubstanz ist indifferenter Natur, und den ersten Gebilden im Thierreich den Infusionsthierchen und den Polypen gleich. (Diese Ansicht ist doch wohl auch bloß Hypothese.) Nun entwickle

der Verfasser, was während des Actes der Respiration in den Lungen vorgehe. (Rec. ist nicht im Stande, die Hauptmomente dieser ins Mystische übergehenden Schilderung darzulegen. Alles übrigen läuft auf indifferenziren und metamorphosiren hinaus.) — Unter der Aufschrift: Ausdruck der Sensibilität im Hautsystem erfahren wir Folgendes. Es gibt die Verbindung zwischen dem geistigen Leben und der Außenwelt ab. Wir finden in ihm drey Sinne, den Gefühls-, Geschmacks- und Geruchssinn. Die andern beiden Sinne haben sich nach innen zurückgezogen, weil sie sich mehr auf das ideale Verhalten der Natur beziehen. Die Nervenwärtzchen auf der Haut sind bloß hypothetisch; im Gegentheil lösen sich die Nervenfasern in die eigenthümliche Substanz des Hautgebildes auf. Daher ist die Nervenatmosphäre ein bloßer Lückenbüßer. Die Sensationen entstehen aus einer steten Metamorphose des Sinnorgans. — Das Hautsystem in pathologischer Hinsicht. Dieser Abschnitt ist kurz und bloß im Allgemeinen abgehandelt. Nach der Ansicht des Verf. ist in einem jeden organisirten Geschöpfe ein Bildungs- und Destructionsproceß, von dem bald der eine bald der andere vorherrscht. Hat der Destructionsproceß das Uebergewicht, so entsteht Krankheit. Deshalb sieht er das Alter auch als Krankheit an. Da das Hautsystem das einzige Gebilde ist, auf welches die äußern Einflüsse einwirken können, so setzen sie in ihm zuerst eine alienirte Metamorphose, die sich von da weiter erstreckt. Auf dreyfache Weise wirken die Einflüsse ein; bald erzeugen sie eine Störung des Gleichgewichts zwischen Construction und Destruktion durch mechanischen Druck; bald indem das Hautsystem krankmachende Stoffe aufgenommen hat; bald indem die Einflüsse die Metamorphose im Hautgebilde hindern, und sie alieniren. Alle Arzeneien

kommen zuerst mit dem Hautgebilde in Berührung. Sie ändern entweder in ihm den Lebensproceß ab, oder dringen gleich in das Innere ein. Die Umstimmung der Destruction in eine neue Construction ist stets mit einer Ausscheidung nach außen verbunden, die man Crisis nennt. Alle geschehen immer durch das Hautgebilde. Außer daß dasselbe in den meisten Krankheiten in Betracht kommt, so ist es auch einigen unterworfen, die sich bloß auf dasselbe allein einschränken.

### Paris.

Bei Firmin Didot: Auli Persii Flacci Satirae, lectionum varietate et commentario perpetuo illustratae a Nic. Lud. Achaintre. Accedunt C. Lucilii Suetiani Auruncani Eq. Romani Satirarum fragmenta, nec non Sulpiciae Caleni uxoris Satira. 1812. Groß Octav.

Mit dieser Ausgabe, welche an Einrichtung, Werthe und Aeußern vollkommen der Bearbeitung des Juvenal gleicht, schließt sich die Reihe der Römischen Satirendichter, von denen Herr Achaintre eine vollständige Sammlung für Frankreich veranstaltet hat. Der Vollständigkeit wegen mögen dem Persius die Ueberbleibsel der Sulpicia und des Lucilius beygegeben seyn. Es stützt sich diese Bearbeitung, wie viele frühere, auf die Ausgabe von Casaubonus in Critik und Erklärung; wiewohl er ihm in keinem von beiden slavisch gefolgt ist. In der Critik führten ihn höchst bedeutende Hülfsmittel, 26 Handschriften, aus denen die wichtigsten Varianten ganz kurz mitgetheilt sind, hier und da zur Abweichung vom Casaubonischen Texte, wie III, 100. wo trientem, die Lesart aller Handschriften, in der Bedeutung von poculum für des Casaubonus triental richtig aufgenommen ist. Wenn wir alle Verbesserungen überblicken, und das was

ii  
1620 G. g. A. 112. St., den 14. Jul. 1814.

noch in den Varianten ungenutzt liegt, so erlauben wir uns das Urtheil, daß ein Deutscher Humanist mit diesen handschriftlichen Schätzen dem Texte des Persius eine bessere Gestalt gegeben haben würde. Diese herrlichen Hülfsmittel zu verarbeiten, bleibe dem neuesten Herausgeber vorbehalten. Größer war seine Sorge für die Erklärung, das Hauptziel seiner Bemühungen. Zu seinem Zwecke, durch eine fortlaufende alles berücksichtigende Erklärung den Persius verständlich zu machen, benutzte er die Arbeiten der frühern Ausgaben, vorzüglich die Gelehrsamkeit des Casaubonus. Auch jetzt lebende Gelehrte unterstützten ihn mit Bemerkungen, wie Chardon de la Rochette, und selbst, ein merkwürdiges Beyspiel, sein Verleger, Firmin Didot. Jedes Eigenthum ist genau bezeichnet. Im Ganzen gebührt ihm das Lob, das Brauchbarste aus den frühern Ausgaben zusammengestellt zu haben; auch einige eigene Interpretations-Versuche verdienen Beyfall; aber die feine Sprachkenntniß, die tiefe Sacheinsicht, und Schärfe im Sondern und Combiniern, welche zur Erläuterung des eben so dunkeln als genialen Persius bey unsern Fortschritten in der Ausbildung erforderlich ist, können wir nicht an dem Herausgeber rühmen. Deutschland besitzt und fordert ganz andere commentarii perpetui, welche durch ein philosophisches Bearbeiten des vorhandenen Stoffes zu einem geistvollen Ganzen, dem Schriftsteller und dem Gebrauche desselben angemessen, sich auszeichnen, nicht ihren Werth in dem Zusammenstellen der Meinungen früherer Bearbeiter suchen. Aber in Frankreich wird bey dem gesunkenen Zustande der alten Litteratur diese Ausgabe vielen Nutzen schaffen, und in dieser Rücksicht verdienen die Bemühungen des Herausgebers rühmliche Auszeichnung. W.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1814.

Gießen.

Bey G. F. Heber: Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Bewegung auf Erden. In Vorlesungen von Dr. J. B. Wilbrand, ordentl. öffentl. Lehrer der Anatomie etc. zu Gießen. 1813. 166 Octavseiten.

Wer an schönen Phrasen und allegorischen Bildern in der Naturlehre Geschmack findet, dem kann diese Schrift auf einige Stunden eine angenehme Unterhaltung gewähren. Aber der wahre Naturforscher betrachtet die ihm sich darstellenden Erscheinungen in der Körperwelt nicht gern aus einem höhern Standpunkte als ihm vergönnt ist, um jene täuschenden Halbschatten und Reflexe zu vermeiden, die die wahren Umrisse der Natur so leicht verhüllen, und sie zu einem Schattenbilde umschaffen, das nur der Phantasie aber nicht dem Verstande gefallen kann. Aus allen den höhern Ansichten, womit uns die neuere Naturphilosophie von Zeit zu Zeit beschenkt hat, ist bis jetzt keine einzige neue und große Wahrheit hervorgegangen, und öfters sind sie eben so geschwind wieder von dem Schauplatze verschwun-

Q (5)

den, als anmaßend sie uns über die innern Geheimnisse der Natur belehren wollten, welche dem schlichten und unbefangenen Naturforscher doch nur auf dem Wege der Experimentaluntersuchung sich aufschließen. Die gegenwärtige Schrift unterscheidet sich von den meisten andern, welche sich mit ähnlichen Speculationen beschäftigt haben, darin, daß sie doch in einer verständlichen Sprache abgefaßt ist, wenn gleich die darin gar zu häufig vorkommenden Lieblingsausdrücke, z. B. hervortreten, hervorrufen, getrübt seyn, steigern, sich aussprechen, potenziiren, ergriffen werden u. dergl. sehr bald zu erkennen geben, welcher Schule der Verf. angehört. Die Absicht des Verf. ist, zu zeigen, wie alle Bewegung die wir in der Natur wahrnehmen, auf einen höhern Geist, auf einen Ausdruck des Lebens hindeute, wodurch alle Individuen und alle Erscheinungen zu einem organischen Ganzen verknüpft werden. Das Leben sey aber nicht zu begreifen, als etwas den vergänglichen Dingen nur inhärentes, nicht als eine Eigenschaft der Geschöpfe insbesondere der organischen. Das Leben ist vielmehr eher, als alle diese einzeln Geschöpfe selbst. Im Leben erkennen wir die innere Befehlung alles dessen, was Daseyn hat. In seiner Ursprünglichkeit betrachtet, ist das Leben nur das AllEine, das Absolute in seiner Selbstaffirmation, das nirgends seine Gränzen hat, überall als Natur und Geist sich ausdrückt, und endlich nach unzähligen Stufen in den Erscheinungen der organischen Natur, von dem Steine zur Pflanze, und von dieser zum Thiere, im Menschen als Vernunft sich offenbart. Die äußere Erscheinung des Lebens ist gegeben in der Bewegung. Wie es nur ein Leben gibt, so auch nur einen innern Grund aller Bewegung auf Erden und am Himmel. Dasselbe was



da macht, daß sich im Universum die Weltkörper gegen einander bewegen, daselbe zeugt auch alle Bewegung auf Erden. Diejenigen Gestirne im Weltalle, welche den Ausdruck der innern Beseelung weniger an sich tragen, bewegen sich gegen jene in welchen die Beseelung in höherm Maße hervortritt, die dunkeln Körper gegen die Selbstleuchtenden (doch auch dunkle gegen dunkle vielleicht nur höher belebte) und zuletzt alles nach einer innern Centraleinheit. Wie sich das Leben im Universum durch eine stete Bewegung der Gestirne offenbart, so gleichfalls auf Erden im Wachsthum der Pflanzen und Thiere, und dieß um so bedeutender, je höher die Entwicklungsstufe ist, auf der das Thier steht, je mehr sich das geistige Leben in ihm verkündet, denn das Leben bezeichnet das Hervortreten des Idealen. In der anorgischen (anorganischen) Natur ist überall nur relative Ruhe, nichts ist eigentlich leblos oder in absoluter Ruhe. Das Sterben organischer Körper ist nur ein Zurücktreten derselben von der Stufe ihrer Bedeutung, es bezieht sich nur auf die Individualität, nie auf das Ganze der organischen Welt. Im Sterben und Gebahren werden ist nur der stete Fluß in der Entwicklung, die allgemeine Ebbe und Fluth der Naturindividualität am deutlichsten ausgesprochen. Je vollkommener der Ausdruck des Lebens gegeben ist, desto auffallender sind auch die Erscheinungen, worin sich das Sterben ankündigt, auffallender im Thiere als in der Pflanze, und am auffallendsten im Menschen, dem Centralgebilde der organischen Schöpfung, dem Wendepuncte der realen und idealen Welt. Alle Dinge sind von Seiten ihres leiblichen Daseyns zu einem harmonischen Ganzen verknüpft, welches uns am lebendigsten anspricht in der Schwere. In ihr erkennen wir das wahrhaft Reale, was da macht.

daß jedes Ding körperliches Daseyn hat. Es ist eine und dieselbe Schwere, die jede Erscheinung auf unsrer Erde durchdringt, dann über die Gränze unsrer Erde hinausgeht, und jeden Weltkörper erfüllt, die so in einer endlosen Ausdehnung begriffen nirgends ihre Gränze findet, und auch nirgends als begränzt gedacht werden kann. Sie ist mit dem innern Wesen der Natur selbst eins, oder die Natur selbst ist Schwere (!). Die Natur als Schwere ist das innerlich erfüllende aller Körperlichkeit. Die alles durchdringende Weltseele, die in ihrer Absolutheit ihr gleich ist, ist in ihr unter der Vorherrschaft des Realen gegeben, in ihr verehren wir die sich absolut real aussprechende Natur. In ihr liegt das Bestreben der Dinge, sich in eine innere Einheit zu concentriren. In der Empirie nennt man dieß gemeinschaftliche Centrum aller Körperlichkeit den Schwerpunkt. Je nachdem sich in einzeln Dingen, wenn auf ihre reale Seite gesehen wird, die Schwere in größerer oder geringerer Fülle offenbart, je nachdem treten sie mehr oder weniger auffallend leiblich hervor, und offenbaren ihre Leiblichkeit in dem stärken oder schwächern Streben zum gemeinschaftlichen Schwerpunkt der Erde. In der Empirie hat man diese besondere Offenbarung der allgemeinen Schwere die specifische Schwere genannt (daß durch solche Bildersprache die bestimmtern Begriffe die man von diesen Dingen in der Naturlehre hat, verrückt werden, bedarf wohl keines Beweises). Wie wir in der Schwere nicht eine Eigenschaft der Dinge erkennen, sondern in derselben ein alles erfüllendes Wesen verehren, was jedem Dinge, jeder Erscheinung erst das leibliche Daseyn gibt, so verehren wir gleichfalls eine allgemeine Beseelung in der Natur, welche keinem besondern Dinge, keiner besondern Erscheinung,

als solcher, angehört; welche vielmehr über jede Gränze hinausgeht, und eben so absolut ist, als die Natur sich aussprechend in der Schwere. Diese allgemeine Beseelung spricht uns am lebendigsten an in der Klarheit des Lichtes. Die Natur stellt sich ideal als Licht, real in der Schwere, und in beiden unbedingt als Eins dar. An den Weltkörpern reflectirt sich das Lichtwesen vorzugsweise an den Selbstleuchtenden, die Schwere aber an den dunkeln Körpern (also nicht auch an den Selbstleuchtenden?). Im Planetensysteme ist daher das Leben als eine Aufnahme der dunkeln Körper in die Beseelung durch die Selbstleuchtenden gegeben. Daher (!) bewegen sich die dunkeln gegen die selbstleuchtenden (doch auch die dunkeln gegen dunkle). Da in der Bewegung sich die Schwere wie das Lichtwesen ausspricht, so ist sie doppelt. Die eine steht unter der Potenz der Schwere, die andere unter der Potenz des Lichts. Wir nennen die erste Bewegung die elliptische Bewegung, die andere die Rotation (!!)

Von beiden Bewegungen ist die Erde organisch ergriffen, beide müssen sich daher ins Unendliche auf ihr reflectiren. Die elliptische Bewegung erzeugt den Jahreswechsel, die Rotation den Tageswechsel. Ersterer wird in der Richtung die wir die Nord-südliche nennen, letzterer in der Richtung die wir die Ost-westliche nennen, bestimmt; daher (!) die vier Weltgegenden. In jeder Bewegung spricht sich das Lichtwesen und die Schwere und auch die Einheit der Natur aus (?). Das Hervortreten des Lichts und der Schwere in der Nord-südrichtung erscheint als nord-südliche Polarität, wir nennen sie Magnetismus. Die Ineinsbildung in dieser Polarität ist der chemische Proceß. Das Hervortreten des Lichts und der Schwere in der Ost-westrichtung erscheint als electriche Polarität.

richtet, und die Innebildung als Organisation. Wie die elliptische Bewegung die ganze Erde beherrscht, so beherrschen nothwendig der Magnetismus und der chemische Proceß die ganze Erde, sie stehen aber wie die elliptische Bewegung selbst unter der Potenz der Schwere. Wie die Rotation die ganze Erde beherrscht, so beherrschen auch die electriche Polarität und die Organisation die ganze Erde, stehen aber unter der Potenz des Lichts. In allen Erscheinungen kann sich daher nichts anderes offenbaren, als dieß wechselseitige Hervortreten des Lichts und der Schwere, diese alles beherrschende Bedeutung der Bewegung, dieser Ausdruck des Lebens. Nun umständlich über das Hervortreten jener Potenzen in den electriche und magnetischen Erscheinungen, in den chemischen Processen, im Organismus, und den mannichfaltigen Functionen desselben, der Evolution, Excretion, Secretion, Respiration, dem Kreislauf des Bluts u. s. w. Selbst in der Ebbe und Fluth erblickt der Verfasser jene Regung der lebendigen Natur, und die Erklärungen, die die Physiker davon geben, seyen nur durch die abstracte, und deshalb einseitige Mathematik erzeugt, wodurch die Erde von ihrem innern Leben ganz zu einer trägen Masse (?) herabsinke. Die Schwierigkeiten welche der Verf. in der durch jene einseitige Mathematik hervorgebrachte Erklärung der Ebbe und Fluth findet, wird sich derselbe heben können, wenn er sich die Mühe geben will, La Place's Mechanik des Himmels und andere Schriften der einseitigen Mathematik, die jenes Phänomen auch nur elementarisch behandelt haben, einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen. Aber freylich verstattet die Mathematik nicht, daß wahre und gründliche Kenntnisse die sie uns darbietet, sich so leicht weglesen lassen, als jene Spiele der Phantasie,

die, wenn sie nicht durch die Macht der Mathematik im Zaume gehalten werden, doch gar zu leicht in physische Romane ausarten, welchen Vorwurf wir jedoch der hier angezeigten Schrift im Ganzen nicht machen wollen, wenn gleich jeder Naturforscher zugeben wird, daß die Ansichten, welche der Verf. hier von Ebbe und Fluth gegeben hat, weit davon entfernt sind, auf eine gründliche Erklärung des Phänomens Anspruch machen zu dürfen.

### Breslau.

**Handbuch merkwürdiger Stellen aus den Lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters; herausgegeben von Friedrich von Raumer, Reg. Rath und Professor. 1813. 468 S. in Octav.**

Wir haben Chrestomathien der Classiker; aber so viel Rec. sich erinnert noch keine Chrestomathie der Schriftsteller des Mittelalters, wenn man nicht etwa einige historische Handbücher dafür rechnen will, in welchen die Beweisstellen abgedruckt sind. Durch eine solche Art Sammlung kann ein doppelter Zweck erreicht werden; zuerst den jungen Freunden des historischen Quellenstudiums eine vorläufige Bekanntschaft mit den bedeutenden Schriftstellern zu verschaffen; dann auch in einem gewissen Grade als Sammlung von Beweisstellen zu dienen für die wichtigen Begebenheiten; welches um so wünschenswerther ist, da wir noch keine allgemeine und zweckmäßig eingerichtete Sammlung jener Schriftsteller haben, und sobald auch wohl nicht erhalten werden. Alles kommt dabei auf die Auswahl und auf die Einrichtung an. Wir verlangen zuerst allerdings, daß die Stellen aus den wichtigen Schriftstellern genommen werden; aber doch auch nicht

aus zu wenigen, sondern vielen; besser die Zahl ist zu groß als zu klein. Demnächst muß die Auswahl die erheblichen Facta, und zwar in mehreren Hauptstaaten von Europa treffen. Durch Druck und äußere Einrichtung kann dabey für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt werden.

Keine dieser Forderungen ist von dem Herausgeber unberücksichtigt geblieben. Er hat aus 101 Geschichtschreibern Stellen abdrucken lassen; mehrtheils von jedem Eine; zuweilen zwey; nie mehr als drey. Sie folgen in chronologischer Ordnung. Die beiden ersten sind *Jaculfus* und *Jornandes*; die beiden letzten *Gulielmus de Nangis* und *Gaufridus de Velloloco*, von 1270. Wir haben keinen der Schriftsteller vermißt, wegen welcher wir nachsehen. Die Stellen betreffen immer die interessantesten Gegenstände; und sind durchgehends sowohl in Rücksicht ihrer Wichtigkeit, als ihrer Mannigfaltigkeit zweckmäßig gewählt. Von jedem Schriftsteller ist eine kurze Nachricht vorausgeschickt, welche sein Zeitalter, seine Lebensumstände, seine Hauptschriften, und eine kurze Charakteristik gibt; also gerade das was als Vor Erinnerung nöthig ist. Der ziemlich enge Druck hat erlaubt auf 468 Seiten viel zu geben. Am Ende ist noch ein kurzes Glossarium der dunkeln Wörter beygefügt. Das Alles werden die Leser gewiß sehr zweckmäßig finden, und mit Dank annehmen.

Dieser Band geht bis auf den Untergang der Hohenstaufen. Bey einer günstigen Aufnahme verspricht der Verfasser noch einen zweyten für die Schriftsteller des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Hoffentlich wird er sein Versprechen erfüllen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 16. Julius 1814.

London.

Bei mehreren unitarischen Gesellschaften in Eng-  
land und zu London bey Joseph Johnson auf dem  
Jahrs Kirchhofe: *Memoirs of the Rev. Dr. Joseph  
Priestley, to the year 1795. Written by Himself.  
With a Continuation to the time of his Decease,  
by his Sohn, Joseph Priestley.* Nach der Ameri-  
kanischen Ausgabe aufs neue gedruckt 1809. 202 S.  
Außer dem vollständigen Verzeichniß der Schriften  
auf 8 S. in Octav.

Eine Selbstbiographie, aus Dankbarkeit gegen  
delmüthige Wohlthäter zuerst unternommen, und  
dann von der Zärtlichkeit eines Sohns fortgesetzt  
und vollendet. Gegen Schriften dieser Art hat  
war den Recensenten (aufrichtig zu gestehen) seine  
Erfahrung, und eine Reihe von ihm selbst erlebter  
Beispiele arger Verschuldungen gegen die histori-  
sche Wahrheit in der neuen und neuesten Zeit, etwas  
misstrauisch gemacht; es gehört eine fast unnatür-  
liche Verleugnung seiner selbst dazu, wenn der Le-  
bensbeschreiber von sich, oder sein näher Bluts-  
verwandte von ihm ohne Reticenzen und Verschö-  
nerungen

R (5)

nerungen erzählen soll, zumahl wenn in der Lebensgeschichte viel zu rechtfertigen und zu vertheidigen ist, und ihr Verfasser nicht bloß bey der einfachsten Darstellung der Thatfachen stehen bleibt. Und wenn man gleich auch diese Lebensbeschreibung nicht von solchen Schwächen frey erklären mag (wie leise z. B. berührt sie (S. 109 — 112) Priestley's Zusammenhang mit Frankreich!); so ist sie doch im Ganzen mit vieler Offenheit und Aufrichtigkeit geschrieben, (wie man von einem Verf. erwarten konnte, der so oft seine bey physicalischen Versuchen begangenen Fehler und Uebereilungen ohne Rückhalt eingestanden hat): nur möchte man sie in dem Theil, der die gelehrten Studien und Forschungen des merkwürdigen Mannes betrifft, etwas umständlicher wünschen. Es findet sich zwar vieles der Art zerstreut in seinen zahlreichen Schriften: aber wie lehrreich würde es gewesen seyn, dieses an Einen Ort zusammengebracht zu lesen!

Priestley stammte von Dissenters ab. Ob gleich in dem Hause der Schwester seines Vaters pietistisch erzogen, verließ er es doch nicht ganz rechtgläubig. Als er kurz vor dem Abgang auf die Academie nach Daventry zur ersten Communion sich meldete, wurde er zurückgewiesen, weil er bey der Prüfung die ihm vorgelegte Frage von der Sünde Adams nicht ganz schulgerecht beantwortete. Desto bessere mathematische Kenntnisse nahm er mit nach Daventry, wo er (von 1752 — 1755) die Theologie unter zwey Tutors studierte, von denen der ältere es mit den streng orthodoxyen, der jüngere aber mit ketzrischen Meinungen hielt, welches den Studierenden zum Disputieren unter sich reichen Stoff gab. Dagegen wurden die theologischen Hülfswissenschaften alte Sprachen und Bibelstudium, Kirchengeschichte und Philosophie ganz versäumt. Priestley sollte sich ganz



der Kanzel widmen, ob er gleich durch einen Familienfehler in der Aussprache, der oft ins Stammeln übergieng, und sich durch keine Uebungen ganz heben ließ, zu einem angenehmen öffentlichen Vortrag völlig ungeschickt war. In seinem ersten Predigtamt zu Needham in Suffolc mit 40 Pf. jährlicher Einkünfte, ward er bald des Arianismus verdächtig, was Zuhörer und Einkünfte so schmälerte, daß letztere nicht einmahl zu einem Hungerbrod hinreichend hätten, wäre ihm nicht von Benson und Kippis ein Zuschuß von fünf Pfunden bey einigen guten Seelen ausgewirkt worden. Desto eifriger trieb er seine theologische Wissenschaften, und während seines dreijährigen Aufenthalts in dieser bigot orthodoxen Gegend kam er schon in alle die theologischen Meinungen hinein, die in den folgenden Zeiten bey ihm eine Art fixer Ideen wurden. Desto glücklicher fühlte er sich als er 1758 unter ein friedliches Völkchen nach Nantwich versetzt ward, wo er durch eine angelegte Schule und andern Privatunterricht (den er von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr, die einzige Mittagsstunde abgerechnet, fortsetzte) zu einer für seine Genügsamkeit so reichen Einnahme kam, daß er sich die ersten physicalischen Instrumente anschaffen konnte. Den kleinen Spielen, die er mit ihnen zu Nantwich zum Vergnügen der Kinder seiner Schule und ihrer Eltern trieb, konnte er, als er von 1761 — 1767 bey der Academie Warrington war nicht zum Unterricht in seinen Lieblingsfächern, der Mathematik und Physik, sondern in Sprachen angestellt war, wegen der mehrerer Muße, zu der er kam, eine ernsthaftere Wendung geben. Doch als wegen Uneinigkeiten kein Gedeihen in diese Anstalt kommen wollte, vertauschte er seine Lehrstelle wieder 1767 mit einem Predigtamt bey der Gemeinde zu Leeds, wo er wieder theologische Studien mit

seinen physicalischen verband und sechs Jahre sehr glücklich lebte, bis ihn der Graf Shelburne, nachmahliger Marquis von Lansdowne, unter dem Titel eines Bibliothecars zu seinem Gesellschafter wählte. Mit dem Grafen machte er in den ersten Jahren eine Reise durch die Niederlande, einen Theil von Deutschland und Frankreich, und knüpfte dabey wichtige Bekanntschaften an; und lebte darauf eine Reihe von Jahren in recht erwünschter wissenschaftlicher Muße (die er aber doch zuweilen durch bestimmte Amtsgeschäfte unterbrochen gewünscht hätte). Zuletzt, da sich der Graf seiner wieder zu entledigen suchte (aus einer ihm unbekannt gebliebenen Ursache), bot er ihm eine Versorgung in Irland an: Priestley zog aber eine Pension, die er verzehren konnte wo er wollte, diesem Antrag vor, und begab sich nach Birmingham. Hier nahm er wieder ein geistliches Amt, doch nur für Geschäfte auf den Sonntag, an, und lebte die übrige Zeit den theologischen und physicalischen Wissenschaften bis ihn die Begeisterung für die Französische Revolution veranlaßte, 1789 an den bekannten Streitigkeiten wegen der Testacte und an der Politik seines Vaterlandes Antheil zu nehmen, der sich bey der Feyer des Jahresfestes der Französischen Revolution, am 14. Jul. 1791, mit einem Volksaufstand zu Birmingham endigte, welcher den Dissenters ihre Kapelle, ihm seine Wohnung, Bibliothek und physicalischen Apparat kostete. Er mußte zwar Anfangs seine persönliche Sicherheit zu London suchen; doch hatte die Gemeine zu Hackney den Muth, ihn zum Nachfolger des berühmten Dr. Price zu ernennen. Hier lebte er zwar noch einige Jahre glücklich; aber, da sich sein lebhafter Geist zu Lobprekungen der Französischen Revolution in Predigten und Schriften hatte hinreißen lassen, so war er nun dem Hofe verdächtig; die

Mitglieder der Societät der Wissenschaften zu London (sonst seine Freunde) zogen sich von ihm zurück; die Ministerialblätter eiferten gegen ihn als Oberhaupt einer revolutionären Partey. Er hielt es aber für sich und seine Familie gerathener, sein Vaterland zu verlassen, und zog 1794 nach Northumberland in America, wo er (ohne ein Amt, deren ihm mehrere angeboten wurden, anzunehmen) mitten unter seinem theologischen und physikalischen Studien am 6. Februar 1804 starb. (Geb. 1733 am 4. März alten Styls zu Fieldhead in Yorkshire.)

Für die Naturwissenschaften war Priestley (um in Wort über ihn beizufügen) eigentlich geboren, und zu ihrer glücklichen Cultur durch mathematische Kenntnisse gut vorbereitet: doch kam er aus Mangel an Hülfsmitteln erst spät zu ihrem ernsthaften Studium, erst in seinen reifen Jahren. So gern er auch speculirte, so ließ er sich durch diesen seinen Hang doch nicht von dem Erfahrungsweg abbringen, den Britannien bis jetzt noch nie verlassen hat, die Natur durch Versuche und den Calcul zu befragen. Seine anfängliche Armuth am ihm dabey (von einer Seite wenigstens) gut zu helfen; ihretwegen mußte er seinen Erfindungsgeist anstrengen, um bey wenigem Aufwand viel zu leisten. Die sein Zeitverwandter Scheele, mit dem er zu gleicher Zeit das Oxygengas entdeckte und bewies, daß die atmosphärische Luft aus zwey verschiedenen gasförmigen Flüssigkeiten bestehe, mußte er auf einen einfachen Apparat und daher auf neue Arten chemischer Operationen denken, welches ein schönes Mittel zu manchen neuen Entdeckungen war. Welche haben sich dadurch auch die Wiederholung ihrer Versuche erleichtert, wodurch ihre Genauigkeit gewann. Erst in spätern Jahren erlaubten ihm fremde Unterstützungen seine Versuche im Großen anzustellen. Man hat bisher das meiste Verdienst hierbey

auf Shelburne zurückgeführt: er gab ihm aber doch während seines Aufenthalts bey ihm (außer dem jährlichen Gehalt von 250 Pf., von denen seine Familie, von ihm abgesondert, leben sollte) nur noch 40 Pf. jährlich zu seinen Versuchen. Seine Freunde erkannten, daß diese nicht weit genug reichten und Fothergill bot ihm eine Subscription von andern 100 Pf. jährlich an, damit seine Versuche mehr ins Große gehen könnten. Er nahm aber aus Delicately gegen Shelburne nur 40 an; weil sich mit denen die Versuche nicht sehr auffallend, nicht bis zur Entdeckung des ihm heimlich dargereichten und zur Misbilligung seines Protector's, würden vermehren lassen. Erst nach seiner Trennung von dem Grafen nahm er eine stärkere Subscription an; sie setzte ihn auch in den Stand, ohne Unterricht zu geben, bloß den Wissenschaften zu leben. Und wie viele freiwillige Geschenke kamen hinzu, deren der dankbare Priestley (von S. 82 – 86) umständlich gedenkt; und dieselbe Freygebigkeit folgte ihm auch nach America (S. 110 f.) nach. Je weniger sich ein solches geistiges Organ bey dem Privatstande anderer Nationen zeigt, desto rühmlicher ist dessen Wirkung zu dieser Anwendung des Reichthums bey dem Kaufmannsgeiste, der natürlich im übrigen bey den Britten vorherrschen muß. Unter solchen begünstigenden Umständen kam Priestley bey seiner Arbeitsamkeit und seinen Talenten in seinen physikalischen Forschungen weit. Doch trug dazu auch nicht wenig bey, daß er zur Zeit des Anfangs seiner physikalischen Studien in Franklin's Bekanntschaft kam, die ein mächtiger Hebel seines Eifers wurde. Ihm und seinen übrigen Freunden zu London verdankte er die Hülfsmittel zu seiner Geschichte der Electricität. Noch war kein ganzes Jahr verfloßen, nachdem ihnen Priestley die erste Idee von diesem

Werke, womit er sich trage, mitgetheilt hatte, als er ihnen dasselbe schon gedruckt vorlegen konnte. Von diesem Zeitpunkt an breitete sich die Genanttheit seines Namens aus: der Inhaber der physikalischen Wissenschaften weiß (was wir daher weglassen) durch welche wichtige Entdeckungen er sie verdient hat.

Durch sie wird auch sein Name bey der Nachwelt nicht untergehen; weniger würde ihn sein theologischer Character vor Vergessenheit schützen. Der religiöse Sinn der während seiner Jugend in dem Hause der Schwester seines Vaters war erweckt worden, verließ ihn (wie man aus vielen Stellen dieser Lebensbeschreibung sieht) durch sein ganzes Leben nicht, ob er gleich nicht der saure Pietismus lieb, den er in den ganz pietistisch organisirten Zusammenkünften der benachbarten Geistlichkeit in dem Hause, wo er lebte, eingeatmet hatte. Dar von den unmittelbaren Wirkungen des h. Geistes, die man nach ihrer Lehre in sich spüren müsse, in sich nichts entdeckte, so hielt er geraume Zeit sich von Gott verlassen und verzweifelte an seiner Wiedergeburt. Es ist schade, daß Priestley nicht angeben hat, wie er von den pietistischen Schwärmeren zurückgekommen ist. Man sieht aus seinen Erzählungen bloß, wie er früh über theologische Speculationen nachzudenken angefangen und sie von dem eigentlichen Christenthum abgefordert hat. Zu bedauern war es, daß er in den theologischen Hülfswissenschaften zu Daventry keinen Unterricht gefunden hat, und in ihnen (nach der Weise in England) sein eigener Lehrer werden mußte. Ihre Kenntniß blieb daher bey ihm immer mangelhaft: was konnte nun Befundes aus seiner Theologie werden? Benson, unter dessen Leitung seine theologische Studien eine kurze Zeit standen, nachdem

er Daventry verlassen hatte, führte ihn zuerst zum Bibelstudium an. Aber kaum hatte er dasselbe angefangen, noch ehe er sich die zur Erklärung des A. und N. T. nöthigen Hülfkenntnisse konnte erworben haben, wagte er sich schon an die Bestimmung der Lehren, welche er aus dem theologischen System verbannt wissen wollte. Die ausgeschiedenen Lehren sollte nun jeder verwerfen, der ein denkender Christ heißen wollte; in kurzem waren seine Abweichungen von der herrschenden Theologie, in Ansehung der Gottheit Christi und seines Versöhnungstods, fixe Ideen geworden, die ihn sogleich zum Kampf bewaffneten, wo er Widerspruch dagegen fand, auch ohne Beziehung auf sich. Was er glaubte, sollte jeder glauben: eine wahre Gebundenheit des Geistes. Fest überzeugt von der Wahrheit des Christenthums, staunte er, wie er auf seiner Reise mit Shelburne durch Frankreich die Physiker daselbst daran ungläubig fand, und hielt sich sofort für berufen, seine Letters to a Philosophical Unbeliever zu schreiben. Sie mögen wohl den Französischen so genannten Philosophen, wenn sie ihnen zu Gesicht kamen, ein mitleidiges Lächeln abgeloct haben. Denn er war keinem eigentlichen philosophischen Zweifler, keinem speculierenden Metaphysiker, welcher durch einen Hume, ein System der Natur, oder andere skeptische oder dogmatische Gottesleugner in dunkle und verschlungene Labyrinth geführt worden war, im Kampfe gewachsen. Harten, der ihm zu Daventry zufälliger Weise in die Hände gefallen war, galt ihm für den eigentlichen Helden in der Philosophie. Als schon Reid seinen Witz, Beattie seine Beredsamkeit und Oswald sein Ungestüm gegen Hume erschöpft hatten; so sollten sie alle ihm, als echten Lockeaner und Materialisten, das Feld räumen. Wie weit konnte er es mit solchen Waffen gegen

ße bringen? Eben so wenig war er auf dem historischen Wege für die Wahrheit des Christenthums mit dem ausgerüstet, was ihrem Vertheidiger noth ist. Ihm fehlte feste grammatische Exegese, eine scharfe historische Critik, der vollständige Gebrauch aller Quellen, die zu historischen Forschungen über die allmähliche Verfälschung des Christenthums nöthig waren.

Politik war ihm lange neben seinen theologischen und physicalischen Studien kaum Nebensache. Aber als 1789 die Testacte alle Gemüther in- und außerhalb des Parlaments in Bewegung setzte, so ward auch er ein politischer Prediger und Schriftsteller. Es war zu bedauern, daß ein so verdienstreicher Mann sich von Leidenschaften hinreißen ließ, die zuletzt selbst seine Ruhe untergruben, und Europa einen allgemein berühmten Forscher raubten.

Er schrieb noch in mehreren Fächern; aber ohne Eigenthümlichkeiten. Dennoch ist mehreres auch von diesen seinen Schriften (seine Poetik und Rhetorik sogar zweymahl) ins Deutsche übersetzt worden: so allgemein geehrt war auch unter uns sein Name.

Was Priestley ergriff, ergriff er mit Hastigkeit; und so führte er es auch aus. Im Schreiben befaß er eine große Fertigkeit; und ob er gleich alles mehr auf das Papier warf, als er es ausarbeitete, so war doch das meiste in einer guten Ordnung dargestellt: ein Beweis von der Güte seines Genies, und seines Tacts im Denken.

### Wien.

In der Camerinischen Buchhandlung: Darstellung blutiger heilkundiger Operationen, als Leisfaden zu seinen academischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von Christoph Bonifacius Sang, der Chirurg. und Med. Doctor.

Er. K. K. apost. Majestät Rathe, ordentl. öffentl. Lehrer der theoretischen und practischen Chirurgie u. s. w. Erster Theil. 1813. 448 S. in Octav. Mit einer Kupfertafel. Zweyter Theil. 1814. 501 S. Mit einer Kupfertafel.

Der Verf. hat dieses Werk zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen bestimmt. Es wird aus vier Theilen bestehen. Der erste Theil enthält die Operationen, die an verschiedenen Theilen des Körpers unternommen werden. Einleitung. Bestimmung des Standpunctes des operirenden Arztes, oder so genannten Operators. Der Verf. zeigt das Falsche des hie und da noch Wurzel haltenden Begriffes von Operationen und Operator, nach welchem ersteren nur das Prädicat von mechanischer Trennung, Verbindung u. s. w. beygelegt, und von letzterem nur verlangt werde, daß er den menschlichen Körper als eine Statue kenne und das Messer nach einem ihm unbekanntem Willen des die Operation bestimmenden Arztes geschickt zu führen verstehe. Damit nun nicht durch zwey Menschen, wovon der eine das Mittel, und der andere den Zweck nicht kennt, auf das Menschenleben gewirkt werde, so verlangt der Verf. von einem Wundarzte eine vollständete ärztliche Bildung, große Erfahrung im medicinischen Gebiete verbunden mit allen Eigenschaften, die zum Operiren erforderlich sind, wozu er rechnet: Fertigkeit im Operiren; scharfe Sinne; feste Hand; gute Bildung des Körpers, eine anständige und gewandte Haltung desselben; Muth, Fassung, Geistesgegenwart und Unzugänglichkeit für Verlegenheit; Vertrautseyn mit der Mathematik; Kenntniß der Mechanik und Zeichnen und Sinn für Erfindung. (Das letztere hat oft mehr Nachtheil als Vortheil gebracht. Wundärzte, welche mathematische und mechanische Kenntnisse mit einer



Neigung zu Erfindungen verbinden, überhäufen oft unsere Instrumenten-Apparate. Ein weit größeres Verdienst ist es, wenn der Wundarzt Sinn für das Einfache hat. Wir brauchen keine Instrumente mehr zu erfinden; indem mit einem Scalpell und einer Pinzette und Säge die meisten Operationen verrichtet werden können. Mit diesen Instrumenten zergliedert der Anatom und macht die feinsten Präparate. Wenn der Anatom am besten seinen Zweck damit erreicht, und keine Theile zerstört, die er erhalten will, dann hat der Wundarzt noch mehr Grund sich dieser Instrumente vorzüglich zu bedienen. Viele Operationen müssen als geschickte Zergliederungen angesehen werden. Ich will nur die Exstirpationen der Balggeschwülste, die Bruchoperation, das Entblößen der Schlagadern anführen. Das Scalpell muß freylich bey manchen Operationen eine Veränderung in der Form und Größe erleiden, wie dieß der Fall ist bey Amputationen, wo man am besten mit einem mäßig langen convexen Scalpell einen conischen Stumpf bilden kann, und bey dem Steinschnitte. Das Instrument muß aber von der geübten Hand geleitet werden, und nicht der Mechanismus des Instrumentes soll das Wesentliche seyn. Daher ist es besser, daß der Wundarzt sich immer mit dem Zergliedern des menschlichen Körpers beschäftigt, und sich an Leichen im Operiren Fertigkeit zu verschaffen sucht. Ein geübter Anatom ist schon Operateur, wenn er sich nur nicht dadurch stören läßt, daß er es mit dem lebenden Menschen zu thun hat, Fassung und Geistesgegenwärt besitzt.) Sehr wahr sagt der Verfasser, daß nur der Besitz der angeführten Eigenschaften den Arzt zum Chirurgen und den Chirurgen zum Arzte stempelt, daß die Untrennbarkeit der Medicin von der Chirurgie mit der getrennten Ausübung in

keinem Widerspruche stehe, und der Arzt sich immerhin nur mit den so genannten medicinischen, und der Chirurg mit den so genannten chirurgischen Fällen beschäftigen könne, der Verhältnißunterschied nur darin bestehe, daß der Arzt oft ohne Operation, der Chirurg aber nie ohne medicinische Handlung heilen könne. Die Bestimmung, ob eine Operation angezeigt sey und als Mittel zum Heilzwecke betrachtet werden könne, hält der Verf. in seltenen Fällen für gewiß. Um die Bedingungen, unter welchen eine Operation als Heilmittel erklärt werden kann, bestimmen zu können, muß das Uebel heilbar und rein örtlich seyn, oder es muß das Product eines allgemeinen Leidens nur noch als bloßes Residuum dastehn; die Bestimmung des letzteren erklärt der Verf. für die schwierigste Aufgabe. Wird das Product des allgemeinen Leidens durch eine Operation beseitiget, kann brechen sämtliche Erscheinungen der inneren Krankheitsform in der Operationswunde wieder hervor. (Rec. kann dieses nicht genug den angehenden Wundärzten zur Verhütung empfehlen, damit sie nicht von einer zu großen Neigung alles zu operiren hingerissen werden, wodurch die Chirurgie nur in Mißcredit kommt. Würde die Chirurgie nur von solchen Wundärzten ausgeübt, welche den menschlichen Körper in seinem natürlichen Zustande genau kennen, und damit ärztliche Kenntnisse verbinden, dann würde weit seltener operirt werden.) Blutige Operationen werden als Krankheit verursachende Schädlichkeiten betrachtet, weil sie Schmerzen verursachen und mit Blutverlust verbunden sind. Als allenfähiges Regulativ behuf der Bestimmung, wann eine Operation besonders eine heroische, wenn nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich sehr nachtheilig wirke, wird folgendes angeführt: das zarte Kindesalter, Greisen-

alter, ein hoher Grad von Schwäche, vorherrschende Sensibilität, Tachycymie, Cachexie, Abscheu vor Operationen, wenn das Operationsobject lange als ein pathologisches Sec- und Excretionsorgan diente u. s. w. Blütige Operationen sind auch als Palliativmittel zu betrachten, und sind auch dann angezeigt, wenn von einer radicalen Heilung die Rede nicht seyn kann, die Leiden des Kranken aber dadurch gelindert, und seine Lage dadurch gefristet werden können, oder Hoffnung vorhanden ist, daß nach der Beseitigung eines Productes eines allgemeinen Leidens die natura medicatrix so vermögend gemacht werden kann, daß sie oft gegen alle Erwartung das allgemeine Krankseyn, und somit auch den Rest des Localübels zu heilen im Stande ist. Wenn auch die Bestimmung des Werthes der Methoden von der Sicherheit der Erreichung des Zweckes, von der möglichst geringen Verwundung u. s. w. abhängt, so finden doch mancherley Modificationen statt, und daher muß der Wundarzt die besten Operationsmethoden kennen. Da mit wenigen und kleinen Mitteln der Zweck erreicht werden kann, jedes bedeutend zusammengesetzte Werkzeug den Operateur zum Sklaven macht, so ist die Klage gegen die chirurgischen Kästlichkeiten (die nur zur Geschichte dienen) gerecht. Bey der Wahl der Zeit zu Operationen soll die Witterungsconstitution berücksichtigt werden. Endlich ist in der Einleitung noch die Rede von der Vorbereitung des Kranken zur Operation; von der politischen Prognose; von dem Plane der Operation; von der Vorbereitung der Werkzeuge, Verbandstücke; von der Bestimmung der Gehälften; Lagerung des Kranken; Stellung des operirenden Arztes; Benehmen des Arztes während einer Operation; von den Ereignissen während einer Operation und von der Nach-

behandlung. Der erste Theil enthält die Operationen, welche an verschiedenen Theilen des Körpers vorgenommen werden. Dahin werden gerechnet: Schröpfen; Anlegung der Blutigel; Aderlaß; Schlagaderöffnung; die Operation der Schlagadergeschwulst; die Operation der Blutaderknoten; Unterbindung der Gefäße, die Naht der Wunden; die blutige Wundenerweiterung; die Ausziehung fremder Körper aus Wunden; die Eröffnung der Abscessen; blutiges Behandeln der Lymphgeschwulst; Operation der Balggeschwülste; Anwendung des Glüh eisens und Brennzylinders; Anwendung des Azmittels; Bildung des Fontanells; die Einziehung des Eiterbandes; Anwendung des Blasenpflasters; Anwendung der Seidelbastrinden; Einimpfung der Kuh- oder Schuzpocken; die Operation der Necrosen; die Operation der Polypen. Die Ordnung nach welcher jedes Kapitel abgehandelt wird ist: Bestimmung was unter der jedesmahligen Operation zu verstehen ist; Zweck; Anzeige; anzeigende Krankheitsumstände; gegenanzeigende Krankheitsumstände; Verhältniß der Operation zum Organismus als mechanische Schädlichkeit; Verhältniß derselben als Heilmittel zur Krankheit; Vorbereitungsacte; Operation; Anmerkungen; mögliches übles Ereigniß während der Operation; mögliche üble Ereignisse nach der Operation; Nachbehandlung. Die Kupfertafel enthält eine Aneurysmanadel und einen Polypenunterbinder.

Der zweyte Theil enthält die Operationen welche an dem Kopfe verübt werden: die Durchbohrung der Schädelknochen; Ausrottung des schwammigen Auswuchses auf der dura mater; Anbohrung der Stirnhöhle; die Operation der verwachsenen Augenhäuter; Ausrottung der Geschwülste der Augenhäuter; die Operation des Ectropii, Entropii, des

Augenlidvorfalles, der Einwärtskehrung der Augenwimpern, der Augenlidspalte; das blutige Verfabren gegen die wasserblasige Thränendrüse; die Ausrottung der entarteten Thränenarunkel; die Eröffnung des Thränenfachs; die Operation der Thränenfistel; die Ablösung des Pterigii; der Hornhautschnitt; die Abschneidung des Staphyloms; die Eröffnung des Wasser Auges; die Bildung einer künstlichen Pupille; die Operation des grauen Staars; Ausrottung des Augapfels; Durchschneidung des nervi infraorbitalis; Eröffnung des äußern Gehörganges; Durchbohrung des Trommelfells; Anbohrung des processus mastoidei; Eröffnung der verwachsenen Nasenlöcher; Anbohrung der Oberkieferhöhle; Operation der Speichelfistel; der Hasenscharte; die Ausrottung des Lippen- und Wangentrebses; Operation der Froschgeschwulst; Ausziehung der Zähne; Uebersehung der Zähne; Ausrottung eines Theiles der Zunge; Lösung der Zunge; Abfärzung und Ausrottung des Päpfchens; Abfärzung der Mandeln; Ausrottung der Ohrendrüsen. Die Kupfertafel enthält einen Troiquart zur Durchbohrung des Trommelfells, und Dr. Barger's silbernen Sondengriffel zur Ausziehung der Mejan'schen Sonde bey der Thränenfistel-Operation.

### Tübingen.

Hey Heerbrandt: Ueber ärztliche Untersuchung des Gemüthszustandes, von D. Emanuel Gottlieb Evert, königl. Würtemb. Hofmedicus. 1810. 79 Seiten in Octav.

Es enthält dieses Werkchen drey verschiedene Aufsätze, welche, den letzten ausgenommen, eben nicht in einem lesbaren Stil abgefaßt sind. Der erste enthält ein ärztliches Gutachten des Verfassers über den Gemüthszustand eines in Canstatt im Jahr 1808 enthaupteten Mörders, nebst Bemerk-

Tungen über dasselbe. Es wurde nämlich dem Verfasser die Frage vorgelegt, ob der Mörder eine Anlage zu Melancholie habe, weil er behaupte, den Mord aus Lebensüberdruß begangen zu haben, um alsdann wieder das Leben zu verlieren. Der Verf. beweist, obgleich etwas verworren, aus den Acten sowohl als aus der Pathologie, daß er keine Anlage zu dieser Krankheit gehabt habe; und doch bald nachher S. 37 räumt er den Einfluß des Lebensüberdrußes auf die verübte Handlung wieder ein; zeigt aber dann aufs neue, daß Nachsicht ihn zum Morde verleitet habe. Diese Unsicherheit im Urtheilen ist eben nicht lobenswürdig. — Der zweite Aufsatz enthält die Erörterung der Frage: ob und in wie fern es Sache des gerichtlichen Arztes sey, über zweifelhaften Gemüthszustand zu erkennen. Das Resultat der Untersuchung ist: der Arzt sey nicht befugt, über einen solchen Zustand ein Urtheil zu fällen, sobald es nicht aus physischen Phänomenen abgeleitet werden könne. — Der dritte Aufsatz ist ein Anhang, und rührt nicht vom Verfasser, sondern vom Hofmedicus Klein her. Letzterer erzählt die Beobachtungen, welche er an dem Kopfe und Kumpfe eines Enthaupteten gleich nach der Enthauptung gemacht hat. Besonders nimmt er auf die von Wendt erzählte Erscheinung Rücksicht, daß, wie man den Rahmen des Enthaupteten in das Ohr rief, der abgeschlagene Kopf die Augen öffnete, und sie nach dem Orte hinwendete, woher der Schall kam. Er zeigt, daß obgleich das Anrufen und das Drehen der Augen gleich aufeinander folgten, beides doch nur in scheinbarer Causalverbindung stehe. In seinem Falle wurde der Rahmen nicht gerufen, und die Augen dreheten sich doch seitwärts nach außen, ein Beweis, daß diese Bewegung bloß noch von dem Reste der Irritabilität hervorgebracht wurde.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 18. Julius 1814.

Paris.

Journal des mines, ou recueil de Mémoires sur l'exploitation des mines, et sur les sciences et les arts qui s'y rapportent. Par MM. Coquebert-Montbret, Haüy, Vauquelin, Gillet-Laumont, Baillet, Héron de Villefosse, Brochant, Collet-Descostils et Tremery. Publié en vertu de l'autorisation du Conseiller d'Etat Directeur-général des mines de l'Empire français. Trente-unième Volume. Premier Semestre. 1812. (Nr. 181 - 186.) 430 Seiten in Octav.

Seit geraumer Zeit sind unsere Blätter die Anzeige der neueren Bände vom Journal des mines schuldig geblieben. Der Eifer welcher anfangs die Herausgabe dieser Zeitschrift belebte, schien etwas nachzulassen. Der Inhalt verlor an Reichhaltigkeit, weil mehre schätzbare Mitarbeiter sich zurückzogen, und die Fortsetzungen erschienen so langsam, daß sich sogar das Gerücht von einem baldigen Ende des Journals verbreitete. Durch die vor einigen Jahren erfolgte neue Organisation der Bergwerksadministration in Frankreich, hat aber auch dieß überaus nützliche Un-

S (5)

ternehmen neues Leben erhalten. Das Journal erscheint nun unter der Aufsicht des Generaldirectorioms der Bergwerke, und die Verbindung mehrerer kenntnißvoller Männer, welche sich der Bearbeitung unterzogen haben, verbürgt den daurenden Werth des Inhaltes. Wir halten es daher um so mehr für unsere Pflicht, mit dem 3ten Bande den Faden unserer Anzeige wieder anzuknüpfen, da das Journal des mines nicht zur Classe der zahllosen industriösen Unternehmungen gehört, die unter wissenschaftlichen Aushängeschildern, monatlich die Lesewelt mit unechter und zum Theil verdorbener Fabrikwaare überschwemmen, und dadurch den Geschmack an solider Lectüre und ernsten, gründlichen Studien, leider immer mehr untergraben. —

Nr. 181. *Mémoire sur les Jets d'eau bouillante du Geyser et du Strook, en Islande; par le Lieutenant Ohlfsen. Traduit du danois par J. C. Bruun Neergaard. Aus den Schriften der königl. Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen vom Jahre 1805, und seit einiger Zeit auch in Deutschland durch Gilbert's Annalen der Physik 1813. 1. bekannt. — Mémoire sur les Expériences relatives à l'économie, déjà établie, dans le tirage des coups de mine; par M. Blavier, Ingénieur en chef des mines. Manche gute practische Bemerkungen über die Sprengarbeit, welche von dem Verf. bey Gelegenheit zahlreicher Versuche gemacht wurden, die derselbe zur Verbesserung der Sprengarbeit in den Eisengruben von Rio auf der Insel Elba anstellte. Ein höchst unvollkommenes Pflöckschießen war daselbst von alten Zeiten her üblich. Herr Blavier unternahm Versuche mit der Thonbesetzung, Luftbesetzung und Sandbesetzung, von denen die letzteren ein ausgezeichnet vortheilhaftes Resultat ergaben, daher die Sandbesetzungs-Methode von ihm allgemein eingeführt wurde. Sie gelang am besten, wenn über dem*



lockeren Sande die Mündung des Bohrlochs entweder mit einem hölzernen Pfropfe, oder mit einem sehr groben Sande verschlossen wurde. Nach ganz neuerlich von dem Rec. über die Sandbesetzung gesammelten Erfahrungen, leistet sie die größte Wirkung, wenn man sich zur ganzen Besetzung eines möglichst groben Sandes von möglichst kugelförmigen Körnern bedient. Um die Sandbesetzung auch bey nasser Witterung anwenden zu können (— der Eisenstein von Rio auf der Insel Elba wird durch Tagebau gewonnen —), ließ Herr Blavier doppelte Röhren von Weißblech verfertigen, deren innerer Raum zur Aufnahme des Zunders diente und deren äußerer Raum mit Kohlenpulver zur Absorbition der Feuchtigkeit gefüllt wurde. — Notice sur la présence de Zinc et du Plomb dans quelques mines de fer en grains, des cidevant provinces de Bourgogne et de Franche-Comté; par M. Leschevin, Commissaire des Poudres et Salpêtres, à Dijon. Das Vorkommen von Bley und Zink in den Eisensteinen und dadurch gebildeter Eisenhüttenproducte, gehört gerade nicht zu den sehr seltenen Erscheinungen. Dem Rec. sind diese Verbindungen und zumahl die des Zinkes mit dem Eisen vorgekommen bey Eisensteinen aus dem Uebergangs-, Flöz- und Flöztrappgebirge und besonders auch bey dem körnigen, thonigen Gelbeisenstein, dem so genannten Bohnen- und Linsenerze. In gewissen körnigen Eisensteinen des Departements der Haute-Saône ist so viel Bley enthalten, daß nach jedesmahligem Ausblasen der hohen Ofen sich im Durchschnitt 15 bis 16 Kilogramme reducirtes Bley anzufinden pflegt. Bey den Hütten der Franche-Comté ist die Meinung sehr allgemein verbreitet, daß ein in das Eisen übergehender Bleygehalt die Ursache von der besondern Weichheit und dem Bleyähnlichen Ansehen des dortigen Eisens sey. Das Unstatthafte dieser Annahme leuchtet ein. In den

Hohöfen findet sich ein zinkisches Sublimat, welches nach der mitgetheilten Beschreibung demjenigen vollkommen gleich, welches auch in mehreren unserer Norddeutschen Hohöfen, z. B. zur Sorge, zur Wilhelmshütte, vorkommt; dessen specifisches Gewicht = 4,9 gefunden wurde, und welches nach Vauquelin's Untersuchung bennähe reines Zinkoxyd ist. — Notice sur quelques ouvrages relatifs aux machines. — Note sur la Lépidolithe du département de la Haute-Vienne; par M. *Alluand aîné*. Lépidolith wurde von violblauer, weißlicher und braunrother Farbe in einem Granite von Chauteloube entdeckt, in welchem er die Stelle des Glimmers zu vertreten scheint. — Annonces concernant les mines, les sciences et les Arts.

Nr. 182. Traité complet de la Chaux carbonatée et de l'Arragonite, auquel on a joint une introduction à la minéralogie en général, une théorie de la cristallisation et son application, ainsi que celle du calcul à la détermination des formes cristallines de ces deux substances. Par M. *de Bournon*. Londres, 2 Vol. avec un vol. de figures. Extrait par M. *Touzelier*, Wir hoffen bald im Stande zu seyn, das wichtige Werk, aus welchem dieser kurze Auszug entlehnt ist, ausführlich anzuzeigen, daher wir jetzt daselbe übergehen. — Sur un Gisement de Corindon; par M. *Lelièvre*, membre de l'Institut. Herr *Muthuon*, Ingénieur en chef des mines, entdeckte den Korund in einem granitartigen Gemenge in dem Piemontesischen Gebirge. Nach einer Analyse von Vauquelin enthält er 92 Thonerde, 4,8 Kieselerde, 2,4 Eisenoxyd. — Mémoire sur la Formule barométrique de la Mécanique céleste, et les dispositions de l'atmosphère qui en modifient les propriétés; par M. *Ramond*. Extrait par *E. M. L. Patrin*, — Notice sur une Matière charbonneuse qui se produit quelquefois

dans les hauts fourneaux; par M. *Bouéjuel*, Ingénieur des mines. Das hier beschriebene Hüttenproduct ist ohne Zweifel Graphit, der, wie jeder Eisenhüttenmann weiß, bey einem sehr gahren Gange des Ofens, gern krystallinisch sich aussondert und auf dem Roheisen oder an den Schlacken sich zeigt. — *Méthode géologique, ou Traité élémentaire des formations minérales*; par M. *J. M. Muthuon*, Ingénieur en chef des mines. Extrait par M. *Patrin*. —

Nr. 183. *Observations sur la simplicité des lois auxquelles est soumise la structure des Cristaux*. Par M. *Hauy*. Ein überaus interessanter Aufsatz, welcher aufs neue den Scharfsinn des würdigen Verfassers in der Untersuchung der Krystalle bewundern läßt. Nächste Veranlassung zu diesen Bemerkungen gab das vorhin angeführte Werk von *Bournon*, gegen welches der größte Theil derselben gerichtet ist. Herr v. *Bournon* hat eine große Anzahl angeblich neuer Krystallformen des Kalkspathes beschrieben und berechnet, die bey genauerer Beleuchtung zum Theil nur unbedeutende Modificationen schon bekannter sind, zum Theil aber durch richtige Befolgung der *Hauy'schen* Methode sich auf einfachere Gesetze der Structur zurückführen und genauer berechnen lassen, als solches nach der etwas abweichenden Methode des *Hrn. v. Bournon* möglich war. Herr *Hauy* zeigt in einer sehr interessanten, durch mehrere Beispiele erläuterten Untersuchung, wie manche Krystallifikationen, die sehr verwickelten Gesetzen der *Descension*, namentlich der von ihm so genannten *intermediären*, zu gehorchen scheinen, durch die Annahme der von ihm so genannten *hypothetischen Krystallkerne*, welche in Beziehung zu den wahren, *secundären* Formen sind, von sehr viel einfacheren Gesetzen hergeleitet werden können. Dann legt *Hr. Hauy* auch überzeugend dar, daß die von dem *Hrn. v. Bournon*

befolgte Methode der Berechnung der Krystallisationen, wodurch derselbe die Hauy'sche zu vereinfachen glaubte, nicht geeignet ist, zu völlig genauen Resultaten zu führen, indem sie sich nicht wie diese, auf die Natur des Baues der krystallisirten Körper gründet. — Sur la réunion du Natrolithe avec la Méfotype; par M. L. P. *Dejussieu*. Hr. *Gauy* hat jetzt, nach der Aussage dieses seines Schülers, die specifische Identität der genannten beiden Fossilien erkannt, und hat dafür noch einen neuen Beweis durch die auch aus Deutschen Journalen bereits bekannte Analyse des Mesotyps vom Puy-de-Dôme in Auvergne von *Smithson* erhalten. — Notice sur quelques Minerais de Zinc; par M. *Boussuel*, I. d. m. — De la Mesure de la Force tangentielle dans les Machines à arbre tournant; par M. *Hachette*. Aus dem Nouveau Bull. des Sc. — Notice sur les Ardoisières de Rimogne, dép. des Ardennes; par M. *Boussuel*, I. d. m. Man bauet auf dem Rhonschiefer, über dessen relatives Alter keine befriedigende Nachrichten in dem Aufsage enthalten sind, unterirdisch und bedient sich des Pfeilerbaues. — Suite de l'extrait du Nr. 1. du Journal minéralogique Américain. — Décrets Impériaux &c.

Nr. 184. Essai sur la Géographie minéralogique des environs de Paris; par MM. *Cuvier* et *Brogniart*. Extrait par *Patrin*. Das Werk selbst ist von uns im 81. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1812 angezeigt und gewürdigt. — Nouvelles recherches sur les Micromètres destinés à la mesure du diamètre du soleil, et description et usage d'un Micromètre de cristal de roche appliqué à des opérations de tactique navale, lues à l'Institut de France, par M. *Rochon*, Membre de l'Institut. Diesen Aufsatz, der sich mit einem für überirdische Messungen bestimmten Instrumente beschäftigt, sollte man wohl am wenigsten in einer unterirdischen Ge-

genständen gewidmeten Zeitschrift erwarten. — Notice sur les Epreuves de la poudre de chasse; par M. *Hachette*. — Mémoire sur l'égalité des polyèdres composés des mêmes faces semblablement disposées; par M. *Cauchy*, Ingénieur des Ponts et Chaussées. Beide Aufsätze sind aus dem Nouv. Bull. des Sc. entlehnt und stehen hier nicht an ihrer rechten Stelle. — Annonces concernant les mines, les Sciences et les Arts. —

Nr. 185. Suite de la notice sur les mines du Mexique, extraite de l'ouvrage intitulé: Essai politique sur le Royaume de la nouvelle Espagne, par M. *A. de Humboldt*; par M. *Brochaut de Villiers*, I. e. ch. d. m. — Extrait d'un Mémoire inédit sur l'état des mines du pays de Liège, et des rapports de MM. les Ingénieurs au Corps impérial des mines, sur la Catastrophe de Beaujonc; par M. *Héron de Villefosse*, Insp. divis. d. m. Der Verf. zeigt, wie ein Bergbau, der von einzelnen Privaten, nicht genau nach den Regeln der Kunst und ohne Anleitung des Markscheiders getrieben wird, leicht bedeutende Unglücksfälle zur Folge haben kann, welche dagegen zu vermeiden sind, wenn der Bergbau, von Kunstverständigen sorgfältig geleitet, nach einem durchgreifenden Plane getrieben wird. Hiervon macht darauf Hr. v. Villefosse Anwendung auf den Steinkohlenbergbau im Lüttichschen, und entwickelt sehr klar die Ursachen, wodurch das bekannte große Unglück herbeigeführt wurde, welches sich dort am 27. Febr. 1812 in der Grube Beaujonc ereignete. — Observations minéralogiques et géologiques sur les environs de New-Haven dans le Connecticut; par M. *S. Silliman*, Prof. de Chimie et d'Hist. nat. à New-Haven. Extrait de l'*American Mineralogical Journal* T. I. Nr. 3. par Patrin. — Notice sur les Terres à pipe d'Andenne; par M. *Bouësnuel*, I. d. m. Der Pfeifenthon welcher unter Schichten von Sand und

bituminösem Holze gelagert ist, wird durch unterirdischen Grubenbau gewonnen.

Nr. 186. Description de la sonde de l'Inspection générale des Carrières du dép. de la Seine; par L. Hérispart de Thury, l. e. ch. d. m. Zuerst einige historische Nachrichten über den Gebrauch des Versuchbohrers; dann die durch Abbildungen erläuterte Beschreibung des Versuchbohrers, welcher der Generalinspection der Steinbrüche im Seine-Departement gehört. Das Ganze, welches hier keinen Auszug gestattet, ist aus einer noch ungedruckten Abhandlung über die Kunst des Versuchbohrers entlehnt. — Rapport sur la chute des Aërolithes tombés près de Grénade (à sept lieues au N. N. O. de Toulouse) le 10 Avril 1812. Par M. d'Aubuisson, l. e. ch. d. m. Dem Hauptinhalte nach schon durch Deutsche Zeitschriften bekannt. — Catalogue chronologique des chutes de pierres et des masses que l'on présume tombées sur la terre. Par M. P. M. S. Bigot de Morogues. Dieses Verzeichniß stehet dem von Chladni gelieferten (Schweigger's Journal IV. 1. Beil. 1.) zwar nicht in Hinsicht der Anzahl der Angaben, aber in Ansehung kritischer Sichtung derselben, weit nach. — Sur l'emploi des Boeufs au service de Machines à Molettes, par M. Guényveau, l. d. m. Der Verf. erklärt sich für die Anwendung der Ochsen, nachdem er Untersuchungen angestellt hat über die Unterhaltungskosten, über den Effect den sie im Vergleich mit Pferden leisten und über die Mittel deren man sich bedienen muß, um die genannten Maschinen durch Ochsen bewegen zu lassen. Es versteht sich wohl von selbst, daß man über den größeren mit der Anwendung von Ochsen im Vergleich mit dem Gebrauche der Pferde verknüpften Vortheil kein ganz allgemein gültiges Urtheil fällen kann, sondern daß die verschiedenen Localumstände dabei mit in Betracht zu ziehen sind. — Den Beschluß machen wieder Annonces und Décrets.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1814.

Riga.

Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, vorzüglich Liefland, Ehstland und Kurland. Bearbeitet in Verbindung mit einem Freunde der vaterländischen Naturkunde (W. CHR. FRIEBE). Herausgegeben von E. W. DRÜMPELMANN (ausübendem Arzte und Russ. Kaiserl. Kollegien-Assessor) 1811. sieben Hefte in Folio, jeder von 12 bis 30 S. Text und fünf schön gestochnen und ausgemahlten Kupfertafeln.

Wieder eins von den naturhistorischen Prachtwerken derjenigen Art, die colorirte Abbildungen von meist ganz bekannten und überdem schon sehr oft und sehr gut gestochnen Gegenständen liefern. Und doch kann es auch als solches sein Publicum unter den bemittelten Liebhabern, namentlich in den Provinzen finden, deren Fauna es beschreibt. Es gibt die Thiere ohne systematische Ordnung, so daß mancher Hest zugleich Säugethiere, Vögel, Amphibien und Insecten enthält; und diese Abwechslung gewährt wohl den Liebhabern, auf deren

Z (5)

Geschmack bey solchen Unternehmungen vorzüglichst Rücksicht genommen werden muß, die mehreste Unterhaltung; so wie anderseits durch eine systematische Uebersicht am Schluß des ganzen auch leicht für den wissenschaftlichen Gebrauch gesorgt werden kann. — Die sieben Hefte die wir anzeigen, enthalten drey Gattungen von Säugethieren, 19 von Vögeln, 9 von Amphibien und 49 von Insecten (unter den in Deutschland seltenen Thieren dieser letzten Classe auch den *Oniscus entomon*). — Für die Schönheit des Sticks bürgt schon der Name des in diesem Fache berühmten Künstlers, des Hofkupferstechers C. Susemihl in Darmstadt. Nur ist die Zeichnung zuweilen verfehlt, wie z. B. am gemeinen Salamander, dessen hartharte Haut durch ein seltsames Versehen schuppicht ausgefallen ist. Im Ganzen sind die abgebildeten Säugethiere, der Diber, Baum-Marder und Hamster am mindesten gelungen. Letzterer ist auch unrecht illuminirt; am Sauche Nußbraun, statt Kohlschwarz, was gerade den specifischen Character dieser Gattung macht. — So viel es das Format des Werks gestattet, sind die Thiere in Lebensgröße vorgestellt. — Die Beschreibung enthält manche eigene Bemerkungen der Verfasser, wie z. B. daß ein brauner Grasfrosch der eine Stunde lang in Weingeist scheintodt gelegen hatte, nachher im Wasser wieder vollkommen belebt ward; daß die Wassermolche sich nur in einem von zwey nahe bey einander gelegenen Fischleeren Zeichen aufhielten, und so oft welche davon in den andern versetzt wurden gleich wieder in jenen hinüber wanderten, ohne daß man die Ursache davon ausmitteln konnte; — daß eine Zimmerspinne die unversehens auf der Nase zerdrückt ward eine brennend-schmerzhaftige entzündungsartige Geschwulst verursachte, die sich nach dem Gebrauch von Umschlägen



doch erst am dritten Tage verlor u. dergl. m. —  
 Manches ist nicht genau und bestimmt genug aus-  
 gedrückt, so daß es Irrthum veranlassen könnte, wie  
 z. B. wenn vom Salamander gesagt wird: "statt  
 der Rippen befinden sich auf beiden Seiten große  
 Nerven, zwischen welchen sich Drüsen befinden ic." —  
 Hin und wieder sind auch die Nahmen der angeführ-  
 ten Schriftsteller entstellt, wie z. B. Schulze st.  
 Sulzer (der treffliche Verf. der meisterhaften Mo-  
 nographie vom Hamster), Ruith st. Kurry u. dergl. —  
 Wenn das Werk nun in günstigeren Zeiten, zumahl  
 bey den bemitteltern Liebhabern in den Russischen  
 Provinzen deren Fauna es begreift, neue Unter-  
 stützung zur raschern Fortsetzung hoffen läßt, so  
 würden wir dem Herausgeber rathen, zunächst die  
 interessanteren dort einheimischen und in Deutschland  
 minder bekannten Thiere folgen zu lassen, wie den  
 Bär, das Elenn u. dergl. m. und dazu die treff-  
 lichen aber auch wenig bekannten Arbeiten der frühern  
 Eur- und Livländischen Naturforscher, wie z. B.  
 des Goldinger Arztes J. G. Weygand, des ehr-  
 würdigen Reichsarchiaters J. Bernh. v. Fischer  
 u. a. zu benutzen.

### Nürnberg.

Bev Schrag: **Abhandlungen der phycalisch-  
 medicinischen Societät zu Erlangen.** Zwehter  
 Band, mit sechs Kupfertafeln. 1812. 336 Seiten  
 in Quart. — Auch unter dem Titel: **Neue Denk-  
 schriften der phycalisch-medicinischen Societät.**  
 Erster Band. Nach vorausgeschickter Liste der Mit-  
 glieder, und der Geschichte der Societät vom Jahre  
 1809—1812 folgen zwanzig Abhandlungen. Be-  
 schreibung der Köpfe eines Eschwaschen, abgebildet  
 auf der ersten Tafel; eines Marquellaners, zweyte  
 Tafel; und eines Americaners von der Insel Rodjak,

vom Kaiser. Ruffischen Hofrath Zienflam. — Beschreibung eines merkwürdigen diverticulum am Darmcanal, und Bemerkungen über die Höhlen der Tymus vom Dr. Luca. Beide Aufsätze sind schon für sich erschienen und an einem andern Orte angezeigt worden. — Fortgesetzte anatomische Wahrnehmungen vom Professor Dr. Fleischmann. Sie hängen mit denen im ersten Bande gegebenen zusammen. Bey einer verkrüppelten Weibsperson ging die Aorta rechts an der Wirbelsäule herab. An einer andern war bey gerader Säule doch die Aorta als ein Römisches S gekrümmt; die Ursache der Krümmung lag in einer Pulsadergeschwulst, gerade da, wo die Arterie durchs Zwerchfell geht. Beschreibung einer Varietät der rechten und linken arteria pudenda externa, und Abbildung auf der vierten Tafel. Dem Satze, daß auf der linken Seite häufiger mehrere Nierenschlagadern entspringen als auf der rechten, widerspricht der Verfasser durch mehrere Erfahrungen geleitet. Er sah an einem foetus die Nabelarterien vereinigt in den Mutterkuchen übergehen. Er verwirft die dysphagia lusoria ganz, und beweiset aus Gründen, daß der eigene Lauf der rechten Schlüsselbeinarterie die Ursache eines beschwerlichen Schlingens nicht seyn könne. — Ueber Stärke und Schwäche in dem Organismus, besonders im menschlichen vom Hofr. Hildebrandt. Er setzt vorzüglich die Verschiedenheit der Stärke und Schwäche fest, in Ansehung der Masse der Cohäsion und der Lebenskraft. — Ueber die Metamorphose des animalischen und vegetabilischen Lebens von Dr. Goldfuß. Er gibt die Resultate an, welche er aus seinen im ersten Bande erzählten Beobachtungen abgeleitet hat, und beweiset, daß Lebenskraft und lebensfähige Materie gegenseitig bedingt sind, daß die erste Gestalt

derselben die Kugelform sey, daß Pflanzen aus der Familie des Byssus der Tremellen Alven und Conserven bald in einander übergehen, also eine bloße Veränderung der Form, bald aber Thiere darstellen, die aufs neue sich in Pflanzen verwandeln, und demnach auf dieser untern Stufe Thiere und Pflanzen zusammen grenzen. — Beleuchtung einiger auf die gerichtliche Beurtheilung der Kopfverletzungen neugebohrner Kinder sich beziehenden Fragepuncte vom Rath und Prof. zu Wien Dr. W. J. Schmitt. Er erzählt zwey Geburtsfälle, die beweisen sollen, daß der gerichtliche Arzt im Urtheilen über solche Kopfverletzungen vorsichtig zu Werke gehen müsse, da letztere auch ohne absichtliche Gewaltthätigkeit von Seiten der Mutter erscheinen können. Der erste Fall besteht darin, daß nach einem Schläge auf den Bauch der Schwangeren nachher ein Kind geboren wurde, das aber gleich starb, und wo am linken Stirnbein sich ein beträchtlicher Eindruck zeigte (die fünfte Tafel erste Figur); als Folge des Stoßes, indem die Geburt an sich sehr leicht war. Im zweiten Fall währte die Geburt fast 24 Stunden bey einem fehlerhaften Stande des Kopfs und vorgefallener Nabelschnur. Unter den heftigsten Anstrengungen wurde das Kind endlich tod geboren. Man fand am linken Stirnbein einen beträchtlichen Bruch (die fünfte Tafel zweite Figur). — Drey Fälle von Arsenikvergiftung vom Dr. Bachmann. Sie sind wegen der behutsamen und sorgfältigen Verfahrungsart sehr lehrreich, erlauben hier aber keinen Auszug. Der zweite und dritte Fall, wo die Leichname mehrere Monate nach dem Tode aufgegraben wurden, bestätigen den Fäulniß widerstehenden Einfluß des Arsens, und das Verwandeln der Theile in Mumiensartige Verhärtung, und Talg- oder Käseartige Substanzveränderung. — Ueber gerichtlich medi-

einige Beurtheilung solcher Schädelverletzungen, welche durch Erschütterungen mittelst stumpfer Instrumente bewirkt werden, mit beygefüger sechster Tafel vom Dr. Bürlinger. Er dringt darauf, daß man auf die Form, Dicke und organische Textur des Schädels sehe. — Geschichte einer Selbstcastration von Epplin. — Ueber die Krankheiten des Pankreas, und insbesondere über die phthisis pancreatica, vom Dr. C. J. Harles. Da diese Abhandlung dem Publicum als ein eigenes Werk bereits mitgetheilt, und in diesen Blättern schon angezeigt ist, so bedarf sie hier bloß einer Erwähnung. — Von der Stuhlverhaltung als Symptom, und ihren nächsten Ursachen vom Dr. Hohnbaum. — Beschreibung einer merkwürdigen Ausartung der Gebärmutter und ihrer Eyerstöcke von Dr. Elsässer. Die Ovarien bildeten vorzüglich große Wasserblasen; der Uterus enthielt kleinere und größere scirröse in der Substanz befindliche Knoten, und runde mit einem grünlichen Serum angefüllte Bälge. Der Verf. äußert einige Vermuthungen über die noch so dunkle Entstehungart dieser Aftersorganisationen. Ihm scheint nach dem Aufhören des Monathesflusses, wo eigentlich die Lebensthätigkeit der Sexualorgane sinken sollte, letztere durch irgend einen im Körper entwickelten Stoff aufrecht erhalten zu werden, wodurch nach der individuellen Structur der Organe die eigenen Gebilde hervorgehen. — Ueber den Gebrauch des Arseniks gegen Wechselfieber und einige verwandte Krankheiten vom Hofr. Dr. Hofmann. Er vertheidigt die vorsichtige Anwendung dieses Mittels, und ist überzeugt, daß bloß ein fehlerhafter Gebrauch so großen Schaden nach sich ziehe; nur die möglichst kleinste Gabe sey heilsam. Seine Arsenikinktur hat mit der Fowlerschen die größte Aehnlichkeit. Er verbindet dieselbe, nachdem er die

materiellen Stoffe aus dem Darmcanal entfernt hat, mit tonischen Mitteln, und setzt zu 6 Unzen Wasser 80 Tropfen hinzu. Er wendete sie auch in andern periodischen Uebeln an als dem Hüftweh, Kopfweh und Epilepsie. — Mein Bandwurm eine Autopsographie vom Dr. Schreieder. — Ein Beytrag zur Kenntniß des Gesichtschmerzes vom Dr. Steinbuch. Er sagt, daß zwischen dem Gesichtschmerz, Zahnschmerz und Kopfweh noch keine sichere Grenzlinie gezogen sey, die uns in den Stand setze, diese dreyfache Form gehörig zu unterscheiden. Er erzählt drey Fälle von Zahnschmerz der heftigsten Art. In den beyden ersten zeigte sich die besondere Erscheinung, daß das Zahnfleisch über der leidenden Stelle mit einem hochröthlichen Saume eingefasst sey; und setzt hinzu, daß wenn er diesen bemerke, dabey die Zahl der Pulsschläge vermehrt sey, und der Schmerz in electricischen Schlägen durch den Kopf fahre, die antiphlogistische Methode vom größten Nutzen sey. Er heilte die Krankheit durch Salpeter. — Einige Bemerkungen über gewisse den Blutgefäßen zukommende Anomalien, nebst der Beobachtung eines fieberlosen morbus petechialis, vom Dr. Zimmermann. — Chemische Untersuchung einer arsenicalischen Substanz, die sich aus der weißen Schwefelsäure oder dem so genannten Englischen Vitriolöhle abgesetzt hatte vom Hofapotheker Wärens. — Ueber die Entwicklungsperioden des menschlichen Organismus, und die davon abhängigen Krankheitszustände von Prof. Senke. Der Verf. stellt Betrachtungen über die wichtigsten Krankheitszustände an, welche bey der Geburt des Kindes aus der Entwicklung mehrerer Organe hervorgehen. — Der Schlaf, vom Dr. Neumann. Er hält den stärkern Blutreiz aufs Gehirn und die Nerven für die Ursache des Schlafes.

## Berlin.

In der Nicolaischen Buchhandlung ist in diesem Jahre die fünfte Auflage von Mendelssohns Phädon erschienen, 246 S. in Octav, mit einer Einleitung des Herausgebers, Hrn. David Friedländer XXX S. Diese Einleitung erzählt genauer als der Verf. selbst in der Vorrede es gethan hat, die Entstehung dieser Schrift durch Veranlassungen des sel. Abbt, meist nach dem Briefwechsel der beiden Freunde. Auch ein Paar Zeilen an Nicolai, als eine Probe von der Handschrift des Verf., erhöhen den Werth dieser Ausgabe. Mendelssohns Andenken muß bey allen denen mit auszeichnender Liebe und Achtung verbunden seyn, die Scharfsinn in der Entwicklung und Anordnung philosophischer Lehren, Deutlichkeit und Anmuth der Einkleidung zu schätzen wissen. Und wenn in einer spätern Generation vielleicht mancher, der der Philosophie zu huldigen glaubt, eine Schrift kaum dem Titel nach kennt, die fast in alle Europäische Sprachen übersetzt worden ist, und für welche unter unsern besten Prosaikern nicht gar viele würdige Gegenstücke zu finden seyn möchten; wenn mancher, dem das Neueste für das Beste und Dunkelheit für Tiefsinn gilt, einer nähern Bekanntschaft sie nicht werth halten sollte, so ist es um so mehr Pflicht, darauf aufmerksam zu machen. Recensent hat daher sehr gern den Auftrag dieser Anzeige übernommen; und versichert, daß er diese Schrift, die er bey ihrer ersten Erscheinung (1767), in dem Wesentlichsten mit herzlicher Zustimmung, gelesen und benutzt hat, nach diesem langen Zeitverlaufe — in welchem ihm nichts von dem unbekannt blieb, was mit der Deutschen Philosophie merkwürdiges vorgieng — mit großem Vergnügen wieder gelesen hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1814.

Berlin und Stettin.

Bei Sr. Nicolai: Benedikt von Spinoza's Ethik, nebst den Briefen, welche sich auf die Gegenstände der Ethik beziehen. Aus dem Lateinischen übersezt von Sr. Wilh. Valent. Schmidt, Doctor der Philosophie. Erster Band, die Ethik enthaltend. 1812. 431 Seiten in Octav.

Eine Deutsche Uebersetzung dieses Spinozischen Hauptwerkes wird ohne Zweifel für manchen eine fremdende Erscheinung seyn; nicht für diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Deutschen Philosophie bekannt sind. Wir geben dem Uebersetzer zu, daß es dem nun herrschenden freyern Geiste der Untersuchung angemessen sey, auch den Spinoza anzuhören, ehe man ihn verurtheilt; ja, wenn er will, auch dieß, daß er einer der größten philosophischen Künstler (Vorrede S. VII) sey. Aber ob eine Verdeutschung eines solchen Buches ohne alle hier und da den Ungeübtern in der Prüfung zu Hülfe kommende, zurecht weisende Anmerkungen ausgegeben sey, das ist eine andere Frage. Recensent kennt sehr gut die hohe Meinung die in neuerer Zeit

vom Spinoza hat verbreitet werden wollen; er wird hier nicht in die Gründe derselben eingehen. Aber sein einer wiederholten Beleuchtung oft unterzogenes Urtheil ist immer dasselbe geblieben. Spinoza hat bey seinem künstlichen System im hohen Grade der zwey Hauptfehler sich schuldig gemacht, die so viele bey unstatthafter Anwendung der geometrischen Methode im Gebiete der Philosophie begangen haben; nämlich 1) auf willkührliche Erklärungen, Nominalbegriffe, zu bauen, und 2) vollständig aufklären, evident machen zu wollen, was die Natur des menschlichen Verstandes theils auf das innere Zeugniß des Bewußtseyns, ohne weiteres anzunehmen, z. B. das reelle Daseyn der Körperwelt, mehrerer Substanzen, den Unterschied zwischen denken und wollen; theils, wie einiges beym Forschen über metaphysische Freyheit und Grundverhältniß des abhängigen zum absoluten, als Geheimniß ehrerbietig zu respectiren befehlt. Wie die Verachtung dieser Grundgesetze des vernünftigen menschlichen Denkens sich selbst bestraft, bezeugt die Geschichte der Philosophie durch mehr als Eine Erfahrung. Aber Spinoza erlaubte sich außerdem auch noch bey den Anwendungen seiner vorher aufgestellten Sätze Freyheiten, die doch fürwahr mit den Vorschriften der Logik sich auf keine Weise vereinigen lassen. Man nehme nur gleich die seyn sollenden Beweise der beiden Hauptsätze, daß keine Substanz hervorgebracht werden könne, und daß es nur Eine Substanz gebe. Da heißt es erst *per substantiam intelligo — cuius conceptus non indiget conceptu alterius rei &c.* dieß kann in einem gewissen Sinne zugegeben werden, bezeichnend den Unterschied zwischen Substanz und Eigenschaften, z. B. Schönheit, Gesundheit, Gelehrsamkeit, Größe &c. die man sich nicht richtig vorstellen kann; ohne das



Subject zu wissen, dem sie zukommen sollen; da hingegen ein Mensch, ein Haus u. für sich allein vollständig denkbar sind. Nun aber beyrn Beweise, daß keine Substanz von der andern hervorgebracht werden könne, setzt er schlichtweg *cognitio* für *conceptus*; als ob Begriff und alle Kenntniß und Einsicht, die man von einer Sache haben kann, einerley wären. Wenn ich z. B. den Ursprung, Urheber, Zweck, kurz die bestimmenden Ursachen eines Gebäudes nicht kenne: so kann mir freylich manche sich darauf beziehende Frage unbeantwortlich, manche Beschaffenheit desselben unerklärlich, also meine Erkenntniß davon sehr mangelhaft seyn; ob ich gleich daselbe mir vollständig vorstellen, zeichnen, beschreiben, unterscheiden kann. Diese unstatthafte Verwechslung des Begriffs und der Erkenntniß mag wohl beyrn Spinoza daher gekommen seyn, daß in der reinen Mathematik alle Erkenntniß a priori, aus den Begriffen hervorgeht; dadurch wird aber die Procedur seines Systems nicht gerechtfertiget. Eine zweyte eben so unzulässige Veränderung erlaubt ich Spinoza bey dem andern Beweise, daß keine Substanz von der andern hervorgebracht werde; aus dem Grunde, quae res *nihil* inter se commune habent, earum una alterius causa esse non potest. Gut; nun aber der Satz, daß es nicht zwey Substanzen geben könne, quae *aliquid* inter se commune habent? Soll gegründet seyn in dem: Quae substantiae *diversa* attributa habentes *nihil* inter se commune habent; dieser, in der Definition der Substanz, daß sie für sich seyn und für sich müsse begriffen werden können, also *conceptus* unius *conceptum* alterius non involvit. Wäre sich denn hier die Frage abweisen: ob nicht mehrere Substanzen in einigen Eigenschaften verschieden. — so daß der Begriff der einen nicht im Begriffe der

andern liegt — in andern übereinstimmen können? oder kann man dieß leugnen, ohne Menschenverstand und Bewußtseyn zu verleugnen? Erwa, weil es dem Künstler beliebt hat, Prop. V. *natura* und *attributum* für einerley zu erklären? — Zu solchen Gegenbemerkungen findet sich durchweg reichlicher Stoff. Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, so sagt der Verf. in der Vorrede, daß nur durch die größte Wörtlichkeit der Sinn des Originals dargestellt werden könne, und daß er vergeblich nach neuern diesem entsprechenden Schulausdrücken gesucht habe. — Die Uebersetzung des Spinoza ist allerdings keine leichte Aufgabe; eben wegen des Schwankenden seiner Begriffe, der Vieldeutigkeit seiner Definitionen. Dieß zeigt sich sogleich bey dem Ausdrucke *modi*. Dieß Wort ist durch Arten, und *affectiones* durch Erregungen übersetzt; schwerlich verständlich für den der das Original nicht zur Seite hat. Zufällige Beschaffenheiten dürfte freylich im Spin. Systeme nicht gesagt werden; aber wohl außerwesentliche, oder wenn auch dieß bedenklich geschienen hätte, lieber das bereits übliche *Modificationen*, oder auch besser noch hie und da Weise statt des zu einem andern Hauptbegriffe bestimmten Ausdruckes Art. Prop. XXIII. ist so übersetzt: Alle Art (*omnis modus*) welche nothwendig und unendlich da ist, müßte nothwendig folgen entweder aus der absoluten Natur einer Eigenschaft Gottes, oder aus einer Eigenschaft die auf solche Art geartet ist, daß auch die erste Art nothwendig und unendlich da ist. — Recensent hat ein Exemplar des Originals vor sich, in welchem Leibniz manches beygeschrieben hat; bisweilen nur ein Wort, z. B. *subito*; oder *male ratiocinatur*; bisweilen eine förmliche Einwendung. Bey Prop. XXIII. steht: *Ubi talis modus? Quomodo absoluta Dei natura*

modificatur? Bey Prop. XXXIV. Schol. II. wo Sp. annimmt, Deum voluisse omnia, quae in suo intellectu sunt eadem illa perfectione, qua ipsa intelligit; und doch die Behauptung, Deum omnia sub ratione boni agere für absurd erklärt, hat Leibniz hingeschrieben: Ipse fatetur Deum agere sub ratione perfecti; ferner zu dem was folgt, si agit sub ratione boni, non subicitur fato. (Sehr richtig, wenn man nicht die Begriffe willkürlich verändert.) *Natura naturans* und *natura naturata* ist übersetzt lebendige und todte Natur. Besser wäre gewesen, gründende und begründete. Dieß kann hinreichen die Aufmerksamkeit, die diese Uebersetzung verdient, auch unsers Theils zu veranlassen.

### Landshut.

Bey Krüll: Ueber die angeborenen Fetthautgeschwülste und andere Bildungsfehler, mit zwey Abbildungen glücklich ausgerotteter monströser Lipome, von Ph. Jr. von Walther, Ritter, und Lehrer der Physiologie und Chirurgie an der Universität in Landshut. 1814. 36 S. in Folio.

Der uns hier mitgetheilte Fall verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit, und man muß dem Verfasser danken, daß er durch treue Abbildungen, die der pathologischen Anatomie noch sehr fehlen, diese Lücke ausgefüllt hat. Die Misbildung der Haut ist sehr monströs, und in dem hier vorhandenen Grade noch nie beschrieben. Die Abbildungen zeigen deutlich die Größe, den Umfang und Sitz der vielen Geschwülste. Am Bauche sieht man von den Brüsten bis zur Schamgegend viele größere und kleinere Auswüchse. Allein auf dem Rücken erscheinen sie in beträchtlicher Zahl und Größe. Sie fangen in der Gegend des dritten Rückenwirbels an, und erstrecken sich gegen das Gesäß herab.

Ueber dem linken Gefäß ist eine sehr starke Erhabenheit, allein die bedeutendste läuft vom rechten Gefäß an der Lende herab, und bildet seitwärts und nach vorn eine ungeheure Geschwulst über 1½ Pariser Fuß lang, und wenigstens 16 Pfund schwer. Die Haut, worauf alle Geschwülste sich befanden, war ganz degenerirt. Sie hatte eine schmutzig bräune Farbe, und war stark behaart. Das Maschenförmige Gewebe der unterliegenden Lederhaut gab diesen Stellen eine wie gestrikte Warzichte mit vielen kleinen Vertiefungen und Grübchen versehene Beschaffenheit. Die kleinen Geschwülste erschienen Halbkugelförmig, oder hingen schlaff herab. Der größte Sacl war teigicht anzufühlen, und man konnte ungleich angehäuften Fettmassen unterscheiden. Alle Geschwülste waren auf ihrer Grundfläche unbeweglich. An den obern und untern Extremitäten, am Nacken, selbst im Gesicht, wo übrigens die Haut gesund erschien, zeigten sich doch größere und kleinere Flecken, wo die Haut dieselbe ausgeartete Beschaffenheit hatte, braun ausfah, und mit Haaren besetzt war. Dieser Bildungsfehler war angeboren. Die Geschwülste nahmen im Laufe des Lebens allmählig zu, hielten aber nicht gleichen Schritt mit dem Wachsthum des Körpers, sondern vergrößerten sich erst dann sehr, nachdem im Wachsthum des Körpers ein Stillstand eingetreten war. Der Verf. hält diese Krankheit für eine Entartung der Haut und der Fetthaut. Erstere war einem Muttermahle ähnlich, nur durch die große Ausdehnung von einem gewöhnlichen Muttermahle verschieden. Die Haut hatte durch die Fettmassen hervorgetrieben eine sehr dünne Beschaffenheit, daher fiel ihre Maschenförmige Structur so deutlich in die Augen. Die Degeneration der Fetthaut bestand in der krankhaften Anhäufung eines nicht sehr dichten Fettes, und die Ge-

Geschwülste waren demnach lipomatöser Art. Der Verfasser belegt diesen Zustand mit dem Namen naevus maternus lipomatodes. Es wurde durch das Messer die größte Geschwulst so nahe als möglich an der Grundfläche weggenommen. Allein da bey der Entartung der Haut an keine Ersparung derselben zu denken war, so entstand eine enorm große Wundfläche. Bis zum ein- und zwanzigsten Tage ging die Heilung unter den gewöhnlichen Erscheinungen erwünscht von statten, worauf krampfartige Zufälle und heftige Convulsionen eintraten. Der Verfasser hielt sie für hysterischer Art. Außer dem Gebrauche zweckdienlicher Mittel wurde gegen diese Anfälle das Magnetisiren mit großem Nutzen angewendet, und die Heilung der Wunde ging dabey ungestört ihren Gang fort. Fast nach einem Jahre kam die geheilte Person zum Verfasser zurück, um sich die Geschwulst auf dem linken Gesäße wegnehmen zu lassen, wovon sie gleichfalls befreuet wurde. — Der Verfasser stellt nun eine Vergleichung dieses Krankheitsfalles mit ähnlichen in andern Schriften angegebenen an, und findet, daß wenn man die Fetthautgeschwülste gehörig durch eine Eintheilung bestimmen wolle, folgende Classification die beste sey. Entweder sind sie einfach, auf die Fetthaut allein beschränkt, nicht angebohren, unter der Haut beweglich, und in einer dünnen einfachen Membran eingeschlossen; oder Nävusartig, verbunden mit gleichzeitiger Entartung der Haut, angebohren, unbeweglich, mit der Lederhaut verwachsen, und ohne Einfassung mit einer dünnen Membran. Von beiden Arten unterscheidet sich die angebohrne allgemeine Fettigkeit, und darf zu den Lipomen nicht gezählt werden. Was die Entstehungsart dieser Krankheit betrifft, so glaubt der Verfasser, daß die partielle Anhäufung des Fettes, so wie überhaupt die allgemeine Obesität das Product des absoluten oder

relativen Uebergewichts des hydrogenirenden Processes an einer umschriebenen Hautstelle sey. Zum Schluß werden noch einige angebörne Bildungsfehler beschrieben, als das Verwachsen der Finger, wo gemeiniglich auch ein abnormer Bau der Theile statt hat; eine angebörne Verbildung des äußern Ohrs; sechs Zehen am linken Fuße eines neugebörnen Kindes; der Kopf eines wahren Monoculus.

### Gießen und Darmstadt.

Von Georg Fr. Heyer: Leichtes Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger, von Dr. Fr. Wilh. Dan. Snell, Prof. der Philosophie zu Gießen. Vierte verbesserte Auflage. 1813. 187 S. in Octav, und 5 Kupfertafeln.

Wenn es bey dem allerersten Unterrichte in der Geometrie gerade nicht so sehr darauf ankommt, diese Wissenschaft sogleich in der größten Strenge, und ganz rein oder abgesondert von allen practischen Anwendungen vorzutragen; wenn es vielmehr für nützlich gehalten wird, durch solche Anwendungen selbst baldmöglichst die Neugierde des Jünglings zu reizen, und ihm einen Geschmack für eine Wissenschaft beizubringen, die ihm bey ganz strenger Behandlung vielleicht zu trocken erscheinen möchte, so kann diese kleine Schrift neben einer großen Menge ähnlicher immer auch ihre Stelle behaupten, und zu dem allerersten Unterrichte auf Schulen wohl zum Grunde gelegt werden. Daß ihre Brauchbarkeit zu diesem Zwecke sich bewährt haben muß, erhellet aus dieser bereits vierten Auflage derselben. Ob jedoch die Trigonometrie, nach der Art, wie sie der Verf. hier vorgetragen hat, für den ersten Unterricht Vorzüge vor der gewöhnlichen elementaren Behandlung derselben haben möchte, das dürfen wir wohl mit Recht bezweifeln.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 23. Julius 1814.

Leipzig.

Dei Henrichs: Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta observationibus maxime litterariis distincta in usum praelectionum adumbravit *Christ. Gottlieb Hauhold*; J. D. et Prof. Lips. 1814. XVIII und 466 Seiten in gr. Octav.

Wenn ein Gelehrter, der, trotz allen Abhaltungen, in jeder neuen Erscheinung in seinem Fache Antheil nimmt, und, so sehr er selbst denkt, doch eben so empfänglich für fremde Ansichten ist, von seiner, wohl dreißig Jahre hindurch angehäuften, Belesenheit dem Publicum ein systematisch geordnetes Verzeichniß, so genau, daß oft die Seitenzahlen angegeben sind, und so vollständig, daß er auch Revisionen nicht übersteht, über einen der wichtigsten Theile seiner Wissenschaft vorlegt; so ist es wohl sehr natürlich, daß eine Menge Leser begierig darnach greifen, und daß, wenn auch nur mehrere Bogen davon vor einigen Jahren gedruckt gewesen sind, andere Schriftsteller das Ende nicht haben abwarten können, um dieses Buch anzuführen und zu

empfehlen. Alles dieses ist buchstäblich der Fall bey dem jetzt anzuzeigenden Lehrbuche des Herrn D. H. N. Haubold; und man braucht wohl nur den Nahmen zu nennen, um für das, was eben von dem Persönlichen des Verfassers gesagt worden ist, alles weiteren Beweises überhoben zu seyn. Die sechzehn ersten Bogen waren, eine beträchtliche Anzahl Cartons abgerechnet, schon vor beynah vier Jahren gedruckt, und auf diese beziehen sich denn fünf und vierzig Selten Zusätze und Verbesserungen.

Dagegen ist denn aber das Buch so sehr auf den mündlichen Vortrag berechnet, daß außer den sechzehn ersten Paragraphen Prolegomena, alles andere durchaus bloß Rubriken sind, und daß der Verfasser nie sagt, mit welchen von mehreren oft sehr entgegengesetzten Schriftstellern, die er bey einer Lehre anführt, seine eigene Meinung übereinstimme. Es wäre nun im höchsten Grade nicht nur ungerecht und undankbar, sondern gerade zu albern, ihm, wie neulich in einem ähnlichen Falle geschehen ist, Vorwürfe darüber machen zu wollen, daß er solche Räthsel aufgebe, ihn zu beschuldigen, er suche etwas darin, wenn er seine Leser auf die Folter spanne, ihm zu Gemüth zu führen, wie "redlich" andere Compendienfchreiber weit mehr von allem, was sie wissen, in ihrem gedruckten Leitfaden zum Besten geben, und nachdem man wohl gar den Argwohn geäußert hat, die Rücksicht auf seine Zuhörer sey nicht der wahre Grund dieser Zurückhaltung, auszuführen, ein Buch, das auf die Messe komme, sey nicht bloß für die Zuhörer, der Leser wolle doch wenigstens auch die eigene Meinung des Verfassers wissen u. s. w. — Vermünftige und billige Grundsätze zur Beurtheilung eines Lehrbuchs scheinen vielmehr folgende: Niemand ist schuldig, ein Lehrbuch drucken zu lassen; höchst nüt-



lich gewordene Lehrer haben gar keines gehabt, andere haben, was auf dasselbe hinauskommt, Zeit Lebens eines versprochen, oder aber sich mit einem fremden begnügt, aus welchem man sie doch gewiß nicht beurtheilen konnte. Wer nun aber dem Wunsche seiner Zeitgenossen: sprich, damit ich dich kenne, nachgibt oder zuvorkommt, der muß vor allem Uebrigen, wie jeder andere Schriftsteller auch, sich darnach beurtheilen lassen, ob er etwas Falsches sagt, was er billig besser wissen sollte, ob er wohl gar Sprachfehler begeht, ob er wesentliche Lehren, und zwar nicht etwa absichtlich, weil er sie anderswo selbst vorträgt, oder andern vorzutragen überläßt, sondern aus Unwissenheit, nicht hat, ob er andere einmischt, die nicht hierher gehören, ob er keine Ordnung zu beobachten im Stande ist, und mehr Dinge dieser Art. Ist es nun aber das Lehrbuch eines Schriftstellers, bey welchem, wie gewiß bey Hrn. O. H. Rath H., von solchen Fehlern gar nicht die Rede seyn kann, so hat man nun nur anzugeben, wie viel oder wie wenig von dem, was er nach seinem Plane mündlich vortragen muß, in seinem Buche steht, damit sich jeder Leser einer solchen Anzeige darnach selbst berechne, ob er das Buch brauchen kann, ohne das Collegium darüber zu hören, z. B. bey dem Collegium, welches er selbst lesen will, bey dem, welches er, aber nicht über dieses Buch, hört oder gehört hat, bey der Zusammenstellung und geordneten Uebersicht des Vielen oder Wenigen, was ihm hierher gehöriges auch nur gelegentlich geblieben ist, wenn man etwa bisher selten eigene Vorträge über den Gegenstand eines solchen Lehrbuchs gehalten hat. Der Beurtheiler mag wohl auch ausdrücklich bemerken, was er vermisst, in dem einen Buche die Büchertitel, in dem andern die Sätze selbst, und so wunderbarlich

es klingt, so mag er allenfalls jenes mehr bedauern, als dieses, denn dem mündlichen Vortrage kann die genaue Angabe von dem, was man in Deutschland nun einmahl Litteratur nennt, nicht ohne Unbequemlichkeit überlassen bleiben, sie muß im Buche selbst stehen, oder in einem andern, worauf sich dieses ein für allemahl bezieht, da hingegen die Begriffe und Sätze, sie seyen nun schon gedruckt oder nicht, doch auch mündlich entwickelt werden müssen; er mag Wünsche äußern, allenfalls auf die Gefahr hin, sich bey denkenden Lesern lächerlich zu machen, wenn er von einem Lehrbuche fordert, wozu, verhältnißmäßig ausgeführt, mehrere Folianten nöthig wären; nur herabsagen muß er den Verfasser darüber nicht wollen, daß dieser nicht ein größeres Buch geschrieben hat, denn man hatte ja überall kein Recht, ein Lehrbuch von ihm zu fordern.

Das gegenwärtige ist nun, wie es auch das: *observationibus maxime litterariis distincta* auf dem Titel sagt, und wie es die Vorrede wiederholt, hauptsächlich für die Bücherkenntniß sehr ausführlich, und Rec. zweifelt keinen Augenblick, daß nicht eine Menge Schriftsteller die Ihrige bald *sic placere*, bald *κατα ποδα*, bald *κατ' επιρονην* aus demselben nehmen werden; er selbst hat denn auch nicht übel Lust, das Register zu seiner Rechtsgeschichte mit auf dieses Werk seines gelehrten Freundes gehen zu lassen, wie dieß bey der Litteratgeschichte in Ansehung von dessen *Institutiones litterariae* geschehen ist, denn eine für die Leser wohlfeilere, den citirten Schriftsteller weniger plündernde, und den, der einem Buche gerne den Vorwurf macht, es stehe darin das nicht auch, was in andern stehe, mehr zum gänzlichen Verschweigen nöthigende Art, ein gleichzeitiges Werk zu benutzen, hat er bis jetzt

noch nicht ausfinden können. Eher kann es bedenklich scheinen, wie Herr D. H. G. H. selbst die Grenzen zwischen diesen seinen beiden Büchern, dem gegenwärtigen, und dem, wovon vor fünf Jahren der erste Band erschienen ist, ziehen wird, denn manches steht hier, was weit eher in der zweyten Haupttheil, den bibliographischen, der Institutiones litterariae gehörte, und Rec. möchte es fast für ein schlimmes Zeichen halten, der zweyte Band von diesen werde so bald nicht erscheinen. Sehr viele Bücher sind hier im Allgemeinen genannt, um mit einer besondern Sorgfalt die Ausgaben vollständig anzugeben. Dabey rühmt der Verf. die Veyträge zweyer Schriftsteller, die beide dafür bekannt sind, daß sie auf ihren Reisen viele seltene civilistische Bücher gesehen und gekauft haben, — voilà la ressemblance —, die aber sonst so ziemlich in jeder Rücksicht so sehr von einander verschieden sind, daß Rec. es unter die merkwürdigen Beispiele von durch Weglassung des Namens möglich gewordenen unglaublichen Mißgriffen, rechnen muß, wie vier eng gedruckte Bogen des Einen für ein Werk des Andern haben ausgegeben und angenommen werden können, — des Herrn Adv. Griesinger in Stuttgart und Savigny's. (Im Vorbengehen, daß dieser hier Savignius heißt und Beaufort doch Bellefortius, ist eine von den Ungleichförmigkeiten, die bey dem Gemische von alten und neuen Sprachen, in der Litterärsgeschichte nie ganz zu vermeiden sind, und dann ist es gerade die fünfte Art, diesen so merkwürdigen Nahmen im Lateinischen zu schreiben; die vier andern sind de Savigny, wie er selbst, Savigenius und Savinius, wie Cramer, und Sabinianus, wie Rec. nach einer etwas vollständigern Europa latina, denn die Stadt hieß bey den Römern Sabinianum.) Herr Adv. Gr. hat S. 26 genaue

Angaben der editio princeps von jedem Buche von Cujacii observationes beygetragen, Savigny aber S. 388. Nachrichten von den Exceptiones LL. Romanorum (ist dieß nicht ein Druckfehler?), deren einzige Ausgabe Rec. Irzig in das Jahr 1512 statt 1500 gesetzt hat, und die in dem Catalog der Handschriften zu Paris einem Petrus zugeschrieben werden. Bey beiden wären vielleicht, wie es bey dem Corpus legum geschehen ist, auch die Verleger oder Drucker zu nennen gewesen; was aber insbesondere die observationes betrifft, so hätte Rec. zwar wohl gewünscht, bey seiner Nachricht von den Werken des berühmtesten aller Civilisten eine solche genaue Angabe benutzen zu können, welche dort gewiß nicht außer dem Verhältnisse zum Ganzen gewesen wäre. Indessen weil er denn doch einen besondern Werth hat, die Genauigkeit von etwas Litterärhistorischem, was so gar genau seyn soll, zu prüfen, wenn es von Hrn. Adv. Hr. herrührt, so bemerkt er erstens, daß hier immer von 28 Büchern die Rede ist, statt daß die Freunde des Verstorbenen in ihrer bekannten Erklärung deren nur 27 erwähnen, ferner das R. Französische Privilegium nur drey und nicht vier nachgelassene libri observationum nennt, wie denn auch der Augenschein lehrt, da von dem 28ten nur ein ganz kleiner Anfang, gerade  $\frac{1}{8}$  des Ganzen, vorhanden ist; zweytens, daß, wenn gleich bey dem dritten Buche auf dem Titel steht 1557, dieß dem, was wir 1558 nennen, entspricht, denn damahls (bis 1563) waren in Frankreich die Monathe eines Jahres vor Ostern, und in diesen ist das Buch gedruckt, nicht, wie jetzt, die ersten sondern die letzten mit dieser Jahreszahl, sie gehörten also schon zu dem Jahre, welches, nach unserer Art, die folgende Zahl hat, und man muß dieß verbessern, gerade so wie es nöthig seyn kann, aus den Tagen des alten

Calenders die entsprechenden des neuen zu machen. Endlich zweifelt Rec. zwar keinen Augenblick daran, daß 1595 die bey dem Tode des Verf. noch nicht gedruckten Bücher, wie es hier heißt, einzeln und zwar in Octav erschienen sind, sie sind ja aber doch auch in demselben Jahre in den Opera quae de jure fecit et edi voluit, in Folio; erschienen, warum soll nun nothwendig jenes die erste Ausgabe seyn, zumahl da die Opera bey den in den Privilegien genannten also ohne Zweifel rechtmäßigen Verlegern (Marthe und Aubry demeurans à Frankfort) herausgekoumen sind, die drey nachgelassenen Bücher aber, in Octav, hier als zu Paris verlegt angegeben werden? Gesezt diese Octavausgabe sey kein Nachdruck, sondern eine einzelne ebenfalls rechtmäßige Ausgabe, die neben der allgemeinen der Opera besorgt wurde, so macht gerade das die Wichtigkeit des neuen Beitrags von Hrn. Adv. Gr. gar sehr zweifelhaft, denn wenn wir nun auch von ihm lernen, z. B. die Bücher 12. . 14. seyen gleich im ersten Jahre mit der zweyten Hälfte ad Africanum zusammen gedruckt gewesen, wer steht uns dafür, daß nicht in demselben Jahre derselbe Verleger sie auch einzeln mit einem eigenen Titelblatte und einer neuen Seitenzahl verkauft hat? Da bliebe alsdann nur die Angabe des Jahres übrig, und dieses mußte man ja schon ohne diesen Beitrag.

Daß Herr. O. W. H. seine jetzige Tabelle in Zukunft weiter ausführen möge, getraut sich Rec. um so eher laut zu wünschen, weil er versichern kann, daß dieß ohnehin die Absicht dieses Verlegers ist, und in so ferne weiß man nicht recht, soll man sich über den Gedanken setzen, es werde gewiß bald eine neue Ausgabe nöthig seyn, denn je eher diese erscheint, desto weniger kann man hoffen, daß der Verf. alsdann schon Mühe gefunden haben wird,

sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Jetzt kommen von ihm fast nur an zwey Stellen des Buchs Urtheils vor, und diese werden mit Sternchen ausgedrückt, im §. 16. von S. 9.. 28. bey dem apparatus litterarius, welche Bücher man schon auf der Universität brauchen soll, und dann im Register von S. 443.. 466, welche Kunstwörter nicht echt seyn. Wie sehr Rec. dem Verfasser für die Auszeichnung der letzten dankt, braucht nicht erst gesagt zu werden, zumahl da die Musterung viel genauer ist, als der erste Versuch dieser Art, welchen Rec. gemacht hat. Wie werden sich viele Leser wundern, daß delatio hereditatis und legitimatio im Corpus Juris nirgends vorkommt (von res fungibiles weiß man schon mehr), und wie hübsch wird es seyn, wenn von nun an dieß und so manches ähnliche recht oft gesagt wird! Bey einer vollständigen Ausarbeitung wird es denn aber wohl noch besser in das Buch selbst kommen, weil nicht jedermann, wenner das Buch liest, auch noch absichtlich im Register nachsieht und weil dieses wirklich gar zu kurz ist, um alles so genau anzugeben, als es wohl seyn sollte, wenn z. B. ein Wort zwar echt Römisch ist, aber in einem andern Sinne, als in welchem es die Scholastiker gebraucht haben, wozu denn noch kommt, daß die sonst mehr nur mechanische Arbeit des Registermachens oft einem Andern überlassen wird, der nur auf solche Feinheiten des Sprachgebrauchs nicht denkt. Nur Beispiele anzugeben, so ist hier das Wort consanguinitas gebrandmarkt: daß es im alten Rechte ein capitales Kunstwort war, weiß der Verf. so gut als irgend jemand; übersehtlich gerade Halbbrüder nur vom Vater her, wie bey den Römern (oder gar auch väterliche Ascendenten, wie bey einigen Deutschen Codisten) bedeutet es nicht. Jus in rem hat das Sternchen,

aber *jus in re* das ohne Sternchen seyn müßte, steht nicht da, auch nicht *jus ad rem* mit dem Sternchen. Das echte Kunstwort *jus personarum* und die unechten *jus rerum* und *jus actionum* fehlen. (Im Buche selbst steht S. 105 auch der Pluralis *jura rerum*.) Daß *praescriptio longissimi temporis* unecht sey, hat wohl der Verfasser zu bemerken vergessen.

Von dem Plane des Vortrags, worauf sich dieses Lehrbuch bezieht, spricht Rec. absichtlich zuletzt, und er würde diesen sonst so wesentlichen Punkt hier ganz übergehen, wenn man es ihm nicht etwa gar als böses Gewissen auslegen könnte, daß er nicht das Herz habe zu sagen, oder eigentlich doch nur: noch einmahl zu sagen, ein Mann, wie Haulbold, sey hierin ganz anderer Meinung als er. Es sind nun zwanzig Jahre, daß der Verfasser sich zuerst gegen die vom Rec. für das Römische Recht versuchte Ausführung der Keitmeierischen Methode, also der Verbindung der äußern und innern Rechtsgeschichte mit einander nach Uebersichten des Rechts am Ende gewisser Perioden erklärt hat. Seitdem ist er nun durch strenge Folgerung aus dem Grundsatz, daß jede Lehre einzeln von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten durchgeführt werden müsse, dahin gekommen, Rechtsgeschichte, Rechtsalterthümer und Institutionen in ein einziges Collegium. (Rec. weiß aber nicht, ob in ein einfaches oder ein doppeltes, und dieß ist doch ein großer Unterschied) zu verbinden. In der *Parag. generalis* (S. 29. . 161) ist hauptsächlich das, was sonst in der Rechtsgeschichte vorkam, abgehandelt, z. B. im dritten Buche (S. 40. . 80) de *causis juris* das Staatsrecht, im vierten Buche (S. 80. . 155) die Quellen, auch die einzelnen *leges*. (In Ansehung der *Senatus Consulta* verweist der Verf.

auf die Institutiones litterariae.) In der Pars specialis steht 1. Jus personarum (auch *Jus*, aber nicht *peculium*), 2. Jus rerum; 3. Jus obligationum, 4. Jus actionum und 5. Jus judiciorum privatorum. Dann noch ein sehr lehrreicher Anhang von zehn Seiten über die Aufnahme des Justinianischen Rechts im westlichen Europa, lehrreich durch die genauen, gewiß nicht bloß abgeschriebenem Verweisungen auf andere Bücher.

Hugo.

## Berlin.

Bei Christian Müller: Anfangsgründe der Geometrie als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik, bearbeitet von C. G. Zimmermann, Doctor der Philosophie und Prof. am Friedrichs Gymnasium. Zweite Auflage. 1813. Mit acht Kupfertafeln. 242 Seiten in Octav.

Dieses Lehrbuch hat sich in Rücksicht der darin herrschenden Deutlichkeit, und des bey der Bearbeitung desselben zum Grunde gelegten zweckmäßigen Planes bereits als sehr brauchbar zum Unterrichte in öffentlichen Anstalten empfohlen. Um Weitläufigkeiten und unnütze Wiederholungen bey dem Vortrage zu vermeiden, und den Anfänger auf einen Standpunkt zu versetzen, von welchem aus er das zu bearbeitende Feld am leichtesten übersehen kann, hat sich der Verfasser bemüht bey dem Anfange eines jeden Abschnitts, welcher eine neue Lehre behandelt, z. B. bey den Verhältnissen und Proportionen, bey der Lehre von den Lagen der Ebenen u. dergl. dem Schüler vorzüglich die Hauptbegriffe zu entwickeln, und die Ideen auszuheben, welche über den nächstfolgenden Vortrag das nöthige Licht verbreiten, um so dem Anfänger bald möglichst zum eigenen Nachdenken hinzuleiten, welches überhaupt



bey dem mathematischen Unterricht, wie bey jedem wissenschaftlichen, der erste Zweck seyn soll. Darum hat denn der Verf. in den Beweisen mancher Lehrsätze und Aufgaben öfters auch nur auf die Hauptmomente hingedeutet, und das ausführlichere Detail in der Niederschreibung des Beweises dem eigenen Nachdenken des Lernenden überlassen. Vorzüglich hat er sich bemüht in mehreren Beyspielen die Aufmerksamkeit der Schüler auch auf die analytische Methode der Alten, auf die geometrische Analysis hinzuleiten, welcher die Geometrie seit den ältesten Zeiten so vieles zu verdanken hat, ein Verfahren, welches man bey reiferer Kenntniß zwar am besten aus den Werken eines Theon, Pappus u. m. a. erlernt, wovon aber auch schon bey dem ersten Unterrichte in der Geometrie der nützlichste Gebrauch gemacht werden kann, den Scharfsinn des Schülers zu üben, indem man ihn lehrt, einen Satz synthetisch auszuführen, dessen Wahrheit auf dem analytischen Wege aufgefunden worden. Da bey fortgesetzter Übung der Schüler nach und nach auch eigene Untersuchungen gewöhnt werden muß, hat der Verf. jedem Abschnitte auch sehr zweckmäßig einige Lehrsätze und Aufgaben ohne Beweise und Aufstellungen beygefügt, welche leicht vermehrt, und unter Anweisung des Lehrers zu Privatarbeiten und häuslichen Beschäftigungen benützt werden könnten. Es bleibt dabei dem Lehrer überlassen, die Aufgabe nach den Fortschritten und Fähigkeiten seiner Schüler auszuwählen, ihnen den Inhalt derselben näher zu bestimmen, und sie wenn es nöthig ist, mit den dazu gehörigen Hülfsmitteln bekannt zu machen. Auf Anwendungen der Geometrie hat der Verf. zwar an mehreren Orten hingedeutet, jedoch ohne alles Detail, das dem Vortrage einer reinen Wissenschaft als nachtheilig angesehen werden könnte. Selbst Aufgaben welche Rechnungen betreffen, hat

er, als nicht zur reinen Geometrie gehörige Sätze, durch ein beigefügtes Zeichen (\*) unterschieden, welches auch bey solchen Erörterungen geschehen ist, welche von Anfängern bey dem ersten Gebrauche dieser Schrift einstweilen übergangen werden können, z. B. aus der gegebenen Seite eines regulären Polygons von  $n$  Seiten, die Seite eines Polygons von  $2n$  Seiten zu finden; ferner die Berechnung des annähernden Verhältnisses des Umfangs eines Kreises zum Durchmesser, wozu sich der Verf. der

Formel  $X = \frac{2aA}{a+x}$  bedient, in welcher  $a$ ,  $A$  die

Flächenräume zweyer ähnlichen in und um den Kreis beschriebenen Polygone,  $x (= \sqrt{Aa})$  und  $X$  aber die Flächenräume zweyer solcher Polygone von noch einmahl so viel Seiten bezeichnen, wodurch denn die immer mehr sich annähernden Gränzen zwischen denen die Kreisfläche selbst fallen muß, zweckmäßiger als auf andere bekannte Arten dargestellt werden können, aus welchen Gränzen denn ferner sehr leicht auch diejenigen für den Umfang des Kreises sich ergeben; wenn man den Halbmesser  $= 1$  setzt. Bey mehreren Gegenständen, deren umständlichere Ausführung hier nicht zweckmäßig gewesen seyn würde, hat der Verfasser litterarische Notizen gegeben, aus denen der weitere Unterricht geschöpft werden kann. Bey der neuen Ausgabe dieses Lehrbuchs hat er wenig abzuändern und hinzuzusetzen nöthig gefunden. In der That ist es auch wohl nicht rathsam, den wissenschaftlichen Unterricht auf Gymnasien so weit auszudehnen, daß die philosophischen Kenntnisse, welche dem Schüler gleich nothwendig sind, dadurch mit weniger Liebe betrieben, oder wohl gar vernachlässigt werden könnten.

Von eben diesem Verfasser ist uns auch eine neue Ausgabe von folgender Schrift gekommen:

Kurze Darstellung der sphärischen Trigonometrie mit einigen Anwendungen auf die Astronomie, Geographie und Feldmesskunst, für Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaften besonders für die höhern Classen des Werderischen Gymnasiums von C. G. Zimmermann, mit einer Vorrede von J. A. Eytelwein. 333 S. in Octav; mit 2 Kupfertafeln. Berlin bey Saalfeld 1810.

Wenn wir gleich mit dem Verf. nicht der Meinung seyn können, daß sphärische Trigonometrie ein Gegenstand des Unterrichts auf Gymnasien seyn müsse, in so fern es für jeden gebildeten Menschen ein Bedürfniß sey, sich mit der Einrichtung des Weltgebäudes bekannt zu machen, wenn er auch gleich nicht auf die wirkliche Kenntniß eines Astronomen Anspruch machen wolle; — vielmehr es unserer Bedünken nach vollkommen hinlänglich ist, wenn man den Schülern die vorzüglichsten Aufgaben aus der sphärischen Astronomie bloß durch Hilfe einer guten Himmelskugel zu versinnlichen und zu erläutern sucht, so darf doch diese Anleitung zur sphärischen Trigonometrie immer in so fern empfohlen werden, als sie die hieher gehörigen Lehren sehr deutlich und mit Erwägung aller zweydeutigen Fälle so gut zusammenfaßt, daß derjenige, dessen Studium es mit sich bringt, sich diese Lehren in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, durch diese Schrift vollkommen befriediget werden wird. Auch findet man darin Anwendungen auf Gegenstände der körperlichen Geometrie, z. B. die Berechnung der Seitenlinien regulärer Körper, ihrer Flächenwinkel, und was sonst bey ihrer Betrachtung vorkommen kann. Bey der gegenwärtigen zweyten ganz umgearbeiteten Ausgabe dieser Schrift ist die ebene Trigonometrie von der sphärischen ganz getrennt, und nur in einem Auszuge als eine besondere Abhandlung dem ganzen beygefügt worden.

## Paris.

Oeuvres d'Architecture de *Marie Joseph Peyre* ancien pensionnaire de l'Academie à Rome, nouvelle édition, augmentée d'un discours sur les monumens des anciens comparés aux nôtres, et sur leur maniere d'employer les colonnes. 27 S. Text. XXI Tafeln. Groß Folio. Und

## Ebendasselbst.

Projets d'Architecture par *Peyre* neveu l'un des architectes du Gouvernement. 6 S. Text. XIII Tafeln. 1812. Groß Folio.

Wir zeigen beide Werke aus Exemplaren an, welche, was wir dankbar erkennen, unser ehemaliger gelehrter Mitbürger der Herr *Danilefsky*, Russisch Kaiserl. Major und Ritter, nach seiner Rückkehr von Paris unsrer Universitäts Bibliothek zum Geschenke gemacht hat. Da das erste Werk nur eine neue Auflage eines im Jahre 1795 erschienenen ist, welches der Sohn des verstorbenen Verfassers besorgt hat, so kann in unsern Anzeigen nicht mehr die Rede davon seyn. Das einzige was wir bemerken wollen ist dieses, daß die neue Auflage mit einer Biographie des Künstlers vermehrt worden ist, welcher zu den wenigen Baumeistern gehört hat, die einen reinen und edlen Geschmack in der Französischen Architectur einzuführen bemüht gewesen sind.

In dem zweyten Werke findet man folgendes:  
I. Projet du Temple de la Gloire, sur l'emplacement de la nouvelle eglise de la Madaleine. Dieser Entwurf entstand durch das von Napoleon zu Posen am 2. December 1806 gegebene Decret, und erhielt das dritte Accessit. Pl. I-4. enthalten den Grundriß, Aufriß und die verschiedene Durchschnitte. II. Projet d'un Obelisque sur le terre

plein du Pont-neuf. Wieder eins von den vielen Monumenten der Ruhmsucht Napoleons, das er durch ein Decret vom 15. August 1809 zur Ehre der Französischen Nation wollte errichten lassen. Ueber den Mißbrauch der Obeliskten macht der Verf. eine feine Bemerkung: L'Obelisque, n'a été chez aucun peuple considéré comme monument triomphal; chez les Egyptiens il a été placé toujours devant les temples et plus souvent destiné, à recevoir des inscriptions hieroglyphiques qu'il ne l'était pour tout autre usage. Pl. 5 - 6. stellen den Grund- und Aufriß dar. Die Zierathen dieses Denkmahls verdienen ihres schlechten Geschmacks wegen kaum erwähnt zu werden. Auch enthalten sie beleidigende Anspielungen auf brave Völker, welche mit gleichem Recht solche Monumente errichten könnten.

III. Projet de Bains d'eaux minerales à proximité d'une grande ville. Auf Pl. 8 - 13 sieht man verschiedene Zeichnungen und Details, die auf die projectirten Bäder sich beziehen. Sie entstanden, als der Verf. das Unglück gehabt hatte, auf dem Landstige eines seiner Freunde ein Bein zu brechen, und vierzig Tage lang das Bette hüten mußte. Im Ganzen sind die Bäder der Alten sein Vorbild, jedoch umgeändert nach den Bedürfnissen unserer Zeiten und Sitten. Er hat große Versammlungssäle, abgefonderte Bäder für beide Geschlechter, Gärten, zwey große Gasthäuser, Remisen, ein Theater, eine Capelle, ein Lusthölzchen mit einem Caffehause, einen Billard- und Ballspiel-Saal und überhaupt alles angebracht, was die große und vornehme Welt an einem solchen Orte suchen und wünschen kann. Man sieht, daß der Verfasser die Ueberreste der alten Bäder aufmerksam studiert hat, allein seine Verzierungen haben nebst der Anordnung der Statuen etwas Kleinliches. Dahin rechnen wir ganz vorzüglich Pl. 11. Elevation du Batiment

principal, wo man in mehreren Arcaden, oder vielmehr in Nischen verschiedene Gruppen von Flüssen wahrnimmt, die einen mestinen Effect machen.

### Stuttgart und Tübingen.

Von J. G. Cotta: *Uebungen zum Uebersetzen aus der Deutschen in die Lateinische Sprache für Knaben von 9—12 Jahren.* Nebst einem Anhang, welcher nach den Regeln der Bröderischen Grammatik eine practische Anleitung zur Lateinischen Dichtkunst für Anfänger enthält. Von G. A. Werner. 1812. VI und 250 S. in Octav.

Der Verf., Lehrer an dem königlichen Gymnasium zu Stuttgart, hat sich durch mehrere Schriften, vorzüglich durch seine Anleitung zur Lateinischen Sprache und sein Griechisches Lesebuch für Anfänger, als gründlicher Humanist und Selbstdenker rühmlich bekannt gemacht. Auch gegenwärtige Sammlung von Exercitien zum Uebersetzen aus der Deutschen in die Lateinische Sprache kann Rec. allen Schulmännern als brauchbar empfehlen. Der Verf. hat mit Fleiß mehrere Regeln in ein einziges Thema zusammengefaßt, wodurch die Seelenkräfte der heranwachsenden Knaben in größere Thätigkeit gesetzt werden. Die Materien sind so gewählt, wie sie für das jugendliche Alter passen, und es ist nachahmungswerth, bei Erlernung der Sprache auch dem Herzen und dem Kopfe des Knaben eine zweckmäßige Nahrung zu geben. Der Anhang, welcher eine practische Anleitung zur Lateinischen Dichtkunst nach Bröder enthält, wird für Knaben, welche auch diesen Theil der Schulübungen zu treiben anfangen, ein nicht unbrauchbares Mittel zur Privat-Uebung seyn, und es kann ihnen nicht mehr schwer fallen, selbst einen Lateinischen Vers zu Stande zu bringen, wenn sie den Mechanismus nach dieser Anleitung erlernt haben werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 25. Julius 1814.

Paris.

Ben J. Schoell: Description des plantes rares cultivées à Malmaison et à Navarre. Par Aimé Bonpland. Tom. prem. Livr. 1. 2. 1813. Außer  $1\frac{1}{2}$  Bogen Titelblatt und Dedication, 8 Bogen Text mit fortlaufender Seitenzahl und 12 Tafeln mit farbigen Abdrücken in groß Folio. (Jede Lieferung zu 6 Tafeln und 4 Bogen Text ist mit einem Convolut von Pappe versehen.)

Nach Venezat's Tode bekam Herr Bonpland, durch die gemeinschaftliche Herausgabe der Humboldt'schen *Plantae Aequinoctiales* und einiger anderer botanischer Werke bereits von einer vortheilhaften Seite bekannt, von der kürzlich verstorbenen Kaiserinn Josephine die Direction über die Gärten zu Malmaison und Navarra, und wurde zugleich beauftragt, die Seltenheiten derselben in einem besondern Werke herauszugeben. Wir haben von diesem neuen Unternehmen unsern Lesern nur erst vorliegende zwey Lieferungen anzuzeigen, die als Kunstwerk betrachtet, ganz dem früheren, von Ven-

P (5)

tenat herausgegebenen Jardin de la Malmaison an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Bey der Fortsetzung — wenn durch die veränderten Zeitumstände das ganze Unternehmen vielleicht nicht schon in Strecken gerathen seyn sollte — wünschten wir indeß, daß Herr B. sich nur auf solche Gewächse beschränkte, die wirklich neu sind oder von denen wenigstens keine gute Abbildung vorhanden ist, um auch von dieser Seite seinem würdigen Vorgänger nicht nachzustehen. — Wir kommen nun zur näheren Anzeige der hier abgebildeten Pflanzen.

Erste Lieferung. Tab. 1. *Poonia Montana* (caule suffruticoso, foliis biternatis, subtus glaucis, parce hirtellis, foliolis terminalibus trifido-lobatis). Eine der beliebtesten Pflanzen, welche wegen der schwierigen Fortpflanzung selbst in England noch in sehr hohem Preise steht. Ihr Vaterland ist China, von woher sie zuerst 1794 durch Banks in England eingeführt wurde. Durch die Cultur haben sich mehrere Abarten erzeugt, von welchen Andrews in seinem Repository drey derselben unter arborea (welchen Namen die Pflanze gewöhnlich bey den Handlungsgärtnern führt), suffruticosa und papaveracea abgebildet hat. Der Verf. glaubt den Landesnamen, unter welchem sie Sims in dem Botan. Magazine anführt, beybehalten zu müssen. Die hier von Redouté (der auch die übrigen Zeichnungen besorgt hat) gegebene Vorstellung gehört zu den vorzüglichsten, welche in diesen beiden Lieferungen enthalten sind. Es ist eine gefüllte Abart, zu einer andern macht Herr B. in den Fortsetzungen Hoffnung. — Tab. 2. *Sida pulchella* (foliis oblongo-cordatis, acutis, crenatis; subtus pilis stellatis subtomentosis, supra pilosculis; racemis axillaribus, paucifloris, abbreviatis; capsulis biseriatis). Unter diesem Nah-



men kömmt diese strauchartige Sida in Willdenow's Enum. vor. Das Vaterland ist Neu-Holland. — Tab. 3. *Cactus speciosus*. Diese ausgezeichnete, nicht mit Willdenow's (Enum. suppl.) gleichnamiger zu verwechselnde, Art entdeckte der Verf. auf seiner Reise in Süd-America ohnweit Carthagena. Von *C. phyllanthus* und *alatus*, womit sie zunächst verwandt ist, unterscheidet sie Herr B. durch folgende Diagnose: *caulibus articulatis, compressis, foliaceis, serrato-repandis; floribus magnis, tubo inermi, squamuloso.* — Tab. 4. *Metrisederos saligna* Smith., bereits von Ventenat im Hort. Celsiano abgebildet. — Tab. 5. *Silene chloraefolia* Smith. Ic. plant. Herb. Linn. — Tab. 6. *Goodenia grandiflora*, gleichfalls schon von Sims im Botan. Magaz. und von Jacquin unter *appendiculata* abgebildet. Auch der Verf. ist der Meinung, daß man *Goodenia* besser der neuen, von Jussieu (Annal. du Museum. V. 18.) festgesetzten Familie, den *Lobeliacées*, zuzählen könne.

Die zweyte Lieferung enthält Tab. 7. die Vorstellung der ungemein schönen, von dem Verf. in Gesellschaft des Hrn. v. Humboldt in Mexico entdeckten, aber bereits aus Willdenow's Hortus Berol. bekannten, *Lobelia fulgens*. Beyläufig die Bemerkung, daß *Lobelia longiflora*, die Herr B. häufig in der Havannah wahrnahm, den Pferden, die davon fressen, tödtlich ist; von den Landeseinwohnern wird sie deßhalb *Prevanta-Cavalo* genannt. — Tab. 8. *Melaleuca chlorantha*. Mit diesem Nahmen glaubt Herr B. eine *Melaleuca* passender zu bezeichnen, welche mit *viridiflora* verwandt, und von Andrews in seinem Repository t. 676. unter *diosmaefolia* abgebildet ist. Sie unterscheidet sich, außer der Farbe der Blumen,

durch die gedrängter stehenden, mehr länglich-elliptischen und im jüngern Zustande fast dreyrrippigen Blätter. Tab. 9. *Poronia daurica* (besser *daurica*) Andr. Repos. t. 486, sehr nahe mit *humilis* verwandt. — Tab. 10 *Erica grandiflora* Linn., bekanntlich aus der Abtheilung der schöneren mit röhrigen Blumen versehenen Arten. Unter den bereits gegebenen Abbildungen möchte die des Hort. Kew. t. 8 doch wohl die vorzüglichste bleiben. Der Verf. hat den weit aussehenden Plan, in diesem Werke von allen verwandten Arten der röhrigblütigen Heiden, woran der Garten zu Navarra sehr reich ist, Abbildungen mitzutheilen; aber wir sehen nicht ein zu welchem Zweck, da fast von allen schon mehrere und zwar sehr gute Vorstellungen vorhanden sind. — Tab. 11. *Gompholobium furcellatum*, (aphyllum, canescens, ramulis setaceo-furcellatis; spicis paucifloris, calice reflexo). *Gompholobium* ist eine der neueren Neuholländischen Gattungen, wovon Smith in dem 4. B. der Linnean Transact. Nachricht mitgetheilt. Sie gehört zu den Papilionacien, wegen der getrennten Staubfäden muß sie aber in die zehnte Classe des Linné'schen Systems gebracht werden. Dem Verf. sind bereits zehn Arten dieser Gattung bekannt, die alle eine sorgfältige Cultur erfordern und sich sehr schwer fortpflanzen lassen. — Tab. 12. *Correa viridiflora* (foliis cordato-oblongis, stellatim hirsutis reflexis, subtus ferrugineis, subsessilibus floribus solitarie terminalibus, cernuis). Von der *C. alba* schon durch die Gestalt der Blumen sehr abweichend.

Schließlich bemerken wir noch, daß die umständlichen Beschreibungen des Verf. allen Forderungen in dieser Hinsicht entsprechen. Daß ihm aber, so wie den meisten Französischen Botanikern, das Talent abgeht, aus solchen Beschreibungen das

Characteristische, in Beziehung auf die verwandten Arten, in einer logisch-richtigen Differenz auszudrücken: das muß allerdings bey einer Nation aufpassen, die — (man vergl. Journal de Botanique. Paris, 1813. Janv. p. 38) — in dem alleinigen Besiz der wahren Philosophie der Botanik zu seyn glaubt.

### Leipzig.

Von Vogel: *Archiv für die alte und neue Kirchengeschichte*, herausgegeben von Dr. C. J. Stäudlin, Königl. Großbritannischem und Churf. Braunsch. Lüneb. Consist. Rathe und zweytem Professor der Theologie zu Göttingen, und Dr. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie zu Leipzig. 1ten Bandes 3tes Stück. 1814. Groß Octav.

Dieses Archiv hat in stürmischen, auch für Unternehmungen dieser Art schwierigen und gefährlichen Zeiten angefangen, sich erhalten, und tritt nun unter weit günstigeren, erfreulicheren und mehr versprechenden Umständen in seinem dritten Stücke hervor. Die gelehrte Communication unter den Ländern, die vorher für einander verschlossen waren, ist wieder hergestellt, und manche wichtige Actenstücke und Thatfachen, welche vorher zurückgehalten und verschwiegen werden mußten, können an das Licht treten. Das vorliegende Stück ist theils unter der Claverey, theils unter der Freyheit, theils im Kriege, theils im Frieden ausgeborn worden, und am Orte der Entscheidung an das Licht getreten, in den folgenden Stücken wird sich von selbst der Einfluß freyerer Mittheilung und Gemeinschaft in der gelehrten Welt zeigen. I. Ueber die Verwandtschaft der Lamaischen Religion mit der Christlichen von C. J. Stäudlin. Dieß ist nicht bloß Uebersetzung eines schon im Jahre 1808

herausgegebenen Programms, sondern neue Ausarbeitung desselben mit Benutzung mehrerer älterer, neuerer und neuester Nachrichten von den Gegenden, wo die Samaritanische Religion herrscht. Der Verf. wollte übrigens diese ungemein schwere Untersuchung nicht zu Ende bringen, sondern nur so weit fortführen, als die bis jetzt vorhandenen Quellen und Hülfsmittel gestatten, und hofft, daß sie durch neue Bemühungen und Forschungen der Reisenden und Reisebeschreiber, der Kenner Orientalischer Sprachen und Sachen, durch neue Urkunden und Denkmähler, die man entdecken und bekannt machen werde, mehr Licht gewinnen werde. II. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Samaritaner von Silvestre de Sacy. Diese schon bekannte Abhandlung wurde dem Hrn. C. N. Stäudlin von dem vortrefflichen Verfasser mit der ausdrücklichen Genehmigung, daß sie in dem Archive übersetzt erscheine, zugesandt. III. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des achtzehnten Jahrhunderts, abgefürzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von H. G. Tschirner, Fortsetzung und Beschluß. Man hat nun in dem Archive alles beisammen, was in der Gregoireschen Schrift für Deutschland neu und interessant ist, und noch dazu eine Reihe vergleichender und belehrender Anmerkungen. Was die in dieser Schrift zuletzt noch vorkommende Nachrichten über einige Jüdische und Muhammedanische Secten betrifft, so hat der Herr Prof. Rosenmüller sie auf Bitten des Verfassers dieser Uebersetzung und Abfürzung durchgelesen und gefunden, daß sich darin nichts Neues, dem Deutschen Gelehrten Unbekanntes finde. Sie sind daher hier unübersetzt geblieben. Statt dessen hat der gedachte Gelehrte die Bücher genannt, in welcher die erwähnten Secten gehauener und vollständiger, als von Gregoire, be-

geschrieben worden sind. IV. Briefe über den kirchlichen Zustand von Holland, nämlich im Anfange des 19ten Jahrhunderts, woben aber oft in den früheren Zustand zurückgegangen wird. Es sind 15 Briefe, deren Hauptgegenstände folgende sind: Allgemeine Uebersicht der kirchlichen Organisation. — Innere Verfassung der Gemeinen. — Einzelne Bekenntnisse: Reformirte, Remonstranten, Rheinburger, Herzjelders, Mennoniten, Christo sacrum, Streitigkeiten zwischen Reformirten und Remonstranten. — Katholiken, Jansenisten, Juden. — Theologische Streitschriften und religiöse Gesellschaften. — Religiöser Character der Holländer, besonders der Reformirten. — Bemühungen gegen den Indifferentismus, für religiöse Aufklärung des Volks, für Verbreitung des Pietismus. — Missionswesen. — Hülfsmittel zur Kenntniß der Holländischen Litteratur. — Geschichte der Kantischen Philosophie in Holland. — Studium der Philosophie. — Zustand der Exegese und Critik der Bibel, der Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte. — Haagische Gesellschaft. — Predigtwesen. — Religionsunterricht. — Am Ende ist in einer Tabelle eine Uebersicht der Reformirten, Lutherischen, Katholischen und Israelitischen Kirchen in Holland beigefügt. — S. 1 ist statt Siamtaos zu lesen: Siam, Laos, S. statt Paucin Rimboer, Paucin Rimboce und S. 131 statt Perponchen, Perponcher.

#### Heidelberg.

Von Jos. Engelmann: Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden. Von J. S. Knapp, Gräflich Erbach'schem Regierungsrathe. Mit einer

Karte und sieben Abbildungstafeln. XV und 256 S. in Octav.

Je weniger oder je dunkler die Geschichte über den Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden, wovon der Verf. handelt, sich äußert, und je mehr noch die Untersuchungen über die so genannten decumatischen Felder, und über die großen Römischen Verteidigungslinien, die unter dem Namen der Teufelsmauer, der Pfahlhecke und des Pfahlgrabens, von Pförring an der Donau bis ins Hohentobische, bekannt sind, zu wünschen übrig lassen, desto erfreulicher ist es, dem Freunde der Deutschen Vorwelt, so treffliche Beiträge zur Ergänzung jener Mängel liefern zu sehen, als der patriotische und kenntnißreiche Verf. uns hier geschenkt hat. Nur wenig war vorgearbeitet. Doch hatte Jos. Marquard und besonders Hanselmann (s. Göt. Anz. 1769. St. 125) manches geleistet. Aber am meisten hat der Herr Graf Franz zu Erbach, der als ein eben so enthu-  
 stastischer als geistreicher Freund und Kenner der Kunst und Alterthumskunde bekannt ist, zur Erweiterung dieser Kenntnisse gewirkt, und den Verf. zu diesen Untersuchungen veranlaßt. Die Gegend wird genau beschrieben. Die Römer besetzten sie meist mit der 22. Legion, und behaupteten sie lange, weil der Odenwald die Ebenen von der Bergstraße bis an den Rhein und von Darmstadt bis Frankfurt und Aschaffenburg beherrscht, also eine wichtige militärische Position darbot. Militärische Alterthümer, Gräber, Bäder, verschiedene Alterthümer theils Römischen, theils zweifelhaften Ursprungs, und historische Bemerkungen bilden die Ueberschriften der fünf Abschnitte, in welche der Verf. seine Materialien vertheilt, und somit ein wie für jeden Alterthumsfreund so besonders für die Bewohner des Odenwaldes interessantes Werkchen geliefert hat.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1814.

Halle.

Von Kenger: Hebräisches Elementarbuch, von Wilhelm Gesenius. Erster Theil. Hebräische Grammatik. 1813. XII und 202 Seiten in Octav.

Diese neue Hebräische Sprachlehre erscheint als Lesebuch für Schulen und Universitäten, zunächst für des Verfassers eigne Vorlesungen bestimmt. Er suchte ihr, bey möglichster Deconomie des Drucks, es nicht an einer gewissen Vollständigkeit fehlen zu lassen, um das Nachtragen und Dictiren vieler Regeln bey ihrem Gebrauch unndthig zu machen, da mehrjährige Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie die zum Unterricht der Anfänger gegebene Zeit ohne Vergleich zweckmäßiger auf Anwendung und Einübung einer zum Grunde gelegten Grammatik und fleißiges Lesen verwandt wird, als auf den dictirenden Vortrag von Regeln, der außer dem beträchtlichen Zeitverluste auch eine Menge unvermeidlicher Fehler herbeiführt. Wir halten diese Rechtfertigung für völlig entbehrlich, da nach unserem Gutachten dieser Versuch keineswegs die Gränzen eines Lehrbuchs, und die Befehle der compendiarischen Kürze überschreitet.

B (5)

Zur richtigen Würdigung dieses Werks und seiner Zwecke, nicht bloß der Erleichterung des Hebräischen Sprachunterrichts, sondern auch der Förderung des wissenschaftlichen grammatischen Studiums der Hebräischen Sprache zu nützen, bedarf es noch einer andern Bemerkung, die uns der Verf. am Schluß seiner Vorrede mittheilt. Er hatte Anfangs die Idee, eine Reihe von Anmerkungen und Zusätzen zu einer neuen Auflage von Vater's größerer Grammatik zu liefern, in welchen die Resultate seiner eigenen grammatischen Untersuchungen, und die dabey gemachten Beobachtungen niedergelegt werden sollten. Die Herausgabe dieses Werks wurde für jetzt durch die Zeitumstände unterbrochen; nichts desto weniger wird dieses Hinderniß für die Zukunft die Bearbeitung einer vollständigen und kritischen Hebräischen Sprachlehre durch unsern Verf. nicht zurückhalten, ein Versprechen, wofür Rec. im Nahmen aller Hebräischen Sprachfreunde danken darf, da schon dieser Abriss auf manche eigenthümliche grammatische Untersuchungen hinweist, die eine vollständige Sammlung aller noch zurückgebliebenen begierig erwarten lassen. Wer es weiß, was Formenlehre und Syntax noch für Berichtigungen und neue bessere Bestimmungen übrig lassen, erstere in der Bestimmung des richtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zu einander, in Ansehung ihrer grammatischen und etymologischen Ausbildung, letzterer sowohl im Allgemeinen, um den Grad der Urtheilskraft in der eigenthümlichen Verbindungsart der Begriffe, und damit den Geist der Sprechenden Nation selbst auszuforschen, als auch im Besondern, was die Vervollständigung und genauere Supplirung der einzelnen Redegesetze anbetrifft: der wird einer neuen kritischen Grammatik der Hebräischen Sprache von einem solchen, in diesem



Sache schon rühmlichst bekannten Herausgeber mit Verlangen entgegen sehen. Bey der Anzeig des vor uns liegenden Werks dürfen wir nur seine innere Oeconomie, und einige Beyspiele seiner Haupt-eigenheiten berühren. Einige Bemerkungen, die wir mittheilen, mögen dem Verf. die Aufmerksamkeit bezeugen, die wir auf das Studium desselben verwandten.

Als Einleitung machen einige allgemeine Betrachtungen über Semitische Sprachen überhaupt, und Hebräische Sprache, nebst ihrer Geschichte, insbesondere, den Anfang, S. 1. 2. Der erste Abschnitt handelt darauf von den Buchstaben, Vese- und Conzeichen, S. 3—10. Hier hätten wir nur die Vocalpuncte unserer abendländischen Vocalzeichen nicht nach Verschiedenheit der Länge und Kürze entgegengesetzt zu sehen gewünscht, da bekanntlich in mehreren Fällen nicht das verschiedene Zeitverhältniß allein, sondern wahre Verschiedenheit unter einerley Zeichen vereinigt sind. Man denke an die Laute Patach und Segol in den vocibus segolatis. Im zweyten Abschnitt werden die Eigenthümlichkeiten und Veränderungen der Buchstaben, die Lehre von der Sylbe und dem Tone vorgetragen S. 11—20. und damit die Zeichenlehre geschlossen. Besondern Dank wissen wir dem Verf. für die sowohl hier, als weiterhin zur Erläuterung und Parallelistung beigebrachten Beyspiele aus nicht Notgenländischen Sprachen; es ist zu bekannt, wie sehr dem Anfänger das Auffassen der durch so manches in Zeichen, Form und Zusammensetzung fremden Erscheinungen erleichtert wird, wenn er hier und da einem Merkmal begegnet, welches das Fremde mit dem schon Bekannten in Aehnlichkeit und Verwandtschaft bringt. Bisher glaubte man fast bloß die Semitischen Dialecte für diesen Zweck benutzen zu dürfen, wodurch

aber der erste Unterricht nicht erleichtert werden konnte.

Die Bemerkungen über Artikel und Pronomen eröffnen die Formenlehre, §. 21 — 26. die hier eine ganz neue Anordnung erhalten. Ganz hat es unsern Beyfall, daß diese Lehre der vom Nomen und Verbum vorangeschickt worden. Schröder fand es bekanntlich für hinreichend, nur das Verbum voranzuschicken, das Pronomen darauf folgen zu lassen; aber sehr richtig bemerkt unser Verf., daß dieser Abschnitt nicht nur den einfachsten, sondern auch denjenigen Redetheil betreffe, der bey der Bildung des Verbi, und so mancher anderer grammatischen Formen zu Grunde liege. Freylich ist der Natur der Sache nach in der Sprachentwicklung Nomen und Verbum früher da, als das Pronomen; allein der Grammatiker, der für den Unterricht arbeitet, hat das grammatische Sprachgebäude in seinem Zusammenhange, nicht wie es geworden, sondern wie es gegenwärtig ist, der Betrachtung vorzulegen; und demzufolge darf jeder Redetheil, sey er seiner Genesis nach auch viel später, dennoch früher aufgeführt werden, sobald in der fortlaufenden Sprachausbildung er nicht ohne Einfluß auf andere Formen und Erscheinungen geblieben ist. Wenn aber der Mangel der Geschlechtsunterscheidung bey der ersten Person des Personalpronomens daraus erklärt werden soll, daß S. 32 wahrscheinlich die erste Person gegenwärtig gedacht wurde, und nicht so einer Auszeichnung des Geschlechts bedurfte, als die angeordnete zweyte, oder abwesende dritte; so scheint der Verf. vergessen zu haben, daß ganz dieselbe Betrachtung bey der zweyten Person auch statt gefunden, aber hier dennoch die Geschlechtsdistinction nicht für unnöthig gehalten sey. Uns ist es immer wahrscheinlicher vorgekommen, den fehlenden Ges

schlechtsunterschied bey dem ersten Personalzeichen auf den Act des Sprechens selbst, als Ursache, zurückzuführen. Wer da sprach, unterschied sich eben dadurch hinreichend von denen, zu welchen er sprach, und bedurfte darum keiner nähern Bezeichnung. Schultens Kanon über den Gebrauch des Separatpronomen in Casibus obliquis ist S. 33 vom Verf. glücklich wieder in Erinnerung gebracht worden. Die Suffixa der zweyten Person werden sehr treffend aus der alten Form  $\text{ḥḥ}$ ,  $\text{ḥḥ}$ , nach der Analogie von  $\text{ḥḥ}$ , hergeleitet, wovon auch im Aethiopischen Spuren vorkommen. Der von Vater gebrauchte Nahmen von Pronominal-abstractiven für die Pronomina possessiva findet mit Recht keine Billigung S. 36.

Im vierten Abschnitt folgt die Lehre vom Verbum §. 27 – 69. Auch sie geht dem Unterricht über das Nomen voran, weil bey weitem die meisten Nomina vom Verbo abgeleitet sind, und eine Menge von Erscheinungen in Rücksicht auf Bedeutung und Flexion des Nomen weder vorgetragen, noch begriffen werden können, wenn nicht die Formation des Verbum vorausgegangen ist. Dergleichen Abänderungen in der herkömmlichen Methode beurkunden am besten die Selbstständigkeit des Forschers, und das gründliche Eindringen in die Natur der Sprache. Sie sind am bequemsten durch Lehrbücher einzuführen, da hier der Lehrer von keiner andern Autorität, als nur der seiner eigenen Einsicht abhängig, auch mit seiner Erfahrung allein für die Anwendbarkeit neuer Methoden zu stehen hat. Wir zweifeln nicht, daß dem Verf. die seinige bey dem Unterricht schon gute Dienste gethan habe. Auszeichnungswürth ist hier die genauere Bestimmung der beiden Futuralformen, wenn sie entweder mit dem *He paragodicum* verlängert, oder durch Zurück-

ziehung des Accentus auf Penultima verkürzt, erscheinen. Die erstere paragogische Form warnt der Verf. nicht mit der bedeutungslosen Anhängung des Nun paragogici zu verwechseln, für welches beides bekanntlich Storr nur die Euphonie als Erklärung anführen wollte. Sie scheint ihm aber, wie schon vielen ältern Grammatikern, die Bedeutung unseres Conjunctivus und Optativus zu haben, und in den Fällen gebraucht zu seyn, wo ein Entschluß, eine Ermunterung, auch eine Bitte oder ein Wunsch ausgedrückt werden sollte. Nec. muß gestehen, daß die vom Verf. selbst S. 52 bemerkte Erscheinung, nur selten dieß He an der zweiten, noch seltener an der dritten Person zu finden, ihm diesen Gebrauch etwas unsicher mache, da sich nicht absehen läßt, warum dieß Zeichen, wenn es diese Bedeutung hatte, nicht auch in diesen Fällen häufiger gebraucht seyn sollte, in welchen der Natur der Sache nach, ungleich häufiger solche Beziehungen vorkommen mußten. Dazu kommt noch, daß ein solches He parag. bey weiblichen Nominibus sehr oft in der poetischen Sprache gefunden wird, und zwar ebenfalls bedeutungslos (wie in לְיָהּ, לְיָהּ), wodurch man leicht auf gleiche Erklärung bey dieser Verlängerung an Verbis geführt werden möchte. Water's Urtheil bleibt daher wohl immer das sicherste: dieser Zusatz komme zu häufig vor, als daß der Gebrauch beständig einer bestimmten Absicht hätte entsprechen können. Bey einer Sprache, wie die Hebräische, deren grammatische Gesetze und Gebrauchsweise nicht aus freyer Beobachtung derselben in ihrem Leben, sondern größtentheils aus den wenigen Bruchstücken einzelner, aus verschiedenen Zeiten herkommender Schriftquellen, so wie aus den gehäuften Observationen zwar gelehrter, aber in der kritischen Auffassung einer ausgelesenen Mund-

art nur zu wenig geübter Sprachkennner bestimmt worden; bey einer solchen Sprache und der Auf-  
führung ihres grammatifchen Gebäudes darf man  
ja nicht vergeffen, das Sichere von dem Unichern  
ftets zu trennen, was bloß vermüthungsweise be-  
ftimmt werden kann, dem Gewiffen nicht an die  
Seite zu fetzen, was bloß in einzelnen Fällen ge-  
funden wird, und demnach der Sprache bloß in  
einer gewiffen Zeitperiode, bey einem gewiffen Schrift-  
fteller eigen gewesen feyn dürfte, nicht zur allge-  
meinen Regel zu erheben.

Die folgenden Abfchnitte vom Nomen §. 70—86,  
von den Partikeln §. 87—90, fo wie der Syntax  
nach feinen vier Hauptabtheilungen §. 91—127,  
enthalten noch manche eigene Bemerkungen, die  
den gelehrten Sprachforfcher intereffiren werden;  
uns aber des befchränkten Raums wegen anzuführen  
nicht erlaubt find. Mögen des Verfaffers Erwä-  
rungen in Anfehung des nützlichen Gebrauchs dieses  
neuen Lehrbuchs nicht ohne Erfolg bleiben.

### Wittenberg.

De productione brevium syllabarum caesurae-  
vi efferta in versu Graeco heroico maxime Ho-  
merico. Commentatio philologica, quam ampl.  
ph. ord. veni. d. 23. Apr. an. 1812. defendet *Franc.  
Spitzner*, AA. LL. Mag. et Lycei Viteberg. Con-  
rector. 45 Seiten in Quart.

Das Stadium der metrischen Kunst der Alten ist  
von solchem Umfange, und erheifcht so mancherley  
Untersuchungen, daß man einen jeden guten Beytrag  
mit Dank annehmen muß. Die vorliegende Schrift  
von Hrn. Spitzner verdient in dieser Art eine  
rühmliche Erwähnung. Sie hat sich freylich nur  
ein kleines Feld abgefest, und ein Feld, welches

manchem wohl geringfügig scheinen möchte; aber was sie sich vorgesetzt, ist verständig und gründlich abgehandelt. Es hat nämlich jeder, der nur etwas im Homer gelesen, bemerken können, daß häufig in den Hebungen des Hexameters, wo nach dem Gesetze des Rhythmus eigentlich allemahl eine lange Sylbe stehen sollte, häufig die kurze Endsylbe eines Wortes steht. Es fragt sich also, unter welchen Umständen dieses von dem Dichter zugelassen worden, und in wie fern dabey ein Gesetz zum Grunde liege. Hermann in der bekannten metrischen Abhandlung zum Orpheus hatte schon mehreres hierüber berührt; unser Verfasser wollte die Sache ausführlich betrachten. Vorerst ist klar, es kann hier nur drey verschiedene Fälle geben: entweder endigt ein Wort in der Basis sich auf einen kurzen Vocal, und das folgende Wort in der Basis fängt mit einem Consonans an; oder die kurze Endsylbe in arsi endigt sich auf einen Consonans, und das folgende Wort in thesi fängt mit einem Vocal an; oder endlich das erste endigt mit einem Vocal, und das zweyte fängt an mit einem Vocal. Diese Fälle werden nun abgehandelt, und die Vocale und Consonanten einzeln betrachtet, wobey sich sowohl in Beziehung auf diese als auf jene mehrere bemerkenswerthe Unterschiede ergeben. Was schon durch Hermann's Abhandlung bekannt war, erscheint hier vollständiger und bestimmter begränzt. Nächst dem folgt ein Anhang von dem Gebrauche der übrigen Epiker in dieser Rücksicht, wo der Verfasser ergänzt, was Hermann in jener Abhandlung nicht berührt hatte. Dabey werden mehrere gute Verbesserungen angebracht, so wie auch der ausgeführte Gebrauch des Homer dem Homerischen Critiker lieb seyn muß.

W.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1814.

Paris.

Journal des mines &c. Trente-Deuxième Volume second semestre 1812. (Nr. 187 - 192.) 480 Seiten.

Nr. 187. Description géologique, minéralogique et statistique des mines de fer de l'arrondissement de Prüm, dép. de la Sarre; par M. Timoléon Calmelet, I. e. ch. d. m. Die Lagerstätten des Eisensteins in der genannten Gegend gehören dem aufgeschwemmten Lande an und bieten keine ausgezeichnete geologische Merkwürdigkeiten dar. Theils liegt der Eisenstein in Körnerform im Sande, theils kommt er, als Brauneisenstein im Kalktuff vor, und scheint in diesem durch Infiltration gebildet worden zu seyn. Der Bergbau ist höchst unregelmäßig. — Notice sur le Gisement du Calcaire d'eau douce dans les départemens du Cher, de l'Allier et de la Nièvre. Par J. J. Omalus d'Halloy. Aus Gilberts Annalen (1813. 3.) bekannt. — Cuivre phosphaté cristallisé et Lamonite trouvés en Hongrie. — Sur les Moyens de pénétrer dans les lieux où l'air ne contient

X (6)

point de gaz oxygène. Die hier in Vorschlag gebrachten Mittel sind ganz gut ausgedacht, dürften aber in der Anwendung nicht minder große Schwierigkeiten und Hindernisse finden, als die früher von dem Hrn. v. Humboldt zu einem ähnlichen Zwecke angegebenen.

Nr. 188. *Aperçu général de la littérature minéralogique de l'Allemagne, en 1807, 1808, 1809, 1810 et 1811 suite.* Nach einer Deutschen und Französischen Aufführung der Titel ist ein kurzes Urtheil und zuweilen eine kurze Inhaltsanzeige geliefert. — *Description géologique, minéralogique et statistique des mines de fer de Lommersdorf, arrondissement de Prüm, dép. de la Sarre, par M. Timoléon Calmelet.* Weder in geologischer noch in bergmännischer Hinsicht von besonderem Interesse. — *Questions géologiques. Extrait du Journal minéralogique Américain. Nr. 1. 1810.* Nach Art der bekannten Saussureschen Fragen. — *Sur la Construction des Bords de Chaudières dont on fait usage dans les salines du royaume de Westphalie.* Die hier von dem Hrn. Léron de Villefosse mitgetheilte Kupfertafel ist ein verkleinerter Nachschick eines Steindruckes, den Recensent vor mehreren Jahren zur rislichen Darstellung der auf der Braunschweigischen Saline zu Schöningen und auf einigen Preussischen Salinen eingeführten Salzpflanzenborte aus Gußeisen, statt der bisher allgemein üblichen aus Salzpflanzenblech, in Cassel verfertigen ließ und dem Hrn. von Villefosse mittheilte. Die beigefügte kurze Erklärung ist eine Uebersetzung der auf dem Steinabdrucke befindlichen Deutschen. Erfinder dieser überaus vortheilhaften Einrichtung, ist der verewigte, um das Salinenwesen sehr verdiente, und auch als Chemiker vortheilhaft bekannte, Bergrath Abich, Recensent,



der sich vorbehält über diese Erfindung bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu reden, theilt absichtlich hier diese Notizen mit, da Herr v. Villoselle ihrer nicht gedenkt.

Nr. 189. Description des anciennes mines de plomb de Reischeid, dép. de la Sarre; par M. Timoléon Calmelet. — Mémoire sur la Chaux fluatée du Vésuve; par M. Monteiro. Eine höchst weitschweifige Untersuchung eines sehr bekannten und leicht zu erkennenden Mineralkörpers, dessen Vorkommen am Vesuv bisher unbekannt war. — Voyage à Genève et dans la vallée de Chamouny en Savoie; par M. C. X. Leschevin. Extrait par Gillet-Laumont. — Suite de la Description minéralogique du dép. de l'Isère; par M. Héricart de Thury. Diese fortgesetzte Beschreibung betrifft das Vorkommen des Gypses und die Gypsbrüche und Gypsbrennereyen in dem genannten Departement. — Notice sur la Soufrière de l'île de Montserrat; par N. Nugent. Aus den Abhandlungen der geologischen Societät zu London. — Annonces, Décrets.

Nr. 190. Notice sur les Tourbières des vallées d'Essonne et de Juine. Ein Auszug einer schon vor mehreren Jahren verfaßten Abhandlung. Zuerst eine kurze geologische Beschreibung der Thäler von Essonne und Juine; dann über die Qualität des daselbst stehenden Torfes, und über die verschiedenen Arten seiner Gewinnung. — Notice sur trois Louchets, pour l'extraction de la tourbe; par M. Gillet-Laumont. Beschreibung und Abbildung verschiedener, zweckmäßig construirter Werkzeuge, zur Gewinnung des unter Wasser stehenden Torfes. — Mémoires sur la poudre à Canon; par M. Proust. Auszüge aus Abhandlungen, die bereits aus dem Journal de physique bekannt und übrigens auch hier nicht ganz an der rechten Stelle sind. — Suite

de la description minéralogique du dép. de l'Isère; par M. *Héricart de Thury*. Ueber den Marmor dieses Departements. Es kommen darin Marmorarten des Ur- Uebergangs- und Flözgebirges vor. — Observations sur les Hydro-Sulfures; par M. *Thénard*. Ein Auszug aus den Annales de chimie Nr. 248.

Nr. 191. Mémoire sur la nature et le gisement du Pyroxène en roche, connu sous le nom de Lherzolithe; par *Johann de Charpentier* (Saxon). Der Verfasser, welcher mehrere Jahre in den Pyreneen lebte, liefert hier eine sehr instructive Beschreibung eines merkwürdigen Augitfelses, der in mehreren Gegenden dieser Gebirgskette mächtige stockförmige Lager in Urkalkstein bildet. Herr von Charpentier verfolgte ihn in einer Erstreckung von ungefähr 5000 Toisen, von dem Planet de Bernadouze bis zur passage d'Erce, westlich von dem étang de Lherz, wo der Augitfels den größeren Theil der Berge constituirte und eine Mächtigkeit von mehr denn 300 Toisen zu besitzen scheint. In dem Augitfesse findet sich ein dem Gadolinite sehr ähnliches, aber doch wesentlich von demselben verschiedenes Fossil, welchem Herr von Charpentier den Namen Picotit beylegt, zum Andenken an den um die Kunde der Pyreneen sehr verdienten *Herr Picot de Lapeyrouse*. — Mémoire sur la Gyrogönite; par M. *A. G. Desmarest* fils. Bereits durch *Gilberts Annalen der Physik* (1813. 3. S. 300) bekannt. — Notice sur une des espèces de minéral de Fer, réunies par plusieurs minéralogistes sous le nom de Fer argileux. Par M. *Collet-Descostils*, l. e. ch. d. m. Dieser interessante Aufsatz über die Eisenminerale, welche bisher durchgehends mit dem Thoneisenstein verwechselt wurden, die aber als Hauptbestandtheil kohlen-saures

Eisenorydul enthalten, siehe auch in den Annales de chimie, 1812. Nr. 251. — Sur les cristaux primitifs du carbonate calcaire, du bitterspath et du fer spathique, par M. W. H. Wollaston. Aus den Philosophical transactions von 1812 und auch in den Annales de chimie mitgetheilt. — Notice sur la mesure des angles des cristaux. Aus dem bekannten-trefflichen Werke von Haüy: Tableau comparatif des résultats de la Cristallographie et de l'Analyse chimique. — Suite des Mémoires sur la Poudre à Canon; par M. Proust. — Notice sur les fabriques d'aciers du dép. de l'Isère. Aus dem Moniteur Nr. 358.

Nr. 192. Note sur l'existence du Calcaire d'eau douce dans les départemens de Rome et de l'Ombrie, et dans le royaume de Wurtemberg; par J. J. Omalius d'Alloy. — Eine in diesem Aufsatze enthaltene, allgemeine Bemerkung über die Petrefacten des dichten, älteren Süßwasser-Kalksteins und des jüngeren Kalktufs verdient hier wörtlich mitgetheilt zu werden. "Il est bon de remarquer qu'ici comme ailleurs, malgré la liaison géographique qui existe entre l'ancien calcaire compacte d'eau douce, et le tuf ou nouveau calcaire concrétionné d'eau douce, leurs coquilles ne sont pas les mêmes: celles du tuf sont constamment les espèces actuelles, ce qui est d'accord avec la formation récente de ce dépôt, et avec les espèces de végétaux qu'on y rencontre; au contraire, les coquilles du calcaire compacte, quoique appartenant aux mêmes genres, sont toujours d'espèces différentes." — Essai sur la valeur des caractères physiques employés en minéralogie. Thèse soutenue devant la Faculté des Sciences de l'Université impériale par J. Pelletier. Am Schlusse dieses kleinen Auf-

sages theilt der Verfasser eine Uebersicht der Mineralkörper nach ihrer Eigenschaft die Electricität zu leiten, mit. — Notice sur quelques nouvelles Expériences qui ont été faites sur les bois et le charbon; par M. le Comte de Rumford. — Suite de la Description minéralogique du Département de l'Isère; par M. Héricart de Thury. Ueber den Rhonschiefer und die Rhonschieferbrüche des Departements; dann über den Zeichenschiefer und die Gewinnung desselben. Dieser Mineralkörper kommt dort im Steinkohlengebirge vor und wechselt ab mit Alaunschiefer. — Sur le Sulfite de Cuivre; par M. Chevreul; au. dem Nouveau Bull. d. Sc. und auch schon durch die Annales de chimie bekannt. — Den Schluß dieses Jahrganges macht wie gewöhnlich ein doppeltes Register.

Bei dem Ueberblicke des hier kurz mitgetheilten Inhaltes des 31sten und 32sten Bandes vom Journal des mines, wird Recensent zu folgenden Bemerkungen veranlaßt: 1) daß diese schätzbare Zeitschrift ihrem Zwecke unstreitig noch ungleich vollkommner entsprechen würde, wenn sie neben den vielen, bloß theoretischen oder die bergmännischen Hülfswissenschaften betreffenden Aufsätzen, eine größere Anzahl auf die Ausübung des Berg- und Hüttenwesens sich beziehender Arbeiten darböte; 2) daß dagegen weit zweckmäßiger manche, kurze Auszüge aus bekannten Schriften, manche bereits durch andere französische Zeitschriften bekannt gewordene und oftmahls sogar für das Journal des mines gar nicht geeignete Aufsätze, weggelassen werden könnten. —

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch auch einer mit dem Journal des mines, in Verbindung stehenden und den Gebrauch desselben ungemein erleichternden Schrift mit wenigen Zeilen gedenken, welche

im Jahre 1813 zu Paris erschienen ist, unter dem Titel:

*Table analytique des Matières contenues dans les XXVIII premiers Volumes du Journal des Mines; dédiée à M. le Conseiller d'état, Directeur général des mines; par M. P. X. Leschevin, membre des Acad. de Dijon etc.*  
628 Seiten in Octav.

Herr Leschevin, der auch schon durch andere literarische Arbeiten rühmlich bekannt ist, verdient den Dank des Bergmännischen und Mineralogischen Publicums für die höchst mühsame Ausarbeitung dieses Repertoriums des Journal des mines. Was die Einrichtung desselben betrifft, so erklärt sich darüber der Verfasser ausführlich in der Vorrede. Das Repertorium ist nach den Hauptgegenständen alphabetisch geordnet, aber in jedem Artikel folgen die demselben untergeordneten Gegenstände in einer natürlichen Ordnung auf einander. Ein Buch dieser Art läßt sich nur dann richtig beurtheilen, wenn man eine Zeit lang fleißigen Gebrauch davon gemacht hat. Recensent, der jenes Repertorium schon seit geraumer Zeit zum Nachschlagen benutzt hat, kann bezeugen, daß ihm gewissenhafte Genauigkeit und Vollständigkeit im hohen Grade eigen sind, und darf dasselbe daher einem Jeden empfehlen, der von dem Journal des mines häufigen Gebrauch macht.

### Nürnberg.

Von J. L. Schrag: PHIL. CAVOLINI'S Abhandlungen über Pflanzenthiere des Mittelmeers. Aus dem Italiänischen übersetzt von WILH. SPRENGEL, Mitglied der Naturf. Gesellschaft in Halle, und herausgegeben von KURT SPRENGEL, Prof. der Medicin und Botanik in Halle. 1813.  
131 Seiten in groß Quart, mit 9 Kupfertafeln.

Die Urschrift dieses durchaus classischen Werks, die schon vor fast dreßzig Jahren zu Neapel erschienen, und auch gleich damahls in unsern Blättern angezeigt worden, ist doch dießseits der Alpen nur in weniger Naturforscher Hände, folglich auch ihr reicher Gehalt noch lange nicht genug in Umlauf gekommen; und es ist ein wahres Verdienst, was sich der Uebersetzer, ein Sohn des berühmten Hallischen Lehrers, durch die längst gewünschte Deutsche Ausgabe dieser trefflichen *Memorie per servire alla storia de' polipi marini* um die Naturgeschichte erworben, die durch den unermüdbaren Eifer, womit der verstorbene Verfasser die Physiologie so mancher Gattungen von Corallenartigen Pflanzenthieren des Mitteländischen Meers ergründet hat, in diesem wichtigen und bis dahin noch so dunkeln Theile der Zoologie ausnehmend aufgeklärt worden. Ueberhaupt aber beschränkt sich die Brauchbarkeit des lehrreichen Werkes bey weitem nicht bloß auf die Geschichte der darin beschriebenen Gattungen; sondern erhält ein weit allgemeineres Interesse durch den vielseitigen Aufschluß den es über die Oeconomie der Pflanzenthiere im Allgemeinen, und namentlich über die Analogie oder Verschiedenheit zwischen den Einwohnern der Corallen und den Armpolypen unsrer süßen Gewässer gibt. — Die sorgfältige Uebersetzung hat durch erläuternde Anmerkungen und selbst durch einen Zuwachs auf den meisterhaft nachgestochenen Kupfertafeln noch Vorzüge vor dem Originale selbst; und der Buchhandlung gereicht es zur Ehre, daß sie sich dem Verlage eines ansehnlichen Kupferwerks unter den zu solchen Unternehmungen gar nicht aufmunternden Zeitumständen des vorigen Jahres unterzogen, und es auch im Außern so anständig ausgestartet hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 30. Julius 1814.

Leipzig.

Ben J. E. Hinrichs: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem Prager Frieden bis auf unsere Zeiten*, von Dr. Ch. K. Weiße, Oberhofgerichtsrath u. ordentl. Professor des Rechts zu Leipzig. Dritter Band. Außer dem Inhalts-Verzeichnisse 252 Seiten. 1812. in Octav. — Auch unter dem Titel: *Geschichte der Churfürstlichen Staaten*, von Dr. Ch. K. Weiße. Siebenter Band.

Der Rec. hat, bey Gelegenheit der Anzeigen der erstern Bände dieses in mancher Beziehung schätzbaren Werks (G. g. A. 1809. S. 1229. 1811. S. 1257) von dem Geiste, worin es verfaßt ist, Auskunft gegeben; derselbe Ton, die gleiche Weise ist auch in diesem Bande beybehalten worden. Im Urtheilen ungemein mäßig, hält sich dessen Verfasser allein an die Thatfachen, an die Erscheinungen, an das Gesetz, den gefaßten Beschluß, welches alles mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit gegeben wird, also daß das Buch, als ein chronologisches Repertorium der öffentl. Angelegenheiten Sachsens vor Allen mit Nutzen gebraucht werden kann. Das Persönliche bleibt entfernt; die Menschen, welchen etwa das Verdienstliche bey dem Vorschlage oder der Ausführung

B (6)

bezumessen, welchen ein Vorwurf gemacht werden könnte, lernt man nicht näher kennen: nur das Resultat wird mitgetheilt. In den Verhandlungen zwischen der Regierung und den Ständen, erfährt man den Inhalt der gewechselten Schriften, den endlichen Schluß: den Geist, der beide, als Massen, beseelt, lernt man kennen; nicht die Einzelnen, nicht ihre Motive. Zufolge dieses einmahl gewählten Verfahrens, das wenigstens zum Theil bey der Behandlung der neuesten Geschichte das einzige seyn mochte, welches dem B. als Unterthan zu wählen blieb, muß ihm der Reiz abgehen, der bey einer andern Behandlung nicht gefehlt haben würde. So findet man z. B. von dem um das Land so hoch verdienten Cabinets-Minister v. Gutschmid nichts weiter im Texte erwähnt, als daß (S. 19) Churfürst Friedrich August III. von ihm einen vortreflichen Unterricht in den Staatswissenschaften erhalten, und ihm nachmahls sein vorzüglichstes Vertrauen geschenkt habe. Nur in einer Anmerkung bleibt, zufolge der Deconomie des Ganzen, ein Platz um noch folgende Worte beyzufügen: Geboren zu Köhren bey Cottbus in der Niederlausitz, studierte er Theologie zu Halle, begleitete darauf als Führer einen Herrn v. Wieth nach Leipzig, wofelbst er sich dem Studium der Rechte ergab, als Lehrer derselben und als Sachwalter sich auszeichnend, ward er im J. 1758 als Hof- und Justizrath auch geheimer Referendar nach Dresden berufen, darauf bey den Hubertsburger Friedensunterhandlungen gebraucht, kehrte nach deren Beendigung auf einige Zeit nach Leipzig zurück, wofelbst er die Stelle eines Burgemeisters begleitete, aber schon am Ende desselben Jahrs 1763 vom Churfürsten Friedrich Christian, als Lehrer seines ältesten Prinzen, besonders im Natur- und Staatsrecht, berufen, ward er drey Jahre darauf als Vicekanzler der Landesregierung, im J. 1770 als Conferenzminister,



nachher als Cabinetsminister angestellt, welches Amt er bis zu seinem Tode im J. 1799 versah. — Dieß ist alles; kaum, daß hier oder da anderer verdienten Männer Name genannt wird, selbst des vortrefflichen Fürsten Gefinnung lernt man zwar im Ganzen, sehr selten aber oder nie dessen besondere Einwirkung im Einzelnen kennen.

Der Eindruck, den das Lesen dieser Regierungsgeschichte auf uns gemacht hat, ist dieser. Erfreulich ist der Anblick eines wohlwollenden, nach Einsicht und Erkenntniß thätigen Fürsten; einer Landschaft, die zu manchem Guten und Schönen mitzuwirken, und die bestehende ständische Freyheit aufrecht zu erhalten sich bestrebt. Was durch solche Bemühungen zur Abtragung der Schulden, zu Erhaltung des Credits, auch sonst Rühmliches geschehen, ist im Allgemeinen bekannt; einiges Einzelne soll nachher erwähnt werden. In aller Andenken ist, welche rühmliche Erklärung der souverain gewordene König den Ständen, wegen Aufrechts-erhaltung der freyen Verfassung und löblicher Gewohnheiten gab, trotz aller Anhänglichkeit an das neue politische System, das sich ihm von mehreren Seiten empfahl; während andere, ohne mehr als er genöthigt zu seyn, ein fremdes Gesetzbuch aufnahmen, um dem Gewaltigen den Hof zu machen, und aus reiner Liebe zur Willkür die bisherige ständische Verfassung aufhoben, ohne etwas Besseres an die Stelle des etwa Mangelhaften zu setzen. So zeigt sich in Sachsen rühmliche Anhänglichkeit an alte von den Vätern ererbte Weise, doch wird auch Neueres und Vollkommneres ohne Geräusch, mit viel Besonnenheit und Vorsicht eingeführt. Wie löblich dieß nun ist, so scheint es gleichwohl auch, daß Regierung und Stände das Gemeinwesen gar zu sehr aus einem juristischen Gesichtspuncte betrachten, als ein nur aus wohlverordneten Rechten zusammengesetztes

Ganzes; wo ein solches rechtliches Herkommen dem Nouern und Bessern im Wege steht (ob wohl etwa noch recht gut bekannt ist, wie sich dieß oder das eingeschlichen habe), da wagen Regierung und Stände nicht leicht die Hand anzulegen: dieses Herkommen entscheidet Alles im Allem: gleichsam als wenn für die Gesetzgebung keine andere Norm gelte, und sie durch Verjährung für immer gebunden wäre. So z. B. wird (S. 113) ein Decret mitgetheilt, wodurch den höchsten Gerichtshöfen untersagt wird, die Gerichtsherrn an der von ihnen für nöthig befundenen Zurücknahme des ihren Gerichtshaltern ertheilten Auftrags zu hindern, da sie (die Gerichtshöfe) dazu bisher nicht befugt gewesen; diese Vorschrift aber und anderes, was, so viel wir wissen, später in Bezug auf die Patrimonialgerichte erfolgt ist, streitet mit allen in Europa verbreiteten Ideen über eine bessere Rechtspflege. Jenes Rescript ward vom Churfürsten auf Ansuchen der Ritterschaft, am 20. März des J. 1805 erlassen, von dieser Ritterschaft aber erschienen damahls nur noch 70-80 Personen auf den Landtagen, da noch im J. 1728. 234 sich daselbst einfanden. Als aber die Ritterschaft selbst auch durch den engern Ausschuß bey dem Churfürsten darauf antrug, die erforderlichen Ahnen um Landtagsfähig zu seyn, von acht auf vier herabzusetzen, oder die Ahnenprobe von mütterlicher Seite ganz aufzugeben, und sich mit einem hundertjährigen Familien-Adel von väterlicher Seite zu begnügen, weil nur noch so wenige fähig seyen zu erscheinen, daß der Geschäftsgang darunter leide und die Ausschüsse nicht gehörig besetzt werden könnten: so erfolgte ein Rescript des Inhalts, „daß alle Inhaber neu-schriftfäßiger Rittergüter, die bis mit dem J. 1804 diese Eigenschaft erlangt, mit Ritterpferden verdient werden und zu den ritterschaftlichen praestandis einen Beytrag geleistet, auf den Landtag berufen

werden, auch die Landtagsauslösung genießen sollten, wenn sie sonst für ihre Person auf dem Landtage zu erscheinen sich qualifizirten:" d. h. wenn sie acht Ahnen bewiesen, wodurch denn wenig oder nichts gewonnen war. Hieraus scheint sich zu ergeben, daß eine allzugroße Verehrung für den unbefleckten Adel, und dessen eben jetzt bestehende Rechtsame, die aus politischen Gründen nicht eben alle zu vertheidigen sind, und deren allmähliche Entstehung sich historisch nachweisen läßt, weil solche Vorrechte in früherer Zeit nicht gewesen: daß diese allzu weit getriebene Verehrung für solche Einrichtung in der Gesinnung des Fürsten oder der seiner vertrautesten Räte liege: denn die Ritterschaft und die übrigen Stände schienen ungern das Zusammenschmelzen des vorzüglichsten Theils der Landschaft auf immer weniger Glieder zu tragen. Nicht besser ging es mit einer andern Angelegenheit. Die Städte drangen in den letzten zwanzig Jahren immer mehr auf die Aufhebung der Steuerbefreyung des Adels, aber sie konnten nicht zu ihrem Ziel gelangen, wenigstens während der Zeit nicht, welche diese Geschichte umfaßt. Was später erfolgt, ist nicht unbekannt.

Soll zwischen einem willkürlichen, blinden *respi. seu* und einem starren Stehenbleiben bey dem, was einmahl herkömmlich und durch eine Verjährung im Politischen besteht, gewählt werden, so mag man aus Liebe zur Ordnung oder aus Furcht vor der Auflösung von Allem, woran die theuersten Interessen geknüpft sind, für das Letzte sich zu erklären geneigt fühlen, und auf die Bestimmung derer, die etwas zu verlieren haben, rechnen können: allein man muß doch auch die Verührung der Grenzen des Entgegengesetzten nicht vergessen, und bedenken, daß ein solches nicht zu rechtfertigendes Beharren bey dem Ueblichen gerade zum Unsurz des Ganzen führen kann. Den eben vorliegenden Fall re-

tig zu beurtheilen, dazu wird oft ein nicht gemeiner Verstand vorausgesetzt; es mag zuweilen eine nicht geringe Unterscheidungsgabe erforderlich seyn, um das, was zu den Wünschen der Bessern gehört, von dem zu trennen, was das Privat-Interesse, oder der große Haufe blind fordert: aber man muß auch beides nicht mit einander vermengen, und als eine vorübergehende politische Krankheit betrachten, was als Folge einer fortschreitenden bessern Entwicklung der bürgerlichen Gemeinwesen begehrt wird, und was ein unverdorbenes Gefühl der Billigkeit empfiehlt. Es ist hier nicht von den Wünschen des Pöbels und dem Mitwirken von ihm die Rede, sondern von denen des bessern Theils des Volks, des gebildeten Mittelstandes, ja eines bedeutenden Theils des Adels selbst, der seine sechszehn oder zwen und dreyzig Ahnen nicht ganz unbesiegt erhalten hat. Soll nun nicht eine feststehende Regierung, der man vieles verdankt, verbunden mit einer treuen Landschaft, diesen Wünschen entgegenkommen, und die Hoffnungen erfüllen können? Wir haben in den letzten Jahrzehnden von Sachsen aus mehrere erzaristocratische Stimmen vernommen, die dem Fürsten und dem Lande kein Heil gebracht haben. Wir fürchten, es habe sich bey späteren größeren Leiden, hier und da eine Stimmung gezeigt, die wohl hätte vermieden werden können, wenn das früher geschehen wäre, was die Besseren und Einsichtsvolleren wünschten. Das Französische System, dem die Regierung ergeben war, brach aller Orten, wohin es reichte, nicht alle, aber doch die höchst unbilligen und unsern Zeiten nicht angemessenen Privilegien des Adels, nur hier in Sachsen nicht, wenigstens nicht in der Zeit so weit diese Geschichte reicht; gleichwohl hatte das Land so schwer von dem ergriffenen Systeme zu leiden, und dennoch ward das verläumt, was einiger Maßen noch einen Theil mit den

oft erzwungenen Schritten der Regierung versöhnen konnte: da aber der große Haufe im Ganzen undankbar ist, so mag auch geschehen seyn, daß die natürlichen Gefühle der Dankbarkeit für eine so wohlthätige und seit so langer Zeit bestehende weise Regierung, hier und da minder lebhaft blieben, und daß die schwankenden Schritte auf schlüpfrigem Wege, der späterhin betreten werden mußte, härter zum Theil beurtheilt wurden, als sonst geschehen seyn würde.

Das Werk zerfällt in drey Theile: der erste handelt von der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver, der andere von der äußern, der dritte von der innern Geschichte des Landes, während der Regierung des Churfürsten Friedrich August III. bis zum Posener Frieden; in einem kurzen Anhange wird von den nächsten Folgen dieses Friedens mit wenig Worten gesprochen. Zwen Urkunden, die Reverales des Churfürsten vom 15. Apr. des J. 1805 an die Landschaft, und die Abtretungsurkunde wegen einiger Theile des Landes an das vormahlige Königreich Westphalen, nebst einigen Berichtigungen der früheren Theile und auch dieses letzteren machen den Beschluß.

Während der fast fünfjährigen Administration des Prinzen Xaver von den J. 1764 - 1768, wurde, außer einer neuen Taxe für die Gerichts- und Advocaten-Gebühren, und einem neuen Lehnsmandate, eine Verordnung gegen die Bankrotierer erlassen, die aber so streng war, daß eben dadurch deren Anwendung sehr verhindert ward, (man sagt, ähnliches sey mit den neuesten Vorschriften in Frankreich der Fall). Am bedeutendsten und folgereichsten aber war die Stiftung der Bergacademie zu Freyberg, die späterhin erweitert ward, um durch mehr verbreitete wissenschaftliche Kenntniß, dem seit dem siebenjährigen Kriege so gesunkenen Bergbaue mehr

aufzuhelfen. Ferner, die Stiftung einer Artillerie-Schule, welcher die Sächsische Artillerie ihren spätern Ruhm vornehmlich verdankt. Demnächst die Errichtung der Cammer-Credit-Casse zur Tilgung der Cammerschulden, also, daß jährlich 300,000 Thaler dazu ausgesetzt wurden, indem die abzutragende Summe auf neun bis zwölf Millionen berechnet ward: auch die seit dem siebenjährigen Kriege rückständigen Besoldungen und Pensionen wurden nachgezahlt, einige ursprünglich unverzinsliche, Forderungen litten einigen Abzug, oder wurden gegen zwey Procent jährliche Zinsen zu Capital geschlagen. Ein Sanitäts-Collegium ward zu Dresden errichtet, mit welchem, zu gleichem Zwecke, die beiden medicinischen Facultäten zu Leipzig und Wittenberg in Verbindung gesetzt wurden. Die Kreiseintheilung zeigte sich immer bewährter, auch wurde wieder, wie zu Churfürst August's Zeit üblich gewesen, jedem Kreise ein Hauptmann vorgesetzt und diesem einige Amtshauptleute untergeordnet. Damahls bat die Landschaft sogleich, daß zu diesen Stellen im Kreise angeessene und vorzüglich Landtagfähige (d. i. altadlige) Vasallen ernannt werden möchten, in welchem nachgegeben ward: allein deren Macht blieb doch, wegen der Schriftsassen, allzu beschränkt, auch fehlte eine bewaffnete Polizen-Miliz; erst im Jahr 1809 kamen die Gensdarmen auf. Die Vermehrung des Heers forderte neue Abgaben; beschwerlich schien, daß bey Aufbringung von 1000 Mann je 250 Häuser Einen Mann aufbringen sollten: später hat man sich an andere Verhältnisse gewöhnen müssen. Eine im J. 1767 vorgeschlagene Vermessung des Landes, um eine gleichere Vertheilung der Steuern darauf zu begründen, kam nicht zu Stande; erst im J. 1785 ward eine solche, aber zu andern Zwecken, von dem Ingenieur-Corps unternommen und die Karten dem Churfürsten übergeben.

Die äußeren Verhältnisse während der Regierung des Churfürsten Friedrich August III. bis zum Posenner Frieden sind im Großen bekannt, und glauben wir sie deshalb um so eher hier übergehen zu können, damit für das Merkwürdige der innern Geschichte noch einiger Raum verbleibe. Doch können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Churfürst war, bis zur Auflösung des Reichs, demselben treu ergeben, und wenn alle so gedacht hätten, so wäre vielleicht großes Unglück vermieden worden. Als Preußen seine Demarcationslinie zog, so folgte der Churfürst sehr ungern dieser verfassungswidrigen Neutralität, er gab der Gewalt der Umstände gezwungen nach. Es ist gut jetzt daran zu erinnern. Die Erziehung, die der Churfürst erhalten, seine ganze Denkungsart ließen nichts anderes erwarten; nachher wird manches und nur zu leicht vergessen. Auch wird begreiflich, wie der nachmalige König, nachdem er einmahl sein Wort dem gegeben, der keines hielt, demselben treu bleiben wollte: Zu bedauern ist, daß er in dem ersten, wie in dem andern Fall nicht mit solchen zu thun gehabt, die seiner werther gewesen.

In Bezug auf das Innere wurden jährl. 1 Million und 100000 Thaler aus den sichersten Einkünften zur Abtragung der Steuerschulden zufolge einer Verlosung angewiesen, und wenn nicht Krieg, Kriegersteuern oder allzugroße Theuerung der ersten Nahrungsmittel schnelle Hülfe forderten, so ward auch ununterbrochen damit fortgeföhren; als aber auf solche Weise bereits 11 Millionen abgetragen waren und die Stände, zur Erleichterung in den Abgaben, darauf antrugen, jene Summe auf eine Million zu vermindern; so antwortete der Churfürst: wie gern er auch den Unterthanen eine Erleichterung zugestehen wolle, der Credit des Landes gehe doch allem vor. — Nur in außerordentlichen Fällen wurden die

Steuern um etwas erhöht, meist half der Churfürst durch die Ersparnisse seiner Cassen; einiges bewilligte die Ritterschaft, auch ward ihr gewöhnliches Donativ um etwas erhöht. — Die Straßendienste wurden in Geld verwandelt, oder vielmehr, wie es scheint, eine Entschädigung dafür gegeben, auch einige Verbesserungen sonst dabey angebracht. — Die Reversalen, welche unter dem Administrator etwas anders gelautet hatten, stellte der Churfürst wieder genau so aus, wie sein Vater gethan. Die Werbung des Militairs, zufolge der Häuserzahl, ward im J. 1808 nach der Bevölkerung der einzelnen Ortschaften eingerichtet. Im J. 1772 wurden die Cassenbilletts zum Belauf von anderthalb Million Thalern eingeführt, in welchem Papiergelde alle Abgaben zur Hälfte entrichtet werden konnten.

Um die Uebersicht der vielen Cassen zu erleichtern, ward eine General-Haupt-Casse errichtet, später, im J. 1782 das geh. Finanz-Collegium, dem noch andere Geschäfte übertragen wurden; die ihm ertheilte Instruction aber ist nicht bekannt geworden. Die Justizpacht in den Aemtern ward aufgehoben. Durch geheime Instruction schaffte man die Tortur ab, die Reinigungseide und Todesstrafen wurden gemindert, die letztere meist in Gefängniß- und Zuchthausstrafe verändert; durch Landesgesetze aber der peinliche Proceß sonst gebessert. In der Civilgesetzgebung zeichnet sich besondees eine Vormundschaftsordnung v. d. J. 1782 aus, die auch auswärts Nachahmung gefunden. Häufiger erfolgten die Polizeyvorschriften. Im J. 1790 veranlaßten die Bauernunruhen, durch die Kunde aus Frankreich bewirkt, strengere Maßregeln zu Erhaltung der Ordnung, jedoch sollten auch gegründete Beschwerden über die gutherrlichen Lasten gehört und ihnen abhülffliche Maß gegeben werden. Durch neue Verordnungen suchte man Gefinde und Handwerker zu zügeln; im



J. 1810 wurden die Gefellenladen aufgehoben, und statt der gemißbrauchten Rundschaften obrigkeitliche Zeugnisse eingeführt. Mehreres in Bezug auf die öffentliche Gesundheitspflege, Viehseuche, Waldschäden und Feuerpolizen ward vorgeschrieben; eine Brandcasse errichtet. Eine beständige Gesetz-Commission kam im J. 1791 zu Stande, welcher die von Kreuziger entworfene neue Proceßordnung mitgetheilt ward, die bereits durch mehrere Hände gegangen war, die später zum Druck befördert, aber nicht eingeführt ward: weiter vernimmt man nichts von der Thätigkeit jener Commission. Die zweckmäßige Einrichtung der Archive verdankt man dem vor trefflichen geh. Archivar Günther. Den hohen Gerichten ward durch einige Verbesserungen und durch die vermehrte Zahl der Besizer auf die schnellere Beendigung der Rechtsstreitigkeiten gewirkt. Nie erlaubte sich der Churfürst irgend einen Nachspruch in Justizsachen. Mehrere Zucht- und Arbeitshäuser mußten wegen der verminderten Todesstrafen angelegt und erweitert werden; die Zahl der Züchtlinge, die im J. 1771 nur auf 220 sich belief, stieg im J. 1804 über 1000; auch mußte für die herumstreifenden Bettler auf ähnliche Weise gesorgt werden. — Durch die große Theuerung im J. 1772 wurden sechs zig, nach andern anderthalbhunderttausend Menschen hinweggerafft. Der Preis des Dresdner Scheffels Roggen stieg damals im Erzgebirge auf 12 Thaler; der Churfürst half durch besondere Unterstützung, er veranstaltete Sammlungen, und bot Arbeit den Unbeschäftigten. Für die Folge ward der Getraidevorrath in den Militär-Magazinen vergrößert, die freie Ausfuhr, auch ohne auf das reciprocum Rücksicht zu nehmen, verstattet, jedoch ward den Kreis- und Amtshauptleuten aufgegeben, sogleich zu berichten, wenn in einer Marktstadt, drey Marktstage hinter einander, der Preis des Dresdner Scheffels Roggen über

3 Thaler gewesen, zugleich sollten sie jedes Jahr über den Zustand der Ernte berichten; den Stadträthen ward empfohlen nach und nach Getraidevorräthe anzuschaffen und aufzubewahren; ferner wurden Einschränkungen wegen des Branntweimbrennens beliebt. Dessen ungeachtet zeigte sich im J. 1804 und 5 wiederum eine Theuerung, die, wenn man bloß auf den Geldpreis sieht, selbst noch größer als im J. 1772 war. Dieses veranlaßte eine Berathschlagung auf dem Landtage v. d. J. 1805, woselbst der Stände Gutachten dahin ging, daß in Zukunft, durch Vereithaltung eines ansehnlichen Kornvorraths von Seiten der Begüterten, plöglichem Mangel und übermäßiger Theuerung vorgebaut werden möchte, auch wünschten sie, daß sofort Hand an das Werk gelegt würde: aber der ausgebrochene Krieg und die eingetretene schlechte Ernte verhinderten die Ausführung. Um das Uebel in den beiden Jahren einigermaßen zu mildern, ward die General-Accise vom Getraide, und die Abgabe vom ausländischen Branntwein vermindert, aus den Militär-Magazinen, aus den herrschaftlichen Vorwerken und Zinsböden viel zum Theil zu geringeren als den damals üblichen Preisen besonders an die Bewohner des Erzgebirgs abgelassen, und mehreres fremde Getraide in Franken zu solchem Zwecke aufgetauft. Nach dem Ausbruche des Kriegs fielen die Getraidepreise indeß von selbst: als Ursachen dieser Erscheinung werden angegeben die vorzüglich gute Ernte des J. 1806, die Furcht der Landleute ihre Getraidevorräthe durch Plünderung und sonst zu verlieren, das Bedürfnis derselben nach Geld wegen der ausgeschriebenen Kriegs-Contribution, der immer mehr fühlbar werdende Geldmangel und die wieder hergestellte allgemeine Freiheit des Getraidehandels: fälschlich aber sey als Grund der durch den Krieg gestörte Getraidevermehrung als Ursach angegeben worden. (Merkwürdig

bleibt immer die wiederkehrende Erscheinung solcher Theuerung in einem so fruchtbaren und im Anbau zunehmenden Lande, wenn es anders gegründet ist, daß im J. 1755 nur sechs Millionen Scheffel und in den J. 1801 und 1806 16 bis 17 gemeynen wurden, welche Angaben, zufolge einer Anmerkung, noch um ein Drittel unter der Wirklichkeit bleiben sollen. Ob die angeführten Gründe die wahren sind, muß der Rec. aus Mangel an genauer Kenntniß des Landes dahin gestellt seyn lassen; aber wegen der großen Hoffnungen, die man von einer allgemeinen Landesmagazin-Anstalt hegt, kann er seine Zweifel nicht unterdrücken. Magazine für das Erzgebirge werden sich leicht jedem empfehlen, und daß für die Armuth in den Städten ein ähnlicher Vorrath angeschafft, oder eine zu geringen Preisen zu verkaufende Quantität Getraides um die Armen zu unterstützen, vom Stadtrath auf dem Markte zufolge der laufenden Preise eingekauft, und ähnliches, als eine erweiterte Armenverpflegung unternommen werde, dieß lassen wir uns gern gefallen: allein allgemeine Landmagazine sind, so viel uns bewußt, nirgends noch gelungen, und haben den Erwartungen keinesweges entsprochen.) Wüste Strecken sind übrigens fleißig urbar gemacht worden, und die Aufhebung der Koppel- und Gemeineweide, welche, wo sie in Sachsen gelang, die herrlichsten Früchte getragen, konnte eben nicht gelingen, weil Einstimmigkeit gefordert ward. Durch Prämien schien bey dem Landbau manches verbessert zu werden, der Obstbau besonders nahm zu; aber auch der Mode ward gehuldigt und die Anpflanzung der Maulbeerbäume begünstigt, schwerlich mit gedeihlichem Nutzen. Sicherer war wohl der Gewinn von der Vermehrung des Forstgrunds vollends in diesem zum Theil bereits holzarmen Lande, indem in den J. von 1783 - 96 an 13400 Quadratäcker (wüste Strecken?) mit einem Aufwande von 70 - 80,000 Thalern mit Holz besäet oder bepflanzt wurden. — Beym Bergbau ward vom

Berggrath Gellert, nach dem Beyspiele von Born, im J. 1785, der erste Versuch gemacht mittelst Quecksilber aus den Erzen das Silber zu ziehen; das Kalkanquicken ward von ihm zuerst versucht; das Werk, worin dieß jetzt geschieht, soll das größte in Europa seyn, so daß jährlich 55 – 60,000 Zentner Erze amalgamirt werden, aus welchen 28 – 30,000 Mark Silbers gewonnen werden. Die Berggesetze wurden verbessert, die Gewerke unterstützt, der Wasserhaushalt vervollkommenet, welchem allen dann die vermehrte Gewinnung des Productes beygemessen wird. In dem letzten Kriegsjahre 1762 wurden gegen 14,410, im J. 1801 aber 52,000 Mark Silbers gewonnen, auch hat die Zahl der im Bergbau beschäftigten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts um 2000 vermehrt; aber, wegen der größern Kosten, ist doch der reine Ertrag viel geringer als vordem. — Auch die Salzwerke wurden verbessert, das Land konnte sich selbst damit hinlänglich versehen: aber es erfolgte auch eine gezwungene Salz-Consumtion, während jedoch die Ritterschaft das Recht behielt zwanzig Stück Salz jährlich licentfrey von Halle einzuführen. — Wegen der bessern Viehzucht wurden Beschäler im Lande vertheilt; die zugleich bewirkte Veredlung des Wollviehs ist bekannt. Sollten die groben Wollmanufacturen seit der Zeit gesunken seyn, so wird dieß hier dem beygemessen, daß die Manufacturisten nicht gleichen Schritt mit der Veredlung der Wolle gehalten hätten; diejenigen aber, die solches gethan, hätten ihr Gewerbe immer schöner aufblühen sehen, wie denn die damit beschäftigten Personen jetzt noch einmal so zahlreich denn zuvor wären. Das Spinnen des Flachses hat durch die vermehrte Woll- und Baumwollenspinneren abgenommen; reichlich unterstützte die Regierung durch Geldvorschüsse, zum Theil ohne Zins zu nehmen, die Manufacturen. Die Englischen Baumwollen-Spinn-Maschinen, die kleinen wie die großen wurden in Sachsen nachgeahmt; sie

fanden aber in der Folge nicht gleiche Beschäftigung, wie zu Anfang, woran nicht der Krieg, sondern die Verbreitung der Englischen Waren Schuld seyn soll (?). Eine Partey war im Lande, die den freyen Handel mit dem Auslande gestört wissen wollte, um die inländischen Manufacturen mehr empor zu bringen, die Regierung war aber entschieden für den erstern, und nach des Rec. Ueberzeugung mit Recht. Die während der Regentschaft auf fremde Artikel gelegten schweren Abgaben wurden nachher größtentheils zurückgenommen, der Handel blühte auf, und um so rühmlicher war es ihn aufrecht zu erhalten, da bey den Nachbarn ein so ganz entgegengesetztes System herrschend war. Für die Land- und Wasserstraßen geschah einiges, aber recht gedeihen wollten beide nicht, wahrscheinlich ist deren Wichtigkeit nie hinlänglich eingesehen worden. Das Aufblühen der Städte mit dem des platten Landes schien nicht gleichen Schritt zu halten, obwohl im Erzgebirg und im Voigtländischen die städtischen Gewerbe immer mehr aufkamen. Auf dem Landtage von dem J. 1793 klagten die Städte ganz besonders über ihren Verfall, und maßen vornehmlich die Schuld davon der ungleichen Besteuerung und der Steuerbefreyung der Ritterschaft, so wie dem Eingreifen derselben in die städtischen Nahrungsweige bey: in acht Städten allein, so lautete ihr Vortrag, seyen noch aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges 1399 Wüstungen. Die Braunahrung der Städte sank, die Brauereyen der Ritter waren überwiegend; das unstreitige Bierzwangsrecht der erstern ward aufrecht erhalten, wo es sich herkömmlich gegründet fand, aber der Landesherr versuchte auch zu Verbesserung des Brauwesens in den Städten mitzuwirken (welche Maßregeln uns jedoch sehr problematisch scheinen) übrigens hatten die entschieden schlechten Stadtbiere den Dorfbieren das Uebergewicht vornehmlich verschafft. — Joh. Aug. Ernesti's Schulordnung wirkte Gutes und ward nach

Umständen in der Folge verbessert; für die geringe Classe der Bergjugend wurden Bergschulen errichtet; für bessere Schullehrer durch Anlage zweyer Seminarien, auch durch Erhöhung des Gehalts der Schullehrer gesorgt, also daß die der geringsten Classe doch 80 Thaler jährlich haben sollten. Was für die beiden hohen Schulen geschehen, da dieß den Lesern dieser Blätter wohl mehr bekannt ist, glauben wir eher übergehen zu können.

Aus dem Anhang über die nächsten Folgen des Posener Friedens wollen wir noch folgendes kürzlich anmerken. Die Frankreich zu zahlende Contribution betrug 7 Millionen Thaler, diese, der Verlust der Kriegsgeräthschaften und die neuen Rüstungen forderten neue Hilfsquellen zu eröffnen. Es ward nun die Verlosung und Abtragung der Steuer-scheine bis zu dem J. 1811 ausgesetzt, und die zur Tilgung der Schuld bestimmte Summe zu solchem Zweck verwandt, und eine Landesanleihe von vier Millionen gemacht, für deren endliche Abtragung jedoch zugleich gesorgt ward. Die Ritterschaft verband sich zu einem etwas größern Donativ, indes wollte sie sich damahls noch nicht zu einer Gleichstellung in den Abgaben mit den Uebrigen bequemen. Um den Zurückgekommenen einige Hülfe zutheilen zu können, wurden die Cassenbillette von anderthalb Millionen auf drey, und im J. 1809 auf vier Millionen vermehrt. Uebrigens setzte die Ritterschaft gegen die Städte durch, daß sie, obwohl von ihr eine Gabe zur Mitleidenheit beygetragen ward, einem gleichen Belastungsstufe mit den Uebrigen bey Vertheilung der Krieaslasten sich entzog. Man traut kaum seinen Augen, wenn man solches liest. — Dann noch einiges über die nächsten Folgen des Tilster Friedens; die Geschichte der letzten Jahre bleibt der Zukunft vorbehalten.

Dies ist kürzlich die Geschichte einer Regierung und einer Landschaft seit dem letzten halben Jahrhundert, deren Wirfung man rühmlich gedenken wird, was auch immer ihr Schicksal in der Folge seyn werde. Von wenigen Deutschen Landen ist ein solches Repertorium über die Geschichte der jüngsten Zeit vorhanden, eben deshalb mag es Entschuldigung finden, daß wir so lange dabey verweilt haben. Wie viel Gutes sich auch bey allen verwickelten mannelhaften Formen und bey einer in manchem Bezuge beschränkten Ansicht leisten lasse, davon wird diese Geschichte zeugen. Erhaben über ihr Zeitalter war die Regierung nicht, der Zukunft vorzugreifen war nie ihre Sache; aber mit den besten gleichzeitigen mag sie sich messen und eine der ersten Stellen unter ihnen mit Recht einnehmen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 1. August 1814.

## Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 9. Julius ward die Entscheidung der Gesellschaft über folgende für diesen Termin ausgesetzt gewesene so genannte öconomische Preisaufgabe bekannt gemacht:

Wie können die Nachtheile, welche nach  
Aufhebung der Zünfte oder Gilden ent-  
stehen, verhütet oder vermindert werden?

Die Frage war zuerst im November 1810 auf den Marsal aufgegeben; dann aber ihrer damaligen Wichtigkeit wegen, und bey der Unvollkommenheit der bis dahin eingegangenen Schriften, noch zweymalen, nämlich erst für den Julius des vorigen Jahrs, und nun zuletzt für den dießjährigen von neuem ausgesetzt; auch hatte die Societät bey der letztern wiederholten Aufgabe den sonstigen Preis auf den Fall verdoppelt, daß wenn Eine genügende, und alle andere überwiegende Schrift einkommen würde, der Verfasser derselben den doppelten Preis, also 24 Ducaten erhalten

€ (6)

solte; und wenn zwey gleichgute einliefen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preise von 12 Dataten honotirt werden würde.

Sie hat das Vergnügen gehabt, nicht weniger als 14 Concurränzschriften zu erhalten, zwey andere ungerechnet, da der Verfasser der einen gegen die erste Bedingung bey allen Preisaufgaben sich selbst genannt hatte; und die letzte erst zwey Tage vor der Versammlung, fünf volle Wochen nach dem so oft als festgesetzt bekannt gemachten Termin eingegangen ist.

Die Devisen der neun frühern Schriften sind schon ehedem in diesen Blättern angegeben (— gel. Anzeigen von 1812. S. 1995 und vom vorigen Jahre S. 1266 —). Jetzt noch die von den fünf neuern:

- X. Non omnis mutatio reipublicae periculosa.
- XI. Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeyne, gar zu nah was gar zu Schlimmes gränzt u.
- XII. Hic quoque sit gratus parvus labor.
- XIII. Firmanda respublica non armis modo, nec adversus hostes &c. und
- XIV. Homo sum! nihil a me alienum puto.

Unter allen vierzehn ist freylich nicht Eine, die bey sehr vielem guten was mehrere derselben enthalten, allen Forderungen der Aufgabe Genüge leistete; doch sind sie selbst wieder von sehr ungleichem Werthe.

In mancher scheint, wie auch schon früher erinnert worden, die Frage nicht einmahl gefaßt zu seyn, als welche gar nicht weder die Fortdauer noch die Aufhebung der Zölle an sich betraf; sondern ausdrücklich die letztere als ein Factum voraussetzte,



und nur in der Ausführung thunliche Mittel forderte, wie den mit der Gemerbstrenheit verbundenen Nachtheilen vorzubeugen oder abzuwehren seyn möchte. Diesen Mangel haben Nr. I. (*Digiti ob morbum &c.*) und XI. Letztere verräth aber übrigens einen Verf. von sehr gebildetem Geist, Kenntnissen, politischer Einsicht und den besten Gesinnungen.

Anderer haben sich die Sache gar zu leicht gedacht; sie meist nur oberflächlich behandelt; oder beschäftigen sich nur mit einzelnen vorübergehenden Folgen der Aufhebung der Zunftverfassung. — Nr. II. mit dem Motto *Sit modus in rebus* hat zwar große Vorzüge vor den übrigen in diese Classe zu setzenden, empfiehlt sich auch durch gute Schreibart, logische Ordnung, und Bekanntschaft mit der die Frage betreffenden Litteratur. Allein die Critik der zu erörternden Nachtheile und ihre Aufzählung ist nur unvollkommen und die Mittel zur Abhülfe sind es gleichfalls. — Die Schrift Nr. III. *Suum cuique* zeugt doch bey manchen Mängeln von wahrhaft liberalen Gesinnungen ihres Verfassers. — Die übrigen unter diese Classe gehörigen Schriften sind Nr. V. *omnibus in rebus sunt certi denique fines.* — VIII. *Sirach Kap. 33. V. 4.* — IX. *Omnia probate, quod bonum est tenete.* — X. XII. und XIV. mit den schon oben angegebenen Denksprüchen.

Der auch von manchen andern vorgeschlagenen polizeylichen Obergewerksbehörde wollen aber einige eine Macht zuschreiben, die weit bedenklicher seyn würde als die Zunftverfassung war. So Nr. IV. *Ne quid nimis* und VII. *Echter patriotischer Sinn* u. letztere von einem selbst durch sein hohes Alter ehrwürdigen Mann.

Endlich beschränken einige ihre Vorschläge zu sehr nur auf die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden die Gewerbspersonen treffen, und lassen hingegen den Staat, die Consumenten und das übrige Publicum dabey außer Acht. So Nr. VI. El hirketh emann — minel — Sahr, welche Schrift überdem mehr bloßer Entwurf als Ausführung ist, wenn gleich von einem überaus einsichtsvollen Verfasser.

Unter allen eingegangenen Schriften zeichnet sich aber Nr. XIII. mit dem Motto aus dem Callusius: *Firmanda respublica non armis modo, nec adversus hostes &c.* sehr vorzüglich aus, deren Verfasser den Gegenstand der Frage aus dem richtigen Gesichtspunct auffaßt, und dessen Beantwortung derselben das Resultat reifen Nachdenkens enthält. Nur scheint er mehr theoretischer Forscher als erfahrner Practiker zu seyn, da man gerade in demjenigen Theile seiner Schrift, welcher die Grundsätze für die vom Staate zu übernehmende Leitung der Gewerbe behandelt, eigne practische Erfahrungen vermischt, und er sich daher von dieser Einwirkung mehr zu versprechen scheint, als sie je würde leisten können; auch manche seiner in dieser Rücksicht gethanen Vorschläge in der Praxis unausführbar erscheinen dürften. Auch gesteht er selbst, daß er die Gebrechen, von deren Heilung die Rede ist, durch Erfahrung kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt, und daß seine Schrift nicht die Vollendung erhalten habe, die er selbst ihr zu geben wünschte.

Deffenungeachtet hat die königl. Societät zum Beweis, daß sie in Ermangelung einer von der practischen Seite genügenden Abhandlung, einer in theoretischer Hinsicht so ausgezeichneten und belehrenden Schrift mit Vergnügen Gerechtigkeit wider-

fahren läßt, derselben den gewöhnlichen Preis von 12 Ducaten zuerkant. Als Verfasser nannte sich in dem entseigelten Zettel, Carl Heinrich Nau, Doct. philos. und Privatdocent der Staatslehre in Erlangen. — Alle übrigen mit ihren Devisen bezeichneten Zettel wurden unerbroschen in der Versammlung verbrannt.

\* \* \*

Ungeachtet nun zwar seit der letzten Bekanntmachung jener Preisfrage im vorjährigen Julius durch die großen glücklichen Veränderungen die sich seit zehn Morathen ereignet, die Aufgabe selbst manches von ihrer vorherigen Bedeutsamkeit verloren hat; so bleibt sie doch allemahl in allgemeiner staatswirthschaftlicher Hinsicht lehrreich, und der königl. Societät wird es immer zum Ruhm gereichen, daß sie in jenen trübseligen Zeiten des fremden, die Freymüthigkeit so allgemein erstickenden Drucks, den Muth gehabt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf große und Gefahrbringende Uebel zu richten.

Um aber auch gleich jetzt bey der glücklichen erwünschten Restitution der vorigen Verfassung nützlich zu wirken, hat sie die andere im vorjährigen Julius ausgebotnen 12 Ducaten, zu einer außerordentlichen Preisfrage, die sich an die vorige, wenn gleich von einer entgegengesetzten Seite, anschließt, für den Julius des künftigen Jahrs ausgesetzt:

Wie kann in Deutschland die Sunstverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden, um zu bewirken, daß die Vortheile derselben erhalten, die aus ihrer Veraltung und den bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuchen entspringenden Nachtheile aber möglichst vermindert werden?

Und da manche der auf die gedachte Aufgabe der vorigen Jahre eingegangene Schriften gute Vorschläge zur Verbesserung der Zunftverfassung enthalten, wie z. B. Nr. III. XI. XIV., so kann den Verfassern derselben die neue Preisfrage zur Aufmunterung dienen, jene zum Theil nun erst passenden Ideen weiter auszuführen, und zur Concurrnz fürs künftige Jahr zu benutzen.

Außer dieser, wie gesagt außerordentlichen Aufgabe bleibt übrigens für den gleichen Termin des Julius 1815, die schon früher angezeigte öconomische Preisfrage bestehend:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Für den nächsten Termin aber, nämlich für den dießjährigen November, folgende Aufgabe:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Verarbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufhören müßte, die daraus entstehende Verminderung des Flachsbauers und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

Für den November künftigen Jahrs verlangt die königl. Societät:

Die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf Mästung des esbaren vierfüßigen Haushaltungsviehes insbesondere.

Und für den Julius 1816 wird nun folgende neue Preisfrage zum erstenmahle bekannt gemacht:

Man verlangt die vollständigste gründliche Darstellung der Lehre von der Castration (Vernichtung des Zeugungsvermögens) sowohl des behaarten als des besiederten Haushaltungsviehes beiderley Geschlechts, zur bessern Leitung der Ausübung.

\* \* \*

Der Preis für die beste Beantwortung jeder dieser Aufgaben ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät eingegangen seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten das Ende des Septembers.

Daß sie Postfrey eingeschickt werden müssen (— certantes commentationem per solito cursus publici pretio Goettingam mittunto wie es ausdrücklich in den gedruckten Befehlen der königl. Societät lautet —) begreift sich zwar wohl von selbst,

1232 G. g. A. 123. St., den 1. Aug. 1814.

wird aber noch zu allem Ueberfluß jedesmahl bey der Anzeige der Aufgabe in diesen Blättern von neuem erinnert; und doch hat die Societät die in ihrer Art fürwahr merkwürdige Erfahrung gemacht, daß eine der obgedachten vierzehn Concurränzschriften (— Nr. V. omnibus in rebus sunt certi denique fines —) von ihrem Verfasser, der sie noch dazu ganz unverhohlen aus Baireuth datirt hatte, nicht nur unfrankirt, sondern gar mit der Briefpost, und obendrein recommandirt eingeschickt worden.

(— Die Hauptpreisfragen für den November dieses und der beiden nächstfolgenden Jahre sind schon im 202. Stück der vorjährigen gel. Anz. eingerückt. —)

### Gießen.

Von G. F. Heyer: *Der Kinderfreund*. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. Nach Friedrich Eberhard von Rochow, von Joh. Ferd. Schlez, Großherzoglich Hessischem Kirchenrathe und Inspector. 1813. XII und 196 Seiten in Octav.

Allen denjenigen, welche den Unterweissungsplan des sel. von Rochow hochschätzen, wird auch dieser Kinderfreund des um den bessern Unterricht der Jugend in den Stadt- und Landschulen sehr verdienten Hrn. Kirchenraths Schlez im Darmstädtischen recht willkommen seyn. Dieser Kinderfreund ist ein Seitenstück des für niedere Stadtschulen vom Verf. herausgegebenen Denkfrendes, und kann mit des Verf. Katechisationen sehr gut verbunden werden, welche in den Jahren 1796, 1797 bey Feilbcker in Nürnberg unter dem Titel: Lorenz Richards Unterhaltungen über den Kinderfreund des Hrn. von Rochow erschienen sind. In den Händen guter Lehrer muß dieß Werkchen, das aus zwey Abtheilungen besteht, und lauter Erzählungen und kleine Dialoge enthält, ganz nach Rochowscher Art, ungemein nützlich seyn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1814.

## London.

Memoirs of the literary and Philosophical Society of Manchester. Second Series. Volume I. 1805. 1440 S. Volume II. 1813. 484 S. in Octav.

Einige von den fünf Bänden, in welchen die Societät zu Manchester seit 1781 ihre Vorlesungen herausgegeben hat, waren völlig vergriffen; es konnten daher keine neuen Käufer derselben zutreten, wofern man nicht die vergriffenen Bände neu auflegen wollte. Da letzteres Schwierigkeiten hatte, so beschloß die Societät, eine neue Folge von Bänden anzufangen, und für deren künftige Vollständigkeit zu sorgen. Wir haben zwey Bände der neuen Reihe vor uns, deren Erscheinung aber ein langer Zwischenraum von Jahren getrennt hat. Der Uebersicht wegen gehen wir auch auf den ersten mit einigen Worten zurück.

Die Litteratur, Geschichte und Philosophie betreffen folgende Aufsätze: Ueber die Götterfluth hinfort in den epischen Gedichten, der Altengländ. von G. Walker (S. 98-145); ein Thema, das in Deutschland würde kürzer haben abshun  
D (6)

lassen. Es wird die ehemals sehr gewöhnliche Vorstellung bestritten, daß Homer in der Iliade eine allgemeine moralische Lehre habe anschaulich machen wollen, und sich dazu seiner Götter als allegorischer Personen bedient habe. Dem Verf. sind die Götter keine allegorische Wesen. Die Göttermaschinerie enthält nach seiner Meinung nichts als den Volksglauben im Zeitalter des Dichters; er findet in ihr gar keine ihr eigenthümliche Würde, hält sie auch nicht dazu geeignet, dem epischen Gesang Schwung und Würde zu geben. (Der Verf. hätte nur hinzufügen sollen: für uns, wenn wir uns nicht in Griechen und in Zeitgenossen des Dichters verwandeln. Werke des Genies müssen immer verlieren, wenn man sie nach spätern Zeitgriffen beurtheilt.)

Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Volksspiele, von S. A. Bardsley (S. 164 - 212), berechnet auf die Verbannung der Hahnen- und Stiergefechte in England. Der Verf. rühmt die Vortheile der öffentlichen Spiele in Griechenland, bey denen geistige und körperliche Übungen verbunden waren, und stellt mit ihnen die Thierhegen und Gladiatorgefechte in Contrast, die selbst in bessern Zeiten ein Vergnügen des vornehmen und niedrigen Pöbels zu Rom gewesen sind, ein Denkmahl der Römischen Rohheit und Barbaren. Mit Verdruß gibt der Verf. zu, daß keine Nation des neuen Europa mehr von diesen wilden Volksvergnügungen beybehalten habe, als die Englische. Ihren Hang zur Jagd verteidigt er, unter einigen Einschränkungen, so wie auch das Boxen, als blutlose Beendigungen der Streitigkeiten unter dem Pöbel: nur die Hahnengefechte und Thierhegen trifft sein Eifer.



Ueber die Abwesenheit des Geistes bey dem Studiren (Reverie considered as connected with literature) und einige Rathschläge dagegen, von Johnson Grant (S. 213 - 243). Er empfiehlt als Mittel dagegen; häufigen Genuß einer reinen Atmosphäre, eine Lebensweise, die gleichweit von allzu großer Enthaltbarkeit und Ausschweifungen entfernt ist, überhaupt Vermeidung alles dessen, was das Gleichgewicht der Seele stört, Benützung der Morgenstunden zu geistigen Beschäftigungen, Beflegung des franken Geschmacks an leichten Lesereyen, und Uebung des Geistes in ernsthaften Wissenschaften, besonders der Mathematik, Entfernung aller sinnlichen Dinge vom Orte des Studirens u. s. w.

Ueber den moralischen Einfluß der Geschichte, von G. Walker (S. 328 - 358). Das allgemeine Interesse, das man an der Geschichte findet, entspringt nach dem Verf. aus dem Hang des menschlichen Gemüths zur Neugierde, und seiner Neigung für das Große, ohne Rücksicht auf moralischen Nutzen. "Der männliche Geist der Britischen Nation kann selbst einem Donaparte bey allem gerechten Unwillen gegen dessen Insulte und Verbrechen seinen Tribut nicht versagen." Die Geschichte ist nur bey wenigen Menschen, nur bey denen, welche einen Geist der Untersuchung zu ihr bringen, eine magistra morum. Bey den meisten untergräbt sie die Grundsätze der Rechtshaffenheit, schwächt oder zerstört die Herzengüte, und bringt Glauben und Vertrauen an eine alles lenkende Vorsehung in Gefahr: der übeln Einbrücke der Geschichte auf das menschliche Gemüth ist kein Ende. Ein schon sonst häufig behandeltes Thema: was sich irgend Uebles von der Geschichte sagen läßt, weil sie so häufig die falsche Größe hervorhebt, ist hier zusammengehäuft.

Ueber alte und neue Geschichtschreiber, von John Holland (S. 359 - 377): allerlei rhapsodische Gedanken und Betrachtungen. Manches gegen den Pragmatismus, dem die Alten in ihren eingeschalteten Reden, und die Neuern in ihrem Raisonnement nachgehen, der häufig tiefe politische Projecte sieht, wo keine waren: kein Wort zur un rechten Zeit gesprochen, damit wir der Ideen und Hypothesen, die wir in die Geschichte alter, mittler und neuen Zeiten weben, uns nicht überheben. Es würde ohne Nutzen seyn, wenn wir die desultorischen Gedanken des Verf. über die Methode Geschichte zu studiren, über die Periodirung eines viele Zeitalter umfassenden historischen Werks, über die Geschichtschreiber eines bestimmten Zeitalters, oder eines einzigen merkwürdigen Mannes u. s. w. angeben wollten.

In die Naturwissenschaften einschlagende Abhandlungen. Die interessantesten chemischen Untersuchungen dieses Bandes sind ihrem Inhalte nach den Freunden dieser Wissenschaft in Deutschland aus des Professor Gilberts Annalen der Physik schon bekannt, daher wir bey ihnen auch hierauf verweisen wollen.

Beobachtungen über die Wirkungen der Färberröthe auf die Knochen der Thiere, von B. Gibson (S. 146 - 163). Der Verf. ist der Meinung, daß die Färbung der Knochen von Säugthieren und Vögeln nach dem Genuß der Färberröthe von einer unmittelbaren Absonderung dieses Farbestoffs aus dem Blute an die Knochen bewirkt werde, und keineswegs von der den Knochen aus dem Blute von Neuem zugeführten und hier schon mit dem Krapppigment verbundenen Knochenerde herrühre; wie solches bisher fast allgemein von den Chemikern und Physiologen angenommen worden ist, und worin diese einen der vorzüglichsten Be-

welse für eine ununterbrochen Statt findende unmerkliche Erneuerung der Knochensubstanz haben finden wollen. Schon die außerordentlich kurze Zeit, in welcher die Knochen dieser Thiere nach dem Genuß der Färberröthe davon gefärbt werden, oder sich auch wiederum entfärben, sobald ihrem Futter von dieser Wurzel nichts mehr beigemischt wird, streite gegen die bisherige Erklärungsart, zumahl, wenn man bedenkt, was für ein langer Zeitraum auch unter den günstigsten Umständen erfordert werde, um einen verlohren gegangenen Knochen wieder zu ersetzen. Diefelbe werde aber vollends dadurch widerlegt, daß die Eierschalen von Hühnern, welche man mit Krapp füttere, kaum merkbar gefärbt werden, während doch ihre Knochen sich sehr stark färben. Auch findet der Verf. für seine Meinung die Erfahrung entscheidend, daß phosphorsaurer Kalk, welcher mit Krapp gefärbt worden ist, durch Maceriren mit frischem Blutwasser binnen einer halben Stunde entfärbt wird, und das Blutwasser dem phosphorsauren Kalk das Pigment vollständig entzieht und sich damit färbt; dagegen der auf diese Weise gefärbte phosphorsaure Kalk durch anhaltendes Kochen mit Wasser seines Farbestoffs nicht im mindesten beraubt werden kann.

Untersuchungen über das Verhältniß, wonach die elastischen Flüssigkeiten welche die Atmosphäre bilden in ihr vorhanden sind, von John Dalton (S. 244 - 258). Uebersetzt in Gilbert's Ann. der Phys. B. 27. S. 369.

Ueber das Bestreben der elastischen Flüssigkeiten sich durch einander zu verbreiten, von Eben demselben (S. 295 - 270). Uebersetzt in Gilbert's Ann. d. Phys. B. 27. S. 388.

Ueber die Absorption der Gasarten durch Wasser und andere elastische Flüssigkeiten, von

Ebendenselben (S. 271 - 287). Man sehe hier über Gilbert's Ann. d. Phys. B. 28. S. 397.

Beschreibung einer besondern Eigenschaft des Caoutchouc nebst Bemerkungen über die Ursache der Elasticität dieser Substanz, von John Gough (S. 288 - 295). Enthält einige interessante Erfahrungen über den Zusammenhang der Temperatur dieser Substanz und ihrer Elasticität, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die Elasticität des Caoutchouc und die Ductilität der Metalle durch ein und dieselbe Ursache hervorgebracht werden.

Versuch einer Theorie der gemischten Gasarten und des Zustandes, worin sich das Wasser in der Atmosphäre befindet, von Ebendenselben (S. 296 - 316). In dieser Abhandlung bemüht sich der Verfasser insbesondere, die von John Dalton in dem vorhergehenden Bande der Memoirs (Vol. 5. p. 543) über die gemischten Gasarten aufgestellte Theorie zu widerlegen. In Folge derselben sind nachgehends zwischen ihm und Dalton einige Streitschriften gewechselt worden, zu denen die beiden folgenden Abhandlungen gehören.

Ueber Herrn Daltons Einwürfe gegen die in vorhergehender Abhandlung aufgestellte Theorie der gemischten Gasarten, von John Gough (S. 405 - 424) und Gegenbemerkungen über Herrn Goughs Lehre von den gemischten Gasarten und über Professor Schmidts Versuche über die Ausdehnung trockner und feuchter Luft durch die Wärme, von John Dalton (S. 425 - 436).

Auch aus diesen Abhandlungen hat uns Gilbert im 21sten Bande seiner Annalen der Phys. S. 377 das Wissenswürdigste mitgetheilt.

Ueber die Wirkungen des Opiums auf die lebenden Systeme, von W. Alexander (S. 1 - 97).

Es werden zwey Fragen untersucht: ob die Einwirkung des Opiums auf die lebenden Systeme ohne Vermittelung des Nervensystems Statt habe, und wie dasselbe einwirke, ob beruhigend oder reizend. Die Beantwortung der ersten Frage beruht auf einer Reihe von Versuchen an Fröschen und Kaninchen. Aus ihnen gehen folgende Resultate hervor. Wird Opium den Muskeln unmittelbar applicirt, so wird ihre Irritabilität vernichtet; die Wirkung des Opiums erstreckt sich auch auf die entfernten Theile, wenn auch der Blutumlauf unterdrückt und aufgehoben ist, und dieses mit eben der Geschwindigkeit, als wenn jener sich noch in völliger Thätigkeit befände; das Opium wirke gar nicht auf das Blut, und letzteres sey ein schlechter Leiter für die Einwirkung des Opiums nach entfernten Theilen. (Beide Sätze sind gegen Fontana gerichtet); das Opium dringe direct auf das Nervensystem ein. Bey völliger Integrität desselben ist die Einwirkung allgemein, bey aufgehobener Integrität parciel nach den Theilen, die noch Zusammenhang haben. — Auch die zweyte Frage wird durch eine Reihe von Versuchen beantwortet, woraus erhellt, daß das Opium eine reizende Eigenschaft besitze.

Ueber den Nutzen der Suturen an den Thierschädeln, von B. Gibson (S. 317—327). Sie dienen dazu, theils die Knochen zu vereinigen, theils sie aber auch so weit von einander entfernt zu halten, um ein Gefäßnetz durchgehen zu lassen, durch welches die Flächen und Ränder der Knochen allmählig zu ihrer größten Ausdehnung gelangen können. Haben nun die Knochen ihren größten Umfang erreicht, so verliert sich das Gefäßnetz, und dieses ist der Grund, warum im Laufe des Lebens die Knochen verwachsen, und die Näthe verschwinden.

## Sulzbach.

Von J. E. Seidel: Ueber den Zustand und die Verhältnisse der neuen protestantischen Theologie und der Religionslehre. Eine Synodalkede, mit Rücksicht auf die Bearbeitung der heutigen Synodalfrage im Regat. Kreise, Röm. 14; von 27. Jul. 1813 in der Synodalversammlung zu Ansbach gehalten von Dr. C. E. N. Kaiser, dasigem Decan, Hauptprediger, Districtschulinsp. und Mitgliede des Pegnesischen Blumenordens. 1813; gr. 8. 34 S. Eine ihrem Zweck wohl entsprechende Rede, um, der k. k. bay. königl. bairischen Synodalverfassung gemäß, in der jährl. zu haltenden Synode die protestantischen Geistlichen über den gegenwärtigen Zustand ihrer Hauptwissenschaft zu orientiren, und sie eben sowohl zum ernstlichen Fortstudiren, als zu einem weisen Vornehmen anzuleiten. Das Erste ist mit vieler Sachkenntniß und mit Darlegung einer liberalen Denkart, das Letzte mit praetischem Sinn geschehen, mit Hinweisung auf die Grundsätze und die Gesinnung, die Paulus Röm. 14. an den Tag legt. In historischer Hinsicht zeichnen wir noch aus, daß der Verf. von der bey der protestantischen Geistlichkeit in Bayern jetzt bestehenden sehr nützlichen Einrichtung, jährliche Synodalfragen aufzugeben, ausgeht; und diese in den beiden fränkischen Fürstenthümern seit mehr als zwey Jahrhunderten unter verschiedenen Modificationen bestehende Einrichtung historisch bis auf unsere Zeiten verfolgt, wo vor vier Jahren die königl. bairische Verordnung an die protestantischen Generaldecanate erging, den ihnen untergebenen Geistlichen jährlich eine wissenschaftliche und eine praetische Frage zur Beantwortung zu ertheilen, wovon die eine in Deutscher, die andere in Lateinischer Sprache geliefert werden soll. Möge der Zweck solcher heilsamen Verfügungen bestens erreicht werden!

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1814.

St. Petersburg.

Gedruckt bey Plüschart und Comp.: Νόννου τοῦ πανοπολίτου τὰ κατὰ Ἕμνον καὶ Νίκαιαν. Des Nonnos Hymnos und Nikaea. VIII und 49 S. 1813. In Quart.

Aus der mannichfaltigen Reihe der Bilder des Nonnus hat Hr. Prof. Gräfe in Petersburg eine liebliche Idylle ausgehoben, die sich im 15. Buche der Dionysien desselben vom 170. Verse an bis zu Ende findet. Sie begreift 252 Verse. Dem Griechischen Texte gegen über steht die vom Herausgeber gefertigte Deutsche Uebersetzung in Hexametern. Angehängt sind S. 26 — 40 berichtigende und erklärende Bemerkungen zum Griechischen, und S. 41 — 49 erklärende Bemerkungen zur Deutschen Uebersetzung. Das Werkchen ist Sr. Excell. dem Herrn Baron von Stein, dem Freunde und Kenner der alten Kunst gewidmet. Papier und Druck nehmen sich sehr vorthailhaft aus. Nonnus, ein epischer Dichter des fünften Jahrhunderts aus Aegypten, berühmt; auch als Paraphrast des Evangelii

C (6)

liums Johannis bekannt, dessen Dionysaca so wenig Beyfall und Leser gefunden, daß die letzte Ausgabe schon über 200 Jahre alt ist, hat vor Kurzem das Glück gehabt, zwar noch nicht wieder ganz herausgegeben, aber doch vertheidigt und der Verachtung entzogen zu werden, mit welcher ihn die besten Kritiker, als Scaliger, Hemsterhuis u. a. bisher zu betrachten pflegten. Zu diesen Vertheidigern gehört auch Hr. Prof. Gräfe, der ihn als den Dichter ansieht, welcher in der bukolischerotischen Poesie den Uebergang zur romantischen Dichtung, zu einer andern Gattung, ohne es selbst zu ahnen, machte. Traurig, sagt er, wenn man den großen Dichter über den gelehrten Mythographen verkennen wollte! Wo Nonnus seinem Jahrhunderte zufolge einen übertriebenen Aufwand von Gelehrsamkeit in antithesenvollen Ausdrücken aufhäuft, wird seine Poesie schwülftig, kalt und langweilig; wo er aber die Mythologie behandelt wie Ariosto die Geschichte, da nimmt sein Gedicht einen leichten, kräftigen, genialischen Schwung; sein stets schöner und correcter Versbau schwebt zu lyrischer Begeisterung und mahlerischer Kühnheit empor. Mit einem Worte, das Manierirte und Bombastische in seinem Epos gehört seinem Zeitalter; dem Dichter aber gehört die reizbare Phantasie und der so seltene Reichthum an Gedanken und Gefühlen, der selbst alten, ausgestorbenen Ueberlieferungen ein neues Leben einhauchet. Ob die Critiker, welche dem Nonnus den feinen und gebildeten Geschmack absprechen, durch diese Vertheidigung für widerlegt zu achten, und ob sie nicht mit Recht das Quintilianische: *Velles cum suo ingenio, dixisse, alieno iudicio, zurückgeben könnten*, ist leicht zu beantworten. Der Text ist nach Falckenburg, hier



und da nach eignen, nicht immer ganz sichern, Veränderungen abgedruckt. Die Uebersetzung liefert sich ziemlich leicht: man merkt es ihr gleichwohl zu gut an, daß es eine Uebersetzung ist, ob sie gleich von vielem Fleiße zeuget. Aber der Verf. sagt, eine freye Bewegung habe der Deutschen Sprache nicht vergönnt werden können, weil sie in ihrer ganzen äußern Gestalt, in Vermaß und Versbau, in Wörterstellungen und Wörterbau, ja sogar in Wörterzahl und Wörterlänge ihrem Vorbilde sich anschmiegen solle, ohne welches alle Umrisse und alle Farben des Originals nothwendig verwischt werden. Sie soll also, schließt der Verf., bey inniger geistiger Verwandtschaft auch gleichsam die volle leibliche Aehnlichkeit an sich tragen. Bey dieser Regel kann aber von dem Genius der Sprache, in welche übersezt werden soll, gar nicht, oder nur selten, die Rede seyn, man muß also oft zum Originale zurückkehren, oder wenn man der Sprache in dem Grade mächtig ist, in dieselbe zurück übersezen, wie bey mehreren lateinischen Dichterstellen sehr nützlich angerathen wird. Wo eine solche Anschmiegung an das Original mit Aufwendung aller Kräfte erreichbar ist, ohne der Sprache in die übersezt wird, Gewalt anzuthun, da findet die angegebene Regel nur Statt; wo es aber nicht angeht, da überseze man so, wie der Verfasser des Originals sich in dieser Sprache gewiß ausgedrückt haben würde. Dieß mit Sicherheit zu thun, ist freylich schwer; aber so haben die geschmackvollsten und kenntnißreichsten Uebersetzer aller Zeiten gehandelt, sich auf der rechten Mitte zwischen Pops Modernisirung, oder d'Ablancourts ungetreuer Verschönerung und zwischen der zu steifen und zu slavischen Uebersetzung gehalten, und Beyfall und Leser gefunden.

Befolgt man hingegen jene Regel, so ist des Holprichten, Gezwungenen und Unverständlichen kein Ende, und man muß befürchten, daß die so übersehten Meisterwerke der Alten ohne Leser bleiben dürften. In Hinsicht der Prosodie und Metrik ist der Verf. der richtigen Meinung, daß wir Deutsche, wenn wir die Verse der Griechen und Römer nachahmen wollen, uns auch zu einer ähnlichen Prosodie bequemen müssen; dieß, sagt er, wird weiter bringen, als alle Spitzfindigkeiten einer Bossischen Zeitmessung. Freylich ist die Unbestimmtheit und Unbeholfenheit unsrer Metrik nur zu oft im Wege, wie der Verf. selbst an Bossischen Versen, besonders aus dem Bossischen Tibull gezeigt hat. Mit einer Härte, die wir nicht billigen können, drückt er sich über diese Uebersetzung des Tibulls so aus: ich halte diese Bossische Uebersetzung mit ihrem auf Stelzen gehender häßlichen Commentar für das Gemeinste und Schlechteste, was sich je hinter einem Namen dem Publicum aufdrang u. s. w. — Beide Bemerkungen, sowohl über den Griechischen Text, als über die Deutsche Uebersetzung, verrathen viel Geist, Fleiß und Belesenheit, und wir wünschen sehr, daß der Verf., der sich um die Griechische Anthologie so rühmlich verdient zu machen angefangen hat, dieses Feld, worauf noch viel zu thun ist, eben so anzubauen fortfahren möge.

#### Heidelberg.

Hier sind bey Mohr und Zimmer im Anfange dieses Jahrs von Hrn. Doctor Medicinæ et Chirurgiæ *Leopold Gmelin* pro obtinenda facultate legendi auf VI und 58 Seiten in Octav. *Observationes oryctognosticae et chemicae de Hauyna et de quibusdam fossilibus, quae cum hac con-*

creta inveniuntur herausgegeben worden. Der Verfasser, ein würdiger Sohn unsers verstorbenen Hofr. Gmelin's, hatte während seines Aufenthalts in Italien Gelegenheit die Hauyne von Neergaard oder den Catialith von Gismondi, ein bey uns noch wenig bekanntes Fossil, an Ort und Stelle zu beobachten, und davon zu einer chemischen Analyse zu sammeln. Diese liefert er in vorliegender Schrift. Zwar besitzen wir schon eine chemische Untersuchung dieses Fossils von Hrn. Vauquelin. Die geringe Menge, welche indessen diesem berühmten Analytisten davon für diese Untersuchung zu Gebote stand, gestattete ihm nach seinem eigenen Urtheile nicht eine vollständige Zergliederung dieses Mineralkörpers zu veranstalten. Auch hatte er bey dieser Analyse einen Verlust von 13 Procent. Herr Dr. Gmelin hat sich daher durch die Wiederholung der gedachten Analyse mit größern Quantitäten dieses Fossils um die genauere Kenntniß desselben ein wahres Verdienst erworben, und durch die Behandlung und Ausführung dieses Gegenstandes zugleich auch das Vertrauen gerechtfertigt, welches ihm durch die Uebertragung des chemischen Lehrfachs auf der Heidelberger Universität und die Direction des dortigen chemischen Laboratoriums von Seiten der Daadenschen Regierung zu Theil geworden ist. Vorzugsweise hat der Verfasser zu dieser Untersuchung gleichfalls die unweit Rom in den Peperino-Brüchen unterhalb Marino vorkommende Hauyne gewählt; theilt aber doch auch einige Versuche über die Hauyne vom Vesuv und das zu Andernach am Rhein besonders in dem so genannten Mühlstein einbrechende blaue Fossil, welches von Wose unter der Benennung von Saphirin beschrieben worden ist, mit, aus denen erhellt, daß beide Fossilien in

ihrer Mischung mit der Römischen Haunne übereinkommen und folglich ein und dasselbe Fossil ausmachen. In 100 Theilen der Römischen Haunne sind nach der Untersuchung unsers Verfassers nun enthalten: 1,20 Wasser, 35,48 Kieselerde, 18,87 Alaunerde, 21,73 schwefelsaurer Kalk, 2,66 Kalk, 1,16 Eisenoryd, 15,45 Kali, und 3,45 Schwefelwasserstoff nebst Verlust. Dieser Analyse sind einige geognostische Bemerkungen über die Gegend des alten Satiums vorausgeschickt, zu deren Erläuterung eine petrographische Karte dieser Gegend beigefügt worden ist. Außerdem ist von dem Verfasser auch das mit der Römischen und Vesuvianischen Haunne vorkommende und meist innig damit gemengte weiße Fossil analysirt worden, welches Einige für eine bloße Varietät der blauen Haunne gehalten haben. Eine Meinung welche durch diese Untersuchung vollends widerlegt wird, und aus welcher vielmehr dessen Verwandtschaft mit dem Leucit und Analcim hervorgeht. Mangel an hinreichend instructiven Exemplaren gestattete dem Verfasser nicht die Structur dieses Mineralkörpers genauer zu untersuchen, um mit Bestimmtheit auszumitteln zu welchem von beiden dieser Fossilien dasselbe gezählt werden müsse, oder ob es vielleicht eine eigene Mineralspecies begründe. Seiner Analyse zufolge kommen in 100 Theilen desselben vor: 51,05 Kieselerde, 24,43 Alaunerde, 3,72 Kalk nebst Spuren von Talkerde, 2,50 Eisenoryd, 0,45 Magnesiumoryd, 11,79 Kali nebst etwas Natron und 2,00 Wasser (Verlust 4,06).

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch der von dem Verfasser zur Erlangung der medicinischen Doctorwürde auf unserer Universität am 28. März 1812 herausgegebenen wohlgerathenen Inaugural-

Schrift sitens indagacionem chemicam pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum, adnexis quibusdam in id animadversionibus physiologicis. gedenken. In derselben theilt er eine Reihe von Versuchen über das Verhalten dieser merkwürdigen Substanz gegen das Wasser, die Alkalien, die Säuren, den Alkohol, die Oehle, im Feuer und bey der Destillation mit, welche er zu Wien in dem Laboratorio des Hrn. von Jacquin anzustellen Gelegenheit gehabt hat, und vergleicht hierauf die chemischen Eigenschaften derselben mit denen des rete mucosum der Neger und der Sepia. Ueber letztere Substanz sind gleichfalls einige eigene Versuche beygebracht worden.

### Erlangen.

Von Palm: Das Volks-Schulwesen im Königreiche Baiern seit seiner organischen Einrichtung. Für Schulvorstände und Lehrer aus den Reichs- und Kreis-Verordnungen, auch andern amtlichen Quellen, zusamengestellt und geordnet von D. Andreas Schellhorn, Königl. Baierschem Districts-Schulinspector und Stadtpfarrer zu Höchstädt an der Aisch im Rezatkreise. 1813. X u. 204 Seiten in gr. Octav und 2 Tabellen.

Auch unter dem Titel: Leitfaden zur Veredlung des Pfarramtes in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreiche Baiern u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweyter Theil.

Was in der ersten Ausgabe dieses Leitfadens, der vom Dec. 1812. Stück II 4. dieser gelehrten Blätter angezeigt ward, die Abtheilung über das Schulwesen im Königreiche Baiern in der Kürze

1248 G. g. N. 125, St., den 6. Aug. 1814.

enthalt, das ist hier für eine zweyte Auflage so bearbeitet, daß sowohl Schul-Vorstände als Lehrer daraus die Verfassung und Gesetzgebung des Volks-Schulwesens im Königreiche Baiern ausführlich kennen lernen können. Zu diesem Ende ward jene Abtheilung des Leitfadens vom Schulwesen mit einem eignen Titelblatt versehen, um auch für sich den Schullehrer als Gesetzbüchlein in die Hände gegeben werden zu können. Die Zweckmäßigkeit der Königl. Verordnungen auch über das Volksschulwesen ist bekannt genug. Die Reichhaltigkeit des vorliegenden mit Fleiß gesammelten und gut geordneten Leitfadens wird aus folgenden Rubriken erhellen. Erster Abschnitt. Organische Verfügungen über das Volks-Schulwesen in Baiern. 1) Oberste Behörde oder geheime Ministerial-Section für öffentliche Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten; 2) General-Kreiscommissariat in Beziehung auf das öffentliche Unterrichts- und Erziehungs-wesen; 3) Districts-Schul-Inspectoren; 4) Local-Schul-Inspectionen. Zweiter Abschnitt. Besondere Verfügungen, in Hinsicht 1) des Lehr-Personals; 2) der Schulbedürfnisse; 3) des Schulvermögens; 4) des Schulbesuchs; 5) der Rechtsverhältnisse des Volks-Schulwesens. Nachträglich folgt noch eine Instruction über die Form der von den sämtlichen Schul-Inspectoren zu erstattenden Jahrsberichte. Die angehängten Tabellen enthalten Schemata zu Schultabellen über jeden einzelnen Schüler, und zu einem Manual für den Schullehrer von Monat zu Monat. Das Ganze zeugt von der rühmlichen Aufmerksamkeit, welche die Bayerische Regierung dem Volks-Schulwesen widmet.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 6. August 1814.

Kiel.

Beiträge zur Anatomie der Pflanzen, von  
J. J. P. Moldenhawer, Professor zu Kiel. 1812.  
XII und 335 S. in gr. Quart, mit 6 Kupfertafeln.

Rec. nimmt keinen Anstand, vorliegendes für  
das bey weitem wichtigste von den zahlreichen Wer-  
ken zu erklären, die seit einem Jahrzehend über die-  
sen schwierigen Gegenstand ans Licht getreten sind.  
Mit einem großen Reichthume sehr combinirter Er-  
fahrungen verbindet es eine überaus gleichförmig  
und ruhig fortschreitende Sprache, wie sie Werken  
dieser Art allein angemessen ist. Der Verf. befindet  
sich oft in dem Falle, den Beobachtungen anderer  
widersprechen zu müssen; allein weit entfernt, die-  
selben für "einen Irrthum, eine Täuschung" zu  
erklären, zeigt er vielmehr, wie sie auf diese und  
diese Ansicht gekommen sind und entwickelt die seinige  
mit Ruhe. Er glaubt daher diese Behandlung auch  
von andern erwarten zu dürfen, und so geschieht es  
mit allem einem so ausgezeichneten Verdienste gebüh-  
renden Achtung, wenn wir im folgenden manche  
Zweifel und entgegengesetzte Ueberzeugungen aus-  
drücken werden. Von den Kupfern haben wir ver-  
schiedene Darstellungen mit der Natur zu vergleichen  
Gelegenheit gehabt; diesen können wir bey aller

§ (6)

ihrer Klarheit das Zeugniß großer Treue nicht versagen. Von den übrigen aber, die unter sehr starken Vergrößerungen vorgestellt sind, versichert der Verfasser, daß sie die Natur aufs vollkommenste nachahmen, und daß die Originalpräparate jedem, der sich davon überzeugen will, zur Ansicht zu Diensten stehen. Eine Inhaltsanzeige, welche sich auch auf die einzelnen S. S. erstreckte, würde den Ueberblick des Werkes sehr erleichtert haben. — Diese Beobachtungen sind, laut der Vorrede, die Frucht einer 18jährigen unausgesetzten, durch äußere Umstände sehr begünstigten Forschung, zu welchen letzteren besonders gehört der Besitz vortrefflicher Microscope von verschiedener Einrichtung und von verschiedenen Künstlern, welches allerdings zur Correction der einzelnen Beobachtungen von der größten Wichtigkeit ist. Zugleich kündigt der Verf. vorliegende Schrift an als den "Vorkäuser eines ausführlichen Versuchs über den Bau und die Entstehung der Spiralgefäße der Pflanzen und über den Zusammenhang ihrer mannigfaltigen Veränderungen, besonders in Rücksicht der Mayspflanze." Möge es ihm gelingen, diesem Werke die Vollendung zu geben, die man nach dem gegenwärtigen Prodigium davon zu erwarten berechtigt ist. — In der Einleitung S. 1—8 gibt er an, warum er vornehmlich den Mays zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht habe, nämlich weil an ihm die verschiedenen Formen der Gefäße, ihr Verhältniß zu einander und zu den übrigen Elementarorganen der Pflanze sich am besten darstellen.

1. Abschnitt. Von den Umgebungen der Spiralgefäße. I. Kap. Von den fibrösen Röhren. S. 11—61. So nennt der Verf. die fistulas lignae des Malpighi, denen von einigen Neuern der Name verlängerte Zellen gegeben wurde, und beschreibt sie sehr genau. Jene Benennung zu rech-



fertigen zeigt er, daß die einfachste thierische Muskelfaser ebenfalls sey ein verlängerter an beiden Enden geschlossener Schlauch, der aber zum Unterschiede von jenen Pflanzenröhrchen (wie denn auch Bestimmung und Wirkungsart ganz verschieden) der Länge nach bezeichnet sey mit wechselnden helleren und dunkleren Querstreifen, d. i. mit abwechselnden Lagen einer festeren und einer dünneren Substanz, welches an das electrische Organ des Zitterrochen erinnert. Auch die Zusammenfügung der Muskelfasern sey die nämliche, wie der fibrösen Röhren, und so wenig man jene mit dem Zellgewebe im thierischen Körper verbinden könne, eben so wenig diese mit der nämlichen Substanz im vegetabilischen. Auch der Name der Baströhren für diesen Pflanzentheil wird mit Recht verworfen, weil, obgleich dieses Element des Bastes mit dem Hauptbestandtheile des Holzes identisch ist, doch der Bast sich nie in den Splint verwandelt, wie eine ganz aus der Natur geschöpfte Erörterung des Vorgangs zeigt, wodurch zwischen beiden sich jährlich eine neue Lage des einen und des andern bildet. Merkwürdig sind (S. 21) die senkrechten Schlauchreihen, welche nach dem Verf. die Spiralgefäße umgeben und wieder von den fibrösen Röhren umgeben sind. Die Schläuche, aus denen sie bestehen, stellen jede einen kurzen Cylinder dar, von festerer Substanz, als das gewöhnliche Zellgewebe, aber sonst nicht von ihm unterschieden. Wegen ihrer Festigkeit und Verbindung mit den fibrösen Röhren wurde Malpighi verleitet, beide für Modificationen eines Grundtheils nach Alter, Dichtigkeit u. s. w. zu halten. Von der nämlichen Art scheinen die S. 58 beschriebenen kurzen senkrechten, an beiden Enden zugespitzten Reihen festerer Schläuche in der Rinde, obgleich der Verf. sich über das Verhältniß zu jenen und über die Bestimmung nicht erklärt. Wenn Hollunder bilden sie Bündel, welche nur durch

eine dünne Zellschicht von der Oberhaut abgefordert sind, und die Schlauchreihen der im zweiten Jahre erzeugten Rinde haben sämmtlich den Bau derselben. Hill verwechselte sie mit den fibrösen Röhren, indem er ihren gegliederten Bau auf letztere übertrug, und Treviranus vermuthete, daß die fibrösen Röhren hier mit einer Zellenreihe überzogen seyn möchten. — 2. Kap. Von der zelligen Substanz. S. 62 — 116. Der Verf. zeigt das unzureichende der von Sprengel und Treviranus aufgestellten Gründe für die Meinung, daß die Zellen und fibrösen Röhren von Ausdehnung der Körner, die wir in den Pflanzensäften häufig wahrnehmen, ihre Entstehung hätten; es sey eine bloße Vermuthung. Das Zellgewebe will er lieber zellige Substanz nennen, aus dem unzureichenden Grunde, „weil ein Apparat einzelner Zellen mit einem Gewebe nichts gemein habe.“ Dasselbe wird hier sehr genau beschrieben, woben (so wie bey den übrigen Elementarorganen) die Maceration im Wasser zu Hülfe genommen worden; ein Mittel, welches mit Vorsicht angewandt, große Vortheile zu versprechen scheint. — Die Intercellulargänge verwirft der Verfasser; von ihnen heißt es Treviranus habe in der Nothwendigkeit, einen Weg für die Bewegung der Flüssigkeiten im Zellgewebe zu haben, einen wichtigen Grund des Daseyns derselben gefunden. Allein derselbe hat zugleich geäußert, daß man sie im Zellgewebe allezeit sehe, wofern die Kleinheit und Saftfülle der Zellen es nicht hindere, und daß die deutliche Anwesenheit von Saft in ihnen verstatte, sie für Leiter desselben im Zellgewebe überhaupt zu halten. Da auch Hedwig zum Theil dieselbe Meinung hiervon hatte, so heißt es (S. 175): „Hedwig's zurückführende Gefäße seyen fast verjähret gewesen, bis sie nun unermuthet wieder auferstanden.“ Ungern haben wir eine solche Aeußerung aus diesem Munde vernommen. Indessen

sind es nicht sowohl die Zwischenräume der Zellen selber, die der Verf. vielmehr anerkennt, als vielmehr jener Nahe und die ihnen beigelegte Bestimmung, Saft zu führen, was seinen Widerspruch hat, den man allerdings mit wichtigeren Gründen hätte unterstützt wünschen mögen. — Obschon es in den Zellenwänden Poren geben müsse, welche ein Durchschwizen der Flüssigkeiten möglich machten, so seyn vergleichen doch, z. B. in der Form, die Mirbel starirt, nicht sichtbar, und was derselbe dafür angesehen, seyn ohne Zweifel Saftügelchen gewesen. Da indessen Mirbel sich auch auf die Poren der Oberhaut beruft, so zeigt der Verf. durch eine sorgfältige Untersuchung derselben bey *Tradescantia discolor* und *virginica*, daß keinesweges die Haut einer Zelle hier eine Spalte habe, sondern die Oeffnung sich hier zwischen zwey mehr compacten und durch einen grünen, körnigen Saft ausgezeichneten Zellen befinde, die, statt der ganzen Länge nach sich zu berühren, es hier nur oben und unten thun, welches Rudolphi den Schließmuskel dieser Oeffnungen genannt. Bey der Gelegenheit machte er die wichtige Bemerkung, daß das Zellgewebe unter einer solchen Pore allemahl eine Höhlung hatte, welche mit mehreren kleineren Hölen zwischen den Zellen des Blatts in Gemeinschaft war. Bey mehreren Bäumen daher, deren untere Blattseite allein die Poren zeigte, z. B. *Viburnum Tinus*, fanden sich in der zelligen Substanz dieser Unterseite Lücken von beträchtlicher Größe, die bloß von der Oberhaut bedeckt waren, da hingegen die Zellen der Oberseite unter der Epidermis auf die dichteste an einander lagen. In gedachten Höhlungen fand der Verf. nie das geringste von Saft; er scheint vielmehr eine expansible Flüssigkeit als in denselben abgesondert anzunehmen, die durch die Poren mit der Atmosphäre communicirt. Bey feuchter Luft fand er sie am weißen Kobl und an der Mayspflanze alle-

zeit geschlossen, hingegen geöffnet, wenn an heiteren Morgen die abgetrockneten Blätter von der Sonne beschienen wurden, also nach bekannten Beobachtungen die Ausdünstung am stärksten. Indem wir hierdurch unsere früheren Beobachtungen über die Coexistenz der Lücken im Zellgewebe und der Poren bestätigt finden, bemerken wir, daß *Tussilago fragrans* Vill., welche nur im Zellgewebe der unteren Blattseite Lücken, und nur auf der Oberhaut dieser Seite Poren, welche in jene führen, besitzt, auch bloß von der Unterseite im Sonnenscheine ausdunstet, wovon man sich durch aufgelegte Glasplatten leicht überzeugen kann. — Obgleich aber der Verf. im Allgemeinen keine Poren der Zellenwände statuirte, so fand er doch an den Zellen von *Cycas revoluta*, so wie an den Markzellen des Hollunders etwas, das er für Poren anerkennen zu müssen glaubt, ohne doch, wie es dem Naturforscher geziemt, einen entscheidenden Ausspruch thun zu wollen. — 3. Kap. Vom Zellgewebe der Pflanzen. S. 117 — 125. Unter dieser Benennung, die bey andern das bezeichnet, was der Verf. zellige Substanz genannt wissen will, versteht derselbe, "gewisse Fasern, welche die einzelnen Schläuche der zelligen Substanz, so wie die fibrösen Röhren, verbinden, indem sie jede einzelne Zelle in den Zwischenräumen ihrer Verbindungen umgeben, und welche solchergestalt ein zusammenhängendes Gewebe darstellen, welches genau den Umriss aller Theile ausdrückt." Ihre Rauigkeit schein eine Zusammensetzung aus mehreren Fibern zu verrathen. In den kleineren Zellenreihen, welche im Marke der Gaertenrose senkrecht zwischen den größeren laufen, zeigte sich diese Zusammensetzung deutlicher. Die Linien, nämlich, in denen diese kleineren Zellen unter einander und mit den größeren Markzellen zusammengefügt, stellten sich zuerst als eine Reihe feiner Bläschen dar; bey genauer Untersuchung aber erkannte

der Verf. sie für sehr feine Fasern, durch eben so feine Quersfibern verbunden. Die Aehnlichkeit dieser Faser des Zellgewebes mit der Spiralfaser in den Blättern des Sphagn. obtusifolium, dieser mit der der Insectentracheen und wiederum dieser mit den gewissermaßen spiralen Ringsfasern der Arterienhäute bringe zu der Vermuthung, daß in ihr der Sitz der Pflanzenreizbarkeit zu suchen und ihr unter andern der schnelle Ausfluß des Milchsaftes aus den durchschnittenen eigenthümlichen Gefäßen zuzuschreiben seyn möge. — Wir bekennen, daß wir des Verf. festen Gang bey dieser Untersuchung nicht wiedererkannt haben. Wahr ist, die Zellen sind zuweilen jede von einigen dunkeln Linien, welche der Verbindung derselben mit den benachbarten folgen, umgeben; aber ist dieses darum eine Faser? Deutet nicht vielmehr die eben bemerkte Rauhtigkeit derselben auf etwas ganz anderes? Und warum müssen die im Marke der Rose bemerkten Reihen feiner Bläschen Verbindungen von Längs- und Quersfasern seyn? Sehr gering ist vollends die Aehnlichkeit mit der Spiralfaser der Insectentracheen und den Ringsfasern der Arterienhäute, um jene Vermuthung zu rechtfertigen. — 4. Kap. Von den eigenthümlichen Gefäßen. S. 126—178. An dem äußeren Ende der Gefäßbündel der Maispflanze, doch von einer Lage fibröser Röhren von außen umgeben, findet der Verf. eine zellige Substanz, und in den Ecken dieser Schläuche sehr kleine runde Oeffnungen, welche einen dicken trüben Saft, den eigenen Saft der Maispflanze enthalten, und zarten, verlängerten Zellen angehören, welche in isolirten Reihen zwischen jenen größeren aufsteigen, nicht wie sie an den Enden geschlossen sind, sondern in einander münden. Es ist dieses demnach eine bedeutende Veränderung der bisherigen Ansicht, nach welcher dieser Saft in den bloßen Zwischenräumen der Zellen enthalten ist, dorer nicht zu gedenken, welche besondere einfache

Gefäße oder die fibrösen Röhren für die Leiter derselben halten. Im *Pisana*, der *Asclepias fruticosa* und dem *Chelidonium* fand der Verf., obgleich mit vieler Mühe, die nämliche Beschaffenheit, nur eine verschiedene Lage der eigenthümlichen Gefäße, die er lieber zellichte Gefäße (*vasa cellulosa*) genannt wissen will. Auch im *Fucus vesiculosus* glaubt er sie in den mit einem braunrothen Saft angefüllten Schlauchreihen zu erkennen, welche die Blattrippen und das netzförmige Gewebe innerhalb der Blasen dieses Tangs bilden, ohne doch Beweise für diese auffallende Ansicht bezubringen. Die stärkere Anzahl dieser Gefäße und ihr größerer Durchmesser bey manchen Gewächsen in den Theilen, die zur Frucht gehen, läßt ihn (S. 157) vermuthen, daß die Absonderung ihrer Säfte auf die Bildung der letzteren Bezug habe: ein Gedanke, der doch die Menge von eigenthümlichen Gefäßen, welche wir in vielen Wurzeln (z. B. der Schirmpflanze) antreffen, gegen sich hat. Eine Bildung besonderer Art seyn die großen Terpentingefäße der Nadelhölzer, deren Wände aus einfachen eigenthümlichen Gefäßen der obigen Art gebildet, doch so daß die hierdurch eingeschlossene cylindrische Höle ihre eigene Haut habe in Gestalt einer einfachen, keinen gegliederten Bau zeigenden Röhre. Etwas von den eigenthümlichen Gefäßen verschiedenes seyen auch die einzelnen, mit einer gefärbten, harzigen oder öhligen Materie angefüllten Säckchen oder Zellen in der Wurzel von *Mirabilis Jalappa*, im Marke von *Lythimachia punctata* u. a. Sehr lesenswerth ist, was über die Entstehung der Lücken durch ein partielles Eintrocknen der Zellen, über den Saft, den man in einer früheren Periode in demselben antrifft, und über die zackigen Körper in den Lücken der Seerosen gesagt wird.

2. Abschnitt. Von den Spiralgefäßen. S. 181—  
335. Jedes Glied des Mays-Stengels, d. i. die

Länge von einem Knoten zum andern, hat im jugendlichen Alter auf seinen verschiedenen Punkten eine verschiedene Festigkeit. Gleich über dem Knoten ist es alsdann sehr weich, welche Stelle durch einen grünen Querstreifen bezeichnet ist; von da bis zum nächsten obern Knoten wird es immer fester, und im Knoten erreicht es die größte Festigkeit bis zu dem grünen Streifen, wo mit einer bedeutenden Weichheit der vorige Wechsel wieder eintritt. Wenn man nun die größeren Gefäße jedes Bündels verfolgt, so sind sie in der zarten Substanz der gedachten Querstreifen so genannte wahre Spiralgefäße, werden höher hinauf falsche und endlich im festesten Medio poröse Röhren, bis sie in dem grünen Streifen des nächsten Gliedes sich auf Einmahl wieder als wahre Spiralgefäße zeigen, und der vorige Wechsel sich wiederholt. Der Verf. betrachtet nun zuerst die wahre Spiralgefäßform. Das spirale Band entsteht hier aus einem ringförmigen, und kehrt, nachdem es zahlreiche Windungen gemacht, in ein solches zurück. Zuweilen liegen, bei sehr zarten Umgebungen, auch mehrere Ringe auf einander, welche von Einigen fälschlich als zerrissene Spiralwindungen betrachtet worden sind, bei dem gewöhnlichen gegliederten Bau des Gefäßes aber nur zwei, nämlich einer, mit welchem die Spiralfaser des vorhergehenden Gliedes endiget; der andere, mit welchem die des folgenden anfängt. Das Gefäß ist an dieser Stelle etwas zusammengeschnürt, und da die Ringe hier schwach verbunden, so trennt es sich daselbst am leichtesten. — Die Gegenwart einer innern Haut der Spiralgefäße, welche den Canal derselben zunächst bildet, welche bekanntlich von Hedwig zuerst angenommen und seitdem fast von allen Beobachtern geläugnet wurde, behauptet der Verf. wieder auf eine entschiedene Weise, und Abbildungen zeigen sie sowohl

an wahren Spiralgefäßen als an der so genannten Treppengangsform zwischen den Spiralfäden. Besonders beruft sich der Verf. auf *Sphagn. obtusifolium*. Bekanntlich siehet man in den einzelnen Schläuchen, aus denen das Blatt dieses Moooses besteht, Querverlinien, die um die ganze Ründung des Schlauches laufen und öfters eine spiralförmige Richtung nehmen. Schon Hedwig bildete sie (Fundam. Hist. n. musc. 1 t 3.) ab und nannte sie *vasa transversalia*. Unser Verf. hält sie für Windungen einer Spiralfaser, die auch wohl Ringe formirt, zuweilen sogar ästig ist, und die ihm eine große Ähnlichkeit mit der Spiralfaser der Insectentracheen zu haben scheint; wobei zu bemerken ist, daß er sie nicht ohne ihre Umgebungen dargestellt hat, welches uns auch nie gelingen wollte. — Nun ist es freylich gewiß, wie schon von mehreren bemerkt, daß außer der Spiralfaser auch eine Haut den Canal des Gefäßes einschließt; die Frage ist nur: befindet dieselbe sich innerhalb oder außerhalb der Windungen? Die Erschelnung am *Sphagnum* gibt darüber keinen Aufschluß: denn obgleich hier deutlich zwischen den Spiralwindungen eine Haut sich befindet, so erhellt doch nicht, daß sie innerhalb der Spiralwindungen ausgebreitet sey; vielmehr muß man aus dem Bau des Ganzen, z. B. der Abwesenheit einer Oberhaut, das Gegentheil vermuthen. Aber (um andere Gründe von minderer Bedeutung nicht zu erwähnen) so vermochte der Verf. sie aus den großen Spiralgefäßen der Eiche, wo sie schon mit einer schwachen Loupe sichtbar ist, ganz herauszuziehen. Und um die Bedenklichkeit, ob nicht diese vermeinte Membran vielmehr ein Niederschlag der in den Gefäßen bewegten Säfte sey, zu entfernen, unterwarf Hr. Sürsen in Kiel dieselbe einer chemischen Analyse, woraus sich ergibt, daß sie kein gummöses, harziges oder Verb-



stoffhaltiges Wesen, sondern gleich der Membran der galligen Substanz, aus einer Eryweißartigen Materie gebildet war. So sehr dieses alles für die Meinung des Verf. zu sprechen scheint, so glauben wir doch, diesen Gegenstand den Pflanzen-Physiologen zur wiederholten Prüfung empfehlen zu müssen. — Die Spiralgefäße sind, wie oben schon bemerkt, nach des Verf. Beobachtung, immer von einer ein- oder mehrfachen Schicht kleiner fester Zellen umgeben, und diese unmittelbare zellige Bekleidung, welche auf die Absonderung jener Gefäße einen bedeutenden Einfluß zu haben scheint, findet selbst dann Statt, wenn diese im fibrösen Gewebe, es sey einzelner Holzbündel oder einer ganzen Holzmasse liegen. Nach Ablösung dieser nächsten Bekleidung nun entdeckt man gewöhnlich einige, schon von Brew bemerkte dunkle Fäden, welche die ganze Länge des Spiralgefäßes, dem sie angeheftet, in fast gleichen Zwischenräumen verfolgen und sich immer da befinden, wo die Scheidewände jener umgebenden Schlauchreihen auf demselben ruhen. Dieses und die eigenthümliche Rauigkeit dieser Fäden veranlaßt den Verf., sie als die Faser des Zellgewebes (I. Abschn. 3. Kap.) zu betrachten, über deren Daseyn wir bereits oben Zweifel geäußert haben. — Von den fünf Spiralgefäßen in jedem Gefäß-Bündel der Mayspflanze behalten die beiden vordern und größten nur in einem geringen Theile ihrer Länge den vollkommen spiralen Bau, die drey hinteren und kleineren aber setzen ihn im Aufsteigen noch lange fort, und dieser Bau bleibt ihnen, wie an allen übrigen wahren Spiralgefäßen, z. B. denen, die im Umkreise der Markröhre unserer Bäume stehen, durch die ganze Lebenszeit. Bey dieser Gelegenheit wird eine bekannte Lehre von der allmählichen Ausfüllung der Markhöhle durch den Wachsthum des Holzes bestritten. — Indem jene

großen Gefäße aufsteigen, theilt der bis dahin einfache Spiralfaden sich wiederholt und verbindet sich wieder, und näher zum oberen Knoten folgen diese Spaltungen und Verbindungen so schnell auf einander, daß sie kleine ovale Räume einschließen: die erste Annäherung zu der Form der großen Röhren. Hier läßt sich die größere Festigkeit der Umgebungen die zellige Scheide des Gefäßes schwer ablösen, welches mancherley Täuschungen zur Folge haben kann; ist dieses aber geschehen, so erkennt man keine etwas dunkle Fäden, welche sich von der einen Windung der Spiralfaser zur andern fortsetzen, ohne über dieselbe wegzulaufen, wie bey den so genannten wahren Spiralgefäßen. Beym jüngeren Gefäß sind sie dunkler, schmaler und schwächer; beym älteren heller, breiter und fester, so daß sie das Abwickeln der Spiralfaser nicht gestatten. Aber immer lösen sie sich durch Maceration eher auf, als letztere, so daß ein Spiralgefäß, welches zuerst wegen Verwachsung seiner Windungen durch jene Grundtheit als ein Treppengefäß erschien, dann sich vollkommen abwickeln läßt. Dieser nämlich fehlt den so genannten wahren Spiralgefäßen, indem sie an der nemlichen Stelle die härtere Faser des Zellgewebes haben. Was gedachter Grundtheit sey, sagt der Verf. nicht; er gibt aber an, wie derselbe sich bey der ersten Bildung der verwachsenen Spiralgefäße und besonders der so genannten porösen Röhren darstelle. Dann nämlich sind diese zusammengesetzt aus kurzen Schläuchen, die mit einer Gallart überzogen scheinen, worin man bald Querspalten bemerkt in Gestalt von schmalen, dunkeln Linien, die durch feine Fäden unterbrochen sind. Bey erlangter größerer Festigkeit des Gefäßes ziehen die Zwischenräume der Querspalten sich etwas zusammen, und es entsteht aus der verhärteten Gallert ein zusammengesetztes

spirales Wand, indem zugleich die feinen Fäden eine größere Consistenz gewinnen. Dabey ziehen sich diese in der Mitte etwas zusammen und verkürzen sich, wodurch sie, in Verbindung mit den Spiralfäden kleine Räume einschließen, die sich unter schwacher Vergrößerung gerundet oder gar als bloße Punkte darstellen. — Auf diese Weise glaubt der Verf. gezeigt zu haben, daß die wahren Spiralgefäße, die falschen oder die Treppengänge und endlich die so genannten porösen oder getüpfelten Gefäße nichts als Spiralgefäße seyn, nur mit verschiedenen Modificationen. Sonach hält er die Punkte der letzteren für Löcher und nicht für Hervorragungen; es lohnte sich aber doch der Mühe, die von der Mehrzahl der Anatomen, welche überhaupt diese Gefäßform kannten, angenommene gegentheilige Meinung zu widerlegen; denn was er darüber (S. 263. 266. 281) äußert, genügt uns nicht ganz. Gesezt aber es sey so, wie er sagt; so braucht man darum nicht die Unterscheidung jener drey Gefäßformen als eine bloß anatomische Betrachtungsweise aufzuheben. Es hat uns bey mehreren Versuchen noch nicht gelingen wollen, diese Verschiedenheit der Queer- und Längsfibern, welche zur Bildung der Treppengänge und der punctirten Röhren concurriren sollen, wahrzunehmen. Doch man kann sich irren und des Verf. Zeichnungen, in denen er diese Heterogenität darstellt, müssen allen Zweifel entfernen. Uebrigens folgt aus allem, und der V. erinnert es wiederholt, daß, sobald das Gefäß einmahl seine eigenthümliche Gestalt bekommen, an keine Verwandlung der einen Form in die andere mehr zu denken sey, und z. B. ein und das nemliche Gefäß, welches zu unterst Ringgefäß, dann Spiralgefäß, weiter hinauf Treppengefäß, und endlich poröses Gefäß ist, diese Form während seiner ganzen Dauer behalte, obgleich die Abwicklung der Spiralfiber wegen der Festigkeit, die die Umgebungen er-

langen, immer schwieriger wird. — Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der W. die obige Entstehungsart auch von den wahren Spiralgefäßen verstanden wissen wolle; denn aus ihr erklärt er überhaupt die Verengerungen und den gewissermaßen gegliederten Bau der großen Pflanzengefäße, indem er an mehreren Orten (S. 190. 273) die Hypothese wiederlegt, als seien diese durch "Verschiebungen" in der ursprünglichen Lage der Theile entstanden. "Gewöhnliche Schlauchreihen, sagt er, werden mit einem gallertartigen Schleim überzogen, aus welchem sich die spiralförmigen Fäden bilden; jeder dieser Schläuche bildet sich besonders aus und stellt ein Ganzes vor, welches mit einem Ringe anfängt und endiget. Bisweilen indessen sind diese Glieder wirklich nicht vorhanden, wenn nämlich das Gefäß aus einer längeren häutigen Röhre gebildet wurde." Ueber den Umstand, daß diese Ringe, diese Trennungslinien sehr oft schief liegen, geht er wohl etwas zu leicht hinweg. Es geschehe (S. 190) "indem die Windungen des Fadens gegen den Ring zu sich etwas verengern;" allein dieses ist nicht hinreichend. — Die auf den großen Gefäßen der Ulme und des Safrans (Trevir. Beytr. S. 17.) anzutreffenden Erhöhungen mit einer punct- oder spaltförmigen Oeffnung in der Mitte sind nach unserm W. in nichts von der Wand des Gefäßes verschieden; sondern entstehen, indem das spirale Band an den Stellen, wo es frey und durch keine Querfasern oder Theilung verbunden, sich mit seinem Rande gegen jene Oeffnung zu etwas erhebt; eine Ansicht, deren Beweis wir bey wiederholter Untersuchung nicht als gelungen betrachten können. Gleichen Bau findet der W. bey den in der Mitte mit einem Loch versehenen Erhöhungen auf den beiden von Rinde und Mark abgekehrten Seiten der größeren Canäle, aus denen das Holz der Pinus-Arten besteht; Erhöhungen, welche sich nur da vorfinden, wo jene Seitenwände von den auf das Mark zulaufen-

den Querschläuchen der Rinde nicht berührt werden, indem hier vielmehr bloße Löcher ohne Erhebung des Randes sind, die zur Aufnahme der Rindensäfte mittelst jener Schlauchreihen bestimmt scheinen. In der äußeren Schicht jedes Jahrringes gewinnen diese Gefäße allmählich einen geringeren Durchmesser und nehmen die Form wirklicher Spiralgefäße an mit feinen, mehr oder weniger getheilten Spiralfäden. Alles dieses ist durch genaue Zeichnungen erläutert. — Die Beschreibung der Gefäßverbindungen im Knoten der Maispflanze lehrt, daß die Spiralgefäße hier auf mannigfaltige Art anastomosiren. Der gegliederte Bau kömmt dann auffallender zum Vorschein, daher der Name der wurmförmigen Körper; woben die einzelnen Glieder kurz und bey ihrer Verbindung auffallend eingeschnürt sind; auch die Ringe, mittelst deren sie sich, so wie die der Spiralgefäße endigen, sehr oft eine schräge Lage beobachten. Aus diesem Gefäßneze des Knoten, welches offenbar zu wichtiger Absonderung dient und mit einer lymphatischen Drüse verglichen werden kann, nehmen die Gefäße für das nächste Glied, für die Wurzelchen, welche der Mais oft über dem Knoten treibt, und für das Blatt ihren Ursprung. Endlich verfolgt der W. die Spiralgefäße noch bis in die Blüthe und Frucht. — Sehr der Aufmerksamkeit würdig ist, was zuletzt noch über die Function der einzelnen Elementarorgane gesagt wird. Es sey schwer zu glauben, daß die Spiralgefäße zu bloßen Luftwegen dienen. Ihrer Ähnlichkeit wegen mit den Tracheen der Insecten untersucht der W. die Gründe für die Meinung, daß die Luft in gedachten Theilen circulire und stellet starken Zweifel dagegen auf. Selbst wenn es sich damit so verhalte, folge noch nicht, daß die Spiralgefäße auch Luftröhren seyn müssen, da sie sich so wenig im Stamme unter, als über der Erde nach außen öffnen. Weit wahrscheinlicher sey daher, daß diese Gefäße die Leiter des Saftes abgeben. Das Aufsteigen gefärbter

Flüssigkeiten in denselben unter Umständen, welche im natürlichen Zustande den Trieb der Säfte befördern, spricht dafür, und da solche Flüssigkeiten aus jenen Gefäßen durch die zellige Umgebung in die fibrösen Röhren treten, so werden sie auf diesem Wege auch wieder zurücktreten können. In der Rinde und im Zellgewebe überhaupt könne kein Aufsteigen der Säfte geschehen; eben so wenig in den fibrösen Röhren, obgleich diese zu einer gewissen Zeit sehr mit Saft gefüllt sind, zu dessen Aufbewahrung noch Aufnahme aus den Spiralgefäßen sie bestimmt scheinen. Selbst directe Beobachtungen zeigen das Fortleiten tropfbarer Flüssigkeiten durch die Spiralgefäße, indem z. B. nach dem W. das ganze Holz des Larbaums außer den Querschläuchen aus solchen besteht; auch die Spiralgefäße des Stengels und der Blätter von *Sphagnum obtusifol.* die gefärbte Flüssigkeit, worein man den untern Theil gestellt hat, aufnehmen und so stark fortleiten, daß sie sich auf der Oberfläche der oberen ergießet. Aus den Bündeln durchschnittener Spiralgefäße der *Osmunda regalis* sah er deutlich die Feuchtigkeit treten, mit Luft vermischt, deren gleichzeitige Anwesenheit mit dem Saft in diesen Gefäßen, von welchem sie sich als Kohlensäure trennt, überhaupt alles für sich hat, und deren Verhältniß zu denselben nach Witterung, Jahres- und Tageszeit sehr verschieden seyn muß; daher diese Gefäße bisweilen leer sind und keine tropfbare Flüssigkeit enthalten. Ueberhaupt scheinen sie, gleich den Saugadern des thierischen Körpers, alles aufzunehmen, was sich ihnen darbietet und selbst eine rückgängige Bewegung der Flüssigkeiten könnte unter gewissen Umständen bey ihnen Statt finden. "Je einfacher die Organismen werden, desto herrschender wird das Saugadersystem und greift immer mehr in die Rechte der Arterien und Venen ein, bis es endlich in den Pflanzen ganz allein vorhanden ist."

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 8. August 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9. Julius handelte die Vorlesung des Hrn. Hofr. Tychsen de numis orientalibus in bibliotheca Regia Gottingensi adservatis, inprimis Selgiucidarum et Gengischanidarum. Die Sammlung Orientalischer Münzen auf der hiesigen königl. Universitätsbibliothek hat in den letztern Jahren, besonders durch die Güte des Hrn. Hofrath v. Klaproth und des Hrn. Bischofs v. Seland und Ritters vom Dannebrog Dr. Münter einen sehr bedeutenden Zuwachs bekommen, wovon in diesen Blättern 1812. St. 33. 34. und 1813. St. 16. vorläufige Nachricht gegeben worden. Sieben vom Hrn. Bischof Münter späterhin dem Verf. zugesandte Silbermünzen sind noch hinzugekommen. Da der Verf. schon vor mehreren Jahren in mehreren Abhandlungen die damals vorhandenen Münzen erläutert hatte, so fühlte er sich aufgefordert, auch diesen neuen Zuwachs bekannt zu machen, um so mehr da dadurch einzelne Klassen der Sammlung ergänzt, und mehrere bisher, weil sie einzeln waren,

ungewisse und dunkle Münzen erklärbar und deutlich werden. Die Abhandlung zerfiel in sieben Abschnitte: I. Chalifen Münzen, worunter zwei von Harun Raschid mit Amins, seines Sohnes und Nachfolgers Nahmen, Bagdad 180. 181. besonders interessant sind. Eine solche besaß die Sammlung bisher noch nicht. II. Samaniden Münzen, vier Stück, unter diesen eine von Nuh ben Ahmed, auch eine neue Bereicherung. III. Mohadiren Münzen, drei Stück mit dem Nahmen des Mohdi oder Mahadi Ebn Lomrut, und eine worauf statt des Nahmens steht der Koran ist unser Imam. Alle diese sind vom Hrn. Bischof Münter. IV. Münzen der Seldschuken von Rum besitzt die Sammlung jetzt 20 Stück, die durch Seltenheit und historische Merkwürdigkeit, so wie durch die gute Beschaffenheit der Exemplare sich auszeichnen. Die älteste ist ein Drachme von Kocneddin Soliman vom Jahre 593 (1196 n. Chr.), vielleicht die älteste bekannte aus dieser Classe, und in doppelter Hinsicht merkwürdig, indem sie den König zu Pferde vorstellt (vermuthlich von Armenischen Münzen dieser Zeit nachgeahmt), und das Zahlzeichen ۴ in der Jahrzahl hat; wahrscheinlich das älteste Beispiel vom Gebrauch der Zahlzeichen auf Münzen. Ein ähnliches, N für 4, findet sich auf einer andern Seldschuken Münze. Die übrigen Münzen dieser Classe sind von Laicobad, dem zehnten Könige in dieser Dynastie, Laichorru (6 Stück) Dzeddin, und seinen Brüdern (6 Stück) und Kocneddin, der die Dynastie endigt. Da von den letztern schon vorhin in diesen Blättern die Rede war, 1812. S. 321 ff., so kann sich Rec. hier darauf beziehen. Das dort unerklärt gebliebene Wort, das der Verf. jetzt, aus Vergleichung einer Münze von Kocneddin von 636 (1258), wo deutlich *جرهان* zu lesen ist,



براهين امير المومنين liefert, erklärt er für eine Veränderung des Persischen براننه Barvaneh, welches nach Abulfeda der Titel des Mogolischen Geschäftsführers oder Gesandten am Seldschukischen Hofe war. Diese Benennung legten sich die Seldschukischen Prinzen an, und nannten sich Barhan, im Plural Barahim, Statthalter, Geschäftsführer des Chalifen, um dadurch als Muhammedanische Fürsten ihre Anhängigkeit und Treue gegen den Chalifen als Oberhaupt des Islam zu bezeichnen. — Eine bisher unbekannte Münze von Roccneddin hat auf der Rehrseite, anstatt des gewöhnlichen Namens

des Chalifen, الله المنة, vermuthlich dasselbe was sonst الله الامر, Gottes ist die Macht. Sie ist nämlich nach Zerstückung des Chalifats durch Hulagu geprägt. Die Münzen dieser Dynastie zeichnen sich durch Gehalt und Gewicht so wie durch gutes Gepräge vor den meisten Dynastien Münzen aus, und gleichen an Gewichte und Werth völlig den Arabischen Drachmen aus der besten Zeit des Chalifats. V. Münzen der Mogolischen Großchane und Nachfolger von Gingschan in Persien. 1) Von Mangu oder Munkafa Chan. Der letztere Name kommt auf vier Arabischen silbernen und zwei Kupfermünzen vor, auf einer andern Drachme mit Uigurischmogolischer Schrift heißt er Mangu Chan. Beides ist also richtig, vielleicht in einer Nebenbedeutung verschieden. — Auf andern Münzen steht bloß der gerechte Kaan. Letztere, die durch ihre eigenenthümliche Verzierungen verrathen, daß sie aus Einer Münzstätte hervorgegangen sind, sind zu Tiflis in Georgien geprägt, und der Typus dauerte unter den folgenden Groschanen fort. Denn es ist eine mit dem J. 674 (1275), die also unter Abaca Chan

fällt. Merkwürdig ist, daß auf einigen dieser Gattung der Monathsnahme bemerkt ist, Moharrem, Rabia el Awel auf der von 674, also Sept. 1275, eine Eigenheit die man sonst nur auf Parthischen Tetradrachmen gefunden hatte. 2) Von Hulagu Chan ein seltenes Stück aber von schlechtem Gepräge, ohne Jahrzahl und Prägeort, die vielleicht vermischt sind. 3) Von Mahmud Gazan Chan. Diese sind von zweyerley Art; einige haben auf der einen Seite Uigurische Schrift, andere Arabisch den Nahmen **الاعظم السلطان غازان محمود خان** der große Sultan Mahmud Gazan Chan. Die Rehrseite hat auf beiden Arten Arabisch die Formel: **Im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, des einigen Gottes, nebst einem ♯.** Sie sind also von christlichen Fürsten, die Mogolische Vasallen waren, vermuthlich in Georgien geprägt. Ort und Jahrzahl fehlen. 4) Von Mohammed Chodabende, eine Münze die sich durch die künstliche Art auszeichnet, mit welcher das Mohammedanische Glaubensbekenntniß geschrieben ist, so daß es im Kreise gelesen werden muß. Aber in der Mitte sind noch Worte, die nicht zum Sunnitischen Glaubensbekenntniß gehören, vielleicht **الله ولي** **Ali ist Freund Gottes**, welches die Schiiten zum Symbol hinzusetzen. Da nun am Rande die Nahmen der vier Sunnitischen Imame, Abubekr, Omar, Osman, Ali, stehen, so scheint die Münze für beide Parteien, zwischen welchen der Chan schwankte, oder für deren keine er sich ausschließlich erklären wollte, eingerichtet. Sie ist vom J. 736 (1335) dem letzten Regierungsjahre des Chodabende. Früher hatte er sich für die Schiiten erklärt, wie eine schöne Drachme der hiesigen Sammlung Taf. III. 26. beweiset. 5) Von Abusaid dem letzten der Gingschaniden in Persien, zwey fast

unleserliche Kupfermünzen. Silberne waren schon vorher in der hiesigen Sammlung. Eine Silbermünze worauf in sehr künstlichen Quadraten Bshader Chan zu stehen scheint, gehört auch wahrscheinlich diesem Chan, der diesen Titel, der tapfere, führte. Ueberhaupt zeigt sich auf den Münzen dieser Zeit der Geschmack an künstlich verzierter geschworfelter Schrift. Es war das Zeitalter der neugothischen Schrift im Orient wie im Occident. Uebrigens folgen die Mogolen-Münzen im Gepräge und Gewicht im Ganzen den damaligen Drachmen, werden jedoch an Gewicht immer geringhaltiger.

VI. Münzen der Chane von Kibischak. Von diesen bisher fast gar nicht bekannten Münzen besitzt die Sammlung jetzt eine beträchtliche Anzahl, die eine Art von Folge bilden. Sie sind nur dadurch merkwürdig, daß sie die Nahmen der Chane meist mit Arabischen, zuweilen mit Uigurischmogolischer Schrift enthalten, nebst der durch Ziffern ausgedrückten Jahrzahl, also zur Bestimmung der Folge der Chane und vielleicht zur Verichtigung der Zeitrechnung dienen könnten. Nur tritt dabey die Schwierigkeit ein, daß sie meistens mit einem zu großen Stempel geprägt sind, der, bey dem geringen Umfang der Münze, nur zum Theil auf der Fläche ausgedrückt werden konnte, daher man mehrere Münzen vergleichen muß, um die Inschrift vollständig zu haben. Häufig ist der Nahme nicht ausgedrückt. Dazu kommt oft eine schlechte unbestimmte Schrift, deren verschlungene Züge schwer zu entziffern sind. Außerdem sind viele Exemplare, da sie meist unter Trümmern zerstörter Gebäude, in den Ruinen des alten Madschar gefunden worden, besonders die Kupfermünzen, durch Rost und Grünspan entstellt und unleserlich. Was unter diesen Umständen sich gewinnen ließ kommt auf folgendes zurück: 1) Die

ältesten Münzen dieser Chane haben ein Monogramm, das entweder aus Linien besteht, oder einem Dreyzack gleich. Die Zahl AA 677 zeigt, daß sie in die Zeit des Mangu Timur, Entfels von Gengischan gehören. 2) Münze von Coctogu Chan, 715. Der Name ist Uigurisch geschrieben. 3) Von Usbel Chan, ohne Jahrzahl, er regierte bis 1341. 4) Von Gjanibec Chan 744. Auf einigen ist der Name Uigurisch. 5) Von Kildibec. Nur Kupfermünzen mit einem S bezeichnet, dem Anfangsbuchstaben seines Namens. Eine Silbermünze, die Herr v. Klaproth in seiner Kaukasischen Reise S. 427 beschreibt, findet sich nicht, und beruht wahrscheinlich auf einer Verwechslung. 6) Zwey Münzen vielleicht von Uruschan 761, nebst zwey ähnlichen Kupfermünzen. Der Prägeort ist dunkel. Die vorhergehenden sind fast alle zu Serai oder Neuserai, der Hauptstadt des Kibeschaischen Reichs geprägt. 7) Von Coctamish Chan 782, und 786 zu Astrakan. Noch einige verflümmelte Silbermünzen und die meisten Kupfermünzen sind unleserlich. VII. Ungewisse Münzen, aber auch von Gengischaniden, von Sultan Soliman 743 (1341). Da der Name, der hier mit Uigurischer Schrift geschrieben ist, unter den Chanen von Kibtschal nicht vorkommt, so gehört die Münze vielleicht einem der Nachfolger Abufaidis in Persien. Die sehr kleine Schrift und das eigenthümliche Gepräge der Münzen machen dieses wahrscheinlich. 2) Von Hassan Chan, vielleicht von Hassan Duzruk, Stifter der Dynastie der Ilchanier die 1356–1410 in Bagdad und im Irak herrschte. Aber Jahrzahl und Prägeort fehlen. 3) Von Sultan Avis, Sohn des vorhergehenden, merkwürdig durch ihre Kleinheit und saubere Schrift. In der Mitte steht, wenn der Verfasser richtig gelesen hat **Al. Gott. All.** welche Zusammenstellung auf

einen der Schiitischen Secte zugethanen Fürsten deutet. 4) Timuriden. Eine schöne Münze mit dem Nahmen Sultan Mahmud Ibn Emir Gurkan, Samarkand 793 (1390) in der Mitte die drey Kreise, die, nach Arabschah, eine Eigenthümlichkeit der Münzen Timurs waren. Die Münze muß noch bey Lebzeiten Timurs, der 1404 starb, geprägt seyn, und da sich unter seinen Söhnen kein Mahmud findet, so muß dieser sein Enkel, der von den Historikern Pir Mohammed genante Sohn des Miran Schah, seyn. Timur hatte ihn zum Erben seines Reichs bestimmt, er ward aber von seinem Bruder Chalil aus Samarkand verdrängt und starb bald darauf. Mahmud scheint also unter Timur Statthafter zu Samarkand gewesen zu seyn, wo diese Münze mit Genehmigung seines Großvaters geprägt ist. Eine andere ähnliche Münze, die auch die drey Kreise gehabt zu haben scheint, ist zu unleserlich um etwas darüber zu bestimmen. Wenn die Jahrzahl VA 780 bedeutete, so würde sie von Timur selbst seyn. Zwey andere Münzen ganz in Mogolischer Manier haben den Nahmen Sultan Alaeddin und die Jahrzahlen 911 (n. Ehr. 1505) und 1112 (1700). Da keine Mogolische Dynastie außer den Usbeken in Charism und den Scheibaniten in Turan so spät hinab gedauert hat, so könnte sie wohl einer von dieser angehören; aber die große Aehnlichkeit in Nahmen und Schrift von zwey Münzen, die zwey Jahrhunderte von einander entfernt seyn müßten, hat immer etwas räthselhaftes. — Bey der Erklärung der Uigurisch geschriebenen Nahmen rühmt der Verf. dankbar die Hülfe die ihm Herr Hofr. von Klapproth theils in der schon genannten Reise, theils durch beygelegte Notizen geleistet hat.

1272 G. g. A. 127. St., den 8. Aug. 1814.

### Hildesheim.

Hey Berstenberg: Christliche Religionslehre. Ein Anhang zu Gesenii Katechismus — vom Pastor Kästner zu Salzdorf. 1813. 46 S. in kl. Octav.

Es ist schon eine starke Empfehlung für diese Schrift überhaupt, daß das Consistorium zu Hildesheim durch ein im vergangenen Jahre erlassenes Ausschreiben den unter ihm stehenden Predigern und Schullehrern den Gebrauch und die Verbindung derselben mit dem Gesenius'schen Katechismus angerathen und selbst versichert hat, daß sie diesem Katechismus füglich angebunden werden könne, wodurch die Schrift eine Art öffentlicher Autorität erhält, und sich an eine andere durch Alterthum und langen Gebrauch geheiligte anschließt. Sie ergänzt die im Landeskatechismus fehlenden, zu einem vollständigen Religionsunterrichte erforderlichen Sätze, und bestimmt manche daselbst nicht vorkommende oder nur berührte Begriffe durch feste Definitionen. Man kann aber auch diese Schrift an sich als einen kurzen Leitfaden der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ansehen, und in Kirchen, Schulen und Familien gebrauchen. Die Lehren sind nicht, wie im Gesenius, sondern, so weit es ein Buch dieser Art verträgt, systematisch, nach einer natürlichen Ableitung und Auseinanderfolge angeordnet. Wir haben in dem Verfasser mit Vergnügen einen unserer ehemahligen würdigen gelehrten Mitbürger erkannt. Treffende Auswahl, Klarheit und Einfachheit zeichnen diese kleine Schrift aus, welche auch durch ihren wohlfeilen Preis in desto mehrere Hände kommen wird. Das Exemplar kostet ungebunden nur 1 Ggr.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1814.

Leipzig.

Bei Joh. Ambrosius Barth: Versuche philo-  
sophisch-grammatischer Bemerkungen, von W.  
H. Doeleke, Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt.  
Zweiter Versuch. 1814. 83 Seiten.

Hr. Doeleke, ein sehr achtungswerther Gelehr-  
ter, beschäftigt sich schon seit einiger Zeit mit einer  
philosophischen Grammatik, worin er die allgemeinen  
Grundsätze über Philosophie der Sprache darlegen  
will, die eine Vergleichung von etwa 40 Sprachen  
ihm gelehrt hat. Da aber das Ganze noch nicht so-  
gleich erscheinen kann, hat er sich entschlossen, vor-  
läufig eine Reihe einzelner Versuche über diesen Ge-  
genstand herauszugeben, die eine Probe seiner Be-  
handlungsart seyn sollen. Der erste Versuch, Göt-  
tingen 1812, enthielt eine Critik der Lehre vom den  
Französischen Participes; der zweyte, den wir jetzt  
vor uns haben, enthält Erörterungen über die casus,  
die tempora, das pronomen und das verbum sub-  
stantivum, nebst Excursen, besonders über die Grie-  
chische Sprache in Beziehung auf die genannten Ge-  
genstände. In dem ersten Abschnitt über die casus

H (6)

geht der Verf. von dem Sage aus: Die *casus* drücken Raumverhältnisse aus. Da ein Ding nicht anders als im Raume existiren kann, so ist mit seiner Existenz auch zugleich das *Wo* gegeben, und da dieses *Wo* nicht immer dasselbe seyn kann, so entsteht sofort der Begriff *Wo* heraus, mit welchem zusammenhängt der Begriff des *Wo* hinein. Dieses auf die Sprache angewendet, ist noch zu bemerken, daß diese wirklichen Raumverhältnisse auch metaphorisch erscheinen müssen, da in denselben nicht bloß Dinge, sondern auch Begriffe angedeutet werden. Nun kann etwas überhaupt auf doppelte Weise dargestellt werden: 1) als handelnd, 2) als leidend, und in dieser letzten Beziehung a) als bloß leidend, b) in sofern etwas an, in, auf ihm (das *wo*), c) in sofern etwas von ihm (das *woher*), d) in sofern etwas zu ihm (das *wohin*) angedeutet wird. Dieses gibt in derselben Ordnung die *casus* Nominativ, Accusativ, Localis, Genitiv, Dativ. Denn der Ablativ ist kein *casus* und seine Einführung in andere Sprachen verdankt er der slavischen Nachahmung der lateinischen Declinationschemata. Ferner ist bey den genannten *casibus* selbst auch an die metaphorische Bedeutung zu erinnern; in *woher* liegt auch der Begriff von, in sofern es einen Theil einer Sache oder ihr angehörig bedeutet; z. B. ein Freund von mir. Eben so das *Wohin* hat eine wirkliche Bedeutung und eine metaphorische, z. B. in "jemandem beschwerlich fallen." Hierbei ist noch zu merken, daß in den Sprachen, welche *Casusformen* haben, die wirkliche und eigentliche Bedeutung gewöhnlich durch Präpositionen ausgedrückt wird, die metaphorische aber durch die bloßen *casus*. Endlich das *Wo* wird in der wirklichen und metaphorischen Bedeutung deswegen nicht unterschieden, weil das *Wo* allen andern Präpositionen



zum Grunde liegt und, da es in sehr verschiedenen Modificationen vorkommt, sich nicht gut casus dafür bilden konnten. Daher nun die gewöhnliche Zahl Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ. So weit der Verfasser. Hierin fällt uns mehreres auf. Einmahl daß so geradezu im Nominativ das Handeln liegen soll. Der Nominativ nennt etwas an und für sich, welches in sofern schlechthin beziehungslos ist. Soll er als handelnd oder auch als leidend (denn auch das geht natürlich an) erscheinen, so ist nöthig, daß er erst in einen Satz trete, d. h. in ein bestimmtes Verhältniß zu andern Worten und Begriffen. Zweytens, in sofern der Verf. das bloße Leiden unterscheidet von den dreyn übrigen Fällen, wo das Leiden in Raumverhältnissen erscheint, wird doch wohl dasselbe für sich, ohne Raumverhältnisse, betrachtet, und so beruhete denn der Accusativ und gewiß auch der Nominativ nicht gleichermaßen auf Raumverhältnissen wie die übrigen; gleichwohl war dieses von den casibus oben allgemein behauptet. Auch kann nicht eingewendet werden, daß der Accusativ und Nominativ deswegen ebenfalls auf Raumverhältnissen beruheten, weil alles Handeln und Leiden im Raume vorgehe; denn außerdem, daß man alsdann mit gleichem ja noch größerem Rechte auch die Zeit herbeyrufen könnte, ist ja von Raumverhältnissen die Rede, d. h. von einer bestimmten durch die casus gegebenen räumlichen Entgegensetzung der Dinge; so daß auf keine Weise der Nominativ und Accusativ hierher gehören können. Was ferner die übrigen anlangt, so ist der Localis weder ein bestimmter wirklich vorhandener casus, noch kann er es seyn; und eben so wenig kann unsrer Meinung nach in dem Begriffe des Genitivs und Dativs das bloße räumliche *Uter* und *Ubi* die Hauptgrundlage bilden; wohl aber mö-

gen die sämmtlichen casus obliqui vermöge ihres Begriffs auch gern gebraucht werden zu bestimmten räumlichen Bezeichnungen, entweder in Verbindung mit gewissen Verbis oder mit Präpositionen und Verbis. Dieses bestätigt auch der Umstand, daß nach des Verf. eigener Bemerkung, die Sprachen welche Casusformen haben, also sich vollständiger auch den Formen nach entwickelt haben, eben dieses bloße räumliche an, zu, von u. s. w. den Präpositionen größtentheils zu überlassen pflegen, und man kann hinzufügen, in manchen Fällen ganz und gar überlassen müssen. Dabey mögen wir übrigens geru zugeben, daß nicht selten an dem Räumlichen Casusbegriffe sich zuerst entwickelt haben, wie mehrmahl die Formen beweisen, ohne daß damit zugegeben wäre, es könne nun auch das volle Leben eines jeden auf dergleichen Anfänge zurückgebracht werden. Welches wohl jedem einleuchten wird, der nur z. B. den einzigen Genitiv im Griechischen aufmerksam betrachtet. — Der zweyte Abschnitt ist von den temporibus. Hier befolgt der Verf. die auch von andern zum Grunde gelegte Eintheilung in 9 tempora nach den drey Ansichten, welche jede gegenwärtige, vergangene, zukünftige Handlung darbietet. Dazu kommen außerdem die Aoristen. Da diese Betrachtungsart jetzt bekannt genug ist, so ging der Verf. hier weniger speciell ein; wie man auch aus dem sieht, was weiter unten über den Aorist beygebracht wird. Hier wird zuletzt S. 72 vorgeschlagen, den Aorist der Vergangenheit vom Perfect dahin zu unterscheiden, daß er einen vergangenen Zustand in Hinsicht auf die Vergangenheit darstelle, wie das Perfect einen vergangenen in Hinsicht auf die Gegenwart. Die Einwendung aber, das vom Aorist Gesagte passe eben so auf das Plusquamperfect, wird damit abgewiesen,

daß theils der Aorist auch wirklich für das Plusquamperfect stehe, theils dann doch noch ein großer Unterschied des Sinnes sey. Welches doch offenbar die Erklärung bey Seite schiebt. — In dem dritten Abschnitt wird vom pronomen gehandelt. Der Verf. bemerkt hier zuerst, daß ohne Zweifel das bloße Nahmengen die älteste Bezeichnung der Dinge sey; daß alsdann im Fortgange, um nicht zu wiederholen und auch um bestimmter zu sprechen, wahrscheinlich zuerst das pronomen der ersten und zweyten Person entstanden, indem man statt des pronomen der dritten Person sich noch bequem des bloßen Namens habe bedienen können, und führt dafür an, daß namentlich im Hebräischen im praeterito, als der frühesten Tempusform, sich noch kein pronomen der dritten Person angedeutet finde. Hernach kam alsdann auch ein Zeichen für die dritte Person auf, welches, da nur ein Hinzugehen erfordert wurde, eigentlich ein pronomen demonstrativum war. Aus diesen dreyen entstand sodann alles übrige. Hierüber wird von dem Verf. Mehreres passende beygebracht. — In dem vierten Abschnitt erklärt der Verf. die Entstehung des verbi substantivi. Ein pronomen, sagt er, bezeichnet im allgemeinen Jemanden, ein Wesen, ein Existirendes, und daher ist natürlich, daß nach und nach die pronomina auch für die besonders anzudeutende Existenz gebraucht wurden. Am leichtesten aber konnte dieses bey dem pronomen der dritten Person der Fall seyn, als welches sich auf alles Existirende überhaupt bezieht. So entstand nun aus der Zusammensetzung eben dieses pronomina mit den beiden ersten das Verbū substantivum. Der Verf. zeigt dieses aus mehreren Sprachen, z. B. im Maltesischen, jena hu, enti hu, daq hu d. h. wörtlich ich er, du er, er er. Dieser Abschnitt

enthält manches Lehrreiche, jedoch können wir die Etymologien nicht alle verbürgen. — Hierauf folgen die Excursse. In dem ersten Excurs über die Griechischen casus bemerkt der Verf. zuvörderst, daß die Endungen  $\sigma\varsigma$   $\eta$   $\omicron$   $\omicron\upsilon$  das mit dem Wort zusammengewachsene pronomen oder, was einerley, Artikel seyen. Dem gemäß ist also im genitiv der dritten das  $\sigma\varsigma$  pronomen, eben so im genitiv der zweyten das hinzugesetzte  $\omicron$  (denn die andere beygebrachte Erklärung hat der Verf. mit Recht selbst schon verworfen), und die erste setzet im genitiv jedesmahl das pronomen unmittelbar an die Urform. Im Accusativ ist das  $\eta\upsilon$  und  $\omicron\upsilon$  auch pronomen und das  $\alpha$  der dritten wahrscheinlich der Dorische Artikel für  $\eta$  (?). Das  $\iota$  im dativ aber scheint das paragogicum zu seyn, wie es z. B. in  $\nu\omicron\upsilon\iota$  erscheint. (Warum nicht lieber, was doch analoger wäre, das von den Grammatikern angeführte pronomen der dritten Person?) Diesem gemäß bedeuten alle casus ursprünglich daselbe. Auch wird dieses auf den pluralis angewendet. In wiefern nun die Vergleichung der sämtlichen dem Verf. bekannten Sprachen zwingt, die Griechischen Casusendungen gerade für pronomina zu halten, können wir nicht entscheiden; nur das ist uns gewiß, daß gerade die Verschiedenheit der Endungen zeigt, daß man die casus unterscheiden sollte. Denn gerade dieses, daß z. B. der Nominativ der zweyten Declination auf  $\sigma\varsigma$  nicht auch den Genitiv auf  $\sigma\varsigma$  leidet, daß die Genitivendung  $\sigma\varsigma$  nur gerade in der dritten ist, welche in der Regel kein  $\sigma\varsigma$  im Nominativ hat, und wenn sie es hat, daß denn  $\sigma\sigma\varsigma$  angelegt wird u. s. w., gerade dieses offenbart unserm Erachtens deutlich das Bestreben der Griechischen Sprache, wirklich die casus möglichst zu unterscheiden, und dieses Bestreben, und folglich auch das

Bewußtseyn, daß die *calus* nicht dasselbe bedeuten, muß, denken wir, so alt seyn als der Gebrauch der Endungen selbst; wenigstens wird jeder zugeben, daß das Gegentheil noch viel mehr Hypothese sey. — In dem zweyten Excurs über das Griechische pronomina sucht der Verf. weiter auseinander zu setzen, was oben bemerkt war, wie nämlich das pronomina personale der dritten Person und das demonstrativum ursprünglich eins gewesen, und wiederum von dem Demonstrativ sich nicht unterschieden habe das relativum und interrogativum, ferner wie aus den pronominaibus auch conjunctiones und copulae entstanden, wie z. B. *quod* als Pronomen dient und als Partikel, *ut* an *et* erinnert u. s. w. Hier stellt der Verf. mancherley Vergleichungen unter den Sprachen an, und bringt Mehreres über die Partikeln bey. — Dritter Excurs, von dem Griechischen Verbo. Hier bemerkt der Verf. zuerst, daß *εγω* und dessen andere Personen ganz Persisch seyen, und also eigentlich *ich*, *er*, *du*, *er* er bedeutet hätten, daß ferner auf dasselbe hinauskomme die Griechische Zusammensetzung *εγω* u. s. w. Von diesen sind alsdenn *ωω*, *ωω*, *ωω* nur Dialectverschiedenheiten, und drücken wie *εγω* nur Existenz aus. Von hieraus weiter gehend bemerkt er, daß *εγω*, *εγω*, *εγω* ursprünglich nicht mehr verschieden als *ω*, *εγω*, *εγω*, d. h. ganz dasselbe seyen. Eben so activum, passivum und medium; denn da das *ω* von *εγω* nicht verschieden, so ist auch kein Grund warum *εγω* und *εγω* nicht eins seyn sollten. Endlich sind eigentlich auch alle tempora gleich. Anfänglich bezeichneten alle tempora praeterita nicht die Vergangenheit vorzugsweise, sondern weiter nichts als die tempora auf *ω*; wie *ω* als ursprüngliches pronomina nicht eigentlich eine bestimmte Zeit andeuten

konnte, eben so wenig  $\eta$  oder  $\gamma$  oder  $\alpha$ , denn dieses ist auch nur pronomen, u. s. w. So daß folglich, welches das Resultat ist, alle tempora, alle modi, alle voces ursprünglich eins und dasselbe gewesen. Um nun auch hierüber unser Urtheil anzudeuten, so ist es wohl außer Zweifel, daß ursprünglich das Griechische Verbum eben so die pronomina ansehte wie andere Sprachen, und Rec. ist durch genauere Untersuchung der Paradigmen auch schon seit längerer Zeit zu diesem Resultat gekommen, nur mochte er darin nicht so weit gehen als der Verf. So z. B. verglich Rec. immer schon  $\mu$ ,  $\sigma$ ,  $\tau$  mit  $\mu\alpha$ ,  $\sigma\alpha$ ,  $\tau\alpha$ , und er zweifelte nicht daß diese Formen durch jene entstanden; aber er hielt sie nie dergestalt für absolut eins, daß nun aller ursprüngliche Unterschied zwischen dem Activen und Passiven wegfiel. Wir dachten eben nur, diese Formen seien jenen analog gebildet, eben so wie  $\sigma\tau\omega$  den  $\tau\omega$ ,  $\sigma\tau\epsilon$  den  $\tau\epsilon$  u. s. w. Daß alle ursprünglich gleich und dasselbe gewesen, ist, so viel wir sehen, eine Hypothese, die sich mit nichts erweisen läßt; und außerdem noch die Frage aufdringt, weswegen überall  $\mu\alpha$ ,  $\sigma\alpha$ ,  $\tau\alpha$  gesagt worden, wenn dadurch nichts verschiedenes habe sollen bezeichnet werden. Irgend ein absoluter Anfang muß auch hier irgendwo und irgendwie gesetzt werden, und da scheint es uns am natürlichsten, mit dem Heraustreten solcher sich dem Gehör so kräftig und fest unterscheidenden Formen auch zugleich das Bewußtseyn der Begriffsverschiedenheit zu setzen. Uebrigens wollen wir dem Verfasser gern auch hierin weiter vernehmen, wenn er etwas zweifelloses darüber zu geben vermag. — Der letzte Excurs endlich betrifft die Tempusformen der Russischen Sprache. — Dieses Wenige mag hinreichen, die vorliegende Schrift allen denen zu empfehlen, welche sich für Gegenstände dieser Art interessieren.

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1814.

**Göttingen.**

Wir haben noch eine kurze Anzeige von der letzten Opposition der Vesta im Februar d. J. und einigen dadurch veranlaßten Rechnungen nachzuholen. Auf der hiesigen Sternwarte waren von dem Prof. Gauß folgende Beobachtungen am Mauerquadranten gemacht worden:

1814	M. S. in Göttingen	Scheinbare gerade de Aufsteigung	Scheinbare Abweichung
Febr. 12	12 <sup>h</sup> 30' 15"	149° 56' 48" 3	20° 47' 9" 3N.
14	12 20 26	149 27 22,8	21 3 3,3
15	12 15 31	149 12 35,5	21 10 55,7
20	11 50 55	147 58 14,3	21 47 35,5

Bei der sehr geringen Beleuchtung, die der Planet in dem lichtschwachen Fernrohr vertrug, kann diesen Beobachtungen nur eine mittelmäßige Genauigkeit beigelegt werden.

Von auswärtigen Sternwarten erhielt Prof. Gauß folgende Beobachtungen mitgetheilt:  
J (6)

Beobachtungen der Vesta auf der Seeberger  
Sternwarte von Hrn. Nicolai.

1814	Dr. Seeberger Z.	Scheinb. gerade Aufsteigung	Scheinb. Abw.
Febr. 12	12 <sup>n</sup> 30 16"0	149 <sup>o</sup> 57' 0"0	. . .
15	12 15 31,6	149 12 42,0	. . .
20	11 50 55,1	147 58 15,9	21 <sup>o</sup> 47' 28" N.
25	11 26 25,1	146 45 26,8	. . .
26	11 21 32,7	146 31 17,7	. . .
28	11 11 50,7	146 3 39,9	. . .

Beobachtungen der Vesta auf der Königsberger  
Sternwarte von Hrn. Prof. Bessel.

1814	Dr. B. in Königsberg	Scheinb. gerade Aufsteigung	Scheinb. Abw.
Jan. 31	13 <sup>n</sup> 28' 25"	152 <sup>o</sup> 40' 16"8	19 <sup>o</sup> 6' 38,4 N.
Febr. 9	12 45 5	150 40 49,2	20 22 8,3
13	12 25 30	149 42 44,3	20 54 38,2
14	12 20 35	149 27 56,6	21 2 37,9
19	11 55 58	148 13 33,3	21 40 19,8
21	11 46 8	147 43 51,5	21 54 27,8
22	11 41 13	147 29 9,1	22 1 9,7
25	11 26 33	146 45 47,0	22 29 34,1
26	11 21 40	146 31 36,8	22 26 34,1

Die Polhöhe der neuen Königsberger Sternwarte hat Hr. Prof. Bessel aus 69 mit dem 2füßigen Cary'schen Kreise beobachteten Culminationen des Polarsterns zu  $54^{\circ} 17' 50'' 31$  bestimmt.

Hr. Dr. Gerling in Cassel übernahm die Vergleichung dieser sämtlichen Beobachtungen mit den letzten Elementen, bey welchen, um eine bessere Uebereinstimmung zu erhalten, die Epoche abgeändert und für den 13. Febr. 12<sup>n</sup> M. Z. in Göttingen zu  $154^{\circ} 54' 8'' 39$  angenommen wurde. Diese Rechnung gab folgende Unterschiede



129. St., den 13. Aug. 1814. 1883

	in gerader Aufsteigung	in der Abw.	Beobachter
Jan. 31	— 11' 15	+ 4,44	Bessel
Febr. 9	— 6,05	+ 5,08	B.
12	— 6,75	. . . .	Nicolai
12	— 16,45	+ 10,42	Gauß
13	— 3,16	— 0,11	B.
14	— 3,13	+ 5,62	B.
14	— 11,23	+ 16,76	G.
15	— 8,95	+ 22,86	G.
15	— 0,46	. . . .	M.
19	+ 4,77	+ 4,42	B.
20	+ 2,53	+ 6,57	M.
20	+ 2,98	+ 0,21	G.
21	+ 2,61	+ 6,97	B.
22	+ 2,48	+ 0,93	B.
25	+ 3,60	+ 5,05	B.
25	+ 6,28	. . . .	M.
26	+ 1,76	+ 0,66	B.
29	+ 5,58	. . . .	M.
28	+ 7,92	. . . .	M.

Hiernächst leitete Hr. Doctor Berling aus diesen Resultaten die Opposition selbst ab, und bestimmte dann neue Elemente, welche die vier Oppositionen von 1810, 1811, 1812, 1814 darstellen.

**Sünfte beobachtete Opposition der Vesta.**

1814 Februar 13. 9<sup>h</sup> 5' 40" M. Z. in Göttingen  
 Wahre Länge 144° 34' 54" 47  
 Geocentrische Breite 8 2 8,55 M.

**Neue Elemente der Vesta.**

Epöche der mittlern Länge 1814.  
 Febr. 13. 12<sup>h</sup> in Göttingen 154° 55' 27" 83  
 Länge des Perihel 249 38 6,69  
 Länge des aufsteigenden Knoten 103 11 30,51

Beide für die Zeit der Epoche

Neigung der Bahn	7 8 16,01
Eccentricitätswinkel	5 8 30,75
Logarithm des mittlern Abstandes	0,3731261
Mittlere tägliche tropische Bewegung	977',95156

Derselbe geschickte Astronom ist jetzt mit der Berechnung einer Ephemeride für die nächste Erscheinung der Vesta beschäftigt, welche demnächst an einem andern Orte bekannt gemacht werden wird.

### Düsseldorf.

Von J. C. Schreiner: Erstlinge von Tobias Mayer aufs neue herausgegeben von J. F. Benzenberg, nebst einigen Nachrichten von seinen Erfindungen und seinem Leben. Mit dem Motto: Mensor maris et terrae et magni sine limite coeli. LXXI und 56 Octavseiten mit 4 Kupfertafeln. 1812.

Unter diesen Erstlingen erhält man hier einen neuen Abdruck der selten gewordenen ersten Schrift des berühmten Astronomen, welche derselbe zu Esslingen 1741 (in seinem 19ten Jahre) unter dem Titel: Neue und allgemeine Art alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leicht aufzulösen, insbesondere wie alle reguläre und irreguläre Vielecke, davon ein Verhältniß ihrer Seite gegeben, in den Circul geometrisch sollen eingeschrieben werden u. s. w. herausgegeben, und sie dem damaligen berühmten Ranzler Freyh. v. Wolf zugeweiht hatte. Mayer hatte in seiner Jugend mit einem sehr harten Schicksale zu kämpfen. Seine Eltern, die ihm sehr früh wegstarben, hinterließen kein Vermögen, wovon er hätte erzogen werden können, auch fand sich kein Verwandter, der sich seiner Erziehung hätte annehmen wollen. Ein würdiger Mann, der damals Bürgermeister in Esslingen war, nahm sich zwar

des Knaben an, und ließ ihn in den dortigen Schulen unterrichten, aber auch dieser starb nach einigen Jahren, und keiner von der Familie bekümmerte sich weiter um den Jüngling, der von nun an (wahrscheinlich schon in seinem 14ten Jahre) für sich selbst sorgen mußte. Aber schon in diesem Alter zeigte er bewundernswürdige Talente zur Mathematik, und hatte es in derselben bloß durch eigenes Studium, und bey den dürftigsten Hülfsmitteln bereits in seinem 16ten Jahre so weit gebracht, daß er es wagen konnte, selbst Unterricht in dieser Wissenschaft zu erteilen, geometrische Messungen z. B. der Stadt Esslingen und ihres Gebietes zu unternehmen, und sich so seinen Unterhalt selbst zu verdienen. In seinem 17ten Jahre schrieb er die angeführten Erstlinge, und eignete sie dem Freyherrn v. Wolf zu. Aber es gelang ihm nicht, die Aufmerksamkeit des Kanzlers auf sich zu ziehen, wenigstens findet sich keine Spur, daß derselbe wohlthätig auf den Lebensplan des jungen Mannes gewirkt habe, wenn sich gleich schon in dieser Schrift der Erfindungsgeist des Verfassers, und das kecke Streben desselben nach hellen und klaren Ansichten, in einer Wissenschaft, in der er nie einen Lehrer gehabt hatte, auf das deutlichste offenbarte. Die Veranlassung zu dieser Schrift gaben die damals noch so sehr beliebten Constructionen der höhern Gleichungen vermittelst der so genannten geometrischen Orter. Mayer hatte über diesen Gegenstand in Wolfs Anfangsgründen keinen hinlänglichen Unterricht gefunden, und strebte etwas besseres, leichteres und vollkommneres zu liefern. Jetzt haben zwar diese Untersuchungen kein besonderes wissenschaftliches Interesse mehr, aber in so fern sie die erste schriftstellerische Arbeit eines der berühmtesten Gelehrten seines Zeitalters ausmachen, hatten sie

es allerdings verdient, wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden. Herr Prof. Benzenberg hat dieser Schrift beigefügt, was in Bruchstücken von **Mayers** Lebensgeschichte sonst bekannt geworden, und bereits an andern Orten zu finden ist, und gibt in der Einleitung eine kurze Geschichte von dessen Erfindung des Wiederholungskreises, welche eine merkwürdige Epoche in der neuern Astronomie bezeichnet, und von der einige Franzosen, unter andern selbst **Biot** (m. s. dessen Bericht über die spanische Gradmessung im *Moniteur* vom 7. April 1810) so sprechen, daß man glauben könnte "le secret d'attenuer indefiniment les erreurs des observations partielles, en les faisant suivre et succéder les unes aux autres sur le limbe circulaire de l'instrument" (des nunmehr so genannten **Repetitionskreises**) gehöre dem Hrn. **Borda** zu, da doch dieser selbst in seiner *description du Cercle de reflexion* die Erfindung **Mayers** zugeeignet hat. **Mayer** hatte überhaupt eine große Geschicklichkeit auch mit schlechten Werkzeugen gute Beobachtungen zu machen. Als der **Virdische Mauerquadrant** auf die Sternwarte kam, war keine taugliche Uhr, kein einziger beweglicher Quadrant vorhanden, womit ein anderer Astronom es gewagt haben würde, so genaue Beobachtungen zu machen, als erfordert wurden, den Mauerquadranten gehörig in die Mittagsfläche zu bringen. Zum ewigen Andenken wird das elende Werkzeug, dessen er sich hierzu bedient hatte, auf der Sternwarte aufbewahrt werden. Daß **M.** sehr gut in mechanischen Arbeiten erfahren war, kam ihm hiebei zu statten. Er verfertigte sich seine **Micrometer** selbst, theilte **Winkelmesser** und ähnliche Werkzeuge aus freyer Hand, und hatte ein scharfes **Augenmaaß**, Größen hiebei zu schätzen, die gewöhnlichen und ungeübten Augen verschwinden. Eines

Winkelmessers von 5–6 Zoll im Halbmesser, den er selbst abgetheilt hatte (und diese Abtheilungen waren zum bewundern genau, wie sich der Rec. davon durch vielfältige Proben überzeugt hatte) bediente er sich auf der Sternwarte, in Ermangelung besserer Werkzeuge, selbst zu mehreren astronomischen Beobachtungen, zu correspondirenden Höhen, Messungen von Mondsdistanzen u. dergl. Aber er wußte, was auch bey dem großen Fleiße, den er auf solche Abtheilungen verwandt hatte, dennoch für unvermeidliche Fehler zurückbleiben, und suchte sie nun durch die Beobachtungsmethode selbst unschädlich zu machen. So verfiel er, schon bey der Verfertigung des von ihm so genannten Recipiangle, auf die schöne Methode derervielfältigung der zu messenden Winkel, wodurch er die größern Fehler seines Instruments bis auf wenige Secunden zurückbringen konnte, und die er hernach auch auf andere winkelmessende Werkzeuge anwandte. Hätten Mayern damahls so vollkommene Werkzeuge zu Geborthe gestanden, als man sie jetzt zu verfertigen weiß, so wäre er vielleicht auf jene Methode der Winkelmessung nicht verfallen, die immer in so fern eine Epochs in der Astronomie macht, als man nunmehr mit winkelmessenden Werkzeugen von einem sehr geringen Halbmesser, Messungen auf einen Grad der Genauigkeit bringen kann, wozu sonst große und kostbare Werkzeuge erfordert wurden. So gieng M. immer seinen eignen Weg, mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, das auszuführen, was er sich einmahl vorgenommen hatte, daß auch die größten Schwierigkeiten und Hindernisse ihn nicht abschrecken konnten. Wie viele Astronomen würden wie Mayer den Muth gehabt haben, alle Abende auf eine Sternwarte zu gehen, deren unteres Geschos mit 20 bis 30 Pulverfäßern angefüllt war, und wo beständig von unvorsichtigen Leuten hin und

1288 G. g. N. 129. St., den 13. Aug. 1814.

her, gegangen ward; und dieß war der Fall im siebenjährigen Kriege, als die Franzosen Göttingen besetzt hatten, und die Thürme auf dem Walle nicht mehr hinreichten alles Pulver zu fassen, von denen selbst einmahl einer mit 66 Menschen in die Luft flog. Unbekümmert um die Gefahr, die ihm jeden Augenblick drohete, brachte er hier ganze Nächte zu, und bey Tage arbeitete er seine Mondstafeln aus, unter der Last und Unruhe einer drückenden Einquartierung. Er starb an einem Fleckfieber, derselben Krankheit, welche ein in das Haus einquartierter Französischer Officier so eben in dem Lazareth überstanden hatte, und sich des geringen von anderer Einquartierung noch nicht besetzten Raumes auch noch mit Gewalt bemächtigen wollte. Seine Wittwe erhielt mehrere Jahre nach seinem Tode von dem für die Erfindung der Meereslänge ausgesetzten Preise von 20000 Pfund Sterling nicht 6000 Pfund, wie S. XIX gemeldet wird, sondern nur 3000. Noch jetzt wird die Mayetische Methode, die Meereslänge zu bestimmen, als die sicherste und brauchbarste anerkannt.

#### Paris.

Ben Barrois: Précis théorique et pratique sur les maladies de la peau, par Alibert. Erster Band. 1810. 437 Seiten in Octav.

Es enthält dieser Theil den Anfang eines Auszuges aus dem größern vom Verfasser herausgegebenen Werke. Der Grund, warum ersterer erscheint, liegt in der Kostspieligkeit des letztern, indem ein Unbemittelter dasselbe sich nicht anschaffen kann, und der Verf. doch seine Ansichten mehr verbreiten wollte. Da das größere Werk in unsern Blättern bereits angezeigt ist, so hat Rec. nur nöthig, das Daseyn des vorliegenden bloß anzugeben.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 13. August 1814.

Berlin.

Realschule: De morte Jesu Christi expiatoria commentatio. Scriptit D. Guil. Mart. Lebr. de Wette, Theol. Prof. P. O. in univ. litterar. Berol. 1813. 104 Seiten in Quart.

Eigentlich keine Untersuchung über den Veröhnungstod Jesu, sondern vielmehr ein Versuch zu beweisen, daß der Tod Jesu auf keine Weise veröhnend gewesen und habe seyn sollen. Die Hauptsätze, welche der Verfasser dieser, dem dankbaren Angedenken der ihm von der theologischen Facultät zu Breslau ertheilten Doctorwürde gewidmeten Schrift, darzuthun strebt, sind folgende: Die alten Ebräer haben keine Art der Veröhnung von dem Messias erwartet, sie haben nicht geglaubt, daß der Messias leiden und sterben, noch auch dadurch Vergebung der Sünden erwerben werde, die Juden zur Zeit Jesu und der Apostel haben sich auch keinen solchen Messias versprochen, welcher die Nation durch Leiden und Tod mit Gott veröhnen werde; Jesus ist nur deswegen gestorben, um die Hoffnung eines irdischen Reichs bey seinen

R. (6)

Jüngern hinwegzuräumen und ihren Sinn auf ein himmlisches Reich zu richten, und um die Wahrheit, zu welcher er sich bekannt hatte, nicht zu verlassen und zu verrathen; dahin gehen auch die eigenen Aussprüche Jesu von dem Zwecke seines Todes; die Worte Math. 26, 28. *eis ἄφθονον ἀπαριών* sind ein späterer erklärender Zusatz. Jesus hat seinem Tode gar keine versöhnende Kraft zugeschrieben; die Apostel hingegen stellen ihn wirklich als ein stellvertretendes Versöhnopfer dar; Jesus hat daher ohne Zweifel selbst von seinem Tode als einem Opfer geredet, was aber er uneigentlich verstand, das nahmen die Apostel eigentlich, und kamen dadurch auf die abergläubische Lehre von einer durch den Tod Jesu geleisteten stellvertretenden Genugthuung.

Die vorliegende Schrift ist mit sehr viel Offenheit, Klarheit und Kenntniß geschrieben, und ist von uns mit der Aufmerksamkeit und dem Nachdenken, welche diese ihre Eigenschaften und die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischen, gelesen worden. Eben deswegen aber müssen wir auch um so unverhohlener gestehen, daß wir weder mit der Art und Weise, wie die Untersuchung angestellt worden ist, noch mit den zum Grunde liegenden Principien, noch mit den wesentlichen Resultaten und den dafür angeführten Gründen ganz zufrieden und einverstanden seyn können. In einer Untersuchung über den Versöhnungstod Jesu hätten doch auch andere, in der Bibel gleichfalls vorkommende, Begriffe von Versöhnung, als der gewöhnliche, beachtet werden müssen, und da würde sich gezeigt haben, daß die Bibel wirklich diesen Tod in einem sehr vernünftigen, erhabenen und mehrfachen Sinne für versöhnend ausgibt. Die Socinianische Ansichten hätten hier eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Uns dankt überhaupt durch die ganze biblische Lehre von



der Bedeutung und Absicht des Todes Jesu ein rationeller Grund hindurchzugehen, welcher von dem Verfasser, der zu sehr an Worten und der Oberfläche hängt, verkannt ist. Eben deswegen können wir auch die mancherley Täuschungen und Irrthümer, welche in dieser Abhandlung Jesu und den Aposteln zugeschrieben werden, nicht annehmen, noch auch die in derselben oft hervorleuchtende geringe Meinung von der Integrität, Glaubwürdigkeit und Harmonie der heiligen Urkunden des neuen Bundes theilen. Der Beweis, daß die Juden überhaupt vor und zur Zeit Jesu und der Apostel keine Vorstellung und Erwartung von einem leidenden, sterbenden, versöhnenden Messias gehabt haben, ist hier nicht hinreichend geführt. Es wird zwar kein Kenner behaupten, daß diese Vorstellung allgemein gewesen sey, aber daß sie nicht wirklich schon vor Jesus bey einem Theile der Nation vorhanden gewesen sey, hat der Verf. keineswegs erwiesen. Es wird von ihm selbst zugestanden, daß Zach. 12, 10-14. und Dan. 12, 1. von den Zeiten des Messias die Rede sey. In diesen Stellen aber wird deutlich gesagt, daß das Messiasreich unter großen Anstrengungen und Leiden werde gestiftet werden, und es ist nicht einzusehen, warum der Messias allein davon ausgeschlossen seyn sollte. Es wird auch zugestanden, daß die Vorstellung der Juden von den Schmerzen des Messias משיחא דמיתא aus diesen Stellen entstanden, daß sie sehr alt sey und daß Jesus Matth. 21. darauf Rücksicht nehme. Nun geben wir zwar zu, daß diese Leiden sich nicht bloß auf den Messias beziehen, daß sie noch weniger das bezeichnen, was man Leiden Christi zu nennen pflegt, daß sie vornehmlich auf die Drangsale gehen, welche vorhergehen sollten, ehe das Messiasreich sich in seinem Glanze erhob, aber deswegen halten wir

uns noch nicht berechtigt, anzunehmen, daß nach der Meinung der Juden der Messias selbst an diesen Leiden keinen Antheil nehmen werde. Sehr gut wird in dieser Abhandlung bewiesen, daß die Juden bey den Versöhnopfern sich eine Stellvertretung dachten, daß sie glaubten, die Strafe überhaupt werde auf das Opfer übergetragen. Es wird zugestanden, daß die Menschenopfer, ungeachtet sie verboten waren, nicht ganz abgeschafft werden konnten, und daß daher allerdings die Meinung von dem versöhnenden Leiden und Sterben eines Menschen habe entstehen können. Dabey aber wird erinnert, daß diese Meinung doch nie in die orthodoxe Lehre habe übergehen können, daß auch kein Beyspiel vorkomme, und daraus wird geschlossen, daß die Idee eines Messias, welcher durch seinen Tod die Sünden des Volks ausfühne, den Ebräern ganz fremd gewesen sey. Allein es ist hierbey zunächst nur davon die Rede, ob überhaupt die Idee von dem versöhnenden Leiden und Sterben eines Menschen unter den Ebräern vor Jesus habe entstehen können, wirklich vorhanden gewesen und etwa auf den Messias übergetragen worden sey. An eigentliche Menschenopfer kann hier nicht gedacht werden, und von ihnen, welche im Ganzen verabscheut waren, möchten wir die Idee überall nicht ableiten. Die Idee einer versöhnenden Aufopferung des Messias schloß natürlich kein eigentliches Menschenopfer in sich, sondern ein durch seine unter höherer göttlicher Leitung stehende Schicksale herbegeführtes versöhnendes Leiden und Sterben. Der Verf. findet Jes. 53. zwar die Idee eines Versöhnungstodes des Messias nicht, wohl aber die, daß die Propheten durch die Leiden und Verfolgungen, die sie erduldeten, sich für das allgemeine Wohl geopfert, selbst unschuldig die Strafen der Sünden des Volks ge-

tragen und Versöhnopfer für dasselbe geworden seyen. Er nimmt zwar dieß uneigentlich, aber wie man es auch nehmen mag — eben so mußte auch der Versöhnungstod des Messias gedacht werden, sobald man auf diese Idee kam. Man konnte aber desto leichter darauf kommen, wenn man einmahl die großen und heiligen Propheten der Nation, unter deren Reihe er selbst gehörte und deren Gipfel er war, aus diesem Gesichtspuncte betrachtete. Es kommt noch hinzu, daß es unter den Ebräern eine alte gewöhnliche Vorstellung war, die Leiden der Unschuldigen seyen versöhnend für die Sünden der Schuldigen, und daß sie späterhin unter ihren Verdrückungen und Drangsalen, die sie als Strafen ihrer Sünden betrachteten, vor der Glückseligkeit des Messiasreichs, wie der Verf. selbst eingeseht, eine Reinigung d. h. Besserung und Ausöhnung des Volks erwarteten. Wie nahe lag nun der Gedanke, daß der Messias selbst durch freywillig übernommenes Leiden und Sterben die Sündenstrafen der Nation auf sich nehmen, sie dadurch von ihren Leiden befreyen, mit Gott versöhnen und zur Glückseligkeit leiten werde. Auch der Umstand, daß David ein Vorbild des Messias wurde, konnte dazu beitragen, daß man Leiden mit der Messiasidee vereinbaren lernte. Es geschieht denjenigen, welche dieß behaupteten, Unrecht, wenn man ihnen die Meinung zuschiebt, daß die Idee von dem Versöhnungstode des Messias aus dieser Quelle entsprungen sey. Daß aber wirklich ein Theil der Juden vor und zu der Zeit Jesu eine solche Vorstellung von dem Messias hatte, erhellt unwidersprechlich aus mehreren Stellen des N. T. Die Apostel beziehen mehrere Stellen des A. T. auf das Leiden und Sterben Jesu. Nun ist zwar eingewandt worden, daß sie erst, nachdem sie auf die abergläu-

bische Lehre vom Versöhnungstode des Messias gekommen, auf diese Deutungen gefallen. Allein sie hatten darin Jesum selbst zum Vorgänger, welcher viele Stellen des A. T. auf sein Leiden und Sterben bezog Math. 26, 24. Marc. 9, 12. 14, 49. Luc. 18, 31 ff. 22, 22. 37. 24, 26 f. 44 ff. Sie selbst haben also diese Deutungen nicht erst erfunden. Jesus selbst aber bezieht diese Stellen ganz eben so, wie andere, auf sich und seine Schicksale, er gibt auf keine Weise zu verstehen, daß diese Deutungen neu seyen, es haben also wohl viele andere vor und mit ihm im A. T. Weissagungen von einem leidenden und sterbenden Messias gefunden, und überhaupt einen solchen erwartet. Davon finden wir auch noch anderswo Spuren. Der Greis Simeon, welcher in dem Jesuskind den Messias erblickt, sagt der Maria die traurigen Schicksale desselben voraus. Ein Schwerdt wird durch deine Seele dringen, sagt er Luc. 2, 35. Wenn man einwendet, daß hier nach dem ganzen Zusammenhange nicht vom Versöhnungstode des Messias, sondern von den Schwierigkeiten und Hindernissen die Rede sey, welche ihm seine Gegner in den Weg legen werden, so bemerken wir dagegen, daß hier nicht nur das in Frage stehe, ob die Juden vor und zur Zeit Jesu etwas von einem Versöhnungstode des Messias, sondern von seinem Leiden und Sterben überhaupt gewußt haben, welches ja der Verf. gleichfalls leugnet, und dann, daß eben hier Hindernisse von Seiten der Gegner zu den Leiden des Messias gerechnet werden können, daß übrigens der weissagende Greis, weil er offenbar von den heftigsten Seelenschmerzen der Mutter redet, ohne Zweifel andere größere Leiden des Sohns bezeichnen will. Der Läufer Johannes ruft bey dem Anblicke Jesu aus: *ὁ υἱὸς τοῦ Ἰσοῦ, ὁ ἀρχὴν*

την αμαρτιαν του κοσμου Joh. 1, 29. 36. Hr. de Wette verwirft und widerlegt die Erklärungen als unphilologisch und unpassend, nach welchen hier bloß die Unschuld, die Sanftmuth, die Geduld Jesu in der Ertragung des Unrechts bezeichnet werden soll. Er selbst findet hier die Idee einer Versöhnung und glaubt, daß der Täufer Johannes habe sagen wollen: Jesus sey jenes Lamm, von welchem Jes. 53. geweiffagt sey, daß es zur Versöhnung des Volks leiden und sterben werde. Wir nehmen diese Erklärung ebenfalls an. Es kommt hier gar nicht darauf an, ob Lämmer geopfert wurden. Bey dem Jesaias ist von einem Lamme die Rede, welches geschoren und geschlachtet wird, aber der, welchen dieß Lamm darstellt, stirbt einen versöhnenden Tod, und der Prophet konnte selbst durch dieß Bild an die Versöhnopfer erinnert werden, ungeachtet Lämmer dazu gewöhnlich nicht gebraucht wurden. Uebrigens findet der Verf. hier einen unauflöflichen Knoten. So sehr er überzeugt ist, daß in diesem Ausspruche vom Versöhnungstode Jesu die Rede sey, so will er doch von der andern Seite beweisen, daß der Täufer damals keinen Begriff von einem solchen Tode haben konnte. Wenn der Täufer, sagt er, einen solchen von der gemeinen Meinung der Juden ganz abweichenden Begriff gehabt hätte, so würde er ihn seinen Jüngern geoffenbart haben; da nun einige Johannesjünger wirklich zu Jesu übergangen, Joh. 1. 37 f. — wie konnten diese über den Tod Jesu, als er ihnen denselben vorherfagte, als über etwas ganz Neues und Unerhörtes erstaunen, wenn sie der Täufer schon vorher darüber belehrt hatte? Auch schickte der Täufer eine Gesandtschaft an Jesus und ließ ihm Fragen vorlegen, aus welchen erhellt, daß er nicht einmahl gewiß wußte, ob Jesus der wahre Messias sey, daß

er wenigstens Anstoß an der Art und Weise genommen hatte, wie Jesus seinen Plan ausführte und seine wahre Absicht nicht kannte, welches auch Jesus selbst zu verstehen gibt, indem er nachher sagt, der geringste seiner Jünger sey dem Täufer an Einsicht in die Natur des Messianischen Reichs vorzuziehen Math. 11, 11. Endlich scheint auch Johannes den gemeinen Begriff von einem politischen Messias gehabt zu haben. Wir glauben, daß sich auf alles dieß antworten läßt. Wenn auch Johannes seine Jünger von der versöhnenden Kraft des Todes Jesu eigentlich belehrte, wenn er nicht bloß absichtlich kurze Aeußerungen hintwarf, so konnte es ja gar wohl geschehen, daß die Belehrungen bey seinen Jüngern nicht haften und eingriffen, daß sie dieselbe schon damahls befremdend fanden und sich eben so wenig daran gewöhnen konnten, als nachher, da Jesus anfieng, mit ihnen von seinem Tode zu sprechen. Die Frage des Täufers an Jesus hat nicht den Sinn: ob Jesus überhaupt der Messias sey, sondern sie enthält die Aufforderung, daß Jesus als solcher sich benehmen, sich offenbaren, sich bestimmen als solchen erklären soll. Wenn Jesus sagt, daß der Geringste in seinem Reiche größer sey, als Johannes der Täufer, so will er damit allerdings zu verstehen geben, daß Johannes den wahren Genossen seines Reichs an Einsicht in dasselbe nachstehe, aber dieß hindert nicht, daß der Täufer schon einen Begriff vom versöhnenden Tode des Messias gehabt habe, welcher doch nicht die ganze Natur dieses Reichs umfaßte. Daß Johannes einen politischen Messias erwartet habe, kann mit nichts erwiesen werden, daß er aber einen moralischen, welcher zugleich im Nahmen Gottes richten werde, angekündigt habe, ist aus Math. 3, 1-12. klar. Den Ausspruch Jesu von seinem Tode Math. 20, 28. er

klärt der Verf. zwar zunächst so, daß der Menschensohn gekommen sey um an der Sünden Statt zu sterben und damit die Strafe zu erdulden, die sie verdient hätten, allein er meint, daß dieß nicht eigentlich zu nehmen, sondern vielmehr nur so zu verstehen sey, daß dieser Tod heilsam für die Menschen seyn werde, sofern Jesu, durch seinen Tod bestätigte, Lehre die Menschen vom Elende der Sünde befreien werde. Daß aber nun solche Stellen, wenn sie in den Schriften der Apostel vorkommen, von ihnen ganz eigentlich und buchstäblich genommen worden, hat der Verf. nicht erwiesen, sondern nur aus andern vorausgesetzt, welche aber gleichfalls nur so viel beweisen, daß dieß der buchstäbliche Sinn dieser apostolischen Stellen sey. Die Worte: *εἰς ἁπορίαν ἁμαρτιῶν* Math. 26, 28. hält er, wie jetzt viele andere, für einen späteren Zusatz, weil Mathäus diese Worte allein habe, und weil Jesus hier seinen Tod als ein Bundesopfer vorstelle, welches nicht zugleich ein Veröhnopfer seyn könne. Wir können uns davon nicht überzeugen, da die Worte in keiner Handschrift und alten Uebersetzung fehlen und Jesus gerade durch den Umstand, daß das Opfer des alten Bundes, worauf er hier Rücksicht nimmt, kein Veröhnopfer war, erinnert werden konnte, den Unterschied des neuen Bundes vom alten, welcher um des Gesetzes willen geschlossen, und das Bedürfnis einer andern Art von Opfer, welches allgemeine Sündenvergebung ankündigen sollte, mit diesen Worten anzudeuten. Daß Jesus auch im symbolischen Sinne die Lehre von seinem Veröhnungstode nicht habe vortragen wollen, beweist der Verf. damit, daß aus Joh. 4, 24. erhelle, er habe eine Religion gelehrt wollen, aus welcher alle Cerimonien und übrige

Symbole entfernt seyn sollten. Allein Edrimonien einer Religion und Symbole sind nicht einerley, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß Jesus mehrere symbolische Handlungen verrichtete und daß ein Theil seiner Schicksale von ihm und den Aposteln als symbolisch dargestellt wird. Die Untersuchung über die Vorstellungen der späteren Juden vom Leiden und Sterben des Messias war eigentlich nach den Grundsätzen des Verf. hier nicht nothwendig, der Leser aber hat Ursache, sie mit Dank anzunehmen, so wie auch die Bemerkungen, durch welche sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß diese Juden und die Talmudisten wirklich vieles aus dem Christenthum hergenommen haben, wodurch dann freylich den historischen Exegeten eine bisher für sie sehr reiche Quelle fast versiegt. Uebrigens können wir die vom Verf. aufgestellte Regel nicht unbedingt gelten lassen: Was durch das Zeugniß des N. T. in der Lehre vom Veröhnungstode nicht bewiesen werden kann; ja ihm widerspricht, gehört zur neueren Lehre der Juden. Das N. T. enthält ja kein vollständiges Verzeichniß der älteren jüdischen Lehren und Meinungen; demnach kann allerdings etwas schon ältere jüdische Lehre gewesen seyn, was im N. T. nicht vorkommt, und da die Juden zur Zeit Jesu und der Apostel selbst in ihren Lehrmeinungen nicht einig waren, so kann es seyn, daß etwas, was dem Zeugniß des N. T. widerspricht, doch schon ältere Lehrmeinung gewisser Juden war.

#### Göttingen.

Von Wandenhoed und Kuprecht 1814: Practische Bemerkungen über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren der älteren und



neueren Zeit. Von Georg Heinrich Oesterley,  
Vice-Syndicus der Universität Göttingen. 151  
Seiten in Octav.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist in vielen Hinsichten zu Bewirkung einer wohlthätigen Reform der bürgerlichen Gesetzgebung-geeignet. Man muß daher wünschen, daß sachkundige Männer ihre Stimmen über diesen wichtigen Gegenstand abgeben und zu dem Ende die Resultate ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen bekannt machen. Der Verfasser vorliegender Schrift, welcher früherhin als Sachwalter und Justitiarius, dann als Greffier und nachher als Richter im ehemahligen hiesigen Tribunal erster Instanz Gelegenheit hatte, über alte und neue Gerichtsverfassung und Rechtspflege vielfältige Erfahrungen zu sammeln, hat sowohl hierdurch als durch seine früheren mit Beyfall aufgenommenen Schriften seinen Beruf, zur Berathung über jene Gegenstände mitzuwirken, bekrundet. Auch sind wir ihm, wenn wir gleich mehreren seiner Ansichten nicht beypflichten können, das Zeugniß schuldig, daß seine Schrift die sprechendsten Beweise seines redlichen Eifers für das Gute, seiner Unparteylichkeit und Sachkenntniß enthält. Sein Hauptzweck ist dahin gerichtet, die Französische Legislation über Gerichtsverfassung und Civilproceß mit der Deutschen zu vergleichen, und das, was sich durch die Erfahrung als gut bewährt hat, von demjenigen zu sichten, was die Probe der Tauglichkeit nicht auszuhalten vermochte. Zu dem Ende geht er die Hauptverschiedenheiten beider Gesetzgebungen vergleichend durch, und stützt darauf Verbesserungsvorschläge, welche sich meist durch ihre Zweckmäßigkeit empfehlen. Wir wollen die Resultate seiner Bemerkungen kurz andeuten. A. Landesherren

liche —, Patrimonial-Gerichte. Der Verfasser will die Patrimonial-Gerichtsbarkeit derjenigen Gutsbesitzer, welche nach einer deshalb ergangenen Aufforderung nicht freiwillig darauf Verzicht leisten, jedoch nur in den geschlossenen Gerichten, beybehalten wissen, und thut Vorschläge, wie solche minder schädlich gemacht werden könnten. Sollte es nicht vorzuziehen seyn, dieselben ganz aufzuheben, wie solches bereits in mehreren Deutschen Ländern geschehen ist? B. Trennung der Justiz von der Verwaltung. Die Verbindung beider finde sich gewöhnlich nur in den untern Stellen und hier sey sie mit Vortheilen verknüpft, welche die Nachtheile derselben überwögen. Die Nachtheile der Trennung beständen in der Nothwendigkeit einer allzugroßen Ausdehnung der Verwaltungsbezirke, in Collision der Behörden und in Einseitigkeit der Behandlung der Geschäfte. C. Trennung der streitigen von der willkührlichen Gerichtsbarkeit. Der Verf. erkennt die Zweckmäßigkeit dieser Trennung nicht, will jedoch die Notarien auf solche Geschäfte eingeschränkt wissen, bey denen die richterliche Auctorität den Gesetzen zufolge nicht als Bedingung der Gültigkeit, sondern bloß des öffentlichen Glaubens wegen eintritt. D. Eintheilung der Gerichte. — Instanzen. Der Wirkungskreis der Friedensgerichte war in örtlicher und objectiver Rücksicht zu beschränkt. Den Tribunälen hingegen war zu viel zugetheilt und ihre Hülfen den meisten Gerichtsunterthanen nicht nahe genug. Der Verf. schlägt drey Instanzen vor. In der ersten Instanz sollen die bisherigen Untergerichte, deren jedes wenigstens aus zwey Personen bestehen müßte, und zwar in allen, wegen Beschaffenheit des Objectes nicht in besondere Gerichte gewiesenen Sachen erkennen.

Mittelgerichte. Appellationsgerichte. Die Competenz der letzteren soll sich auf die wichtigsten Sachen beschränken, jedoch auch bey solchen Gegenständen eintreten, welche in erster Instanz an besondere Gerichte gewiesen sind. Auf diese Weise würden also manche Sachen zwey, andere drey Instanzen haben! Die Criminalgerichtsbarkeit vertheilt der Verfasser unter diese drey Gerichte dergestalt, daß geringe Vergehen vom Untergerichte untersucht und bestraft werden; schwerere Vergehen untersucht das Untergericht, die Strafe erkennt aber das Mittelgericht; die schwersten Verbrechen untersucht das Mittelgericht durch eine Deputation, und erkennt in pleno die Strafe, wovon dann die Berufung an das Appellationsgericht geht. Der Actenversendung, deren wohlthätige Folgen für unparteyische Rechtspflege nicht zu verkennen sind, hat der Verf. nicht gedacht. E. Aufsicht über die Justizpflege. In dieser Abhandlung zeigt der Verf. die Unzulänglichkeit der bisher zu diesem Ende bestehenden Einrichtungen und die Vorzüge des ministère public, stützt darauf den Vorschlag landesherrliche Justizcommissarien zu ernennen, deren wichtige Functionen er dann genauer verzeichnet und hierbey auf die nothwendigen Modificationen jenes Französischen Instituts Rücksicht nimmt. Das Recht Anträge zu machen versagt er den Justizcommissarien, indem diese Anträge in der Regel nichts anders zu enthalten pflegten, als was die Parteyen bereits vorgetragen hatten. (Diese Erfahrung möchte doch wohl zu einseitig seyn.) Durch die Aufsicht dieser neuen Behörde auf die Justizpflege, so wie durch das Recht der Tribunäle über Nullitäten zu erkennen, würde dann, nach dem Verf., ein Cassationshof unnöthig, dessen Stelle außerdem, in so fern solcher auf die Auslegung

der Gesetze Einfluß hat, durch eine beständige Gesetzcommission ersetzt werden soll. F. Gerichtsstand. Mit Recht erklärt sich der Verfasser gegen die persönlich befreyten Gerichtsstände. G. Advocaten. Procuratoren. Unzweckmäßigkeit der Französischen Einrichtung, wonach der Rechtscandidate bey einem Advocaten ein Lehrjahr halten muß. Statt dessen soll er, nach gehörig überstandener Prüfung, ein Jahr lang den Gerichtssitzungen beywohnen. H. Juffiers. Die nachtheiligen Folgen der gänzlichen Trennung der entscheidenden und vollziehenden Justiz werden hier deutlich nachgewiesen. I. Sporteln. Nothwendigkeit einer neuen Sportelordnung, deren Hauptgrundsatz nicht in der Größe des Object, sondern in der größern oder geringern Mühe besteht und daher auf folgenden Unterschied gestützt seyn müßte. Für solche Geschäfte, bey welchen die Mühe, ohne Rücksicht auf den Streitgegenstand, im Ganzen die nämliche ist, würde eine unveränderliche Taxe festzusetzen seyn. Hingegen für diejenigen Geschäfte, welche in Hinsicht des Richters die Entscheidung und in Ansehung der Sachwalter die eigentliche Vertheidigung der Sache betreffen, müßte die Taxe nach dem Unterschiede zwischen ordentlichem und summarischem Proceß, nach der Wichtigkeit des Object und nach Verschiedenheit der Gerichte bestimmt werden. Zugleich schlägt der Verf. vor, die Sporteln für Rechnung des Staats zu erheben, und den mit der Rechtspflege beauftragten Staatsdienern gewisse Gehalte anzuweisen. K. Anordnung der Proceßordnung. Der Plan zu Abfassung einer bürgerlichen Proceßordnung, welchen der Verf. mittheilt, ist im Ganzen einfach und natürlich. Nur hätte in demjenigen Theile, welcher vom Verfahren handelt, der Unterschied zwischen Bestimmung der

einzelnen Proceßhandlungen und Bestimmung des Proceßganges berücksichtigt werden sollen. L. Selbstleitung des Proceßes. Beweis der Unzweckmäßigkeit der Französischen Verfassung, welche die erste Einleitung und Verhandlung der Sachen ganz den Anwälten überläßt. Vorschläge zur zweckmäßigen Einrichtung der richterlichen Proceßdirection. M. Fristen. Der Verfasser dringt auf Bestimmung kurzer und durchgehends peremptorischer Fristen, deren Verlängerung nur einmahl und dieses nicht anders als aus gesetzlich bestimmten und glaubhaft bescheinigten Ursachen statt finden soll. Gegen Versäumniß der Fristen von Seiten des Anwaltes soll zwar die Parthey in den vorigen Stand gesetzt, jedoch der Anwalt mit Geldbuße und im Fall der Wiederholung mit Suspension, ja selbst mit Absetzung bestraft werden. Gewiß das beste Mittel um dem gränzenlosen Unfug der Nachlässigkeit der Advocaten zu steuern, ohne dabey die Rechte der unschuldigen Parthey zu verletzen. N. Präjudiz der unterlassenen Antwort auf die Klage. Die Beschränkung dieses Nachtheils auf die negative Litiscontestation lege dem Kläger den lästigen Beweis von Thatfachen auf, welche der ungehorsame Beklagte vielleicht gar nicht geläugnet haben würde, und verzögere die Entscheidung der Sache. Es sey daher nothwendig das Präjudiz der affirmativen Litiscontestation anzudrohen, welches sich theils als Folge der Verzichtleistung des Beklagten, theils als Strafe seines Ungehorsams rechtfertige. Wegen erwiesener Hindernisse müsse zwar Wiedereinsetzung statt finden, mit dem Restitutions-Gesuch aber alsbald die Litiscontestation verbunden werden. O Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen. Die Hauptfrage sey: ob die Publicität der Verhandlungen zu einer

bessern Rechtspflege wirklich etwas beigetragen habe? Gestützt auf seine Erfahrung verneint der Verf. diese Frage. Die Hoffnung, durch erhöhte Feierlichkeit die Verehrung gegen die Gesetze befördert zu sehen, sey unerfüllt geblieben. Das Benehmen des ab- und zugehenden Publicums habe die Gerichtssitzungen oft zu einem sehr unfeierlichen Act herabgesetzt. Den Richter zu kontrolliren sey das Publicum nicht im Stande. Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten seyen an sich nicht geeignet, um bey ihrer Verhandlung große Reduertalente zu entfalten und die Vorträge der Sachwalter hätten sich meist auf das Ablesen gewöhnlicher Advocatenaufsätze beschränkt; die gewöhnlichen Streitgegenstände vermöchten nicht auf Beförderung der Sittlichkeit zu wirken; auch bringe es die Natur bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten, welche fast nie ein allgemeines Interesse hätten, mit sich, daß der Gemeingeist durch deren Discussion in den öffentlichen Audienzen nicht befördert werden könne. Daher sey denn auch die Theilnahme an den gerichtlichen Verhandlungen sehr gering gewesen. Als das beste Mittel einer wahrhaft nützlichen Publicität betrachtet der Verf. die vollständige Angabe der Entscheidungsgründe, und thut zu dem Ende den zweckmäßigen Vorschlag, auf den dispositiven Theil des Urtheils in einer natürlichen Ordnung und Schreibart das Factum, die wichtigsten Behauptungen der Parteyen und die Entscheidungsgründe folgen zu lassen. — Der Verfasser macht Hoffnung zur Fortsetzung seiner Bemerkungen, und wir halten uns für verpflichtet, ihn zu deren baldigen Bekanntmachung aufzufordern. Durch eine Inhaltsanzeige würde der Gebrauch der Schrift erleichtert worden seyn.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 15. August 1814.

Wien.

Fundgruben des Orients, dritter Band. II - IV. Hest. S. 85 - 384. Das erste Hest ist im vorigen Jahrgange S. 67 angezeigt, wir haben also nur den Inhalt der drey letztern Heste anzugeben, woben wir der Ordnung der Rubriken folgen und uns auf die vorzüglichern Artikel, dem Raum dieser Blätter gemäß, einschränken. I. Philologie. 1) Rinck emendat. et varr. lectt. ad Abulfedae descr. penins. Arab. a Gagnierio editam S. 104, aus der Leidener Handschrift, wahrscheinlich dem Autograph des Verf., also der Vergleichung sehr würdig, obgleich die Ausbeute nicht erheblich ist. 2) Macbride specimen proverbiorum Me-idanii S. 196. 288. 381. mehrere dieser Sprüchwörter sind dunkel, weil die Erläuterung fehlt. S. 279 ist wohl das J ein Druckfehler. 3) Utrum lingua Sinica sit vere monosyllabica von Hrn. Abel Remusat, S. 279. Der Verf. läugnet, daß diese Sprache einsylbig sey, in dem Sinn, daß allemahl nur ein Vocal und ein Consonant verbunden, und die Worte gänzlich unverändert bleiben, und gibt mehrere feine Bemerkungen

lungen über das Sinesische und Mantschu. Fourmonts Grammatik sey mehr für die Sprache des gemeinen Lebens als für die Schriftsprache. Auch mit Amiot und Gerbillons Urtheilen über das Mantschu ist er nicht zufrieden, und wird nächstens eine Abhandlung über die Tatarischen Sprachen erscheinen lassen. Den Sinologen wird dieser Aufsatz interessant seyn. In der Art das Sinesische zu schreiben folgt der Verf. unserem Klaproth. II. Poeste. Aus dem Reichthum, womit dieser Abschnitt ausgestattet ist, zeichnen wir nur folgendes aus; Poeme de Selaheddin Khalil ben Ibec affafadi, von Hrn. de la Grange, mit beygedrucktem Arabischen Text. Diesen Schriftsteller kannte man sonst nur als Grammatiker. Woher das Gedicht genommen sey, wird nicht bemerkt. 2) Fortsetzung der Geschichte Jussufs und Suleicha's, von Hrn. v. Rosenzweig, S. 290-308, mit dem Persischen Text. 3) Probe der Uebersetzung des Mesnemi Dschelaleddins Rumi, von Hrn. v. Zussard, S. 335 ff. mit dem Originaltext. Diese Probe von einem im Orient berühmten Gedicht ist ein angenehmes Geschenk. Ein König suchte für eine franke Sclavin, bey der die Hülfe gewöhnlicher Aerzte vergeblich war, einen göttlichen Arzt, und erhält ihn; dieser entdeckt, daß Liebe die Ursache der Krankheit sey. Dieß wird mit großer Weitläufigkeit und eingestreuten moralischen Reflexionen, Sentenzen und Anspielungen erzählt. 4) The story of the seven sleepers, by J. C. Rich Esq. Königl. Großbrit. Residenten zu Bagdad S. 347-381. Fast zu lang für eine Probe der seltsamen Art wie die Muhammedanische Tradition solche Sagen behandelt. Hr. R. hat übfigens seine unmittelbare Quelle nicht angegeben, aber die Erzählung ist alt und stammt ursprünglich von einem Zeitgenossen Muhammeds her.

III. Geschichte. 1) Gali Hassan Pascia — Fortsetzung



221. 2) Fortsetzung der *extraits historiques relatifs aux tems des Croisades*, von H. v. Hammer, S. 118. 211. Einnahme Jerusalems u. Fortschritte Saladins in der Eroberung Palästina's. 3) *Sur le paradis du vieux de la montagne*, von eben demselben S. 201. Aus einer Arab. Erzählung von Hakem, die zwar ein historischer Roman ist, aber doch dieß Paradies ungefähr eben so beschreibt, wie Marco Polo, und also dessen Nachricht bestätigt. 4) *Biographie d'Abou Aly Syna*, von Hrn. Jourdain S. 163. aus Chon demir's *Habib esseir* in der königl. Bibl. zu Paris. Der Persische Text ist beygedruckt, mit einigen critischen Noten. 5) *Extrait de l'histoire turque de Betschevi*, von Hrn. Abasis, S. 261. mit dem Türkischen Original; aus der Pariser Bibliothek. Der Verf. war aus Fünfkirchen (Betschu) schrieb um 1640, und seine Geschichte begreife nur den Zeitraum von der Thronbesteigung Solimans I. 1520 - 1635 (nicht wie S. 262 steht 1538 - 39). Die Auszüge betreffen erstlich ein sonderbares Factum, das die Französische Geschichte nicht kennt, das aber auch von Cantemir erwähnt wird, von einer Französischen Prinzessin, die, von Türkischen Seeräubern genommen, Morad dem Zweyten gebracht und Mutter Mohammeds II. geworden sey. Die Sache müßte um 1428 geschehen seyn. Ferner die Einführung des Kaffee in Constantinopel um 1555 und des Tabaks durch die Engländer 1600. (Man sieht nicht wohl ein, wie die erstere Nachricht in diesem Werke vorkommt, da sie in eine viel frühere Zeit gehört, als das Werk umfaßt.) IV. Geographie. 1) *Extrait d'un itineraire en Perse par la voie de Bagdad*, von Hrn. Rousseau, Französischen Generalconsul zu Haleb, 1807. S. 85. voll interessanter Nachrichten. Die Vorliebe des regierenden Schah's für seinen zweyten Sohn Abbas, den er zum Thronfolger ernannt hat, droht dem so zerrüt-

seten Lande mit einem neuen bürgerlichen Kriege, um so wahrscheinlicher, da der zurückgesetzte älteste Prinz, Ali Mirza, sich durch vorzügliche Eigenschaften auszeichnet. Der Verf. gibt auch eine genauere Beschreibung der Denkmahle von Kirmanschah und Taf Buztan (so soll es nach der Versicherung des Verf. eigentlich heißen), mit vorausgeschickter Nachricht von Ferhad, dem Bildner dieser Denkmahle, und vergleicht die Beschreibungen seiner Vorgänger; Olivier war ihm noch nicht bekannt. Der Prinz ist auch Dichter, wie sein Vater, und der Verf. gibt eine Probe seiner Ghafels oder Oden. 2) Ueber die Verber, aus einem Briefe des Hrn. Dr. Seegen, Mecca 14. Nov. 1810. S. 99. Weniger Nachrichten als kühne Vermuthungen über die Geschichte und große Ausbreitung dieses merkwürdigen Völkerstamms. Daß der Verf. auch die Benennung der altegyptischen Tempel, Barrabi, damit in Verbindung setzt, und fragt ob die Verber jene Gebäude aufgeführt, das Nilthal bevölkert haben etc. beruht auf einer irrigen Etymologie, da jener Name aus dem Coptischen *apPsi*, mit vorgesetztem Artikel, gebildet ist. 3) Memoirs on the ruins of Babylon, von Hrn. Rich, aus Bagdad im Nov. 1812. S. 129. 197. Für den Rec. war diese Nachricht höchst anziehend. Aus der Beschreibung der Ruinen, die den ersten Theil des Aufsatzes ausmacht, läßt sich nicht wohl ein Auszug geben. Alle Reste von Gebäuden finden sich auf der östlichen Seite des Stroms; die Westseite ist flach und eben, mit Kanälen durchschnitten, ohne Spur von Ruinen, außer zwey winkelförmig mit Gras bewachsenen Erhöhungen. Aber 6 (engl.) Meilen S.W. von Hellah ist Birs Nimrud, die größte und erstauenswürdigste Ruine, die nähmliche die der P. Emanuel und Niebuhr beschrieben haben, 198 Fuß hoch, zum Theil von gebrannten Steinen, in einem festen

Mörtel gelegt. Im Verfolg untersucht der Verf. das Verhältniß dieser Ruinen zu den Gebäuden des alten Babylons nach Herodots und Diodors Beschreibung. Von den berühmten Mauern und der Einfassung des Stroms sey keine Spur mehr. Der Belustempel müsse entweder die nördliche Ruine, die jetzt *مجلبة* Mujelibé (nach der gemeinen Aussprache) heißt, oder das Virs Nimrud seyn. Der Verf. scheint für die letztere Annahme, und hält es nicht für gewiß, daß der Tempel auf der Ostseite des Stromes stand. Das Mujelibé könnte dann, nach seiner Meinung die schwebenden Gärten seyn, wenn nicht darin Särge mit menschlichen Körpern gefunden würden. Die Beschreibung des Verf. zeugt von genauer Beobachtung und ist mit scharfsinnigen Bemerkungen durchweht. Auch sind zwei Kupfer beygefügt, auf deren einem ein Grundriß der Ruinen Babylons gegeben wird, auf dem andern verschiedene Ansichten der vorzüglichsten Ruinen, des Mujelibé, des Virs Nimrud, und des so genannten Kasr oder Schlosses, welches in der Mitte der Ruinen liegt. So sehr übrigens die Kenntniß der Gegend und der jetzigen Beschaffenheit der Ruinen durch die Beschreibung des Verf. gewonnen hat, so bleibt doch vieles dunkel, und man wird fast ungewisser als vorher. Wie läßt es sich mit den Nachrichten der Alten vereinigen, daß Babylon ganz auf der Ostseite des Euphrats lag? und daß die so weit vom Strome in der Arabischen Wüste liegenden Trümmer der Belustempel oder Thurm gewesen sey? Da der Strom jetzt, nach dem Verfasser, gerade südlich fließt, und man keine Spur von Einfassung, vielmehr in seinem Bette Trümmer zerstörter Gebäude bemerkt (S. 135); sollte man nicht annehmen können, daß er seinen Lauf verändert und ehemals durch das mit A. C. in dem Grundriß bezeichneten

Thal südöstlich gestossen sey? Vielleicht erhalten wir bald neue Aufklärungen in dem angekündigten Werk des Capitain Locket, (account of the researches amongst the ruins of Babylon), der 1811 von Calcutta aus diese Ruinen besuchte. Die Karte des Hrn. Rich ist von zu kleinem Umfange, indem sie nicht einmahl Helleh und das Vies Nimrud begreift. In der Fortsetzung S. 197 handelt der Verf. von den einzelnen dort gefundenen Alterthümern, Backsteinen mit Schrift (die Schriftseite liegt allemahl unten), Figuren in Metall und Stein von sehr roher Arbeit u. die auf zwey Tafeln abgebildet sind. Ein beschriebener Stein mit Figuren hat große Aehnlichkeit mit dem von Millin bekannt gemachten. Unter mehreren Cylindern sind zwey (12. 13) in den Ruinen von Niniveh gefundene, die in der Manier und den Bildern den übrigen völlig gleichen. Auch hier ist der Held der mit dem geflügelten Einhorn kämpft, wie auf den Bildwerken von Persepolis, und die Figur die man für den Ferwer hält, mit Sonne und Mond, wie auf den Saffaniden-Münzen. Also diese Vorstellungen herrschten auch in Assyrien. Möchten sich doch auch dort Denkmale mit Schrift finden, damit wir erfahren ob gar auch Keilschrift in Assyrien gebräuchlich war. — Die Volksage S. 143 von Saturn in der Gegend des Euphrats verdient die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden.

4) Beiträge zur Topographie und Geschichte Parthiens, in Auszügen aus Schireddin Ben Said Almerafchi Geschichte Masanderans und Thaberistans auf der k. k. Bibliothek zu Wien, von Hrn. v. Hammer, S. 317 sehr speciell, voll neuer unbekannter Nachrichten, zum Theil aus Localsagen geschöpft. V. Astronomie, Uranographia Mongolica von Hrn. Abel de Remusat, S. 179. Mongolische Sternbilder und ihre Benennungen, aus

einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris. Die astronomische Kenntniß der Mongolen ist, wie man sieht, von den Sinesen oder Hindus geborgt.

VI. Theologie. 1) Die Uebersetzung des Koran von Hrn. v. Hammer fortgesetzt Sura 13-35. S. 231 ff. 2) Il libro primario dei Cabiristi, specie di riforma della gentilità, sichiama Sutnambair, aus einer Handschrift der Propaganda, von Hrn. Bischof Münter mitgetheilt S. 808. Es ist davon das zweite Buch, Mulpanci genannt, in fünf Gesängen übersezt, vermuthlich von einem Missionär, mit kurzen Anmerkungen, die im Druck hätten unterschieden werden sollen. Wo und wann diese Secte in Indien geblüht habe, und in welchem Dialect das Gedicht geschrieben sey, wird nicht gesagt; da aber schon Moslemen erwähnt werden, so sieht man, daß die Secte neuern Ursprungs ist. Der Soangh, der Hauch, oder das Wort des göttlichen Mundes spielt darin die Hauptrolle. Uebrigens ist das Gedicht dunkel.

VII. Bibliographie und Miscellaneen. Rec. hebt aus mehreren interessanten Notizen nur folgendes aus: Herr Asselin, Französischer Beauftragter mit den Consulatsgeschäften in Egypten, hat durch einen Habessinier eine Amharische Uebersetzung der Bibel großen Theils zu Stande gebracht, und arbeitet an einem vollständigen Wörterbuch (S. 270). Auch gibt er Nachricht von des Hrn. Basile Jahr zu Damiette Uebersetzungen neuerer wissenschaftlicher Werke ins Arabische. Daß er etwas von Voltaire und den Contrat social von Rousseau übersezt habe (s. Fundgruben I. 123) sey ein Irrthum. S. 277. Nachrichten von den literarischen Arbeiten für Orientalische Literatur zu Calcutta. Man muß sich über die Thätigkeit freuen mit der dort Eingeborne und Britten theils philologische Hülfsmittel, theils Original-

1312 G. g. A. 131. St., den 15. Aug. 1814.

werke und Uebersetzungen für Arabische, Persische, Hindostanische, Bengalische u. Sprache zu Tage fördern, z. B. ein Bengalisches, ein Marhattens-Wörterbuch. Auch der erste Band der Werke des Confucius ist gedruckt, mit einer einleitenden Abhandlung, Uebersetzung und erläuterndem Commentar. Von diesem allem wird nun wohl auch einiges nach Europa kommen. In dem Catalogus Codicum orientalium qui in Collectione Richiana Bagdadadi existunt S. 328 ff. sind vortreffliche historische Handschriften verzeichnet, z. B. Ebn al Athir, Sojurbi, Orbi, Abu Oseibah, Mirchond u. auch unbekante z. B. von Moslaheddin Eari aus 48 Werken ausgezogen, und mehrere Specialgeschichten, woraus man sieht, was für litterarische Schätze ein Mann von Kenntnissen und Geschmac noch jetzt im Orient zusammenbringen kann.

#### Leipzig.

Bei Barth: Handbuch der Staats- Arzney wissenschaft und Staatsärztlichen Veterinärkunde nach alphabetischer Ordnung für Aerzte, Medicinal-Polizeybeamte und Richter, von Dr. Joh. Friedr. Niemann, Medicinalrath und Districtphysicus zu Halberstadt und Blankenburg. Erster Theil A - L 679 Seiten; zweyter Theil M - Z 702 Seiten. 1813. In Octav.

Die Form dieser Schrift ist besonders für Medicinal-Polizeybeamte und Richter brauchbar, um sich schnell über einen hieher gehörigen Gegenstand zu belehren. Die Artikel sind mit Sachkenntniß, und in einer fäßlichen und deutlichen Sprache ausgearbeitet, und die hinzugefügte Litteratur gut gewählt. Rec. hat nicht bemerkt, daß der Verfasser einen wichtigen Gegenstand unerörtert gelassen hätte.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1814.

Frankfurt am Main.

Von Hermann: *Ars Coellae promota*, auctore  
M. Guilielmo Ludov. Christmann, Pastore Thail-  
singae prope Tubingam. 1814. 36 S. in Octav.

Wenn wir gleich durch die Bemühungen des Hrn.  
Verf. in dieser Schrift, der allgemeinen Auflösung  
der Gleichungen (*Ars Coellae*) nicht viel näher ge-  
kommen sind, so enthält sie doch mehrere interes-  
sante und bis jetzt eben noch nicht bekannt gewesene  
Bemerkungen, theils über die Schwierigkeiten,  
welche bisher der Erfindung einer allgemeinen Auf-  
lösungsmethode entgegen gestanden, theils über das  
Verhalten der Coefficienten gewisser Hülfsgleichun-  
gen, von deren Wurzeln diejenigen der vorgegeben-  
nen abhängen, gegen die Coefficienten der vorge-  
gebenen selbst. Es ist die Frage, die Auflösung  
einer Gleichung von  $m$ tem Grade, auf die Auflö-  
sung einer vom  $m-1$ ten Grade zu bringen, der-  
gestalt daß wenn die Wurzeln  $A, B, C \dots$  der letz-  
tern bekannt sind, diejenigen der erstern unter der  
Form  $\sqrt[m]{A} + \sqrt[m]{B} + \sqrt[m]{C}$  u. s. w. enthalten seyn  
müssen. Die Wurzeln einer cubischen Gleichung

M (6)

$x^3 = ax + b$  hat man schon lange durch diejenigen einer quadratischen  $z^2 = \alpha z - \beta$  zu finden gelehrt, indem man unter der Voraussetzung daß  $A, B$  die Wurzeln dieser Quadratischen bedeuten,  $x = \sqrt[3]{A} + \sqrt[3]{B}$  setzte, und nun untersuchte was unter dieser Bedingung die Coefficienten  $\alpha, \beta$  für ein Verhalten gegen die Coefficienten  $a, b$  der cubischen Gleichung haben müßten. Man fand sehr bald, daß zu dem Zwecke  $\alpha = b$  und  $\beta = \frac{a^3}{27} = \frac{a^3}{(1.3)^3}$  gesetzt werden müsse. (M. f. Kästners Anal. endl. Größen §. 699.) Für eine biquadratische Gleichung  $x^4 = ax^3 + bx + c$ , die nächstniedrigere Hülfsgleichung  $z^3 = \alpha z^2 - \beta z + \gamma$  zu finden, so daß wenn die drei Wurzeln derselben  $A, B, C$  heißen, diejenigen der biquadratischen unter der Form  $\sqrt[4]{A} + \sqrt[4]{B} + \sqrt[4]{C}$  enthalten seyn müssen, hat der Verf. hier eine Methode angegeben, vermöge der er für die Coefficienten der angeführten cubischen folgende Werthe findet.

$$\alpha = \frac{a^2}{8} - \frac{c}{2}$$

$$\beta = \frac{ab^2}{64} - \frac{c^2}{16} - \frac{a^2c}{32} - \frac{a^4}{256}$$

$$\gamma = \frac{b^4}{4096} - \frac{b^4}{(1.2.4)^3}$$

Für die noch höheren Gleichungen hat er sich vergeblich bemüht, das Verhalten aller Coefficienten der nächst niedrigern auf eine directe Weise zu finden, wie dieß bis zur Gleichung vom 4ten Grade geschehen konnte. Ist für die Gleichung vom  $m$ ten Grade nämlich

$x^m = qx^{m-3} + px^{m-3} \dots + cx^2 + bx + a$   
auf eine ähnliche Weise die nächstniedrigere Hülfsgleichung, oder die *aequatio resolvens*



$$z^m - 1 = \alpha z^{m-2} - \beta z^{m-3} \dots \pm \pi$$

so lassen sich von allen Coefficienten derselben direct immer nur der erste und letzte finden. Die allgemeine Form des letzten ist

$$\pi = \frac{c^5}{(1 \cdot 2 \cdot 3 \dots (m-3)(m-2)m)^m}$$

wie aus den angeführten besondern Fällen zu ersehen ist: Bey der Gleichung vom 5ten Grade  $x^5 = ax^3 + bx^2 + cx + d$ , zu welcher die Hilfs-gleichung  $z^4 = \alpha z^3 - \beta z^2 + \gamma z - d$  gehöre, findet der Verf. nach seinem Verfahren, außer dem Coefficienten  $d = \frac{c^5}{(1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 5)^5}$  auch für den ersten

den Werth  $\frac{1}{6}d - \frac{1}{30}ab$ . Die allgemeine Form

des ersten für jede höhere Gleichung gibt der Verf. noch nicht an, er ist aber Willens über alle diese Untersuchungen noch eine besondere Schrift heraus zu geben. Außer dem ersten und letzten Coefficienten  $\alpha$ , und  $d$ , führen die übrigen  $\beta, \gamma \dots$  sämmtlich auf Functionen von  $a, b, c$  u. s. w., welche zwar direct unbestimmbar bleiben, aber auf mehrere interessante Bemerkungen führen, welche den Gegenstand dieser Schrift ausmachen, jedoch hier in keinem Auszuge mitgetheilt werden können. Im Allgemeinen erhellet aus diesen Untersuchungen, daß jene unbestimmbare Functionen doch in einer gewissen Abhängigkeit von einander stehen, welche sich ebenfalls in Gleichungen darstellen läßt, mit deren allgemeinen Form sich der Verfasser noch weiter in der herauszugehenden Schrift zu beschäftigen gedenkt. Die gegenwärtige enthält außer den angeführten Untersuchungen auch noch Bemerkungen über den Zusammenhang der Integralrechnung mit der allgemeinen Auflösungsmethode der Gleichungen.

hungen. So z. B. um

$$\int \frac{dy}{\sqrt{(A + By + Cy^2 + Dy^3 + Ey^4)}}$$

finden zu können, muß man die allgemeine Auflösung einer Gleichung vom 5ten Grade in seiner Gewalt haben u. dergl. Man erkennt in dieser Schrift mit Vergnügen das Bestreben des Hrn. Verf., den Zusammenhang analytischer Operationen in ein helleres Licht zu stellen, und die Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, welche noch gehoben werden müssen, um mehrere von solchen Operationen auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erheben.

### Eben daselbst.

Ben Brönnert: Beyträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns, von Ignaz Döllinger, Lehrer der Anatomie und Physiologie zu Würzburg. 1814. 31 S. in Folio. Mit zwey Kupfertafeln.

Mit vielem Dank erkennt Rec. die Bemühungen des Verfassers, den Bau des Gehirns im Fötus, in sofern es die Weichheit desselben erlaubt, zu entwickeln, und die Verschiedenheit des Baues mancher Organe darzustellen. Diese Beyträge sind um desto schätzbarer, da bis jetzt noch wenig hierin geleistet ist. Zuerst gibt der Verf. eine allgemeine Ansicht vom Gehirn und seiner Eintheilung. Nach ihm besteht es aus dem großen, dem kleinen Gehirn, und dem verlängerten Marke. Diese Theile sind nach unten durch den Hirnknoten, nach oben durch die vierhügliche Erhabenheit vereinigt, und das verlängerte Mark verbindet das Gehirn mit dem Rückenmarke. Die Natur hat den Unterschied zwischen dem großen und kleinen Gehirn scharf bezeichnet. Diesen bemerkt man aus der Verschieden-

heit der geformten Masse, des Aufenthaltsorts, und aus der Scheidung durch die harte Hirnhaut. Das Gehirn besteht aus Theilen doppelter Art; aus solchen welche jeder Hälfte an sich zukommen, als aus dem Hirnschenkel, dem gestreiften Körper, dem Sehnervenhügel, dem großen Wulste, und der gezähnten Leiste; aus solchen die beiden Hälften gemeinschaftlich sind. Letztere verhalten sich auf eine zwiefache Weise. Entweder sind sie ursprünglich, also auch im Fötus gemeinschaftlich, als der vordere Querbalken, der Trichter mit der Hypophysis, der obere hintere Hirnanhang, die gerollte Lamelle, mit der er verbunden ist, und die Vierhügel; oder sie sind im Fötus getrennt, und gehen erst während der Entwicklung in eine Gemeinschaft über, als die große Commissur mit allem was zu ihr gehört, die Scheidewand der Hirnhölen, die Schenkel des Bogens, die Säulne, und die Markhügel. — Vergleicht man das Gehirn des Fötus mit dem eines Erwachsenen, so bemerkt man folgende Verschiedenheiten. Die Markschenkel des großen Gehirns sind im Erwachsenen deutlich gestreift, im Fötus glatt. Der gestreifte Körper ist im letztern dünner, länger gezogen und überhaupt in seiner Ausbreitung, Lage und Umriß viel deutlicher als im Erwachsenen, wo er mit den benachbarten Theilen mehr verschmolzen ist; Figur 2, 3, 5. Sehr schön sieht man auch im Fötus das Verhältniß des Sehnervenhügels zu dem gestreiften Körper. Man findet, Figur 5, unter der Wölbung des letztern eine Grube, wodurch beide Theile getrennt erscheinen. Die Grube verschwindet während der Entwicklung, und es bleibt nur eine oberflächliche Furchung übrig, nämlich die taenia semicircularis. Sehr selten sind die Sehhügel im Fötus durch einen Streifen verwachsen, und hohl sah sie der Verf.

nie. An dem obern und äußern Rande des gestreiften Körpers liegt eine dicke Markmasse, vom Verfasser der große Hirnwulst genannt. (Er ist das sogenannte Hemisphärium des Gehirns.) Das Volumen desselben steht im umgekehrten Verhältnisse zu dem des gestreiften Körpers. Nach vorn ist letzterer dicker, ersterer dünner, nach hinten letzterer schmaler, und ersterer tritt als eine dicke Masse hervor. Obgleich dieser Wulst sich hufeisenartig nach der Form des gestreiften Körpers krümmt, so verliert er doch von dieser Gestalt nach hinten, indem eine neue Masse hinzukommt, wodurch nach außen und zur Seite ein eigener Lappen gebildet wird, Fig. 1. 4. 5. 8. 9., der um so kleiner ist, je jünger der Fötus. Der ganze Wulst ist überhaupt bey ihm kleiner sowohl im Allgemeinen als im Verhältnisse zum gestreiften Körper. Die Sylvische Grube, Fig. 9., findet man im Fötus viel größer, da der hintere Lappen noch wenig ausgebildet ist. Der große Hirnwulst ist in drey Lappen getheilt, deren Trennung man vorzüglich nach innen erblickt. Wegen der geringern Entwicklung des Wulstes hat auch die Basis des Gehirns im Fötus ein längeres Ansehen, Fig. 10. Indem der große Wulst über den gestreiften Körper fortgeht, bleibt zwischen beiden ein Raum übrig, nämlich der Seitenventrikel, dessen Umfang und verschiedene Weite sich nach dem Laufe der Lage und Gestalt beider Körper richtet. Im Fötus ist der untere Theil des Raums größer wegen der geringern Entwicklung des hintern und untern Lappens. Der Verf. beschreibt nun den Lauf einer eigenen Markfalte, die als eine Fortsetzung des großen Hirnwulstes anzusehen ist, aus welcher das corpus callosum, der fornix, das septum lucidum und das cornu Ammonis hervorgehen. Diese Beschreibung scheint nach des Aec. individueller An-

sicht etwas dunkel ausgefallen zu seyn. Indem von beiden Seiten die Markfalten sich einander nähern, verwachsen sie allmählich, und die große Hirncommissur geht hervor. Dieses Verwachsen scheint im Fötus schon vor dem fünften Monath zu geschehen. So lange das corpus callosum sich nicht gebildet hat, ist die Höhle im septum pellucidum oben offen, der hintere Winkel derselben mehr verlängert, und die Höhle geräumiger. Das Ammonshorn besteht aus zwey deutlich unterscheidbaren Theilen, nämlich aus der Falte und einer gezähnten Leiste. Am Fötus von 20 Wochen findet man auf dem großen Gehirn keine Windungen, die Gefäßhaut geht straff über die glatte Oberfläche. Allmählig entstehen flache Risse, und an einem siebenmonathlichen Fötus sind jene schon tiefer gewunden. Diese Risse sind die nachherigen Furchen, und diejenigen welche zuerst erschienen, bilden nach vollendeter Entwicklung die tiefsten Abtheilungen. Der Verf. beschreibt nun die Art, wie die Vierhügel die obern Schenkel des kleinen Gehirns und die Hirnklappe entstehen. Die Zirbel nennt er den obern Hirnanhang. Den Hirnsand findet man im Fötus nicht. Der vordere Hirnanhang (glandula pituitaria) besteht aus zwey Stücken, einem vordern großen, und hintern kleinen. Was der Verf. über die Beziehung dieser so genannten Drüsen auf das große und kleine Gehirn ausspricht, ist ganz mystisch. Das kleine Gehirn des Fötus ist verhältnismäßig zu dem großen kleiner als beim Erwachsenen, Fig. 10. Schon in Embryonen von sechs Wochen ist das große Gehirn scharf in zwey Hälften getheilt, das kleine Gehirn aber noch gar nicht; die Masse welche sich über den Rhomboidalkörper erhebt, ist noch sehr geringe, und die Einschnitte unbedeutend. Daher sieht man nur

1326 G. g. A. 132, St., den 18. Aug. 1814.

die Eintheilung in Lappen aber nicht die in Blätter; ein eigentlicher arbor vitae ist nicht vorhanden. Die stickförmigen Körper sind im Fötus deutlicher, und zwischen ihnen findet man auf jeder Seite einen kleinen Hügel, Fig. 15., der im Erwachsenen nicht mehr sichtbar ist.

### Wießen.

Von G. F. Heyer: Anfangsgründe der Deutschen Sprachlehre und Orthographie vorzüglich zum Gebrauche in Schulen, entworfen von G. M. Roth, Doctor der Philosophie und beider Rechte, der freien Stadt Frankfurt am Main Bibliothekar, und am Gymnasium und Lyceum derselben Prorector und Professor. Zweyte, vollständige und verbesserte Auflage. 1814. XXII und 378 S. in Octav.

Dies Werk hat in der zweyten Auflage, die erste erschien im Jahre 1801, ohne die Orthographie, welche im Jahre 1802 herauskam, durch den nachbessernden Fleiß des Verfassers an vielen Stellen gewonnen: ganze Abschnitte, die in der ältern Ausgabe fehlten, aber nicht fehlen durften, sind hier aufgenommen, auch ist jetzt die vorhin besonders gedruckte Abhandlung von der Orthographie verbessert hinzugekommen. Der Werth dieses Buches, welches schon in vielen Schulen gebraucht wird, ist anerkannt: derselbe würde, nach des Rec. Ansicht, unstreitig zunehmen, wenn es eines Theiles, z. B. in den Beispielen, kürzer, und dagegen andern Theiles ausführlicher wäre. Die Metrik hat z. B. auch hier leer ausgehen müssen. Doch hat Herr Grotzfeld die Abfassung eines Lehrbuches der Deutschen Prosodie und Metrik übernommen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1814.

Zürich.

Bei Drell, Zühl und E.: Oswald Wyconius, Antistes der Baslerischen Kirche. Von Melch. Kirchhofer, Pfarrer zu Stein am Rhein, Cantons Schaffhausen. 1813. XVI und 387 S. in Octav.

Wyconius gehört nicht gerade zu den Gelehrten des ersten Rangs im 16. Jahrhundert, noch auch zu den eigentlichen Reformatoren oder auch nur zu den vorzüglichsten Beförderern der Reformation, aber er war doch einer der ausgezeichnetsten Schul- und Universitätslehrer in dem gedachten Zeitalter, er hatte Schüler, wie Conrad Gesner, vertraute Freunde, wie Zwingli, hatte in den Aemtern, die er zu Zürich, Lucern und Basel theils als Lehrer, theils als Prediger bekleidete, einen schönen, weit über die Grenzen seines Amtes ausgedehnten Wirkungskreis, und suchte mit rastloser Thätigkeit die Eintracht unter den Schweizer Cantonen wie zwischen den Reformirten und Lutheranern zu befördern. Bisher waren über ihn nur kurze, unvollständige und starke Verichtigung bedürftige Nachrichten im Druck erschienen. Auch

Urkunden und Actenstücke waren wenige bekannt gemacht worden. Eine gewisse Anzahl Briefe von ihm waren theils durch Zottlinger in seiner Hist. eccles. T. VI. ausgehoben, theils in *Calvini epistolae et responsis* und den *Epistolae ab ecclesia Helveticae reformatoribus ed. C. Füssli* geliefert worden. Hr. Kirchhofer, den wir schon als Verfasser des Lebens Sebastian Wagners, genannt Hofmeister, Zürich 1808, kennen, hat nicht nur das Gedruckte, sondern auch ungedruckte Briefe und Actenstücke aus den Archiven und Bibliotheken zu Zürich, St. Gallen, Strasburg und Basel mit großer Sorgfalt gebraucht und die erste eigentliche Lebensbeschreibung des Myconius geliefert. Er hätte derselben jedoch nicht die Ausdehnung geben können, die sie wirklich hat, wenn er nicht die ganze Geschichte der Concordie der Schweizer mit Luthern in einem besonderen Abschnitte ausführlich beschrieben hätte. Hier, wie auch sonst, lernt man wirklich eine Menge neuer, wenn auch zum Theil kleiner Umstände kennen. Ueber das von Myconius verfaßte Leben Zwingli's, vielleicht seine beste Schrift, deren aber der Verfasser S. 89 nur mit einigen Worten gedenkt, findet man ausführlichen Bescheid in Stäudlins und Tschirners Archiv für Kirchengeschichte in einem Aufsatz von Usteri, I, 2, 1., wo diese Lebensbeschreibung wieder abgedruckt und mit Anmerkungen begleitet ist. Herr Kirchhofer fragt: Wer war der Agathius, für welchen Myconius das Leben Zwingli's niederschrieb? Der Zusatz Beronensis läßt an keine erdichtete Person denken. Bey Usteri S. 32 lesen wir die ganz wahrscheinliche Vermuthung, daß dieser Agathius, nach seinem Geschlechtnahmen Gut genannt, Chorberr des durch die erste Buchdruckerey in der Schweiz sich auszeichnenden uraltadelichen



Stifts Beron = Münster Cantons Lucern gewesen sey. Wir machen nur noch auf einige Stellen dieser allerdings lehrreichen, gründlichen und gut geordneten Lebensbeschreibung aufmerksam, um zur Lesung derselben zu reizen. S. 264 f. Der große Conrad Gesner hatte die tiefste Verehrung, die innigste Dankbarkeit und ein unbeschränktes Vertrauen zu seinem Lehrer Myconius. In einem Briefen an ihn sagt er unter andern: *tu mihi rerum omnium πρόβουλος eris. Vili tibi, reverende praecceptor, penetralia mentis nostrae aperiam — Solamen unicuique nostrique ασυλον animi, et et praesidium et dulce decus — Tui maximus admirator sum a teneris quippe si quonquam hominere te certe amo.* Der Lehrer nahm sich aber auch des Schülers sehr thätig an, vertheidigte ihn wider Verläumdungen und suchte ihm fortzuhelfen. S. 313 f. wird aus Myconius Commentar über den Marcus angeführt über die Versuchungsgeschichte: *adsumptiones illas non quidem vere factas, sed in visionis specie domino propositas — über die Dämonischen: Daemoniorum obsessio, quid aliud esse potest, quam morbus, quia Deus inter homines occulta sua iudicia nimirum exercet? Unde nobis causam rei tam occultae nec scire, nec etiam inquirere licet.* — S. 315-334. Zu Basel wurde eine Reihe von Jahren hindurch an einer Reformation der Universität gearbeitet. Die im Jahre 1532 getroffene neue Einrichtung genügte noch nicht. Mehrere Professoren, welche nacheinander die Rectorwürde bekleideten, wollten neue Veränderungen. Die Doctorpromotionen, über welche man so lange gestritten hatte, wurden endlich eingeführt, doch nicht allgemein und fortwährend beobachtet. Mit Antritt des Rectors Briser, ehemahligen Chorherren und Decans, eines

zurückgekehrten Ausgewanderten, wurde eine ganz neue Verfassung der Universität entworfen, die wohl keinen Widerstand gefunden haben würde, wenn man nicht damit umgegangen wäre, die Kirche der Universität einzuverleiben oder zu unterwerfen und alle Professoren zu zwingen, academische Grade anzunehmen. Es wurde bestimmt, nicht nur, daß keiner ordentlicher Lehrer seyn soll, der sich nicht zur evangelischen Religion bekenne, sondern auch, daß alle Geistliche den Befehlen der Universität gehorchen, und deshalb huldigen sollten. Die Kirchendiener der Stadt wurden der theologischen Facultät einverleibt. Der Decan hielt dem Rath dieser Facultät recht das Recht, Alles anzuordnen, was die Facultät und Kirchendiener betrifft, die theologischen Vorlesungen anzubereiten und die Diaconos anzuweisen, welche Lecturen sie besuchen sollten. Die Disputationen wurden als höchst nothwendig angeordnet, um die Lehre Christi wider alle Angriffe zu befestigen. Den Kirchendienern wurde empfohlen, die Disputationen fleißig zu besuchen, und wenn der Rector die Universität zusammenberufe, gehorsam zu erscheinen. Myconius wurde durch eine besondere Dispensation von dem Besuche der Disputationen und der Annahme der Doctorwürde frey gesprochen. Er war der Meinung, daß die Würde eines Theologen dadurch nicht erhöht werde, daß glänzende Titel sich für christliche Lehrer nicht schicken (vergl. S. 15 ff.). Die übrigen Professoren sollten unverzüglich die ihnen gebührenden Grade annehmen. Die Verbindung der Kirchendiener mit der Universität wurde daher abgeleitet, weil die Universität durch Unternehmung in den heiligen Schrift- und göttlichen Künsten nicht das geringste Glied der Kirche Christi sey. Auch die niederen Schulen

wurden der Universität unterworfen. Die Geistlichen waren mit diesen Einrichtungen sehr unzufrieden. In den Statuten selbst hieß es zwar schon, daß durch diesen Schulgehorsam der Kirchendienst nicht verhindert und dieser dem Besuche der Disputationen und dem Rufe des Rectors vorgehen soll. Allein dieß konnte sie nicht zufrieden stellen. Myconius, Grynaus und andere vertheidigten die Rechte der Kirche, und der erste suchte in einer besondern Schrift darzutun, daß die Geistlichen der Universität nicht unterworfen werden dürfen. Er führte darin besonders an, daß die Geistlichen sich zwar mit den Wissenschaften beschäftigten, aber nicht bloß zur Erweiterung der Gelehrsamkeit und zur Beförderung des Vergnügens, sondern zur Heiligung des Geistes und zur Verherrlichung Gottes, daß der Pfarrer auf einer höheren Stufe stehe als der Theologe, indem jener die Ausübung mit der Wissenschaft verbinde, daß der Geistliche ganz Geistlicher seyn müsse und von der Kirche nicht getrennt werden dürfe, daß er der Kirche, nicht der Schule unterworfen sey, daß die Rechte der Kirche, die Censur, Wahl, Absetzung ihrer Seelforger nicht auf die Schule oder den Rector übergetragen werden können, daß die Universität der Kirche und nicht dieser der Universität einverleibt sey. Am Ende siegte doch die erste Partey, und die Statuten wurden mit einiger Milderung in den Ausdrücken vom Rathe bestätigt. — S. 351. 353. Die Unternehmung Biblianders, den Koran herauszugeben, beschäftigte die Geistlichkeit und die Academie in Basel sehr. Er zählte dabey auf die freundliche Hilfe des Myconius. Oporin wollte das Werk in Verlag nehmen. Aber die Censoren verweigerten die Einwilligung zum Drucke eines solchen Buchs. Die Sache kam vor den

Rath. Oporin las vor demselben einen Aufsatz Biblianders vor, worin die Herausgabe vertheidiget war. Der Rath wandte sich an die Geistlichkeit und Academie um ihr Gutachten. Myconius erklärte die Ausgabe des Korans für zeitgemäß, um bey der drohenden Ausbreitung der Türken ihren Glauben daraus kennen und widerlegen zu lernen. Mit ihm begünstigten auch noch andere den Druck. Die Gegner aber, zu welchen selbst Seb. Münster gehörte, sagten, der Rath werde sich vor der ganzen Welt durch die Begünstigung eines so gottlosen Unternehmens beschimpfen. Als Oporin den oben gedachten Aufsatz Biblianders drucken ließ, wurde er ins Gefängniß geworfen. Die Züricher, Straßburger, und selbst Luther, nahmen sich des Korans an, und da die Basler sich immer noch fürchteten, den Namen ihrer Stadt vor das Buch zu setzen, so versprachen die Züricher Gelehrten, daß sie sich insgesammt als Herausgeber nennen wollen. Selbst auf den Kanzeln wurde für und wider gesprochen. Endlich wurde die Herausgabe erlaubt, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Koran in Basel nicht verkauft werde.

#### Riel.

In der academischen Buchhandlung hat der Herr Professor der Beredsamkeit und der Griech. Literatur Karl Friedrich Heinrich *Demonstratio et restitutio loci corrupti e Platonis Protagora* drucken lassen auf 24 Seiten in Quart. 1813.

Die Stelle, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, findet sich in Stephans Ausg. S. 327. C. D. in der Zweibr. Th. 3. S. 121. und in Platonis *Dialogis selectis* Vol. IV. p. 528. 529. Der Sophist zeigt in diesem Theile des Dialogs, die Tugend könne durch Unterweisung beygebracht werden.

und gibt dann den Grund an, warum vortreffliche Männer in der Jugend, die sie selbst besitzen, ihre Söhne um nichts besser machen. Darauf kommt die Stelle, wovon Hr. Prof. H. gelehrt handelt. Daß im Vorhergehenden οὐδενός βάρβαρος τοιοῦτοι nicht bedeute ceteris meliores, wie alle Uebersetzer es geben, sondern meliores quam per se ipsi sunt, wird zuerst gründlich dargethan. Dann läßt der Verf. die Stelle so abdrucken wie sie in Heindorfs Ausg. steht, und tadelt zuerst die Schreibart ὄστις, ὄσπερ, die seit einiger Zeit eingeführt wurde, anstatt ὄστις, ὄσπερ als barbarisch, und dann die sehr vernachlässigte Interpunction, zumahl in dieser Stelle. Auch mit Schleiermachers Uebersetzung 1. S. 264 und Note ist er eben so unzufrieden, als mit Hrn. Heindorfs Erläuterung, woraus gar nicht erhellet, was es mit dem in Plato's Stelle vorkommenden Drama des Pherocrates u. s. w. für eine Bewandniß habe. Nun zeigt er, daß τοιοῦτος mit ὄσπερ gar nicht ungewöhnlich verbunden werde, bey welcher Gelegenheit Hieron. Wolf, Coray u. a. widerlegt werden. Von dem Inhalte des Pherocratischen Drama, den Heindorf aus bloßer Muthmaßung angegeben, behauptet der Verf., daß derselbe einem Griechischen Komiker nicht einmahl habe einfallen können. Mit vieler Gelehrsamkeit und Einsicht zeigt er dagegen, daß die Comödie des Pherocrates Ἐσπών η̄ Ἄγριοι sich ganz auf die Musik bezog, und auf die durch die Veränderung derselben bewirkte Sittenverderbniß. Daß Chiron, der gerechteste, gebildetste und musikverständigste unter den Centauren die erste Rolle als Vertheidiger der alten Musik gespielt und seinen Nahmen für dieses Drama hergegeben habe, ist sehr natürlich. Die Musik tritt mit ihren Klagen auf, ihr Beschützer ist Chiron, die Gerechtigkeit hält das Gericht. Den Chor bilden, wie es scheint, die Centauren, die bekanntlich ἄγριοι

genannt werden. Die vom Athenäus an vier Orten angeführte Schrift unter dem Titel: Chiron ist un-  
 streitig von diesem Pherecratischen Drama verschie-  
 den. Da nun die Centauren den Chor bildeten, und  
 als solcher unmöglich Menschenhaffer-*μισάνθρωποι*  
 genannt werden können, so schließt der Verf., daß  
 die Stelle verdorben sey, und daß anstatt *μισάν-*  
*θρωποι* offenbar *ἡμιάνθρωποι* gelesen werden müsse,  
 semihomines nach Ovid. Metamorph. 12, 636. Was  
 das Drama betrifft, so hatte der Verf. hierüber  
 schon das Wesentliche im J. 1801 in seinem *Epia-*  
*menides* S. 188 ff. vorgetragen, doch ohne Rück-  
 sicht auf die Platonische Stelle zu nehmen. Die  
 ganze Stelle hat des Rec. Beyfall, mit Ausnahme  
 des Verbesserungsvorschlages, da in diesem zur al-  
 ten Comödie gehörigen und im vierten Jahre der  
 neun und achtzigsten Olympiade aufgeführten Stücke,  
 Drama, *χορός*, sehr wohl diejenigen welchen die  
 Musik ihre Mißhandlung zuschrieb, in sofern sie zur  
 größten Sittenlosigkeit führten, *μισάνθρωποι* ge-  
 nannt werden können. Wir wissen nicht, ob diese  
 selbst auftraten, und ihre Sache führten, wie etwa  
 in Aristophanes Werken der *λόγος δίκαιος* und *ἀδι-*  
*κος* thun: aber es ist sehr wahrscheinlich, da der ei-  
 gentliche unstreitig aus Centauren bestehende Chor  
 schon vermöge der Pflichten die bekanntlich demsel-  
 ben oblagen, sich weder durch Worte noch durch  
 Thaten den Beynahmen *μισάνθρωποι* erwerben  
 durfte und konnte. Eben deshalb, und weil *χορός*  
 wenigstens in der alten Comödie fürs ganze Stück  
 galt, kann nicht wohl die Rede vom Chore seyn.  
 Daß die Wortcritik an der etwas gewaltsamen  
 durch kein Manuscript unterstützten Veränderung des  
 Wortes *μισάνθρωποι* in *ἡμιάνθρωποι* einiges auszu-  
 setzen habe, darf auch nicht unerinnert bleiben.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 20. August 1814.

## Frankfurt am Main.

Hey Varrentrapp und Sohn: Spanien. Nach eigener Ansicht im Jahre 1808, und nach unbekanntem Quellen, bis auf die neueste Zeit, von P. J. Rehfues, Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg. 1813. Vier Bände in klein Octav. 1392 Seiten (mit fortlaufender Seitenzahl).

Je weniger wir noch über die neueren Ereignisse in Spanien, vorzüglich seit dem Jahre 1808 unterrichtet sind, indem wir darüber ja beynahe nur einseitige Darstellungen von Seiten der Franzosen erhalten haben, desto willkommener muß uns jeder neue Beytrag seyn, zumahl wenn er, wie das gegenwärtige Werk mit Ruhe und Einsicht die Begebenheiten erzählt. Doch auch bey diesem Werke, welches wir ohne Bedenken unter die vorzüglichsten rechnen, die in unsern Tagen über Spanien erschienen sind, haben wir Gelegenheit gehabt, eine Bemerkung zu machen, die sich uns schon oft beym Lesen sonst vorzüglicher Werke aus der Periode der Französischen Oberherrschaft unwillkürlich aufdrang, nämlich eine gewisse unnatürliche Doppelzählung.

der Verfasser. Wo sie unmittelbar von dem Französischen Systeme zu sprechen haben, steht man ihnen plötzlich den ungeheuersten Zwang an. Tadel war nicht erlaubt und selbst das Schweigen mochte vielleicht an einzelnen Stellen übel gedeutet werden, so bleibt ihnen nichts übrig, als dem Bösen zu huldigen, was sich denn gewöhnlich schwerfällig genug ausnimmt. In einem Buche über Spanien seit dem Jahre 1808, mußte nothwendig mannigfaltige Veranlassung seyn, des Französischen Systems häufiger zu erwähnen; wenn aber der Verf. hin und wieder eine, wiewohl äußerst gemäßigte Vertheidigung desselben übernimmt, so steht er nicht selten mit sich selbst im Widerspruche, und alles zeigt nur zu deutlich, wie sehr das Unglück der Zeit, in der er schrieb, seiner Ueberzeugung Gewalt angethan hat. Zu bedauern ist es, daß das vorliegende Werk nicht einige Monate später gedruckt wurde; wir sind überzeugt, daß es alsdann vollkommen von den schiefen Urtheilen und Ansichten frey geblieben wäre, die wir zwar nicht dem einsichtsvollen Verfasser, sondern dem Drucke einer verhängnißvollen Zeit zuschreiben, die aber nichts desto weniger auf den Leser oft einen unangenehmen Eindruck machen. Einige kurze Bemerkungen über den Inhalt des Werks mögen unser allgemeines Urtheil über dasselbe rechtfertigen. — Der erste Band des Werks beginnt mit der Reise des Verfassers von Bayonne nach Madrid, im Anfange des Mays 1808, ehe noch das Schicksal von Spanien bestimmt war und als die Gemüther sich bereits in der stärksten Gährung befanden. Die Nation nahm schon jetzt den lebhaftesten Antheil an allem, was die Entwicklung ihres Schicksals betraf; beunruhigende Gerüchte aller Art durchkreuzten sich, und der Haß gegen die Franzosen äußerte sich schon jetzt nicht selten in blutigen Auftritten; gewiß ein



sehr interessanter Zeitpunkt für einen aufmerksamen und einsichtsvollen Beobachter. Schon vor dem 2ten May, der die bekannten blutigen Szenen in Madrid herbeiführte, waren an mehreren Orten in den Provinzen unruhige Bewegungen ausgebrochen. — Die allgemeine Klage über die schlechte Beschaffenheit und die Unreinlichkeit der Wirthshäuser fand der Verfasser, selbst auf der frequenten Straße von Bayonne nach der Hauptstadt, mit wenigen Ausnahmen, vollkommen bestätigt. Biscaya, Guipuzcoa und Alava, durch welche ihn sein Weg führte, gehören unter die am besten bevölkerten und angebauten Provinzen von Spanien, obgleich keineswegs zu den fruchtbarsten, dagegen sind aber auch die Biscayer ein äußerst thätiger und kräftiger Menschenschlag. Alles änderte sich dagegen, so wie der Verfasser die Gränzen von Kastilien betrat; das fruchtbarste Land war schlecht bevölkert und noch schlechter bebaut; wenige Dörfer, öde Heidestrecken und abscheuliche Wege, dagegen aber unter den Einwohnern lächerlicher Hochmuth und Ruhmredigkeit von vergangenen Großthaten. Hauptsächlich sind es die volkreichen nordwestlichen Gegenden, die beynähe ausschließlich die Marine mit Menschen versehen, und von wo aus die Auswanderungen nach den Colonien geschehen, — ein merkwürdiger Umstand, der allerdings wohl zur Verichtigung des alten und so allgemein in Europa verbreiteten Vorurtheils, als wenn die Entvölkerung Spaniens in den Auswanderungen nach den Colonien ihren Grund hätte, dienen mag; dagegen aber hat auch die Provinz Biscaya nur ein einziges Kloster, und die reichste dortige Präbende trägt nicht mehr als 120 Realen ein. Ein edles Volk bewohnt diese Provinz und mit Recht ward dasselbe schon durch Ferdinand den V. im Jahre 1475 insgesamt für adlich anerkannt,

und erhielt auch in der Folge außerordentliche Privilegien, nur artete seine Freyheitsliebe nicht selten in Halsstarrigkeit aus. Es ist ein herrliches Bild, welches der Verfasser von den Bewohnern dieser, so wie der verwandten Provinzen, Guipuzcoa und Alava, entwirft; es sind die würdigen Nachkommen der alten Kantabrier. Gleiches Lob verdienen die Navarrer, ein munteres, treues Volk, seinem Vaterlande mit inniger Liebe anhängend. Anders dagegen war alles in Kastilien, alles öde und schlecht, und auf den Einwohnern lastete jenes dumpfe finstere Schweigen, der Vorbote eines nahen gährenden Ausbruchs. Fragmente über Madrid. Das äußere Ansehen von Madrid fand der Verfasser äußerst altväterisch, und keineswegs der Würde eines großen, einst des mächtigsten und reichsten Staats von Europa angemessen. Die vornehmsten Gebäude und Anlagen der Hauptstadt werden weilküftig beschrieben, vorzüglich diejenigen, die für die Kunst von Wichtigkeit sind. Unter den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt hat der kleinste, die so genannte Puerta del sol oder das Sonnenthor, bey den letzten Unruhen eine hohe politische Wichtigkeit erhalten; er war der Sammelplatz der Neuigkeitsträger aller Art. — Sehr lesenswerth sind die Bemerkungen über die Geistlichkeit. Der Verf. schreibt die mächtige Einwirkung derselben auf das Volk, nicht sowohl dessen Religiosität, als vielmehr dem Umstande zu, daß sich die Geistlichkeit in Spanien und vorzüglich der Mönchsstand, mehr als in einem andern Lande in die engsten Familienverhältnisse eingedrängt habe; allein daß dieß möglich ward, davon scheint uns doch wiederum der Hauptgrund in der größern Religiosität des Volks zu liegen, wenn es gleich allerdings gegründet seyn mag, daß dazu auch Uebereinstimmung der Geistlichkeit mit der

Nation in Beschäftigungen und Vergnügungen, die dadurch bewirkte Nationalität der ersteren in Spanien, während sie sich in andern Ländern mehr an den Römischen Universalgeist angeschlossen, mächtig mitgewirkt habe. Die Geistlichkeit blieb in Spanien immer vorzüglich unabhängig von dem Römischen Stuhle, und dagegen unter sich, sowohl als mit der Regierung innig verbunden, eine Wirkung, die hauptsächlich der Inquisition zuzuschreiben ist, die in neuern Zeiten beynah nur ein polizeyliches Institut geworden war. Rückreise von Madrid nach Bayonne, mit der Armee, vom 30. Julius bis zum 17. August 1808. Wenige Tage nach dem feyerlichen Einzuge des Königs Josephs in Madrid änderte sich unerwartet die Szene. Plötzlich erscholl die Nachricht, der König werde sich mit der Armee nach Burgos zurückziehen; die Niederlage von Dupont bey Baylen hatte man zwar gehört, aber nicht geglaubt. Der Rückzug des Königs verbreitete eine unbeschreibliche Verwirrung, unter der Französischen Partey; Wagen und Pferde waren beynah gar nicht zu bekommen. Mit Mühe erhielt der Verf. ein schlechtes Pferd. Auf dem Marsche hatte die Colonne, mit der der Verf. zog, bald mit allen Arten von Mangel zu kämpfen; die nothwendigsten Bedürfnisse waren auf der von den Anwohnern verlassenem Straße kaum für Geld zu haben. Am übelsten befanden sich die Flüchtlinge aus Madrid, vorzüglich der weibliche Theil derselben und die Kranken, die man aus den Hospitälern auf offenen Karren in der brennendsten Augusthitze transportiren mußte; viele von diesen verließen ihr unbequemes Fuhrwerk und fanden an der Straße vor Erschöpfung den Tod. Nach vielen Mühseligkeiten, worunter die Schwierigkeit, Nachtquartier zu finden, keine der geringsten war, kam der Verf. endlich zu

Bayonne an. Die Spanier. Ein lesenswerther Abschnitt, den jedoch Rec. nicht in allen Stücken unbedingt unterschreiben möchte. Allerdings besitzt die Spanische Nation einen großen Nationalstolz, den der Verf. die erste Spanische Lächerlichkeit nennt; allerdings war sie in den letzteren Zeiten vor der Revolution gar sehr von ihrem vorigen Ruhme; jedoch weniger durch eigene Schuld, als durch manche schwache Regierungen herabgesunken; dagegen aber wird auch niemand leugnen können, daß es hauptsächlich die tiefe Gefühl ihrer Würde war; diese Furcht, wie damals die Spanier selbst sich ausdrückten, auf ewig entehrt zu seyn, wenn sie sich eine solche Behandlung gefallen ließen, die jene ungeheuren Kraftanstrengungen in unsern Tagen bewirkte, durch welche Spanien zuerst den Nationen des Europäischen Continents das große Beispiel eines kräftigen unbesiegbaren Widerstandes gegen den alles verschlingenden Despotismus gab. Dieser Nationalstolz erzeugte nicht nur, wie auch unser Verf. bestätigt, Rivalität mit andern Nationen, sondern selbst unter den verschiedenen Provinzen des Reichs, wodurch oft außerordentliche Wirkungen hervorgebracht wurden. Mehr als in irgend einem andern Lande hat sich in Spanien der Provinzial- ja selbst der Lokal-Geist erhalten; gewiß das beste Mittel, begeisterte Patrioten zu bilden. Die aus diesem Nationalstolze hervorhergehende, zwar keineswegs zu entschuldigende, aber dennoch vielleicht dem blinden Nachäffen und Bewundern des Auslandes vorzuziehende Verachtung der Fremden, bewahrte wenigstens der Nation ihre Eigenthümlichkeiten, die sich selbst in den größten Kleinigkeiten Jahrhunderte lang unverändert erhalten haben, und jeder der weiß, welchen Einfluß diese anscheinenden Kleinigkeiten auf die Bildung eines Nationalcharakters,

auf die Befestigung des Patriotismus haben, wird dieß nicht für gleichgültig achten. Die Regierungen thaten in dem verfloßnen Jahrhunderte für Spanien wenig, desto mehr aber, vorzüglich in der zweyten Hälfte desselben, patriotische Vereine seiner Bürger, vorzüglich für die innere Administration, die Landwirthschaft und die Erweckung der Industrie, die Spanischen Societäten zeichnen sich durch ihre nützliche Thätigkeit vor denen der mehresten andern Länder sehr zu ihrem Vortheile aus. Unser Verfasser selbst, der doch keineswegs von einer blinden Vorliebe für die Spanier eingenommen ist, gesteht es, daß die Spanische Nation in Aeußerungen des Gemeingeistes von keiner andern in Europa übertroffen werde. Die Beispiele, die davon S. 304 und 305 angeführt werden, sind um desto überraschender, je weniger man diese glänzende Seite des Spanischen Charakters bisher in Europa gerocht gewürdigt hatte. Doch genug zur Charakteristik einer in Europa lang verkannten Nation, der die Revolution unserer Tage eine neue herrliche Existenz verspricht. Wer freuet sich nicht, wenn er sieht, wie in Spanien, was ja so oft schon geschah, aus den bösen Plänen gegen den Willen derer, die sie anlegten, sich das Gute mit neuer Kraft erhob. Erziehung und öffentlicher Unterricht. Unstreitig ist Spanien in dieser Rücksicht noch sehr weit zurück. Die nach Pestalozzischer Methode zu Madrid errichtete Schule, fiel mit ihrem Gründer, dem Friedensfürsten, der sich aber auch schon in der letzten Zeit nur noch wenig um sie bekümmerte. Ungleich mehr that er dagegen für die Bildung des Militärs und die zuerst von Philipp V. gestifteten Seminare des Adels. Die Privaterziehung, so wie die Universitäten, sind noch sehr weit zurück, hatte doch noch im Jahre 1808 die politische Geschichte keinen Lehrstuhl auf dem

Selben, ward doch noch im Jahre 1752, nach dem Zeugnisse des Don Diogo de Torres, die Mathematik zu Salamanca von den Studenten als Wahrsagerey, Taschenspielerey, ja selbst als Hererey angesehen. Die erschöpften Finanzen, die dem Staate die Unterrichtsanstalten nur spärlich zu dotiren erlaubten, waren die vornehmste Ursache des Verfalls der wissenschaftlichen Cultur. Erst im Jahre 1807 wurden die 22 Universitäten auf 11 reducirt; allerdings ein wichtiger Schritt, der wohlthätige Wirkungen versprach, die aber der bald ausbrechende Krieg natürlich nicht zur Reife kommen ließ. — Den zweyten Band des Werks eröffnet der mit dem vorigen noch verbundene Abschnitt: Wissenschaften und Litteratur. Das Urtheil über dieselben ergibt sich schon größtentheils aus dem Zustande des öffentlichen Unterrichts; doch würde man unrecht thun, die wissenschaftliche Bildung der Nation überhaupt nach ihren litterarischen Producten zu beurtheilen. Viele Individuen, zumahl in den höhern Ständen der Nation, haben sich allerdings über die gewöhnliche Bildung erhoben, aber nur selten machen sie die Resultate ihrer Forschungen bekannt; die strenge Censur und die Inquisition mußten dieß allein schon verhindern. Die Masse der Kenntnisse, die in Spanien im Umlauf ist, ist daher ungleich größer, als man nach dem Zustande der Litteratur in diesem Lande vermuthen sollte; vorzüglich ist dieß in den kleineren Provinzialstädten der Fall. Die mehrsten Gelehrten finden sich jedoch nicht, wie man vermuthen sollte, unter der Geistlichkeit, sondern unter dem Militärstande, vornehmlich der Marine; eine Erscheinung, die sich aus den besseren Bildungsanstalten für diesen Stand hinlänglich erklärt. In den letztern Jahren zeigten sich manche viel verheißende Erscheinungen; vorzüglich vermehrten sich

die Uebersetzungen ausländischer Werke, im gleichen Maße, als sich die theologischen Schriften verminderten. Das Theater. Die Einrichtung und der Glanz der Theater der Hauptstadt übertrafen bey weitem die Erwartungen des Verfassers. Polizey. Ueberhaupt ist die Polizey noch weit zurück, wie schon die zahlreichen seit Jahrhunderten ungestört bestehenden Räuberbanden beweisen. Feuerpolizey war beynah gar nicht vorhanden; Bettler und Landstreicher in zahlloser Menge, vor allen Zigeuner Spaniens Bevölkerung bey dem Ausbruche des Insurrectionskrieges. Die Bevölkerung Spaniens die sich in den neueren Zeiten wieder beträchtlich gehoben hatte, stand in dem Zeitraume von 1700 bis 1714 am niedrigsten, indem sie damahls nur auf sechs, von andern auf fünf, von noch andern nur auf drey Millionen Menschen berechnet ward; die Wirkung fortwährender Kriege, der Vertreibung der Mauren und Juden, der Pest und mancher Fehler der Regierung. Dagegen aber hatte sie sich seit der Zeit wiederum so sehr gehoben, daß sie im Jahre 1808 mit Recht über 12 Millionen angegeben ward; eine Vermehrung, auf welche die Verminderung der Geißlichkeit und des Adels gewiß sehr wohlthätig einwirkte. Spaniens Finanzzustand bey dem Ausbruche des Insurrectionskrieges. Bey dem Regierungsantritte Königs Josephs ward die Schuldenlast auf nicht weniger als 7,194,266,809 Realen oder 1,720,000,000 Livres angegeben; wahrlich ein höchst bedenklicher Zustand! Die Finanznoth in Spanien entstand überhaupt größtentheils aus Fehlgriffen in der Verwaltung, denn die letzten Regenten waren beynah alle sehr sparsam. Die sämtlichen Staatseinkünfte beliefen sich zu Ende der Regierung Karls IV. etwa auf 200 Millionen Livres, die hauptsächlich aus den sehr fehlerhaft angelegten

Böllen und sonstigen indirecten Abgaben flossen. Zustand der Landwirthschaft im Jahre 1808. Die Lebensmittel für ein Drittel der Einwohner müssen aus der Fremde herbeigeschafft werden; so sehr ist der fruchtbare Boden vernachlässigt, welches theils in dem Mangel an arbeitenden Händen, theils in dem Charakter der Nation, vor allem aber in der übermäßigen Zahl großer Landgüter, in der Einrichtung der Schaaßzucht und der Bölle auf den Gränzen der verschiedenen Provinzen, die nebst den schlechten Straßen den Verkehr hemmen, begründet ist, so daß man, um dem nicht selten entstehenden Mangel vorzubeugen, zu der Errichtung vonPOSITOS oder Vorrathskammern, deren es im ganzen Reiche 5308 gibt, seine Zuflucht hat nehmen müssen. Auch die Viehzucht ist bey weitem nicht das, was sie seyn könnte; zwar ist die Schaaßzucht sehr beträchtlich, dagegen aber die Pferdezucht, Andalusien ausgenommen, sehr vernachlässigt, und auch dort verschlechtert sich die Race. Industrie. Die Industrie ist zwar bey weitem nicht das, was sie seyn könnte, jedoch hatte sie sich unleugbar im Laufe des 18ten Jahrhunderts gar sehr gehoben; das Bedürfniß großer Reformen ward allgemein gefühlt; auch hier stand der Charakter des Volks, seine Trägheit und Eitelkeit und das ungeliche verwickelte Zollwesen gar sehr im Wege. Eine interessante Uebersicht der vornehmsten Fabriken und Manufakturen gibt der Verf. selbst S. 572 ff. Spaniens Handel im Jahre 1808. Der Stand der Kaufleute ist in Spanien wenig geachtet, größtentheils wird der Handel von Fremden betrieben, und durch die außerordentlich zahlreichen Compagnien gar sehr beschränkt; dazu kommt noch das verkehrte Zollwesen und die Verschiedenheit der Maße, Gewichte und Münzen in den verschiedenen Provinzen.



So war der Spanische Activhandel beynah nur allein auf die Colonien beschränkt, und auch dieser konnte wegen der vielen Beschränkungen nicht sehr bedeutend werden; in allen übrigen trieb Spanien nur Passiv-Handel. Der dritte Band des Werks hebt an mit einer Uebersicht der Landmacht im Jahre 1807. Die Spanische Kriegsmacht, die unter den letzten Habsburgern gänzlich, unter den ersten Bourbons ziemlich verfallen war, verdankt ihre Reorganisation den Regierungen Karls III. und Karls IV.; vorzüglich ward für die Bildung der Officiere gesorgt. Im Jahre 1807 betrug die Armee in Europa mit Einschluß der Milizen 162,000 und die in den Colonien 153,850 Mann. Spaniens Seemacht im Jahre 1807. Spanien, in jeder Rücksicht vorzüglich zur Seemacht geeignet, besaß für die Marine treffliche Bildungsanstalten. Im Anfange des Jahres 1808 bestand die gesammte Seemacht aus 268 Kriegsschiffen, von denen 195 ausgerüstet waren. — Nicht weniger interessant, als das bisher angeführte, sind die Denlagen, die den Rest dieses, so wie den gesammten vierten Band ausfüllen. I. Die Revolution von Aranguez. Wahrscheinlich würde auch ohne dieselbe bald eine Revolution in Spanien erfolgt seyn. Das Mißvergnügen über den Friedensfürsten war so groß und so allgemein, daß schon in den nächst vorhergehenden Jahren mehrere, wiewohl mißglückte Revolutionsversuche, gemacht worden waren. Die Erzählung selbst, die hier gegeben wird, leidet keinen Auszug; sie ist ruhig und unbefangen und weiß das Interesse des Lesers lebhaft zu fesseln. Vielleicht waren die nachmahligen Ereignisse ein Glück für Ferdinand VII., der schwerlich im Stande gewesen wäre, die übertrieben hoch gespannten Erwartungen des Volks zu befriedigen. II. Der Krieg in Spa-

nien und Portugal. Nur einzelne Bemerkungen mögen wir ausheben. So muß die Darstellung des Feldzugs der Engländer unter Moore, aus den öffentlich bekannt gewordenen Berichten und Papieren dieses trefflichen Feldherrn durchaus berichtigt worden. Wenn auch der Verf. S. 873 von dem Continentalsysteme dem Handelsstande aller Länder großen Seegen verspricht, so wollen wir diese Aeußerung lieber als eine Folge der Zeitverhältnisse ansehen, unter denen er schrieb, so wie das Lob der neuen von Napoleon den Spaniern aufgedrungenen Constitution, S. 907. Man hat es ja zur Gnüge erfahren, was es mit diesen Constitutionen, die sich freylich auf dem Papier vortreflich ausnehmen, in der Wirklichkeit für eine Bewandniß hatte. Der vierte und letzte Band beginnt III. mit historischen Betrachtungen über die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, enthaltend mehrere Auszüge aus Spanischen Flugschriften von der Französischen Parthey und Artikel aus der Madrider Hofzeitung, wodurch jede weitere Bemerkung überflüssig wird. IV. Studienplan, welcher im Jahre 1807 den sämmtlichen Spanischen Universitäten vorgeschrieben worden ist. Ein merkwürdiges Altcenstück! Statistik, Geschichte und Staats- und Völkerrecht sucht man in den angegebenen Lehrfächern vergebens. V. Kurze Nachrichten über die Lebensumstände der vorzüglichsten Spanischen Maler. VI. Die Spanischen Staatseinkünfte ungefähr um das Jahr 1600. Die Totalsumme betrug 134,359,992 Realen. VII. Der Portugiesische Dichter, Francisco Manoël. VIII. Uebersicht der Spanischen Litteratur von 1800 bis 1808. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht etwas weiteres hinzuzufügen, als die Versicherung, daß das angezeigte Werk ohne Zweifel

zu den interessantesten gehört, die der neuen un-  
gefälligen Revolution Spaniens ihre Entstehung  
verdanken.

### Berlin und Stettin.

Von Friedr. Nicolai: *J. S. Bothe's antikge-  
messene Gedichte. Eine echtdeutsche Erfindung.*  
1812. XXIV und 196 Seiten in Octav.

Die bekannten Mängel unsrer Verkunst, denen  
selbst die geistvollen Bemühungen unsrer Metriker  
nicht befriedigend abgeholfen haben, veranlaßten  
den Verf. zu dem Versuche, die Regeln der Grie-  
chischen und Römischen Prosodie in unsere Sprache  
einzuführen, und seine Theorie durch practische Dar-  
stellung zu beweisen. Ein wichtiger Vorurtheil für  
diesen Vorschlag ist der Beyfall, womit Lessing  
schon vor langer Zeit sich hierüber äußerte: auch  
sprechen dafür sehr viele aus Klopstocks und andrer  
vortrefflicher Deutscher Dichter Werken ausgeho-  
benen Verse, die der Verf. zum Theil dem treffli-  
chen Dr. Kühnau verdankt, der im vorigen Jahre  
unweit Berlin den ruhmvollen Tod fürs Vaterland  
starb. Man ersieht aus ihnen, daß der Genius  
unsrer Sprache diesem Gedanken zusagt: die aus-  
gehobenen Verse sind antiken Maaßes und ohne diese  
Theorie gleichsam von selbst entstanden, auch führt  
die Natur zu jenen Regeln, nach welchen die ein-  
fache Kürze das Maaß ist, womit alle elementa-  
rische Sprachzusammensetzungen (Sylben und Wör-  
ter) gemessen werden. Ein ungedehnter Vocal, ent-  
weder allein, oder vorn mit einem Consonanten ver-  
bunden, ferner ein Vocal, der vorn offen oder  
nicht, auf einen Consonanten ausgeht, welchem ein  
Vocal folgt, endlich sowohl ein langer Vocal, als  
ein einfacher, oder vorn mit einem Consonanten  
verbundener, **Doppelvocal** (Diphthong, Doppel-

laut) dem eben so ein Vocal folgt: alle diese Sprachbildungen gelten für Kürzen. Wo aber das sehr fühlbare Maas der Kürze irgend überschritten, und man genöthigt wird, auf die Aussprache von Sylbe oder Wort mehr Zeit zu verwenden: da entsteht die Länge, deren Dauer im Allgemeinen auf die Zeit zweyer Kürzen festgesetzt ward, gewisse unmeßbare Abstufungen in der Mitte zwischen Kürze und Länge unbeachtet. Nur wenige Fälle von zweydeutiger Prosodie finden sich, wo unsere Aussprache als Entscheiderin auftritt: auch macht in den Wörtern die, ihm, ihn, ihr die Schreibart unserer Vorfahren di, im, in, ir dieselben kurz, wie ähnliche, wenn nicht ein besonderer Nachdruck oder der Tactschlag des Verses sie haben; wie unsere bisherige Prosodie auch nicht eben abweichend lehrt, wenn sie den Ton oder Accent, Stammsylbe, und nicht zahlreiche Naturlängen, worauf der Gedanke ruht, zur Hebung brauchte, ohne sich gleichwohl vor Willkürlichkeiten und Ungewisheiten hüten zu können, die bey dieser Lehre wegsallen, welche als in unserer Sprache gegründet, der Verf. eine echt-deutsche Erfindung (Entdeckung) benannt hat. Hält man freylich die bisher unter uns übliche Prosodie mit dieser antiken, die der Verf. durch Rath und That einführt, unbefangen zusammen, so steht man ohne Widerrede, daß die neue Lehre verdiene, allgemeinen Beyfall zu erhalten, und von unsern Dichtern angenommen zu werden. Hier ist Festigkeit und Gewisheit, dort Willkühr, Schwanken. Man braucht nur die ersten besten Verse unsrer guten Dichter einzusehen und zu vergleichen, um sich hieroon zu überzeugen, und zugleich begreiflich zu finden, daß dem Dichter, der die antike Prosodie befolgt, sein Geschäft viel leichter und sicherer von Statten gehen müsse, als wenn er die bisherige

befolgt, wo er überall, wenn er nach Gründen fragt, die z. B. bey den so genannten mittelzeitigen Sylben und Wörtern, ungeachtet der Vossischen Regeln, unbefriedigt bleiben wird, und wo er Moriz, wie sehr derselbe auch die bisherige Prosodie anpries, doch leicht widerleglich finden dürfte, oder schon gefunden hat. Wenn gleich die Natur und nicht die Metrik den Dichter macht, so dürfen wir doch hoffen, daß ein ernsthaftes Studium der letztern, in so fern es mit der Gelehrsamkeit verbunden ist, oder dahin führen kann, das feine dazu beytragen möchte, durch eine genauere Bekanntschaft mit den ewig jugendlichen Mustern der Poesie, uns wenigstens von einem Theile des gemeinen Poetenguts zu befreien, das unserm Parnasse so wenig Ehre macht. Der Verf., als Kenner der classischen Literatur rühmlich bekannt, hat sich daher das geschmackvolle Publicum dadurch sehr verpflichtet; daß er der Einführung dieser antiken Versmessung so richtig das Wort gesprochen, und daß er dasselbe mit dritthalbrausend theils eigenen, theils — die schwerere Probe der Entdeckung — übersehten Versen nach dieser Metrik beschenkt hat. Wenn gleich in denselben hier und da das Fließende und Leichtverständliche vermisst wird, und einige Härten sich eingeschlichen haben, weil der Verf. sich, zu ängstlich der neuen Uebersetzungsart überlassen hat, so ist doch nichts Schlechtes darunter, vielmehr wird der Leser, jenes abgerechnet, bey den meisten nicht viel zu wünschen übrig finden, als bey Catulls Liede auf die Vermählung des Marcius, mehreren Horazischen Oden, Callistratos, Trinkliede, und bey vielen eignen Gedichten. Die critische Verbesserung in der Horazischen Ode 2, 20, 6, wo er *vetas* (nämlich *obire*) statt *vocas* vorgeschlägt, ist sinnreich, wird aber schwerlich die ge-

1344 G. g. A. 134. St., den 20. Aug. 1814.

möhnliche Lesart verdrängen. Ganz wider unser Gefühl und Urtheil hat die Bescheidenheit des Verf. mit diesem Distichon das Werkchen geschlossen, das wir zur Probe hier hersetzen wollen. Mein Buch, Nach Martial. Elegisches Maaß. Gut ist Einiges hier, schlecht Anderes, Anderes ärmlich Mittelgut. Wer macht andere Bücher, Amant?

### Quisburg und Essen.

Von Bädeler und Kürzel: Des C. Corn. Tacitus Annalen. Deutsch von Johann Christoph Schlüter, Prof. auf der Universität zu Münster. Zweyter Band. 1814. 270 S. in Octav.

Dieser zweyte Band begreift das vierte, fünfte, sechste, eilfte und zwölfte Buch der Annalen in einer Deutschen Uebersetzung, welche wenig zu wünschen übrig läßt. Sie ist mit großem Fleiße, mit Einsicht, und trefflicher Kenntniß beider Sprachen verfertigt, und hat offenbare Vorzüge vor dem Vorgängern, unter welchen bekanntlich sehr achtungswürdige und geschmackvolle Gelehrte waren. Man denkt nicht daran, oder vergißt, daß man eine Uebersetzung lese, und findet, wenn man den Text des Tacitus mit der Uebersetzung vergleicht, nur wenige Fälle ausgenommen, wo man anstößt, aber doch einen andern Ausdruck oder eine andere Wendung vorziehen möchte, daß der Uebersetzer sein Original so wieder zu geben glücklich bemüht gewesen sey, als der Urheber, hätte er Deutsch geschrieben, selbst geschrieben haben würde. So sehr hat er die bekannten Klippen, woran verschiedene seiner Vorgänger gescheitert, vermieden. Wir sehen die Vollendung dieser Arbeit, die uns Deutschen Ehre macht, mit Verlangen entgegen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 22. August 1814.

London.

Bei John Murray: *The life of Michel Angelo Buonarroti with his poetry and letters.* By R. Dappa Esq. Second Edition. XI und 468 Seiten in groß Quart. 1807. (Mit einem schönen von F. Bartolozzi gestochenen Bildnisse Michel Angelo's an der Spitze, und vielen Kupfertafeln, welche die Sculpturen, Gemälde, Zeichnungen und architectonischen Arbeiten des Künstlers enthalten.)

Dieses prachtvolle und kostbare Werk erschien zuerst im Jahr 1806, und muß in England so großen Beyfall gefunden haben, daß im folgenden Jahre diese neue vor uns liegende Ausgabe, welche dem Hrn. John Symmons dedicirt ist, veranstaltet werden konnte. Auch dieses Werk bestätigt die Bemerkung, daß, was die critische Behandlung der Kunstgeschichte betrifft, die Italiäner, vorzüglich aber die Deutschen die übrigen Europäer weit hinter sich zurückgelassen haben; denn so willkommen es auch dem Britischen Publicum seyn mag, so möchte doch der Deutsche Leser nichts als längst bekannte Sachen darin finden. In der kurzen Vor-

P (6)

rede sagt der Verf., daß er die zwey wichtigsten Biographien des Michel Angelo, von Condivi und Vasari, die beide seine Schüler waren, benutzt habe. Die Biographie des Astasio Condivi erschien zu Rom 1553 (4<sup>o</sup>), und wurde ihrer großen Seltenheit wegen von Gori 1746 zu Florenz mit einigen Anmerkungen wieder abgedruckt. Vasari's Biographie erschien in seinem großen Werke, aber auch einzeln. (S. Fiorillo's Geschichte u. Bd. 1. S. 374, wo man alle literarische Notizen die Lebensbeschreibungen Michel Angelo's und die verschiedenen Ausgaben betreffend, finden wird.) Es wäre in der That eine sehr überflüssige Arbeit, das Leben des außerordentlichen Mannes hier wieder erzählen zu wollen, das jedem Künstler und Gelehrten bekannt seyn muß. Wir können nur anzeigen, wie der Verf. seinen Stoff verarbeitet hat, und welche Form er dem Ganzen gegeben. Als Hauptquellen dienten ihm die beiden angeführten Biographien, vorzüglich die des Vasari, wobey er nicht nur die Römische von Bottari besorgte und 1760 erschienene Ausgabe benugte, sondern auch jedoch selten und nur in einzelnen Fällen auf die erste Florentinische von 1550 Rücksicht nahm. Die Anmerkungen sind über alle Gebühr weitschweifig gerathen; denn wenn im Text irgend eine durch Geburt, Kunst oder Wissenschaft ausgezeichnete Person genannt wird, so folgt gleich eine Note, wo von derselben einige Nachrichten eingeschaltet, oft aber auch sehr lange Stellen aus dem Vasari aufgenommen worden sind. So findet man ebenfalls alle Briefe des Michel Angelo mit einer Uebersetzung begleitet am gehörigen Orte eingerückt. Zur bequemern Uebersicht sind am Rande die Jahre unserer Zeitrechnung und des Lebensalters von Michel Angelo angezeigt. Auch die vielen Breven,



welche von mehreren Päpsten an den Künstler gerichtet wurden, fehlen nicht, obgleich die vier unedirten von Paul III., die zuerst Francesco Cancellieri in seinem gelehrten Werke (*Descrizione storica critica delle Sale regie e ducale e delle cappelle Paoline e Sistine &c.* pag. 82.) ans Licht gestellt hat, dem Verf. entgangen sind, der überhaupt aus Cancellieri's Arbeit noch viel hätte brauchen können, indem er manche schätzbare aus Handschriften entlehnte Bemerkungen bekannt gemacht. Die chronologische Form, die der Verf. seiner Biographie gegeben, mußte natürlich mehrere Begebenheiten zur Sprache bringen, die mit der Hauptsache in einer sehr entfernten Beziehung stehen, ihm aber Gelegenheit gaben, Text und Noten mit sehr trivialen Dingen anzufüllen, und uns durch Erzählungen von den Florentinischen Kriegen und Revolutionen, von Dante, Boccaccio, Petrarca und andern Männern zu ermüden. Den Schluß der Biographie macht eine Beschreibung von Michel Angelo's Catafalk. S. 159 wird die Person des M. A. physiognomisch geschildert, wo man auch wieder erfährt, daß seine eingedrückte Nase von einem Faustschlag des Torregiano herrührte. Sein Ruf war außerordentlich und drang selbst nach dem Orient, wo der Kaiser Bajazet II. ihn in seine Dienste zu haben wünschte, um ein Riesenwerk, die Vereinigung Pera's mit Constantinopel vermittelst einer Brücke, durch ihn ausführen zu lassen. S. 186 und 231 sind zwey Bruchstücke eines Briefes und Gedichtes von M. A. mit Facsimile's seiner Hand eingerückt, die Hr. Duppa durch die Gefälligkeit des Hrn. William Young Orley erhalten hat. S. 194 liest man das erhabene Sonett von Zappi auf die Statue des Moses von M. A. am

Grabmahl Papst Julius II. in St. Pietro in Vinculi zu Rom, (*Chi è costui, che in sì gran pietra scolto u. s. w.*) jedoch durch ein paar Druckfehler entstellt. S. 188. Ueber den Styl und Geschmack des M. A. in der Malerey, Sculptur und Baukunst, mit einigen Untersuchungen über seine Gruppe der *Pieta*, den Moses, die Grabmäler Julius und Lorenzo's von Medicis, über den berühmten heiter berauschten Bacchus, über seine Malereyen in der Sirtinischen und Paulinischen Capelle, nämlich die Bekehrung des h. Paulus und die Kreuzigung des h. Petrus, die seine letzten Arbeiten waren, in denen er sich nicht mehr gleich blieb. Von S. 213 an berührt der Verf. die im 16ten Jahrhundert so oft besprochene Frage über den Vorzug der Malerey und Sculptur, deren Entscheidung man von M. A. erwartete, da er in beiden Künsten gleich groß war. Die Streitigkeiten über diesen Punct hätte der Verf. aus den ihm unbekannt gebliebenen Schriften von Tegni, Cicciati und Comolli können näher kennen lernen. Ein eigener Abschnitt von S. 242 enthält: *Illustrations consisting of outlines from the principal works of M. A. in Sculpture, Painting, Design and Architecture.* Die Anzahl der Sculpturen ist 14 stark und erläutert durch Anmerkungen und Umrisse. Die Malereyen sind 6, mit den nöthigen Blättern, unter welchen auch die Deckenstücke und das jüngste Gericht in der Sirtina und die zwey großen Gemälde in der Paolina sich befinden. Die Zeichnungen werden in zwey Classen getheilt, von denen die erste, mit 14 Nummern, diejenigen enthält, deren Echtheit durch Vasari nach Bottaris Ausgabe, außer allen Zweifel gesetzt ist; die andere aber 9 Nummern stark, die Zeichnungen umfaßt, deren Authenticität auf alten Blät-

tern, wirklich ausgeführten oder in Kupfer gestochenen Malereien, und zwar von Männern die **M. A.** Zeitgenossen waren, beruht. Angehängt ist noch eine Abbildung des räthselhaften Ringes des **M. A.**, von dem man nicht weiß, wer ihn geschnitten hat, und dessen Inhalt, aller Conjecturen zum Troß, noch immer dunkel ist. Die fünf architectonischen Umriffe beziehen sich sämmtlich auf die **St. Petrikirche**. S. 412. Nachrichten von dem Porträt des **M. A.** in Malereien, Sculpturen und eingegrabenen Arbeiten, und die zwar während seiner Lebenszeit verfertigt sind. Nun folgen in einem Anhang seine Gedichte genau nach der Giuntinischen zu Florenz 1623 erschienenen Ausgabe nachgedruckt, und von S. 446 alle seine Briefe in Italiänischer Sprache, die zum Theil im Text übersetzt stehen. Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses weitläufigen Werks. Druck und Papier sind prächtig.

### Greifswald.

Hey Ernst Mauritius: **Kleanthes** der Stoiker, von Gottl. Christ. Jr. Mohnike, Pastor an der Jacobikirche zu Stralsund. Erstes Bändchen. Poetische Uebersetze. Ein anderer Titel läßt die Worte Erstes Bändchen u. weg, und hat den Vers eines unbekanntes Dichters bey Stobäus dafür: *Ὁ γὰρ Ἰσὸς μέγιστος ἀνδρώπων νόμος*. 143 S. in Octav.

Unstreitig gehört **Kleanthes** der Stoiker, der in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb. zu Athen lebte, zu den edelsten und lebenswürdigsten Characteren, und ist ein trefflicher Beweis der Kraft, welche die Philosophie auf den Geist haben kann, zumahl die stoische, zu deren Ausbildung und Verbreitung derselbe sein ganzes langes Leben hin-

durch sehr thätig gewesen ist. Sehr erfreulich ist uns daher diese Monographie, zu deren Gegenstand der gelehrte und gebildete Verf. den geistreichen Stoiker gewählt hat, und wovon wir wenigstens noch einem Bändchen mit Vergnügen entgegensehen. Was Diogenes aus Laerte uns über den Kleantes zu berichten für gut gefunden, erhalten wir im zweiten Abschnitte, der wohl der erste hätte seyn sollen, übersetzt und mit Einsicht erläutert. Der erste enthält litterarisch critische Bemerkungen über den herrlichen Hymnus an Jupiter, in welchen von den Uebersetzungen und Ausgaben eine sehr genaue Nachricht gegeben wird. Es ist auffallend, daß Joseph Scaligers Noten zu diesem Hymnus, welche in Heinrich Stephans *poelis philosophica* S. 217 vorkommen, von den neuern Herausgebern theils übersehen, theils Brunken zugeschrieben sind, und daß die neuern Herausgeber von Cludius an die *editio princeps* des Ursinus und den daraus gestoffenen Abdruck von Stephanus nicht verglichen haben. Die Variantenammlung S. 25 f. beweiset dieß. Die Brunckische Dreistigkeit den Text zu verbessern findet sich auch bey diesem Hymnus mehr als einmahl wieder bestätigt: z. B. den 4. Vers hat er so angegeben: *ἐκ σοῦ γὰρ γένος ἐσμὲν, ἰῆς μίμημα λαχόντες*, wo Ursinus, Stephanus und Eudworth *ἡχοῦ μίμημα λ.* haben, aber gegen das Metrum verstoßen. Gut nahm Cludius *ἡχοῦ* für ein Glossema von *ἰῆς*, doch unsicher. Hr. Ahlwardt schlägt *ἰσοῦ* vor, welche Verbesserung Hr. W. in den Text nahm, und mit den neutestamentlichen Ausdrücken *εικὼν* (Col. 1, 15) und *ὁμολογία Θεοῦ* (Jac. 3, 9) sehr gut verglich. Gezwungen scheint uns dennoch dieser Vorschlag zu seyn, wie auch Hr. Ahlwardt selbst gefühlt hat, indem er noch einen

andern Vorschlag beygebracht, der noch gezwungener ist. Woher Brund den 18. Vers habe, hat der Verf. nicht ausfindig machen können, der in allen frühern Ausgaben, auch in den Brundischen Analecten fehlt, und zuerst in den Gnomikern bey Brund S. 141 erscheint. Die Uebersetzung des vortrefflichen Hymnus und der übrigen uns überlieferten Bruchstücke ist gut gerathen, und die Untersuchung der Frage: ob der Hymnus echt sey, welche auch der gelehrte Scharfsinn von Cludius nicht vorbeigelassen, gibt wenigstens das Resultat, daß ein Stoiker der Verfasser sey, womit man hier, wie überhaupt in solchen Fällen, billiger Weise zufrieden seyn kann.

### Magdeburg.

Bei Wilhelm Heinrichshofen: Handbuch für Prediger, zur practischen Behandlung der Sonn- und Festtäglichen Episteln, von J. S. Sritsch, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Erster Theil. 1813. XVI und 440 S. in gr. Octav.

Die Einrichtung ist im Ganzen genommen eben dieselbe, welche der Herr Verf. bey seinem Handbuche für Prediger zur practischen Behandlung der Evangelien (siehe das 199. Stück dieser Blätter Seite 1988 – 1992) beobachtet hat. Zuerst wird bey jeder Perikope der Zusammenhang und Inhalt kurz angegeben; dann werden die Themata, welche die Uebersicht des Ganzen darbietet, und welche aus den einzelnen Versen und Ausdrücken hergeleitet werden können, ausgezeichnet, und darauf machen drey Dispositionen den Beschluß. Ins Einzelne einzugehen verbietet der enge Raum dieser Blätter. Es stehe daher hier nur die allgemeine Bemerkung,

daß der Verf. eben so, wie in seinem Handbuche über die Evangelien, nur dasjenige als practisch betrachtet hat, was in das Gebiet der Moral gehört. So wird zwar bey den Weihnachtsepisteln, und namentlich bey der Epistel des zweyten Festtages die Betrachtung empfohlen, "daß wir die Sendung Jesu als das größte Geschenk der göttlichen Güte zu beherzigen haben;" — aber der fruchtbare Gedanke, daß der Heiland der Welt der eingeborne Sohn Gottes war, ist mit allen den Nührungen, welche aus der höhern Würde des Erlösers hervorgehen, hierbey nicht benützt worden. — Uebrigens gebührt dem Hrn. Verf. das Lob, daß er auf den in den Episteln liegenden Reichthum moralischer Lehren und Vorschriften mit Vollständigkeit Rücksicht genommen habe. Die jeder Perikope hinzugesetzten Dispositionen empfehlen sich durch mehrere gute Eigenschaften. Nur dürfte hierbey nicht zu übersehen seyn, daß einige Partitionen das ganze Thema zum zweyten Theile machen; z. B. Seite 26: "Ermunterung zur Eintracht in der Religion. Ich werde 1) zeigen, was zu dieser Eintracht in der Religion erfordert werde — und 2) die wichtigsten Ermunterungsgründe dazu anführen." — S. 413: "Wozu soll uns die Betrachtung dienen, daß in Gott so vieles dunkel und verborgen ist? Ich werde zuerst einige Bemerkungen über das Verborgene in Gott vorausschicken; und zweytens zeigen, wozu diese Betrachtung uns dienen solle?" — Dieser erste Theil umfaßt die Episteln vom ersten Adventssonntage bis zum grünen Donnerstage. Es sollen noch zwey Theile nachfolgen, deren Erscheinung gewiß den Predigern willkommen seyn wird.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1814.

Halle.

Ben C. A. Rümmler; Dr. C. J. Senff, Prof. der Geburtshülfe u. über Vervollkommnung der Geburtshülfe von Seiten des Staats, nebst einer Geschichte der Entbindungsschulen zu Halle. 1812. 147 Seiten in Octav.

Es sind von Zeit zu Zeit von Aerzten und Geburtshelfern Vorschläge geschehen, wie das Hebammenwesen und die Ausübung der männlichen Geburtshülfe verbessert werden könne und solle. Manche Vorschläge sind befolgt, die meisten aber nicht ausgeführt worden, weil sie nach der Lage der Umstände unausführbar waren. Daß das Hebammenwesen, und an vielen Orten auch die männliche Geburtshülfe noch großer Verbesserung bedarf, ist keine Frage; aber die Frage ist, wie soll man es anfangen; daß aller Orten gute Hebammen und gute Geburtshelfer sich befinden? — Wer zu viel fordert, erhält gewöhnlich nichts; und meist ist es der Fall, daß diejenigen, die Vorschläge thun, in ihrem Eifer für die gute Sache ihre Forderungen an den Staat zu weit ausdehnen, ohne auf Zeit und Um-

Q (6)

stände Rücksicht zu nehmen, und daher nichts ausrichten. Auch den Verf. der gegenwärtigen Schrift, der es recht gut meint, können wir von diesen übertriebenen Forderungen nicht frey sprechen. Wer solche Vorschläge thun will, muß nicht nur mit dem Zustande des Entbindungswesens innigst vertraut seyn, sondern auch mit der ganzen Staatswirthschaft, was solche nach Zeit und Umständen erlaubt. Der Verf. sagt, daß der Mangel an guten Geburtshelfern vorzüglich in den Unannehmlichkeiten, welche die Ausübung der Geburtshülfe mit sich führe, in der geringen Belohnung des Geburtshelfers, in der Mühsamkeit der Erlernung der Geburtshülfe, in dem Mangel an Prüfung in derselben bey dem Examen, und in dem Mangel der Aufsicht auf die Geburtshelfer liege. Diese Ursachen sind es aber nicht allein, sondern sehr oft sind es die Lehrer, die den Schülern keine Kunst und keine Lust zur Kunst beybringen, sondern sie zu Geburtshelfern per expectationem erziehen; die geringe Belohnung liegt an den Puschern, die ihre Kunst herabwürdigen; wer die Entbindungskunst recht erlernt, ist an jedem Ort einer ordentlichen Belohnung gewiß, aber er muß, wie jeder Künstler, über das Mittelmäßige seyn. Die Mühseligkeit der Erlernung besteht nicht darin, daß der Schüler, wie S. 6, erst viele vergebliche Nächte machen muß, ehe er eine schwere Geburt findet. — Warum lassen manche Lehrer die Kreifende viele Nächte sich quälen, ehe sie ihren Schülern zeigen, wie man in Zeiten auf eine sichere und geschickte Weise entbinden kann? — Die Mühsamkeit der Erlernung liegt, wie bey allen Künsten, in der Anstrengung, mit der man die Entbindungskunst Jahre lang treiben, und sich dabey viel wissenschaftliche Kenntniß zu eigen machen muß, ehe man weiß und kann, was ein geschickter Geburtshelfer



wissen und kennen soll. — Am Examen liegt es auch nicht. Bey dem Mangel an guten Geburtshelfern ist man an manchen Orten froh, wenn ein Arzt und Wundarzt auch Geburtshülfe ausübt, ohne daß das Publicum und die Obrigkeit darnach fragt, wie der Mann im Examen bestand? Und oft nimmt das Publicum gerade die ungeschicktesten und unwissendsten in Schutz. — In jeder kleinen Stadt soll nach des Verf. Vorschlag S. 13 ein geprüfter Geburtshelfer, der zugleich geschickter Arzt und Wundarzt seyn müsse, angestellt werden, welchem der Staat einen wenigstens so großen Gehalt aussetzen sollte, daß er sich bequem dafür zwey Pferde zu halten im Stande wäre. — Rec. ist überzeugt, daß die meisten Aerzte und Geburtshelfer in kleinen und größeren Städten zufrieden wären, wenn sie nur erst so viel Gehalt hätten, daß sie Ein Pferd bequem halten könnten; den armen Leuten müssen sie ohnehin unentgeltlich zu Hülfe eilen, und den bemitteltern für einen mäßigen Preis dienen. Die Taxen, welche der Verf. vorschlägt, sind gewöhnlich nur ein Nothbehelf in gerichtlichen und streitigen Fällen; das Publicum macht sich selbst die Taxe nach seinem Beutel und guten Willen. Die besoldeten Geburtshelfer sollen alle vier bis fünf Jahre einem neuen Examen unterworfen werden, damit sie immer einen Sporn hätten, in ihren Studien fortzurücken. Diesen Sporn halten wir weder für scharf, noch für passend. Konnte der Geburtshelfer bey seiner ersten Anstellung so viel, daß er mit Ehren bestand, so bedarf er gewiß dieses Sporns nicht. Und konnte er wenig, so mußte man ihn nicht besolden. Die Anforderungen, welche der Verf. an den Staat und an die Subjects thut, welche die Hebammenkunst erlernen sollen, sind von gleicher Art; meist so, wie sie an den wenigsten Orten ausführbar sind. Für Anstel-

lung von Geburtshelferinnen ist der Verf. mit Recht nicht, sondern für die Beybehaltung ordentlicher, aber verständiger Hebammen. Der Vorschlag dem Hebammenunterricht eine Vorbereitungsschule, worin Lesen, Schreiben, Rechnen und Verstandesübungen gelehrt und getrieben werden, fünf Wochen lang vorangehen zu lassen, ist ganz gut; aber die, welche nicht schon vorher lesen, schreiben und rechnen kann, wird es in der kurzen Zeit nicht lernen, und der Verf. sagt S. 33 selbst: "Schreiben und rechnen können die wenigsten, und der Lehrer muß zufrieden seyn, wenn sie nur erträglich lesen können." Daher würden auch wohl wenige Atteste, wie S. 39 verlangt werden, einkommen, welche Formel ohnehin mehr enthält als die Obrigkeit attestiren kann. Mit den Hebammen meint es der Verf. gewiß recht gut, wenn er ihre Besoldung auf 12 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Weizen und 2 Scheffel Gerste jährlich bestimmt, und wovon er meint, daß dieses für die meisten Dörfer leicht aufzubringen seyn würde. Es würde aber gewiß auf den meisten Dörfern große Schwierigkeit finden nur die Hälfte in Natura oder in Geld als Gehalt der Hebamme zu Städte zu bringen. Eben so meint der Verf. in kleinen Städten sey es auch etwas leichtes fixe Besoldungen für die Hebammen festzusetzen, und die zu geringen zu vermehren. "Dies, schreibt er S. 45, könnte leicht aus den Stadtkassen geschehen; so z. B. würde freye Wohnung, freye Feuerung, Geld oder Getreide, oder ein Stück Garten den Hebammen gegeben werden." Man siehet wohl, daß der Verf. noch nie versucht hat, solche Vorschläge in Ausführung zu bringen; daher findet er alles so leicht. Ganz anders würden keine Vorschläge ausgefallen seyn, wenn ihnen Erfahrung in dieser Sache vorgegangen wäre. Wir bedauern daher sagen zu

müssen, daß die meisten *pia desideria* bleiben werden. — Was der Verf. von Versinnlichung des Vortrags durch Präparate und Zeichnungen, als etwas äußerst wichtigem, worauf bey weitem mehr gesehen werden sollte, als bis jetzt bey manchem Lehrer noch geschehe, in Hinsicht angebildeter Hebammen-schülerinnen anführt, stimmt mit des Rec. Erfahrung nicht überein. Ungebildete Menschen können sich gar nicht in Zeichnungen und Kupferstiche finden, selbst nur in die allereinfachsten Präparate; es ist daher vergebliche Mühe solche Frauen durch vieles Vorzeigen die Sache recht versinnlichen zu wollen; die meisten sehen es mit ganz andern Augen an als der gebildete Mensch, und finden daran einen Abscheu, woran dieser Vergnügen und Bewunderung findet. Nur bey wenigen Schülerinnen ist es der Mühe werth, seinen Vorrath von Präparaten und Zeichnungen bey dem Unterricht zu benutzen. Wir setzen daher auch keinen großen Werth auf viele Kupfer bey einem Hebammenbuch. Was hingegen der Verf. S. 55 anführt, daß er es nicht für gut halte, jedem Districtphysicus den Hebammenunterricht anzuvertrauen, so stimmen wir völlig damit überein, wenn er schreibt: „Die Aufsicht auf die Hebammen kommt dem Physicus zu, aber der Unterricht würde gewiß schlecht ausfallen, wenn wir anstatt Einer Hebammenschule fünf bis sechs derselben hätten, wo die Unterrichtsmittel im Verhältniß immer geringer und schlechter werden müßten.“ Der Unterricht muß aber um so schlechter ausfallen, wenn der Physicus vollends kein Geburtshelfer ist. S. 109 hingegen will der Verf. die ganze Aufsicht über die Hebammen nicht dem Physicus, sondern dem Hebammenlehrer übertragen wissen ohne genügfame Gründe. — Bey dem Hebammenunterricht kommt es vorzüglich darauf an, aus einem großen Umfang von Erfahrung zu wissen,

was und wie viel einer jeden Schülerinn nach Maßgab ihrer Fähigkeiten gut, und zu wissen das Nöthigste ist. — Wir wundern uns, daß der Verf. das Osian-derfche Lehrbuch der Hebammenkunst nicht als dasjenige anführt, wovon in späteren Zeiten so viele Nachahmungen erschienen, und was der Verf., wie wir in vielen Stellen finden, auch gut benutzt hat, selbst bey seinen Vorschlägen zu Einrichtung eines Hebammenunterrichtes. — S. 75 siehet der Verf. das Zusammenheilen des zerbrochenen Armes eines neugeborenen Kindes für so unbedeutend an, daß er meint, es hätte wenig zu bedeuten; wenn eine Hebamme beym Herabholen eines verkehrt kommenden Kindes einen Arm bräche; wenn es geschähe, schreibt er, "so ist dieser in 14 Tagen wieder zusammengeheilt, ohne daß dem Kinde in der Folge der geringste Nachtheil daraus erwüchse. Eine luxirte Kinnlade oder Schulter ist auch leicht eingereckt." Daß der Verf. hier nicht aus Erfahrung spricht, sind wir fest überzeugt. Eben so in Hinsicht alles dessen, was er von den Wendungen schreibt, welche die Hebammen unternehmen sollen, und wodurch über die Hälfte Frauen und Kinder gerettet werden würden, die ohne sie verloten gewesen wären. "Nur äußerst selten", meint der Verf., sey die Anlegung der Zange nach der Wendung nothwendig, wenn diese richtig gemacht worden." Allein die Nothwendigkeit der Anwendung der Zange nach der Geburt liegt ja nicht an dem; der die Wendung macht, sondern meist an Mißverhältniß des Beckenraums zum Kopf; und wenn dadurch nur wenige Kinder gerettet werden, so liegt dieß vorzüglich daran, daß man ihre Anwendung zu lange aufschiebt. — Wenn unter zwanzig guten Hebammen nicht eine seyn wird, S. 90, welche die jedesmahlige Beschaffenheit des Beckens auszumitteln im Stande ist, wie mag es denn wohl der Verf. anfangen zu verhalten, daß seine

Hebammen bey engem Becken die Wendung nicht machen, welche er mit Recht diesen in solchem Fall nicht erlaubt? — "In allen Fällen, wo die Zange wegen engem Becken angezeigt ist, (und das sind doch, wenn man nicht die Zange zum Spas anleat, die allerhäufigsten,) ist die Anwendung derselben auch gar nicht leicht." Zum Spas hoffen wir, wird kein Geburtshelfer die Zange anlegen; aber außer der Enge des Beckens führt doch der Verf. wenige Seiten vorher noch zehn Anzeigen zu Anwendung der Zange an, wovon doch gewiß Enge der äußern Geburtstheile, Schwäche der Frauen im Allgemeinen und zu schwache Wehen bey weitem häufiger vorkommen, als die Enge des Beckens; daher selbst der Verf. S. 87 diese zu den häufigsten Anzeigen zu Anlegung der Zange zählte. — Die kurze Geschichte der jetzigen Hallischen Entbindungsschulen enthält manches Interessante, leidet aber keinen Auszug. Aus S. 131 sehen wir, daß der Verf. auch seine eigene Zange hat, welche den Vorzug haben soll, "daß die Geburtstheile nie durch sie ausgedehnt werden, sondern daß dieß ganz allein der Kopf des Kindes, wie bey der natürlichen Geburt thut; und deswegen soll auch bey der größten Enge der untern Beckenöffnung und der äußern Geburtstheile doch der Kopf durch das Becken gezogen werden, ohne daß man irgend Einrisse des Damms zu fürchten hat." Wir gestehen redlich, daß wir nicht begreifen, wie dieß alles nur von der Einrichtung der Zange abhängen soll!

### Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung hat Herr Hofr. Harleß Demosthenis Oratio de Corona zum zweytenmahle mit vermehrten Anmerkungen herausgegeben auf XVI und 541 S. in Octav. 1814. Die

erste Auflage erschien im Jahre 1768, und ward in unsern Anzeigen 1769. St. 146 als eine Probe des gelehrten Fleißes des Herausgebers angeführt. Bey dieser zweyten Auflage ist der Gebrauch von Reiskens Arbeiten über die Griechischen Redner, und nahmentlich über den Demosthenes, in der Aenderung des Textes sehr sichtbar und vortheilhaft geworden. Mit verdientem Beyfall gedenkt der Herausgeber auch der Ausgabe dieser Rede, die unser Herr Prof. Wunderlich im Jahre 1810 besorgte, und von welcher er sagt, daß sie ihm sehr nützlich gewesen sey, besonders in der Ausmätzung der Reiskischen Willkürlichkeiten und uncritischen Einfälle, welche nicht selten den Text im Reiskischen Abdrucke entstellen. Der schöne Druck den Herr Teubner besorgt hat, verdankt die Correctheit der Sorgfalt und dem Scharfblicke des verdienten Hrn. Prof. Schäfers. So sehr wir glauben, daß der würdige Herausgeber jetzt diese herrliche Rede, die von jeher als Muster in ihrer Art mit Recht gepriesen wurde, ganz anders herausgeben würde, falls er es für schicklich hielte, seine erste Bearbeitung zu verwerfen, oder von dem zur Erreichung des in der ersten Auflage angegebenen Zweckes undienlichen scharf und unparteyisch zu säubern, wie es freylich wohl Noth thäte; so wenig wollen wir doch mit ihm über das, was er hier gegeben hat, und geben zu müssen meinte, da es einmahl da ist, weiter rechten, zumahl die Wahrheit nicht fern liegt. Desto mehr freuen wir uns und wünschen uns und dem hochgeachteten Greise dazu Glück, daß die Vorsetzung ihm, einem der würdigern Veteranen unter den Philologen, die Freude verleiht auch seine geistigen Kinder überall wohl aufgenommen zu sehen, und mit ihnen verjüngt ein ehrenvolles Alter zu erleben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1814.

London.

Caledonia], or an account historical and topographic of North Britain from the most ancient to the present times, with a dictionary of places, geographical and philological. In four Volumes by *George Chalmer* F. R. S. and S. A. Vol. I. 907 S. 1807. Vol. II. 1007 S. 1810. In groß Quart.

Erst jetzt ist das vorliegende Werk, so lange durch die Continentsperre zurückgehalten, uns gekommen; und zwar auch erst in den beiden ersten Theilen desselben. Es ist, wie der Titel lehrt, der Geschichte und der Beschreibung von Schottland gewidmet; doch geht schon aus diesen beiden Theilen der vorherrschende Character desselben hinreichend hervor; daß es in dem ersten Theile weit mehr ein antiquarisches Werk als der neuen Geschichte gewidmet ist, wenn gleich auch diese nicht ganz ausgeschlossen bleibt; dagegen die folgenden Theile hauptsächlich der Statistik, jedoch stets mit eingestreuten historischen Untersuchungen gewidmet sind. Die ältere Geschichte von Schottland critisch zu bearbeiten, war also in dem ersten Bande der Haupt-

R (6)

zweck des Verf., und mit einer größern Zuversicht als man sonst gewöhnlich bey den Britischen Schriftstellern findet, spricht er von den Resultaten seiner Forschungen. Der erste Theil, enthaltend die allgemeine Geschichte von Schottland, ist beynahe ganz den Alterthümern von Schottland gewidmet, bis zum Jahre 1306, wo Robert I. aus dem Hause Bruce den Thron bestieg. Mit diesem fängt erst S. 817 a supplemental view of subsequent Times an; welcher denn auf 90 Seiten bis auf die jetzige Zeiten heruntergeht. Man wird also hier im voraus ein sehr gelehrtes Werk erwarten; und diesen Ruhm wird auch derjenige dem Verf. nicht absprechen, der mit den Grundsätzen seiner Critik keineswegs immer einverstanden ist. Denn Hr. Ch. nimmt seine Weise, besonders in den frühern Zeiten, her hauptsächlich aus Sprachvergleichungen, und noch vorhandenen Ueberresten von Alterthümern; welche ihm dann, selbst wenn sie mit den Zeugnissen der glaubwürdigsten Schriftsteller, wie eines Tacitus, in Widerspruch stehen, dennoch leicht unwidersprechlich heißen. Ueber das viele Neue seines Werks, wollen wir Hrn. Ch. in der Vorrede selber hören: It is very seldom, indeed, that any history contains so many new facts, new discoveries, and new documents, as the following account of North Britain discloses. What can be more novel, than ascertaining the *aborigines* of the country by proofs, which are as curious in themselves, as they are decisive in their inferences. Roman camps in North Britain had been already brought before the curious eye: but it is quite new, to shew their location amidst the prior forts of the Britons, for some hostile purpose. Roman roads and roman stations, had been before mentioned by tourists, and traced by antiquaries;



but it is altogether new, to investigate their policy; and to form the whole of the Roman transactions in Caledonia into a connected body of genuine history, during four interesting centuries. The Picts had been sometimes casually mentioned; (?) but it is quite a novelty to give the history of the Pictish people, their lineage, their language, their antiquities. The genuine chronology of the Scottish Kings, their civil wars, their hostilities with the Picts; the Scottish laws and literature, are all novelties. The colonisation of Scotland by the Anglo Saxons, Anglo Normans and Flemings, comprehending the origin of the Stewarts, and the descent of the Douglasses, is quite new. The history of Law, during the 12. and 13. centuries, the history of manners in this period; the account of agriculture, of manufactures, of trade are entirely new. The whole volume may be regarded as a novelty, considering its arrangement, its matter, and its documents." Wir glauben nach dieser eignen Anzeige des Verf. den Wünschen der Leser am meisten zu entsprechen, wenn wir dem Hauptfaden seiner Ideen folgen, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, mit eingestreuten kurzen Bemerkungen. Der Band zerfällt in vier Bücher, nach den Zeitabschnitten; und jeder wiederum in Kapitel. Das erste Buch: the Roman Period A. D. 80 - 476 bis zu Ende der Römerherrschaft in Britannien in 6 Kapiteln. Das zweite: the Pictish Period von 476 - 843 in 7 Kapiteln. Das dritte: the Scottish Period von 843 - 1097 in 11 Kapiteln. Das vierte endlich: the Scoto-Saxon period von 1097 - 1306 mit dem oben erwähnten supplemental view of the subsequent times. In dem ersten Buche handelt der Verf. also von den Ureinwohnern

von Schottland. Er geht aus von allgemeinen Untersuchungen über die Bevölkerung von Europa von Asien her. Ein Völkerstamm, der Celtische, soll sich über das westliche Europa verbreitet haben. Dieser Völkerstamm besetzte auch die Britischen Inseln; sowohl Großbritannien als Irland. Die Beweise dafür findet der Verf. nun hauptsächlich aus einer Vergleichung der Flußnahmen in Irland und Großbritannien, die beide Celtischen Ursprungs seyen. Daß nun ferner auch England und Schottland von derselben Volke ursprünglich bewohnt sey, wird dargethan aus den Nahmen von Vorgebirgen, Häfen und Hügeln die in beiden übereinkommen; so wie auch hier wiederum von Nahmen der Flüsse. Tacitus sagt zwar das Gegentheil im Agricola, indem er die Bewohner von Schottland von verschiedenen Seiten herleitet: aber, sagt der Verf., Vermuthungen müssen verstummen vor solchen Thatsachen, als von mir angeführt sind. Hierauf werden die 21 Clans oder Stämme der Caledonier durchgegangen, nach Ptolemäus, und besonders dem Itinerarium von Richard (einem Mönch des 12. Jahrhunderts); vorzüglich aber die alten Denkmähler aus aufgehäuften Steinen, die sich sowohl in Süd- als Nordbritannien finden, als Beweise, daß der Celtische Stamm sich allenthalben verbreitet habe, und mit ihm die Druiden-Religion, angeführt. Aber sind solche Steinhäufen, Heiligthümer, Altäre ic. bloß den Druiden eigen gewesen? Finden sie sich nicht auch im nördlichen Deutschland; wo doch wahrscheinlich keine Druiden-Religion herrschte? Dasselbe was von diesen Heiligthümern, behauptet der Verf. alsdann von den vielen Ueberbleibseln von Forts, welche sich im Lande finden, und den Picten beygelegt werden; von ganz gleicher Bauart wie man sie auch in England sieht. Hierauf folgt eine sorg-

fältige Erläuterung der Feldzüge und Einrichtungen der Römer in Schottland, seit Agricolas Zeiten. Die Römischen Anlagen, Heerstraßen 2c. über welches Alles man natürlich nur an Ort und Stelle durch eigene Ansicht urtheilen kann. Zum Erstaunen ist es, wenn so viel aus einem so hohen Alterthum sich hier erhalten haben sollte! Das zweyte Buch umfaßt nun die Periode der Picten. Als 446 die Römer Britannien räumten, war in Schottland auch allein nur Ein Volksstamm, der der Caledonier, in jenen 21 Abtheilungen, von denen fünf innerhalb der Mauer des Severus romanisirt, die andern außerhalb aber frey geblieben waren. Diese 16 Abtheilungen oder Tribus tragen nun den Nahmen der Picten (S. 198). Sie werden nun das herrschende Volk vier Jahrhunderte hindurch, von 446 – 843. Zu diesen beiden kamen nun aber theils Angeln, die sich an der Tweed, theils Scoten aus Ireland, die sich in Argyle niederließen; und somit geht nun der Verf. die Geschichte dieser einzelnen Abtheilungen in eben so vielen Capiteln durch. Der Nahme Picten, der am Ende des dritten Jahrhunderts erscheint, soll aus dem Britischen Peithi, die Fremden, entstanden seyn. Der Verf. gibt nun eine Tabelle der Könige der Picten aus der *Chronica de origine antiquorum Pictorum*, die Innes in seinen *critical Essays* bekannt machte: "Die Zuverlässigkeit dieser Chronik habe selbst der Scepticism nicht in Zweifel gezogen." Es sind 40 Könige in jener Periode mit ihren Regierungsjahren. Ausführlich wird dann die Frage über den Ursprung der Picten, die Pictisquestion, daß sie Celten, nicht aber Gothen, (d. i. Germanen) gewesen seyen, erläutert; und die bisher darüber geführten Streitigkeiten werden durchgegangen. Die fünf romanisirten Stämme der Picten (es sind die *Ottadini*, *Gadeni*, *Selgovae*, *No-vantes* und *Damnii*) bildeten nach dem Abzug der

Römer einen freyen Staat, und wählten nöthigenfalls einen Chef, Pendragon. Ein solcher war der in der Poesie so berühmt gewordene Arthur. Sie hatten aber viele Angriffe der Sachsen u. a. auszustehen. Diese Sachsen waren die ersten Ausländer, welche sich unter den Caledoniern in Lothian ansiedelten. Dieses soll bereits seit 450 geschehen seyn. Auch sowohl die Hebriden als die Orkney und Shetlands Inseln hatten Celtische Einwohner. Nun kamen die Scoten. Es wird als bewiesen angenommen, daß die Scoten aus Ireland kamen; welche Insel sonst Scotia hieß. Sie sind dieselben mit den Gaels. Ihre Sprache gibt davon den Beweis. Sie waren indeß von demselben Celtischen Hauptstamm; nur ein andrer Zweig. Sie kamen zuerst nach Schottland als umherstreifendes Volk. Aber sie verschmolzen sich nachher mit den Picten; welches, meint der Verf., nicht schwer gewesen sey; da sie halbe Verwandte waren. Ueber die Art dieser Verschmelzung finden wir aber keine genügende Aufklärung. Von den Königen der Scoten bis 873 ist wiederum ein Verzeichniß gegeben; welches theils aus den Chroniken bey Innes und andern, theils auch aus alten Galischen Gedichten geschöpft ist; und dessen Werth wir auf sich beruhen lassen müssen. Ein eigenes Kapitel wird alsdann der Einführung des Christenthums gewidmet. Es enthält größtentheils die Geschichte des Columba, des Apostels der Picten, in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, aus königlichem Geblüt. Das dritte Buch, überschrieben die Periode der Scoten, beginnt nun mit 843. Zuerst geht der Verf. hier wieder die einzelnen Theile sowohl des Continents als der Inseln durch; und erst im 7. Kapitel folgt dann die Geschichte der vereinten Scoten und Picten von 843—1097. Sie ist an die Geschichte ihrer Könige geknüpft; deren Folge in einer Tabelle, aus ähnlichen Quellen

geschöpft, voranstelt. Unter ihnen Macbeth, der Nachfolger Duncans, den er 1039 ermordete. Durch seine Geburt war er Thane von Ross; durch seine Heyrath mit Lady Gruoch Thane von Moran; und durch sein Verbrechen König der Scoten. Die Wahrheit und Dichtung in Shakespears unsterblichem Werke wird genau geschieden. Die Reihe der Könige endet mit Donalbane, der 1097 von Edgar besiegt, gefangen und geblendet ward. Die vier folgenden Kapitel über den Zustand der Religion, der Gesetze, der Sitten und der Sprache gehören zu den lehrreichsten des Buchs. Sie enthalten im Ganzen die Entwicklung dieser Gegenstände in Parallel mit England; indem in jedem gezeigt wird, weshalb dort bey den Sachsen, hier bey den Celten alles ganz verschieden war; warum sich z. B. in Schottland nicht wie in England ein common law bildete u. s. w. Dadurch ward der Uebergang zu der vierten Periode unter den Anglo-Sachsen gebahnt, von 1097 — 1306. Der Verf. beginnt sie mit einer Untersuchung über die Sächsische Colonisation Schottlands in dieser Periode. Sie ist gereicht an die Geschichte und Alterthümer der einzelnen großen Familien in Schottland; mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, welche dieses Kapitel zu dem gelehrtesten des ganzen Werks machen. Hierauf folgt in eben so viel Abschnitten die Untersuchung über die politische Geschichte, kirchliche Geschichte, Gesetze, Sitten, und Litteratur dieses Zeitraums; nach welchen dann der zu Anfange angeführte supplemental view über die folgende Geschichte diesen Band beschließt.

Der zweyte Theil ist nun der Statistik von Schottland gewidmet, jedoch immer mit eingestreuten historischen speciellen Untersuchungen. Er beginnt mit einer allgemeinen statistischen Uebersicht (general view) worauf wir sogleich zurückkommen; und hierauf folgt die Beschreibung, Geschichte und Statistik

1368 G. g. A. 137. St., den 27. Aug. 1814.

der einzelnen Shires. Der gegenwärtige dicke Band enthält erst die Beschreibung der sieben südlichen Shires: Roxburgh, Berwick, Haddington, Edinburgh, Linlithgow, Peebles und Selkirk. Die Untersuchung über jedes Shire umfaßt die acht Abschnitte: Name, Lage und Flächeninhalt, Naturgegenstände, Alterthümer, Verfassung als Shire, bürgerliche Geschichte, Ackerbau, Manufacturen und Handel; Kirchengeschichte. Welche vielfache Untersuchungen und Nachfragen vorausgehen mußten, ehe dieser Reichthum von Nachrichten gegeben werden konnte, erachten die Leser leicht aus dem Umfange des Werks. Da jedoch der Raum unsrer Blätter keine Auszüge aus dieser Statistik der einzelnen Shires uns erlaubt, so wollen wir nur folgende Data aus den statistischen Tabellen ausheben, welche dem general view beigefügt sind; da sie die größten Beweise von den Fortschritten enthalten, die Schottland im verfloffenen Jahrhunderte in seinem Wohlstande gemacht hat. Im Jahre 1755 betrug die Zahl der Einwohner 1,255,663. Im Jahre 1801 aber 1,618,303; worunter 376,760 wehrhafte Männer. Der Werth des verfertigten Einnens betrug im Jahre 1727 nur 103,312 Pfund; im J. 1801 hingegen 1,018,642 Pfund. Der Werth der von Schottland ausgeführten Manufacturwaren belief sich 1755 auf 284,700 Pfund. Im J. 1801 auf 2,449,171 Pf. Der Werth der gesammten Ausfuhr nach den Zollregistern im J. 1755 auf 535,576 Pf. Im J. 1801 auf 2,844,502 Pfund. So gesegnet waren die Folgen der Vereinigung mit England, gegen welche man sich anfangs so sehr sträubte! -- Noch zwey andere Bände, welche die übrigen Shires enthalten sollen, sind zurük; ob schon etwas davon erschienen ist, können wir nicht sagen. Nach der Vorrede sollte das Dictionary dem zweyten Theile vorgesetzt werden. Dieß ist aber nicht geschehen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 27. August 1814.

London.

Der Biberstaff: *Memoirs of the literary and philosophical Society of Manchester. Second Series Vol. II. 1813. 484 Octavoseiten mit 9 Kupfertafeln.* (S. oben S. 1233.)

Zur Physik und Mathematik gehörige Abhandlungen: S. 1 - 14. *Account of some Experiments to ascertain whether the Force of Steam be in proportion to the generating Heat by John Sharpe.* Man findet hier keine neueren Versuche etwa nach der Art, wie Betancourt, Schmidt, Dalton u. a. die elastische Kraft der Wasserdämpfe nach den verschiedenen Graden der Temperatur bestimmt haben, sondern nur überhaupt einige Betrachtungen über die Umstände, von welchen jene Elasticität abhängt, insbesondere über die latente Wärme, welcher die Dämpfe hauptsächlich ihre Elasticität zu verdanken haben. Aus einigen Versuchen, welche der Verf. hierüber angestellt hat, findet er, daß unter jeder Temperatur gleich viel Wasser in Dampf zu verwandeln, auch immer eine gleiche Quantität von Wärme erfordert werde, und daß

S (6)

demnach die latente Wärme in einerley Quantität von Wasserdampf sich constant verbleibe, wie groß auch die Temperatur des Wasserdampfs sey, daß wenn z. B. 1 Unze Wasser bey einer Temperatur von  $10^{\circ}$  sich in Dampf verwandelt, eben so viel Wärme sich mit den Wassertheilchen vereinige und latent werde, als bey  $80^{\circ}$  Grad Temperatur. Bey einerley Temperatur verhalte sich die Elastizität des Wasserdampfs, wie die Dichte desselben, welche aber nun selbst wieder eine Function der Temperatur sey u. Bey gleicher Dichte mache die Elastizität des Dampfs im Verhältniß der Temperatur.

S. 105 - 258. On the measure of moving Force by Mr. Peter Ewart. Die Wörter Druck, Kraft, bewegende Kraft, Moment u. dergl. würden von verschiedenen Schriftstellern, ja öfters von einem und demselben, in sehr verschiedener Bedeutung genommen. Oft seyen diese Begriffe selbst so zweydeutig, daß man ihren wahren Sinn nur errathen müsse, welches der Verf. durch mehrere hierher gehörige Beispiele erläutert. Daß indeß alles, was man ehelin über das wahre Maas der Kräfte discutirt habe, nur ein bloßer Wortstreit sey, und man also dadurch die Sache abgethan zu haben glaube, will dem Verf. doch nicht so klar einleuchten. Er wünscht man möge sich doch darin vereinigen, Druck von bewegender Kraft zu unterscheiden (wie auch schon von mehreren in Vorschlag gebracht worden ist), daß man unter bewegender Kraft die Wirkung einer *moving Pressure producing Change of Velocity and Change of Figure in Masses of Matter* verstehen möchte, um sie von einer bloßen *quiescent pressure* zu unterscheiden. Aber aus Allem, was der Verf. zur Erläuterung dieses Unterschiedes beibringt, können wir uns doch von der großen Wichtigkeit desselben nicht überzeugen. Die *quiescent*



pressure ist, wenn Widerstand, Hindernisse, Gegenwirkung anderer Kräfte u. dergl. weggedacht werden, doch immer auch eine moving pressure, aber wie diese nach dem verschiedenen Verhältniß der hervorgebrachten Wirkung zu bestimmen sey, ist freylich nicht immer so leicht auszumitteln, wie diejenigen glauben, welche die Kraft nur durch  $Mc$  oder  $Mc^2$  ausdrücken wollen, wenn  $M$  die bewegte Masse und  $c$  die Geschwindigkeit bedeuten. Bewegt sich z. B. eine Masse  $M$  mit der Geschwindigkeit  $c$  gegen eine ruhende  $N$ , so ist die moving pressure derselben weder  $Mc$  noch  $Mc^2$ , sie ist selbst während der ganzen Dauer der Wirkung veränderlich, und muß für jeden Zeitpunkt besonders bestimmt werden, aber diese Bestimmung ist nach Verhältniß der physischen Beschaffenheit der Körper, ihrer Härte, Elasticität, äußeren Form u. dergl. oft nicht wenig Schwierigkeiten unterworfen. Wie stark beide Massen während ihres Zusammenstoßens gegen einander drücken, läßt sich überhaupt nicht sagen, wohl aber, wie stark dieser Druck bey einer gegebenen Entfernung der Schwerpunkte, oder für eine gegebene vom ersten Anfang des Stoßes verstrichene Zeit ist. Der Verf. scheint sich dieß im Ganzen eben so gedacht zu haben, aber er drückt sich hierüber nicht deutlich und bestimmt genug aus, und ist überhaupt zu weitläufig. S. 259 - 269. *Matth. Nicholson, Account of a remarkable Effect produced by a Stroke of Lightning, in a Letter addressed to Th. Henry, mit Anmerkungen des Hrn. H. Der Blitz fiel in das Haus des Hrn. Chodwick zu Swindon in der Grafschaft Lancaster den 6. August 1809, und die Wirkungen desselben deuten auf einen mit demselben verbunden gewesenen Rückschlag, von dergleichen Herr Henry in einer beygefügten Anmerkung ein ähnliches Veyispiel erzählt. S. 271-*

292. Theorems and Problems intended to elucidate the mechanical principles called vis viva by Mr. John Gough. Was sich hierüber sagen läßt, deutlich und gründlich, sonst eben nichts Neues. S. 292 - 312. On the theories of the Excitement of Galvanic Electricity by Will. Henry. Zuerst die Theorie der Säule nach Volta, unter der Voraussetzung, daß 1 : m das Verhältniß der electrischen Intensität des Kupfers zum Zinke bezeichne. Es findet sich leicht, daß für n Plattenpaare die electrische Intensität in der n<sup>ten</sup> Kupferplatte =  $m^{n-1}$  und in der n<sup>ten</sup> Zinkplatte =  $m^n$  seyn muß, mithin die Intensitäten nach geometrischen Progressionen fortgehen. Weil aber das Verhältniß 1 : m von dem 1 : 1 nur wenig unterschieden sey, so näherten sich jene Progressionen, beynähe arithmetischen, und darum stehe die Wirksamkeit einer Säule beynähe in dem Verhältniß der Menge von Plattenpaaren, wie auch die Versuche Voltas ausweisen. Man sieht daß diese Berechnungen die Franklinsche Theorie voraussetzen, und dabey angenommen wird, daß die zwischen den Platten befindlichen feuchten Leiter bloß als Leiter, und nicht zugleich chemisch wirken. Man könnte aber nun bey jener Voltaischen Theorie doch fragen, warum die Säule stärker wirke, wenn dem Wasser, welches die Electricität von einem Plattenpaare zum andern fortleitet, Substanzen hinzugesetzt würden, welche oft schwächer als das Wasser selbst leiteten, warum Salpetersäure dem Wasser hinzugesetzt, die Wirksamkeit der Säule mehr erhöhe als Schwefelsäure, ungeachtet jene schlechter leitet als diese, und warum es überhaupt nicht so sehr auf jene Leitungsfähigkeit, als auf den chemischen Proceß zwischen den Plattenpaaren ankomme. Nachdem der Verf. die hierher gehörigen Erklärungsarten von Cuthy

berfon, Jabroni, Bostok und Davy einer kurzen Critik unterworfen hat, findet er dennoch keine derselben genugthuend. Die annehmbarste scheint ihm noch folgende zu seyn: In a pile composed of Zinc and Copper and Solution of Muriate of Soda, the Oxygen of the Water and the muriatic Acid, both of which are negative as to their electrical state, are attracted by the Zinc and have *their Electricities destroyed*. (Ueber die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks erklärt sich der Verf. nicht weiter.) But the Hydrogen and Alkali, having no Affinity for Copper, except what arises from a Difference of electrical Habitude, deposit upon the Metal a part of their Electricity. The electromotive power of the Plates now becomes efficient and determines the current to one End of the apparatus, in the manner already described (nämlich einer geometrischen Progression). Es ist hier nur das Beispiel genommen, wenn Kochsalz dem Wasser bengenemicht worden. Mit einiger Abänderung ließe sich die Erklärung auch auf andere Vermischungen anwenden. Es scheint hauptsächlich darauf mit anzukommen, daß von den zwey Metallen eines oxydirbarer als das andere sey, und einer oder einige von den Bestandtheilen der leitenden Substanz zwischen den Plattenpaaren unfähig seyen, eine Verbindung mit dem negativen Metall (dem Kupfer im obigen Falle) einzugehen, da denn diese einen Theil ihrer Electricität an die Plattenpaare absetzen. Das Willkührliche in dieser Erklärung wird man jedoch wohl auch nicht verkennen. Uns scheint die Erklärung welche Herr Drecht in Gilberts Ann. B. 35. S. 63 u. von der Sache gibt, bey weitem noch die vorzüglichste, wiewohl sie auch noch Schwierigkeiten hat. S. 354-383. *Observations on the Ebbing and Flowing*

Wells at Giggleswick in the West Riding of Yorkshire with a Theory of reciprocating Fountains by *W. John Gough*. Der Verf. schickt hier eine kurze Geschichte der ihm bekannt gewordenen Quellen dieser Art voraus, und zeigt wie diejenige zu Giggleswick sich am einfachsten aus der Annahme eines unterirdischen umgekehrten Hebels, dessen Schenkel noch mit einigen andern Röhren in Verbindung stehen, erklären lasse. S. 414 - 452.

A Demonstration of *Lawson's Geometrical Theorems* by the late Rev. Charles Wildbore, communicated by Mr. Mabbot to Mr. Ewart, and by him to the Society. Lawson hatte im Jahre 1774 eine Schrift herausgegeben: A Dissertation on the Geometrical Analysis of the Ancients with a Collection of Theorems and Problems without Solutions, for the Exercise of young Students. Von diesen Theoremen, deren hier 60, meist den Kreis betreffende, vorkommen, finde man zwar schon die Beweise in *Leyburn's Mathematical Repository*, aber die Art wie sie hier von Herrn Wildbore geordnet sind, gäben am besten ein Beispiel von der sinnreichen Methode, deren sich der Erfinder dieser Theoreme bedient habe of inventing and deriving one geometrical propriety from another to an almost endless variety. Die Beweise von einigen dieser Lehrsätze führen auf ziemlich weitläufige Constructionen. S. 453 - 452.

Remarks on the summer birds of Passage and on Migration in general by *Mr. John Gough*. Gründe gegen die Meinung, daß die Vögel, welche zu bestimmten Zeiten im Frühjahre eintreffen, nur aus einem Winterschlaf an dem Orte ihres Aufenthalts erwacht seyen. Alle Vögel dieser Art verließen wirklich die gemäßigten Zonen bey der Annäherung des Winters, und zögen nach einem wärmeren

Himmelstriche. Eine Tafel erläutert die Ordnung nach der sie in Westmoreland abziehen und wiederkommen.

Zur Chemie und Naturgeschichte gehörige Abhandlungen: On Respiration and Animal Heat, von John Dalton. (S. 15 - 44.) In dieser Abhandlung sucht D. die vom Dr. Crawford gegebene Theorie des Athmens und der Entstehung der thierischen Wärme gegen die von Haffenkrug und La Grange derselben gemachten Einwürfe zu vertheidigen. Die Menge der beym natürlichen Einathmen mit jedem Athemzuge eingeathmeten Luft schätzt Dalton nach mehreren an sich angestellten Versuchen auf 30 Engl. Cubiczoll. Solcher Athemzüge that er bey vollkommener Ruhe 20 in einer Minute. Bey einem gewaltsamen Athmen vermochten indessen seine Lungen gegen 7 Pinten oder etwa 200 Cubiczoll Luft aufzunehmen. Die Menge des durch die Respiration beym natürlichen Athmen verzehrten Sauerstoffgases nimmt der Verfasser dem Volumen nach zu  $\frac{7}{20}$ , und die des ausgeathmeten kohlensauren Gases zu  $\frac{1}{2}$  der eingeathmeten Luft an. Die Menge der durch die Respiration ausgeschiedenen wässerichten Feuchtigkeiten berechnet er nach seinen bekannten Versuchen über die Expansivkräfte des Wasserdampfes zu  $\frac{1}{30}$  von dem Totalgewichte der ausgeathmeten Luft. Eine Annahme welche mit den Resultaten der vom Dr. Hales hierüber angestellten Versuche sehr nahe übereinkommt. In einem später verfaßten Nachtrage zu dieser Abhandlung versichert Dalton gleichfalls durch Versuche gefunden zu haben, daß die Menge des durch die Respiration gebildeten kohlensauren Gases dem Volumen nach genau so viel betrage als die Menge des durch die Respiration latent gewordenen Sauerstoffgases, und er ist daher ebenfalls der Meinung,

daß alles durch die Respiration absorbirte Sauerstoffgas nur allein zur Bildung von Kohlenäure verwandelt werde, und das zugleich mit ausgeathmete Wasser ein bloßes Educt sey.

Curfory Remarks on the Mineral substance called, in Derbyshire, Rotten-stone (Cariosus Anglorum Gmelini. Linn. Syst. Nat. ed. Gmelin T. III. p. 327), von William Martin. (S. 313-337.) Aus der mit dieser von den Englischen Mineralogen zum Trippel gezählten Mineralsubstanz angestellten chemischen Analyse und aus der Art ihres Vorkommens sucht der Verfasser darzuthun, daß dieselbe keineswegs aus thonartigen Fossilien entstanden ist, sondern sich durch die Zersetzung von Kalksteinen gebildet habe. Durch den Tod des Verfassers ist übrigens diese Abhandlung unvollendet geblieben. Vermuthlich gehört dieses Mineral zum Saugkalk, welcher gleichfalls früherhin mit dem Trippel verwechselt worden ist.

Description of an Eudiometer, and of other Apparatus employed in Experiments on the Gases, von William Henry. (S. 384-390.) Das hier beschriebene Eudiometer hat mit dem vom Professor Hope zu Edinburg angegebenen Aehnlichkeit, und unterscheidet sich von diesem nur darin, daß anstatt der Absorptionsflasche von Glas Henry eine von Caoutchouc substituirt hat. Durch diese Einrichtung, wozu ihm das von Pepys in Vorschlag gebrachte Eudiometer die Idee gegeben hat, glaubt er die Fehler, welche insbesondere aus der verminderten Dichtigkeit des rückständigen Gases entspringen können zu vermeiden. Wir bezweifeln indessen, daß ein Eudiometer nach dieser Einrichtung auf die Dauer diesen Absichten entspreche, indem das Caoutchouc durch öfteres Maßwerden mit der Zeit eine beynahe hornartige Beschaffenheit annimmt. Außer

diesem Cubometer beschreibt der Verfasser ein Instrument, dessen er sich zur Graduirung von Meßröhren bedient, und ein paar andere kleine Geräthschaften, welche von ihm angewandt worden sind, um Gasarten dem Einfluß der Electricität zu unterwerfen, und von denen er bey seinen letzteren Versuchen über das salzsaure und oxygenirt-salzsaure Gas (Phil. Transact. for 1812. P. II. pag. 238. und diese Anzeigen Stück 56 und 57. S. 559 des laufenden Jahrg.) schon Gebrauch gemacht hat. Durch beygefügte Abbildungen sind die Beschreibungen von diesen Instrumenten noch mehr verständlich gemacht worden, und jeder Künstler wird leicht im Stande seyn, diese gewiß nützlichen Instrumente darnach vollkommen der Idee des Verfassers entsprechend anzufertigen.

On the Uric Acid, von Ebendemselben. (S. 391-413.) Die in dieser Abhandlung über die Harnsäure mitgetheilten Untersuchungen sind schon zum Theil von dem Verfasser in seiner 1807 zu Edinburg herausgegebenen Dissertatio medico-chemica inauguralis de acido urico et morbis a nimia eius secretionis ortis bekannt gemacht worden. Diese Schrift ist uns indessen nicht zu Gesicht gekommen, und wir kennen nur Einiges von ihrem interessanten Inhalte aus der vierten Ausgabe von Thomson's System of chemistry. In vorliegender Abhandlung theilt jetzt der Verfasser den chemischen Theil derselben von neuem bearbeitet mit. Nach Voraussetzung einer historischen Uebersicht der Verhandlungen über die Harnsäure handelt er 1) von den chemischen Eigenschaften dieser Säure; 2) von dem harnsauren Salze; 3) von den Zersetzen der Harnsäure durch andere Säuren, und 4) von den Veränderungen, welche die Harnsäure durch die Destillation erleidet. Alle diese Artikel sind durch

die Arbeit des Verfassers berichtigt und unsere Kenntniß derselben erweitert worden. Nach des Verfassers Versuchen verursacht die reine Harnsäure in den Auflösungen der kohlensauren Alcalien keine Veränderungen; vergleichen auch nicht in den Auflösungen der so genannten Mittelsalze und Metallsalze, schlägt aber den Schwefel aus den Auflösungen der Schwefel-Alcalien nieder und zersetzt die Seife, wenn man sie im trocknen Zustande damit digerirt. Hierbey löset sich die Harnsäure zu einer emulsionsartigen Flüssigkeit auf. 10 Gran Harnsäure mit 30 Gran Seife und 4 Unzen Wasser bey 180° F. behandelt löseten sich bis auf  $\frac{1}{2}$  Gran auf. Der Verfasser glaubt daher, daß die Seife ein treffliches Mittel abgeben würde, die aus dieser Säure entstandenen Hornconcretionen aufzulösen und ihren Abgang zu befördern. In den kohlensauren Alcalien fand er die Harnsäure durchaus unauflöslich, und bezweifelt daher den bisher gerühmten Nutzen dieser Substanzen als Lithonriptica; worin ihm bereits mehrere Englische Chemiker und Aerzte, unter andern auch der bekannte *Everard Home*, beystimmen. Der in den Auflösungen der Harnsäure in den ägenden Alcalien durch Säuren bewirkte Niederschlag ist keineswegs immer reine Harnsäure, sondern nur in dem Fall, wenn man die Säure im Uebermaße zusetzt, oder doch in dem Verhältniß, daß das Alkali dadurch vollkommen gesättigt wird, angewendet; sonst fällt bloß neutrales unauflösliches harnsaures Alkali nieder. Das bey der Destillation der Harnsäure sich bildende saure Sublimat, von dem *Scheele* glaubte es ähnele der Weissteinsäure, und welches *Pearson* für Benzoesäure hielt, ist nach *Henry* eine Verbindung des Ammoniaks mit einer eigenthümlichen Säure von dreifacher Grundlage. Dieses Salz hat eine gelbe



Farbe, einen kühlend bitteren empyreumatischen Geschmack, ist im Wasser und Alcohol leicht auflöslich, läßt sich leicht verflüchtigen, röthet schwach das Lackmuspapier, gibt mit ätzenden Kali verfest Ammoniak aus, bringt in den erdigen Salzen keine Fällung zuwege, dergleichen auch nicht in den Salzen des Kupfers, Eisens, Goldes, Platins und Zinns. Salpetersaures Silber und salpetersaures und effigsaures Blei geben damit einen weißen in Salpetersäure oder Effigsäure auflöselichen Niederschlag. Andere Säuren schlagen die Säure dieses Salzes nicht nieder. Auch gibt dasselbe mit Salpetersäure behandelt nicht den für die Harnsäure so charakteristischen purpurothen Rückstand.

Zwischen diesen Abhandlungen finden sich noch Aufsätze vermischten Inhalts: On the importance of foreign Commerce, by *Henry Dewar* (S. 45—73). Der Verf. betrachtet den Handel mit dem Auslande in Beziehung auf die Beförderung des Nationalreichthums, der Bevölkerung, des Volksglücks und der Nationalmacht. Das Verdienst dieser Abhandlung und eines angehängten, damit in Verbindung stehenden Briefs besteht nicht in neuen Ideen und Betrachtungen, sondern in der Widerlegung einiger Schriftsteller, die in den neueren Zeiten über den auswärtigen Handel ungünstige Urtheile gefällt hatten, namentlich des *Britain independent of commerce* von *Spence*, und seines Beurtheilers in dem *Edinburgh Review*. — Remarks on the use and origin of figurative language, by *Will. Johns*. (S. 74—104.) Der Verf. führt die unter uns bey Sprachphilosophen bekannte Idee aus, daß eine kleine Anzahl Nennwörter die ursprüngliche Basis der Sprachen waren, aus denen alle übrigen Redetheile nach und nach ihren Ursprung nahmen. Man reihete sie durch Action und Gebehrdenspiel zusammen, um seine

Empfindungen und Ideen andern mitzuthellen. Bey der Armuth der Sprache war man in der beständigen Nothwendigkeit, die vorhandenen wenigen Wörter auf andere nahmenlose Gegenstände überzutragen und sie figürlich zu brauchen. Zergliedert man daher die Sprache, so besteht sie aus einer Reihe an einander geschlungener figürlicher Ausdrücke, bey denen wir selten mehr an das figürliche denken, weil dasselbe der häufige Gebrauch in Vergessenheit gebracht hat. — On national Character, by Thomas Jarrold. (S. 328 — 359.) Der Character einer Nation (ihre Bewegungsgründe bey dem Handeln, und die Art der Ausführung der Handlungen) müssen aus ihrer Geschichte bestimmt werden; weder Klima, noch religiöse Meinungen, noch bürgerliche Verfassung, noch der Zustand der Industrie geben darüber sichern Aufschluß. Kann man eine Nation bis an ihren Ursprung, bis auf die Zeit, da sie noch aus Wenigen, noch aus einigen Familien bestand, zurück verfolgen, so wird man schon den Character entdecken, der in seinen Grundzügen durch alle Zeiten sichtbar bleiben wird. In den letzten Motiven zu ihren Handlungen, und der Art ihrer Ausführung bleiben sich die Völker immer gleich, ob gleich in verschiedenen Perioden verschiedene Modificationen in der Aeußerung des Characters eintreten.

### **Landshut.**

Von Weber: **Älteste Kirchengeschichte von Oberbayern, Oesterreich und Tyrol.** Erster Theil, welcher die Kirchengeschichte von Bawarilien, Norikum und Nöbrien vom J. Ch. 1 bis 554 umfaßt oder die Boraginolosolungische Periode. Von Dr. V. A. Winter, Königl. Baierschem und Regensb. Erzbischof. geistl. Rathe, Domherrn, Prof. zu Landshut etc. 1814. 368 Seiten.

Nachdem der Verfasser schon Vorarbeiten zur Ältesten Baierschen und Oesterreichischen Kirchengeschichte in mehreren Bänden geliefert hat, schenkt er uns den ersten Theil dieser Geschichte selbst. Er verbindet das heutige Altbaiern oder das alte Wundelicien, Oesterreich bis an den Kalenberg oder das ehemalige Noricum, und Tyrol samt Graubünden oder Rhätien, weil diese Provinzen in den frühesten bekannten Zeiten immer Einem Herren, Anfangs den Römern, dann den Herulern und Ostgothen gehorchten, und endlich unter dem gemeinschaftlichen Nahmen von Bojoarien den Agilolfingern seit dem Herzog Garibald I. im J. 555. unterworfen wurden. Damit ist zugleich der Grund der Haupteintheilung dieser Geschichte angezeigt. Der zweite Theil soll die Agilolfingische Periode begreifen, von dem genannten Herzoge bis zur Entsetzung Tassilos im J. 788 fortgehen und das Ganze beschließen. Das Unternehmen war schwer und alle angewandte Mühe schien hier keinen bedeutenden Gewinn zu versprechen. Die Quellen und Hülfsmittel waren weder zahlreich noch ergiebig. Zwar gab es Fabeln und Sagen, verdächtige und unterschobene Documente, und darauf gegründete Erzählungen genug, aber desto schwerer war es, das Wahre vom Falschen, das Echte vom Unechten zu unterscheiden und doch noch sichere und hinreichende historische Resultate zu gewinnen. Obgleich der Verfasser sich größtentheils auch in dieser Geschichte, wie in den Vorarbeiten, mit Hinwegräumung alter Irrthümer beschäftigt, so hat er doch auch sehr viel Positives gewonnen, und was er geliefert hat verdient wirklich den Nahmen einer Kirchengeschichte, indem es hier für keines der Stücke, welche wesentlich unter diesen Begriff gehören, an hinlänglich bedeutenden und bezeichnenden Zügen fehlt. Er weiß kleine Winke und Spuren fruchtbar zu machen,

das zerstreute Geschicht zu vereinigen; Nachrichten und Documente fremder und benachbarter Kirchen zu benutzen, um auf die von ihm bearbeitete Kirchengeschichte der gedachten Länder Licht zu werfen.

Der Plan des Ganzen verdient gerühmt und hier angeführt zu werden. In der Einleitung wird nicht nur von dem Inhalt und Umfang, der Eintheilung, dem Gewichte, den Schwierigkeiten, den Quellen dieser Geschichte und den bisher vorhandenen Vorarbeiten gehandelt, sondern es wird auch der politische Zustand der drey Provinzen in der vorchristlichen Periode, so wie der religiöse Zustand derselben vor Einführung des Christenthums dargestellt. Die Geschichte selbst hat in ihren Hauptgliedern folgende Gestalt:

I. Äußere Geschichte der christlichen Religion und Kirche 1) Ausbreitung, 2) Verfolgung — bey beiden; zuletzt ein pragmatischer Ueberblick, welcher bey dem ersten die Haupt- und Nebenpersonen bey der Pflanzung des Christenthums, ihre Beweggründe, die Mittel, deren sie sich bedienten und die Ursachen des erleichterten Uebertritts von der alten zur neuen Religion, bey der zweiten aber die Personen, von welchen die Verfolgung ausgieng, die Triebfedern, die Art der Verfolgung und ihre Wirkung betrifft.

II. Innere Geschichte: 1) der Religion, a) der Lehre, b) der Lehrer, c) der Irlehrer; 2) der Kirche, a) Kirchenregierung oder Hierarchie, b) Synoden, c) Kirchenzucht, d) Kirchengebäude, e) Mönchtum.

Zuletzt folgt noch das Hauptmoment dieser ganzen Geschichte: die Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat während dieser Periode in den drey Provinzen; die wohlthätige Einwirkung des Christenthums auf Weckung des Gemeingeists, auf Beschützung des Lebens, der Freyheit und des Eigenthums, auf Cultur und Bercyung.

Bei dieser Eintheilung möchte man nur das tadeln, daß in der Geschichte der Lehre die in den Schriften der Theologen enthaltene Lehre von dem Glauben des Volks nicht gehörig geschieden und darunter zugleich auch die gelehrte, namentlich exegetische, Theologie, begriffen wird. Was das Erste betrifft, so hat der Verfasser diesen Einwurf selbst befürchtet, und sagt dagegen S. 153, daß ein großer Unterschied zwischen den Bischöfen der ersten Jahrhunderte und den jetzigen sey, daß jene selbst predigten und das Predigen für einen Vorzug ihres Amtes ansahen, daß sie, Nothfälle abgerechnet, die einigen Lehrer ihrer Gemeinen waren, daß also in dieser Periode an dem vollen Einklange des Volksglaubens mit der Lehre der Bischöfe nicht zu zweifeln sey. Allein es ist hier nicht bloß von Schriften der Bischöfe, sondern auch anderer Cleriker die Rede, welche nicht so viel Ansehen und Einfluß hatten, und was die Bischöfe selbst betrifft, so haben sie doch wohl eben so, wie die angeesehensten Bischöfe der früheren Jahrhunderte, den Grundsatz gehabt, daß nicht die ganze theoretische und practische Theologie für den Unterricht und Glauben des Volks gehöre und auch nicht alle ihre Schriften zu diesem Zwecke geschrieben. Zur Lehre aber gehört eigentlich nur Glaubens- und Sittenlehre, welche beide, sowohl in der Wissenschaft als auch im Volksunterricht und -Glauben, miewohl in verschiedener Maß und Form, die Hauptsache sind, die Exegese und andere theologische Hülfswissenschaften aber gehören nicht zur Lehre.

Das Ganze ist in einem ruhigen, unparteylichen, klaren und einfachen Geiste und Stile geschrieben. Man merkt den Katholiken nicht, wohl aber den denkenden und gefühlvollen Freund des Christenthums in seinen verschiedenen Formen.

Nun noch von einigen einzelnen Stellen. Mac S. 43-51 von der Religion der Bewohner Bindeklens, Noricans und Rhätians vor Einführung des Christenthums vorkommt, ist zu unsicher, als daß es mit so viel Zuversicht hätte ausgesprochen werden sollen. Wir geben zu, daß sie Deutsche und zwar vorzugsweise Alemannen waren, allein ob das, was Cäsar und Tacitus von der Religion der Germanen sagen, gerade von diesen Bewohnern gelte, bleibt immer eine ungewisse Sache. Eben so ist auch nicht sonderlich viel auf die Nachricht eines Tertullian zu bauen, daß die Noriker den Belenus verehrt haben, und sehr zweifelhaft, ob dieß der Apollo oder Phöbus der Griechen und Römer sey. Unter den Documenten für die Kirchengeschichte dieser Periode gibt der Verfasser dem Leben des h. Severinus von seinem Schüler Eugippus fast vor allen andern den Vorzug, und benutzte es beynahe in allen Theilen dieser Geschichte. Von dem Geist und Character, den Verdiensten und Thaten dieses Mannes selbst gibt er uns ein Bild, welches Hochachtung und Bewunderung erregt. Man vergl. besonders S. 90 f. 203-208. 229-235. 322-325. 330-337. 355-358. Die von Severin im fünften Jahrhundert erbaute Klöster werden für die unstreitig ersten in Deutschland ausgegeben S. 322. Auch in neueren Schriften sucht der Verf. mehrfach Irrthümer zu berichtigen, besonders in der Abhandlung über die ursprüngliche Einführung des Christenthums in Oberösterreich in der theol. pract. Monatschrift von Linz, wider welche er z. B. darthut, daß die angebliche eregetische Schule Quirins zu Borch ein Nading sey S. 180 f. und in Brauns Geschichte der Bischöfe von Augsburg, wider welche er die Unechtheit der Acten der h. Afra erweist S. 260-269.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 29. August 1814.

**München.**

Wey Emdauer: Kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln: oder Patrologie. Von Dr. *V. A. Winter*. Königl. Baierischem und Regensb. Erzbisch. geb. geistl. Rathe, Domherrn, Prof. zu Landshut &c. 1814. 303 Seiten in klein Octav.

Die Patrologie ist dem Verfasser die Wissenschaft, die Schriften der Väter recht zu benutzen, um die Religion Christi daraus abzuleiten, zu beleuchten und zu befestigen; sie unterscheidet sich von der Geschichte der Väter, wie das Ganze von seinem Theile, indem letztere bloß die Bio- und Bibliographie der Väter umfaßt, ohne zu zeigen, wie man sie zu den vorher angegebenen Zwecken benutzen soll; sie unterscheidet sich auch von der *Patristik* oder patristischen Theologie, welche die Zeugnisse der Väter zusammenreicht, um Dogmen und Sittengesetze zu begründen. Von andern Schriften dieser Art unterscheidet sich die gegenwärtige dadurch, daß sie den Vätern kein so hohes Ansehen zugestehet, daß sie nichts von den Ausgaben ihrer Schriften enthält, daß sie die Patrologie zum

Z (6)

Ränge einer Wissenschaft erheben und nach Principien behandeln will, und außer einem allgemeinen Theile nur die apostolischen Väter, den Papias, Justin und Irenäus in sich aufnimmt. Für das Letzte führt der Verfasser an, daß ein alle Kirchenväter umfassender Plan in seiner Ausdehnung mehrere Folianten, in seiner Beengung aber nur ein Rahmenregister gegeben haben würde, daß die vorzüglichsten Väter der ersten zwey Jahrhunderte als Zeugen über das Dafeyn und die Unverfälschtheit des geschriebenen und als Quellen des überlieferten göttlichen Wortes und als Lehrer von beiden das größte Interesse für uns haben, daß endlich nur auf diese Art die Schrift wohlfeil genug habe werden und als Grundlage zu halbjährigen Vorlesungen dienen können. Dabey müssen wir aber doch sogleich erinnern, daß der Verf. weit mehr und mancherley in diesen Raum hätte zusammendrängen können, wenn er nicht oft zu ausführlich gewesen wäre, nicht manches hier Ueberflüssige eingemischt und Verschiedenes ohne Noth wiederholt hätte. S. 3—9 wird in der Entwicklung des Begriffs von einem Kirchenvater gar zu weit ausgehohlet. S. 19—21 wird, indem die Väter auch als Beispiele der Tugend dargestellt werden, von der Kraft der Beispiele überhaupt geredet. S. 29—56 wird der allgemeinen Patrologie eine Abhandlung über die Critik überhaupt vorangeschickt. S. 65—75 werden schon im allgemeinen Theile die Kirchenväter und ihre vornehmsten Schriften bis zu Thomas Aquinas aufgezählt, ungeachtet dieß theils in die besondere Patrologie gehörte und auch daselbst wieder vorkommt, theils aber außer dem Plane dieser Schrift liegt. Die Abhandlung über die apostolischen Väter S. 160—252 nimmt fast den dritten Theil des ganzen Werks ein. Ueberhaupt kennt der Verfasser die Verbindung der Kürze, der



Fruchtbarkeit und der gehörigen Vertheilung des Stoffes nicht, die zu einem Compendium erfordert werden. In der Einleitung kommt manches zu ausführlich von dem Werth und Nutzen der Väter in Beziehung auf Critik und Erklärung der h. Schrift, auf Tradition und Pastoraltheologie vor, was doch nachher einen Hauptinhalt der Patrologie selbst ausmacht.

Wir haben schon erwähnt, daß hier die Patrologie zu einer Wissenschaft erhoben werden soll. Wir wollen jetzt anführen, was darüber im Allgemeinen vorkommt. In der Patrologie als Wissenschaft muß ein Geist der Einheit das Ganze leiten und ein festes Band alle Theile verbinden. Dasjenige aber, was das Mannichfaltige zu einem schönen Ganzen bildet, ist die Grundidee, die durch alle Theile durchgeführt wird, ist das Princip. Dieß Princip heißt selbst Einheit, und zerfällt nach den drei Haupttheilen der Patrologie in drei Zweige 1) Einheit der Schrift mit dem Schriftsteller. Dieß ist das leitende Princip für den geschichtlichen Theil, welcher die Bio- und Bibliographien der Väter enthält, ihr Leben unter Leitung des angegebenen Principis aus echten Quellen, sie nach ihrer Bildung, ihrem Geist und Character darstellt, ihre echten Schriften von den unterschobenen, die verfälschten von den unverfälschten unterscheidet, ihren innern Werth bestimmt u. 2) Einheit der bezeugten Thatsache mit dem Zeugen. Dieß ist das leitende Princip für den dogmatischen Theil, welcher es mit der Prüfung des Ansehens der Väter zu thun hat und, da dieses auf ihrer Wissenschaft und Wahrheitsliebe beruht, beide nach dem höchsten Principe prüft. Und da ferner hier nicht bloß von den Eigenschaften eines Zeugen überhaupt, sondern auch eines Zeugen der Kirche die Rede ist, so kommt noch in Betracht, ob und

wiefern einem Vater die Kirche durch ihre Genehmigung seiner Schriften Ansehen schenkt. 3) Einheit des Sinns des Lesers mit dem des Verfassers. Dieß ist das leitende Princip für den hermeneutischen Theil. Alles dieß kommt S. 12 - 15 in der Einleitung unter dem Titel: Methode vor. Nachher kommt es noch einmahl im geschichtlichen Theile S. 40 f. vor, und hier heißt das Princip in Beziehung auf das Geschichtliche Princip der Kritik. Es ist aber hier überall mit einem solchen Principwesen so viel als nichts ausgerichtet. Es sind neue Nahmen für Sachen, die man eben so gut oder besser mit anderen gewöhnlicheren Nahmen benennt. Wenn ich die Gegenstände, die in die Patrologie gehören, unter den Begriff und Nahmen der Einheit bringe, so erhebe ich sie dadurch nicht mehr zum Range einer Wissenschaft, als wenn ich sage, daß in ihr von dem Leben und den Schriften der Väter in ihrer wechselseitigen Beziehung, von ihrem Ansehen in der Dogmatik und Moral, und von der richtigen Auslegung ihrer Schriften gehandelt werde. Es gibt wohl noch mehrere allgemeine Begriffe, unter welche alles dieß gebracht werden kann, allein die Patrologie erhält durch die Aufstellung derselben nicht mehr Gewißheit, als sie schon an sich hat. Das Princip einer Wissenschaft wie die Patrologie kann nicht ein allgemeiner Begriff seyn, unter welchem man logisch das, was in ihr vorkommt, bringen kann, sondern nur die Idee der Patrologie selbst, diese constituirte ihren Inhalt, und, um sie zur Wissenschaft zu machen, kommt es darauf an, daß man diese Idee analysirt, durch das Ganze festhält, verfolgt und so Zusammenhang, Geschlossenheit, Rundung in dasselbe bringt. Es will aber auch selbst mit dem Begriffe der Einheit unter der angegebenen Beschränkung nicht recht fort. In dem geschichtlichen Theile, in den Biographien der Väter muß

doch vieles vorkommen, was nicht zur Einheit der Schriften mit den Verfassern gehört. Und am Ende kommt nach näherer Untersuchung gar herab, daß die gepriesene Einheit doch nur in einem uneigentlichen Sinne zu nehmen ist.

Doch wenn das angenommene Princip der Einheit nichts nützt, so schadet es auch nicht, ausgenommen, daß es unnöthigen Raum hinwegnimmt; es hat weiter keinen Einfluß auf die Grundsätze des Verfassers, und diese würden ohne jenes Princip dieselbigen seyn. Diese Grundsätze, so weit sie nämlich die Hauptsache in der Patrologie betreffen, wollen wir hier auszeichnen. Die Kirchenväter sind die Schüler der Apostel und diejenige christliche Lehrer, welche näher an das apostolische Zeitalter reichen, also am zuverlässigsten wissen konnten, was für Dogmen und Sittenlehren aus dem Munde Jesu und seiner Apostel flossen, und welche dieß Heiligthum unentweiht mündlich und schriftlich überliefert haben. §. 6. Zu einem Kirchenvater gehört nicht nothwendig ausnehmende Gelehrsamkeit. Sie sollten als Zeugen die Wahrheit bestätigen und als Lehrer Unwissende unterrichten, allein dazu wurde kein hoher Grad von Gelehrsamkeit erfordert. Heiligkeit des Wandels ist eine durchaus gerechte Anforderung an einen Vater der Kirche, der geistige Kinder zu erziehen und ihnen nicht nur mündlich und schriftlich, sondern auch durch Veyispiel Unterricht zu ertheilen hat. Auch das Alterthum ist eine nothwendige Eigenschaft eines Kirchenvaters; er muß unverdächtiger Zeuge des Daseyns und des echten Sinns des geschriebenen und überlieferten Wortes Gottes seyn, und erhält desto mehr Ansehen, je näher er den Thatfachen, die er bezeugt, ist, je mehr er also an das Zeitalter Jesu und der Apostel gränzt. Die Anerkennung eines Kirchenvaters als Zeuge durch die Kirche ist aber nicht

nothwendig: denn das Zeugniß der Väter muß erst das Daseyn und die Echtheit der h. Schrift und durch dieselbe das Ansehen der Kirche begründen, folglich muß das Ansehen der Zeugen, unabhängig von der Genehmigung der Kirche, nach den Regeln der Critik geprüft werden; weicht er übrigens von den durch die Kirche genehmigten Lehren ab, so kann er freylich in so fern nicht in die Reihe der Kirchenväter gesetzt werden. Man pflegt ihn alsdann und wenn ihm die Heiligkeit abgeht, auch einen Kirchenschriftsteller zu nennen. Ein Kirchenlehrer, doctor ecclesiae, muß sich durch einen hohen Grad von Gelehrsamkeit auszeichnen. S. 56 - 62. Den Kirchenvätern fehlte es weder an Wissenschaft, noch an Wahrheitsliebe. Sie waren von den Begebenheiten der Religion und der Kirche ihres Zeitalters oft Augenzeugen, oft Theilnehmer. Sie geben auch die Art an, wie sie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten, sie berufen sich auf lebende Zeugen oder auf die Quellen, aus welchen sie geschöpft hatten. Da die Religion keine Sache der Schule, sondern der Menschheit war, so konnten sie um desto eher die Tradition unverfälscht empfangen und fortpflanzen. Auch Ort und Zeit begünstigte sie, sie lebten meist gerade da, wo die merkwürdigsten religiösen Begebenheiten der christlichen Welt und ihres Zeitalters vorfielen. Auch ihr Amt trieb sie an, die Gelegenheit dazu zu benutzen, sie hatten als Priester und Bischöfe die Pflicht auf sich, die von Himmel kommende Religion zu erhalten, zu heben, zu vertheidigen. Für ihre Wahrheitsliebe bürgt ihr tugendhafter Character und Lebenswandel, ihr meist einfacher und prunkloser Stil, ihre Aufopferungen für das Christenthum, der Märtyrertod vieler, ihre Zusammenstimmung in den wesentlichen Lehren, welche auf keiner Verabredung zur Täuschung beruhen kann. Die Gelehrsamkeit der Väter, welche sich in ihren Werken offenbart, begründet zu

nächst nur ihr Ansehen als Lehrer, erhöht aber auch ihr Ansehen als Zeugen, da die Redlichkeit und Wissenschaft aus denselben lauter, als aus jedem andern Documente spricht und das Zeugniß des Kunstfertigen vor jedem andern den Vorzug behauptet. S. 108 - 112. Nur aus den Vätern kann die Echtheit und Unverfälschtheit der h. Schriften hinreichend dargethan werden. Sie sind Zeugen über den echten Sinn derselben. Sie gingen zum Theil mit den Aposteln, zum Theil mit ihren unmittelbaren oder mittelbaren Schülern um, und hatten eben deswegen mehr als jeder andere Gelegenheit, den wahren Sinn der h. Schrift zu erforschen. Daß sie es aber auch am Fleiße nicht gebrechen ließen, dafür spricht ihr Amt als Religionslehrer und ihr warmes Gefühl für das Christenthum, das sich in ihren Schriften so mächtig ausspricht. Sie sind die Dolmetscher des echten Sinns der h. Schrift und die Bewahrer der Tradition. S. 16 f. 126. 129 f. Wenn die Väter in der Erklärung einer Schriftstelle zusammenstimmen, so haben sie ein desto größeres Ansehen, je größer ihre Anzahl ist, und das allergrößte, wenn alle in denselben Sinn einstimmen. Daß jedoch in diesem Falle ihre Einstimmung wirklich Glaubensregel werde, lernen wir nur durch einen Beschluß der Synode zu Trient, von welchem übrigens zu bemerken ist, daß er sich nur auf die Stellen bezieht, welche Doctoren- und Sittenlehre betreffen, daß er uns mit Recht anweist, die Väter in der Auslegung des göttlichen Wortes als die besten Führer zu wählen, daß es zwar allerdings oft sehr schwer ist, den einhelligen Sinn aller Väter über diese oder jene Frage aufzufinden, daß es aber doch nicht unmöglich ist, indem hier von keinem mathematischen, sondern von einem moralischen Einklänge aller Väter die Rede ist, d. h. wir dürfen uns nicht bey allen Vätern, die jemahls in der Welt gelebt haben, sondern bloß bey den wichtigsten Rathes er-

hohlen; es wird niemanden mehr zugemuthet, als daß er der Wahrheit so nahe zu rücken strebe, als es Zeit, Ort und Verhältnisse erlauben, und daß er dem von den wichtigsten Vätern einhellig ausgesprochenen Sinne einer Stelle der h. Schrift nicht entgegen strebe; endlich mag auch dieß Decret keine gerechte Klagen über die Beschränkung des menschlichen Geistes in der Schriftforschung erregen, da der bezeichnete Fall äußerst selten eintritt, und da dasselbe Decret unserm Forschungstalent in allen übrigen Fällen volle Freiheit läßt. S. 141 - 144. Man sieht wohl, daß der Verf. schwankend und inconsequent wird, weil er von der einen Seite nicht Katholik genug ist, von der andern aber sich doch auch nicht gar zu weit vom Katholicismus entfernen will.

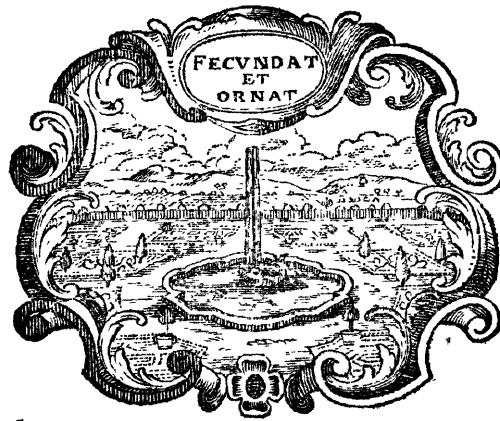
Aus der besondern Patrologie bemerken wir nur noch, daß der Verf. die Echtheit der sieben kürzeren Briefe des Ignatius gründlich und nachdrücklich vertheidiget, dagegen den Brief des Barnabas als unecht verwirft, und sich des gewöhnlich zu tief heruntergesetzten Papias annimmt. Gewisse Wörter werden in einem unrichtigen Sinne gebracht. Statt Tradition, Ueberlieferung steht durchaus: Uebergabe, welches Wort doch bekanntlich in einem andern Sinne schon gewöhnlich ist. Mehrmahl kommt: übergehen statt gehen über vor, z. B. wir übergehen statt wir gehen über, das erste hat gleichfalls schon einen andern angenommenen Sinn. S. 117 sich auf die Erlernung der hebräischen Sprache verlegte. — Zu einer andern Art von Fehlern gehören: S. 72 Syppo, S. 88 Werke des Irenäus von Renatus Bossuet (Massuet). Ebendas. Phalerst (Vallarst). S. 247 dreymahl apogryphisch. 287 Hypolytus. Unter den Druckfehlern finden wir diese Stellen nicht bemerkt.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der dritte Band  
auf das Jahr 1814.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

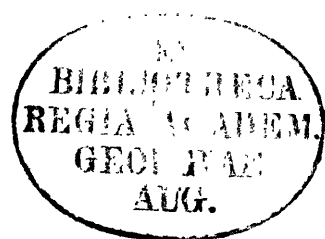
Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)





Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1814.

Paris.

Bey F. Didot: Voyage pittoresque du Nord de l'Italie par J. C. Bruun Neergaard, Gentilhomme de la Chambre du Roi de Danemarck &c.; les dessins par Naudet, les gravures par Debucourt. Erste bis fünfte Lieferung, jede mit sechs Kupferstichen. 1812. 40 S. Text in klein Folio.

Der Dänische Frenherr Bruun Neergaard, der seit vielen Jahren zu Paris lebt, hat sich bereits durch mehrere Schriften artistischen Inhalts einen Namen erworben, vorzüglich aber durch seine große Vorliebe für die neue Französische Schule, deren Werke er nicht genug bewundern und mit Trompetenschall lobpreisen kann, bekannt gemacht. In der Vorrede zu dieser mahlerischen Reise bemerkt er richtig, daß ein Werk, welches uns die Naturschönheiten des nördlichen Italiens schildert, noch immer gefehlt habe, indem der größte Theil der Reisenden über Florenz nach Rom und Neapel eilt, in dem Wahn, daß die übrigen Provinzen Italiens ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig sind. Um also diese Lücke in der Litteratur auszufüllen, hat er

U (6)

zweymahl eine Reise nach Italien unternommen, und die Resultate seiner Ansichten und Forschungen in diesem Werke mitgetheilt. Da die alte und neue Baukunst nicht der einzige Zweck seiner Reise sind, sondern ihn alle merkwürdige Gegenstände interessiren, so eignet sich das Werk zu einer Lecture des großen Publicums, und keiner wird es ohne Vergnügen und Belehrung aus der Hand legen. Die Reise hebt von dem Wege über den Simplon an, geht längs der Ufer des Lago Maggiore nach den so berühmten Borromäischen Inseln, und von da nach Mailand, nach dem Lago di Como, Pavia, Piacenza, Parma, Bergamo, Lago di Garda, längs den Ufern der Flüsse, die das Veronesische Gebiet durchlaufen, nach Vicenza, Padua, Venedig und den, in den Lagunen zerstreuten Inseln, Torzella u. s. w. Das Ganze soll in zwey Bänden geliefert werden. Mit S. 5 fängt die Beschreibung der Reise an, welche durch mehrere Kupferstiche erläutert wird, die sein Gefährte *Naudet* mit vieler Leichtigkeit und Eleganz gezeichnet hat, und sowohl ihrem Urheber als auch dem Kupferstecher Ehre machen. Die erste Ansicht stellt uns Gondo auf dem Wege über den Simplon dar, von wo der Verf. nach Zerolo, einem kleinen von Fischern bewohnten Flecken an dem Ufer des Lago Maggiore kam. Nicht weit davon liegt Montorfano, wo ein weißlicher Granit gebrochen wird, und man, jedoch selten, fleischfarbige Feldspath-Crystalle findet, die der Pater *Pini* zuerst entdeckt hat. Auf einer kleinen Barke schiffte der Verf. nach Isola madre, einer der Borromäischen Inseln, (n. 3.) nach Isola del pescatore (n. 4.) und nach Isola bella (n. 5.), welche noch vor 143 Jahren ein nackter Felsen war, aber durch den Grafen *Vitaliano Borromeo* in einen Feensitz verwandelt worden ist. Die Paläste und

die wichtigsten Malereien, welche sie enthalten, werden ausführlich beschrieben. Die allgemeine Ansicht (n. 7.) gibt den richtigsten Begriff von dem See mit seinen Inseln, und den ihn umringenden Gebirgen. Auf n. 8. sieht man das Felsenstos Angera, das dem Flecken Arona gegenüber liegt, wo der Colos des heiligen Carl Borromeo sich erhebt. Nun folgt eine kurze Beschreibung von Mailand, des Doms, des Abendmahls von Lionardo da Vinci, der Bibliothek, Universität, der Academie der zeichnenden Künste, deren Säle mit Malereien geschmückt sind; und eine Nachricht von dem gelehrten Maler Giuseppe Bossi, dem Secretair der Academie. N. 10 und 11 sind Ansichten. S. 14 von der Ambrosianischen Bibliothek und den Handschriften des Lionardo da Vinci, die gegenwärtig zu Paris sind. Ein rapider Ueberblick der Geschichte Mailands von den ältesten Zeiten bis auf Napoleon beschließt diesen Abschnitt.

Von Mailand gingen unsere Reisenden nach Monza, wo die eiserne Krone aufbewahrt wird, und von da nach Como (n. 12), merkwürdig durch eine schöne Cathedralkirche. Der Graf Giovio besitzt eine wichtige Sammlung von Inschriften, welche hier und in der Nachbarschaft entdeckt worden sind. Der Canonicus Gastoni hat ein schönes physikalisches und naturhistorisches Cabinet zusammengebracht, und Pasquale Ricci eine Sammlung von alten und seltenen Kupferstichen. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. die bedeutendsten Männer, deren Geburtsort Como gewesen ist, von Plinius dem jüngern an bis auf unsere Zeiten. Die Familie Giovio ist vorzüglich reich an Männern gewesen, die in der classischen und Italiänischen Litteratur, in Wissenschaften und Künsten, geglänzt haben. Von Como setzten die Reisenden ihren Weg

nach dem See gleiches Namens fort, dessen miternächtliches Ufer sie besuchten. Camacina (n. 13) ist ein kleines Eiland, das auch Isola di San Giovanni genannt wird. Zu Valbiano hat der Cardinal Durini einen schönen Wohnsitz, nicht weit von der Stelle errichtet, wo der Sage nach die Villa des Plinius gestanden haben soll. Zu Nobiallo (n. 14) gewährt die Kirche einen sonderbaren Anblick, indem sie sich an eine schroffe Felsenwand lehnt. An der Küste gegen Morgen liegt die so berühmte Pliniana. Es ist übrigens ein weit verbreiteter Irrthum, daß hier die reizende Villa des jüngern Plinius sich befunden hat. Er entstand daher, weil sowohl der ältere als auch der jüngere Plinius von einem Phänomen sprechen, welches man noch heut zu Tage bewundert. (n. 18. 19.) Dieß ist eine intermittirende Quelle, welche dremahl des Tages steigt und fällt, also gleichsam eine Ebbe und Fluth zu haben scheint. In einem Briefe an den Licinius schreibt der jüngere Plinius diese Erscheinung den Winden zu. Der Palast selbst wurde erst im J. 1570 errichtet. — Nachdem der Verf. den See in seinem ganzen Umkreis befahren hatte, kehrte er nach Como zurück, und gieng von da nach Pavia. Hier sah er die berühmte, von Joseph II. aufgehobene Karthause, deren jährliche Einkünfte zu zwey Millionen Lire angeschlagen wurden. Die Brücke daselbst (n. 20) ist unstreitig eine der schönsten in Italien. Eine Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Universität wird mehreren Lesern willkommen seyn. Von Pavia wurde der Weg nach Piacenza eingeschlagen. Auf dem Hauptplatz dieser Stadt sieht man zwey Ritterstatuen von Alexander und seinem Sohn Marcuccio I. von Farnese. Man hielt sie für eine Arbeit des Giovanni von Bologna, allein sie ist von seinem Schüler Mocchi. In dem Dom befinden

sich einige schöne Malereien; auch ist das Naturaliencabinet des Raths Corresi sehenswerth. Die Nachgrabungen bei Velesa haben schon viele Merkwürdigkeiten aus Tageslicht gebracht; am auffallendsten aber ist die ungeheure Menge von Fossilien, welche theils in der Nähe von Velesa, theils auf dem Berge Pulnasco entdeckt worden sind, und worüber man einen Brief des Hrn. Carlo Amoretti in der Nuova scelta d'opuscoli &c. eingerückt findet. S. 34. Von einigen Gelehrten zu Piacenza, verbunden mit litterarischen Notizen. —

Was die Kupferstiche betrifft, so sind sie mit Schönheitsinn, leicht, flüchtig, skizzenhaft entworfen, und ähneln der Aquarell-Manier. Auch hat sie Hr. Tauder nicht allein verfertigt; denn n. 3-4 sind von Hrn. Cassas, und n. 18. 19. von Hrn. Perreux.

### Kiel.

Königl. Schulbuchdr.: De historia dogmatum Arminianorum — auct. G. S. Franckius, Dr. Philos. et Theol. Prof. P. O. in univ. litt. Kiliensi. 1813. 115 S. in Octav.

Man wird vielleicht unter diesem Titel eine Anweisung, wie die Geschichte der Arminianischen Dogmen geschrieben werden müsse oder gewisse allgemeine, aus dieser Geschichte gezogene und gewonnene Resultate erwarten. Man findet aber theils mehr, theils weniger, doch immer manches, was dahin gehört oder dazu vorbereitet. In der Einleitung werden die litterarischen Hülfsmittel angegeben, welche aber doch eigentlich nur Geschichte der Arminianer, nicht des Arminianismus, wiewohl allerdings auch Beiträge zu dieser enthalten. In der Abhandlung selbst wird 1) die Natur des Arminianismus in Beziehung auf die Zeiten, in

welchen er entsprang, untersucht; 2) wird er eregerisch, historisch und philosophisch geprüft; 3) gezeigt, was eine solche Prüfung demjenigen, der eine Geschichte des Arminianismus schreiben wolle, für Nutzen gewähren könne. In dem letzten Abschnitte findet man folgende Gedanken über die Methode, die in einer solchen Geschichte beobachtet werden müsse. Sie darf weder polemisch, wie die Aelteren thun, noch indifferentistisch, wie die Neuern zu thun pflegen, sondern sie muß irenisch geschrieben werden. Dieß heißt aber nicht so viel, daß man dabey die Kirchenvereinigung im Auge haben, oder daß man voraussetzen müsse, das Christenthum bestehe bloß in den Lehren der reinen natürlichen Religion. Das letzte ist falsch, zum Christenthum gehören auch historische und positive Lehren, durch welche die Vernunftreligion bestätigt und erweitert worden ist, und dieß haben auch die Arminianer einstimmig anerkannt. Diese irenische Methode besteht hier vielmehr darin, daß man die Geschichte des Arminianismus ganz unparteyisch, ohne Vorliebe und Haß erzähle und in derselben ins Licht setze, wie nach unzähligen Streitigkeiten der Theologie es endlich dahin kam, daß zuerst die Remonstranten und darauf auch die übrige christliche Welt in dem rechten Urtheile über die Natur und das Wesen der christlichen Religion und Theologie immer glücklichere Fortschritte machten. Man wird in einer solchen Geschichte auf die Zeiten des Augustinus und Pelagius zurückgehen müssen, wo zuerst über die Frage gestritten wurde, von welcher der Arminianismus ausging und die Schicksale derselben bis zu Arminius verfolgen und in der Kürze darstellen müssen, ohne alle parteyische Vorliebe für so genannte Orthodorie oder Heterodorie. In der Geschichte des Arminianismus selbst wird

man zeigen müssen, in welcher Verbindung die Lehren, worüber gestritten wurde, mit einander standen, warum die Streitenden nicht einig werden konnten, wie durch ihre Streitigkeiten, Zänkereyen und Verfolgungen doch die Sache der Wahrheit nach und nach gefördert worden sey, wie durch das Verdienst der Remonstranten die göttliche Einfachheit der Schriftlehre, die liebenswürdige Natur des Christenthums, die ewigen und unwandelbaren Gesetze der menschlichen Natur und der Philosophie immer mehr ins Licht getreten, durch die spitzfindigen Untersuchungen der Contraremonstranten aber immer offener geworden sey, daß es in der Metaphysik Stellen gebe, welche man auch durch die feinste Dialectik nicht eben und zugänglich machen könne. Der Verfasser sagt selbst, daß er nur die ersten Ulinien zu einer Critik des Arminianismus und zur Methodologie seiner Geschichte habe liefern wollen. Was er geliefert hat, ist gründlich und verdient weiter von ihm ausgeführt zu werden. Uebrigens ist dieß eine Dissertation, die er zur Erlangung der theologischen Doctorwürde bey der Facultät zu Copenhagen schrieb. Daher ist auch ein kurzer Lebenslauf und ein Verzeichniß seiner Schriften beygefügt.

### Gießen.

Wey G. F. Heyer: Die Homerischen Hymnen, übersetzt von August Pollenius und Konrad Schwenk. Auch mit dem Titel: Hymnen der Griechen, übersetzt u. s. w. Erstes Bändchen. Die Homerischen Hymnen. 1814. 88 S. in Quatt.

In einem kurzen Nachtrage berichten die Uebersetzer, daß sie die Gründe, weshalb sie dieß wegwerfen, jenes beybehalten, wie auch die Ab-



1400 G. g. A. 140. St., den 1. Sep. 1814:

weichungen von der gewöhnlichen Erklärung und Anordnung des Textes, in einem ausführlichen Commentar über die Hymnen künftig vorzubringen gedächten; denn hier haben sie bloß die hexametrische Uebersetzung geliefert, welche sich ziemlich leicht lesen läßt, wenn man von manchen alterthümlichen Wörtern und Wortbildungen absteht, die aus dem Niebelungenliede, dem Heldenbuche, Titirel, Eheuerdank, aus den Minnesingern, und andern zum Theil jüngern Dichtern und Prosaisern entlehnt sind, als der Staden für das Gestade, der Stral für Pfeil (wie das Italiänische Strale) begunnte, schwomm, sungen u. s. w. Die Uebersetzer glauben in der Alterthümlichkeit dieser Hymnen ein Recht dazu zu finden, ohne gleichwohl zu bedenken, daß sie dadurch dem Leser der mit dem Griechischen Alterthume wenig bekannte ist, und dem daher ohnehin viel fremdes in diesen Hymnen vorkommen wird, das Lesen noch mehr erschweren, und daß die Griechischen Leser, in deren Stelle uns diese Uebersetzung versetzen soll, schwerlich das Anstößige bey ihrer Alterthümlichkeit empfinden, als wir bey derjenigen empfinden, welche die Uebersetzer anzubringen für gut gefunden haben. Wenn man von den Mängeln die unsrer Prosodie anleben, von der Unbestimmtheit, Willkürlichkeit und Unbeholfenheit absteht, so ist den Verfassern der Versbau ziemlich gelungen. Wahrscheinlich werden sie sowohl über andre Punkte, als auch über diesen nicht unwichtigen Gegenstand in dem versprochenen Commentare sich künftig befriedigend vernehmen lassen, und manche Bedenklichkeiten, die uns aufgestoßen sind, zu heben wissen. Uebrigens ist der Fleiß, den sie auf diese Uebersetzung gewandt, und die Bekanntschaft mit dem Texte in critischer Hinsicht, die sie gezeigt haben, zu loben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 3. September 1814.

London.

**Wey. White:** A Tour through the British West Indies in the Years 1802 and 1803, giving a particular account of the Bahama Islands. By *Daniel Mac Kinnen*, Esq. 1804. VIII u. 272 S. in Octav.

Um so erfreulicher ist uns vorliegendes Werkchen gewesen, da es vorzüglich Gegenden behandelt, über welche wir in den letzteren Jahren so gut als gar nichts erfahren haben, und weil der Verfasser sich als einen einsichtsvollen unbefangenen Reisenden ankündigt, dessen Nachrichten daher vollen Glauben zu verdienen scheinen. Im Sommer 1802 reiste derselbe von England nach Barbadoes. Unterwegs hatte er Gelegenheit das Phänomen bestätigt zu finden, daß die Passatwinde nur in der untern Region wehen, während in der obern Atmosphäre ein entgegengesetzter Luftzug statt findet; die Luft innerhalb des Wendekreises wird vorzüglich für nervenschwache und lungenfüchtige Personen als höchst wohlthätig und erquickend gepriesen. — Barbadoes enthält etwas über 100,000 Acker urbaren Landes, und ist vorzüglich dadurch wichtig, daß es der äußerste östliche Punkt unter den verschiedenen insularischen Besitzungen der Engländer in dem America-

nischen Archipelagus ist, welche sämmtlich von Barbadoes aus am besten besucht werden können. Die Communication mit England wird regelmäßig durch zwey jeden Monath ankommende Packetbote unterhalten, von denen das erste hier auf seiner Fahrt nach Jamaika anlegt und von dort über die Bahama Inseln zurückkehrt, das andere aber auf seiner Fahrt nach den Karaibischen Inseln Dominica, Antigua, Montserrat, Nevis, St. Kitts und Tortola Barbadoes berührt. Besondere Bote verführen die Briefe und Packete nach den kleinern Inseln. Bridge Town, der Hauptort von Barbadoes, war damals als der Verfasser die Insel besuchte, auch noch wegen des Sclavenhandels von Wichtigkeit, gewährte aber, so wie die mehrsten Orter in den Englisch Westindischen Besitzungen einen unangenehmen Anblick; ungepflasterte Straßen, baufällige Häuser und beynahe keine Spur von der gerühmten Englischen Keuschheit, was jedoch zum Theil dem Clima, noch mehr aber dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sich die Englischen Pflanzer entweder gar nicht, oder doch nur eine Zeitlang in jenen Gegenden selbst aufhalten, nicht wie die Franzosen, die sich in ihren Niederlassungen gewöhnlich auf beständig anzusiedeln pflegen; endlich tragen auch die vielen Wohnungen farbiger Menschen und freigelassener Neger nicht wenig dazu bey, einer Englisch Westindischen Stadt ein ärmliches schmutziges Ansehen zu geben. In den letzteren Jahren war die Heftigkeit des verheerenden Westindischen Fiebers bis auf einen nie gesehenen Grad gestiegen, jedoch galt Barbadoes noch immer für eine der gesündesten Westindischen Inseln. Die höchste Blüthe von Barbadoes fällt in die Mitte des 17ten Jahrhunderts; seit der Zeit hat seine Fruchtbarkeit sowohl, als seine Bevölkerung, merklich abgenommen, eine Erfahrung, die sich auch auf mehreren der dortigen

Inseln gleichfalls bestätigt findet. — Von Barbadoes segelte der Verfasser St. Lucie und Martinique vorbei nach Dominica; auch hier merkliche Spuren des Verfalls; nicht so auf Antigua, welches er unmittelbar darauf besuchte. Antigua ist die Residenz des Gouverneurs der Leeward Inseln und hat seit seiner ersten Entdeckung durch Columbo und seiner ersten Besiznahme durch die Engländer im Anfange des 17ten Jahrhunderts sehr verschiedene Schicksale erfahren. Die Einwohner der Insel zeichneten sich immer durch besonderen Freiheitsfinn aus, der sich selbst in der Behandlung der Sclaven sehr vortheilhaft äußerte. Von Antigua ging die Reise Guadeloupe und Desfrade vorbei, nach Jamaica zurück, über welche Insel uns der Verfasser jedoch nur einige wenige Bemerkungen mittheilt. Kingston, obgleich mit einer Bevölkerung von 26 bis 27000 Menschen und einem ausgebreiteten Handel, hatte nichts desto weniger selbst damals noch ungepflasterte Straßen, dagegen aber waren die Heerstraßen auf der Insel vortreflich. Siz des Gouverneurs, der Nationversammlung und des höchsten Gerichtshofs ist Spanish Town mit etwa 3000 Einwohnern. Jamaica enthält überhaupt ungefähr 3½ Million Acker Landes, von denen aber kaum ein Viertel gehörig cultivirt ist. — Ungleich ausführlicher ist der Verfasser in der Beschreibung der weniger bekannten Bahama Inseln, die er nach einem kurzen Aufenthalte auf Jamaica besuchte. Die Bahama oder Lukayan Inseln bestehen aus zahlreichen Gruppen, die wohl an 700 größere und kleinere Inseln enthalten; Baumwolle, Salz, Früchte, Mahagoni und Färbholz machen die Haupterzeugnisse derselben aus. Die vornehmsten Inselgruppen sind: 1) Die Turks Islands, die einen großen Reichtum an Salz besitzen, vorzüglich auf den Inseln Grand Turk und Salt Key. Die Zahl der

Einwohner auf diesen sowohl, als auf den übrigen Bahama Inseln ist wenig beträchtlich; das Salz wird hauptsächlich an die Americaner verkauft. 2) Die Caicos oder Caucus, die so wie mehrere der Bahamas, ihre Cultur hauptsächlich dem Americanischen Kriege verdanken, indem sie ein gewöhnlicher Zufluchtsort für ausgewanderte Royalisten waren. 3) Die Heneagas oder Inagua, bennahé gänzlich unbewohnt und mit gefährlichen Klippen und Riffen umgeben, welche die Schifffahrt in ihrer Nähe, so wie überhaupt zwischen den verschiedenen Inselgruppen sehr beschwerlich machen. 4) Mayaguana, unbewohnt. 5) Crooked Island mit dem neu angelegten Hauptorte Pitt's Town. Der Baumwollenbau war mit schlechtem Erfolge auf der Insel versucht und die Pflanzungen größtentheils nach Acklin's Key, einer benachbarten Insel, verlegt. Auch Schiffe wurden schon auf Crooked Island gebaut. Acklin's Key gab gute Hoffnungen zu einer ergiebigeren Baumwollencultur. 6) Long Island, von ihrer Gestalt so benannt, verdankt gleichfalls dem Americanischen Kriege ihre Cultur. Das Jahr 1783 war der Zeitpunkt ihres höchsten Floris; seit der Zeit aber hat die Bevölkerung sowohl als die Cultur gar sehr wiederum abgenommen, da der Boden nach wenigen Jahren gänzlich erschöpft wird und der schwache Reichthum es nicht erlaubt, ihn durch Dünger wieder herzustellen. 7) Watlings. 8) Exumas. 9) St. Salvador oder Guanahani, gleichfalls erst durch die Americanischen Royalisten bevölkert, nachdem die Ureinwohner, so wie auf allen Bahamas von den Spaniern ausgerottet, diese Inseln von ihnen selbst aber gar nicht, oder nur auf kurze Zeit besetzt worden. 10) Eleuthera oder Harbour Island. 11) Providence mit dem Hafen und der Stadt Nassau, dem Sitze des Gouverneurs der Bahamas und der Versammlung der

Repräsentanten dieser Inseln, mit einem beträchtlichen Handel mit England, den südlichen Westindischen Inseln und Nordamerica. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt, gleich wie in England, in ein Ober- und Unterhaus; ersteres bestehend aus zwölf von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, letzteres aus 26 Repräsentanten der verschiedenen Inseln; der Gouverneur, welcher den König vorstellt, besitzt die vollziehende Gewalt; die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe geübt. Auch eine Ackerbaugesellschaft hat sich zu Nassau für die Bahama-Inseln gebildet, sich jedoch bisher vergeblich mit den Mitteln beschäftigt, dem Boden seine plötzlich abnehmende Fruchtbarkeit wieder zu verschaffen. — Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war Providence der Schlupfwinkel einer gefährlichen Bande fähner Seeräuber. Im Jahre 1781 aber ward die Insel den Engländern von den Spaniern entrisen, diesen jedoch im Jahre 1783 wieder abgenommen, indem der Englische Obrist Deveaur mit 50 Mann die 700 Mann starke Spanische Besatzung zur Uebergabe zwang. 12) Andros, 13) Lucaya oder Abaco, in den letzten Zeiten beynah gänzlich von den Colonisten verlassen. 14) Bahama, jetzt gänzlich unbewohnt und öde.

### Frankfurt am Main.

Bey J. E. Hermann: Lehrbuch der reinen und angewandten Mathematik nach einem neuen Plane bearbeitet von Johann Heinrich Moritz Poppe, Prof. der Mathematik und Physik am Lyceum zu Frankf. a. M. Erster Band. Reine Mathematik. 1814. 465 Octavseiten nebst 7 Steintafeln.

Der neue Plan nach dem dieses Lehrbuch bearbeitet ist, besteht darin, daß der Verf. in demselben, nicht wie in den meisten Compendien der Mathematik die alte Griechische Methode der Erlä-

rungen, Grundsätze, Lehrsätze, Forderungen, Aufgaben, Beweise, Zusätze u. s. w. beybehalten, sondern vielmehr eine Methode befolgt hat, von der er glaubt, daß solche weniger geschmacklos und pedantisch als die Griechische, die Folge eines Satzes aus dem andern darstelle, und alles in eine bessere Harmonie zusammenbringe. Unserm Bedünken nach ist es freylich auch nicht nöthig, daß jeder Satz gerade durch eine gewisse Ueberschrift z. B. Grundsatz, Lehrsatz 2c. bezeichnet werde, darin besteht auch nicht der eigentliche Geist der Griechischen Methode, aber es ist doch immer nützlich, wenn Lehrlinge auf gewisse Hauptsätze durch irgend eine Ueberschrift aufmerksam gemacht werden, um solche von andern Sätzen zu unterscheiden, deren Richtigkeit schon in dem Beweise eines solchen Hauptsatzes selbst gegründet ist, und bloß als Folgerungen oder Zusätze aus diesem angesehen werden müssen. Dadurch daß ein Satz als ein Lehrsatz, als eine Aufgabe aufgestellt wird, weiß der Lehrling schon zum voraus, was er darin zu suchen hat, der Satz fesselt mehr seine Aufmerksamkeit, und der Lehrer gewinnt durch ihn einen vortheilhaften Ruhepunct für die allzu große Beweglichkeit des jugendlichen Sinnes, der leicht über Hauptsachen wegschlüpft, und sich an Nebendinge hält, wenn ihm jene nicht besonders hervorgehoben werden. Niemand wird läugnen, daß die genaue Befolgung auch der äußern Form der mathematischen Methode selbst die Erlernung der Wissenschaft befördert, und den Lehrling an richtiges Denken gewöhnt. Wir möchten daher mit dem Hrn. Verf. jene Form nicht für so pedantisch erklären, als es von einigen geschehen seyn mag, und noch weniger jener Form das Verdienst absprechen, daß sie nicht geeignet sey, die Wissenschaft in ein zusammenhängendes harmonisches Ganze zu ordnen. Wer wird zweifeln, daß Euclids Geo-

metrie, das Muster eines harmonisch zusammenhängenden Ganzen ist? Doch dem sey wie ihm wolle, wenn dem Verf. auch die Form der gewöhnlichen mathematischen Methode nicht gefallen hat, so hat er doch, was die Hauptsache ist, den Geist derselben in seinem Lehrbuche auf das genaueste befolgt, und wir haben nur wenige Sätze angestrichen, wobey wir einige Erinnerungen machen könnten, wenn der beschränkte Raum unserer Blätter verstattete, eine umständliche Anzeige von Lehrbüchern zu machen. Wir finden, daß Alles in eine sehr gute und zweckmäßige Ordnung gestellt, der Vortrag deutlich, und der Beweis eines jeden Satzes so gründlich geführt ist, als man es nach dem Geiste der mathematischen Methode verlangen kann, wenn gleich diese Beweise nicht gerade immer die Euklidischen sind. Von der ebenen und sphärischen Trigonometrie, von der Algebra, der Lehre von den krummen Linien, und dem Infinitesimalcalcul hat der Verf. zweckmäßig nur, so viel mitgenommen, als Lehrlingen auf Lyceen zur Vorbereitung auf Universitäten nur immer brauchbar erachtet werden kann. Beispiele und Anwendungen dieser oder jener Sätze sind nur kurz, gleichsam als Noten mit kleinerer Schrift unter alle Paragraphen gebracht, sowohl zum bessern Verstehen des vorgetragenen, als auch für die Wissenschaft selbst ein höheres Interesse zu erwecken. Unter den vielen Büchern, welche zu gleichem Zwecke verfaßt worden sind, zeichnet sich dieß gegenwärtige ganz vorzüglich aus, und wir zweifeln nicht, daß es sowohl zu Vorlesungen auf Lyceen, als auch zum Selbstunterrichte, sehr zweckmäßig und brauchbar befunden werden wird.

Wien.

Ben Beck: Medicinische Jahrbücher des Kaiserl. königl. österreichischen Staates; herausge-



1408 G. g. A. 141. St., den 3. Sept. 1814.

geben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. Erster Band. 1811. Octav.

Dieser Band, welcher aus vier Stücken besteht, schränkt sich ganz allein auf den Oesterreichischen Staat ein. Rec. will nur im Allgemeinen die Rubriken angeben. Die erste umfaßt das Studium der Heilkunde. Es werden hier die Behörden, und ihre Organisation, die gesetzlich bestimmte Studienordnung, die Beschreibungen einzelner Lehrinstitute, die Verordnungen, welche sich auf die Pflichten der Lehrer beziehen, die Beförderungen u. s. w. aufgeführt. Dann folgt das Societätswesen, dann die Geschichte der Krankheitsconstitutionen, der mehr oder weniger allgemein vorkommenden Krankheiten, und Viehseuchen. Die vierte Rubrik enthält die Uebersicht der inländischen Literatur aus dem Gebiete der Heilkunde und ihrer Hülfswissenschaften; den Schluß machen Miscellen. Die Verfasser des vorliegenden Werks haben sich entschlossen, mit ihm noch zwei andere Werke zu verbinden. Das erste soll in lateinischer Sprache unter dem Titel *Acta medicorum Austriae* erscheinen, eine ganz practische Tendenz haben, und ein allgemeines Magazin bilden, wo die Aerzte und Wundärzte ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederlegen können. Wird diese Idee zweckmäßig ausgeführt, und werden bloß gediegene Aufsätze aufgenommen, die einen wahren practischen Werth enthalten, so ist dieses Unternehmen sehr lobenswerth, und indem die Herausgeber dieses Gesetz befolgen, wird das Werk nicht gleich zu zahlreichen Bänden anschwellen, und mehr Gediegenheit enthalten, als so manche andere Deutschen, Englischen oder Französischen Ursprungs. Das andere Werk ist bloß für medicinische Topographien, in Deutscher Sprache abgefaßt, bestimmt.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 3. September 1814.

Lemgo und Hannover.

Denkwürdigken meiner Zeit; oder Beyträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18ten und vom Anfang des 19ten Jahrhunderts, 1778 bis 1806, von Christ Wub von Dohm Erster Band. XLIV und 590 S. in Octav.

Das gegenwärtige Werk erfüllt einen oft geäußerten Wunsch, daß es unsern practischen Staatsmännern gefallen möge, diejenigen Begebenheiten, von denen sie entweder als unmittelbare Theilnehmer, oder doch mittelbar durch ihre Verhältnisse genauer unterrichtet seyn konnten, der Welt, so wie sie sie kannten, vorzulegen. Die Geschichte seiner Zeit — sey es ganz oder stückweise — zu schreiben, ist ein großer und edler Verus; der Geschichtschreiber, der es unternimmt, stellt sich zwischen Mitwelt und Nachwelt; je mehr es sein Zweck seyn muß, das Urtheil der letztern über die erstere zu bestimmen, um desto mehr ist diese berechtigt die gewissenhafteste Treue von ihm zu fordern. Dieß fühlte sofort der erste; uns bekannte, Geschichtschreiber seiner Zeit, Thucydides; und durch die Erfüllung dieser Forderung hat

Y (6)

er sich eigentlich jenen unsterblichen Ruhm in den Augen jedes denkenden Freundes der Geschichte erworben. Die Litteratur der neuern Zeit, sonst reicher an solchen Werken, war in unsern Tagen arm daran geworden; selbst in Frankreich, dem Vaterlande derselben. Um desto größer ist das Verdienst derer, welche sie mit Arbeiten dieser Art bereichern. Wenige waren dazu wohl mehr im Stande, als der ehrwürdige Verfasser; in der litterarischen nicht weniger wie in der politischen Welt schon lange mit gleicher Achtung genannt. Zurückgezogen von öffentlichen Geschäften faßte er den Entschluß die ländliche Muße deren er genießt — otium cum dignitate — der Geschichtschreibung zu widmen. Der Zeitraum, den seine Arbeit umfassen wird, ist bereits auf dem Titel bestimmt; und der Character derselben in der Vorrede angegeben. "Ich verspreche, heißt es, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, nicht meines Lebens." Der Plan des Verf. beschränkt sich also nicht auf die Zeitvorfälle, an welchen er selber unmittelbaren Antheil hatte; viel weniger ist es seine Absicht bloß diesen Antheil darzulegen; eben so wenig will er aber auch eine vollständige Zeitgeschichte schreiben. Aber an mehreren wichtigen Verhandlungen hatte er selber Antheil; und natürlich werden diese am weitläufigsten erzählt; über andere hatte er Gelegenheit sich zuverlässige Nachrichten zu sammeln. Beides zusammen bildete die Grundlage seines Werks; ohne jedoch alleinige Quelle zu bleiben: denn auch das, was in irgend bedeutenden gedruckten Schriften bekannt gemacht war, verglich Hr. v. D. sorgfältig. Diesem Entwurf gemäß ist auch die Anordnung des Werks gemacht. Das Ganze zerfällt in Zeitabtheilungen, wovon die erste bis auf den Tod Friedrichs geht. In jeder Abtheilung geht der Verf. die Gegenstände einzeln, und von einander abgesondert,

durch. So behielt er freye Hand sie sich auszuwählen; zugleich aber bildet jede Abtheilung, jeder Band, ja eigentlich jeder Abschnitt ein Ganzes; und behält also sters seinen vollen Werth, sollte es auch dem Verf. nicht verstattet seyn, seine ganze Laufbahn zurückzulegen.

Der vorliegende erste Band enthält neun Abschnitte: außer diesen aber auch einige bedeutende Beylagen. Als Einleitung wird eine kurze Uebersicht der Regierung Friedrichs vorangeschickt. Man wird in diesem, wie in den folgenden Abschnitten, es von dem vieljährigen Preussischen Staatsdiener nicht anders erwarten, als daß er als Preussischer Patriot spricht. Wenn in andern Deutschen Staaten, wo man sehr verschiedene Regierungsmaximen befolgte, und auch bey diesen sich wohl befand, eine andere Ansicht der Dinge herrschte, wie dieß allerdings, wie Hr. D. S. 18 bemerkt, in Hannover der Fall war, so war dieß wohl sehr natürlich. Aber wie weit unser Verf. davon entfernt ist, zu den blinden, ja auch nur zu den enthusiastischen Verehrern Friedrichs zu gehören, davon wird man unten Beeweise anführen. Die ersten fünf Kapitel, beynähe die Hälfte des Bandes, beziehen sich auf den Baierschen Successionskrieg, und den Frieden, der ihn beendigte. An den Verhandlungen darüber hatte der Verf., damahls erst in die politische Laufbahn tretend, keinen persönlichen Antheil; er nutzte also meist gedruckte Quellen, aber die Critik mit der dieses geschah, die hohe Unparteylichkeit, das allenthalben sich ausprechende Gefühl für das Recht, und der unverwandte Blick auf die Hauptpunkte, worauf es ankam, geben dieser Untersuchung ihren eigenthümlichen Werth. Belebt wird sie öfters durch die Schilderung der Staatsmänner, die der Verf. entweder genau persönlich kannte, wie die Preussi-

schen Minister Sinckenstein und Herzberg, oder auch aus andern sichern Quellen, wie Kaunitz. Daß das Recht auf Friedrichs Seite war, ist allgemein anerkannt; seine Festigkeit, seine hohe Ueigennigkeit, jene Erhebung über die Politik des platten Egoismus wird mit verdientem Lobe entwickelt; aber auch die militärischen Fehler des Königs, vor allen seine böse Laune und die daraus hervorgehenden Uebel; seine Härte und Bedrückungen der feindlichen Unterthanen, wofür bald sein eigenes Heer büßen mußte, werden nicht verschwiegen. Der Gang der unterbrochenen und wieder angeknüpften Unterhandlungen ist klar dargelegt; und hin und wieder eine practische Bemerkung eingestreut, die nur die eigene Erfahrung reifen machte. "Der glückliche Erfolg seiner Unterhandlung, (heißt es von dem Grafen Görz,) wurde ihm Angelegenheit des Herzens. Dieß ist das sicherste Mittel für jeden Geschäftsmann seinen Zweck zu erreichen; keine Anweisungen können diese Gesinnung ersetzen. Sehr viele Unternehmungen mißlingen, weil der Beauftragte selbst keinen wahren Antheil an der Sache nimmt; weil es ihm genügt, nur Alles zu vermeiden, was ihn einer Verantwortung aussetzen könnte." Wie wahr! Nur gehört aber auch ein Herrscher dazu, der das zu würdigen weiß! — Der sechste Abschnitt: Friedrichs Beschäftigung im Frieden. Vorzüglich in Rücksicht auf Rechtspflege und Gesetzgebung. Die bekannte, hier actenmäßig erzählte, Geschichte des Müller Arnold, beförderte die Ausführung des Entwurfs von Friedrich, der Entwerfung eines neuen Gesetzbuchs. Der Verf. war der genaue Bekannte der dabei hauptsächlich gebrauchten Männer, v Carmer Suarez und Klein. So konnte er eine genaue und zuverlässige Geschichte dieses ganzen Unternehmens geben, wofür ihm gewiß

alle Freunde der Rechtsgeschichte Dank wissen werden. Das siebente Kapitel: Coadjutorwahl des Erzherzogs Maximilian in Eöln und Münster. Dieß Geschäft war das erste, zu dessen Hintertriebung der Verf. in seiner diplomatischen Laufbahn gebraucht ward. Der ihm ertheilte öffentliche Character kam zwar zu spät, als daß er es noch passend gefunden hätte, davon Gebrauch zu machen; aber er war schon vorher der Vertraute und der Rathgeber der Preussischen oder Oppositions-Partey, und also von Allem unterrichtet. So wird man es sich also leicht erklären können, wenn wir gestehen, daß dieser Abschnitt bey uns das lebendigste Interesse erregt hat; und daß wir ihn als das Muster der Auseinanderlegung einer großen diplomatischen Verhandlung betrachten, die immer zu den schwersten Aufgaben für den Geschichtschreiber gehören. Denn hier ist es, wo Vielseitigkeit der Ansichten, Kenntniß der Charactere, und psychologische Divinationsgabe, durchaus erfordert werden. Das Interesse des gegenwärtigen entspringt zwar zunächst aus dem Gegenstande selber, sowohl wegen seiner innern Wichtigkeit, die Niemand, der die damahligen innern Verhältnisse Deutschlands, besonders die zwischen Oestreich und Preußen weiß, verkennen wird; als auch wegen des Lichts den sie auf die in der Deutschen Geschichte so oft wiederkehrenden ähnlichen Vorfälle wirft. Eine so klare und ausführliche Auseinanderlegung einer Wahlgeschichte in zweyen der ersten Deutschen Stifter möchte man wohl vergeblich suchen! Erfreulich ist es zu sehen, daß, wenn auf der einen Seite allerdings die bekannten Mittel zur Erhaltung der Stimmen wirkten, es doch auf der andern in einem Stift wie Münster eine solche Anzahl patriotischer Männer gab, die durch keine Anerbietungen bewogen werden konnten, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen; und erst dann von freyen

Stücken der Majorität bestritten, als sie sahen, daß längerer Widerspruch nicht bloß vergeblich, sondern auch schädlich für das Ganze seyn würde. Aber nicht weniger wichtig ist diese Erzählung dadurch, weil sie die Charactere und die Handlungsweise zweyer der ersten Deutschen Staatsmänner jener Zeit in das hellste Licht setzt. Der erste dieser beiden ist Kaunig, der Urheber und Ausführer des Plans; der andere der ihm gegenüberstehende berühmte dirigirende Minister im Münsterlande, Freyherr von Fürstenberg. Mit welcher Gewandtheit und Schlaueit der erste einen Plan vorbereitete, einleitete und durchführte, dem auf allen Seiten so große Hindernisse im Wege standen, ist hier auf das klarste gezeigt. Nicht nur die Art, wie Oesterreich seinen Einfluß auf die Deutschen Erz- und Hochstifte erhielt, sondern auch die ganze diplomatische Verfahrensart von Kaunig, die bekanntlich immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, ist hier in einem einleuchtenden Beispiel ins Licht gesetzt. Wie der alte Churfürst gewonnen wurde, sich einen Coadjutor zu erbitten, was er noch gar nicht gewollt hatte; wie er den Erzherzog sich erbitten mußte; wie die Sache schnell so weit getrieben ward, daß die Preussischen Gegenwirkungen nun so gut wie zu spät kamen; wo freylich auch Preussischer Seits Fehler gemacht wurden, indem man nicht genug die kleinen Leidenschaften der Menschen schonte, und Friedrich sich bald in der Lage sah, entweder die Sache geschehen zu lassen, oder zu den Waffen zu greifen; — dieß alles muß man in dem Buche selbst nachlesen, da es durchaus keines Auszugs fähig ist. Noch genauer lernt man den Minister von Fürstenberg kennen. Herr von Dohm war der genauere Bekannte dieses merkwürdigen Mannes, und hat hier seinem Freunde ein seiner würdiges und bleibendes Denkmal errichtet. Von 1763 bis

1780, wo er nach der Wahl des Erzherzogs zum Coadjutor, als dessen Competent er in Münster aufgetreten war, seine Stelle niederlegte, war er im vollsten Sinne dirigirender Minister in Münster gewesen, und hatte ohne alles Geräusch oder Zwang in alle Zweige der Verwaltung neues Leben gebracht. Ein günstiges Geschick waltete damals überhaupt über die beiden Nachbarstifter, Münster und Osnabrück. Wenn jenes seinen Fürstenberg hatte, so hatte dieses seinen Mösler; und mit welcher hohen Liberalität es während der langen Minderjährigkeit des Herzogs von York von König Georg III. und von Hannover unter einem v. d. Bussche behandelt worden, ist nicht unbemerkt geblieben. Das achte Kapitel ist überschrieben: Tod und Character von Maria Theresia. Das neunte und letzte: Anfang der Regierung Kaiser Josephs des Zweyten. Rußlands Entfernung von Preußen und Annäherung zu Oestreich. Dieses letztere Verhältniß, welches, indem es späterhin den gemeinschaftlichen Türkenkrieg herbeiführte, das ganze politische System des Nordens umänderte, ist mit besonderer Genauigkeit auseinander gesetzt. Auch der Verf. bemerkt, daß bey der ersten persönlichen Zusammenkunft Josephs und Catharinas zwar noch kein fester Plan gefaßt sey; aber welche Ideen bereits damals in der practischen Politik Eingang gefunden hatten, lehrt folgende Aeußerung Catharinas gegen Joseph; die der Großfürst Paul dem Kronprinzen von Preußen und dem Grafen Görz, mehrmahls vertraute: "wenn es ihr erlaubt sey, Constantinopel zu nehmen, so könne Joseph sich dagegen Roms bemächtigen. Die Wiederherstellung des alten Zustandes der Welt, eines östlichen und eines westlichen Kaiserreichs war die Lieblingsidee, welche Catharinas Einbildungskraft damals beschäftigte." Möchte doch auch dieses Vespil die Großen lehren,



wie gefährlich es für die Welt und für sie selber ist, revolutionäre Ideen in Umlauf zu setzen oder zu begünstigen! Sie bereiten dadurch das Zeitalter vor, und die Männer bleiben nicht leicht aus, welche die Ausführung versuchen; nur ganz anders wie sie es wollten, oder ahneten! Das letzte Kapitel ist gleichsam die Einleitung zu der ersten Beilage: "Ueber die erste Theilung Polens, und Friedrichs Antheil an derselben." Mit der dem Verf. eignen Klarheit und Gründlichkeit ist dieser wichtige Gegenstand nach den neuesten darüber bekannt gewordenen Quellen ausführlich untersucht. Denn für jeden Verehrer des großen Königs ist es nicht gleichgültig zu wissen, ob er der erste Urheber jenes verderblichen Plans war, oder nicht. Ihn davon frey zu sprechen ist der Zweck des Verf. "So viel bey fleißiger Nachforschung mir bekannt geworden, (sagt er) hat kein Schriftsteller, von welchem man annehmen kann, daß er Zugang zu guten Nachrichten gehabt hat, die Meinung, welche ich hier bestreite, je behauptet. Dennoch ist jene Sage aus einem allgemeinen Buche über neuere Geschichte in das andere übergetragen, und fast allgemeine Meinung des Publicums geworden." (Da Rec. mit zu den Schriftstellern über allgemeine neuere Geschichte gehört, so mag es zu seiner Rechtfertigung ihm erlaubt seyn zu bemerken, daß zwar in der ersten Ausgabe seiner Geschichte des Europäischen Staatensystems vom Jahre 1809 jene Beschuldigung "sehr wahrscheinlich" genannt wurde; (und daß sie vielen Schein habe, gesteht Hr. v. D. gleich nächsther selbst;) aber bereits in der zweyten Ausgabe vom Jahre 1810, da die unterdeß erschienene *Vie privée du prince Henri de Prusse* den Rec. eines bessern belehrt hatte, gänzlich beseitigt worden sey). Seit dem eben erwähnten Zeitpunkt ward uns zu der Beurtheilung dieses ganzen

Gegenstandes eine neue Quelle eröffnet; als der Graf Gdz seine "Memoires et actes authentiques relatifs aux negociations, qui ont precedées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du 18me Siécle" 1810 herausgab. Aus dieser, noch bisher ungenutzten Quelle nun, schöpft Hr. v. D., nachdem er eine Critik der frühern Erzählungen vorangeschickt hat, seine Darstellung; die man also mit Recht eine actenmäßige Darstellung nennen kann. Zufolge dieser Untersuchung war es zuerst der Fürst Kaunitz, der durch seine Befehung eines Theils von Gallizien bereits im Sommer 1770, unter dem Vorwande der Vindicirung oder Einlösung des Zipser Comitats kraft (veralteter) Ansprüche die erste Theilung von Polen einleitete; aber mit einer so hinterlistigen Politik, daß er nicht die ersten Anträge dazu an die Andern machte, sondern diese an Oestreich machen ließ; und immer eine so zweydeutige Rolle spielte, daß er nicht nur die Maske vorbehielt, als gehe er in jene Theilung halb gezwungen herein, sondern auch noch darauf ausging, Bosnien und einen Theil von Servien der Pforte zu entreißen. Bestimmt ausgesprochen ward das Project zuerst in Petersburg, bey dem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen; und demnächst von Friedrich befördert. Unserer Meinung nach ist allerdings von dem Verf. auf das bündigste dargethan, daß Friedrich nicht der erste Urheber des Projects war. Ob aber Kaunitz so genannt werden müsse, muß wohl immer dahin gestellt bleiben; da sich nicht darthun läßt, daß seine Occupation von Gallizien wirklich in dieser Absicht geschehen sey. Wie dem aber auch seyn mag, so ist auch diese Entwicklung wieder einer der wichtigsten Beyträge zu der Darstellung der zweydeutigen und so gern Seitenwege wählenden Politik dieses Oestreichischen Ministers. Die folgenden Beylagen sind: Ueber

den Prinz Heinrich von Preußen: in der man außer seinen militärischen, doch auch gern einige Bemerkungen über seinen politischen Character gelesen hätte, der wohl viel weniger glänzend war. Actenstücke über die Arnoldsche Rechtsache; und über den Fürsten Potemkin; wo Rec. ganz mit dem Urtheil des Verf. übereinstimmt.

Die nachfolgenden Theile, wovon die beiden nächsten, bereits laut der Anzeige des Verlegers unter der Presse sind, können nicht anders als fortwährend an Interesse gewinnen; da der Verf. selber immer mehr theilnehmende Person wird. Die Verhandlungen über den Fürstenbund; über die Danziger Irrungen; die Unruhen in Aachen; nicht weniger in Lüttich; welche ihm zugleich Gelegenheit gaben sich genaue Kunde von der verführten Revolution in Brabant wie in den Niederlanden zu verschaffen, gingen durch seine Hände. Während des Französischen Revolutionskrieges war ihm die Haltung des Westphälischen, wie nachmahls die Direction des Niedersächsischen Kreistags, und des Convents zur Aufrechterhaltung der Neutralität des nördlichen Deutschlands übertragen. Unter dem jetztregierenden Könige ward er mit dem Grafen von Görz und Hrn. von Jacobi als Gesandter nach Rastatt geschickt; und hatte nachher die Preussische Entschädigungssache zu leiten, bis er die diplomatische Laufbahn verlassend, Kammerpräsident zu Heiligenstadt für das Eichsfeld und Erfurt wurde. Wie vieler und mannigfaltiger Aufklärungen wird sich also nicht noch die Geschichte unserer Tage zu erfreuen haben, wenn es die Vorsehung dem ehrwürdigen Verfasser gestattet, auch diese Gegenstände noch mit eben der Einfachheit, Klarheit und Wahrheitsliebe, zu behandeln, wie es mit den im gegenwärtigen Bande angezeigten geschehen ist.

## Dresden.

In der Waltherschen Hofbuchhandlung: Practisches Handbuch für Forst- und Bauleute, insbesondere aber für Künstler und Handwerker, welche in Holz arbeiten. In forstwirtschaftlicher, physikalischer und technologischer Hinsicht gesammelt und bearbeitet von Fr. Christ. Franz. Mit dem Motto: Scribendi recte, sapere est principium et fons. 1814. 112 Seiten in klein Octav.

Auch unter dem Titel: Erfahrungen und Vorschläge dem Zug- und Bauholze durch gewisse Vorrichtungen und bewährt gefundene Hülfsmittel die zu seiner eigenthümlichen Bestimmung nöthige Härte und Haltung zu geben, auch den Wurmfraß, das Springen und Schwinden des Holzes möglichst zu verhüten etc.

Der immer fühlbarer werdende Mangel an Bau- und Nutzholz, die Kostbarkeit der Baue, und das natürliche Bestreben der Künstler, Handwerker und Gewerbetreibenden das Holz zu seinem unendlichmannichfaltigen Gebrauche möglichst geschickt und anwendbar zu machen, hat eine Menge von Vorschlägen und Versuchen veranlaßt, die Dauer, Festigkeit, Biegsamkeit und andere erwünschte Eigenschaften desselben zu vermehren. Der Verf. obigen kleinen Buchs hat die Mühe über sich genommen, diese in vielen Schriften zerstreuten Versuche und Vorschläge zu sammeln und in ein Ganzes zu ordnen. — Nach einer kurzen Einleitung theilt er sein Buch in zwey Hauptabschnitte. In dem ersten handelt er: „Ueber die rechte Schlagzeit, Bestimmung, Anwendung und physikalische Beschaffenheit der Hölzer und deren wesentliche Vorzüge von einander.“ Er sagt: Alles zum Wasserbau genommene Holz soll in den Monathen August, September und October, wo der Saft sich bereits verdichtet und fest

gefezt hat; das zu trocknen Bauen erforderliche aber in den Monathen December und Januar geschlagen werden: auch soll ersteres vor dem Gebrauche nicht ausgetrocknet werden, weil sich sonst die feinsten Lehttheilchen und Säuren, die es eigentlich im Wasser conserviren, verflüchtigen. — Holz, was in nassen Gründen und Thälern gewachsen und sehr saftreich ist, soll zu nassen Bauen, Krippen, Wassertrögen u. dergl., dasjenige von trocknen Standörtern aber zu trocknen Bauen genommen werden. — In einem gelinden, sanften und warmen, sich stets gleichbleibenden Clima, wie z. B. das Griechische, soll das Holz, zumahl die Lannen, bey weitem dauerhafter werden, als das in kälteren Gegenden erwachsene, ja, nach Angabe Einiger, sollen die Cedern und Lannen in der Levante an Festigkeit und Dauer im Schiffsbau einen großen Theil unsrer Deutschen Eichen übertreffen. (Diese Behauptung dürfte wohl vielen Widerspruch leiden.) Bey Bearbeitung des im Sommer oder im Winter gefällten Holzes ergebe sich, daß letzteres weit kernichter und fester, jenes aber schwammiger und weicher sey; daher auch schon die Alten den Winter allemahl für die beste Schlagzeit des Holzes gehalten hätten. — Zuletzt gibt der Verfasser noch die Regel: Zum Bauen wähle man immer kleinjähriges, gedrängtes und feinfaseriges Holz, das auf einem trocknen Boden erzeugt ist, bearbeite es alsbald scharfkantig, um es vor den Würmern zu bewahren, lege es bey hinlänglicher Bedachung auf Unterlagen, damit es weder Regen noch Sonne erreichen können, und bediene sich dessen nicht eher, als bis es durchaus gehörig ausgetrocknet ist. —

Im zweyten Abschnitte theilt der Verfasser "Erfahrungen und Vorschläge zu Verbesserung und Benutzung der Hölzer, wie solchen durch eine gewisse Vorrichtung die nöthige Härte und Haltung zu

geben, auch der Wurmfraß, das Springen und Schwinden derselben möglichst zu verhüten sey" mit.

Die Hülfsmittel zur Vermehrung der Dauer und Festigkeit des Holzes sind nach ihm: 1) das Fällen der Bäume zur angemessenen Jahreszeit; 2) das vorherige Abschälen, Einhauen, Einbohren, Einschneiden und langsame Vertrocknen desselben auf dem Stamme; 3) das Auskochen des Holzes in Dehl, in Schiffstbeer, Salzode, weichem Flußwasser, Firniß u. s. w.; 4) das Räuchern; 5) das Anstreichen mit gelöschtem Kalk, oder gewissen Farben, mit Firniß u. a.; 6) das Vergraben; 7) das Auslohen und Schwelen; 8) das oberflächige Verkohlen; und endlich 9) das Einwässern desselben. — Der Verfasser handelt nun von jedem dieser Hülfsmittel insbesondere. — Wir können ihm darin nicht ganz folgen; sondern heben nur, dem Zwecke dieser Blätter gemäß, Ein und das Andere (characteristische) aus: Eichen soll man am Stamme in den Monathen December und Januar abschälen, wodurch sie sehr hart werden; Fichten, Kiefern und Tannen aber müssen im Frühjahr geschält und im nächsten Winter darauf gefällt werden, wie es in England zu geschehen pflegt. (Das Abschälen der Eichen mitten im Winter, wo, nach dem üblichen Ausdrücke, die Borke nicht geht, dürfte sehr schwierig seyn.) Das Auskochen der Hölzer bewähre sich in der Folge durch deren zunehmende Dauer, wie die Schwarzwälder Uhren, wie Ulmer Pfeifenköpfe u. s. w. zum Beweise dienen. Auskochen in einem besonders präparirten Wasser (der Verf. gibt die Präparation nicht an) vermehre den Kraftzuwachs des Holzes, geschähe es aber in reinem Wasser, so benähme es ihm — nach Migneron — den vierten Theil seiner Kraft. — Auskochen in Dehl vermehre die Dauer des Holzes außerordentlich, so daß unter anderen Herr Geh. Rath Wiebeking beim

Brückenbaue sich der hölzernen in Oehl gekochten Schrauben anstatt der eisernen bedient habe. — Eben so erprobt sey das Austochen in Salzsode, wozu die Erfahrungen auf Salinen und in den berühmten Salzwerken zu Wieliczka, wo das Holz nach 2—300 Jahren noch völlig unverfehrt gefunden worden, die Beweise lieferten. — Das eigentliche Verhältniß beym Einschmelzen (Zurichten) der Salzsode dürfte 3 Centner Wasser und  $\frac{1}{2}$  Centner Salz seyn. — Alles Werkholz der Bildhauer, Instrumentenmacher, Tischler u. s. w. sollte zuvor in weichem Flußwasser ausgekocht werden, und vorzüglich bekämen die Resonanzböden und musicalischen Instrumente dadurch mehr Reinheit und Klang. — Die Vermehrung der Dauer des Holzes durch Räuchern sey schon den Römern bekannt gewesen; die *ligna cocta* derselben, die in besonderen Buden — *tabernae coctiliariae* — verkauft worden wären, seyen weiter nichts, als geräuchertes Holz gewesen. — Als einen Holzansrich, welcher sowohl der stärksten Sonnenhize, als der Nässe widerstehe, habe der Engländer Parrensen eine Mischung von drey Theilen an der Luft verwitterten ungelöschten Kalk, zwey Theile Holzasche und einen Theil feinen Sand, alles durch ein Sieb gelassen und mit so vielem Leinöhl vermischt, daß es mit dem Pinsel angestrichen werden könne, erprobt. (— Mehrere dergleichen Compositionen zu Anstrichen und Firnissen theilt der Verf. in der Folge mit. —) Gegen den bekannten furchtbaren Schwamm in Gebäuden (— *Merulius vastator*, *Xylophagus lacrymans* &c. —) wird das Ueberstreichen mit Vitriol, oder das Einweichen in Kochsalz-Auflösung, oder in Heeringslake, oder in gebrannten Kalk und in gestandenen Urin empfohlen. — Das Austochen und Schwelen großer Holzstücke mittelst besonderer Dampfmaschinen sey vorzüglich in England auf den

Schiffswerften bey Biegung der Schiffsböhlen und Balken gebräuchlich. Der Verf. beschreibt eine in dem Zeughause zu Dresden eingerichtete Dampfmaschine, um dem Artillerieholze die erwünschte Dauer und Biegsamkeit zu geben, genauer, führt aber dabey an, daß der Vortheil mit dem Aufwande an Brennmaterial nicht im Verhältnisse zu stehen scheine. — Zuletzt theilt er noch aus v. Werner's gemeinnützigen Entdeckungen und Beobachtungen im Gebiete der practischen Forstwissenschaft u. s. w. eine, wie er jedoch selber eingesteht, hier gar nicht hergehörige Tabelle über den Gehalt im Laugensalze, über das specifische Gewicht und die feuernährende Kraft mehrerer Holzarten mit, und schließt sein Buch mit einem ausführlichen Register. —

Dem Verf. der bloß gesammelt und selber keine Versuche und Beobachtungen angestellt hat, bleibt unstreitig das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, dessen Wichtigkeit Niemand leugnen wird, von neuem, durch Zusammenstellung des bisher bekannten, wieder rege gemacht zu haben. — Wäre er zugleich bemüht gewesen, seinem Buche mehrere Vollständigkeit zu geben, hätte er die mancherley angeführten Erfahrungen und Beobachtungen genauer, critisch, geprüft und ihre Vortheile mehr gegen einander abgewogen, und hätte er sein Buch nicht mit so vielen, oft gar nicht zum Gegenstande gehörigen, Noten und Anmerkungen, die nur die Bogenzahl, aber nicht den inneren Werth vermehren, überladen; so würde dasselbe noch nützlicher seyn. So z. B. ist zwar häufig gesagt, daß es nothwendig sey, das Bauholz zur rechten Reifzeit zu fällen, aber nirgends angeführt, welches denn die rechte Reifzeit der verschiedenen Holzarten sey? und doch ist dieß ein Umstand, auf den in Hinsicht des abgehandelten Gegenstandes außerordentlich viel



ankömmt. Ferner erhält das auf dem Stamme abgeschälte Holz zwar eine größere Festigkeit und vielleicht auch Dauer, aber es verliert dabey an Diegsamkeit und Zähigkeit und schlägt auch, wenn es Schlagholz ist, nicht gut wieder aus; — was daher auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der andern wieder verloren. Und wozu, fragt man billig, steht S. II die lange gelehrte Note über das Alter der Kohlenbrennerey u. s. w. da doch hier bloß die Rede von den Mitteln seyn soll, die Festigkeit und Brauchbarkeit des Holzes zu vermehren u. s. w. — Als Beytrag zu den Versuchen, dem Holze durch beständiges Bewässern eine längere Dauer zu verschaffen und als Beweis, wie wichtig der Gegenstand im Großen werden kann, will Rec. noch anführen, daß gegenwärtig am Harze, wo der Verbrauch an Schacht- und Grubenholz außerordentlich groß ist, und wo alle Jahre eine große Anzahl der schönsten Fichtenstämme in der Erde verfaulen, sehr interessante Versuche über die Bewässerung der Schächte und Stollen durch Tagewasser, und über die davon zu hoffende längere Dauer des Holzes gemacht werden. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß das Holz an beständig feuchten und nassen Stollen (in feuchten Wetterern) bey weitem länger dauert als an trocknen, oder wo eine abwechselnde Temperatur herrscht. Während es an den letztern alle 5 oder 10 Jahre ausgewechselt werden muß, dauert es an den erstern 30 — 60 Jahre. — Man ist daher auf den Gedanken gerathen, das Holz an solchen Orten durch Wasserzuleitungen von außen beständig feucht und naß zu erhalten, und so seine Dauer zu vermehren. Gelingen die Versuche, so würden nach der aufgestellten Berechnung bloß in einem Bergwerks-Reviere jährlich 1000 Stämme Holz, verschiedener Stärke, und beynähe 5000 Gulden erspart werden. —

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

143. Stück.

Den 5. September 1814.

---

## Edinburgh.

Wir waren im Stande, in Zeiten des höchsten Drucks und der Beschränkung jeder Art, welche den Wissenschaften auch dadurch nicht wenig nachtheilig wurden, daß sie alle litterarische Verbindung mit England, wo nicht zum Theil ganz unmöglich machten, doch sehr erschwerten, unsere Leser mit dem wichtigen Inhalt des Edinburgh medical and surgical Journal bekannt zu machen, einer Zeitschrift, die nicht nur reich an lehrreichen Originalaufsätzen ist, sondern auch dreist eindringende Beurtheilungen neuer Englischer medicinischer Schriftsteller enthält. Vermittelt unserer Blätter, ward also, selbst unter der tyrannischen Aufrechthaltung des so genannten Continentsystems eine größere Kenntniß neuer wichtiger Forschungen der Englischen Aerzte in Deutschland verbreitet, als von der Bearbeitung jeden andern Zweiges des menschlichen Wissens in England möglich war. — Vom Jahrgang 1812 oder vom achten Bande haben wir nur noch das letzte Vierteljahrstück nachzutragen. Ein Brief des Marine - Wundarztes, W. S. Parson, jetzt zu Guadeloupe, über seine Be-

handlung des gelben Fiebers. Das Sumpf-Miasma ergreife die neuen Ankömmlinge aus Europa, so oft es nur einer kleinen Gelegenheits-Ursache bedürfe, um dieses Fieber zu erregen. Die erste Folge sey eine unordentliche Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern, der das venöse und absorbirende System nicht entspreche, welche letzteren Gefäße vom Anfange der Krankheit an in einen Torpor verfallen sollen. Mit der höchsten Hefigkeit ströme das Blut in den mehrsten Fällen nach dem Gehirn, aber jedemahl noch besonders nach den Eingeweiden des Unterleibes. Congestion des Bluts nach gewissen Organen und eine Entzündung derselben, die ihre baldige Zerstörung fürchten lasse, sey also der Hauptcharacter. Man müsse daher die Gefäße so schnell als möglich zu entleeren suchen, bis die Zufälle, welche sich aus der ungleichen Thätigkeit der arteriellen und venösen Systeme ergeben, nachlassen. Ein großes Unterstützungsmittel der Aderlasse sey der freye Gebrauch der Abführungsmittel, so daß ein anhaltendes Wirken der Gedärme aufrecht erhalten werde; so wie warmes verdünnendes Getränk und warme Bäder, statt letzterer vielleicht noch besser Dampfbäder, um die Säfte nach der Haut zu richten. Nach so bewirkter Tilgung der entzündlichen Erscheinungen können erst die kalten oder warmen Begießungen mit Wasser heilsam seyn, um Rückbleibsel des Fiebers, oder Geneigtheit in dasselbe zu verfallen, zu heben. Früher ist das kalte Begießen höchst nachtheilig, so wie auch Currie bey innerer Localentzündung dasselbe für unzweckmäßig hält. Zum Quecksilber hat er kein Vertrauen, nach seiner Erfahrung. Unthätigkeit der lymphatischen Gefäße, meint er, verhindere desselben Einsaugung. In einem Hospital, dem der Verf. vorstand, starben von 219 schwer am gelben Fieber Erkrankten 36, obgleich einige spät, andere mit

Magen-, Leber- und Darmentzündungen aufgenommen wurden. Ist die Krankheit so weit vorgerückt, so zeigte sich bis jetzt jedes Mittel unwirksam. Blutlassen erleichtert dann nur für einige Zeit, beschleunigt aber den Tod, macht ihn aber auch sanfter. Sehr häufig stellte sich die Krankheit folgendermaßen dar: die Haut zusammengezogen, der Puls klein und erst kaum fühlbar, obgleich auf Druck gespannt wie eine Saite, kühle Gliedmaßen, und die Thätigkeit des Herzens fast wie gehemmt, mit großer Beängstigung u. s. w. Das drückte nur einen höhern Grad der Krankheit aus, mehr Drang des Blutes nach innen und mehr Torpor in den Venen. Jede Aderlasse hob hier den Puls, und der ganze antiphlogistische Apparat war hier nur dringender angezeigt. Das Blutentziehen kam nur in Mißcredit, weil man es im ersten Zeitraume nicht reichlich genug anwendete, oder noch seine Zuflucht zu demselben nahm, denn schon innere Theile zu sehr ergriffen waren. Doch will er nicht behaupten, daß die Lanzette allein das Fieber zu verdrängen vermöge, ohne daß Spasische Fliegenpflaster, Abführungen u. s. w. zu Hülfe zu nehmen sind. Es sey zweckmäßiger, viel Jalappe um Quecksilber hinzuzusetzen, als letzteres in starken Gaben zu geben, und er verbindet daher 4 – 5 Gran Calomel mit 15 – 20 Gran Jalappe in einem Pulver. 3 – 4mahl reichte er eine solche Gabe, in Zwischenräumen von 6 – 8 Stunden, da er fand, daß so lange das Blut eine überwiegende Neigung nach den Eingeweiden hat, und noch eine kurze Zeit nach Wiederherstellung des gehörigen Blutumlaufes die Leberabsonderung von kranker Beschaffenheit ist. In diesem Umstande findet er eine Erklärung, daß ein unregelmäßiges Wechselfieber mit gallichtem Erbrechen oft dieser continua folgt. Die Kunst leiste nichts, wenn Congestion (?) und ihre Folge Entzün-

dung und Brand vollständig zu Stande gekommen sind. Bäder von starken Aufgüssen des calaicum wolle er künftig versuchen. Im letzten Zeitraum der Krankheit sahe er guten Erfolg vom China in Clystieren, und von sehr reichlich gegebenen flüchtigen Reizmitteln. Er selbst hatte schwarzes Erbrechen, Singultus, Kälte der Gliedmaßen und eine gänzliche Unempfindlichkeit. Man rettete ihn, indem man ihn in einer Nacht zwey Bouteillen Champagner und fast eine ganze Bouteille Branntwein trinken ließ, seinen Körper mit Flaschen, die heißes Wasser enthielten, bedeckte und mit Vesicatorien und Senfpflastern belegte. Auch ein anderer ward auf diese Art dem Tode entrissen. Doch ist es selten, dann noch Hülfe leisten zu können. (Wir haben schon mehrmahls gefunden, daß die Vertheidiger der Lehre, daß Typhus eine Gehirnentzündung sey, welche den antiphlogistischen Curplan verlange, sich auf unsere Auszüge aus Englischen Schriftstellern beziehen, welche in tropischen Ländern, Nordamerica und Sicilien epidemische Fieber behandelten. Der Typhus, welchen wir in Deutschland kennen, ist aber ganz anderer Art, so wie das schreckliche Fieber, welches in Folge des letzten Krieges die aus Rußland und Sachsen sich zurückziehenden Französischen Truppen verbreiteten, einen eigenthümlichen Character hatte. Letzteres war ganz entschieden contagios, da jene Fieber heißer Länder nach den zuverlässigsten neuen Erfahrungen nie ansteckend sind, sondern vom Sumpfmiasma unter besonderen Verhältnissen abhängen, die Form einer Remittens haben, die in Wechselstieber sich umzusetzen neigt. Solche große Unterschiede dürfen nie übersehen werden, und schließen alle Verwandtschaft mit dem Typhus aus. Parson spricht beym gelben Fieber von einer Art Antagonismus zwischen dem arteriellen und den venösen

und resorbirenden System, ersteres soll in die höchste Anstrengung, letztere Systeme in Torpor verfallen seyn. Eine Ansicht, die sich den in Deutschland jetzt herrschenden Theorien nähert. Aber der Engländer weiß sie so wenig als die Deutschen Schriftsteller des Tages mit haltbaren Gründen zu belegen. Bey Entzündungen sind Blutadern und lymphatische Gefäße gewiß nicht in einem Zustand von Torpor.) Ueber das im October 1810 zu Gibraltar ausgebrochene Fieber, von W. Burnett, Arzt der Flotte im Mittelländischen Meer. Berichte anderer über diese Epidemie, und Critik derselben aus dem, was der Verf. aus seiner anderweitigen Erfahrung und aus vielfachen sonstigen Nachrichten anführt, zeigen hinlänglich, daß die einzige gute Behandlungsart dieser Art Fieber ist, frühe und starke Aderlässe anzuwenden, bis eine Remission entsteht, wozu oft nöthig ist 50—60 Unzen Blut zu entziehen; dann reicht man Abführungsmittel, welche die Engländer jetzt immer Drastischer Art seyn lassen, besonders aus Quecksilber und Jalappe. Es wird jetzt allgemein beklagt, daß von der Beschaffenheit und Behandlungsart der so verbreiteten bössartigen und mörderischen Fieber des Jahres 1804 zu Gibraltar eine genügende Darstellung zu entwerfen unterlassen worden ist. Ein kurzer officieller Bericht über das zu Carthagena im Jahre 1811 herrschende gelbe Fieber von N. Vance. Auch zu Plymouth zeigte sich der große Nutzen des Blutentziehens und der sonstigen entzündungswidrigen Heilart gegen contagöse Fieber im dortigen Hospital für Seeleute, nach den Berichten des Arztes desselben, Dr. J. Wilson. Von 50, die aufgenommen wurden, starb nur einer. On nervous affections, and on the treatment of Chorea Sancti Viti. By David Uwins.

Ungenügende Beobachtungen. Ueber die Heilung des Tetanus durch Mohusafz und warmes Bad, von Dr. Thomas Christie zu London. In Ceylon wurden ein Paar Fälle, die nach Wunden entstanden, durch die angegebenen Mittel geheilt; das Bad hatte 104–106 Grad Fahrenheit. Den Tetanus als Folge der Niederkunft sah der Verf. einmahl, und er endigte tödtlich. Die Eingebornen sahen das aus Erfahrung im voraus. Von vier Fällen des Tetanus ohne Wunden wurden zwey geheilt. Aufz Anglisten erfolgt daselbst bey Pferden oft dieses Uebel und sie sind dann nicht zu retten. Die Resultate einiger Zergliederungen von Personen, die 1803 zu Neu-York am gelben Fieber starben, von Alexander Ramsay zu Edinburgh. Bey mehreren fand er die lymphatischen Gefäße in einem Zustande, den er schon als Schüler von Cruikshank entdeckt und beschrieben habe. Diese Gefäße verlieren ihre Durchsichtigkeit und Elasticität, und werden opak und unelastisch. In demselben Verhältniß erweitern und verdicken sich ihre Häute; Congestion findet nun statt. Leiden solche Gefäße Druck, oder werden sie von den Säften, die sie enthalten, leer, so verwachsen die innern Häute mit einander, und durch Schließen ihrer Höhle sind sie dann außer Stand, das Fortströmen der Lymphe zu befördern. Am häufigsten findet man eine solche Beschaffenheit dieser Gefäße in den Lungen und nicht selten im plexus coeliacus. Schwächende Ursachen jeder Art scheinen dieses Uebel zu veranlassen, besonders aber ein unmäßiger Gebrauch von Quecksilber, welchen sich die Americanischen Aerzte so vielfach zu Schulden kommen lassen; dieser Meinung sey auch Saunders. Practische Aerzte, die er darauf aufmerksam machte, fanden diese Krankheit der lymphatischen Gefäße in allen

Theilen des menschlichen Körpers, und ein angesehenener Geburtshelfer machte dieselbe Beobachtung an kranken Brüsten. In indolent tumours this seems to have been traced as the foundation of the evil. Ob die Ausdehnung des ductus thoracicus bey Cruickshank hieher gehöre? Wasserschucht scheine gelegentlich damit zusammen zu hängen. Case of Pseudo-Syphilis, with Remarks. By *William Stephanson Clark*, Wundarzt zu York. Further observations on painful subcutaneous Tubercle. By *William Wood*. Unsere Leser erinnern sich der ausführlich mitgetheilten Beobachtungen über dieses Uebel. Hier werden nun die von Cheselden, Camper, Difter und John Pearson angeführten Fälle verglichen. Dr. Thomas Little zwey Fälle einer besondern Krankheit des Testiculs, zur Bestätigung der Erfahrungen von Hrn. Lawrence, wenn der Testicul selbst in Entzündung geräth, in Folge derselben die äußere Haut in Ulceration tritt und die innere Haut des Testiculs reißt, wodurch derselbe selbst hervortritt und einen harten schwammigten Auswuchs erhält. Eine Lebensbeschreibung des auch unter uns durch seine wichtigen Werke über Hautkrankheiten und die Kuhpocken hochgeschätzten Willan. Er war in Yorkshire 1757 geboren, ward in den Grundsätzen der Quäker erzogen, erlangte in der Griechischen Sprache und Mathematik große Vollkommenheit, stand in London lange zwey Dispensarys mit großer Auszeichnung vor, entwarf von allen merkwürdigen Fällen, die ihm da vorkamen, genaue Schilderungen, fast immer in schönem Latein, studierte und verglich die ältere medicinische Litteratur mit großem Eifer, nahm auch an den Arbeiten der Gesellschaft der Alterthumsforscher Theil, und erhielt einen großen Ruf



1432 G. g. X. 143. St., den 5. Sept. 1814.

als ausübender Arzt; besonders ward er bey allen ungewöhnlichen Hautübeln hinzugezogen. Als Mensch, Gelehrter und Arzt wird von ihm mit dem höchsten Lobe gesprochen, aber es wird bemerkt, daß er nicht mit der gehörigen Kraft und festen Entschliebung Mittel gegen Krankheiten anordnete; ein aus dem Character hervorgehender großer Fehler eines Arztes, der in der Heilung großer chronischer Hautkrankheiten besonders nachtheilig seyn mußte. Zur Wiederherstellung begab er sich nach Madaira, wo er 1812 starb. Er hinterläßt mancherley Handschriften. Bey plötzlichen Todesfällen im häufigen Rheumatism, nach einigen Stunden vorhergehenden Delirium, oder auch ohne dasselbe, habe man neuerlich stets das Herz entzündet gefunden. Einige haben hierin die Ursache des Todes finden wollen, besonders wenn vorher eine solche Affection des Herzens zu erkennen war. Bey der Sicht erfolgten solche schwere unerwartete Todesfälle noch häufiger als bey dem Rheumatism. Ein Londoner Arzt frägt nun, ob da auch das Herz entzündet sey? Die Tuberkeln in den Lungen seyen keine Ausartungen der lymphatischen Drüsen, sondern coagulirte Lymphe; wenigstens hätten sie manche Eigenschaften derselben nach chemischen Untersuchungen. Sie wären ein abgesonderter Stoff, die Folge einer großen Anzahl verschiedenartiger Krankheiten, nach Analogie der Gelegenheitsursachen der Wassersucht.

Vorzüglich herausgehoben zu werden verdient:  
*An Inquiry into the Proceß of Nature in repairing Injuries of the Intestines; illustrating the Treatment of penetrating Wounds, and strangulated Hernia. By Benjamin Travers. London 1812. 374 Seiten in Octav.*

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. u. 145. St.

Den 8. September 1814.

Paris.

Bei Didot: Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan en cent-cinquante Planches, décrits avec des recherches sur l'époque de leur fondation, une notice géographique et une notice historique de cette contrée par *L. Langlès*, membre de l'Institut de France &c. &c. le dessin et la gravure par *A. Boudville*. Fünfte und sechste Lieferung, 1813. klein Folio. S. diese Anzeigen vom Jahre 1813. St. 116, 117. S. 1153–1168.

Der Text der fünften Lieferung (S. 40–60) fängt mit der in der vierten abgebrochenen Beschreibung des auf Pl. XXII. abgebildeten Denkmahls (Sépulture de la Dynastie Musulmane dans le Maïssour) an. Hier wird noch bemerkt, daß in diesem Monumente nicht allein die Fürsten jener Dynastie ruhen, sondern daß auch die Asche ihrer treuesten Diener unter dem Portikus und im Umfang der Moschee aufbewahrt wird. Unter andern schlummert hier *Borhânéd-Dyn*, der Bruder einer der Weiber des *Typou*, der bey der Vertheidigung der Festung *Satte-Mangalam*, welche die Britten am

A (7)

26. August 1790 eroberten, sein Leben verlor. Beide Gebäude werden mit einer viereckigten Säulenhalle umgeben, welche zum Aufenthalt der Reisenden und der Fakirs dient, und also den doppelten Zweck, der Frömmigkeit gegen die Verstorbenen und der Gastfreundschaft gegen Fremdlinge in sich vereinigt. Das ganze Monument ist in einem prachtvollen und an überladenden Ausschmückungen reichen Styl, und nichts weniger als mit edler Einfach (noble simplicité) wie der Verf. meint, ausgeführt. Ueberhaupt aber ist seine Vergleichung der Orientalischen Baukunst mit der Abendländischen voll Widersprüche und Irthümer. Pl. XXIII. XXIV. Rochers sculptés de Mâvalipouram. Entrée d'un temple souterrain à Mâvalipouram. Wenn man sich von der Hauptstadt der Provinz Maïssour in gerader Richtung nach der Küste Coromandel wendet, so findet man an der äußersten Spitze derselben ausgearbeitete Felsenmassen, welche als die einzigen Ueberbleibsel der Stadt Mavalipouram bey den Seefahrern unter dem Nahmen der sieben Pagoden bekannt sind. Beym ersten Anblick glaubt man wild zusammengeworfene Felsen zu sehen, kommt man aber näher, so entdeckt man Tempel und Wohnungen einer gleichsam versteinten Stadt, wie sie uns in den Arabischen Feenmärchen beschrieben werden. Die hervorragenden Felsenmassen haben architectonische Formen erhalten, und die zusammenhängenden Felsenwände sind auf das kunstreichste mit Basreliefs verziert. Die fast unübersehbare Menge der Gegenstände nöthigt uns, nur bey den merkwürdigsten zu verweilen. Pl. XXIII. stellt eine kleine aus einem einzigen Felsen gehauene Pagode dar, die ungefähr 24 Fuß hoch, eben so lang und 12 Fuß breit ist. Sie gehört zu den Monolithen, wie sie die Aegypter ausgearbeitet haben, und enthielt in

ihrem Innern den Eingang. Außer den zahlreichen Vasreliefs mit welchen die innern Wände verziert sind, sieht man eine eingegrabene Inschrift mit unbekanntem Charakteren, welche einige Aehnlichkeit mit denen in den Grotten zu Kanara zu haben scheinen, die ebenfalls bis jetzt unentziffert geblieben sind. Die Monumente zu Navalipouram enthalten viele solcher Inschriften, von denen Herr Goidingham (Asiatick Researches T. V.) 18 bekannt gemacht hat. Man bemerkt, daß dieser kleine Tempel, was Form und Styl betrifft, von vielen andern, die ihn umringen und ebenfalls aus dem harten Felsen gehauen sind, und von denen einige ein abgerundetes und gewölbtes Dach haben, abweicht. Diese Verschiedenheit rührt entweder von der ursprünglichen Form des Felsen her, nach welcher man sich richten mußte, oder weil die Pagoden in verschiedenen Zeiträumen ausgehauen worden sind. In der Gruppe dieser Pagoden von mannichfaltigen Formen befinden sich ein Elephant und ein Löwe, ebenfalls an Ort und Stelle ausgearbeitet. Der Elephant erscheint in natürlicher Größe, die Dimensionen des andern Thiers aber sind colossalisch, daher der Verf. glaubt, daß es die treue Copie eines jetzt von der Oberfläche der Erde verschwundenen Geschöpfs sey. Und in der That ist es merkwürdig, daß alle Löwen, welche auf Indischen Vasreliefs vorkommen, oder ganz rund ausgearbeitet sind, keine Mähne am Halse haben, und von einer ganz ungewöhnlichen Stärke sind. In der Nähe jener Pagode dehnt sich eine 72 Fuß lange Felsenwand aus, deren Fläche ganz mit Figuren in Vasreliefs geschmückt ist, die aber durch die Länge der Zeit und die verzehrende Meeresluft so sehr gelitten haben, daß man nur mit Mühe den Inhalt, der aus dem Mahähārata entlehnt ist, entdecken kann. Ein andres

nicht weit davon befindliches Basrelief hat zwar keinen so großen Umfang, ist aber besser erhalten. Es stellt die große Avatāra, oder die Herabsteigung des Wischnou unter der Gestalt des Krischna dar, wie er die Heerden des Nāreda weidet. Diese Episode der Indischen Mythologie erinnert an den Apollo Nomius der Griechen. Unter den vielen Thieren auf diesem Basrelief erkennt man leicht diejenigen, deren Gestalt die Gottheit in ihren verschiedenen Incarnationen annahm, z. B. die Schildkröte, den Fisch, den Eber, das Roß und den gigantischen Löwen ohne Mähne (Sinhā). Man erblickt ferner die dem Rama und Ganesa heiligen Elefanten, und die Affen, welche dem Rama in seinem Kampfe mit dem Tyrannen von Ceylon, Ravana, zu Hülfe kamen. Dieß große und reiche Gemählde in Basrelief dient gleichsam einem Vorhof zur Fierde, der zu einem aus hartem und derbem Felsen gehauenen unterirdischen Tempel führt. Dieser besteht aus einem weiten länglichen Saal; eine doppelte Reihe Säulen, ebenfalls aus dem Felsen gearbeitet, stützen die Decke, welche ein natürliches Gewölbe ist. Die Säulen welche die äußere Reihe bilden, haben den Löwen ohne Mähne zur Basis, der auf einem doppelten Säulensfuße ruht; der Schaft endigt sich in ein Capital, das mit drey Nittern zusammengesetzt ist, welche den Fries tragen, über den in gewissen Zwischenräumen kleine Modelle von Tempeln angebracht sind. Dieser Colonnade gegenüber liegt ein andrer Felsenblock, den man in eine Pagode verwandelt hat, und der von jener durch Buschwerk getrennt wird, welches beweiset, daß dieser Ort schon lange verlassen worden ist. Das Buschwerk ist so stark, daß es die ersten Stufen einer Treppe bedeckt, welche zu dem Gipfel des Berges führt, auf dem einige heilige Gebäude sich

befinden. Man sieht auch am Fuße desselben die Ruinen einer Mauer eines dem Siva geweihten Tempels. Wahrscheinlich hing diese Pagode mit einem Pallast in der Nähe zusammen, zu dem man mittelst mehrerer Treppen steigen mußte. Der Boden ist überall mit Backsteinen bedeckt, welche zu verschiedenen Theilen jenes Gebäudes gedient haben. Der Zeit und der Verwüstung ist glücklicher Weise eine Sculptur entgangen, deren Beschreibung eine Abbildung leicht überflüssig machen kann. Auf einem ebenen Theil des Felsen erhebt sich nämlich eine steinerne Platte-Forme, auf zwey bis drey Stufen, 10 Fuß lang und 3 bis 4 Fuß breit, welche vollkommen die Gestalt eines Bettes hat, dessen Hauptpfühl ein ruhender Löwe (linhâ) ist, und das Bett des Dherma râdjah, d. h. des gerechten Königes, oder des Richters der Todten genannt wird. Der Verf. glaubt, daß dieses Monument in dem verschwundenen Audienzsaal des Palastes sich befunden und als Thron des rechtsprechenden Königs gedient habe. In einer passenden Entfernung zwischen den Zimmern der Weiber und den der Männer hat man in dem Felsen das Bad der Droppedy, der Gattinn des Dherma râdjah, ausgegraben. So nennt man gegenwärtig ein kleines Bassin, in welchem sich unstreitig die devâdâcy oder die Längerinnen des Tempels zu baden pflegten.

Alle diese Tempel befinden sich auf der nördlichen Seite des Felsens. An der entgegengesetzten findet man zuerst einen andern dem Siva gewidmeten Tempel, der ebenfalls mit allen seinen Sculpturen aus dem Felsen herausgetrieben ist. Die Statue des Siva ist mit vier Armen dargestellt, wie er sich mit dem linken Fuß auf die Boswanandî stützt, und in den Händen die Figuren des Brama, Wischnu und der Parvati emporhält. Diese Sculpturen sind

mit vielem Fleiß ausgeführt. Colossale Statuen von Elephanten und Löwen (Simhā) schmückten den Eingang des größten Theils dieser Tempel, die außerdem andre merkwürdige Alterthümer enthalten. So sieht man eine Art von Baldachin, der eine Pagode bedeckt, und der auf vier Säulen ruht, deren jede 27 Fuß hoch ist. Der Schaft besteht aus einem Stücke, und steigt sich verjüngend in die Höhe, und mißt an der Basis 16 Fuß  $\frac{5}{8}$  im Durchmesser. Im Ganzen herrscht Eleganz und Majestät.

Wenn es auch unmöglich ist, die Zeit zu bestimmen, in welcher diese Wunderwerke ausgegraben worden sind, so kann man doch vielleicht die Ursache angeben, warum man sie schon seit vielen Jahrhunderten verlassen hat. Nicht weit von der Monolith-Pagode bemerkt man eine 36 bis 40 Fuß hohe, 26 Fuß lange und eben so breite ausgehauene Grotte, an welcher weder Dierathen noch Inschriften in unbekanntem Charakteren gespart sind. Eine andere daneben liegende 49 Fuß lange und 26 Fuß hohe Felsenmasse muß durch irgend eine Gewalt sehr gelitten haben. Man hatte bereits eine Reihe Pfeiler die den Fronton tragen sollten ausgearbeitet, und war 4 bis 5 Fuß tief in den Felsen gedrungen, als die Arbeiter ihr Werk liegen ließen. Das Aufgeben dieses Werks von Seiten so unternehmender und unermüdeten Menschen kann bloß das Resultat einer großen, physischen oder politischen Catastrophe gewesen seyn, und daß dieß der Fall war, zeigt sich aus einem etwa 4 Zoll breiten Riß, der den Felsen von Länge nach durchspaltet, und sich ohne Zweifel unter der Erde verliert. Die Spuren des Meißels, die an beiden Rändern des Risses sich entsprechen, beweisen, daß durch ein gewaltsames Erdbeben der Felsen gerade zu der Zeit gespalten wurde, als die Arbeiter mit dem Ausgraben sich

beschäftigten. Wahrscheinlich trat zu gleicher Zeit das Meer aus seinen Gränzen, überschwemmte einen großen Theil der Stadt Navalipouram und begrub in den Wellen viele der schönsten und prachtvollsten Monumente. Noch im Jahre 1776 sah man am Ufer des Meers eine aus Backsteinen erbaute und dem Siva heilige Pagode, welche von den Meeresfluthen fast gänzlich verschlungen war; die Wellen bespülten selbst das Heiligthum in welchem das Idol stand, und zu welchem man nicht anders als durch drey große Vorhallen kommen konnte. Nicht davon bemerkt man mitten im Meere den Pfeiler oder Snomon nach welchem man sich bey dem Bau der Pagode gerichtet hatte, auch ragen überall aus dem Wasser künstlich behauene Felsen und Ruinen mit Basreliefs hervor, welche uns einen Begriff von der gewaltigen Ueberschwemmung, und den Verwüstungen, die sie bewirkt hat, geben können. Ja, einer glaubwürdigen Sage nach, entdeckte man noch im 17ten Jahrhundert die Spizen einer Pagode, welche mit vergoldetem Kupfer bedeckt waren, und unter dem Wasser die glänzenden Sonnenstrahlen zurückwarfen. Gegenwärtig hat diese Erscheinung aufgehört, entweder weil das Gebäude zerstört, oder mit Schlamm bedeckt worden ist. Dieser Umstand erlaubt uns zwar nicht, die durch Erdbeben und Meeresfluth bewirkte Zerstörung von Navalipouram in sehr entfernte Zeiten zu setzen, man darf aber nicht vergessen, daß wie jene schreckliche Catastrophe eintrat, die Ausgrabungen noch nicht beendigt waren, daß die Indier keinen großen Bau als nach einem durchaus unabänderlichen Plan unternehmen, daß ihre Geduld Jahrhunderte lang ausdauern kann, und daß wir nicht einmahl errathen können, wie viel Zeit von dem Anfange dieser Arbeit bis zu dem Augenblick verfloßen war, als die Wellen den größten



Theil des bereits vollendeten überströmten, und die erschrockenen Arbeiter nöthigten, ihr Werk liegen zu lassen. Darf man den wenigen, bedauernswürdigen Brahmanen, die unter den Trümmern dieser Herrlichkeit herumirren, Glauben beymessen, so ist Mavalipouram noch vor dem Käliyoga, also vor acht und vierzig Jahrhunderten erbaut worden. Fast sollte man die Hypothese begünstigen; daß Mavalipouram der Sitz des großen Bali gewesen ist, der nach Indischen Sagen einen großen Theil des Orients beherrschte, und daß die Gründung dieser Pagoden hinaufreiche in das höchste Alterthum, wo eine sichere Zeitrechnung noch gar nicht möglich ist. Aber so viel kann man mit Zuversicht annehmen, daß die Wunderwerke von Mavalipouram von mehreren auf einander folgenden Monarchen errichtet sind, deren Namen und Thaten im Grau der Vorwelt sich verlieren. Die in der Nähe wohnenden Brahmanen behaupten, daß hier der Ort war, nach welchem seit Jahrtausenden die frommen Indier pilgerten; und es ist eine feine Bemerkung des Verfassers, daß die ältesten Städte, nach welchen gewallfarthet wurde, — ohne vielleicht den Tempel des Jupiter Ammon auszuschließen, der nun seit langer Zeit in einer Sandwüste liegt — am Ufer des Meeres sich befunden haben. — Die heutige Stadt Mavalipouram enthält ungefähr zehn Familien und zwanzig Häuser der Brahmanen, die ihr Leben theils durch die Almosen, die ihnen einige wenige Indische Pilgrimme reichen, theils durch die Freygebigkeit der Reisenden, welche die Neugierde hierhertreibt, hinfristen.

Auf dem Wege von Mavalipouram nach Maïssour trauerer überall Ruinen verschiedner Pagoden, von denen eine, welche in eine Festung verwandelt worden ist, das hohe Alterthum von Bangalore

beweiset. In einer dieser Pagoden hat man die Pl. XXV. abgebildete Statue der Lakshmi, oder die Göttin der Schönheit, des Reichthums und des Glückes gefunden. Bangalore hat durch die Vorliebe des Haider Aly Khan und seines Sohns Tippou-Sulthan viel gewonnen, auch sind sie die Erbauer eines prächtigen Palastes (mahl). Pl. XXVI. Ob er gleich nur von Holz und Mauerwerk aufgeführt ist, so hat er dennoch viel Eleganz und selbst ein imposantes Ansehen. Der Geschmack ist der neuere Arabische, mit gruppirten Säulen und ausgeschweiften Bogen. Aber ohne einen Grundriß kann man von dem Ganzen sich keine deutliche Vorstellung machen.

Der Wechsel der mahlerischen Ansichten macht die Reise durch die Ghattes Gebirge, ihrer Beschwerlichkeit ungeachtet, zu einer der angenehmsten. Auch trifft man viele Monumente an, unter denen eine zerstörte Brücke über den Fluß Käveri unsere Aufmerksamkeit verdient. Sie war mit Steinplatten zusammengesetzt, welche auf 20 Fuß hohen und 2 Fuß dicken Säulen von schwarzem Granit ruhten, und hatte eine Länge von etwa 300 Fuß. Sie ist zusammengestürzt, und man kann über ihre Trümmer trockenen Fußes durch den Fluß kommen. Die geringe Bekanntschaft der Indier mit der Wasserbaukunst zeigt sich an dieser Brücke sehr auffallend, weil die Steinmassen, mögen sie auch noch so groß seyn, den Vortheil der Gewölbe nicht ersetzen können.

Pl. XXVII. Pagode de Talicot. Dieser alte Tempel ist mit einer Mauer umringt, in deren Umfang noch ein kleinerer Tempel sich befindet, auf dem die colossale Statue des Stiers des Siva ruht, dessen Länge ungefähr 12 Fuß und Höhe 8 Fuß beträgt. An Festtagen wird er mit Blumenwinden und kostbaren Tapeten geschmückt. Talicot

ist ein so ungesunder Ort, daß die Einwohner wie Gespenster umherwandeln. Einer glücklichern Lage hat sich Kandji oder Kandjéveram (vielleicht richtiger Kanji Pouram) zu erfreuen (S. 57), ein Ort, der in Verhältniß mit seiner Bevölkerung sehr groß erscheint. Allein die Häuser haben nur ein Stockwerk, und die sehr breiten Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und sind an den Seiten mit Cocospalmen besetzt. Die Einwohner sind Brahmanen und Tänzerinnen (Névadâcy), die zu den Ergänzungen der Priester und frommen Pilgrime dienen, welche die beiden Tempel besuchen, von denen einer dem Isouara oder Siva, also dem Lingam, der andre der Parvati gewidmet ist. Der Tempel des Isouara ist der größte und einer viereckigten Festung ähnlich; die drei Mauern, die ihn einschließen, sind von Quadrern. Der Eingang einer jeden Mauer ist mit einer Pyramide gekrönt, die neun Stockwerke und mit der zu Tanjaour Ähnlichkeit hat. Alle Wände derselben sind mit vielen Statuen und Figuren in Basrelief geschmückt, und weil eine unzählige Menge von Affen sich hier angesiedelt hat, so finden sie ein Vergnügen daran, die possirlichen Stellungen der Statuen nachzuahmen. Eine Treppe im innern einer jeden Pyramide führt zu ihrem Gipfel. Im ersten Vorhof findet man zur Linken ein großes auf tausend Säulen ruhendes Gebäude, welche zum Theil mit schönen Basreliefs geschmückt sind. Die Gruppe welche ein Menschenopfer darstellt soll vortrefflich gearbeitet seyn. Dem Gebäude gerade gegenüber liegt ein Teich zu Reinigungen, auch sind einige kleinere Pagoden zerstreut. Eine derselben ist mit Inschriften in unbekanntem Charactern bedeckt, wie man sie zu Nivalipouram antrifft. An den andern Pagoden sieht man Basreliefs in Felder abgetheilt, welche auf einzelne Theile der Indischen

Mythologie sich beziehen; die meisten Gottheiten haben einen Heiligenschein ums Haupt.

Pl. XXVIII. Pagode de Kandjeveram. Diese iraste Pagode hat eine ganz eigenthümliche und fremdartige Gestalt, und soll in dem Malabarischen Styl gebaut seyn, ob sie gleich sehr nahe an der Küste von Coromandel liegt. Es ist eine ausgehauene und mit dem Meißel-bearbeitete Felsenmasse, den Tempeln zu Navalipouram nicht unähnlich. Sie bildet eine Pyramide, deren Spitze in einen Dorn sich erhdigt. Der Eingang scheint von vier Löwen ohne Mähne (Lihâ) vertheidigt zu werden, wie auch von einem Stier, der aber eine neuere Arbeit ist. Sieben kleine Gebäude zur Rechten der Thür bedecken eben-so viele Lingams von schwarzem porirtem Granit, 2 Fuß hoch. Einige sind rund, andere facettirt. Rund um die Pagode erblickt man auf einer ebenen 6 Zoll breiten Fläche eben solche unklare Inschriften wie zu Navalipouram. Im Innern sind zwey dunkle Säle, von denen der erste die vergoldeten Statuen des Rama und seiner Gemahlinn Sita, der zwente den Lingam als einzige Zierde enthält. Diese Pagode ist heut zu Tage verlassen.

Da der Text zu den übrigen Kupferstichen dieser Lieferung noch nicht erschienen ist, so bemerken wir nur, daß Pl. XXIX. bis XXXIV. Ansichten der Stadt Madras enthalten.

Von der sechsten Lieferung dieses Werks, welche eine Notice géographique de l'Hindoustan enthält, sind bis jetzt nur 24 Seiten mit einer außer gestochenen Karte erschienen, auf welche drey andere Karten folgen werden, die die politische Eintheilung Indiens in drey verschiedenen Perioden darstellen sollen. Der Plan der dieser Notice zum

Grunde liegt, ist kunstlos und natürlich; indem der Verf. von der Gestalt und Beschaffenheit des Landes zu feiner jetzigen Eintheilung und zur Beschreibung des ganzen Staatenverbands übergeht. Die geographische Schilderung Indiens hat durch die Aufnahme und Benutzung des Besten, was in den neuesten Zeiten darüber erschienen ist, sehr gewonnen; auch standen dem Verf. mehrere seltene Quellen und Handschriften zu Gebote, unter denen ein vollständiges Manuscript des Ayin Akbery die wichtigste zu seyn scheint. Indem wir als bekannt voraussetzen dürfen, was der Verf. von dem Umfange, den Gränzen, Namen und natürlichen Eintheilungen Hindostans gesagt hat, wollen wir nur die politische Eintheilung ausheben, in welcher sich gegenwärtig jenes Land befindet. Diese umfaßt folgende Provinzen: 1. Das Reich der Mahratten gegen Abend, und 2. das Reich des Radjah der Mahrattan gegen Morgen. 3. Das Reich des Radjah von Maissour. 4. Des von Travancore, 5. Des Nizam oder Soubhader von Dehgan. 6. Des Nabob von Koude, und 7. des Königs von Candi. Alle diese Fürsten haben nur eine scheinbare Herrschaft, indem sie von den Engländern bewacht und fest eingeschlossen gehalten werden. Die Seykhs bewohnen die morastigen Gegenden der Pendj-ab und die Gebirge von Lahore; es ist eine tapfere und zahlreiche Nation, die doch keinen organisirten Staat bildet; und deren Lage sie nicht vor einem Einfluß der Engländer unter dem General Lake im Jahre 1805 hat schützen können. Eine Europäische Handelsgesellschaft beherrscht also ein Reich, das fast so groß wie Europa ist, und vom 7° 50' S. B. bis zum 31° sich erstreckt. Von der Einheit der Nation kann nicht mehr gesprochen werden, da die Indier seit Jahrhunderten in mehrfältige Interessen

getheilt, eben so leicht zugänglich und besiegbar geworden sind, als jener zerstreute Bund Pfeile gebrochen werden konnte, den der sterbende Dschingischan seinen Söhnen zum warnenden Beispiel vorwies. Was der Verf. von der Eintheilung in Präsidenschaften, von den verschiedenen Gerichtshöfen, der Salz-Administration und den Truppen der Compagnie erzählt, ist zu bekannt, als daß wir es hier wiederholen dürften. Nach einer zuverlässigen Berechnung hat die Compagnie in Diensten: 5 bis 6000 Mann Europäische Infanterie, 10,000 Mann Indische Cavallerie, 100,000 Mann Indische Infanterie, ohng eine zahlreiche Artillerie zu rechnen, die unter geschickten und ergebenen Offizieren steht. Diese Macht ist hinreichend ihre ungeheuren Besitzungen und ihre reichen Goldquellen zu beschützen. Allein der Same des Mißvergnügens und Aufruhrs liegt tief in den Gemüthern, und es wäre nichts unerhörtes, wenn irgend ein unternehmender Geist der reizenden Versuchung unterläge, sich in den schönen Gefilden des schönen Orients einen unabhängigen Staat zu gründen, und mit der Krone Indiens sein Haupt zu schmücken. —

### Göttingen.

Vormittägige Gottesverehrungen an Sonn- und Festtagen, oder Versuche, in allen Theilen der Vormittägigen Sonn- und Festtags-Gottesverehrung nur einen Hauptgegenstand durchzuführen. Bearbeitet von mehreren und herausgegeben von Franz Georg Ferdinand Schläger, Stadt- und Garnison-Prediger zu Münden. Erster Band. 1814. 399 S. in Octav.

Dieser Titel gibt sehr gut an, wodurch sich die in diesem Werke gesammelten und zu sammelnden Aufsätze vorzüglich auszeichnen sollen. Es sollen

nicht bloße Predigten seyn, sondern jeder Auffatz soll alles enthalten, was der Prediger, besonders nach der Vorschrift der Hannoverischen Agenden, bey der Vormittägigen Sonn- und Festtagsfeyer seiner Gemeinde im Anfangs- und Schlußgebet, in der biblischen Vorlesung, in der Predigt, auch wohl noch in der Beichtrede und in der Anrede an die Communicanten vorzutragen hat, und soll es so enthalten, daß in allen diesen verschiedenen Formen und Abschnitten seines Vortrags nur ein Hauptgegenstand herausgehoben, ihrem Verstand und Gemüth vorgehalten, und durch die verschiedene Art der Behandlung selbst für jenen faßlicher und für dieses eindringlicher gemacht wird. Gewiß wird niemand bezweifeln, daß es sehr nützlich werden kann, wenn auch dadurch in alles dasjenige, was für die Erbauung und Belehrung der Zuhörer bey einer sonntäglich-kirchlichen Versammlung berechnet ist, eine gewisse Einheit hineingebracht wird. Noch williger möchte Rec. einräumen, daß es besonders für angehende Prediger eine tkeffliche Uebung im schärferen Nachdenken und im angestrongteren Meditiren werden kann, wenn sie es zuweilen darauf anlegen, ein solches Ganzes aus ihren sonntäglichen Vorträgen zu machen; doch gesteht er dabey, daß er es eben so wenig zur allgemeinen Regel als zur allgemeinen Manier gemacht zu sehen wünschte. Sobald man der Manier etwas gezwungenes ansieht, so muß sehr viel von ihrem Effect verlohren gehen, und wie könnte aller Zwang haben vermieden werden, wenn der Prediger an vorgeschriebene Texte und zugleich an eine bestimmte Ordnung der biblischen Vorlesungen gebunden ist? Außerdem kann es Fälle geben, daß der geistvolle Prediger gerade durch die Mannichfaltigkeit der Vorlesungen, die er seinen Zuhörern vorhält, und der Em-

pfundungen, die er bey ihnen erweckt, einen stärkeren Total-Eindruck auf sie machen kann, als sich durch eine noch so natürliche oder noch so künstliche Einheit und Gleichförmigkeit erzielen ließe. Aber daß der geistvolle Prediger auch in dieser Manier etwas vortreffliches leisten kann, beweisen wirklich mehrere in diesem ersten Bande der Sammlung enthaltene Proben, worunter wir vorzüglich den ersten, dritten, siebenten und achten Vortrag auszeichnen möchten.

### Heidelberg.

Bei Mohr und Zimmer: Entwurf des Systems der theoretischen Physik zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Georg Friedrich Fries (Professor der Philosophie zu Heidelberg). 1813. 138 Octavseiten.

Dies kleine Buch, sagt der Verfasser, soll kein eigentliches Compendium seyn, er berufe sich in den Vorlesungen auf größere Handbücher, aber er brauche Paragraphen, an die er den theoretischen Vortrag bestimmt anschließen könne, und die zugleich sowohl eine nähere Darstellung der ihm eigenthümlichen Ansichten, als auch eine bestimmtere Nachweisung enthielten, wie weit es uns gelungen sey, in jeder Lehre auf die Grundsätze durchzudringen. Von der Ordnung nach welcher der Verfasser seinen Vortrag einrichtet, gibt folgendes einen Abriss: Zuerst encyclopädische Uebersicht der Naturwissenschaften. Nun Experimentalphysik. Einleitung. Verhältniß des Naturforschers zur Natur. Erster Abschnitt. Allgemeine Eigenschaften der Körper in Rücksicht ihrer Beweglichkeit, nebst den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zweyter Abschnitt. Phänomene der Schwere und der ursprünglichen Anziehung aus der Ferne, Schwere im Allgemeinen,



Druck des Wassers, Druck der Luft. Bewegung der Gestirne (hier unter der Aufschrift Experimentalphysik wohl nicht ganz am rechten Orte). Dritter Abschnitt. Erscheinungen der Gegenwirkung in der Berührung. Zusammenhang der Körper. Chemischer Proceß. Vierter Abschnitt. Phänomene unmittelbarer sinnlicher Belehrung, in denen das Bewegliche nicht als Masse wahrgenommen wird. Schall, Licht, Wärme. Fünfter Abschnitt. Phänomene unmittelbarer Beobachtung, in denen das Bewegende nicht als Masse wahrgenommen wird. Electricität, Magnetismus. Sechster Abschnitt. Ideen einer allgemeinen Naturgeschichte der Erde. Die Erde als Planet. Das Meer und die Atmosphäre, Temperatur der Erde, Bewegungen des Wassers, Erscheinungen in der Atmosphäre, das feste Land, der organische Proceß. Auch dieser sechste Abschnitt gehört wohl nicht zur fortlaufenden Firma Experimentalphysik. Es wäre besser gewesen, wenn der Verfasser S. 15 die Ueberschrift Experimentalphysik lieber ganz weggelassen hätte, um mit dem Titel des Buchs nicht im Widerspruche zu stehen. Wenn es S. 23 heißt, daß die Flächenkräfte in dem umgekehrten Verhältnisse des Raumes stehen, den die Körper einnehmen; S. 25 daß bei starren Körpern die Reibung der Theile die einmahl erhaltene Gestalt des Körpers vertheidige; S. 38 daß die Ursache, wodurch die Körper sich schwer zeigen in einer im Mittelpuncte der Erde ziehenden Kraft zu suchen sey, so möchten wir sowohl gegen diese als mehr andere nicht ganz deutlich und bestimmt genug ausgedrückte Sätze mehreres erinnern, wenn es der Raum unserer Blätter verstattete, uns mit einer umständlichen Anzeige und Critik von Lehrbüchern, die nur einer oberflächlichen Uebersicht der Wissenschaft gewidmet sind, zu befassen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. Stück.

Den 10. September 1814.

London.

Ben J. Davis, Wolfe und Taylor: *Scriptores logarithmici: or Collection of several curious Tables on the Nature and Construction of Logarithms, mentioned in Dr. Hutton's historical introduction to his Edition of Sherwin's mathematical Tables, together with some Tracts on the binomial Theorem, and other subjects connected with the Doctrine of Logarithms. Vol. IV. 700 S. 1801. Vol. V. 800 S. 1804. in Quart.*

Von den drey ersten Bänden dieser von Maseres herausgegebenen *Scriptores Logarithmici* haben wir in unsern Blättern (1792. S. 1189 u. 1797. S. 1609) bereits Nachricht ertheilt. Daß in diesem Werke auch Schriften, welche mit der Lehre von Logarithmen in einer entfernten Verbindung stehen, von neuem abgedruckt sind, zeigt der Titel desselben, und mehrere derselben sind auch hier wieder mit einem oft ziemlich umständlichen Commentar des Herausgebers selbst begleitet.

In Vol. IV. zuerst Bemerkungen von demselben über *Halley's Schrift: An easy Demonstration of*  
B (7)

the Analogy of the logarithmic Tangents to the meridional Line &c. (M. f. Vol. II. S. 76 u.) insbesondere über die Aufgabe, aus den Gleichungen zwischen der geographischen Breite des Orts von welchem ein Schiff ausfährt =  $b$ , der geographischen Breite des Orts wo es anlangt =  $B$ , dem loxodromischen Winkel =  $L$ , dem zurückgelegten Weg =  $W$ , und dem Längenunterschiede =  $D$ , die Größen  $W$  und  $B$  (oder auch  $W$  und  $b$ ) zu finden, wenn die übrigen bekannt sind. Die zwey Gleichungen für diese Aufgabe sind

$$D = \text{tang } L, \log \frac{\text{tang}(45^\circ + \frac{1}{2} B)}{\text{tang}(45^\circ + \frac{1}{2} b)}$$

$$W = r (B - b) \text{ Sec } L$$

die Erde für eine Kugel vom Halbmesser  $r$  genommen. Um hier z. B. die Größen  $W$  und  $B$  aus den übrigen zu finden, ist eine transcendente Gleichung aufzulösen, wozu schon mancherley Verfahren angewandt worden sind. Herr M. bedient sich der Methode der Reihen, welche aber nach der von ihm gegebenen Entwicklung sehr weitläufig ausfällt, und den indirecten Auflösungsmethoden wohl nachstehen muß. Die hierüber geführten Rechnungen gehen von S. 1 — 113. Brauchbarer für die Ausübung ist die von Willebrord Snellius gewählte Methode in seinem *Tiphys katavus*, welche Schrift den Inhalt von Nr. II. ausmacht. In Nr. III. hat Matay eine Vergleichung der verschiedenen von Douguer, Robertson, Emerson, Israel Lyons, und Bezout gegebenen Auflösungsmethoden dieses Problems angestellt. Nr. IV. ist ein Abdruck von Wilsons *historical Dissertation on the Rise and Progress of the modern Art of Navigation*. 1772. Herr Maseres wünscht, daß die zur Schiffkunst gehörigen Schriften, deren in jener historischen Ab-

handlung Erwähnung geschieht, in einer besondern Sammlung unter dem Titel *Scriptores nautici* herauskommen möchten, so wie er es denn überhaupt zum Behufe der Liebhaber für nützlich hält, wenn ähnliche Sammlungen wie seine *Scriptores logarithmici*, auch für andere Theile der Mathematik veranstaltet würden. Nr. V. Ueber die Construction eines Dreiecks bloß durch Hälfte des Kreises, wenn gleich die gegebenen Bedingungen des Dreiecks so beschaffen sind, daß sie zu einer Gleichung vom zehnten Grade führen von J. Glenie, nebst Bemerkungen und Zusätzen des Herausgebers. Die Aufgabe ist, über einer gegebenen Grundlinie ein Dreieck zu zeichnen, dessen Höhe der halben Grundlinie, der Würfel der Grundlinie aber dem dritten Theile von der Summe der Würfel der beiden andern Seiten gleich ist. Daß die aus den angeführten Bedingungen entstehende Gleichung vom zehnten Grade sich auf eine quadratische muß bringen lassen, ist klar. Ueber den ganzen Gegenstand sind viele, wie uns scheint, ganz überflüssige Rechnungen geführt. Der Rec. hat alles auf einem viel einfacheren Wege gefunden. Die Untersuchungen über dieses Problem gehen von S. 335 - 412. Nr. VI. Ridlington's Schrift, welche den Titel führt: *An important Proposition concerning the Asymptotic Areas of an aequilateral Hyperbole, from which it follows that they are Logarithms or Measures of the Ratios of the Ordinates that bound them.* Nr. VII. Zwey Aufgaben von dem Herausgeber über die zusammengehörigen Aenderungen der veränderlichen Größen  $y = a^2 + 2ax + x^2$  und  $z = a^2 - ax + x^3$ ; den Werth von  $x$  zu finden, wenn  $y : z$  ein Größtes werden soll. Nr. VIII. Ein Auszug aus Pascals Schriften, über die Arithmetik und Algebra. Nr. IX. X. Ein Anhang zu

der Abhandlung Vol. III. S. 255 u. von John Hellins. Noch allgemeinere Betrachtungen über die Reihe  $a - bx + cx^2 - dx^3 + ex^4$  u. s. w. unter der Bedingung, daß die Differenz  $b - c$ ;  $c - d$ ;  $d - e$ ; u. s. w. und die daraus entstehenden zweyten, dritten u. s. f. Differenzen gewisse annähernde Werthe haben sollen, wodurch jene Reihe bequem summirt werden kann. Dieser Aufsatz geht von S. 571 bis zu Ende dieses Bandes.

Vol. V. Nr. I. Der Herausgeber über Newtons Binomialtheorien für den Fall, daß der Exponent ein Bruch ist. Es werden hier vier Methoden angegeben, die Coefficienten der Binomialreihe, für den angeführten Fall zu entwickeln. Sie gründen sich auf beschwerliche Divisionen und Multiplicationen von Reihen, und die hiezu gehörigen Rechnungen gehen von S. 1-86. Kürzer gelangt man unstreitig zum Resultate, wenn man die Reihe für die Potenz  $m$  eines Polynomiums für den Fall, daß  $m$  eine ganze Zahl ist, bereits als bewiesen zum Grunde legt. Die kürzeste Entwicklung erhält man freylich durch die Differenzialrechnung, aber man verlangt in der Analysis des Endlichen den allgemeinen Beweis des Binomialtheorems ohne solche Hülfsmittel. Nr. II. Eine lateinische Abhandlung unter dem Titel *Analysis Fluxionum*, von Dr. William Scales. Der Zweck dieser Abhandlung ist Newtons Fluxionenlehre gegen die Einwürfe Berkeley's, John Landens, und einiger Französischen Analysten zu rechtfertigen. Dieser Abhandlung sind von demselben Verfasser noch drey Anhänge beygefügt. 1. *De Analyti antiqua*. 2. *De aethere vibratorio et de modo sentiendi*. 3. *De Ente supremo*. Nr. III. Ein Brief von James Glenie an den Herausgeber, über den allgemeinen Beweis von Newtons Binomialtheorien, welchen

Herr G. noch mehr zu vereinfachen sucht. Nr. IV. Hallens Schrift: *A discourse on compound Interest*. Erschien zuerst im Jahre 1705, in der Einleitung zu Sherwins *Mathematical Tables*. Der gegenwärtige Abdruck ist aus der dritten von Gardiner besorgten Ausgabe jener Tafeln (im J. 1741) genommen. Diese Schrift geht hier von S. 220-516. Der Beschluß dieses Bandes besteht von Nr. V-XIII. in Anmerkungen und Zusätzen zu Hallens Schrift, von Moivre, James West, Will. Jones Dodson, John Ward, und in einer *Clavis usurae* oder Sammlung einiger Tafeln, welche für Berechnungen des einfachen und zusammengesetzten Zinses, der Leibrenten, u. dergl. dienlich sind, und durch Beispiele erläutert werden.

### Wien.

*Die Nationalgeschichte der Deutschen. Erster Theil. Von der uralten Zeit bis zu dem Gotenreich unter Hermanrich.* 1813. 184 S. und CLIV S. Noten in Quart.

Als Verfasser unterzeichnet sich unter der Vorrede der Freyherr H. C. Gagern. Der gegenwärtige Anfang eines neuen Werks über Deutsche Geschichte unterscheidet sich von allen frühern durch Form und Geist so auffallend, daß jede Vergleichung unpassend seyn würde. Es ist allerdings gewissermaßen das Werk der Zeit; aber in dem höhern und edlern Sinne, keineswegs aber das Werk des Augenblicks; auch ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß die Vorrede schon Baden (bey Wien) im September 1812 unterschrieben ist. Wer nur die Vorrede liest, — überschrieben: *Der Eingang, meine Empfindungen*, — erkennt darin bald ein durch die großen Begebenheiten der Zeit tiefbewegtes Gemüth; und diejenigen unserer Leser, die sich aus einem unserer neulichen

Blätter erinnern, daß der Verf. zu dem Kreise der Männer gehört, welche die Freyheit des Vaterlandes durch Rath und That wiederherstellen halfen, werden es sich leicht sagen können, welche Empfindungen es waren, die in jenen Zeiten das Gemüth des Verf. bestürmten. Wenn die Gegenwart nichts erfreuliches darbietet, was bleibt übrig als sich in die Regionen der Vergangenheit zu flüchten, und in der Geschichte zugleich den Trost und die Belehrung zu suchen, welche für solche Zeit noth sind? Aber welches ein ganz anderes Studium der Geschichte muß nicht daraus hervorgehen? Wie wird es anders möglich, als daß der Forscher sich selbst, seine Gesinnungen und Gefühle zugleich mit seinen Ansichten in sie hineinträgt? Die Critiker, die dieß tadeln wollen, mögen bedenken, daß ohne dieses auch Tacitus nicht geschrieben hätte. Wogegen auch wir gern einräumen, daß auch hier alles auf die Individualität des Schriftstellers ankomme. In dem hier vor uns liegenden ersten Theile werden nur, wie der Titel es aussagt, die Anfänge der Geschichte der Deutschen erzählt. Man könnte zweifeln, ob gerade hier die Aufklärungen zu finden seyn, die man in unsern Tagen über den Geist und Character der Nation zuerst sucht? Dem ist aber gänzlich anders. "Vorher, sagt der Verf., war die Befolgung der vaterländischen Geschichte bloß die Zusammenfügung der Umstände, um den schon gegebenen Zustand unserer Tage daraus zu erkennen, zu beurtheilen, und auch wohl zu erhalten. Man beschrieb das schon aufrecht stehende, und wählte die Tugenden, die dazu gehörten. Nun aber, da dieses Resultat vernichtet ist, treten alle vorhergegangene Nationallagen und Handlungen wieder in gleiche Rechte. Armin und Marbod, und ihre Zwiste, sind eben so merkwürdig und bedeutend, als die Frie-

drichs II. und Josephs II." — Das ist die wahre Ansicht des National-Historikers. Ihm ist die Nation um ihrer selbst willen da; nicht um diese oder jene Formen, um etwa ein Deutsches Recht zu bilden. Aber allerdings wird nun auch erfordert, daß der Geschichtschreiber einen freyen und unbefangenen Blick mit dazu bringt, der im Stande ist die ganze Nation sowohl ihrem Umfange als ihrer moralischen Wichtigkeit nach zu umfassen; das Große und Wichtige, wenn auch vielleicht auf den ersten Blick weniger Scheinbare, hervorzuheben; das Unwichtige, wenn es auch vielleicht zuerst in die Augen fällt, zu beseitigen oder nur leicht zu berühren. Bey dem Theile der Geschichte, den unser Werk. in diesem ersten Bande behandelt, bot sich ihm der große Gesichtspunct, unter den alles zu bringen war, ganz von selber an. Er ist das Verhältniß der damaligen Germanischen zu der Römischen Welt. Und damit ist auch zugleich das unendliche Interesse ausgesprochen, das diese Geschichte wie in allen Zeiten, so vor Allen in den unfrigen, haben muß. Denn mit Recht mag man zweifeln, ob die ganze nachfolgende Deutsche Geschichte etwas wahrhaft Größeres aufzustellen hat, als den Kampf unserer Nation gegen die Römische Weltcoloss; ein Kampf, der aus einem Vertheidigungskrieg von unserer Seite zuletzt ein Angriffskrieg ward, der mit dem Sturz des Uebermächtigen endete. Für den Forscher der Deutschen Geschichte ist dieser Abschnitt aber keineswegs bloß wegen seines Glanzes und seiner Größe wichtig; sondern vor Allen deshalb, weil die Grundzüge des politischen Characters der Deutschen Nation sich hier schon so klar und bestimmte darlegen, daß für den denkenden Beobachter hier schon die Fackel angezündet wird, welche ihn durch das ganze Labyrinth dieser Geschichte leiten muß. Die andern



großen Nationen der Weltgeschichte traten auf, jede als Ein Volk, als ein in sich geschlossenes Ganzes. Der Deutschen Nation war es vorbehalten, von ihrem ersten Auftritt in der Geschichte bis zum Jahre 1813 als ein in sich selbst getheiltes Volk zu erscheinen. Ob dieses für die Nation selber ein Uebel gewesen sey, mag eine unentschiedene Frage bleiben; für die Weltgeschichte ist es Gewinn ein Volk auftreten zu sehen, das anders ist, und anders wirkt, wie die andern. Und wenn diese Nation, (was wohl kein Universalhistoriker läugnen wird,) auf unsern Welttheil am stärksten und vielseitigsten eingewirkt hat, so muß wenigstens das Resultat auch dem Kurzsichtigen bald sich offenbaren, daß ohne jene innere Zertheilung nie diese vielseitige und mannichfaltige Einwirkung hätte erfolgen können. Allerdings aber offenbart sich dem Forscher auch darneben bald ein zweytes Resultat, daß eben aus jener Ursache keine Geschichte eines neuern Europäischen Volks schwerer zu behandeln ist als die Deutsche. Es ist nicht bloß der gewaltige und dabei so oft schwankende geographische Umfang, der diese Schwierigkeiten erregt; muß der Geschichtschreiber einer so vielseitig wirkenden Nation nicht eben so vielseitig seyn, als sie selber? Findet er eine Geschichte, wo der Bearbeiter mehr mit dem Stoff zu ringen hätte, wo durch diesen ihm der Sieg schwerer gemacht wird, als bey der Deutschen Geschichte? Kein Wunder — kämen auch nicht noch andere Ursachen hinzu, die jeder aus den frühern Zeitverhältnissen leicht sich selber sagt — wenn noch keiner den Preis hat erringen können! Also die beständige Gegenüberstellung der Germanischen und der Römischen Welt, die Einwirkung der ersten auf diese, ist das Hauptthema des Werf. in dem gegenwärtigen Bande. Und vorzüglich die erste, gleichsam vorläufige, Frage

war diese: wer zu der Germanischen Welt gehört? Der Verf. gibt allerdings dem Germanischen Stamm einen viel größern Umfang, indem er Scythen und Geten mit dahin rechnet, sich bey den letztern auf das Zeugniß des Plinius (Hist. nat. IV, 25.) stützend, daß der Name der Scythen in den der Sarmathen und der Germanen übergegangen sey; und nicht mehr als nur bey den äußersten und unbekanntem Völkern gefunden werde. Nicht weniger rechnet er auch die Geten oder Dacier zu den Germanen, weil sie dasselbe Volk mit den Goten seyn. Da es hier nicht der Ort seyn kann, in das Einzelne dieser Untersuchung hineinzugehen, (was die Scythen betrifft, so möchte sich kaum etwas Allgemeines darüber sagen lassen, da der Name bald sehr bestimmt von Einem Volk, wie bey Herodot, bald sehr vag wie bey uns etwa der Name der Tartaren gebraucht wird,) so wollen wir nur bemerken, daß doch offenbar das östliche Europa neben dem Germanischen auch im Römischen Zeitalter nicht Germanische Stämme, wie den Slavischen und andre enthielt; die doch nicht unbekannt und unbenannt bleiben konnten. Will nun aber auch jener Meinung der Verf. nicht beitreten, (wo uns keine Ueberreste der Sprachen geblieben sind, werden die Meinungen über die Verwandtschaften der Völker immer ungewiß,) so würde ihn doch nur der Vorwurf treffen, etwas mehr in seine Untersuchungen hereingezo-gen zu haben, als der Gegenstand erforderte; und selbst dieser kaum; da bey dem engen Verhältniß der Völker Germanischen und nicht Germanischen Ursprungs, die das Römische Reich bekriegten, auch die letzten aus dem Gesichtskreise nicht gänzlich ausgeschlossen bleiben konnten.

Die Behandlungsart des Verf. ist ihm ganz eigenthümlich. Es ist nicht ununterbrochen fortlaufende

Erzählung, wie bey Gibbon u. a. sie nähert sich mehr der aphoristischen Schreibart. Jeder Abschnitt enthält eine Reihe von erzählenden Betrachtungen, die unter einander in keine enge Verbindung gesetzt sind; bald ausführlich, bald aber auch so kurz, daß man sie Aphorismen nennen könnte. Es versteht sich, daß der Verf. dabey der Zeitordnung folgt; auch ist gewöhnlich die Zeitrechnung am Rande bemerkt. So ist der äußern Form nach das Ganze nur an einen losen Faden gereiht; aber in dem Innern weht von der ersten bis zur letzten Seite Ein und derselbe Geist; der Geist der Liebe zum Vaterlande und zu der Nation. Nur glaube man aber nicht, daß dieses blinde Vorliebe sey. Auch den Römern läßt der Verf. ihr Recht wiederfahren; und einzelne sonst verurtheilte Charactere, wie z. B. der des Kaiser Maximin des Thraciens, werden in Schutz genommen, und in ein eben so neues als wahres Licht gestellt. Man mag öfters auf Stellen stoßen, wo man andrer Meinung ist; aber wie kann dieses anders in einem Werke seyn, das nichts von den Vorgängern entlehnt, sondern ganz die Frucht eigener Forschungen ist; wie denn auch mit größter Gewissenhaftigkeit die Beweisstellen nicht etwa bloß citirt, sondern in den Noten größtentheils ganz abgedruckt sind.

Nach dem Plan unserer Blätter können wir nur den Inhalt in so weit angeben, daß der Leser dem Faden im Ganzen folgen kann. Dieser Band zerfällt in zwölf Abschnitte. Der Verf. geht aus von einem allgemeinen Ueberblick der Völker des östlichen und nördlichen Europas, ihren Tugenden und ihren Führern. Die Untersuchung über die Cimbrische Wanderung beendigt den ersten Abschnitt. Hierauf der zweyte: über Deutschlands Grenzen; die Kriege und Bündnisse Mithridats und ihre Folgen; die wahrschein-

liche Selbigeit der Geten und Goten; und dagegen den Unterschied zwischen Germanen und Sarmaten. (Ueber die Verwandtschaft oder Verschiedenheit dieser Völkerstämme sey es uns, statt schon gesagte Sachen zu wiederholen, erlaubt, auf Hartker's gründliche Forschungen in den Commentationen der hiesigen Societät zu verweisen.) Dritter Abschnitt: Der Sklavenkrieg und Spartacus. Der Deutsche Antheil daran. — Arivivst. — Cäsars Feldzüge und politische Verbindungen. Seine Commentarien. Wie groß die Zahl der Deutschen unter dem Heer des Spartacus seyn mochte, muß freylich der Vermuthung überlassen bleiben; Deutschland war nicht das Hauptland, woher die Römer ihre Sklaven zogen. Also mit Recht nur kurz davon. Aber mit Cäsar beginnt die genauere Kenntniß unsers Vaterlandes. Daher also, nach der Erzählung von Cäsars Unternehmungen, über die Grundzüge der Deutschen Verfassung; wie sie sich damahls offenbarten und es auch nachher stets geblieben sind. “Die Formen der Freyheit und des socialen Bandes waren mannichfaltig. Neben den Eichen steht ruhig die Birke, die Staupe und die Pflanze. Das Moos umschlingt schirmend und beschirmt. Warum nicht auch so das edlere Wesen der Mensch? — Vom Anbeginn unserer Geschichte Zerplitterung und anscheinende Unordnung, die aus irgend einer Begebenheit des Innern hervorgiengen; eine Art von constitutioneller Form annahmen, und so blieben, je ruhiger und unangefochtener die Zeiten waren. Zur Zeit der Noth oder des großen Bedarfs kam wieder etwas, das sie zusammenfugte; nach älteren schon vorhandenen Normen, oder nach neuen Anordnungen. Allein trotz dieser Mischung sahen wir immer Hauptvölker oder Haupttheile durchschimmern, an welche sich die andern anreihen; es waren ihrer nie

über (unter?) fünf: und nie über zehn." Wie dieser Faden sich nun durch die Deutsche Geschichte fortwählet, (der Verf. fängt mit den fünf Germanischen Hauptzweigen an, die Plinius anführt;) muß die ganze folgende Geschichte zeigen. Sie wird hoffentlich auch darthun, so weit dieß möglich ist, weshalb denn gerade bey unsrer Nation jene Spaltungen so tief und unvertilgbar waren. — Hierauf Blicke in die alte Deutsche Mythologie, in wie fern besonders auch in ihr der Nationalcharacter sich abspiegelt. Nun im vierten Abschnitt das Zeitalter Augusts bis zur Niederlage des Varus. Wie sich versteht nach Tacitus; aber durchweht mit eigenen Bemerkungen. Es ist ein heller Abschnitt in der Deutschen Urgeschichte. Hätte sich Plinius Werk über die Kriege mit den Deutschen erhalten, wie viel würden wir auch in den folgenden Zeiten klärer sehen! Mit Sorgfalt hat hier der Verf. die Bruchstücke bis zu dem Marcomannenkriege gesammelt und zusammengestellt. Der Aufstand des Civilis ragt darunter hervor; aber auch die zerstreuten Nachrichten über einzelne Deutsche Heerführer sind nicht verschmäheth. Der sechste Abschnitt: Die Verhältnisse der Deutschen und Römer unter der Herrschaft der Flavier; die Donau und die Donaukriege; Dacier; Trajan und Decebal. Dieser merkwürdige Fürst wird von dem Verf. in einem bessern Lichte geschildert als sonst gewöhnlich. Nicht als roher Verwüster, und bloßer Krieger, sondern nach einer Stelle des Dio, als ein Fürst der Sinn für Cultur hatte; und darnach die Geschenke bestimmte, die er von den Römern erhielt. Bey Trajans Kriege mit ihm hätte die Trajanische Säule und die Erläuterungen darüber, (man sehe Mannerts und Engels Preißschrift,) vielleicht auch Stoff zu erheblichen Bemerkungen geben können. Im siebenten

**Abschnitt: Der Marcomannenkrieg und seine Folgen.** Mit Recht bemerkt der Verf., daß man die friedliche Periode des ersten Antonius nicht deshalb als eine Periode der Ruhe unter den barbarischen Völkern betrachten müsse. Die Lücke welche seine Regierung in der Geschichte macht, ist unsers Erachtens noch schmerzlicher in Rücksicht auf die Nicht-Römische als auf die Römische Welt. Denn unter Hadrian und ihm bereitete sich hier vieles vor, dessen Werden sich unserm Blick entzieht; wohin wir vor allen die frühern Wanderungen und Verbreitung der Gothen rechnen. Im achten Abschnitt die Untersuchung über Maximin den Thracier, (der Verf. nennt ihn einen Gothen, von denen er von väterlicher Seite abstammen sollte;) dessen wir bereits oben erwähnten; und über die großen Deutschen Eidgenossenschaften, die jetzt auftreten: Allemannen, Franken und Sachsen. Der Ursprung und die frühere Geschichte dieser Verbindungen entzieht sich freylich unserm Blick. Auch der Verf. hat sich darüber in keine Vermuthungen verloren; er begnügt sich ihre Wohnsitze geographisch zu bezeichnen. In dem folgenden neunten Abschnitte ist von dem Kriege mit diesen Völkerbänden, besonders aber mit den Gothen, die Rede; jedoch so, daß der Blick auch immer zugleich auf das Römische Reich gerichtet bleibt; wo der Regierung des edlen M. Aurelius Probus ein eigener Abschnitt, der zehnte, gewidmet ist; so wie der elfte dem Diocletian, der Theilung und der Wiedervereinigung des Reichs unter Constantin. Den Beschluß macht im letzten Abschnitt das Reich der Gothen unter Geberich und Hermannich; Constantinopel und die Einführung des Christenthums.

Wir glaubten diesen Abriss des Ganzen mittheilen zu müssen, um dem Leser eine Idee von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Unter-

suchungen zu geben. Sie werden sich immer weiter ausbreiten müssen, je weiter der Verf. in seinem Werke fortrückt. Wenn aber der Verf. seinem Hauptgesichtspunct getreu bleibt, immer das Nationale herauszuheben und bemerklich zu machen, so wird der Reichthum des Stoffes ihn nicht erdrücken; und manches sonst ausführlich behandelte, wie Geschichte der Kriege, und das Detail der Geschichte der nachmaligen Reichsverfassung (denn Hauptzüge müssen freylich ausgedrückt werden,) wird hier weggelassen. So wie aber hier der Grund zu dem Gebäude gelegt ist, wird dieser nicht bloß Deutschland, sondern überhaupt die Länder wo die Deutsche Nation sich verbreitete, umfassen müssen; also auch den Deutschen Norden, die Deutschen Niederlande, die Schweiz, und vor allem England. In allen diesen Ländern bildete sich der Deutsche Character auf andere Weise aus; und nur dieses deutlich zu machen, nicht aber eine Specialgeschichte dieser Völker ist hier die Aufgabe. Die, wie es uns scheint, zu oft ohne Noth gebrauchten fremden Wörter, (zu den strengen Puristen bekennen wir uns nicht,) wird der würdige Verfasser um so lieber vermeiden, da sie gerade in einer Deutschen Geschichte am ersten auffallen.

#### Jena.

Von Göpferdt: *Paraphrasis et Commentarius in Evangelii Joannis capita XIII - XVII, ultimos Christi sermones continentia. Scriptis Chr. Lud. Guil. Stark. 1814. 63 Seiten in Octav.*

Die Probe eines angehenden Auslegers des N. T., die für die Zukunft viel Gutes hoffen läßt. Erlangte Kunst der Interpretation läßt sich an Johannes Evangelium, das in Sprache und Vorstellung so viel Eigenthümliches, bis jetzt noch nicht

genug Aufgeklärtes hat, zeigen; besonders in dem hier erläuterten Abschnitt, der noch nicht, wie die vorangehenden Kapitel, von den neuesten Auslegern gleich glücklich aufgeheilt ist. Dem Zwecke dieser Blätter gemäß können wir dem Verf. nicht ins Einzelne folgen, und in die Discussion der Stellen eingehen, die von ihm noch nicht in hinlängliches Licht gestellt zu seyn scheinen: aber im Allgemeinen müssen wir ihm bezeugen, daß er den rechten Weg betreten hat, dunkeln Worten und Redensarten des Evangelisten aus der Vergleichung der anderwärts damit abwechselnden Parallelausdrücke besseres Licht zu verschaffen, als ihm die frühern Ausleger aus dem bloßen Wörterbuche zu geben im Stande waren. Vorangeht eine lateinische Uebersetzung der auf dem Titel genannten Kapitel, mit eingeschobenen, selbst durch den Druck vom Text gehörig abgetrennten Paraphrasen, und untergesetzten Anmerkungen, welche die angenommenen Bedeutungen beweisen. In zweyen am Ende angehängten Abhandlungen wird genauer untersucht, was im Johannes *ἔργα Ἰησοῦ* und *πνεῦμα ἀληθείας* bedeuten. Noch fehlt es dem Verf. an Kürze des Ausdrucks bey seinen Darstellungen, mit der es sich bey fortgesetzter Übung im Schreiben von selbst geben wird. Es ist gut erwiesen, daß *τὰ ἔργα Ἰησοῦ* im Johannes nicht die Wunder Jesu seyn können, sondern alles, was Christus als Gesandter Gottes zu thun gehabt habe. Man möchte nun nur noch näher bestimmt lesen, was der Evangelist unter den *Messianis operibus Christi* begriffen habe? Sehr richtig wird aus analogen Redensarten gezeigt, daß das *πνεῦμα ἀληθείας* nichts weiter als *ἀλήθεια*, die Lehre Christi, sey, da auch in andern jüdischen Schriften (wie Weish. 7, 7.) *φρόνησις* und *πνεῦμα σοφίας* mit einander abwechseln. Durch die Bemerkung,



1464 G. g. A. 146. St., den 10. Sept. 1814.

daß Jesus von seinem Tode immer nach seiner erfreulichen Seite rede, und durch die Vergleichung der Parallelstellen wird dem *δοξαθῆναι* "durch den Tod in einen glorreichen Zustand gelangen" sein richtiger Aufschluß gegeben. Auch bey den räthselhaften Worten *ἔρχομαι* (*ἐλεύσομαι*) *προς ὑμᾶς, ὁ κόσμος με οὐκ ἔτι θεωρεῖ ὑμεῖς δὲ θεωρεῖτε με, ἐμφανίσω ἐκὰς μαθηταῖς μου.* (Joh. 16, 18, 19.) *μικρὸν, καὶ οὐ θεωρεῖτέ με καὶ πάλιν μικρὸν καὶ ὄψασθέ με* ist der Verf. auf dem rechten Weg der Erläuterung, daß sehen seyn möge für den Gesandten Gottes halten; es fehlt aber seiner Erläuterung noch die nöthige Deutlichkeit und Klarheit.

### Duisburg und Essen.

Bev Bädeler und Kürzel: Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk von S. A. Krummacher. Zweytes Bändchen. Zweyte verbesserte und vermehrte rechtmäßige Auflage. Auch unter dem Titel: Das Christfest. Eine Schrift für das Volk von S. A. Krummacher. Zweyte verbesserte u. s. w. 1814. 198 S. in Octav.

Mit dem herzlichsten Vergnügen zeigen wir die zweyte Auflage dieses Werkchens an, welches mit dem frommen Sinne empfunden, und mit dem zarten Geschmacke ausgeführt ist, die wir schon einigemahle in unsern Blättern gelobt haben. Die Verbesserungen, die der Verf. angebracht hat, machen seiner Achtung für sich und für das Publicum, dem er seine Arbeiten widmet, Ehre, und die Vermehrungen sind eben so befallswürdig. Da dieß Werkchen schon in so vielen Händen ist, und ohne Zweifel sehr vielen Nutzen gestiftet hat und noch stiften wird, so wird die Anzeige der zweyten Auflage unsern Lesern, die davon noch nicht unterrichtet sind, hinreichen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 12. September 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 9. Julius legte Herr Professor Stromeyer derselben eine chemische Analyse zweyer Magnetkiese vor, von welchen der eine in den Graniten der Dreseburg am Harz und der andere in der Gegend von Baréges in den Hautes Pyrénées vorkommt. Zugleich fügte derselbe dieser Analyse auch eine Untersuchung über das Verhältniß, in welchem das Eisen sich durch Kunst mit dem Schwefel im Minimo der Schwefelung vereinigen lasse, oder über den künstlichen Magnetkies, bey.

Die erste und bis jetzt auch die einzige vollständige chemische Untersuchung, welche wir über den Magnetkies besitzen, verdanken wir Hrn. Charles Hatchett. Derselbe wählte zu dieser Untersuchung, welche von ihm in den Philosophical Transactions for 1804. P. II. p. 315 bekannt gemacht worden ist, einen am Moel Elion, einem Berge in Caernarvonshire in Nord-Wales, von Hrn. Robert Greville entdeckten Magnetkies. Die mit diesem Magnetkiese von Hrn. Hatchett angestellten Versuche haben

E (7)

über die wahre chemische Natur dieses Mineralkörpers die ersten richtigen Ansichten verbreitet, und dessen specifische Verschiedenheit vom Schwefelkiese außer Zweifel gesetzt. Aus ihnen gieng nämlich hervor, daß der Magnetkies in seinen Eigenschaften und in seinem Mischungsverhältnisse auf das genaueste mit dem künstlichen Schwefel-Eisen übereinkomme, dessen die Chemiker sich zur Darstellung des Schwefel-Wasserstoffgases bedienen, und von dem bereits Proust gezeigt hatte, daß es den Schwefel in einem geringern Verhältnisse mit dem Eisen verbunden enthalte, als der Schwefelkies, und sich hierdurch wesentlich von diesem unterscheide. Die Resultate dieser Untersuchung des Hrn. Satchetts über den Magnetkies gewährten zugleich dadurch ein ganz vorzügliches Interesse, daß sie einen sehr in die Augen fallenden Beleg für die von jenem berühmten Chemiker geäußerte Meinung abgaben, daß die natürlichen Erzeugnisse nach eben den festen und unveränderlichen Verhältnissen gebildet sind, als diejenigen, welche wir durch Kunst in unsern Laboratorien darzustellen vermögen. Ansichten, welche bekanntlich in unsern Tagen zu Untersuchungen geführt haben, die erwarten lassen, daß die Chemie bald einen Grad von Bestimmtheit und Genauigkeit erlangen wird, wie dieses bisher nur in den mathematischen Zweigen der Naturwissenschaften möglich war, wofern man nur nicht zu rasch und mit zu wenig Umsicht sich durch Ideen leiten läßt, welchen die hinreichende Bestätigung auf dem experimentellen Wege noch abgeht.

So befriedigend übrigens nun die von Hrn. Satchett über den Magnetkies gemachten Erfahrungen in allem was die wahre Natur dieses Mineralkörpers u. d. seine specifische Verschiedenheit vom Schwefelkiese anbelangt auch sind, so lassen sich doch aus

dem zur Bestimmung des quantitativen Verhältnisses der Bestandtheile dieser Mineralsubstanz von ihm angewandten Verfahren und den dabey zum Grunde gelegten Berechnungen gerechte Zweifel über die Genauigkeit des von ihm für dieselbe angegebenen Mischungsverhältnisses von 63,5 Eisen und 36,5 Schwefel in 100 Theilen derselben erheben. Zwar weicht dasselbe nur wenig von dem ab, welches Herr Proust für den künstlichen Magnetkies angibt, und welches für 100 Theile desselben 62,5 Eisen und 37,5 Schwefel beträgt; und stimmt auch fast völlig mit dem von Hrn. Berzelius für dieselbe Substanz festgesetzten Mischungsverhältnisse von 58,88 Schwefel auf 100 metallisches Eisen überein, so daß die bey dieser Analyse begangenen Fehler sich gegenseitig auszugleichen scheinen. Allein diese Angaben von Proust und Berzelius weichen von der Bestimmung, welche kürzlich Herr Vauquelin (Annales du Muséum T. 17. p. 16) gegeben hat, und welcher zufolge das Schwefel-Eisen im Minimo in 100 Theilen aus 78,0 Eisen und 22,0 Schwefel zusammengesetzt ist, zu sehr ab, um nicht einer neuen Bestätigung zu bedürfen, obgleich die Angabe des Hrn. Berzelius den theoretischen Ansichten dieses trefflichen Chemikers über die fixen Mischungsverhältnisse und ihre gegenseitigen Beziehungen auf das genaueste entspricht.

Der Prof. Stromeyer hat daher geglaubt, keine uninteressante Arbeit zu unternehmen, wenn er durch eine Reihe genauer und hinreichend wiederholter Versuche das wahre Verhältniß zu bestimmen suchte, in welchem das Eisen sowohl im natürlichen als auch in dem künstlichen Magnetkiese mit dem Schwefel sich verbunden habe, zumahl da dieser Gegenstand mit der von Herrn Berzelius insbesondere zur Sprache gebrachten wichtigen Untersuchung über

die Geseze der fixen Mischungsverhältnisse zusammenhängt.

Von den dem Verfasser zu dieser Untersuchung zu Gebote stehenden Magnetkiesen wählte derselbe die beiden bereits genannten, weil es ihm von diesen nur möglich war sich reine von sichtbar eingemengtem Schwefelkiese freye Stücke zu verschaffen. Dagegen der Fichtelberg'er und Breitenbrunner Magnetkies so innig mit Schwefelkies durchwachsen waren, daß es unmöglich wurde, denselben davon zu trennen. Von diesen Magnetkiesen war der Harzer vollkommen magnetisch; der Pyrenäer hingegen hatte gar keine Einwirkung auf die Magnetnadel, und wurde nur in sehr kleinen Fragmenten von einem sehr starken Magnete gezogen. Auch erlangte derselbe durch längeres Liegen zwischen Magnetstücken eine nur sehr schwache Wirkung auf die Magnetnadel. — Der zu diesen Versuchen benutzte künstliche Magnetkies ist zum Theil durch die Destillation der schönen und durchaus reinen Strahlkiese, welche in unserer Nähe zu Groß-Almerode in Hessen vorkommen, gewonnen, zum Theil aber auch durch eine mehrmahlige Destillation von chemisch reinem rothem Eisenoxyd mit sublimirtem Schwefel bereitet worden.

Die mit diesen Kiesen angestellten Versuche haben den Hrn. Prof. Stromeyer nun belehrt, daß bey allen zuvor erwähnten Angaben des Mischungsverhältnisses dieser Substanz der Gehalt an Eisen gegen den Schwefel viel zu hoch angenommen worden ist, und daß die Irrthümer in welche man in dieser Beziehung gefallen ist, allein ihren Grund in der Methode haben, deren man sich zur Darstellung des künstlichen Magnetkieses bedient hat; denn das von Hrn. Sarschert aus seiner Analyse des natürlichen Magnetkieses für denselben gefolgerte Mischungsverhältniß kann hierbey gar nicht weiter in Berück-

sichtigung kommen, weil die von ihm befolgte Methode der Analyse durchaus keiner genauen Bestimmung fähig ist. Bei allen bisherigen Untersuchungen über die Mischung des Schwefel-Eisens im Minimo hat man nämlich durchgehends das gewöhnliche Verfahren künstlichen Magnetkies durch Zusammenschmelzen von metallischem Eisen mit Schwefelblumen angewandt. Allein ein auf diese Art dargestellter Magnetkies enthält beständig metallisches Eisen eingemengt, welches mit dem Schwefel verbunden geblieben ist. Ein solcher Kies gibt bei der Behandlung mit Salzsäure oder Schwefelsäure neben dem Schwefel-Wasserstoffgas auch reines Wasserstoffgas aus, dagegen ein völlig eisenfreyer Magnetkies, wie solcher nur auf dem oben angezeigten Wege zu erhalten ist, bloß Schwefel-Wasserstoffgas liefert. Den Hrn. Gay-Lussac und Chénard ist der zuerst genannte Umstand nicht entgangen, allein sie scheinen denselben als eine dem Schwefel-Eisen im Minimo wesentlich zukommende Eigenschaft anzusehen, und rathen daher auch zur Anfertigung eines reinen Schwefel-Wasserstoffgases sich des Schwefel-Antimoniums oder der alkalischen Hydrofulfures zu bedienen.

Das von dem Prof. Stromeyer für den künstlichen Magnetkies oder da Schwefel-Eisen im Minimo aufgefundenen Bestandtheilverhältniß beträgt in 100 Theilen desselben:

Eisen . . . . .	59,85
Schwefel . . . . .	40,15
	100,00

Oder 100 metallisches Eisen nehmen in Minimo ihrer Verbindung mit dem Schwefel 67,084 oder beynähe  $\frac{2}{3}$  ihres Gewichtes Schwefel auf.

Diese Bestimmung ist ein Mittel mehrerer nicht nur sehr unbedeutend von einander abweichender, sondern zugleich auch nach verschiedenen Methoden ausgeführter Analysen. Dabey stimmt diese Angabe auf das genaueste mit der Menge Schwefel-Wasserstoffgas, welche der Magnetkies beym Auflösen in Salzsäuern und Schwefelsäure ausgibt und der Menge Schwefel, welche hierbey in Substanz ausgeschieden wird, überein, und bestätigt dadurch zugleich die Richtigkeit der neuern Analysen des Schwefel-Wasserstoffgases von Berzelius, Davy, Chénard und Gay-Lussac. Auch entspricht dieselbe gleichfalls genau der Menge von künstlichem Magnetkiese, welche eine bestimmte Menge rothes Eisenoxyd bey der Behandlung mit Schwefel liefert, oder welche aus dem Wassertiese durch Destillation gewonnen wird. Umstände, die gewiß für die Genauigkeit dieser Angabe sprechen, so sehr sie auch von den zuvor erwähnten Bestimmungen abweicht, und insbesondere mit den von Hrn. Berzelius über die Verbindungen der Metalle mit dem Schwefel aufgestellten Ansichten sich im offenbaren Widerspruch befindet. Daß übrigens das Mischungsverhältniß des künstlichen Magnetkieses, so wie es von Berzelius oder auch von Proust und Vauquelin angegeben wird, nicht das richtige ist, erhellt schon daraus, daß dieser Kies bey der Behandlung mit Salzsäure oder Schwefelsäure Schwefel in Substanz hinterläßt, welches nicht der Fall seyn könnte, wenn jene Bestandtheil-Verhältnisse statt fänden, indem dann aller in dem Kiese vorkommender Schwefel mit dem Wasserstoffe sich völlig zu Schwefel-Wasserstoffgase vereinigen müßte. Der Widerspruch, in welchem sich indessen die für den künstlichen Magnetkies vom Verfasser gegebene Bestimmung mit den Berzelius'schen Gesetzen der fixen Propor-

tionen, für die schon so viele Thatsachen sprechen, befindet, möchte, meint derselbe, wohl nur scheinbar seyn, und in der Unzuverlässigkeit der über die schwefelsauren Eisensalze vorhandenen Analysen ihren Grund haben. Vielleicht wird es außerdem in der Folge sich ausweisen, daß der Schwefelkies nicht das wahre Schwefel-Eisen im Maximo ist, sondern eine Verbindung des Schwefel-Eisens im Maximo mit Schwefel-Hydrat.

Genau in demselben Verhältniß befindet sich nach den Versuchen unsers Verfassers nun auch das Eisen und der Schwefel in dem natürlichen Magnetikies mit einander vereinigt. Beide Arten des von ihm analysirten Magnetikies enthalten aber zugleich einen Antheil Schwefelkies. Dieser bleibt beim Auflösen des Magnetikies in Salzsäure, nebst dem nicht in die Verbindung des Schwefel-Wasserstoffgases eingehenden Schwefel und dem etwa dem Magnetikiese zufällig beigemengten Quarz zurück, und läßt sich daher seiner Menge nach ohne Schwierigkeit mit Genauigkeit bestimmen. Anfangs glaubte der Verfasser, daß dieser Kies sich bey der Auflösung des Magnetikies in Säuren erst gebildet habe; er überzeugte sich indessen sehr bald, daß dieses durchaus nicht der Fall sey, indem der rein künstliche Magnetikies auf dieselbe Weise behandelt auch nicht eine Spur von Schwefelkies hinterläßt. Auch übertraf die Menge dieses Kieses bey dem Pyrenäer Magnetikiese diejenige, welche aus dem Harzer Magnetikiese erhalten wurde, um ein Bedeutendes. Beide Magnetikiese gaben daher der Destillation unterworfen auch etwas Schwefel aus, worauf sie sich völlig wie der reinste künstliche Magnetikies verhielten. Da die Mengen des in diesen Magnetikiesen vorkommenden Schwefelkieses sehr constant ausfielen, und die zur Analyse angewandten Stücke mit



Hülfe eines Vergrößerungsglases von allem sichtbar eingemenaten Schwefelkies auf das sorgfältigste zuvor gereinigt worden waren, so wird es dem Verfasser sehr wahrscheinlich, daß dieser Schwefelkies den Magnetkiesen nicht mechanisch beigemengt ist, sondern sich in demselben chemisch aufgelöst befindet. Auch ist es ihm nicht unwahrscheinlich, daß die bedeutende Menge dieses Schwefelkies im Pyrender Magnetkiese Ursache des geringen Magnetismus dieses letztern ist.

Nach einem Mittel mehrerer ebenfalls auf das genaueste unter einander übereinstimmender Analysen sind in 100 Theilen dieser beiden Magnetkiese enthalten:

	im Harzer	im Pyrender
Schwefel-Eisen im Minimo	96,077	— 75,581
Schwefel-Eisen im Maximo	3,923	— 24,419
	100,000	100,000
Oder	im Harzer	im Pyrender
Eisen als Schwefel-Eisen	57,502	— 45,235
Schwefel im Minimo vereinigt	38,575	— 30,346
Eisen als Schwefel-Eisen	1,792	— 11,140
Schwefel im Maximo vereinigt	2,131	— 13,279
	100,000	100,000

Schließlich bemerkte der Prof. Stromeyer noch, daß aus diesen Versuchen über den Magnetkies es zugleich auf das bestimmteste erhelle, daß der Schwefel in dieser Verbindung mit dem Eisen in eben dem einfachen Zustande vorkomme, in welchem wir denselben als Schwefel in Substanz kennen, und es daher sehr zweifelhaft werde, ob dieser Körper überhaupt noch Sauerstoff enthalte, oder das Oxyd eines noch einfacheren brennbaren Radicals sey, wie solches mehrere neuere Chemiker gemuthmaßt haben.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1814.

Oxford.

Sechszehn Jahre sind bereits verflossen, seitdem von Robert Holmes critischer Ausgabe der Alexandrinischen Uebersetzung des Alten Testaments die erste Lieferung erschienen ist, sechs und zwanzig Jahre, seitdem er die ersten Anstalten dazu getroffen hatte, und zwölf Jahre, seitdem ihrer in diesen Blättern nicht erwähnt worden. Es wird daher nicht überflüssig seyn, unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzubringen, daß diese Ausgabe ihrem Ursprunge nach ein Seitenstück zu der Kennicottischen Variantensammlung zum Hebräischen Text des A. T. ist, durch freigebige jährliche Geldbeiträge Britischer Großen und Gelehrten zur Bestreitung der Kosten gedeckt, und durch die Theilnahme gelehrter Männer des In- und Auslandes an der Vergleichung der Handschriften zu Stande gebracht.

Bis zu Holmes Tod (im J. 1806) waren Pentateuch und Daniel erschienen; jener unter dem Titel: *Vetus Testamentum graece cum variis lectionibus, edidit Robertus Holmes. Tomus primus* (7)

mus (von 1798 — 1806) in fünf einzelnen Lieferungen, auf 196 nicht paginirten Bogen (bis zum zwölften Bogen des neunten Alphabets): dieser mit dem bloßen Schmucktitel: Δαυιηλ, κατὰ τὸν Θεοδωριῶνα καὶ κατὰ τοὺς ὀ΄ auf 21 unpaginirten Bogen. Die beiden ersten Lieferungen sind zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden, die Genesis (Jahrg. 1799. S. 633) und Exodus (Jahrg. 1802. S. 328). Außer den drey folgenden Lieferungen (Leviticus, Numeri und Deuteronomium) haben wir gegenwärtig drey Lieferungen des zweiten Bandes vor uns, dessen Herausgabe die Curatoren der Clarendonischen Presse einem jungen Gelehrten, Jacob Parsons, schon im November 1806 übertragen hatten: *Vetus Testamentum graece cum variis lectionibus. Editionem a Roberto Holmes, S. T. P. R. S. S., Decano Wintoniensi, inchoatam continuavit Jacobus Parsons, A. M. Tomi secundi Pars prima. 1810. (Josua) 33 Bogen, Pars secunda, complectens libros Judicum et Ruth 1812, 37 Bogen, Pars tertia 1813 (1 Buch Samuels) 33 Bogen, gleichfalls ohne Seitenzahl, in Regal-Folio.*

Die Fortsetzung ist dem Anfang völlig gleich geblieben. Der unverändert zum Grunde gelegte, mit einer schönen großen Schrift gedruckte Griechische Text ist der Vaticanische, und er ist dazu gewählt worden, weil er durch das ganze alte Testament die Lesarten einer einzigen Handschrift allein enthält; unter demselben stehen die Varianten in gespalteten Columnen. Jede Lieferung hat ein Blatt oder ein paar Blätter mit Fragmenten aus den andern Griechischen Uebersetzern, zur Bereicherung der Hexaplen des Montfaucon, und mit Scholien, beide aus den verglichenen Handschriften ausgehoben, als Zugabe am Ende.

Es ist dieser Ausgabe der Septuaginta um nichts, als um einen vollständigen critischen Apparat zu thun: die gesammelten Lesarten sollten mit keinem Wort des Urtheils begleitet, es sollte kein Versuch einer neuen Recension gewagt, es sollte nur ein Hülfsmittel zu einer künftigen critischen Bearbeitung der Septuaginta ans Licht gefördert werden. Sogar der Schlüssel zu den gesammelten Varianten-schätzen fehlt noch. Die gebrauchten Handschriften sind bloß durch Zahlen, die mit Uncialschrift durch Römische Zahlzeichen, die übrigen mit Arabischen Ziffern, bezeichnet, und daneben wird nur noch angegeben, ob sie vollständig, oder ob und wo sie defect sind. Der critischen Beschreibung der Quellen dieses Variantenapparats, und allem was man in Prolegomenen zu demselben erwartet und vor seinem sichern Gebrauch hergehen muß, hat man noch entgegen zu sehen. Unter diesen Umständen hält es sogar schwer, die Treue der Auszüge zu prüfen. Es ließe sich zwar durch einige critische Operationen (durch die lectiones singulares) den schon von andern beschriebenen und nach ihren Lesarten bekannt gewordenen Handschriften auf die Spur kommen, und diese Entdeckung zur Unterlage einer solchen Prüfung machen: doch würde sie vor der Gefahr nicht frey seyn, in Uebersetzungen, und in die Fehler des Mangelhaften und Unbestimmten und in eine ungerechte Strenge zu verfallen. Eher möchte man die Aufmerksamkeit auf die Excerpte aus den Kirchenvätern richten, die überdieß bey der Septuaginta so wichtig sind; durch die, zum Behuf der Specialcritik, das Alter des Textes einzelner Handschriften und ihrer Lesarten, und das Hexaplarische und Antehexaplarische in den Lesarten bestimmt werden muß. Und so weit der Recensent seine gelegentlich gemachten Auszüge aus den Kir-

Urvätern mit den in dieser Variantensammlung aus ihnen aufgestellten Excerpten verglichen hat, fand er das meiste genau und richtig angegeben. Zwar möchte es nicht an Auslassungen fehlen: (so wird nicht bemerkt, daß 5 B. Mos. 31, 17. *καὶ ὁργισθήσονται θυμῷ εἰς αὐτοὺς* in Justin dem Märtyrer mangle. Daniel 7, 13. ist zwar Justin's eigenthümliche Lesart *καὶ ἦλθεν ἕως τοῦ παλαιοῦ τῶν ἡμερῶν καὶ παρῆν ἐνωπιον αὐτοῦ*, die von der Chifflischen Handschrift ganz abweicht, nicht übersehen; aber übersehen ist die Bestimmung Tertullian's und Cyprian's, die Justin's Lesart ein großes Gewicht gibt u. s. w.): wer wird aber nicht gern diese und ähnliche Auslassungen mit der Unmöglichkeit einer absoluten Vollständigkeit in Sammlungen dieser Art entschuldigen?

Ein anderer Hauptgesichtspunct bey einem critischen Apparat zu den Septuaginta muß seyn, die Materialien so genau und vollständig wie möglich zusammenzubringen, durch welche der hexaplarische Text derselben wiederhergestellt werden kann, um dadurch zugleich auch eine Uebersicht des antehexaplarischen zu erhalten. Wer müßte daher bey ihrer Wichtigkeit nicht begierig seyn zu erfahren, wie genau sie diese Variantensammlung aus den durch den Druck uns zugänglich gewordenen Quellen enthalte? Und auch von dieser Seite kann man mit ihrer Vollständigkeit zufrieden seyn, ob es gleich nicht an Stellen fehlt, wo man das eine oder andere vermißt. Daniel 3, 2. hat die Chifflische Handschrift im Abdruck *Ναβουχοδονόσορ βασιλεὺς βασιλέων*, aber nach der Syrischen Uebersetzung des hexaplarischen Textes bey Bugati sollte es heißen *Ναβουχ. βασιλεὺς βασιλεύων*,  $\text{ܢܒܘܚܘܫܘܪ ܒܥܝܠܘܢ}$   $\text{ܒܥܝܠܘܢ}$ : und diese Verichtigung aus den

Syrifchen Hexaplen ist übersehen. Dan. 2, 28. 29. steht in de Magistris Ausgabe bloß ἀλλ' ἔστι θεός ἐν οὐρανῷ ἀποκαλύπτων μυστήρια, θεὸς ἐδήλωσε τῷ βασιλεὶ Νάβουχοδονόσορ, ἃ δεῖ γινώσκειν ἐπ' ἐσχάτων τῶν ἡμερῶν. καὶ ἀποκαλύπτων μυστήρια ἐδήλωσέ σοι ἃ δεῖ γινώσκειν mit Uebergang mehrerer Sätze, die im Chaldäischen Urtext stehen. Hieronymus las in seinem Exemplar der Septuaginta die in der Chifischen Handschrift ausgelassenen Sätze, und sie hat auch der hexaplarische Syrer in Vugati's Ausgabe; davon ist aber in dem critischen Apparat, den wir vor uns haben, tiefes Stillschweigen u. s. w. Masius hexaplarischer Syrer über den Josua scheint gar nicht gebraucht zu seyn; er ist in der praefatio ad Josuam, welche die Quellen der Varianten über dieses Buch angibt, nicht angeführt; auch hat es uns nicht gelingen wollen, ihm bey den Varianten mittelst seiner Hauptlesarten auf die Spur zu kommen.

In der Sammlung dieses Variantenapparats hätte sich demnach der Fleiß gezeigt; in der Verarbeitung desselben muß sich einst das Genie zeigen. Seine erste Operation müßte in der Classification der hier bunt unter einander stehenden Auctoritäten bestehen. Familien zeigen sich unter ihnen jetzt schon. Gedruckt ist bereits ein dreifacher Text: der Alexandrinische (denn die Handschrift, aus der er geflossen ist, trägt nicht bloß den Nahmen von Alexandrien, sondern ihr innerer Gehalt ist auch Alexandrinisch); der Römische oder Vaticanische (denn die Vaticanische Handschrift ist durchweg selbstständig), und der Complutenfische (denn der Verdacht muß aufgegeben werden, daß die Complutenfische Septuaginta von den Herausgebern nach dem Hebräischen geändert sey, wie sich hauptsächlich aus dem hexaplarischen Syrer bewei-

sen läßt, da er da, wo er vom Vaticanischen und Alexandrinischen Texte abweicht, häufig letztern zum Gefährten hat). Ob es nun gleich viel zu früh wäre, jetzt schon die in diese Ausgabe zusammengebrachten Auctoritäten in Familien abzutheilen, und sie in Reihe und Glied zu stellen, so fällt doch in die Augen, daß solche Familien vorhanden sind: wie viele sich unterscheiden lassen und wie nahe ihre Verwandtschaft unter einander wieder sey, das kann sich die bescheidene Critik noch nicht erkühnen zu bestimmen. Aber bestimmen wird es sich in Zukunft gewiß lassen, und es muß geschehen, um die Operationen der Critik bey der Feststellung einer Recension der Septuaginta zu erleichtern und abzukürzen. Jetzt läßt sich schon entdecken, wie z. B. die Kirchenväter sich zu den drey bekannten Haupttexten verhalten. Zur Alexandrinischen Familie scheinen sich Basilius, Eusebius, Cyrillus und Procopius zu bekennen; von dem Vaticanischen Text entfernt sich selten Hieronymus; dem Complutensischen tritt meist Theodoret bey. Der Alexandrinische Text hat häufig die ältere (aber deßhalb noch nicht richtige) Lesart; der Vaticanische zeichnet sich durch die innere Güte seiner Lesarten aus; der Complutensische hält die Mitte zwischen beiden. Schon bey unserer noch unvollkommenen Kenntniß der hier zusammengestellten Auctoritäten läßt sich ihr inneres Verhältniß unter einander nicht verkennen; wie weit deutlicher wird es in die Augen fallen, wenn einst reichhaltige Prolegomena sie näher werden beschrieben haben!

### Hamburg.

Ueber Dr. Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang, oder Darstellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Cons

seger zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes geleistet hat. Nebst einem aus den Originalen genommenen Abdrucke sämtlicher Lieder und Melodien Luthers, wie auch der Vorreden zu seinem Gesangbuche. Von August Jacob Kambach, Prediger bey St. Jacob in Hamburg. 1813. 256 S. und Anh. 92 S. in Octav.

Für die Litterärsgeschichte unseres Kirchengesangs und für seine Geschichte überhaupt hat dieses Werk einen sehr hohen Werth. Sie muß doch immer von Luther angeführt werden, und wenn dieß auch nicht der Fall wäre, wer würde nicht doch bey demjenigen was Luther dafür that, am liebsten verweilen, da man sich auch hier von seiner Persönlichkeit so stark angezogen fühlen muß? Mit eben so sorgsamem Fleiße als critischer Genauigkeit findet man aber hier alles gesammelt, was der eben so kenntnißreiche als geist- und geschmackvolle Mann auch in diesem Fache leistete, wobey denn auch gelegentlich mancher Unistano in das Klare gebracht ist, über den bisher unter unsern Litteratoren eine verschiedene Meinung oder eine verschiedene Sage statt fand. So wird es wohl von diesen wenigstens jetzt keiner z. B. mehr nachsagen, daß Luther sein bekanntes Kraft-Lied: Eine feste Burg ist unser Gott! im Jahre 1521 auf seiner Reise nach Worms gedichtet habe, da es von Hrn. K. S. 108. 109. zur vollen Gewißheit gebracht worden ist, daß er es erst im Jahre 1530 bey seinem Aufenthalte zu Coburg während des Augsburgischen Reichstags verfertigte. Auch die streitige Frage: ob Luther die Melodien zu seinen Kirchengesängen selbst componirt, oder sich der Hülfe einiger seiner Freunde, welche Musiker von Profession waren, dazu bedient habe, wird man nach den hier darüber angestellten Untersuchungen S. 209 ff. gerne so weit für



1480 G. g. N. 148. St., den 15. Sept. 1814.

entschieden halten, als sie der würdige Verf. selbst entscheiden wollte; doch am meisten werden sich alle musikalische Freunde des Liederdichters Luther — und wohl manche nicht musikalische — für den neuen aus den Originalen genommenen Abdruck der sämtlichen Lieder und Melodien Luthers verpflichtet erkennen.

### Tübingen.

Von Chr. F. Pfander sind zwey Preißschriften von Chr. Fr. Vollmar, Schullehrer in Tübingen, erschienen, über die Fragen: Wie lernt ein Lehrer seine Schüler kennen, und welche Vortheile haben die öffentlichen Schulanstalten vor dem häuslichen Unterrichte? Zweyte Auflage. 1814. VIII und 184 Seiten in Octav.

Die erste Auflage erschien im Jahre 1802. Der Verf. hat in der zweyten Abhandlung das nachgetragen, was seit Erscheinung der Königl. Württembergischen General-Schulverordnung vom Dec. 1810 angeordnet und eingeführt worden ist. Ohne Zweifel verdienen die Aufsätze den Preis, da Nachdenken, eigenes Forschen, wiederholte Beobachtungen und Unbefangenheit im Denken und Beobachten dem Verf. gelehrt haben. Die Sprache ist richtig, und die Darstellung hat die nöthige Klarheit. Ueberall zeigt sich der Verf. als einen mit den Schriften der neueren Pädagogiker wohl bekannten Mann, deren Grundsätze er zu den seinigen zu machen bemüht gewesen ist. Warum steht hier immer der Synodus, und nicht lieber die Synode? Warum bald Württemberg, bald Württemberg? Der Name des Landes hat also, da Württemberg auch vorkommt, eine dreyfache Schreibart. Seltsam, daß die erste der zweyten, die so sehr das barbarische Mittelalter verräth, hat weichen müssen!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 17. September 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 27. August hielt der Herr Hofrath Bouterwek eine Vorlesung: De originibus rationis physicae, quae a nostratibus dynamica appellatur, apud veteres philosophos investigandis. Wir werden den Inhalt nächstens genauer anzeigen.

Hierauf legte derselbe ein Werk in der Hand, schrift vor, das ihm zu diesem Zwecke von einem der gelehrten Correspondenten der Societät, dem Hrn. Legationsrath und kais. königl. Hofdolmetscher von Hammer in Wien, zugesandt war, eine ausführliche Geschichte der schönen Redekünste des neueren Persiens, vom vierten Jahrhundert der Hedschira, das ist, vom zehnten der christlichen Zeitrechnung bis auf unsere Zeit; nach Persischen Werken, mit einer Beispielsammlung aus den besten Dichtern zusammengetragen und übersetzt. Wir dürfen hoffen, daß dieses Werk, das aus Quellen geschöpft ist, deren mehrere wohl nicht leicht einem andern Gelehrten zugänglich waren, bey der Wiederherstellung des

E (\*)

freyen Buchhandels bald einen Verleger finden wird. Unterdeffen ist es uns eine angenehme Pflicht, den Inhalt dieser Handschrift den Lesern unserer Blätter wenigstens in einem Abrisse anzuzeigen. Nach der Darstellung vom Hrn. Verfasser erscheint die Persische Litteratur, die neuere nämlich, seit der Einführung des Islam in Persien und der damit verbundenen Entstehung der neueren Persischen Sprache, als eine auf eigenem Boden gewachsene Pflanze, die für immer eine eigene Anmuth behalten, ob sie gleich sich aus der Arabischen Litteratur bereichert und sogar die Metrik derselben angenommen hat. Die Türkische Litteratur ist nur Nachahmung der Arabischen. Aber wenige Europäer haben bis jetzt auch nur einen Blick in den duftenden Blumenkasten der Persischen Poesie werfen, und noch weniger haben alle seine Wohlgerüche genießen können. Der Verfasser, mit den nöthigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, konnte allein zu Wien, in den drey Orientalischen Sammlungen, der kaiserlichen Bibliothek, der Orientalischen Academie, und in der des Hrn. Grafen von Nzewuski funfzig *Diwane* oder Persische Gedichtsammlungen durchlesen. Da fand er denn, wie er sagt, in den Tiefen und Untiefen des Oceans Persischer Poesie neben vielen Dingen von wenig poetischem Gehalt die Perlen, die er nun den Lesern auf goldenen Schalen, das ist, mit den von Persischen Originalschriftstellern verfaßten biographischen Nachrichten über ihre großen Dichter, darbringen möchte. Damit aber die ganze Arbeit einen noch höheren Werth erhielte, hat er, nach dem Beispiele, das Deutsche Schriftsteller von einer zweckmäßigen Behandlung der Litterärsgeschichte gegeben haben, seinen Blick nicht auf das Einzelne beschränkt. Voran geht eine allgemeine Uebersicht vom Anfange der Persischen Cultur bis zum Um-

stürze des Persischen Reichs durch die Araber. Nur auf diese Art konnte gezeigt werden, wie die neuere Persische Poesie und Litteratur mit der älteren zusammenhängt, von der sich nur ein Rest, und selbst dieser wohl nicht echt, in den Zend-Büchern der heutigen Parsen erhalten hat. Doch stammt aus dieser meistens untergegangenen Litteratur des alten Persiens ohne Zweifel vieles in der neueren Persischen Poesie, vorzüglich die Dichtungen von dem Geisterreiche und eine Menge historischer Sagen, die den Stoff zu neueren Gedichten hergegeben haben. Durch die fanatische Wuth, mit der der Islam über die Trümmer der alten Altäre daher fuhr, wurde die frühere Cultur der Perfer auf drey Jahrhunderte vernichtet. Der Verfasser sucht nun zu zeigen, welche Umwandlungen in der Persischen Poesie der Islam bewirken mußte, und wie weit die poetischen Anwendungen der neuen Religionslehre einen Rest der alten Persischen Mythologie in sich aufnehmen konnten. Alles dieß ist mit einer belehrenden und auszeichnenden Genauigkeit auseinander gesetzt, und schon bey dieser Gelegenheit sind Beispiele angeführt, den nun entstehenden Geist der Persischen Poesie im Allgemeinen zu characterisiren. Die Lieblingsbilder und Symbole dieser Poesie werden erläutert. Hier auf die specielle Geschichte. Erster Zeitraum. Die Persische Poesie in ursprünglicher Reinheit. Die epische Zeit. In ihr glänzt vor den meisten Dichtern Firdusi, der Verfasser des Schah Nameh, aber auch neben und nach ihm eine lange Reihe anderer, deren Werke, von verschiedener Gattung, nach den vom Verf. reichlich mitgetheilten Proben in metrischen Uebersetzungen, dem Europäischn Geschmacke besser zusagen, als das weitschichtige Schah Nameh. Doch verweist der Verf. bey diesem Gedichte, das in so mancher Hinsicht merkwürdig

ist, am längsten. Eine Menge von Stellen werden metrischer Uebersetzung mitgetheilt. Die Nahmen der übrigen aus dieser und den folgenden Perioden vom Verfasser aufgeführten Dichter hier abzuschreiben, würde unnütz seyn, da doch in diesem kurzen Auszuge nichts hinzugefügt werden könnte, jenen Nahmen ein Interesse zu geben für Leser, die sie nicht schon kennen. — Zweyter Zeitraum. Vermischung der Persischen Nationalpoesie mit der Arabischen. Lyrische Panegyriker und romantische Dichter, vom Jahre 500 bis 600 der Hedschira. Der größte dieser Dichter in der panegyrischen Lyrik ist Eshadeddin Enwarl. Auch ihn lernen wir durch die mitgetheilten metrischen Uebersetzungen genauer kennen. Auch Nisami gehört in diese Reihe. Unter den romantischen Gedichten, wie der Verfasser sie nennt, zeichnet sich vor allen die Dichtung von Kosru und Schirin aus, die Herr von Hammer bekanntlich schon durch eine eigene geistvolle Bearbeitung in das Deutsche Publicum eingeführt hat. Leila und Merschun gehört auch hierher. — Dritter Zeitraum. Mystische und moralische Poesie. Vom Jahre 600 bis 700 der Hedschira. Hierher besonders die Dichter Dschalaleddin Rumi und Saadi. Vierter Zeitraum. Die Persischen Minnesänger. Höchster Flor Persischer Poesie und Beredsamkeit, vom J. 700 - 800 der Hedschira. Hierher Hafis. Fünfter Zeitraum. Stillstand der Persischen Poesie, begränzt durch den letzten Dichter erster Größe, Dschami. Ausführliche Proben von den Werken dieses Dichters. Sechster Zeitraum. Sinken der Poesie, während die Historie und Epistolographie in Persien, wie in Indien, sich hebt. Siebenter Zeitraum. Verfall der Dichtkunst in Persien und in Indien. Vom eilften Jahrhundert der Hedschira bis auf unsere Zeit. — Auf diese trockne Inhaltsanzeige

149. St., den 17. Sept. 1814. 1485

eines Manuscripts von 159 Bogen müssen wir uns hier beschränken. Eine neue poetische Welt wird sich, wenn dieses Werk durch den Druck bekannt wird, vor den Augen des Deutschen Publicums eröffnen. Möge es nur recht bald einen Verleger finden, der es auch mit einem würdigen Aeußeren ausstattet!

### Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: Die Europäischen Völker und Staaten, am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitg, Professor der Geschichte zu Wittenberg. Als Ergänzungsband der allgemeinen Weltgeschichte für Kinder von Joh. Matthias Schröckh. Auch unter dem Titel: Allgemeine Weltgeschichte für Kinder von Joh. Matthias Schröckh, vormahligem Professor der Geschichte zu Wittenberg. Vierten Theils vierter Abschnitt oder Ergänzungsband 2c. Nebst einem vollständigen Register über alle Theile. 1813. X. 472 S. Das Register hat eine eigne Seitenzahl 176. In Octav.

Dieser Band, welcher die neueste Geschichte der Europäischen Staaten enthält, vollendet das Schröckhsche Werk fürs erste, und kann auch, wie schon der Titel lehrt, als ein eignes für sich bestehendes Buch angesehen und gebraucht werden. Es beginnt mit einer Einleitung, die eine kurze Uebersicht, oder flüchtige aber hinreichende Vergleichung des Zeitraums vor der Französischen Revolution mit dem jetzigen Zustande der Dinge darstellt. Der Anfangspunct für das Werk ist also diese Begebenheit selbst; die Erzählung wird vom

Jahre 1789 bis in den Anfang des Jahres 1813 fortgeführt; die Vorrede ist am 28. April 1813 unterschrieben. Der Verf. macht auf den Namen eines neutralen, unparteyischen Geschichtschreibers im vollen Ernste Anspruch, ohne dabey zu bedenken, daß es ihm nicht wohl möglich war, diese Neutralität zu erlangen, da ihm, in Wittenberg, mitten unter den Feinden derselben, theils jede Gelegenheit fehlte, sich durch critische Vergleichung, wäre sie schon jetzt möglich, auf diesen des Geschichtschreibers allerdings würdigen Standpunct zu erheben, theils der Blick auf das was Palm, Becker u. a. begegnet war, ihn abhalten mußte, sich mit der Unparteylichkeit und Ruhe, oder mit der geläuterten Wärme, die ihm gebührte, öffentlich zu äußern. Es ist also kein Wunder, daß der Leser hier nur solche Nachrichten findet, als die Französischen oder Deutsch-Französischen Zeitungen lieferten, daß die geläuterte Wärme, deren sich der Verf. rühmt, in der neuesten Zeit, wo die ungeheuersten Räuberthaten der Franzosen und Bonaparte's geschahen, gar nicht zu spüren ist, und daß die Schilderung der strafenden Nemesis, die den Corsen zu Ende des Jahres 1812 in Rußland erreichte u. s. f. ganz wegfiel. Es wäre daher besser gewesen, wenn der Verf. mit der Abfassung oder doch mit der Vollenbung dieses Ergänzungsbandes noch eine Zeitlang Anstand genommen hätte, um so mehr, da schon damahls als er die Feder anzusetzen und niederzulegen beschloß, alles zu den großen Erfolgen, die bald hernach eintraten, sich vereinigte, und die Muse der Geschichte ihm auf Befragen ganz gewiß die Erwartung des Ausganges dieses Conflicts, wovon er in der Vorrede spricht, aus den triftigsten Gründen angerathen haben würde. Uebri-

gens ist das Werkchen mit vielem Fleiße gearbeitet, und der milde Geist, der alles zum Besten kehrt, und der im Schröckhschen Werke herrscht, findet sich auch hier, nur freylich mehr aus Noth, als weil die Wahrheit ihn geboten hätte. Dieser milde Geist aber hat offenbar auch seine Gränzen, wenn er nicht in Schwachsinigkeit und Slavengeist ausarten will. Es ist nicht genug, daß der Verf. sage, dieß und das fiel da und da vor, und daß er beschönige was er nicht laut und unumwunden vorzutragen wagt: wir erwarten auch vom Geschichtschreiber, er sey besser unterrichtet als die Gesamtheit seiner Leser, und müsse sich nicht mit der Entschuldigung von Dunkelheit u. durchhelfen, wie z. B. in der Erzählung der Spanischen Händel vom Jahre 1807 u. f. geschehen ist, wo der Nachrichten von Bonaparte's niederträchtigen und höchstschändlichen Handlungen, um Herr von Spanien zu werden, ausgeübt, mit keiner Sylbe gedacht wird: wir freuen uns mit Recht, wir verlangen es, daß der Geschichtschreiber mit Wahrheit und Ernst dem großen Räuber und gefühllosen Bösewichte, der als Privatmann Galgen und Rad verdient hätte, die Larve abreißt, womit derselbe sich dem Richterstuhle der Geschichte höhrend entziehen will, und daß die Nemesis ihn schon hier züchtigt, damit die Tugend kein leerer Name bleibe, und damit die Geschichte, dieß einzige menschliche Tribunal der Fürsten und oft der andern Großen, die erhabne Würde bewahre, welche ihr zum Besten der Menschheit gebühret. So ehrwürdig, so heilig ist die Geschichte, so groß das Verdienst des echten Geschichtschreibers, und so uuerläßlich und nothwendig die Prüfung eines jeden der sich zum Priester der Geschichte berufen meint, ob er die Weisheit, den hohen Tugendssinn,



1488 G. g. A. 149. St., den 17. Sept. 1814.

die Welt- und Menschenkunde, den unerschütterlichen Muth, für das erkannte Gute und Wahre selbst sein Leben zu opfern, in sich vereinige. Wem dieß fehlt, wer im Dienste der Wahrheit und Geschichte schwankt, und nur die gemeinen Regeln der Klugheit befolgen zu müssen glaubt, der kann sonst ein guter Staatsbürger seyn: nie wird er ein echter Geschichtschreiber, weder für die Erwachsenen noch für die Jugend, weder für die Gebildeten noch für die Ungebildeten.

### Hannover.

Am 12. August begiengen die hiesigen Lande ein doppeltes großes Fest, die Geburtsfeier Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen Regenten, und zugleich die vor hundert Jahren an diesem Tage geschehene Erhebung des Hauses Braunschweig-Lüneburg auf den Großbritannischen Thron: ein seltener Tag, der die größten Weltereignisse, aus der nächsten und aus fernerer Zeit, zur dankbaren Erhebung des Gemüths zur ewigen Vorsehung ins Andenken brachte. Es war ein glücklicher Gedanke des Hrn. Directors Kühlmann in einer Einladungsschrift zu der Feier, mit welcher das Altsädter Lyceum zu Hannover diesen Tag beging, Großbritanniens erhöhte Macht und blühenden Wohlstand unter den Königen aus dem Hause Chur-Braunschweig auf wenige Blätter (19 S. 4.) in einfacher Darstellung zusammenzudrängen und zur Vorbereitung auf dieses Fest am 6. August ausgeben zu lassen. Den zweyten Theil seines patriotischen Thema's, das Glück des Churfürstenthums unter seinen drey Georgen und dem Prinz Regenten, versparte der Herr Director für die öffentliche Rede, mit welcher er die Feier eröffnete.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 17. September 1814.

London.

Ben J. Mawman: A classical tour through Italy, exhibiting a view of its scenery, its antiquities, and its monuments, particularly, as they are objects of classical interest and elucidation: with an account of the present state of its cities and towns; and occasional observations on the recent spoliations of the french. By the Rev. John Chetwode Eustace. Vol. I. S. LXXXIV und 608. Vol. II. S. XXIII und 650. Auch mit dem Titel: A classical tour through Italy. Mit dem Motto aus Plinius nat. hist. III. 20. Haec est Italia diis sacra, hae gentes eius, haec oppida populorum. Nebst dem Zusage auf dem vordern Titelblatte: An. MDCCCII. In Quart. Mit acht Kupfertafeln.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, ein römisch-katholischer Geistlicher, sehr belesen in den Alten und Freund der Natur und Kunst, machte die Reise nach Italien im J. 1802 in Gesellschaft einiger junger Engländer, besonders eines La Roche, den er geführt zu haben scheint, und eines Lords Brownlow, dem er,

F (7)

da La Roche indeß gestorben, dieß Werk zugeeignet hat. Seine Hauptabsicht, die auch der Titel anzeigt, bestimmt er in der Vorrede. Er will den religiösen, politischen und litterarischen Zustand Italiens schildern, was besonders am Ende des Werks geschieht, und zufällig oder nebenher Gemälde, Statuen, Gebäude und Landschaften beschreiben, immer mit Rücksicht auf die Begebenheiten, Vorfälle und den Zustand des Alterthums, wie er von den Schriftstellern der Römischen Vorwelt dargestellt oder berührt wird. Daher nennt er sein Werk eine classische Reise. Daß er überall, auch wo es herbegezogen scheint, über die Franzosen — *latrones Italiae* nennt er sie Vol. I. S. 212 — bitter herfällt, und ihnen scharf zusetzt, ist leicht zu vermuthen. Besonders in Italien haben ja diese Räuber und muthwilligen Verderber sich über die Vandelen erhoben: mit verdienstlichem Abscheu spricht er daher von dieser Nation, und vertheidigt sich deshalb in der Vorrede sehr gut. Auch geht er so weit, daß er sich dadurch zu einer bitteren Feindschaft gegen die Französische Sprache und Litteratur verleiten läßt: ohne die weite Verbreitung der Französischen Schriftsteller würde, meint er, so manches Unheil nicht über Europa gekommen seyn. Er empfiehlt im Fortgange des Werks die Abschaffung der Französischen Sprache im Auslande, und wünscht, daß die Lateinische Sprache statt derselben in allgemeinen Gebrauch käme; ein Gedanke, der zwar frommer Wunsch bleiben dürfte, jedoch von mehr als einer Seite unterstützt werden könnte. Reisen des Verf. nach Dalmatien, den westlichen Küsten Griechenlands, den Ionischen Inseln, Sicilien, Malta u. s. w., die er nach seiner Rückkehr aus Italien vollbrachte, verzögerten die Ausgabe dieses Werks, schwerlich zu seinem Vortheile, über zehn Jahre. Im Sept. 1812 schrieb er die Vorrede.

Die Einleitung enthält gute Vorschriften und Regeln über die beste Art nach Italien zu reisen. Ohne Gelehrsamkeit oder classische Bildung genießt man nur, behauptet er nicht mit Unrecht, die Hälfte der Schönheiten Italiens: Virgil, Horaz, Cicero, Livius müssen den Reisenden begleiten, auch die neuern Lateinischen Dichter Italiens darf er nicht vernachlässigen, und die Italiänische Sprache, Geschichte, Architectur ic. muß er verstehen. Aber gegen die Italiänische Musik, so sehr er sie selbst an sich als Kunst schätzt, warnt er den Reisenden (tourist), weil die jetzige den Geist verweichlicht und unmännlich macht. Es fällt leicht in die Augen, wie viel sich gegen diesen paradoxen Rath einwenden lasse. Die Menge von Unbequemlichkeiten, die dem Engländer auf dem festen Lande begegnen, werden ihm, fährt Hr. Eustace fort, besonders die geistigen Genüsse die auf ihn warten, hinlänglich ersetzen. So findet er auf dem festen Lande nicht leicht wie in England sogleich ein warmes Zimmer, Zeitungen und hinreichend gute Fleischspeisen (a warm room, a newspaper and a well stored larder), nicht einmahl bey Dessennes in Calais (derselbe ohne Zweifel den Porci in seiner empfindsamen Reise Monf. Dellein nannte) oder im rothen Hause zu Frankfurt am Main (S. XLVI). Er tadelt den nur zu gewöhnlichen Mangel an Reinlichkeit in den Wirthshäusern des festen Landes. Die Revolution habe die Feinheit der Sitten verdorben, und die Moral der Nationen brutalisiret: was der junge Engländer sonst in Paris und Turin suchte, um sich zu verfeinern (to wear off somewhat of the native roughness of the Briton) ist da nicht mehr anzutreffen: er findet es dagegen jetzt in London, dem Hauptstze der feinen und gebildeten Welt, wie sonst der Handelswelt. Im September müsse man über die Alpen nach Italien gehen u. s. w. Da

der Verf. der Deutschen Litteratur wenigstens nicht im gehörigen Grade kundig ist, so ist es ihm nicht übel zu nehmen, daß er die Deutschen Werke unsers Hrn. v. Ramdohr, mit welchen Addison und Richardson gar keine Vergleichung aushalten, seinen Landesleuten, die doch häufig Deutsch verstehen, nicht empfohlen hat. Wir wollen das wichtigste im kurzen Auszüge ausheben.

Die Reisebeschreibung fängt von Wien an, welches er am 28. Jan. 1802 verließ, um über München, Salzburg, Innsbruck, Trient nach Italien zu reisen. Malerische Schilderungen der Gegenden, Gebirge etc. beschäftigen den Verf., der ziemlich geschwind reiset, meistentheils. In Hallein, wo er das Salzwerk selbst besucht, ist er ausführlicher, doch ohne Kunstverständiger zu seyn. In Innsbruck gefiel ihm eine kleine Capelle, von der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia zum Andenken ihres daselbst am 18. August 1765 verstorbenen Gemahls Franz I. errichtet. Er lobt die Capelle als ein einfaches und schönes Denkmahl der Bärtlichkeit und des Geschmacks der hochberühmten Witwe, welche damahls noch in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit gewesen, von der Zeit an stets in Trauerkleidern gegangen, und Eheanträge abgewiesen habe, wobey Hr. Eustace als classischer Reisender, dem sogleich Lateinische Verse, oder Stellen aus Livius etc. zu Gebote stehen, die wirklich hübschen Verse der Dido aus Virgils Aeneis IV, 28. 29. *ille meas primus qui me sibi iunxit amores, Abstulit, ille habeat secum servetque sepulcro.* anzuführen nicht unterläßt. Er zeigt sich aber dabey eben nicht als Kenner der Geschichte, wodurch die ganze Erzählung verdächtig wird. Maria Theresia, geb. im J. 1717 und seit 1736 vermählet, war damahls 48 Jahre alt. In der ganz einfachen, ganz gewöhnlichen Inschrift der Capelle findet er mehr

Kummer als Eleganz; Recensent keines von beiden. Die Rüstungen auf dem Schlosse Ambras, die er noch als gegenwärtig darstellt, wurden nach Büsching u. a. schon im J. 1783 weggeschafft. Innsbruck liegt 1500 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal wird mahlerisch beschrieben, wie er denn nicht leicht eine Gelegenheit vorbehläßt, wo er schildern kann: hierin gefällt er sich bis zur Ermüdung des Lesers, der unter veränderten Formen dasselbe zu lesen nur zu oft gezwungen wird. Ueberhaupt ist es ein thöliches Ding mit den Schilderungen, pittoresken Darstellungen u. dergl. womit die Reisenden, besonders wenn sie es lieben den Schönschreiber, Wortkünstler und Empfindler zu machen, sich gern abgeben, ins Breite gerathen und großthun: man liest sich gemeinlich hinein und heraus, ohne recht sich Rechenschaft geben zu können, wie es nun eigentlich mit der Sache sey. Kurz die Hauptpunkte treffend und anschaulich, so viel möglich, dargestellt, und nicht zu oft das nämliche gesagt und wiederholt! Das sey Regel, woben sich beide, der Beschreiber und der Leser, am besten sehen. Der Atagis ist S. 17. 18. der Enfsackfluß, und nicht die Etsch, Adige, Athesis, in welchen der Enfsack hineinfällt. Trient. In der Kirche Santa Maria maggiore hängt ein Gemählde, welches die Mitglieder der hier von 1542 an, 18 Jahre hindurch gehaltenen Kirchenversammlung nach dem Leben darstellt (wie in Osnabrück mit denen der Fall ist, die am Westphälischen Frieden Theil hatten). Die Bemerkungen über diese Kirchenversammlung ver-rathen Einsicht und Toleranz: besonders lobt er die Convocationsbulle des Pabstes Pauls III. als ein Meisterstück in ihrer Art. Roveredo, Verona, Vicenza gut beschrieben. Hat man indeß nur unsern Büsching vor sich, und vergleicht ihn, so wird man selten viel vermiffen. Die Seite commune leitet er

wie gewöhnlich, nach der Sage, von den Einbern ab, und erzählt der verstorbene König von Dänemark habe mit den Einwohnern Dänisch gesprochen. Es leidet aber jetzt wohl keinen Zweifel, daß die Bewohner aus Tyrol abstammen. Padua. Schöne Gebäude, Livius, der hier geboren war, Universität ic. Richtige Bemerkungen über die Universitäten, unter welchen der Verf. Göttingen und Edinburg in medicinischer Hinsicht allen übrigen vorzieht. In Venedig versanden die Lagunen, weil die Regierung (damahls die Franzosen) nichts daran wendet. Venedig ist das andere Rom. Die Riactobrücke ist nichts gegen die Brücke della Trinita in Florenz, oder gegen die noch herrlicheren Blackfriars und Westminsterbrücken in London. Die bekanteten Ursachen des Verfalls und politischen Unterganges von Venedig. Das Dorf Arquato, wo Petrarca eine Villa hatte, in welcher derselbe im J. 1374 starb. In das Album und auf die Wände des Zimmers schreiben die Reisenden ihre Nahmen und auch wohl einen Denkspruch. Der Verf. und seine Gesellschaft flochten einen Kranz von Lorberern und setzten ihn auf das Haupt der den Dichter vorstellenden Büste, die auf dem Grabe Petrarca's steht, über den er sehr richtig urtheilt, und seine Rime dem Propertius und Tibullus vorziehet. Chacun a son gout! Der Lago di Garda oder Venacus, auch noch Lago di Benaco genannt, Fluß Mincius, Mantua, Po. Zwar nicht neu, aber gut geschildert. Belehrend gedenkt er hier, wie man von dem classischen Reisenden leicht denken kann, des Catullus und Virgilius, dessen Meierhoff Virgiliana gehörte 1802 dem Grafen Giberti, nicht weit vom Dorfe Pietole, welches, jedoch mit des Verf. Widerspruche, das alte Andes seyn soll. Der Po, fluviorum rex (doch nur der Italiänischen) ist breiter als der Rhein, kommt

aber der Donau bey Wien nicht bey: sein Wasser ist dick und gelb von Schlamm, fließt durch ein flaches Land und bietet leider keine Gelegenheit zu Schilderungen dar. Mantua. Die Franzosen nahmen Virgils Büste weg, und stellten dafür Gipsbüsten auf. Cremona, Mutterstadt von Hieronymus Vida, dem christlichen Virgil. Trebia, wo Livius wegen seiner Genauigkeit in der Schilderung des Treffens zwischen Hannibal und Sempronius gelobt wird. Velleja, eine im vierten Jahrhundert versunkene Stadt, wo man von 1760—65 nachgrub und einige antike Statuen fand. Hier muß noch manches Treffliche stecken, und wir dürfen hoffen, daß neue Ausgrabungen, welche die den Wissenschaften so holde Oesterreichische Regierung gewiß anstellen wird, das Verborgene, vielleicht den Livius, Tacitus und Plinius, wieder ans Tageslicht bringen möchten. Ganz angenehm, aber nicht neu sind die Nachrichten von Parma, wo die Franzosen im tiefen Frieden dem Herzoge Correggio's schöne Gemählde raubten: Bologna. Die Universität hatte 70 Professoren und 500 Studenten. Ben Forli vergleicht er den Pellegrino Gaudenzi mit Klopstock: er könnte der Italiänische Klopstock genannt werden, wenn die Gesetze des Wohlklanges es erlaubten (if the laws of euphony would allow names of such opposite sound to be brought into contact). Hier ruft man unwillkürlich aus: ubi iudicium? Den Rubicon, der bekanntlich streitig ist, findet er im fiume-cino, der alle übrige kleinere Flüsse jener Gegend aufnimmt. Büsching ist hier genauer, der aber den Fehler, wie fast immer, begeht, seine Quellen nicht anzugeben. Richtige Bemerkungen über die Schlacht am Metaurus, wo Hasdrubal, Hannibals Bruder, geschlagen und getödtet wurde: ein Berg il monte Asdrubale bewahrt noch das Andenken. Ueber



Ancona, das von den Franzosen beraubte Voretto u. s. w. nach Rom. Schreckliche Einöde, nackte Hügel, morastige Ebne um Rom bey aller Fruchtbarkeit, welche die Natur der Gegend gegeben hat: zu Plinius Zeiten (n. t. hist. 3, 5.) sehr stark bevölkert. Sehr ausführlich über Rom, mit guten Betrachtungen und Schilderungen, worin wir aber, da unsre Reisebeschreiber alles erschöpft haben, nichts Neues fanden. Auch zwingt uns der uns vergönnre Raum zur Kürze. Er besucht Rom nicht nach den Regionen, sondern besteigt die Berge in Roma septi-collis, den campus martius, Ufer der Tiber, Villas in und außer der Stadt, dann Kirchen, Denkmähler, Gräber u. c.: erst das alte, dann das neue Rom. Für den Freund der Alten ist die Lectüre sehr angenehm und mitunter belehrend, besonders wenn er Key-slers, Wolfmanns, Stollbergs, Saland's u. a. Reisebeschreibungen nicht gegenwärtig hat. Die Schilderung der vorigen Herrlichkeit und der jetzigen Verödung oder stolzen Armuth muß den nachsinnenden Leser in eine melancholische Stimmung versetzen, wenn der Rec. nach sich selbst urtheilen darf. Wie oft fiel ihm dabey ein: sic tranlit gloria mundi! wie oft dachte er dabey an die bekannten Stanzas unsers Matthison! Gegen Pope und andre, die in der feindlichen Wuth, religiösen Eifersucht, barbarischen Blindheit, päpstlichen Frömmigkeit und gothischen Verbrennung die Ursachen des Untergangs der Tempel und anderer Gebäude als Curien, Basilicâ finden wollten, zeigt der Verf. mit gründlicher Einsicht, daß Abnahme des Geschmacks, Verlegung der kaiserlichen Residenz nach andern geringern Städten (handmaid cities of the provinces), Mangel an Fonds zu Reparation, Vernachlässigung, Unkunde, Gebrauch der Materialien dieser Gebäude zu andern Zwecken, Kriege und Druck der Exarchen, Lombard

den 12. vom J. 536, wo Belisarius Rom einnahm, bis zu Karl dem Großen, 800 u. s. w. die hauptsächlichsten Ursachen dieses Verfalles und Unterganges gewesen sind. Das neue Rom ist sorgfältig beschrieben, ohne viel Neues zu liefern. Das 18. Kap. ist überschrieben: Tibur — Horace's villa. Plandusia hält er für fonte bello, irrig, da dieser Quell bey Venusia zu suchen ist, wie unter andern noch vor kurzem Hr. Wandenburg deutlich bewiesen hat. Die Gegend des Albanischen Berges (Cic. Epp. 1, 25.) vergleicht er mit den Gegenden von Blackheath oder Hounslow (the predatory districts of Blackheath or Hounslow). Cicero's Tusculum, wo ein von St. Nilus, einem Griechischen Mönche aus Calabrien, im eilften Jahrh. errichtetes Kloster von Griech. Mönchen des St. Basilus Ordens erbauet wurde. Von der Villa existiren gar keine Spuren mehr, obgleich Middleton und Melmoth das Daseyn derselben behaupten. Domenichino hat die Capelle ausgemahlet. Platanusse wachsen und blühen hier noch vorzüglich, wie zu Cicero's Zeit de Orat. 1, 7. Mons Albanus, Antium u. s. f. ausführlich. Ostia ein elendes besetztes Dorf in einer ungesunden Gegend mit 50 kränklichen Einwohnern, Verbrechern oder Banditen. Die alte Stadt lag näher am Meere. Hier sind viele Denkmähler der Kunst, als ein kleiner Torso der Venus von Medicis, 4 Zoll lang. Mit dem 20. Kap. beginnt die Reise nach Neapel, durch die pomptinischen Sümpfe, die beschrieben werden, uns bekannt durch unsre Reisenden, besonders Meyer in Darstellungen 12. Cajeta nebst der Villa Formiana und dem Grabe Cicero's, der hier enthauptet wurde. Schade, daß hier keine Ausgrabungen angestellt sind, wo die Tradition den Namen Cicero's mit diesen Ruinen verbindet! Bey Gelegenheit des mons massicus widerlegt er die Meinung

berer, welche behaupten, Italien bringe deshalb nicht mehr so köstliche Weine wie in alten Zeiten hervor, weil das Clima sich verändert hat, oder der Weinbau vernachlässigt, folglich aus Mangel an Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Wein ausgeartet ist. Er meint, der Geschmack der Weintrinker habe sich verändert: man trinke in Italien den Wein mäßig, wie wir das Bier, um den Durst zu stillen, und sey mehr darauf bedacht vielen als guten Wein zu gewinnen; endlich gibt es in Italien noch treffliche Weine, wie lacryma Christi und einige andere.

Neapels Schicksale: Keine Spuren von alter Schönheit oder Pracht: die neuern Gebäude, seyen es Kirchen oder Palläste, sind nicht sowohl wegen ihres Geschmacks als wegen ihrer Größe und Reichthümer merkwürdig: gleichwohl ist Neapel jetzt reicher, bevölkerter und in aller Hinsicht blühender als es je vorher in der glänzendsten Periode seiner Geschichte gewesen ist: es zählte über 500,000 Menschen von Portici bis zum Vorgebirge von Misenum, die eine geräumige Strecke von 16 Engl. Meilen längs dem Ufer mit Leben und Thätigkeit erfüllen. Neapel nimmt wegen der Anzahl seiner Bewohner unter den Städten Europens die dritte Stelle ein, und kann mit Recht wegen ihrer Lage und Pracht als die Königin des festen Landes betrachtet werden. Eine große Menge Hospitäler, über die wie in ganz Italien Personen des ersten Ranges und der feinsten Erziehung die Oberaufsicht führen und das Wohl dieser Anstalten mit einer Klugheit und Beharrlichkeit besorgen, als sie selten vielleicht in ihrem eigenen Haushalte beweisen. Mit jedem Hospitale sind fromme Gesellschaften verbunden, um einzelnen Arten von Unfällen abzuheilen oder gewisse Uebel abzuwenden oder zu heilen, als Verurtheilten beizustehen in ihren letzten Tagen, für Arme Prozesse zu führen u. Den

beiden ersten Hospitälern gehört jedem außerhalb der Stadt eine Villa zum Besten der Wiedergenesenen, und für die Kranken, welche der frischen Luft und Bewegung bedürfen. Eine herrliche Einrichtung, ohne welche kein Hospital seyn sollte! Der Arme, der gesund das Hospital verläßt, bekommt eine Summe Geldes, um wieder ein Geschäft oder Gewerbe anfangen zu können. Viele Unterrichts-Anstalten von den Conservatorien an bis zur Universität, Stüdi: daher brachte Neapel so viele gelehrte Männer hervor, daß die Neapolitaner sogar mit Paris wetzeln zu können meinen: worin der Verfasser, dem die Französische Sprache wegen ihrer Menge von Hülfswörtern, ihres Nasen-Nebelklanges und abgeiffenen Sylben ganz mißfällt, wenigstens in Rücksicht der Wissenschaft und der alten, besonders Griechischen Litteratur bestimmen zu müssen glaubt. Im königlichen Garten bewunderte der Verfasser den Farnesischen Stier, welcher wie so vieles andere aus der Farnesischen Erbschaft nach Neapel gekommen ist. Das Grab Virgils auf dem Hügel von Posillipo, das er besuchte, hält er gegen Cluver und Addison für echt, weil die ununterbrochne Tradition und eine zahllose Menge von gelehrten und geistreichen Alterthumskennern es anerkennen. Ein Lorbeerbaum ist bekanntlich nicht mehr da. Bey dieser Gelegenheit erzählt er, daß Pepsens Haus, Grotte, mit eignen Händen gepflanzte Bäume, und sein ganzer Aufenthalt, das nach von Delille gepriesene Zwickenham, zerstört worden. Der Held und Dichter müssen, sagt der Verf., ihre Hoffnungen des Ruhms auf ihre Tugenden und Talente gründen. Den See von Agnano hält er für Lucull's Fischreich. Puteoli (Pozzuolo) sehr von der alten Pracht heruntergesunken. Einen schönen Marmor mit Basreliefs, welche die 14 durch ein Erdbeben zerstörten und von Liberius wieder er-

bauten Städte Kleinasien vorstellten, sah er dort, wie auch schöne Ruinen. Nicht weit davon am Gestade stand Cicero's Villa, Academia genannt, auch Puteolanum, ohne eine Spur: der schöne Augenbrunne oder Quell, der kurz nach Cicero's Tode aufquoll, und von Laurea Tullius besungen wurde, (Plin. nat. hist. 31. 3. und aus ihm viele Neuere haben das Gedicht, als Wernsdorf Poet. minor. lat. V, 3. p. 1370), ist vertrocknet. Die Seen Lucrinus, Avernus und Agnano dienen in den Sommermonathen zum Glashrösten. Die ganze Küste nebst den Inseln werden beschrieben. Herculanium und Pompeji: das bekannte. Die Zahl der gefundenen Manuscripte gibt er auf 1800 an, meint aber, daß zehnmahl so viele noch gefunden werden dürften, wenn man weiter nachgrübe. Dem Geschmacke, dem Gemeingeiste und der Großmuth Sr. Königl. Hoheit des Prinz Regenten verdanken wir es, daß Hr. Sayter, ein Geistlicher von der Englischen Kirche, nach Portici gesandt wurde, welcher damahls (1802) mit unermüdllichem Fleiße die Aufsicht über die Entwicklung der Papyrusrollen führte. (Die erste Mittheilung der Resultate dieses Fleißes haben wir neulich zu sehen das Vergnügen gehabt. Gött. g. A. 1813. S. 1593 ff.). Er ist ebenfalls der Meinung, daß Dio Cassius im Irrthume sey, wenn er V. 66, 23. berichtet, daß die Einwohner im Theater von dem Unglücke wären ergriffen worden. Indem er über den Pallast von Caserta urtheilt, woran er manches zu tadeln findet, beurtheilt er die übrigen königl. und fürstl. Palläste, und hält das rothe Palais zu Potsdam für das schönste Gebäude dieser Art, dann folgt das Landpalais von Wilhelmshöhe bey Cassel (sehr ungeographisch sagt er: in der Nähe von Hessen) und der Pallast von Laken bey Brüssel. Das Brandenburgische Thor in Berlin, das er eine unvollkommne

Nachahmung der Propyläen nennt, hält er für das fehlerhafteste Stück der Baukunst in Deutschland. Hier erwähnt er in einer Note der Wegführung des Siegeswagens durch die Franzosen, und entschuldigt sie mit den Worten: *Victory of course follows the victor.* Vom zweyten Bande nächstens.

### Lübingen.

Von J. F. Heerbrandt: Magazin für Deutsche Elementarschullehrer, Eltern und Erzieher, herausgegeben von Philipp Jakob Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. Des ersten Bandes erstes Stück. Auch unter dem Titel: Theoretisch-practisches Handbuch für Deutsche Schullehrer und Erzieher, herausgegeben u. Des sechsten Bandes erstes Stück. 1813. 157 S. Das zweyte Stück. 1814. 138 S. Des zweyten Bandes erstes Stück: von C. F. Pfander. 1814. 145 S. in Octav. Dieß letztere ist mit einem Holzschnitte versehen, welcher die Buchstaben und Unterscheidungszeichen für Blinde darstellt.

Man muß nach dem Willen des Verf. dieß Magazin als eine Fortsetzung des theoretisch-practischen Handbuchs ansehen, dessen Plan auch hier beybehalten ist. Also alles, was das Deutsche Elementarschulwesen betrifft, ist der Gegenstand desselben: Materialien nicht nur über die gewöhnlichen Lehrgegenstände, als Buchstabiren u., sondern auch über Erdbeschreibung, Naturlehre und dergleichen dem Landvolke nützliche Kenntnisse. Auch kurze Lebensläufe verdienter Schullehrer, Amtsveränderungen und Sterbefälle berühmter Schulmänner und verdienter Freunde und Beförderer des Deutschen Schulwesens, Auszüge aus größern Schulschriften u. finden hier ihren Platz, nebst Recensionen, interessanten Schulanecdotes, Beobachtungen, Rathschlä-

gen, Aufgaben wichtiger Fragen, das Deutsche Schulwesen betreffend, und ihre Beantwortungen, Schulreden, Schulsieder, Schulgebete u. s. w. Der Plan ist sehr gut angelegt, und in diesen drey Stücken, die wir vor uns haben, wohl ausgeführt. Wir wünschen mit dem Verfasser, daß auch die Freunde des Schulwesens außer Wirtemberg oder Württemberg an dem Werke Theil nehmen, und für dasselbe ihre Beobachtungen, Vorschläge und historische Nachrichten, als Anzeigen neuer Schulverordnungen, Schulverbesserungen, Schulvermächtnisse, Schulanecdoten u. dergl. dem Herausgeber zusenden wollen. Unstreitig ist der Nutzen dieses Werckens, und wir wünschen, daß es sich lange in seinem Werthe erhalten möge. Dieß wird auch gewiß geschehen, wenn der Verf. mit der gehörigen Prüfung bey der Aufnahme seiner Materialien verfährt, und keinen Lückenbüßern einen Platz verstatet; dahin rechnen wir besonders solche Ausführungen, die entweder zu weit ausgesponnen, zu breit vorgetragen oder zu alltäglich und in jedes Lesers Bibliothek vorhanden sind; dergleichen wir in diesen drey Stücken schon angetroffen haben, und Leser voraussetzen, die vom Unterrichtswesen beynähe gar nichts wissen; als die Aufsätze über Pestalozzi's Maßverhältnisse, über die Verstandesübungen, die viel kürzer hätten abgefaßt werden sollen. Doch sind die allermeisten Aufsätze sehr gut gerathen, und die historischen, als Scenen aus dem Leben eines jungen verdienten Schulmannes, Schulunterricht in Schwaben, besonders in Württemberg vor den Zeiten der Reformation, sehr anziehend geschrieben. Wir wünschen diesem nützlichen Werckchen recht viele Leser, und dem Verfasser Muße, Kraft und Unterstützung, dasselbe je länger je vollkommener fortzusetzen.

## Göttingen.

De Historia Maris Caspii scripsit D. Aug. Guil. Kephälids. Praefatus est A. H. L. Heeren. 1814. 420 Seiten in Octav.

Die gegenwärtige Schrift, (zugleich auch als Inauguraldisputation gedruckt,) ist eine schöne Probe der Kenntnisse eines jungen Mannes, der sich bey uns den historischen und humanistischen Wissenschaften widmete; und jetzt bereits als Lehrer in seiner Vaterstadt Breslau angelegt ist. Die vielen Irrthümer und Widersprüche über das Caspische Meer, welche bey den alten Schriftstellern vorkommen, machten diesen Gegenstand einer besondern Untersuchung vor andern würdig. Der Verf. hat ihn in seinem ganzen Umfange behandelt; und hat sich bemühet durch stete Vergleichung der alten und neuen Berichte ihn in sein volles Licht zu setzen. Sowohl die Belesenheit und Kunde der alten Litteratur, die er dabey beweiset, als auch die richtige Beurtheilungskraft erwecken für die Zukunft die schönsten Hoffnungen. Das Ganze zerfällt in zehn Kapitel; deren Ueberschriften den Inhalt bezeichnen. I. De Historia M. C. II. De Nomine M. C. III. De situ M. C. IV. De figura M. C. V. De ambitu et magnitudine M. C. VI. De Natura M. C. VII. De mutationibus M. C. VIII. De vetere ambitu et figura M. C. et de Lacu Aral. IX. De causis mutationum M. C. und das letzte ausführlichste, welches auch als pars altera der ganzen Abhandlung bezeichnet ist: X. De fluviis mare Caspium intransitibus. Von welcher Wichtigkeit für die alte Geographie diese letzte Untersuchung, besonders in Beziehung auf die Flüsse Oxus, Jaxartes und Rha oder Wolga sey, ist keinem Kenner unbekannt.



1504 G. g. A. 150. St., den 17. Sept. 1814.

Schwerlich ist dem Verf. irgend ein bedeutendes Zeugniß bey alten oder neuen Schriftstellern entgangen, welches zu der Aufklärung des Gegenstandes beitragen konnte. Wir begnügen uns daher auch die Freunde der alten Geographie auf die Schrift aufmerksam zu machnn. In der Vorrede des Hrn. Hofr. Seeren werden einige Punkte der Geographie des alten Asiens bemerklich gemacht, welche gleichfalls noch einer besondern Untersuchung bedürfen.

### Paris.

Von Courcier: *Traité d'Acoustique* par *E. F. F. Chladni*, Doct. en Philosophie et en Droit, Membre de la Société d'Harlem, de Berlin &c. 1809. 375 Octavseiten mit 8 Kupfertafeln.

Wir haben von diesem wichtigen, an viel neuen Entdeckungen reichhaltigen Werke, welches 1802 zuerst in Deutscher Sprache und in Quartformat erschien, bereits in unsern gel. Bl. 1802. S. 1881 gesprochen. Die vor uns liegende Französische Uebersetzung desselben hat der Verf. selbst übernommen. Das Original enthält 310. Quartseiten, mit einem weit kleineren Drucke als die Uebersetzung im Octavformat, und man kann also schon hiëraus schließen, wie sehr in dieser Uebersetzung der Vortrag abgekürzt worden ist. Jedoch hat der Verfasser nichts Wesentliches weggelassen, vielmehr noch hin und wieder einige Erläuterungen und Erfahrungen, welche seitdem über die Fortpflanzung des Schalles durch diese oder jene Materien, und über die Lehre von den Schallschwingungen überhaupt, bekannt geworden sind, hinzugefügt.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 19. September 1814.

London.

Der zweite Band der *Classical tour through Italy* by *J. C. Eustace* beginnt mit einer Excursion nach Benevent, Furcā Caudinā, Taburnus, Pästum, Salernum &c. Das Thal von Arpaja, wofür Cluver und Daniel (*S. Göt. gel. Anz. 1779. S. 649*) die *furcas caudinas* hielten, kann dafür nicht angesehen werden, weil die Gegend mit Livius Beschreibung nicht übereinstimmt. Die Gebäude oder drei Tempel von Pästum hält er für sehr alt, eine Folge des Aegyptischgriechischen Geschmacks, wie die Tempel zu Agrigentum und Athen, welche Beispiele des Anfangs, der Verbesserung und Vollkommenheit der Dorischen Ordnung sind: alle auf Substructionen gebauet. Noch jetzt sind die Rosen von Pästum, die weymahl, im May und December blühen, und den herrlichsten Wohlgeruch geben, so trefflich als im Alterthum *hiferi rosaria Paesti*. Sehr freymüthig urtheilt er den König Ferdinand IV., wie wir ihn schon kennen: von mittelmäßigen Geistesgaben und vernachlässigter Erziehung und Ausbildung, aber sehr gutmüthig. Der König hielt, wie uns *E.* erzählt,

G (7)

alle Menschen die vor Christus lebten für Türken, und konnte nur schwer überzeugt werden, daß die Engländer, von welchen er die günstigsten Vorstellungen hat, ihren König Karl I. hingerichtet hätten. Die Königin vergleicht er mit der hingerichteten Königin von Frankreich, ihrer Schwester, in Ansehung des Geistes und mit der Herzogin von Sachsenten Christina ihrer andern Schwester, in Hinsicht des Außern. Die Lazzaroni vergleicht er mit der arbeitenden ärmern Classe jeder großen Stadt, die zu keinem bestimmten Geschäft angelernt, alles thun, was sich ihnen darbietet: sie sind die Lastträger von Neapel und bisweilen von großen Häusern abhängig unter dem Nahmen *facchino della Casa*, wo sie sich als redliche, uneigennütige, das Geheimniß bewahrende Diener auszeichnen. Ihren Nahmen leitet der Verf. mit andern vom Spanischen *lacero*, woraus die Neapolitaner *lazzero*, *lazzaroni* gemacht haben. Er führt ihre Vertheidigung sehr gut, beschränkt sie aber auf die in Neapel gebornen, welche *li lazari del mercato*, *del Lavinaro*, *del Molo* u. s. f. heißen; die schlechten, auswärtigen Faulenzer, die auch zu den Lazzaronis gerechnet werden, heißen *li banchieri*. Die Neapolitaner haben an dem Verf. einen beredten Vertheidiger gefunden. Die Fehler und Ausschweifungen der höhern Stände leitet er mit Recht von der schlechten Erziehung und dem Müßiggange her: *otia si tollas, perjere Cupidinis artes*. Capua steht wo das alte *Castiloma* stand: dieser Stadt größte Empfehlung ist ihr Nahme. Er wiederholt und bestätigt die Bemerkung, daß man die Pomptinischen Sümpfe, besonders zur Zeit der *malaria*, schnell durchfahren und sich vor dem Schlafe in Acht nehmen müsse. Die Wirthshäuser außerhalb den großen Städten taugen in Italien nicht viel, und

die alte Gewohnheit von einer Villa zur andern zu reisen und da zu übernachten, ist noch im Gange. Dasselbe riet ein Italiänischer Edelmann einem Engländer der sich über die Wirthshäuser beschwerte: mit einigen Empfehlungsschreiben könne er von einem Ende zum andern reisen, ohne je in ein Wirthshaus einzutreten. Kehrt man von Neapel nach Rom zurück, wie der Verf. mit seiner Gesellschaft that, da er der Unsicherheit wegen nicht weiter reisen konnte, so ist der Contrast sehr auffallend. Rom ist nicht wie Neapel der Sitz der Fröhlichkeit und Zerstreuung, der öffentlichen Vergnügungen oder selbst des Privatzusammenlebens. Die ernste Majestät scheint der Genius Roms zu seyn: il decoro herrscht überall. Bälle, Opern, Assembleen braucht und sucht man da nicht, wenn man reiset wie man soll. Nun folgt eine Beschreibung des alten Roms nach seinen Cloacis &c.; gelehrt und einflüchtvoll: nebst Betrachtungen über das neuere Rom, Regierung &c. Rom hat zwar durch die Französische Raubsucht viel verloren, aber die 60,000 alte Statuen die noch da sind, und die übrigen noch in Menge vorhandenen Kunstwerke des Alterthums in Original oder in herrlichen Copien u. s. f. machen, daß Rom noch der Sitz der Künste ist. Scharfer Tadel ergeht bey dieser Gelegenheit über die Franzosen, die in der ganzen Geschichte einzig da stehen als Räuber der Kunstwerke: weder waren dieß Ludwig XIV. noch XV., noch Friedrich der Große (dem er wenig Gefühl von Gerechtigkeit und Menschlichkeit zutraut) noch die Römer als Staat, bis auf Nero, der 500 Statuen innerhalb 14 Jahren aus Griechenland nahm, die Franzosen zweymahl so viel aus Italien in einem Jahre. Schreckliche Folgen der Französischen Herrschaft und Räubereyen für Italien. Die Franzosen erfahren die ganze

Macht des Tadelns, indem er sic als das Gift des öffentlichen Glückes, und die Qual des menschlichen Geschlechts, von der Zeit an, daß man Bewohner in Frankreich kennt, also historisch darstellt, wogegen schwerlich etwas wesentliches einzuwenden ist. Irrig vermuthet er, daß Rom von Bonaparte, dem er Tiefe, Beharrlichkeit und Festigkeit zuschreibt, zum päpstlichen Sitze seines Onkels, Fäsch, bestimmt sey. Die Entvölkerung der Campagna (der Gegend um Rom) entschuldigt er als Folge der ungesunden Luft, welche an den Küsten in diesen Gegenden stets nachtheilig gewesen: auch in alten Zeiten, meint er, sey diese Gegend nicht besser bewohnt gewesen, wenigstens zu Cicero's und folgender Zeit: der nähmliche Zustand der Gegend von Ostia bis zum Vorgebirge Circe, zu Plinius und unster Zeit. Doch trotz der Entvölkerung wird die Campagna benutzt, und trägt der Acre (= 186 Calenberg. oder Rheinl. oder 219 Sächs. Quadratruthen) im Durchschnitte 2 Pfund Sterl. jährlich, wie der Verf. von einem Schottländer hörte, der 20 Jahre in Rom gelebt hatte. Hier muß ein Irrthum statt finden. Der an sich sandige und schlechte Boden in den meisten Gegenden um Rom scheint dieß zu beweisen: wie selbst aus der vom Verf. angeführten Theorie der Erde (theory of the earth, by Philip Howard, Esq.) erhellet. Auch er, der sonst nicht leicht etwas auf die päpstliche Regierung kommen läßt, sieht sich doch gezwungen, zu bedauern, daß auf den Ackerbau ic. so wenig Sorgfalt von Seiten der Regierung sey verwandt worden, wozu Boden und Lage auffordern. Doch hofft er, daß da der Geist der Verbesserung jetzt in Italien sich rege, auch Rom davon werde ergriffen werden. Ein thätiger Anbau wird vieles verbessern. Zunächst wünscht er, daß die Regierung die Straßenseiten

im Lande, und die Küsten möchte bepflanzen lassen, wodurch unter andern die Ausdünstungen der Sümpfe längs dem Gestade ihren Nachtheil fürs Binnenland verlieren würden: worauf auch Venuti schon gedrungen hat. Die Furcht vor der malaria, oder ungesunden Luft in der Campagna zwey Monate hindurch, von den Hundstagen an bis zu den Herbstregen, sey zu weit getrieben, indem der Römer dann die ganze Umgegend verläßt, außer Tivoli und Monte Albano, ja nicht einmahl 20 Ellen vor der Stadt, z. B. in der Villa Borghese, zu schlafen wagt. Uebrigens sey der Anblick der wenigen Landleute in der Campagna entsetzlich: aufgeschwollne Bäuche, entstellte Züge, schwarzgelbe Gesichtsfarbe, bleifalbe Lippen und Augen, kurz alle Symptome von Wassersucht, Gelbsucht und kaltem Fieber, scheinen in ihnen vereinigt zu seyn. Während der Abschied von Rom, dessen alte Bewohner als Welt Herrscher er sehr beredt und gründlich von den Vorwürfen zu befreien sucht. Die Römischen Schriftsteller, besonders Historiker, Sallust, Cäsar, Livius, Tacitus erhalten ihr volles begründetes Lob, *magnanimi heroes nati melioribus annis*. Am meisten zeichnet er den Cicero aus, dessen unsterblicher Geist alle überstrahlet. Bey dieser Gelegenheit wird Rousseau (ein Cornificius der neuern Zeit) der den Cicero einen Rhetor nannte, der ohne Plato's Schriften nicht im Stande gewesen wäre sein Werk von den Pflichten zu schreiben, sehr gut widerlegt; auch schon deswegen kein kompetenter Richter, da er schwerlich Cicero's Schriften in der Ursprache gelesen haben mag. Auch die neuern Römer sucht er zu vertheidigen, und nicht ohne Glück. Etrurien. Von Veji ist keine Spur vorhanden, schon zu Florus Zeit, 1, 12. In Affisi zieht der *lagro convento* an, wo der Körper des heiligen Franciscus liegt.

Bey dieser Gelegenheit gibt der Verf. eine sehr anziehende Vertheidigung dieses Heiligen (geb. 1189 † 1225), der kurz vor seinem Tode 50000 Anhänger seines Ordens zählte. Wäre Franciscus nicht ein mit hoher Tugend und herrlichen Talenten begabter Mann gewesen, er könnte das nicht ausgerichtet haben, was er vollbracht hat. Eben so muß man von dem heil. Bruno, dem Stifter des Karthäuserordens, dem heil. Benedict, heil. Bernhard u. a. urtheilen. Florenz ist ausführlich behandelt, seine Geschichte, Kirchen, die vorzüglichen Männer die Florenz hervorgebracht hat, Dante u. a., Palläste, Gallerie zwar sehr geplündert, aber doch noch herrlich: die Venus von Medicis, der Faun, die Ringer mit sechzig andern waren nach Palermo geschleppt, viele andre nach Paris. Fäsiuld (Fiesole), Vallombrosa, Camaldoli &c. Rühmliche Erwähnung von Sanzi, aus dessen Saggio ein Auszug über die alten Sprachen Italiens hergebracht wird. Der Verf. lernte Alfieri kennen: wenn Französisch gesprochen wurde, beobachtete er ein strenges und mißbilligendes Stillschweigen: natürlich billigt es der Verfasser. Glückselig, fügt er hinzu, würde es für Spanien, Deutschland, Oesterreich und Preußen gewesen seyn, wenn ihre Edlen diesen Italiäner nachgeahmt hätten! In Wahrheit für die Bewohner dieser so nachgiebigen und unglücklichen Länder ist das Französische der Becher der Circe geworden: wer daraus trinkt, vergift seinen Gott, sein Vaterland, sogar seine Natur, und wird Epicuri de grege porcus (II. S. 269). Ueeca. Armuth und Reichthum finden sich hier nicht. Der Genuese ist sparsam und beschränkt die Aufnahme der Fremden auf Conuersazioni, Eis und Limonade: der Tadel neuer Reisenden wird zurückgewiesen. Man richtet sich in Genua nach seinem Geschmacke und Einkom-

men. Der Handelsgeist, dem man so viel böses nachsagt, ist so schlimm nicht. Wie viele Beweise von Edelmuth und Wohlthätigkeit findet man nicht in den großen und kleinen Handelsstädten! Wenn der Handel die Magazine füllt, so hält Menschenliebe und Wohlthätigkeit die Schlüssel. Genua bietet herrliche Belege dieser Behauptung dar. Nur schade, daß die Franzosen die Fonds dieser vielen wohlthätigen Stiftungen wie überall an sich gerissen haben. Die Räuber! die Beschuldigung Virgils, daß die Ligurier, Vorfahren von Genua, Betrüger wären, paßt nicht mehr auf die Genueser. Pavia ist verfallen. Ueberwältigt ward sie von Bonaparte, der ihre Magistratspersonen erschießen ließ. In der Kirche zu Cielo aureo ist das von Kaiser Otto III. errichtete Grab des trefflichen Boethius, dessen consolatio noch vorhanden ist, und die vom Pabst Sylvester II. verfertigte Inschrift: auch liegt hier der Körper des heil. Augustins, der von Sardinien hierher gebracht wurde. Quid enim habet, sagte Erasmus, orbis Christianus hoc scriptore vel magis aureum vel augustinus? Mailand: die Geschichte dieser Stadt, Kirchen, Karl Borromeo &c. ausführlich. Die handschriftliche Sammlung von verschiedenen Werken des Leonhard da Vinci, die auf der Ambrosischen Bibliothek niedergelegt waren, sind nach Paris geschleppt. Sein Meisterstück, das Abendmahl, ward von den Französischen Artilleristen, die in dem Dominicanerkloster, dem dieß Gemälde zum Schmucke diente, als Zielscheibe gebraucht, besonders der Kopf des Heilandes. Como, Plinius des jüngern Vaterstadt, dessen Verdienste, und Villa Pliniana, nebst Amoretis Erklärung der Ebbe und Fluth der Quelle daselbst, die noch gewöhnlich dreymahl täglich erfolgt durch die Veränderung des Windes. Die Borromaischen Inseln;



1512 G. g. A. 151. St., den 19. Sept. 1814.

Turin, Susa, Berg Cennis &c. Es ist schade, daß der Verf. nicht länger in Italien verweilen konnte, um tiefere Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen und minder bekannte Nachrichten und Schilderungen mitzutheilen. Wenn irgendwo dieß nöthig ist, so ist es gewiß vorzugsweise in Italien, einem so viel bereiseten, so vielfach beschriebenen und besprochenen Lande. In einer Abhandlung und Anhang hohlt er noch manche interessante Bemerkungen nach über Geographie, kleine Landschaften, Geschichte, Sprache, Litteratur und Religion Italiens und über den Charakter der Italiäner, und endlich über den Papst, den Römischen Hof, Cardinäle &c.

### Siegen.

Von G. F. Heyer: **Kleines Lesebuch zur Veredelung und Belebung des Lesetons in Volksschulen.** Einzeln abgedruckt aus dem Denkfreunde, einem Lesebuche für Volksschulen von Joh. Ferdin. Schlez. Zweyte verbesserte Auflage. 1814. 57 S. in Octav.

Der Verf. fügt zu seinen vielfachen Verdiensten im Fache der Pädagogik auch noch dieses gewiß nicht gering zu haltende hinzu, daß er den Leseton zu veredeln und zu beleben sucht, der gemeiniglich in den Schulen besonders, wovon hier die Rede ist, und in den untern Classen der gelehrten Schulen einer solchen Verbesserung sehr bedarf. Kleine für den Jugendkreis, dem sie bestimmt sind, ausgearbeitete und interessante Dialoge, mit Bezeichnung des darin herrschenden Tones, füllen das Päckchen, dem wir einen recht ausgedehnten Gebrauch wünschen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1814.

Paris.

Von P. Didot dem ältern; und gedruckt mit Bodoni's Lettern: Voyage pittoresque et historique de l'Espagne par *Alexandre de la Borde* et une Société de gens de lettres et d'artistes de Madrid &c. &c. Tome II. 1813. Groß Folio. (S. diese Anzeigen vom J. 1807. St. 156. S. 1553. vom J. 1809. St. 100. S. 985. und vom J. 1813. St. 14. S. 129.)

Dieser zweyte Band fängt mit der fünf und zwanzigsten Lieferung an, und ist mit einem Titelblatte versehen, auf welchem man das schöne mit Arabischen Buchstaben verschlungene Wapen der Stadt Granada erblickt, so wie es noch heut zu Tage an einer Mauer von Alhambra erscheint. Der Text enthält (1-XXVIII) eine Notice historique sur le temps de la domination des Arabes en Espagne, und von S. 1-16 die Beschreibung von Andalusien. Da der Verf. in dem ersten Theil die Geschichte der Römischen und Gothischen Herrschaft in Spanien erzählt hat, so schildert er in diesem das Eindringen der Araber in dieses Reich, welches ganz eigene Betrachtungen in der Culturgeschichte

§ (7)

der Menschheit gewährt. Mahomed's Erscheinung wirkte wohlthätig für sein Volk, um es aus tiefem Schlummer zum Gefühl seiner Kräfte und zu heroischen Thaten zu erwecken. Die Apostel seiner neuen Lehre verbreiteten sie bald mit dem Schwerte in der Hand. Aegypten, Syrien, Kleinasien, die Griechischen Inseln wurden von den starken, kräftigen Arabern überschwemmt; über 36000 Städte und 4000 Tempel, ehrwürdige Reste Griechischer und Römischer Cultur sanken hinter ihnen in Staub; 1400 Moscheen erhoben sich auf ihren Trümmern, wo das Buch Gottes, der Koran, gelehrt werden sollte. Endlich wurde auch Spanien, nachdem die Araber die Westgothen verdrängt hatten, der Schauplatz der blutigsten Kriege. Die Schlacht zu Xerez de la Frontera (712) entschied, und das Chalifat zu Cordova wurde besetzt (S. I - XII). Abdoulrahman, der wahre Stifter des Königreichs Cordova, wußte sich von der Familie der Abbasiden, die zu Damascus herrschten, unabhängig zu machen, und unter seiner Regierung brach die Morgenröthe einer höhern Cultur an, weil er Künste und Wissenschaften schätzte, und namentlich viele der kostbarsten Gebäude errichtete (S. XII - XXIII). Die Thaten seiner Nachfolger, bis auf Mohamed Alhamar, der zu Granada im Jahre 1302 starb, beschäftigen den Verf. bis S. XXVIII.

Die Beschreibung von Andalusien zerfällt in einen historischen und geographischen Theil. Den Alten unter dem Namen Bätica bekannt, wurde Andalusien von Phönicern, Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern erobert, endlich aber von Ferdinand dem Katholischen (1492) nach vielen blutigen Kriegen mit dem christlichen Reiche vereinigt. In geographischer Hinsicht wird Andalusien in vier Provinzen, die von ihren Hauptstädten den Namen führen, Jaen, Granada, Sevilla und Cordova, getheilt.

P. 3. Notice historique sur Cordove. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Cordova seinen Ursprung den Phönicern verdankt; nach Strabo wurde sie von dem Marcellus, während der Bürgerkriege zwischen dem Pompejus und Cäsar angelegt, Cordaba genannt, und zu einer Colonia Patricia erhoben, wie dieß mehrere Münzen beweisen. Den größten Glanz erhielt sie unter der Arabischen Herrschaft durch Abdulrahman, gemeinlich Abderame genannt, der sie mit prachtvollen Pallästen schmückte, die noch gegenwärtig die größte Bewunderung verdienen. Der Verf. schließt diesen Abschnitt mit einem Verzeichniß der berühmtesten Männer, welche zu den Zeiten der Römer und Araber hier geblüht haben. Wir gehen nun zu den Kupferstichen über. Pl. 1. Ansicht von Belmes in der Sierra Morena. Pl. 2. Ansicht von Espiel. Zwey mahlerische Landschaften, die uns einen deutlichen Begriff von jenen Gegenden geben. Pl. 3. Das Thal in der Sierra Morena. Pl. 4. Ansicht von Despèna Perros. So wie die erstern Blätter uns die reizenden Landschaften der Sierra Morena vorstellen, so zeigt uns dagegen dieses Blatt ein grausen erregendes Felsenthal, welches den Nahmen Despèna Perros führt. Durch die Bemühungen des Ministers Florida Blanca ist in dieser Wildniß ein guter und sicherer Weg angelegt worden. Pl. 5. Allgemeine Ansicht von Cordova. Zwey Gegenstände sind es vorzüglich, welche das Auge an diese paradiesische Landschaft fesseln, die große auf 16 Bogen ruhende Römische Brücke über den Guadalquivir, und die majestätische Moschee, deren Beschreibung der Verf. einen eigenen Abschnitt (S. 6. Notice historique sur la Mosques de Cordove) gewidmet hat. Unstreitig gehört sie zu den Wunderwerken der Baukunst auf unserm Erdball. Sie wurde im J. 770 nach Chr. S. von Abdulrahman II. angelegt, und von seinem Sohn Iffra im

J. 800 vollendet. Die Absicht des Stifters war, alle Moscheen des Chaliphats an Größe, Pracht und Glanz zu übertreffen, und den Rechtgläubigen im Occident einen heiligen Ort zu errichten, der das für sie seyn sollte, was Mecca im Orient für ihre Brüder ist. An dem Platz, wo die Moschee gegenwärtig steht, befand sich früher ein Tempel des Janus, mit dessen Trümmern die Gothen eine Kirche zusammengesetzt hatten, und deren Bruchstücke wieder zum Bau der Moschee dienen mußten. Die Moschee behielt ihre ursprüngliche Bestimmung bis zum J. 1236, in welchem Ferdinand II. König von Castilien und Leon dem Reiche zu Cordova ein Ende machte, und sie in eine Kirche verwandelte, ohne daß sie darum ihren Namen verlorren hätte, den sie noch bis auf den heutigen Tag führt.

Pl. 6. Außere Ansicht der Moschee zu Cordova. Die vier Seiten des Gebäudes sind vier sehr starke Mauern mit Strebepfeilern, welche das Ansehen vier-eckiger Thürme haben, die jedoch in der Höhe an Umfang nicht abnehmen. Diese vier Seiten weichen aber, was Höhe und Zierath betrifft, von einander ab, indem das Terrain auf dem die Moschee liegt, den Baumeister dazu nöthigte. Denn um zur nördlichen Seite des Gebäudes zu gelangen, muß man 14 Stufen hinabsteigen, und um zur mittäglichen zu kommen, 30 Stufen hinaufsteigen. Zwischen den Strebethürmen befinden sich Eingänge mit Thüren, reich mit Ornamenten verziert, die aus Stuck bestehen, sehr schön und dauerhaft gearbeitet sind. In einem Zeitraum von 800 Jahren haben sie nichts von ihrer Schönheit verloren. Viele dieser Stuckaturen sind mit einer Art Mosaic, aus gebranntem Thon, vereinigt, welcher unstreitig zur Festigkeit des Ganzen beigetragen hat. Alle Zierathen, Schnirkel und Windungen sind mit Farben bemahlt, und erinnerten den Rec. an die unübersehbaren Hieroglyphen und Ornamente der ägyptischen Denkmähler, welche ebenfalls mit man-

nichfaltigen Farben prangen. Pl. 7. 8. sind die Grundrisse der Moschee, wie sie sich zu den Zeiten der Araber befand und wie sie gegenwärtig beschaffen ist. Das Gebäude ist ein Quadrat, 620 Fuß lang von Norden nach Süden, und 440 Fuß breit von Osten nach Westen. Vier Straßen umgeben es, damit es ganz isolirt stehen sollte. Es hatte 17 Thüren, von denen gegenwärtig nur noch 5 offen sind. Die Thüren waren mit bronzenen sehr künstlich ausgearbeiteten Platten überzogen. Ein 620 Fuß langer und 210 Fuß breiter Platz an der nördlichen Seite, diente zu einem Hof, der wieder mit einem Eingang, genannt Porta del Perdono in Verbindung stand. Im Innern sind 19 Schiffe, oder vielmehr Gänge, die in parallelen Linien von Süden nach Norden laufen, 350 Fuß lang und 14 Fuß breit, welche durch 850 Säulen gebildet werden, die den staunenswürdigsten Eindruck machen würden, hätten sie nicht durch Umänderung gelitten. Wenn man den Grundriß mit Aufmerksamkeit betrachtet, so kann einem die Bemerkung nicht entgehen, daß das Gebäude schon zu den Zeiten der Araber sowohl in der Länge als auch in der Breite vergrößert worden ist. Bis zum J. 1528 erhielt es sich, wie es aus den Händen der ersten Architecten hervorging; nun fing man aber an, es durch übel angebrachte Verbesserungen zu entstellen und auf die geschmackloseste Weise in eine Cathedrale umzumodeln. Man verunstaltete das herrliche Gebäude mit 70 Capellen, errichtete Altäre, verstümmelte die Säulen, brachte überall unnützen Schmuck und Tand an, so daß man nicht ohne Bedauern und Unwillen, wenn man beide Grundrisse vor sich liegen hat, sehen muß, daß es gegenwärtig weder eine Moschee noch eine Cathedrale ist. — "L' Eglise moderne, malgré sa grande dimension, se trouve comme perdue au milieu des immenses constructions arabes qui l'entourent." — Pl. 9. *Ansicht des Gartens bey der Moschee zu Cordova.* Dieser

Garten nimmt den Platz ein, der ehemahls zum Hof bestimmt gewesen ist. Man kann sich keinen reizendern Ort denken. Schattenreiche, 35 — 40 Fuß hohe Pomeranzenbäume, Palmen und 60 Fuß in stolzer Pracht sich erhebende Cypressen, frisch sprudelnde Quellen und Bassins, machen diesen Garten zum Lieblings-spaziergang der Einwohner von Cordova. In der Mitte steht das Gebäude des Glockenthurms. Pl. 10. Ansicht einer Thür in einer der Seitenfacaden der Moschee zu Cordova. Es ist der Haupteingang an der nördlichen Seite, 30 Fuß hoch und 15 Fuß breit, geschmückt mit sehr gefälligen Zierathen. Der Bogen ist hufeisensörmig, und zieht sich an beiden Seiten des Einganges zusammen. Pl. 11. Allgemeine Ansicht des Innern der Cathedrale zu Cordova. Die Pracht und die magische Wirkung, welche dieser Anblick gewährt, übertrifft alle Vorstellung. Von einem Zauberlichte umflossen stehen in ungeheurer Länge die zahllosen Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes. Alle aus Marmor und andern köstlichen Steinen verfertigt, haben sie verschiedenen Völkern in verschiedenen Jahrhunderten gedient, und wo der Arabische Baumeister nicht Schäfte, Basen und Capitälern genug hatte, ließ er sie nach den vorhandenen Mustern copieren; daher man sich nicht wundern darf, daß die Capitälern nicht die Arabische Originalität haben, indem sie größtentheils zusammengesetzte oder Corinthische sind, wie sie die Gothen am Tempel des Janus fanden und zu ihrer Kirche gebrauchten. Alle Säulen sind durch Bogen verbunden, die auf den Capitälern ruhen, und welche die zu Pl. 10. angegebene Form haben. Und über diese Bogen schwingen sich wieder andere in die Höhe, die das Gewölbe tragen, welches aber in der Folge zum Theil versteckt worden ist. Pl. 12. Eine andre Ansicht des Innern der Cathedrale zu Cordova. Pl. 13. Der Saal, in welchem der Koran aufbewahrt wurde. So wie in unsern Dom-

Kirchen dem Eingange gegenüber der Hauptaltar sich befindet, so gibt es auch in den Moscheen einen Ort, der für den heiligsten gehalten wird, weil man daselbst den Koran aufbewahrt. Dieser hier ist auf das kunstreichste mit Marmor und Stukaturen geschmückt, deren überaus zarte Arbeit, dem Ganzen das Ansehen eines Spitzengewebes geben. Pl. 14. Ansicht der Thür des Sanctuariums des Korans zu Cordova. Die hohe Einfachheit der Hauptlinien, und die große Menge der mannichfaltigsten und feinsten Zierathen, mit welchen diese Hauptlinien geschmückt sind, erinnert den Rec. an die Monumente in Oberägypten, deren Hauptlinien ebenfalls mit jenen zahllosen Hieroglyphen versehen, dem Auge einen Teppich darzubieten scheinen. Pl. 15. Arabische Tribune in der Moschee zu Cordova. Wenn man in das Hauptschiff tritt, so erblickt man zur linken Seite, dem Thron des Königes gegenüber, eine noch sehr gut erhaltene Tribune, in welcher der Musti die Rechtgläubigen zum Gebet aufforderte. Pl. 16. Durchschnitt der Moschee zu C. Wie bereits erinnert worden ist, so blieb die Moschee bis zum J. 1528 unberührt. Nun wünschten aber die Canonici eine Cathedrale zu Cordova zu errichten, und obgleich die Stadt sich ihrem Vorhaben widersetzte, indem sie bewies, daß ein ganz neues Gebäude nicht mehr gekostet haben würde, als die Ausbesserung der Moschee, so war dennoch Carl V. auf Seiten der Canonici, es dauerte ihn aber späterhin, daß durch den Anbau dieß staunenswürdige Gebäude entstellt worden ist. Pl. 17. Verschiedene alte Fragmente, Säulenknaufe u. Pl. 18. Pilaster aus der Moschee zu Cordova, und Arabischen Bädern. Auch andre architectonische Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer und Mauri zu Cordova. Pl. 19. Inschriften und Arabische Capräler zu C. Die Inschriften aus dem Koran sind von den großen Orientalisten Silvester de Sacy ins



1520 G. g. A. 152. St., den 22. Sept. 1814.

Fransösische übersezt worden. Pl. 20. Andre Arabische Inschriften zu Cordova. Pl. 21. Ansicht einer Seitenhür der Moschee zu C., die gleich den übrigen einen hufeisenförmigen Bogen hat. Nun folgen noch im Text: Observations générales sur la Mosquée de Cordova. Nach dem Verf. ist diese Moschee das älteste und wichtigste Monument der Arabischen Baukunst in Spanien, fast völlig mit Bruchstücken Römischer Denkmähler zusammengesetzt, die jedoch aus den Zeiten des Verfalles der Kunst herrühren müssen, wie die kurzen, schwerfälligen Säulen, der Mangel der Karnise, und der Gebrauch, die Bogen unmittelbar auf den Kapitalern ruhen zu lassen, beweisen. Aber außer diesem kostbaren Monument der Arabischen Architectur besitzt Cordova noch andre sehenswürdige Reste einer verschwundenen Herrlichkeit, nämlich Wasserleitungen, Brücken u. dergl. m.

Ein neuer Abschnitt von S. 12 enthält die Beschreibung des Weges von Cordova nach Granada und eine historische Nachricht von der Stadt gleiches Rahmens. Die Reise ging durch eine reizende Gegend, wo jeder Schritt Erinnerungen an ehemahlige Größe und Schönheit auftrat. Das Thal, in welchem Granada liegt, eröffnet dem Auge nach jeder Seite hin einen weiten Kreis entzückender Ansichten. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt, und die ersten Spuren historischen Nachrichten reichen nicht über die Zeiten der Maurischen Herrschaft hinaus. Drey Jahrhunderte später wurde sie die Hauptstadt des Theils von Andalusien, der den Mauren von ihren Besitzungen übrig blieb. Sie liegt auf zwey Hügel, welche durch ein Thal getrennt sind, das zwey Flüsse, der Darro und Genil durchlaufen, von denen der letztere die Stadtmauern bespült. Ein ewig grüner Teppich bedeckt den Boden, und der Ueberfluß des Wassers macht es möglich, daß fast in allen Wohnungen der Reichen Springbrunnen angebracht werden konnten, welche an den Maurischen Luxus und Kunstseiß und an die feidne Pracht des untergegangenen Arabischen Hofes erinnern. Obgleich alles Zauberis ungeachtet, der über diese Landschaft so verschwenderisch ausgegossen ist, hat der Glanz und die Bevölkerung Granada's so sehr abgenommen, daß die ehemahlige Volksmenge von 200,000 Einwohnern auf den vierten Theil hinabgesunken ist. Pl. 22 und 23 enthalten einen allgemeinen Grundriß, und einen allgemeine Ansicht von Granada. Von den übrigen soll zu seiner Zeit, nach der Meinung des Verfassers, geredet werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 24. September 1814.

Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: *M. T. Ciceronis Philosophica omnia. Ex scriptis recens collatis editisque libris castigatus et explicatus edidit sa. Aug. Goerenz. Volumen tertium libros de finibus bonorum et malorum continens. Auch unter dem Titel: M. T. Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri V. Ex &c. Die Köpfe von Epikur und Seno zieren das Titelblatt. 1813. XXXVIII und 711 S. in Octav.*

Die ungünstigen Zeitumstände sind Schuld daran gewesen, daß diese Fortsetzung der schätzbaren Ausgabe von Cicero's philosophischen Schriften, deren ersten zwey Bände zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigt worden sind, etwas verzögert wurde und jetzt erst hat erscheinen können. Dieß Werk gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten und gelehrtesten Werken Cicero's, worauf derselbe lange Zeit gesammelt und sich vorbereitet hatte: aber es ist schon seines den Abschreibern aller Zeiten bis zur Erfindung der Buchdruckeren schweren und unverständlichen Inhalts wegen in einem schlechten und der

Critik vorzüglich bedürftigen Zustände auf uns gekommen. Daher haben sich viele Critiker an ihn versucht. Auch Herr Görenz hat alles angewandt, um den billigen Forderungen, die man deshalb an ihn machen kann, zu genügen, und zu dem Ende Vergleichen von Handschriften, die bisher noch nicht benützt waren, und andre schon bekannte, mit Vortheil zu Rathe gezogen: auch alte Ausgaben hat er fleißig befragt. Den Hrn. Wezel, Werfer, einem hoffnungsvollen jungen Humanisten aus Hrn. Thiersch Schule in München, den Hrn. Professoren Hermann und Schäfer, Matthia, Rath u. a. verdankt der Herausgeber, und wir mit ihm sehr viele Hülfe in dieser Hinsicht. Für die Aufhellung einiger wesentlichen Schwierigkeiten in philosophischer Rücksicht hatte der Herausgeber vier Excursus entworfen, die aber, um das Werk nicht zu sehr anzuschwellen, zurückgeblieben sind; doch gibt Herr Prof. Schäfer die angenehme Hofnung, daß sie umsonst den Besitzern dieses Buches nachgeliefert werden sollen. Die Einleitung, die der Herausgeber vorangehen läßt, beantwortet sehr gründlich drey Fragen, die erste ist: wann wurden diese fünf Bücher geschrieben, herausgegeben, und wann wahrscheinlich die Gespräche gehalten? Sie müssen am 3. Junius des Jahres 708 vollendet, und bald hernach herausgegeben worden seyn. Die Unterredner starben alle in oder vor dem bürgerlichen Kriege, wie Cicero in einem Briefe an seinen Freund Atticus 13, 19. sagt, welche Stelle gegen Hrn. Wyttenbach, der sie in seinem Briefe an Hrn. Heusde, vor deselben specimen crit. in Plat. p. LI. vgl. 1 Div. ep. 9, 67. verdächtig macht, sehr gut verteidigt wird. Die Unterredung des 1. und 2. Buches fällt in das Jahr 703, wo L. Torquatus als praetor designatus vorkommt, von dem

wir wissen, daß er die Prätur im Jahre 704 wirklich bekleidet habe: in das Jahr 701 fällt die Unterredung des dritten und vierten Buches, und in das Jahr 674 die des fünften Buchs. Die zweite Frage betrifft den Umriss des ganzen Werks und seine Anordnung; sehr befriedigend. Die dritte Frage geht auf die Quellen die Cicero in diesen Büchern gebraucht hat: denn in allen seinen philosophischen Schriften hatte er bestimmte Griechische Hauptschriftsteller vor Augen, die er mit freyem Urtheil und seinem Geschmacke zu Führern auswählte, um die Griechische Philosophie im Lateinischen Gewande darzustellen, wie er selbst unverholen gesteht. Selbst das dritte Buch von den Pflichten ist, wie sich recht gut nachweisen läßt, in dieser Hinsicht nicht Cicero's Eigenthum. Verliert er freylich hierdurch die Ehre der Originalität, so gebührt ihm dagegen das große Lob, daß er uns eine Menge Gedanken und Nachrichten erhalten hat, die wir ohne ihn gar nicht wüßten: wie der ungeheure Verlust von philosophischen sehr wichtigen Schriften lehrt, den wir in der Periode nach Aristoteles bis auf Cicero's Zeit so schmerzlich bedauern. Um desto gespannter ist unsre Sehnsucht nach den Schätzen, welche Herr Zayrer durch die höchstaugeklärte Munificenz Sr. Königl. Hoheit, des Prinz Regenten von Großbritannien, großmüthigst unterstützt, eben so gelehrt als unermüdetlich aus den Herkulanischen Papyrusrollen ans Licht gebracht hat, und wovon wir (S. Gött. gel. Anz. 1813. Oct. St. 160. 161.) schon das Glück gehabt haben, unsern Lesern eine schöne Frucht anzeigen zu können. Auch diese Frage hat Herr Görenz gelehrt beantwortet. Sehr bieder hat Herr Prof. Bremi zu Zürich dem Herausgeber alle seine zu einer zweyten Auflage seiner Ausgabe dieses Werks gesammelten Hülfsmittel

mittel, und seine Anmerkungen zu den zwey letzten Büchern zugesandt. Hr. M. Beier, welcher schon die Register zu den vorigen Bänden entworfen hatte, ist auch Verfasser des Registers zu diesem Bande. Diesem jungen Gelehrten werden wir eine neue Ausgabe des Diogenes Laertius, womit er sich jetzt beschäftigt, zu verdanken haben. Außer einigen uns aufgestoßenen Druckfehlern, als praepliceret, praeplicuerit für perpl., Pythagoraeos für Pythagoreos S. 496, ist alles sehr correct gedruckt, wie von des Herrn Prof. Schäfers Genauigkeit wohl zu erwarten war. Uebrigens ist der Commentar in critischer sowohl als exegetischer Hinsicht sehr zu empfehlen, und so zweckmäßig als die in den vorigen beiden Theilen. Eine gesunde Critik, die dadurch gewinnt, daß sie auf Kenntniß und Gebrauch der Handschriften sich gründet, die zwar bisweilen, was wir doch nicht ganz billigen, Conjecturen in den Text rückt, aber sonst bloß den Handschriften und den durch genauere Kenntniß des Sprachgebrauchs gewonnenen Resultaten und Regeln der Logik folgt, und sich von Vermessenheit frey hält, wird sich dem Leser überall empfehlen. Oft ist durch eine bessere Interpunction einer Stelle aufgeholfen, welche man aufgegeben hatte. Der exegetische Commentar ist nicht zu reich und nicht zu arm: er hält eine glückliche Mittelstraße, und sieht gerade das voraus, was der Leser dieser Bücher nothwendig mitbringen muß; denn ein Anfänger liest diese metaphysische Untersuchungen oder Darstellungen nicht. Was uns darin nicht ganz gefallen hat, sind die häufigen Verweisungen auf künftige Erläuterungen, die für den Leser ganz unnöthig sind, welcher nicht mit Unrecht denkt: hic Rhodus esto, hic salta! So machten es die Bourdelots, Saumaisen u. a., die ihr Wort noch halten sollen. Hat man für dergleichen Nachwei-

sungen keinen Platz in den Noten, so ziehe man mehrere verwandte Punkte in Excursen zusammen, wo sie sehr zweckmäßig abgehandelt werden können, wie die Erfahrung beweiset. Noch müssen wir zum Schlusse anmerken, daß der eben so gründlich gelehrte als geschmackvolle Herausgeber viel mehr Richtigkeit und Eleganz in seinen Lateinischen Stil gebracht hat, als in den vorigen beiden Bänden herrscht. Wir wünschen, daß die Folge nicht zu lange unterbrochen werde: dann hat die classische Litteratur die gegründetste Ursache, auf diese Bearbeitung der philosophischen Schriften des Cicero als auf ein musterhaftes Werk stolz zu seyn.

#### Eben daselbst.

In der Weidmannischen Buchhandlung: **Georg Ludwig Rumpelt's**, der theoret und practischen Thierarzneykunst bey der Churfürstl. Sächf. Thierarzneyschule zu Dresden, ehemahligen Professors und Oberthierarztes u. s. w., **Unterricht für die Fahnschmiede vom vernünftigen und zweckmäßigen Beschlagen der Pferde sowohl bey gesunden als fehlerhaften und Kranken Füßen.** Neue Auflage mit drey Kupfertafeln. 1813. XII und 215 Seiten in Octav.

Der für die Wissenschaft zu früh verstorbene W. gab diesen Unterricht im Jahr 1785 für die Sächf. Fahnschmiede heraus, und erwarb sich dadurch das Verdienst, zu der Verbesserung des Hufschlags, dessen Festsetzung auf gewisse der Natur des Hufs mehr entsprechende Grundsätze und einer zweckmäßigeren Behandlungsart der Hufkrankheiten vieles beygetragen zu haben. Der Werth dieser Schrift kann ihr auch jetzt, wo manche darin vortragene Gegenstände durch die Zeit mehr aufgehellert worden sind, nicht abgesprochen werden. Bey

ihrem ersten Erscheinen stiftete sie freylich bey der unschicklichen und unzweckmäßigen Combinirung der Schmiede und Thierärzte bey der Sächs. Cavallerie, wie dieses auch damahls in den meisten Deutschen Staaten der Fall war, ungleich mehr Nutzen. Die Beschreibung und Darstellung der vorkommenden Gegenstände ist ausführlich, deutlich und durch gut ausgefallene Kupfer erläutert, der Styl aber oft schleppend, und obgleich Hr. N. sich wegen häufiger Wiederholungen und Ausschweifungen in der Vorrede entschuldigt, so hätten doch manche derselben füglich unterbleiben können. Das Buch zerfällt in drey Abschnitte, wovon der erste in 4 Kap. den Bau oder die Structur des gesunden Hufs lehrt. Der zweyte Abschnitt handelt in 16 Kap. vom Beschlage gesunder Füße, woben der Verf. in das kleinste Detail eingeht, Fehler die dabey vorgehen, rügt und Mißbräuche zu unterdrücken sucht. Nachdem der Zweck und die Verschiedenheit des Beschlags gezeigt worden, werden die zum Beschlag erforderlichen Kenntnisse genannt. Der Verf. ist der Meinung, daß kein Beschlagschmied ein ordentlicher Hufschmied seyn kann, der nicht von der ganzen Wiharzneykunst oder wenigstens von der Lehre der Entzündung richtige Begriffe hat. (!) Zur Ehre des Verfassers will Rec. glauben, daß es mit diesem Verlangen kein Ernst gewesen ist, denn sonst würde Hr. N. nicht so viel Erforderniß einer ganzen weitläufigen Wissenschaft bis zu dem Zweig eines Zweigs derselben nachgegeben haben. Was ein Grobschmied, der doch immer nur aus der untersten Weltklasse abstammen wird, mit solchen Kenntnissen beginnen, wozu sie ihm nützen sollen, sieht Rec. nicht ein, sonderh ist eher überzeugt, daß sie seinen Kopf verwirren, ihm überspannte Begriffe beybringen, und dem Ganzen da-

durch unendlich Schaden würden. Den Bau und die Beschaffenheit der Füße sollte allerdings jeder wissen der beschlagen will, aber weder um die Entzündung noch andere Huffehler, überhaupt um keine wirklich thierärztliche Geschäfte und Kenntnisse darf und hat er sich zu bekümmern, sonst sind die Thiere mit der Wissenschaft verloren. — Als die gewöhnlichsten und bedeutendsten Fehler beim Beschlag gesunder Füße gibt der Verf. das zu starke Ausschneiden der Eckstüßen und des Strahls an, und hat hierin sehr recht. Der Huf wenn er noch so gesund und schön geformt ist, wird durch nichts leichter verdorben und von der größten Güte in die schlechteste Verfassung gesetzt, als durch solches Verfahren beim Niederschneiden. Daneben wird dann auch der Grund zu einer Menge Hufkrankheiten dadurch gelegt. Dasselbe gilt von dem Abraspeln der Hufe, und dem Aufbrennen der Hufeisen. Hierauf werden nun die Regeln zum guten Beschlag festgesetzt und vom Nutzen des Feuchthaltens der Füße das Nöthige gesagt. Alsdann folgt das Winterbeschläge, wie oft ein Pferd zu beschlagen ist und wie Pferde die zum erstenmahl beschlagen werden oder sich nicht gern beschlagen lassen, zu behandeln sind. — Der dritte Abschnitt handelt ganz vom Beschlag kranker oder fehlerhafter Füße. Zur Heilung der Steingallen hat man nach Hrn. R. weiter nichts nöthig, als denjenigen Stollen des Eisens, welcher der Steingalle am nächsten ist, so lange wegzuschlagen und das Pferd nur mit einem Stollen so lange gehen zu lassen, bis die Steingalle ausgeheilt ist; dadurch werde der größte Theil der Last des Thiers von demjenigen Ort, welcher beim Gehen nicht ohne Schmerz gedrückt werden könnte, weggenommen, folglich aller neuer Reiz verhindert und das Auswachsen der Steingalle nicht gestört, zumahl wenn dabey der Huf feucht erhalten wird.



1528 G. g. A. 153. St., den 24. Sept. 1814.

Durch diese Procedur dürfte nach Rec. Ansichten dem beabsichtigten Zweck gerade entgegengearbeitet werden; denn erstlich wird durch das Aufschlagen von ganzen Eisen, denen nur ein Stollen fehlt, wenn Zwanghuf mit den Steingallen im Spiel ist, wie dieses sehr häufig zutrifft, beiden Uebeln die Hand geboten, indem der Wachsthum der dabey vorzüglich beeinträchtigten Horntheile beschränkt wird und die Wiederausdehnung der zusammengezogenen Wände unterbleibt, wenn man auch den Strahl und die Eckstreben noch so sehr schont. Schlägt man aber dagegen ein Eisen auf, welches um ein Drittheil kürzer als ein gewöhnliches Hufeisen ist und dessen Arme in eine schiefe Fläche sich endigen, so werden nicht allein diese Nachteile vermieden, sondern der Strahl wird auch besser der Erde genähert und das Zurückweichen der Drahten begünstigt. Zwentens ist selbst dann ein Hufeisen mit einem Stollen bey Steingallen zweckwidrig, wenn sie durch bloßen äußern Druck veranlaßt worden, weil gerade das Gegentheil von dem geschieht was der Verf. beabsichtigt; denn nicht zu gedenken, daß das Pferd durch solche Hufeisen einen unsichern Gang bekommt, so wird gerade dadurch die größte Last des Körpers auf diejenige Seite geworfen, wo kein Stollen ist, weil ihr hier kein Hinderniß im Wege steht, und der Druck wird dann um so empfindlicher für das Thier. Diese Gründe empfehlen des Verf. Heilmethode bey den Steingallen nicht zum Nachahmen. — In denselben Fehler verfällt Hr. N. bey der Heilung der Hornspalten. — Gegen die Behandlungsart der übrigen Hufkrankheiten, unter denen Rec. keine vermißt hat, so wie die der schlechten Füße, läßt sich im Ganzen nichts erinnern. — Eine Erklärung der Kupfer tafeln beschließt dieses Werk, das mit Recht seinen Platz in der Bibliothek jedes Thierarztes verdient.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. Stück.

Den 24. September 1814.

Göttingen.

Wir haben noch die von Hrn. Hofr. Bouterwek in der kbnigl. Societät der Wissenschaften am 27. August gehaltene Vorlesung: De originibus rationis physicae, quae a nostratibus dynamica appellatur, apud veteres philosophos investigandis (s. oben, Seite 1481) genauer anzuzeigen.

Der Zweck dieser Abhandlung ist keinesweges, die physicalische Vorstellungsart, die man jetzt in Deutschland die dynamische nennt (außerhalb Deutschland ist, so viel wir wissen, weder der Mahme üblich geworden, noch die Sache selbst sonderlich beachtet), nach Principien der alten Griechischen Naturphilosophie zu vertheidigen. Aber zur Aufklärung dieser alten Naturphilosophie selbst, auch in Beziehung auf die mit ihr so nahe verwandte Religionsphilosophie der Alten, glaubte der Verfasser einen nicht überflüssigen Beitrag zu liefern, wenn er zur Erläuterung der Begriffe, die man sich in den Griechischen Schulen von der Natur machte, ein Wahl von dem Standpuncte des neuesten Gegensatzes zwischen dynamischer und atomisti-

K (7)

scher Naturlehre ausginge. Nur zum Beschlusse sollte den Physikern von der atomistischen Partey die Frage vorgelegt werden, ob man nicht auch, ohne Atome anzunehmen, die Naturphänomene, die sich, wie man sagt, besser atomistisch, als dynamisch, erklären lassen, eben so befriedigend nach der Vorstellungsart einiger Griechischen Philosophen erklären könne, welche das Atomensystem verworfen, und doch weit entfernt blieben von einem strengen dynamischen System, in der neuen Bedeutung des Worts.

Wenig, oder gar nicht, hat man bisher darauf geachtet, daß in der ganzen Griechischen Naturlehre von Naturkräften fast nie auf eine solche Art die Rede ist, wie bey den neueren Philosophen und Physikern. In den ältesten Griechischen Schulen speculirte man nur über das Uranfängliche (*τὰς ἀρχάς*) im natürlichen Daseyn der Dinge. Dieses Uranfängliche wurde dann, nach verschiedenen Ansichten, bald als das natürliche, bald als das göttliche Princip der Dinge (*τὸ ἴσθον*) betrachtet. An eine logische Unterscheidung zwischen Kräften und Stoffen dachte man nicht. Aber auch nachher, als diese Unterscheidung bey den Fortschritten der Speculation gefunden war, als man schon über Atome und Elemente räsonnirte, wird doch der Kräfte in der neueren Bedeutung des Worts sehr selten in den Griechischen Natursystemen gedacht. Man suchte Ursachen (*αἰτίας*), oder das Ursachliche (*τὰ αἰτιατά*) der Naturbegebenheiten zu entdecken. Aber man dachte sich unter Ursachen alles, was zur Möglichkeit der Entstehung und der Veränderungen der Dinge gehört, also die Stoffe sowohl, aus denen die Dinge gebildet sind, als die ihnen einwohnenden Kräfte. Das Wort *δύναμις* hat, wo es in der Griechischen Naturphilosophie sich findet, auch

och bey Aristoteles, gewöhnlich nur die Bedeutung on überwiegender Kraft oder Macht. Man unterschied ein leidendes Naturprincip (παθητικόν) on einem thätigen (ποιητικόν), aber beide als Ursachen des Daseyns und der Veränderungen der Dinge. Man konnte also weder die Materie aus Kräften deduciren wollen, noch sie über die Kräfte stellen. Dieser einzige Umstand hätte schon bewiesen müssen, daß die Alten ihre Naturbegriffe ganz anders combinirten, als die Neueren. Aber auch mit dem Worte Materie (ἕλη) verband man nur selten den Begriff, der jetzt der gewöhnliche ist. Will man den Gegensatz zwischen dem Geistigen und dem Materiellen, so wie er seit Descartes gewöhnlich verstanden wird, auf die Griechische Philosophie anwenden, so kann man sich in kein einziges Griechisches Natursystem hineinfinden, das Anaxagorische und Platonische allein ausgenommen. Bis auf Aristoteles ist von Materie überhaupt in der diesem Titel gar nicht die Rede. Selbst bey Plato erinnert sich der Verfasser nicht das Wort ἕλη im metaphysischen, oder naturphilosophischen Sinne gefunden zu haben. Auch Aristoteles, der dieses Wort eigentlich erst zum philosophischen Kunstworte gemacht hat, gebraucht es nur, um den Stoff von der Form zu unterscheiden, aber nie, um irgend ein geistiges Daseyn abzusondern von einem, die wir es nennen, materiellen. Noch mehr. Wenn man uns von Materie gesprochen wird, so denkt sich jedermann auch sogleich an eine körperliche Beschaffenheit der Dinge. Ganz anders die Alten, außer den Erfindern und Anhängern des Atomensystems, Leucipp, Democrit, Epicur, und ihren Nachfolgern, dachte man sich in den Griechischen Schulen die Körperform gar nicht als etwas, das um Daseyn einer Materie notwendig gehöre.

Man suchte vielmehr erst zu ergründen, was für eine Kraft denn wohl die Materie, die einen Raum ausfüllt, in diesem Raume so gebildet habe, daß stereometrisch von einander abge sonderte Dinge, d. i. Körper, vorhanden sind. Idealtisch den Begriff eines Körpers auf eine bloße Erscheinung zurück zu führen, ist keinem Griechischen Philosophen eingefallen. Dafür gerieth man auf die jetzt aus der Mode gekommene Lehre von den Elementen, aber erst, nachdem man sich bestimmter die Frage vorgelegt hatte, was es mit der Theilbarkeit der Körper für eine Bewandniß habe, und welches wohl die Ur- Bestandtheile (denn dieß bedeutet eigentlich *στοιχεῖον*) der Dinge seyn möchten. Erst in der eleatischen Schule trat diese, für die alte Naturphilosophie höchst wichtige Unterscheidung zwischen Principien und Elementen deutlich hervor. Der Begriff eines Principis im metaphysischen und naturphilosophischen Sinne bezog sich seit dieser Zeit gewöhnlich geradezu auf das Ur anfängliche, was es denn auch sey; der Begriff eines Elements aber beruhete auf den Grenzen der Zerlegbarkeit der Körper. Doch wurden beide Wörter auch sehr oft verwechselt. Selbst Aristoteles gebrauchte beide Wörter synonymisch, wo er es mit der Sprache nicht genau nimmt. Wo er sich aber genau ausdrückt, zum Beispiel in der Exposition seiner eignen Theorie der Elemente, unterscheidet er sorgfältig Principien von Elementen.

9 Diese Bemerkungen mußte der Verfasser in seiner Abhandlung vorausschicken, um den Wortstreitigkeiten zu entgehen, in die man sich bey der Erklärung der Philosophie der Alten gewöhnlich verwickelt. Die Systeme waren hierauf einzeln durchzugehen, von der Ionischen Schule an bis auf den Aristoteles; denn nach dem Aristoteles hat die Grie-

dische Naturphilosophie nichts Neues mehr aufzuweisen, außer den Träumen der Neuplatoniker, die der Verf. dieses Mahl übergehen wollte. Ueber die Ionische Philosophie hat er die Aufschlüsse, die hierher gehören, schon zu einer andern Zeit zu geben versucht (in der Abhandlung de primis philosophorum Graecorum decretis physicis. Commentat. Soc. Reg. Scient. Vol. I.). An Atome wurde in der Ionischen Schule eben so wenig gedacht, als an deutlich unterschiedene Elemente. Verwirrt aber wurden die Begriffe von Urstoff, Element, und Urkraft. Das Pythagoreische System weiß eben so wenig von Atomen. Die arithmetisch-metaphysische Monas des Pythagoras verliert sich in den Regionen des Ueber sinnlichen, wo der abgezogene Begriff die Stelle des Daseyns vertreten will. Beiläufig zeigt der Verf. aus einem von Stobäus aufbewahrten Fragmente von dem echten Pythagoreer Aristäon, daß auch der Gott des Pythagoras nichts weiter war, als die Natur selbst, sofern ein ewiger Geist in ihr wirkt, der aber, nach dieser Lehre, von feuriger, also elementarischer Beschaffenheit, gewissermaßen Stoff und Kraft in eins ist. Weiter sucht der Verf. zu zeigen, wie sich die räthselhaften Homömerien des Anaxagoras zu den Atomen verhalten, und warum Anaxagoras durch consequente Ausführung seiner sonderbaren Idee auf das Atomenystem hätte gerathen müssen, das doch seiner Philosophie gänzlich fremd geblieben ist. Bey den Meinungen des Xenophanes und Parmenides verweilt der Verf. nicht, weil diese Männer selbst ihre physicalische Lehre als eine bloße Erscheinungstheorie den Lehren der reinen Vernunft entgegen stellten. Mit Empedocles fängt in der Griechischen Naturphilosophie eine neue Epoche an. Dieser treffliche Kopf schrieb zwar nach

alter Orphischer Art dichterisch und in Versen über die Natur, aber er trennte und ordnete die Naturbegriffe weit bestimmter, als alle Philosophen vor ihm. In seinem Systeme zeigt sich zum ersten Mal das Dynamische derjenigen alten Naturerklärungen, die keine Atome zuließen, in deutlichen Zügen. Auch Empedocles nahm, wie die meisten Griechischen Naturphilosophen, keinen absoluten Unterschied zwischen Materie und Geist ( $\psi\upsilon\chi\eta$ ) an; aber indem er das Materielle mit dem Geistigen identificirte, gestattete er sich als consequenter Denker eben so wenig eine Ableitung des Materiellen aus dem Geistigen, als, umgekehrt, eine Ableitung des Geistigen aus dem Materiellen. Er dachte sich, weil aus Nichts nichts werden kann, eine ewige Materie, ob er gleich sie noch nicht so nannte, als dasjenige, was schlechthin allem endlichen Daseyn, allem Entstehen und Vergehen, also auch der Entstehung menschlicher Gedanken in einem menschlichen Körper, zum Grunde liegt. Aus dieser Materie ließ er die vier Elemente, und mit ihnen das Seelenwesen, hervorgehen, durch Kräfte, in denen er einen Dualismus annahm, den er dichterisch mit den Wörtern Freundschaft und Feindschaft ( $\phi\iota\lambda\alpha$  und  $\psi\epsilon\iota\sigma\mu\omicron\varsigma$ ) bezeichnete. Seine bestimmteren Aeußerungen über diesen Dualismus deuten schon auf die chemischen Affinitäten. Die Elemente erklärte er für die Anfänge des Körperlichen Daseyns in der Natur. Daß es Atome geben sollte, widersprach seinen Begriffen von einem begrenzten und doch ewigen, also unendlichen Daseyn. Das Körperliche überhaupt war ihm also etwas Endliches, das entsteht und wieder vergeht. Es vergeht aber dynamisch durch Auflösung, indem es in den Schooß der alles umfassenden Materie zurücksinkt, die man sich nach dem Empedocles aber ja

nicht als das Gegentheil des Geistes denken muß. Nehmen wir nun das Wort Materiell in der neueren, auf das Physische, das in die Sinne fällt, eingeschränkten Bedeutung, so müssen wir mit einem neueren Kunstworte die Materie des Empedocles eine Indifferenz des Geistigen und Materiellen nennen. Dieser Begriff ist überhaupt der Schlüssel zu dem Materialismus aller der alten Naturphilosophen, die keine Atome-annahmen. Das Materielle nach unsrer Vorstellungsart ist nach dem Empedocles nur das Elementarische, das erst entsteht, wo aus dem Unkörperlichen etwas Körperliches wird, das dann, als solches, in die Sinne fällt. Dieses Körperliche ist aber von dem Geistigen, nach dieser Lehre, unzertrennlich; denn indem aus der Materie die Elemente als Urkörperchen hervortreten, geht in sie zugleich das Seelenwesen über, das zur Materie gehört. So ist, nach dem Verfasser, zu verstehen, wie Empedocles sagen konnte, die individuelle Seele bestehe aus allen vier Elementen. Damit stimmt dann sehr wohl überein, was Cicero (de natura deorum, I. 12.) eben diesen Philosophen behaupten läßt, es gebe vier göttliche Naturen. Das Göttliche nämlich ist nach dieser Lehre das Lebensprincip, das von der Materie unzertrennlich ist, und aus ihr zugleich mit den vier Elementen in die Form übergeht, in der es eine individuelle Seele bildet. Man wird dem Verfasser gern zutrauen, daß er diesen kühnen Materialismus nicht in Schutz nehmen will. Aber kennen muß man ihn, wenn man verstehen will, wie die Naturphilosophie der Alten sich zu der neueren idealistischen verhält, mit welcher der Verfasser in dieser Abhandlung übrigens nichts zu verhandeln hat. Und hier zeigt sich denn auch deutlich die Scheidewand zwischen den Atomisten und den übr-



gen alten Naturphilosophen. Die Atomisten, Leucipp, Democrit, und Epicur, setzten das Körperliche unbedingt als das Erste. Sie mußten also ewige und einfache Urkörperchen annehmen, um die Möglichkeit der Entstehung der zusammengesetzten und theilbaren Körper, die in die Sinne fallen, zu erklären. Die Naturphilosophen aber, die keine Atome anerkennen wollten, mußten das Unkörperliche über das Körperliche stellen, und an die Stelle der Atome die Elemente setzen, die sie als erste Bestandtheile der körperlichen Bildung aus der unkörperlichen Materie hervorgehen ließen. Aber den Begriff der Kraft über den Begriff der Materie zu stellen, als ob Kräfte wirken könnten, wo nicht etwas ist, dem diese Kräfte als Realsachen der wirklichen Entstehung eines Dinges einwohnen, ist keinem Griechischen Philosophen in den Sinn gekommen. — Von Empedocles wendet sich der Verfasser zu dem dunkeln Heraclit. Hier sehen wir die Elementarlehre des Empedocles, so weit sich überhaupt im Dunkeln etwas erkennen läßt, in einen höchst seltsamen physicalischen Pantheismus übergehen, der mit dem älteren, unvollendet gebliebenen Pantheismus des Xenophanes Einiges, mit dem des Parmenides aber gar nichts gemein hat. Bis dahin hatten noch alle Philosophen ein Seyn angenommen, das über dem Werden ist, weil aus Nichts nichts werden kann. Von diesem Grundsatz, der den natürlichen Menschenverstand wie ein Axiom ausspricht und, nach dem Verfasser, auch die Grundlage aller nicht sich selbst zerstörenden Metaphysik ist, riß Heraclit sich los durch die kühne Behauptung, es gebe im Grunde gar kein Seyn, außer dem ewigen Werden des Einen aus dem Andern. Es könnte, meint er, überhaupt nichts entstehen, wenn das wahre Seyn der Dinge etwas anderes

wäre, als ein ewiges Werden. Hätte er diesen paradoxen Satz metaphysisch zu demonstrieren versucht, so wäre er vielleicht auf andere Gedanken gerathen. Aber er war Naturphilosoph im ganzen Sinne des Worts. Die Natur war sein Eins und Alles. Nun glaubte er, mit Empedocles vier Elemente annehmen zu müssen, die aus einer ewigen Materie entspringen und wieder in dieselbe zurückfallen. Aber nicht zufrieden damit, diese ewige Materie, wie Empedocles, für eine Indifferenz des Materiellen (nach unsern neueren Begriffen) und des Geistigen zu erklären, glaubte er ihr selbst eine elementarische Natur, ähnlich dem Elemente des Feuers, belegen zu müssen. Daher die bekannte, von unserm Heyne besonders erläuterte psychologische Lehre Heraclits, die trockenste Seele sey die beste. Das überirdische Urfeuer, als Indifferenz des Geistigen und Materiellen, oder als das schlechthin Göttliche, von dem die Götter und Menschen abstammen, war nämlich nach der Vorstellungsart Heraclits auch der Urgrund des individuellen Seelenwesens. Damit nun aber ja nichts wahrhaft sey, sondern das Seyn selbst nur als ein ewiges Werden des Einen aus dem Andern begriffen werde, ließ Heraclit seine vier Elemente sich nicht nur unablässig in einander verwandeln, sondern sie auch unablässig wieder zurücktreten in das Ur-Eine, aus dem sie dann von neuem hervorqehen: Dieß ist der wahre, durchaus physikalische Sinn des Heraclitischen: *Ἐκ παντῶν ἓν, καὶ ἔκ ἑνὸς πάντα*, das einige Anhänger unsrer neuen idealistischen Naturphilosophie con amore wiederholten. Man bemerkte wohl, daß Heraclit nicht, wie einige andere Pantheisten, gelehrt hat, Eins ist Alles, und Alles ist Eins, sondern, aus Allem wird Eins, und aus Einem wird Alles. Dieß

ist das ewige Fluidum des Daseyns nach Heraclit. Der Gott dieses Philosophen ist ein zweyter Saturn, der sich aber von dem älteren dadurch unterscheidet, daß dieser seine Kinder nur von Zeit zu Zeit fraß, so wie eben eines geboren wurde; der Gott Heraclits frisst seine Kinder unablässig, wird aber dafür auch durch diesen Schmaus unaufhörlich selbst regenerirt. Ist etwa der Gott einziger unsrer neuen Naturphilosophen auch ein solcher Heraclitischer Saturn? Wie dem auch sey; des physicalische Pantheismus Heraclits ist ein dynamisches Natursystem, das nicht nur das Geistige mit dem Materiellen indifferenzirt, sondern in dieser Indifferenz auch alle Unterschiede zwischen Stoff und Kraft aufhebt. Daß die empirische Erweiterung der Naturwissenschaft bey solchen Fiktionen nichts gewinnen konnte, liegt am Tage. — Von Heraclit wendet sich der Verfasser zu Plato. Heterogenere Systeme, als das Heraclitische und das Platonische, lassen sich nicht denken. Bey Plato ist das geistige Urwesen als reine Intelligenz und moralisch vollkommenes Wesen auf das schärfste von der Materie geschieden. Durchgängig bezieht sich der Platonismus auf das reine und ewige Seyn, dem das Werden der Dinge untergeordnet wird. Aber in der Geschichte der Naturwissenschaft kommt die Platonische Philosophie wenig in Betracht; denn Plato war so wenig Physiker, daß er die Natur aus sich selbst zu erklären nicht einmahl innerhalb der Schranken der Erfahrung versuchen mochte. Immer war ihm bey seinen Naturbetrachtungen das göttliche Princip der Dinge unmittelbar gegenwärtig; und da er vorzüglich die moralischen Verhältnisse des Endlichen zum Unendlichen vor Augen hatte, so erklärt er auch die Weltentstehung in seinem Timäus durchaus teleologisch nach der Idee einer besten Welt.

Zur Geschichte der alten Naturphilosophie in Beziehung auf den Dynamismus gehört das Platonische System nur in so fern, als es ebenfalls die Atome verwirft, und an ihre Stelle entstandene Elemente setzt, die Plato selbst Urkörper (*κρῶρα ὀμιαρα*) nennt. — Um so genauere Auseinandersetzung verdient der dynamische Theil der Naturphilosophie des Aristoteles. In ihr concentrirt sich gewissermaßen die ganze physicalische Speculation des Alterthums. Aristoteles, dem die gesammte Naturwissenschaft schon um ihrer selbst, nicht um des religiösen Interesse willen, am Herzen lag, glaubte, auch als Philosoph, bey jeder Betrachtung der Möglichkeit eines Dinges von Thatfachen ausgehen, also auch die Natur aus ihr selbst erklären zu müssen; also zu einem übernatürlichen oder göttlichen Princip nicht eher seine Zuflucht nehmen zu dürfen, als bis er mit den natürlichen Principien allein nicht weiter ausreichen konnte. Folge davon war freylich, daß seine Religionsphilosophie nur als ein Supplement zu seiner Naturphilosophie erscheint, und daß seine neueren Ausleger lange darüber gestritten haben, und zum Theil noch streiten, ob dieser große Denker zu den Theisten, oder zu den Atheisten gezählt werden soll. Indem also Aristoteles die Natur zuerst aus ihr selbst zu erklären versuchte, als ob es gar nichts göttliches gäbe, suchte er zugleich den alten Hypothesenspielen zu entgehen. Er wollte die Lehrlänge seiner Naturphilosophie apodictisch demonstriren, und zwar, nach seiner bekannten Weise, aus Begriffen, deren Uebereinstimmung mit der Natur selbst er nicht bezweifelte, weil sie ihm auf den nothwendigen Voraussetzungen zu beruhen schienen, ohne welche eine wirkliche Natur nicht denkbar ist. Diesem logischen Verfahren gemäß schloß er also, seiner Meinung nach apodictisch, von der objectiven Wirklichkeit des

Entstehens und Vergehens, daß wir wahrnehmen, auf das Daseyn einer nicht in die Sinne fallenden ewigen Materie, die schlecht hin ist, weil allem Entstehen und Vergehen irgend etwas, das schlecht hin ist, zum Grunde liegen muß. Was nun aber diese Materie an sich sey, durfte er, nach seiner Art zu räsonniren, nicht einmahl fragen. Denn er wußte als Loaker sehr wohl, daß, wo man urtheilen will, was ein Ding sey, man es, mit andern Dingen ähnlicher Art unter einen höheren oder Classenbegriff stellen muß, und daß da, wo dieser logische Proceß aufhört, auch nicht weiter von dem, was ein Ding wohl seyn möchte, die Rede seyn kann. Nun läßt sich der Begriff des Seyns keinem andern unterordnen. Was Aristoteles in seiner Naturphilosophie Materie nennt, ist das objective Princip des Seyns, ohne weitere Prädicate. Aber das Seyn, als solches, schließt kein Werden in sich. Also, folgerte Aristoteles, läßt sich aus dem Naturprincip des Seyns, oder der Materie allein, nicht erklären, wie überhaupt in der Natur etwas entstehen und wieder vergehen kann. Die Materie, als solche, ist also, nach dem Aristoteles, dasjenige, woraus etwas wird, aber nicht, wodurch etwas wird. Es müssen ewige Thätigkeitsprincipien, Kräfte, angenommen werden, die sich aber eben so wenig, wie die Materie an sich, weiter erklären lassen. Sennu, sie müssen vorhanden seyn, weil sie wirken, und nur aus der Art, wie sie wirken, dürfen wir auf ihr Verhältniß zu der Materie schließen. Hier kam es nun in der Abhandlung, die wir anzeigen, besonders darauf an, die echte aristotelische Ansicht von diesen dynamischen Naturprincipien nicht zu verfehlen. Der Verfasser sah sich vergebens nach einigermaßen befriedigenden Erklärungen bey den Auslegern des Aristoteles um. Auch die neueren Geschichtschreiber der Philosophie geben über diesen

Punct wenig Licht. Bekannt ist, daß Aristoteles zwey einander entgegenwirkende dynamische Naturprincipien annimmt, ein bildendes und ein hemmendes. Das erste nennt er in seiner Kunstsprache *idos*, das zweyte *στέφανος*, was denn gewöhnlich mit den Wörtern *forma* und *privatio* übersetzt ist. Aber schon an der negativen Bedeutung des Wortes *στέφανος* stößt sich die Erklärung. Wie konnte der helle Verstand des Aristoteles ein bloß negatives Naturprincip annehmen, und dieses als ein wirkliches dem Bildungsprincip entgegen wirken lassen? Auch geht aus den laconischen Erklärungen, die Aristoteles selbst von diesem Princip gibt, nicht hervor, ob nicht vielleicht seine Meinung gewesen sey, alle wirklichen Kräfte der Natur für bloße Modificationen jener beiden Urkräfte auszugeben. Daß nun dieß nicht die Meinung des Aristoteles gewesen seyn kann, sucht der Verfasser aus dem Geiste und dem innern Zusammenhange der ganzen Aristotelischen Naturphilosophie darzutun. Das Resultat ist das folgende: Aristoteles wollte durch die drey höchsten von ihm angenommenen Naturprincipien nur die Gränze aller physikalischen Speculation bezeichnen. Die Mannigfaltigkeit der Naturkräfte, deren Wirkungen wir durch Erfahrung kennen lernen, erklärt er aus dem Zusammenwirken der Elemente, die nach ihm, wie nach Empedocles und Plato, die ersten körperlichen Producte der Natur sind. Daß es dergleichen Elemente geben müsse, beweiset er daraus, daß den zusammengesetzten Körpern einfache zum Grunde liegen müssen, weil sonst die körperliche Zusammensetzung mit einem Nichts anfangen müßte. Unständig streitet er aber gegen die Wirklichkeit und selbst gegen die Möglichkeit materieller Atome oder ewiger Urförperchen; theils aus den bekannten mathematischen Gründen, die wir hier nicht wiederholen wollen,

theils aus transcendentalen Gründen, indem er zeigt, daß man, um Atome nach den Systemen des Leucipp und Democrit anzunehmen, den leeren Raum, der sich zwischen den Atomen befinden mußte, auch für etwas in seiner Art Wirkliches anzusehen genöthigt werde, da doch das Leere überhaupt nur in unserer Vorstellung das negative Gegentheil des erfüllten Raums, also ein baares Nichts sey. Der wirkliche Raum, als etwas zum Daseyn der körperlichen Dinge gehörendes, entsteht, nach dem Aristoteles, erst mit den körperlichen Dingen, deren Bewegung es bezeichnet. Aus Elementen oder ersten Körperchen ist, nach dieser Lehre, die Welt gebildet. Wie die Elemente, als Anfänge des körperlichen Daseyns, aus der unkörperlichen Materie entstehen, hat Aristoteles nirgends zu erklären versucht, also vermuthlich für unerklärbar gehalten. Er wollte nur demonstrieren, daß man eine Entstehung der körperlichen Formen überhaupt, und folglich Elemente, annehmen müsse. In diesen Elementen ist nun, nach dem Aristoteles, auf eine nicht weiter erklärbare Art der Urstoff oder die ewige Materie als leidendes Princip mit den beiden einander unablässig entgegenwirkenden ewigen Thätigkeitsprincipien, dem Bildungs- und den Hemmungsprincip, vereinigt. Diese beiden Principien sind also nicht solche Naturkräfte, wie jene, die den Elementen einwohnen; sie sind aber die ersten Bedingungen der Möglichkeit der den Elementen einwohnenden Kräfte. Es muß ein absolutes Bildungsprincip in der Natur geben, weil sonst überhaupt kein Ding als ein Ding dieser oder jener Art entstehen, folglich auch keine Kraft, durch die etwas sein Daseyn äußert, in dieser bestimmten Form wirken könnte. Dem absoluten Bildungsprincip muß aber ein absolutes Hemmungsprincip, was es auch übrigens sey, entgegenwirken, weil sonst alles in der Natur

auf eine bestimmte Art gebildet wäre und in Ewigkeit gebildet bliebe, so daß alle Möglichkeit einer Zerstörung und überhaupt eines Unterganges des ein Mal gebildeten Dinges wegfiel. Also ist das Aristotelische Hemmungsprincip nicht eine durchaus negative und doch wirkliche Naturkraft, das heißt, ein Unding; sondern es ist das absolut notwendige, übrigens aber Unbekannte in der Natur, was den ewigen Dualismus der Kräfte möglich macht. Daher spricht auch Aristoteles von diesem übrigens Unbekannten nicht weiter, nachdem er die Wirklichkeit desselben ein für alle Mal außer Zweifel zu stellen gesucht hat. Wie sich nun diese Theorie weiter zu der Aristotelischen Lehre von der Bewegung, von der Seele, und von der Gottheit, verhält, konnte vom Verf. nur beiläufig berührt werden. Den Physikern aber, die noch dem Atomensysteme zugehan sind, legt er die Frage vor, ob man nicht die Naturphänomene, die sich, wie man sagt, besser atomistisch, als dynamisch, erklären lassen, eben so gut erklären könne, wenn man ähnliche Moleculen, wie die Aristotelischen Elemente, annimmt, die Möglichkeit oder Wirklichkeit eigentlicher Atome aber in der empirischen Naturlehre ganz und gar aus dem Spiele läßt.

### Göttingen.

Bei Wandenhoef und Ruprecht: Ueber den Werth des bürgerlichen Gesetzbuchs der Franzosen, mit besonderer Rücksicht auf die Schrift des Herrn geh. R. Rehberg über dasselbe, so wie auf unsere jetzigen Bedürfnisse in der Gesetzgebung, von S. A. Brinkmann, Doctor d. R. 1814. XIV u. 392 Seiten in Octav.

Auch unter dem allgemeinen Titel: Ansichten von der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung, herausgegeben von S. A. Brinkmann. Erster



1544 G. g. A. 154. St., den 24. Sept. 1814.

Hand: Ueber den Werth des bürgerlichen Gesetzbuchs der Franzosen.

Der Verfasser, welcher seit mehreren Jahren Vorträge über das Französische bürgerliche Gesetzbuch gehalten, und dasselbe auch einige Zeit hindurch in der Anwendung hat kennen lernen, unternimmt in diesem Werke eine Prüfung des Code, um zu zeigen, in wiefern darauf bey einer neuen Gesetzgebung Rücksicht zu nehmen sey. Dabey wird häufig eine Vergleichung mit dem Römischen Rechte, bisweilen mit dem Oestreichischen und Preussischen Gesetzbuche angestellt. Auch berücksichtigt der Verf. bey seinen Untersuchungen die Schrift des Herrn geh. R. Rehberg: Ueber den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland. — Zwar findet sich keine eigene Untersuchung über die Frage, ob wir wirklich in Deutschland eines neuen Gesetzbuchs bedürften? — denn dieses hat der Verf. als anerkannt von einsichtsvollen Männern, vorausgesetzt; allein durchgängig werden in den einzelnen Lehren die Mängel des bisherigen Rechtes angegeben und häufig Vorschläge zu Verbesserungen gemacht. Des Verf. vorzüglichste Rücksicht ist auf die Anwendung im Leben gerichtet; von den bloß naturrechtlichen Untersuchungen, ohne Beziehung auf den Staat, hat er sich entfernt gehalten. Uebrigens kommt es nicht dem Verf. zu, darüber zu urtheilen, ob die Wissenschaft durch sein Buch gewonnen habe, und ob er wirklich dazu beitragen werde, ein eifrigeres Streben nach Wahrheit und Zweckmäßigkeit unter den Rechtsgelehrten zu veranlassen. Allein so viel glaubt er sagen zu dürfen, daß er in der reinsten Absicht, aus Eifer für sein Fach und daher ohne Rückhalt schrieb. Er hält dafür, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo ein neues politisches Leben beginnt, welches uns mächtig gegen innere und äußere Feinde stärken und erheben soll. H. N. D.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 26. September 1814.

## Göttingen.

Se. Königliche Hoheit, der Prinz Regent, haben im Namen Sr. Majestät, unsers geliebtesten Königs, mehrere hiesige Lehrer, welchen Allerhöchstdieselben schon ehedem außerordentliche Professuren auf der hiesigen Universität anvertraut hatten, zu ordentlichen Professoren zu ernennen gnädigst geruhet:

aus der medicinischen Facultät die Herren Schrader, Langenbeck und Stromeyer den jüngern, den ersten und letzten zu ordentlichen Professoren der Medicin, den zweiten zum ordentlichen Professor der Anatomie und Chirurgie;

aus der philosophischen Facultät die Herren Fiorillo, Garding, Benecke und Bunsen zu ordentlichen Professoren der Philosophie.

Desgleichen haben Höchst dieselben in Allerhöchsthre Dienste genommen:

als ordentlichen Professor in der theologischen Facultät den Hrn. Dr. Pott, als ordentliche Professoren in der juristischen Facultät die Herren Dr. Bauer und Dr. Bergmann, als ordentlichen Professor in der medicinischen, den Hrn. Hofrath von Crell, und als ordentliche Professoren in der

philosophischen Facultät die Herren Schulze und Hausmann:

als außerordentliche Professoren, für die Theologie Hrn. M. Heinrich Planck, für die Medicin Hrn. Dr. Zempel, für die Philosophie die Herren Wunderlich, Saalfeld und Dissen.

Auch ist der Herr Prof. Dr. Zeise, vormahls hiesiger außerordentlicher Lehrer der Rechte, aus Heidelberg wieder als ordentlicher Professor der Rechte hierher zurückberufen worden.

Endlich ist die hiesige Societät der Wissenschaften nach ihrer ursprünglichen Verfassung wieder auf drey Classen zurückgebracht worden. Ihr zufolge vermahlet der Herr Hofrath Blumenbach, ihr ältestes Mitglied, das Secretariat; der Herr Hofr. Eichhorn hingegen ist unter ihre Directoren eingetreten, und wird die Redaction dieser gelehrten Anzeigen ferner besorgen.

### Göttingen.

Der königl. Societät wurde am 16. September von dem Prof. Gauß eine Vorlesung eingebracht überschrieben: *Methodus nova integralium valores per approximationem inveniendi*. Unter den verschiedenen Methoden zur genäherten Bestimmung der Integrale, oder wie es in der Sprache der ältern Analysten hieß, zur genäherten Quadratur krummliniger Figuren, ist die Newton'sche, welche sich auf die Interpolationsmethode gründet, eine der brauchbarsten. Newton hatte eine Auflösung der Aufgabe gegeben, durch eine bestebige Anzahl gegebener Punkte eine parabolische Curve zu ziehen, deren immer leicht ausführbare Quadratur dann näherungsweise die Stelle der Quadratur der eigentlich vorgegebenen durch jene Punkte gehenden Curve vertreten kann, und zwar desto genauer, je mehr Punkte man in Anwendung bringt. Newton

hatte es indessen bey dieser allgemeinen Andeutung bewenden lassen und nur gleichsam beyspielsweise für den Fall von vier in gleichen Zwischenräumen liegenden Ordinaten  $A, B, C, D$  den genäherten Flächenraum zwischen der ersten und letzten, wenn deren Entfernung  $= R$  ist, durch  $(\frac{1}{8}A + \frac{3}{8}B + \frac{3}{8}C + \frac{1}{8}D)R$  angeführt. Cotes, welcher für sich, und noch ehe Newtons Schrift *Methodus differentialis* erschienen war, schon im Jahre 1707 ähnliche Untersuchungen angestellt hatte, wurde durch die zierliche Form, in welcher Newton das Endresultat in obigem Beyspiele dargestellt hatte (*pulcherrima et utilissima regula* nennt es Cotes) bewogen, diese Vorschriften weiter und bis auf den Fall von 11 Ordinaten auszudehnen. Immer erscheint so der verlangte Flächenraum in der Gestalt des Products der Basis, oder der Entfernung der äußersten Ordinaten, in die Summe der durch bestimmte Zahlcoefficienten multiplicirten Ordinaten, und zwar haben zwey gleich weit vom Anfang und Ende abliegende Ordinaten allemahl gleiche Coefficienten. Diese Quadraturcoefficienten bis zu dem Fall von 11 Ordinaten gibt Cotes am Schluß der Abhandlung *de methodo differentiali*, welche einen Theil der *Harmonia mensurarum* ausmacht, ohne sich über das Verfahren, wodurch er sie berechnet hat, weiter zu erklären. Vielleicht hat man es dieser anspruchlosen Kürze, womit bloß das Endresultat dargestellt ist, zuzuschreiben, daß diese schöne und zweckmäßige Methode von den Analysten weniger gekannt und benutzt zu seyn scheint, als sie es verdient.

Bei dieser Methode liegt durchaus die Voraussetzung gleicher Abstände zwischen den Ordinaten zum Grunde. Allerdings scheint bey dem ersten Anblick diese Voraussetzung am einfachsten und natürlichsten zu seyn, und es war noch nicht in Frage gekommen,

ob es nicht demungeachtet noch vortheilhafter seyn könne, Ordinaten in ungleichen Abständen zum Grunde zu legen. Um diese Frage zu entscheiden, mußte zuerst die Theorie der Quadraturcoefficienten in unbeschränkter Allgemeinheit entwickelt, und der Grad der Genauigkeit des Resultats bestimmt werden. Es zeigte sich, daß die Bedingungen, wovon dieser Grad der Genauigkeit abhängt, von der Art sind, daß man dieselbe durch zweckmäßig gewählte Ordinaten in ungleichen Abständen allerdings verdoppeln kann, so daß man mit einer beliebigen Anzahl gehörig gewählter Ordinaten eben so weit reicht, als mit der doppelten Anzahl von Ordinaten in gleichen Abständen. Diese Untersuchungen, nebst der vollständigen Theorie der zweckmäßigsten Auswahl der Ordinaten, der dabey anzuwendenden Quadraturcoefficienten und der Bestimmung des Grades der Genauigkeit, welchen dieses Verfahren gewährt, machen den Hauptinhalt der vorliegenden Abhandlung aus.

Aus der kurzen Entwicklung der Theorie der Coeffizienten Quadraturcoefficienten, welche der Verf. vorausschicken zu müssen glaubte, berühren wir hier nur dasjenige, was den Grad der Genauigkeit betrifft, welchen die dadurch gefundenen genäherten Integrale haben. Vor allen muß hier bemerkt werden, daß die Anwendbarkeit dieser Methode, eben so wie das Interpoliren, auf der Voraussetzung beruhe, daß die Ordinaten innerhalb des zu quadrierenden Raumes sich durch eine convergirende Reihe darstellen lassen. Es sey  $x$  die Abscisse,  $y$  die Ordinate, und das Integral  $\int y dx$  werde von  $x = g$  bis  $x = h$  verlangt. Man führe statt  $x$  eine andere veränderliche Größe ein, indem man etwa  $x = g + (h - g) t$ , oder auch  $x = \frac{1}{2}(g + h) + \frac{1}{2}(h - g) u$  setzt. Hier muß also  $y$  sich durch Reihen wie

$$\alpha + \alpha' t + \alpha'' t t + \alpha''' t^3 + \text{etc.}$$

oder

$$\beta + \beta' u + \beta'' u u + \beta''' u^3 + \text{etc.}$$

darstellen lassen, die convergiren, jene, wenigstens so lange  $t$ , diese so lange  $u$  nicht größer wird als 1. Man mag daher Kürze wegen den Coefficienten  $\alpha'$  und  $\beta'$  die Ordnung 1, den Coefficienten  $\alpha''$  und  $\beta''$  die Ordnung 2 u. s. f. beylegen. Dieß vorausgesetzt, wird gezeigt, daß die Fehler, denen man sich bey der Cotes'schen Methode aussetzt, zwar immer von einer höhern Ordnung werden, je größer die Anzahl der zum Grunde gelegten Werthe von  $y$  ist, jedoch so, daß eine ungerade Anzahl und die zunächst größere gerade Anzahl immer Fehler von einerley Ordnung hervorbringen. So ist für drey Ordinaten der Fehler sehr nahe  $= \frac{1}{120} (h-g) \alpha^{IV}$ , für vier Ordinaten nahe  $= \frac{1}{270} (h-g) \alpha^{IV}$ ; sodann für fünf Ordinaten nahe  $= \frac{1}{2880} (h-g) \alpha^{VI}$  und für sechs Ordinaten nahe  $= \frac{1}{2700} (h-g) \alpha^{VI}$  u. s. f. Man sieht hieraus, daß es im Allgemeinen vortheilhafter seyn wird, bey Anwendung der Cotes'schen Methode eine ungerade Anzahl von Ordinaten zu benutzen.

Der Verf. geht hierauf zu der allgemeinen Untersuchung über, wo die Einschränkung, daß die Ordinaten gleiche Abstände von einander haben, wegfällt. Sind hier  $A, A', A''$  u. s. w. die Werthe von  $y$ , die entsprechenden Werthe von  $t$  hingegen  $a, a', a''$  u. s. w., oder  $b, b', b''$  u. s. w. die entsprechenden Werthe von  $u$ , und ihre Anzahl  $n+1$ , so wird das genäherte Integral wiederum die Gestalt haben

$$(h-g) (R A + R' A' + R'' A'' + \text{etc.})$$

wo  $R, R', R''$  u. s. w. Zahlcoefficienten sind, die unabhängig von der Function  $y$  bloß durch  $a, a', a''$  u. s. w., oder durch  $b, b', b''$  u. s. w. bestimmt wer-

den. Die Untersuchungen des Verfassers geben für diese Bestimmung folgendes Resultat. Es sey

$$T = (t - a)(t - a')(t - a'') \dots$$

Aus der Multiplication dieser ganzen Function von  $t$ , welche auf die Ordnung  $n + 1$  steigt, in die unendliche Reihe, welche den Logarithmen von  $\frac{t}{t-1}$  vorstellt, nämlich

$$t^{-1} + \frac{1}{2}t^{-2} + \frac{1}{3}t^{-3} + \text{etc.}$$

ergebe sich das Product  $T' + T''$ , so daß  $T'$  die darin enthaltene ganze Function von  $t$  bezeichnet, so wie  $T''$  die übrige mit negativen Potenzen von  $t$  ins Unendliche fortlaufende Reihe. Dieß vorausgesetzt, ergeben sich die Quadraturcoefficienten  $R, R', R''$  u. s. w., wenn man in  $\frac{T' dt}{dT}$  für  $t$  der Reihe nach die Werthe  $a, a', a''$  u. s. w. substituirt. Auf eine ähnliche und noch etwas bequemere Art leitet man jene Coefficienten aus  $b, b', b''$  u. s. w. ab, indem man die Function

$$(u - b)(u - b')(u - b'') \dots$$

durch  $U$ , ihr Product in die unendliche Reihe

$$u^{-1} + \frac{1}{2}u^{-2} + \frac{1}{3}u^{-3} + \text{etc.}$$

durch  $U' + U''$  bezeichnet (so daß  $U'$  die darin enthaltene ganze Function von  $u$  vorstellt), und dann in  $\frac{U' du}{dU}$  für  $u$  der Reihe nach die Werthe  $b, b', b''$  u. s. w. substituirt. Statt der gebrochenen Functionen  $\frac{T' dt}{dT}, \frac{U' du}{dU}$  lassen sich auch ganze Functionen von  $t$  und  $u$  finden, welche die Stelle von jenen vertreten können, und für deren Bestimmung der Verf. eine allgemeine Methode entwickelt.

Der Grad der Genauigkeit der Integrationsformel hängt nun von der Beschaffenheit der Reihe  $T''$  oder  $U''$  ab. Im Allgemeinen ist der Fehler zwar von der Ordnung  $n+1$ ; allein wenn von den ersten Gliedern jener Reihen einige ausfallen, so wird der Fehler von einer höhern Ordnung, so daß wenn  $T$  erst mit der Potenz  $t^{-m}$  oder  $U$  mit der Potenz  $u^{-m}$  anfängt, der Fehler von der Ordnung  $n+m$  wird.

Hieraus ergab sich nun, daß in so fern die Werthe  $a, a', a''$  u. s. w., oder  $b, b', b''$  u. s. w. willkürlich gewählt werden können, diese sich so bestimmen lassen müssen, daß die ersten  $n+1$  Glieder von  $T''$  oder  $U''$  wirklich ausfallen, wovon die Folge seyn wird, daß der Fehler der Integrationsformel auf die Ordnung  $2n+2$  kommt. Die Untersuchung schreitet demnach zu der Bestimmung derjenigen Functionen  $T$  und  $U$ , für jeden Werth von  $n$ , fort, wodurch der angegebenen Bedingung Genüge geleistet wird. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, in das Einzelne dieser Untersuchung hier einzugehen: wir bemerken also hier nur, daß diese Functionen ein sehr einfaches Fortschrittsgezet befolgen, und in genauem Zusammenhange stehen mit der Entwicklung der Reihen

$$t^{-1} + \frac{1}{2}t^{-2} + \frac{1}{3}t^{-3} + \frac{1}{4}t^{-4} + \text{etc.}$$

$$u^{-1} + \frac{1}{3}u^{-3} + \frac{1}{5}u^{-5} + \frac{1}{7}u^{-7} + \text{etc.}$$

in continuirliche Brüche, die der Verf. in einer frühern im zweyten Bande unsrer Commentationen abgedruckten Abhandlung gegeben hat. — Offenbar gibt demnächst die Auflösung der Gleichung  $T=0$  oder  $U=0$  die Werthe von  $a, a', a''$  u. s. w. oder  $b, b', b''$  u. s. w., und die Werthe der Quadraturcoefficienten werden nach den allgemeinen Regeln bestimmt, die in diesem Falle noch besondere Vereinfachungen vertragen. Uebrigens werden alle



1552 G. g. N. 155. St., den 26. Sept. 1814.

dings in den meisten Fällen sowohl die Werthe von  $a, a', a''$  u. s. w. als die Quadraturcoefficienten Irrationalgrößen. Dieß ist indeß an sich sehr gleichgültig, sobald nur ihre numerischen Werthe ein für allemahl mit einem angemessenen Grad von Genauigkeit berechnet sind. Ist dieß der Fall, so wird die Anwendung dieser Methode auf irgend eine Anzahl von Ordinaten wenig oder gar nicht mehr Mühe machen, als die Anwendung der Cotesischen Methode auf eine eben so große Anzahl, da hingegen letztere auf eine doppelt so große Anzahl angewandt werden müßte, um ungefähr dieselbe Genauigkeit des Resultats zu geben, wie erstere.

Um für die Anwendung dieser neuen Methode nichts zu wünschen übrig zu lassen, hat der Verf. noch die numerischen Werthe von  $a, a', a''$  u. s. w., so wie von  $R, R', R''$  u. s. w., auf 16 Decimalen berechnet, mitgetheilt, zugleich mit den Briggschen Logarithmen der letztern auf 10 Decimalen, alles bis zu dem Fall von sieben Ordinaten. In diesem letzten Fall wird der Fehler der Integra-

tionsformel nahe  $= \frac{1}{176679360} a^{XIV}$ , woraus

man abnehmen kann, daß in den meisten in der Ausübung vorkommenden Fällen schon eine geringere Anzahl zureichen wird. Um die Anwendung der Vorschriften und ihre verhältnismäßige Schärfe noch mehr zu versinnlichen, ist als Beispiel die

Berechnung von  $\int \frac{dx}{\log x}$  von  $x = 100000$  bis

$x = 200000$  beygefügt, wo schon bey der Anwen-

dung von vier Werthen der Fehler nur  $\frac{1}{56000000}$

des Ganzen ist, und bey einer größern Anzahl sich in den unvermeidlichen Fehlern verliert, die selbst die größern Logarithmentafeln noch übrig lassen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. u. 157. St.

Den 29. September 1814.

Leipzig.

Bei Brochhaus: Le Traité d'Utrecht, réclamé par la France, ou coup d'oeil sur le système maritime de Napoléon Bonaparte et analyse du rapport de son ministre des relations extérieures communiqué au Sénat de France, dans sa séance du 10 Mars 1812, renfermant un aperçu historique et raisonné des principales discussions dernièrement agitées, et qui le seront toujours, entre les puissances belligérantes et les nations neutres, en matière de législation maritime, le tout appuyé du texte des pièces officielles et des traités, mit dem äußern Titel: Manuel diplomatique sur le dernier état de la controverse concernant les droits des neutres sur mer. 1814. 94 S. Pièces justificatives 83 S. Groß Octav.

Je mehr Buonaparte es sich angelegen seyn ließ, der Welt vorzulügen, alle seine Usurpationen und seine schändlichsten Gewaltstreichs seyen nur eine nothwendige Folge der von England angenommenen Grundsätze des Seerechts, je mehr er darauf ausging, diese als unerhört und heyspiellos unter

M (7)

civilisirten Nationen darzustellen und darüber alle Begriffe zu verwirren, desto erfreulicher ist es, diese Untersuchung hier mit einer Gründlichkeit und einer Umsicht geführt zu sehen, die alle Wünsche vollkommen befriedigt. Wie der Titel schon angibt, so ist es vorzüglich die Frage, in wiefern der Vertrag von Utrecht mit Recht als ein Grundgesetz des Europäischen Seerechts, wofür ihn Bonaparte immer so gern wollte gelten lassen, angesehen werden könne, und ob wirklich die Grundsätze darin enthalten seyen, welche die Französische Regierung darin fand oder vielmehr finden wollte. Das Hauptactenstück, dessen Untersuchung daher auch vorzüglich unsern Verf. beschäftigt, ist der dem Senate am 10. März 1812 vorgelegte Bericht Maret's, als schon der Ausbruch des Krieges mit Rußland drohte, und der Welt bewiesen werden sollte, das Heil von Europa fordere es durchaus, das Continentalsystem auf jede Weise aufrecht zu erhalten. Eine kurze historische Darstellung des Ganges, den Bonaparte bey seinem Unterjochungsplane befolgte, wie er anfangs von der Herrschaft zur See zu der des Continents fortschreiten wollte, seit der Schlacht von Trafalgar aber den entgegengesetzten Weg zu nehmen sich gezwungen sah, eröffnet das vorliegende Werk. Eine Folge dieses umgekehrten Planes war das Continentalsystem. Seit der Besetzung von Hannover waren die Häfen und die Mündungen der Flüsse in der Nordsee den Engländern verschlossen. England nahm nur erst zur Blockirung derselben, dann aber, als diese ohne Erfolg blieb, zur Declaration vom 16. May 1806 seine Zuflucht, durch welche jedoch nur die Küsten und Häfen von Ostende bis zur Mündung der Seine für streng, der übrige Strich der Küsten und Häfen aber von der Elbe bis nach Brest nur für diejenigen Schiffe für blockirt erklärt wurden, die mit feindlichen oder Con-

156. u. 157. St., den 29. Sept. 1814. 1555

trebandwaaren beladen, oder von einem dieser Häfen nach einem andern feindlichen Hafen bestimmt wären oder in einen derselben mit einer in einem andern feindlichen Hafen eingenommenen Ladung einlaufen wollten. Dagegen opponirte Buonaparte als Retorsion das Decret von Berlin vom 21. Nov. desselben Jahres, nur mit dem Unterschiede, daß er ungleich weiter ging und schlechterdings allen Handel und Verkehr mit England und seinen Dependenzen und mit Englischen Waaren überhaupt verbot. Zugleich wurden alle Engländer für Kriegsgefangene, durchaus alle Englische Waaren für verfallen erklärt und diese Maßregeln auf alle Länder, die von den Armeen Frankreichs besetzt, oder seinem politischen Systeme unterworfen waren, ausgedehnt. Dagegen erließ England wiederum die Cabinetsordres vom 7. Jan. und 11. Nov. 1807. Die erstere verbot jedoch den Neutralen nur den directen Handel von einem Hafen nach dem andern, wenn diese dem Feinde oder dessen Verbündeten so sehr unterworfen wären, daß die Englische Flagge davon ausgeschlossen sey. Die zweite dagegen verbot durchaus jede directe Communication mit den bezeichneten Häfen, gleich als wenn dieselben streng blockirt wären; die Neutralen, wenn nämlich die Englische Flagge von ihrem Lande nicht ausgeschlossen war, behielten daher nur die Erlaubniß, direct von den feindlichen Colonien nach ihrem Vaterlande zu fahren, um sich selbst mit Colonialwaaren zu versorgen. Diesen Fall allein ausgenommen, wurde aber allen neutralen Schiffen, die zum Handel mit dem Feinde, oder mit den unter seinem Einflusse stehenden Ländern bestimmt seyen, auferlegt, in einen der Englischen Herrschaft unterworfenen Hafen einzulaufen und dort für die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise eine Taxe zu bezahlen, welche gewöhnlich 25 Procent des Werths

der Ladung betrug. Jeder Handel mit Waaren der der Englischen Flagge verschlossenen Länder, ward außerdem verboten; jedes dazu gebrauchte, so wie überhaupt jedes mit Französischen Ursprungs-Certificaten versehene Schiff aber mit Confiscation bedroht. Jetzt erfolgte von Buonaparte das berühmte Decret von Mailand vom 17. Dec. desselben Jahres, wodurch jedes Schiff, gleichviel von welcher Nation, welches die Visitation von einem Englischen Schiffe geduldet, oder sich einer Fahrt nach England unterworfen, für denationalisirt und als Englisches Eigenthum für gute Preise erklärt ward. Auch die Blokade der Brittischen Inseln ward noch mehr geschärft und durchaus jedes Schiff, welches von England, oder von seinen Colonien, oder von einem von Engländern besetzten Lande herkomme, oder dorthin fegele, mit Confiscation bedroht, ausgenommen jedoch die Schiffe der Nationen, welche ihrer Flagge Achtung zu verschaffen mußten. Beide, sowohl England als Frankreich, behaupteten übrigens, sie übten nur Repressalien, allein beide bestimmten den Anfangstermin ihrer wechselseitigen Beschwerden verschieden. Frankreich erklärte die Blokadeerklärung vom 16. May 1806 für die erste Verletzung des Völkerrechts von Seiten Englands, dieses dagegen behauptete, diese Maßregel sey dem Völkerrechte vollkommen gemäß; so war also an keine Ausgleichung zu denken. England ließ jedoch zuerst von der Strenge dieser Maßregeln nach; eine Cabinetsordre vom 26. April 1809 trat an die Stelle derjenigen vom 11. Nov. 1807 und beschränkte die Blokade auf die Häfen von Frankreich, Holland und dem Königreiche Italien, auch ward zu gleicher Zeit von beiden Seiten das System der Lizenzen immer weiter ausgedehnt, eine stillschweigende Anerkennung der Unausführbarkeit der anfänglichen strengen Maßregeln. Bald widerrief

156. u. 157. St., den 29. Sept. 1814. 1557

auch Buonaparte die Decrete von Berlin und Mailand in Bezug auf Nordamerica. Schon am 5. August 1810 ward dieser Widerruf angekündigt, am 28. April 1811 durch ein Decret bestätigt, allein kaum hatte Buonaparte seinen Zweck erreicht, die Americaner mit England unwiderbringlich zu entzweyen, als die aufgehobenen Decrete nach wie vor gegen sie in Vollziehung gesetzt wurden. Vergeblich widerrief auch endlich England seine Cabinetsordre vom 23 Jun. 1812, die Spannung mit America war schon zu weit gediehen, als daß der Bruch noch hätte vermieden werden können. Schon früher aber hatte Buonaparte neue gewaltsame Maßregeln gegen England ergriffen; schon am 5. August 1810 war der berühmte Tarif von Trianon, am 19. October, das noch berühmtere Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller Englischen Waaren erschienen, und die mehrsten Staaten Europas hatten sich dem willkührlichen Gebote unterworfen. So blieb die Lage der Dinge bis zum Jahre 1812. Jetzt als der Krieg mit Rußland bevorstand, ward England durch einen dem Staate mitgetheilten Bericht Maret's förmlich aufgefordert, den Buonapartischen Seekoder anzuerkennen. Frankreich forderte demnach, als enthalten in dem Utrechter Vertrage, der ein allgemein völkerrechtliches Gesetz in Europa geworden und bey dem Wiederausbruche des Seekrieges im Jahre 1803 noch gewesen sey, folgende vier Puncte: 1) unfrey Schiff unfrey Gut, frey Schiff frey Gut, mit einziger Ausnahme 2) der Contrebande, das heißt der Waffen und Munition; 3) jede Visitation eines neutralen Schiffs durch ein bewaffnetes kann nur, indem sich letzteres außer Kanonenschußweite hält, durch wenige Personen vorgenommen werden, und endlich 4) jedes neutrale Schiff kann von einem feindlichen Hafen nach einem andern und nach jedem

neutralen Hafen handeln, mit einiger Ausnahme der blockirten Plätze, das heißt derjenigen, die wirklich angegriffen und belagert sind, deren Eroberung wahrscheinlich ist, und in welche kein Rauffarthenschiff ohne offenbare Gefahr würde einlaufen können. Der erste der angeführten Grundsätze, in so fern die Confiscation des neutralen Guts auf feindlichen Schiffen erlaubt wird, steht, wie hier sehr richtig bemerkt wird, in geradem Widerspruche mit dem Decrete von Berlin, das vielmehr behauptete, das Völkerrecht zu Wasser und zu Lande sey eins und dasselbe, eine widersinnige Idee, wie sie nur in dem Kopfe eines Buonaparte entstehen konnte. Was den Grundsatz, frey Schiff frey Gut anbetrifft, so läßt sich allerdings, wie auch unser Verfasser sehr scharfsinnig gethan, in der Theorie viel dafür und dawider sagen, allein so viel bleibt klar, daß derselbe keineswegs aus der Natur der Sache folge. Bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts war dieser Grundsatz durchaus nicht angenommen; seit der Zeit kam er zwar aus den Capitulationen mit den Türken und den Barbaren auch in die Verträge mehrerer Europäischer Mächte, aber Frankreich, obgleich es ihn in einigen anerkennt, stieß ihn durch die bekannte Ordonnance de la marine von 1681, die Grundlage seines neueren Seerechts, vollkommen wieder um. Keineswegs aber war es England, welches das infame Princip, wie der *Moniteur* es zu pennen beliebte, frey Schiff mache nicht frey Gut, zuerst einführte. England erkannte allerdings in einzelnen Verträgen, namentlich in dem von Utrecht, den Grundsatz: frey Schiff frey Gut, gegen Frankreich und Spanien an, allein nicht als allgemeine Regel, sondern vielmehr als eine Ausnahme von derselben, unser Verf. aber beweiset überzeugend: daß 1) dieser Grundsatz seit dem Utrechter Vertrage keineswegs ein allgemein völker-

rechtlicher Grundsatz geworden, und 2) daß er zur Zeit des Wiederausbruchs des Seekriegs, für England nur noch gegen Portugal verpflichtend gewesen sey: denn mit allen andern Staaten waren die darüber geschlossenen Verträge auf verschiedene Art vollkommen kraftlos und nicht mehr verbindend geworden. Es war also durchaus ungegründet, wenn der französische Minister behauptete, daß zu dieser Epoche das Seerecht noch auf dem Vertrage von Utrecht beruht habe. Eben so verhält es sich mit der zweyten Behauptung, nur Waffen und Munition seyen als Contrebande anzusehen. In den Verträgen mit den mehrsten Nationen hatte England den Begriff der Contrebande ungleich weiter ausgedehnt und die Verträge von Utrecht mit Frankreich und Spanien, so wie die nachfolgenden bis 1786 und die Verträge mit Rußland, in denen England den beschränkten Begriff der Contrebande anerkannt hatte, waren bey dem Wiederausbruche des Seekrieges 1803 längst nicht mehr verbindlich.

3) Das Visitationsrecht, eine nothwendige Folge der angeführten seerechtlichen Befugnisse, war allerdings durch die mehrsten Verträge seit dem von Utrecht, so bestimmt, wie es Frankreich 1812 verlangte, nur Frankreich selbst hatte zu verschiedenen Malen eine beschwerlichere Art der Visitationen durch Verträge festzusetzen gesucht. Allein auch über diesen Punct hatte keiner der früheren Verträge mehr verbindliche Kraft. Die vierte Forderung, welche Frankreich aufstellte, wird, wie sie es auch unstreitig verdient, von dem Verfasser am ausführlichsten behandelt. Sie berührt die Frage, in wie weit der Handel mit den feindlichen Colonien den Neutralen erlaubt sey, die Untersuchung über die Zulässigkeit der bekannten Kriegsregel von 1756, und den wichtigen Streitpunct über das Blokaderecht. Die



irrigen Vorstellungen, welche Frankreich so gesessentlich über die Cabinetsordre von 1806 verbreitete, werden hier genau geprüft und widerlegt. Es ward durch dieselbe ganz und gar nicht jeder neutrale Handel vernichtet, denn nur der Strich von Ostende bis zur Seine war für streng blockirt erklärt. Uebrigens enthielt der Utrechter Vertrag keineswegs die genauen Bestimmungen, was unter einem blockirten Plage zu verstehen sey, welche der Französische Minister in ihm gefunden. Diese genaueren Bestimmungen entstanden erst mit der bewaffneten Neutralität, die zu einer Blockade stationirte und hinreichend nahe befindliche Schiffe verlangte; allein schon die Seeconvention von 1801 setzte statt des und ein oder und veränderte damit die ganze Frage. Die Cabinetsordre von 1806 war daher streng genommen, dem alten Blockaderechte nicht entgegen, wohl aber das Decret von Berlin und gleich ihm hatten auch die, durch die beiden Cabinetsordres von 1807 angeordneten Repressalien, den großen Fehler, daß sie nicht nur den Feind, sondern auch zugleich die Neutralen trafen. Eigentlich that dieß jedoch nur die erste derselben vom 7. Januar, denn als am 11. Nov. die zweyte erschien, waren die Dänen nicht mehr neutral und der Vertrag mit America, der einzigen noch übrigen neutralen Macht, war zu Ende gegangen. Der Zanf aber über wirkliche und fingirte oder nominale Blockade, löset sich, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, zuletzt in die Untersuchung der Frage auf: hat eine kriegführende Macht das Recht, ihrem Feinde durchaus jeden Handel und jede Communication abzuschneiden? und allerdings muß man dieser Frage um so eher bejahen, sobald keine ausdrückliche Verträge mit dritten Mächten im Wege stehen, als ja in Seekriegen die Vernichtung des

feindlichen Handels gewöhnlich die Hauptsache ist. Uebrigens ist auch die Blokade-Erklärung gegen ganze Küsten und Länder keineswegs eine neue Erfindung, wie durch mehrere Beispiele hier erwiesen wird. — So weit der Verfasser. Wir haben uns mit einer kurzen Anzeige begnügen müssen, die aber hoffentlich hinreicht, das lebhafteste Interesse für diese Schrift zu erwecken, welches sie in jeder Rücksicht verdient. Angehängt sind 1) der merkwürdige Bericht des Lord Whitworth vom 21. Februar 1803; 2) die Cabinetsordre vom 16. May 1806; 3) das Decret von Berlin vom 21. Nov. 1806; 4) die Cabinetsordres vom 7. Januar, und 5) vom 11. November 1807; 6) das Decret von Mailand vom 17. December 1807; 7) die Cabinetsordres vom 26. April 1809, und 8) vom 23. Jun. 1812; 9) der Bericht des Französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 10. März 1812; 10) die Gegenerklärung Englands vom 21. April 1812; 11) ein Auszug aus dem Vertrage von Utrecht vom 11. April 1713; 12) die Russische Erklärung über die bewaffnete Neutralität vom 28. Februar 1780 mit der Gegenerklärung von England; 13) ein Auszug aus der Seeconvention zwischen England und Rußland den 17. Januar 1801; 14) ein Auszug aus der Russischen Erklärung vom 26. October 1807 und die Gegenerklärung von England vom 18. December desselben Jahrs; 15) ein Auszug aus dem Allianzvertrage zwischen England und den vereinigten Niederlanden vom 22. August 1689; 16) ein Auszug aus der Note des Englischen Gesandten Hattes an Dänemark vom 3. Jul. 1793 mit der Antwort Dänemarks vom 23. desselben Monats. Auszug aus der Note des Russischen Gesandten von Krüdener an Dänemark vom 10. und der Dänischen Antwort vom 23. August 1793. — Druck

und Papier sind, wie man es bey dieser Verlangshandlung gewohnt ist, ausgezeichnet schön.

#### Landshut.

Ben Thomann: Darstellung der Moralphilosophie; mit besonderer Rücksicht auf den Gang der höhern Bildung, von Dr. J. Salas, königl. Baierschem Rath und Professor. Zweyte, ganz von neuem ausgearbeitete Auflage. Erster Theil. 1813. XIV und 378 Seiten in groß Octav.

Die erste Ausgabe dieser Bearbeitung der Moralphilosophie wurde von uns vor vier Jahren (Jahrg. 1810. S. 837) angezeigt. Die vor uns liegende zweyte Ausgabe unterscheidet sich in so mancher Hinsicht vortheilhaft von der ersten, daß wir ihr eine genauere Anzeige schuldig zu seyn glauben. Auch thut es ja wohl Noth, in unsern Tagen auf jede merkwürdige Erscheinung in diesem Theile der philosophischen Litteratur aufmerksam zu machen, da sich nicht leugnen läßt, daß die seit Kant in Deutschland verbreitete, wenn gleich nicht Kantisch gebliebene, Moralphilosophie durch ihr Verhältniß zu der Französischen auch das Ihrige dazu beigetragen hat, unter der gebildeteren Classe der höheren Stände in Deutschland den Enthusiasmus für die gute Sache zu befördern, deren Sieg auf den Schlachtfeldern, und hoffentlich auch in den Cabinetten, mit Recht unser Stolz geworden ist. Aber gerade diese Art von Moralphilosophie, die dem gebildeten Egoismus und dessen in Frankreich noch immer für gesunde Philosophie geltenden Maximen contradictorisch gegenüber tritt, hat in Deutschland selbst eine Feindinn erhalten an der pantheistischen Naturphilosophie. Gegen diese in der Nähe des Verfassers sehr beliebt gewordene Naturphilosophie, und was zu ihr gehört, glaubt nun der Verfasser,

wie in seinen übrigen Schriften, so auch in seiner Bearbeitung der Moralphilosophie, unermüdet kämpfen zu müssen, damit das Höhere im Menschen nicht wieder mit dem Niedern vermengt, und das wahrhaft Ethische nicht wieder, wie in den Schulen der Französischen Materialisten, mit dem Physischen indifferenzirt werde. Aber wer auch, wie der Recensent, über die Hauptsache, auf die es hier ankommt, mit dem Verfasser einstimmig denkt, und seinen Bemühungen den glücklichsten Erfolg wünscht, kann doch vieles zu erinnern haben gegen die Art, wie der Verf. die Moralphilosophie als Wissenschaft behandelt. Um den Gegensatz des Ethischen und Physischen wissenschaftlich festzustellen, geht der Verf. von dem ungewöhnlichen Begriffe aus, den er sich von Metaphysik macht. Nach ihm besteht die ganze Philosophie aus Metaphysik und Logik. Unter Logik denkt er sich überhaupt die Wissenschaft der bloßen Form des Denkens und Erkennens, also vermuthlich mit Einschluß dessen, was bey Kant Transcendentalphilosophie heißt. Das ist allerdings die alte Griechische Bedeutung des Wortes Logik. Mehr darüber zu sagen gehört nicht hierher. Metaphysik aber, das Wort im wissenschaftlichen Sinne genommen, nannte man, bekanntlich, seit Aristoteles einen Inbegriff von speculativen, auf das reine Interesse des Wissens beschränkten Betrachtungen über das Wesen der Dinge und den reellen Urgrund alles Daseyns und Denkens. Ganz anders stellt der Verf. die Begriffe. Er nimmt einen Gegensatz des Ueber sinnlichen und des Sinnlichen im Menschen als unbezweifelbares Factum an. Er verlangt, daß Jeder, wer philosophiren, nicht sophistisiren will, den Glauben an dieses Factum mitbringe. Auch nach der Ueberzeugung des Recensenten hat die Philosophie kein angelegentlicheres Geschäft, als den

Glauben an das Uebersinnliche in der menschlichen Seele zu wecken und zu beleben. Aber kann die Philosophie sich rühmen, Wissenschaft zu seyn, wenn sie verlangt, daß man geradezu annehme, was die Gegner unsers Systems entweder bezweifeln, oder sogar leugnen? Aber der Verf. geht in seinen Zurüthungen an den philosophirenden Verstand noch weiter. Er nennt das Bewußtseyn des Uebersinnlichen geradezu Vernunft. Nun stellt er den Verstand, das Vermögen, Wahrheit in klaren Begriffen aus Gründen zu erkennen, zwischen die Vernunft und die Sinnlichkeit. Der Verstand gibt, nach dem Verfasser, allem Wissen die Form. Der Inhalt alles Wissens aber ist, nach dem Verfasser, auf der einen Seite das Sinnliche, auf der andern das Uebersinnliche. Nun nennt er die Wissenschaft des Sinnlichen Physik, die, auf diese Art erklärt, die allgemeine Erfahrungswissenschaft ist. Die Wissenschaft des Uebersinnlichen nennt er Metaphysik oder vorzugsweise Philosophie und Vernunftwissenschaft. Das Uebersinnliche im Menschen ist aber, nach dem Verfasser, nichts anders als das Gute und das Göttliche; daher Moralphilosophie und Religionsphilosophie die beiden einzig möglichen Theile der Metaphysik nach diesem Systeme. Wir leugnen nicht, daß in diesen Ansichten etwas liegt, das geschätzt und benützt zu werden verdient. Aber wie die Philosophie auf diese Art anders, als durch Nachsprüche, gerettet werden soll, ist schwer zu begreifen. Der Philosoph soll als Mensch den Glauben an das Uebersinnliche zur Philosophie mitbringen, und als Mensch fühlen, daß das Gute und Göttliche etwas Uebersinnliches im Menschen ist. Schlimm für ihn, wenn Sophismen ihm diesen Glauben schon entrißen haben. Aber der Philosoph will nicht nur verstandesmäßig seine

höheren Gefühle analysiren und interpretiren; er will räsonnirend als denkender Kopf wissen, woran er erkennen soll, daß gewisse Gefühle ihn nicht täuschen. Er will sich nicht blindlings den Gegensatz zwischen dem Sinnlichen und dem Ueber sinnlichen gefallen lassen. Er verlangt, nach richtigen und hinlänglich aufgeklärten Begriffen von Beweisen, einen Beweis der Behauptung, daß die Vernunft, durch die er denkt, sofern sie keine Vernunft ist, nichts anders, als Bewußtseyn des Ueber sinnlichen sey, und wieder nur des Ueber sinnlichen in so fern, als es für das Gute und Göttliche erkannt wird. Wie? fragt der unbefangene Verstand. Daß ich denke und urtheile, räsonnire, wäre nicht das Werk der Vernunft? Der Verstand in mir wäre etwas von der Vernunft durchaus Verschiedenes? Mein Urtheilen und Räsonniren wäre, seiner logischen Form nach, nicht auch etwas Ueber sinnliches? Räsonnire ich denn schon, indem ich empfinde? — Doch wir dürfen die Reihe dieser Fragen hier nicht verlängern. Wir wollten nur zeigen, daß die ganze Philosophie, was ihren Inhalt betrifft, sich in eine psychologische Analyse der höheren Gefühle des Menschen auflösen würde, wenn ihr kein anderer Inhalt bliebe, als das Metaphysische in der vom Verfasser angenommenen Bedeutung. — Abgerechnet diese, nach der Einsicht des Recensenten durchaus verfehlte Begründung der Moralphilosophie, empfiehlt sich das System des Verfassers durch eine sehr lehrreiche Entwicklung des Sittlichen überhaupt. Der Plan ist natürlich, die Ausführung scharfsinnig und im Ganzen klar. Daß der Recensent nach seinem System die Materialien anders vertheilt, ist eine Folge der sehr verschiedenen Begriffe, die der Verf. und der Rec. von der Philosophie, als Wissenschaft, und besonders von der Metaphysik haben. Woran

schiekt der Verf. die nach seiner Ansicht der Philosophie nöthigen Erörterungen, wobey besonders der Unterschied zwischen den Begriffen, in denen der Verstand das Ueber Sinnliche aufsaßt, und den Ideen, in denen es, nach dieser Ansicht, dem Bewußtseyn unmittelbar gegenwärtig ist, festgehalten und erläutert wird. Den Titel Practische Philosophie will der Verf. in der Wissenschaft nicht dulden, weil alles Wissen, als solches, Theorie ist. Man kann sich, wie uns dünkt, leicht über das Wort verstehen, wenn man practisch im philosophisch-wissenschaftlichen Sinne diejenigen Untersuchungen nennt, deren Gegenstand unmittelbar das Thun und Lassen in den freyen Handlungen ist. Doch nach dem Verf. soll es ja rein theoretische Philosophie gar nicht geben, außer der Logik. Scharfsinnig, und unsers Erachtens richtig, ist das Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion im Allgemeinen dargestellt. "Nur wissenschaftlich denkend, nicht handelnd, richtet ein Jeglicher, welchen der echte Geist befeelt, den Blick auf das Göttliche." Die Abhandlung selbst, in welcher der Verfasser das Sittliche an sich und im Allgemeinen betrachtet, zerfällt in die vier Abschnitte: Von der sittlichen Anlage; von dem sittlichen Gesetze; von der sittlichen Triebfeder; von dem sittlichen Grundsatz. In der sittlichen Anlage wird unterschieden das Vermögen der Ankündigung (Abndung) des Absoluten von dem Vermögen der Anstrebung zum Absoluten (im freyen Willen). Die erste sittliche Anlage ist die Vernunft; die zweyte ist die Freyheit. Nachdrückliche Erklärungen gegen den durch Kant und Jacobi aus der deutschen Philosophie beynahe ganz verschwunden, und jetzt wieder von mehreren Seiten mit den alten Argumenten vordringenden Determinismus. Bey dieser Gelegenheit auch die nöthigen Anmerkungen

dem interessanten, aber, unsers Wissens, überall rückgewiesenen Gedanken eines scharfsinnigen Mannes, die Moral der Aesthetik einzuverleiben. Weiter wird entwickelt, wie mit der sittlichen Anlage die Würde und die Bestimmung des Menschen zusammenhängen, und wie sich die Sittlichkeit zurahren Unschuld verhält. Sehr gut wird hierauf gezeigt, wie die sittliche Anlage sich zum Gesetze und die Vernunft zum Gewissen entwickelt. Daß das Gewissen oder moralische Bewußtseyn das Ureigenschaftseyn der Menschheit sey, leugnet der Recensent; nach unserm Bedünken mit vollem Rechte. Wie aber die Freyheit sich zum Willen entwickelt, ist uns nach der Darstellungsart des Verfassers nicht klar geworden. Noch weniger verstehen wir, was er Verfasser bey dieser Gelegenheit damit sagen will, die Vernunft als Kraft, und zwar als erste Seelenkraft, zu betrachten, sey mit Recht aus der Mode gekommen; nur als Vermögen müsse die Vernunft neben der Freyheit aufgeführt werden. Desto deutlicher ist entwickelt, in welchem Sinne man sagen könne, der Mensch sey sein eigener Gesetzgeber. In der Exposition der so genannten sittlichen Triebfeder folgt der Verfasser der Kantischen Schule. Sittliche Liebe, als etwas von der Achtung ursprünglich Verschiedenes, will er nicht unterscheiden lassen. Gut gezeigt ist, wie in der sittlichen Triebfeder das Gefühl und die Absicht zusammenreffen. Nur eingeschaltet ist die Lehre von den sittlichen Gütern und Zwecken. Der Recensent versteht nicht, wie das Gute mit dem Vernünftigen in der Praxis einerley seyn kann, wenn es nicht eine übersinnliche Bestimmung des Menschen, oder einen übersinnlichen Zweck unsers Daseyns gibt, den der Mensch als moralisches Wesen selbstthätig erreichen soll. Denn kann man vernünftlg handeln, ohne einen Zweck erreichen zu wollen? — Sehr



1568 G. g. A. 156. u. 157. St., den 29. Sept. 1814.

gefallen hat dem Recensenten, daß der Verfasser in diesem ersten Theile von dem sittlichen Grundsatz zuletzt spricht. Die Geschichte der neueren Philosophie seit Kant hat gelehrt, was dabei herausgekommen ist, daß man eine Formel an die Spitze der Moralphilosophie stellen wollte. Aber sollte es unmöglich seyn, irgend einem Grundsatz zu entdecken, der als die allgemeinste Formel für die moralische Reflexion gelten kann? Wenn man mit dem Verfasser sich begnügt, im Allgemeinen nur zu lehren; "Handle vernünftig!" oder gar: "Laß den guten Geist in dir walten!" fehlt da nicht ein bestimmtes Regulativ für die Einheit der sittlichen Handlungen? Und gibt es ohne eine solche Einheit eine sittliche Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und einen festen Character? — Doch wir müssen mehrere Fragen, die hierher gehören, bis zur Anzeige des zweyten Bandes zurücklegen. Auf die den Recensenten in diesem Buche nahmentlich betreffenden Bemerkungen kann in einem Blatte, wo keine Polemik statt finden soll, nichts erwiedert werden.

### Marburg.

Das Programm des Hrn. Prof. Wagner zur Anzeige der Vorlesungen in diesem Sommerhalbjahre beginnet mit den herzlichsten Glückwünschen über die Verjagung der Französischen Tyranny und über die Wiederkehr des so lange abwesenden Landesvaters und der Freyheit. Das frohe Herz des Deutschen Patrioten spricht sich darin aus. Angehängt sind einige Verbesserungsvorschläge zum Juvenal. In III, 10 ff. wird hinc statt hic mit Rupertii gebilligt, aber anders erklärt. In derselben Satire B. 239 f. weicht der Verf. ebenfalls in der Erklärung von Rupertii ab.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 1. October 1814.

London.

Von Longman: *Medico - Chirurgical Transactions*, published by the medical and surgical Society of London. Zweyter Band; zweyte Ausgabe. 1813. 8. 420 S. nebst 8 Kupfertafeln. Dritter Band. 1812. 379 S. nebst 7 Kupfertafeln. Vierter Band. 1813. 495 S. nebst 7 Kupfert. Octav.

Der erste Band dieses gehaltreichen Werks ist in unsern Blättern 1810. S. 1 bereits angezeigt. Der zweyte enthält folgende Aufsätze. **B. Trauers** von einer Pulsadergeschwulst in der Augenhöhle, nebst Abbildung auf der ersten Tafel. Diese Geschwulst erschien theils am untern Augenlide, theils über der Sehne des Augenschließers am linken Auge. Deutlich fühlte man das Pulsiren, und auf dem obern Augenlide lagen dicke erweiterte Gefäße. Das Auge selbst war aufwärts und nach außen getrieben. Diese Krankheit wurde geheilt durch das Unterbinden der Carotis nicht weit über dem Schlüsselbein. Es ist sehr merkwürdig; daß von diesem plötzlichen Unterbinden einer so wichtigen Arterie keine heftige Zufälle sich äußerten, die

N (7)

auf eine gestörte Function des Gehirns schließen ließen, und keine Lähmung der Gesichtsmuskeln folgte. Nur aus den großen Anastomosen läßt sich die Abwesenheit solcher Störungen erklären. Hieher gehört auch der merkwürdige Versuch von A. Cooper in diesem Werke S. 259, wo einem Hunde nach und nach die beiden art. carotides, femorales und eine brachialis unterbunden wurden, und dieses Thier noch ein Jahr munter und gesund bloß durch die Anastomosen lebte. — W. Cooke von einem innern Hydrocephalus, oder vielmehr von einer Leberkrankheit, wovon die Gehirnentzündung und die Ansammlung des Wassers die Folgen waren. — J. R. Senwick über den Nutzen des Serpentin gegen den Handwurm. — T. Baxeman, ein Fall, wo zum zweyten Mal die wahren Blattern erschienen. — G. Rowlands, über einen veralteten nicht vereinten Schenkelbruch, der durch das Absägen der Knochenenden geheilt wurde. Der Kranke bekam die gehörige Stärke im Fuße, und letzterer war nicht viel verkürzt. — Burrows gibt eine kurze Beschreibung eines gewöhnlichen Acephalus, der sechs Tage lebte, keine Bewegungen machte, außer wenn man die Haut des Kopfs drückte, nichts genoß, und keine Excretionen hatte. — J. Featherston über eine Wunde des Herzens. Der linke Ventrikel war durch einen Stich geöffnet. Der Verwundete lebte noch 49 Stunden. Es erschienen keine Zufälle vom gereizten Gefäßsystem, sondern er starb wegen ausgegossenen Bluts, welches die Bewegung des Herzens und der Lungen unterdrückte. — Ch. Chevalier, Geschichte einer außerordentlichen Ausdehnung des ganzen rechten Beins (zweyte und dritte Tafel). Die Mitte des Schenkels maß drey Fuß sechs Zoll, und die Wade zwey Fuß. Dieser Zustand wurde durch krankhafte An-

häufung des Zellgewebes und Fettes hervorgebracht, wo aber auch die Haut bis zu einem halben Zoll verdickt war. Alles indessen lag oberflächlich auf den Muskeln, und drang nicht in ihre Zwischenräume ein. Daher lagen diese alle in ihrem gehörigen Verhältnisse zu einander, nur waren sie dünn und blaß, wahrscheinlich eine Folge ihres seltenen Gebrauchs und des lang anhaltenden Drucks. Die Epidermis ließ sich klebenartig ablösen; die Hautpapillen waren sehr verlängert, und bildeten umgekehrte, am Ende abgestumpfte Kegele. Der Verf. fügt noch eine Krankengeschichte einer wahren Elephantiasis hinzu, die er selbst beobachtete. Er fand den Sitz der Krankheit bloß in der Haut, deren Papillen außerordentlich vergrößert und verlängert erschienen (fünfte Tafel), und mit einer sehr dicken rauhen und hornartigen Epidermis bedeckt waren. Ob diese Krankheit die wahre Elephantiasis war, bleibt zweifelhaft. Die Beschreibung weicht von der, welche Larrey gegeben hat, sehr ab. — A. Mercet, ein Fall von einem heftigen erythema, was nicht von der Einwirkung des Quecksilbers herkam, wie es die Englischen Aerzte gemeinlich jetzt ansehen. — N. Bree, über schmerzhaft empfindungen in der linken Seite, die von einer angeschwollenen Milz entstehen. Es ist keine Entzündung, sondern bloß eine Blutanhäufung in diesem Eingeweide vorhanden. Außerlich bemerkt man fast gar keine Geschwulst, aber wohl ein Asthma. — J. Bush, ein Fall, wo eine Messerklinge 30 Jahre zwischen den Muskeln des Rückens gesteckt hatte, ohne Entzündung und Eiterung zu erregen, und endlich herausgezogen wurde. — A. C. Hutchison. Nach einem Sturze war das Hinterhauptsbein bis zum großen Loch zerbrochen, und ein Theil niedergedrückt. Nach Anwendung der Trepanation trat

die harte Hirnhaut stark hervor, sie wurde geöffnet, die Ansammlung von Blut und Serum abgelassen, und der Kranke hergestellt. Der Verfasser führt den Fall als Beweis an, daß man ohne Furcht in der Gegend des kleinen Gehirns trepaniren könne. — M. Wall von einer zu frühen Pubertät eines Mädchens schon im neunten Jahre. — W. Ser-guison über den Gebrauch des Quecksilbers in der Ruhr. Diese Beobachtungen sind in Portugal während des Feldzuges gemacht worden. In schweren Fällen gab er das versüßte Quecksilber mit Ipecacuanha zu gleichen Theilen alle Stunden zu einem Gran, bis sich Spuren des Speichelflusses einstellten, worauf die Krankheit gleich abnahm. Das Zeichen was ihn zum Gebrauch dieses Mittels bestimmte, und ihn nie betrog, war ein rother sparsamer und brennender Urin. Im acuten Zustande der Krankheit verwirft er die Anwendung des Opiums. — Th. Chevalier, von einem Steinschnitt mit Bemerkungen über die Folgen dieser Operation, und über die Fisteln im Perinäum. Er tritt Austins Meinung bey, daß eine fehlerhafte Absonderung des Schleims in der Blase die Ursache des Steins sey. Bey der angeführten Operation trat der Fall ein, daß nachher sich neuer Gries erzeugte; der Grund, warum nach zurückgelegter Gesundheit der Stein nicht aufs neue erscheine, liegt darin, daß die Erregbarkeit der Blase durch die Operation umgeändert sey, und ein gesunder Schleim wieder abgefordert werde. — Marcet über eine Nervenkrankheit, wo die Empfindungen umgestimmt waren; ein merkwürdiger Fall, der aber keinen Auszug leidet. — S. Gervis erzählt von einigen schnellen Todesfällen, deren Ursache er in ein plötzlich entstandenes Contagium setzt. — P. J. Armiger über eine Dysphagie, die durch eine Pulsadergeschwulst

an der Aorta in der Gegend des achten Rückenwirbels hervorgebracht wurde. — A. Cooper Untersuchung eines Gliedes, an welchem eine Pulsadergeschwulst an der Kniekehle operirt worden war. Die Schenkel Schlagader war vor sieben Jahren unterhalb der profunda unterbunden worden, und es zeigten sich nun die Veränderungen an den arteriellen Zweigen. Sie waren nicht bloß erweitert, sondern erschienen auch mehr gewunden. Die beiden Abbildungen auf der sechsten Tafel zeigen vortreflich theils die Erweiterung der profunda, theils die außerordentlichen Anastomosen zwischen ihr und den Zweigen der art. tibialis postica. — S. Cushing von einer gut ausgefallenen Amputation aus dem Schultergelenk. — J. Sarsneß von einem Kinnbackenkrampf nach einer Kopfverletzung, wo der Kranke binnen 28 Tagen eine erstaunende Menge Opium, Calomel, Wein und Porter bekam, und geheilt wurde. — J. Parkenson, ein gleicher Fall nach Verwundung des Beins, auf gleiche Art geheilt. — S. Park, Beobachtungen über Geschwülste im Becken, als Hindernisse einer leichten Geburt. Er erzählt einige Fälle von welchen Geschwülsten, die zwischen der Scheide und dem Mastdarm lagen, und während der Geburtsarbeit geöffnet wurden. Allein von ihrer Natur schweigt er. — P. C. Creagh, von einer Kopfverletzung an den Scheitelbeinen, wobey die harte und weiche Hirnhaut zerrissen waren, und eine bedeutende Menge Gehirns verloren ging. Ein merkwürdiger und in der Behandlung sehr gut durchgeführter Fall. — A. Cooper. Einige Beobachtungen über die spina bifida. In dem ersten Fall blieb das Kind am Leben. Die Geschwulst wurde durch ein Bruchband zurückgehalten. Das Kind lernte gehen, reden, und besuchte die Schule. Allein wurde das Band weggenommen, so trat die

Geschwulst hervor, und man konnte mit dem Finger in die Rückenmarkshöhle eindringen. Die Heilung war demnach palliativ. In einem andern Fall wurde aus der Geschwulst mehrmahl das Wasser abgelassen, es erzeugte sich eine abhässliche Entzündung, der Sack wurde leer, fest, und hieng als ein Anhängsel herab. Die Heilung war radical. Einen gleichen Erfolg hatte der vierte Fall; der dritte lief aber tödtlich ab. In allen diesen Fällen war aber das Gehirn frey vom Wasser, die untern Extremitäten nicht paralytisch und die Geschwulst nicht zu groß. — W. Lawrence, ein Fall, wo eine Frauensperson mit dem Harn Würmer ausleerte. Sie waren von den Intestinalwürmern völlig verschieden, und sind auf der achten Tafel abgebildet. — J. P. Ireland erzählt sehr merkwürdige Erfahrungen über den Nutzen des Arseniks gegen den Biß giftiger Schlangen. Er bediente sich innerlich der Solution von Fowler, und die Wunde wurde äußerlich bloß mit warmen Fomentationen behandelt. Es wird zugleich die Frage aufgeworfen, ob man sich dieses Mittels nicht auch gegen die Wasserscheue nach dem Biß eines tollen Thiers bedienen könne.

Dritter Band. G. Blane über die intermittirenden Fieber, und über die Ausflüsse, welche sie hervorbringen. Der Verfasser war von der Regierung abgefendet worden, die Natur und Ursachen der Krankheiten zu untersuchen, von welchen die Britische Armee im Jahr 1809 auf der Insel Walchern so stark heimgesucht wurde. Er zeigt, daß sumpfiges Land, und die Ungewöhnheit der Truppen, in einem solchen Lande zu leben, die Ursache war. — Th. Chevalier, von einer Wassersucht des Eyerstocks; ein gewöhnlicher Fall, nur war die außerordentliche Menge Wassers, die der Sack enthielt, das Merkwürdige. — S. Merriman, von

einer schweren Geburt, die durch einen hydrops ovarii hervorgebracht wurde, indem der rechte aufgetriebene Eyerstock den Raum zwischen der Scheide und dem Mastdarm ausfüllte. — J. Parkinson, von einem krankhaften wurmförmigen Fortsatz, wo die innere Fläche vereitert angetroffen wurde. — S. Earle, von einem kranken Hoden, verbunden mit Fehlern der Lungen und des Gehirns. Der Hoden war bey einem Kinde gegen zwey Jahr alt so groß wie ein Gänseeey, und völlig degenerirt. — Th. Chevalier, über eine bewährte Methode, krankhafte Tonsillen zu unterbinden. Um die Ligatur anzulegen, bedient er sich eines flachen mit einer scharfen Spitze versehenen Hakens, dessen breitetest Theil zwey Linien beträgt. Dieses Instrument wird hinter die kranke Tonsille geschoben, und ihre Basis durchstoßen. Nun wird eine gekrümmte mit einem Loche versehene Sonde, in welchem eine lange doppelte Ligatur steckt, durch die durchbohrte Stelle geführt, zum Munde herausgezogen, und die Ligatur getheilt, so daß der eine Theil die obere Hälfte, der andere die untere Hälfte der kranken Tonsille zusammenschnürt. Wie die Schlinge gemacht und angelegt werden muß, ist auf der zweyten Tafel abgebildet. — J. K. Jarre über die cynanche laryngea. Er erzählt zwey Fälle, wo man die Folgen der Entzündung in verschiedenen Graden antraf. Im ersten Fall war die Schleimmembran des Kehlkopfs sehr roth, aufgeschwollen, und verstopfte die Stimmrinne, am obern Theil der Luftröhre hingegen ohne Entzündung und Geschwulst. Nirgends sah man ausgeschwitzte Lymphe. Im zweyten Falle fand man die Epiglottis geschwollen, der Pharynx entzündet, und mit Blasen besetzt, und alles bedeckt mit gerinnbarer Lymphe, aber in der Höhle des Kehlkopfs und der Luftröhre war die



Schleimmembran blaß und ohne Entzündung. S. 323 liefert der Verfasser noch einen Zusatz über den Croup, wo man auf der siebenten Tafel die Ausbreitung der coagulablen Lymphe in den Bronchien sehen kann. — J. Melloly über eine Anaesthese ohne Lähmung. Sie war an den Händen und Füßen. — Ch. Chevalier erzählt einen gewiß seltenen Fall, wo nach heftigen Schmerzen in der Lendengegend Convulsionen und der Tod folgten. Die Eingeweide waren gesund, aber in der Wirbelsäule fand man die cauda equina mit einem hellröthlichen Blute übergoßen. — S. Merriman erzählt mehrere Fälle, wo bey einem fehlerhaften Becken frühzeitige Geburten künstlich gemacht wurden, hin und wieder mit einem guten Erfolg für das Kind. — K. Bree ein Fall über Splenitis. — Ch. Bell Beschreibung einiger Muskeln an den Ureteren; die 4. 5. 6. Tafel. Unter der durchschnittenen Schleimhaut der Harnblase, da wo das corpus trigonum liegt, findet man zwey fleischige Stränge, welche von den Mündungen der Harnleiter zu der Oeffnung der Blase herablaufen, sich vereinigen, sehnig werden, und sich am obern Theil der Prostata befestigen. Sie dienen dazu, die Mündungen der Ureteren bey einer zusammengefallenen Blase offen zu erhalten, indem sie durch das Herabziehen derselben ihren schiefen Lauf durch die Blasenhäute unterstützen, welcher sonst im zusammengezogenen Zustande der Blase verloren geht. — T. Copeland ein Fall, wo ein Stein aus einer Geschwulst in der Inguinalgegend ausgeführt wurde. Es war ein Darmstein. — G. Langstaff über einen fungus haematodes. — Wilson Philip Geschichte einer Affection der Respirationsorgane ist von keiner Bedeutung. — A. Marcer eine neue Behandlung des chronischen Rheumatismus. Es wird ein Fall erzählt, wo

jemand, der am *malum ischiaticum* litt dadurch geheilt wurde, daß er den kranken Theil in dicken Flanell einwickelte, und durch ein anhaltendes Gehen sich in eine starke Transpiration versetzte. — J. Corry von einer oft zurückkehrenden Augenentzündung, die durch den anhaltenden Gebrauch des Opiums geheilt wurde.

Vierter Band. W. Ferguson Beobachtungen über die Luffeuche in Portugal. Der Verfasser untersucht, wie diese Krankheit auf die Britischen Truppen und auf die Einwohner wirke. Erstere wurden sehr heftig ergriffen, und erlitten die schauverhaftesten Werrümmelungen, theils weil das Quecksilber gegen ein venerisches Geschwür sich weniger hülfreich und eindringend zeigte, wie unter gleichen Umständen in England, theils weil gegen alle Erwartung die Erscheinungen der allgemeinen Luffeuche schnell mit Heftigkeit hervorbrachen. Bey den Eingebornen hingegen verläuft die Krankheit sehr gelinde, bleibt gemeiniglich örtlich, und wird fast immer ohne Quecksilber geheilt, indem man sich bloß der Schweifstreibenden Pflansen und des warmen Bades bedient. Ihm scheint der Grund dieser Verschiedenheit in der abweichenden Lebensart der Engländer zu liegen. — R. Percival von einer Lähmung des Gesichts, und von andern Nerven zufällen, die alle hysterischer Art waren. — J. Mitchell von einer spastischen Affection der Zunge und des Mundes, die geheilt wurde, indem man mehrere caridse Zähne fortschaffte, welche als die Ursache angesehen wurden. — C. Chisholme zwey Fälle von der guten Wirkung des Quecksilbers in Anfällen der Manie. — Th. Martin über die guten Wirkungen des Arseniks in der Chorea. Es ist nur ein Fall erzählt, der überhaupt ohne Bedeutung ist; auch wurde der Arsenik nicht allein angewen-

der. — **X. Denmark** Erscheinungen, die dem *tic douloureux* ähnlich waren, und von einer Verwundung des Radialnervens herrührten. Es ist hier nicht die Rede vom Gesichtschmerz, sondern von ähnlichen Empfindungen am Arm nach verletztem Nerven. Der Arm wurde amputirt, und man fand an der ehemahligen schmerzhaften Stelle noch einen Theil der Kugel sitzen, welche durch ihren Reiz die Erscheinungen hervorbrachte. — **G. Blane** über das Vorherrschende, die Tödllichkeit und Behandlungsart verschiedener Krankheiten. Er liefert eine Uebersicht einer Reihe von Krankheiten, die er im Laufe von zwanzig Jahren theils im Thomashospital, theils in seiner Privatpraxis beobachtet hat. Dieser Aufsatz leidet keinen Auszug. — **J. Wardrop** über die Folgen der Ausleerung der wässerichten Feuchtigkeit in einer heftigen Augenentzündung, und bey einigen Krankheiten der Hornhaut. Es war in einem Fall das Auge sehr entzündet, hervorstehend, und die Hornhaut undurchsichtig. Er ließ die Feuchtigkeit ab, und die Hornhaut wurde durchsichtig und die Entzündung verschwand. Dieses Verfahren findet an einem entzündeten Auge nur da statt, wo die Hornhaut nicht selbst ergriffen ist. Das Sehen wird nach der Operation gleich deutlicher, Druck und Schmerz im Augapfel und Kopf lassen nach, und oft sinken auch die entzündeten Gefäße mehr zusammen. Es scheint, daß durch diese Ausleerung die Spannung im Auge vermindert werde. Es versteht sich aber, daß die Behandlung bloß als Nebenhilfe anzusehen sey, um die Gefahr der Entzündung oder des Verstens des Augapfels abzuwenden. So bald, sagt der Verfasser, in einer jeden Augenentzündung Druck und Schmerz im Vorderkopfe sehr stark bemerkt werde, geben sie die Anzeige, die Ausleerung vorzunehmen. Die Opera-

tion selbst ist einfach. Es bedarf bloß eines Stiches mit einem Staarmesser am Rande der Hornhaut, bis in die vordere Augenkammer. Die einzige Schwierigkeit ist der erhöhte Schmerz, der durch das Desiniren der Augenlieder und das Festhalten des entzündeten Auges hervorgebracht wird. Der Verfasser erzählt nun mehrere Fälle. — A. C. Hutchinson über Kopfverletzungen. — A. Cooper von einer zu frühen Pubertät, wo in einem Alter von  $4\frac{1}{2}$  Jahr die monatliche Reinigung sich zeigte, und die Brüste ausgebildet waren, übrigens sich aber das Subject noch ganz kindisch betrug. — B. C. Brodie pathologische Untersuchungen über die Krankheiten der Gelenke. Dieser Aufsatz ist sehr lehrreich, und von einer Reihe pathologischer Sectionen begleitet, die er in Georgeshospital zu machen Gelegenheit hatte. Er erzählt, wie sich die Synovialmembran bey der Entzündung und Vereiterung verhalte, wie sie krankhaft umgeändert werden könne, wie die Gelenknorpel und die umliegenden weichen Theile erscheinen. Vorzüglich zeigt er, daß sehr häufig der erste Sitz der Gelenkrankheiten in den Knorpeln zu suchen sey, und sich diese erst allmählich auf die weichen Theile ausbreiten. — B. Travers Beobachtungen über den grauen Staar; hiezu die zweyte colorirte Tafel, worauf die verschiedenen Ansichten des Staars abgebildet sind. Die Pupillen sind alle, die siebente und zehnte Figur ausgenommen; durch Belladonna erweitert dargestellt, um die Ansicht des Staars zu verdeutlichen. Die erste und zweyte Figur gibt eine Ansicht vom angebohrnen Staar, die dritte und vierte von erwachsenen jungen Personen, die fünfte von einem käsigen Staar mit einer grüngelben Farbe im Centrum, die sechste von einem Linsenstaar von sehr fester Beschaffenheit und rothbrauner Farbe, die siebente

von einem Kapselhaar, die achte von einem gleichen mit milchichter Feuchtigkeit angefüllt, die neunte von einer Verdunkelung der Haut der gläsernen Feuchtigkeit, die zehnte von einer Centralverdunkelung der Kapsel. — Hodgson von einem verrenkten Handgelenk. — E. Percival Geschichte einer cynanche laryngea. — J. Wardrop Geschichte eines kranken Mittelhandknochens, der weggenommen wurde. — S. Barnes von einer doppelten Balggeschwulst in der Augenhöhle, welche, wie sie geöffnet und hervorgezogen wurde, einen Zahn enthielt, von der gleichen Beschaffenheit, wie man einen solchen wohl am harten Gaumen antrifft. — Ch. Chevalier zwei Fälle von eingeklemmten Schenkelbrüchen. — Ch. Bell über den muskulösen Bau des Uterus. Er beschreibt nach vielfältigen Untersuchungen den Lauf der Muskelbündel auf folgende Weise. Die äußere Lage entsteht vom runden Mutterbande, breitet sich über den Gebärmuttergrund aus, und vereinigt sich mit der von der andern Seite. Das runde Mutterband stellt die Sehne vor. Der Verf. glaubt, daß durch die Wirkung dieser Muskellage das Sinken des Uterus kurz vor der Geburt herbeigeführt werde, und der Kopf des Kindes seine richtige Lage zur Beckenaxe bekomme. Aus ihr gehen die dolores praelagientes hervor. Tiefer hinein findet man die Muskelfasern nicht so deutlich in Lagen, da sie mit den Blutgefäßen zu sehr untermischt sind. Man bemerkt indessen doch eine große Menge longitudinell laufender und Cirkelfasern, letztere mehr gegen den Grund erstere mehr an den Seiten. Durch sie werden die Oeffnungen der Blutgefäße geschlossen, und der Muttermund gegen den Grund gezogen und erweitert. Kehrt man den Uterus um, so sieht man nach weggenommener Decidua die Muscularstructur deutlich. Die

innere Fläche des Grundes besitzt zwey Reihen von Fasern, welche in concentrischen Ringen um die Oeffnungen der Trompeten laufen, in einander übergehen und ein Muskelnetz bilden. Kusch habe ganz richtig aber nur von einer Seite diese Muskelreihe gesehen. Endlich beschreibt er noch eine Reihe von Fasern, welche aus dem Centrum der eben angegebenen Muskeln entspringen, und gegen den Muttermund herablaufen. Cirkelfasern hat er um letztern nicht finden können. — Stewart über den Nutzen des Opiums beym Blutfluß aus der Gebärmutter kurz vor der Geburt. In beiden von ihm erzählten Fällen wurde eine künstliche Entbindung vorgenommen, die den Blutfluß wohl am sichersten gestillt hat. Uebrigens gab er das Mittel in außerordentlich großen Dosen, wie es scheint ohne Nachtheil. — J. Kelsly Beobachtungen über das Erscheinen der Blutgefäße am Magen, welches häufig als Entzündung dieses Organs angesehen wird. Hierzu die vierte Tafel. Er gibt eine Reihe von Fällen an, wo man die innere Oberfläche des Magens besonders am hintern Theil des blinden Sacks und an der kleinen Curvatur wie entzündet findet. Diesen Zustand bemerkte er fast nach allen Krankheiten, und selbst bey solchen Menschen, die durch den Strang hingerichtet waren. Daß diese Ansicht nicht als Entzündung angesehen werden muß, ist ja bekannt. — A. Cooper über die Anastomosen der Arterien am Becken, nachdem wegen einer Pulsadergeschwulst am Fallopiischen Bande die Arterie in der Bauchhöhle unterbunden war. Die Anastomosen auf der fünften Tafel erscheinen zwischen der hypogastrica und cruralis. — B. Travers Beobachtungen über die Unterbindung der Arterien, und die Ursachen der nachfolgenden Blu-

tung. Hierzu die sechste und siebente Tafel. Das Bekannte nach Johnston.

Die hier übergangenen Abhandlungen chemischen Inhalts zeigen wir noch besonders an.

### Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: Acta Seminarii regii et Societatis philologicae Lipsiensis. Adiecta bibliotheca critica. Curavit *Christ. Daniel Beckius*. Vol. II. Pars I. II. 1812. 1813. 558 S. in Octav.

Der würdige Herausgeber, der sich schon in so vieler Hinsicht um die alte classische Litteratur verdient gemacht hat, und theils durch gute Ausgaben der Classiker, theils durch andre dahin schlagende Schriften, theils durch geistreichen Unterricht und Stiftung eines philologischen Seminariums zur Aufrechthaltung und Beförderung dieser für die gesammte Gelehrsamkeit höchst wichtigen und notwendigen Studien einen daurenden Ruhm erworben hat, liefert hier die Fortsetzung des philologischen Journals, welches wir bey seiner ersten Erscheinung mit großer Freude und dem verdientesten Beyfalle aufgenommen und in diesen Blättern (s. Jahrgang 1812. S. 694) angezeigt haben. Es ist bekannt, daß diese Acta sich an die seit dem Jahre 1770 herausgekommenen philologischen Journale rühmlich anschließen, und eine Lücke zu füllen bestimmt sind, welche dieser Wissenschaft sehr nachtheilig war. Etwa zehn Jahre, nachdem das Studium der alten classischen Litteratur eine veredelte Richtung genommen hatte, erschien in Göttingen das erste, ganz der Philologie bestimmte, nicht bloß vermischte Beobachtungen umfassende, Journal, unter des sel. Dr. Walchs Aufsicht und dem Nahmen der philologischen Bibliothek,

welches mit einigen Unterbrechungen und abgeändertem Plane und Titel bis zum Jahre 1794 fort-  
 dauerte, und neben sich sehr gern ähnliche, viel-  
 leicht durch dasselbe veranlaßte, Magazine ent-  
 stehen sah, wodurch diese Studien ungemein beför-  
 dert wurden. Mit Vergnügen sehen wir, daß diese  
 Acta denselben wohlthätigen Zweck haben und rühm-  
 lich erreichen, indem sich vortreffliche Köpfe, meist  
 Zöglinge des Herausgebers, dazu vereinigen in  
 eignen Aufsätzen die Studien des Griechischen und  
 Römischen Alterthums zu fördern, und indem sich  
 der Herausgeber die gewiß saure aber sehr ver-  
 dienstliche Mühe gibt, in sehr nützlichen Auszügen  
 und Anzeigen die Ausbeute der neuern Arbeiten  
 dieses Faches, nicht ohne Mittheilung eignen Ur-  
 theiles dem öffentlichen Gebrauche zu überliefern.  
 Sehr schätzbar sind im ersten Theile die ersten  
 drei Abhandlungen, welche den sel. G. C. C. Er-  
 nesti (de luxurie poetar. lat.), M. C. Ranig  
 (de libris Cicer. Acad. contra J. A. Goerenz,)  
 und A. G. Lange (silvulae portenses) zu Verfä-  
 ssern haben: trefflich ist des Herausgebers Aufsatz,  
 de Longi Pastoralium et Phaedri fabularum recens  
 inventis supplementis, wo wir die critische Sorg-  
 falt, Besonnenheit und Gelehrsamkeit, welche den  
 Verf. auszeichnen, mit Vergnügen wieder finden.  
 Das bekannte Fragment aus dem Griechischen Ro-  
 mane des Longus, welches Courier entdeckte, ist  
 hier critisch genau abgedruckt, mit Benutzung der  
 bekannt gewordenen Bemerkungen andrer Gelehrten.  
 Es ist dasselbe, worauf Herr Prof. Breyffig vor  
 einiger Zeit wieder seine Aufmerksamkeit richtete,  
 wie wir vor kurzem in diesen Blättern angezeigt  
 haben. Dann folgen kurze Anzeigen von neulich  
 herausgekommenen oder versprochenen philologischen  
 Büchern. Auch der zweyte Theil, der dieselbe



1584 G. g. N. 158. St., den 1. Oct. 1814.

Eincrichtung hat, empfiehlt sich durchgängig dem Leser wegen seines inhaltreichen Stoffes, welchen Herr Gust. Ferd. Lössius (comment. de codd. pariss. Luciani Dialog. mort.), Herr Rector M. Chr. Gottfr. Müller zu Zeitz (Theodori Metrochitae capita quatuor inedita), Rector M. Traugott Friedr. Benedict zu Zorgau (notae criticae ad Herodoti historias), Herr Prof. Weichert zu Meissen (damahls noch Rector zu Wittenberg) mit observatt. crit. in C. Valer. Flacci Argonautica, und der Herausgeber durch observationes criticae et exegeticae e libellis minoribus academicis scholasticisve excerptae, und durch commentationes de antiquitate graeca et romana (gelehrt und hochnützlich!) geliefert haben. Den Beschluß machen die Anzeigen de recens editis promissive libris philologicis, institutis et philologorum vitis. Das Leben von fünf verstorbenen Gelehrten wird kurz aber lehrreich und nach Maßgabe der Kürze doch gründlich erzählt. Der erste ist unser verewigter Heyne, dessen Leben nach Hrn. Rector Bechers zu Chemnitz Programme und unsers Hrn. Hofr. Heerens memoria Chr. Gottl. Heynii erzählt wird. Dann folgt eine kurze Anzeige des Lebens von Franz Volkmar Reinhard; der Hintritt Christoph Martin Wielands mit Böttigers propempticon; Karl Gottlob Aug. Erfurdt und Joh. Jak. Griesbach. Den Beschluß machen Nachrichten über die Errichtung der beiden philologischen Seminarien zu München und Berlin, nebst einigen Recensionen. Da der Werth dieses Journals jedem einleuchtet, so fügen wir keine weitere Empfehlung hinzu. Möchte es recht viele Abnehmer und Leser finden, damit es die gehörige Unterstützung genießend immer fortgesetzt werden könne!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 3. October 1814.

Göttingen.

Im Wandenhoed und Ruprechtischen Verlage:  
Prüfung der gegen die Kinderpest bisher em-  
pfohlenen und in Anwendung gebrachten Schutz-  
mittel. Zunächst für Mecklenburg dargestellt von  
Franz Christian Lorenz Karsten, Herzogl. Pro-  
fessor der Academie zu Rostock, mehrerer gelehrten  
Gesellschaften Mitglieder u. s. w. 1814. 88 Seiten  
in Octav.

Neben der politischen Auszeichnung machte sich  
das Jahr 1813 noch dadurch merkwürdig, daß die  
verheerende Kinderpest den größten Theil von  
Deutschland überzog und eine Niederlage unter dem  
Kindviehstand anrichtete, die in manchen Ländern  
so groß war, wie man in neuern Zeiten kein Bey-  
spiel davon hat. Die Schwierigkeiten welche sich  
bey den ununterbrochenen Truppenmärschen der An-  
wendung der ärztlichen und polizeylichen Maßregeln  
entgegensetzten, und sie entweder ganz verhinderten  
oder vergeblich machten, trugen ohne Zweifel das  
ihre zu der großen Mortalität bey, allein eben  
so gewiß ist es, daß sie in einigen Staaten eben

so sehr durch eine unerklärbare Unthätigkeit der Regierung als in andern durch präcaire Aufsiehten in der Sache selbst befördert worden ist. Diese kleine Schrift enthält zwar nichts Neues über ihren Gegenstand; aber sie sammelt gut, und prüft die verschiedenen vorgeschlagenen Behandlungsarten der Rinderpest: und es wird nicht ohne Nutzen seyn, die wichtigsten Sätze der angestellten Prüfung kürzlich hier dem Leser mitzutheilen und sie einer Untersuchung zu unterwerfen.

1. Arzneyen. Der Verf. erwähnt darunter der Schwefelsäure, der oxygenirten und eisenhaltigen Salzsäure, welche drey Mittel am meisten Epoche gemacht haben, und spricht ihnen nicht allein den von vielen gerühmten Erfolg ab, indem dieser bloß zufälligen Nebenumständen zuzuschreiben sey, sondern erklärt sie geradezu für schädlich, da durch ihre Anwendung das Uebel bleibend gemacht und das Unglück über das ganze Land verbreitet werde. — In so fern diese Grundsätze zur allgemeinen Richtschnur bey jedem Ausbruch der Rinderpest dienen, ist Rec mit Hrn. K. völlig einverstanden, nur nicht in solchen Fällen, wo es Jedem selbst überlassen ist, sein Heil so gut wie möglich zu suchen, wo eine Regierung entweder gar keine oder nur halbe Maßregeln anordnet, oder wenn Sperr- und Quarantaine-Anstalten in Kriegszeiten nicht durchgesetzt werden können, weil sie dann selten respectirt werden. Daß aber bey dieser Gelegenheit die Heilungsversuche nur unter Leitung und Aufsicht sachkundiger Männer geschehen dürfen, wenn nicht mehr Schaden als Nutzen daraus erwachsen soll, versteht sich von selbst. Aber wenig muß der Verf. Versuche mit der oxygenirten Salzsäure angestellt haben, wenn er die vortheilhafte Wirkung derselben bloß zufälligen Nebenumständen zuschreibt. Rec. hat wenig

tens die Erfahrung oftmahls gemacht, daß bey zweckmäßiger Anwendung die Hälfte der Kranken durch sie gerettet worden ist.

II. Strenge Sperre und Todtschlag. In seltenen Fällen haben diese Mittel nach Hrn. Prof. K. Hülf geschafft; er eifert deßhalb sehr dagegen, besonders gegen das Todtschlagen: daß dieses nicht bloß ein unzuverlässiges, sondern zugleich ein höchst gefährliches Hülfsmittel ist, das in seinen Folgen eben so verheerend und oft noch verheerender werden kann als die Pest selbst, habe die Erfahrung sattlam beurkundet. Dieß will der Verf. besonders durch seine Anwendung im Königreich Württemberg beweisen. — So wenig alle, diejenigen welche die Geschichte der Minderpest genau kennen, diese Behauptung unterschreiben werden, eben so wenig ist Rec. geneigt dazu. Wodurch wurde die Minderpest 1713 in England, 1764 — 66 in Mähren, 1771 in Flandern, 1800 im Brandenburgischen, 1802 und 1803 in Pohlen und Westpreußen und 1808 in der Mark Brandenburg gedämpft? Diese Thatsachen scheinen dem Verf. nicht bekannt zu seyn, sonst würde er eine bessere Meinung von diesem Mittel haben. Endlich der Beweis. Dieser beurkundet weiter nichts als des Hrn. Prof. Unbekanntschaft mit den nähern Umständen der Pestgeschichte in Württemberg, so wie die Saumseligkeit der Regierung und schlechte Polizen daselbst. Es ist eben so schrecklich als wahr, daß binnen sechs Jahren von 1795 — 1801 in Württembergischen an der Minderpest 45,026 Stück erkrankten, von denen 17804 krepirten, 22516 geöbret und nur 4706 gerettet wurden. Indessen wer anders als die Regierung war Ursache dieses Unglücks? Man gestattete den Gebrauch des Fleisches, des Unschlitts, der Häute u. s. w. und verfuhr mit der Keule nicht energisch. Auch versprach

man zwar Entschädigung für dasjenige Vieh, welches wirklich zur Tilgung der Pest todtgeschlagen wurde, die Bauern sahen derselben aber umsonst entgegen, widersezten sich daher der Keule und halfen sich mit Curativmitteln, wobey sie aber eben so viel Vieh einbüßten. Bey genauer Prüfung ergab sich dann, daß auf gesetzlich angeordnete Weise in den sechs Jahren nur 551 Stück in der Absicht die Pest zu tilgen, todtgeschlagen und theils mit theils ohne Haut verscharrt worden waren. — Die Wirksamkeit der Keule ist auch noch in vorigen Jahre in den Hannoverschen Staaten bestätigt worden.

III. Die Impfung. Dieß ist nun eigentlich das Schuzmittel, das der Verf. allen andern vorzieht und allenthalben und unter jeden Verhältnissen empfiehlt, weil es sich wenigstens in Mecklenburg so hervorstechend nützlich gezeigt habe. Vor 34 Jahren sollen durch dieselbe im Durchschnitt neun Zehnthelle des Mecklenburger Rindviehstandes gerettet worden seyn. Bey der durch Hrn. von Oergen veranstalteten Impfung fielen 34, bey Hrn. von Bülow hingegen nur 24 von 100. Diese allerersten Versuche sollen doch aber nicht als Grundlage allgemeiner Resultate angenommen werden. — Warum der Verf. sich immer nur auf die günstigen Resultate der Impfung bezieht und nicht die sämtlichen seit der ersten Rindviehpest-Invasion in Anschlag bringt, möchte man nur einer Vorliebe für die Impfung überhaupt zuschreiben; denn die meisten Versuche derselben sind nichts weniger als günstig ausgefallen, wie die Geschichte der Pest ausweist, weßhalb man seit ältern Zeiten her bis jezt immer wieder von der Impfung abgegangen ist. Oder sind etwa die Verhältnisse in Mecklenburg mehr zur Impfung als in andern Ländern geeignet? Nach Rec. Erfahrungen sind die guten Folgen der Im-

pfung, welche man bisweilen wahrnahm, nicht ihr selbst, sondern nur der Gelindigkeit der Pest, der Gesundheit der Zeit, Orte und Thiere zuzuschreiben.

IV. Sicherheitsvorkehrungen nach dem Plan des Hrn. Prof. Sack in Berlin. Derselbe gab nämlich im vorigen Jahre eine Schrift heraus, worin er einen Vorschlag zur Errichtung einer Anstalt thut, durch welche das nördliche Deutschland vor den Verheerungen der Rinderpest, womit es während des Krieges bedroht sey, geschützt werden könnte. Wenn der Name dieses ausgezeichneten Thierarztes, der sich schon so viele Verdienste um diese Wissenschaft und durch öftere glückliche Dämpfung der Rinderpest in der Preussischen Staaten erworben hat, die Sache empfehlbar machen und zur Befolgung anregen muß, so dringt sich auch bey Befolgung dieses Plans gewiß Jedem die Ueberzeugung auf, daß er nicht mißlingen kann. Herr Prof. Sack verspricht: daß durch seine Veranstaltungen der Pest, wo sie sich nur blicken lasse, sogleich jede Möglichkeit zum Fortschreiten genommen werden soll. Die Mittheilung des ganzen Plans, dem Herr R. auch seinen Beyfall nicht versagt, ist zu weitläufig, als daß Rec. ihn hier aufnehmen könnte. Das Ganze aber beruht auf einer Anzahl Offizianten aus der Classe der Deconomen, auf Quarantaine-Anstalten und Demarcations-Linien, die von Schlesien an bis nach Holland sich erstrecken, je nachdem die Pest Fortschritte macht.

Nach Prüfung dieser vier Schutzmittel erwähnt der Verf. auch der Affecuranz-Anstalt, und Rec. stimmt ihm in seinem Urtheil hierüber vollkommen bey, da es billig ist, daß der Eigenthümer der um seiner Mitbürger Willen sein Vieh opfert, von diesen auch Entschädigung erwarten kann.

Endlich werden Resultate aus dem bisher Erzählten mitgetheilt, die wie man schon errathen kann, auf die Anwendung der Impfung stimmen. Wenläufig hört man eine sonst schon gesagte Idee, daß das Pestgift sich von selbst hier zu Land im Rindviehkörper erzeugen kann. Der Verf. gesteht zu, daß der Prof. Sick die Kinderpest in Preußen immer durch Quarantaine (und Todtschlag) getilgt habe, die Anlegung solcher Anstalten werden aber in Mecklenburg immer schwieriger seyn, weil der Landmann daselbst sich nicht so willig diesen Maßregeln unterwerfe als in den Preußischen Staaten, wo mehr Subordination herrsche. (Also kann der Herzog von Mecklenburg seine Bauern nicht zwingen!) Zu diesem Grund, welcher der Impfung den Vorzug gebe, wird noch die Unsicherheit der Sperre und der Mangel an Mannschaft zugefegt. Der Verf. ist darauf bedacht, die Gründe, welche die meisten Thierärzte gegen die Impfung vorbrachten, zu widerlegen; zu ihrem Troste kann Rec. aber versichern, daß diese Widerlegung ihre Ueberzeugung nicht schwächen wird.

### Heidelberg.

Auf Kosten des Herausgebers bey Jos. Engelmann: *Guntheri poetas Ligurinus sive de rebus gestis imperatoris Caesaris Friderici primi Aug. cognomento Henobarbi Libri decem.* Post Jac. Spiegellii, Pet. Pithoei, Cunradi Rittershusii et Geo. Christ. Joannis repetitas curas ad fidem editionis principis augustanae denuo recensuit selectas virorum clariss. ut et Scioppii, Pflugii, Barthii, Withofii aliorumque adnotationes itemque suas adiecit, commentat. historico-literariis, lectionum varietate atque indicibus auxit Dr. Car.

*Georg. Dümge*, historiarum Professor Heidelbergensis. Vol. I. Exhibens integros Ligurini libros una cum varietate lectionum et brevibus in eisdem stricturis; praemittitur dissert. historicoliteraria de operis auctore, aetate, factis ac editionibus; accedit comment. de Friderico I. imper. aug. 1812. CXII und 208 S. in Octav.

Je seltner es ist, Werke des Mittelalters wieder in einem classischen Gewande unter uns erscheinen zu sehen, so würdig auch viele, als Witekind, Sigebert von Gemblours, u. a. desselben wirklich sind, desto erfreulicher ist es uns, und desto mehr Ehre macht es dem Hrn. Archivassessor Dümge in Karlsruhe, daß er ein Gedicht aus ferner Zeit, das alle die Lobsprüche verdient, womit es von den trefflichsten Männern der neueren Welt ins Publicum geführt wurde, der Vergessenheit, worin es beynähe hundert Jahre schlummert, hat entreissen wollen, und sich sonach dem Conrad Cestis und Conrad Rittershus, den beiden Hospitatoren dieses Gedichts, mit Recht nähert oder an die Seite stellt. Sehr gelehrt, wenn gleich in einer nicht angenehmen fließenden Sprache, zeigt der Herausgeber, daß der Verfasser dieses, den Otto von Freisingen und Radovicus nicht ohne eigene Zusätze paraphrasirten Gedichts unbekannt sey, doch mehr dem Namen und dem Stande als dem Vaterlande nach, dehn wahrscheinlich war er ein Deutscher: eben so schön handelt er von dem Werke selbst, und von dem Kaiser Friedrich I. Dankbar gedenkt er der Gönner und Freunde, die ihm in dieser seiner Bemühung, den Ligurinus oder Günther (denn einen Namen muß das Werk doch haben) von neuem und critischer als vorher ans Licht zu stellen, unterstütz hätten, als des Hrn. Geh. Raths Freyh. v. Ittner,



unfers Hrn. Hofr. Keuß, der Hrn. Gase in Paris, Glöckle in Rom, Ldck u. a. Auffallend ist es, daß vor Conrad Celtas gar keiner dieses für jene Zeit classischen und unterhaltenden wie auch lehrreichen Gedichts Erwähnung thut, und daß außer einer nicht zuverlässigen Nachricht von einer Handschrift desselben in England, durchaus jede Spur von einem Manuscripte verwischt und verloren ist. Conrad Celtas, ein gefeyrter Mahne unter den ersten Aufklärern unsers Vaterlandes nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, kam auf seinen Reisen mit diesem Gedichte, dessen Manuscript er im Kloster Eberach im Württembergischen erhalten hatte, nach Augsburg, wo sich seine Freunde, Marquard von Stein und einige andre Geistliche, sämmtlich biedre Schwaben, von der Schönheit des Gedichts so sehr begeistern ließen, daß sie, auch aus Patriotismus, sich entschlossen, wie ihre Vorrede besagt, im Jahre 1507 auf ihre eigne Kosten das Werk zuerst drucken zu lassen. Gleich nachher ward dasselbe auf den Universitäten Deutschlands von Conrad Celtas in Wien, Kocher in Ingolstadt, Herman von dem Busche in Leipzig u. a. öffentlich erklärt, und erlebte noch nach und nach sieben Ausgaben, von welchen die letzte im Jahre 1726 erschien. Die Critik welche der Herausgeber ausübt, hat unsern Beyfall, aber die Zeichen die er beygesetzt hat, erschweren den Gebrauch, indem man wegen der Menge sie nicht alle sicher behalten dürfte, und daher zu dem Schlüssel zu oft zurückkehren muß. Es ist Schade, daß der zweyte Theil nicht sogleich mit dem ersten hat ausgegeben werden können: noch hoffen wir, daß uns der Herausgeber nicht lange darauf warten lassen werde.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1814.

**Paris.**

Ben Egron: De la domesticité chez les peuples anciens et modernes par Mr. *Gregoire*, ancien évêque de Blois &c. 1814. 231 S. in groß Octav.

Der Geist des Wohlwollens und der Liebe, der Sorgfalt für gedrückte, in ihren Rechten gekränkte, vernachlässigte, in ihrer Bildung zurückgehaltene, einer großen Verbesserung bedürftige und fähige Menschenklassen hat sich immer in den Schriften dieses Verfassers ausgedrückt. Auch dießmahl hat er sich einen würdigen Gegenstand gewählt, und wer ihn etwa für unwichtig halten könnte, der müßte die Sache selbst, in ihrer Natur, in ihren Beziehungen und Folgen nicht kennen und überlegt haben. Es ist in diesem Buche eine große Menge interessanter Thatsachen und litterarischer Notizen, auch aus Schriften, wo man es gar nicht suchen sollte, zusammengestellt, wie man sie über diesen Gegenstand nirgends besammeln findet. Am meisten thut sich der Verfasser hervor, wenn er über denselben moralisirt; er thut es im Geiste der Jansenistischen Schule, rein und streng, tief, treffend, einleuchtend, ergreifend und ohne Einfluß des Dogmas.

P (7)

Dagegen vermißt man im historischen Theile die erwünschte Critik, Auswahl, Ordnung, Richtigkeit und Begründung; in allen Theilen fließt manches nicht zur Sache gehörige ein, und ist hie und da eine gewisse Flüchtigkeit in der Ausarbeitung sichtbar. Eine nähere Anzeige des Inhalts wird das gefällte Urtheil rechtfertigen.

Kap. 1. Ursprung der Domesticität. Verschiedenheit zwischen dem Zustande der Sklaven unter den Alten, der Servi im Mittelalter und der freien Diensthoten in neueren Zeiten. Eine ausführliche und erschöpfende Abhandlung dieser wichtigen und schweren Materie haben wir hier nicht erwartet, aber doch mehr, als wir gefunden haben. Deutsche Historiker haben hier schon viel vorgearbeitet, welches der Verfasser, der sonst mehr, als gewöhnlich Gelehrte von seiner Nation, mit der auswärtigen, auch Deutschen Litteratur bekannt ist, nicht kennt. Uebrigens findet man manche wenig bekannte und ausgefuchte Thatsachen, besonders den Einfluß des Christenthums und der Hierarchie betreffend, wie wohl, wie der Verf. selbst S. 37 sagt. les details un peu diffus sind. Kap. 2. Zustand der Diensthoten in verschiedenen Ländern. Die Nachrichten sind vornehmlich aus Reisebeschreibungen gesammelt. Kap. 3. Notiz von einigen Werken, welche das Domestikenwesen betreffen. Es sind nicht nur einige, sondern sehr viele Schriften und zwar aus mancherley Zeiten und Völkern angezeigt, allein sie sind nicht recht geordnet und gehören zum Theil nicht zur Sache. Schriften, welche von Diensthoten geschrieben sind, welche von gelehrten Diensthoten handeln, welche zum Gebrauche der Diensthoten bestimmt sind, welche die Pflichten der Herrschaften, welche Handwerksleute betreffen u. laufen ziemlich wild durch einander. Kap. 4. Von einigen theils ernsthaften, theils scherzhaften Schriften, welche den Zweck haben,

die Aufführung schlechter Dienstboten darzustellen. Die Schriften betreffen zum Theil Räuber und Diebe. Was solche Schriften für einen Nutzen oder Schaden haben können. Kap. 5. Wie wichtig es für das besondere und allgemeine Wohl sey, daß die Dienstboten gute Sitten haben. Sprechende Gemälde und Denkmale vom Sittenverderben unter ihnen, besonders in Frankreich. Bey uns ist es Gottlob so arg noch nicht. Uebrigens wird auch eine Reihe von Denkmälern guter Dienstboten, die sich zum Theil durch große Tugenden und Aufopferungen auszeichneten und eine gewisse historische Berühmtheit erhielten, angeführt. Kap. 6. Ursachen des moralischen Verderbens unter den Dienstboten. Die vornehmste wird in der Unsitlichkeit der Herrschaften gesucht. Kap. 7. Gesetze und Verordnungen verschiedener Länder, die Dienstboten betreffend. Sie beziehen sich auf ihre Verminderung, ihre und der Herrschaften Rechte, ihre Vergehungen und Bestrafungen, die Verantwortlichkeit der Herrschaften für sie u. s. w. Kap. 8. 9. Unterrichts- und andere Anstalten zur moralischen Verbesserung und zur Erleichterung des Schicksals der Dienstboten besonders im Alter und anderer bedürftiger Menschenclaffen. Man findet hier ungemein viel Interessantes gesammelt, und kann es besonders nicht ohne Bewunderung lesen, wie Vieles, Mannichfaltiges und Vortreffliches zu den genannten Zwecken in Britannien geschehen ist und besteht. Herr Gregoire macht den Vorschlag, eine daseibst bestehende Anstalt in Frankreich mit gewissen Veränderungen nachzuahmen, hat aber wenig Hoffnung damit Eingang zu finden. Er beschließt in dieser Beziehung sein Werk mit folgenden Worten: *J'écris à la vérité dans un pays où sur des vues de cette nature beaucoup de gens, quoiqu'interessés à les faire réussir, sont d'une apathie désespérante. — Il est des*

hommes tellement détériorés au moral, qu'ils repoussent le bien parcequ'il est bien; à peu de choses près on peut leur assimiler ceux qui, dans les bonnes actions, ne voyant d'autre fruit à recueillir que celui de la considération personnelle, attachent la vertu au char de l'orgueil, et qui, en affectant même de vouloir seconder un projet louable, le décrient sourdement s'ils ne l'ont imaginé et s'il n'est pas leur ouvrage. D'ailleurs le zèle est éphémère chez un peuple volage, sans caractère, et que des écrivains étrangers appellent un peuple de papillons. Cette censure malheureusement trop fondée, admet cependant des exceptions &c.

### Москва.

In der Buchdruckerey N. S. Wsewolodskij: Versuch einer kritischen Litteratur der Russischen Geschichte. Erster Theil, enthaltend die Litteratur der älteren allgemeinen Nordischen Geschichte: von Johann Gottlieb Buhle. Auch mit dem Titel: Litteratur der allgemeinen Nordischen Geschichte; zur Einleitung in das Studium der Russischen Geschichte. 1810. XX und 420 S. in Octav.

Mit Vergnügen zeigen wir dieß eben so fleißig gearbeitete als nützliche Werk eines vormahligen Lehrers an unsrer Universität an, das uns vor kurzem erst in die Hände gekommen ist. Noch zwey Bände werden nachfolgen; dieser erste Theil erstreckt sich bis zum 11ten Jahrhundert; der zweyte wie die Litteratur der Russischen Geschichte bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts enthalten; der dritte bis zum Frieden von Abo gehen. Der Verfasser gibt hier zwar nur einen Versuch, dem er Berichtigung und Ergänzung von Kennern wünscht, aber der Versuch ist sehr wohl gelungen, und wird nur wenige Berichtigungen nöthig machen. Eher

könnte man wünschen, daß manches weggelassen oder doch sehr verkürzt wäre mit Beziehung auf Hauptbücher, wie, um nur eine anzuführen, der weitläufige Abschnitt von den Byzantinischen Geschichtschreibern, der zwar mit großem Fleiße gearbeitet ist, aber doch wegen der darin vorgetragenen anders woher leicht zu schöpfenden Notizen, sehr ins Kurze hätte gezogen werden müssen. Die Absicht des gelehrten Verfassers ist unstreitig sehr zu loben, und wir wünschen, daß er das Werk vollenden möge. Er beginnt mit den historischen Kenntnissen der Griechen und Römer über den Norden bis ins neunte Jahrhundert nach Chr. Geb., liefert dann die allgemeinen Hülfsmittel zum Studium der alten und mittlern Geographie überhaupt, und geht dann die einzelnen Völker zc. durch, mit großer Einsicht, Bitteratur und Critik. Ueber einzelne Punkte, die uns aufgestoßen sind, erlauben wir uns einige Bemerkungen. Der älteste libellus famolus ist nicht das Petroniussische Werk, *satyrica*, sondern die *Apocolocyntosis* s. *ludus de morte Claudii Caesaris*, welche vom Philosophen L. Annaeus Seneca herrühret, im vierten Bande der Ruhkopfischen Ausgabe der Werke desselben. Ueber die Runen würde wohl noch anders zu urtheilen seyn als S. 38 ff. geschehen ist. Winter's Dissert. *historico-philol. de origine et antiquis linguae Suecanae monumentis* ist vergessen worden: ein Auszug ist in der N. Berlin. Monatschrift Nov. 1805. Bey den Kimmeriern sind wir des Verf. Meinung schon lange gewesen, indem Posidonius Behauptung, von Strabo uns erhalten, die wahrscheinlichere zu seyn dünkt, nach welcher die Cimbern vom schwarzen Meere her gekommen und zuerst an der Donau auftretend mit den Bojarn in feindliche Berührung gekommen sind. Engel hat in seiner Geschichte des Ungriſchen Reichs zc. diese Be-

hauptung oder Hypothese, wenn man lieber will, gut vertheidigt: den der Verf. hier anzuführen ver-  
gessen hat. Bey den Korolanen hätte die Ver-  
muthung, wornach die Mussen in dem Nahmen stecken,  
wohl angeführt werden können. Die Erwähnung  
des Micuil, der schon vor Walkenaers Ausgabe  
bekannt genug war, haben wir vergeblich gesucht,  
auch ist Wagner's Ausgabe des Dirmat vergessen.  
Doch wir denken nicht daran, daß wir keine Ver-  
richtungen beyzubringen Lust hatten, sondern bloß  
dies mögliche und wirklich lehrreiche Werk anzeigen  
und empfehlen wollten, als wozu uns nicht die  
frühern, dem Rec. immer noch angenehmen freund-  
schaftlichen Verhältnisse, bewegen, sondern einzig  
und allein der innere Werth des Werks und die  
lobenswürdige Absicht, das Studium der Geschichte  
einer Nation zu erleichtern und zu befördern, welche  
sich durch hohe Vaterlandsiebe, Tapferkeit und  
Ausdauer in den Annalen wie des nun befreieten  
Europa, so wie auch ihres Vaterlandes einen un-  
sterblichen Ruhm erworben hat.

#### Berlin.

• Von J. E. Hitzig: Horatius' erste Satire  
Lateinisch und Deutsch mit einigen Scholien.  
1813. IV und 28 Seiten in Quart.

• Dieser an einem Badeorte mehr zum Zeitver-  
treibe gemachte Versuch hat vorzüglich die Absicht,  
möglichst rein die Idre darzustellen, die uns Deut-  
schen in dergleichen Kunstwerken des Alterthums  
etwa erreichbar seyn dürfte. Dem Kenner, dem  
alterthümlichen Leser des Dichters soll ein völlig  
gleicher Genuß, wie durch die Urschrift, ohne irgend  
eine Störung bereitet werden. Dazu gehört die  
große Sorgfalt, die der Verf. auf Prosodie und  
Metrik gewandt hat. Rec. glaubt, daß die Absicht  
im Ganzen erreicht sey, wenn gleich hier und da

einzelne Härten oder Schwerfälligkeiten im Deutschen Ausdrücke oder in der Prosodie diesem und jenem, der vergleichend in den Text hinabblüht, auffallen möchten. Diese Uebersetzung, die ganz im rechten Geiste und Geschmacke gearbeitet ist, und der Deutschen Sprache nicht die Fesseln der Römischen Construction anlegt, läßt sich angenehm lesen, und der Herr Geh. Rath Wolf wird seine Verdienste um die classische Litteratur sehr vermehren, wenn er uns mehrere Uebersetzungen dieser Art, welche den holprichten und gezwungenen, die jetzt Mode werden wollen, trefflich entgegenesetzt werden können, schenken will. Eine fortgesetzte Uebung wird die holde Nachlässigkeit ihm mehr eigen machen, womit, wie er selbst bemerkt, Horatius seinen heroischen Vers bis zur täuschenden Aehnlichkeit edler Prosa herabgestimmt hat: welche verkennend ein berühmter Metriker dem Dichter pessimos hexametros beylegte: auch wird der aufmerksamere Leser dann das Leichte und Fließende weniger vermissen und das alterthümliche Deutsche nicht antreffen, wo Horaz dergleichen nicht hat. In den Scholien findet man den gelehrten Alterthumskenner, dem auch die neuere Welt sehr bekannt ist, mit Vergnügen und Belehrung wieder, und der Text hat in kritischer und exegetischer Hinsicht offenbar gewonnen: so wird gewiß niemand sich weiterhin mit Grund einfallen lassen im 4. Verse annis vorzuziehen: den 29. Vers, durch mehr als einen Verbesserungsvorschlag berühmt, künftig zu bekritteln u. s. f. Sehr oft hat auch der Verf. das Schwankende und Unbeholfene unsrer Prosodie gefühlt, und sich mit Herbeziehung der Römischen oder Griechischen Prosodie leise zu helfen gesucht. Ist es nicht besser, wie wir schon neulich bemerkt haben, für unsre Prosodie die Römische und Griechische ohne Umstände einzutauschen?



1600 G. g. A. 160. St., den 6. Oct. 1814.

### Marburg.

Den Krieger hat Herr Dr. Karl Franz Christ. Wagner, Prof. der Beredsamkeit zur Feyer des 72 Geburtstages Sr. Durchlaucht des Hrn. Kurfürsten von Hessen Wilhelms I., Namens der Marburgischen Universität, und zur Anhörung der zu haltenden Rede am 3. Junius 1814, ein Programm drucken lassen: Proponitur de partium orationis indole atque natura Commentatio III. 52 Seiten in Quart. Die beiden vorhergehenden Theile dieser Abhandlung, welcher noch mehrere folgen werden, sind schon zu ihrer Zeit in diesen Blättern mit dem ihnen gebührenden Beyfalle angezeigt worden. Auch dieser Theil verdient daselbige Lob. Die Lehre von den Casibus der Substantiven wird hierin mit großer Belesenheit in den Schriften der Griechischen und Römischen Grammatiker, der Deutschen, Englischen u. a. Sprachphilosophen, mit Einsicht, eignem Nachforschen und Selbstdenken untersucht und in echter Römischer Sprache vorgetragen. Seine Vorstellung vom Genitiv verdient Beherzigung: er behauptet, das Substantiv, das zur genauern Bezeichnung des einem andern Substantivs zugesägten Begriffes dient, habe den Genitiv, welcher also statt eines Adjectivs oder Pronomens stehe, und als die adjectivische Form des Substantivs betrachtet werden könne. In dieser wie in den übrigen Vorstellungen, worin er von dem Hrn. Prof. Hermann abweicht, zeigt er sich als einen sehr gelehrten Sprachphilosophen, welcher der Lehrstelle, die er auf der Universität zu Marburg bekleidet, ungemein viele Ehre macht. Wir wünschen, daß er sie noch lange mit Ruhm ausfüllen, und den Wissenschaften nützlich seyn möge.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 8. October 1814.

Paris.

Deſſonſchamps und dem Verfaffer ſelbſt: *Essais sur l'art du Comédien-Chanteur, par M. F. Boisquet, de la société des sciences et des arts de Nantes. 1812. 296 S. in groß Octav.*

Um endlich von S. 232 bis 40 an einer Arie aus Glucks *Alceſte* das Beſpiel geiſtreicher Composition aufzuſtellen, und ſodann ein Tableau, wie er es nennt, des *Agrémens et leur rapport avec les Sentimens et les Passions*, das aber mit vieler Vorſicht benugt ſeyn wolle, höſt der Verſ. ganz unerhört weit aus. Anatomie, Phyſik, Geſchichte, Länder- und Sittenkunde, Aeſthetik, bildende Kunſt, und wer weiß was alles noch wird von ihm aufgeboden, um den Theaterſänger nach ſeinem Geſchmacke bilden zu helfen. Daß unter dieſen Bemerkungen recht artige und brauchbare vorkommen, iſt nicht zu läugnen; nur bleibt die Frage: für wen das Buch eigentlich geſchrieben worden? weil unter hundert Subjecten, die durch bloße Nachahmung ſehr erträglich, auch wohl wirklich angenehme Schauſpieler und Sänger geworden, es kein halbes

Q (7)

Duzend geben dürfte, die Vorkenntnisse genug haben werden, um von den Fingerzeigen eines so encyclopädischen Wegweisers in der Anwendung Gebrauch machen zu können. Sauer genug hat der ehrliche Mann sich's übrigens werden lassen; daß er nur aus den berühmtesten Schriftstellern seiner Nation geschöpft, versichert er mehrmahls, und fügt S. 83 noch die nämliche Aeußerung hinzu: *il m'a fallu un grand travail pour rapprocher mon style de celui de ces grands écrivains, et pour définir ce que je n'ai pu trouver dans leurs ouvrages.* — Unsere Herren Compilatoren wissen das Ding sich leichter zu machen, und kümmern sich wenig darum, ob ihr eigener Styl gegen das Uebrige abstechen wird oder nicht!

Da auch der singende Schauspieler oft genug Charactere aus der Vorzeit und dem Auslande darzustellen hat, und was letzteres betrifft auf der Französischen Bühne nicht selten arge Mißgriffe vorkommen, so versucht Herr V. seinen Landsleuten hier gleichfalls auf die rechte Spur zu helfen. Zu einem Proöbchen doch, wie man uns Deutsche sich zu denken hat; S. 93 also: *les Allemands sont robustes, braves, bon soldats, francs et laborieux, patiens dans leurs travaux; aiment les arts, ont beaucoup de gout pour les voyages, La noblesse y est très polie, aime la chasse, les exercices du corps, la musique, la table et le vin.* — Nun, was die beiden letzten Pinselstriche betrifft, so passen diese, oder können es wenigstens, wohl eben so gut auf den Bürger- und jeden andern Stand der es bezahlen kann, als auf die so genannte Noblesse! Daß unser Sittenmahler die Rehrseite seiner eignen Nation unberührt ließ, war um so mehr zu erwarten, da, vor kurzem wenigstens noch, es in Frankreich gar nicht einmahl erlaubt war, an Super

riorität derselben auch nur im mindesten zu zweifeln: bey allem dem entwischt am Schlusse der pomphaften Schilderung ihm doch das ehrliche Geständniß: leur humeur enjouée et agréable, seiner Landsleute nämlich, leur gaieté, leur politesse rendent leur commerce agréable aux étrangers, *quoiqu'ils n'en soyent pas très aimés*. Ja wohl: pas très aimés! und daß la table et le vin auch ihnen sehr wesentliche Bedürfnisse geworden, haben wir seit zwanzig Jahren leider! zur Genüge erfahren.

Obgleich jetzt in Paris, scheint der Verf. doch sein Werkchen in der Provinz ausgearbeitet zu haben; weil er sich mehrmahls über undankbare Schüler beschwert, die mit sehr gesunden muscalschen Grundsätzen in der Hauptstadt ankämen, von den in dasiger Tonkunst eben herrschenden so genannten Agrémens aber so geschwind hingerissen würden, daß sie dergleichen Schnörkel für die Hauptsache hielten, und was das Wesentliche betraf endlich gar vergäßen per quos profecerint. Der Mißmuth über diese leidigen Agrémens mag auch Ursach gewesen seyn, daß er außer dem längst verstorbenen Gluck, noch dazu einem Ausländer, keines einzigen der jetzt in Paris sich auszeichnenden Tonsetzer namentlich gedenkt, und was noch schlimmer — denn der Comédien *chanteur* war doch sehr Hauptaugenmerk — nicht einmahl an Spiel und Kunst des berühmten Elleviou verweist, der doch damahls die Pariser noch dermaßen bezauberte, daß sein vor kurzem vom Theater erfolgter Abtritt für öffentliche Calamität galt; wie er denn auch wirklich noch nicht ersetzt ist. Mit der Haltung und Gesangsweise dieses mit Recht so beliebt gewesenem Schauspielers seine oft gar zu trocknen Regeln zu belegen, hätte Herr B. doch in der That besser gethan, als z. B. unter der Rubrik: *Moyens de*

s'agrandir et de paroître beau, Gemälsde von Raphael oder Rubens, oder antike Statuen zu empfehlen, wonach der junge Schauspieler sich stellen lernen, und, was seinem Körperbau etwa fehlen möchte, durch Kunst ersetzen soll. So wäre der berühmte Le Kain trapu et d'une figure ignoble gewesen, (worin er ihm auch keinesweges zu viel thut; denn sein Aeußeres war wirklich plump, schmutzig und eckelhaft) hätte aber doch das Geheimniß gefunden dieß alles auf dem Theater zu verbergen, et d'imiter parfaitement la belle nature. — Was für, über und wider die sons coulés, perlés, renflés, filés, piqués, martellés, traînés &c. &c. sich sagen läßt, will bey ihm selber nachgelesen seyn; aus einem acht Seiten langen Sachregister aber ersieht man die ungeheure Menge von Gegenständen, worüber dieser, es mit der Kunst übrigens sehr wohl meinende Schriftsteller doch etwas sagen wollte, nur allzu oft aber gar zu wenig gesagt hat!

#### Eben daselbst.

Annales de Chimie. Tome 83 oder Nr. 248—249. (Ueber T. 82 s. oben S. 721.) — Aus diesem Bande der Annales de Chimie bemerken wir S. 37 Dauquelet's Versuche über verschiedene Theile des Kastanienbaums. Diese Analyse, wovon der Anfang sich im vorhergehenden Bande S. 309 befindet, liefert nicht nur einen trefflichen Beytrag zu den frühern chemischen Untersuchungen über diesen Baum, sondern gewährt auch das für Pflanzenphysiologie nicht unwichtige Resultat, daß die verschiedenen Organe dieses Baums fast durchgehends aus denselben Bestandtheilen bestehen. Außerdem werden von dem Verf. manche interessante Bemerkungen über Pflanzenanalysen im allgemeinen

mitgetheilt. — S. 67. Chevreul über die Verbindungen des gelben Bleynoxyds mit der Salpetersäure und der salpetrichen Säure. Die Resultate dieser Untersuchungen schließen sich im allgemeinen auf das trefflichste an die von Hrn. Berzelius über denselben Gegenstand in Gilberts Annalen der Physik B. 40. S. 176 2c. und B. 46. S. 139 2c. bekannt gemachten Erfahrungen an. In dem folgenden Bande der Annales de Chimie S. 1 liefert Herr Chevreul noch einen Nachtrag zu dieser Untersuchung, worin er insbesondere die von ihm erhaltenen Resultate mit denen der Berzelius'schen Analyse vergleicht. — S. 106. Gay-Lussac über die Capacität der elastischen Flüssigkeiten für den Wärmestoff. Versuche die mit größerer Sorgfalt hierüber von dem Verf. angestellt worden sind, haben ihn überzeugt, daß seine früher über diesen Gegenstand geäußerte Meinung (Annales de Chimie T. 81. S. 89 und diese Anzeigen Jahrg. 1813. S. 2070), daß alle elastischen Flüssigkeiten bey gleichem Volumen und Druck gleiche Capacität für die Wärme haben, falsch ist, und im Gegentheil die Capacität derselben für den Wärmestoff sich sehr verschieden zeigt. — S. 116. De Lapanouse über die Verfertigung eines Syrups aus den Maisstengeln. — S. 132. Chénard über die Hydro-sulphures. Es glückte dem Verf. durch ein hier näher angezeigtes Verfahren auch das hydro-sulfure d'ammoniaque in nadel-förmigen Krystallen zu erhalten. — S. 138. Vauquelin Bemerkungen über die Erzeugung der Intestinal-Bezware. — S. 147. Vogel Analyse der Scilla maritima. Den Hauptbestandtheil der Meerzwiebel macht ein eigenthümlicher bitterer Stoff aus, welcher stark die Feuchtigkeit der Luft anzieht, und dadurch eine klebrige Beschaffenheit annimmt. Von dieser Eigen-

schaft der bittern Substanz glaubt der Verfasser, daß auch das Feuchtwerden der schon getrockneten Schuppen der Meerzwiebel an der Luft herrühre, da weder äpfelsaurer Kalk noch ein anderes der zerfließbaren Salze in diesem Gewächse vorkomme. Außer dieser Substanz enthält die Meerzwiebel noch einen scharfen Stoff, welcher flüchtig ist, Gerbestoff, Gummi, Zucker, citronensauren Kalk und Pflanzenfaser. — S. 171. Gay-Lussac über die Farbenveränderungen welche verschiedene gefärbte Substanzen durch Erwärmen erleiden. — S. 181. Chevreul über das schweflichtsaure Kupferorydul. Dasselbe besteht in 100 Theilen aus 63,84 Kupferorydul und 36,16 schweflichter Säure. Der durch schweflichtsaures Kali in der Auflösung des salpetersauren Kupferoryduls entstehende gelbe Niederschlag ist den Versuchen des Verf. zufolge eine dreifache Verbindung von schweflichter Säure, Kali und Kupferorydul. — S. 229. Vauquelin Analyse des Nickelspießglanzerzes aus dem Massaischen. Die von Hrn. Vauquelin in diesem ausgezeichnetem Erze aufgefundenen Bestandtheile sind nahe dieselben, welche auch von Hrn. Klaproth (Magazin der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin Jahrg. 5.) und unsern Hrn. Professor Stromeyer (Hausmann Handbuch der Mineralogie B. I. S. 192) darin angetroffen worden sind. Auch Vauquelin ist der Meinung, daß aller darin enthaltene Schwefel an das Antimonium gebunden ist, und das Nickel nebst den übrigen noch darin vorkommenden Metallen in dem Schwefel-Antimonium sich aufgelöst befindet. Ein genaues quantitatives Verhältniß der Bestandtheile dieses Erzes ist von Hrn. Vauquelin nicht angegeben worden. — S. 252. Berthollet, Thénard und Vauquelin Bericht einer von Hrn. Cluzel über den so genannten Schwefel-Alkohol dem In-

stitute übergebenen Abhandlung. Nach der von Hrn. Cluzel vorgenommenen Analyse dieser Substanz soll dieselbe aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Schwefel-Radical bestehen. Bey Wiederholung einiger der vorzüglichsten Versuche erhielten indessen die Berichterstatter Resultate, welche sie veranlassen über die Natur dieser Substanz dieselbe Meinung anzunehmen, welche die Herren Berzelius und Marcet aus ihren in den Philosophical Transactions for 1813 (Gött. gel. Anz. S. 651 dieses Jahrgangs) bekannt gemachten Untersuchungen über diese Substanz gefolgert haben, daß nämlich der so genannte Schwefel-Alkohol des Hrn. Lampadius bloß aus Kohlenstoff und Schwefel zusammengesetzt sey. Hierdurch erhält also die von Clement und Desormes gleich anfangs über die Mischung dieser Substanz geäußerte Meinung volle Bestätigung. — S. 281. Girard über die heilsamen Wirkungen der oxynitrisalzsäuren Räucherungen, um die schädlichen Ausdünstungen zu zerstören, welche bey dem Aufgraben von alten Kirchhöfen sich entwickeln. — S. 285. Guyton-Morveau über den von dem verstorbenen Bachelier zur Bekleidung steinerner Gebäude angegebenen Mörtel um deren Zerstörung durch das Verwittern der Steine zu verhindern. Auszug eines von dem Verf. im Institute darüber gemachten Berichts. Nach analytischen Versuchen mit Proben dieses vom Sohn des verstorbenen Bachelier erhaltenen Mörtels, über dessen Dauerhaftigkeit und Vorzüge schon eine funfzigjährige Erfahrung entschieden hat, besteht derselbe etwa aus 42 Theilen gebrannten Kalk, 18 gebrannten Gyps, 15 Bleiweiß und 25 Käse. — S. 316. Henry über die Bereitung des regulus martialis und des Liliun Paracelli.



1608 G. g. A. 161. St., den 8. Oct. 1814.

### Geoff.

Hier hat der Corrector G. G. S. Bertling eine Einladungsschrift zum Schuleramen für den 28. Jul. 1814 drucken lassen, welche eine kurze Erwähnung in unsern Blättern verdient. Er beantwortet die Frage: Findet sich in der Geschichte ein Fortschritt der Menschheit zum Bessern? 52 Seiten in Octav. Voran geht ein wohlgerathnes Gedicht betitelt: Auf den Weltfrieden.

Sehr richtig und in einer gebildeten Sprache ist diese wichtige Frage, welche oft schon zur Sprache gekommen ist, hier behandelt worden. Der Verf. bahnt sich den Weg zur Beantwortung zuerst dadurch, daß er die Behauptung von der Verschlimmerung der Welt und von dem Zurückschreiten des menschlichen Geschlechts als ungegründet darstellt, daß er einen Stillstand der menschlichen Bildung im Ganzen verwirft, und daß ein Kreislauf im Reiche intellectuellet und moralischer Kräfte nicht streng erweislich sey. Nun unterscheidet der Verf. mit Recht die Bildung des Erkenntnißvermögens oder die intellectuelle von der Bildung der sittlichen Natur oder von der moralischen, und zeigt, daß jene entschiedne Fortschritte gemacht habe, und daß diese, so viel es uns möglich ist die Sache zu betrachten, allerdings nicht zu verkennen seyen, doch mit der Maßgabe, welche die Geschichte als Resultat aufstellt, daß zu keiner Zeit das ganze Menschengeschlecht gleichzeitig und gleichmäßig vorrückte, daß einige Abtheilungen desselben sich veredeln, andere in Rohheit und Barbarey versinken ic. Wir freuen uns in dem Verf. unsern vormahligen gelehrten Mitbürger zu erkennen, und wünschen der Anstalt, an welcher er mit erfreulichem Erfolge lehrt, das Glück ihn lange zu besitzen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. Stück.

Den 8. October 1814.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 17. October ange setzt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

V o r l e s u n g e n .

Allgemeine Wissenschaftskunde und Methodologie.

Encyclopädie der Wissenschaften und Methodologie verbindet Hr. Prof. Wildt mit seiner auf 10 Uhr angelegten Vorlesung über Psychologie und Logik, nach Anleitung der dritten Ausgabe seiner Schrift 'Logik und Encyclopädie der Wissenschaften als ein Ganzes bearbeitet. Göttingen bey Dieterich 1809.'

Exegetik, oder Anweisung zur nützlichen und angemessenen Einrichtung des academischen Studiums, trägt Hr. W. Wahn um 1 Uhr vor.

Theologische Wissenschaften.

Die theologische Encyclopädie trägt Hr. Conf. Rath Pland, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Hofr. Eichhorn erklärt die Psalmen um 10 Uhr. Hr. Hofr. Kochen hält eine öffentliche Vorlesung über die Messianischen Weissagungen und über die Vorstellungen welche die Juden von dem Messias hatten. Hr. W. Wahn erbiethet sich, Zuhörern welche ihre Sprachkenntnis sichern und erweitern wollen die vorzüglichsten Stücke der fünf Bücher Moses um 4 Uhr oder zu einer andern passenden Zeit analytisch zu erklären.

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Pland 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Rep. W. Bauermeister in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Prof. Dr. Vott erklärt die kleineren Paulinischen Briefe

und den Brief an die Hebräer um 9 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn, die Paulinischen Briefe, in chronologischer Ordnung, um 9 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, die drey ersten Evangelia um 9 Uhr; Hr. Rep. M. Bauermeister, die kleineren Briefe Pauli, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr; Hr. Rep. Lücke das Evangelium und die Offenbarung Johannis, 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr.

Die Dogmatik lehrt Hr. Conf. R. Planck um 11 Uhr;

Die Moral-Theologie, Hr. Conf. R. Stäudlin, nach seinem 'Neuen Lehrbuch der Moral für Theologen. Göttingen 1813' um 8 Uhr; Hr. Prof. Dr. Vott, um 8 Uhr.

Von der Kirchengeschichte handelt Hr. Conf. R. Planck die zweyte Hälfte um 8 Uhr ab. Hr. Conf. R. Stäudlin trägt die Universal-Geschichte der christlichen Kirche bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr vor, und verbindet damit in einer öffentlichen Vorlesung, nach demselben Lehrbuche, die Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf das jetzige Zeitalter.

Ein lateinisches Examinatorium und Disputatorium über Kirchen- und Dogmen-Geschichte hält Hr. Rep. Lücke privatissime.

Die Homiletik wird Hr. Prof. Dr. Vott in einer demnächst zu bestimmenden Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen-Seminaris fortsetzen. — Hr. Dr. Gräffe handelt die Homiletik, nach seinem Lehrbuche 'Die Pastoral-Theologie nach ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1805' 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr theoretisch und practisch ab; so wie er auch das homiletische Seminarium auf die Art fortsetzt, wie er es in seiner Schrift 'Ueber den Werth academischer homiletischer Vorübungen, nebst Beschreibung meines homiletischen Seminariums. Göt. 1812' angegeben hat. Zu den Recensionen der gehaltenen Predigten ist die Abendstunde von 6 bis 7 Montags festgesetzt.

Für die öffentlichen Disputir-Uebungen bestimmt Hr. Conf. R. Planck eine Stunde des Sonnabends.

In dem Reperenten-Collegio wird Hr. Rep. M. Bauermeister Dinst. und Freyt. um 1 Uhr den Brief Jacobi erklären; Hr. Rep. Lücke Mont. und Donnerst. um 1 Uhr die Johanneischen Briefe.

## Rechtswissenschaft.

Eine allgemeine Einleitung in die Rechtswissenschaft trägt Hr. Prof. Bauer Mittw. und Sonnab. um 3 Uhr öffentlich vor;

Eine Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr. Den Anfang dieser Vorlesung erbietet sich Hr. Univers. Actuarius Kiedel für diejenigen nachzuhohlen, welche durch zu spätes Ankommen ihn versäumt haben.

Naturrecht oder Philosophie des positiven Rechts trägt Hr. Hofr. Hugo, nach der dritten Ausgabe seines Lehrbuches, um 3 Uhr vor; Naturrecht, mit Rücksicht auf die Philosophie des positiven Rechts, Hr. Prof. Bauer, nach seinem Lehrbuche, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Europäisches Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem 'Grundriß' u. Göttingen 1809' verbunden mit practischen Uebungen, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr in Deutscher oder Französischer Sprache.

Das allgemeine Staatsrecht, als Bedingung jeder positiven Rechtslehre, wird Hr. W. Böhmcr nach der von ihm herauszugebenden Bearbeitung von seines Großvaters *Introductio in jus publicum universale* 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr dergestalt vortragen, daß die jedemahlige Sonnabendsstunde abwechselnd zu Disputir- und Examinir- Uebungen bestimmt wird.

Das Chur-, Braunschweig-, Lüneburgische Staatsrecht handelt Hr. Dr. Quentin nebst dem Privatrecht um 9 Uhr ab;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Meister, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr; Hr. Prof. Bauer, nach Feuerbach, gleichfalls um 10 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Meister, privatissime; Hr. Dr. Rothmann, nach Feuerbach, privatissime;

Die Geschichte des Römischen Rechts, Hr. Dr. von Wenhe, nach eigenen Dictaten, in Lateinischer oder Deutscher Sprache 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die allgemeinen Grundsätze über die Auslegung und Anwendung des Justinianischen Gesetzbuchs, eben derselbe 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Eine Exegetische Vorlesung über die Beweisstellen des heutigen Römischen Rechts hält Hr. Hofr. Hugo, nach der zweiten Ausgabe seiner Erechtomathie und dem Anhang derselben, um 8 Uhr.

Die Institutionen trägt Hr. Hofr. Waldeck, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Prof. Bauer, gleichfalls nach Waldeck, um 11 Uhr; Hr. Dr. Brinkmann, um 9 Uhr, verbunden mit Ausarbeitungen;

Die Pandecten, nach J. H. Böhmer, Hr. Hofr. Waldeck, um 9 u 2 Uhr; Hr. Dr. Jordan, privatissime.

Das System der Pandecten, Hr. Hofr. Hugo, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 9 Uhr; Hr. Prof. Heise, nach der unter der Presse befindlichen zweiten Ausgabe seines Grundrisses eines Systems des gemeinen Civil-Rechts (jedoch mit Ausnahme des nächsten Sommer besonders abzuhandelnden Erbrechts) um 9, 11 und 2 Uhr. Hr. Dr. Rothamel, nach Hugo, privatissime; Hr. Dr. von Weyhe, nach der vierten Ausgabe des Systems des Pandectenrechts von Ehibaut, um 9 und 2 Uhr.

Ein Examinatorium und Conversatorium über das bürgerliche Recht hält Hr. Prof. Heise zweymahl die Woche in einer Abendstunde öffentlich.

Zu Privatissimis über das Römische Recht erbie tet sich Hr. Dr. Thomä und Hr. Univers. Actuarius Riedel.

Die vorzüglichsten Streitigkeiten über das bür gerliche Recht, nach der Ordnung der Pandecten, ver bunden mit andern dahin gehörenden Rechts-Puncten, welche in den gewöhnlichen Vorlesungen meistens zurück gesetzt werden, trägt Hr. Dr. Thomä 5 Stunden wöchent lich um 2 Uhr vor;

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Lehrbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr vor; Hr. Prof. Bergmann um 8 Uhr; Hr. Dr. Thomä, um 8 Uhr. Für Theologen wird Hr. Dr. Böhmer diese Wissenschaft, nach seinem hier gedruckten Grundrisse des protestantischen Kirchenrechts, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr ab handeln.

## 1614      Stütlingsche gel. Anzeigen

Das Deutsche Recht und das Lehnrecht trägt Hr. Prof. Bergmann, nach Goede und Päß, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, und Sonnab. um 7 Uhr M. vor;

Das Lehnrecht, nach Päß, Hr. Dr. Thomß 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Das Chur- Braunschweig- Lüneburgische Privat-Recht nebst dem Staatsrechte, Hr. Dr. Quentin, 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; das Landesrecht des Churfürstenthums Hannover und der dazu gehörenden Provinzen, Hr. Amtschreiber Wagemann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Hannöversche Verordnung vom 23. August 1814 die bürgerliche transitorische Gesetzgebung betreffend, erläutert Hr. Dr. Brinkmann, Montags und Donnerst. um 10 Uhr unentgeltlich.

Das französische Civil-Recht, mit steter Rücksicht auf dessen fortdauernde Anwendbarkeit auf die während seiner Gültigkeit in Deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse wird Hr. Prof. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, auf Verlangen um 8 Uhr vortragen.

Die Theorie des gemeinen bürgerlichen Processus trägt Hr. Hofr. Meiser, nach Martin, um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Desterley, der ältere, nach Grolmann, verbunden mit practischen Uebungen, um 2 Uhr; Hr. Asses. Dr. Billhorn, nach Martin, um 3 Uhr; Hr. Dr. Brinkmann, verbunden mit practischen Ausarbeitungen, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; Hr. Vice-Syndicus Desterley, nach Martin, um 9 Uhr;

Die Theorie des Chur- Braunschweig- Lüneburgischen Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bergmann gibt Anleitung zur juristischen Praxis und zum Referiren 5 Stunden wöchentl. um 3 Uhr. Hr. Assessor Dr. Billhorn hält ein Practicum: Processuale und Relatorium, um 8 Uhr; Hr. Vice-Syndicus Desterley, gleichfalls um 8 Uhr.

Zu Examinatoriis und Repetitoriis in den verschiedenen Fächern der Rechtswissenschaft erbiethet sich Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel und Hr. Dr. Brinkmann.

## Zeitung.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Medicinische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. v. Crell um 3 Uhr vor.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Prof. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem 'Anatomischen Handbuche' die Splanchnologie, Angiologie und Neurologie, dieser, nach der zweiten Ausgabe seiner 'Anfangsgründe der Anatomie' die Osteologie, Synthesmalogie und Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Prof. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr; Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Ein Examinatorium über die Anatomie hält Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie trägt Hr. Hofr. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr vor;

Die Anthropologie und Psychologie, verbunden mit der Lehre von den Geistes- und Gemüths-Krankheiten, Hr. Dr. Haindorf, Obergehülfe bey dem academischen Hospitale, nach seiner Schrift 'Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüths-Krankheiten. Heidelberg 1811' um 9 Uhr.

Ueber das Nerven-System und seine Krankheiten hält eben derselbe wöchentlich zwey Stunden um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Macrobiotik handelt Hr. Hofr. v. Crell um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Arzneimittell-Lehre, Hr. Dr. Winkler um 8 Uhr; Hr. Dr. Kraus, um 11 Uhr; Hr. Dr. Oslander, nach eigenen Dictaten und in Verbindung mit der Receptschreibekunst, 5 Stunden wöchentlich in einer Nachmittags- oder Abendstunde; Hr. Dr. Haindorf, in Verbindung mit der Receptirkunst 6 Stunden wöchentlich um 2 Uhr nach eigenen Hefen, so wie auch privatissime.

Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der narcotischen Arzneimittell, hält Hr. Dr. Kraus, nach seinem bey Deuerlich erscheinenden Handbuche, Dinst. u. Freyt. um 2 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.



Ein Examinatorium über die chemischen sowohl als medicinisch, practischen Kräfte der Arzneyen hält Hr. Hofr. v. Crell, nach vorangeschickter eurforscher Erläuterung der pharmaceutischen Chemie von Hagen, um 10 Uhr.

Allgemeine Nosologie und Therapie, nebst der Arzneymittel-Lehre handelt Hr. Hofr. Himly, als den ersten Theil seines Systems der Medicin, nach seinem Lehrbuche, um 5 Uhr ab;

Die allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Stromeyer um 3 Uhr.

Die Semiologie, Hr. Dr. Winiker, um 11 Uhr;

Der speciellen Therapie erste Hälfte, welche die fieberhaften Krankheiten begreift, Hr. Hofr. Stromeyer, um 4 Uhr.

Hr. Hofr. Himly trägt die erste Hälfte seiner speciellen Nosologie und Therapie, welche die Krankheiten des Nerven-Systems, des Blut-Systems, der Einsaugungs-Organen, der Muskeln, der Schleimdrüsen etc. begreift, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Die Lehre von den Krankheiten des Gesichts und des Gehörs, Hr. Hofr. Himly, um 3 Uhr.

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechts handelt Hr. Hofr. Oslander um 5 Uhr ab.

Zu Privatissimis über allgemeine und specielle Therapie erbietet sich Hr. Dr. Haindorf.

Die zweite Hälfte seines Systems der Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck um 7 Uhr vor;

Die Manual-Chirurgie, derselbe, privatissime;

Die Entbindungskunst, verbunden mit practischen Uebungen im Entbindungshospitale, Hr. Hofr. Oslander um 9 Uhr.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken, wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen. 1803 entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr bestimmt.

Die Thier- Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Agrer.  
 — Hr. Dr. Uhlendorff handelt die wichtigsten Krankheiten  
 der vorzüglichsten Hausthiere, wöchentlich 4 Stunden, um  
 3 Uhr ab. — Hr. Dr. Lappe lehrt die Anatomie und  
 Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere an Es-  
 davern 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, und trägt die  
 Krankheiten und Seuchen derselben 6 Stunden wöchent-  
 lich um 3 Uhr, nach eigenen Dictaten, vor.

**Philosophische Wissenschaften.**

Die Geschichte der Griechischen Philosophie trägt  
 Hr. Prof. Bissen um 4 Uhr vor;

Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philo-  
 sophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach seinem Lehrbuche  
 der philosophischen Vorkenntnisse 4 Stunden wöchentlich  
 um 10 Uhr;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr.  
 Prof. Schulze, beides nach seinen Lehrbüchern, um 8 Uhr.

Psychologie, Logik und Encyclopädie der Wis-  
 senschaften nebst der Methodologie, Hr. Prof. Wildt,  
 nach der dritten Ausgabe seines Grundrisses 'Logik und  
 Encyclopädie der Wissenschaften als ein Ganzes bearbeitet.  
 Göttingen bey Dieterich 1809,' um 10 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 11 Uhr;

Metaphysik, Hr. Prof. Schulze, um 4 Uhr; Hr. M.  
 Kern, um 2 Uhr;

Begriff der Metagnostik und der Methoden für  
 dieselbe, nebst einer skizzirten Geschichte beider (der Me-  
 tagnostik und der metagnostischen Methode) von Plato  
 bis jetzt, Hr. M. Kern, nach Anleitung einiger alsbald  
 im Druck erscheinender Bpaen, in einer oder zwey Stun-  
 den wöchentlich, unentgeltlich.

Natürliche Theologie, Hr. Hofr. v. Erell, nach eigenem  
 Leitfaden; Mittw. und Sonnab. um 3 Uhr öffentlich.

Naturrecht, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten  
 Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissen-  
 schaften, 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr (Vergl. oben die  
 Rubrik Rechtswissenschaft);

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung  
 und Verwaltung des Staates (Politik, Cameralwissen-

schaft, Staatswirthschaft), Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr;  
Hr. Prof. Wildt (der in dieser Hinsicht auf das Hannöv.  
Magazin 1814. St. 23. 24. verweist) um 3 Uhr;

Die Staats-Oeconomie, oder die Lehre von dem  
National-Reichthum, Hr. Hofr. Sartorius, um 5 Uhr.

Ein staatswissenschaftliches Practicum wird Hr.  
Hofr. Sartorius in einer bequemen Stunde privatissime  
halten.

Die Encyclopädie der Bergwerkswissenschaften,  
trägt Hr. Prof. Hausmann, Mont., Mittw. und Freyt.  
um 8 Uhr vor;

Die Eisenhütten-Kunde, Hr. Prof. Hausmann  
privatissime.

Die Forstwissenschaft, Hr. Prof. Hausmann, Dinst.,  
Donnerst. und Sonnab. um 8 Uhr.

Die Landwirthschaft, Hr. Prof. Hausmann, nach  
Beckmann, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 10 Uhr.

Zum Unterricht im Italiänischen oder doppelten  
Buchhalten erbietet sich Hr. Muhlert.

Ueber Cryptographie hält Hr. Prof. Wildt eine öffent-  
liche Vorlesung.

#### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Lhibaut um  
9 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der höhern  
Geometrie, Hr. Prof. Lhibaut um 5 Uhr;

Die Algebra, Hr. Muhlert, privatissime.

Die politische Arithmetik, Hr. Muhlert, Mont.,  
Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Schrader, Hr.  
Muhlert;

Das Verfertigen geometrischer Plane und Zeich-  
nungen, Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden;

Die Trigonometrie, Hr. Prof. Lhibaut, Sonnab.  
von 1 bis 2 Uhr, öffentlich;

Die angewandte Mathematik, Hr. Prof. Lhibaut,  
von 3 bis 4 Uhr;

Die mathematische Geographie und die physische Astronomie, Hr. Muhlert, Mittw. und Sonnabend um 2 Uhr;

Die Anfangsgründe der theoretischen Astronomie, Hr. Prof. Gauß um 10 Uhr; Hr. Prof. Harding, gleichfalls um 10 Uhr;

Die Theorie der Bedeckungen, Verfinsterungen und Durchgänge, Hr. Prof. Gauß um 11 Uhr;

Die practische Astronomie, eben derselbe privatiff.;

Die Schiffahrtskunde, Hr. Prof. Harding, um 3 Uhr.

Vorlesungen über die Baukunst: Hr. M. Schrader trägt die Theorie der bürgerlichen Baukunst, nach Silly, erläutert durch Zeichnungen und Modelle, um 8 Uhr vor, und gibt in einer zu verabredenden Stunde Anleitung zu architectonischen Uebungen, um Stadt- und Landgebäude nach bestimmten Absichten erfinden und die Risse ausarbeiten zu lernen, so wie er auch in jedem andern Theile der Bauwissenschaft Unterricht zu ertheilen bereit ist. — Der Hr. Kloster- u. Univers. Baumeister Müller lehrt die bürgerliche Baukunst 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, und die höhere Architectur in einer näher zu verabredenden Stunde.

Eine Anleitung zu einer allgemeinen Kenntniß der Kriegskunst wird Hr. Hauptm. W. Klare um 10 Uhr, oder in einer bequemern Stunde geben, so wie er auch erbötig ist, denjenigen, die sich eine ausgedehntere Kenntniß darin erwerben wollen, ausführlichem Unterricht zu ertheilen.

In der Tactik erbietet sich Hr. Muhlert privatissime zu unterrichten.

Zum Privat-Unterricht in jedem einzelnen Theile der Mathematik erbietet sich Hr. M. Schrader und Hr. M. Focke.

#### Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Hofr. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentl. um 3 Uhr vor.

Die Cryptogamischen Gewächse handelt Hr. Prof. Schrader Dinst., Mittw. und Donnerst. um 2 Uhr ab, und stellt in Hinsicht auf dieselben Sonnab. um 2 Uhr botanische Excursionen an. — Freyt. um 2 Uhr gibt er eine Anleitung zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen.

Eine Einleitung in das Studium der Mineralogie gibt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem 'Versuch' eines Entwurfes zu einer Einleitung in die Oryctognosie. Helmstädt 1805 Mittw. um 11 Uhr öffentlich.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer um 2 Uhr vor;

Die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie, eben derselbe, um 11 Uhr, beides nach seinen Lehrbüchern.

Die physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen, um 3 Uhr.

Die Dynamischen Grundlehren der Naturkunde, (vergl. Wüsts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1806, Jul. Aug.) Hr. Prof. Wildt um 2 Uhr.

Zu Vorlesungen über die physische Chemie erbietet sich Hr. Hofr. von Crell.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, lehrt Hr. Prof. Stromeyer um 9 Uhr.

Die Zoochemie und Phytochemie, eben derselbe, um 8 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der chemischen Analyse, der die Lehre von den auflösenden, niederschlagenden und gegenwirkenden Körpern, so wie von den chemischen Operationen und Werkzeugen begreift, hält Hr. Prof. Stromeyer eine öffentliche Vorlesung Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr.

#### Historische Wissenschaften.

Die alte Geographie trägt Hr. M. Lünemann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten, eben derselbe, um 4 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit; Hr. Hofr. Sartorius, um 4 Uhr.

Ein Zeitungs-Collegium über die Geschichte der allerneuesten Zeit von der Französischen Revolution an, hält Hr. Prof. Saalfeld um 10 Uhr.

Die Geschichte des Deutschen Reiches und Rechtes trägt Hr. Prof. Bergmann um 10 Uhr vor;

Die Geschichte von Deutschland mit vorzüglicher Hinsicht auf das Staatsrecht, Hr. Prof. Saalfeld um 9 Uhr;

Die Braunschweig - Lüneburgische Landesgeschichte, Hr. Dr. Desterley der ältere, um 3 Uhr;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und dem Americanischen Freystaat, Hr. Hofr. Heeren von 10 bis 11 Uhr.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

#### Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Eine Einleitung zur Kenntniß der Litteratur der Semitischen Völker gibt Hr. Hofr. Lychsen um 11 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

#### Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Poesie und Beredsamkeit, trägt Hr. Hofr. Bouterwek um 5 Uhr vor.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur gibt Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Ueber den Deutschen Styl hält Hr. Hofr. Bouterwek eine Vorlesung, verbunden mit practischen Uebungen, Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr. Hr. Prof. Bunsen, der auch Rücksicht auf mündlichen Vortrag nimmt, Mont., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr; Hr. M. Schulze, privatissime.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Kunst unter den Aegyptern, Griechen, Etruskern und Römern von ihrem ersten Anfange bis auf Constantin den Gr. trägt Hr. Prof. Fiorillo um 11 Uhr privatissime vor;

Die Archäologie der zeichnenden Künste (Baukunst; Bildneren, Malerey), Hr. R. Loelken 4 Stden wöchentl.

Ueber die Geschichte der schönen Künste, d. h. der Malerey, Bildhauerey zc. und die bey der Verfertigung von Kunstwerken zu befolgenden Grundsätze und Regeln, hält Hr. Prof. Fiorillo privatissime eine Vorlesung um 8 Uhr, in welcher er zugleich aus der Kupferstichsammlung der Universitäts-Bibliothek die vollkommensten Muster und die besten Abbildungen der Werke der vorzüglichsten Künstler vorzeigen wird.

Verschiedene Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der neueren Malerey wird Hr. Prof. Fiorillo in Italiänischer Sprache öffentlich vortragen.

Die Zeichenkunst u. Malerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Auch gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden ertheilen.

#### Alterthumskunde.

Eine allgemeine Geschichte der Religionen besonders des classischen Alterthums bis zum Siege der Christlichen, trägt Hr. R. Loelken 4 Stunden wöchentlich vor;

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine historische Darstellung der Verfassung und Verwaltung der Griechischen Staaten, der Religion, des Kriegswesens, des Privatlebens und der Künste und Wissenschaften unter den Griechen, Hr. Prof. Wunderlich um 1 Uhr.

#### Orientalische und alte Sprachen.

Eine Einleitung in die Sprachen und die Litteratur der Semitischen Völker gibt Hr. Hofr. Lychsen um 11 Uhr.

Die Grammatik der Hebräischen Sprache lehrt Hr. M. Rahn um 11 Uhr; auch ist er bereit, fernrr Privatissima im Hebräischen, Chaldäischen und den andern Semitischen Sprachen zu geben.

Die Syrische Sprache lehrt Hr. Hofr. Eichhorn um 11 Uhr;

Die Arabische Sprache, Hr. Hofr. Lychsen um 1 Uhr.  
Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament  
s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt den Agamemnon von Aeschylus, den Oedipus d. K. von Sophocles und die Phönissen von Euripides (in Volki Tetralogia dram. graecor. Hales 1787 befindlich) um 2 Uhr. Hr. Prof. Wunderlich bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminarii Mont. und Dinst. um 11 Uhr die von ihm bey Dieterich 1810 herausgegebene Rede des Demosthenes für den Ctesiphon. Hr. Prof. Dissen erklärt die Wolken und die Frösche des Aristophanes 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. Hr. Dr. Fiorillo gibt eine Anleitung zur grammatischen und kritischen Erklärung der Griechischen Schriftsteller um 9 Uhr, und erläutert die Bücher des Herodot über die Denkmähler und Einrichtungen Aegyptens um 3 Uhr, und Hesiodus opera et dies in einer noch zu bestimmenden Stunde. Hr. M. Lünemann erklärt die Idyllen des Theocrit 5 Stden wöchentl. um 3 Uhr. Hr. Dr. Schulze erläutert kritisch und historisch die Iliade, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr; und in vier andern näher zu bestimmenden Stunden, Aeschylus Prometheus und Sieben gegen Theben. Auch hält er eine unentgeltliche Vorlesung über die Kriegslieder des Tyrtäus und Kallinus nebst einigen dahin gehörigen Fragmenten der Griechischen Lyriker; und erbietet sich zu einem Privatissimo in der Metrik der Alten. Hr. Bibliothek. Secr. M. Renke erklärt Plutarchs Alexander und Cäsar 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht in Griechischen erbietet sich Hr. Dr. Fiorillo, Hr. M. Lünemann, Hr. Dr. Schulze und Hr. Bibliothek. Secr. M. Renke.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Hr. Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philolog. Seminarii Frent. und Sonnab. um 11 Uhr die Pharsalia des Lucans. Hr. Prof. Wunderlich hält Dinst. und Freyt. um 5 Uhr eine Vorlesung über den Lateinischen Styl, verbunden mit schriftlichen Uebungen; Mont., Mittw. und Freyt. um 5 Uhr erläutert er die Syntax der Lateinischen



1624 G. g. A. 162. St., den 8. Oct. 1814.

Sprache, und um 6 Uhr erklärt er in philologischer und historischer Hinsicht Tacitus Histor. Hr. Prof. Dissen stellt Mittwochen um 11 Uhr Disputir: Uebungen für die Mitglieder des Philolog. Seminarii an. Hr. Director M. Kirsten erklärt um 4 Uhr, 4 Stunden wöchentlich, Lucans Pharsalia, und bestimmt die beiden andern Stunden zu Lateinischen Disputir, und Schreib: Uebungen. Hr. Bibliothek: Secr. M. Menke erklärt 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr Callustius Catilinarischen Krieg, und 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr Ovid. Ars amatoria. — Zum Privat: Unterrichte im Lateinischen erbietet sich Hr. Dir. M. Kirsten, Hr M. Fiorillo, Hr M. Lanemann. Hr. M. Schulze und Hr. Bibliothek: Secr. M. Menke.

#### Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniss, zum sichern Vergehen und zur richtigen Beurtheilung der Alrdeutschen Dichter aus dem Schwäbischen Zeitalter gibt Hr. Prof. Benede, Mont., Dinst., Donnerst. und Frent. um 3 Uhr.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Vektor v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Französ. ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, trägt Hr. Prof. Benede, 4 Stunden wöchentlich, Abends um 7 Uhr vor; die vorzüglichsten Stücke der Englischen Dichtkunst erklärt er privatissime.

Zum Unterrichte in der Italiänischen Sprache und der Erläuterung Ital. Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Abendstunden von 3 bis 5 Uhr.

Die Span. Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen privatissime.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Bohrt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis: Commissar, Wedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

Den 10. October 1814.

## Göttingen.

In der am 3. September gehaltenen Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften las der Hr. Hofr. Oslander über folgende Gegenstände eine Abhandlung vor: *Series observationum de homine, quomodo fiat et formetur, una cum descriptione staterae portatilis, ad examinandum infantum neonatorum pondus nuper inventae.* Diese erste Series besteht aus zwölf Beobachtungen über die Entstehung und Ausbildung des Menschen, und gründet sich auf eine lange mit Genauigkeit fortgesetzte Beobachtung und Untersuchung dieses den Menschen so nahe angehenden und noch mit vielen Irrthümern angefüllten Gegenstandes. I. Die atmosphärische Electricität hat den größten Einfluß auf Zeugungsbegierde, Zeugungsfähigkeit, Fruchtbarkeit, Erzeugung mehrerer Früchte, und auf das Wachstum und die Gesundheit derselben. Gestirne, Cometen mit einer so großen Lichtmasse, wie der im Jahre 1811 erschienene, Erdbeben u. vermehren die Electricität unsers Dunstkreises und damit die Fruchtbarkeit, daher nach solchen Erscheinungen so viel Geburten selbst von Menstrostäten. Im männ-

S (7)

lichen Körper ist in der Regel die animalische Electricität größer als im weiblichen. Im weiblichen aber ist sie stärker nach der monatlichen Reinigung. In welchem von beiden zeugenden Theilen die animalische Electricität größer ist, solches Geschlecht wird durch die Zeugungshandlung hervorgebracht, daher werden im Ganzen mehr Knaben als Mädchen gezeugt, und durch Zeugungen gleich nach der monatlichen Reinigung gewöhnlich Kinder weiblichen Geschlechts. 2. Je mehr sich der weibliche erwachsene Mensch einer Menstruationsperiode nähert, desto mehr wird der Kohlenstoff in seinem Körper angehäuft, daher auch das Menstruationsblut so dunkel-purpurartig ist, und sich in fest verschlossenen Gläsern so viele Jahre unverändert erhält, in der freyen Luft aber so schnell zersetzt und in Fäulniß übergeht. Jede Menstruation ist daher eine wahre Reinigung, *καθαρσις*, wie sie schon Hippocrates nannte. 3. Die so genannten Graafischen Eyer sind keine wahre Eyer, sondern Gelatinesäcke von unregelmäßiger Form und sehr verschiedener Größe. Auch die gelben Körper sind nichts als solche mit farbigem Spermium angefüllte Säcke. Mit der fruchtbaren Zeugung entsteht auf der Oberfläche der Eyerstöcke ein dem Freiselausschlag ähnlicher Eyeranschlag, das ist, Bläschen von einerley Größe, von denen eines bis sechs auf einmahl bekeimt werden. Keime in den übrigen Bläschen werden nur durch neue Zeugungen hervorgebracht; aber Leben bleibt in allen bis zu neuer Zeugung; auch scheint von der ersten Zeugung an in allen Eiern etwas Eigenthümliches in Hinsicht auf Form, Gesundheit und Beschaffenheit der folgenden Keime zurück zu bleiben, wenn gleich die folgende Zeugungshandlung von einem andern männlichen Menschen vollzogen wird. Es ist daher nicht gleichgültig, wer der erste Zeugende war. 4. Alles Leben fängt mit Anziehen an, und hört mit Zurück-

stößen auf. Das Erste im belebten Ey ist daher auch wahrscheinlich Anziehen. Dieß Anziehen und Zurückstoßen geschieht in einem Kreis; jede Frucht mit ihrer Hülle ist daher sowohl im Ganzen als in allen ihren Theilen mehr oder wenig kreisförmig, alle äußere und innere Theile sind abgerundet, die Anziehung ist bey dem Entstehen des befruchteten Eyes größer als am Ende. Der Embryo macht mit den Eyhäuten einen Körper. 5. Das menschliche Ey besteht aus vier Häuten, die vorzüglichste, obgleich die dritte in der Ordnung, ist die gefäßreiche, welche ihre Gefäße wie Wurzeln ausbreitet, aber nicht in die Gebärmutter, sondern an eine über ihr liegende uneigentliche feste wenig durchlöcherete Haut, über welcher noch eine häufig durchlöcherete ist. Den Embryo zunächst umgibt und bis zu ihm hin gefehrt ist die dünneste Eyhaut. Dann überzieht noch eine Schleimhaut die ganze innere Fläche der Gebärmutter; diese rechnet aber der Hr. Hofr. D. nicht zu den Häuten des Eyes, sondern der Gebärmutter. Das so genannte Nabelbläschen ist keiner Beobachtung zufolge ein kranker abnormer Zustand; denn bey keinem wohlgebildeten Embryo findet man ein solches Bläschen, sondern im ersten und vorzüglich im zweyten Monath eine Sackförmige Gestaltung der Nabelscheide; wohl aber bey monströsen Embryonen. Auch siehet man nie bey einem gesunden Embryo weder im ersten noch zweyten Monath die Gedärme außer dem Leibe; alle Hypothesen die man daher auf diese beiden krankhaften Erscheinungen als auf einen constanten natürlichen Zustand bauete, sind irrig. Nabelbrüche und Gedärmevorfall kommen freylich unter den Krankheiten der Embryonen sehr häufig vor, und Hr. Hofr. D. sah einmahl ein neugebornes lebendes Kind, dem der ganze Darmkanal durch den Nabelring und ein Loch in der Haut außer dem Leibe lag. 6. Die Entstehung und Ausbildung des

Embryo geschieht in Kreisformen. Dadurch unterscheidet sich die lebendige Bildung von der todten, daß jene alles in Kreislinien bildet, diese nach Linien in Winkeln oder in Krystallen. Geht man alle Theile des Embryos durch, so findet man diesen Satz bestätigt. Der Grund davon liegt in der ersten lebendigen Kreisförmigen Bewegung, in Hin- und Rückfluß. 7. Die erste Bildung des Embryo besteht in einer Form den Infusionsthierchen ähnlich. Innen kommen Gehirn, Herz, große Gefäße, Leber und Nieren zuerst zum Vorschein. Das Auge wird eher gebildet, und erscheint früher als andere Organe bey Menschen und auch bey Thieren, die blind geboren werden, denen es nicht wie jungen Fischen gleich zum sehen nöthig ist; und was merkwürdig ist, gleich von Anfang mit vielem Pigment; welches nach Hrn. E. Smelin's trefflichen chemischen Untersuchungen mehr Kohlenstoff enthält als alle andere bisher untersuchte Materien des Körpers. Beide Augen sind also der erste Ort im entstehenden Körper, in welchen die Natur den Kohlenstoff in Menge absetzt; nachher in das dunkle Blut des Fötus. Der stärkste Bildungstrieb geht von Anfang nach dem Kopf, daher an diesem auch so manche Deformitäten vorkommen; bey der starken Tendenz der bildenden Stoffe gegen den Kopf muß man aber die bey dem Embryo ganz verschiedene Lage von der eines Erwachsenen nie vergessen. Bey dem aufrechtstehenden schwangeren Menschen ist von Anfang an der Kopf der Frucht nach unten gerichtet, und der ganze Embryo als umgekehrter Mensch zu betrachten. Das Blut steigt nicht hinauf, sondern hinab zum Kopf, und kommt von da wieder herauf zum Herzen, die Hoden steigen nicht herab, sondern hinauf und hinaus. Was im erwachsenen Menschen hängt liegt im Fötus; was jetzt seine untere Fläche ist, ist in diesem die obere. Das Gehirn liegt in

einer concaven Schüssel, Thymusdrüse, Lungen und Herz in einem knöchernen Korbe, die Leber, Magen, Darmkanal auf einem hautigen und fleischernen Teppich u. s. w. 8. Die Richtung des Körpers und der Gliedmaßen des Embryo sind von der beym erwachsenen Menschen sehr verschieden. Der Kopf im Anfang so stark an die Brust gedrückt, daß die Nase kaum wachsen kann, die Oberlippe unter dem Druck sich zuweilen spaltet, und die Hasenscharte bildet meist in der Mitte, selten zur Seite. 9. Anders entstehen die Spaltungen der Gaumenbeine und der obern Kinnlade, nämlich: von oben herab durch Wasser, das im Kopf sich anhäuften und sich einen Weg durch das foramen caecum, os cribrosum oder auch mitten durch das os sphenoidale in der Richtung der glandula pituitaria bahnt. Wenn nur eine Seite gespalten ist, so ist es gewöhnlich die rechte, weil dahin vermöge der Lage des Embryo der Druck der Flüssigkeit am stärksten ist. Nicht selten sind beide obere Kinnbacken und Gaumenbeine gespalten, und zwischen beiden Spalten ist ein schmales Stück mit Schneidezähnen geblieben. Man sollte sich wundern, daß die Spaltung nicht in der Mitte geschieht, aber gerade weil der Druck von der Nasenhöhle aus, nicht vom Munde aus gehet, ist jede Höhle besonders gespalten. 10. Der Rumpf der Embryonen wird von Zeichnern und Beschreibern meist so dargestellt, als läge er die ganze Zeit der Schwangerschaft hindurch mit gebogenem Rücken. Im dritten und vierten Monath aber ist er so wenig gebogen, daß er vielmehr da ganz gerade fortläuft, wohin die Zeichner die größte Biegung setzen, und hingegen vorwärts die große Leber den Leib stark wölbt. Die Verschiedenheit, welche Herr Geh. Rath Sömmering schon im dritten und vierten Monat zwischen dem männlichen und weiblichen Embryo an

der besondern Form des Brüstgewölbes wollte wahr-  
genommen haben, konnte der Hr. Hofr. D. bey genauer  
Vergleichung mehrerer menschlicher Embryonen von  
dem Alter nie wahrnehmen. 11. Auf ganz beson-  
dere Art geschieht das Wachstum der Arme und  
Beine. Erst kommen kleine Knötchen am wurm-  
förmigen Körper hervor; aus diesen werden kleine  
Pfoten ohne Finger, endlich wachsen Finger hervor,  
und mit diesen zugleich Ober- und Unterarme. Man  
siehet daraus, wie es möglich ist, daß Monstrosi-  
täten vorkommen, denen Ober- und Unterarm, Ober-  
und Unterschenkel mangeln, und Hände oder Füße  
nicht am Leibe stehen. Wenn nämlich zu der Zeit,  
als Arme und Beine noch nicht gebildet, aber Hände  
und Füße schon da sind, eine Störung im Wachs-  
thum dieser Theile geschieht, wachsen zwar Hände  
und Füße fort, aber was nachgebildet hätte werden  
sollen, kommt in Stillstand. Die Finger wachsen  
auseinandergebreitet aus den Händen hervor, beugen  
sich allmählich einwärts, bis sie sich schon im vierten  
Monath zu einer Faust zu schließen anfangen; die  
Arme wachsen ausgestreckt in die Höhe, beugen sich  
allmählich über die Brust, und legen sich nach und  
nach auf dieselbe. Die Füße liegen erst mit den  
Flächen, wie zusammengelegte Hände, zusammen;  
kräuzen sich allmählich, und legen sich dann auf die  
Geschlechtstheile. Alle Füße neugeborner Fruchte  
sind daher einwärts gebogen krumm, die Zehen gegen  
einander gerichtet, und der Mensch lernt erst durch  
Zwang mit auswärts gerichteten Zehen stehen und  
gehen. 12. Auf der Oberfläche des Körpers eines  
gesunden Embryo sind keine Muskeln zu sehen. Die  
Haut des ganzen Embryo ist wie ausgestopft. Es  
ist daher ein großer Fehler der Zeichner, wenn sie  
bey Embryonen ihre Mythologische Kenntnisse an-  
bringen, und diese werden den Menschen Arme wie  
Fechtern, und Füße wie Lastträgern zeichnen. 13.

In den Geschlechtsheilen ist sich der Mensch bey seiner Entstehung sehr viel ähnlich; ja die weiter hervorstehende Clitoris täuscht sehr oft, daß man einen weiblichen Embryo für einen männlichen hält. Noch im vierten Monath siehet die zurückgezogene Clitoris zwischen den äußern Schamleszen wie ein männliches Glied hervor. Nur die schmale Rige in der Gegend; wo bey dem männlichen Menschen der Hodensack sich bildet; unterscheidet den weiblichen Embryo. Zuletzt bilden sich die innern Leszen als kleine Falten der früheren Vorhaut der Clitoris. — Hr. Hofr. D. verspricht diese Beobachtungen über Bildung der menschlichen Frucht in nachfolgenden Vorlesungen mitzutheilen. — Die tragbare Wage zu Erforschung des Gewichts eines neugeborenen Kindes, welche Hr. Hofr. D. beschrieb und vorzeigte, ist eine von unserm Mechanikus Hrn. Klindworth sehr bequeme und genau eingerichtete Schnellwage, die man an einen Tisch anschrauben kann. Sie ist in einem Kästchen 15 Zoll lang, 6 Zoll breit und dritthalb Zoll hoch verwahrt, hat eine Wagschale von schmalen hölzernen Stäben, und ist von Eisen und Messing sauber gearbeitet. Da besonders bey forensischen Fällen es auf das Gewicht eines Kindes sehr viel ankommt, man aber nicht mit jeder Wage solches genau bestimmen kann, der Steinische portatile Baromacrometer wegen der sehr veränderlichen Stahlfeder äußerst unsicher, und die von dem Hrn. Hofr. Oslander vor Jahren angegebene Kinderwage nicht zum Herumtragen, sondern nur als stehende Wage in Gebärhäusern zu Beobachtungen dient, so ist diese tragbare und genaue Wage für gerichtliche Aerzte von großem Nutzen, und in dem Kästchen kann leicht noch ein Maßstab, die Länge des Kindes und der Nabelschnur zu messen, und ein Steinscher Cephalometer angebracht werden, um alles beyammen zu haben, was zu Bestimmung der Größe und



1632 G. g. N. 163. St., den 10. Oct. 1814.

Schwere eines neugebornen Kindes nöthig ist. Herr  
Klindworth verfertigt solche Wagen sammt dem Käst-  
chen für 8 Reichsthaler.

### Hannover.

Wir haben nun auch die Rede des Hrn. Directors  
Kühlmann, mit welcher die Feyer des 12. August  
im Hörsäle des Altsädter Lyceums zu Hannover  
eröffnet ward (S. oben S. 1488), gedruckt vor uns:  
Ueber das Glück welches dem Hannoverischen  
Lande aus der nähern Verbindung mit Groß-  
britannien zu Theil geworden. 16 S. in Quart.  
Die Kürze der Zeit, auf welche der Redner einge-  
schränkt war, erlaubte zwar nicht tief ins Einzelne  
einzugehen, sondern gebot ihm, bloß beym Allge-  
meinen stehen zu bleiben, und dieses mit einigen  
wenigen Beyspielen zu erläutern. Aber auch diese  
Behandlung seines Thema hat ihm Gelegenheit ge-  
geben, einzelne große Tüde der Milde und Regie-  
rungsweisheit der drey George und des Prinz Re-  
genten hervorzuheben. Um es nur mit Einem Bey-  
spiel zu belegen: "Nie (heißt es von Georg III.  
S. 13) hat dieser wahre Vater seines Erblandes  
von allen den Einkünften seiner Deutschen Staaten,  
die ihm von Domänen, von Zöllen und andern Fonds  
mit dem vollsten Rechte gebühren, das Geringste  
für sich und seine zahlreiche königliche Familie  
benutzt, nie das Mindeste nach Großbritannien kom-  
men lassen, sondern alles, ohne Ausnahme, nach  
den Vorschlägen seiner Räte und Minister, zum  
Nugen und Besten unsres Landes verwendet." Nun  
wundere sich niemand, daß die zehnjährige Plünde-  
rung eines raubsüchtigen Feindes die gesammelten  
großen Kräfte seiner einzelnen Provinzen nicht hat  
gänzlich erschöpfen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1814.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: Ueber die forstmäßige Erziehung, Erhaltung und Benützung der vorzüglichsten inländischen Holzarten. Nebst einigen Beyträgen, welche das Forstwesen überhaupt betreffen. Von C. S. von Sierstorppf, Herzogl. Braunsch. Lüneburgischem Oberjägermeister. Erster Theil, welcher die Forstbotanik, die Naturkunde der Bäume überhaupt und die Beschreibung der Eiche enthält. Zweyter Theil, welcher die Beschreibung der Fichte enthält. Mit illuminirten Kupfern. 1796 und 1813. 286 und 236 S. in Quart.

Nach der Vorrede zum ersten Theile war es die Absicht des Hrn. Verfassers eine Beschreibung der vorzüglichsten, in den Herzogl. Braunschweigischen Landen wildwachsenden Holzarten, zunächst für seine Collegen und Mitarbeiter, zu liefern. Es sollten zuerst die Laubholzarten, nämlich die Eiche, die Buche, die Birke, die Erle, die Rüster, die Esche, der Ahorn, die Lenne, die Espe und der Hornbaum (Hainbuche), und dann die Nadelholzarten, nämlich die Fichte, die Tanne und die Lerche in einer

Folge abgehandelt werden. Der Hr. Verf. ist diesem Plane nicht treu geblieben. Denn nachdem der erste Theil, der die Beschreibung der Eiche enthält, im Jahre 1796 herausgekommen war, erschien erst im Jahre 1813 der zweite mit der Beschreibung der Fichte. Der Verf. entschuldigt sich zwar hierüber in der Vorrede zum zweiten Theile. Indessen sind doch nunmehr beide Theile gewissermaßen als zwei ganz verschiedene Werke anzusehen, die unter sich in keiner nothwendigen Verbindung stehen; denn so ist z. B. im ersten Theile bey manchem Gegenstande auf die nachfolgende Beschreibung der Laubholzarten verwiesen worden (die nicht erschienen ist); und sodann ist auch in der Anordnung der Materien im zweiten Theile ein ganz anderes System befolgt als im ersten. — Diesen Umstand sowohl, als auch den, daß das ganze Werk zunächst nur für die Herzogl. Braunschweigischen Länder bestimmt worden, darf man bey dem Lesen und bey der Beurtheilung desselben nicht aus den Augen verlieren: denn außerdem kann der Leser, insbesondere des zweiten Theils, leicht verleitet werden, dasjenige was nur von den Braunschweigischen Forsten gilt und nothwendig auf diese beschränkt bleiben muß, auch auf die benachbarten größeren Harzforsten auszudehnen, wo es gar keine Anwendung findet. —

Der Verf. handelt nun im ersten Theile in der ersten Abtheilung: 1) von der Forstlitteratur; 2) von der Forstbotanik; 3) von der Naturbeschreibung der Bäume und der übrigen bey den Forsten vorkommenden Pflanzen; 4) von der künstlichen Behandlung der Bäume; und 5) von der Lage einer Gegend, von dem Grunde und Boden und den verschiedenen Erdarten. — Die beiden ersten Abschnitte sind ziemlich dürftig ausgefallen; der Verf. der den gelehrten Forstleuten nicht sehr wohl

will, scheint nicht zu wünschen, daß seine Untergebenen sich viel mit Bücherlesen beschäftigen, sonst würde es ihm wahrscheinlich leicht gewesen seyn, das Verzeichniß guter forstwirtschaftlicher Bücher (unter denen wir auch Krünig öconomische Encyclopädie finden) zu vermehren; und was die Forstbotanik betrifft, so sind darin mehrere Gegenstände übergangen worden, die billig nicht hätten fehlen sollen. — Ausführlicher und bey weitem gründlicher ist die Naturbeschreibung der Bäume vorgetragen; man sieht, daß der Herr Verf. in diesem Felde, was freylich auch die Basis aller Forstwissenschaft ist, selbst mannichfaltige Erfahrungen angestellt hat: doch können wir den Wunsch nicht zurückhalten, daß einzelne Theile, z. B. die Bildung des Holzes und der Rinde, das Entstehen der jährlichen Holzlagen, die Erscheinungen bey dem Keimen der verschiedenen Holzarten u. s. w., deren genaue Kenntniß auch für den geringsten Forstbedienten von Wichtigkeit ist, mit mehrerer Deutlichkeit entwickelt worden wären. Auch hätte wohl die Reproductionskraft der Holzarten, diese merkwürdige Eigenschaft, auf welcher eine ganze Betriebsart der Wälder beruht, verdient ausführlicher abgehandelt zu werden; denn was der Verf. in diesem Betracht S. 65 und an anderen Orten von sichtbaren und unsichtbaren Knospen, und von der Art und Weise beybringt, wie die Reproduction aus den unsichtbaren Knospen geschieht, scheint so sehr nach dem Systeme der präformirten Keime, und ist so dunkel, daß man nicht im Stande ist, sich einen recht klaren Begriff davon zu machen. — Mit Belehrung und Dank werden dagegen die practischen Forstmänner den fünften Abschnitt lesen. Hier werden vortreffliche Beobachtungen und Regeln mitgetheilt, die aus der Natur geschöpft sind, und vorzüglich dem Gebirgs-

Forstmanne, der es immer nur mit Bergen und einem rauen Klima zu thun hat, willkommen seyn werden. —

In der zweyten Abtheilung geht der Verf. zu der speciellen Beschreibung der Eiche über, und handelt zuerst die naturhistorischen und physicalischen Eigenschaften, sodann die forstmäßige Erziehung und zuletzt den mannigfaltigen Gebrauch derselben im gemeinen Leben ab. Er beschränkt sich hierbey bloß auf die beiden bey uns einheimischen Arten, nämlich die Winter- und Sommer-Eiche, und schließt (mit Recht) alle ausländischen Arten aus, da sie bey uns noch nicht forstmäßig erzogen werden können, und schwerlich auch jemahls unsere besseren einheimischen Sorten verdrängen werden. — Alles was der Herr Verf. in diesem ganzen Abschnitte seines Werks sagt, trägt das Gepräge von Selbstbeobachtung und eigener Erfahrung an sich, und wird daher für den practischen Forstmann, wenn auch gerade nicht neu, dennoch von Interesse seyn. — Eins und das andere was uns beym Lesen vorzüglich bemerkenswerth zu seyn schien, wollen wir herausheben. — Die weibliche Blumendecke (§. 213) ist bey den Eichen gewöhnlich nicht fünfspaltig, sondern ganz ohne alle Einschnitte; die Schuppen womit der Kelch (Blumendecke) bedeckt ist, und die nachher zu dem bekannten Näßchen verwachsen, scheinen den Verf. zu dieser Behauptung verleitet zu haben. — Nach §. 228. soll die Textur des Zellen- und Röhrengewebes der Rinde mit der Textur des Röhrengewebes im Splint und im festen Holze gleichförmig seyn. — Dieß ist bey keiner Holzart und am wenigsten bey der Eiche der Fall; der bloße Anblick zeigt Jedem die Verschiedenheit beider; und bringt man sie vollends unter ein Microscop, so begreift man noch weniger, was zu dieser Be-

hauptung Anlaß gegeben haben könne. — §. 230 sagt der Verfasser, die Rinde der Eiche sey mehr wie jede andere mit unsichtbaren Holzknospen besetzt, und beweiset dieß aus dem reichen Wieder-  
 auschlage nach geschehenem Abtriebe. Die Erfahrung ist richtig, aber die Theorie ist falsch. Wenn die Knospen unsichtbar sind, wie will man sich denn von ihrem Daseyn überzeugen? Rückwärts, durch einen Schluß aus der Erfahrung? Dann hätte doch vorher erst bewiesen werden müssen, daß einer Reproduction nothwendig eine Knospenbildung vorausgehen müsse, und daß die Natur nur auf diese Weise reproducire, was aller Erfahrung widerspricht, und die Kräfte der Natur sehr beschränken hieße. — §. 257 macht der Verf. sich über diejenigen lustig, die alle an der Eiche herumkriechenden Lateinischen (?) und Griechischen (?) Coleopteras, Lepidopteras, Hemipteras u. s. w. aufzählen und beschreiben. Es ist wahr, es kann diese Specification zu weit gehen, und der Forstmann, als solcher, braucht diese, zum größten Theile ungeschul-  
 digen, kleinen Thiere nicht alle zu kennen. Wenn nun aber der Herr Verf. hintenher §. 260 selber genöthiget ist die kleine Galläpfel-Wespe (*Cynips quercus*) näher zu beschreiben, wenn er §. 261 gesteht: "zur Kenntniß der Widerwärtigkeiten der Eiche, deren nähere Bestimmung auf irgend einen forstmäßigen Nutzen (nämlich die Mast) Beziehung hat, gehört vorzüglich die Bekanntschaft mit den Insecten," wenn er hiedurch das Zeugniß ablegt, daß auch selbst der practische Forstmann die Insectenfunde und mit ihr eine Systemkunde nicht ganz entbehren könne, so geräth er mit sich selber in Widerspruch, und beweiset, daß es leichter sey eine Sache zu bespötteln, als einen richtigen Gebrauch

von ihr zu machen. — Wenn §. 263 gesagt wird, daß die Eiche einen aus Sand, Lehm und Damm- oder Pflanzenerde fruchtbar gemischten, so genannten Mittelboden, vorzüglich liebe, so ist diese Bezeichnung für eine Charakteristik doch wohl zu allgemein. Welche Holzart wüchse wohl in einem solchen Mittelboden nicht. — Der Abschnitt von der forstmäßigen Erziehung der Eichen ist unvollständig. Da diese mit der Erziehung anderer Laubholzarten sehr vieles gemein hat, so war es die Absicht des Verfassers, um Wiederholungen zu vermeiden, sie dann erst abzuhandeln, wenn er auch diese beschrieben haben würde. Dieß ist nun aber (wie bereits angeführt) nicht geschehen; der practische Forstmann entbehrt daher einen Gegenstand ganz, den er vielleicht am liebsten vorgetragen gesehen hätte. — §. 285 u. f. wird von der künstlichen Erziehung der Eichen durch Verpflanzung, diesem Cardinalpunct der älteren Forstwirtschaft, gründlich und ausführlich gehandelt. Jeder wird diesen Abschnitt mit Vergnügen lesen. Von der Methode die Eichen über der Erde (auf dem Rasen) zu verpflanzen, die eine bauchige Beschaffenheit des Bodens zu Zeiten nothwendig macht, hätte etwas Mehreres gesagt werden können. Weniger ausführlich und gründlich, obwohl immer sehr lehrreich, ist in dem folgenden Abschnitte (§. 308) von der Anziehung tüchtiger Pflanzheister in den Eichelkämpen und Baumschulen gehandelt. Vorzüglich hätte die am Sollinge, in einer von dem Verf. sehr oft genannten Gegend, mit so glücklichem Erfolge angewandte Methode — die Eicheheister in Pflanzschulen zu erziehen und sie nachher daraus ins Freye zu verpflanzen — näher beschrieben zu werden verdient. Nach §. 329 soll das Abnehmen (Abschneiden, Aus-

schneideln) der Zweige an gepflanzten Eichen nahe am Stamme mit einem scharfen Messer oder kleinen Beile, von unten herauf, so, daß die Wunde mit der Borke des Stammes gerade ist, geschehen. Rec. hat gefunden, daß es besser sey, wenn der Ast nicht dicht am Stamme, sondern in einer Entfernung von etwa 1 bis 2 Zollen abgeschnitten wird, weil er alsdann, bey fortgesetztem Wachstume des Stammes zu faulen und von selber abzufallen pflegt, mithin eine natürliche Vernarbung zu Wege bringt. — §. 337. Kann der Verf. die Möglichkeit nicht einsehen, wie man den jungen Eichen durch Kunst eine beliebige Krümmung geben könne. Die Sache geschieht indessen doch in denjenigen Gegenden, wo viel Schiffbauholz gebraucht wird, z. B. im Hollsteinschen und Dänischen, und ist auch so unerklärlich nicht. Die Ziehung eines Obstbaumes z. B. am Espaller, hätte den Hrn. Verf. überzeugen sollen, daß man in der Jugend einen Baum beugen könne, wie man will. — Daß es (§. 349) nicht rathsam sey, Eichen der ersten Größe in einem Büchen-Hochwalde zu ziehen, weil sie die zweyte Hauungs-Periode nicht aushalten würden, kann Rec. im Allgemeinen nicht zugeben. Es sind dem Rec. Büchen-Hochwälder bekannt, worin die schönsten, gesündesten Eichen gemischt stehen, und die nicht allein den zweyten, sondern zum Theil auch den dritten Abtrieb aushalten werden. — Bey Bestimmung des Begriffs von Haubarkeit (§. 352) hätte der Herr Verf. sich der bekannten Eintheilung in natürliche, öconomische, mercantilische u. s. w. Haubarkeit bedienen sollen, um kürzer und bestimmter zum Zwecke zu gelangen. — Der Abschnitt von der Benützung der Eiche zu den verschiedenen Nutzholzsorten, und insbesondere zu Stabholz ist, obwohl an einigen



1640 G. g. X. 164. St., den 13. Oct. 1814.

Stellen zu weitläufig, dennoch vorzüglich lehrreich ausgefallen. Rec. erinnert sich nicht die Vortheile und Nachtheile und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln bey Einführung eines Stabholzhandels mit so vieler Gründlichkeit und mit so vielen aus der Erfahrung geschöpften Cautelen an einem anderen Orte entwickelt gelesen zu haben. Man sieht, daß den fürstlich Braunschweigischen Forsten Wunden geschlagen worden, an denen sie noch jetzt zu heilen haben. — Die Vorschläge, welche der Herr Verf. zuletzt zu einer besseren Benutzung der Eichenborke thut, verdienen alle Aufmerksamkeit, zumahl dieses unentbehrliche Material immer seltener und immer theurer wird. — Vom zweyten Bande, nächstens.

### Paris.

Bey Courcier: Essai sur la Determination des bases physico-mathématiques de l'art musical, par G. M. Raymond, de la Soc. philomatique de Paris, et Professeur de Mathématique et Physique. 1813. 79 Octavseiten.

Es ist dieß im Wesentlichen die Abhandlung, von der wir schon bey der Anzeige von *Gergonne* *Annales de Mathématiques pures et appliquées* (N. f. unsere gel. Anz. 1813. S. 1893) den Inhalt im Auszuge mitgetheilt haben. Dieß überhebt uns der Mühe hier noch weiter davon zu sprechen. Der Verf. hat jener Abhandlung noch einige im Ganzen unbedeutende Zusätze und Erläuterungen beygefügt, und vertheidigt sich in dem Avant-propos gegen die Critiken einiger Journalisten, welche verschiedene seiner Schriften nicht aus dem gehörigen Gesichtspuncte beurtheilt hätten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 15. October 1814.

Paris.

Ben Collin: *Lettres de Mmes de Vellars, de Coulanges, et de la Fayette; de Ninon de l'Enclos et de Mlle Aiffé; accompagnées de Notices biographiques, de Notes explicatives, et de la Coquette vengée par Ninon de l'Enclos. Seconde édition. Deux Volumes. I. 18 und 340. II. 394 S. in groß Duodez.*

Trotz aller Kriegsglorie, womit man die letzten zwanzig Jahre hindurch das Französische Volk zu berauschen gesucht, muß einem beträchtlichen Theile desselben doch endlich Zeit und Weile dabei lang geworden seyn; aus der übergroßen Menge ziemlich vergessener Bücher nämlich zu schließen, die man während dieser Periode wieder hervorgesucht und neu aufgelegt hat; unstreitig in keiner andern Absicht, als um die Leser in jene Zeiten zurück zu versetzen, wo man doch etwas freyer athmen, und über die Ereignisse des Tages, wie es sich traf, scherzend oder im Ernst einander unterhalten durfte. Unter dergleichen längst veraltete Erzeugnisse gehört denn auch vorliegende Sammlung, die, wie

schon der Titel belehrt, für das Bedürfniß des Augenblicks nicht übel berechnet war, und sehr geschwind eine zweite Auflage nöthig machte. Die erste ist uns nicht zu Gesicht gekommen; enthielt aber laut des neuen Vorberichts auch eine Reihe von Briefen der Frau von Tencin; die man jedoch, weil das Publicum sie weit unter den Romanen dieser Dame gefunden, nunmehr weggelassen, und dagegen die der Ninon und der Frau von Coulanges in die Sammlung aufgenommen hat. Von beiden sogleich ein Mehreres!

Den ersten Band füllen bis S. 150, die von 1679 bis 1681 von Me. de Villars, Mutter des berühmten Feldherrn, an Frau von Coulanges aus Madrid geschriebnen Briefe. Ihr Gemahl war daselbst Königl. Franz. Botschafter; und da Carl II. sich eben mit einer Französischen Prinzessin vermählt hatte, so war sie freylich an der Quelle aller Hofneuigkeiten; wären diese nur nicht meist von so erbärmlicher Art gewesen, daß selbst der gute Ton der Brieffschreiberinn die Leserey nur selten anziehend machen kann. Von der heftigen Antipathie dieses kläglichen Königs, seiner Heirath ungeachtet, gegen alles Französische, ist in diesen Berichten sehr oft die Rede; und doch nöthigten, wie bekannt, seine Umgebungen den armen Mann Kron und Scepter einem Enkel Ludwigs XIV. am Ende förmlich zu vermahnen. Ueber vieles, was man zu erfahren ungleich neugieriger gewesen wäre, scheint Frau von V. sich doch nicht habe expectorieren zu wollen oder zu dürfen. — Den übrigen Raum des Bandes nehmen die Briefe der Frau von Coulanges an ihre vertraute Freundin die Marquise de Sévigné deren Tochter und Enkelin ein, und fallen in den Zeitraum von 1672 bis 1704. Als Tochter eines Intendanten und Gattinn eines Parlamentsraths konnte sie

eigentlich für keine Dame von Stande, oder wie man es zu nennen pflegt, für cour- und apartemensfähig gelten; die Annehmlichkeiten ihrer Person indeß, und die ihres Geistes machten hier eine Ausnahme, und verschafften ihr auch in den glänzendsten Kreisen Zutritt; was Frau von Sévigné sehr treffend durch die Wendung zu verstehen gibt: l'esprit de Madame de Coulanges est une dignité; und in Hinsicht auf eben diesen Wiß, die Aeußerung ihres Reichvaters: chaque peché de cette Dame est une épigramme. — Bey aller dieser im Leben genossenen Celebrität hat sich dennoch nicht ausmitteln lassen, wann die geistreiche Frau gestorben! Was nun die Briefe derselben betrifft, so blickt dieser ihr nachgerühmte, Alles belebende Wiß zwar nur hier und da hervor; auch die anmuthige Leichtigkeit und Sitzebung (abandon nennen es die Franzosen) wodurch die Briefe ihrer Freundin so unnaheähnlich geworden, erreicht sie nur selten; Lebhaftigkeit indeß, Wärme und sich gleichbleibende Haltung, die oft auch Kleinigkeiten Werth geben, sind ihnen doch gleichfalls nicht abzuspochen; ungerechnet, daß sie als Beyträge zur Sittengeschichte jener Zeit alle Aufmerksamkeit verdienen.

Den zweyten Band eröffnen 14 von 1673 bis 1692 auch an Frau von S. von der nicht weniger berühmten Gräfinn de la Fayette geschriebne Briefe. Diese Dame hatte eine wirklich gelehrte Erziehung genossen; die sie zwar sorgfältig zu verstecken mußte, doch aber den großen Vortheil davon zog, immer dem reinen Geschmacke treu zu bleiben, und Alles was sie schrieb mit einem Verstande zu würzen, der um so stärker bedauern läßt, daß auch im Briefsache nicht mehr noch aus ihrem Schreibpult übrig geblieben. Daß sie die vertrauteste Freundin des tiefblickenden Herzogs de la Rochefoucauld gewesen,

ist bekannt. Die von ihr entworfenen und hier beigefügte Schilderung der ihr so werthen Frau v. S. wird man auch jetzt noch gern lesen. Ihre Briefe aber, so wie die der Frau von Coulanges den neuesten Ausgaben der Sévignéschen beigedruckt zu finden, benimmt vorliegender Sammlung nichts von ihrem Verdienste; denn von den ältern Ausgaben der Letztern, denen diese Zugabe mangelt, sind noch so viele im Umlauf, daß den Besizern davon vorliegende Ergänzung willkommen seyn wird. — Da einmahl eine Reihe beliebter Briefstellerinnen älterer Zeit vorgeführt werden sollte, so durfte freylich nicht wegbleiben, was aus der Feder der berühmten, auch wohl berühmten Ninon etwa dem Zahne der Zeit entgangen war. Von selbst verstand sich hierbey, daß, wollte man rechtlich zu Werk gehen, mehr als eine ihr nur untergeschobne Briefsammlung ganz zu beseitigen war; worunter wir bloß derjenigen hier erwähnen wollen, die unter der Aufschrift: Lettres de N. de l'Enclos au Marquis de Sévigné noch im Jahre 1749 erschienen war, mehrere Auflagen erlebt, einen Mr. Damours, Avocat au Conseil zum wahren Verfasser gehabt, und das Publicum am längsten irre geführt hatte. Die zwanzig hier aufgenommenen und zwischen ihr und St. Evremont um's Jahr 1700 gewechselt sind desto authentischer, und aus der Ausgabe sämtlicher Werke des Letztern entlehnt, wo sie jedoch ganz planlos sich zerstreut finden. Wäre von der so gepriesenen Ninon und ihrem damahls nicht weniger bewunderten Freunde nichts weiter übrig, als was in dieser Briefreihe es von ihnen zu lesen gibt, so dürfte um den Nachruhm beider es in Wahrheit mißlich genug stehen. Daß die Dame sich noch zierlich, und in bereits mehr als 80jährigem Alter auch ganz verständig ausdrücken können, ihr nicht

viel jüngerer Freund hingegen immer der alte Epikureer geblieben, ist alles was sich daraus belegen läßt. Ein ihrem Witz etwas günstigeres Zeugniß enthält der ganz schicklich hier aufgenommene Aufsatz: la Coquette vengée betitelt; wenn er anders wirklich aus ihrer Feder gestossen; denn daß ein paar, eben nicht als witzige Köpfe und Schöngeister bekannte, Pariser Bibliographen ihr denselben zuerkennen, bringt die Sache noch nicht aufs Reine; und nur ein paar Blätter braucht man zu lesen, um so ziemlich überzeugt zu werden, daß ein mit den Eigenheiten damaliger Sophisterei sehr vertrauter Freund ihr wenigstens dabey zu Hülfe gekommen seyn müsse. Im Jahre 1659 war nämlich das Portrait d'une Coquette, ou Lettre d'Aristandre à Timagene im Druck erschienen und begierig gelesen worden; weil man nun, und vielleicht nicht ohne Grund, die gerade damals in vollem Flor glänzende Ninon darin abeunterfent glaubte, mag sie oder irgend einer von ihren so zahlreichen Anbetern durch diese Coquette vengée die Lacher auf ihre Seite zu locken versucht haben. Wirklich werden die so genannten Platonischen Liebhaber und Pedanten oft witzig genug darin durchgezogen; auch stößt man mitunter auf Definitionen, die auf den Gedanken bringen könnten, man habe ein viel neueres Product vor sich: wie naturphilosophisch klingt z. B. nicht folgendes: *l'amour est une inclination de l'appetit au bien sensible considéré absolument.* — Doch Rec. muß weiter eilen!

Den Beschluß der Sammlung machen von S. 145 bis Ende die Briefe der Mlle Aiffé. Ein sehr erotisch klingender Name! Auch war das arme Mädchen wirklich eine geborne Circasserin, die ein Herr de Ferriol, Französischer Botschafter an der Pforte im Jahre 1698 zu Constantinopel vier Jahre

alt für 1500 Livres gekauft, ihr in der Folge zu Paris eine feine Erziehung geben lassen, sie aber auch — *horribile dictu!* — endlich gemißbraucht, in seinem Testamente jedoch noch gut genug bedacht hatte. Daß nach einem so kläglichen Beginn ihrer Laufbahn keine gänzlich verworfne Creatur aus ihr geworden, ist als ein halbes Wunder anzusehen; denn auch der zügellose, damals allmächtige Regent hatte ihren Kelgen, wie wohl vergeblich, nachgestellt; ein Französischer Malteserritter hingegen war, wenn man den Ausdruck brauchen darf, glücklicher gewesen, wollte ihr und der mit ihr erzeugten Tochter zu Liebe, auch dem Orden entsagen, und, weil er nicht ohne Vermögen war, sie förmlich heirathen; das sie aber aus hier nicht bestimmt angegebenen Gründen standhaft ausschlug, und dieser Weigerung ungeachtet bis an ihr Ende ihm zugehan blieb. Wie unter solchen Umständen sie noch zeitig zur Besinnung gekommen, würde ohne die dreißig hier uns mitgetheilten, oft ziemlich langen Briefe derselben völlig räthselhaft bleiben; diese sind nämlich an eine treffliche Genferinn, *M<sup>e</sup>. Calandrini*, geschrieben, die trotz des schlimmen Anscheins doch die bessern Seiten der bedauernswerthen Nisse nicht verkannt, und durch Umgang mit ihr zu Paris, nachher durch Briefwechsel, die Arme auf den bessern Weg zurückgeleitet zu haben scheint. Die ganz ungelünstelt, gar nicht frostig aber geschriebnen Briefe datiren von 1725 bis 1733, wo sie an der Auszehrung starb, und fallen also in einen Zeitraum, der noch an den Nachwehen der sittenlosen Regentschaft litt; auch für den Beobachter menschlicher Verkehrtheiten daher nicht ohne Stoff zum Nachdenken. Daß ein Haufen Kleinigkeiten, meist jedoch unterhaltend erzählt, mit dazwischen laufen, versteht sich von selbst; auch ein Duzend länger

ausgesponnener Berichte von Ereignissen jener Zeit; worunter mehr als einer seinen Platz in unsern Tagesblättern eben nicht verunzieren würde. Umständlicher hierüber zu werden, untersagt der Zweck dieser Anzeigen; nur so viel noch, daß wer den Geschmack an Selbstgeständnissen und Sittenschilderung der Vorzeit noch nicht verlohren hat, auch diese Briefreihe nicht ohne Befriedigung durchblättern wird. Vor etwa dreyßig Jahren war solche zum ersten Mal in Genf gedruckt worden; allein, wie Rec. aus eigener Ansicht weiß, höchst incorrect; hier aber nach der Handschrift selbst, die auch Voltaire in Händen, und hier und da mit Anmerkungen bereichert gehabt. Auch Er hatte die Brieffstellerin persönlich gekannt; denn diese war mit mehreren den Ton angehenden Gelehrten der Hauptstadt wohl bekannt gewesen und von ihnen hochgeschätzt worden. — Schon in diesen Briefen erscheint der Name einer Dame du Dessand; eben derselben nämlich, die durch den Kreis witziger Köpfe, den ihr eigener Witz festzuhalten verstand, sich in der Folge berühmt genug gemacht; noch mehr Zank- aber und Zwietrachts-Äpfel durch die unlängst erst zum Vorschein gekommene Briefsammlung, auch nach ihrem Tode, unter die Pariser Lesewelt geworfen hat.

### Bremen.

**Bardale. Gedichte aus der Zeit des Krieges für Deutsche Freyheit, 1813, 1814.** Von Nicolaus Meyer, Doctor der Medicin und Chirurgie, ausübendem Arzte in Minden u. s. w. 182 Seiten in groß Duodez.

Unter den Gedichten, in denen während der letzten Periode des glorreich geendigten Krieges das Vaterlandsgefühl der Deutschen sich lauter und kräftiger,



1648 G. g. A. 165. St., den 15. Oct. 1814.

als jemahls, ausgesprochen hat, verdienen diese vor uns liegenden vor vielen andern im Andenken zu bleiben. Wie der Verfasser mit seinen practischen Berufsgeschäften poetische Studien verbindet, zeigt sich hier noch auf eine andere Art, als in seiner neulich in unsern Blättern angezeigten Bearbeitung des Niederdeutschen Gedichts *Kennink de Jan*. Die Gefühle in diesen patriotischen Gedichten sind natürlich und edel; Sprache und Vers sehr cultivirt. Ein wenig mehr Gedrängtheit würde dem Ausdrücke nicht geschadet haben, besonders wo die lyrische Dichtung sich der Ode nähert. Daß der Verfasser keiner der vaterländischen Sänger ist, die nur mit dem Zeitalter singen, zeigt die größere Sammlung seiner Gedichte,

Eben daselbst.

Gedruckt bey Henze: Gedichte von Dr. W. Meyer. 351 S. in Octav.

Hier ist an Mannichfaltigkeit des Stoffs und der Formen, besonders in den lyrischen Gattungen, kein Mangel, aber neben vielem Trefflichen auch vieles, dem der Verfasser selbst, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen subjectiven Werth zugestehen scheint. Die Muse, die im Herzen wohnt, stimmt ihre Leyer nicht immer so, daß das Publicum die Kraft der Töne eben so empfinde, wie die Personen, an die der Gesang unmittelbar gerichtet ist. Die Muster, die der Verfasser unter unsern berühmten Dichtern sich gewählt hat, sind allerdings vor den meisten übrigen der Nachahmung werth. Die gelungenen unter diesen Gedichten empfehlen sich durch Feinheit und Würde des Gefühls und durch geistvolle Bildung.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. Stück.

Den 15. October 1814.

Modena.

Bei der Typographischen Gesellschaft: Memorie di Matematica et di Fisica della Società Italiana delle Scienze Tomo XIII. Parte I. Contenente le memorie di Matematica. Parte II. Contenente le Memorie di Fisica. 1807. 4.

Wir zeichnen aus diesem Bande fürs erste nur die zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörigen Abhandlungen aus, welche in folgenden bestehen:

P. I. 1. Della misura dell' anno tropico solare, von Gius. Piazzzi. Zuerst über die Größe des tropischen Sonnenjahres aus den von Hipparch, Regiomontan und Walther beobachteten Frühlings- und Herbstnachtgleichen. Sodann die Bestimmung dieses Jahres aus Vergleichung der Flamsteedischen Beobachtungen zu Greenwich in den Jahren 1691 bis 1694 mit denen des Verf. in den Jahren 1804 und 1805 zu Palermo. Wenn gleich die Bestimmungen aus den Frühlingsnachtgleichen von denen aus den Herbstnachtgleichen noch innerhalb 16" von einander abweichen, so stimmen doch die Mittel-

Z (7)

zahlen aus acht hieher gehörigen Angaben innerhalb  $1'',4$  mit einander überein, und geben aus allen zusammen für die mittlere Größe des tropischen Sonnenjahres  $365^{\text{z}}. 5^{\text{h}}. 48'. 49'',84$ , wofür der Verf. nach einer runden Zahl  $365^{\text{z}}. 5^{\text{h}}. 48'. 50''$  annimmt, und daraus die mittlere tägliche, jährliche, und Secularbewegung der Sonne ableitet.

2. *Descrizione d'una macchina pel cui mezzo si predice l'avvenimento di qualsivoglia ecclissi del Sole e della Luna*, von Gius. Veneziani. Man hat zwar schon mehrere Maschinen dieser Art, aber die gegenwärtige, welche aus mehreren um einen gemeinschaftlichen Mittelpunct sich drehenden Scheiben besteht, scheint die wohlfeilste und einfachste zu seyn, um die Sonnen- und Mondfinsternisse ungefähr voraus bestimmen zu können. Daß eine solche Maschine vorzüglich auch dient, Anfängern und Liebhabern der Astronomie die Bedingungen zu veranschaulichen, unter denen Finsternisse statt finden, ist klar. Der Astronom wird wenig Gebrauch davon machen.

3. *Sul Calcolo delle Derivazioni*, von Pietro Paoli. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, daß der Differenzialcalcul noch auf eine leichtere Art zu den allgemeinen Resultaten und Untersuchungen führe, welche Herr Arbogast entwickelt habe, als der von ihm erfundene Derivationscalcul, von welchem die Differenzialrechnung nur ein besonderer Fall seyn solle. Der Zweck dieser Abhandlung ist, allgemein die Function  $\varphi (a + bx + b'x^2 + b''x^3 \dots)$  in eine Reihe nach den Potenzen von  $x$  zu verwandeln, so daß die Coefficienten bloß auf dem Wege der Differenziation gefunden werden können. Das Ganze beruht auf einer geschickten Anwendung des Taylorschen Lehrsatzes, oder ist vielmehr noch Etwas Allgemeineres als dieser Lehrsatz selbst.

4. *Opposizioni d'Herschel osservate dal Sign. Vincenzo*

*Chiminello.* Beobachtete Oppositionen dieses Planeten von den Jahren 1789 bis 1796. 5. Problema grafico, von Gius. Tramontini. Es ist eine hohle Fläche gegeben, welche durch Umdrehung eines Kegelschnitts um eine seiner Hauptaxen entstanden ist, z. B. eine kugelförmige oder elliptische Nische, an deren Rande die Sonnenstrahlen vorbeifahren, die Gestalt des Schattens innerhalb dieser Nische durch Zeichnung zu bestimmen; eine Aufgabe, welche Mahler und Baumeister benutzen können. 6. Memoria intorno alla Rifrazione lunare, von Franc. Bertinotti-Rusata. Schon Manfredi und Riccioli hätten dem Lichte der Gestirne eine verschiedene Refraction zugeeignet, und Manfredi insbesondere habe behauptet, daß, wie auch der Zustand der Atmosphäre beschaffen sey, unter gleichen Umständen, schwächeres Licht mehr als stärkeres gebrochen werde, und damit schienen auch Herschel's Beobachtungen übereinzustimmen. Um diesem Umstand zu entscheiden, hat sich der Verf. die Mühe gegeben zu untersuchen, ob das Mondlicht, welches nach Bouguers Bestimmungen an 300000 Mal schwächer sey als das Sonnenlicht, eben so, wie dieses, gebrochen werde. Er bediente sich zu diesen Untersuchungen einer Glaslinse von 6". 10", 47., in deren Brennpuncte er die Bilder von Mond und Sonne zu einer Zeit, da die scheinbaren Größen dieser beiden Gestirne ungefähr einander gleich waren, auf das genaueste zu bestimmen suchte, und fand die Größe des Sonnenbildes nach einem Mittel aus vielen Beobachtungen = 1,325 Linien, diejenige des Mondbildes = 0,85. Diese Differenz sey viel zu erheblich, um daraus nicht wirklich den Schluß ziehen zu können, daß die um den Rand der Linse herum einfallenden Mondstrahlen, stärker als die Sonnenstrahlen gebrochen würden. Er leitet hieraus

weiter ab, daß wenn die Horizontalrefraction der Sonne =  $32'.53'',8$  seyn würde, diejenige des Mondes =  $33'.47'',8$  angenommen werden müsse. Indesß zweifeln wir doch, daß aus Beobachtungen von der Art, wie sie der Verf. angestellt hat, woben die so große Verschiedenheit der Intensität des Lichtes in den beiden Bildern von Sonne und Mond, so leicht Täuschungen in Ansehung der Größe dieser Bilder veranlassen kann, sich über jene verschiedene Brechbarkeit des Lichtes mit Sicherheit wird urtheilen lassen.

7. *Esame di alcuni tentativi di soluzione di un famoso Problema di Meccanica statica*, von Mich. Araldi. Bemerkungen über das bekannte von Euler zuerst behandelte Problem, wenn eine Last in mehreren Puncten auf einer Ebene aufliegt, zu finden, wie stark jeder Punct gedrückt wird. Es haben sich mit dieser schweren Aufgabe auch Lorgna, de Langes, Malfatti u. a. beschäftigt. Aber alle sind bey der Auflösung derselben von Grundsätzen ausgegangen, welche theils der Aufgabe eine andere Bedeutung gaben, theils mit besondern Schwierigkeiten verknüpft sind, welche der Verf. hier weiter entwickelt. Sobald die Last in mehr als drey Puncten aufliegt, sey die Aufgabe ihrer Natur nach unbestimmt (*per proprie indole ed essenzialmente indeterminato*), eine Behauptung, die wir jedoch auch nicht geradezu unterschreiben möchten. Ohne Zweifel kommt es hierbey nicht auf den Schwerpunkt des ganzen Körpers, sondern auf die Schwerpunkte einzelner Stücke, die über je drey Unterstützungspuncten ruhen, an.

8. *Sull'opinione delle Pioggie de' Saffi dai Vulcani lunari, disquisizione matematica*, von Pietro Cosali. Rechnungen über die Geschwindigkeit, mit der ein solcher Körper von dem Monde ausgeworfen werden müßte, über die Geschwindigkeit, mit der er

auf der Erde anlangen würde u. dergl. vorausgesetzt, daß Erde und Mond in Ruhe gedacht werden, und der Stein in gerader Linie sich zur Erde bewege. Die Zeit der ganzen Bewegung führt auf ein Differenzial, welches nur durch Reihen integrirt werden kann, mit deren Entwicklung sich der Verf. sehr umständlich beschäftigt. 9. Osservazioni sulle Resistenze dell' Aqua et dell' Aria, von Paolo Delanges. Verschiedene Bemerkungen über die Ursachen, warum die Versuche über den Widerstand flüssiger Körper noch immer so wenig übereinstimmend sind. Der Verf. zeigt, wie sehr es hiebei nicht sowohl auf den Theil der Oberfläche eines Körpers, welcher dem Widerstande entgegengesetzt ist, als vielmehr auf die ganze Figur und Größe des Körpers mit ankomme. 10. Esperienze sul dispendio d'Acqua de' Tubi e de' Canali rettilinei e tortuosi, von demselben. 11. Considerazioni su d' un Problema meccanico, von Gioch. Pessuti. Man gedenke sich einen verticalen Kreis, und in demselben einen verticalen Durchmesser gezogen. Von dem untersten Ende dieses Durchmessers einen Bogen in gleiche Theile abgetheilt. Man frägt wie groß dieser Bogen genommen werden muß, damit ein Körper durch die natürliche Schwerkraft getrieben, die Sehne dieses Bogens in eben der Zeit durchlaufe, in der er sich von dem obersten Endpunkte dieses Bogens durch alle Sehnen seiner Theile bewegen würde. Die Aufgabe für den Fall, daß der Bogen nur in zwey Theile getheilt ist, war dem Verf. von dem Hrn. Fontana vorgelegt worden. Er hat sich hierauf bemüht sie noch in einer größern Ausdehnung darzustellen und zu entwickeln. 12. Sopra un metodo di Approssimazione proposto senza dimostrazione da Simpson per la Risoluzione numerica d' ogni specie d' equazioni, von demselben.

Es ist dieß die Methode zur numerischen Auflösung, welche Th. Simpson in seinem Werke *Essays on several curious and useful subjects in speculative and mix'd Mathematicks*. Lond. 1740 in 4. p. 81. ohne Beweis mitgetheilt hat, und welche vor andern Auflösungsmethoden den großen Vortheil hat, daß man sie nicht nur sogleich auf jede Gleichung, so wie sich solche unmittelbar aus den Bedingungen einer Aufgabe ergibt, anwenden kann, ohne daß man vorher nöthig hat, die Gleichung, falls sie Wurzelgrößen enthielte, erst rational zu machen, und auf die gewöhnliche Form  $x^n + Ax^{n-1} + Bx^{n-2}$  u. c.  $+ M = 0$  zu bringen, sondern daß sie auch auf jede Gleichung, worin transcendente Größen, z. B.  $x^x$ ,  $a^x$ ;  $\log x$ ; u. c. vorkommen, angewandt werden kann. Auch leistet sie denselben Vortheil, wenn für zwey unbekannte Größen zwey Gleichungen gegeben sind, wobey denn zugleich die Mühe der Elimination der einen unbekanntten Größe wegfällt. Das Ganze ist eine Annäherungsmethode für die Wurzeln, durch Hülfe des Taylorischen Lehrsatzes, wovon denn der Verf. den Beweis mittheilt, welchen Simpson weggelassen hatte, und alles durch Beispiele erläutert. 13. *Sopra la misura delle Altezze col Barometro*, von Giuf. Maria Racagni. Beschäftigt sich eigentlich mit Erläuterungen über die Laplace'sche Formel, mit Rücksicht auf Rhodes Schrift: *Ueber La Place's neue Verbesserung der aus barometrischen Beobachtungen berechneten Höhen*. Halle 1803. worin Herr R. behauptet, daß die Verschiedenheit der Schwerkraft unter den verschiedenen geographischen Breiten auf die Höhenformel von keinem Einflusse sey. Der Verf. zeigt in dieser Abhandlung, daß ihm auch die Schriften der Deutschen über den Gegenstand des Höhenmessens nicht unbekannt sind. 14. *Sull' Esperimento*

Poleniano della Cadute de' Gravi in materie cedevoli, von Angelo Zendrini. Was gegen diese Versuche zu erinnern ist, aus theoretischen Gründen entwickelt. 15. Problema geometrico del Sign. Malfatti, fra i triangoli equilateri, i quadrati e il Circolo, che si possono inscrivere in un dato triangolo, sceglier la figura dell' aja massima. Eine Aufgabe die eben nicht zu den schwereren gehört. Der Verf. zeigt wie diejenigen, welche nicht im trigonometrischen Calcul geübt sind, die Aufgabe auch durch Hülfe einer Construction auflösen können. 16. Riflessioni sopra alcune formole, che esprimono i tre lati de' triangoli rettilinei rettangoli, von Gius. Stop. Der Verf. beschäftigt sich mit den verschiedenen Formen, durch welche die Katheten eines rechtwinklichten Dreiecks ausgedrückt sind, um alle drey Seiten in ganzen Zahlen zu erhalten. 17. Alcune proprietà generali delle Funzioni, von Paolo Ruffini. Diejenigen Ausdrücke, wodurch man die Factoren von  $y^{2\lambda} + 1$ ,

oder auch die Werthe von  $y = \sqrt[2\lambda]{-1}$  darzustellen pflegt, ständen in einer gewissen Beziehung auf einander, welche nur als ein besouderer Fall einer weit allgemeineren Eigenschaft einer jeden Function  $y = \psi(P)$ , sie sey algebraisch oder transcendentisch, betrachtet werden könne, wenn nur die Function so beschaffen sey, daß sie eine und dieselbe Art der arithmetischen Operation involvire, welche Operation dann der Verf. allgemein durch  $\psi$ , so wie die Größe welche der Operation unterworfen wird, sie sey algebraisch oder transcendentisch, durch  $P$  ausdrückt. Sind nun die verschiedenen Werthe welche  $y$  durch diese Operation erhält, der Ordnung nach  $y' = \psi'P$ ;  $y'' = \psi''P$ ;  $y''' = \psi'''P$ , u. s. w. so zeigt der Verf. in welchen allgemeinen Relationen und Formen die Größen  $y'$ ,  $y''$ ,  $y'''$  darzustellen



sind. In der Allgemeinheit in der der Verf. diese Untersuchungen hier anstellt, läßt sich zur weitem Erläuterung hier nichts im Auszuge mittheilen. In einem zweyten Abschnitte zeigt der Verf. in wie fern die von ihm vorgetragene Sätze auch auf eine Function  $y = \psi(x)$  angewandt werden können, in denen  $\psi(x)$  mehrere arithmetische Operationen involviret. 18. Delle variazioni nella longitudine eliocentrica d'un pianeta, che derivano dalla di lui aberrazione e nutazione, dall' aberrazione del Sole e dalle perturbazioni cagionate nello stesso per l'azione dei pianeti et della luna sulla terra, von Slop de Cademberg. Die auf einem andern Wege leicht zu findenden Formeln werden hier aus Betrachtung der Figur abgeleitet. 19. Nuovi teoremi sulla possibilità dell' equazione  $x^2 - Ay^2 = \pm 1$ , e ricerca del numero de' termini del periodo della radice quadra di un numero non quadrato, sviluppata in frazione continua, von Franz Pezzi. Die erwähnte Gleichung so aufzulösen, daß  $x$  und  $y$  ganze Zahlen werden, unter der Voraussetzung, daß  $A$  kein vollständiges Quadrat ist, haben die Herren Euler, La Grange und Le Gendre schon Vorschriften zu geben sich bemüht. Der Verf. beschäftigt sich mit dieser Untersuchung noch weiter, und bestimmt alle Fälle unter denen jene Gleichung in ganzen Zahlen auflösbar wird, und erläutert es durch Beispiele und Vorschriften, die hier keinen Auszug verstaten. (Noch allgemeiner, und auf einem eigenthümlichen Wege, hat sich mit dieser so genannten Pellischen Aufgabe auch unser Herr Prof. Gauß in seinen disq. arith. §. 198 u. beschäftigt.) 20. Sopra la misura delle forze muscolari, von Vitt. Sossomboni. Ein nützlicher Beitrag zu Borelli's bekannten Werke de motu animalium. 21. Sopra la tastatura degli organi e dei cembali, von

Giambattista dall'Olio. Der Verf. bringt eine neue Tastatur auf dem Clavier und der Orgel in Vorschlag, welche aber wohl schwerlich Beyfall finden möchte. 22. Sull' integrazione di uno nuovo canone d'equazioni differenziali d'ordine alto, von Franz. Cardinali. Beschäftigt sich mit der Integration der Differenzialgleichung

$$\frac{d^n y}{dx^n} + \frac{M d^{n-1} y}{dx^{n-1}} + \frac{M', d^{n-2} y}{dx^{n-2}} = 0$$

worin M eine beliebige Function von x und  $M' = \frac{dM}{dx}$  ist. Das Verfahren, diese Gleichung zu integriren, ist einfach und sinnreich. 23. Tentativi per investigare la Celerità dell' aque correnti, von Franz. Soccaci. Beschreibung und Abbildung eines zu diesem Zwecke brauchbaren Instrumentes.

Parte II. Ricerche sulla produzione de' colori imaginari nell' ombre, von Pietro Peterini. S. 37. Der Verf. geht von dem Satze aus, daß wenn unser Auge zwei neben einander befindliche Lichtmassen A, B, (sistemi luminosi) zugleich wahrnimmt, in der Lichtmasse A aber ein gewisser farbiger Bestandtheil von einer größern Intensität ist als in B, und also stärker auf das Auge wirkt, der Eindruck des letztern auf das Auge gegen den stärkern Eindruck des erstern in eben dem Maße verschwinde, und daher in der Lichtmasse B nur die Wirkung der übrigen farbigen Bestandtheile auf das Auge zurückbleibe. Man gedenke sich also z. B. ein rothes Blatt Papier den Sonnenstrahlen ausgesetzt, so wird es durch zurückgeworfenes Licht einem darneben im Schatten befindlichen weißen Blatt Papiere M einen röthlichen Schein ertheilen. Auf dieses Blatt Papier lege man nun einen undurchsichtigen Körper, z. B. einen hölzernen Würfel, so wird dieser alle die

rothen Strahlen aufhalten, welche er von dem ersten Blatt Papier empfängt, und innerhalb des ganzen Raumes, wo diese rothen Strahlen hinter ihm nicht hingelangen können, auf dem Papiere M einen grünlichen Schatten hervorbringen, während die um den Schatten befindlichen Theile des M nur um so röther erscheinen. Diese grüne Farbe des Schattens erklärt sich nun der Verf. auf folgende Art: Der Schatten hinter dem Würfel ist nur von gewöhnlichem Tageslichte erhellet, der Raum außerhalb des Schattens aber von dem Tageslichte und von jenem rothen Lichte. Also hat der beleuchtete Raum um den Schatten ein Uebermaß am rothem Lichte. Gegen dieses verschwindet eben so viel rothes Licht aus dem weißlichten Tageslichte, wodurch der Schatten beleuchtet ist. Also kann sich der Schatten hinter dem Würfel nur in denjenigen Bestandtheilen des Tageslichtes dem Auge darstellen, welche jenen verschwundenen rothen Theil zu den übrigen ergänzen, d. h. in einer grünlichen Farbe. Kurz, der Schatten wird sich allemahl in derjenigen Farbe darstellen, welche die Complementärfarbe derjenigen ist, welche außerhalb des Schattens wahrgenommen wird, also z. B. umgekehrt roth, wenn der Raum außerhalb des Schattens bläulich oder grünlich seyn würde u. s. w. Die Anwendung auf die blauen Schatten der Körper, des Abends bey untergehender Sonne, ergibt sich hieraus von selbst, wenn es mit der Theorie des Verf. seine Richtigkeit hat, so wie auch die grünen Schatten in einem Zimmer mit rothen Vorhängen u. dergl. Saggio d'un Trattato di Meteorologia, von Vasalli Landi. S. 85. Gibt nur im Allgemeinen einen Begriff, wie die Meteorologie durch gehörige Beobachtungen zu vervollkommen ist. Nuove ipotesi per ispiegare la discesa del Barometro in tempo piovoso, von Vincenzo Cimisi

nello. S. 120. Der Verf. rechnet viel auf den Umstand, daß wenn Dünste in die Höhe steigen, durch einen mechanischen Impuls derselben auf die Lufttheilchen aufwärts, diese dadurch in ihrem Drucke niederwärts mehr oder weniger aufgehalten, und auch wohl zur Seite gedrückt werden müssen, wodurch in dem Raume wo die Dünste aufsteigen, ein verminderter Luftdruck entstehen müsse. Dell' azione di varie sostanze sopra altre sostenute pendenti su di esse, sperimenti del fu *Alberto Fortis*, ripetuti ed accompagnati de analoge osservazioni, Lettera del Sign. *Car. Amoretti* al P. *Pompilio Pozetti*. S. 221. Was man von diesen Versuchen mit Schwefelkiespendeln und andern Körpern zu halten hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Della gravità specifica degli ori e degli argenti alligati semplicemente in combinazioni binarie possa servire a determinarne il valore, von *Giov. Sabbroni*. S. 256. Bemerkungen über die Abweichung des berechneten specifischen Gewichts einer mit Kupfer legirten Gold- oder Silbermasse von dem beobachteten specifischen Gewicht. Angabe des wahren specifischen Gewichts einer großen Menge von Gold- und Silbermünzen.

### Breslau und Leipzig.

Von *Wilh. Gottl. Korn*: *Plutarchs Themistokles und Camillus, Alexander und Julius Cäsar*. Uebersetzt mit Anmerkungen von *G. G. Bredow*, Königl. Preussischem Regierungsrathe und Prof. der Geschichte an der Universität zu Breslau. 1814. XXIV und 432 S. in Octav. Das Titelblatt zieren die Köpfe der vier Helden, deren Leben hier dargestellt sind: von *Knösvell* gezeichnet und von *Menzel* gestochen.

Diese dem Königl. Preussischem Staatsrathe und Ritter *Nicolovius* zugeeignete Uebersetzung ist die

letzte Arbeit des neulich im 41ten Jahre seines Alters zu früh den Wissenschaften und der Jugendbildung entrissenen Verfassers, der in der Vorrede seinem Freunde, den er mit Recht einen geistvollen Freund des Hellenischen Alterthums und einen freudigen Beförderer alles Edlen und Schönen nennt, die Veranlassung zu diesem Werke schön und rührend erzählt. Bekanntlich sind die vorhandenen Deutschen Uebersetzungen von Kind, Schirach und Kaltwasser noch sehr weit von der Erfüllung der Ansprüche entfernt, welche das Original zu machen hat; selbst von der Kaltwasserschen hat es der sel. Bredow in der Vorrede klar nachgewiesen: es ist also ein wahres Bedürfnis bessere Uebersetzungen dieser Biographien in unsrer Literatur zu besitzen, und ein vorzügliches Verdienst sie zu liefern. Der Verf. hat es zu erwerben gestrebt, und ist dem Ziele sehr nahe gekommen. Schon im Jahre 1807 gab er die Uebersetzung der Leben von Timoleon, Philopomen, den beiden Gracchen und Brutus, deren Griechisches Original er im Jahre 1800 zum Schulgebrauche edirt hatte. Angezogen vom Biographen Plutarch, den er schon in der Jugend lieb gewann, und von den herrlichen Männern, in denen eine so außerordentliche Naturkraft sich zeigt, begann und vollendete der Verf. diese Uebersetzung auf dem Krankenlager, worauf ihn einige Jahre hindurch Sicht und andere Uebel niederwarfen. Ohne Zweifel hat die Uebersetzung selbst dadurch gewonnen, daß er sie dictirte, indem Ohr und Auge zugleich zu befriedigen waren. Gleichwohl sagt er selbst: wie zaudernd und langweilig für meine Maria, (die älteste Tochter des Verf.) die treue Schreiberinn, das so oft pausirende und sich corrigirende Dictiren werden mochte; überall ist nicht erreicht, was ich doch erreichen zu können mir hartnäckig zutrauete. Mit seinem Hinscheiden ist außer der Hoffnung von der

Hand des Verf. die Ausgabe der kleinen Griechischen Geographen zu erhalten, um welcher willen er bekanntlich im Jahre 1807 die Reise nach Paris machte, auch noch die Fortsetzung dieser in unsre Sprache überzutragenden Biographien verloren gegangen. Die Ausgabe von Coray liegt zum Grunde, und ist außer einigen Abänderungen im Ganzen getreu und gut übertragen worden. Sehr scheinbar schlägt er Kap. 28 im Leben des Camillus an Statt der gewöhnlichen Lesart *ἐν νεκρῶν πληθῆσι* entweder *οἰκῶν πλ.* oder *ἐνοικῶν* vor, wodurch der Sinn entsteht, der hier freylich nöthig ist: Krankheit schlich sich bey ihnen ein, die, weil Wohnungen oder Häuser niedergebrannt und eingestürzt waren, auf Trümmern und Aschenhaufen ihre Zelte haben mußten u. Die Anmerkungen sind treffend und gut ausgewählt; sie zeigen den kenntnißreichen und selbstdenkenden Urheber, der seinen Schriftsteller versteht und die Vorgänger übersieht. S. 402 macht er besonders die Critiker auf die Chronik des Johannes Zonaras, genannt der Mönch, aufmerksam, welcher B. 4. Kap. 8 bis 14 einen sehr verständig gearbeiteten Auszug aus Plutarchs Alexander seiner Chronik eingefügt hat. Das daraus hier beygebrachte verdient Empfehlung. Eine sehr nützliche Zugabe sind die Zeittafeln zu diesen Biographien Plutarchs S. 405 ff.

### Zürich.

Hey Drell, Füssli und Compagnie: J. G. Jacobi's sämtliche Werke. Zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage. Sieben Bände, von 1807 bis 1813, in Octav.

Der letzte im vorigen Jahre herausgekommene Band dieser neuen Ausgabe der Werke eines der lebenswürdigsten Deutschen Dichter, erinnert uns an die Pflicht, auch die Anzeige der früheren Bände

nachzuhohlen. Unterdeffen ist der treffliche Dichter selbst, nachdem er schon seit einiger Zeit der älteste unter den berühmteren am Deutschen Parnasse gewesen war, auch dahin gegangen, wo Verdienst und Ruhm am Ziele sind. Eine genauere Anzeige des Inhaltes dieser sieben Bände liegt außer dem Plane unsrer Blätter. Aber ein Paar Worte im Allgemeinen über das Denkmahl, das der Dichter selbst durch diese Ausgabe von der letzten Hand sich errichtet hat, glauben wir seinem Nahmen und diesen Blättern schuldig zu seyn. Denn auf die Nachwelt wird der Nahme dieses Dichters kommen, und werth wird er ihr bleiben, so gewiß er, wenn auch kein Dichter vom ersten Range, doch auf seiner Stufe nicht leicht zu erreichen, und in seiner Art classisch ist. Der Fleiß, mit dem er sich selbst bildete, hat nicht nachgelassen bis an seinen Tod. Wie strenge seine Critik gegen seine eigenen Geisteswerke war, zeigt schon eine Vergleichung dieser letzten Ausgabe seiner Gedichte mit den früheren Ausgaben. Wie vieles, das dem Dichter in so mancher Hinsicht lieb seyn mußte, ist von ihm selbst weggeworfen, damit, was er der Nachwelt bletet, auch bleibe. Längst anerkannt ist die vollendete Grazie seines Styls. Die Form seiner Poesie ist zum Theil Nachahmung Französischer Formen. Wer wird das leugnen? Aber Jacobi lernte von den Französischen Dichtern gerade dasjenige, was den Deutschen gewöhnlich fehlt, Klarheit, Bestimmtheit, Leichtigkeit und Eleganz. In dieser Hinsicht, aber auch nur in dieser, war sein Geschmack Französisch. Wer noch zweifelt, ob Jacobi auch ein wahrhaft Deutscher Dichter sey, der lese vorzüglich die beiden letzten Bände seiner Werke. Da sehen wir den Mann, der in seiner Jugend freylich manche Stunde mit anacreontischen Ländelehen verdorben, aber nie dem Leichtsinne gehuldigt hatte; noch im Greisewalter jugendlich

dichten, aber mit einer Würde, die selbst den Grazien gefallen muß. Verschwunden ist selbst in der elegischen Trauer nicht die schöne Heiterkeit der vorigen Lage, aber die Tändelei. An ihrer Stelle erscheint der lebenswürdigste Ernst, der je einem Gedichte inneren Gehalt und tiefe Bedeutung gegeben hat. Die reinste Humanität und Religiosität spricht sich in reizenden Zügen aus, und mit ihnen ein vaterländisches Herz, wie Deutschland es allen seinen Dichtern wünschen muß. Die Wiedergeburt des gebeugten Vaterlandes sollte dieser Dichter nicht erleben. Aber wie er sie wünschte, wie er unter dem schmerzhaftesten Drucke der Zeit, so nahe dem eisernen Zepter des Unterdrückers, doch seine Gesinnung laut werden zu lassen wagte, und wie er diese Gesinnung durch seine Gedichte auf die kommenden Generationen fortzupflanzen strebte, das werden diese Generationen, wenn sie dankbar sind, nie vergessen.

#### Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: Sylloge lectionum graecarum glossarum scholiorum in tragicos graecos atque Platonem ex codicibus MS. qui in bibliotheca imperiali Parisiis adservantur erutorum, in ordinem redacta. Accedit observationum criticarum Symbole in scriptores aliquot classicos et graecos et romanos nonnullarum. Utramque collegit et publicavit AA LL. M. *Godofredus Kähse*, Gymnasi Servestani Director, Societ. paedagog. Helvet. Sodal. honor. 1813: XXX und 479 S. in Octav.

Dies mühsame fleißige und gelehrte Werk ist die Frucht eines neunwöchentlichen Aufenthalts zu Paris, der dem Verf. Hrn. Dir. Kähse in Herbst von seinem trefflichen Fürsten im J. 1809 verstattet wurde, um in Paris die Manuscripte zu benutzen und die Kunst



1664 G. g. A. 166. St., den 15. Oct. 1814.

werke zu betrachten, und auf der Rückreise die Schweiz zu besuchen. In der Verrede gibt er den Rath, jeden Schriftsteller in seiner Sprache, also den Griechen in der Griechischen zu erklären, und alle Deutsche Noten und griechisch-lateinische, griechisch-deutsche, lateinisch-deutsche Wörterbücher zu verbannen: wodurch freylich die Kenntniß der Sprache befördert und der Oberflächlichkeit vorgebeugt werden könnte. Jedoch nicht im Anfange der Erlernung darf dieß geschehen, sondern erst späterhin, ist Rec. Meinung, weßhalb auch die Wörterbücher die Form behalten mögen, die sie jetzt haben. Die alten Züge und Abbreviaturen wünscht er wie einst Winkelmann wieder zurück. Nützlich sind zwey Register der Vorrede. Das erste zeigt die 121 Manusc. der (kaiserl.) jetzt königl. Bibliothek zu Paris an, welche die Griechischen Tragiker enthalten; das zweyte bemerkt die Msc., die der Verf. sorgfältig zu untersuchen Gelegenheit und Muße hatte, oder nur flüchtig durchgehen konnte. Die Sammlung erstreckt sich theils über die drey Griechischen Tragiker, deren Stücke fast alle ihre critische Ausstattung aus den Msc. sowohl als aus Hunf's u. Bemerkungen erhalten, welche mit Dank aufgenommen zu werden verdient, theils über mehrere Werke des Plato, von denen Hr. Prof. Ast schon Gebrauch gemacht hat. Zuletzt folgt noch eine Sammlung von critischen Bemerkungen über die Scholien zum Pindar, Dionys. Halic., Hesychius, Bellejuss Paterc., Sueton., Horaz, Livius, Tacitus. Wenn diese critischen Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge über die Tragiker u. auch nicht gleichen Werth haben, so verdienen sie doch Beherzigung, indem sie Fleiß, Sprachkunde und Scharfsinn des Verf. bewähren. Derselbe hat unstreitig seinen Zweck erreicht, der alten Litteratur einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, welchen die Freunde derselben willig anerkennen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 17. October 1814.

Göttingen.

Andere öffentliche Blätter sind uns schon mit der Nachricht zuvorgekommen, mit welcher Munificenz Seine Königliche Hoheit, der Prinz Regent, gnädigst geruhen, die auf der hiesigen Universitätsbibliothek durch die Continentsperre entstandene große Lücke in der neuesten Englischen Litteratur ausfüllen zu lassen. Die erste Sendung dieses wichtigen Geschenkes ist nun bey uns eingetroffen, und hat uns aufs neue mit Bewunderung, Rührung und Dank gegen unsern huldreichen Regenten erfüllt, der mitten in den Sorgen für die Pacification der Welt unsrer literarischen Bedürfnisse eingedenk war.

London.

A description of the collection of ancient terracottas in the british museum; with engravings. Printed by W. Bulmer and Co., Cleveland-row; and sold at the british museum; and by G. and W. Nicol, booksellers to his Majesty. Pall-Mall. 1810. Auch unter dem Titel: A description of ancient terracottas. London. Published June 1.

P (7)

1810, by the Trustees of the british museum. In Quart. Auf dem Titelblatte ist eine Wignette abgebildet, das Druckstück eines Basreliefs, welches unverlezt den Apoll vorstellte, der jetzt fehlt: nun sieht man die linke Hand die sich über eine Lyra legt: dabey steht ein Dreifuß, ein Kabe und unten liegen vier Rollen Manuscripte. Derselbe Gegenstand findet sich auf einem Marmor an einem Griechischen Altar in der Sammlung des Brittischen Museums, doch nicht so gut ausgeführt.

Ein schöner Kupferband, dem an Einfachheit und Pracht wenige Bücher dieser Art gleichen! In demselben haben die Aufseher des Brittischen Museums das Kunstalterthum mit herrlichen Abbildungen schön erhaltener Kunstwerke aus gebrannter Erde (*Terracottas* genannt) durch den Hrn. Taylor Combe, einen geschmackvollen und gelehrten Kunstkenner, beschenkt. Mögen nun auch die übrigen zahlreichen Besizer der schönen Kunstwerke des Alterthums in Britannien; durch dieses ruhmvolle Beispiel ermuntert, den seit langer Zeit bey ihnen angehäuften, aber bisher geheimnißvoll aufbewahrten Reichthum von Kunstschätzen, nicht länger der Welt vorenthalten, sondern ihn in Abbildungen und Beschreibungen bekannter und zugänglicher machen!

Nach dem Berichte des Herausgebers auf den drittheil Seiten der Einleitung waren beynah alle *Terracottas*, wovon in diesem Bande Kupferstiche mitgetheilt sind, das Eigenthum des vor einigen Jahren verstorbenen bekannten Gelehrten und Kunstkenners Karl Townley (der hier unrichtig Towneley genannt wird). Das Brittische Parlament kaufte nach seiner großmüthigen Liebe zu den Künsten und Wissenschaften diese ganze Sammlung nebst den Marmorn, wovon wir nächstens den ersten Band anzeigen wollen, und überlieferte sie den Curatoren

des Britischen Museums zum Gebrauche des Publicums. Der sel. Townley hatte diese herrlichen Kunstwerke während seines langen Aufenthalts in Italien mit sehr glücklichem Erfolge an sich gebracht, und nach seiner Rückkehr ins Vaterland noch die Sammlung der Terracottas des Hrn. Nolakens, der als Gelehrter lange in Rom gelebt und sie erworben hatte, mit der seinigen vereinigt. Alle diese hier abgebildeten Statuen, einige ausgenommen die in des bekannten Hans Sloane's Besitz gewesen, waren um das Jahr 1765 bey der Porta latina in Rom gefunden. Ein Arbeiter, der nach rother Puzzolanderde grub, womit bekanntlich die Italiäner ihren Mörtel härten, entdeckte einen Haufen von Bruchstücken der Terracotta, und verkaufte sie dem Hrn. Nolakens, welcher die Stücke sorgfältig zusammenfügte, und die Figuren sehr glücklich restaurirte. Herr Combe bemerkt dabey sehr richtig, daß die Alten solche Basreliefs zur Verzierung ihrer Tempel, Grabmähler und andrer Gebäude benutzten. Offenbar bildeten sie die Friesen. So hatten die Gewölber, die man im Jahre 1761 (nach Caylus Recueil d'Antiquités Tom. V. p. 200) zu Scrofano, wahrscheinlich dem alten Veji, einige Deutsche Meilen von Rom, entdeckte an den Friesen der Kuppel unten Basreliefs in Terracotta, die mit bleynen Nägeln an der Mauer befestigt waren. Dasselbe hat man auch in vielen Grabmählern an der Appischen Straße und in andern Gebäuden gefunden. Diese trefflichen Basreliefs, 79 sind hier geliefert, wurden unstreitig modellirt, dann gebrannt, und vielleicht gelegentlich vom Künstler polirt. Sie sind alle schön von Wilh. Alexander gezeichnet und von Hrn. Moses, Rhodes u. a. gestochen. Zwey große Tafeln stellen diese Terracottas im Kleinen dar, überschrieben: Terracottas; unten: Gallerie der

Antiquitäten, Britisch Museum. Südseite des ersten Zimmers: dieß erste Blatt enthält 40 Figuren. Die Nordseite des ersten Zimmers auf dem zweyten Blatte enthält die andern 39 Figuren. Dann folgen diese 79 Figuren auf 37 Kupfertafeln größer ausgemahlet. Alles ist schön, und, wie es scheint, getreu dargestellt. Nur ein einziges Mahl, wo ein Faun mit seinem Priap dargestellt seyn sollte, erinnert der Herausgeber, und noch dazu lateinisch, Teutschen Augen zu gefallen habe er den Ringam weggelassen. Betrachtet man nun die ganze Sammlung, mit Ausschluß der Sloanischen Stücke, etwas aufmerksam, und vergißt nicht, daß sie alle auf einem Haufen und an einem Orte gelegen, so entdeckt man bald, daß sie offenbar ein Ganzes ausmache, zur Verzierung eines ansehnlichen Gebäudes gedient habe, und aus der Zeit Trajans herrühre. Ein gewisser, wenn gleich sehr loser, auf Launen ruhender, Zusammenhang ist leicht zu entdecken. Wahrscheinlich schmückte ein Officier Trajans seinen Pallast aus, und kam nun auf den Einfall, außer dem gewöhnlichen Schmucke aus der Bacchusfabel, die bekanntlich so oft von den Künstlern bey solchen Gelegenheiten benutzt wurde, und aus der übrigen Mythologie, auch noch einiges aus seinem Leben und Thaten in Aegypten und Dacien andeutend in Erinnerung bringen zu lassen. Daher zeigen sich hier so viele kleine Scenen, die dahin gehören, und andere, die aus dem ländlichen Leben genommen sind, und Freude und Leid des Lebens darstellen, wovon das meiste bey Winkelmann u. a. vorkommt, als: Amphora, Bacchus, Amor, Faun &c. in verschiedenen, nicht unbekanntem Gestalten, Weinlesende, Tanzende: mitten unter diesen friedlichen, wonnevoll ansprechenden Figuren erscheinen auch kriegerische Auftritte, Arimaspen und Amazonen mit Greifen

im Kampfe, Perseus Medusens Haupt abschneidend, Wagenrennen, eine traurende Dame, Minerva die dem Argus die Argo bauen hilft, Venus auf dem Seepferde ic. reitend, die Jahreszeiten, Paris die Helena entführend: dann sieht man einen verwunderten Krieger, der sich heilen läßt, einige Mahle die Victoria, welche einen Stier opfert, Trophäen wegen des Sieges über die Dacier, einen Krieger, der, wie es scheint, das Orakel befragt, Theseus, wie er den Centauren niederstößt: dann Aegyptische Stücke, den Osiris mit zwey Sphingen, eine Besichtigung des Nils, Hieroglyphen, wahrscheinlich aus späterer Zeit, die unsern kleinen Hieroglyphenvorrath vermehren ic. Krieg und Frieden wechseln hier also mit einander ab, wie auf den Homerischen und Hesiodischen Schildern, jedoch nicht ohne eine Anspielung auf den Besitzer des Gebäudes, welches mit diesen Basreliefs verzieret war. Es wundert uns, daß Hrn. Combe diese unsre Ansicht der Sammlung, die uns die einfachste und natürlichste zu seyn scheint, ganz fremd geblieben ist. Sie scheint uns die passendste zu seyn, ob wir gleich die ursprüngliche Ordnung, in welcher die Figuren aufgestellt waren, nicht mehr kennen. Die Dimensionen der Figuren sind alle genau angegeben. Außerdem zeigen sich noch einige Statuen, die Herr Combe für Musen hält, wir wissen nicht warum. Häufig finden die Archäologen Musen, die es bekanntlich nicht sind. Die Sloanischen Stücke sind nicht ausgezeichnet, aber doch nicht zu verwerfen. Die Erläuterungen, die Herr Combe auf 39 Seiten hinzugesetzt hat, sind gründlich und gelehrt: sie beweisen, daß er mit dem Alterthume als Kenner vertraut ist; jedoch können wir ihnen in allen Stücken nicht beitreten. Der alte Bildner war nicht immer so gelehrt, als seine Erläuterer der neuern Zeit ihn gewöhnlich

darstellen, welche da oft Anspielungen suchen und finden, wo er an nichts weniger als an alte Gelehrsamkeit dachte, und sich vielmehr seinen Phantasten, Einfällen, Grillen 2c. überließ, die dann freylich auch oft genug darnach waren. Wir glauben, diese Anzeige des schätzbaren Werks wird hinreichen, dasselbe kennen zu lernen, und uns der einzelnen trocknen Angabe des numerirten Inhalts der 39 Platten überheben, vollends bey unsrer Ansicht von dieser Sammlung. Jeder Freund der alten Kunst wird sich mit uns über dieses herrliche Geschenk freuen, welches den Curatoren des Britischen Museums, dem Hrn. Combe und den trefflichen Künstlern, die daran gearbeitet haben, gleiche Ehre macht.

### Halle.

In der Neengerschen Buchhandlung: **Erinnerungen an einige Ursachen und Wirkungen der Denkmähler großer Männer: in Beziehung auf ein Denkmahl Friedrichs des zweyten, und für ein Denkmahl der Rettung Berlins und seiner Nachbarn im Jahre 1813. Zwey Reden gehalten am 25. Januar 1812 und am 22. Januar 1814 am Stiftungsfeste der Gesellschaft der Freunde der Humanität in Berlin von Dr. Konrad Levezow, Königlichem Professor. Herausgegeben zum Besten der Witwen und Waisen der im Kampfe fürs Vaterland gefallenen Pommerischen Helden. Preis 6 Groschen. 1814. XII und 46 S. in Octav.**

Ein Paar Reden, der großen Gegenstände, denen sie geweiht sind, eben so würdig, als des heiligen Zweckes, weßhalb sie durch den Druck bekannt gemacht wurden! Treffend werden diejenigen widerlegt, welche es in unsern Zeiten für unnöthig erklären, den zwey großen Männern Luthern und Friedrich dem Einzigen Denkmähler zu errichten,

und schön die Gründe zur Errichtung derselben aus dem Innern und Wesen des menschlichen Geistes und aus den herrlichen Wirkungen der Denkmähler dargestellt. Die erste Rede schließt sich geistreich und wahr mit einem Epiphonem an den König Friedrich II. Die zweite Rede ward durch Hrn. Schadow, Mitdirector der Academie der Künste und Königl. Hofbildhauer veranlaßt, als derselbe ein Modell zu einem Denkmahle der Rettung Berlins und seiner Nachbarn im Jahre 1813 zum erstenmahl öffentlich in der Gesellschaft der Freunde der Humanität aufstellte, und mit einer mündlichen Erläuterung selbst begleitete. Der Verf. erörterte damals in einem Vorworte, wie er diese Rede nennt, die Nothwendigkeit eines solchen Ehrendenkmales mit einigen Bemerkungen. Die Rede ist mit Begeisterung entworfen und ausgeführt: Wahrheit herrscht durchgehends: Verstand und Herz werden ergriffen, und indem jener überzeugt wird, so spricht alles mit Nührung unsre Gefühle an. Dazu kommt die schöne Anordnung und der gebildete Stil. Die Rede ist ein Muster in ihrer Art. Trefflich ist die Schilderung des Zustandes, in den Berlin, Potsdam und ihre Umgebung gestürzt waren, wenn der Feind, vollends ein Davoust, sich der Stadt bemächtigt hätte. Indem der Redner dann mit geistvoller Begeisterung die Thaten eines Tichernischeffs, Bülows, Tauenziens, Hirschfelds, Putlitz, und des Kronprinzen von Schweden, verrichtet für die Befreyung Berlins, und die schönen Tage von Luckau, Großbeeren, Dennewitz und Ziegelberg schnell vor unserm Blicke herziehen läßt, und der herzlichen Theilnahme gedenkt, wodurch sich die Berliner so rühmlich ausgezeichnet haben; so führt ihn dieß darauf, daß noch mehr zu thun sey, so dringt er auf die Errichtung eines Denkmahls, den



1672 G. g. A. 167. St., den 17. Oct. 1814.

Rettern aus Noth und Gefahr von dem dankbaren  
Berlin und dessen Nachbarn, und führt dieß sehr  
befriedigend und überzeugend aus.

### Hannover.

Ben Hahn: *Georgii Lizetii*, Spiraе olim con-  
rectoris, specimen graecae interpretationis Vir-  
gilii Aeneidos recudi curavit, atque Eugenii Bul-  
garis graecam horum versuum versionem appo-  
suit Dr. *Godofr. Seebode*, Gymnasii Hildesien-  
siorum Rector. 1814. 16 S. in Octav.

Ein kleines angenehmes Geschenk, das wir dem  
fleißigen Herausgeber, Hrn. Dr. Seebode, Rector am  
protestantischen Gymnasio Andreano zu Hildesheim,  
verdanken. Der schon lange verstorbene Conrector  
am Gymnasio zu Speier, Ge. Lizel hatte, nach Hrn.  
Seebodens Vorrede, die ganze Aeneide in Griechis-  
che Verse übersetzt, wie derselbe in seiner *Historia*  
*poetarum graecorum Germaniae a renatis literis*  
*ad nostra usque tempora*, Francof. et Lips. 1730.  
S. 326 ff. sagt: aber diese Uebersetzung ist noch  
Manuscript. Die ersten 63 Verse des ersten Buchs  
der Aeneide, deren schon Meusel Th. 8. S. 300  
nach Sanders Angabe in seiner Lustreise von Carls-  
ruhe nach Speier (auch in Bernoulli's Sammlung  
kurzer Reisebeschreibungen Th. 5.) gedacht hat, ent-  
deckte der gelehrte Hildesheimische Arzt, Herr Dr.  
Elwert, als er vor einiger Zeit seine Vaterstadt  
Speier besuchte, und theilte sie dem Herausgeber  
mit. Der sel. Lizel erscheint in dieser Uebersetzung  
als ein in der Griechischen Poesie wohl erfahrener  
Mann, der sich mit dem Neugriechen *Bulgaris*  
sehr gut messen konnte. Es ist zu wünschen, daß  
seine ganze Uebersetzung, welche nach Sanders  
Berichte noch vorhanden ist, aus dem Dunkel ans  
Licht träte.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft, der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1814.

London.

Von den Medico-chirurgical Transactions, published by the Medical and Chirurgical Society of London. Vol. II. III. and IV. (s. oben S. 1569) haben wir noch folgende in die Chemie und insbesondere in die Zoochemie einschlagende Abhandlungen nachzusehen.

Vol. II. — S. 119—136. Experiments on the urine discharged in Diabetes mellitus, with Remarks on that disease, von William Henry. Das specifische Gewicht des diabetischen Harns fand Henry nicht unter 1,028 aber auch nicht über 1,040; dagegen das vom gesunden Harn seinen Versuchen zufolge nie höher als 1,020 angetroffen wird. Ein diabetischer Harn, welchen Rec. vor einigen Jahren Gelegenheit hatte zu analysiren, zeigte bey 10° R. ein specifisches Gewicht von 1,050: und hinterließ beim Verdunsten einen syrupartigen Rückstand, der nach Verlauf von 24 Stunden zu einer weißen durchaus trocknen und aus lauter blumenkohlartigen Körnern bestehenden zuckerartigen Masse ansetzte, deren Gewicht  $\frac{1}{4}$  des angewandten Harns betrug. Dieser

Harn enthielt mithin noch mehr feste Substanz als der des Capitain Meredith, welchen Cruickshank untersucht hat. Daß in dem diabetischen Harn noch Harnstoff enthalten ist, obgleich in einer weit geringern Menge als im gesunden Harn wird, von dem Verfasser auf eine sehr entscheidende Art dargethan. Bekanntlich läugnen mehrere Chemiker das Vorkommen dieses Stoffs in dem diabetischen Harn und betrachten gerade die Abwesenheit dieser Substanz als besonders charakteristisch für diesen Harn. Aber die Salpetersäure, deren sich diese Chemiker zur Ausmittelung des Harnstoffs im diabetischen Harn bedient haben, gibt, wie Henry bemerkt, kein sicheres Reagens für diesen Stoff ab. Die Eigenschaft des Harnstoffs sich so leicht durch Erhitzen in kohlen-saures Ammoniak umzuändern gewährt nach dem Verfasser ein weit sichereres Merkmal um sich über das Vorhandenseyn desselben im Harn Aufschluß zu verschaffen. In dem von Rec. untersuchten diabetischen Harn war gleichfalls ein Antheil Harnstoff enthalten. Den diabetischen Zucker erhielt der Verf. durch spontane Verdunstung des Harnsyrups einmahl in regelmäßigen Krystallen angeschossen. — S. 137—161. A case of recovery from the effects of arsenic, with remarks on a new mode of detecting the presence of this metal, von Peter M. Hoget. Nach den Erfahrungen des Dr. Marcet soll das salpetersaure Silber das sicherste und empfindlichste Mittel seyn, um bey Vergiftungen den Arsenik zu entdecken. Hierüber ist indessen von Hrn. Dr. Marcet selbst in dem folgenden Bande S. 342 eine eigene Abhandlung mitgetheilt worden. — S. 162—180. Experiments and Observations on the serum of the blood, von John Bostock. In dieser Abhandlung werden von Hrn. Dr. Bostock insbesondere mehrere Versuche mitgetheilt, durch welche er die

früherhin von ihm in diesen Schriften Vol. I. S. 47 geäußerte Meinung, daß im Blute keine Gelatina vorkomme, vollends zu erhärten sucht. Bekanntlich haben Berzelius, Marcet und Brande aus ihren Untersuchungen über die so genannte serofitas sanguinis dieselbe Folgerung gezogen. Brande's Meinung über die Coagulation des Blutwassers durch Wärme (M. f. Gött. gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 94) hat dem Verf. wenig Wahrscheinlichkeit. Das Gerinnen des Eyweißstoffs durch Säuren und oxydirtes salzsaures Quecksilber steht er mit Thénard als Folge der Verbindung des Eyweißstoffs mit diesen Substanzen an. — S. 342 — 384. A chemical account of various dropfical fluids; with remarks on the nature of the alkaline matter contained in these fluids, and on the serum of the blood, von Alexander Marcet. Folgende sind die vom Verf. untersuchten hydropischen Flüssigkeiten: 1) der Spina bifida, 2) des Hydrocephalus, 3) der Ascites, 4) des Hydrops Ovarii, 5) des Hydrothorax, 6) des Hydrops pericardii, 7) der Hydrocele, 8) der Hydatiten und 9) aus einem Tumor der Glandula thyroidea und einer andern, welcher sich in der rechten Seite der Brust bey einer Frauensperson gebildet hatte. Alle diese Flüssigkeiten kommen in ihrer Mischung auffallend mit dem Blutwasser überein, von dem der Verf. auch eine vergleichende Analyse beigefügt hat. Sie enthalten hauptsächlich wie dieses Eyweißstoff, nur in einem viel geringern und zugleich sehr veränderlichen Verhältnisse; ferner eine im Alkohol und Wasser auflöbliche nicht gelatinisirende animalische Substanz, welche der Verfasser muco-extractive matter nennt, die aber nach Berzelius aus milchsaurem Natron, welches mit etwas animalischer Substanz verbunden ist, bestehen soll, nebst Natron, salzsaurem Natron, salzsaurem Kali

und geringen Mengen von schwefelsaurem Kali und phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurem Eisen und phosphorsaurer Zalkerde. Der Gehalt dieser salzigen Bestandtheile in diesen hydropischen Flüssigkeiten ist von dem des gesunden Blutwassers durchaus nicht verschieden. Gelatina konnte der Verf. in diesen Flüssigkeiten eben so wenig wie im Blutwasser entdecken, so daß auch hieraus die große Analogie derselben mit dem Blutwasser erhellet. Zugleich widerlegt der Verf. die von Pearson geäußerte Meinung, daß das im Blute und den hydropischen Flüssigkeiten enthaltene freye Alkali kein Natron sondern Kali sey, (Gött. gel. Anz. Jahrg. 11812. S. 93) und zeigt, daß das in diesen Flüssigkeiten befindliche Kali bloß als salzsaures Kali darin vorkomme.

Vol. III. — S. 107 — 122. Observations on Diabetes insipidus, von John Bostock. Der Harn von Personen, welche an dem wahren Diabetes insipidus leiden, enthält nach den Untersuchungen des Verf. wie der diabetische Harn des an dem Diabetes mellitus leidenden Personen, eine viel größere Menge fester Bestandtheile als der gesunde Harn, und übertrifft daher diesen ebenfalls bedeutend an specifischem Gewichte. Vom Harn des Diabetes mellitus unterscheidet es sich durch völlige Abwesenheit des diesen Harn so sehr charakterisirenden zuckrigen Bestandtheils. Dagegen kömmt in ihm eine bey weitem größere Menge Harnstoff vor, als dieses im gesunden Zustande der Fall ist. Auch ist sein Salzgehalt größer als der des gesunden Harns. Der Verf. vermuthet indessen, daß die veränderte Beschaffenheit dieses Harns mit der des Harns von dem Diabetes mellitus ein und dieselbe Ursache habe und beide Zustände sowohl mit einander abwechseln, als auch in einander übergehen. Dieses wird ihm nicht nur aus der völligen Uebereinstimmung der beide Krankheiten beglei-

tenden Symptome wahrscheinlich, sondern er führt zu Gunsten dieser Meinung auch einen Fall an, wo ein insipider diabetischer Harn im Verlaufe der Krankheit anfang wirklich zuckerhaltig zu werden. Noch theilt der Verf. in dieser Abhandlung die Analyse eines diabetischen Harns mit, welcher sich durch ein sehr bedeutendes Uebermaß wässerichter Feuchtigkeit und einen höchst geringen Gehalt animalischer Substanz vom gesunden Harn unterschied und ihm von einer ganz andern Krankheitsursache als die des Diabetes insipidus herzurühren scheint. Ein solcher Harn ist häufigst mit dem wahren inspiden diabetischen Harn verwechselt worden. Ein Irrthum, in den selbst der Verf. früher gefallen ist (Mem. of Lond. Med. Soc. VI. 253. und Gehlens Journal für Chem. und Phys. B. 2. S. 206), und der jetzt bey dieser Gelegenheit von ihm berichtet wird. Schließlich erwähnt der W. noch einer spontanen Umänderung des zuckrigen Harnextract eines zuckrigen diabetischen Harns in eine dem coagulirtem Eypweißstoff ähnliche Substanz. — S. 146 — 154. Experiments on the bark of the Cocoloba uvifera, von Ebendenselben. Diese Versuche wurden in der Absicht angestellt, um zu erforschen, ob das so genannte Gummi Kino aus der Rinde dieses Baums bereitet werde. Allein eine Vergleichung des wässerichten Auszugs derselben mit dem Kinogummi entsprach dieser Vermuthung nicht, obgleich daraus hervorging, daß man aus dieser Rinde eine dem Kinogummi sehr ähnliche Substanz bereiten könne. In 100 Theilen dieser Rinde waren enthalten: 50 Holzfaser, 41 Gerbestoff und 9 einer harzig balsamischen Substanz, welche im Wasser unauflöslich war, aber aus ihrer geistigen Auflösung durch dieses Menstrum nicht gefällt wurde. — S. 198 — 276. General views of the composition of Animal Fluids, von J. Bercehus. Enthält die

lichen Untersuchungen des Verfassers über das Blut, die Milch, die Galle, den Harn ic., womit er uns in seinen Föreläsningar i Djurkemien und im dritten Bande der von ihm und Gisinger herausgegebenen Abhandlingar i Fysik, Kemi och Mineralogi beschenkt hat, und von denen wir unsern Lesern bey Anzeige der gedachten Werke umständliche Nachricht geben wollen. — S. 342 — 347.

Some Remarks on the use of nitrate of silver, for the detection of minute portions of arsenic, von Alex. Marcet. Herr M. zeigt zuerst, daß der durch das salpetersaure Silber in der zugleich mit etwas Ammoniak versetzten arsenikalischen Flüssigkeit entstehende gelblich gefärbte Niederschlag ein wahres arseniksaures Silberoxyd ist. Um sich des salpetersauren Silbers zur Entdeckung des Arseniks zu bedienen, empfiehlt er die verdächtige Flüssigkeit, nachdem sie filtrirt worden ist, mit etwas diluirter Salpetersäure zu versetzen, und nun so lange salpetersaure Silberlösung hinzuzufügen, als noch ein Niederschlag entsteht. Nach Abscheidung des Niederschlags, welches salzsaures Silber ist, neutralisirt man die rückständige Flüssigkeit mit Ammoniak, wodurch arseniksaures Silber niederfallen wird, falls dieselbe wirklich Arsenik enthielt. Es ist indessen hiebey durchaus erforderlich, daß aller Säureüberschuß auf das sorgfältigste durch hinreichenden Zusatz von Ammoniak abgestumpft wird, aber auch zugleich kein Uebermaß von Ammoniak in die Flüssigkeit kommt, weil das arseniksaure Silber sowohl in Säuren als im Ammoniak auflöslich ist. Die Empfindlichkeit dieses Reagens gegen den Arsenik ist nach dem Verf. (siehe die oben vom Dr. Roger angezeigte Abhandlung) so groß, daß dasselbe in einer Auflösung des weißen Arseniks, worin dessen Gehalt nur  $\frac{1}{10000}$  eines Graus beträgt, noch einen deut-

lich gelben Niederschlag zu Wege bringt. Bey größerer Verdünnung verliert der Niederschlag immer mehr von seiner gelben Farbe und wird blaulich. Aber es entsteht selbst wenn die Flüssigkeit nur noch  $\frac{238888}{1000000}$  Gran Arsenit enthält, noch immer eine sichtbare blaulich gefärbte Trübung.

Vol. IV. — S. 38 — 44. Analysis of the Bones of the Spine in a case of Mollities ossium, von John Bostock. 100 Theile dieser Knochen fanden sich nach des Verf. Analyse zusammengesetzt aus: 57,25 Knorpel, 22,5 Gelatina und Fett, 13,6 phosphorsauren Kalk, 4,7 schwefelsauren Kalk, 1,13 kohlensauren Kalk und 0,82 phosphorsaure Zallerde. Diese Analyse bestätigt also vollkommen die Vermuthung, welche man über die chemische Beschaffenheit dieser Knochen gehegt hat. — S. 53 — 88. On the Nature and Analysis of Animal Fluids, von Ebendenselben. Der Verf. unterscheidet von den von ihm untersuchten animalischen Flüssigkeiten drey verschiedene Arten, nämlich 1) die albuminous Fluids, 2) die mucous Fluids, und 3) die particled Fluids. Die ersten enthalten Eyrweißstoff und eine durch die Hitze nicht coagulirbare Substanz, welche vom Dr. Marcet in seiner Abhandlung unter dem Nahmen mucro-extractive matter beschrieben worden ist, nebst Salzen. Zu ihnen gehören das Eyrweiß, das Blutwasser, der Liquor pericardii, Liquor amnii, die Blasenflüssigkeit, welche durch Fliegenpflaster verursacht wird, und sämtliche hydropische Flüssigkeiten. Die mucous Fluids sind klebrig, und lassen sich in Fäden ziehen, aber nicht in Tropfen darstellen. Sie sind zugleich Producte einer eigenthümlichen Secretion, und bestehen außer Salzen aus zwey animalischen Substanzen, wovon die eine dem coagulirten Eyrweißstoff ähnelt und die andere mit der nicht coagulirbaren Substanz des



1680 G. g. N. 168. St., den 20. Oct. 1814.

Eyweißes und Blutwassers sehr nahe übereinkömmt und wahrscheinlich ganz dieselbe Substanz ist. Zu dieser Classe von animalischen Flüssigkeiten rechnet der Verfasser den Speichel, den Nasenschleim, den Schleim aus den Magen, dem Darmcanal und der Urinblase. Die dritte Art der animalischen Flüssigkeiten, welche der Verfasser *particled Fluids* nennt, kommen im Allgemeinen in ihren Eigenschaften und ihrer Mischung mit den eyweißartigen Flüssigkeiten überein, unterscheiden sich aber von diesen durch den Gehalt einer wallrathähnlichen Substanz, die in kleinen dem Auge sichtbaren Partikeln darin vertheilt ist, und beym Vermischen mit Wasser oder auch durch Ruhe aus derselben präcipitirt wird. Der Verf. traf diese Art bey einigen Geschwulstflüssigkeiten an. Dem Rec. scheinen die *particled Fluids* des Verf. keine besondere Art von animalischen Flüssigkeiten auszumachen, sondern nur eine besondere Modification der hydropischen eyweißartigen Flüssigkeiten zu seyn. Nach einem Exemplar der Wallrathartigen Substanz aus diesen Flüssigkeiten zu urtheilen, welches ihm von einem unserer ehemaligen gelehrten Mitbürger, dem Hrn. Dr. Jacobson aus Kopenhagen, mitgetheilt worden ist, und welches dieser aus der Flüssigkeit einer Hydrocele erhalten hatte, hat diese Substanz weit mehr Aehnlichkeit mit der fettigen krystallinischen Substanz des Gehirns und der Nerven als mit dem Wallrath. Nach spätern Untersuchungen ist der Verf. geneigt sie als eine eigenthümliche fettige Substanz, die er *albumino-cerous matter* nennt, zu betrachten. Die Abhandlung des Hrn. Dr. Bostock enthält außerdem mehrere sehr lehrreiche und wichtige Bemerkungen über die Analyse dieser Flüssigkeiten, von denen wir indessen hier keine weitere Anzeige thun können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 22. October 1814.

Paris.

In der kaiserlichen Druckerer: Dictionnaire Chinois, Français et Latin, publié d'après l'ordre de Sa Majesté l'Empereur et Roi Napoléon le Grand par Mr. *De Guignes*, Résident de France à la Chine, attaché au Ministère des Relations extérieures, Correspondant de la première et de la troisième Classe de l'Institut. 1813. III 2 S. Groß Folio. Bey Treuttel und Würz zu Paris und Strasburg zu haben.

Mit diesem wichtigen Werke thun wir, denen die Bändereichen Sinesischen Wörterbücher, die unter dem Kaiser Kang - hi zu Pe - king gedruckt worden, unzugänglich sind, in unrer Asiatischen Sprachkunde einen großen Schritt vorwärts. Mit Hilfe dieses einzigen Folianten, der 14,000 Sinesische Begriffszeichen erklärt, kann nun jeder, der an einem mit Sinesischen Handschriften versehenen Orte lebt, in die wirklichen oder vorgebllichen Geheimnisse der Sinesischen Weisheit eindringen, ohne ein Wort von der Sinesischen Sprache zu verstehen.

N (8)

Lange hat man von Frankreich her ein solches Werk erwartet. Es sind gegenwärtig gerade hundert Jahre, daß daselbst die ersten Anstalten zur Ausarbeitung und Herausgabe eines Sinesischen Wörterbuchs getroffen worden sind. Stephan Fourmont erhielt 1715 von seiner Regierung den Auftrag, die dazu nöthigen Charactere in Holz schneiden zu lassen, und bis zu ihrer Vollendung das Wörterbuch auszuarbeiten. Dem Litterator ist nicht unbekannt, daß von einer Reihe geübter Künstler (von Keisacher, Chambonneau, Blandin, le Bassaut, Lefier und Leup) bis 1742 nach der Zeichnung, welche Fourmont von Gautier verfertigen ließ, 120,000 Charactere in Holz geschnitten worden, wodurch möglich wurde, was selbst der Sinesische Bücherdruck noch nie versucht hat, mit beweglichen Lettern Sinesisch zu drucken. — (Doch hat es nach der Zeit ein Deutsches Künstlergenie, der berühmte Buchdrucker Breitkopf zu Leipzig, noch weiter gebracht: es ist ihm gelungen mittelst 35 bis 40 einzeln gegossener Linien, Punkte, Commata u. s. w. alle Sinesischen, auch die zusammengesetztesten Charactere, so zu setzen, wie man Europäische Wörter mit beweglichen Buchstaben setzt, wodurch die vielen Tausende von besondern Characteren zum Sinesischen Druck entbehrlich gemacht werden.)

Während Fourmonts Künstler beschäftigt waren (von 1715 bis 1742), arbeitete er selbst seine Sinesische Grammatik aus, die auch 1742 erschienen ist, und vollendete in der Handschrift das Sinesische Wörterbuch unter der Beyhülfe zweyer seiner Schüler, der nach der Zeit sehr berühmt gewordenen Gelehrten, Deshauterayes und de Guignes (des Waters). Wenigstens hinterließ es Fourmont bey seinem bald darauf (1745) erfolgtem Tod vollendet; aber zum Druck kam es doch nicht, ob ihn gleich seine eben genannten Schüler hätten besorgen kön-

nen. Das ganze Vorhaben ruhte vielmehr nach Fourmonts Tod bis zum Jahre 1801, bis zu der Zeit, wo man sich nach gelehrten Werken umsah, von deren Beförderung sich der damalige Machthaber in Frankreich unsterblichen Ruhm versprechen konnte. Vor allen mußte sich das Sinesische Wörterbuch, zu dessen Druck alles so schön vorbereitet war, zu diesem Zweck empfehlen: "was das Königthum (konnte man dann sagen) nicht vermocht hatte, das leistete die große Republik!" Man weiß aus einer Ankündigung (*Magazin encyclop. par Millin* ann. VI. T. II. p. 182. 199. ann. VII. T. IV. p. 546), daß zuerst Herr Zager zu der Herausgabe ausersehen war. Nachdem aber dieser Gelehrte seine Stelle an der kaiserlichen Bibliothek (aus unbekannt gebliebenen Ursachen) verlassen hatte, ruhte die Unternehmung wieder einige Jahre, bis endlich ihre Ausführung Hrn. de Guignes, dem Sohn, übertragen wurde. Er hatte siebenzehn Jahre außer seinem Vaterlande gelebt, zehn davon in Canton, und einige in Pe-king hingebracht, wo er 1795 der Holländischen Gesandtschaft zum Dolmetscher diente: jetzt lebte er seit 1801 wieder in seinem Vaterlande, und konnte der Würdigste zur Ausführung dieser litterarischen Unternehmung heißen. Sie ward ihm auch durch ein kaiserliches Decret (vom 22. October 1808) übertragen, mit dem Anfügen, daß der Druck binnen drey Jahren beendigt seyn müsse; zugleich wurde auch (damit alles hoch kaiserlich sey) ein aus der Propaganda in die kaiserliche Bibliothek gebrachtes Sinesisch-Lateinisches Wörterbuch des P. Basile zum Muster bey der Ausarbeitung vorgeschrieben. Doch hatte die Bibliothek noch andere Hülfsmittel: Fourmont's Sinesisch-Lateinisches Wörterbuch; ein andres Lateinisch-Sinesisches, und ein Portugiesisch-

**Latcinisches,** — drey Wörterbücher die zur Berichtigung des Basilischen große Dienste leisten konnten, da dasselbe, wie jene, aus den Wörterbüchern früherer Missionare geflossen war; mit diesen verglich nun der Herausgeber das ihm empfohlene Mustertwerk; und wo ihn diese verließen, nahm er die in Sina gedruckten Wörterbücher Tching-tse-tong, Tschuen-tse-oen und Tse-oen zu Hülfe.

Die Anlage des Wörterbuchs ist zum bequemen Gebrauch der Anfänger nach Sinesischer Methode, d. i. nach den Schlüsseln, gemacht. Um unsern Lesern davon einen deutlichen Begriff zu geben, müssen wir voraus erinnern: die heutige, unter den spätern Hang (reg. von 24 bis 220 nach Chr.) eingeführte Sinesische Schrift, die alle übrigen Schriftarten verdrängt hat (Tching-tse oder Kiai-schu genant) besteht aus drey Elementen, der geraden und krummen Linie und dem Punct, welche sechs Grundzüge geben, die, auf verschiedene Weise, neben-, über und untereinander gesetzt werden. Durch ihre verschiedene Zusammensetzung entstehen 208, und mit den sechs Grundzügen 214 Grund- und Wurzelcharacter, deren Bedeutungen durch die Zufegung neuer Züge verändert werden. Jene 214 Grund- und Wurzelzeichen nennt man Schlüssel. Nach diesen Schlüsseln sind nun die Wörterbücher der Sinesen geordnet; hinter jedem Schlüssel folgen alle Modificationen des Grund- und Wurzelzeichens oder alle durch hinzugefügte Züge componirte neue Character. Damit man nun schnell jeden Character, welchen man vor sich hat, möge auffinden können, werden die Schlüssel numerirt in einer Tabelle dem Wörterbuch vorangestellt: unter der Numer eines Schlüssels findet man nun im Wörterbuch hinter einander weg gestellt die ganze Reihe von Charactern, bey denen der Schlüssel zum Grunde

liegt, folglich das was man sucht. So hat man nun das Wort gefunden; aber über seine Bedeutung wird man erst gewiß, wenn man auch den Ton oder Accent weiß, mit welchem es ausgesprochen wird. Denn die Prosodie verändert die Bedeutungen der Sinesischen Wörter, durch sie drückt der einsylbige Laut der Sinesischen Sprache oft ganz entgegengesetzte Dinge aus; durch sie wird erst bestimmt, welchen Redetheil man in dem einsylbigen Laute vor sich hat. Darum haben manche Missionare (auch P. Basile im Fortgang seiner Arbeit) ihre Wörterbücher nach dem Ton oder Accent geordnet, was dem Kenner der Sprache, dem schon Pronunciation, Ton und Bedeutung eines Characters bekannt ist, den Gebrauch nicht erschwert, aber ihn dem Anfänger, der dieß alles noch nicht weiß, völlig unmöglich macht. Und doch darf für ihn die Anzeige des Tons nicht fehlen, weil er sonst die rechte Bedeutung eines Worts zu finden nicht im Stande wäre. Daher hat Herr de Guianes zu dem ersten Wörterbuch noch ein zweytes Tonisches hinzugefügt, in welchem er die Wörter mit Lateinischen Buchstaben nach ihrer Spanischen Aussprache alphabetisch gestellt und mit ihrer Hauptbedeutung und ihrer Numer, die auf den Character im Hauptwörterbuch zurückweist, begleitet hat. In der Pronunciation hat er hauptsächlich das Wörterbuch Tching-tse-tong befolgt; aus demselben sind auch die Vermehrungen von mehr als 400 Characteren genommen, mit welchem er das zum Grund gelegte Basilische erweitert hat.

Das Hauptwörterbuch enthält zur rechten Seite den sinesischen Character, unter ihm seine Aussprache mit den Tonzeichen, daneben zuerst eine Französische, darauf eine Lateinische Erklärung des Begriffs, den das Zeichen ausdrückt (S. 1—932). Hinter dem

Hauptwörterbuch folgen allerley Nachträge: 1) Charactere, welche die Zahlen von 1 — 92 ausdrücken. 2) Charactere verbunden mit Fa (S. 993). 3) Ergänzung einiger ausgelassenen Charactere (S. 949). 4) Charactere, die Sinesische nomina propria darstellen (S. 973). 5) Sinesisches Wörterbuch nach dem Ton oder Accent geordnet, alphabetisch, ohne Wiederholung der Charactere, bloß mit Lateinischen Buchstaben nach der Spanischen Aussprache geschrieben (S. 981).

Noch einige Worte von der vorausgeschickten Vorrede (S. 1 — 56). Versteckt hat sie die Absicht, etwas mehr Vertrauen zu den heiligen Büchern (den historischen Werken über die ältesten Zeiten der Sinesen) zu erwecken, als man ihnen neuerdings zu schenken pflegt, woran außer einigen Missionaren, besonders der Vater des Verf. großen Antheil hat. Letzterer hatte in besondern Abhandlungen ausgeführt, daß die Sinesischen Geschichtsbücher vor der Dynastie der Tschou (vor 1122 vor Ehr.) gar keinen Glauben verdienen (was nach des Recensenten Einsicht noch allzubeseiden ist). Auch der Verf. gibt zu, daß die ehemals gewöhnlichen Vorstellungen von der großen Ausdehnung des Sinesischen Reichs unter den ersten Dynastien, von dem blühenden Zustand des Volks, von seinen astronomischen Kenntnissen in den ersten Jahrhunderten, eine große Fabel wären. Alles das sey aber auch nicht in den Sinesischen Geschichtsbüchern enthalten: es sey erst durch Mißverständnisse ihrer Ausdrücke in sie hineingetragen; man habe ihre Charactere nicht recht gelesen, nicht recht erklärt, und ihren Worten die späteren Bedeutungen untergelegt, da man sie doch in einem viel engeren Sinn, in ihrer ursprünglichen Einfachheit, hätte fassen sollen. Selbst nach diesen Geschichtsbüchern hätten zur Zeit des Fo-hy (2953 vor Ehr.)

Sina noch Wälder bedeckt und die Sinesen in ihnen als Wilde gelebt; erst unter Hoang-ty hätten sie die erste Kleidung angelegt; zur Zeit des Yao (2322 vor Chr.) und von da bis zur Dynastie der Tscheu (1122 vor Chr.) sey ihr Reich noch klein an Umfang und bis in die Mitte dieser Dynastie (600 vor Chr.) noch arm an Städten gewesen; die meisten noch vorhandenen Städte wären jünger als die Dynastie der Tsin (d. i. jünger als das Jahr 250 vor Chr.). Selbst nach den Sinesischen Jahrbüchern sey Sina erst in späten Zeiten bevölkert, sein Boden urbar gemacht, und das Reich groß geworden. Ob nicht ihr Inhalt selbst, durch die Geringsfügigkeit, in der sie alles darstellten, für ihre Glaubwürdigkeit spreche? Wenn nun Umstände dazwischen vorkommen, welche sie zu untergraben scheinen, so hilft dem Verfasser die Kunst aus seiner Verlegenheit. Ein solches problematisches Factum ist z. B. die Fluth unter Yao nach der Beschreibung des Schu-king, wenn er nach der bisherigen Auslegung sagt: *de grandes eaux se sont repandues par tout.* Um es wegzuschaffen zeigt der Verf., daß man wohl überlegen müsse; *pierres arrêtent le cours d'un fleuve;* ein Erdbeben (wenn gleich ein in Sina seltenes Ereigniß) möge ein Felsenstück abgerissen und in den Hoang-ho, in der Provinz Chen-sy, wo Yao gelebt habe, gestürzt, und der Strom, in seinem Laufe unterbrochen, möge wohl Pe-sche-ly (einen Theil von Chen-sy), Honan und Kiang-nan unter Wasser gesetzt haben. — Man sieht der Verf. trägt die Künste aller Ausleger heiliger Bücher auf die Ring; die heiligen Bücher der Sinesen, über, um ihr wandelnd gewordenes Ansehen wieder zu befestigen. Aber, wie weit reicht diese Hülfe? Wenn nur der Ursprung der Ring selbst nicht so apokryphisch wäre, und ihre Reise durch die Zeit nicht so abenteuerlich von dem Sinesen selbst geschildert würde, daß dadurch ihre



1688 G. g. N. 169. St., den 22. Oct. 1814.

Unechtheit handgreiflich wird. Sind auch echte und ihrem Inhalte nach glaubwürdige uralte Geschichtsbücher der Sinesen je vorhanden gewesen, für die spätern Zeiten sind sie verlohren.

Diese Vorstellung von dem allmählichen Aufsteigen der Sinesen soll die Geschichte der allmählichen Vervollkommnung der Sinesischen Schriftarten erläutern und beweisen, mit welcher der Verf. seine Ausführung schließt. Was würde aber dadurch bewiesen? welches Große wäre nicht langsam geworden? die Frage ist nur, ob es so geworden, wie die Sinesischen Jahrbücher angeben? folglich, ob ihr Inhalt historisch sey?

Die allmählichen Veränderungen der Sinesischen Symbolik, so wie sie die Sinesen angeben, sind in der Geschichte der neuern Sprachenkunde u. a. noch umständlicher als hier vorgetragen worden; daher wir sie, als bekannt bey uns, übergehen. Den Schluß der Vorrede macht die Tabelle der 214 Sinesischen Schlüssel, zugleich der Schlüssel zu dem ganzen Wörterbuch.

London.

Practical observations on the natural history and cure of the venereal disease; by John Howard. Zweyte Ausgabe 1806. 8.; erster Band 396 S. zweyter Band 434 S. Der Verf. gab im Jahre 1797 dieses Werk in drey Bänden heraus, und lieferte 1801 noch einen Nachtrag. Letzterer ist in dieser Ausgabe mit ersterem verschmolzen, und das Ganze auf zwey Bände zurückgeführt worden.

Druckfehler.

S. 1492. Z. 8 von unten l. meos. S. 1501. Z. 3. l. fehlerlofesten. S. 1617. Z. 16 und Z. 23 l. Hofr. Schulze.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. Stüd.

Den 22. October 1814.

Edinburgh.

The Edinburgh medical and surgical Journal: exhibiting a concise view of the latest and most important discoveries in Medicine, Surgery, and Pharmacy. Der neunte Band oder Jahrgang 1813. 500 S. in groß Octav.

Case of congenital cataract; with some observations on the means of artificially dilating the Pupil in the operations of extracting and depressing the cataract. - By J. H. Wishart. Der Verf. ist mit der Deutschen Litteratur sehr bekannt, gibt vollständige Nachricht von den Versuchen der Deutschen mit Belladonna und Hyosciamus, äußerlich angewendet, auf die Pupille bey der Operation des Staars zu wirken, und befolgt die Methode unsers Hrn. Hofr. Simly. Aus der Madras Gazette und dem Asiatic Mirror sind die ausführlichen Nachrichten abgedruckt, welche zwey, mit reichlichem Aderlassen in Ostindien glücklich behandelten, Fälle von Wasserscheu nach dem Biß toller Hunde betreffen. Der Assistenzwundarzt S. Cymon hat das

Verdienst, zuerst mit Nachdruck und Erfolg das Aderlassen hier angewendet zu haben. Er entzog so viel Blut, daß der Puls an beiden Armen kaum fühlbar blieb. Der Dr. John Shoolbred befolgte diese Methode, und ließ zweymahl bis zur Ohnmacht Ader. Der letztere Aufsatz ist mit viel Geist und tiefer Beurtheilung geschrieben; aber gerade daß alle Erscheinungen so erfolgen, sich darstellen und beobachtet werden, daß der glänzende Nutzen von Blutentziehen in den sprechendsten und auffallendsten Bügen sich ergibt, und allen Zweifel niederzuschlagen geeignet ist, kann einiges Mißtrauen bey dem Leser erregen, welcher die üble Richtung kennt, in die nur zu oft Aerzte fallen, wenn sie veranlaßt werden, der Welt ein neues Heilmittel anzupreisen. In beiden Fällen wurden starke Gaben von Quecksilber, in Verbindung mit Mohnsaft, dabey angewendet; doch versuchte der letzt genannte Arzt darzuthun, daß das Aderlaß allein entscheidend wirkte. Es soll nur helfen, wenn es in den ersten 24 bis 30 Stunden nach Ausbruch der Krankheit statt hat, und zwar aus einer großen Oeffnung, im schnellen Fluß und ohne Rücksicht auf die Menge des Blutes, so lange nicht Ohnmacht eintritt. Da Shoolbred's wichtiger Aufsatz schon in Hufeland's und Himsly's Journal übersetzt erschienen ist, so enthalten wir uns seinen Inhalt weiter anzugeben. Dr. Burron in America hat nach einer von Rush gegebenen Nachricht schon einmahl dasselbe Glück in Behandlung dieser Wasserscheu mit Aderlassen gehabt. Boerhaave, Mead und Rush empfahlen Blutentziehen. Da alle andere Methoden, die wirklich ausgebrochene, echte Wasserscheu dieser Art zu heben, bis jetzt den unter den schrecklichsten Auftritten eintretenden Tod nicht abwehren konnten, so darf und kann kein Arzt anstehen, das hier empfohlne Heil-

verfahren zu befolgen, obgleich über dessen Werth erst zu urtheilen ist, wenn mehrere Erfahrungen über dasselbe weitem Aufschluß geben. Zwey Aufsätze von Dr. John Armstrong, on the Brain Fever by Intoxication. Unter dieser unschicklichen Benennung wird sehr gut ein Krankheitszustand geschildert, der dem langen und starken Mißbrauch geistiger Getränke folgt und arge Trunkenbolde befällt. Nur bey solchen sah ihn Recensent. Es erhellet auch aus der ganzen Darstellung, wenn auch nicht aus den einzelnen Aeußerungen, daß er nicht Folge einer einzelnen, wenn auch noch so starken Trunkenheit seyn kann. — Eine Geistesverirrung eigenthümlicher Art und Fieberzufälle mit großer Zerrüttung der Nerven und der tiefsten Beunruhigung des Gemüthes, wichen öfters Gaben von Mohnsaft in Verbindung mit andern Reizmitteln und vielem Wein. Aller Zwang und Widerspruch wird den Kranken sehr verderblich. Von 93 Fällen dieser Art, von denen Dr. Pearson, damals zu Newcastle an der Tyne, in einem ungedruckten Aufsatze Nachricht gab, endigte nicht einer tödlich, obgleich solche, die seine ärztliche Hülfe nicht suchten, starben. Dem Verf. starben von 14 Kranken 3. Diese Abhandlungen veranlaßten den Dr. Samuel Burton Pearson zu Lazonby in Cumberland jenen 1801 verfaßten Aufsatz mit neuen Zusätzen hier abdrucken zu lassen. Es hängt alles davon ab, das Gemüth zu beruhigen, über die Geräusche die der Kranke zu hören und die Gesichter die er zu sehen meint, ihm eine andere Deutung, allmählich und ohne sich in Widerspruch mit ihm zu setzen, von selbst aufzudringen. Kömmt es dann zum anhaltenden Schlaf, den eine reiche Ausdünstung begleitet, so erfolgt Genesung. Da dieser schreckliche und gefährliche Zustand in und um Newcastle so beson-

ders häufig sich darstellt, so bedauern wir, die Untersuchung nicht dahin gerichtet zu sehen, ob in der Natur und Menge des Getränkes, das dort im Gang ist, oder in andern Zumischungen und Neben Umständen nicht etwas aufzufinden seyn möge, was zu beschuldigen ist. Singular Case of Lithotomy, performed on a Man, who had attempted to saw and break down the Stone in the Bladder. By *John Rodman*. With notes of General Martin's Case, communicated by Dr. *Monro*, sen. *Thomas Salter* fand in der Leiche einer Frau, die nach einem Wochenbette 5 bis 6 Jahre an heftigen Schmerzen in der Mutter litt, von Anfang an mit ausbleibender Menstruation und nur früher mit einem Ausfluß, an der hintern Oberfläche des Uterus zwey Geschwülste, die näher beschrieben und abgebildet werden. Complicated case of Cancerous Stomach. By *William Cooke*. Die Leichenöffnung, nicht die Krankheitsgeschichte, hat Interesse. *L. Walsh* erzählt einen den Tod verursachenden Fall vom morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii. Durch Erbrechen und Stuhlgang verlor der Kranke viel Blut. Am Magen und in den dünnen Gedärmen hatten die Flecken sich auch gebildet; im Gehirn war Blut ausgetreten. Von einem Todesfall an derselben Krankheit gibt *William Barry*, ein Arzt zu Dublin, Nachricht. Sie wurde nach *Willan* mit stärkenden Mitteln und nährenden Speisen behandelt, und ein Aufenthalt auf dem Lande gewählt. Zwey andere Fälle heilte derselbe nun schnell mit starken Abführungsmitteln. Andere Aerzte befolgten mit gutem Erfolg dieselbe Heilart. Dieselbe Fleckenkrankheit, aber ohne Blutungen, behandelte der Verf. mit denselben Mitteln, in zehn Fällen, welche nur Personen unter 15 Jahren betrafen. Unterleibsbeschwerden giengen dem Hebel

voran, oder begleiteten dasselbe. Schadhafte Stoffe fanden sich in den Stuhlgängen. Wo Petechien in Fiebern sich zeigen, sollen Abführungsmittel angezeigt seyn. (Den morbus maculosus haemorrhagicus behandelte Rec. oft und immer glücklich mit Chinadecoct und Vitriolsäure.) A remarkable Case of the Dislocation of the Atlas. By *F. Lazzaretto*. Eine große äußere Verletzung gab die Veranlassung dazu. Observations on the Advantages arising, in some cases, by bringing on Premature Labour. By *W. Sankey*. Das erzwungene frühe Gebären sollte die Gefahren des zur Zeit der Reife der Frucht zu erwartenden abwenden. Dr. *Bateman* schildert aus vielfacher Beobachtung die Lähmung, welche der Bleicolik folgt, in diesen Worten: Die ausstreckenden Muskeln der Vorhand verlieren ihr Vermögen, mit einiger Verminderung ihrer Masse; die Folge davon ist ein Herunterfallen der Hand. In 99 Fällen unter 100 bemerkt man kein Zittern, keine krampfichten Zuckungen, keine Schwierigkeit in der Articulation, kein Erkranken der untern Gliedmaßen, oder der Muskeln anderer Theile. Report on the state of Vaccination in certain districts of India, and in the Isles of France and Bourbon. By *William Scott*, Surgeon. Vom Januar 1806 bis September 1810 gab er, mit Hülfe vier einheimischer Vaccinatoren, an der Küste von Coromandel 40000 Menschen die Kuhpocken. Er besitzt vollständige Register über dieselben. Obgleich er des Glaubens sey, daß einige Fälle unvollkommen verlaufen mußten, entweder aus Eigenthümlichkeit der Constitutionen, oder aus Nachlässigkeit des Impfers, oder aus Unaufmerksamkeit der Geimpften, so waren doch alle seine Bemühungen vergeblich, eine Nachricht zu erhalten, daß die Kuhpocken nicht vermocht hätten, vor den

natürlichen Blattern zu schützen. Diese fanden sich stets sporadisch daselbst, doch epidemisch nur in der Regel einmahl des Jahrs, mit dem Anfang der heißen Witterung bis zu ihrem Ende, vom April bis zum October. Als eine Expedition 1810 zu Madras ausgerüstet wurde, die genannten Französischen Inseln zu erobern, wurde ihr der Verf. gleich zugegeben, um daselbst die Kuhpockenimpfung mehr in Gang zu bringen. Ein schöner Zug der Menschlichkeit! Die natürlichen Blattern nahmen stets eine fürchterliche Gestalt daselbst an, wenn ein Schiff sie dahin brachte. Sehr zweckmäßige Anstalten zur Verbreitung der Vaccination, welche getroffen wurden, und deren Darstellung ein interessantes Licht auf viele dortige Verhältnisse wirft. Der Zustand des Hautorgans der Schwarzen, besonders der Neger macht ein Urtheil über die Echtheit der Kuhpocken oft sehr schwierig. Eine trockne, mehlichte, unempfindliche Beschaffenheit der Haut verhindert oft allen Eindruck auf dieselbe; oft verlaufen die Kuhpocken bey ihnen 5 bis 6 Tage in aller Regelmäßigkeit, welchen dann aber dahin; in andern Fällen schreiten die Pusteln vorwärts, aber durch alle Zeiträume nur in einer Art von Miniatur. Auch ereignet es sich, daß die Kuhpocken bis zum achten und neunten Tage in der Ordnung verlaufen, dann aber plötzlich sich mehr erheben und mit einer blutigen Materie sich füllen, obgleich sie vorher eine durchsichtige Masse enthielten, und fortfahren im Mittelpunct niedergedrückt zu seyn. Wo diese Abweichung statt hat, verliert die areola und der Schorf seine Vollkommenheit. Man muß in allen diesen Fällen die Schwarzen von neuem impfen, das vierte und fünfte Mahl hat es dann erst den vollen Erfolg; viel häufiger aber niemahls. Welche Schwierigkeiten in der Ausübung und Beurtheilung der

Ruhpockenimpfung! Hier bewährte sich Bryce bekannter Vorschlag, den fünften Tag zur Probe zum zweyten Mahl zu vacciniren. Das Impfen mit dem Schorf hatte den besten Erfolg. Schiffe mit 359 Slaven wurden 9 kapert; bey 39 fand man Zeichen der eben erst überstandenen Blattern. 320 mußten sehr schnell vaccinirt werden. Hierzu konnte man sich nur des Schorfs bedienen. 174 derselben erhielten ordentliche Kuhpocken von der ersten Impfung, und 53 von einer zweyten Impfung, welche auch größtentheils mit dem Kuhpockenschorfe bewirkt wurde. Bey 84 war selbst mit dem frischen Kuhpockenstoff kein Eindruck zu machen, 9 wurden nach dem Hospital gesendet, und der Verf. kann über sie keine Nachricht mittheilen. Das Impfen mit dem Schorf sey vorzüglich in heißen Climates eine Entdeckung von hohem Werth. Nach einem Vorschlag von J. Latham zu London, von welchem weitere Erfahrungen darüber zu erwarten sind, wendete Edward Percival im Hospital der weiblichen Unheilbaren zu Dublin in vier alten und hartnäckigen Fällen von Epilepsie das Terpenthindöl an. Zwey bis drey Drachmen desselben mit einer Pinte Münzwasser und einem Syrup zu einer Emulsion gemacht, und alle 4 Stunden zu 1 Unze gegeben; 1 Drachme des Terpenthindöls ward selbst einmahl alle 4 Stunden gereicht, und ein andermahl 1 Unze desselben mit 1 Pinte Münzwasser verbunden, und alle 4 Stunden zu zwey Eßlöffeln genommen. Die Fälle waren durch ihre Dauer und Ursachen, wie es scheint, unheilbar, aber das Mittel machte einen großen Eindruck auf sie, unterbrach das Eintreten der Paroxysmen und minderte später noch ihre Heftigkeit. Diese so starken Gaben wurden ohne irgend übele Folgen gebraucht, griffen weder die Urinwege noch Magen und Gedärme an, zeigten sich vielmehr



als ein angenehmes Cordial, als ein Verbesserungsmittel der Verdauung und als eine Arznei, die gelinde auf Stuhl- und Urinausleerung wirkte. Sie schien specifisch auf die Menstruation zu wirken. In allen diesen Fällen zeigte sich keine Spur vom Daseyn von Würmern. On the good Effects of cold Applications to Ulcers. By Mr. P. Johnson, Surgeon, Royal Navy. Observations on a Species of Vaginal Hernia occurring in Labour. By Thomas Christian, Surgeon. Sehr wichtige Bemerkungen über die Nachteile des unter der Geburt arbeit sich anhäufenden Urins, und über die Dunkelheit und Mannichfaltigkeit der Zeichen, durch die sich diese Hemmung des Urinabflusses zu erkennen gibt. Der Wundarzt T. Smith zu Ringuiffie erzählt vier Fälle von heftiger Bauchentzündung, in welchen kaltes Wasser als Getränk, in Umschlägen und Clystieren, selbst einmahl in Begießungen, angewendet wurde. Ein Fall verlief tödtlich; selbst ein Kindbeterinnfieber wurde so behandelt. Die verwickelte, dunkle Natur der Krankheiten, die Entfernung des Arztes, die mangelhafte Darstellung, selbst der nicht immer klare Erfolg des kalten Wassers lassen uns diesen Beobachtungen nicht viel Werth beylegen. Severe affection of the Stomach, ascribed to the presence in it of an Animal of the Lacerta tribe. By John Spence, Arzt zu Dunfermline. An Account of some Cases of Puerperal Fever, with their Treatment. By Thomas Sutton. Der Verf. sieht selbst ein, daß die Fälle, von welchen er spricht, sich nicht in der gewöhnlichen Gestalt der Kindbeterinnfieber darstellen. Sie waren es entschieden nicht, aber Entzündung im Unterleib begründete doch ohne Zweifel ihr Wesen. Einer Idee gemäß, die er früher in einer andern Abhandlung geäußert hatte, wendete er und andere

kalte Umschläge auf den Bauch an, und mit großem Erfolge, ohne gleichzeitiges oder vorhergegangenes Blutentziehen. *Case of Scirrhus in the Intestines, arising from Hairs remaining in the Canal.* By *W. G. Burrell.* *Case of diseased Cervical Vertebrae terminating by Anchilosis.* With Observations on the Treatment of Caries of the Spine; and an Outline of a Carriage, partly upon a new construction, for the use of patients labouring under that disease. By *John Armstrong,* Arzt in Sunderland. *Bestreitung und Berichtigung mehrerer Behauptungen von Pott, besonders wird dessen Lobpreisung der Fontanellen sehr beschränkt.* Einen sehr merkwürdigen Fall von Blausucht bei einem Kinde, welches im fünften Monate starb, erzählt *Howship.* Außer andern Entstellungen des Herzens war die Lungenarterie höchst klein und ganz undurchgängig. Es geht aus der Section nicht hervor, wie das Blut des Herzens nach den Lungen kam. Dr. *Batemann* zu London gibt Nachricht von ihm mitgetheilten Papieren, aus denen erhellt, daß in einem Plymouther Hospital 40 Französische Gefangne, die die Masern hatten, mehrentheils mit kaltem Waschen einen bis zwey Tage durch behandelt wurden. Keine übeln Zufälle folgten darauf, und in der zweyten oder dritten Woche wurden alle geheilt entlassen. Demselben kalten Waschen wurden 148 Gefangene zu Dartmoor unter dem Verlaufe der Masern unterworfen. Mit der Ausnahme von fünf, über deren Zustände nichts näheres gesagt ist, wurden alle schnell hergestellt. *Batemann* setzt hinzu, den Hang zu Lungenleiden durch dieses Heilverfahren nicht vermehrt zu sehen, sey ihm weniger auffallend, denn seine Erfahrung in der Fever Institution habe ihn belehrt, daß die angemessne Anwendung der Kälte Lungenleiden nicht verstärke, als

daß das Zurück schlagen des Nasernausschlages hier nicht erfolgt sey. (Dem Arzt ist es wichtig zu wissen, welche Behandlungsart in manchen Krankheiten ohne Nachtheil, oder gar mit Nutzen versucht wurde, wenn er selbst keine Gründe sieht, die alte Praxis zu verlassen, und eine neue zu befolgen.) Eine merkwürdige Art von Steatom, mit Bemerkungen über Geschwülste überhaupt, von W. Crane, junior. Eine sehr heftige Vertheidigung von Dr. Chisholm gegen die von Dr. Bancroft vorgebrachten Einwürfe gegen die Annahme der contagiösen Natur des Bulam's, Fieber zu Grenada. Zur Geschichte des gelben Fiebers sehr wichtig. Ein auf Befehl des Unterhauses gedruckter Report of the National Vaccine Establishment, vom März 1812. Durch Vacciniren kömmt man dem ehemahls oft so tödlichen Ausbruch von Blatternepidemien unter der Marine und besonders unter den Landtruppen jetzt zuvor. Selbst in London werden jetzt  $\frac{2}{3}$  aller gebornen Kinder durch Kuhpocken geschützt. Ehemahls fielen auf jedes Jahr in London im Durchschnitts 2000 Todesfälle an natürlichen Blattern; im letzten Jahre starben nur auf diese Art 751, obgleich die Volksmenge in den letzten zehn Jahren sich um 133,139 Menschen vermehrt habe. In demselben Zeitraum (und also unter der Dauer eines solchen ausgedehnten und heftigen Krieges zu Wasser und zu Lande) habe sich die Volkszahl durch ganz Großbritannien um 1,609,000 vergrößert, wozu wahrscheinlich die Kuhpockenimpfung das meiste beigetragen habe. Selbst die Verfasser dieses Berichts erklären wiederum: daß in einigen Fällen die natürlichen Blattern solche befallen haben, welche mit höchster Sorgfalt vaccinirt wurden, ist hinlänglich bewahrheitet, und dieses kann nicht befremden, wenn man erwägt, daß auch die Einimpfung natür-

licher Blattern nicht immer schützte, und man verschiedene Beispiele anzuführen vermöge, daß Menschen im Laufe ihres Lebens die natürlichen Blattern zweymahl zu übersehen hatten. Wie klein ist indeß die Zahl der nach gehörig verlaufenen Kuhpocken mit natürlichen Blattern befallenen, eine Zahl die sich noch vermindern wird, im Verhältniß wie die Ausübung der Vaccination sich immer mehr vervollkommt! Mit wenigen Ausnahmen waren die Fälle vom Eintreten natürlicher Blattern, welche ungeachtet der Kuhpocken eintraten, und die zur Kenntniß des Board kamen, immer nur eine milde Krankheit; und unter den manchen hundert tausenden von Geschichten von Kuhpockenimpfungen, die dieser Behörde mitgetheilt wurden, war auch nicht ein Fall von tödtlich endigenden natürlichen Blattern, selbst wenn diese nicht verhütet werden konnten.

Wir hoben nur aus, was unsern Lesern interessant seyn konnte, und unterließen den Inhalt der neu in England erschienenen Schriften, welche hier beurtheilt werden, ferner mitzutheilen, weil wir nun im Stande seyn werden, von den wichtigern Werken der Englischen medicinischen Litteratur aus eigenem Studium derselben zu sprechen.

### Breslau.

Von E. F. Barth, 1812: *Odina und Teutona. Ein neues litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit.* Von J. D. Gräter. B. 1. — Auch mit dem Titel: *Braga und Hermode, oder Neues Magazin für die väterländischen Alterthümer der Sprache, Künste und Sitten.* Herausgegeben von J. D. Gräter. B. 5. und: *Bragur. Ein litterarisches Magazin der Deutschen und Nor-*

dischen Vorzeit. Herausgegeben von S. D. Gräter.  
B. 8. — XXII und 418 Seiten in Octav.

Eben daselbst-

gedruckt und im Verlage der Stadt- und Universitäts-Buchdruckerey bey Groß und Barth, 1812: **Jounna und Hermode. Eine Alterthumszeitung.** Herausgegeben von S. D. Gräter. Jahrgang I. Nr. 1... 52, auf 208 Seiten. Nebst 24 Beylagen (der Numer nach 23; aber Nr. 13 kommt zweymahl vor) unter d. T. Deutscher Anzeiger zu Jounna und Hermode, einem altdeutschen, christlichen Almanach auf 12 halben Bogen, 7 Kupferstichen, 2 Holzschnitten, 6 musicalischen Beylagen, und einem Register 1) über die Alterthumszeitung, 2) über den Anzeiger. In Quart.

Seit dem Jahre 1791, in welchem das Magazin, dessen achten Band wir anzuzeigen haben, von dem Tel. Böckh, einem in jeder Hinsicht achtungswerthen Manne, und dem Hrn. Prof. Gräter angefangen wurde, sind in den Kenntnissen, denen diese Zeitschrift gewidmet ist, nicht nur in Deutschland, sondern auch unter den andern Völkern Germanischen Stammes Fortschritte gemacht worden, auf die man nicht anders als mit freudigen und erhebenden Empfindungen zurückschauen kann. Ein und derselbe Geist erwachte und regte sich beynah zu gleicher Zeit unter den Völkern dieses Stammes, ein und derselbe uneigennützig Eifer forschte nach den Denkmahlen der Vorzeit, sammelte, erläuterte sie. Was diesen Geist weckte, was diesen Eifer entzündete — wer vermag dieß zu sagen? Von Einzelnen geht freylich immer die Wirkung aus; aber was begeistert den Einzelnen? und was macht die Gemüther, auf die er wirkt, für das was von ihm ausgeht empfänglich? Ueberdieß: wie klein erscheint

das was der Einzelne thut, wenn man dasjenige, was im Ganzen hervorgebracht ist, überschaut! Wie armselig sind die Bäche, die endlich den Strom bilden, und wie manche Krümmungen durchirren sie, bis sie dahin gelangen, wo sie gerade in dem Augenblicke, in dem sie genannt zu werden verdienen, ihren Namen verlieren! — — Nach einer Unterbrechung von zehn Jahren, setzt Herr Prof. Gräter, dessen eifriger Thätigkeit kein unparteyischer Kenner das gebührende Lob versagen wird, sein Magazin wieder fort, und der Vorrath den er unterdessen gesammelt hat ist so angewachsen, daß er zugleich neben diesem Magazin auch eine Alterthumszeitung herauszugeben veranlaßt wurde.

Der erste Band von Odina und Teutona oder der achte von Bragar enthält 1) ein Bruchstück aus Werdomars Jugendträumen: der Donnergott und der Asiate Thor, von Hrn. Gräter. 2) Ein Programm von Dems. über eine Griechische Nachbildung der Nordischen Göttergeschichte. 3) Eine Preisschrift von Jens Möller über die Frage: Wäre die Einführung der Nord. Mythologie statt der Griechischen für die schöne Litteratur des Nordens zuträglich? Aus dem Dänischen übersetzt von Bloch Löwen. 4) Fragment eines alten Nordischen Volksliedes von Hrn. Capit. von Abrahamson. 5) Index carminum et Scaldorum in Tomo I. et II. Heimskringlae occurrentium auct. F. D. Gräter. 6) Nähere Erläuterung über den in der Schmiede zu Ruhla hart geschmiedeten Landgr. Ludwig den Eisernen von dem verstorbenen Kinderling. 7) Ein Programm von Hrn. Gräter über den Deutschen Königstitel. 8) Uebersetzung einiger Minnelieder von Hrn. G. Leon. 9) Einige historische und epische altdeutsche Volkslieder. 10) Helga-Quida Haddingia Scata, h. e. carmen de Helgio, Had-

dingorum Heroe, Sectio I. Specimen Eddicum codicis Vidaliniani nunquam antea typis impressum, nec interpretatione illustratum. Ein Programm von Hrn. Gräter. 11) Ueber die Merkwürdigkeiten der Bibliothek des ehemaligen Ritterstiftes Comburg am Kocher von Hrn. Gräter, nebst einem Abdruck des dort aufgefundenen Flammändischen Reineke Fuchs, 3465 Reim- Zeilen. 12) Mehrere kleine Bemerkungen von Hrn. Hofr. Bruns, Hrn. Capit. v. Abrahamson, und Hrn. Gräter. — Eine so große Mannichfaltigkeit erlaubt uns nicht in das Einzelne zu gehen. Noch weit gemischter ist der Inhalt des ersten Bandes von Idunna und Hermode, so daß wir uns auch nicht einmal auf eine umständliche Angabe desselben einlassen können. Ueber die Wichtigkeit der einzelnen Beiträge mag der Freund des Alterthums nach seiner persönlichen Ansicht entscheiden, und nach dem Vorrathe von Kenntnissen, die er bereits besitzt, bestimmen, wie viel ihm die Ernte oder die Aehrenlese werth ist, die er hier zu machen Gelegenheit hat. Leicht aber könnte es kommen, daß der selbstgefällige, über die Gebühr hervorhebende Ton, der nur zu oft wiederkehrt, ihn zu denselben Betrachtungen veranlaßte, die sich in dem Anfange der gegenwärtigen Anzeige angedeutet finden.

### Rostock.

Paschatis Solemnia pie celebranda indicit *Immanuel G. Hufschke* Eloq. prof. publ. ord. Academiae h. t. rector. Illustratur Tibulli elegia tertia. Ex officina Adleriana. 1814. pp. (24). 29 - 52 als Fortsetzung des ersten Stückes. In Quart.

Pentecostes Solemnia pie celebranda indicit *Im. G. Hufschke* Eloq. prof. publ. ord. Academiae h. t. rector. Illustratur Tibulli Elegia septima.

1814. In Quart. Auch mit dem Titel: *Albii Tibulli elegiae tres. Diverſitatem lectionis Voſſianae ſuasque animadverſiones adiecit Im. G. Huſchke.* 1814. 72 S. in Quart.

Mit eben der Gelehrſamkeit und Einſicht und nach eben dem Plane hat der Hr. Prof. die dritte und ſiebente Elegie Tibulls erläutert, womit er, wie wir neulich berichteten, die erſte erklärt hat. In der dritten Elegie macht er wahrſcheinlich, daſſ W. 4. die dem Tode zugeſchriebnen Hände vom Homer *Il.  $\Phi$ , 548.* entlehnt ſind: hier bemerkt er, daſſ nicht Barnes, wie Heyne meint,  *$\alpha\eta\rho\alpha\varsigma$*  emendirt habe, ſondern daſſ Eufathius ſo leſe, und von  *$\chi\epsilon\iota\rho\alpha\varsigma$*  nichts wiſſe. Er tritt Hennens Erklärung, von Pindars *Nem. 3, 101* gegen Hermann, mit Recht, den, und vertheidigt die gewöhnliche Leſart  *$\eta\chi\upsilon\alpha\sigma\alpha\varsigma$*  bey Sophokl. *Aj. 97*, ganz wie Lobeck: auch Propert. *1, 9, 29* wird geſchugt, wo *manus* ſo viel iſt als *ſagitta manu eius emiſſa*. W. 7. zieht er *didat* dem Vroukhuffiſchen *fundat*, dem Heyniſchen *reddat* oder *didat*, und dem Voſſiſchen *condat* vor: es iſt beſſer, eine zweifelhafte Leſart und einen beſtimmten und gewiſſen Gebrauch zu behalten, als eine gezwungene Leſart und einen zweifelhaften Gebrauch zu ſubſtituiren. *Condat* ſogar in den Text zu rücken iſt nicht erlaubt, wie Herr Voſſ gethan hat. W. 12. *e triviis puer* ſchugte ſchon Scaliger durch Ennius Stelle bey Cic. *1. de Div. 58.* Der Verf. fügt noch Catull. *25, 5.* *Quum de via mulier aves oſtendit oſcitantes* hinzu. Die Vulgata wird faſt überall vertheidigt, und wie Rec. glaubt, mit Recht, beſonders gegen Hrn. Voſſ, der bloſſ ſeinem Ohre trauend Leſarten verwirft und eigne gewöhnlich in den Text rückt. So verfährt die geſunde Critik nicht! Mit Recht wird Heyne über Homer *Il.  $\alpha$ , 78 not.* gegen ſeinen bitteren Tadler in der *Aug.*



1704 G. g. X, 170, St., den 22. Oct. 1814.

Z. 1803. S. 311 in Schutz genommen, und passend Pl. v, 269. angeführt, daß der Grieche eben so gut *ὄλομαι ἐμὰ χολώσσειν* als *ὁ. ἐγὼ χ.* gesagt habe; wovon die Herren Buttman, Schäfer und Heindorf bekanntlich Beispiele gesammelt haben. 69—72 vertheidigt er gut als echt etc. Eben so besonnen und einsichtsvoll ist die Critik und Exegese des Verf. bey der siebenten Elegie, wo die Vulgata gewöhnlich in Schutz genommen wird. V. 4 billigt er mit Recht Atax. V. 14 schlägt er *Caeruleae* statt *Caeruleis* vor; vielleicht ist hier doch Heynens Critik vorzuziehen. Dagegen gefällt uns wie dem Verf. im folgenden Verse *αἴριο* für *aetherio*, für *contingens* und *arat* schlägt er *contingat* und *alens* vor; ein wenig dreist. Den 40. Vers sucht er durch eine gelehrte Erläuterung aufzuklären, gesteht aber selbst das Gezwungene. Schade, daß kein Mscr. *laetitiae* hat! Wir übergehen aus Mangel an Raum eine Menge Erläuterungen, die sowohl den Tibull als andere Schriftsteller angehen, und schließen unsre Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verfasser fortfahren möge, einen Theil seiner Muße noch fernerhin dem Tibull zu widmen.

#### London.

The surgical works of *John Abernethy*. 1811.  
In Octav.

Unter diesem Titel ist eine neue und vermehrte Ausgabe der verschiedenen interessanten Aufsätze des Verfassers erschienen, die in zwey Bänden zusammengefaßt sind. Der erste enthält folgende Gegenstände: *On the constitutional origin and treatment of local diseases; aneurism; diseases resembling Syphilis; and diseases of the urethra.* Der andere: *On injuries of the head; miscellaneous subjects; tumours; and lumbar abscesses.*

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 24. October 1814.

## Bremen.

Bei Henze: Magendie's (Dr. und Professor der Anatomie und Physiologie zu Paris) zwey Abhandlungen über das Erbrechen und den Nutzen des Kehdeckels bey dem Verschlucken, vorgelesen und überreicht in der Ersten Classe des Französischen Instituts; aus dem Französischen von Heinrich Ditzmer. 1814. 87 S. in klein Octav.

Eine kleine, aber gehaltreiche Schrift, die es vorzüglich verdiente durch eine Uebersetzung bekannt zu werden. Der Verf. glaubte bemerkt zu haben, daß die Begriffe, welche man sich gegenwärtig vom Erbrechen mache, nicht die richtigsten sind. Um sich nun völlig aus der Ungewißheit zu ziehen, habe er eine Reihe von Versuchen angestellt, deren vorzüglichste Resultate er hier mittheilt. Chirac war nach dem Verf. (nach Senac doch wohl Waple vor Chirac) der erste, welcher lehrte, daß der Magen sich bey dem Erbrechen leitend, der Zwerchmuskel und die Bauchmuskeln dagegen thätig verhielten. Wenn Senac, Vacius, van Swieten, Schulze, Schwarz u.ä. dieser Meinung beytraten, so widersprechen ihr

Bitter, und Welf: Daverniens Versuche keinen hinreichenden Aufschluß geben, so widersprach ihm Vieussaud desto heftiger. Auch Haller erklärte sich gegen Chirac, indem er sagt, das Erbrechen sey dem Magen eigenthümlich und erfolge unabhängig von aller Zusammenziehung der Bauchmuskeln und des Zwerchmuskels. Der Verf. stellte seine Versuche mit leicht sich erbrechenden Hunden und Katzen an. Ein paar Hunden nämlich, denen er Brechweinstein gegeben hatte, machte er einen Einschnitt in die weiße Linie, und bemerkte gerade wie Chirac, daß sich der Magen beym Würgen mit Luft ausblähte, welche durch den Schlund nicht durch den Pförtner in ihn geräth, beym Erbrechen aber nicht im geringsten zusammenzog, sondern durch den mechanischen (?) Druck des Zwerchmuskels und der Bauchmuskeln ausgeleret würde. Ein Paar andern Hunden spritzte er aufgelöseten Weinstein in die Jugularvene, (wodurch fast augenblicklich Erbrechen erfolgt, während man nach dem Eingeben manchmahl eine Stunde warten muß,) zog durch die geöffneten Abdominalwände den Magen hervor, und sah bey jedesmahligem Drücken desselben, die Anstrengungen zum Erbrechen, ja bey heftigerem Drucke auf den Magen, wirkliches Erbrechen erfolgen. Auch einfaches Ziehen am Schlunde bringt Zusammenziehungen des Zwerchmuskels und der Bauchmuskeln zuwege. In einem andern Versuche bewirkte der Verfasser das Erbrechen, ohne ein beygebrachtes Brechmittel, durch einen Druck auf den Magen. Er schnitt einem Hunde den Magen aus, vereinigte die Abdominalwände und brachte durch sechsmahliges Einspritzen von Brechweinstein sechsmahl die Anstrengungen zum Brechen hervor. Ein Hund könne 48 Stunden lang nach erstirpitem Magen leben! Ja! als Herr M. einem Hunde statt des erstirpitem Magens eine mit Wasser zum Theil

gefüllte Schweinsblase einband und Brechweinstein in die Jugularvene einspritzte, erbrach sich derselbe, oder eigentlich das in der Blase enthaltene wurde durch die Convulsionen ausgespritzt. Zerschneide man die nervos diaphragmaticos, so verliere der Zwerchmuskel drey Viertel seiner Energie, denn es erfolgt nur schwaches Erbrechen auf das in die Halsvene eingespritzte Brechmittel. Erbrechen kann einzig und allein durch die Anstrengungen des Zwerchmuskels hervorgebracht werden, denn trennt man die Abdominalmuskeln von den Bauchdecken, so daß bloß das Bauchfell übrig bleibt, und durchschneidet man die nervos diaphragmatis, so entsteht weiter nichts als Würgen. Der in die Nerven gespritzte Brechweinstein bringt, anstatt, wie man allgemein glaubt, auf den Magen zu wirken, eine convulsivische Zusammenziehung des Zwerchmuskels und der Bauchmuskeln hervor. — Dann folgt Percy's im Nahmen einer Commission abgefaßte Bericht an das Französische Institut über Hrn. Magendie's Abhandlung von 1. März 1813, welchem zufolge sich die Commissarien des Instituts vollkommen vor der Richtigkeit der Magendie'schen Versuche überzeugten. Bey einem 24jährigen wiederkaucnden Manne, bemerkten die Hrn. Commissarien, daß dem Zurückringen der Speisen zum Munde eine gewisse manich sehr vernehmbare Art von Zucken oder Schlucken vorherging. Diese zum Theil neuen, durchaus wenigstens richtigen Versuche, werden immer ihren großen Werth, und wie es fast scheinen will, den größten, durch die bemerkten ungesuchten Nebenerscheinungen, d. B. daß ein Hund die Exstirpation des Magens so ange zu überleben vermag, daß der Zwerchmuskel fast das meiste zum Brechen bey Hunden bewirkt, behalten, wenn gleich Herr M. nebst der Commission wohl ein wenig zu viel, nämlich ganz-

liche Unthätigkeit des Magens beim Erbrechen daraus zu schließen scheinen. Denn daß ein hinreichendes Zusammendrücken einen angefüllten Magen entleert, ist um so begreiflicher, als Jederman an sich selbst gar leicht den Versuch anstellen kann, daß schon gelindes Reiben, noch mehr nachdrückliches Pressen des Unterleibes, die so genannten Magenwinde durch den Schlund austreibt. Folglich läßt sich auch von den gleichzeitig vereinigten, heftigsten, Krämpfen des Zwerchmuskels und der Bauchmuskeln, auf eine zwischen ihnen statt des Magens eingebundene gefüllte Schweinsblase, leicht das selbe erwarten. Beweist denn nicht das sowohl von Hrn. M. selbst, als von allen anderen, nach eigenen Beobachtungen die Erscheinungen beim Brechen schildernden Schriftstellern, Lemerkte Aufblähen des Magens, während der naukees oder des Würgens (S. 14) schon hinreichend, die thätige Mitwirkung des Magens, wenn Rec. auch nicht die Erfahrung geltend machen wollte, daß er bey einem Frosch, durch die heftigen Krämpfe des Unterleibes den Magen, wohl zu merken, umgewendet herausbrechen sah, welche Umwendung denn doch wohl ohne starke, dem Magen eigene Muskelkraft, unmöglich fern dürfte.

II. Abhandlung über den Nutzen des Kehlsdeckels (Epiglottis) beim Verschlucken, dem Institute am 22. März 1813 vorgelegt von Magens die. (Vergl. Göt. gel. Anz. 1813. S. 1951.) Herr M. schnitt einem Hunde die mit einem Haken durch einen Einschnitt zwischen den Zungenbeinen und den Schildknorpel hervorgezogene Epiglottis weg, ohne daß es ihn beim freffen und laufen zu hindern schien. In einem andern Hunde sah er nach verschnittener Epiglottis bey eingegossenem Wasser sich die Glottis völlig schließen, welche sich auch beyin Erbrechen genau verschließt. Nach durch-

geschnittenen beiden nervis recurrentibus schienen sich die Befehle der Glottis minder kraftvoll und genau an einander zu küssen. Bey einem andern Hunde fand Herr M. nach der Heilung der durchschnittenen nervorum laryngeorum, superiorum und der exspirirten Epiglottis, daß er im Allgemeinen mit Leichtigkeit schlingen konnte; aber es war merkbar, daß es in gewissen Fällen mit etwas Beschwerde geschah, welche sich durch Husten äußerte. Die Durchschneidung der obern und untern Nerven des Kehlkopfs ließen doch nach der Heilung beschwerliches Schlingen zurück. Er wiederholte diese Versuche an Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen und erhielt die nämlichen Resultate. Herr M. zieht daraus die Schlüsse, daß die Epiglottis zum Schlingen nicht durchaus nothwendig sey; daß die Glottis sich beim Schlingen genau verschliesse, und daß die Zusammenziehung der Glottis während dem Schlingen, vorzüglich durch den Einfluß der nervorum laryngeorum superiorum erfolge. Noch berichtigt Herr M. die Vertheilung der Nerven des Kehlkopfs, und die Wirkung des musculli cricothyreoidei dahin, daß derselbe den Ringknorpel im Augenblicke des Schlingens hebe, nicht hinabziehe. (Gerade so schildert wenigstens Soemmerring S. 208. seiner Nervenlehre die Nerven, und S. 164. der Muskellehre die Wirkung der genannten Muskeln. In dem von Percy über diese Abhandlung an das Institut erstatteten stoffreichen Bericht, heißt es unter andern: "Nie hat man in den Lehrsälen des Nordens abgeschwächerere Irrthümer gelehrt, als diejenigen sind, von welchen sie heutzutage wiederhallen." Für eine so inurbane und wie wir überzeugt zu seyn glauben, ungegründete Anschuldigung, hätte doch irgend ein, wenn auch nur scheinbarer Beleg, beigebracht werden sollen. Einer der Com-

missarien sah einen Soldaten, der jedesmahl beym Schlingen an Anfällen von Husten und Ersticken litt, nicht deshalb, weil eine Kugel die Epiglottis weggerissen hatte, sondern weil, wie die Reichenöffnung zeigte, die Leszen der Glottis schwielig geworden waren. Wenn die Epiglottis beym Schlingen ohne Nutzen (?) ist, so muß sie nach Sauvry und Santorini zur Bildung der Stimme dienen.

Abhandlung über ein sehr einfaches Mittel die Bilder wahrzunehmen, welche sich auf dem Grunde des Auges gestalten. Der Verf. hatte den trefflichen Einfall dazu Augen von Albinos, z. B. rothhaugigen Kaninchen anzuwenden, wo man nichts weiter nöthig hat als bloß die derbe Haut (sclerotica) hinterwärts zu säubern, und das Auge gegen das Licht zu halten, um das Bildchen der Gegenstände auf dem Grunde des Augapfels deutlich wahrzunehmen. Läßt man ein wenig humor aqueus aus, so scheint das Bildchen auf der Markhaut etwas größer als vorher. Nach weggenommener Hornhaut schien das Bild wirklich an Intensität zu verlieren. Entfernte man die vordere Lamelle der Linsenkapfel, so umringt das Bild eine Storie. Zieht man die Linse aus dem Augapfel, so erscheint das Bild wenigstens viermahl so groß, und schlecht begränzt. Schade daß einige den Sinn arg verändernde Druckfehler nicht angezeigt sind, z. B. wo es Seite 11. Zeile 8 statt vortrefflich — verwerflich — und Seite 29. Zeile 29 st. Arzneimittel — Arzneimitteln. S. 66. Zeile 1. st. vollständige — höhere. S. 65. Z. 7. st. bewirkt, begetragen, ja — heißen muß.

### Tübingen.

Der Cotta: Friedrichs von Schiller sämtliche Werke. Siebenter Band, 574 Seiten. Achten

Bandes erste Abtheilung, 406 Seiten. Achten  
Bandes zweyte Abtheilung, 348 Seiten. 1814.  
In Octav.

Auch in diesen Bänden (s. die Anzeige der vorigen  
Lieferung Jahrg. 1813. S. 1678) bekommen wir den  
Dichter, den wir schon im vierten Bande aus dem  
Gesichte verloren, noch nicht wieder zu sehen, außer  
wo wir ihn wie im Hinterhalte erblicken, weil doch  
der wahre Dichter sich nie ganz verbergen kann, er  
schreibe was er wolle, es müßten denn Geschäfts-  
sachen seyn. Nach dem von dem Hrn. Herausgeber  
beliebten chronologischen Plane enthält der siebente  
Band eine Nachlese zu den historischen Schriften  
Schillers, also aus der Periode, da der Dichter,  
seiner wahren Bestimmung entgegen, im ganzen  
Erste gesponnen war, sich zu einem tüchtigen Pro-  
fessor der Geschichte zu bilden. Das Geisvollste  
in dieser Nachlese möchten wohl die Darstellungen  
der Sendung Moses und die Vergleichung der  
Gesetzgebungen Lycurgs und Solon's seyn. Auch  
ein Paar Vorreden, die Schiller zu historischen  
Werken anderer Schriftsteller aufsetzte, sind hier  
mitgenommen. Die beiden Abtheilungen des achten  
Bandes zeigen uns den Dichter als Aesthetiker.  
Vielleicht wäre der Muse Schiller's zu wünschen  
gewesen, daß sie nie zu einer eigentlichen Aesthetik  
wäre in die Schule geschickt worden. Denn Schiller  
ergriff die Aesthetik mit dichterischer Wärme. Folge  
davon war allerdings, daß seine ästhetischen Ab-  
handlungen so viel Treffliches enthalten, was man  
bey den trockenen Theoretikern vergebens sucht,  
denen es zwar nicht an gutem Willen fehlt, mit  
dem Schönen ins Klare zu kommen, desto mehr  
aber an wahrhaft ästhetischem Scharfblick. Welch  
einen Reichthum von tief eindringenden und meistens  
wahren Bemerkungen enthalten nicht diese Abhand-



1712 G. g. N. 171. St., den 24. Oct. 1814.

lungen, besonders über Anmuth und Würde, und über naive und sentimentale Dichtung. Das ist gerade das Vorzüglichste in allen diesen Abhandlungen, was der Verfasser unmittelbar aus seinem eigenen Busen schöpfte. Aber es war damals gerade die Periode des Kantianismus und des darauf folgenden Fichtianismus, als Schiller über das Schöne zu philosophiren sich beehrte. Schiller, wenn gleich ein Dichter von wahrhaft philosophischem Geiste, war zu sehr Dichter, um im Philosophiren selbstständig zu seyn. Das Neue und Kühne der damals glänzenden Schule zog ihn an. Die Umgebungen, unter denen er lebte, thaten auch das Ihrige. So entstand das seltsame Gemisch von Schiller's eignen, seiner ganzen Seele angehörenden Gedanken mit Kantischen und nachher Fichtischen Principien, selbst in Stil und Manier, und daher, besonders in den Briefen über die ästhetische Bestimmung des Menschen, das dialectisch Gewundene und Geschrobene, wodurch mit unendlichen Spitzfindigkeiten am Ende nichts weiter zu Tage gefördert wird, als was sich anspruchlos und verständlich mit gar wenigen Worten hätte sagen lassen. — Wir wünschen der Fortsetzung dieser Ausgabe einen raschen Fortgang.

#### Paris.

Dictionnaire des sciences medicales. Siebenter Band Cor - Cys. 1813. 688 S.; achter Band Dac - Des. 1814. 580 S. in Octav.

Wir zeigen bloß die Fortsetzung dieses in unsern Blättern schon angeführten Werks an. Die Verfasser sind sich in der Ausarbeitung der Artikel gleich geblieben, und mehrere haben einen bedeutenden Umfang.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. u. 173. St.

Den 27. October 1814.

Paris.

Von dem großen Französischen Werke über Aegypten liegt nun die zweyte, von allen Kennern des Alterthums so sehulich erwartete, Lieferung vor uns. Sie zerfällt, so wie die vorige erste, in die drey Abtheilungen: Antiquités, Histoire naturelle, Etat moderne. Die Anzeige der beiden letztern werden von andern Recensenten geliefert werden; die erste die Antiquités, auf die wir uns hier zuerst beschränken, ist allein und ausschließend dem alten Theben gewidmet. Sie enthält: Planches Vol. II. Pl. 1-92. Vol. III. Pl. 1-68. Jedem dieser Bände ist zugleich die Explication der einzelnen Planches vorgesetzt, die das Detail der Erklärung gibt, und auf welche sich die auf den Kupfern befindlichen Zahlen beziehen. Ein eignen Band aber macht nun außerdem die Description générale de Thebes in 448 Seiten in Folio aus; oder die Beschreibung der Denkmähler im Ganzen, mit den Bemerkungen des Verfassers; dem noch ein doppelter Appendice von 16 und 22 Seiten beygefügt ist. Außer diesem,

so wie bey der ersten Lieferung, ein eigener Band von Mémoires, der drey specielle Untersuchungen über einzelne Gegenstände enthält. Die Description ist zwar nicht ganz, aber doch bey weitem dem größten Theil nach, von den Hrn. Jollois und Devilliers, Ingenieurs. Von den Kupfern gilt auch hier wieder dasselbige Urtheil, das wir bey der ersten Lieferung gefällt haben; die Kunst hat hier selbst noch einen größern Triumph gefeyert, je nachdem Größe und Majestät der darzustellenden Gegenstände die Künstler begeistert zu haben scheinen. Die Kupfer sind im größten Folioformat; allein eine bedeutende Zahl ist von einer solchen Größe, wie sie noch gewiß nie aus einer Kupferpresse hervorgegangen sind. Es gibt deren darunter die 6 Fuß messen. Mehrere sind mit bunten Farben, so wie sie auf den Monumenten selber erscheinen.

Diese ganze Lieferung ist, wie schon bemerkt, bloß den Ueberbleibseln des alten Thebens gewidmet. Was sich von Gebäuden über der Erde findet, ist ganz und vollständig abgebildet; so daß nach der Versicherung der Verfasser ihre Nachfolger hier nichts mehr zu thun finden werden. Von den zahllosen Bildwerken, so wie von den Grotten und ihren Verzierungen hat aber nur ein geringer Theil im Verhältniß gegen das Ganze gegeben werden können; so daß also hier für künftige Reisende noch ein unermessliches Feld offen bleibt. Die Verfasser waren nach ihrem Berichte zwey volle Monate an Ort und Stelle. Das Local und die Distanzen wurden genau vermessen. Die von ihnen entworfenen Zeichnungen wurden vor dem Stich mit denen des Architecten le Pére und seiner Gehälfen collationirt; alsdann gemeinschaftlich verificirt; und so dem Stiche übergeben. Es ist also nichts verabsäumt worden, um sich das Zutrauen des Publicums zu verschaffen.

Der ganze gegenwärtige Band der Description enthält, da er nur Einer Stadt gewidmet ist, auch nur Ein Kapitel, nämlich Chapitre IX; welches aber in XI Sections getheilt ist, denen noch eine Introduction vorausgeschickt wird. Die Verfasser beschreiben zuerst die Denkmähler an der Westseite des Nils, von Medinat - Abu und Kurna; hierauf die an der Ostseite des Stroms von Eufor, Karnak und Med-Amuth; zuletzt die Grotten und die Gräber der Könige. In derselben Ordnung folgen sich auch die Kupfer; und zwar so, daß zuerst ein allgemeiner Plan des ganzen Locals der alten Stadt gegeben wird; dann ein topographischer Plan bey jeder Abtheilung; hierauf die Darstellung der Monumente nach ihrem jetzigen Zustande; alsdann specielle Ansichten der wiederhergestellten Gebäude im Ganzen, und auch einzelner Haupttheile, Durchschnitt und Höhe; hierauf die Details der Architectur; dann die Ornamente, Basreliefs, Malereyen, Colosse; bey einigen perspectivische Zeichnungen; und endlich bey den in den Mumien gefundenen Sachen, auch die Copien alter Manuscripte.

Die Einleitung enthält eine allgemeine Uebersicht des jetzigen Zustandes des Thals von Theben, und der modernen Dörfer die es enthält. Das Thal in dem das alte Theben stand, dehnt sich zu beiden Seiten des Nils in der Breite von ungefähr drey Meilen aus; in N. wird es geschlossen, da die beiden Bergketten sich bis an den Nil drängen; in S. hingegen bleibt es an der W. Seite offen. Der Boden des Thals ist wie in dem übrigen Nilthal ein Geschenk des Flusses; und muß sich seit dem Anfange unsrer Zeitrechnung auf 15 bis 20 Fuß erhöht haben. Die Dörfer, welche sich in demselben finden, sind nach denen die Monumente benannt worden, sind an der W. Seite Medinat - Abu und

und Karnak; an der O. Seite Luxor, Karnak und Med. Amuth. Nach diesen ist denn auch die Beschreibung und Eintheilung in Kapitel gemacht. Die Denkmähler an der W. Seite finden sich indeß fast alle in der Nähe der Libyschen Bergkette; so daß ein bedeutender Raum von fast einer Lieu zwischen ihnen und dem Fluß ist; die an der O. Seite dagegen theils unmittelbar an dem Strom; theils in einer geringen Entfernung davon; wogegen der Raum zwischen ihnen und der Arabischen Bergkette desto größer ist. Nach einer kurzen Uebersicht und Aufzählung der Monumente folgt nun Sect. I. Beschreibung der Gebäude und der Rennbahn von Medinat-Abu. Die Monumente von Medinat-Abu liegen so wie auch die übrigen auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung, von etwa 820 Loisen im Umfange; die zum Theil aus Feldstein, zum Theil aus Backstein gebaut ist. Die Ueberschwemmungen des Nils machten dergleichen nöthig. Das erste was in die Augen fällt, wenn man vom Fluß herkommt, sind die Propyläen oder Pylone des Tempels von Medinat-Abu. Diese Propyläen scheinen später gebaut zu seyn als der Tempel. Auch sind sie nicht vollendet. Es sind zwey Pylone, zwischen denen ein Hof sich findet, von einer Gallerie umgeben. Man hatte Gelegenheit auch bey diesen Pylonen zu bemerken, daß sie bereits von Stücken älterer Gebäude erbaut seyn. Aus dem zweyten Pylon tritt man in einen Hof, dessen Ringmauer noch ganz steht; und die sichtbar wieder später erbaut ist als der Pylon, indem die Reliefs an derselben dadurch verdeckt werden. Der Tempel von Medinat-Abu ist einer der kleinern. Die reichen Sculpturen daran sind alle religiöser Art. In N. W. von dem Tempel findet man ein vierecktes Bassin das zu den Waschungen diente. In einiger Entfernung

Die Bruchstücke von zwey Colossen aus Granit, umgestürzt und zertrümmert. Sie scheinen jeder 36 Fuß gehalten zu haben. — In S. W. vor den Propyläen ist ein Gebäude, das der Pavillon von Medinat-Abu genannt wird. Es ist sehr merkwürdig, da es kein Tempel, sondern ohne Zweifel zur Wohnung bestimmt war. Der Eingang wird durch zwey Thürme gebildet; wahrscheinlich die Ueberreste eines Pylons, die allegorische Sculpturen enthalten. Das Gebäude hatte zwey Stockwerke; deren jedes einen Saal enthielt; von denen jedoch der untere fast ganz vernichtet ist. Der obere hat sich erhalten. Die Wände enthalten Sculpturen die gefällige häusliche Scenen darstellen. — Das Hauptgebäude aber ist der Pallast von Medinat-Abu; der etwa 255 Fuß von dem Pavillon absteht. Ein Pylon 11 Toisen hoch und 32 Toisen lang bildet den Eingang; er ist aber bis auf einen Drittheil seiner Höhe von Trümmern bedeckt. Er führt in einen großen Hof, der theils durch Pfeiler, theils durch Pilaster eingeschlossen ist, an denen colossalische Götterbilder als Caryatiden stehen; jedoch ohne zu tragen. Es sind Bilder des Osiris. Das Thor in einem zweyten Pylon führt wieder in einen nicht weniger prächtigen Hof; in dessen Mitte ein späteres Gebäude aufgeführt gewesen ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Griechen die Caryatiden von den Aegyptern entlehnt haben. Aber als Träger brauchten die Aegypter sie nicht. Die Bildwerke in diesem Hofe sind zum Theil sehr interessant; indem sie eine Einweihung, wahrscheinlich des Königs, in die Mysterien darzustellen scheinen. Höchst wahrscheinlich waren an den verfallnen Seiten auch kriegsgerische Scenen dargestellt; eine derselben, die den Schluß gemacht zu haben scheint, ist übrig; die Vorführung von Gefangnen vor den König. Die

Aegypter die sie führen, und die Gefangnen sind durch die Tracht auf das genaueste von einander unterschieden. Der König steht auf seinem Kriegswagen; die Kasse prächtig geschmückt; vor ihm liegt ein Haufen abgehauener Hände und Schamtheile. Die Farben auf diesen Basreliefs (denn alle sind bemahlt) haben sich auf das glänzendste erhalten. Unter den übrigen Resten des Pallastes ist die nördliche Gallerie noch besonders durch die Bildwerke merkwürdig. Eine Reihe Scenen, welche die Triumphzüge des Königes darstellen, sind darin enthalten. Diese Bildwerke sind an dem Inneren des Pallastes. Aber diejenigen, welche sich auf den äußern Mauern desselben finden, sind nicht weniger merkwürdig; es sind kriegerische Scenen; Schlachten; Siege der Aegypter; Niederlagen der Feinde. Sie haben die auffallendste Aehnlichkeit mit den Homerischen. Die Haupthelden, besonders die Könige auf ihren Streitwägen, entscheiden die Schlachten. Hinter ihnen Reihen von anrückenden und fliehendem Fußvolk. Der verschiedene Rang wird durch die Größe bezeichnet. Aber die merkwürdigste Vorstellung ist eine Seeschlacht. Sie wird an den Küsten geliefert; wo die Feinde hatten vergeblich landen wollen. Die Schiffe der Aegypter und der Feinde sind dadurch unterschieden, daß die der Aegypter an dem Vordertheil einen Löwentopf oder Widderkopf führen. Die Schlacht dauert noch, ist aber schon offenbar zum Vortheil der Aegypter entschieden: die Schiffe der Feinde werden versenkt oder genommen. Die Bewaffnung der Aegypter ist gerade so wie Xenophon in der Cyropädie sie schildert. An dem Ufer steht der siegende König, umgeben von Erschlagnen, und mit seinem Geschosß Verderben unter die Feinde verbreitend; eine so prächtige Gestalt, daß die Verfasser ihn mit dem Apoll von

Belvedere vergleichen. Zur Seite auch hier Bände von Gefangnen mit gebundenen Händen. Die Verfasser vergleichen dieses Alles mit den Nachrichten bey Diodor; und ziehen daraus den Schluß, daß dieser Pallast der von Diodor beschriebene Pallast des Sesostris ist; dessen Thaten hier vorgestellt seyn. — Hierauf Nachricht von einem kleinen Tempel am Fuße der künstlichen Erhöhung; merkwürdig dadurch weil die Sculpturen in demselben halb und ganz vollendet oder auch nur angefangen und erst gezeichnet sind. Hierauf von der großen Rennbahn im Süden der beschriebnen Gebäude. Diese Rennbahn scheint nach ihrer Länge und Umfang vielmehr oder wenigstens zugleich ein Übungs- und Musterrungsplatz für ein Heer gewesen zu seyn. Ihr Areal beträgt das siebenfache des Marsfeldes vor Paris. Ihre Länge betrug 25 Stadien oder 1500 Toisen; die Breite 10 Stadien, oder 500 Toisen. Sie hat einst eine prächtige Einfassung gehabt, welche an der Ostseite doppelt gewesen seyn muß, indem sie dort eine doppelte Reihe von Hügeln bildet; an der Westseite ist sie nur noch hin und wieder kenntlich. Hier scheint der große Eingang, eine weite Oeffnung, gewesen zu seyn. Außerdem erkennt man aber eine Anzahl alter Thore, die sich gegen 50 belaufen haben mögen. Diese Rennbahn lag wahrscheinlich schon vor der alten Stadt. Vor derselben sind auch die Ueberreste eines kleinen Tempels und eines prächtigen Thors. — Dieß ist der Inhalt der ersten Section, hinter der, so wie auch hinter den übrigen die im Text citirten Stellen der alten Schriftsteller vollständig abgedruckt sind.

Kupfer zu Sect. I. Voran geht Pl. I. ein großes Blatt, welches den allgemeinen Plan des Locals des alten Thebens, mit Bezeichnung der Lage der einzelnen Denkmähler gibt. Er umfaßt einen Raum



von 5000 Toisen von N. nach S. und von 8500 Toisen von W. nach O. Der helle allgemeine Ueberblick der hier gegeben wird, ist die beste Einleitung für das Ganze. Hierauf die Kupfer zu Sect. I. Pl. 2-18. Nämlich Pl. 2. Allgemeiner Plan der Ruinen von Medinat-Abu, und seinen Umgebungen. Pl. 3. Ansicht des Tempels und Pavillons, von der Nordseite. Pl. 4. Plan und Durchschnitt des Tempels und der Propyläen. Pl. 5. Erhebung und Capitale der Propyläen; Capitale der Säulen. Pl. 6. Durchschnitt des Hofes und Peristyls des Pallastes. Pl. 7. Das Detail einer Pilaster-Caryatide und einer Säule aus dem Peristyl. Pl. 8. Basreliefs auf den Mauern des Pallastes. Darstellung einzelner Figuren, theils Krieger, theils Priester und Soldaten. Pl. 9. Basreliefs auf der Aussen Seite des Pallastes nach Norden. Dieses Relief enthält zuerst die Darstellung einer Löwenjagd. Dann eine Procession, in der die Hauptperson mit einer Löwenhaut umgürtet ist. Pl. 10. Die schön oben beschriebene Seeschlacht. Einzelne Köpfe des Tableaus nach einem größern Maßstabe. Pl. 11. Triumphzug an der nördlichen Seite der Gallerie des Peristyls. Pl. 12. Ein colorirtes Blatt. Die Gefangnen werden dem Sieger vorgeführt. Vor ihnen ein Haufen abgehauener Hände und Schamtheile. Die sehr lebhaften Farben sind nach der ausdrücklichen Versicherung auf das Kreinste nachgebildet. Pl. 13. Basreliefs aus derselben Gallerie. Zuerst eine Einweihung; in vier Scenen. Ferner Processionen. Pl. 14. Innere Ansicht des Peristyls des Pallastes. Eine perspectivische Darstellung, wie dieß prächtige Peristyl, als es wirklich ganz war, ausgesehen haben muß. Pl. 15. Ansicht des Pavillons von der Nordseite. Eins der großen Blätter. Pl. 16. Plan, Erhebung, Durchschnitt und Details der Basreliefs des Pavillons.

Pl. 17. Durchschnitt der zweyten Etage des Pavillons. Pl. 18. Plan, Erhebung und Durchschnitt zweyer Tempel, an der S. O. und S. Seite der Rennbahn.

Sect. II. Beschreibung der Colossen in der Ebene von Theben und der sie umgebenden Ruinen; nebst Untersuchung über das Gebäude wozu sie gehörten. Der Theil der Ebene zwischen den Monumenten von Medinat-Abu und dem Pallast des Osymandyas, meist von einem Acacien-Walde eingenommen, enthält eine Anzahl Colosse (man zählt noch jetzt ihrer 17, und leicht mögen ihrer weit mehrere gewesen seyn), die hier zerstreut theils aufgerichtet, theils ganz, theils halb umgestürzt stehen. Unter ihnen zuerst zwey stehend, jetzt Tâma und Châma genannt; von denen der erste, nach den an seinen Beinen befindlichen Inschriften, der durch den Ton, den er bey Aufgang der Sonne zuweilen hören ließ, schon im Alterthum so berühmte Coloss des Memnon war. Norden und andere wollten dafür einen Coloss in dem Tempel des Osymandyas halten; allein die Verfasser bestätigen die gewöhnliche Meinung. Wir glauben mit Recht. Sie knüpfen daran aber die Idee, daß hier ein unermessliches Gebäude gestanden habe, zu denen alle jene Colosse gehörten; das eigentliche Memnonium, von Strabo so genannt; ein Nahmen den man mit Unrecht gewöhnlich auf den Pallast des Osymandyas, auch wohl auf den von Medinat-Abu übertragen hat. Sie bestätigen diese Idee theils aus Stellen der Alten, die beweisen, daß die Statue des Memnon in einem Gebäude gestanden habe; theils aus noch vorhandenen, wenn gleich sparsamen, Ueberresten eines solchen Gebäudes. Man kann diese Idee wohl nicht anders als höchst wahrscheinlich finden; denn eine Anzahl Colossen ohne Ordnung und ohne Gebäude hinzustellen, ist ganz gegen

**Aegyptische Sitte.** Die Höhe des Colosses des Memnons, so wie des andern daneben stehenden ist 48 Fuß. Beide sind aus Sandstein, der durch die Länge der Zeit schwarz geworden ist. Die Untersuchung dieser Colosse führte zugleich zu der, über die allmähliche Erhöhung des Bodens in der Ebene von Theben, die zugleich durch Stellen der Alten und durch die That bewiesen wird. Genauere Untersuchung über die Statue des Memnon, und über den Ton, den er von sich gab. Alles kommt auf Vermuthungen hinaus. Merkwürdig ist es, daß die Französischen Künstler, wie sie mit ihren Nahmen bezeugen, in einer andern Gegend mitten unter großen Granitblöcken bey Aufgang der Sonne einen ähnlichen Ton hörten. Kann die schnelle Veränderung der Temperatur der Luft und ihre Wirkung auf die Steine diese hervorbringen? — Die Inschriften an der Statue des Memnon sind copirt und erläutert.

**Sect. III. Beschreibung des Pallastes und Grabmahls des Olymandyas;** sonst häufig Memnonium genannt. Etwa 325 Toisen N. W. von den großen Colossen finden sich diese prächtigen Ruinen. Daß sie von dem Gebäude sind, welches bey den Alten das Grabmahl des Olymandyas heißt, ist unsers Erachtens nicht zu bezweifeln; die Verfasser die dieß dargethan haben, hätten es daher dennoch aus Gefälligkeit nicht zugleich mit dem Nahmen des Pallastes des Memnon bezeichnen sollen. Memnon, oder wie er bey den Aegyptern heißt Amenophis, darf nicht mit Olymandyas verwechselt werden. Dieß Gebäude war kein Tempel, sondern ein weitläufiger Pallast, der zugleich auch ein Grabmahl enthielt. Viel steht von der vordern Hälfte, die hintere ist meist zerstört. Der große Pylon der den Eingang bildet ist mit Sculpturen verziert, die

Schlachten und Siegsaufzüge darstellen. In dem Säulenhofe, zu dem er führt, steht einer der größten und schönsten Colosse aus rosenfarbnem Granit von Syene; wo man noch den Steinbruch sieht, aus dem er gehauen ward, über zwey Millionen Pfund an Gewicht, der 45 Pleus weit her transportirt wurde. Die Wände des großen Säulenhofes, dem zu Medinat-Abu ähnlich, stellen gleichfalls kriegerische Scenen dar. Eine Schlacht zu beiden Seiten eines Stroms; so wie der Angriff einer Citadelle. Es ist besonders hier, wo man die Form und die Schönheit der Aegyptischen Kriegswagen beurtheilen kann. Auch in der großen Säulenhalle, oder Saal, sieht man ähnliche Scenen an den Mauern dargestellt. Aber auch darneben wiederum Opfer und Hieroglyphen-Inschriften. Auf die Beschreibung dieses Monuments folgt seine Vergleichung mit den Nachrichten des Diodor, um darzutun, daß es der Pallast des Osymandyas sey.

Sect. IV. Beschreibung des westlichen Tempels, oder des Tempels der Isis. Dieser Tempel steht etwa 300 Toisen S. W. von dem vorigen. Es ist ein kleiner Tempel, der aber ganz mit Sculpturen von hoher Vollendung und den schönsten Farben bedeckt ist. Unter den Vorstellungen ist besonders ein Todtengericht merkwürdig; ganz so, wie man es oft auf den Mumien sieht. Es findet sich in dem innern Heiligthum, das also wahrscheinlich zum Begräbniß bestimmt war.

Sect. V. Beschreibung der Ruinen im N. von dem Grabe des Osymandyas. Etwa 100 Toisen von diesem Gebäude sieht man eine Reihe von Haufen von Trümmern, die man bey einer genauern Untersuchung bald für die Ueberreste einer Gallerie oder Allee von Sphinxen erkannte, welche zu großen Gebäuden, führte, wovon noch einige Ueberbleibsel

vorhanden sind. Jene Allee hatte über 70 Toifen in der Länge, und  $6\frac{1}{2}$  Toifen in der Breite. Die Sphinxen standen in derselben nur 6 bis 7 Fuß von einander; es müssen über 200 Sphinxen gewesen seyn; jeder 12 Fuß in der Länge. Wie außerordentlich auch schon dieses den Lesern scheinen mag, werden wir doch unten bey Karnak noch größere Anlagen dieser Art kennen lernen. Von den Gebäuden sind nur noch zu wenig Ueberreste vorhanden, als daß man über ihre Bestimmung etwas sagen könnte.

Kupfer zu Sect. II. III. IV. V. Memnonium. Feld und Colosse, Pallast und Tempel des Osymandyas. Pl. 19 - 39. Zuerst Pl. 19. Topographischer Plan von dem Pallast des Osymandyas, den Colossen und den sie umgebenden Ruinen. Pl. 20. Ansicht zweyer Colosse, des südlichen und nördlichen; von dem der letztere der des Memnon ist, mit den Inschriften die dieß bezeugen. Pl. 21. Details des südlichen Colosses; Ansicht desselben im Profil, en Face, und von hinten. Pl. 22. Details des Colosses des Memnon. So wie das vorige. Außerdem noch mehr Details über die Basreliefs an demselben. Pl. 23. Allgemeine Ansicht des Grabmahls des Osymandyas, und eines Theils der Ebene von Theben an der N. W. Seite. Dieses und die drey folgenden Blätter gehören mit zu denen von dem größten Format. Pl. 24. Allgemeine Ansicht des Pallastes und Grabmahls des Osymandyas von der S. W. Seite. Pl. 25. Ansicht des Peristyls und der Trümmern der colossalen Statue von der Westseite. Pl. 26. Ansicht desselben Gebäudes, und eines Theils der Libyschen Bergkette von der N. O. Seite. Pl. 17. Plan und Durchschnitt des Grabmahls des Osymandyas. Pl. 28. Längen-Durchschnitt dieses Gebäudes. Pl. 29. Quer-Durchschnitt des Peristyls und des Säulensaales. Pl. 30. Details der Capitäle

und der Caryatiden = Pilaster. Pl. 31. Reliefs aus dem Säulensaal. Es sind drey verschiedene Reliefs. Das erste stellt die Bestürmung einer Feste vor, die wie es scheint vergeblich vertheidigt wird. Das zweyte, eine Audienz, die der König auf seinem Thron sitzend erteilt. Das dritte, einen Kriegswagen, der drey Krieger trägt. Pl. 32. Details von Kriegswagen. Ueberreste der Statue des Osymandyas. Pl. 33. Plan und Durchschnitt des Grabes des Osymandyas, nach Diodor von Sicilien wieder hergestellt. Pl. 34. Plan, Durchschnitt und Capitäle des westlichen Tempels. Pl. 35. Basreliefs aus demselben, besonders ein Todtengericht. Pl. 36. Pilaster und Reliefs; Opfer. Pl. 37. Perspective Ansicht des Innern des westlichen Tempels; colorirt. Eins der großen und prächtigsten Blätter. Pl. 38. Topographischer Plan der Monumente nördlich von dem Tempel des Osymandyas. Pl. 39. Plan und Durchschnitt des Grottenpallastes oder Synchron.

Sect. VI. Beschreibung der Ruinen von Kur-nah. Sie sind die nördlichsten an der Westseite des Nils, und liegen gleichfalls auf einer Erhöhung fast am Fuß der Libyschen Bergkette. Der Nil ist 550 Loisen von ihnen entfernt. Sie können an Größe und Pracht keineswegs mit den übrigen verglichen werden; aber sie haben doch auch ihre Merkwürdigkeiten. Man sieht hier keine Sphinxen, Colosse, Pylonen; auch die ganze innere Einrichtung ist verschieden von denen wie man sie in den andern großen Gebäuden findet. Es war gewiß so wenig ein Tempel, als es mit jenen Reichspalästen von Medinat-Abu und Karnak verglichen werden kann. Aber es war auch eben so wenig die Wohnung eines Privatmanns; dazu ist es doch viel zu groß und reich. Mag es also der Pallast eines Großen, oder vielleicht ein Lustschloß des Herrschers gewesen seyn;

immer ist es wichtig auch ein Gebäude dieser Art zu sehen. Das Hauptthor führt in einen mit Säulen umgebenen Vorhof. In der Mauer die dem großen Eingange gegenüber ist, sind fünf Thore von ungleicher Größe, durch die man in zwey große Säle und mehrere Gemächer tritt. Das Ganze aber zerfällt in drey verschiedene Partien, die als unabhängig von einander angesehen werden können. Von Bildwerken an den Mauern wird hier nichts erwähnt. Auch darin steht also dieses Gebäude, von dem frühere Reisende keine Kunde gegeben haben, hinter den andern zurück.

Kupfer zu Sect. VI. Kurnah. Pl. 40. Topographischer Plan der Ruinen und ihrer Umgebungen. Pl. 41. Plan und Durchschnitt des Pallastes. Einzelne Capitäle. Auch wieder eins der Blätter vom größten Format. Pl. 42. Erhebung und Längen; Durchschnitt des Pallastes. Pl. 43. Perspektivische Ansicht des Pallastes mit einer ankommenden Caravane.

Sect. VII. Von der Westseite des Stroms gehen wir jetzt nach der Ostseite hinüber. Wenn man hier von S. nach N. geht, so sind die Ruinen von Luxor die ersten, welche sich dem Auge darstellen. Man findet sich, wenn man hier landet, in einem Walde von Säulen, die 18 bis 30 Fuß im Umkreise haben; sowohl Geist als Auge werden zuerst ermüdet; es bedarf Zeit ehe man sich sammlet, und mit einiger Ruhe betrachten kann; wosern diese sonst vor den räuberischen Bewohnern des Dorfes zu erhalten steht. Das Dorf Luxor steht jetzt in dem großen Pallast, und trägt neben der Erhöhung des Bodens nicht wenig dazu bey, die Architectur desselben zu verdecken. Die Gebäude von Luxor stehen unmittelbar am Nil; um sie vor dem Flusse zu schützen, haben die Aegypter einen Damm oder Quai aus

Sandsteinblöcken, aus denen auch der Pallast erbaut ist, 200 Fuß lang gezogen; der dann noch durch einen Damm von Backsteinen verlängert wurde. Er hat der Gewalt des Stroms widerstanden, und ist noch wenig beschädigt. Der Pallast von Luror imponirt am meisten durch seinen prächtigen Eingang. Vor demselben stehen die beiden schönsten Obeliske aus rothem Granit von Syene. Hinter ihnen zwey Colosse. Dann folgt der Pylon mit dem Hauptthor von 51 Fuß Höhe ohne die Corniche. Die Mauern sind mit Bildwerken geziert, die Schlachtskizzen, Wagengefechte, ein Lager mit Gezelten, Triumphzüge mit Gefangnen u. s. w. vorstellen. Der von dem Dorfe eingenommne Säulenhof, in den man aus dem großen Pylon trat, bildete ein rechtwinkliches Viereck, jede Seite von 27 Toisen. Auch in demselben scheinen zwey Colosse gestanden zu haben; der Boden ist aber so erhöht, daß nur noch die Spitze des Kopfsizes von dem einen derselben hervortragt. Die Säulen sind von einer Ordnung, wenn man sich so ausdrücken darf, die nur in Theben gebräuchlich und sehr gewöhnlich ist; anderwärts kommt sie höchst selten vor. Sie sind bis 30 Fuß von dem Boden bedeckt; um desto bequemer konnte man ihre Capitäle untersuchen. Durch den zweyten Pylon tritt man in eine Vorhalle, und aus dieser in einen Säulensaal, der einer der größten und prächtigsten gewesen seyn muß. In einem zweyten Säulensaal findet man einen kleinern, dessen Mauern, die einzigen dieser Art in dem Pallaste, ganz von Granit sind. Der Platfond und die Mauern dieses Saals sind mit Sculpturen geziert, die mit den lebendigsten Farben, besonders zeichnet das Blau sich aus, überzogen sind. Hinter diesem Saal läuft eine Gallerie her, die Gemächer zur Seite hat, welche zu Wohnungen dienen. Die Gebäude von Luror überhaupt bilden drey verschiedene Abtheilungen, die



1728 G. g. N. 172. u. 173. St., den 27. Oct. 1814.

auch verschiedene Axen haben, und zu ganz verschiedenen Zeiten gebauet scheinen. Der Granitsaal mit den ihn umgebenden Gemächern war wahrscheinlich die älteste Anlage. Ein späterer König ließ die große Colonnade davor bauen; und noch ein späterer prachtliebender Herrscher den großen Säulenhof mit den Pylonen und Obeliskten und Colossen, die den Eingang zieren. — Eine Viertelmeile südlich von Luxor sieht man die Ueberreste der Einfassung der kleinern Rennbahn, die jedoch auch 872 Toisen lang ist.

Kupfer zu Sect. VII. Planches Vol. III. **Luxor**  
Pl. 1 - 15 Pl. 1. Topographischer Plan der Ruinen.  
Pl. 2. Allgemeine Ansicht von einer Insel den Ruinen gegen über. Dieses und die drei nächsten Blätter gehören zu denen vom größten Format. Pl. 3. Ansicht des Einganges des Pallastes mit den beiden Obeliskten und Colossen. Pl. 4. Besondere Ansicht des Pallastes von der Südseite. Pl. 5. Plan und Längen-Durchschnitt des Pallastes. Pl. 6. Façade des Pallastes mit den Obeliskten und Colossen, und den Reliefs die ein Wagengefecht vorstellen. Ein prächtiges Blatt! Pl. 7. 8. Längen-Durchschnitt des Pallastes. Pl. 9. 10. Quer-Durchschnitt, und andere Details von Säulen u. s. w. Pl. 11. Der östliche Obelisk von drei Seiten. Pl. 12. Der westliche Obelisk gleichfalls. Pl. 13. Details des östlichen und westlichen Colosses vor dem Eingange. Pl. 14. Reliefs. Es sind ihrer sechs. Einige stellen Opfer und religiöse Gebräuche vor. Eins, zwei Helden auf einem Kriegswagen. Eins derselben aber scheint wieder eine Einweihung zu seyn. Der Einzweihende kniet vor dem Priester. Sie sind in verschiedenen Theilen des Pallastes copirt. Pl. 15. Basen, die auf den Mauern des Pallastes abgebildet sind.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. Stück.

Den 29. October 1814.

**Paris.**

In den Antiquités der Description de l'Egypte, enthält Sect. VIII. Beschreibung des Pallastes, der Propyläen, des Tempels und anderer Ruinen von Karnak. Einer der ausführlichsten Abschnitte; wegen des großen Reichthums der Materialien. Die Monumente von Karnak liegen etwa 1000 Toisen nördlich von Luxor, aber nicht unmittelbar am Fluß, sondern etwa 400 Toisen davon entfernt; in einer weiten Ebne, die von dem Fluß bis zu der Arabischen Bergkette fast zwey Lieus breit ist, und zwar auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung. Man brauchte  $1\frac{1}{2}$  Stunden um sie im Schritt zu umreiten. Man mag sie wohl die größten und prächtigsten nennen, die das alte Theben aufzuweisen hat. Der große Pallast ist es, der hier zuerst die Augen auf sich zieht. Eine Avenue von Sphinx-Colossen führte zu dem großen Pylon der den Eingang bildet, jedoch nie ganz vollendet gewesen zu seyn scheint. Der große Säulenhof, der auf ihn folgt, ist 52 Toisen breit und 42 tief. Die Säulen haben eine Höhe von 46 Fuß. Sonderbar

E (8)

ist es, daß in diesen Säulenhof herein ein kleiner Tempel mit seinem Vordertheile gebaut ist, der den Eindruck des Ganzen einigermaßen löhrt, und den man für eine Capelle der Könige zu täglicher Verrichtung ihrer Andacht halten möchte. Um dem Leser eine sinnliche Idee von der Größe dieser Anlage zu geben, wollen wir nur etwas von dem großen Säulensaal oder der Säulenhalle sagen, in welchen man durch einen zweiten Pylon und ein Vestibul gelangt. Er ist 25 Toisen breit und 50 lang; sein Areal beträgt 147000 Quadratfuß. Nicht weniger als 134 Säulen, jede von 65 Fuß Höhe, tragen die Decke, die aus ungeheuren Steinblöcken besteht. Ihre Schäfte sind von unten bis oben mit Sculpturen bedeckt. Sie stehen noch alle auf ihrem Platz; nur einige haben sich etwas gesenkt. In diesem größten aller bekannten Säle, (die ganze Kirche Notre Dame zu Paris würde darin stehen können,) hat, scheint es, die Aegyptische Baukunst sich in ihrer höchsten Majestät zeigen wollen. Weiterhin folgen Säle und Zimmer ganz aus Granit. Und hier war es, wo die Französischen Künstler beim Sonnenaufgang den oben erwähnten Ton hörten. Auch hier sieht man in den zahlreichen Sculpturen wieder eine Initiation. Die äußern Mauern des Pallastes sind auch mit kriegerischen Scenen bedeckt. In der Nähe, südlich von dem Pallast, steht der große Tempel, der alte Tempel des Jupiter Ammon. Ein prächtiges, in keinen Pylon eingeschlossenes, sondern ganz frey stehendes Thor führt durch eine Gallerie von Widder-Colossen zu dem großen Pylon, der den Eingang bildet. Durch eine solche Gallerie, die sich in der Nähe von Karnak in mehrere spaltet, war aber selbst Luror, ungeachtet der Entfernung von 1000 Toisen, mit Karnak verbunden. Der Tempel selbst erscheint als einer der

ältesten, besonders wenn man ihn mit einem andern benachbarten kleinern Tempel vergleicht. Und doch zeigte sich bey eben diesem Tempel, daß auch er wieder aus Bruchstücken älterer zum Theil gebauet sey! Jener kleinere Tempel scheint ein Typhonium zu seyn. — Nach der Beschreibung vergleichen die Verfasser diese Gebäude mit den Nachrichten des Diodors, um zu beweisen, daß der Tempel den Diobor den ältesten und größten nennt, indem er ihm 13 Stadien in Umfang gibt, der große Tempel von Karnak sey. Sie glauben darthun zu können, daß jenes Maß zutreffe: eine Untersuchung, die immer ihre Schwierigkeiten haben muß, da nicht nur so vieles zerstöhret ist, sondern bey der Menge der Anlagen es selbst schwer ist genau zu bestimmen, was noch zum Tempel gehöre oder nicht. Hierauf wird noch die Vergleichung mit Strabo angestellt, wo die Uebereinstimmung am wenigsten zu verkennen ist. Zuletzt werden diese Denkmähler mit denen der Griechen und anderer verglichen. “Als wir, sagen die Verfasser, nach einem achtmonathlichen Aufenthalt unter den Alterthümern von Oberägypten zuerst wieder Griechische Architectur erblickten, können wir kaum den unangenehmen Eindruck schildern, den sie auf uns machte. Die zierlichen Corinthischen Säulen schienen uns mager und ohne Festigkeit. Ihre Capitäle, so reich, und mit Recht so bewundert, schienen uns eine Verwicklung ohne Grund. Wir bedurften erst einige Zeit um zu unsern alten Gewohnheiten und unserm frühern Geschmack wieder zurückzukehren. Die Griechische Architectur hat die größte Eleganz und Schönheit der Verhältnisse; die Aegyptische eine edle Einfachheit, nicht ohne Eleganz, und eine Größe, die den Geist erfüllt.”

Sect. IX. Beschreibung der Ruinen von Medinet Amuth. Diese Ruinen sind die nördlichsten an der

Offseite; sie liegen in der Nähe der Arabischen Bergkette. Sie sind merkwürdig durch ihre Lage; sonst möchte es vergeblich seyn bestimmen zu wollen, ob sie ein Tempel oder ein anderes Gebäude ausmachten.

Dies ist eine Uebersicht der noch vorhandenen Denkmähler des alten Thebens, in so fern sie über der Erde sich finden. Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Denkmähler halb, und mehr wie halb verschüttet sind, und daß der Boden sich 15 bis 20 Fuß erhöht hat, so schließt man leicht auf die zahllosen Kunstschätze, die er noch in sich verschließen muß. Wenn aber die Phantastie sich in jene Zeiten versetzt, wo alle diese Monumente noch in ihrer Vollendung dastanden; wenn sie das ergänzt, was wir nach sichern Spuren jetzt ergänzen können; wenn sie das Alles durch das lebendige Spiel der Farben belebt, womit sie prangten, und dann den Anblick sich denkt, den von der Höhe der Libyschen Bergkette am Ende der unermesslichen Wüste diese Welt der Wunder menschlicher Kunst und Größe, den prächtigen Strom in ihrer Mitte, dem Wanderer darbot, so versucht sie es umsonst, sich das Erstaunen zu vergegenwärtigen, das ihn ergreifen mußte!

Kupfer zu Sect. VIII. IX. Pl. 16—67. Pl. 16. Topographischer Plan der Ruinen. Pl. 17. Allgemeine Ansicht der Ruinen des Pallastes von der N. W. Seite. Pl. 18. Ansicht der Ruinen des großen Säulensaals und der Gemächer von Granit. Diese beiden Blätter sind von dem größten Format. Pl. 19. Ansicht des Pallastes im Innern des Hofes. Pl. 20. Ansicht eines Colosses am Eingange des großen Säulensaals. Pl. 21. Plan und allgemeiner Durchschnitt des Pallastes. Pl. 22. 23. 24. Längen-Durchschnitt des Pallastes. Pl. 25. Innere Ansicht des großen Tempels von Süden. Pl. 26. 27. 28. Quer-

durchschnitt der einzelnen Theile des Pallasfes. Pl. 29. Ansicht und Details der Sphinx-Colosse, durch welche die großen Alleen gebildet werden. Pl. 30. Details der Carnatiden, Pilaster und der Säulen. Pl. 31. Ansichten eines Granitblocks mit Figuren. Pl. 32. Reliefs in dem Innern des Säulensaals und der äußern Mauern des Pallasfes. Das eine stellt zwey Reihen gebundener Gefangne vor, die der König dem Gotte darbringt. Das andere: die Procession mit dem heiligen Schiff. Pl. 33. Reliefs; das eine aus dem großen Säulensaal, es stellt auch die Procession mit der heil. Barke vor; das andere an der äußern Mauer: ein großer Aufzug von Kriegsgefangnen, 240 Figuren, welche der Gottheit dargebracht werden. Eins der Blätter im größten Format. Pl. 34. Ein colorirtes Blatt. Verschiedene Basreliefs. Einige scheinen auch Einweihungen darzustellen, und zwar in vier Tableaus. Dann wiederum Processionen mit dem heil. Schiff. Pl. 35. 36. 37. Reliefs die sich sämtlich auf den Cultus beziehen. Pl. 38. Hieroglyphen. Darstellung eines Aegyptischen Kriegers auf seinem Wagen, wie er eine Menge Feinde erlegt. Pl. 39. Ein aufgeschirrtes Kriegsgroß. Ein Gefecht zu Fuße. Pl. 40. Kriegerische Scenen. Die Feinde kommen aus einem Walde heraus und ergeben sich dem König. Ein Gefecht. Der König erlegt fliehende Krieger, die auf einen Felsen flüchten. Pl. 41. Perspektivische Ansicht des Pallasfes im Innern des Hofes an der Westseite. Dieses, wie die beiden folgenden Blätter gehören zu denen von dem größten Format. Pl. 42. Dieselbe Ansicht von der Ostseite. Pl. 43. Allgemeine Ansicht und Ruinen des Pallasfes von der N. O. Seite. Pl. 44. Ansicht der Propyläen von der Südseite. Pl. 45. Ansicht zweyer Colosse vor den Propyläen, und Bruchstücke derselben.

Pl. 46. Ansicht und Detail der Sphinx vor den Propyläen welche hier die Allee bildeten. Sie haben Widderköpfe mit Löwenleibern. Pl. 47. Innere Verzierungen des Granit-Thors der Propyläen. Religiöse Gegenstände. Pl. 48. Statuen aus schwarzem Granit, und ein Coloss; meist mit Thierköpfen. Pl. 49. Ansicht des Thors und der südlichen Tempel. Eins der Blätter im größten Format. Pl. 50. Plan und Plafond des Südthors. Pl. 51. Perspective Ansicht des Südthors. Eins der größten und prachtvollsten Blätter. Die Künstler haben diese Ansicht gegeben wie sie einst gewesen seyn muß, und sie belebt, indem sie eine Darstellung des Auszugs eines Aegyptischen Heers, von dem Könige geführt, hinzufügten. Die Wirkung, welche der Anblick des gewaltigen ganz frey stehenden Thors, und die Allee der Widdercolosse vor demselben macht, ist schwer zu beschreiben. Pl. 52. Durchschnitt des Südthors. Pl. 53. Durchschnitt, Detail und innere Basreliefs des Südthors. Die Reliefs dieses Thors sind alle religiöser Art, Gaben, Opfer ic. und beziehen sich meist auf den Ammon. Pl. 54. Innere Ansicht und Plan des großen Südtempels, oder des alten Tempels des Ammon. Der halb verschüttete Tempel ist nach der gewöhnlichen Aegyptischen Art mit seinen Pylonen, Höfen ic. eingerichtet. Zwischen dem vorher erwähnten Thor und dem Pylon war die Allee der Widdercolosse, wovon noch zwey vorhanden sind. Pl. 55. Längen- und Querdurchschnitte des Tempels. Pl. 56. Details über die Widdercolosse. Pl. 57. Inschriften auf den Terrassen des großen Südtempels. Diese Inschriften schienen zum Theil Buchstabenschrift zu seyn. — Ein merkwürdiges Relief, den Eingang eines Pallastes oder Tempels vorstellend, der mit hohen Mastbäumen oder Flaggestöcken verziert ist,

wovon man die Spuren auch an den noch stehenden Pylonen gefunden hat. Die Wirkung, welche diese Art von Verzierungen, die vielleicht nur an großen Festen gebraucht wurden, machten, mußte höchst auffallend seyn. Pl. 58. Plan, Erhebung und Durchschnitt des kleinen Südtempels. Pl. 59. Ein Theil des Längen-Durchschnitts dieses Tempels, mit seinen innern Verzierungen. Pl. 60. Das äußere Thor dieses Tempels, und Reliefs an demselben. Pl. 61. Innere Fagade und Reliefs dieses Tempels. Pl. 62. Details der Architectur und Reliefs aus demselben. Pl. 63. Quer-Durchschnitt eben dieses Tempels. Pl. 64. Allegorisches Basrelief aus diesem Tempel. Eine auf einem Sopha liegende männliche Figur, der Gaben dargebracht werden. Die Erklärer glauben darin den Nil zu sehen. Pl. 65. Säulen und Basen aus verschiedenen Gebäuden. Pl. 66. Gleichfalls. Pl. 67. Figuren und Basreliefs aus verschiednen Gebäuden. Meist Köpfe mit verschiedenem Puge. Einer derselben scheint eine Peruque zu seyn.

*Med: Amuth.* Pl. 68. Topographischer Plan der Ruinen. Plan und Erhebung des Porticus. Pl. 69. Sammlung von hieroglyphischen Legenden aus verschiednen Gebäuden.

*Sect. X. par Mr. Fomard.* Nach den Anlagen über der Erde, bleiben die, nicht weniger merkwürdigen, unter der Erde übrig, mit dem allgemeinen Nahmen Hypogées von den Franzosen genannt. Sie zerfallen in die beiden Classen: Grabmähler von Privatpersonen, und Gräber der Könige. Alle, ohne Ausnahme, finden sich an der Westseite des Stroms in der Libyschen Bergkette, die hier, sehr steil, 3 – 400 Fuß hoch, aus Kalkstein besteht, Gar keine in der Arabischen, wo die Beschaffenheit und Härte der Steinart dergleichen anzulegen ent-



weder gar nicht erlaubte, oder doch zu sehr erschwerte. Auch mochten leicht religiöse Ideen dabei zum Grunde liegen. Das Aegyptische Todtenreich hatte kein bestimmtes Local. Alle sind Werke der Kunst. Es gibt in dieser Gegend in keiner der beiden Bergketten natürliche Hölen, so viel bekannt ist. Herr Jomard, der Verfasser dieses Abschnitts, ist in der Beschreibung der Privat-Gräber sehr genau und ausführlich gewesen. Es ist einer der längsten. Wir können nur die Hauptideen daraus geben. Wenn man bedenkt, daß die Gräber einer der volkreichsten Hauptstädte der alten Welt sind, so wird ihre Menge keine Vermunderung erregen können. Sie dehnen sich in mehreren Reihen über einander ein paar Meis lang aus. Sie bestehen aus Gängen, Zimmern, Sälen, die so mit Mumien angefüllt sind, daß die Trümmer derselben oft das Gehen erschweren. Nicht ohne Gefahr sich in ihnen zu verirren, oder in die Brunnen hinabzujürzen, welche sich, als Behältnisse der Mumien, in ihnen finden, dringt man in sie hinein. Aber das was diese Grotten für uns am wichtigsten macht, sind theils ihre Verzierungen, und theils die Gegenstände, die man darin findet. Die Verzierungen sind meist Fresco-Mahlereyen auf einem Mörtel mit dem man die Wände überzogen hat. Nur im Hintergrunde der Grotten findet man hin und wieder Sculpturen; gewöhnlich eine sitzende männliche Figur mit einer oder zwey weiblichen zur Seite, welche ohne Zweifel die Eigenthümer der Grotte darstellen. Die Mahlereyen enthalten meistens häusliche Scenen. Das gewöhnlichste war wohl, daß die Lebensart und Beschäftigung des Eigenthümers darin abgebildet wurde. Also Geschäfte des Ackerbaues, des Handels, Handwerke. Ferner Gastmähler, Hausthiere ic. Man sieht

deutlich die verschiedenen Costumes; nicht weniger die Geräthschaften, Vasen, Sitze u. s. w. Die Abbildungen sind mit der größten Sorgfalt gemacht, und doch können sie nur bey Licht gemacht und gesehen seyn! — Zu den darin gefundenen Gegenständen gehören nun vor Allem die Mumien; über welche hier daher ausführlich gehandelt wird; wie auch über die Stoffe in die sie gewickelt sind. Daß beides, Linnen und Baumwolle, dazu gebraucht worden, ist nicht zu bezweifeln. Nach den Menschen-Mumien über die Thier-Mumien. Ueber die in den Hypogeen gefundenen Alterthümer. Unter diesen stehen nun die Manuscripte unstreitig oben an. Man hat ihrer mehrere unversehrt in den Mumien gefunden. Sie sind alle auf Papyrus geschrieben, theils in Hieroglyphen, theils in alphabetischer Schrift. Sie scheinen mit Federn aus Rohr geschrieben zu seyn, deren man sich noch jetzt im Orient bedient. Jedes Manuscript bildet eine längere oder kürzere Rolle, (die längste von 28 Fuß). Man wickelte sie ohne Schaden ab, indem man erst den Papyrus mit nassen Linnen benetzte, dann eine sehr feine Gaze bey schmalen Streifen aufsteimte, und so allmählig abrollte. Die Verfahrensart ist S. 362 genau beschrieben. Die Arbeit gelang vollkommen, ganz anders wie bey den Rollen von Herculenum! — Außer diesen Rollen hat man auch Backsteine mit Schrift, nämlich mit Hieroglyphen, gefunden. Dieß Alles gibt dem Verf. Stoff zu Untersuchungen und Vermuthungen, wie er sie selber nennt, über die Schreibkunst bey den Aegyptern; die Materialien dazu; die Alphabete, und die hieroglyphischen Zeichen.

Kupfer zu Sect. X. Vol. II. Pl. 44 - 91. Pl. 44. Malereyen und colorirte Basreliefs. Unter diesen eine Harfenspielerinn und ein Citterspieler. Pl. 45.

Mehrerley Sculpturen und Bruchstücke aus den Hypogeen des Memnonium. Pl. 46. Gleichfalls. Unter andern die Gestalt eines jungen Menschen, der sich bückt und im Schreiben begriffen ist. Er hält in der einen Hand die Feder, in der andern die Rolle. Ferner, das Geschäft des Abwägens. Die Wagschale ist wie die unsrige. Pl. 47. Bruchstücke von Figuren in Stein und gemahltem Holze. Dieses und das folgende Blatt sind colorirt. Pl. 48. Gleichfalls. Der Arm einer Mumie von einer jungen Person, vollkommen erhalten. Pl. 49. Profil und Façe eines männlichen Mumienkopfs. Pl. 50. Profil und Façe eines weiblichen Mumienkopfs. Pl. 51. Mumie einer Frau; einer Kaze und andrer Säugethiere. Pl. 52. Mumien von Ibsissen und Chafals. Pl. 53. Mumien von Vögeln. Pl. 54. Gleichfalls; nebst Skeletten von Mumien. Die Mumien der Ibsissen und Falken (oder Sperber) sind zum Theil ganz erhalten. Man findet sie so nur zu Theben; die zu Saccara, bey dem alten Memphis, haben ein ganz anderes Ansehen. Die Art des Einwickelns läßt sich hier vollkommen erkennen. Daß der Vogel, vorzugsweise der heilige Vogel bey den Aegyptern, den man den Sperber nannte, nicht dieser, sondern der Falke sey, ist klar aus einer vollkommen erhaltenen Mumie desselben. Pl. 55. Mumien eines Crocodils, (nämlich eines Bildes oder Puppe desselben,) einer Schlange und eines Hundes. Pl. 56. Mahlereyen von Mumienhüllen, und verschiedene Bruchstücke, in gemahltem Stein, Holze und Bronze. Pl. 57. Gleichfalls. Pl. 58. Mahlereyen von Mumienhüllen. Ein colorirtes Blatt. Die Pracht und der Glanz der Farben ist in dem Kupfer bewundernswürdig wiedergegeben. Pl. 59. Gleichfalls.

Von hier Pl. 60–76 folgen nun die in den Mumien gefundenen Manuscripte auf Papyrus. Alle

diese Tafeln sind von dem größten Format. Pl. 60. Manuscript in Cursivschrift mit Malereien in der Mitte. Pl. 61. 62. 63. 64. 65. Ein Manuscript auf Papyrus mit Cursivschrift. Es ist bis auf das letzte gut erhalten. Es ist eins der größten. Seine Länge beträgt 11 Fuß  $8\frac{1}{2}$  Zoll. Die Schrift enthält 25 Columnen. Pl. 66. 67. 68. 69. 70. 71. Eben so viele einzelne Manuscripte auf Papyrus in Cursivschrift. Sie werden in den Mumien gefunden, welche sie häufig unter dem Arme halten, und ihr Abwickeln, auf die oben beschriebene Weise, hat keine große Schwierigkeiten. Pl. 72. 73. 74. 75. Das große Manuscript mit Hieroglyphen geschrieben. Es hat 28 Fuß Länge. Man hat das Ganze auf vier Tafeln abgebildet, die daher auch das größte Format in dem ganzen Wert haben. Es ist zugleich das größte und das am besten erhaltene. Also eins der köstlichsten Ueberbleibsel des Alterthums. Diese Blätter sind zugleich colorirt, und die Farben nach der Versicherung der Verfasser, so wie die kleinen Risse in dem Papyrus, auf das treueste wiedergegeben. Ein Tableau auf derselben Pl. 73 stellt die Arbeiten des Ackerbaues vor. Pl. 76. Idol und Bruchstücke von gemahltem Sycomorus.

Sect. XI. par Mr. Costaz. Beschreibung der Gräber der Könige. Diese merkwürdigen Denkmähler liegen gleichfalls in der Libyschen Bergkette, aber tiefer in dem Innern derselben. Eine Schlucht, die sich eine Lieu weit durch das Libysche Gebirg windet, und deren Hintergrand erst künstlich geöffnet werden mußte, führt in das schauerliche Felsen-thal, das die Gebeine der alten Beherrscher des Reichs von Theben aufnahm. Man zählt in dem Thal jetzt 11 Grotten, die zugänglich sind; eine zwölfte haben die Franzosen noch entdeckt; mehrere andere sind vor dem Eingange verschüttet. Die

Anlagen der einzelnen ist wie bey jenen Hypogeen, aber Alles nach einem großen Maßstabe. Man möchte jedes mit Recht eine Todtenresidenz nennen. Der Leichnam ruhte in dem Hauptsaal in einem großen Sarcophag; deren noch einige mehr oder weniger erhalten sind. Die Wände sind mit den prächtigsten Mahlerenen geziert, deren Farben noch jetzt in ihrem vollen Glanze prangen. Sie stellen Hof-Scenen, häusliche Scenen, Kriegs-Scenen, und was besonders auffällt auch grausame Hinrichtungen vor. Rothe Menschen schlagen schwarzen die Köpfe ab. Die hier abgebildeten Geräthschaften zeigen hohe Verfeinerung und großen Luxus. Hier sind die berühmten Harfenspieler, welche Bruce zuerst bekannt machte. Andere Vorstellungen scheinen allerdings allegorisch zu seyn, und noch andere astronomisch. Die Harfenspieler gehören zu einer religiösen Vorstellung; ein Opfer, das Gottheiten dargebracht wird. Die Instrumente, das Eine hat 21 Seiten, sind von großer Pracht und Vollendung, und zeigen daß Musik schon bey den Aegyptern cultivirt worden seyn muß. Manches erhält hier ein neues Licht, wenn man es mit dem vergleicht; was die Bibel von der Pracht von Salomo erzählt. Höchst merkwürdig sind zwey Reliefs, die einen Zug von Kriegsgefangnen darstellen; auf dem man einen Altar mit Feuer und vor demselben einen Anbeter steht; wo zugleich Kleidung und Rüstung den Perfer bezeichnen. Auch hier sieht man Landschaften und Seeschlachten, und daneben wiederum die Geschäfte des Ackerbaues abgebildet. "Als ich, sagt Herr Costaz, die Gräber der Könige besuchte, war ich mit den andern Denkmählern Thebens schon vertraut; ich glaubte nicht, daß ich noch Gegenstände finden könnte, die mir neue Empfindungen einflößten. Der erste Blick, den ich auf die Gräber der Könige

warf, reichte hin, mir meinen Irrthum zu benehmen; eine Beklemmung ergriff mich, meine Seele ward lebhaft erschüttert, und meine Neugierde bald wieder so stark wie je angefaßt."

Kupfer zu Sect. XI. Planches Vol. II. Pl. 77. Topographischer Plan von dem Ende des Thals der Gräber der Könige. Dieses und die beiden folgenden Blätter sind im größten Format. Pl. 78. Plan und Durchschnitt des vierten und des fünften Grabes der Könige. Pl. 79. Plan des dritten, vierten, zweyten und ersten Grabes der Könige. Pl. 80. Idole und Bruchstücke von Alterthümern die darin gefunden werden. Pl. 81. Gleichfalls. Pl. 82. Astronomisches Tableau gemahlt an dem Platfond des ersten Grabes an der Westseite. Ein colorirtes Blatt. Es ist, wie versichert wird, mit der größten Treue copirt, und mag also die Kenner der alten Astronomie beschäftigen. Pl. 83. Verschiedene Mahleren aus dem fünften Grabe der Könige an der Westseite. Gleichfalls colorirt. Das Hauptgemälde scheint ein Todtengericht zu seyn. Pl. 84. Basreliefs aus dem vierten und fünften Grabe der Könige. Pl. 85. Gleichfalls. Pl. 86. Verschiedene Mahleren aus dem fünften Grabe der Könige. Zum Theil sonderbare und merkwürdige Vorstellungen; schwarzen Menschen werden hier von rothen die Köpfe abgeschlagen. Andere scheinen bildlich Genealogien darzustellen. Dieses und die folgenden Blätter sind colorirt. Pl. 87. Mahleren aus demselben Grabmahle; unter andern der heilige Stier. Pl. 88. Waffen und Instrumente aus demselben Grabmahle. Pl. 89. Verschiedene Sessel, Throne, Ruhebetten von eben daher, nach denen man die Eleganz und die Pracht der Aegyptischen Meublen beurtheilen kann. Pl. 90. Tableau an dem Fond eben dieses Grabmahls aus dem Saal der

Harfen. Die untern Gemälsde stellen das Säen, Pflügen und Abmähen des Getreides dar. Das Pflügen geschieht mit einem Ochsen. Pl. 91. Dieses Blatt stellt den durch Bruce zuerst bekannt gewordenen Harfenspieler und einige andere musicalische Gegenstände dar. Der Harfenspieler sind zwey, die jeder vor einer sitzenden Figur, wahrscheinlich einer Gottheit, spielen. Die Schönheit der Formen bey den Harfen, die Pracht der Farben in den Gemächern, übertrifft jede Erwartung! Endlich Pl. 92. Vasen, Meublen und verschiedene Gegenstände, die in den Gräbern der Könige abgemahlet sind. Auch hier scheint eine Vorstellung eine Genealogie darzustellen. Eine andre das Einbalsamiren.

Auf diese Abschnitte folgt noch eine Dissertation der Hrn. Jollois und Devilliers über die Lage, den Umfang und die Geschichte des alten Thebens. Die Hauptdata über Lage und Umfang haben wir bereits zu Anfange dieser Anzeige ausgehoben; die Ursachen des außerordentlichen Glanzes von Theben suchen auch diese Gelehrte theils darin, daß hier die Hauptstadt eines großen Reichs, und zugleich der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels war. Die Geschichte ihres Verfalls bleibt nicht viel weniger im Dunkeln als die ihres Wachstums. Daß die Eroberung von Cambyfes allerdings den ersten Hauptstoß gegeben, scheint nicht zu verkennen. Der doppelte Anhang enthält erstlich eine Beschreibung der Steinbrüche, welche die Materialien für die Monumente darboten, von Hrn. de Roziere; und eine Beschreibung der in Aegypten entdeckten astronomischen Denkmähler, wovon wir die Anzeige Andern überlassen müssen. Von den zu Anfange erwähnten Memoires sind zu den Antiquités bisher nur drey erschienen: 1. Notice sur les embau-memens des anciens Egyptiens par Mr. Ronier.

2. De la Géographie comparée et de l'ancien état de côtes de la Mer rouge, considérées par rapport au commerce des Egyptiens dans les differens ages; par Mr. Roziere; eine Fortsetzung des zu den erstem Bande gelieferten Memoirs; und endlich 3. Notice sur la branche Canopique par feu Mr. Lancret.

Wir hoffen daß diese Anzeige hinreichen werde, den Lesern einen Begriff von dem Umfange, Inhalt und Wichtigkeit dieser zweiten Lieferung zu geben. Mehr als dieses kann nach dem Zweck dieser Blätter nicht erwartet werden. Daß hier gleichsam eine neue Welt, die wir bisher nur in zweifelhafter Dämmerung sahen, in ein helles Licht gesetzt ist; daß ein unermessliches Feld für Forschungen über alte Geschichte, alten Welthandel, älteste Schreibkunst und Litteratur, und besonders sowohl der bildenden als der mechanischen Kunst sich eröffnet habe, fällt jedem in die Augen; aber auch so vieles was in unsern Tagen von einem neuern Schriftsteller über den viel größern Umfang des alten Völkerverkehrs und die höhere Stufe ihrer Ausbildung im gesellschaftlichen Zustande oft nur halb als Vermuthung gesagt wurde, steht nun als bewiesen da. Hierüber uns weiter zu erklären müssen wir aber einem andern Orte aufbehalten.

#### Amsterdam.

Von Peter den Hengst und Sohn: Disputatio philologica de Antara eiusque poëmate Arabico Moallakah, auct. Vincent. El. Menil. 1814. 35 Seiten in Quart.

Eine unter dem Hrn. Prof. Willmet vertheidigte gelehrte Disputation, auch als Vorläuferin einer Ausgabe des Gedichtes merkwürdig. Sie handelt die Punete ab, die in einer Einleitung zu dem



1744 G. g. X. 174. St., den 29. Oct. 1814.

Gedichte erörtert werden müssen, Abstammung, Alter und Lebensumstände des Dichters, die Spuren von seinen andern poetischen Arbeiten, Veranlassung und Inhalt seines Preisgedichtes (Moallakah), dessen innerer und äußerer Bau, nebst den darüber vorhandenen Hilfsmitteln, den Handschriften, seinen Commentatoren und dem von Jones mit Lateinischen Buchstaben herausgegebenen Arabischen Text. Alles dieses, wenn es gleich nichts Neues enthalten kann, ist mit Belesenheit, Fleiß und Genauigkeit dargestellt. Die Ausgabe des Gedichtes ist schon unter der Presse. Der Arabische Text wird mit den verschiedenen Lesarten mehrerer verglichenen Handschriften, einer Lateinischen Uebersetzung und den Arabischen Scholien des Euseni von Hrn. Menil begleitet werden: beschließen wird das Ganze ein philologisch-critischer Commentar des Hrn. Prof. Willmet, von dessen großen Sprachkunde man eine reiche Ausstattung des Dichters wird erwarten dürfen.

#### Berlin.

Hey Nicolai: Kurze Beschreibung der bey der Königlichen Preussischen Armee stattfindenden Krankentransportmittel für die auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten von Dr. Joh. Görcke, Königl. Preuß. General-Staabs-Chirurgus. Mit 4 Kupfertafeln. 1814. 32 S. in Octav.

Der Verfasser gibt hier eine kurze durch Kupferstiche anschaulich gemachte Ansicht von der Einrichtung der Transportwägen, der Tragbahren, des größern und kleinern Transportstuhls, einiger Taschen zum Fortschaffen der nothwendigsten Instrumente und Verbandstücke, ja sogar einer Krücke für leicht Verwundete.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 31. October 1814.

## Göttingen.

Die ihrer ausgezeichnet dunkel violenblau gefärbten Dämpfe wegen mit dem Nahmen Jode oder Jodine belegte neue metallähnliche Substanz, welche erst ganz kürzlich von einem gewissen Hrn. Courtois zu Paris zufällig in dem Kelp entdeckt worden ist, und aus dem Mutterlaugensalze desselben mit Hülfe der Schwefelsäure erhalten werden kann, ist von unserm Hrn. Prof. Stromeyer auch aus der bey uns im Handel vorkommenden Soda hispanica sowohl durch Anwendung concentrirter Schwefelsäure als auch noch um vieles leichter mittelst sauerlich-schwefelsauren Kalis dargestellt worden. In der Versammlung der königlichen Societät der Wissenschaften am 3. September sind bereits mehrere Proben dieser neuen Substanz von demselben vorgelegt worden. Auch hat derselbe die Verwandlung dieser Substanz in den violett gefärbten Dampf und dessen Verdichtung zu regelmäßig krystallisirten stark geschobenen Tafeln gezeigt.

Herr Professor Stromeyer ist gegenwärtig mit einer nähern Untersuchung dieser merkwürdigen

Substanz beschäftigt, und wird die Resultate dieser Analyse demnächst der königlichen Societät mittheilen.

### Kopenhagen

gedruckt bey dem Director der königl. Buchdruckerey J. V. Schulz; in Commission bey S. Brummer, 1813: Ueber den Ursprung und Verfall der Isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte, von P. E. Müller, ordentlichem Professor der Theologie bey der Universität zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übersezt von L. C. Sander, Prof. der Pädagogik daselbst. — XVI und 164 Seiten in Octav.

Der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hat bey dem Berichte den er von der Abhandlung des Hrn. Prof. Müller über die Echtheit der Asa. Lehre und den Werth der Snorroischen Edda in diesen Blättern gab (S. Götting. gel. Anz. 1811. St. 179. S. 1777 — 1787) mit dankbarer Hochachtung die Verdienste dieses durch gründliche Erforschung des Nordischen Alterthums ausgezeichneten Gelehrten anerkannt. Die gegenwärtige Schrift, eine in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gehaltene Vorlesung, ist nicht minder die Frucht eines tiefen, umfassenden und unbefangenen Studiums der Quellen, gedruckter sowohl als handschriftlicher Denkmähler; und ihr Gegenstand muß ohne Zweifel die Aufmerksamkeit einer noch größeren Anzahl von Lesern reizen. Dem Uebersetzer hat der Deutsche Leser hin und wieder etwas zu verzeihen, aber dem Verfasser hat er bloß zu danken, und dieß um so mehr, da Untersuchungen der Art, alle erforderlichen Vorkenntnisse vorausgesetzt, sich nur von dem mit gehöriger Zuverlässigkeit anstellen

lassen, der die großen Sammlungen aller Ueberbleibsel der Isländischen Litteratur, die in Kopenhagen aufbewahrt werden, mit freyer Muße benutzen kann. Uebrigens ist, zufolge einer höchst willkommenen Nachricht, diese Vorlesung nicht bloß bestimmt, den Gesichtspunct zu berichtigen aus dem die Isländische Historiographie betrachtet werden muß, sondern auch eine critische Untersuchung vorzubereiten, die eine Würdigung aller gedruckten und ungedruckten Isländischen Sagen, mit Rücksicht auf den verschiedenen Grad ihrer Glaubwürdigkeit, enthalten wird.

Warum waren es gerade die Isländer, welche im Norden die Fackel der Geschichte anzündeten, und wie konnte der Glanz dieses Lichtes von jener fernen Insel so weit sich verbreiten? Diese Frage, sagt der Verfasser, läset sich in drey andere auf. Warum bewahrten die Isländer die Begebenheiten der Vergangenheit und Gegenwart so sorgfältig? Was bewog sie, den vorhandenen Stoff in mündlichen Erzählungen zu bearbeiten? Was veranlaßte sie, diese niederzuschreiben? Die erste Frage beantwortet sich aus der eigenthümlichen Art wie Island bevölkert wurde. — Edle und angesehene Männer verließen im zehnten Jahrhundert ihr altes Vaterland, Norwegen, und suchten in der neu entdeckten Insel eine Freystätte, wo "weder Könige noch Gewaltsmänner sie drücken könnten." Jeder Anführer nahm für sich und seine Begleiter ein Stück Land in Besitz, und so entstand hier ein freyer Verein, dessen Mitglieder nur durch moralische Bande an einander geknüpft waren. Die alten vaterländischen Sitten wurden beygehalten: die Bewohner einer Gegend versammelten sich an der Thing oder Gerichtsstätte, bey dem Götterhause, zu den großen Opfern und Gastmählern nach der Ernte oder am

**Julfest.** Zu Kriegsschiffen fand sich kein Bauholz auf der Insel, die selbst für dergleichen Unternehmungen zu entlegen war. Der ehemahlige Krieger und kühne Raubfahrer sah sich zum ruhigen Gutsbesitzer umgewandelt, und das einzige was aus der früheren thatenreichen Zeit ihm übrig blieb, war Erinnerung und Mittheilung dieser ihm so theueren Erinnerung. Da es sehr viel galt aus edlem Geschlechte zu seyn, so fanden sich die ersten Ansiedler um so mehr getrieben, ihren Söhnen das Andenken der Väter und ihrer Thaten einzuprägen, die Söhne um so mehr sich aufzufordern, dieses Andenken treu zu bewahren. Die Staldenlieder, die größtentheils historisch waren, erleichterten das Behalten; so wie die Stalden selbst gewöhnlich einen großen Vorrath älterer Lieder auswendig wußten.

Daß aber dieser Schatz von Ueberlieferungen nicht nur — wie dieß so häufig in andern Ländern der Fall war — nach einigen Menschenaltern nicht unterging, sondern im Gegentheil sorgfältig erhalten und stets vermehrt wurde, hat abermahl seinen Grund in der eigenthümlichen Lage der Isländer. Bey den vielen kleinen Fehden, welche auf die kurze friedliche Periode des ersten Anbaues der Insel folgten und folgen mußten, war es von der größten Wichtigkeit seine Leute genau zu kennen, und die Beylegung der Streitigkeiten auch durch die Künste der Beredsamkeit zu unterstützen. So wurde also jeder Streithandel mit allen einzelnen Umständen, mit der genauesten Schilderung der Personen die daran Antheil hatten, erzählt und wieder erzählt; und so wie es unsere Europäische Politik erfordert, von dem Character, den Verbindungen, den Verhältnissen benachbarter Fürsten und Staaten Kenntniß zu haben, so war es dem Isländischen Gutsbesitzer nothwendig von allem

unterrichtet zu seyn was die bedeutenden Mitbewohner seiner kleinen Welt betraf. Wer auf der Thingstätte etwas gelten wollte, mußte zu sprechen wissen; wer sich Freunde und Anhänger verschaffen wollte, mußte ihre Sache eben so gut durch Wort als durch That zu vertheidigen wissen. Feinden führten Verbindungen herbei; die Verbündeten waren nicht selten genöthiget geraume Zeit auf Einem Hofe versammelt zu bleiben, und die Unterhaltung, an der man vorzüglich Geschmack fand, bestand in Erzählungen. Selbst fabelhafte Erzählung mußte hier, wenn der historische Stoff erschöpft war, Beifall finden. Es konnte nicht fehlen, daß da, wo man so gern erzählte und erzählen hörte, die Kunst gut zu erzählen sich entwickeln mußte; und wie günstig solche im Innern einer lockern Staatsverbindung stets wiederkehrende Reibungen der Ausbildung der Beredsamkeit sind, das sehen wir an den Nordamericanischen Indianern eben so gut wie an den Griechen oder an den Isländischen Gutsbesitzern. So wird es begreiflich, wie es auf der kleinen abgeschiedenen Insel eine Menge gewandte Sprecher geben mußte, es wird begreiflich, wie man vom mythischen Stoffe zum historischen, von diesem zum fabelhaften fortging. Indes beschränkte sich Neugierde und Theilnahme nicht bloß auf das Vaterland. Die Verbindung mit Norwegen, Handelsreisen nach Britannien, so wie nach dem ganzen Norden, Wallfahrten nach Rom, erweiterten den Kreis der Erzählungen so sehr, daß die Geschichtskunde der Isländer sich allmählich über einen großen Theil von Europa verbreitete.

So bald durch das im Jahre 1000 gesetzlich angenommene Christenthum, die Kunst zu schreiben allgemein verbreitet wurde, mußte sich die bisherige

mündliche Erzählung in schriftliche Aufzeichnung verwandeln. Daß dieß wirklich der Fall war, daß Ase Frode und Sámund Frode, die ihre Geschichten im Anfange des zwölften Jahrhunderts verfaßten, nicht die ersten waren, welche die Kunst zu schreiben auf historische Gegenstände anwandten, beweiset Herr Prof. M. auf eine vollkommen bündige und überzeugende Weise, und eben so anschaulich entwickelt er auch wie die allmählich entstehende Oligarchie und der dadurch veranlaßte Verlust der Freyheit und Unabhängigkeit der Insel die Folge hatte, daß Island von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an keinen Schriftsteller mehr aufzuweisen hat, der den Nahmen eines Geschichtschreibers verdient.

Was die angehängte Abhandlung 'Ueber die Rationalität der Altnordischen Gedichte, mit Rücksicht auf die der übersezten Edda hinzugesfügten Abhandlungen des Prof. Mühs: über die Nordische Poesie und Mythologie' betrifft, so können wir nur im Allgemeinen den Gang angeben, den Herr Prof. Müller einschlägt, um die Behauptungen des Hrn. Prof. Mühs zu widerlegen. Gibt es, sagt er, wie nicht zu läugnen steht, eine Isländische Nationalgeschichte, so gibt es auch eine alte Nordische Volks-Poesie, und wenn es diese gibt, so gibt es auch eine alte Nordische National-Mythologie. Diese Folgerung ist auf eine klare und einleuchtende Weise durchgeführt, und zugleich ist die Abhandlung in einem anständigen Tone geschrieben, und dadurch um so mehr geeignet auf unbefangene Leser den beabsichtigten Eindruck zu machen. Herr Prof. M. erkennt das Verdienst an, das sich Herr Prof. Mühs um die Bearbeitung der Geschichte Schwedens erworben hat; so wie er aber sowohl im Allgemeinen,

und ohne Zweifel mit großem Rechte, es für literarischen Uebermuth erklärt, wenn der fremde Gelehrte, sobald er einige Nordische Hauptwerke kennen gelernt hat, sich flugs für tüchtig hält, alle eingebornen Geschichtsforscher zu übersehen, wiewohl diese zu weit mehreren Hülfquellen Zutritt haben, und sie oft weit gründlicher zu beurtheilen im Stande sind, so schließt er, in besonderer Hinsicht auf seinen Gegner seine Abhandlung mit folgenden Worten: "Für den alten Norden scheint Prof. Nøhs keinen Sinn zu haben. Mit vertwegener Hand hat er sich in seiner letzten Schrift erlöhnt die Tempel der Afen zertrümmern und Brages Mahnen vernichten zu wollen. Deshalb hat denn auch die Nordische Nemesis, die strenge Morne, ihn mit Blindheit geschlagen, und ihn verleitet sich von der Bahn der besonnenen Geschichtschreibung, die er mit Ehre betreten hatte, in die Irrgänge der Vorurtheile und der Partheylichkeit zu verlieren."

Eine vor kurzem in den 'Historisk. Philosophiske Samlinger, udgivne af det Kong. Selskab for Norges Vel D. 4. B. I.' erschienene Schrift des Hrn. Prof. Müller 'Om det Islandke Sprogs Vigtighed' wird, wie wir hoffen, dem Deutschen Leser durch eine Uebersetzung auch bald zugänglicher gemacht werden.

### London.

The publications of the religious Tract Society. To which is prefixed an account of the origin and progress of the Society, with extracts of correspondence foreign and domestic. Vol. 1. 1812. 500 S. in Octav.

Diese an die Bibelsocietät (S. Jahrgang 1813. S. 1987) sich anschließende Gesellschaft entstand



1752 G. g. A. 175. St., den 31. Oct. 1814.

im Jahre 1799. Ihre ausdrückliche Erklärung und die in dieser Sammlung enthaltenen Schriften, die sie bisher unentgeltlich oder für geringe Preise vertheilt hat, geben zu erkennen, daß, eben so wie bey der Bibelgesellschaft, nur das Allgemeine, von den drey Haupt-Confessionen Anerkannte der christlichen Religion, und die dadurch zu bewirkende religiöse Sittlichkeit beabsichtigt werden sollen; mit Vermeidung alles dessen, was Anstoß und Mißhelligkeit bey einer oder der andern Partey veranlassen könnte. Erfreulich sind die mit abgedruckten Bezeugungen der wohlthätigen Wirkungen, die diese Anstalt bereits hervorgebracht hat; und der wirklich helfende Freund der Menschheit muß die Dauer und Verbreitung derselben gewiß wünschen, wenn auch seine Vorstellungsart und Ueberzeugung mit der dabey angenommenen Dogmatik nicht überall zusammentrifft.

#### Eben daselbst.

A treatise on Sea-bathing, with remarks on the use of the warm bath; by *A. P. Buchan*, M. D. 1810. 292 Seiten.

Es ist dieses Werk die zweyte etwas vermehrte Ausgabe des 1804 unter dem Titel: *Practical observations concerning Sea-bathing u. s. w.* erschienenen Buchs.

---

#### Druckfehler.

S. 1630 uneins letzte Zeile. Statt 'und diese werden den Menschen' lies 'und diesen werdenden Menschen &c.'

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1814.

Oxford.

Strabonis rerum geographicarum libri XVII. graeco et latine cum variorum, praecipue Casauboni, animadversionibus iuxta editionem Amstelodamensem. Codd. Mss. collationem, annotationes et tabulas geographicas adiecit *Thomas Falconer*. Subiiciuntur Chrestomathiae graecae et latine. Tom. I. S. 643. Tom. II. S. 1333. anno 1807. groß Folio.

Zu den Werken, die wir bis jetzt aus England wieder erhalten haben, gehört auch diese lange erwartete Ausgabe des Strabo. Es ist nämlich bekannt, daß schon seit langer Zeit in England eine neue Ausgabe des Strabo vorbereitet wurde, wie auch bey Harles zum Sabrietus Tom. IV. S. 572 zu lesen steht, und in der Brevior Notitia S. 309, an welchem letztern Orte auch schon die Erscheinung derselben vorläufig angezeigt worden. Die Beschaffenheit dieser Ausgabe ist nun folgende: Erstlich waren zum Behuf derselben mit dem Amsterdamer Text verglichen worden von Billebrune 3. Pariser Codices. Von den in dem Catalog. Bi.

blioth. Reg. Tomi II. S. 314 und 315 aufgezählten Codicibus sind dieses der Cod. 1394 hier Parisin. 1, enthaltend alle 17 Bücher, des Siebentes Praef. S. 33 unrichtig genannt Nr. MCCCXIV. anstatt MCCCXCIV; der Codex 1397 hier Parisin. 2, also derselbe von dem neulich in der Französischen Uebersetzung de la Porte du Theil den lückenhaften Text des neunten Buches hat vollständig abdrucken lassen; der Codex ist überhaupt auch in andern Büchern sehr schadhast, daher waren in der Collection von Willebrune große Lücken. Mit diesem Codex ist übrigens der vorige in sehr vielen Stellen übereinstimmend. Ferner der bekannte Codex 1393 hier Parisin. 3, von dem die fünf ersten Bücher verglichen waren von Willebrune, es hatte aber bekanntlich Bréquigny schon früher alle 17 Bücher veralichen, (siehe dessen Vorrede seiner Ausgabe der drei ersten Bücher, Paris 1763); welche Collation denn Tzschucke benützt hat. Von dem Englischen Vorredner wird nun noch bemerkt, daß unrichtig von Harles zum Fabricius Tom. IV. S. 572, was auch in der Brevior Notitia S. 309 wieder steht, berichtet werde, Bréquigny habe einen ganzen Apparat, welchen er zu seiner projectirten Ausgabe gesammelt, nach England für diese jetzige Ausgabe geschickt. Nach Enlaus kam nichts als die Ausgabe der drei ersten Bücher und Varianten dieses Codex, die dann auch hier mit Dre. angezeigt sind. Ferner der Codex 1404, hier Parisin. 4 genannt. In diesem Codex ist vieles lückenhaft, besonders in den Büchern 6, 7, 8. Die Collation umfaßt das 14–17 incl. ganz, und einiges aus den frühern. Endlich der Codex 1398, hier Parisin. 5, bey Siebentes gar nicht erwähnt; davon wären für die jetzige Ausgabe veralichen das 11te, 12te, 13te Buch. Es enthält aber dieser Codex auch Excerpte, die bald ganz den

Text wiedergeben, bald zusammengezogen; und überhaupt verschieden sind von dem, was hinten in der Amsterdamer Ausgabe steht. Aus diesen Excerpten waren nun auch Besarten von Billebrune gesammelt. Dieß sind die fünf Pariser Codices, deren freylich nicht durchgängig vollständige Collationen an den Herausgeber gekommen waren. Keine Collation mithin ist gegeben von dem Codex 1395, nach welchem die Aldinische Ausgabe gemacht worden, und von dem Codex 1396, der bey Siebenkees unrichtig MCCCXCV heißt. Beide übrigens, der Englische Vorredner und Siebenkees, reden nur von sechs Pariser Codicibus der Bibliothec. reg., während doch in dem Catal. Bibl. reg. Tom. II. S. 314 und 315, worauf Siebenkees sich beruft, die von uns angeführten sieben aufgezählt werden. — Weiter erhielt der Herausgeber die Collation der vier Florentinischen Codices, die in Bandini's Catalog aufgezählt sind, vergl. auch Siebenkees Praefat. S. 32. Der Cod. V. und XL oder Med. 1 und 2 enthalten beide die zehn ersten Bücher, dazu tritt vom zehnten Buche an der Cod. XIX. Med. 3, enthaltend die acht letzten Bücher, und endlich vom eilften Buche an der Cod. XV. Med. 4, als welcher nur die sieben letzten Bücher hat. Bekanntlich erhielt die Collation dieser Codicum auch Tischbein vom vierten Theile an. Ferner kam hinzu der Codex Etonensis, enthaltend zehn Bücher. Auf dem Rande sind Noten hingeschrieben, von denen einige bloß die Argumente anzeigen, andere Varianten enthalten, oder ausgelassene Stellen geben; hier und da sind auch Epigramme hingeschrieben, deren einige in den Annotationen von dem Herausgeber wieder gegeben sind. Daß außerdem sich noch Codices des Strabo in den Englischen Bibliotheken

finden, wird verneint, wie doch von Harles und bey Siebentees aus der Bibliotheca Bibliothecarum versichert wird. Der Codex, der sich zu Cambridge befinden soll, ist seit mehr den 50 Jahren daselbst nicht anzutreffen; und der andere, welcher in der Bibliotheca Collegii novi zu Orford seyn soll, ist nur eine lateinische Uebersetzung von Guarini, die dem Collegio von Lincoln gehört. — Die Collation des Moskauer Codex wurde dem Herausgeber von Matthai überschickt, der außerdem ausdrücklich versichert, daß weder in Petersburg noch in Moskau sich sonst ein Codex des Strabo finde. Unrichtig also redet Herles von Codicibus Mosquensibus in der Brev. Notit. S. 310; spricht doch auch Zschucke, der ebenfalls die Collation dieses Codex hatte, nur von Einem. Endlich kam zu allen diesen noch hinzu eine Collation des Codex Escorialensis; hinten steht, daß dieser Codex vollendet sey im Jahre 1423. Aus der genauen Aufzählung dieser Codicum werden nun unsere Leser deutlich abnehmen können, was der Herausgeber hatte, und was er nicht hatte. — Außer diesen Subsidiis brauchte der Herausgeber die von Tyrwhitt bekannt gemachten Conjecturen, Conjecturen von Toup, gesammelt aus dessen Adversariis, die der Universität zu Orford gehören; ferner einige Observationen von Willebrune, so wie die Lesarten und Emendationen auf dem Rande der Ausgabe von Almeloveen, hier mit Marg. Casaub. bezeichnet, die Varianten in den Variis Geographicis von Gronov, und endlich Lesarten aus einem Codex des Gemistus Pletho in der Bibliotheca Bodleiana excerptirt, die hier Excerpt. Pleth. heißen. Der Pletho ist ja auch in mehreren Englischen Bibliotheken. — Hiernächst ist nun die Ausgabe folgendermaßen eingerichtet. Erstlich ist

zum Grunde gelegt und wiedergegeben der Text der Amsterdamer Ausgabe, und nur hie und da sind in demselben mit Hülfe der frühern Editionen einige Fehler weggenommen; keinesweges aber ist auch sonst wenigstens das, was mit Gewißheit geändert werden konnte, wirklich geändert worden aus den Handschriften, weil nämlich der Herausgeber sich gar nicht vorgelegt hatte, selbst den Text kritisch zu revidiren. Die Lesarten der Codicum sind also nur ganz kurz unter den Text gesetzt, und auch in den Noten wird über die Lesarten nichts entschieden, nur hie und da ist eine oder die andere empfohlen. Neben dem Texte steht die Lateinische Uebersetzung von Rylander, hie und da verbessert; auch aus dem Fragment einer unedirten Uebersetzung, welches der Herausgeber von dem Vorsteher der Bibliothek im Escorial erhielt. Was ferner die Noten anlangt, so findet man einmahl hier wieder die Noten der Amsterdamer Ausgabe, indem zugleich die Addenda hinter derselben hier an ihrem Orte eingerückt sind, sodann die Conjecturen von Tyrwhitt, von Loup, die Observationen von Willebrune und von dem Herausgeber. Außer diesen sind hinzugekommen am Schluß des zweyten Bandes auf 22 Seiten: *Notae geographicae, criticae et etymologicae, in libri XVI. et XVII. Strabonis partem Aegyptum in primis describentem, auctore Joanne Reinoldo Forster.* Der Zweck dieser Noten ist die Lagen der Dichter aus den Reisebeschreibungen aufzuklären, die Nachrichten der Alten darüber zu sammeln, und die Namen etymologisch zu erläutern. Man findet darin vieles über Memphis, auch einiges über das Aegyptische Jafe, und die Thiere, deren Strabo Erwähnung thut. Hier und da sind Vorschläge zu Textes-Ver-

änderungen. — Außer diesem sind ferner der Ausgabe eingefügt 17 geographische Charten, von dem Herausgeber verfertigt, die drey ersten waren schon von D'Anville vollendet. Dorn ist endlich auch noch abgebildet eine *tabula ventorum iuxta Vitruvium, Strabonem, Ptolemaeum, Plinium et turrim ventorum quae Athenis est, ad pyxidem nauticam Anglorum accommodata*. Verbesserte Indices beschließen das Ganze. Papier und Druck ist auch hier wiederum Englisch.

### Paris.

Bei Madame Courcier: *Tables des diviseurs pour tous les nombres du deuxieme million, ou plus exactement depuis 1020000 à 2028000, avec les nombres premiers qui s'y trouvent. Par J. Ch. Burckhardt, membre de l'Institut impérial, du bureau des longitudes de France, et de plusieurs autres sociétés savantes. 1814. VIII und 112 S. in Folio.*

Früher, als wir bey der Anzeige der die erste Million umfassenden Factorentafel von Chérnac (m. s. diese Anz. Stück 48. 1812.) zu hoffen gewagt hätten, können wir schon die Vollendung und Erscheinung einer ähnlichen Tafel für die zweite Million berichten. Der verdiente Verfasser, dessen Name schon die größte Sorgfalt und Genauigkeit verbürgt, hat sich durch diese mühsame Arbeit alle Freunde der Arithmetik sehr verpflichtet. Chérnac's Tafel für die erste Million gibt alle einfachen Factoren; die Burckhardtsche für die zweite hingegen nur jedesmahl den kleinsten Divisor. Die vollständige Zerlegung einer Zahl der zweiten Million erfordert also die Division mit dem kleinsten Divisor

und das Auffuchen des Quotienten in der Ehernarschen Tafel: allein diese kleine Mähe ist von gar keiner Erheblichkeit gegen den großen Vortheil, die Tafel in einem so viel kleineren Raum zu besigen, woben die Aussicht bleibt, mit der Zeit die Tafel noch bis zu zehn Millionen ausgedehnt zu sehen. Die Zusammendrängung in den kleinen Band hat der Verfasser theils durch die Beschränkung auf den kleinsten Divisor, theils durch einen möglichst öconomischen Druck möglich gemacht. Wenn  $a$  unbestimmt jede der achtzig Zahlen unter 300 bedeutet, die durch 2, 3 und 5 nicht theilbar sind, so ist überhaupt jede durch 2, 3 und 5 nicht theilbare Zahl in der Form  $300n + a$  begriffen. Alle achtzig Zahlen, für welche  $n$  einenley Werth hat, finden sich in Einer verticalen Columne, und solcher Columnen enthält jede Seite dreyßig. Jede Seite umfaßt also von neuntausend in der natürlichen Ordnung fortschreitenden Zahlen alle, welche durch 2, 3 oder 5 nicht theilbar sind.

Die Methode, nach welcher Herr Durchhardt seine Tafel construirt hat, verdient hier noch eine besondere Erwähnung. Er ließ ein Neg in Kupfer stechen, wo durch 81 horizontale und 78 verticale Linien ein in  $80 \times 77$  d. i. 6160 kleine Quadrate getheiltes Rechteck gebildet wurde, und davon die nöthige Anzahl von Abdrücken machen. An der Seite konnten sogleich die achtzig Werthe von  $a$  mit gestochen werden; die Werthe von  $300n$  in fortlaufender Ordnung wurden mit der Feder über die 77 verticalen Columnen geschrieben. So stellt jedes Blatt alle durch 2, 3 und 5 nicht theilbaren Zahlen vor, welche unter je 23100 in natürlicher Ordnung fortschreitenden Zahlen befindlich sind, und 44 Blätter sind hinreichend, eine ganze Million zu



1760 G. g. X. 175. St., den 3. Nov. 1814.

umfassen. Man sieht leicht, daß die Zahlen, deren kleinster Theiler 7 oder 11 ist, auf jedem folgenden Blatte in derselben Ordnung wiederkehren, daher diese Divisoren sogleich auf die Kupferplatte gestochen werden konnten, und mithin auf jedem Blatt schon von selbst an den gehörigen Plätzen erschienen. Um nun die folgenden Divisoren z. B. 13 einzutragen, nahm Herr B. von einem überzähligen Blatt der Breite nach bloß 13 Columnen, und indem er dasselbe als den Anfang seiner Tafel betrachtete, schnitt er alle die Quadrate, die den Divisor 13 enthalten mußten, aus. Er brauchte also dieses Gitter nur auf die dreizehn ersten Columnen des ersten Blattes zu legen, dann auf die dreizehn folgenden u. s. w., um sogleich alle Plätze zu sehen, die, in so fern sie nicht schon 7 oder 11 enthielten, mit 13 ausgefüllt werden mußten. Eben so wurde nachher mit dem Divisor 17 u. s. w. verfahren. Bis zum Divisor 73 reichten auf diese Weise die überzähligen Blätter hin; für die größern Divisoren 79, 83 u. s. w. scheint Herr B. den Rahmen aus zwey oder mehreren Theilen zusammengesetzt zu haben. Bey den Divisoren hingegen, die über 500 hinausgehen, zog Herr B. vor, die Vielfache durch Addition zu suchen, woben er für den andern Factor bloß die Primzahlen zu nehmen brauchte. Wir finden dieß ganze Verfahren höchst zweckmäßig, und würden es allen denen zur Nachahmung empfehlen, die etwa Neigung haben sollten, die Tafel noch weiter fortzusetzen. Für die dritte und vierte Million hat inzwischn der Verfasser selbst schon einen großen Theil der Rechnungen ausgeführt, daher wir gegründete Hoffnung haben, auch diese demnächst durch den Druck bekannt gemacht zu sehen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 5. November 1814.

Hannover.

C. S. von Sierstorpf geht im zweyten Theile seines Werks über die forstmäßige Erziehung, Erhaltung und Benutzung der vorzüglichsten inländischen Holzarten, 1813. in Quart, — (S. oben S. 1633) — nach einen kurzen Ueberblicke über die Nadel- oder Tangelarten überhaupt, zur Beschreibung der für den Harz so äußerst wichtigen Fichte über. — Man muß hierbey vorzüglich nicht vergessen, daß zunächst immer nur die Rede von dem fürstl. Braunschweigischen Harze, also nur von einem geringen Theile des Ganzen ist, welcher in sehr vielen Stücken nach ganz anderen Grundsätzen, als die übrigen Theile, verwaltet wird. — Wir wollen auch hier dasjenige ausheben, was uns vorzüglich bemerkenswerth zu seyn schien. — Die weiblichen Befruchtungswerkzeuge der Fichte, von deren eigentlicher und merkwürdiger Lage sicher die meisten Forstmänner keine deutliche Vorstellung haben, hätten ausführlicher beschrieben und besser abgebildet werden müssen. — Die Erklärung der

Erscheinung des Abfallens kleiner Zweige von den Fichten im Herbst und Frühjahr, der sogenannte Absprung, welcher als der Vorbote eines guten Samenjahrs angesehen wird, ist vollkommen richtig, und stimmt auch mit den Beobachtungen des Dec. überein. Eine Menge kleiner Zugvögel, insbesondere aber mehrere Meisenarten, fallen im Herbst auf die Fichten, und hacken mit ihren spizen Schnäbeln die schon gebildeten an diesen kleinen Zweigen befindlichen Blüthen- oder Zweignospen so tief an den Hauptzweigen aus, daß diese davon krank werden, gewissermaßen absterben, und bey der kleinsten Bewegung haufenweis herunterfallen. Daß nun aber nach einer solchen Erscheinung nicht selten ein gutes Samenjahr eintritt, mag seinen Grund auch eben sowohl in der Beobachtung haben, daß nach einer mäßigen Verletzung die Bäume eher Samen und Früchte tragen, als wenn sie in dem vollen Ueberflusse ihrer Säfte geblieben wären, als in der Bemerkung des Verf., daß die Vögel die Bäume nicht anfallen, mithin auch die kleinen Knospen nicht ausfressen würden, wenn diese nicht im Herbst für jedes kommende Jahr schon ausgebildet vorhanden wären. — S. 24. führt der Verf. an, daß er im Jahre 1813 in den gräf. Wernigerödischen Harzforsten eine vor etwa zwanzig Jahren gänzlich niedergefallene, etwa damals vierzig Jahre alt gewesene Fichte gesehen habe, von der die aus der Erde gestandenen Wurzeln (wie man es sonst wohl am Laubholze sehe) ein paar neue Stämme gebildet hätten, die mit einem dritten, der aus dem Stamme selbst entstanden sey, in gutem Zuwachse stehe. Diese Beobachtung, wenn sie bestätigt werden sollte, ist nicht bloß in forstmännischer, sondern auch in physiologischer Hinsicht höchst merkwürdig; und der Hr. Verf. würde sich sicher den Dank des ganzen botanischen Publicums verdient haben, wenn es ihm

gefällig gewesen wäre, sie durch eine ausführliche Beschreibung und genaue Zeichnung verständlicher zu machen, und eben dadurch über alle Zweifel zu erheben. — Rec. besitzt selbst mehrere Fichtenzweige, die im feuchten Moose oder Erdreich versteckt, ohne alle weitere künstliche Vorbereitung, Wurzeln getrieben haben, auch ist ihm bekannt, daß es geschickten Gärtnern mit allerley Kunstgriffen gelungen ist, Nadelhölzer auf einander zu pflropfen, und nicht selten hat er gesehen, daß die Aeste umgefäslener, platt auf der Erde liegender, Fichten, wenn sie nur noch Nahrung aus dem Boden ziehen konnten, zu eben so vielen Baumstämmen empor gewachsen waren. Er läugnet daher die Reproductionskraft und die Fähigkeit der Fichten, sich nach den Umständen zu bequemen, keinesweges ganz ab. Aber noch nie ist es ihm vorgekommen, daß aus einem abgehauenen Fichtenstamme, oder aus den ausgerissenen, hervorragenden Fichtenwurzeln, ein neuer Trieb hervorgegangen wäre, und sich, ähnlich wie beim Laubholze, ein neuer Stamm gebildet hätte; und er gesteht offenherzig, daß er eher an eine Statt gefundene Täuschung, als an die Richtigkeit der Beobachtung glauben möchte, da, nach allen seinen, über diesen Gegenstand vielfältig angestellten, Untersuchungen, eine Reproduction über der Erde nie ohne Markdurchsätze Statt findet, welche man bey den Fichten, da sie keine wahren Knospen treiben, nur bey der Zweigbildung gewahr wird. — Ganz unrichtig ist, was S. 28. von den doppelten Lagen eines jeden Jahrringes gesagt wird. Es können in einem Jahre zwey Ringe entstehen, weil der Baum zweymahl in Vegetation (im äußeren Safterguß) tritt. Allein jeder Jahrring ist ein Continuum, eine fortgesetzte, zusammenhängende Bildung aus einem Saftergusse; und

wenn der äußerste Umkreis eines jeden Jahrrings bräunet von Farbe, wie der übrige Theil erscheint: so ist dieß bloß Folge eines Eindringens von Bildungsfaß in das äußerste Gewebe des Jahrrings und eines Zusammenpressens der aufsteigenden Safröhren durch die Rinde, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein dünnes Schnittchen von diesen vermeintlichen doppelten Lagen unter ein Mikroskop bringt, und sieht, wie die Durchschnitte jener zusammengepreßten Röhren oval erscheinen, während die übrigen rund sind. — Vollkommen stimmt Rec. mit dem überein, was der Verf. S. 42. von den schiefen Urtheilen sagt, die auswärtige, mit den Eigenthümlichkeiten des Harzes und seiner Forsten nicht bekannte, Forstmänner so häufig über die Bewirthschaftung der dastigen Fichtenwälder fällen. Zerstörende und nachtheilig wirkende Naturkräfte weisen hier dem Forstmanne nur zu oft den Weg an, den er zu gehen hat; und wenn er durch Kunst und richtige Beobachtung des Ganges jener Kräfte zu Zeiten auch wohl entgegenwirken kann: so ist es doch nicht für die Dauer; — ein einziger Windstoß, oder ein einziger heißer Sommer wirft alle seine Ordnung und alle seine systematischen Pläne wieder über den Haufen. In den Gebirgen trägt überdem alles, und so auch die Forstwirtschaft, den Character der Gegend; — das Kleinliche, das Sorgsame, das nichts verliert; Alles erhalten will, fällt hier gänzlich weg. — Das Ausstreuen von Fichtensamen im Frühjahr auf dem Schnee, welches der Verf. S. 44. als ein zur Erreichung einer möglichst gleichen Besamung sehr zweckdienliche Methode empfiehlt, ist dem Rec. völlig unbekannt, und möchte, wenn auch vielleicht ganz naturgemäß, dennoch nicht sehr öconomisch und auch, wenn der unterliegende Boden nicht hinlänglich wund fern sollte,

nicht von sicherem Erfolge seyn. Was sonst über die Fichtenculturen und die dabei zu beobachtenden Regeln und Handgriffen gesagt wird, ist im Allgemeinen richtig und dem Locale vollkommen angemessen. Nur in Absicht der Mengen von Samen und Pflanzen auf einem Morgen ist Rec. mit dem Verf. nicht einerley Meinung. Nach vielfältig angestellten Beobachtungen und Versuchen darf man auf dem Oberharze auf einer Fläche von 160 Quadratruthen nicht unter 30 bis 40 Pf. reinen Fichtensamen säen, und nicht unter 4 — 5000 Stück (oder Büschel), d. h. in einer Entfernung von 2½ bis 3 Fuß, pflanzen, wenn man unter allen Umständen einen vollwächstigen, geschlossenen Bestand erziehen will. Dabei gehen freylich große Mengen von Pflanzen verloren; allein bey der Erziehung von Wäldern muß man den großen Gang der Natur befolgen, d. h. Vieles aufopfern, um Etwas zu erhalten. Ueberdem kann man von dem Abwurfe guten Gebrauch machen, und es zu mancherley Bedürfnissen verwenden. Sicher kann man behaupten, daß der Anbau der Wälder vielleicht nirgends so ins Große, mit einem solchen Kostenaufwande und mit so glücklichem Erfolge betrieben werde, als am Harze. Bloß die Anzahl der gepflanzten Fichten beläuft sich jährlich auf Millionen, und die darauf verwandten Geldsummen auf mehrere tausend Thaler! — Im §. 68. u. f. handelt der B. von den Nachtheilen und Vortheilen, welche mit der Behütung der angelegten Fichtenculturen verbunden sind. Möchten doch in dieser Hinsicht die neueren Regierungen den §. 71. angeführten Artikel der Westphäl. Forstverfassung, wonach alle auf den Wäldern ruhende Gerechtsame dem Forstbetriebe untergeordnet bleiben sollen, adeptiren! die Folgen davon würden sich auch für den Harz, der mit so vielen Hudeberechtigungen belastet ist, wohlthätig beweisen. Nicht weniger wäre zu wünschen, daß der unmäßige Wild-

stand mehr eingeschränkt würde. Wenn man sieht, wie ganze Laubholzschläge verbissen, wie die schönsten jungen Fichtenbestände vom Rothwildbrett abgeschält und dadurch für alle höhere Benutzung verdorben sind; so kann man sich des Bedauerns und des Verwunderns über so manche Sonderbarkeiten in den bürgerlichen Institutionen nicht enthalten; denn während man diese großen Beschädigungen mit Gleichgültigkeit, ja vielleicht mit heimlicher Freude über den schönen Wildstand ansieht, straft man mit Strenge einen armen Unterthan, der sein hungerriges Vieh in einem grasigen Schlage weiden läßt! — Wenn der Verf. §. 80. diejenigen Forstleute für Sonderlinge erklärt, die am Harze Verche unter den Fichten erziehen wollen, so gesteht Rec. daß er ebenfalls zu diesen Sonderlingen gehöre. — Die Verche ist eine Holzart, die am Harze vortrefflich gedeiht, nicht selten guten Saamen trägt und neben Bau- und Nutzholz eine vortreffliche Kohle liefert. Dabey wird sie von dem Borkenkäfer nicht angegriffen, und vom Winde so leicht nicht umgeworfen; es würde daher sicher mit großen Vortheilen verbunden seyn, wenn man sie, neben der Fichte, mehr anbauete, und die mit so vielen Kosten gemachten früheren Ansaaten mehr benutzte. — In dem Abschnitte von den Krankheiten und den widrigen Zufällen bey dem Forstbetriebe der Fichten (§. 85 u. f.) kömmt der Verf. endlich auf den Borkenkäfer (*Borstrichus typographus* Fabr.), auf die durch ihn angerichteten Verwüstungen, und auf die dagegen zu ergreifenden Mittel, worüber er schon früher eine kleine Schrift im Drucke hat erscheinen lassen. Alles, was derselbe über diesen vielbesprochenen, höchst wichtigen Gegenstand sagt, ist gründlich, auf eigene Beobachtungen gestützt, und verdient die größte Beachtung. Man kann den Verwaltern der schönen Harzforsten nicht genug zurufen: Haltet eure Wäl-

der rein, laßt sie nicht zu alt und überständig werden, gebr dem Winde so wenige Gelegenheit, wie möglich, Einbrüche zu thun, und verfolgt den Feind gleich im Anfange mit Feuer und Schwerdt, d. h. mit Abschälen und Verbrennen der Borke: so werdet ihr zwar den Borkenkäfer nicht austrotten, aber so in Schranken halten, daß er euch so leicht nicht wieder gefährlich wird. Auch kann Rec. bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch die benachbarten großen Eigenthümer der Harzforsten unter sich eine Convention gegen den allgemeynen Feind schließen, d. h. ein Verfahren verabreden möchten, wie sie der Verbreitung des Borkenkäfers mit vereinten Kräften entgegen wirken, und wenn er einmahl mehr, wie gewöhnlich, überhand genommen haben sollte, gleichförmig, nach einem gemeinschaftlichen Plane, verfolgen wollen. Denn leider hat die Erfahrung gelehrt, daß hierin bey den benachbarten Landesherrschaften ganz verschiedene Grundsätze befolgt sind, und die Ansteckung aus dem einen Lande in das andere übergegangen ist, weil man der Verbreitung nichts entgegen setzte. — Ueber den trefflichen Ertrag der Fichten, der im §. 174. abgehandelt ist, hätte wohl ein Mehreres beygebracht werden können; und es wäre für den Forstmann interessanter gewesen, diesen Ertrag in Holzmassen als in Geldsummen dargestellt zu sehen, weil sich letztere immer nach den Ortsverhältnissen richten, und ersterer zu einer fast unglaublichen Höhe steigt. — Theer ist, so viel Rec. bekannt, am Harze nie geschwelt worden, aber wohl Pech und Kienruß. Der Verf. sagt über beide zu wenig, obwohl doch die Pechnutzung für den Harz von großer Wichtigkeit ist. — Zuletzt liefert der Hr. Verf. noch einige allgemeyne Bemerkungen über das Harzgebirge, den Bestand der dortigen Waldungen und den forstlichen Betrieb derselben. Er schildert hier den Harz und dessen Forsten nach den angegebenen Rücksichten als ein Ganzes; er geht zur Allgemeinheit über, während er sich bis



dahin mit einer einzigen Holzgattung beschäftigt hat. Unserer Meinung nach hätte dieser interessante Abschnitt nicht hinterher folgen, sondern als Einleitung voranstehen sollen. Was hier von der Bewirthschaftung der Laubholz-Neviere in den Fürstlich Braunschweigischen Jagdforsten und ihren großen Mängeln gesagt wird, kann nicht aenuq beherzigt werden. Man bekommt hier den Schlüssel zu dem zum Theil ganz verödeten und verhaueuen Ansehen dieser Forsten; denn wie können Forsten gut bestanden seyn, wo Baumholz und Schlagholz zugleich erzogen werden soll (Compositions-Betrieb eingeführt ist), wo auf den höchsten Gebirgspuncten, in Büchenbeständen, ein 50 bis 60 jähriger Schlagholzbetrieb Statt findet, und wo neben dieser ganz naturwidrigen Behandlung eine grenzenlose Behütung ausgeübt, und geringe Summen zum Wiederanbau verwandt werden? — Wenn der Hr. Verf. im Folgenden auf den Höhen der Gebirge Nadelholz, und an den Abhängen Laubholzwälder angezogen haben will; so ist dieß ganz naturgemäß. Wenn er aber auf dem Zwischenraume zwischen den Laub- und Nadelholz-Beständen die Birke und Eller anziehen, und sie als Hochwald in einem Alter von 50 bis 60 Jahren abtreiben will, so können wir ihm wiederum nicht beystimmen; im Gegentheil finden wir diesen Vorschlag höchst bedenklich. — Sollen wir nun zum Schlusse dieser, vielleicht schon zu lang gerathenen Anzeige unser Urtheil über das ganze Werk hier noch zusammen fassen, so würde dieß dahin ausfallen, daß darin für den practischen Forstmann viel, für den theoretischen wenig Interessantes enthalten sey. Unachtet seiner Weitläufigkeit ist es dennoch nicht erschöpfend; mancher Gegenstand fehlt, der in einem Werke über eine einzelne Holzart nicht fehlen dürfte, und andere sind nicht mit der Ausführlichkeit abgehandelt, welche sie verdient hätten. In der Anordnung der Materien bemerkt man keine rechte Ordnung, und der Styl ist nicht selten dunkel und schwerfällig. Insbesondere macht der sichtliche Hang des Verf. zu wüthigen Ausfällen und zu Spöttelereyen auf den Leser einen unangenehmen Eindruck. Ohne Wissenschaft kann doch nichts gelehret, auch das Forstwesen nicht; und es ist Unrecht, wenn man dieß herrliche Gut des menschlichen Geistes, des Mißbrauchs wegen, der zu Zeiten davon gemacht wird, in den Augen der Unkundigen herabzusetzen sucht. — Die Kupfer sind zum Theil ganz mißrathen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. Stück.

Den 5. November 1814.

Paris.

Bei der Wittwe Courcier: Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne. *Prèmiere Partie*, Examen de l'histoire des Juifs jusqu'à la captivité de Babylone. 1814. 289 S. in Octav. (*Seconde Partie*, Chronologie d'Hérodote, conforme à son texte. Par. 1808. 1809. 318 S. in Octav. S. Götting. gel. Anz. 1808. S. 1305. 1810. S. 25.) *Troisième Partie*. Empire Babylonien. 1814. 186 S. in Octav.

Die Geschichte der ältesten Völker, deren Andenken die Zeit überlebt hat, bedarf gegenwärtig eine neue Revision. So manches Vorurtheil, das den frühern Forschern bey dem Gebrauch der ältesten für sie vorhandenen Hebräischen Quellen an einer richtigen Ansicht hinderlich war, ist durch ihre neuesten Bearbeiter glücklich aus dem Wege geräumt; über das mythische Zeitalter, in welches jene Völkergeschichten fallen, ist man in den letzten dreyßig Jahren zu völlig neuen Einsichten gekommen, die noch ihre critische Sichtung und Anwendung erwarten; von den Ländern, die der Schauplatz der

frühesten uns bekannt gewordenen Begebenheiten gewesen sind, hat der Europäische Forschungsgeist Sprachen und Denkmähler aus der Verborgenheit hervorgezogen, die den frühern historischen Forschern noch ein Geheimniß waren. Ueber wie manches können wir jetzt richtiger urtheilen, als unsre Vorfahren; wie manches in Anregung bringen und durchsprechen, wozu ihnen noch die entfernteste Ahnung fehlte, abgesehen davon, daß unsre Critik geübter, durch Uebung und die entdeckten Versehen unsrer Vorgänger gesicherter, und an Hülfsmitteln reicher geworden ist. Zwar werden dabey noch Knoten genug übrig bleiben, die auch unsre Zeit in ihrer glücklicheren Lage nicht genugthuend wird lösen können; aber wir sollen auch nur langsam und stückweise zu dem, was Menschen Wahrheit nennen, gelangen, damit die Anstrengung des Geistes nie aufhöre, durch die der Mensch allein seines Platzes in der Schöpfung würdig wird.

Wir folgen daher jedem mit Vernbegierde und Vergnügen, der von den bessern Hülfsmitteln unsrer Zeit zur Aufklärung des hohen Alterthums Gebrauch macht; und so hat uns auch dieses gelehrte, scharfsinnig und geistreich geschriebene Werk, ob wir gleich nur einem Theil seines Inhalts uneingeschränkt beypflichten können, lebhaft angezogen und angenehm unterhalten. Der Verfasser ist, da die früher erschienene Chronologie des Herodot als zweyter Theil desselben ausgegeben wird, der berühmte C. J. Volney. Die Reichhaltigkeit des Inhalts erfordert, daß wir die Theile trennen; wir sprechen daher dieses Mahl nur von dem ersten, der die Hebräische Geschichte bis zum Babylonischen Exil betrifft.

In den 18 Abschnitten, in welche er getheilt ist, werden drey Hauptpuncte des Hebräischen Alterthums untersucht: 1. die Mangelhaftigkeit der

Hebräischen Zeitrechnung von Moses bis auf das Babylonische Exil; 2. der Ursprung des Pentateuchs; und 3. die Quellen, aus denen die Genesis geflossen ist.

Ueber die Mangelhaftigkeit der Hebräischen Chronologie sind wir mit dem Verfasser völlig einverstanden; sie ist von ihm durch unleugbare Beispiele ins Licht gestellt; sogar der Ursprung einiger Unrichtigkeiten ist von ihm sehr scharfsinnig nachgewiesen. So verfließen vom Regierungsantritt Jerobeams II. bis zum Ende des Staats Israel 82, und vom 15. Jahr des Amazias in Juda, an dem Jerobeam zur Regierung kam, bis zum 6. Jahr des Hiskias, an welchem Samarien zerstört wurde, 105 Jahre: eine Verschiedenheit von 23 Jahren. Es wird sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Verfasser der Bücher der Könige die 10 Jahre der stellvertretenden Regierung Jotham's für seinen ausständig gewordenen Vater Ufias doppelt gerechnet, und sie sowohl bey der Regierung des Ufias, als des Jotham in Ansatz gebracht habe. Auf der andern Seite im Reiche Israel scheinen Pekah I., dem Sohn Menachem, unrichtig nur zwey Regierungsjahre statt zehn (2. Kön. 17, 23.) bengelegt zu seyn: so wie dort die Chronologie des Reichs Juda um zehn Jahre verkürzt wird, so wird hier die des Reichs Israel um acht Jahre verlängert: auch die übrig bleibende Differenz von fünf Jahren ist von dem Verf. scharfsinnig gehoben. Die Bücher Josua und der Richter sind ihm zu gar keiner vollständigen chronologischen Bestimmung tauglich, da sie mehrere Zeiträume gar nicht chronologisch beschreiben, wie auch einst schon unser Michaelis ausgeführt hat, dessen Abhandlung unserm Verf. nicht bekannt war. Wie wenig Josephus aus diesen und andern chronologischen Verlegenheiten helfen kann, ist vor-

trefflich gezeigt: man darf vielleicht noch einen Schritt weiter gehen, als der Verfasser gethan hat. Bey allen chronologischen Angaben des Josephus sind die Septuaginta seine Quelle, und wo er von diesen abweicht, ist es die Rabbinische Schule, die schon vor seiner Zeit über chronologische Schwierigkeiten speculirt, und die Streitigkeiten darüber beygelegt hatte, deren Bestimmungen er, wie auch andere gelehrte Hellenisten, in solchen Fällen folgen. Erst von Eli an laufen die Hebräischen Geschichtsbücher an einem fortgehenden chronologischen Faden (aber auch da nicht unverwirrt) herab; von Moses bis Eli ist er häufig zerrissen und verwickelt; Moses selbst kann man nur mit wahrscheinlichen Gründen zwischen 1420 — 1450 vor Ehr. setzen. Es hatte zwar Moses durch das Erlaßjahr, wozu jedes siebente bestimmt war, eine Einrichtung getroffen, aus der sich, wie aus den Olympischen Spielen, eine bequeme Aere zur Zeitrechnung hätte entwickeln können; es ist aber keine Spur vorhanden, daß die Vorschrift des Erlaßjahres je befolgt worden (was sich vielleicht auch aus Jerem. 34, 13. 2. Chron. 36, 10. erweisen läßt). Ueberhaupt ist (unserer Erachtens) vor Cyrus, so wenig auch unsre chronologischen Systeme es zugeben wollen, an keine erträgliche Zeitrechnung zu denken.

Beym zweyten Hauptpunct seiner Untersuchungen nimmt der Verf. einen kühnern Schwung, bey dem es schwerer hält, ihm zu folgen. Er betrifft das Alter des Pentateuchs, der von ihm auf den Hohenprieester Hilkias zurückgeführt wird. Seine Vorstellung davon läuft, um sie auf wenigens zurückzubringen, darauf zusammen. Zu Josias Zeit kam der Staat Juda in ein hartes Gedränge. Seit 626 vor Ehr. hatten die Scythen die Länder seiner Nachbarschaft überschwemmt und droheten; es droheten

Aegypter und Chaldäer. In dieser gefährlichen Lage war Vereinigung der Geister und Erweckung des National-Characters nöthig. Der Hohepriester Hilkias suchte das Mittel dazu in der Mosaischen Constitution, für die er durch das Vorgeben, er habe in dem Tempel das Original des Mosaischen Gesetzbuchs gefunden, Begeisterung erregen wollte. Er that es nach einer vorausgegangenen geheimen Verabredung mit dem König Josias und einigen andern Personen, die zur Erreichung des Zweckes mitwirken sollten. Doch erdichtete er den Inhalt der angeblich aus der Verborgenheit nur hervorgezogenen Bücher nicht, sondern redigirte sie bloß aus ältern von Moses vorhandenen Aufsätzen (wie den Fundamentalgesetzen 2. B. M. 23, 2 – 24; 5. B. M. 29, 1. u. f. w.) und andern Quellen (wie dem Buch der Kriege des Herrn 4. B. M. 21, 14.) goß sie aber dabey auf seine Weise seinem Zweck gemäß um. Es ist also möglich, daß Hilkias dabey manches unterdrückt, reformirt und abgeändert hat; wenigstens hat er manche Anmerkungen und Erläuterungen eingeschoben, so daß darin Neues dem Alten begegnet, und daraus hervorgeht, Moses wenigstens könne den Pentateuch nicht so geschrieben haben, wie er die Zeit überlebt hat. In der Ausführung kommen manche sinnreiche Ideen vor, die jeden Denker anziehen werden: aber eine Hauptschwierigkeit gegen seine Vorstellung hat der Verf. nicht aus dem Wege geräumt: wie hätten die Samaritaner den Pentateuch als heiliges Religionsbuch annehmen können, wenn es nicht schon von der Trennung des Reichs der Hebräer in zwey Staaten vorhanden gewesen wäre? Wir erinnern bloß daran, als an ein von Deutschen Gelehrten, auch in den neuesten Zeiten, häufig genug durchgesprochenes Thema.

Noch kühner, eigenthümlicher und sinnreicher schwingt sich der Verfasser bey der Ansicht, die er von dem Inhalt der Genesis als einer Arbeit des Hohenpriesters Hilkias aufstellt. Hilkias und sein Zeitgenosse und vertrauter Freund Jeremias, die bey der Zusammensetzung des Pentateuchs zusammenwirkten, neigten sich in ihrem politischen System zu den Chaldäern gegen die Aegypter hin; um so mehr mochte der erstere bewogen werden, die Ur-geschichte der Welt (1. V. M. 1—11.) aus Babylonischen Quellen mit einigen Aenderungen zu entlehnen. Daher fanden auch Josephus und einige alte christliche Schriftsteller zwischen ihr und Verofus eine so große Aehnlichkeit. Die ganze Genesis ist also eine entkleidete und zu moralischen Zwecken von Hilkias bearbeitete Babylonische Kosmologie und Mythologie. Babylonier und Hebräer erzählen von einer Fluth; ihre Nachrichten von ihr sind ein Gewebe von physischen und moralischen Unmöglichkeiten; ihren wahren Sinn zu errathen reicht noch nicht der gesunde Menschenverstand hin; man muß in die astrologische Lehre des hohen Alterthums eingeweiht seyn, um das Räthsel der Fluthen bey Hebräern, Chaldäern, Griechen und Indiern, durch welche die Welt unter Ogyges, Inachus, Deucalion, unter Noah, Nisuthrus und Sarabriatha zu lösen. Nach dieser Ansicht sind sie nichts als ein Kalender. Unsre Leser gewinnen, wenn wir den Verf. das Räthsel mit seinen eigenen Worten lösen lassen: (*Dans le langage métaphorique*) le grand cercle des cieux s'appellait *mundus*, dont l'analogie *mondala* signifie encore *cercle* en *Sanscrit*; l'*orbis* des latins en est le synonyme. La révolution de ce cercle par le soleil, composant l'année de 12 mois, fut appelée *orbis*, le monde, le cercle céleste. Par conséquent, à chaque 12

mois, le monde finissait et le monde recommençait; le monde était détruit, et le monde se renouvelait. Vom Untergang des Jahrs und seiner Wiedererneuerung ward die Fluth das Bild, weil Aegypten und Babylonien, jenes durch den Nil, dieses durch den Euphrat, wenn der Schnee in Armenien schmilzt, jährlich überschwemmt werden, das Land also wie untergeht, und nach dem Abfluß des Wassers sich wieder erneuert. Il fut important, de connaître l'époque du débordement, de la prévoir: l'on remarqua les étoiles qui alors paraissaient le soir et le matin à l'horizon. Un groupe de celles, qui coïncidaient fut appelé le navire ou la barque, pour indiquer qu'il fallait se tenir prêt à s'embarquer, un autre groupe fut appelé le chien, qui avertit; un troisième avait le nom de corbeau; un quatrième de colombe; un cinquième s'appelait le labourneur, le vigneron; non loin de lui étoit la femme (la vierge céleste): tous ces personnages qui figurent dans le déluge de Noh et de Xisuthrus sont encore dans la sphère céleste; c'étoit un vrai tableau de Calendrier &c. Und nun der Beweis für diesen geheimen Sinn? — kein anderer, als daß der buchstäbliche der Erzählung un tiffu d'impossibilités physiques et morales enthalte. Der astrologische Gesichtspunct ist bis zur Schöpfung hinauf fortgeführt. Abraham ist keine historische Person; der Verfasser der Genesis hat ihn erst dazu gemacht: er ist der Saturn, und wird bloß als Stammvater der Hebräer vorgestellt, um anzuzeigen, daß sie aus der ältesten Zeit stammen, d. i. Söhne des Saturns sind. Die zehn antediluvischen Patriarchen sind astronomische oder astrologische Wesen, wie die zehn antediluvische Könige des Verosus; Adam und Eva sammt ihrer Schlange gehören der Astrologie an,



und die Schöpfungsgeschichte oben drein. Die sinnreiche Ausführung von dem allen läßt sich nicht mit wenigen Worten darstellen, sondern muß bey dem Verf. nachgelesen werden.

Wir sind zwar völlig überzeugt, daß alle bessere Kenntniß der Menschheit von einer rohen Kräuter- und Himmelskunde ausgegangen ist, und daß der Kalender eine Hauptrolle in der mythischen Geschichte spielt. Einen Zusammenhang der Babylonischen und Hebräischen Ursagen leugnen wir auch nicht; auch möchten wir die Babylonische nicht gerade zu einen entstellten Ausfluß aus der Hebräischen Kosmogonie und Heroogonie nennen: es scheint vielmehr, beide hängen mit einander durch eine gemeinschaftliche dritte Quelle zusammen, die nur der Hebräische Monotheismus geläutert und vereinfacht hat. Dürfen wir also weiter gehen, als vergleichen? weiter, als Verwandtschaft oder Aehnlichkeit zeigen? dürfen wir Hauptumstände aus einer in die andere übertragen? muß alles astronomisch oder astrologisch gedeutet werden? gab es nicht auch historische, zuletzt gar philosophische Mythen? muß sich nicht die Natur jeder Gattung durch ihren Inhalt ankünden? Wo läge (um bey der Sage von der Noachischen Fluth, die wir ihrer Kürze wegen statt aller übrigen oben ausgezogen haben, stehen zu bleiben) eine deutliche Spur vom globus coelestis in den Nachrichten der Babylonier und Hebräer von der Fluth Noahs und des Aysuthrus? wo steht in den Erzählungen bey Alexander Polyhistor und Moses ein allgemeines Wort, das Welt ausdrückte, daß man nun darauf die gewagte Folgerung bauen könnte, Welt steht für Kreis, und Kreis für Himmelskreis? wo wäre ein Grund zu der allegorischen Deutung, der Himmelskreis ward überschwemmt, statt das Jahr hat ein

Ende? der Himmelskreis kommt aus dem Wasser hervor, statt das Jahr fängt wieder an? verwandeln wir nicht bey diesem Verfahren einen historischen Mythos ohne allen Grund in einen astrologischen? Fluthen gehörten so gut wie Feuer zur weiteren Ausbildung und Bewohubarwerdung unsrer Erde, wovon sie selbst auf ihrer Oberfläche und in ihrem Innern die unleugbarsten Beweise liefert: wollen wir behaupten, daß sich keine Spur von beiden im Andenken der Nachwelt habe erhalten dürfen? und das thun wir, wenn wir, was historisch klingt, in Astrologisches umkehren. Kann uns die (vom Verf. zwar nicht ausgeführte, aber doch leicht beweisbare) physische Unmöglichkeit einer allgemeinen Fluth um die Erde im strengsten Sinn zu einer solchen, in sonst weiter nichts gegründeten Verwandlung berechtigen? Wenn die Erzählungen von der Noachischen und Aethiopischen Fluth so ausgedrückt sind, als ob die Erde auf beiden Hemisphären nach den Gesetzen des Gleichgewichts unter Wasser gestanden, und es rings um die Erde zu gleicher Zeit eine Reihe von Tagen über geregnet hätte (wahre physische Unmöglichkeiten); so weiß man auch, daß man so wenig die Worte der Begeisterung als der Volkserzählung spießen darf; daß beide alles generalisiren, besonders in Zeiten, die noch nichts von philosophischer Bestimmtheit im Ausdruck wissen, und daß man davon in spätern Zeiten vieles abziehen, daß man die Ausdrücke einschränken und näher bestimmen muß, wenn man solche alte Sagen im Geiste ihres Werdens auffassen will. Doch um näher bey des Verf. Hypothese zu bleiben, wie könnte Hilkias erst die Nachricht der Sündfluth aus einer astrologisch-mythologischen Sage der Babylonier gezogen haben, da die Genesis zwey Erzählungen davon, die nur im

Ausdruck, nicht in den Hauptsachen, von einander abgehen, mittheilt? müßte nicht schon vor Hilkias ein anderer Hebräischer Alterthumsforscher dem astrologischen Mythos sein astrologisches Gewand ausgezogen und ihn in einen historischen umgekleidet gehabt haben? Und beide hätten einerley Mißgriff begangen, ein Gestirn am Himmel, in eine historische Person zu verwandeln? Noah könnte in der Babylonischen Sage auch Osiris und Bacchus, oder zugleich Sonne und Stammvater der Völkerschaften nach der Fluth, die von ihm (Genes. X.) abgeleitet werden, angewesen seyn? Und wäre der Fall bey Abraham anders? auch er soll Saturn, und doch auch Stammvater der Hebräer in derselben Mythe seyn? Unglaublich. Gern würden wir unsre Betrachtungen auch über des Verf. mythische Auffassungen der übrigen Abschnitte der Genesiss fortsetzen, wenn es der Raum erlaubte. Genug: aus Gründen hört in diesen Abschnitten die Zustimmung des Recensenten zu des Verf. sinnreichen Ideen auf.

### Braunschweig.

Hey E. Lucius: *Theoretisch = practische Anleitung zur Künstlichen Erzeugung und Gewinnung des Salpeters*, nach eigenen und nach den in Frankreich gemachten Erfahrungen und in besonderer Beziehung auf die Königl. Preussischen Staaten entworfen, nebst einem Anhang über die öffentliche Verwaltung des Salpeterwesens, von C. F. Becker, der Heilkunde Doctor. Mit einer Vorrede von J. F. L. Hausmann, Prof. zu Göttingen. 1814. XXIV und 319 S. in Octav.

Die Salpeterfabrication gehört zu den in Deutschland etwas vernachlässigten Industriezweigen. Vorurtheile haben die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, der Salpeter könne bey uns nicht mit

wahrem Vortheile im Großen gewonnen werden. In einigen Gegenden Deutschlands haben neuerlich gemachte Erfahrungen das Gegentheil unleugbar bewiesen. Wie wichtig es aber für Deutschland seyn muß, sich in Hinsicht der Erzielung eines für die Vertheidigung ganz unentbehrlichen Productes, von dem Auslande möglichst unabhängig zu machen, wird Niemand in Zweifel ziehen wollen. Kräftig werden wir daher aufgefordert, jenem Industriezweige eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, und müssen es dankbar erkennen, durch den Hrn. Doctor Becker, der, mit den nöthigen theoretischen Einsichten ausgerüstet, einen Schatz practischer Erfahrungen einzusammeln Gelegenheit hatte, eine Anleitung zur Erzeugung und Gewinnung des Salpeters erhalten zu haben, welche diesen Gegenstand ganz erschöpft und ganz dazu geeignet ist, die für jene Fabrication erforderlichen Kenntnisse populär zu machen.

Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte. In dem ersten ist von dem Salpeter überhaupt und seiner Entstehung die Rede; in dem zweyten wird von den Salpeterpflanzungen gehandelt; und in dem dritten von der Gewinnung des Salpeters aus der Salpetererde. Jeder dieser Abschnitte zerfällt in mehrere Kapitel, und angehängt ist eine Abhandlung über die öffentliche Verwaltung des Salpeterwesens. — Zuerst von den Bestandtheilen und verschiedenen Arten des Salpeters; dann von seiner natürlichen Erzeugung. Bey dieser Gelegenheit wird auch das von dem Hrn. Verfasser entdeckte, merkwürdige Vorkommen des reinen Salpeters an dem bunten Sandsteine der Gegenden von Göttingen, erwähnt. Die verschiedenen Bedingungen zur Erzeugung des Salpeters werden sorgfältig beleuchtet, und die bisherigen Theorien darüber critisch geprüft, woraus sich dann ergibt, daß wir noch

nicht im Stande sind, jenen Prozeß völlig genügend zu erklären. — Die Lehre von den Salpeterpflanzungen hat unser Verfasser mit vorzüglichem Fleiße bearbeitet, und durch seine genaue auf Erfahrungen und richtige Theorie sich stützende Anleitung, ein um so größeres Verdienst sich erworben, da gerade in diesem Theile des Salpeterwesens die Meinungen bisher so überaus getheilt und in mehreren Gegenden sehr unzweckmäßige Verfahrensarten üblich waren. In dem neuesten, classischen, auch in unseren Blättern angezeigten, Französischen Werke über das Pulver- und Salpeterwesen von Vottée und Riffault, ist dieser wichtige Gegenstand ganz übergegangen. Der Verfasser des vorliegenden Buchs handelt zuerst von den Bestandtheilen einer Salpeterpflanzung und der Zubereitung der so genannten Pflanzenerde; redet darauf von der Form und Bedachung der Beete und Wände, und bringt dann das Nöthige von der Behandlung und dem Ertrage der Beete und Wände bey. Den letzteren wird gewiß mit Recht der Vorzug vor den ersteren eingeräumt, besonders für unsere Gegenden. In den Beeten erzeugt sich nach den in Frankreich gemachten Erfahrungen zwar mehr Salpeter als in den Wänden; ob es sich aber im nördlichen Deutschland eben so verhält, ist durch die Erfahrung noch nicht gehörig ausgemittelt worden. Der Salpeter erzeugt sich viel schneller in Wänden als in Beeten, und jene geben dem Pflanze einen früheren Ertrag als diese. Die Beete erfordern ein größeres Anlagekapital als die Wände. Die Salpeterproduction durch Beete muß, wenn sie Vortheil bringen soll, weit mehr im Großen betrieben werden, als die durch Wände. Die Salpetererzeugung in den Wänden geschieht nach unserem Verfasser mehr durch eine Reproduction, die in den Beeten mehr durch eine ursprüngliche Production; jene ist mehr bedingt

durch die atmosphärischen Einwirkungen, diese mehr durch die Mischung der Pflanzenerde. Die Beete erfordern daher mehr organische Stoffe, mehr als Düngemittel brauchbare Materialien, als die Wände. — Es folgen nun gute Bemerkungen über die Verbindung der Salpeterfabrication mit der Landwirthschaft. — Auch in dem dritten Abschnitte, welcher die Gewinnung des Salpeters aus der Salpetererde abhandelt, folgt Herr Doctor Becker theils eigenen, theils fremden Erfahrungen. Sehr sorgfältig sind von ihm die Vervollkommnungen benützt worden, welche dieser Theil des Salpeterwesens in neuern Zeiten in Frankreich erhalten hat, und die am vollständigsten und genauesten durch das vorhin angeführte Werk von Bottée und Riffault bekannt geworden sind. Zuerst von der Prüfung der Salpetererde; dann von dem Auslaugen derselben; von der Zersezung der Salpeterlauge; von der Abdampfung derselben; zuletzt vom Raffiniren des Salpeters.

In dem Anhange zu vorliegender Schrift sind manche lehrreiche, beherzigungswerthe Bemerkungen über die öffentliche Verwaltung des Salpeterwesens enthalten, die der Verfasser größtentheils aus der Geschichte des Salpeterwesens in Frankreich und in Preußen entlehnt hat, und an welche derselbe Vorschläge für eine zweckmäßige Organisation des Salpeterwesens, in besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat, knüpft. Folgende Resultate sind aufgestellt und durch Bemerkungen erläutert: 1. Die Verpachtungen des Salpeterwesens sind für die Vervollkommnung und Vermehrung der Salpeterproduction höchst nachtheilig. 2. Die Ausübung des Salpetergrabens und alle Privilegien und Begünstigungen der Salpetersieder sind nicht hinlänglich, um die Production in Aufnahme zu bringen; sie können sogar nachtheilig wirken.

3. Die Salpeterproduction gedeihet nur unter einer Administration, deren Bestimmung es zugleich ist, durch Anwendung der vorhandenen Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse die Art des Betriebes zu leiten und zu vervollkommen.

Diese kurze Anzeige wird hinreichen, um auf den überaus nützlichen Inhalt der vorliegenden Schrift aufmerksam zu machen. Wir beschließen sie mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die guten Absichten, welche der treffliche Verfasser bey der Herausgabe seines Werkes vor Augen hatte, in Erfüllung gehen mögen.

### Berlin.

Von G. C. Nauck: *Inmanuelis Bekkeri*, Professoris Berolinensis, *Anecdota Graeca*. Volumen primum. Lexica Segueriana. 1814. 476 Seiten in Octav.

Vorzüglich seit der Nachricht, die Montfaucon in der Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana (Paris 1715. fol.) von den in dieser Bibliothek enthaltenen 400 Griechischen Manuscripten, und darunter vom 345. Manuscripte gab, welches wahrscheinlich im zehnten Jahrhundert geschrieben ist, wurde die Erwartung oft erregt und getäuscht, daß der kostbare Inhalt desselben durch den Druck bekannter gemacht würde. Mit einem Theile geschah es gleichwohl nach und nach, wie Apollonii Lexicon Homericum, Moeridis Lexicon Atticum, und Timaei Lexicon Platonicum bezeugen; aber das übrige blieb zurück, welches größtentheils in Griechischen Wörterbüchern bestand. Auf diese ward man um so begieriger, je trefflicher die Bruchstücke waren, welche Hemsterhuis, Pierfon, Kühnen u. a. in ihren Schriften daraus anführten. Kühnen ging mit der Ausgabe dieser Wörterbücher um, die er von der Bibliothek von

Germain benannte, weil die Bibliothek des Canzlers Seguiet, nachher des Herzogs Coislin, derselben einverleibt war: allein er gab den Plan so gut wie andre auf. Noch zuletzt versprach der treffliche Hellenist Vast (S. Epist. critic. S. 287) eine Ausgabe, allein der 13. Nov. 1811, sein Todestag, machte auch dieser Hoffnung ein Ende. Um desto größer ist nun unsre Freude, daß Herr Prof. Bekker, von dessen gelehrtem Aufenthalte in Paris wir schon sehr geschätzte Früchte kennen, und in diesen Blättern zu ihrer Zeit angezeigt haben, in diesem ersten Bande sechs Griechische Wörterbücher aus jenem 345. Manuscripte in einem guten Abdrucke mitgetheilt hat, wofür dieser arbeitame Gelehrte sicher auf den Beyfall und Dank des gelehrten Publicums rechnen kann. Weder Vorrede noch Noten sind beygefügt: bloß die Zueignungsworte: *Frider. Aug. Wolfio praeceptoris suo D. Editor* uebst dem Titel des Buchs, der Inhaltsanzeige und den Bezeichnungen der Zeilen jeder Seite durch Zahlen, rühren vom Herausgeber her, der indessen, wie wir hoffen, sich noch in der Folge über das diese Lexica betreffende weiter vernehmen lassen wird. Noch erfreulicher würde es uns seyn, wenn er diesen Werkchen dieselbe Hülfe leihen wollte, welche Ruhnken, Pieron, Litzmann u. dem Timäus, Möris, Bonaras u. s. w. zum großen Vortheile der Griechischen Litteratur geschenkt haben. Dieser erste Band enthält folgende sechs schätzbare Stücke: 1. *Ἐκ τοῦ Φρυνίχου* S. 1—75. 2. *Ἀντιπινιστής*. bis S. 117. 3. *Περὶ συντάξεως, ποῖα τῶν ῥημάτων γενικῆ καὶ δοτικῆ καὶ αἰτιατικῆ συντάσσονται*: bis S. 180. 4. *Δίκων ἰνόματα, κατὰ ἀλφάβητον*. bis S. 194. 5. *Λέξεις ῥητορικαί*. bis S. 318. 6. *Συναγωγή λέξεων χρησίμων ἐκ διαφόρων σοφῶν τε καὶ ῥητόρων πολλῶν*. wovon nur A geliefert ist. Nach unsern Vergleichen vieler



1784 G. g. A. 178. St., den 5. Nov. 1814.

bey Ruhnken u. a. vorkommenden Stücke oder Citaten mit diesem Abdrucke zu urtheilen, finden wir, außer einigen kleinen Abweichungen und Verschleidenheiten, sehr viele Genauigkeit. Daß manche Stellen noch der Hülfe der Critik und Sprachgelehrsamkeit bedürfen, versteht sich von selbst. Wer übrigens mit der Geschichte der Lexicographie bey den Griechen, z. B. aus Fabricii Bibl. gr. bekannt ist, wird diese Lexica nicht mit denen, welche wir von den neuern Sprachen besigen, eines Johnson, Adelung u. a. vergleichen, und doch den überaus großen Werth dieser Griechischen Werke in Hinsicht der Litteratur, Critik, Sprache, Staatsverfassung u. s. w. gern und dankbar anerkennen; vollends bey dem großen Verluste so wichtiger Schriftsteller in diesen Fächern. Es bleibt also ein sehr dankenswerthes Geschenk, das uns der Herr Prof. Bekker mit diesem genauen Abdrucke der so oft in den Schriften der Philologen angeführten Werke macht, welche nur wenigen Gelehrte von Zeit zu Zeit benugten, die, wie Ruhnken sich Abschriften davon genommen hatten, während die andern, derselben entbehrend, vergeblich darnach sich sehnten, freylich, wie es dann zu gehen pflegt, in der Meinung, daß darin viel mehr zu finden sey, als sie jetzt wirklich finden möchten: wiewohl doch auch das, was uns darin dargeboten wird, für den, der es zu brauchen weiß, in den angeführten Hinsichten schätzbar genug ist, und nach dem zweyten Bande, dessen wichtiger Inhalt ziemlich zu errathen seyn dürfte, sehr begierig machen muß. Indem wir jedem Freunde der Griechischen Litteratur diese Anecdota graeca empfehlen, wünschen wir zugleich, daß uns der Herausgeber bald mit dem zweyten, dritten Bande beschenken und seine eigenen Bemerkungen nicht zu lange vorenthalten möge.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 7. November 1814.

Verona.

Bey Carbaretti und Compagnie: Memorie di Matematica e di Fisica della Società Italiana. Tom. XIV. P. I. continente le memorie di Matematica. 254 S. 9 Kupfert. Parte II. 332 S. 7 Kupfert. 1809. In Quart.

Parte I. Mathematische Abhandlungen, 1. Dell'annue Parallasse di  $\alpha$  della Capra, von Vinc. Chimminello. Dieser Fixstern geht zu Padua benähe durch das Zenith, und ist daher in seiner Culmination einer kaum bemerkbaren Refraction unterworfen. Herr Ch. beobachtete an dem fünf-  
füßigen Mauerquadranten von Ramsden zu acht wiederholten Mahlen die Zenithdistanzen dieses Sterns im Meridian, in den ersten Hälften des Jul. 1806, und des Januars 1807, und findet nach Zuziehung aller Correctionen  $1''{,}105$  für die Parallaxe in der Declination, völlig übereinstimmend mit den ähnlichen Beobachtungen von Piazzzi zu Palermo. Der Verf. will jedoch ungeachtet dieser Uebereinstimmung nicht behaupten, daß man diese Parallaxe, da sie von einer so geringen Größe ist, nun für ausgemacht halten dürfe. 2. Sopra sei Archi- baleni contemporanei e concentrici, von V. Chimminello. Dieß den 20. August 1805 Abends

K (8)

um  $4\frac{1}{2}$  Uhr von Franz. Bertirossi = Busata beobachtete Phänomen eines sechsfachen Regenbogens wird hier nicht so deutlich nach allen Umständen, insbesondere der Farbenreihe, nach der die einzelnen Bögen auf einander folgten, beschrieben, daß man an eine vollständige Erklärung des Phänomens denken könnte. Indessen fügt doch Herr Ch. einiges hinzu, was zu einer Erklärung dienen könnte. Vielleicht war so etwas dabey, wovon in unseres Hofr. *Mayers* Lehrbuche der Meteorologie S. 254. Erwähnung geschehen ist. Daß die Wolke hinter dem Regenbogen sehr dunkel, ja fast ganz schwarz war, macht die Sache noch wahrscheinlicher. 3. Delle vera curva degli archi del ponte a S. Trinita di Firenze. discorso Geometrico - Storico, von *Pietro Ferroni*. Nachdem der Verf. alle Merkwürdigkeiten dieser Brücke in einer kurzen Erzählung dargestellt hat, beschäftigt er sich mit der Angabe der genauesten Abmessungen, in Rücksicht der Bestimmung der Curve nach der die einzeln Gewölbobogen erbaut sind. Es ergibt sich daraus, daß diese Bögen nach keiner eigentlichen Curve aufgeführt sind, sondern vielmehr polycentrische Ovale bilden, deren Constructionsweise der Verf. beybringt. 4. Lettera al Sign. Caval. *Antonio Cagnoli* del Sign. Angelo Cesaris; betrifft den Aufsatz über die Brechung des Mondlichts, von *Bertirossi = Busata*, wovon wir bey der Anzeige des dreyzehnten Bandes dieser Memorie gesprochen haben. Herr *A. Cesaris* urtheilt gleichfalls, daß aus Versuchen, wie sie Hr. *B. Bu.* angestellt hat, nichts in Ansehung jener Brechung geschlossen werden könne, und bemüht sich zu zeigen, wie jene Versuche selbst Widersprüche in sich enthalten. 5. Esposizione del vero principio dimostrativo dell' equilibrio, von *Ermenegildo Pini*. Wieder ein neuer Versuch über den Beweis des Parallelogramms der Kräfte. Hr. P.

geht von dem Grundsatz aus, daß drey Kräfte an einem Punkte sich im Gleichgewichte erhalten, wenn sie 1) einander gleich sind, und 2) ihre Richtungen Winkel von  $120^\circ$  mit einander machen. Man kann diesen Satz dem Verf. wohl als Grundsatz zugeben, aber in den Anwendungen desselben auf jedes vorgegebene Verhältniß der Kräfte, und des Winkels, den ihre Richtungen einschließen, findet man doch manches, was schärfer erwiesen werden dürfte.

6. Dell' anomalo Freddo dell' Inverno passato (nämlich des Winters 1807 bis 1808) e delle sue Cause, von Vinc. Chiminello. Hr. Ch. sucht aus der allgemeinen Weltelectricität (electricismo celeste o mondiale) zu beweisen, daß der Comet 1807 durch eine Veränderung, die er in dem Zustande dieser Electricität hervorgebracht haben könnte, wohl an jenem kalten Winter Schuld seyn könne.

7. Teoria dell'azione capillare del Sign. de la Place, von Giov. Pessuti. Ein Versuch, die Theorie der Haarröhrchen und der damit verwandten Erscheinungen ohne höhere Analysis zu entwickeln, welches denn dem Verf. auch sehr wohl gelungen ist.

8. Saggi intorno alle teorie del moto concreto de' corpi, von Paolo Delanges. Nichts als eine Theorie der Bewegung eines Körpers auf einer vorgegebenen Fläche, mit Betrachtung der Reibung.

9. Pendolo idrometrico composto, von Gius. Venturini. Das Pendel besteht aus einem bloßen prismatischen Stabe, gegen welchen man das Wasser anstoßen läßt. Formeln, aus dem Elongationswinkel dieses Pendels von der Verticallinie, die Geschwindigkeit des anstoßenden Wassers in jeder Tiefe unter der Oberfläche zu finden.

10. Della risoluzione de' problemi di massimo o minimo, quando la Quantità, che vuolsi massima o minima è data, von Seb. Cantersani. Z. B. innerhalb den Schenkeln eines Win-

kels ist ein Punct gegeben, durch welchen eine gerade Linie von gegebener Länge bis an beide Schenkel gezogen ist, und diese Linie soll kürzer seyn als jede andere, welche durch jenen Punct bis an die Schenkel des Winkels gezogen werden kann. Begreiflich, daß also hier die Größe des Winkels gesucht werden muß. Was hierbey, so wie in ähnlichen Fällen, für eine Methode zu befolgen ist, hat zwar schon **Manfredi** gelehrt, aber der Verf. zeigt wie es auf einem kürzern Wege geschehen könne. 11. *Memorie sopra le soluzioni particolari delle equazioni alle differenze*, von **Vinc. Brunacci**. Ein nützlicher Beitrag zur Integration von Ausdrücken mit endlichen Differenzen. 12. *Opposizioni di Saturno osservate del Sign. Vinc. Chiminello*. 13. *Sul paragone del Calcolo delle funzioni derivate coi metodi anteriori*, von **Valperga-Caluso**. Der Verf. urtheilt richtig, daß die neuern Ansichten der Principien des höhern Calculs vor den ältern keinen Vorzug verdienen, und bey ihrer Anwendung nur unnütze Weitläufigkeit verursachen. 14. *Sulle oscillazioni di un corpo pendente da un filo estendibile*, von **P. Paoli**. In **Poissons** Auflösung dieser Aufgabe habe sich ein Fehler eingeschlichen, welchen nun Herr P. hier zu verbessern sucht. 15. *Notizie astronomiche di Germania communicate all' Italia*, von **Ant. Cagnoli**. Aus einem Schreiben des Hrn. Dr. **Olbers** an Hrn. **Cagnoli**. Elemente der Bahn des Cometen 1807 von Hrn. **Bessel**. Formeln für die Berechnung der Präcession u. dergl.

Parte II. Zur allgemeinen Physik gehörige **Abhandlungen**. *Sopra il tremuoto che da sette mesi scuote le Valli del Pelice, del Chisone e del Po*, von **Vassalli-Landi**. S. 238. Nachdem der Verf. eine Beschreibung von den begleitenden Phänomenen des seit dem April 1808 in den ange-

führten Thälern sich ereigneten, und nach längeren oder kürzeren Zeitintervallen innerhalb sieben Monaten mehrmahls wiederkehrenden Erdbebens gegeben hat, beschäftigt er sich nun auch mit der Erklärung desselben, nach der Beschaffenheit und den Umständen des Terrains, über welches es sich verbreitete, und bestimmt sich für diejenige Theorie, nach der dieses Phänomen bloß als eine Wirkung der in den Höhlungen der Erde durch allerlei chemische Proceße sich erzeugenden Dämpfe und Gasarten betrachtet wird. Die dabei statt findenden electricischen Phänomene sind zugleich Wirkung jener chemischen Operationen. Sul Potere del solo arco animale nelle contrazioni muscolari, esperienze Galvaniche, von Gio. Aldini. S. 329. Einige Versuche über Galvanische Muscularcontractionen, woben gar keine metallische Substanzen zwischen Muskel und Nerven angewandt wurden, sondern die Leitung bloß durch die Hände des Experimentators, oder durch eine mit Wasser angefüllte Schaale bewerkstelligt wurde.

#### Stuttgardt.

Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung Gottes in Bezug auf neuere Angriffe dieses Glaubens zur Beleuchtung der Consequenz, des Sinnes, der Möglichkeit und des Bedürfnisses desselben. Einige Abhandlungen von Friedrich Streudel, erstem Diaconus in Tübingen. 1814. 286 S. in Octav.

Rec. wünschte sehr, die Aufmerksamkeit unseres gelehrten theologischen Publicums auf diese Schrift hinzuziehen, in welcher ein Vertheidiger des Supernaturalismus auftritt, der gewiß gehört zu werden verdient; aber er wünschte noch mehr, die Aufmerksamkeit einiger von den Gegnern des Supernaturalismus darauf hinzuziehen, gegen welche er

darin vertheidigt ist, weil sie es sicherlich der Mühe werth finden würden, sich mit ihm einzulassen, wodurch die Wahrheit nur gewinnen könnte. Die erste Abhandlung S. 1 - 80 ist gegen eine Schrift eines Predigers Sachse gerichtet, worin die Unhaltbarkeit eines consequenten Rationalismus und Supernaturalismus dargethan seyn sollte. In der zweiten S. 81 - 104 wird der Schottische Vorschlag geprüft, der philosophirenden Vernunft bey der Behandlung der Bibel einen größeren Einfluß besonders in Hinsicht auf die Beurtheilung desjenigen zu verschaffen, was in einer Offenbarung als wesentlich oder unwesentlich angesehen werden darf. Die dritte Abhandlung S. 114 - 127 beleuchtet den Lschirnerischen Vorschlag, den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu setzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die bloßen der Vernunft erkennbaren Wahrheiten zurückzuführen, so wie sich die vierte S. 137 - 141 mit einem Vorschlage des Predigers Kelle beschäftigt, eine Offenbarung zwar glaubig, jedoch nur so anzunehmen, daß der reine Inhalt derselben erst mittelst der Vernunft von menschlichen Zusätzen zu sondern sey. In der vierten ausführlichsten Abhandlung S. 142 - 255 wird die Möglichkeit eines vernunftgemäßen Glaubens an eine höhere geschichtliche Offenbarung Gottes mit Angabe der Gründe, worauf er beruht, in Bezug auf neuerlich geltend gemachte entgegengesetzte Ansichten (von Jacobi und Fries) gerechtfertigt, worauf noch in einem Anhang S. 155 - 280 die Köslerischen Beweise für die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung gesichtet werden. Wir dürfen uns nicht erlauben, aus jeder dieser Verhandlungen auch nur dasjenige auszuheben, was in jeder den stringirenden Hauptpunct ausmacht, also begnügen wir uns bloß einiges zu bemerken. Mit dem in der ersten Abhandlung widerlegten Gegner

Konnte Herr N. ohne Zweifel am leichtesten fertig werden, denn um den Supernaturalismus von dem ihm gemachten Vorwurf der Inconsequenz zu befreien, durfte nur eine ganz wahre und richtige Vorstellung von demjenigen gegeben werden, was das Unterscheidende und Eigenthümliche davon ausmacht. Dieß ist aber S. 30 mit solcher Klarheit und Bestimmtheit geschehen; es ist so treffend dabei ins Licht gesetzt, daß auch der Supernaturalismus immer noch die Vernunft als Belehrungs-Quelle anerkennt, und es ist so anschaulich daraus gemacht S. 30 - 63, welcher ein vielfacher Gebrauch der Vernunft auch bey der Benutzung und selbst bey der Prüfung einer Offenbarung statt finden kann und statt finden muß, daß doch Rec. diese Abhandlung für die vorzüglichste halten möchte, weil ihm durch die darin gegebene Belehrung einem sehr dringenden Zeit-Bedürfniß abgeholfen scheint. — Bey der Prüfung des Vorschlags von Hrn. Prof. Schott in der zweyten Abhandlung wird S. 93 unter anderen auch von dem Verf. behauptet, daß der Offenbarungsglaubige vermöge des Principis seines Glaubens in dem Inhalt einer Offenbarung, in so fern sie göttliche Offenbarung ist, niemahls consequenterweise zwischen wesentlichem und minderwesentlichem unterscheiden könne. Bey der Vorsicht, womit er die Behauptung beschränkt hat, möchten wir auch nicht mit ihm darüber streiten; aber wenn in dem Vorschlag anstatt des Rechts, das Wesentliche und Minderwesentliche in der Lehre Jesu zu unterscheiden, nur das Befugniß oder die Freyheit für die Vernunft gefordert würde, das zum Wesen und das zur Form Gehörige in der Lehre Jesu zu unterscheiden, so dürften vielleicht seine Gründe dagegen nicht mehr so ganz treffend seyn. Durch die treffliche Abhandlung gegen Jacobi und Griß ist Rec. auf das neue in der Ueberzeugung befestigt worden, daß der Of-



fenbarungs-Glaube oder die supernaturalistische Ansicht gewiß nie von den Gründen etwas zu fürchten hat, wodurch ihre Möglichkeit oder Vernunftmäßigkeit angegriffen werden mag; aber da er neuerlich aus mehreren Zeichen bemerkt zu haben glaubt, daß auch einigen ihrer scharfsinnigeren Gegner eine Ahnung darüber aufgegangen ist, so ist auch der Wunsch sehr lebhaft bey ihm geworden, daß man voraus darauf denken möchte, die geschichtliche Seite davon sorgfamer zu decken, die vielleicht bald neuen und stärkeren Angriffen als bis jetzt noch darauf geführt wurden, ausgesetzt werden dürfte. In der Note zu S. 197 ist von dem Verf. die glücklichste und vielleicht die einzige Richtung die man nehmen muß und nehmen kann, um sie hinreichend zu decken, mit zwey Worten angedeutet worden; möchte er sich nur bald das Verdienst machen, das hier angedeutete weiter auszuführen! — Ob sich Hr. Frieß durch dasjenige überzeugt finden wird, was S. 222 ff. seinen Einwürfen gegen die christliche Versöhnungs-Lehre im besondern entgegengesetzt ist, möchten wir fast bezweifeln. Er wird sicherlich alles einräumen, was der Verf. von den Wirkungen sagt, die der Glaube, daß Gott verzeiht, bey dem besseren Menschen unfehlbar hervorbringt; aber wird er auch zugeben, daß dieß dem besseren Menschen erst verkündigt werden müsse, ehe er es glauben kann? — Dafür halten wir uns verpflichtet, die anständige Mäßigung und den ruhig-bescheidenen Ernst besonders zu rühmen, worin sich der Verf. auch unter dem Polemisiren beständig zu erhalten wußte: denn die einzige etwas warme Rüge eines offenbar am unrechten Ort und mit der wesentlichsten Entstellung der Wahrheit angebrachten Scherzes von Hrn. Frieß, auf die man S. 242 stößt, kann hier keine Ausnahme machen, weil die von jenem gegebene Veranlassung selbst eine noch wärmere entschuldigen könnte.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1814.

London.

A description of the collection of ancient marbles in the british museum; with engravings. Part I. Printed by W. Bulmer and Co. Cleveland row; and sold at the british museum; by G. and W. Nicol, bookfellers to his Majesty, Pall-Mall; W. Miller, Albemarle street; and Longman, Hurst, Rees, Orme and Co. Paternoster-row. 1812. Auch mit dem Titel: A description of ancient marbles. London: Published March 1. 1812. by the Trustees of the british museum. Preis 1 Pf. St. und 5 Schill. In Quart.

Auch dieses schätzbare Werk hat Herr Taylor Combe besorgt, wie das neulich angezeigte Werk der Terracottas, und mit Bemerkungen versehen, die seiner Kunstkenntnis Ehre machen. Der größere Theil dieser Marmor gehörte dem sel. Karl Cornwallis, Esq. Dieß ist die erste Lieferung der 74 Stücke, welche im zweiten Zimmer der Gallerie der Antiquitäten des Britischen Museums enthalten sind, und hier auf einer großen Tafel vorgestellt werden. Das erste Zimmer enthält die Terracottas. Was die Messung der Marmor, die Plätze ihrer Auffindung, und die Restaurationen betrifft, so ist dieß jedesmahl bemerkt worden: alle drey Punkte, so

wesentlich sie auch sind, hat man in den frühern Zeiten nur zu oft vernachlässigt, und Herr Combe hat sich durch die Aufmerksamkeit, die er darauf verwandt hat, ein wahres Verdienst erworben. Die Bianette war einst ein Theil des Capitals eines Votivcippus, wahrscheinlich dem Bacchus und Herkules gewidmet. Man sieht einen Kopf des Herkules zwischen dem Gott Pan und Priapus: in den Zwischenräumen liegen ein Köcher und ein Altar. Kraft und Charakter zeigen sich in diesem Kopfe. Nun folgen 16 Kupfertafeln, gezeichnet von W. Alexander, gestochen von Henrich Moses, Picart u. a. Die Künstler haben schön gearbeitet. Zwey herrliche Köpfe der behelmten Minerva eröffnen und beschließen diesen Band, beide sind restaurirt. Auf dem Helm der ersten zeigt sich eine drohende Schlange. Die zweyte Kupferplatte enthält eine schon in Piranesi's *Raccolta di vasi antichi* I. tav. 45. vorkommende Grab-Urne, die Townley im Jahre 1768 aus der Sammlung des Victor Amadei zu Rom an sich brachte: restaurirt. Sie enthält einen Kampf, wie sonst auf solchen Urnen nicht ungewöhnlich ist: nach Hrn. Combe Ansicht ist es ein Kampf zwischen siegenden Römern und besiegten Deutschen aus dem Antoninischen Zeitalter: gerade derselbe Gegenstand findet sich auf einem Basrelief der über 8 Fuß groß ist in der Blundellschen Sammlung II. Platte 122. Auf den Säulen des Trajans und Antonius sind die Deutschen bekleidet, hier nackt. Der Künstler dachte sich wie es scheint nur besiegte Feinde, Barbaren, ob auch solche, die der hohe Verstorbene besiegt hatte, ist ungewiß, da oft dergleichen Anspielungen fehlen, und der Künstler populäre Vorstellungen des Zeitalters wählte. Ohne Inschrift.

3. Ein Löwenkopf aus Blättern ragend, und in einen Löwenfuß endend. Da die Hälfte restaurirt ist, so ist alle Erklärung unsicher. Herr Combe will jedoch

den Fuß eines Tisches darin entdecken. 4. Eine Karyatide mit einem Modius über 7 Fuß hoch; eine herrliche sehr würdevoll und reich bekleidete Figur, nur unbedeutend restaurirt. Piranesi und Winkelmann kannten sie. Townley bekam sie durch Jenkins Hülfes, der alle Marmor der Villa Montalto, wo sie war, an sich gekauft hatte. Unter Sixtus V. fand man sie zwischen alten Ruinen in der Villa Strozzi am Appischen Wege, nicht weit vom Grabmahle der Caecilia Metella (Capo di Bove), wo man im Jahre 1766 drey ähnliche weibliche Figuren fand. Ein schöner Beytrag zu der Menge von Caryatiden, die wir schon haben. 5. Ein Candelabrum, sehr ergänzt: mit drey Figuren, einem alten Faun mit einer Weinschlauche, einer Bacchantin (nach Hrn. Combe, einer Agave, weil sie einen Kopf, ihres Sohnes Pentheus, in der Hand hat) und einer Victoria, die libirt. Ueber 4 Fuß hoch. 6. Eine triangular Basis eines Candelabrum mit drey Genien, vielleicht sind es Amor, deren jeder einen Theil der Rüstung von Mars tragen, zwey Widderköpfe oben, zwey Sphinxen unten, zuletzt ein breiter Rand mit Arabesken. Der Gegenstand kommt sonst auch vor, als in der Gallerie von Florenz im Pallaste Picchini zu Rom und zu Paris. Man sieht wohl, daß des Kriegsgottes Stärke und List angedeutet wird. Aber daß Herr Combe Aries mit Isidor Orig. XII, 1. von *Αρης* ableitet, darin können wir nicht folgen. Nur wenig restaurirt. Ueber drittehalb Fuß hoch. 7. Eine Vase von eleganter ovaler Form mit Bacchanalischen Figuren, als Faun, Satyr u. unvergleichlich. Die Feyer der Bacchusorgien wird darauf vorgestellt. Herr Gavin Hamilton fand diese schöne Vase zu Monte Cagnolo in der Villa von Antoninus pius zu Lanuvium. Die zerbrochenen Theile wurden sorgfältig zusammengesetzt: einiges ist neu und restaurirt.

riert. Ueber 3 Fuß hoch. 8. Eine herrliche Statue der Venus, nackt bis auf die Mitte des Leibes, und von da an leicht und vollkommen drappirt: die Stellung ist ruhig und sehr grazios, die Beugung des Kopfs entspricht vollkommen dem Charakter und dem Ausdrücke der ganzen Figur, welche ein Meisterstück der Bildhauerkunst ist. Eine der schönsten weiblichen Statuen die gefunden ist. Der linke Arm, die rechte Hand und die Spitze der Nase sind ergänzt. Diese Statue besteht aus zwey Marmorstücken die unmerklich am untern Theile des Körpers innerhalb der Drapperie zusammengefügt sind; das obere Stück ist von hellerer Farbe, nach Hrn. Combe, absichtlich. Weil es zwey Stücke waren, so wurde die Ausfuhr als zweyer Bruchstücke von zwey verschiedenen Statuen verstatet. Herr Gavin Hamilton fand sie im Jahre 1776 zu Ostia in den Ruinen der Seebäder des Kaisers Claudius. Aehnliche Figuren kamen sonst vor. Fast 7 Fuß hoch. Der Ort der Auffindung scheint nach des Rec. Urtheil mehr auf eine Badnymph zu weisen: wiewohl die Zusammensetzung und Ergänzung das Urtheil immer unsicher machen werden: doch der obere Theil der Statue ist unvergleichlich. 9. Eine Vase über dritthalb Fuß hoch, oval, mit zwey Handhaben die aus dem Halse eines Schwanes hervorgehen: vorn mit vier tanzenden Bacchanten-Figuren, die auf solchen Vasen von den Künstlern aus bekannten Gründen vorgezogen wurden: hinten Epheuranthen. Sehr stark restaurirt. 10. Eine Hausfontäne fast 6 Fuß hoch: etwas ergänzt. Oliven und Epheublätter umgeben sie, und eine Schlange windet sich herum: im Jahre 1776 bey Livoli gefunden. 11. 12. Zwey Herkulesköpfe, jeder etwa dritthalb Fuß hoch. Sie sind vorzüglich: beide etwas ergänzt, der erste nach dem Farnes'schen, ob sie gleich verschieden sind. 13. Ein Löwenkopf mit Ziegenhörnern als Fuß eines

Zisches, etwas über 1 Fuß hoch; gefunden von G. Hamilton im Jahre 1769 bey Livoli in Hadrians Villa: stark ergänzt. Herr Combe hält es für einen Greif, der dem Apollo heilig war. 14. Ein Votivcippus nach seinen vier Seiten, etwas über 7 Zoll hoch, fast  $1\frac{1}{2}$  Fuß lang und über 1 Fuß tief. 15. Ein Bruchstück der Stütze eines Zisches über 3 Fuß hoch.

### Lands hut.

Von Thomann: Darstellung der Moralphilosophie, mit besonderer Hinsicht auf den Gang der höheren Bildung. Von Dr. J. Salat, Königl. Baierschem Rath und Professor. Zweyter Band. Ganz von neuem ausgearbeitete Auflage. 1814. XVI und 397 S. in Octav.

In der Vorrede zu diesem zweyten Bande (s. die Anzeige des ersten oben S. 1562), der, nach des Verf. Plane, die angewandte Moralphilosophie enthält, erklärt sich der Verf. über die Rücksichten, die er auf Staat und Kirche zu nehmen durch die Natur seiner Untersuchungen sich genöthigt gefunden. Wer könnte solche Rücksichten mißbilligen, wo der Gang der Untersuchung von selbst auf sie führt? Aber unbestimmte und bloß vorläufige Aeußerungen darüber in einer Vorrede können gemißdeutet werden. Mit der eigentlichen Kirche und dem wahren Staate, sagt der Verfasser, komme die Moralphilosophie in keinen Widerstreit. Aber welches ist die eigentliche Kirche, und welches der wahre Staat? Jeder wirklich bestehende Staat und jede wirklich bestehende Kirche können bedenklich fragen, ob ihre Existenz mit der Moralphilosophie nicht bestehen könne, wenn sie nach dem System des Verf. nicht zu den wahren Staaten und eigentlichen Kirchen gehören sollten. Uns dünkt, die Moralphilosophie selbst muß lehren, warum man, um des Guten im Ganzen willen, eine Menge bürgerlicher Einrichtungen, die man nicht

billigt, und eine Menge von Kirchen, unter denen man keine für die wahre hält, im wirklichen Leben unangefochten lassen muß, bis die rechte Zeit kommt, da ohne Zerrüttung der nothwendigsten und wesentlichen Verhältnisse die zufälligen Mißverhältnisse gebessert werden können. Ueber den Conflict der Moralphilosophie mit der neuen pantheistischen Naturphilosophie theilt der Verf. noch die merkwürdige Notiz mit, daß auf einer berühmten Universität gar kein Collegium über Moral zu Stande kommen konnte, als dort die Naturphilosophie galt. Doch zur Sache selbst. Der Inhalt dieses zweyten Theils, der das Sittliche in seiner Erscheinung darstellen soll, zerfällt in vier Abschnitte. Erstens, von der sittlichen Wirksamkeit, oder von dem Verhältnisse der innern Gesetzmäßigkeit zur äußern. Hierauf folgt, im zweyten Abschnitte, die Lehre von den Pflichten; im dritten die Lehre von der Tugend; im vierten die Lehre von der Weisheit. In dem ersten dieser Abschnitte werden mehrere Untersuchungen nachgeholt, die man, nach einer andern Vertheilung der Materialien, im ersten Theile des Werks vermist; über das Verhältniß des Willens zur Willkühr; über die Freyheit; über das Verhältniß des Guten zum Wahren und zum Schönen; über den Unterschied zwischen Moralität und Legalität. Der Rec. zählt einige dieser Kapitel zu den gelungensten im ganzen Werke. Sehr gut wird, unfers Erachtens, gezeigt, wie die Pädagogik leicht zum Determinismus führt, weil sie sich zunächst mit der Leitung der Willkühr beschäftigt, in welcher der Wille nur als Vermögen der Wahl erscheint; denn da ist der Einfluß der bestimmenden Vorstellungen nicht zu verkennen. Aber der Wille an sich ist, nach dem Verf. (und auch nach dem Recensenten) weit mehr, als ein Vermögen, zu wählen. Es ist das Vermögen der ursprünglichen Selbstbestimmung, die zugleich als frey gedacht

werden kann, wenn gleich die Wahl immer durch die Vorstellungen, auf die sie sich bezieht, mehr oder weniger determinirt bleibt. Also auch da, wo die Neigung von selbst mit der Pflicht übereinstimmt, thront die Freyheit auf ihrer Höhe. Je enaraischer nun in einer menschlichen Seele die ursprüngliche Selbstbestimmung ist, desto mehr versagen die Künste der Pädagogik den Dienst. Der eifrige Pädagog ist also um seiner Kunst willen dabey interessirt, daß es, wo möglich, keine Freyheit gebe. Treffend ist die Bemerkung, daß von einer Wahl zwischen dem Guten und Bösen eigentlich nie die Rede seyn sollte. Wer kann, fragt der Verf., das Böse als solches wählen? Wer das Angenehme dem Guten vorzieht, und dem Zuge der Lust folgt, ohne auf die Stimme der Pflicht zu hören, der handelt böse. Lesenswerthe Bemerkungen folgen hierauf über die Verhältnisse des Willens zum Thun, des reinen Willens zum empirischen, und über die Hindernisse der Moralität von der physischen Seite. Was man angeborne Böseartigkeit nennt, ist unglückliche Neigung. Vor dem Anfange der Selbstbestimmung gibt es nichts Böses in der menschlichen Natur. Im Kapitel über das Verhältniß des Guten zum Wahren ist vortreflich gezeigt, warum es überhaupt Pflicht ist, nach Grundsätzen und mit Verstand zu handeln, obgleich die Gewissenhaftigkeit sogleich verdächtig wird, wo Grundsätze, als solche, das Höchste in der moralischen Reflexion werden. Gewissenhaftigkeit, sagt der Verf., ist von ursprünglicher Güte des Willens wohl zu unterscheiden. Mehrere nicht überall gangbare Lehrsätze dieser Art, über welche der Rec. mit dem Verf. übereinstimmend denkt, lassen wir hier unberührt. Am wenigsten hat den Rec. die Erörterung der philosophischen Idee des Rechts nach dem Systeme des Verf. befriedigt. Um diese Idee zu begründen, geht der Verf., wie die Juristen, von dem Gegensatz zwischen Moralität und bloßer Legalität aus, und findet, wie die Kantische und die mit ihr ver-



1800. G. g. A. 180. St., den 10. Nov. 1814.

wandten Schulen, das Rechtsprincip, als ein Princip der bloßen Legalität, in der Grenzbestimmung des Gebiets der äußern Freyheit. Daß bloße Rechtlichkeit noch lange nicht Sittlichkeit ist, wird, unsers Wissens, überall zugestanden; aber wie es eine unsittliche Rechtlichkeit geben könne, will bekanntlich den Philosophen nicht einleuchten, die nicht begreifen können, wie eine und dieselbe Vernunft juridisch in irgend einer Hinsicht den Menschen berechtigen könne, etwas zu thun, was sie ihm moralisch verbietet. Ueber dieses Problem, an dessen Lösung die ganze wissenschaftliche Existenz eines Naturrechts hängt, das sich von der eigentlichen Moral losfagen will, gleitet der Verf. nur leicht hin. — Die drey folgenden Abschnitte, in denen die Lehre von den Pflichten, von den Tugenden, und von der Weisheit abgehandelt wird, können wir hier nur summarisch anzeigen. Das sittliche Gefühl hat längst dafür gesorgt, daß die Philosophen, auch wenn sie in ihren Meinungen über die letzten Gründe der Sittlichkeit noch so weit aus einander gehen, in der speciellen Tugend- und Pflichtenlehre sich wieder vereinigen. So lange also die Sittlichkeit bleibt, was sie, unabhängig von dem Streite der Schulen, in sich selbst ist, wird sich in der speciellen Moral nicht leicht noch etwas Neues sagen lassen, das die gesunde Vernunft für wahr anerkennt. Daß der Verf. die Lehre von den Pflichten vor der Lehre von der Tugend abhandelt, wird den meisten neueren Moralisten ganz recht seyn. Auf die Lehre von der Weisheit und dem Verhältniß derselben zur Klugheit folgen noch einige interessante Rückblicke auf die neueste Philosophie im Ganzen, besonders in Beziehung auf die Naturphilosophen, deren einer, ein verdienstvoller Physiker, neuerlich im ganzen Ernst hat darthun wollen, daß die Moral durch die Physik begründet werden müsse, und daß die bis jetzt so genannte, von der Physik völlig abgefonderte Moral eine wahre Mißgeburt sey.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 12. November 1814.

Wien.

*Ἑρμῆς ὁ λόγιος ἢ Φιλολογικαὶ ἀγγελίαι ὑπὸ Ἀνθίμου Γαζῆ ἐκδιδομένα. Περίοδος Α', 1811. S. 437, Περίοδος Β', 1812. S. 362. Περίοδος Γ', 1813, S. 284.*

Diese Griechische gelehrte Zeitung, welche zu Wien wöchentlich zweymahl seit dem ersten Januar 1811 erscheint, ist ein erfreulicher Beweis wackerer, um die Wiederbelebung des Griechischen Volkes eifrig bemühter Bestrebungen. Im Jahre 1810 kam nach Bucharest von dem heiligen Synod aus Rußland gesandt der Metropolit Ignatios, gebürtig aus Lesbos, und richtete alsobald daselbst eine bessere Schule unter dem Nahmen eines Lyceums ein, so wie eine gelehrte Gesellschaft aus unterrichteten Männern, welche auch die Oberaufsicht über das Lyceum haben sollten. Hierdurch entstand sodann weiter die Idee einer gelehrten Zeitung, deren Herausgabe auch schon in der zweyten Sitzung beschlossen wurde, indem die Societät zum Theil die Kosten derselben trüge, der wackere Anthimos Gazes aber, der Gesellschaft correspondirendes Mitglied, aufgefordert wurde, die Redaction zu

M (8)

übernehmen. Es ist dieser Mercur überhaupt dazu bestimmt, Liebe und Kenntniß der Wissenschaften zu verbreiten durch Erinnerung an die Künste der alten Hellenen und durch Nachrichten von den Bestrebungen der neuern Völker, der allgemeinen Erziehung aufzuhelfen, durch nützliche Vorschläge, Ermunterungen, Vergleichen mit den Einrichtungen anderer Länder, ob etwan die Griechen wieder aufzustehen oder einzutreten vermöchten in den Kreis der gebildeten Nationen Europas. Es wird also darin Nachricht gegeben von dem Zustande des Schulwesens und dessen Einrichtung an mehreren Orten; es wird Bericht erstattet von den Bestrebungen neugriechischer Männer um ihr Volk, ihrem Leben, ihren Schriften; es werden angezeigt nützliche Erfindungen, brauchbare Werke anderer Völker, die entweder schon in das jezige Griechisch übersezt sind oder in dieser Rücksicht empfohlen werden; es sind darin mancherley Aufsätze über die verschiedenen Zweige der Wissenschaften alter und neuer Zeit; es werden Vorschläge gegeben wie man die Sprache zu verbessern und zu veredeln habe, — kurz alles, was dienlich schien für den angegebenen Zweck, findet hier Plaz. Aber eben deswegen muß man auch nicht überall die Anforderungen hier machen, welche etwa wir in unsern Landen machen würden; es sind die Aufsätze vorzugsweise berechnet für jene Gegenden, geschrieben von Griechen theils in Griechenland, theils im Auslande; aber immer interessant durch den Eifer edler Vaterlandsiebe, welche den bedrängten Mitbürgern aufhelfen möchte, und mehrere mit Fleiß gearbeitet. Jezt wollen wir, so viel hier in der Kürze geschehen kann, den Inhalt noch etwas specieller angeben. Erster Jahrgang. Januar. Errichtung der gelehrten Gesellschaft und des Lyceums zu Bucharest durch Ignatios, Eröffnung des Lycei und Reden der Lehrer,

von denen die des ersten Lehrers, welche einiges zum Lobe der Philosophie sagt, mitgetheilt wird. — Verzeichniß von neugriechischen zum Behuf des Unterrichtes in Griechenland erschienenen Büchern, mathematischen, chemischen, physicalischen, geographischen, philosophischen u. a. Inhalts. — Etwas über den Ursprung und die älteste Geschichte der Hellenen; nach biblischen Ableitungen. — Ueber Coray und seine Schriften. Notiz von einer zu Constantinopel in einer Privatbibliothek gefundenen Paraphrase des Homer, bey welcher Gelegenheit der unmittelbaren Lectüre der Alten das Wort geredet wird. — Kurze Critik einiger neugriechischen Bücher. Februar. Nachricht von mehreren Ausgaben alter Schriftsteller als des Thucydides, Eutrop, Arrian, Dio Chrysostomus, Maximus Tyrius durch Neophytus Ducas aus Epirus, welcher eifrige Mann zum Besten seiner Landsleute alte Schriftsteller auf seine Kosten herausgibt. Bey dieser Gelegenheit werden über jene Schriftsteller selbst litterarische Notizen beigebracht. — Chronologische Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen der Erdkugel. — Nachricht von der Schulprüfung zu Bucharest im Jul. 1810, und dabey gehaltene Reden, in Weisenn der Einwohner. — Kühnliche Nachricht von Spyridon Blantes aus Cythera, und den von ihm aus der Litteratur anderer Völker übersehten Werken. — Etwas über das Gymnasium zu Smyrna, welches über 150 Schüler zählt. — Erste Sitzung der gelehrten Gesellschaft zu Bucharest, kräftige Eröffnungsrede des Ignatius, Nahmen der Mitglieder, auch der correspondirenden; Nahmen der Lehrer des Lycei und was jeder lehrt. März. Ausführliche Beschreibung der Einrichtung des Lycei. Die Lehrgegenstände sind eingetheilt in Wissenschaften, d. h. Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geographie, Metaphysik, Logik, Ethik,

Philologie, d. h. Rhetorik, Poetik, Geschichte, Mythologie, u. Archäologie, Sprachen, d. h. Lateinisch, Griechisch, Russisch, Französisch, Deutsch. Jeder Schüler soll vor allem das Griechische treiben, und dann irgend eine der gebildeten Sprachen des jetzigen Europas. Im übrigen kann er sich wählen, wozu er besonders Lust hat, und wird mit Rath unterstützt. — Nachricht von Demetrius Darbaris und Demetrius Gobbelas und deren Uebersetzungen u. Schriften für die Griechen. — Zweyte Sitzung der Gesellschaft zu Bucharest; es wurde geredet über die jezige Griechische Sprache, ob man zu der alten Attischen zurückkehren sollte oder nicht; es schien gut, darüber die Stimmen unterrichteter Griechen zu vernehmen, vor der Hand aber solle jeder nur Griechisch schreiben; denn bisher ward der Gebrauch der vaterländischen Sprache sehr vernachlässigt, indem man auswärtige gebildete Sprachen lernte und sich deren bediente. Durchs Schreiben, heißt es sehr richtig, wird allmählich die Sprache gebildet. — Aufsatz über den Feuersdienst der Alten von Demetrius Gobbelas; enthält für uns nichts bemerkenswerthes. April. Des Stephanus Commetas, correspondirenden Mitgliedes der Societät, ausführliche Ankündigung einer großen Encyclopädie in 8 Theilen; das Ganze ist in drey Abschnitte, Grammatik, Rhetorik, Poetik, getheilt, und so eingerichtet, daß auf vorangeschickte allgemeine Lehren eine reiche Auswahl von Stellen aus alt-Griechischen Schriftstellern, selbst ganze Reden, Dramen, Dialogen folgen. Dazu Verica. — Des Demetrius Nicolaus Darbaris Bemerkungen über die Verbesserung der Schulmethode. Gesunde Gedanken. Mai. Der Brief des Alexander Basili an den Herausgeber sucht im Einzelnen Vorschläge zu geben, wie die Sprache zu verbessern sey, wie fremde Ausdrücke analog zu bilden, alte wieder herzustellen seyen u. s. w. Nützliche Bemerkungen. — Ueber das Electron von Demetrius Gobb-

delas. — Abermahlige Nachricht von den Sitzungen der Gesellschaft zu Bucharest; es wurden mehrere Arbeiten vorgezeigt, unter andern eine Analyse des Ajax von Sophocles. — Ode auf die Geburt des Königs von Rom, von Demetrius Schinas, nach der 6ten nehmischen Ode des Pindar. Hierbey wäre freylich mehr als eins zu erinnern. — Empfehlung des Systems der Philosophie von Krug, daß es übersetzt werden möge. Junius. Geschichte der Künste und Wissenschaften; fängt an von dem ersten Menschen. Bey diesem Aufsatz, der durch mehrere Stücke durchgeht, muß man nicht vergessen, daß er für dortige Gegenden geschrieben. — Vertuchs Wilderbuch für die Griechen, besorgt von den Gebrüdern Capatanaces, zwey verdienstliche Männer, welche dasselbe mit großen Kosten gefertigt haben. Ueberall trifft man in diesen Blättern auf dergleichen uneigennütige Menschen. — Ausgabe des Apollodor durch den oben genannten Neophytus Ducas. — Aufsatz der genannten beiden Gebrüder über die oben berührte Frage der Gesellschaft zu Bucharest, betreffend den Gebrauch der Griechischen Sprache. Es sind drey Meinungen, sagen die Verfasser; einige behaupten, die Wissenschaften sollten gelernt werden mittelst des Altgriechischen; andere, durch die Neugriechische Schriftsprache; noch andere, durch die Volkssprache. Sie urtheilen, daß man das Volk zunächst nur durch die Volkssprache belehren könne, daß aber in den strengern Schulen die gebildete Neugriechische Schriftsprache gelernt werden müsse, grammatisch genau, und sodann auch das Altgriechische, wie das Lateinische u. s. w., damit so allmählich die Sprache sich veredle. — Vom Ursprung und Fortgang der Idolatrie. Man wird hier nicht Deutsche Untersuchungen erwarten. Julius. Es folgt hier die oben erwähnte Analyse des Ajax von Sophocles in extenso. Es wird der Inhalt des Ganzen stückweise beschrieben und entwickelt, und dann folgen Bemerkungen ästhetischer Art

mit Zuziehung der Poetik des Aristoteles. Philologische Interpretation findet sich darin nicht. Der sehr ausführliche Aufsatz geht durch mehrere Hefte. — Endlich folgen Aufsätze über Mathematik, Rhetorik. — August. Grammatische Gegenstände. Brief des Athanasius Mezebeirek, Mitgliedes der Societät zu Bucharest, über die neugriechischen Formen des verbi substantivi in Vergleich mit den alten. — Bemerkungen über ὄρον und ἄς, von einem Lehrer am Lyceo zu Bucharest. Die von demselben vorgebrachte unrichtige Vorstellung von der *νομή* wird später durch Alexander Basili mit Berufung auf Buttman widerlegt. — Anzeige einer Naturlehre, herausgegeben v. Demetrius Nicolaus Darbaris, für Kinder. — Fortsetzung der Geschichte der Künste und Wissenschaften. — Analyse des Oedipus rex auf ähnliche Weise wie die des Ajax. — September Ueber Physik und physikalische Entdeckungen und Lehren neuerer Forscher, Nachricht aus einem Briefe des Demetrius Schinas. — Eine andere Zuschrift an den Herausgeber wünscht den Griechen Dichter, weil Dichter so großen Einfluß auf die Bildung ihrer Nation überall gehabt. Man sieht wie hier nach und nach alles zur Sprache kommt, was Noth thut. — Nachricht von dem neulichen Cometen. October. Brief an den Herausgeber, die obigen Betrachtungen der beiden Capetanaces betreffend. — Brief des Demetrius Schinas, über die bis jetzt aus den Herculianischen Rollen entzifferten Bücher. — Brief an Alexander Basili über dessen Meinung von der Verbesserung des Neugriechischen; man könne leicht zu weit gehen und als fremd ausstoßen, was sich aus alter Analogie vertheidigen lasse. — Brief des Athanasius Bogorides an den Herausgeber, worin sich derselbe über den Gebrauch des Accusativ im Neugriechischen mit gewissen verbis anstatt des Dativs zu vertheidigen sucht, während der Herausgeber mit Recht gewisser anderer verba jetzt häufige Constru-

ction mit dem Accusativ getadelt hatte. — Nachricht von der abermaligen Prüfung der Schüler im Lyceo zu Bucharest. — Ueber den Begriff der Philologie. Enthält im Allgemeinen richtige Gedanken. November. Nachricht von dem fortgehenden Eifer der jungen Griechen. Vor 100 Jahren war keine ordentliche Schule, kein Lehrer in Griechenland. In Patmos entstand sodann die erste durch Macarios, worauf mehrere folgten. Rührende Erzählung, wie Paisios, als die Schule zu Patmos eines neuen kräftigen Vorstehers bedurfte, sich endlich erbitten ließ, es zu werden. — Aufsatz über höhere Philologie. Poesie und Philosophie hängen ursprünglich zusammen in der Religion, und das ursprüngliche Leben war die Einheit des körperlichen und geistigen, der Poesie und Philosophie. Daher die Entfaltung des Lebens in vier Perioden; die Periode der ungetheilten Harmonie oder das goldene Zeitalter; die Trennung der Elemente des Lebens, des Himmlischen und Irdischen, Idealen und Realen (*ιδανικόν* und *αληθές*) das Jugendalter; der Kampf der beiden Elemente, das Mannesalter; Rückkehr des Irdischen in das Göttliche oder das Zeitalter der Auflösung. Es wird wohl Jedem dieses Ganze in mehr als einer Rücksicht auffallen. — Ankündigung der Lehrgegenstände des bevorstehenden Cursus auf dem Gymnasio zu Smyrna. December. Außer andern, hier Nachrichten von Michael Demetrius Schinas über die neue Erweiterung der Schule in Chios, und die bevorstehende Einrichtung einer in Paros. Ferner, Rede gehalten am 4. Sept. 1811, als beim Anfange des dritten Jahres der Eröffnung der Schule zu Smyrna. —

Hieraus wird sich nun die Einrichtung dieser Zeitschrift im Allgemeinen schon hinlänglich abnehmen lassen. Eben so sind nun auch die beiden folgenden Jahrgänge eingerichtet; nur sind die Aufsätze zum Theil größer und bedeutender. Es werden auch hier



1808 G. g. A. 181. St., den 12. Nov. 1814.

fortgesetzt die Nachrichten über das Schulwesen in Smyrna, Bucharest u. s. w.; von der Ionischen Academie kommt die Bemerkung vor, daß sie bey ihren Aufsätzen den Gebrauch der Griechischen Sprache nur zu sehr vernachlässige, und fast alles Italiänisch oder auch Französisch schreibe; indem besonders das Italiänische fast einheimisch auf den Ionischen Inseln geworden ist. Soll aber die Griechische Sprache sich wieder heben, so ist freylich zu wünschen, daß namentlich auch solche gelehrte Gesellschaften ihre Muttersprache nicht verschmähen mögen, zumahl, wie die verschiedenen Aufsätze in diesem Mercur beweisen, auch neuere Vorstellungsarten und Ideen und Begriffe sich zum Theil recht gut schon jetzt ausdrücken lassen, welches durch Uebung leicht wird vervollkommenet werden können. — Weiter finden sich in diesen Blättern zur Belehrung der Griechen auch kurze Nachrichten von den Deutschen Schulen, und zwar nicht bloß der Gymnasien und Universitäten (πανεπιστημια), sondern auch den Volksschulen, bey welcher Gelegenheit auch unser trefflicher Wagemann rühmlichst erwähnt wird. Die hier gegebenen Notizen reichen freylich lange nicht hin; sie dienen aber doch dazu, weitere Belehrungen über Volksbildung wenigstens vorzubereiten. Die übrigen Aufsätze betreffen meist die Historien einzelner Wissenschaften oder Künste, Geschichte der Griechischen Poesie, der dramatischen Poesie, der Welthistorie, oder naturhistorische Gegenstände, Anzeigen verschiedener Bücher aller Art deren Lectüre empfohlen wird, wo man auch die Nahmen vieler Göttingischen Gelehrten Griechisch geschrieben findet; endlich auch sind einige kleine Inschriften abgedruckt. Denn auch was etwa Neues entdeckt wird, soll in dieser Zeitschrift Platz finden; dessen ist nun freylich noch zur Zeit wenig, indessen lesen wir vor dem zweyten Jahrgange eine Auforderung an alle gebildeten Griechen, alles überall durchzuforschen, jeder an seinem Ort. Und so müssen wir denn in jeder Rücksicht dem Eifer der Griechischen Männer und namentlich auch dem Mercur glücklichen Fortgang wünschen. Die Redaction des Mercur hat zwar nachmahls Hr. Anthonius Gazes abgegeben, indesß ist der zweyte Pfarrer der Griechischen Capelle in Wien, Hr. Theoclitus, an dessen Stelle getreten, und besorgt von dem April des Jahrs 1813 an nach demselben Plane die Herausgabe der Blätter.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. Stück.

Den 12. November 1814.

London.

Medical Transactions, published by the College of Physicians in London. Volume the Fourth. 1818. 415 Seiten in groß Octav.

Der erste Band dieser Sammlung erschien 1768; der dritte 1785. Es war vorzüglich der Eifer und die eigenen Beiträge des ältern, verstorbenen Dr. Heberden, welche diesen Bänden ihr Daseyn und einen so hohen Werth verschafften. Die so unerwartet jetzt erscheinende Fortsetzung, obgleich nicht ganz so reich an sorgfältig ausgearbeiteten und die Wissenschaft erweiternden Aufsätzen, als jene ersten drey Theile, ist eine erfreuliche Erscheinung.

Der berühmte Matthew Baillie erzählt einen sehr merkwürdigen Fall, wo bey einem siebenjährigen Knaben Wasser in den Gehirnhöhlen eine Trennung der vorher mit einander verwachsenen Gehirnhäuten veranlaßte. Derselbe gibt Nachricht von ungewöhnlichen Zufällen, welche als Folge des Hydrocephalus internus bey einem 56jährigen Manne sich äußerten, als ein besonderes Unvermögen des Sprachorgans (er verstand alles und konnte alle Worte

nachsprechen, zur Bezeichnung seiner Gedanken und seines Willens bediente er sich aber stets derselben ~~wenigen~~ Worte, ohne zu bemerken, daß sie nicht ausdrückten was er meinte) und Lähmung der Gliedmaßen, mit Steifheit und Verkrümmung derselben u. s. w. A singular Case of Stricture and Thickening of the Ileum, by Dr. Charles Combe. Dr. J. Latham erzählt einige auffallende Genesungen vom Tetanus, der Wunden folgt, durch starke und wiederholte Gaben vom pulvis ipecacuanhae compositus Ph. Lond. (10 Gran desselben enthalten einen Gran Mohnsaft,) verbunden mit andern relaxirenden Mitteln, wie er sie nennt; als oleum Ricini, und Clystiere. Diese Behandlungsart ist aller Aufmerksamkeit werth. Indem sie aber auch gegen die Wässertheu aus bloßer Analogie empfohlen wird, geht der Verf. zu weit. Derselbe Schriftsteller warnt dagegen, Geschwülste des Pancreas und des rechten Ovarii, zumahl wenn sie durch ihren Druck auf die Leber und besonders auf die Gallengänge Zufälle von Gelbsucht u. s. w. erregen, nicht als eine Krankheit der Leber zu nehmen. Bemerkungen über die Nyctalopia, von Dr. W. Heberden. Sie befällt Menschen, welche einem zu starken Lichte lange ausgesetzt sind; daher auf Seereisen, in tropischen Ländern u. s. w. Von demselben Verf. Beobachtungen über den Scorbut. Obgleich ehemahls die Schriftsteller und ausübenden Aerzte, was über schon Eyden's Urschwärze führte, als Scorbut vieles anfaß und nahmen, was es nicht war, so ist doch nicht zu läugnen, daß dieses Uebel bis zum 17ten Jahrhundert zu Wasser und Lande, besonders in England, sehr häufig war, seit dieser Zeit aber immer seltener wird. Bey dieser Krankheit kömmt besonders in Anschlag, was auch zur Verminderung anderer Uebel so viel be trägt, daß Reinlich-

keit und freyer Luftzug jetzt weit mehr verbreitet sind. Derselbe Geist von Verbesserung, der in so vielen Städten ableitende Wasserkanäle angelegt und die Straßen erweitert hat, sie von Unreinigkeiten aller Art zu befreien sucht, das Zusammendrängen ihrer Einwohner verhindert, sie eine größere Fläche einnehmen, luftigere Zimmer lieben läßt, und einen häufigern Wechsel der Hemden, des Bettzeuges u. s. w. herbeiführt, hat sich auf das platte Land verbreitet. Sümpfe wurden ausgetrocknet, unbebaute Strecken cultivirt, Gemeindestücke eingehägt, die Pächterhäuser erweitert und selbst die Bauerhäuser verschönert. Selbst wenige Aerzte ziehen den großen Einfluß dieser heilsamen Veränderungen (deren sich nicht aller Länder so allgemein wie England zu erfreuen haben,) in gehörige Betrachtung, und sehen ein, wie ehemahls dadurch alle Jahre wiederkehrende epidemische Fieber, Unterleibesbeschwerden und andere Folgen eines armseligen und schmutzigen Lebens getilgt wurden, Uebel, welche eine ungeheuere Tödlichkeit veranlaßten. Besonders in Beziehung auf den Scorbut muß erwogen werden, daß jetzt weniger gefalzenes und geräuchertes, sondern mehr frisches Fleisch in Gebrauch ist, und daß eine Menge von Gemüsen jetzt unter allen Classen genossen werden, die man sonst nicht kannte. Die wenigen Fälle von Scorbut, welche der Verf. in den 10 Jahren, in welchen er Arzt des St. George's-Hospital war, zu beobachten Gelegenheit hatte, werden von ihm umständlich dargestellt. (Der Scorbut hat aber auch in Ländern und auf Schiffen von Völkern aufgehört oder sich vermindert, welche nicht die Vorzüge der Engländer genießen und ihre große Vorsorge bey Seereisen sich angeeignet haben. Was die Entstehung der Verbreitung von Krankheiten oder ihre

Zilgung und Abnahme begünstigt, ist, wenn es aus einem großen Gesichtspunct gefaßt wird, nie so leicht und oft gar nicht zu erklären.) Richard Powell über den heilsamen innern Gebrauch des salpetersauren Silbers in gewissen convulsivischen Anfällen, vorzüglich solchen, welche die Engländer als St. Weitstanz — sicherlich nicht immer angemessen — aufstellen. Merkwürdig sind die großen Gaden, in welchen dieses sehr wirksame, aber viele Vorsicht. erfordern Mittel von jungen Personen vertragen wurde, wenn mit dessen Menge nach und nach gestiegen ward. Ein 14jähriger Knabe und 15jähriges Mädchen nahmen alle 4 Stunden vier Gran! und zwar in Pfeffermünzwasser aufgelöst. Nur der 100ste Theil fällt in solchen Auflösungen nieder. W. Heberden über die Sterblichkeit in London. Die Erinnerungen gegen die Londner Todtenlisten sehen nicht ungegründet, aber würden zu sehr herausgehoben. Was hundert oder tausend Todesfälle unsicher mache, verliere seinen Nachtheil bey 19000 — 20000, der gewöhnlichen Zahl der jährlichen Sterbefälle in London. Die Uebereinstimmung ihrer Resultate mit andern Sterbelisten spreche dafür, daß sie der Natur und Wahrheit gemäß sind. Den Gebrauch, den der Verf. von ihnen jetzt machen will, treffe ihr Tadel nicht, denn er beschränkt sich auf die Zahl aller Getauften und Begrabenen und auf das Alter der Gestorbenen, also auf Punkte, bey welchen die größte Einfalt nicht irren könne. (Was Todtenlisten einer Stadt indeß werth sind, und welche Sicherheit der Benutzung sie gewähren, wenn Dr. Price bewiesen hat, daß jährlich in den Londner 6000 Sterbefälle nicht angeführt werden, und der Verf. zugestehet, daß dieselben jetzt noch ganz so unvollständig sind, als zu Dr. Price Zeit, überlassen wir der Beurtheilung der Leser.) Wäh-

rend den ersten 50 Jahren des 18ten Jahrhunderts war das Verhältniß der Gestorbenen zu den Getauften 3 zu 2: in den letzten 50 Jahren desselben Jahrhunderts ward das Uebermaaß der Gestorbenen immer geringer, und nach einer Vertheilung verhalten sich diese zu Getauften wie 5 zu 4. Aber seit dem Jahr 1800 sind der Gestorbenen weniger als der Getauften, und zwar 12 zu 13. Die Zahl der Gebornen hat sich vermehrt, und die der Gestorbenen vermindert; vorzüglich ergibt sich, daß die Zahl der Gestorbenen unter zwey Jahren sich sehr verringert hat. Mögen immerhin jetzt mehr Kinder auf das Land zum Stillen gegeben werden, als ehemahls, und ihr Sterben in andere als die Londoner Listen kommen: dieser Umstand erklärt das erfreuliche, merkwürdige Resultat nicht hinlänglich. Mehr Sorgfalt, geschicktere Behandlungsart und eine allgemeine Verbesserung unsrer ganzen Lebensweise zeigt hier, meint der Verf., ihren wohlthätigen Einfluß. Im Findlingshaus starben von den Kindern, die noch nicht über ein Jahr alt waren, seit 1770 statt des vierten Theiles weniger als der sechste, und im Hause der Wöchnerinnen in Brownlow-Street hat sich das Verhältniß der in den ersten drey Wochen ihres Lebens sterbenden Kindern seit funfzig Jahren von 1 unter 15, zu 1 unter 19 verändert. Es sterben aber jetzt mehr Kinder zwischen zwey bis zehn Jahren als ehemahls, vom Jahr 1759 an gerechnet, gerade weil aus dem früheren Alter mehrere zu diesem hinüber gelangen: und so verhält es sich auch mit allen späteren Lebensaltern. Je mehrere ein solches erreichen, desto größer muß die Zahl der in solchem Zeitraum Sterbenden werden. Das Verhältniß der Personen, welche achtzig Jahre erreicht haben, ist allein das selbe geblieben. Eine Vergleichung nach den Jah-

ren von der Tödtlichkeit in London und auf dem Lande ergibt, daß in den ersten fünf Jahren die Sterblichkeit in London, von da an aber bis zu zwanzig die Sterblichkeit auf dem Lande größer ist; von zwanzig bis fünfzig Jahren starben wieder mehrere in London; schon weil so viele Personen dieses Alters daselbst einwandern. Von über fünfzig Jahren alten Personen starben nach Verhältniß weniger in London als auf dem Lande. Edward Roberts über die Lungenschwindsucht ist nicht belehrend. Richard Powell über die größere oder kleinere Menge der Wahnsinnigen in verschiedenen Jahrzehenden legt Listen zum Grund, die viel zu mangelhaft sind, um Folgerungen zu erlauben. Case of Superfoetation, by W. G. Maton. Einen durch eine Wunde entstandenen Tetanus heilte durch Begießungen mit kaltem Wasser völlig G. Gilbert Curray. Der Wundarzt Blagden zu Networth erzählt einen Fall von Lebergeschwüren, durch welche sich Gallensteine entleedigten, die abgebildet sind. Pelham Warren theilt zwey Fälle von Diabetes mellitus mit, auf deren Gang und Heilung große Gaben von Mohnsaft einen entscheidenden Einfluß hatten, obgleich Beschränkung auf Fleischdiät und andere Heilmittel zu Hülfe genommen wurden. In der Höhe des Gebrauches von Mohnsaft wurden in 24 Stunden dem ersten Kranken 12 Gran, und dem zweiten Kranken 20 Gran gereicht. Jener wurde ganz hergestellt, dieser starb an hinzugekommener Lungenschwindsucht, und seine merkwürdige Leichenöffnung ist beigefügt. Case of Inflammation, and subsequent Mortification, of the adipose membrane surrounding both Kidneys. By Thomas Turner. Pelham Warren von den Kopfschmerzen aus mangelhafter Thätigkeit der Verdauungswege. Einige treffende Schilderungen gewisser For-

men dieses Leidens, mehrere gute, doch nicht neue Bemerkungen und Vorschriften werden hier mitgetheilt; dennoch befriedigt der Aufsatz nicht und ist von Einseitigkeiten nicht frey. Diese fehlerhafte, vorzüglich Entwicklung von Säure begünstigende Beschaffenheit der Verdauung erregt häufig bloß Magen- und Unterleibesbeschwerden, ohne den Kopf zu afficiren. Auch ist nicht so oft, als hier angenommen wird, bey diesen Kopfschmerzen das Sehen afficirt. Der Migränen, welche stets mit Unordnungen der Verdauung zusammenhängen, wird gar nicht erwähnt. Es werden nur die Kopfschmerzen auf zwey Quellen von Unterleibsbeschwerden zurückgeführt, auf solche die im Magen oder im Zwölffingerdarm ihren Sitz haben; ein viel zu dürftiger Standpunct. Mohnsaft soll eine fehlerhafte Absonderung des MaaensafteS verbessern. Upon a Strong Pulsation of the Aorta in the Epigastric Region. By Matthew Baillie. Aus großer Erfahrung könne er sagen, daß die vermehrte Pulsation der Aorta in der epigastrischen Gegend höchst selten von einer Krankheit der Aorta oder ihrer großen Aeste an dieser Stelle abhängig sey, und daß dieser Umstand fast stets von weniger Bedeutung sey. Im ganzen Laufe seines ärztlichen Lebens sey ihm nur ein Fall vorgekommen, in welchem dieses Uebel mit einer aneurismatischen Geschwulst zusammenhieng. Bey Personen mittlern Alters stellt sich diese Erscheinung besonders dar; doch habe er sie auch ein- oder zweymahl um das dreyßigste Jahr wahrgenommen; bey Männern finde sie sich häufiger. Dieses Schlagen ist bey allen nicht gleich stark, auch in allen Zeiten nicht gleich heftig, des Abends fand er es einigemahl stärker als des Vormittags. In der horizontalen Lage läßt es sich gewöhnlich deutlicher fühlen; mit-



unter läßt es sich schon mit den Augen wahrnehmen. Unter diesem Schlagen läßt sich manchemal der Umfang der Arterie sehr deutlich fühlen, selbst bis unter den Nabel. Der Puls ist dabey nicht verändert. In den mehrsten Fällen hänge das Uebel mit unvollkommener Verdauung und Reizbarkeit der Constitution zusammen. (Der hier geschilderte Zustand setzt Aerzte, die ihn nicht aus eigener Erfahrung oder aus Lectüre kennen, oft in große Verlegenheit und Bestürzung. Hr. Dr. Albers zu Bremen hat über ihn in einer kleinen Schrift, über Pulsfatiagen im Unterleibe, alles gesammelt, was bey den Schriftstellern sich darüber findet, und merkwürdige eigene Erfahrungen, besonders über seine Verbindung mit Blutabgang aus dem Magen und den Gedärmen, mitgetheilt. Es ist auffallend, daß Baille weder Albers ins Englische übersetzte Abhandlung, noch den lehrreichen hieher gehörigen Abschnitt in Allan Burns Schrift über Herzkrankheiten, kennt.) Beobachtungen über einige Zufälle, welche gewöhnlich, aber nicht immer Angina pectoris bezeichnen, von J. Latham. Dieser Verf. hat gar keinen Begriff von den charakteristischen Symptomen der so genannten Brustbräune, sondern scheint mit diesem Nahmen jedes Asthma zu belegen. Es ist höchst befremdend, daß eine so vielfach besprochene, und durch große Eigenthümlichkeiten sich auszeichnende Krankheit von einem Arzt verkannt werden kann, der in einer solchen Sammlung als Schriftsteller Lehren zu geben sich anmaßt. Der Gedanke, auf den er viel Gewicht legt, ist, daß eine krankhaft angeschwollene Leber so auf die heruntersteigende Aorta oder das Zwergefell drücken könne, daß asthmatische Zufälle und Brustwassersucht die Folge davon sind. Selbst Vergrößerungen der Milz und der Drüsen des Mesen-

teril könnten solche Brustleiden veranlassen. Die ganze Ausführung ist mangelhaft. *On the Discrimination of Chronic Rheumatism, from Gout, Acute Rheumatism, Scrophula, Nodosity, White Swelling, and other painful Diseases of the Joints and Muscles.* By *John Haygarth*. Chronischer Rheumatism bewirke nie eine Geschwulst der ergriffenen Theile. In seiner *Clinical History of Diseases* habe er 1801 von 10549 Kranken aus den mittlern und höhern Classen 470 unter Rheumatism gestellt; von diesen hatten nur 170 das rheumatische Fieber, und er habe also von 300 an chronischem Rheumatism leidenden Nachricht gegeben. Unter diesen 300 wurden 14 Kranke bemerkt, die eine Geschwulst an der krankhaften Stelle hatten. Jetzt finde er aber bey genauer Untersuchung, daß diese 14 nicht dem chronischen Rheumatism angehören und unter eine andere Classe hätten geordnet werden sollen. Die so genannten weißen Kniegeschwülste könne man nicht mit Sicherheit als rheumatisch ansehen, und die Nodosität der Gelenke überhaupt müsse als ein besonderes Geschlecht von Krankheiten genommen werden. Eine sehr merkwürdige Krankheitsgeschichte eines 75jährigen Mannes, wo Sicht sich auf innere Theile verlegte und Entzündung des Herzens und anderer Eingeweide wiederholt veranlaßte, aber geheilt wurde. *On the Climacteric Disease.* By *Sir H. Hallford, Bart.* Uns dünkt, es war bis jetzt nicht von einem morbus, sondern von einem annus climactericus die Rede! Die älteren Aerzte behaupteten, es gebe bestimmte Jahre des Alters, in denen der Gesundheitszustand, die ganze Constitution vorzüglich oft einen Stoß erhalte und in Verfall gerathe, was nicht nur als Kränkeln unter mannichfaltigen Zuständen sich äußere, sondern auch eine Geneigtheit gebe,

nach den hinzukommenden Veranlassungen in verschiedenen Krankheiten zu verfallen. Wären diese Jahre, besonders das 49ste und 63ste vorüber, so erlange der Körper neue Kraft, und könne schädlichen Einwirkungen mehr widerstehen. Der berühmte Londner Arzt, Baronet Galford; welchen ein vorzügliches Vertrauen unsers hohen Königl. Hauses als deren Leibarzt ehrt, nimmt einen andern Gesichtspunct. Er meint, so wie es Krankheiten der Entwicklung für die früheren Jahre gebe, finde man auch eine Krankheit des Verfalls des menschlichen Körpers im Alter. Er gesteht indeß ein, daß diese Alterskrankheit nicht in so kenntlichen Zügen hervortrete, als die Entwicklungskrankheiten, und auch oft ausbleibe. Man könne die Frage aufwerfen, ob der Zustand mehr eine Krankheit oder nur eine Abnahme der Stärke und ein Verfall der natürlichen Kräfte sey. Man erhole sich ja von diesem Zustand oft wieder und lebe dann noch Jahre durch. Zwischen 50—75 Jahren trete dieser Zustand hervor, den er als eine besondere Krankheit betrachte. Es ist als wenn das Fleisch den Alten vom Leibe falle, ohne eine zu erforschende Quelle der Erschöpfung; der Puls wird schneller, und im ganzen Gesichtseindrucke geht eine sehr große Veränderung vor. Dieses Uebel schleicht oft so heran, daß der Kranke sein Entstehen kaum bemerkt. Er findet nur, daß er bey Allem leichter ermüdet und abmagert, aber kann über nichts Wesentliches sich beklagen. Im Lauf der Zeit verliert sich sein Appetit merklich, seine Nächte sind schlaflos, oder der Schlaf ist unruhig. Sein Gesicht verfällt sehr merklich oder ist vielleicht aufgeschwollen. Weißliche Zunge, und er vermuthet, daß er Fieber habe. Auf näheres Befragen erfährt man, daß er zu Zeiten Schmer-

zen im Kopf und in der Brust fühlt, daß seine Veine geschwulstig anzulaufen neigen, und daß er trügere Leibesöffnung hat als gewöhnlich. Schwindel und Schmerzen in manchen Theilen des Körpers, die sich aber nicht wie rheumatische verhalten, und mehr dem Lauf der Nerven als der Muskeln folgen, sind auch oft da. Im letzten Zeitraume dieser Krankheit scheint der Magen sein ganzes Verdauungsvermögen verloren zu haben; die Abmagerung geht immer weiter; die unteren Gliedmaßen sind sehr geschwollen; bey Tage findet die höchste Unruhe statt, und des Nachts fehlt aller Schlaf; der Geist sinkt tief und fast für nichts mehr Interesse. Der Tod erfolgt endlich sehr sanft. Ist es so weit nicht gekommen und die Krankheit wird überstanden, so erhält doch die Constitution nie ihre volle Kraft wieder, und das Gesicht erlangt nicht seinen vorigen Ausdruck und Umfang. Selten ist das Uebel so einfach und nur bey solchen, die vorher ganz gesund waren; gewöhnlich gesellen sich andere Krankheiten dazu, und daher verkannte man die Selbstständigkeit jenes Krankheitszustandes. Derselbe verbindet sich mit stattfindenden organischen Fehlern (der übereilte übele Verlauf dieser, und ein eigenthümlicher Gesichtsausdruck sind die Zeichen, daß eine Complication mit der climacterischen Krankheit Statt findet,) versteckt sich hinter periodischen Reizungen, denen der Kranke unterworfen ist, oder nimmt die Larve einer zufälligen Krankheit an, als z. B. eines Catarrhs, der statt sich zu verlieren, immer bedenklicher wird. Waren die Kranken vorher öftern Anfällen der Gicht unterworfen, so erhalten sie nur solche, welche nur unvollkommen zu Stande kommen, sich sehr in die Länge ziehen, und nach ihrer Endigung keine Verbesserung der Gesundheit hin-

erlassen u. s. w. Männer werden häufiger von dieser Krankheit befallen als Weiber. Verkältung ist die häufigste Gelegenheitsursache, welche den Ausbruch begünstigt; überhaupt wenn der Körper zu einer solchen Veränderung hinneigt, so bringt sie alles zu Stande, was febrile Reizung veranlassen kann, so wie auch Mangel an Ruhe, ein unmäßiger Genuß, irgend ein Fall, eine spät geschlossene Ehe, vor allem aber Angst und Kummer. Rathschläge zur Behandlung würde man vom Verf. nicht erwarten. Man dürfe keine zu wirksame Behandlung eintreten lassen. Nicht unwahrscheinlich sey es, daß dieses Uebel mit einem Mangel der Energie des Gehirns selbst, und mit einer unregelmäßigen Unterstützung des Herzens mittelst der Nerven zusammenhänge. Alles was zu sehr schwächen könne, sey sehr schädlich, und machten Congestionen Verminderung der Blutmasse nöthig, so müsse man statt einer Aderlaß locales Blutentziehen wählen, und die wärmern Purgiermittel verdienen den salzigten vorgezogen zu werden. (Es ist sehr verdienstlich, daß der Verf. auf dieses Krankseyn des Alters die Aufmerksamkeit zieht, und darüber so viel Licht gibt. Der gewählte Name mißfällt uns nur; die Beobachtungen selbst haben hohen Werth. Ganz konnte der Zustand nicht unbenutzt bleiben, und ihn hatte man vor Augen, wenn man bisher, unbestimmt und ohne zu wissen, was man meinte, von Tabes senilis so oft sprach. Auch gehört hieher, wenn beobachtet wurde, daß gewisse Krankheiten im höhern Alter eine eigenthümliche Wendung nehmen und besondere Gefahren drohen.) Ueber Geschwülste im Unterleibe, die Eiter enthalten, von Lendenabscessen entstehen, und bey Frauenzimmern sich durch die Mutterscheide zu entleeren vermögen, von J. Latham. Ein sehr lehrrei-

her Aufsatz. A Case of Intestinal Protrusion per Anum. Case of Hydrphobia, by R. P. Satterley. Der bekannte Bericht des Königl. Collegiums der Aerzte zu London an das Parlament im Jahre 1807, über die Kuhpocken, macht den Beschluß.

### Leipzig.

Bei Benj. Schwickert: Platonis Politia, sive, de Republica libri decem. Recensuit atque explanavit *Friedericus Astius*. Accedunt additamenta ad commentarium in Platonis Phaedrum. 1814. VIII und 669 S. nebst 35 unpaginirten Seiten, die Addenda et Corrigenda nebst dem Sach- und Wortregister enthaltend. In Octav.

Erst durch Hrn. Hofr. Morgensterns Untersuchung und Darstellung ist die wahre Idee, die man sich von Platons Werke, die Republik bezieht, zu machen habe, vor zwanzig Jahren (s. Gött. gel. Anz. 1794. St. III.) recht wieder ins Licht gesetzt, und die vorhin ziemlich allgemein herrschende Vorstellung, daß Plato die Absicht gehabt habe, eine idealische Staatsform empirisch darzustellen und zu empfehlen, die auf Moralität gegründet sey, und dieselbe bezwecke, so gründlich widerlegt worden, daß schwerlich jemand dieser Meinung noch beypflichten möchte. Es ist vielmehr wohl ausgemacht, vorauf selbst die Worte bey Diogenes Laert. 13, 60. Πολιτεία, ἢ περὶ τοῦ δινάλου, wenn sie gleich ein später Zusatz sind, hindeuten können, daß Plato die Absicht hatte, den Begriff der Gerechtigkeit mit dem Begriffe der Tugend als einerley darzustellen. Um dieß recht anschaulich zu machen, wählte er das Ideal eines menschlichen Staats, dessen höchster Zweck die Tugend sey, und verglich es mit dem Bilde des Menschen, der die Tugend ebenfalls in diesem Blatte erkenne. Alles geht also von dem Begriffe der Tugend aus, und bezieht sich auf denselben, und

nicht auf das Ideal der besten Republik oder Staatsform, woben Plato, dieser dramatische Philosoph, lange genug verweilte, um seine Idee recht anschaulich darzustellen. Hierin lag aber zugleich der Entschuldigungsgrund für diejenigen, welche des Philosophen Plan verkannten, und nicht im Stande waren, das Wesentliche vor der Einkleidung gehörig zu unterscheiden. Wenn aus diesem Zwecke des Urhebers dieses wunderschönen Kunstwerks die Nützlichkeith schon hervorleuchtet, so war es in der That zu bedauern, daß es für den öffentlichen Gebrauch bey weitem, weder in critischer noch in exegetischer Hinsicht so zugänglich gemacht war, als es zu wünschen gewesen wäre. Der Herr Prof. Hft in Landsbut verdient daher vielen Dank, daß er sich dieses Werks angenommen und es zweckmäßig bearbeitet hat. Schon im Jahre 1804 besorgte er noch in Jena zum Behuf seiner Vorlesungen einen Abdruck, den die hin und wieder bessernde Hand leserlicher gemacht hatte, als der ältere Text war. Seit dieser Zeit zog ihn Plato bekanntlich immer mehr an sich, und er las und studierte hauptsächlich zur Erläuterung der Platonischen Werke. Die Früchte dieses critischen und exegetischen Studiums überliefert er hier dem Publicum, auch zugleich als Vorläufer einer vollständigen Ausgabe der Werke des Philosophen. Außer den bekannten Hülfsmitteln, den Aldinischen, zwey Baselschen, Stephani- nischen Ausgaben, und den Uebersetzungen des Sicinus, Cornarius u. s. w. konnte er auch zu den ersten Büchern der Republik, die vom sel. Türn- berger aus dem 150. Codex der St. Marcusbiblio- thek zu Venedig gezogenen Lesarten, und zu dem 7. und 10. Buche die von Hrn. Krabinger gemach- ten Vergleichen des Münchner Codex Nr. 490. benutzen. Den feinen Atticismus im Texte wieder herzustellen, hat ihm nicht ganz gelingen wollen, weil

er über manches, wegen der Ungewißheit der Griechischen Sprachgelehrten, nicht aufs Reine kommen konnte. Doch hat die dreyjährige Frist, während welcher das Werk in Zwischenräume unter der Presse schwebte, (die Vorrede ist vom 14. October 1813) zu manchen Verbesserungen und Nachträgen, selbst in der Vorrede, Anlaß gegeben. Der mit der Critik sowohl als mit der Sprache, besonders Platons sehr wohl bekannte Herausgeber hat sich oft zu Verbesserungs-Vorschlägen des Textes bewegen gefunden, bey denen man, so gut motivirt und vertheidigt sie auch erscheinen, doch nicht immer auf allgemeinen Beyfall rechnen kann. Es bleibt also hier und da für den Critiker noch manches zu wünschen übrig, was gleichwohl dem Genuße des Ganzen nicht sonderlich schaden wird. Der exegetische Theil des Commentars beschäftigt sich mit Platon als Schriftsteller, nicht als Philosophen, und man sieht mit Vergnügen, daß der Herausgeber jetzt gerade das Gegentheil von dem befolgt, was er beym Phädrus bekanntlich that, wo er durch die Naturphilosophie den Platon erklären und vertheidigen wollte: er betrachtet jenes Beginnen mit Recht als eine jugentliche Abschweifung, da Plato keiner fremden Vertheidigung bedarf, auch Morgenstern das Nöthige schon beygebracht und ausgeführt hat. Muretus Bemerkungen sind nicht vernachlässigt, weil sie dieses gelehrten, eben so fein und richtig denkenden, als edel schreibenden Humanisten würdig und seinen besten Schriften zu rechnen sind: daß auf Morgensterns, de Geers und andere Bemerkungen Rücksicht genommen, freute uns. In den eigenen Erläuterungen hat der Herausgeber nichts vorbeigelassen, wobey der Leser etwa anstoßen könnte, oder eine Erklärung wünschen möchte, es mag nun die Sprache oder die Sache, als das Geschichtliche, Geographie u. dergl. an-



1824 G. g. A. 182. St., den 12. Nov. 1814.

gehen. In beider Rücksicht zeigt sich eben sowohl eine vielumfassende Belesenheit und gute Sprachkunde, als ein richtiges Urtheil und echte Latinität. Eher wird der Leser zu viel als zu wenig antreffen, und es könnte leicht scheinen, daß dem Herausgeber kein ganz fester und bestimmter Begriff von der Classe von Lesern stets vorgeschwebt habe, für die er zu arbeiten entschlossen war; allein außer den jungen und ältern Freunden der Griechischen Literatur war auch auf solche Leser Rücksicht zu nehmen, die als Dilettanten den Platon lesen wollten. Für diese mag denn das seyn, was sonst als bekannt vorausgesetzt werden muß, oder leicht in den gewöhnlichen Hülfsbüchern zu finden ist, hier jedoch nur kurz berührt wird. Wer der Sache wegen allein liest, wird die an sich schätzbaren grammatischen und Sprach-Bemerkungen, die nicht selten vorkommen, und dem Nachschlagenden, wie das übrige Merkwürdige, in vollständigen Sach- und Wortregister sich darbieten, freylich überschlagen müssen; gleichwohl ist auch dafür gesorgt worden, daß er finde, was er mit Grunde sucht. Mit Recht sind die Gründe und Quellen angegeben, worauf sich die Anmerkungen stützen: es mag seyn, bisweilen zu reichlich; aber dem gutmüthigen gelehrten Erklärer fällt es gewöhnlich schwer, seine sauer erworbenen und daher manchemal vielleicht überschätzten Kenntnisse und Ansichten zurückzuhalten: er will doch lieber, was sehr verzeihlich ist, reich als arm erscheinen, selbst da, wo der Reichthum dem Leser nicht förderlich frommt. Doch im Ganzen wird der Leser mit dem Commentar sehr zufrieden seyn, und dem Herausgeber für diese Arbeit und für die gelehrte und zweckmäßige Erläuterung des herrlichen Werks danken. Zur Ehre des Verlegers fügen wir noch hinzu: der Druck ist fehlerfrey und das Papier gut.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. Stück.

Den 14. November 1814.

**Göttingen.**

Am zehnten September hielt der Hofrath Sartorius in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften eine Vorlesung, über die Besiznahme und Vertheilung der Römischen Länderen in Gallien, durch die einwandernden Völker, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, als Fortsetzung einer frühern Abhandlung (gel. Anz. 1812. 27. St.), in welcher er denselben Gegenstand in Bezug auf Italien betrachtet hatte.

Seit längerer Zeit saßen, vor der Völkerverwanderung, Deutsche jenseits des Rheins. Bekannt ist, was Julius Cäsar von Ariovist berichtet, fern er daß er die Belgen zu den Deutschen zählt, und eben so bekannt sind die Nahmen: Germania prima et secunda, als Bezeichnung einiger Theile Galliens. Allein vor dem fünften Jahrhunderte war es, wenn man einen Theil der Franken abrechnet, welcher jenseits des Niederrheins und an der Maas sich früher wahrscheinlich angeseßelt hatte, keinem dieser Fremdlinge gelungen, gegen der Römer

D (2)

Willen, in Gallien festen Fuß zu fassen: wie oft sie auch eindrangen, immer waren sie wieder über den Rhein zurückgedrängt worden. Nur erst seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts gelang es einigen, sich daselbst anzusiedeln, während andere durch Gallien hin nach Spanien zogen.

Daß Sachsen und Alanen auf kurze Zeit einiger Maßen feste Wohnsitze in Gallien sich um diese Zeit verschafften, ist, was die Letztern betrifft, unzweifelhaft gewiß: was aber die Sachsen angeht, so ist deren Schicksal in Gallien in solches Dunkel gehüllt, daß man den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung in Bezug auf sie gar nicht weiter zu verfolgen vermag. Von dem Verfahren der Alanen ist Mehreres bekannt; ein Reich haben sie in Gallien nicht errichtet; selbstständig sind sie nur auf kurze Zeit daselbst geblieben. Dagegen haben die Alemannen eine größere Strecke Galliens, nämlich die ihren alten Wohnungen diesseit des Rheins benachbarten Länder jenseits, sich unterworfen und dauernd behauptet. Die Begründung eines Burgundischen, Westgothischen und Fränkischen Reichs in Gallien ist bekannt.

Von den Alanen, die in Gallien blieben, erzählt Prosper, daß sie von dem Römischen Feldherrn Aetius, im J. 440, die wüsten Ländereien um Balence zugeheilt erhalten, und daß zwey Jahre darauf in Gallia ulteriori ihnen andere Grundstücke angewiesen worden wären, um mit den alten Einwohnern sie zu theilen, daß sie aber diese vertrieben und das Ganze sich zugeeignet hätten. Wahrscheinlich ist's, daß hier von zwey verschiedenen Anweisungen von Ländereien die Rede ist, und wenn es zwar ungewiß bleibt, was eigentlich unter dem jenseitigen Gallien zu verstehen sey, ob etwa Ge-

genden um die Loire, wo man nachher Alanen vorfindet, so ist doch alles übrige klar, wenn man zwey verschiedene Anweisungen annimmt. Vielleicht verstanden es die Alanen nicht, die wüsten Aecker um Valence anzubauen, weshalb sie angebauteere suchten und erhielten; vielleicht ist auch bey Prosper von zwey verschiedenen Haufen von Alanen die Rede. Gewiß ist, daß kurze Zeit nach der Schlacht gegen Attila, die Spur der in Gallien angesiedelten Alanen sich verliert.

Wenn die Alemannen sich jenseit des Rheins angesiedelt haben und in welchen Grenzen, das ist zum Theil streitig; die gleichzeitigen Schriftsteller schwelgen ganz, oder sind in ihren Ausdrücken dunkel, und die Gesetze der Alemannen, die später, als sie zum Christenthume bekehrt worden, von ihren Siegern, den Fränkischen Königen, gesammelt wurden, geben nicht die mindeste Auskunft über die früher von ihnen jenseit des Rheins befolgte Art der Besitzergreifung und Vertheilung der Ländereyen. Daher es wahrscheinlich ist, daß die Alemannen die alten Einwohner etwa eben so behandelten, als die Alanen in Gallia ulteriori gethan. Ohnehin waren Alanen wie Alemannen, als sie zugriffen, noch Heiden, beide roh, und die Letztern insbesondere den jenseitigen Bewohnern des Rheinufers aufgefressen, weil sie so oft in frühern Zeiten waren zurückgetrieben worden. Auffallend aber bleibt es immer, daß auch nicht einmahl der Name der alten Besitzer in den Alemannischen Gesetzen vorkommt, gleichsam als wären sie nie vorhanden gewesen. Man könnte auf die Vermuthung kommen, sie wären, da sie auch Deutschen Ursprungs waren, von den Alemannen in ihren Bund aufgenommen worden: allein der alte Groll und die

Verschiedenheit der Religion haben dieß wahrscheinlich verhindert, weshalb man mit ziemlicher Gewißheit annehmen kann, daß die vormahligen Grundbesitzer aus ihrem Besitz ausgestoßen worden.

Was die Burgunder betrifft, so weiß man, daß sie um das Jahr 413 oder 414 dieß, und jenseit des Rheins durch den Fluß nur getrennte Besitzungen zugleich inne gehabt haben, wiewohl die Gegend nicht genauer anzugeben steht. Desto zuverlässiger aber läßt sich behaupten, daß sie nachmahls von Aëtius geschlagen worden, und, wie Prosper berichtet, im J. 443 Savoyen angewiesen erhielten, um die daselbst befindlichen Länderen mit den Einwohnern zu theilen. Auch sagt Marius Aventicensis, oder wer sonst die Chronik, die jetzt seinen Namen trägt, verfaßt haben mag: sie hätten um das J. 456 einen Theil Galliens sich zugeeignet, terrasque cum Galliae senatoribus dividerunt. Ueber die Theilung aber geben die Gesetze der Burgunder genaue Auskunft. Nur Einiges kann in diesem Auszuge mitgetheilt werden. Es eigneten sich die Burgunder bey der ersten Theilung zwey Drittel der urbaren Länderen und Ein Drittel der Sklaven zu; sie begnügten sich mit der Hälfte der Höfe und Gärten, und der Wald ward gemeinschaftlich besessen und benutzt, ward aber ein Theil desselben urbar gemacht, so bekam der hospes einen gleichen Theil nicht urbar gemachten Bodens als Eigenthum ausgeschieden. Die später ankommenden Burgunder erhielten, wahrscheinlich in den späterhin erworbenen Provinzen, nur die Hälfte des urbaren Landes und keine Sklaven von den älteren Einwohnern. Uebrigens werden die öffentlichen Grundstücke, welche die Könige ganz mit allen Sklaven ihren Leuten zuthellten, von denen, wel-

che aus der Theilung der Privat-Ländereyen den übrigen Burgundern zufielen, genau geschieden: so daß man eine zweyfache oder eine dreyfache Erwerbungsart genau unterscheiden kann. Wie hart dieß alles uns nun auch erscheinen mag, so herrscht doch durchaus in diesen Gesetzen eine große Zuneigung für die Römer, der Römische Einfluß auf deren Abfassung ist nicht zu verkennen. Der frühe Uebergang der Burgunder zum Christenthume, vielleicht eine ihnen eigenthümliche Milde mögen solches bewirkt haben.

Von den Westgothen gilt daselbe, als sie, nach manchen Zügen, durch Verträge mit d. n. Römern, besonders unter ihrem Könige Vallin, im J. 419, zu festen Wohnsitzen in Aquitania secunda gelangten. Auch sie nahmen, wie aus ihren Gesetzen unbezweifelt erhellet, den alten Eigenthümern zwey Drittel ihrer Ländereyen. Eben so heißt es daselbst, daß wenn ein Stück ungetheilten Waldes von dem einen Theile urbar gemacht würde, eine andere gleich große Strecke Waldes zum Eigenthume dem anderen Theile ausgeschieden werden sollte: sey aber kein solcher mehr vorhanden, so sollten die urbar gemachten Gründe (zu gleichen Theilen) unter beide vertheilt werden. Auch von den von den Königen den Einzelnen gänzlich übergebenen Gütern, aus dem *domanio*, wie wir sagen würden, ist die Rede: gleichsam als hätten die Westgothischen Gewohnheiten und Vorschriften den Burgundern, oder die der Letztern jenen zum Vorbilde gedient. Wir übergehen hier die minder bedeutenden Punkte, in welchen sie von einander abweichen.

Von der Theilung der Ländereyen durch die Franken kommt nirgends, weder bey den Schriftstel-

lern, noch in den Gesetzen der Salier oder Ripuarier, eine Spur vor. Allein der alten Einwohner selbst geschieht oft genug Erwähnung; aus ihrer Mitte kommen verschiedentlich *convivae regis* in den Gesetzen vor, und gehörten sie somit zum Theil zu des Königs Leuten; anderes übergehen wir hier. Das scheint aber über allen Zweifel gewiß; daß die Lage der Provinzialen unter den Franken viel besser war, als die Lage derer, welche in den von den Alemannen in Besitz genommenen Strecken wohnten. Vielleicht haben die Franken bey ihren ersten Niederlassungen jenseit des Rheins, die Eingebornen härter behandelt, sie zum Theil vertrieben, wie denn wahrscheinlich die Salier an den Mündungen des Rheins und an der Maas, die Ripuarier mehr am Rheinstrom herauf ihre vorzüglichsten Wohnsitze auch nachmahls gehabt haben; vielleicht wurden in den späterhin erworbenen Provinzen den noch nicht Angesiedelten bloß öffentliche Grundstücke, als Leuten des Königs angewiesen, und begnügten sie sich damit um so eher, weil ihre Zahl gering war und der größere Theil der Freyen früher schon in den östlichen Theilen Galliens sich angesiedelt hatte. Wegen der Gründe, die solches wahrscheinlich machen, müssen wir auf die Abhandlung verweisen, nur möchten wir nicht sehr viel darauf geben, daß in diesen zunächst belegenen Provinzen jenseit des Rheins die Deutsche Sprache herrschend geblieben ist, indem auch vor dem Einfall der Franken und Alemannen Deutsche Stämme daselbst angesiedelt waren. Ist aber in dem übrigen von den Franken nach und nach besetzten Gallien auf eine so schonende Weise von ihnen verfahren worden; so ist um so leichter begreiflich, warum ihre Herrschaft im Lande sich so schnell verbreitet

hat, vollends wenn man bedenkt, daß sie von allen übrigen einwandernden Völkern am ersten die christlich-catholische Religion annahmen, wenigstens ununterbrochen, ohne wiederum abzufallen, bebehielten. Denn zu allen Zeiten werden diejenigen Eroberer ihrer Eroberungen am gewissesten seyn können, welche die meiste Milde zeigen und die Sitte der Besiegten zu ehren wissen.

### München.

Von Ign. Jos. Lentner: Hippocrates des zweyten echte medicinische Schriften ins Deutsche übersetzt. Mit einem alphabetischen Repertorium der Sätze und Materien. Ein Taschenbuch für junge Aerzte; herausgegeben von Dr. Fr. v. P. Grützmannen. 1814. XXX und 407 Seiten in Octav.

Die herrlichen Eigenschaften, die den Hippocrates zum Vater der Arzneywissenschaft erhoben, seine Vorliebe zu der reinen Natur der Forschung, als dem einzig richtigen Wege, der ihn zum Meister bildete, seine Unbefangenheit, Treue und Wahrheit im Beobachten der Natur, kurz das Musterhafte des Geistes und der Werke des Hippocrates bewogen den Verf. zur Verfassung des vorliegenden Buches, das jungen Aerzten sehr nützlich seyn kann, und für welche er hauptsächlich gearbeitet zu haben versichert. Er gibt die Uebersetzung von Grimm, doch mit Abkürzungen und Auslassungen, die er als zweckmäßig vertheidigt. Sehr überdacht sind Udens schöne Verse vom Verf. in der Vorrede beigebracht, in welchen des Hippocrates ärztliche Gaben richtig genau und kurz geschildert sind. Das Wichtigste aus den vier Bänden der Grimmschen Uebersetzung hat der Verf. in einem Bande geliefert. Das Repertorium ist sehr gut. Es sollte nicht seyn, sagt



1832 G. g. N. 183. St., den 14. Nov. 1814.

der Verf., daß Aerzte bis zum Handeln am Krankenbette fortgebildet werden, ohne jemahls vorher die echten Bücher des Hippocrates gesehen, vielweniger gelesen zu haben, da man sie doch, ohne viele ärztliche Vorkenntnisse, zu verstehen im Stande ist. Man sollte sie wiederholt lesen, weniger aber um zu lernen, als den wahren Geist der Beobachtung in sich zu wecken. Was der Verf. von Hippocrates Leben anführt, ist aus Sprengels Geschichte der Arzneykunde B. 1. S. 365 ff. Wenn er Wahlen folgt, daß Hippocrates noch nicht auf der Welt war, als Democritus schon im Grabe ruhete; so ist er im Irrthume, da Democritus im dritten Jahre der 77 Olymp., also ein Jahr vor Socrates geboren ist, wie aus Diogenes Laert. IX, 41. erhellet. Vergl. Wyttenbach. Bibliothec. crit. Part. XII. S. 63 ff. Democritus war also ungefähr zehn Jahre älter als Hippocrates, und beide konnten sich demnach sehr wohl gekannt haben. Die bekannte Formel des Eidschwures für jeden Arzt der ältern Zeit hat der Verf. übersetzt, auch als Beweis der edlen Gesinnung des Hippocrates, oder wer der Urheber seyn mag. Der Inhalt des Buchs ist folgender: Voran gehen physiologische Grundsätze des Hippocrates, gesammelt von Ch. G. Gruner. Dann, aus dem Buche von der Luft, den Wassern und den Gegenden. Hippocrates erstes Buch von den Landseuchen, mit vierzehn Krankengeschichten. Drittes Buch von den Landseuchen, mit sechszehn Krankengeschichten. Lehrsprüche (Aphorismen). Unechte Aphorismen. Das Buch der Vorhersehungen. Das Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten. Lauter Meisterwerke, auf welchen noch das Gebäude der Arzneykunde ruhet!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1814.

London

printed by W. Bulmer and Co. sold by G. and W. Nicol &c. — The poems of OSSIAN, in the original Gaelic, with a literal translation into Latin by the late *Robert Macfarlan*, A. M. together with a Dissertation on the authenticity of the poems, by *Sir John Sinclair*, Bart. and a translation from the Italian of the *Abbé Cesarotti's* dissertation on the controversy respecting the authenticity of Ossian, with notes and a supplemental essay, by *John Mac Arthur*, LL. D. — Published under the sanction of the *Highland Society* of London. Mit dem Motto: Magna est veritas et praevalabit. 3 Vols in Octav. 1807.

Auch dieses wichtige Werk, das durch seine innere Einrichtung sowohl als durch seine äußere Gestalt der hoch verdienten Hochländischen Gesellschaft so sehr zur Ehre gereicht, ist uns jetzt erst gekommen; und auch jetzt noch, glauben wir, wird eine kurze Anzeige seines Inhaltes unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

Der erste Band besteht aus CCXXXII und 278 Seiten, und ist mit einem schön gedachten und kunstgerecht ausgeführten Bildniß des alten Warden verziert. Der Ausschuß der Hochländischen Gesellschaft, dem die Besorgung dieser Ausgabe übertragen war, erklärt in einem kurzen Vorberichte, daß die von Macpherson hinterlassenen Handschriften des Gaelischen Textes mit gewissenhafter Treue abgedruckt worden seyen, und daß man sich nicht erlaubt habe, aus andern Abschriften oder aus mündlicher Uebersetzung Ergänzungen zu machen, und so den Urtext der Macphersonschen Uebersetzung näher zu bringen. Auch zeigt er an, daß er eine neue, wörtlich treue Uebersetzung der Gedichte in das Englische veranstaltet habe, da die von Hrn. Koss gelieferte Probe einer solchen Arbeit auf das deutlichste bewise, wie nöthig ein solches Unternehmen sey, um dem Englischen Leser eine richtige Vorstellung von der Erhabenheit und Vortreflichkeit der alten Gedichte zu geben. — Darauf folgt die Abhandlung von Sir John Sinclair, aus der sich ergibt, daß von dem Verdachte, daß Macpherson der eigentliche Urheber der Ossianischen Gedichte sey, und daß er seine Arbeit in das Gaelische übersezt habe, durchaus nicht weiter die Rede seyn kann. Der zweyte Abschnitt der Abhandlung liefert 1. einen Bericht von der gegenwärtigen Gaelischen Ausgabe der Gedichte; 2. eine neue mit lehrreichen Anmerkungen versehene Uebersetzung des ersten Buches des Singals, die von Hrn. Thomas Koss, einem bey der Schottischen Kirche in Rotterdam angestellten Geistlichen, verfertigt ist, und der die Macphersonsche Uebersetzung gegenüber steht. (Diese neue Uebersetzung ist nicht nur reicher an eigenthümlichen Schönheiten und weniger schwülstig als die frühere, sondern auch frey von den Macpherson mit Recht vorgewor-

fenen Nachahmungen und Erborgungen, und mithin der offenbarste Beweis für den Gaelischen Urtext. — Bey Geleagenheit einiger Bemerkungen über den innern Werth dieser Gedichte, und über die Aufmerksamkeit, die sie im Auslande und vorzüglich in Deutschland erregten, theilt Sir John Sinclair ein Schreiben eines nahen Verwandten von ihm John Colquhoun's Esq. mit, der seine Bekanntschaft mit der Deutschen Litteratur unserer Universität verdankt, und ihr dadurch in d r That Ehre macht.)

3. Eine von John Mac Arthur verfertigte Uebersetzung von des Abb. Cesarotti critischen Bemerkungen über das erste Buch des Finngals. — Ein Anhang, verschiedene Belege enthaltend, macht den Beschluß der Abhandlung. — Von den Ossianischen Gedichten selbst, mit der gegenüberstehenden wörtlichen Lateinischen Uebersetzung, die von dem seit dem verstorbenen Robert Macfarlan gemacht wurde, finden sich in diesem ersten Bande: Cath Loduin, in drey Gefängen, Caomh-mhala, Carrraig-thura, Carthonn, Digh-nam-mor-shul, Gaol-nan-daoine, Croma, und Calthonn is Caolmhaf.

Der zweite Band enthält auf 390 Seiten Fionnghal in sechs Gefängen, und die zwey ersten Gesänge von Eighmora.

Der dritte Band, der 576 Seiten stark ist, begreift die übrigen sechs Gesänge von Eighmora und Conlaoch is Cuchona. Darauf folgt 1. eine Uebersetzung von Cesarotti's Abhandlung über den Streit die Echtheit der Ossianischen Gedichte betreffend, von John Mac Arthur, mit Anmerkungen von dem Uebersetzer; 2. ein Nachtrag von Bemerkungen über die Echtheit der Ossianischen Gedichte von John Mac Arthur, in vier Abschnitten: a. Mündliche Uebertlieferung, Gesang und Musif. b. Von

den alten Namen und den alten Bewohnern von Britannien, und von der wissenschaftlichen Bildung der Caledonier. c. Philologische Untersuchungen, Verwandtschaft des Celtischen oder Gaelischen mit den morgenländischen und andern Sprachen. d. Zusammenstellung der Zeugnisse für die Echtheit der Ossianischen Gedichte und weitere Beweise. 3. und 4. Zwey Stücke aus Ossian in der Ursprache mit wörtlicher Uebersetzung ins Englische und Lateinische; und Beschreibung der vorzüglichsten Gegenden die in Ossian erwähnt werden, mit einer Karte, a. Beschreibung von Selma, von Alex. Stewart; b. des Flusses Cona und der Ufer der Ete, von Donald Macnicol; c. von Inis-Connell und Inis-Craith, von William Campbell; d. der Scenen von Daura und Erath, von John Smith; e. der umliegenden Gegenden von Selma, dem Flusse Connell und dem Ete-Thale, von Ludwig Grant; f. von Morna und seinen Alterthümern, von Norm MacLeod; g. Vermuthungen über Fingal's und Ossian's Grabstätten; h. Probe Ossianischer Musik. 5. Nachrichten von Büchern die Sprache, Sitten und Alterthümer der Celten betreffend. 6. Gaelische, in den drey letzten Jahrhunderten herausgekommene Bücher. 7. Gaelische und Irische Handschriften, die sich in Großbritannien und Ireland finden.

Eine treffliche Uebersetzung dieser Gedichte im Sylbenmaße des Originals hat uns bekanntlich Hr. Prof. Ahlwardt geliefert. Wenn diese mit dem versprochenen vierten Bande, der eine Umarbeitung der vorhin erwähnten erläuternden Abhandlungen enthalten soll, vollendet seyn wird, und der angekündigte Abdruck der Gedichte in der Ursprache erscheint, so können nicht nur Deutsche Freunde der Gaelischen Poesie das hier angezeigte Englische

Werk ohne Nachtheil entbehren, sondern auch im Vaterlande des alten Varden wird man aus seinem Deutschen Uebersetzer Aufklärungen und Berichtigungen schöpfen können, und sich wundern, daß der Deutsche Boden einen so reichen Ertraag auch solcher fremdartigen und seltenen Früchte liefert.

### Paris.

Bey J. M. Eberhart: Ὀμήρου Ἰλιάδος Παρῶ-  
δια A, usq' ἐξηγήσεων παλαιῶν καὶ νεῶν. Ἐκ-  
δοσις Βολίτσια. Mit der Epigraphe: Καὶ ἔστιν  
ἀληθῶς βασιμὸν πρᾶγμα ἡ Ὀμήρου ποιησις, καὶ  
μάλιστα ἡ Ἰλιάς. Ἐύσταθ. προοίμ. εἰς τὴν Ἰλιάδ.  
1811. 40 und 135 S. in Octav.

Ein neuer Beweis der eifrigen Bemühungen der in Europa gebildeten Neugriechen, ihrer Nation, besonders durch den Weg der altclassischen Griechischen Litteratur und Aufklärung in geistiger Hinsicht wieder aufzuhelfen! Wir haben schon einige Mal das Vergnügen gehabt, des edeln Eifers von Coray, Gazis und besonders der hochpatriotischen Gebrüder Zosima, Kaufleute in Livorno, in diesen Blättern zu gedenken, und uns mit großer Freude darüber gewundert, daß diese lebenswürdigen Zosima zu den kostbaren Unternehmungen dieser Art so große Summen hergeschossen haben, und dadurch die Herzen sowohl ihrer Nation als ihres Standes geworden sind; indem sie außer der auf ihre Kosten durch Hrn. Coray und Gazis besorgten Schriften auch im Jahre 1802 in zwey Octavbänden einen Abdruck des Thucydides mit den Scholien zu Wenediq besorgen ließen, und zu Wien in den Jahren 1806 — 1808 die Hudsonschen Eisinern Geographen in zwey Octavbänden mit Griechischen Anmerkungen, worin die verschiedenen Lesarten gesammelt und kritisch beurtheilt sind. Als Anhang

des zweiten Bandes ist Abulfeda's († 1345) opus geographicum Arabisch und Griechisch nebst Dionysius Periegetes beygefügt. Beide Ausgaben werden wir, sobald sie uns zugekommen sind, näher anzuzeigen nicht verfehlen. Auch der Herausgeber vorliegenden Werkchens, ein gelehrter Neugriecher auf der Insel Chios tritt in ihre Fußstapfen, und hat Muffe, Zeit und Kosten, die dasselbe forderte, allein, ohne fremde Mithülfe, zu jenem edlen Zwecke aufgewandt. Sein Muster sind die seit dem Jahre 1788 vom Hrn. Rector Müller herausgegebenen einzelnen Rhapsodien der Ilias, nur nach einem viel mehr erweiterten Plane, welchen die Bildung seiner Landsleute forderte. Der Text ist der Wolfische, die Anmerkungen sind meist aus dem Eustathius gezogen, manches hat Pseudobidymus, der Venediger Scholiast, Köppen, hier und da Heyne und der Verfasser selbst beygetragen. Die Arbeit, vorzüglich auf die Neugriechen berechnet, verdient wegen des richtigen Urtheils und Geschmacks allen Beyfall; auch die Verbesserungen und Nachträge auf 4 Seiten sind gut. Die Bemerkungen neuerer Critiker und Exegeten sind, wahrscheinlich aus Büchermangel, nicht immer berücksichtigt: z. B. der eilfte Vers οὐβρα τὸν Χρῆστυ, wo der Artikel bekanntlich Anstoß erregte, hat keine Note erhalten: erst zu V. 340 kommt etwas wenigens darüber vor mit Anführung des Apollon. Syntax. 1, 2. S. 11 f. Ueber den Olympus ꝛc. fanden wir nur das Dürftige aus dem Eustathius, Eine bessere Einleitung über Homers Leben, Zeitalter, Schicksal der Schriften desselben ꝛc. hätten wir hier auch lieber gesehen als das aus Eustathius beygebrachte: hierauf hätte ihn schon der Büchermangel und die Unkunde der neuern Litteratur unter den Neugriechen, worüber er in dem statt einer Vorrede vorgesezten Briefe

flagt, führen müssen. Er wohnt in Volisso auf Chios, Βολισσός, woher diese Ausgabe Βολισσια heißt. Büsching in seiner Erdbeschreibung XI, 1. S. 147 wußte nicht, daß Stephanus Byzant. diesen Ortes schon gedacht habe (Βολισσός, πόλις αἰολικὴ ἐπ' ἄκρου, Χίου πλησίον . . . καὶ Φασίν, ὅτι Ὀμηρος ἐν τούτῳ τῷ πολλισματι τὰς διατριβὰς ἐποιεῖτο u. s. w.). Der Herausgeber hat diese Ausgabe durch einen Freund in Paris, der uns Herr Doctor Coray zu seyn scheint, besorgen lassen. Der letztere bemerkt in einer Anmerkung, daß Hr. Buttmanns Griechische Grammatik ins Neugriechische überfetzt jetzt (im Jahre 1811) abgedruckt werde. Dem Titelblatte gegenüber ist Homers Kopf dargestellt, von Mougeot gestochen, mit der Unterschrift: Ὀμηρος ἐν τοῦ ἐν Παρισ. ναπολεοντείου μουσειῶ: nebst dem bekannten Verse aus der Ilias α', 249: Τοῦ καὶ ἀπὸ γλαύσσης μέλιτος γλυκίων ῥέειν αὐδή. Noch zwey Kupfer, in Umrissen die Figuren gut darstellend, sind beigefügt, ohne den mit solchen Sachen minder bekannten Lesern zu sagen, woher sie genommen sind: zu W. 345 stellt eine Platte die Wegführung der Briseis durch den Patroklos vor, und zu 402 eine andere die Göttinn Thetis, welche den Briareus zu Hülfe ruft für den Jupiter gegen die Juno, Neptun und Minerva. Wir finden zur Erweckung des Schönheitsfinnes und zur Bildung des Geschmacks die Mittheilung solcher Kunstwerke vortreflich: wenn nur nicht die Wohlfeilheit darunter zu sehr leidet.

### Eben daselbst.

Von Brochard: Ἱπποκράτους ἀφορισμοί. Hippocratis aphorismi. Aphorismes d'Hippocrate, traduits sur le texte grec, d'après la collation



1840 G. g. A. 184. St., den 17. Nov. 1814.

des Manuscrits de la bibliotheque imp. ; avec une dissertation sur ces Manuscrits et les Variantes. Par Mr. de Mercy, Docteur en médecine, de la faculté de Paris, Professeur particulier de médecine grecque, et membre de plusieurs sociétés savantes. 1811. CXIV und 352 S. in fl. Octav.

Hippocrates Aphorismen, von jeher so berühmt, daß nach Suidas Bericht, das Alterthum von ihnen urtheilte, sie erhöben sich über den menschlichen Verstand (*ὕπερβυλλοῦσι τὴν ἀνθρώπινην σύνεσιν*) und die auch in den neuern Zeiten sehr hochgeschätzt werden, haben hier von Hrn. von Mercy, der sich bereits um Hippocrates Buch von den Landseuchen verdient gemacht hat, eine neue Ausstattung erhalten, welche für beide ehrenvoll ist. Mehr als dreißig Manuscripte aus der Königlichen Bibliothek zu Paris hat der geschickte und fleißige Verfasser benutzt, und daraus hat der Text viel gewonnen. Fabricii Biblioth. Graec., auch nach des fleißigen Harlesii Ausgabe, kann hier und da Verbesserung aus diesem Abdruck erhalten. Nur selten hat der Verf. einen Blick aufs Ausland, mit Englands Ausnahme, geworfen, schwerlich zum Vortheile seiner Ausgabe. In der zweyten Section Nr. 23. hat Herr von Mercy *ἐν εἰκοσιν ἡμέραισι* für *ἐν τρισσιν ἡμέραισι* ἢ *μ.* Aehnliche Veränderungen haben Sect. 4. Nr. 36. Sect. 7, 17. 37. 58. 61. 71. vorüber, wie über einiges andre hieher gehörige, der Verfasser sich in der Vorrede erklärt. Das Register ist das bekannte von Lud. Verhoofd. Gelehrsamkeit, Kenntniß der Griechischen Sprache, und richtiges Urtheil empfehlen den Verfasser und diese Ausgabe.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften,

185. Stück.

Den 19. November 1814.

London.

A practical treatise on various diseases of the abdominal viscera; by *Christopher Robert Pemberton*, M. D. Dritte Ausgabe. 1814. 201 Seiten in Octav.

In dem vorliegenden Werke findet man nicht, wie auch der Verfasser ausdrücklich erinnert, eine vollständige historische Darstellung der Krankheiten des Unterleibes, sondern bloß Resultate von dem, was er mit eigenen Augen sah. Besonders hat er sich bemüht, die charakteristischen Symptome genau hervorzuheben, wodurch der Diagnostik ein wesentlicher Dienst geschehen ist. Auch diese will Rec. hier vorzüglich auszeichnen. — Im ersten Kapitel findet man eine Ansicht vom Krankheitszustand des Bauchfells. Die Entzündung desselben ist doppelter Art, acut und chronisch. Im ersten Fall gibt er als Unterscheidungszeichen an den fixen Schmerz, der durch Druck erhöht wird, ohne daß noch ein Anschwellen des Bauchs statt hat, Neigung zur Verstopfung, und folgt eine Ausleerung, so wird der Schmerz nicht verringert. Ist die Entzündung

chronisch, so kommt sie schleichend. Man bemerkt vorübergehende stechende Schmerzen im Unterleibe, einen beschleunigten Puls, belegte Zunge, ziemlichen Durst, ein blaßes aufgedunsenes Gesicht, eine Spannung, und vor allem die Empfindung eines Zusammenschnürens des Bauchs, ein Zeichen, worauf der Verfasser einen großen Werth setzt. — Das zweyte Kapitel handelt von der Leber. In der acuten Entzündung dieses Organs kann Gelbsucht vorhanden und abwesend seyn, sie ist demnach kein pathognomonisches Zeichen. Der Uebergang in Entzündung ist in den gemäßigten Climates viel seltener. Der Husten gehört nicht zu den ersten Erscheinungen, ist aber dann ein beständiger Begleiter, sobald die Entzündung sich ausgebildet hat. Als Zeichen, um die Entzündung der Leber von der der Brust zu unterscheiden, gibt er an: eine langsame Inspiration erzeugt keinen Husten, obgleich der Schmerz vermehrt wird; der Schmerz wächst bey dem Druck auf die kurzen Rippen, was der Fall bey einer Entzündung der Brust nicht ist; der Husten folgt hier erst nach einigen Tagen, nachdem schon Schmerz entstanden war, bey der Brustentzündung ist er mit dem Schmerz gleichzeitig da, oder gar vorgegangen. Die Entzündung unterscheidet sich vom Krampf in den Gallenwegen, indem bey jener kein Ekel, kein Schweiß, aber ein fortdauernder Schmerz und ein beschleunigter Puls ist; bey jener liegt der Kranke mehr gestreckt, bey dieser gekrümmt. — Drittes Kapitel von der Gallenblase. Erstreckt sich die Entzündung der Leber auf dieses Organ, und den Ausführungsgang, so werden beide verdickt, der Abfluß der Galle ist erschwert, und eine unheilbare Gelbsucht folgt. Die Entzündung des Pylorus hat auf die Gallengänge einen gleichen Einfluß. Durch Druck des feirrhösen Pylorus, der Leber, oder

des Pancreas werden die Gänge mechanisch verschlossen. Diese Causalmomente erkennt man aus der vorangegangenen Entzündung, aus der langsam kommenden und anhaltenden Gelbsucht, und daraus, daß der Kranke fast gar keinen Schmerz in der Magenegend empfindet. Die Gelbsucht von Gallensteinen und daher rührenden Krampf erkennt man an einem plötzlichen heftigen Schmerz in der Herzgrube verbunden mit Uebelkeit und Aufstoßen, der sich von da an über die ganze epigastrische Gegend, aber vorzüglich rechts und nach hinten erstreckt; er unterscheidet sich vom entzündlichen Schmerz durch seine Abnahme beim äußern Druck, durch den Schweiß und den ruhigen Puls. Ist Schauer vorhanden, so kommt er erst nach entstandenem Schmerz, nicht vorher. Er ist demnach kein Beweis einer Entzündung. Während des Fortrückens des Steins kommen die Anfälle häufig zurück, oft alle Stunden. Der Harn ist von der Galle dunkel gefärbt, und die Stühle sind grau. Der Verfasser behauptet, der Stein werde nicht durch das Zusammenziehen der Kanäle fortgeschoben, denn dieses sey wegen der Irritabilität derselben, indem sie sich auf den Reiz des Steins um ihn zusammenziehen, unmöglich, sondern die Ursache des Vorrückens liege darin, daß der Kanal durch die angehäuften Galle ausgezehrt werde, und diese, indem sie zur Seite entschlüpft, den Stein etwas mit sich fortreißt. — Viertes Kapitel vom Pancreas. Die Zeichen einer anfangenden Krankheit dieses Organs sind zweifelhaft. Man muß, sagt der Verfasser, so schließen, daß wenn man an andern Organen des Unterleibes nichts krankhaftes bemerkt, die vorhandenen Erscheinungen aus einem fehlerhaften Zustande des Pancreas abgeleitet werden müssen. Ist die Krankheit weit vorgerückt, so findet man den höchsten Grad der

Abzehrung, und nahmentlich erscheinen die Bauchbedeckungen wie auf der Wirbelsäule liegend. — Fünftes Kapitel. Die Milz. Die Erscheinungen der Milzkrankheiten sind eben so dunkel als die des Pancreas. Die Entzündung derselben ist bloß oberflächlich, nie hat sie der Verfasser in der Tiefe angetroffen. Häufiger ist das Anschwellen dieses Theils. Er hält dasselbe bloß für eine Folge des andrängenden Blutes, und erwähnt nicht der Veränderung ihrer Structur. — Sechstes Kapitel. Die Nieren. Die Entzündung hat gemeinlich ihren Sitz in der Kapsel, und die Eiterung ist bloß Folge des Reizes vom Stein, oder von äußerer Gewalt, oder von Wasserblasen. Die Entzündung unterscheidet sich vom Rheumatismus in der Nierengegend dadurch, daß beym letzteren keine Uebelkeit keine Veränderung des Urins in Quantität und Qualität, und keine Affection des Hodens angetroffen wird, daß bey ersterer der Schmerz in einer jeden Lage des Körpers der gleiche ist, beym letzteren nach Umständen vermehrt oder vermindert wird, ja seinen Ort verändert. Sie unterscheidet sich von der Psittis dadurch, daß bey letzterer durch die Bewegung des Fußes der Schmerz erhöht wird, keine Uebelkeit, keine Affection des Testikels, keine Störung beym Urinlassen, und wie der Verfasser hinzusetzt, beym längern Anhalten des Uebels keine so große Abmagerung statt findet. Das Daseyn eines Steins im Ureter unterscheidet sich von der Enteritis durch den mehr nach hinten sitzenden Schmerz, durch die Affection des Weins, durch das Heraufziehen und den Schmerz des Hodens, und durch den übrigens ruhigen Puls. Es ist nicht so schwer eine Krankheit des Harnsystems von andern benachbarter Theile zu unterscheiden, als es schwer ist zu bestimmen, in welchem Theile dieses Systems sich der Sitz der

Krankheit befinde, indem durch die Sympathie das Ganze angegriffen ist. — Siebentes Kapitel. Der Magen. Entsteht der Magenschmerz nicht aus einem organischen Fehler, so bemerkt man keine Veränderung im Pulse. Man beobachtet die Cardialgie beim leeren und vollen Magen. Im ersten Fall glaubt der Verfasser, entstehe der Schmerz von einer vermehrten und veränderten Absonderung auf der Schleimmembran des Magens. Die Feuchtigkeit sey scharf und reizt. Ist sie in kleiner Quantität vorhanden, so werde sie von den Nahrungsmitteln absorbiert, in großer Quantität mache sie Schmerz und zuletzt Erbrechen. Der Schmerz beim vollen Magen rühre her von der erhöhten Irritabilität der Muskularhaut, ohne Veränderung der Secretion auf der Schleimmembran. Die Nahrungsmittel bleiben wohl eine halbe Stunde im Magen liegen; nun entsteht erst der Schmerz, welcher wächst, und das Erbrechen. Dieser Krankheitszustand unterscheidet sich von einer Verengung der Cardia, daß der Schmerz nicht gleich nach einem verschluckten Bissen entsteht, und daß er nicht auf eine Stelle eingeschränkt ist. Er unterscheidet sich vom Scirrhus oder Krebs des Magens, daß nur nach dem Genuß der Nahrungsmittel Schmerz folge, da im letztern Fall beständig eine nagende Empfindung vorhanden sey, die auch durch äußern Druck vermehrt werde, der Puls verändert, und was ausgeworfen ist, beim Krebse eine dunkle Farbe habe, und nicht mit Nahrungsmitteln vermischt sey. Ein anderer Fehler des Magens ist das Würgen, Erbrechen und Sodbrennen, ohne daß Schmerz damit verbunden ist. Dieser Zustand erscheint paroxysmenweise, hängt von der Veränderung der Magennerven ab, und es scheint bey einigen Personen eine angebörne Disposition zu diesem Fehler vorhanden zu seyn. Die Verenge-

rung der Cardia unterscheidet man von den übrigen Fehlern des Magens und der benachbarten Theile, durch den augenblicklich entstehenden Schmerz, sobald feste Nahrungsmittel niedergeschluckt sind. Der Schmerz ist eigenthümlicher Art, zeigt sich in der Herzgrube, geht nach hinten, und ist mit einer Empfindung von anfangender Erstickung verbunden. Dieser Zustand dauert so lange bis durch Würgen der Bissen ausgeworfen ist. Eine Verangerung des Pylorus unterscheidet man von der der Cardia dadurch, daß die Speisen ohne Schmerz in den Magen gelangen und mehr durch wahres Erbrechen nicht durch Würgen ausgeworfen werden. — Achtes Kapitel, der Darmcanal. Der Verfasser redet von der Cholera, der Ruhr, dem Durchfall, und der Blepharitis, und sagt bloß das bekannte. — Im neunten und zehnten Kapitel spricht er von der Entzündung des Darmcanals. Die erste Art ergreift bloß den Leberzug des Bauchfells, und die gegebene Beschreibung ist die gewöhnliche. Die andere Art hat ihren Sitz in der Schleimmembran. Sie unterscheidet sich von der äußern dadurch, daß der Schmerz beständig, aber nicht heftig ist, und an einer Stelle bleibt, daß durch den Druck auf den Unterleib der Schmerz wenig erhöht wird, daß der Unterleib nicht anschwillt, der Puls nicht so beschleunigt, und gemeinlich Verstopfung vorhanden ist. Sie geht leicht in Vereiterung über, und ist diese im dünnen Darm, so magert der Kranke schnell ab. — Elftes Kapitel. Krankheit der Gekrösdrüsen. Das Bekannte.

### Amsterdam.

Bey Veerdrop: Nieuwe Verhandelingen van het Genootschap ter bevordering der Heelkunde te Amsterdam. Zweyter Theil mit Kupfern. 1813. In Octav.

Dieser Theil besteht aus zwey Stücken. In dem ersten finden wir folgende Aufsätze: **C. A. E. Schmid**, Beobachtung eines einen tödtlichen Ausgang habenden Geschwürs in der Weiche, als Folge einer Vereiterung der linken Niere, wo das Entz. auch den psoas itriceps und pectineus zerstört hatte. Die Nierensubstanz war voll Eiter, und in ihr und dem Nierenbecken fand man einige Steine von bedeutender Größe. Diese sieht der Verf. als die Ursache der nachfolgenden Krankheit an. — **B. J. Schuur**ing, Beobachtung einer durch die Natur hervorgebrachten Absonderung des rechten Fußes. Einem Manne wurde durch den Hufschlag seines Pferdes das Schienbein und Wadenbein zerschmettert. Wegen falscher Behandlung starb der Unterfuß ab, und sonderete sich nachher bey einer bessern Behandlung völlig ab. **B. Schulze**, Beobachtung eines Bruchs des linken Beins, verbunden mit einer großen Wunde am Fußgelenk derselben Seite, worauf schwere Zufälle folgten. Es entstanden nämlich, so wie die Wunde im Heilen begriffen war, die Mundklemme und die heftigsten convulsivischen Bewegungen, und darauf Tetanus. Es nuzten warme Bäder, und der reichliche Gebrauch des Opiums innerlich und äußerlich. — **H. Droese**, Beobachtungen über einen Steinschnitt. — **G. Baker**, Beschreibung eines neuen Pessarum nebst einer Abbildung. Es kann dasselbe nach des Verf. Angabe leicht angebracht, zugleich mit Feuchtigkeiten angefüllt werden, und drückt die Gebärmutter nicht. — **P. Schulz**, über eine Zermalmung der untern Enden des Schien- und Wadenbeins, verbunden mit einer zerrissenen Wunde am Fußgelenk. — **P. Schulz**, Beobachtung eines bedeutenden Wasser- und Fleischbruchs, welcher die Castration erforderte, mit einem tödtlichen Ausgange. — **J. P. Küster**, Beobachtung über die Exstirpation des Oberarms im Schulter-



1848 G. g. A. 185. St., den 19. Nov. 1814.

gelenk nach einer bedeutenden Schußwunde, wobey alle weichen Theile und die Armschlagader vom Ellenbogen an bis zur Achselhöhle zerrissen und zerstört waren; der Verwundete wurde am Leben erhalten.

Das zweyte Stück enthält folgende Aufsätze: **J. Puyr**, Sammlung heilkundiger Wahrnehmungen. Ueber das Abnehmen der Glieder; er verlor fast alle Kranken nach der Amputation, und schreibt diesen Unfall der zu spät unternommenen Operation zu. Ueber einen eingeklemmten Leistenbruch, der in Eiterung überging, und eine Rothfistel erzeugte. Ueber einen vermuthlichen Eindruck des rechten Scheitelbeins nach einem Fall. Ueber den Nutzen der Biegbarkeit der Knochen bey Kindern in schweren Verletzungen. Ueber einen Bruch eines Scheitelbeins, der ohne Anwendung des Trepanns geheilt wurde. Ueber eine beträchtliche Wunde am männlichen Gliede, ohne Amputation geheilt. Ueber das Ausstofen eines Steins durch die Harnröhre. — **P. Schulz**, über Heilung gelähmter Glieder durch das Peitschen mit Nesseln. Es werden drey merkwürdige Fälle erzählt, die den Nutzen dieses Verfahrens beweisen, und um so mehr, da weder innerlich noch äußerlich andere Mittel zugleich angewendet wurden. — **G. D. Schröder**, über das Abbinden eines hervorgetretenen Mutterpolypens. — **S. P. Marinkelle**, über den während der Entbindung vorgefallenen Nabelstrang. — **J. de Puyr**, über die Einklaffung der Schultern bey der Geburt. — **D. Tierop**, zwey Beobachtungen über die Umkehrung der Gebärmutter. Die erste enthält einen Fall einer vollständigen Umkehrung dieses Organs, an welchem sich noch ein großer Theil des Mutterkuchens befand, mit einem tödtlichen Ausgange; in dem andern hingegen wurde die Gebärmutter mit einem glücklichen Erfolge zurückgebracht.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. Stück.

Den 19. November 1814.

Paris.

Description de l'Egypte. Antiquités. 1812. fol.  
Da ein anderer Recensent die Leser dieser Blätter mit dem Inhalte der zweiten Lieferung des großen Französischen Werkes über Aegypten, in so fern es die Alterthümer betrifft, bereits (oben S. 1713) durch einen umständlichen Auszug bekannt gemacht hat, so wird sich der gegenwärtige Recensent nur mit demjenigen beschäftigen, was zur Geschichte der bildenden Künste gehört, und aus der großen Masse wichtiger und belehrender Monumente diejenigen ausheben, welche über die Fortschritte der Baukunst, Sculptur und Malerey unter den Aegyptern manches Licht geben können. Mit ganz eigenen Empfindungen beritt der Reisende die Ebene, auf welcher einst Theben sich erhob, und wo die gigantischen Ruinen der Hauptstadt eines Volkes liegen, das, je weiter sich die ersten Spuren seiner Cultur ins früheste Alterthum verlieren, um so mehr den unbesangenen Forscher interessiert. Wo sind, fragt man sich, die hundert Thore, welche zu Theben führten? Wo steht die Statue des Osymandias, der

N (8)

größte Coloss unter allen, welche Aegypten aufweisen konnte? Wo liegt der Pallast der Könige und das Todtenreich in der Wüste? Wo erhebt sich die Statue des Memnon, zu welcher man schon im Alterthum pilgerte, um ihn zu hören, wenn er beim ersten Strahl der Morgenröthe ertönte? Diese und noch mehrere Fragen müssen sich uns aufdringen, wenn wir die festen, dauerhaften, colossalen Massen einer Architectur betrachten, die nur durch einen nie zu erschöpfenden Fleiß entstehen konnte, die durch ihre Zusammensetzung Jahrtausende sich erhielt, und jeden Angriff der Elemente bestand. Wenn in der Architectur der Griechen und Römer der Geschmack und die Ausführung in einem kurzen Zeitraum sich veränderten, und, wie es auch im goldnen Zeitalter der Künste in Italien geschah, von dem Geiste des Baumeisters abhingen, so sehen wir dagegen in den Aegyptischen Monumenten eine Festigkeit und starre Anhänglichkeit an gewisse, einmahl angenommene Grundsätze; und wenn man ja einige Abweichungen wahrnimmt, so sind diese gewiß im Laufe mehrer Jahrhunderte entstanden, und dennoch mit dem einmahl festgegründeten System in Einklang. Diese Abweichungen von dem herrschenden System bestehen aber nur in der größern oder geringern Anzahl der Ornamente, in dem größern oder geringern Schmucke der Säulen und Capitaler, und in andern Veränderungen, welche jedoch die architectonischen Linien nicht unterbrechen, die unwandelbar angenommenen Regeln nicht überschreiten, und stets das Gepräge des Einfachen, des Ernsten und einer, nur für gigantische Gegenstände empfänglichen Phantasie an sich tragen. So wird z. B. E. 23, wo von den Propyläen des Tempels zu Medinet-abou die Rede ist, bemerkt, daß mehrere Gebäude aus einem späteren Zeitalter als die übrigen

dieselbst befindlichen Monumente herzustammen scheinen, und daß sie, was ihre Vertheilung und ihr Anpassen (ajustement) betrifft, von dem Styl der ältesten Denkmähler etwas abweichen. Und wirklich ergibt es sich, daß die, Pl. 14. fig. 3. 4., abgebildeten Zierrathen, von einem spätern Volke herühren. Auch entdeckte man daselbst einige Blöcke von rothem Granit mit eingegrabenen Hieroglyphen, welche zu uralten Gebäuden gehört haben, und vom Neuem wieder gebraucht worden sind. Zu einer ähnlichen Bemerkung gibt Pl. 14, die mahlerische Ansicht eines Peristyls des Pallastes zu Medinet-abou, Gelegenheit. Der Effect desselben ist majestätisch; aber einige noch aufrecht stehende Corinthische Säulen, von sehr seltenen Verhältnissen beweisen, daß man sie in die Zeiten der Römischen Imperatoren setzen muß. Sie sind außerdem aus einem ganzen Granitblock verfertigt, dagegen die alten Aegypter in ihren, mit Granit zusammengesetzten, Gebäuden nie Monolith-Säulen anwandten, sondern die einzelnen Theile des Säulenschaftes schichtweise auf einander legten. Einen staunenswürdigen Anblick gewähren die zwey Obelisten am Eingange des Grabes des Osymandnas, 75 Fuß hoch, und aus einem einzigen Granitblock gehauen. — Daß man die Urbilder des größten Theils der Aegyptischen Capitaler in der Pflanzenwelt wieder findet, daß sie den Lotus, die Palmen, vorzüglich die Dattelpalme nachgeahmt haben, ist nicht unbekannt. Sogar unter den Thebaischen Capitalern herrscht aber vorzugsweise eine Art, welche sich an ihrem Gipfel nicht ausbreitet, sondern vielmehr so zusammenzieht, daß sie sich mit dem Würfel, auf welchem der Architrav ruht, zu veretagen scheint. Diese Säulen sind dick und gestapelt; sie haben ohne den Sockel, verajut mit dem Capital, 4 Dia-

metor. Ihre Basis ist nur ein einfacher Sockel; dagegen der Schaft derer, am oben erwähnten Grabe des Osymandyas, conisch, und was den Anlauf (Apophyge) betrifft, in eine krumme, in sich gekehrte Linie sich endigt. Außerdem sind sie reich verziert (S. Pl. 4.). An einer andern Stelle (S. 193), wo der Verf. von der Form dieser Säulen redet, sagt er, "daß sie kein zierliches Verhältniß hätten, daß ihre Form und ihr Character ganz eigenthümlich sey, und daß, wenn dieser Ausdruck angewandt werden dürfte, man sie eine Thebaische Ordnung nennen könnte." Wirklich findet man sie auch zu Theben überall; an andern Orten seltner. S. Vol. III. Pl. 8. 9. 10.

Die Anlage des Pallastes zu Dournah hat mit andern Gebäuden keine Aehnlichkeit. Sie kann nicht einfacher gedacht werden; man findet weder Pylone, noch große Peristyle, noch andre Nebengebäude. Weil man hie und da in diesen Monumenten Bogenstellungen, als Nischen und Gewölbe wahrnimmt, so haben einige vermuthet, daß die Aegypter die Kunst zu wölben verstanden hätten. Allein diese Vermuthung ist falsch, indem Alles, was man von Gewölben in Aegypten entdeckt hat, aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums herkommt, indem man damals Nischen und Sanctuarien errichtete. Wo, S. 137, von einigen mit Ziegeln erbauten Gewölben die Rede ist, spricht der Verf. den Aegyptern die Kenntniß zu wölben gerade zu ab. Und wenn man ja etwas ähnliches antrifft, so hat dieß doch mit der eigentlichen Wölbekunst nichts gemein (s. S. 175). In der Beschreibung von Bouqfor (S. 197) sagt der Verfasser, nachdem er die Reisenden, welche den Aegyptern die Kunst zu wölben zugeschrieben haben, berichtigt hat, folgendes: "Es ist sehr wahrscheinlich, daß

diese Mische und einige andre Bauwerke, welche wir im obigen erwähnt haben, zu den Zeiten der Römer, und zwar von den ersten Christen, errichtet worden sind, nachdem die Kaiser ihnen erlaubt hatten, die Tempel der Heiden in Kirchen zu verwandeln."

Mit Ehrfurcht und Erstaunen muß man die colossalisch mächtigen Trümmer von Louqsar betrachten. Unübersehbare, zahllose Säulen; zur rechten große Vestibule, zur linken Obelisten aus rothem Granit. (S. Pl. 11. 12. 13. Vol. III.) Die Obelisten sind von ungleicher Größe. Der zur linken ist der höchste, und sein Gewicht wird mit dem des Diebestalls zu 325236 Pfund angeschlagen. Die imposante Masse der Pylone, die großen Peristyle und andere Wunderwerke fesseln den Blick des Beschauers. Diese Peristyle haben in spätern Zeiten den Arabern zur Basis ihrer Moscheen gedient, so wie die Christen die Basiliken der Römer zum Vorbilde ihrer Cathedralen nahmen, und solche auch lange Zeit Basiliken nannten. Hier ist ein Ueberfluß von bearbeitetem Granit; ein großer Saal ist ganz mit dieser Steinart bedeckt.

Unter allen Ruinen zu Theben aber ist der Pallast von Karnak die staunenswürdigste Masse. Man findet hier einen 47000 Quadratsuß großen Saal, dessen Decke von 134 colossalen Säulen getragen wird. Die Verfasser nennen ihn *salte hypostyle*, und mit Recht, indem sie den Ausdruck Diodor's *ἄνωκος* — *ὑπόστυλος* — einen Saal, der unter Säulen sich befindet, und dessen Decke von Säulen getragen wird, nicht besser übersezen (franciser) konnten. Es ist gewiß das prachsvollste Werk der Aegyptischen Könige, und nicht unwahrscheinlich der Saal, der nach Herodot's Angabe mit 345 colossalen Statuen geschmückt war (Lib. II. c. 143). Bey dem Ueberfluß der Säulen in diesen ungeheuren

Sälen und Peristylen macht man die Bemerkung, daß die Aegyptischen Baumeister, die Säulen bey Ein- und Durchgängen am weitesten auseinander rückten. Die Säulen, unstreitig die stärksten, welche im Innern eines Gebäudes angebracht worden sind, haben 30 Fuß 9 Zoll im Umfang, und 65 Fuß in der Höhe, wenn man vom Fuß bis zum obern Theil des Würfels mißt. Das Capital allein hat eine Höhe von 10 Fuß, und einen Durchmesser von 21 Fuß. Die Steine welche die Decke bilden, haben eine Länge von 21 Fuß 4 Zoll, sind 8 Fuß breit, und wiegen ungefähr 130816 Pfund. Auch in diesem Gebäude hat man mehrere mit Hieroglyphen versehene Steine eingemauert gefunden, welche von zerstörten Gebäuden genommen worden sind, wodurch die Cultur der Aegypter um einige Jahrtausende höher, als man gemeinlich annimmt, hinausgerückt wird, und die Ideen von D'Zancarville, so abenteuerlich sie auch einem flüchtigen Leser seiner Werke erscheinen mögen, zum Theil bestätigt werden möchten. Außer einem prächtigen Obelisk von rothem Granit aus Syene, dem größten unter den eilfen, welche noch in Aegypten gefunden werden, und nicht viel kleiner als der höchste zu Rom, entdeckt man in einem Haufen von Ruinen Caryatiden, und in der Decke das Bruchstück eines Obelisten aus Granit, von welcher Steinart überhaupt Ueberfluß in diesen Gebäuden herrscht.

Was die Gräbgemächer oder die Hypogäen an betrifft, so muß man gestehen, daß diese unterirdischen Werke der zu Tage liegenden Pracht der Aegypter nicht nachstehen. Sie sind alle mit Sculpturen und Malereyen geschmückt, und wenn auch zu ewiger Nacht verdammt, dennoch so kunstreich verziert, als hätten sie sich des Sonnenlichtes zu erfreuen. Ob, wie der Verf. glaubt, die Steinbrüche

durch die Kunst in Catacomben verwandelt worden sind; kann hier nicht näher untersucht werden. Der Recensent kann seiner Meinung nicht ventretzen. Unter den Sculpturen verdienen vorzüglich die Colosse unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Pl. 20. stellt eine mahlerische Ansicht von zwei Colossen dar, welche von den Einwohnern Tama und Châma genannt werden. Sie sind beide Monolithen, d. h. aus einem ganzen Blocke von Sandstein-Breccia verfertigt, der aus einer Masse von aarabähnlichen Kieseln besteht, die wieder in eine andre sehr harte Masse eingeknätet zu seyn scheinen. Natürlicher Weise hatte der Bildhauer bei der Bearbeitung einer solchen Steinart noch größere Schwierigkeiten als mit dem Granit zu überwinden. Das Gesicht des Colosses gegen Süden ist ganz vernichtet; man sieht nur noch die Ohren und einen Theil des Kopfs, und es ist zu vermuthen, daß ihn die Wirkung des Feuers so beschädigt hat. Der Coloss gegen Norden scheint absichtlich mit Gewalt in der Mitte zerstört worden zu seyn. Man hat ihn vom Kopf bis wo die Arme sich anschließen, mit großen Sandsteinblöcken wieder hergestellt. Die an diesen Colossen befindlichen Hieroglyphen sind mit einer so bewundernswürdigen Feinheit ausgeführt, daß man sogar an den Vögeln die Federn angedeutet findet. Beide Colosse sitzen, und haben von der Fußsohle bis zum Wirbel eine Höhe von 48 Fuß; wenn man aber den Piedestall mitrechnet, so beträgt ihre Höhe 60 Fuß. Nach einer sehr genauen Berechnung hat jeder Coloss ein Gewicht von zwey Millionen 611,985 Pfund. Und diese enormen Massen sind von den Aegyptern nicht allein so leicht transportirt worden, wie wir etwa eine 5 Fuß hohe Statue versehen würden, sondern auch mit der staunenswürdigsten Feinheit ausgear-



beitet. Der Coloss gegen Norden hat dieselbe Stellung und dieselben Ornamente, doch weichen die Hieroglyphen etwas von den andern ab. An seinen Beinen liest man die vielen von Pococke, Norden und andern Reisenden bekannt gemachten Inschriften in Griechischer und Lateinischer Sprache, welche bezeugen, daß ihre Urheber den Ton der Statue des Memnon vernommen haben wollen. Diese Entstellung eines so heiligen Kunstwerks fing erst unter der Römischen Herrschaft in Aegypten an. Nach der Ansicht dieser Colosse und noch anderer Bruchstücke, vorzüglich nach dem prächtigen Kopf im Grabmahl des Osymandyas (Pl. 32.) kann man sich erst einen vollkommenen Begriff von der Sculptur der Aegypter machen, von welcher man bis jetzt nur nach Kleinem in Cabinettern zerstreuten Amuletten und Idolen geurtheilt, und irrige Vorstellungen verbreitet hat. Ein andres Kunstwerk, das von Seiten der Zeichnung viel Aufmerksamkeit verdient, ist ein Monolith von Granit mit sechs ihn umgebenden, sehr erhaben ausgearbeiteten Figuren, welche sich die Hände reichen (Pl. 31. Vol. III.), anderer colossalen Basreliefs zu geschweigen. — Wenn bey den Griechen die Sculptur nur als Ornament angewandt wurde, wenn in ihren Arbeiten die Blume der Kunst, Schönheit, Reiz und Anmuth innig verwoben sind, so erscheint sie dagegen bey den Aegyptern immer groß, ernst, und monumental; einen imposanten Eindruck zu bewirken war das Höchste wonach sie strebte. Was kann erhabener gedacht werden, als der Anblick dieser majestätischen Colosse am Eingange gigantischer Gebäude; sie haben nicht die gefälligen Grazien und die wallenden Linien der Griechen; aber ihre tiefe Ruhe, das Gewicht ihrer Masse, die streng beobachtete Proportion und selbst das Finstere in ihren Zügen bringt

sie mit der Riesengröße der Architectur in vollkommene Harmonie. In dem ungeheuren Gebäude, welches die Verfasser das Grab des Ssymandyas nennen, sieht man die Ruinen eines andern Colosses aus Granit, der nach den ausgemessenen Bruchstücken zu urtheilen, eine gleiche Stellung mit den oben erwähnten, und ohne den Piedestall zu rechnen, eine Höhe von 54 Fuß gehabt haben muß. Man hat in den Steinbrüchen zu Syene die Spuren der Stelle gefunden, aus welcher der Block zu dem Coloss genommen war, dessen Gewicht zu zwey Millionen, 225,510 Pfund angeschlagen wird, und eine Strecke von 45 Lieues von seinem Fundort weggebracht worden ist. Den Gebrauch der Caryatiden (den in unsern Tagen der berühmte Milizia verworfen,) haben die Aegyptischen Baumeister nicht gekannt; allein sie wandten colossale Figuren zum Schmucke der Pilaster an, und vergleichen, welche die Verfasser piliers cariatides nennen, oder Pilaster, an welche sich eine eben so hohe Figur lehnt, die jedoch weder ein Capital, noch ein Gebälke trägt, finden sich zu Theben in großer Menge, vorzüglich zwischen Colonnaden, in Peristylen, in den innern Hofräumen 1c. S. Pl. 7. 8. Pl. 29. 30. In einem der Peristyle des Pallastes des Memnon, oder im Grabmahl des Ssymandyas, lehnen sich solche Riesengestalten, 29 Fuß 2 Zoll 10 Linien hoch an die Pilaster, welche durchaus verziert sind. Welchen Eindruck müssen diese gigantischen Figuren machen, wenn man sich von ihnen umgeben sieht, in ihrem zusammengezogenen Stand, die Hände kreuzweise über die Brust gelegt; wie sie in der einen Hand eine Peitsche, in der andern einen krumm gebogenen Stab, einem Augurstab nicht unähnlich, halten, und ihr Haupt mit einer großen spiz zulaufenden Mütze bedeckt ist. Wir wollen es unentschieden lassen, ob

die Griechen den Gebrauch, weibliche Figuren, Caryatiden, und so genannte Perfer, als Träger der Capitale und Gebälke, anzuwenden, von den Aegyptern entlehnt haben; nur so viel können wir bemerken, daß Vitruv's Erzählung von den Weibern der Stadt Karyä ein Künstlermärchen zu seyn scheint, wenn es auch nicht geleugnet werden kann, daß die Griechen dergleichen Figuren, die mit den Händen das Gebälke tragen, Caryatiden (*Καρυατίδες*. S. *Lynceus Samius* beyh Athenäus Lib VI. p. 241. e. T. II. p. 426. *Schw. igh.*) zu nennen pflegten.

An dem oben erwähnten Ort bewundert man noch einen Coloss aus schwarzem Granit, mit einem sehr beschädigten Kopf aus rothem Granit. Dieser war nicht künstlich aufgesetzt, da man in den Steinbrüchen zu Syene diese Verbindung häufig wahrnimmt. So sieht man auch unter den Hauptmonumenten zu Bouqfor, am Eingange eines Gebäudes, zwey Colosse aus Syenitischem rothen und schwarzen Granit (Vol. III. Pl. 13.). Ein 6900 Fuß langer Gang, zu beiden Seiten mit colossalen Sphingen geschmückt, zog sich von Bouqfor nach Karnak (Vol. III. Pl. 46); von einem andern, der aus colossalen Widdern bestand (Vol. III. Pl. 29. 56.) sind noch mehrere Monumente übrig.

Unübersehbar ist der Reichthum an Basreliefs, den die Denkmähler zu Theben darbieten. Wie bereits bemerkt worden, gibt es deren zwey Arten. Die eine ist denjenigen Kunstwerken ähnlich, welche wir mit dem Nahmen Basrelief bezeichnen; die andre liegt etwas tiefer — etwa 3 Zoll — als die Fläche, auf der sie ausgeführt ist. Alle Reliefs sind bemahlt, doch findet man nur selten welche, die sehr hervortreten, wie in einem kleinen Gebäude (Pavillon) zu Medinet-abou. Hier kann man sehen, daß die Sculpturen sehr hervorspringen

(ont une très forte saillie), was man nur wenig an den ältesten Monumenten Aegyptens bemerkt." (S. Pl. 16. 17.) Aber einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß sowohl der Inhalt des Basreliefs als auch die Architectur und die Hierathen ein späteres Zeitalter verrathen; der strenge, alte, Ernst ist durch erfreulichere Gegenstände gemildert; die Composition des Ganzen hat etwas fremdartiges; doch sind diese Abstufungen nur einem sehr geübten Auge bemerkbar. Auf Pl. 17. n. 5. erblickt man eine geflügelte, knieende Figur mit so viel Grazie in der Bewegung, wie sie die neuere Kunst wohl einem Engel Gabriel als Verkündiger beizulegen pflegt. Pl. 9. n. 1. stellt eine Löwenjagd dar; die Hauptfigur ist ein Held, der in beiden Händen zwei Lanzen hält; er steht auf einem Wagen, den zwey Rosse ziehen, deren Zügel er vorsichtig um seinen Leib gebunden hat. Die Löwen haben so kurze Mähnen, wie die, auf den Indischen Denkmählern zu Malalipouram (S. diese Anzeigen St. 144. S. 1435). Auf demselben Blatte erscheint eine andre Figur, die über ihr gewöhnliches Kleid ein Parther- oder Tigerfell geworfen hat. Am merkwürdigsten unter allen aber ist das auf Pl. 12. abgebildete, von dem braven Redouté auf das treueste copierte, und mit Farben ausgemahlte, Relief. Ein Held von gigantischer Größe, in Vergleich mit den übrigen Personen, sitzt auf seinem Wagen. Gefangene eines fremden Volkes werden ihm von einigen Aegyptischen Anführern vorgestellt. Die Gefangenen haben Härte und Gewänder mit horizontal laufenden Streifen von abwechselnden Farben. Sie haben überhaupt ein ganz fremdes Ansehen, und werden S. 41 ausführlich beschrieben. An beiden Seiten der Stirn der Gefangenen bemerkt man Haarbüschel, welche einem

geträufelten Schopf nicht unähnlich sind, und ihnen längs des Gesichts herabhängen. Nur zwei Figuren im letzten Zuge haben einen ganz andern Haarschnitt und andre Gewänder. Merkwürdig ist es ferner, daß sowohl der reich verzierte Wagen auf welchem der Held sitzt, als auch alle Bogen der Ägypter und alle ihre Schalen und Messer, welche in den zahllosen Hieroglyphen vorkommen, grün gemahlt sind, welche Farbe das Kupfer und die Bronze mit der Zeit anzunehmen pflegen. Ein andres großes Basrelief enthält einen religiösen und kriegerischen Aufzug (Pl. 2.), wo der Held im Triumph getragen wird. Auffallend ist es, daß hier die gewöhnlichen erklärenden Hieroglyphen fehlen, obgleich die Säulen, in welchen sie angebracht werden sollten, angedeutet sind; nur um das Haupt des Helden erscheinen einige wenige. Man kann nicht leugnen, daß Alles dreist gezeichnet ist, und in den Stellungen der Figuren viel Mannichfaltigkeit und Ausdruck herrschen. Auf einem andern Relief sieht man den Helden, wie er von seinem Wagen abgestiegen ist und mit kräftigen Armen einen Bogen spannt, um einen Pfeil gegen feindliche Völker zu schnellen, die in Schiffen gekommen sind und eine Landung versuchen wollen. Er steht da als eine colossale mächtige Figur; die Verwirrung der Feinde ist aufs lebhafteste ausgedrückt. Und eben so lebendig hat der Künstler die Erstürmung einer Festung abgebildet, bey welcher Sturmleitern gebraucht werden. (S. Pl. 31.) Auf Pl. 36. n. 3. findet man eine Figur in einer ganz ungewöhnlichen Stellung, und ganz wider die Sitte der Ägyptischen Bildhauer en Face abgebildet.

In einem kleinen Tempel zu Medinet-abou bewundert man mehrere, theils vollendete, theils unvollendete Reliefs, von denen die letztern nur ent-

worfen und mit einer rothen Farbe auf die Wände gezeichnet sind. "Die Züge sind so rein, und so fest gezeichnet, daß man dem Künstler eine große Kenntniß der Formen und viel Geschicklichkeit in der Ausführung zutrauen muß." Wo von dem großen Pallast zu Karnack die Rede ist, werden ähnliche unvollendete Arbeiten erwähnt. "Man bemerkt in diesen beiden Edlen Sculpturen, die noch nicht beendigt sind; man sieht nur die ersten Linien, und so wie zu Omboß, die Quadrate mit rother Farbe gezogen, um nach ihnen die Verhältnisse zu zeichnen." (Vergl. S. 224.) In der Beschreibung mehrerer Reliefs (S. 132) wird nochmals wiederholt, daß alle Sculpturen bemahlt sind, und daß, wo man noch Spuren der alten Malerey antrifft, man über die Lebhaftigkeit der Farben erstaunen muß. In einem kleinen Tempel der Isis (S. 164 ff.) ist ein wahrer Schatz von mehreren auf das feinste und zarteste ausgearbeiteten Basreliefs, und von vorzüglich ausgeführten und unverfehrt gebliebenen Gemälden, von denen nur zwey Stücke copirt werden konnten (S. Pl. 35. fig. 2. 6.). Ein Gemälde hat viel Ähnlichkeit mit einem andern, das sich in allen zu Theben entdeckten Papyrus-Rollen befindet, und wo eine Wage, die entweder eine astronomische oder mystische Beziehung hat, öfters vorkommt. S. Pl. 60. 66. 72. Die Pylone von Louqsor enthalten colossale Reliefs, welche kriegerische Unternehmungen schildern, und in einem großen Geiste componirt sind. Auf den Mauern des Pallastes zu Karnack aber erscheint das so räthselhafte heilige Schiff, von Priestern getragen, Harpokrates mit dem Zeichen der Männlichkeit, u. s. w. (S. Vol. III. Pl. 32. fig. 5.) Eben- dafelbst gibt Pl. 34. einen deutlichen Begriff von

einigen colorirten Reliefs, so wie Pl. 39. ein andres Relief, einen Helden vorstellt, der bereits mehrere Feinde getödtet hat, und nun den letzten seiner Rache opfern will, den Nec. für den Anführer halten möchte. Die Composition ist vortreflich, die gewöhnlichen Mängel der Perspective abgerechnet. — Der Gang oder die Allee der Sphinx und Widder bekräftigt die hohe Meinung, welche man schon lange von der Geschicklichkeit der Aegypter hatte, Thiere von allen Arten nachzubilden. — Die Malereyen kann man im Ganzen in zwey Classen theilen, in die mit Farben bemahlten Basreliefs, wo das Relief selbst das hell und dunkel hervorbringt; und zweitens in die Wandmalereyen, ohne die geringste Spur von hell und dunkel. Zu dieser Classe gehört der größte Theil der Gemälde in den Gräbern, vorzüglich in denen der Könige, und namentlich die so berühmten Hasenspieler (Pl. 51), andre mystischen und astronomischen Gemälde zu geschweigen. Wo man Malereyen mit degradirenden Farben antrifft, da ist dennoch keine Wirkung von Licht oder Schatten beobachtet. Zwey andre, wieder für sich bestehende, Classen, bilden: erstens: die Gemälde an den Mumienkasten und Mumienbinden, und zweitens: die auf den großen Manuscripten von Papyrus, welche aber beyde zu einer mittelmäßigen, untergeordneten Gattung gehören. Der größte Theil der Malereyen in den Todtenkammern stellt häusliche Scenen dar, deren Hauptcharacter Sanftmuth und Ruhe ist; nur in kriegerischen Scenen bemerkt man das Streben des Künstlers, seinen Gestalten mehr Leben und Feuer zu geben. —

Daß die Pracht in Druck, Papier und Verzierungen nicht höher getrieben werden kann, und

daß die Zeichner und Kupferstecher selbst dem vernünftigsten Geschmack Genüge leisten müssen, wissen unsere Leser bereits aus den frühern Anzeigen.  
\* 3.

### Breslau.

Bei Korn dem ältern: System der gerichtlichen Physik, von Dr. Wolf Friedrich Wilhelm Klose, Königl. Preuß. Medicinal-Rathe u. 1814. 52 S. in Octav.

In der Einleitung zeigt der Verfasser zuerst den Begriff dieser Wissenschaft. Er verwirft den Ausdruck gerichtliche Arzneykunde. Nach ihm ist die gerichtliche Physik schlechterdings keine medicinische Wissenschaft. Dann untersucht er ihren Umfang, erzählt ihre Geschichte, gibt die allgemeine Litteratur an, und zeigt ihren Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse. Das ganze Werk zerfällt in drey Theile. Der erste oder formelle enthält das Gewöhnliche. Im zweyten oder materiellen sind die Gegenstände auf folgende Weise geordnet. Die erste Hauptabtheilung umfaßt die Untersuchungen, welche den Zustand des (lebenden) Menschen selbst betreffen. Im ersten Abschnitt wird gehandelt von den Untersuchungen, die das Leben in Betrachtung ziehen, als von der Ausmittelung des Lebens an sich, des Alters, der Gesundheitsbeschaffenheit, und von der Bestimmung der Lebensfähigkeit. Der zweyte Abschnitt enthält die gerichtlichen Untersuchungen, wobey die Psyche in Betrachtung gezogen wird. Zuerst redet der Verfasser von der Persönlichkeit, und bestimmt, welchem Individuum sie zukomme. Dann folgt die Untersuchung zur Ausmittelung des Zustandes der Psyche. Dieses Kapitel ist mit Fleiß und Umsicht



1864 G. g. A. 186. St., den 19. Nov. 1814.

ausgearbeitet, und eine sehr brauchbare Literatur hinzugefügt. Im dritten Abschnitt folgen die Untersuchungen, welche das Geschlecht und die Geschlechtsverrichtungen betreffen; im vierten die Untersuchung der Anlagen zum Staatsbürger. Die zweite Hauptabtheilung enthält die Untersuchung des Zustandes menschlicher Leichname. Der Verfasser ist mit gehöriger Einschränkung ein Vertheidiger der Lungenprobe. Ueber die Tödtlichkeit der Verletzungen gibt er folgende Classification. Sie sind entweder absolut, oder zufällig tödtlich. Erstere sind bald allgemein oder insonderheit (individuell) tödtlich; letztere bald durch Mitwirkung innerer bald äußerer Umstände, woraus bald leichte bald zweydeutige, bald schwere Verletzungen hervorgehen. Rec. muß gestehen, daß diese Eintheilung von gleichen Einwürfen gedrückt wird, wie alle schon bekannten. Die dritte Hauptabtheilung redet von den Untersuchungen zur Schätzung allgemeiner Naturkräfte in gerichtlich physicalischer Hinsicht. Der dritte Theil endlich enthält eine kurze technische Anweisung für den gerichtlichen Physiker, sowohl bey Sectionen als auch bey der Untersuchung des lebenden Menschen und giftiger Substanzen. — Nach des Rec. Urtheil kann vorliegende Schrift den neuesten und brauchbaren Werken an die Seite gesetzt werden. Der Verfasser bemerkt selbst in der Vorrede, daß zwischen seinem Werke und dem von Henke herausgegebenen, an vielen Stellen eine auffallende Aehnlichkeit herrsche, die daher rühre, daß sie entweder beide aus gleichen Quellen geschöpft, oder durch Nachdenken gleiche Resultate erhalten haben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 21. November 1814.

Göttingen.

Am 8. November hat die Ankunft Seiner Königlichen Hoheit, des Herzogs von Cambridge, die hiesige Universität mit hoher Freude erfüllt. Höchstihre Gegenwart vermehrte die alten unauslöschlichen Gefühle der Verehrung mit neuen der innigsten Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung. Alle Institute der hiesigen Universität ohne Ausnahme genossen die Ehre, von Höchstihnen besucht, und mit einer auf ihr Inneres gerichteten Aufmerksamkeit in Augenschein genommen zu werden. Auf der Bibliothek, wo sich Höchstieselben von dem Herrn Geheimen Cammer-Rath von Arnswaldt die sämtlichen Mitglieder der Universität vorstellen ließen, gerubeten Sie das Doctor-Diplom, welches die philosophische Facultät diesem erlauch- ten Kenner und Beschützer der Wissenschaften als ein Zeichen ihrer tiefen Verehrung zu überreichen die gnädigste Erlaubniß hatte, unter den huldreich- sten Aeusserungen anzunehmen, und darauf in der Königlichen Societät der Wissenschaften, welche das Glück hat, in Seiner Königlichen Hoheit

S (8)

ihren Präsidenten zu verehren, während einer feyerlichen Sitzung den Vorsitz zu führen. Hingerissen von der seltenen Leutseligkeit dieses allgeliebten Prinzen des Königlichen Hauses lebte die ganze Stadt die beiden Tage über, an welchen sie ihn besah, in fortgehender Begeisterung.

### London.

Engravings with a descriptive account in English and French of EGYPTIAN MONUMENTS in the British Museum collected by the Institute in Egypt under the Direction of Buonaparte, and surrendered to the British Commander in chief, Lord Hutchinson, by General Menou. Fünf Lieferungen, die vier ersten mit 4 die fünfte mit 5 Kupfertafeln. Groß Quer-Folio.

Bekanntlich mußten die Franzosen bey ihrem Abzuge von Aegypten, nach dem 16. Artikel der zwischen Lord Hutchinson und General Menou abgeschlossenen Capitulation, alle Monumente herausgeben, welche ihr zu Cairo errichtetes Institut gesammelt hatte. Der Präsident dieses Instituts, Herr Fourier, überlieferte die Antiken dem Obersten Turner, der sie nach England brachte; außerdem kaperte der Admiral Nelson im Mittelmeer ein Fahrzeug, das nicht weniger als 27 Kasten mit auserlesenen Ueberbleibseln der alten Griechischen Sculptur, besonders aus Athen am Bord hatte. Aus diesen Schätzen entstand eine der kostbarsten Sammlungen, welche in der Nähe des Britischen Museums in einem Gebäude aufgestellt wurde, zu dessen Errichtung das Parlament 8000 Pf. Sterl. bewilligte. Um aber auch den Freunden der Aegyptischen Alterthümer auf dem Continent diese Sammlung bekannt zu machen, entschlossen sich zwey vortreffliche Künstler, der Mahler William Alexander,

der sich bereits durch seine Zeichnungen zu Sir George Staunton's Nachricht von der Gesandtschaftsreise nach Sina viel Ruhm erworben, und der Kupferstecher Medland, einer der ersten Männer in seinem Fache, sie mit der gewissenhaftesten Treue zu copiren (with all possible fidelity) und nach und nach in einzelnen Lieferungen ans Licht zu stellen (vergl. Fiorillo's Geschichte der Malerey in Großbritannien S. 733). So entstand dieses Werk, das an Pracht, Genauigkeit und Kunstvollkommenheit nichts zu wünschen übrig läßt, und als eine sehr willkommene Zugabe zu der großen Französischen Description de l'Egypte angesehen werden kann.

Unter den abgebildeten Alterthümern ist unstreitig der große Sarcophag, in welchem einst der Leichnam Alexanders des Macedoniers geruht haben soll, und der in der Moschee des heil. Athanasius zu Alexandria Jahrhunderte hindurch selbst ein Gegenstand der Verehrung der Araber geblieben war, das wichtigste (S. N. I. Tab. 1. 2. N. II. Tab. 3. N. III. Tab. 1. N. IV. Tab. 1. 2. N. V. Tab. 1. 2. 3. 4. 5.). Er ist von einem Gelehrten, Clarke, in einem eignen Werke beschrieben, das unter dem Titel The Tomb of Alexander im Jahre 1805 erschien, und von einem andern Recensenten in diesen Blättern (vom J. 1806. St. 17. S. 161) beurtheilt worden. Dieser Sarcophag verdient, was seine Substanz und Bearbeitung betrifft die größte Bewunderung. Er ist aus einem einzigen Block von smaragdgrüner Aegyptischen Breccia — vielleicht dem einzigen Block, der von dieser Größe in der Welt sich findet — mit unsäglichem Fleiße ausgearbeitet. Er ist 10 Fuß lang, 5½ Fuß breit, 5 Fuß hoch, von innen und außen mit unübersehbaren Hieroglyphen verziert. Daß ein Griechischer Heros in einem Sarg voll

Ägyptischer Hieroglyphen verwahrt seyn soll, ist vielleicht so zu erklären, daß Alexander nicht als Griechische, sondern als Ägyptische Gottheit verehrt wurde. Allein die ursprüngliche Bestimmung des Sarcophags ist unbekannt, und er selbst weit älter als die Zeiten Alexanders. Merkwürdig sind die Proceffionen Ägyptischer Gottheiten zumahl am untern Rande der rechten Seite (N. I. Tab. 2.) und die Schiffe mit sonderbaren Figuren. Am vordern und hintern Theil (N. IV. Tab. I. 2.) erblickt man eine weibliche knieende Figur. — Eben so interessant, wenn gleich nicht aus einer so kostbaren Steinart verfertigt, ist ein anderer Sarcophag aus Granit, der ehemahls zu Cairo sich befand, und der Brunnen der Verliebten genannt wurde (S. N. I. Tab. 3. N. III. Tab. 4. N. IV. Tab. 3. 4.). Man sieht an demselben viele Hieroglyphen, so genannte Ägyptische Priester, und in der Mitte die vordern Theile von zwey gegen einander gerichteten Schiffen mit einem Auge (S. N. I. Tab. 3.). Am Fußende des Sarcophags (N. III. Tab. 4.) befinden sich ebenfalls Hieroglyphen in sechs Felder oder Reihen abgetheilt, und in ihrer Mitte eine schöne knieende weibliche Figur, mit einer Haube auf dem Kopf und einer Kugel vor sich. Wo der Kopf ruhet, ist ebenfalls eine weibliche Figur mit einer Kugel angebracht (N. IV. Tab. 4.). Die Bruchstücke von Reliefs (N. I. Tab. 4.), welche in der Nähe von Alexandria gefunden worden sind, haben durch die Länge der Zeit sehr gelitten. Die Figuren auf einem dieser Bruchstücke (Tab. 4. n. 1.) sind denen, an der Basis der Statue des Memnon, vollkommen ähnlich. Ein Sarcophag aus Basalt, zu Menouf gefunden (N. II. Tab. 1.) zeichnet sich durch die außerordentliche Feinheit seiner Hieroglyphen aus, unter welchen das Bild einer Eule, des Ibis und

der Wachtel am häufigsten vorkommen. An dem Innern eines Fragments eines Sarcophags aus Oberägypten (N. I. Tab. 2.) sieht man wieder ein Schiff mit einem Auge, und eine sitzende weibliche Figur, die ihre Flügel fächerartig ausbreitet. N. II. Tab. 4. und N. III. Tab. 2. stellen kleine Obeliskten von Basalt aus Oberägypten mit zierlichen Hieroglyphen dar; so wie N. III. Tab. 3. das Bruchstück eines Sarcophags, ebenfalls aus Oberägypten, auf dessen äußern Mitte man zwey Figuren mit Kugeln auf dem Haupte erblickt.

### Prag.

Beschreibung einer im Jahre 1813 am Kunstschachte eines Kohlenbergwerkes in Böhmen erbauten, äußerst einfachen, wohlfeilen und allenthalben leicht ausführbaren Dampfmaschine, vom Grafen G. v. Buquoy, 1814. Mit einem Kupfer. 94 Seiten in Octav.

In der Einleitung zu dieser Schrift ist sehr richtig gezeigt, welche Hindernisse sich der allgemeineren Verbreitung und Anwendung der im höchsten Grade nützlichen Dampfmaschinen entgegenstellen, unter denen die Kostbarkeit ihrer Anlage und Unterhaltung, so wie die Schwierigkeit ihrer Anfertigung besonders wirksam sind. Ein nicht geringes Verdienst hat sich aus diesen Gründen der Herr Graf von Buquoy durch die Erfindung einer Dampfmaschine erworben, deren Construction überaus einfach ist, und die mit verhältnißmäßig geringen Kosten, durch gewöhnliche Arbeiter, an jedem Orte, wo hinreichendes Brennmaterial zu Gebote steht, leicht ausgeführt werden kann. Die erste Idee nebst einem Versuche im Kleinen über eine vereinfachte Dampfmaschine, machte der Herr Graf bereits im Jahre 1811 durch eine kleine Schrift

bekannt. Weiteres Nachdenken und mehrere Versuche veranlaßten wesentliche Verbesserungen an dieser Vorrichtung. Im Jahre 1812 erbaute der Erfinder eine Dampfmaschine an einem Pochwerke, um sich selbst und Andere zu überzeugen, ob die Idee einer practischen Ausführung fähig sey. Eine kurze Erklärung nebst einer Abbildung von dieser Maschine, wurde im Hesperus mitgetheilt. Ob sie gleich noch manche Mängel hatte, so versprach sie doch schon eine sehr nützliche Anwendung. Eine ähnliche Maschine ließ ihr Erfinder bey einer Steinkohlengrube zum Treiben der Kuntsäge im Jahre 1813 vorrichten. Sie wurde binnen drey Monaten erbaut und entsprach ihrem Zwecke vollkommen. Von dieser Maschine liefert die vorliegende Schrift eine genaue Beschreibung. Das Wesentliche derselben bestehet in folgendem. Zwey hölzerne prismatische Kasten, von gleichen Grundflächen aber ungleichen Höhen, stehen neben einander. In der Wand, welche beiden gemeinschaftlich ist, befindet sich unten eine Oeffnung, damit in diesen Behältern befindliches Wasser sich frey aus dem einen in den andern bewegen könne. In dem höheren Kasten ist ein hölzerner, mit Filz geliederter Kolben beweglich, über welchem, an der Kolbenkante, eine Tonne angebracht ist, welche dazu dient, um das ganze Kolbengeschirr in dem Wasser, womit die Behälter angefüllt werden, schwimmend zu erhalten. In den dicht schließenden Deckel des niedrigeren Behälters sind zwey mit Hähnen versehene Röhren eingelassen, von welchen die eine mit einem Dampfkessel, die andere mit einem Wasserbehälter zusammenmündet. Werden nun beide Kasten mit heißem Wasser gefüllt, so daß dieses bis an den Deckel des niedrigeren tritt, in beiden aber in gleichem Niveau stehet, und läßt man dann Wasserdämpfe

in den kleineren Behälter treten, so muß in diesem das Wasser sinken, in dem größeren hingegen steigen und mit demselben die Kolbenvorrichtung. Wird darauf das Dampfrohr geschlossen, das zweite Rohr aber geöffnet, um dadurch kaltes Wasser in den Behälter zur Verdichtung der Dämpfe zu lassen, und wird zugleich eine Oeffnung in dem größeren Behälter, zum Ablassen des überflüssigen Wassers gelüftet, so muß die Kolbenvorrichtung wieder sinken. Durch Wiederholung dieser einfachen Operationen wird ein dauerndes Spiel des Kolbens bewirkt, und es ist daher nur erforderlich zur Fortpflanzung der Bewegung das freye Ende der Kolbenstange mit einer andern maschinellen Vorrichtung in zweckmäßige Verbindung zu setzen. Zur Bewegung von Pumpen konnte diese Einrichtung sehr einfach seyn. Herr Graf von Bouquoy ließ dazu das freye Ende der Kolbenstange mit einem konischen Kopf versehen, der bey dem größten Hube von einer Zange gefaßt wird, welche an dem einen Ende einer Wippe hängt, deren anderes Ende mit dem Pumpenstange verbunden ist. Sinkt die Kolbenstange, so zieht sie bis zu einer gewissen Tiefe die Wippe herab, und läßt sie dann wieder fahren, indem die Zange durch Aufschlußhaken geöffnet wird. Die Wippe erhält durch ein Gegengewicht eine entgegengesetzte Bewegung. Es würde sich bey dieser Maschine leicht eine Steuerung anbringen lassen, die aber ihr Erfinder für überflüssig hält, indem ein Knabe leicht abgerichtet werden kann, die vorhin angegebenen Hähne wechselsweise zu öffnen und zu schließen, und noch außerdem das Unterschnüren unter den Dampfkeffel zu besorgen. Der Herr Graf bediente sich dazu eines achtjährigen Knaben, der in kurzer Zeit die nöthige Fertigkeit sich erwarb. Auf die kurze, deutliche Erklärung der Maschine folgen nüz-



1872 G. g. N. 187. St., den 21. Nov. 1814.

liche Bemerkungen über die Construction aller einzelnen Theile. Darauf theilt der Herr Verfasser eine lesenswerthe Geschichte des Baues mit, und zulezt noch eine genaue Kostenberechnung, nach welcher die ganze Maschine nur auf 1564 Gulden 49 Kreuzer zu stehen kam.

### Königsberg und Leipzig.

Ben Unzer: Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft, entworfen von Dr. J. W. Megger, nach dem Tode des Verfassers revidirt und verbessert von Dr. Ch. Gottf. Bruner, Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischem Geheimen Hofrath u. s. w. Vierte verbesserte Ausgabe. 1814. 544 S. in Octav.

Die vor uns liegende Ausgabe dieses stets nützlichen Werks verdient mit Recht den Namen verbessert und vermehrt. Die Zusätze sind reichhaltig an Zahl und Gewicht, und ein brauchbares Register ist beigelegt worden, das allen vorigen Ausgaben fehlte. Anspruchlos hat der würdige Herausgeber die Verbesserungen sowohl in Sachen als im Ausdruck vorgenommen, ohne ausdrücklich die Stellen zu bezeichnen. Nur aus der Vergleichung mit der dritten Ausgabe erkennt man dieses deutlich. Ich strich, sagt er in der Vorrede, stillschweigend aus, was mir entbehrlich zu seyn schien, setzte zu, was fehlte, schob die nothwendigen Berichtigungen und Zusätze am gehörigen Orte ein, brachte unter dem Texte in Anmerkungen, was mehrerer Ausführlichkeit bedurfte, oder stellte einige neue Paragraphen auf, wo der Zusammenhang vergleichen forderte. So entstand Einheit und Gleichförmigkeit; und so, sagt Rec. hinzu, hat das Werk an Deutlichkeit und Brauchbarkeit bedeutend gewonnen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1814.

**Amsterdam und Paris.**

Bei G. Dufour und Compagnie: *Melanges d'histoire, de littérature, de philosophie, &c.* par H. A. le Pileur. Nouvelle edit. imprimée aux frais de l'Auteur. 1813. 272 S. in Octav.

Ohne alle Vorrede, zuerst Lettre sur l'étude de l'histoire. Nutzen der Geschichte als Moral in Beyspielen; ungeachtet der häufig, besonders in der alten Geschichte, herrschenden Ungewißheit, und des Schadens, den die Beyspiele verwüstender Eroberungen und anderer glänzenden Verbrechen verursachen können. Les portraits. Eine scharfe Lection für älternde Frauen, die ärgerlich darüber sind, daß sie nicht mehr so geschmeichelt werden wie vormahls. Les souvenirs. Das Gegenstück für Männer, mit der angemessenen Ermahnung zur wechselseitigen Nachsicht und Geduld. Beides Schilderungen, die sich gut lesen lassen, ohne stark anzuziehen, wenn man vieles der Art gelesen hat. Remarques sur le paradis perdu de Milton et analyse d'un drame de H. Grotius sur le même sujet, S. 41 - 62. Das Drama des Grotius, welches mit einigen andern Dichtungen desselben 1601 im

Drucke erschien, hat allerdings manche auffallende Einstimmigkeit mit Miltons Dichtungen; und möglich ist es wenigstens, daß dieser jenes gekannt habe. *Considérations sur les principales causes de la chute de plusieurs empires.* Schnell durchstreift der Verf. von S. 63 - 80 die Geschichte von Anfang bis zu Ende; wiederholt mehrere Male die Bemerkung, daß aus heterogenen Theilen zusammengesetzte große Reiche nicht lange bestehen, vergißt dabei auch das Deutsche Reich nicht, *que les plus puissants d'entre les membres ont détruit eux-mêmes - qui a péri en grande partie par ce qu'on y étoit Autrichien, Prussien, Hanovrien &c.* meint, wenn Frankreich seine letzten Eroberungen wieder verlieren sollte, eine der hauptsächlichsten Ursachen seyn würde, *que les nouveaux sujets n'ont pas été rendus suffisamment François* (dieß denkt sich der Verf. leichter als es war; und er es denken würde, wenn ihm genauere bekannt wäre, wie mächtig und mitunter laut genug der Deutsche Genius sich widersetzte). Er fährt fort: *et que dans chacune de ses nouvelles provinces on a trop laissé les dignités, les charges, les emplois aux gens de chaque pays.* Sein Rath am Ende also ist, man müsse die angesehensten Männer in den neuen Eroberungen, unter glänzenden Bedingungen, anders wohin verpflanzen, und die vornehmsten Stellen mit Ausländern besetzen. (Wie viel ließe sich dagegen historisch und philosophisch erinnern!) *De la légèreté et de l'inconstance des François.* Bekanntlich, und wie der Verf. auch anmerkt, ist über diesen Gegenstand vor einiger Zeit in Frankreich eine Preisfrage aufgegeben worden. Recensent, von jeher Feind aller Uebertreibungen, besonders auch beim Adel anderer Nationen, hat die Vertheidigung gegen diese Beschuldigung, die mit patriotischer Wärme und vielen gegründeten

Bemerkungen ausgeführt ist, mit Vergnügen gelesen. Scharfsinnig und mit Vortheil nimmt der Verf. dabei Rücksicht auf Religion, Staatsverfassung, politisches System, freundschaftliche Neigungen, gelehrte Beschäftigungen und Sprache; und vergleicht in Hinsicht auf alles dieses die Franzosen mit andern Europäischen Nationen. Das Hauptresultat — ohne daß es der Verf. ganz ausdrücklich zieht — möchte ihm also wohl dieß seyn: daß die Franzosen wegen ihrer lebhaften und reizbaren Imagination in den minder wichtigen Dingen leichtsinniger und veränderlicher seyen als andere Völker; aber im Ganzen nicht so des Verstandes und der gesunden Vernunft ermangeln, um ausgezeichnet in Angelegenheiten der höchsten Wichtigkeit es zu seyn. (Bei der Definition des Ausdrucks léger, die er vorausschickt, hat er sich doch einen Vortheil verschafft, der ihm streitig gemacht werden könnte; indem er es nur gerade dem lourde entgegensetzt. Es hat noch andere in den befragten Vorwurf eingreifende, und beim Verf. selbst vorkommende Bedeutungen; und auch Richeler, der sie anzeigt, hat dabei das Beispiel: Les François sont légers. — Ressemblance de la langue Romane, d'oc avec l'Espagnol S. 110 — 151 an Beispielen gezeigt. De l'une des principales causes de la corruption des mœurs. Die Handlung, le commerce, ist es; und auch hier durchstreift der Verf. die Geschichte im schnellen Fluge. Die Engländer werden gelinder behandelt, als man von einem Franzosen erwarten konnte. Am schlimmsten kommen die Juden weg. Y a-t-il dans le monde, heißt es S. 157, des hommes plus méprisables que les Juifs, qui tous, sans exception, exercent le commerce? Détestés et abjects partout, ils volent tous les hommes jusqu'aux plus habiles fripons. Ueberhaupt möchte es bismollen

scheinen, daß der Verf. der gegen Rousseaus Beschuldigung der Wissenschaften streitet, und dabei die bekannte Anekdote, daß Diderot diesem zur Bearbeitung des paradoxen Gegentheils der gemeinen Vorstellungsdarstellung gerathen habe, anführt, selbst ein wenig in diese Manier gerathen sey. Am Ende gesteht er doch ein, daß bey dem gegenwärtigen politischen Zustande der Völker die Handlung ein nöthwendiges Uebel sey. Nör. erlaubt hinzusetzen zu dürfen, daß wenn auch ausgebreiteter Handel neue, und unter vielen größere Verderbnisse mit sich bringt, es immer noth gar sehr in der Gewalt der Religion, der Staatsverwaltung und der Erziehung stehe, zu bewirken, daß im Ganzen, auch in sittlicher Rücksicht mehr dadurch gewonnen als verloren werde. Uebrigens hat Montesquieu schon gesagt: le commerce polit les moeurs, mais il les corrompt. — Les préjugés, Anekdote du siècle passé mit dem Aussprüche Voltaire's: Si Dieu n'existoit pas, il faudroit l'inventer. Die hier gegebene Schilderung des aus Irrreligion entsprungnen schrecklichen Schicksals einer einst glänzenden Familie hat stark eingreifende Züge, und kann, so wie sie hier steht, mehr als einmahl in der Wirklichkeit vorgekommen seyn. Die so genannten Französischen Philosophen der damaligen Zeit erscheinen dabei als Hauptpersonen, gut gezeichnet. Dieser Aufsatz ist nach des Nör. Gefühl der gelungenste unter allen. Der folgende: Y a-t-il eu des plans, tels que ceux indiqués dans la pièce précédente? enthält Beläge für die Beschuldigung, daß Diderot und Consorten den Umsturz der Religion und der Monarchien allerdings beabsichtigt haben; aus der Encyclopädie und andern Zeitschriften. Ernsthafte und in der Hauptsache mit dem Verfasser einstimig denkende Leser mögen doch wohl die angeblich unter La Harpe's nachgelassenen

188. St., den 24. Nov. 1814. 1877

Papieren gefundene und im ersten Theile seiner Oeuvres posthumes abgedruckte Voraussagung der Revolution von Cazotte hier ungern aufgenommen sehen, so gut sie auch als Dichtung sich lesen ließ. Der Verfasser findet sie gläubwürdig; weß — nach der Erzählung — Cazotte zu den Matinés — nicht den Deutschen, die er doch auch noch zu fürchten scheint — sondern von Schwedenborgs Secte gehört haben soll. Relation du tremblement de terre arrivé dans le Royaume de Quito en 1797, aus dem Spanischen des A. J. Cavanilles. De la perfectibilité et de l'état sauvage. Gegen diejenigen, welche die Mosaische Schöpfungsgeschichte auch aus dem Grunde bestreiten, daß das menschliche Geschlecht in den wenigen Jahrhunderten, bey seiner langsam fortschreitenden Vervollkommenheit nicht zu solchen Kenntnissen hätte gelangen können, als die Geschichte aufstellt. Diese Bedenklichkeit verschwinde, wenn man die ganze Mosaische Erzählung annimmt, die ersten Menschen im Umgänge mit höhern Wesen, und von dem weisen und gütigen Schöpfer mit den ihnen nöthigen außerordentlichen Anlagen bequie; wenn man auch nicht erwägt; wie so viele Beispiele in der Geschichte fast aller Völker und Zeiten zu beweisen, daß einzelne Menschen, von ausgezeichneten Geisteskräften, im Guten und Bösen verfügten. (Eine sehr richtige und oft zu wenig beachtete Bemerkung.) Extrait de l'Ouvrage intitulé de l'unité du genre humain et de ses variétés par Fred. Blumenbach, nach der Französische Uebersetzung von 1806, von S. 225 — 269. Die Absicht des Verf. ist durch Weglassung des anatomisch und physiologisch Gelehrten die herrliche Schrift mehreren lesbarer zu machen. Auch hat er dann und wann aus seiner Belesenheit oder auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen einiges hinzugesetzt.

## St. Petersburg und Niga.

Hier hat der Herr Dr. August Wilhelm Tappe die zweite verbesserte und vermehrte Auflage seiner Neuen theoretisch-practischen Russischen Sprachlehre für Deutsche herausgegeben. 1812. XI und 312 S. Nebst einem Neuen Russischen Elementar-Lesebuche für Deutsche von 2c. Dritte ungeränderte Auflage. Ebendasselbst 120 S. Dem noch angehängt ist Erstes Russisches grammatisches Lesebuch über die Formenlehre. 1812. 32 Seiten.

Da diese geschätzten Arbeiten des Verfassers, unsers ehemahligen gelehrten Mitbürgers, schon hinreichend durch andere öffentliche Blätter, die uns zuvorgekommen, bekannt sind, so können wir uns mit einer einfachen Anzeige der neuen Auflagen dieser einzelnen, doch zusammenhängenden Werke begnügen. Die ersten beiden Stücke des Werks erschienen zum ersten Male im Jahre 1810, das letzte im Jahre 1812 als Anhang zur dritten Auflage des Russischen Elementar-Lesebuchs für Deutsche. Die practische Tendenz ist zwar das vorzüglichste, und was jedem Leser das nützliche Werk empfiehlt: es ist nach Mejdingers u. a. Plane eingerichtet, und mit vielen Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Russische und aus dem Russischen in das Deutsche nach den Hauptlehren der Grammatik versehen: aber auch das Theoretische ist gut ausmangergesetzt, und die Vorgänger in diesem Fache, Lomonosoff, Rodde, Heym, Vater u. a. sind mit eignem Nachdenken und selbstständig benutzet worden. Mit Recht hat also die erste Auflage einen so schnellen Absatz gehabt, daß der Verfasser, der dieß Werk in den Jahren 1808 und 1809 als Oberlehrer zu Wiburg ausgearbeitet hatte, dasselbe in Petersburg, wohin er versetzt

wurde, zum zweiten Male schon im Jahre 1812 wirklich sehr verbessert und vermehrt herausgeben konnte. Unter andern hat ihm der Herr Consistor. Rath Basse ein Bruchstück der Schlägerschen Sprachlehre, die nur 176 Seiten stark ist, mitgetheilt, wovon der Verfasser einen sehr vortheilhaften Gebrauch machen konnte. Dieß Werk verdient wegen der großen Brauchbarkeit, welche die zweyte Auflage noch erhöht hat, allgemeinen Beyfall bey den Deutschen, die Russisch lernen wollen. Es ist das Beste, was wir ihnen empfehlen können, um sich einer Sprache zu bemächtigen, welche von mehr als 34 Millionen Menschen geredet wird, und mit der Sprache der Polen, Böhmen, Wenden, Croaten, Dalmatier, Illyrier, Slavonier u. als nahe Verwandtin in Verbindung steht.

### Lemgo

in der Meyerschen Buchhandlung 1813: Die Pflanzanstalt in Detmold, oder historischer Bericht über die Versorgung der Armen in dieser Residenz von Krücke, Inspector des Schullehrer Seminars und der Pflanzanstalt. 10 Bogen in Octav.

Schon das Institut, welches in dieser kleinen Schrift geschildert wird, rechtfertigt durch seinen gediegenen und erprobten Werth, die Anzeige derselben in diesen Blättern. Ein allgemeineres Interesse bekommt sie aber durch die Art der Darstellung als Beitrag zur Geschichte der Volks-Erziehung in psychologischer und andraltischer Hinsicht. Auffallend ist es, daß in den letzten Jahren, welche den besten Anstalten der Art, nicht nur in Hamburg und Leipzig, sondern auch in manchen andern Orten die nicht so nahe an den Schlachtfeldern waren, ganz vernichtet, oder sie doch erschütterten und ihren Betrieb hemmten, in dem Lippischen Lande die Armen- und Volks-Erziehungsanstalten zur höhe-



1880 G. g. N. 188. St., den 24. Nov. 1814.

ren Vollkommenheit geblieben, gleichsam als wenn die Vorsehung dort ein Muster aufbewahren wollte, nach welchem nun in glücklicheren Zeiten in anderen Städten und Ländern wieder aufgebaut werden könne, was der Krieg zerstörte. Man muß um das möglich zu finden, was dort wirklich besteht, den Character der Regentin, die das Ganze bis in seine einzelnen Partien ordnete und beehrte, man muß den Gemeingeist kennen, der sich durch die erhabene Beschützerin der Anstalt, für dieses Geschäft im Lande schon längst verbreitet hat, und endlich die Hülfsmittel im Anschlag bringen, welche dort auf diesen einzelnen Theil der Staatswirtschaft verwendet werden konnten. Die Pflanzanstalt umfaßt sechs verschiedne, aber verbundene Institute: 1. Die Aufbewahrungsanstalt. Es wird dadurch ein wahrlich musterhaftes Institut bezeichnet, an welches arme und dürftige Handarbeiter in den Sommermonathen, wenn sie außerhalb ihrer Wohnungen beschäftigt sind, ihre kleinen Kinder zur Pflege abgeben, und der Oberaufsicht wohlthätiger Frauen aus den gebildeten Ständen anvertrauen. Es werden durch dieses Institut, welches die hohe Stifterin mit Weisheit organisiert hat, mehrere gute Zwecke erreicht. 2. Die Erwerbs- und Freyschule, wozu jetzt 112 Kinder nach einem für die Umstände des Ortes passenden Plane unterrichtet, geübt und erzogen werden. 3. Das freywillige Arbeitshaus, welches ganz vorzüglich gut eingerichtet ist. 4. Das Krankenhaus, wozu, welchem eine Stadt-Clinik für Arme in Verbindung steht. 5. Das Waisenhaus, welches (fünf Städte ausgenommen, die eigene Anstalten der Art haben) für das ganze Land bestimmt ist. 6. Das Schullehrer-Seminarium, welchem der Herr Verfasser dieser Schrift seit 1781 mit vielem Ruhm und Segen vorsteht.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 26. November 1814.

## Leipzig.

Von Fr. Arn. Brockhaus: *Constitutions des trois villes libres Anseatiques, Lubeck, Brémen et Hambourg. Avec un Mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. Par Charles de Villers, citoyen honoraire de Brémen, chevalier de l'ordre de l'étoile polaire de Suède &c. Avec une carte coloriée. 1814. VIII und 143 S. in Octav.*

In dem gegenwärtigen Augenblicke, wo aller Augen nach Wien gerichtet sind, wo mit gespannter Aufmerksamkeit von dorthier die endliche Entscheidung über die Verhältnisse Europa's und Deutschland's insbesondere erwartet wird, ist es unfreitig ein wahres Wort zu seiner Zeit, welches an jene edeln Städte erinnert, die von jeher die Stützen des gemeinsamen Vaterlandes, der Siz echt Deutschen Sinnes und Characters, mehr als andere unter Buonaparte's Tyranny erlitten. Doppelt merkwürdig aber wird vorliegende Schrift durch den Namen ihres Verfassers, der selbst mehrere Jahre in einer der Hansestädte lebte, der vielfache Gelegenheit hatte, ihre Verhältnisse aus den reinsten Quellen kennen zu lernen, der ohne Furcht und

ohne Scheu für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit bemüht war zu einer Zeit, wo dergleichen Neufferungen leicht verderblich werden mochten. Die freye Hansestadt Bremen erkannte den echt Deutschen Sinn des Verfassers und belohnte ihn, gleich rühmlich für beide, mit ihrem Bürgerrechte; die Verfolgungen aber, die derselbe deshalb von den Franzosen erduldet, sind bekannt. Die Schrift beginnt mit einer am Ende des Jahres 1809, mit Zuziehung der Deputirten der Senate der drey Städte, entworfenen Darstellung der Verfassung einer jeden derselben: Verfassungen, die zwar nicht allen Anforderungen einer schulgerechten Theorie genügen mögen, die aber nichts desto weniger als trefflich zu preisen sind, da unter ihnen der Wohlstand der drey Städte Jahrhunderte lang in schönster Blüthe stand. Daß auch hier Verbesserungen nöthig geworden seyn mögen, wer wird es bestreiten? — ob aber der gegenwärtige Augenblick zu solchen Totalreformen der passlichste sey, scheint dem Verfasser zweifelhaft. Freylich ist jede Verfassung nur eine Form, der Geist des Volks, das durch sie regiert werden soll, muß ihr erst Leben und Bedeutung geben, daß aber dennoch auch die Form keinesweges gleichgültig sey, läßt sich eben so wenig in Abrede stellen. Unter den zu wünschenden Verbesserungen führt der Verf. vor allen vollkommene Gleichheit aller Religionsparteyen an; wir fügen noch den Wunsch hinzu, daß auch das, vor allen bey handelnden Staaten so unpassende und dem Geiste der Zeit so sehr widersprechende Abzugsrecht, aufgehoben werden möchte. Die Verfassungen der drey Städte sind sich im wesentlichen darin gleich, daß sie als ein Gemisch von Aristocratie und Democratie erscheinen; dem Buchstaben der Verfassung nach, ist die Aristocratie in Bremen, die Democratie in Hamburg vorherrschend, aber so herrlich ist der Geist der Einwohner, daß

dieser Unterschied durchaus unmerklich geworden. Dieser seltene Gemeingeist, der sich ja in unsern Tagen von neuem so rühmlich bewährt hat, ist es, der überhaupt die Selbstständigkeit dieser Städte erst möglich macht und eine Hauptursache ihres Flores geworden ist. So lange er in seiner Reinheit sich erhält, so lange wird auch immer die Form der Verfassung von verhältnißmäßig geringerer Wichtigkeit seyn. — Ein vorzügliches Interesse erhält die Schrift des Hrn. von Villers durch die angehängte Abhandlung über den Handel der Hansestädte. Nachdem der Verfasser im Allgemeinen gezeigt hat, wie nothwendig überhaupt der Handel sey, und wie verderblich die leider nur zu oft befolgte Grille, alles selbst produciren zu wollen, was man besser und wohlfeiler aus fremden Ländern erhalten kann, spricht er von den verschiedenen Functionen des Handels, dem Fluß- und dem Zwischenhandel zur See. Jede Stadt, welche an der Mündung eines schiffbaren Flusses liegt, treibt Flußhandel, indem die Waaren aus dem an dem Flusse gelegenen Lande nach ihr hingschafft, die zur See ankommenden aber in ihr niedergelegt und mit Hülf des Flusses weiter ins Land vertrieben werden. Jeder solcher Flußhandel ist ein unmittelbarer, d. h. die Stadt an der Mündung des Flusses verfährt die Waaren aus ihrer Handelsprovinz, und führt dagegen diejenigen fremden Waaren wieder ein, deren ihr Handelsgebiet unmittelbar bedarf. Je größer daselbe, d. h. je weiter ins Land hinauf der Fluß schiffbar ist, an dem die Stadt gelegen und je kostbarer dessen Producte sind, um desto wichtiger ist auch der Flußhandel eines Hafens, wenn gleich politische Verhältnisse hier zuweilen Modificationen anbringen können. — Diese Eintheilung in Handelsprovinzen interessirt jedoch nur den Local- oder National- nicht aber den Welthandel. In dieser

Rücklicht ist die zweite commercielle Function des Zwischenhandels zur See ungleich wichtiger. Der Berf. theilt die gesammte Europäische Halbinsel durch eine große Linie, die von Südwest nach Nordosten läuft, von Cadix bis nach Moskau. Die Nord- und Ostsee nimmt die Flüsse der nordwestlichen Küste, das Mittel- und schwarze Meer die der südlichen auf. Diese durch einen mehr oder minder erhabenen Bergrücken gebildete Linie, theilt Europa in hydrographischer und commercieller Hinsicht in zwey große Hälften. Die nördliche enthält wiederum Länder von sehr verschiedener Beschaffenheit und verschiedenartigen Producten, indem sich die südwestlichen Länder derselben dadurch wesentlich von den mehr nördlich oder nordöstlich gelegenen unterscheiden. Erstere bringen vorzüglich feinere und Luxus-Waaren, letztere dagegen gröbere Producte, größtentheils Gegenstände des Bedürfnisses hervor. Die Communication zu Lande zwischen diesen beiden Ländermassen würde unübersteiglichen Hindernissen unterworfen seyn, ungleich leichter ist sie dagegen zur See, allein die besondere Beschaffenheit der Ostsee stellt der unmittelbaren Schifffahrt zwischen beiden Ländermassen große Hindernisse entgegen, abgesehen von den leicht und schnell sich ändernden Handelsconjuncturen, durch welche der aus großer Ferne herkommende Kaufmann oft Schaden leiden würde, der Unbekanntschaft mit der Sprache, den Sitten, den Gesetzen und den Münzen in dem fremden Lande. Daher ist es nöthig, daß sich zwischen der Nord- und Ostsee Niederlagen, Zwischenplätze des Handels befinden, große Märkte für die Waaren beider Ländermassen, die zu jeder Zeit besucht werden können und die Waaren zu einem mit geringen Abweichungen sich gleich bleibenden Preise vorrätzig liefern. Die drey Hansestädte bilden eine solche Niederlage. Der Zwischenhandel,

den sie auf diese Weise führen, unterscheidet sich dadurch, daß er ein mittelbarer ist, nur fremde, keinesweges aber eigene Waaren zum Gegenstande hat. War der Flußhandel seiner Natur nach nur local, so ist dieser dagegen Welthandel. — So kommt der Verf. auf die Hansestädte insbesondere. Sie vereinigen beide Hauptfunctionen des Handels den Fluß- und den großen Zwischenhandel, und durch letzteren Umstand erheben sie sich zum Range wahrhaft Europäischer Städte. Trefflich beantwortet der Verf. die Frage, ob nicht andere dem Scheine nach gleich günstig gelegene Städte, Kiel, Altona, Kopenhagen, ihre Stelle ersetzen könnten? Allein die Hansestädte liegen ein Mahl allen Continental-Verhältnissen näher, haben ferner tiefere Handelsprovinzen hinter sich, während jene nur auf schmalen Erdzungen oder Inseln liegen, und endlich der wichtigste Umstand, es sind die Hansestädte unabhängige Freystaaten, denen der Handel ihr vornehmstes Interesse, deren Credit daher auch am festesten begründet ist. Vollkommene Neutralität und Unabhängigkeit ist ihnen durchaus nothwendig; jeder überwiegende Einfluß eines fremden Staats, jedes Abhängigkeitsverhältniß müßte nothwendig die Vortheile vernichten, die sie bisher in ihrer Selbstständigkeit dem Europäischen Handel gewährten. Jeder Meid auf den Flor dieser Städte zeugt von einer großen Beschränktheit der Ansicht, denn ihr Flor ist mehr oder weniger der des gesammten Europäischen Handels. Jedem Staate Europa's sind die Hansestädte wohlthätig, keinem nachtheilig; sie selbst dagegen sind auf allen Puncten verwundbar; nur die allgemein verbreitete Ueberzeugung ihrer heilsamen Wichtigkeit kann ihnen eine feste Schutzwehr gewähren. — So viel von den Hansestädten insbesondere. Zum Schlusse sind einige allgemeine Ansichten über die Organisation des

Europäischen Handels hinzugefügt. — Nur die kostbaren und die Luxuswaaren von geringem Umfange, können, vorzüglich auch in der Jahreszeit, wo die Ostsee nicht befahren werden kann, den Transport zu Lande aushalten, und so bilden Frankfurt und Leipzig, als Stapelplätze dieses Handels, eine Art von Continentalhanse. Das südliche Handelssystem und die Staaten, welche es bilden, gleichen darin dem nördlichen, daß auch hier dieselbe Schwierigkeit des Landtransports statt findet, daß, so wie die Nord- und Ostsee durch die Halbinsel und die Inseln von Dänemark, so auch das Mittelmeer durch Italien, Sicilien und Malta in zwey große Becken getheilt wird, und daß der directe Handel zwischen den Häfen beider sehr schwierig ist. Daher würde die Errichtung einer Italiänischen aus Venedig und Genua bestehenden Hanse, für den Handel dieses Theils von Europa höchst ersprießlich seyn, so wie auch die Gründung einer Hansestadt am Bosporus; um aber beide Systeme, das nördliche und südliche, durch einen bequem gelegenen Stapelplatz zu verbinden, würde vorzüglich Cadix geschickt seyn, wie ein Blick auf die Karte ausweist. Die zum Aufblühen des Europäischen Handels notwendige Vernichtung der Barbaren, wird ja hoffentlich nicht immer nur ein frommer Wunsch bleiben. England endlich gebührt der vornehmste Platz in dem Handelssysteme von Europa; England ist die große Hansestadt zwischen beiden Halbkugeln unserer Erde und Stapelplatz des Welthandels, wenn gleich auch andere Staaten, vorzüglich Holland, Spanien und Portugal, durch ihre Colonien daran Antheil nehmen. — Wir haben uns bemüht, mit wenigen Worten die Ideen des Verfassers über die Organisation des Handels anzugeben; der Scharfsinn und die genialen Ansichten, die alle Schriften desselben charakterisiren, sind auch hier unverkennbar. —

Angehängt ist der Schrift eine colorirte Karte, welche die Eintheilung Europa's in die verschiedenen Handelssysteme, nach den in dem Buche weiter ausgeführten Ideen darstellt.

Eben daselbst.

In der Weidmannischen Buchhandlung: *Gottlieb Christoph Harless consiliarii aul. et P. P. O. in Univerſ litter. Erlangensi, Brevior notitia litteraturae graecae, inprimis scriptorum graecorum ordini temporis accommodata in usum iuventutis. 1811. X und 778 S. in Octav.*

In fünf Zeitalter theilt der Verf. die ganze Litterargeschichte der Griechen. Die erste geht bis zum Homer, dann bis Alexander, die dritte bis zu Augustus, die vierte bis zu Constantin dem Großen, die fünfte bis auf Constantinopels Einnahme durch die Türken. Sibylla beginnet und Janus oder Johannes Lascaris beschließt das Verzeichniß. Zuletzt umfaßt das dritte Kapitel in zwey Sectionen die Griechischen Uebersetzer des alten Testaments, die apocryphischen Bücher, das N. T., die Kirchenväter und übrigen kirchlichen Schriftsteller; der fünfzigste und letzte ist Metrophanes Critopulus. Ein großer Vorrath von Kenntnissen litterarischer Art ist hier in chronologischer Ordnung aufgehäuft, als Auszug aus der Introductio und den dazu gehörenden Supplementis des Verf., wie man von dem in diesem Fache so sehr erfahren und bewanderten Urheber dieses Werks leicht erwarten kann. Alles ist mit großem (zuweilen selbst Ballast nicht verschmähenden) Reichthum ausgestattet, und in so fern ist das Werk nicht ohne Brauchbarkeit; jedoch hat es auch seine Mängel. So fehlet die Paläographie, die Lehre von den Dialecten, von der Aussprache und andern grammatischen Fragen, von den Grammatikern, Scholiasten, Lexicis u. litterae-historisch behandelt; er verweist deshalb auf die Introductio und Supplementa. Einige Paragraphen



hätten auch diese Punkte hier verdient, da sie für die Litteratur so wesentlich sind, wie, um nur ein Beispiel über einen Gegenstand anzuführen, aus den kritischen Untersuchungen über Homerus erhellet. Vergeblich sahen wir uns nach einem Paragraph über den Aristobulus um, den die neuern sehr gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen bekannter gemacht haben, als der Artikel an sich betrachtet, und ohne Rücksicht auf die wichtigen Resultate der Untersuchung zu nehmen, verdienen dürfte: aber eben deshalb erwarteten wir hier einige Worte über ihn, der auch in der Introductio übergangen ist. Eben so befremdend wird die zweyte Abtheilung des ersten Kapitels erscheinen, welche de scriptoribus ante Homerum überschrieben ist: schwerlich erlaubt die gesunde Critik jetzt noch den Satz, daß die daselbst angeführten Scriptores vor Homerus gelebt und noch weniger geschrieben, da Homerus selbst diese Kunst nicht verstanden hat. Diese Artikel hätten also ohne Widerrede anderswo ihren Platz erhalten sollen. Anstatt derselben würde eine, wenn gleich nicht auf Acten beruhende, aber darum nicht erdichtete, jedoch gründliche, Darstellung des ältesten Zustandes der Griechen, in so fern Geistesbildung und Litteratur daraus hervorgingen, und die älteste Philosophie und Poesie sich bildeten, sehr zweckmäßig gewesen seyn; so würde der Leser sich die in dieser Notitia so auffallende und urplötzliche Erscheinung eines Homerus 2c. erklären können. Nun erfährt er nichts von dem, was ihn hergebracht, nichts von Rhapsoden 2c. Eben so hätten wir gern gesehen, und jeder Leser wird es mit uns wünschen, daß jeder Actus eine solche philosophisch-historische Einleitung vorgesetzt wäre, um den Gang und die Fort- oder Rückschritte der Litteratur sich, so viel die Nachrichten vergönnen, in der gehörigen Klarheit vergegenwärtigen zu können. Dieß schließt der Begriff von notitia brevior nicht aus, und die Verstimmtigkeit für die Jugend hätte es nöthig gemacht.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. Stück.

Den 26. November 1814.

Göttingen.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hat seit ihrer Stiftung keinen ihr denkwürdigeren und festlicheren Jahrestag derselben gefeyert als den dießmahligen 63ten, da sie das Glück hatte, ihre öffentliche Versammlung am 9. dieses Monats unter dem Vorsetze Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Cambridge, ihres Erlauchten Präsidenten zu halten.

Nach einer kurzen Anrede des Hrn. Hofr. Blumenbach, als beständigen Secretärs, hielt Herr Hofr. Richhorn die Vorlesung de Deo Sole, invicto Mithra, von deren Inhalt noch eine besondere Anzeige in diesen Blättern geschehen wird. Hierauf erstattete wiederum der Secretär der Gesellschaft den gewöhnlichen Bericht von den Veränderungen und Ereignissen, welche die Societät seit Jahresfrist betroffen haben, deren einige schon neulich angezeigt worden. (— S. 1546. —)

Das wichtigste und froheste Ereigniß war ihr die erwünschte Rückkehr Seiner Königlichen Hoheit in die Königlich Hannoverschen Lande.

Das unter den ältern Mitgliedern der Classen wechselnde jährige Directorium war an Michaelis von Hrn. Hofr. Bouterwek in der historisch-philologischen, an Hrn. Hofr. Ostander in der physischen übergegangen.

Von ihren Mitgliedern hat die Societät in diesem Jahre verloren: den Professor Reimarus zu Hamburg und den Grafen Rumford zu Paris.

Von Correspondenten aber: den Professor von Preffe zu Leipzig, den Professor Bossut zu Paris; und zwey sehr gelehrte Officiere hiesigen Landes: den Ingenieur-Obersten Högreve in Hannover und den Oberst-Lieutenant Müller in Stade. Und früher noch den Dr. Wolff in Hermanstadt, den Hofsecretär und Consistorialrath von Engel in Wien, und den Dr. Jugler zu Lüneburg.

Da inzwischen durch die ewig denkwürdigen glücklichen Weltbegebenheiten des verfloßnen Jahres auch die lange Unterbrechung alles Verkehrs der Societät mit den Englischen Gelehrten gehoben war, so hat es dieselbe für angemessen gehalten, für das dießmalige Anniversarium bloß aus dieser edlen Nation Mitglieder und Correspondenten zu ernennen. Nämlich zu Mitgliedern: für die physische Classe, Sir Everard Home, Wundarzt am St. Georgen-Hospital in London; für die mathematische Hrn. Dr. John Pond, Astronomer Royal auf der Sternwarte zu Greenwich; und für die historisch-philologische Hrn. Dr. William Vincent in London. Zu Correspondenten aber: wiederum für die physische Classe, Hrn. Dr. Alex. Erichson, Russisch-Kaiserlichen Leibarzt zu St. Petersburg; für die mathematische Hrn. James Ivory A. M. in London; und für die historisch-philologische Hrn. Dr. John Gillies in London.

Was die von der Königlichen Societät für den dießjährigen Stiftungstag ausgesetzte Preisfragen anlangt, so betraf die für den Hauptpreis, von der historisch-philologischen Classe und zwar noch von unserm unvergeßlichen Heyne aufgegeben: eine Entwicklung der Verfassung des Wandalenreichs in Africa im 5ten und 6ten Jahrhundert, und der Ursachen die seinen Untergang herbeiführten.

*Res Vandalorum in Africa inde a Gensericō ad Gilimerum saeculo V. et VI. quae constitutio regni, et causae modique rerum peruentium.*

Einer zur Beantwortung dieser Aufgabe schon vor zwey Jahren, aber gegen die gesetzliche Vorschrift, Deutsch mit der Devise *Ne quid nimis*, und dann kürzlich wieder Lateinisch mit dem Motto *Mestina lente* eingesandten Schrift, konnte zwar, so wie sie ist, der Preis nicht ertheilt werden, da der Verfasser derselben eine Geschichte des Wandalenreichs geliefert hat, statt die Verfassung desselben und die Ursachen seines Falls zu entwickeln. Da jedoch seine Schrift manches enthält was darauf Beziehung hat, so erkennt ihm die Königliche Societät die Hälfte des Preises (— also den Werth von 25 Ducaten —) unter der Bedingung zu, daß er, mit Weglassung des nicht zur Sache gehörigen, dagegen dieses heraushebe, zusammenstelle und sorgfältiger ausführe.

Die andre oder so genannte öconomische Aufgabe für den dießmaligen Termin war folgende:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf

Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Arbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufgehört müßte, die daraus entstehende Verminderung des Flachsbaues und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

Die Königl. Societät hat zwei Schriften zu Beantwortung dieser Aufgabe erhalten. Die eine mit dem Motto: Tempora mutantur; die andre mit dem: Arva, libertas, patria. Beide liefern zwar im Grunde dasselbe Haupt-Resultat, daß nämlich die Fabrication der geringen Linnen in unsern Gegenden schon bey den Mittelpreisen derselben sehr schlecht lohnet, folglich bey niedrigeren sich kaum bezahlt macht; daß sie aber doch einen Verdienst gibt, der, wenn sie nicht Statt fände, vor der Hand noch von keinem andern ersetzt werden würde, und daß sie also bis dahin unentbehrlich ist. Dieses Resultat lag, wie gesagt, zwar in beiden Schriften, nur in der erstgedachten so wenig klar und in entscheidenden Zahlen ausgedrückt, daß dasselbe erst nach einer gänzlichen Umarbeitung der Schrift hervorging; die also der zweyten darin sehr

nachstand, als welche sich in ihrer ganzen Form und Darstellung aufs vortheilhafteste auszeichnete; aber auch was den innern Gehalt anlangt, den wichtigsten Theil der Frage, welcher die Ausmittlung betrifft, ob die geringen Linnen mit Vortheil producirt werden können oder nicht, mit großer Gründlichkeit und Klarheit und reicher Erfahrung erörtert. Den zweyten Theil der Aufgabe, ob es ein anderes Gewerbe gibt, mit welcher wir die bisherige Production der geringen Linnen vertauschen könnten, haben zwar beide Schriften nur kurz und oberflächlich behandelt; aber theils ist diese Frage jetzt — dem Himmel sey Dank — zum großen Glück für Niedersachsen, nicht eben mehr von practischem Interesse; und andern Theils hätte sie doch auch nur für ein gegebenes Local, nicht aber allgemein genügend beantwortet werden können.

Da nun die Societät alle Concurrenzschriften auf die von ihr aufgegebenen Preisfragen, der Natur der Sache und aller Observanz nach lediglich darnach wie sie von ihren Verfassern eingesandt worden, und nicht nach dem was etwa durch Umarbeitung von einer andern geschicktern Hand daraus gemacht werden könnte, beurtheilen darf, so hat sie folglich auch im gegenwärtigen Falle der so vorzüglich genügen Schrift Nr. 2. mit dem Motto: *Arva, libertas, patria*, den wohlverdienten Preis; der Nr. 1. aber mit der Devise: *Tempora mutantur* sehr gerne das Accessit zuerkannt.

Als Verfasser jener gekrönten Schrift nannte sich in dem in der feyerlichen Sitzung entsiegelten Zettel, L. Meyer, Deconom zu Essen im Fürstenthum Danabrück.

Noch ist jetzt übrig, die Preisfragen für die nächsten Jahre, welche theils schon früher, theils

aber in der dießmahligen feyerlichen Versammlung zuerst bekannt gemacht worden, anzuführen.

Also erst für die Hauptpreise:

Auf den November des nächstkommenden Jahres ist von der physischen Classe aufgegeben:

Defideratur accurata et observationibus sollicitè institutis suffulta notatio naturae, originis, propagationis et disseminationis eorum corpusculorum fungiformium, quae nomini- bus Aecidii, Uredinis et Puccinae innotuerunt.

Equidem Societas neque systematicum eorum recensum, neque descriptionem novarum specierum adhuc forte praetervisarum cupit; verum ut maxime de his agatur, quae ut *Uredo segetum* (*Ustilago, Brand*) et *Uredo linearis* (*Rubigo, Rost*) etc. late subinde disseminantur, adeoque aliis plantarum generibus noxiae fiunt, quibus et nonnullas Aecidii et Puccinae species frequentissime occurrentes adnumerare licet.

Praeterea autem investigandum: 1. Quomodo Aecidium, Uredo et Puccinia in plantis, quae ab his infestantur, oriantur? 2. Num vere plantae sint sui generis parasiticae, numve potius pro morbofis excrescentiis, ex mutationibus humorum in iis quae obsident vegetabilibus oriundis, habendae sint? Quo vero posito analogiam attendere oportet, quae ea de quibus agitur corpuscula et genuinos nonnullos fungos gasteromycos (*Licèas, Trichias sessiles* etc.) intercedit, tum ad constantem sibi què semper similem quam ista servant figuram. Porro vero quaeritur: 3. Quenam sit maxime probabilis causa ortus eorum? 4. Quare quaedam vegetabilia v. c. cerealia

190. St., den 26. Nov. 1814. 1895

toties Rubigine et Ustilagine simul corripiantur, alia vero alterutro saltem eorum, alia denique neutri obnoxiae videantur? 5. Num plures Ustilaginis species statuere liceat? 6. Num certis sub circumstantiis sive Rubigo in Ustilaginem, sive contraria ratione haec in illam mutari possit? 7. Num utriusque pestis origo aut saltem lata propagatio caveri possit? Denique 8. quaenam eo scopo remedia certo et explorato successu adhibere liceat?

Qui vero in eo argumento vires suas experiri volent simul rogantur ut ad evitandam confusionem quae ex varia Germanicorum verborum **Brand** et **Rost** significatione verenda esset, potius Latinis quae diximus vocabulis technicis utantur; utque scriptis suis, quae Societati mittent, simul specimina eorum corpusculorum de quibus agent adjungere velint.

Eine genaue, auf Beobachtungen sich gründende, Nachricht über die Natur, Entstehung, Fortpflanzung und Verbreitung derselben pilzartigen Gewächse, welche unter den Namen *Aecidium*, *Uredo* und *Puccinia* bekannt sind.

Die Königl. Societät verlangt keine systematische Aufzählung derselben, noch viel weniger die Beschreibung neuer, etwa übersehener, Arten; sondern sie wünscht, daß man vorzüglich auf diejenigen Rücksicht nehme, welche, wie z. B. *Uredo segetum* (**Brand**), *Uredo linearis* (**Rost**) u., durch ihre große Verbreitung andern Gewächsen nachtheilig werden, so wie auf einige häufig vorkommende *Aecidien* und *Puccinien*, und außerdem folgende Punkte zum Gegenstande der Untersuchung mache:



1. Wie erzeugen sich *Aecidium*, *Uredo* und *Puccinia* bey den Gewächsen, die damit befallen sind? 2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse voran gegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen, und mithin als krankhafte Zustände, zu betrachten? Letzteres zugegeben, darf die große Analogie, die zwischen ihnen und einigen Staubpilzen (*Licea*, *Trichiae sessiles* etc.) Statt findet, so wie ihre stets wiederkehrende unveränderliche Form nicht übersehen werden. 3. Was ist die wahrscheinlichste Ursache ihrer Entstehung? 4. Warum werden manche Gewächse, z. B. die Getreide, so häufig, und zwar mit *Rost* und *Brand* zugleich, andere aber mit *Rost* oder *Brand*, manche hingegen mit keinem von beiden, befallen? 5. Lassen sich mehrere Arten von *Brand* annehmen? 6. Kann, bey veränderten Umständen, *Rost* in *Brand*, oder dieser in jenen, übergehen? 7. Läßt sich die Erzeugung, sowohl des *Brandes* als des *Rostes*, ganz, oder wenigstens ihre zu große Ausbreitung, verhüten? 8. Welcher Mittel kann man sich hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge bedienen?

Bey der Vieldeutigkeit der Worte *Brand* und *Rost* werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, sich der angenommenen Lateinischen Namen zu bedienen; und von den verschiedenen Arten, deren in der Schrift Erwähnung geschehen wird, Proben beyzulegen.

Für den November 1816 von der mathematischen Classe:

Theoria physica pulveris pyrii magnis adhuc tenebris occulta est. Experimentis Cel. Ingenhouszii, Rumfordii aliorumque virorum adjuti, accuratius quidem jam novimus fluida illa elastica, quorum eruptioni subitaneae ex pulvere accenso, stupenda ejus vis adscribi debet, verum prorsus nos adhuc latet causa primaria hujus effectus, ex quonam scilicet fonte, accedente vel minutissima scintilla, tam subito erumpat ingens illa quantitas caloris, quae uno fere momento, quantumvis magnam portionem pulveris in vapores et fluida aëri-formia convertere valeat, et quidem eo ipso casu, quo pulvis spatium aliquod implet, contra omnem aditum aëris externi exacte munitum, quemadmodum constat experimentis quibusdam Cel. Rumfordii, aliisque jam diutius cognitis, quibus portio quaedam pulveris, undique bene clausa, per scintillam electricam, ex phiala Lugdunensi transmissam, subter ipsam aquam accendi solet. Quenam hic cogitari potest sufficiens quantitas gas oxygenii, per cujus decompositionem, ut in illis combustionibus, quae fiunt sub aditu aëris liberi, calor ille produci queat?

Cum vero quoque ex altera parte constat, pulverem pyrium neque flammam concipere, neque explosione consueta dissolvi posse sub recipiente ab omni aëre evacuato, omnino quaeritur, quid nihilominus forsân exigua illa portio aëris atmosphaerici, quae inter particulas sphaeroidicas pulveris in spatium quoddam inclusi adhuc remanet, ad subitaneam pulveris explosionem conferre possit, vel ex quo alio fonte hactenus nondum satis explorato, profuist quantitas illa caloris, cui, tan-

quam causae primariae, effectus mirabiles pulveris pyrii adscribi debent.

Cum disquisitiones peculiare hunc in finem institutae haud dubie et ad ipsam theoriam caloris perficiendam multum conferant, optat Societas Regia Scientiarum ut ea, quae in explicationibus effectuum pulveris pyrii adhuc manca et obscura sint, novis experimentis in lucem protrahantur, et theoria quaedam hujus pulveris, nostris etiamnum cognitionibus super naturam caloris et fluidorum elasticorum, quantum fieri potest accommodata, phaenomenisque congruens exhibeatur.

Die physische Theorie des Schießpulvers ist bis jetzt noch immer sehr dunkel und räthselhaft. Zwar kennen wir jetzt nach Ingenhousens und Kumpfords Versuchen genauer als ehemals die elastischen Flüssigkeiten, deren plötzlicher Entwicklung aus dem angezündeten Schießpulver, wie die erstaunliche Kraft desselben zuschreiben müssen; aber noch immer ist der Hauptumstand nicht gehörig erörtert, nämlich aus welcher Quelle auch durch das kleinste Stückchen plötzlich die ungeheure Menge von Wärme hervortritt, welche fast in einem Augenblicke eine große Quantität Pulvers in Dämpfe und Gasarten zu verflüchtigen vermag, und zwar selbst in dem Falle, wenn das Pulver in einem genau verschlossenen, mithin vor allem Zutritte der äußern Luft verwahrten Raume sich befindet, wie aus einigen Versuchen Kumpfords und aus andern, wo genau verschlossenes Schießpulver vermittelst des Funken aus einer Leidner Flasche selbst unter Wasser entzündet wird, hinlänglich bekannt ist: Wo ist hier die erforderliche Menge

von Sauerstoffgas, durch dessen Zersetzung, wie bey gewöhnlichen dem freyen Zutritte der Luft ausgesetzten Verbrennungsprocessen, eine so große Hitze erzeugt werden könnte?

Da aber auf der andern Seite auch wieder bekannt ist, daß keine Entzündung und Verpuffung des Schießpulvers unter einem möglichst luftleeren Recipienten statt findet, so könnte man fragen, was die geringe zwischen den Körnern einer verschlossenen Quantität Pulvers gewöhnlich noch zurückbleibende Menge von atmosphärischer Luft, in so fern dieselbe Sauerstoffgas enthält, dennoch zur Entzündung des Pulvers beytragen dürfte, und wo überhaupt die Wärmequelle ihren Sitz hat, die bey den bewundernswürdigen Wirkungen des Schießpulvers eine so große, aber bis jetzt noch nicht hinlänglich beachtete, Rolle spielt.

Da nähere Versuche und Aufschlüsse über diesen Gegenstand unstreitig auch für die ganze Wärmelehre von höchstem Interesse sind, so wünscht die königliche Societät der Wissenschaften eine unsern gegenwärtigen Kenntnissen über die Natur der Wärme und der durch sie hervorgebrachten Gasförmigen Flüssigkeiten, möglichst angemessene und auf Versuche gegründete Theorie der Entzündung des Schießpulvers, mit gehöriger Rücksicht auf das Mangelhafte aller bisherigen Erklärungsarten, zu erhalten.

Nun eine neue Aufgabe für den November 1817 von der historisch-philologischen Classe:

Historia bonarum artium Graecarum in Syria inde ab initio imperii Seleucidarum usque ad tertium à Christo nato seculum.

Geschichte der schönen Griechischen Kunst in Syrien vom Anfang der Herrschaft der Seleuciden bis zum dritten Jahrhundert nach Christus.

Der gesetzliche Termin vor dessen Ablauf die zur Concurrenz bestimmten Preisschriften Postfrey eingesandt seyn müssen, ist der letzte September jedes Jahrs. Der Preis ist per Werth von funfzig Ducaten.

\* \* \*

Als oconomische Aufgaben sind folgende für die nächsten Jahre ausgesetzt:

Für den Julius des nächstkommenden Jahres ihrer zweye. Die ordentliche und neben dieser noch eine außerordentliche.

Jene:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Die außerordentliche aber für den gleichen Termin:

Wie kann in Deutschland die Zunftverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden, um zu bewirken, daß die Vortheile derselben erhalten, die aus ihrer Veraltung und den bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuchen entspringenden Nachteile aber möglichst vermindert werden?

(— Gel. Anz. von diesem J. S. 1229 u. f. —)

Für den November 1815 verlangt die Königl. Societät:

190. St., den 26. Nov. 1814. 1901

Die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf Mästung des essbaren vierfüßigen Haushaltungsviehes insbesondere.

Für den Julius 1816;

Die vollständigste gründliche Darstellung der Lehre von der Castration (Vernichtung des Zeugungsvermögens) sowohl des behaarten als des befiederten Haushaltviehes beiderley Geschlechts, zur bessern Leitung der Ausübung.

Und für den November des gleichen Jahres wird nachstehende Preisfrage zum ersten Male aufgegeben:

Die Königl. Societät verlangt eine auf genaue Versuche gegründete Anweisung, wie der Holzessig oder die so genannte Holzsäure, welche mit brenzlich-öligem Theilen verbunden, in großer Menge und ohne kostspielige Vorrichtungen bey dem Verkohlen des Holzes gewonnen werden kann, auf eine im Großen leicht ausführbare Weise so zu reinigen ist, daß derselbe mit gleichem Vortheile wie gewöhnlicher Essig in der Oeconomie, ganz besonders aber zur Darstellung mancher fabricate welche Essig erfordern, z. B. des Bleyweißes, Bleyzuckers, Grünspan, und mehrerer pharmaceutischer Präparate, angewandt werden könne.

Zur gründlichen Beantwortung dieser Frage wird erforderlich seyn:

1. Eine sorgfältige vergleichende Prüfung des Holzessigs von verschiedenen Holzgattungen, um beurtheilen zu können, in welcher

- Güte und Menge die Holzsäure von verschiedenen Holzgattungen zu gewinnen ist.
2. Eine Prüfung der bereits bekannten Vorschläge zur Reinigung und Anwendung des Holzessigs.
  3. Eine ausführliche und genaue, auf eigene Versuche gegründete Anleitung zum Reinigen und zur Benugung des Holzessigs, begleitet von Proben, des rohen Holzessigs woraus der gereinigte dargestellt wurde, des gereinigten Essigs und der verschiedenen damit bereiteten Fabricate.

\* \* \*

Der auf jede dieser Aufgaben ausgesetzte Preis ist der Werth von zwölf Ducaten, und der gesetzliche Termin zur Concurrenz, der Postfrey einzuschickenden Schriften, das Ende des Mayes und des Septembers jedes Jahres.

### Hannover.

Bei den Gebrüdern Hahn: Handbuch der Pferde-Arzneykunde von James White. Nach der neunten Auflage aus dem Englischen übersetzt durch Victor v. Müller. Zweyter und letzter Theil. 1814. 644 S. in Octav.

Dieser zweyte Theil des White'schen Werks, welcher die Veterinärische Arzneymittellehre enthält, ist im Ganzen weit besser gerathen als der erste Theil, von dem im 84. Stück dieser Blätter von diesem Jahr Anzeige geschehen ist, und welcher auf kein empfehlendes Urtheil Anspruch machen konnte. Nicht allein der Anfänger findet hinreichende Belehrung in der Arzneymittellehre, sondern selbst für den practischen Thierarzt, wenn er auch von

190. St., den 26. Nov. 1814. 1903

manchen pathologischen Grundsätzen dieses Buchs anders denken sollte, ist es zum Nachschlagen bequem, und er wird es selten unbefriedigt aus der Hand legen. Zu wünschen wäre aber gewesen, daß die Wirkungen der Arzneimittel nicht bloß auf das Pferdegeschlecht bezogen worden, und ihre Anwendung bey den andern Haushaltsthiereu nicht unbeachtet geblieben wäre, dadurch würde das Werk mehr an Vollständigkeit gewonnen haben, als durch Einrückung so vieler Mittel, die wegen ihrer unzulänglichen Wirkung für den Thierarzt kein Interesse haben. Diese Uebersetzung hat aber dennoch einen entschiedenen Vorzug vor dem Original; sie enthält mehrere Artikel welche im White'schen Werke mangeln; sie lehrt die Güte der Arzneimittel beurtheilen, theilt die alten und neuern officinellen Nahmen derselben mit, und gibt als Zugabe eine Worterklärung der Englischen botanischen und pharmaceutischen Benennungen, welche in den Wörterbüchern oft unrichtig erklärt sind. Die hin und wieder vorkommenden Druckfehler, welche mitunter sehr bedeutend sind und bey dem Anfänger zu nachtheiligen Verwechslungen Anlaß geben können, verdienen aber eine Rüge, z. B. Seite 377 wo Opium Petroselinum statt Apium Petroselinum steht. Anderer geringerer Fehler nicht zu gedenken. Der Druck ist übrigens gut.

#### Leipzig.

Bei Gerh. Fleischer d. j.: Euripidis Iphigenia in Tauris. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit Aug. Seidler. 1813. XXIV und 217 S. in Octav.

Wir würden diese Fortsetzung der schon zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigten Ausgabe des Dichters vom Verfasser früher erhalten haben, wenn



1904 G. g. A. 190. St., den 26. Nov. 1814.

der Krieg, dessen frohe Beendigung wir alle, denen Geistesfreiheit und Aufklärung lieb sind, so herzlich feyern, die Erscheinung nicht geheimmt hätte. Doch diese Bögerung hat dem Werke nicht geschadet, das wir anzeigen. Der Herausgeber hat die Vergleichen von Handschriften, welche Musgrave und Markland sich verschafft hatten, wieder sehr vorthailhaft zu Rathe gezogen, und die Aldinische Ausgabe mit großem Nutzen verglichen. Zum Glück übersandte ihm Herr Prof. Thiersch aus München die Lesarten, welche Petr. Victorius seinem Aldinischen Exemplare bengeschrieben hatte: sie sind aus vortrefflichen Handschriften genommen, und stimmen fast überall mit denen überein, die sich bey Musgrave und Markland befinden. Aber es findet sich auch manches andre noch nicht bekannte und vortreffliche darunter. Herr Seidler hat sie der Vorrede angehängt mit seinen und Hrn. Göllers, der sie in München abschrieb, beygefügeten Bemerkungen. Auch in der Bearbeitung dieser mit Recht gepriesenen Tragödie des Euripides hat der Herausgeber denselben Plan beständig vor Augen gehabt, mit welchem wir unsre Leser bey der Anzeige der schon herausgegebenen beiden Tragödien des Dichters bereits bekannt gemacht haben. Sie werden dieselbe Sprachkunde, dieselbe Einsicht in die Metrik, die auch hier wieder sehr oft nützliche Dienste geleistet hat, dieselbe Gelehrsamkeit, und dasselbe feine Dichtergefühl bemerken, welche wir vorhin zu rühmen Gelegenheit hatten, und mit uns wünschen, daß der Herausgeber Muße und Kräfte behalte, seinen Vorsatz auszuführen, und im edlen Wettstreit mit seinen verdienstvollen Nebenbuhlern unermüdet daran zu arbeiten, daß Euripides den Glanz wieder erhalte, den ihm die Barbaren des Mittelalters geraubt hatte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 28. November 1814.

Göttingen.

Von dem Blumenbach'schen Handbuche der Naturgeschichte ist nun bey Dieterich die neunte Auflage auf 754 Seiten (außer Vorrede und Register) erschienen. Das Buch hat sein Publicum gefunden, und so bemerken wir bloß von dieser abermahligen Ausgabe, daß, ungeachtet sie nur um wenig Bogen stärker ist als die achte (wie denn das der Zuschnitt eines auch zu academischen Vorlesungen passenden Compendii nicht anders erlaubte), sie sich doch durch eine große Menge von bedeutendem neuen Zuwachs und Berichtigungen vor allen vorhergehenden auszeichnet.

Paris.

Bey Treuttel und Würz: Histoire de l'Art par les Monumens, depuis la decadence au IV<sup>me</sup> Siècle jusqu'à son renouvellement au XVI<sup>me</sup> pour servir de suite à l'histoire de l'Art chez les Anciens, par Mr. Séroux d'Agincourt. Sehte Lieferung, 1814. Folio.

Y (8)

Es ist von der neunten Lieferung dieses Werkes in unsern Blättern vom Jahre 1813, S. 1681 die Rede gewesen, und daselbst bemerkt worden, daß alle Blätter, welche zur Geschichte der Baukunst und Sculptur gehören, vollständig geliefert sind. Die zehnte Lieferung enthält also Malereien, und zwar Miniatur-Malereien aus alten Handschriften. Die Seitenzahlen des Textes gehen von 45 bis 64, und die Nummern der Blätter von XXXVII - LVIII. Ihr Inhalt ist folgender. Pl. XXXVII. Einige Miniaturen aus einem Lateinischen Pontificale in der Bibliothek della Minerva zu Rom, aus dem neunten Jahrhundert. Pl. XXXVIII. Einige Details aus demselben Pontificale auf dem Original durchgezeichnet. Das erste Blatt enthält zwölf verkleinerte Miniaturen, von denen jede mit einer kleinen Inschrift begleitet ist. Das Werk selbst ist auf ein gut zubereitetes Pergament geschrieben. Auf dem zweiten Blatte sieht man Proben von Cursiv- und Majuskel-Buchstaben. Der Reichthum an Verzierungen und Malereien beweist, daß diese Handschrift für irgend eine Person von hohem Rang bestimmt gewesen seyn muß. Und nach der Handschrift *Landolfi episcopi sum* zu urtheilen, scheint der Bischof von Capua, der vom J. 851 - 879 den Hirtenstab führte, der Besitzer derselben gewesen zu seyn. Die Miniaturen erscheinen hier zum ersten Mal. Pl. XXXIX. Eine Miniatur aus einem andern Lateinischen Manuscript in der Bibliothek della Minerva zu Rom aus dem neunten Jahrhundert. Es stellt das Sacrament der Taufe, und zwar durch Untertauchen dar. Die Zeichnung ist eben so schlecht, wie in den vorhergehenden. Pl. XL. Das Titelblatt der Bibel, welche zu St. Paolo außerhalb Rom aufbewahrt wurde, aus dem neunten Jahrhundert. Gegenwärtig existirt diese Handschrift

im Archiv des heil. Callixtus zu Rom, welches ebenfalls ein Eigenthum der Benedictiner ist. Pl. XLI. XLII. Einige Proben aus der eben erwähnten Handschrift. Sie enthält die ganze Lateinische Version der Bibel vom heil. Hieronymus, und ist auf ein sehr schönes Pergament geschrieben. Die Miniaturen und die zahllosen Ornamente sind noch niemals edirt worden. Der Verf. hat es nicht erfahren können, durch welchen Zufall diese herrliche Handschrift in den Besitz der Geistlichen von St. Paolo gerathen ist. Pl. XL. ist auf dem Original durchgezeichnet, und stellt einen Kaiser auf seinem Thron sitzend dar. Ihm zur Linken steht die Kaiserin mit einer Hofdame, und ihm zur Rechten sein Schwert und Schildträger. Auf einem Schilde oder einer Kugel, die der Kaiser hält, befindet sich ein Monogramm, dessen Buchstaben und Züge es aber ungewiß lassen, ob man es auf Karl den Großen, Karl den Kahlen, oder, was am wahrscheinlichsten ist, auf Karlmann beziehen muß. Da das Bild mit der größten Aufmerksamkeit durchgezeichnet worden ist: so erkennt man mehrere Fehler, welche sowohl Mabillon (in seinem Werke de re diplomatica) als auch Klemanni (de Lateranensibus parietinis) begangen haben, indem sie den Codex nur flüchtig betrachteten. So behauptet Mabillon (Iter Ital. pag. 70. 72.) daß der Kaiser in seiner Rechten ein Schwert halte; was er aber dafür ansah, ist nichts weiter als der reich geschmückte Saum des kaiserlichen Mantels. Der Name des Calligraphen ist *Ingobernus*. Die Proben der Buchstaben sind merkwürdig. Pl. XLI. und XLII. stellen mehrere etwas verkleinerte Miniaturen dar; allein Pl. XLIII. und XLIV. sind nach dem Original durchgezeichnet. Pl. XLV. Verschiedene Zierathen aus demselben Codex. Pl. XLVI. Eine Miniatur aus einer Grie-

chischen Handschrift des Jesaias, aus der Vaticanischen Bibliothek, Nr. 755, im 9ten oder 10ten Jahrhundert vollendet. So abscheulich die Zeichnung dieses Bildes seyn mag, so sieht man dennoch, daß dem Künstler einige antike Vorstellungen dunkel müssen vorgeschwebt haben. Der Prophet richtet sich gegen eine Hand, die ihn vom Himmel herab einsegnet und inspirirt, so daß er bey Tag und bey Nacht weissagen kann. Dieß ist so angedeutet, daß ihm zur Rechten eine allegorische Figur eines Frauenzimmers steht, deren mit Sternen besäeter Mantel über ihrem Kopfe flattert, mit der Beschriftung HNTZ; und daß sich vor ihm ein Knabe mit einer brennenden Fackel, der Lucifer befindet, mit dem Worte OPΘΠOC. Wir werden bey einer andern Gelegenheit auf dergleichen Malereien des Mittelalters, in welchen man noch antike Reminiscenzen wahrnimmt, zurückkommen, und besprechen hier nur ein merkwürdiges Beispiel, welches sich in einer uralten Handschrift der Deutschen Gedichte Ottfrieds in der K. K. Bibliothek zu Wien befindet. Dieses Bild stellt die Kreuzigung Christi dar. Oben zur Rechten sieht man eine weibliche Figur mit einer strahlenden Sonnenscheibe ums Haupt, die wehmuthsvoll mit einem Tuche die Thränen trocknet; und ihr gegenüber eine andre weibliche Figur mit einer dunkelnden Mondscheibe und einem kleinen aufgehenden Mond vor der Stirn, gerade wie eine Diana, die wie ihre Gefährtin in Trauer sich verhüllt. Die Erzählung, wie Sonne und Mond beim Tode des Erlösers sich verdunkelten, ist so ziemlich in antikem Geiste behandelt worden. (S. Kollar *Analecta Vindobonensia* T. I. pag. 675.) Pl. XLVII. Mehrere Miniaturen aus verschiedenen Griechischen Handschriften des zehnten und elften Jahrhunderts, die alle mit Aus-

nahme von Nr. 6. hier zum ersten Mal edirt sind. Pl. XLVIII. Verschiedne chirurgische Operationen, vorzüglich zur Bandagenlehre gehörend, aus einer Griechischen Handschrift des eilften Jahrhunderts, in der Bibliothek St. Lorenzo zu Florenz. In dem Catalog dieser Bibliothek T. III. t. 54. wird der Titel dieses Manuscripts folgendermaßen angegeben: Hippocratis chirurgica, seu potius veterum chirurgicorum insignis collectio; codex graecus membranaceus. MS. in fol. insignis saeculi XI. litteris colligatis, rotundis, concinnis, cum picturis coloratis et alicubi auro illitis, non prorsus inelegantibus. Constat foliis 405. Man vergleiche damit das Werk des berühmten Wundarztes Cocchi: Graecorum Chirurgici u. s. w. Pl. XLIX. Mehrere Miniaturen aus verschiedenen Griechischen Manuscripten des eilften Jahrhunderts, welche die Unterredungen des heil. Ephräm, die Homilien des heil. Gregor von Nazianz und eine Beschreibung von Kriegsmaschinen enthalten. Pl. L. Miniaturen in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, deren Inhalt sechs Sermonen der heil. Jungfrau in Griechischer Sprache ausmacht. Die Handschrift befindet sich in der Vaticanischen Bibliothek Nr. 1162. Die Anordnung der Figuren wird hier schon erfreulicher; auch sind die historischen Vorstellungen mit einigen Allegorien verweben. Auf Pl. LI. ist ein Bild nach der Größe des Originals copiert worden. Pl. LII. Miniaturen aus einer Griechischen Handschrift der Elimar des heil. Johannes, aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, in der Vatican-Bibliothek Nr. 394. Bekanntlich ist die Elimar oder die Leiter ein mystischer Tractat, in welchem die Stufen gleichsam als eben so viele Tugenden dargestellt sind, um ins Himmelreich zu kommen. Merkwürdig ist es, daß alle

Figuren, welche die Laster vorstellen sollen, schwarz, die Tugenden hingegen weiß gemahlt, und größtentheils auf einem goldenen Hintergrund ausgeführt sind. Pl. LIII. Einige Miniaturen, aus einem Exultet, einer Lateinischen Handschrift des elften Jahrhunderts, im Besitze des Verfassers. Dieses so genannte Exultet enthält Hymnen, welche bey der Einweihung der Kerzen, die am Osterabend brennen sollen, abgesungen werden. Die Miniaturen sind zwar verkleinert, doch ist eine derselben (Pl. LIV.) auf dem Original durchgezeichnet. Der Calligraph Johannes Eposius, ein Priester, ist wahrscheinlich auch der Urheber der Miniaturen. Ueber ihren eigenthümlichen Character drückt sich der Verf. folgendermaßen aus: "Toutes ces peintures. ou miniatures en détrempe, sont couvertes d'un vernis, ou plutôt d'une colle. dans laquelle les couleurs ont été délayées; le mordant les a conservées. et les empêche de s'effacer à l'eau simple: leur fond est le blanc du parchemin sali par une teinte bleue pâle, souvent azurée, ou jaune, ou verdâtre, et quelquefois rougeâtre; le blanc et l'azur sont réservés aux figures célestes et à celles des ministres des autels d'un rang supérieur; le vert et le rouge sont employés pour ceux du second ordre et pour le peuple assistant aux cérémonies." Was übriges den Inhalt dieser Mahleren betrifft, so weichen sie von andern aus ähnlichen Büchern geschöpften gar nicht ab. S. Pl. LIV. LV. LVI. Auf Pl. LV. erblickt man eine, der bizarrsten Arten zu bauen; des sonderbaren Colorits der andern Dinge zu geschweigen. Pl. LVI. Nr. 4. ist eine allegorische Figur der Erde, unter der Gestalt eines Weibes, an deren Brüsten eine Schlange und ein andres Thier saugen, dessen Art nicht bestimmt werden kann. Pl. LVII. Scenen

191. St., den 28. Nov. 1814. 1911

aus dem Leben des Heilands, und Pl. LVIII. Miniaturen aus einem Griechischen Codex (Panoplia) des zwölften Jahrhunderts.

Wir können nicht umhin, am Schlusse dieser Anzeige den oft geäußerten Wunsch zu wiederholen, daß dieses Werk doch endlich einmahl beendigt werden möchte. Denn alles was wir bis jetzt erhalten haben, ist nichts weiter, als eine dürftige, trockene Erklärung der Kupferstücke, ohne umfassende Blicke, ohne Critik, ohne Sinn für Kunstgeschichte, ohne irgend ein eigenes, gründliches Urtheil über den Styl und Character der aus so verschiedenen Zeitaltern und Ländern zusammengehäuften Kunstwerke. Ob am Schlusse des Werks unsere seit langer Zeit so hoch gespannten Hoffnungen befriedigt werden, müssen wir erwarten.

3.

### Herfeld.

Bei Mohr: Grundriß der Weltgeschichte nach den einzelnen Staaten und im synchronistischen Zusammenhange, von G. Ph. Schuppius, Conrector des Gymnasiums zu Herfeld. Erster Theil. Aeltere Geschichte. Erste Abtheilung. 1813. X und 296 S. in Octav.

Dies zum Schulgebrauche bestimmte Handbuch der Geschichte ist mit vielem Fleiße und Nachdenken gearbeitet, und der hier durchgeführte Plan, die ethnographische Methode mit der synchronistischen zu verbinden, gibt dem Werke noch einen Werth mehr. Wir besorgen nur, daß, da der Verf. recht nützlich und gründlich seyn wollte, welches mit Dank erkannt werden wird, eine zu große Ausführlichkeit, und zu viele Wiederholungen eintreten mußten, wodurch der Gebrauch zu sehr erschwert werden dürfte. Voran geht eine Einleitung, welche den Begriff, die Eintheilung und den Werth der Weltgeschichte an-



1912 G. g. A. 191. St., den 28. Nov. 1814.

gibt. Dann folgt die ältere Geschichte, wovon hier die ersten beiden Perioden bis auf Alexanders Tod geliefert sind. Den größten Theil nehmen die geographischen u. a. Vorerinnerungen nebst der Culturgeschichte ein bis S. 226. Den Beschluß macht die Weltgeschichte der ersten und zweiten Periode im synchronistischen Zusammenhange. Die Geographie würde vielleicht zweckmäßiger eigenen Stunden zuzumeifen sehn, und das Schwankende in den chronologischen Angaben hätte vermieden werden müssen. Außer einigen Druckfehlern, die in diesem sonst schätzbaren Werke nicht Statt finden sollten, fiel uns auf, daß die Pelasger S. 34 eine Colonie Ionier gewesen, dann die vom Verf. gegebne Darstellung von der Bevölkerung und Benennung Griechenlands, daß Aspasius Byblus 334 vor Ehr. Geb. das Aegyptische Papier erfunden, daß Homer und Hesiodus zu gleicher Zeit 983 vor Ehr. Geb. gelebt haben u. s. f.

### Prag.

Von J. G. Calve: Kurzer Abriss der Geographie des Oesterreichischen Kaiserthums zur schnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund. Dem neuesten Zustande gemäß entworfen von Christian Carl André. 1814. 74 S. in Octav.

Eine sehr nützliche statistische Uebersicht des Oesterreichischen Kaiserthums, welche wir jedem, dem darum zu thun ist, empfehlen. Dieser Abriss ist ein Auszug aus des Verf. größern aus 36 Bogen bestehendem Werke, im 15ten Bande der neuesten Länder- und Völkertunde enthalten. So fleißig gearbeitet dieser Abriss auch ist, so sehr gern hätten wir gesehen, wenn der verdiente Verfasser, der die Vorrede am letzten December 1813 unterschrieben hat, bis zum völligen Abschlusse der Unterhandlungen in Wien gewartet hätte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. u. 193. St.

Den 1. December 1814.

London.

Von L. Cadell und W. Davies: *Ta-Tsing-Leu-Lee*; being the Fundamental Laws and a Selection from the Supplementary Statutes of the Penal Code of China; originally printed and published in Pekin in various successive Editions, under the Sanction, and by the authority of the several Emperors of the Ta-Tsing, or present dynasty. Translated from the Chinese; and accompanied with an Appendix, consisting of authentic Documents, and a few occasional Notes, illustrative of the subject of the work; by Sir George Thomas Staunton, Bart. F. R. S. 1810. 581 Seiten in Quart, nebst einem Titeltupfer, welches das fac simile der Titelseite der letzten, 1805 unter dem Kaiser Kia-King erschienenen Ausgabe des Ta-Tsing-Leu-Lee darstellt.

Das erste Sinesische Werk, das durch einen Briten übersezt und zum Druck befördert worden; aber dafür auch ein desto wichtigeres und lehrreichereres. Wir haben uns längst an den Fabelen

der King über die Zeiten des Pu-on-ku, Fo-hi und Yao und die darauf folgenden Jahrhunderte, und an den ethischen Gemeinplätzen des Schu-king und andern Seltenheiten, welche die Missionarien bisher mit großer Freigebigkeit Preis gaben, bis zum Ueberdruße satt gelesen: hier erscheint endlich ein Werk, das höheres Interesse hat, in welchem sich Geist und Character der Nation, die uns so oft in einer ganz falschen Gestalt vorgestellt worden, spiegelt. Hier findet sich ein reiner Abdruck der Sitten und Gebräuche, der bürgerlichen und religiösen Gewohnheiten, der Denkart, der moralischen Grundsätze und andrer Eigenthümlichkeiten der Sinesen, und es bewährt sich aufs neue, daß die Gesetze einer Nation der lehrreichste Theil ihrer Geschichte sind.

Der von Sir George Staunton in einer Uebersetzung gelieferte Straf-Codex ist zwar nur anderthalb Jahrhunderte alt; er ist erst von dem ersten Kaiser aus der gegenwärtig in Sina herrschenden Familie der Mandchu, dem Kaiser Schün-tschü, (1647) promulgirt, aber aus alten Materialien zusammengetragen. Der älteste ordentliche Codex der Strafgesetze war von Lee-Quee, dessen Zeitalter Herr Staunton nach einer Vermuthung in die Regierung der Tsin (reg. seit 249 vor Chr.) setzt. Sie paßt auch zu den Umkehrungen, unter welchen Schi-hoang-ti, im Zeitalter Hannibals, dieses Kaiserhaus stiftete, vortrefflich. Um den kleinen Fürstenhäusern, durch deren Umsturz er wieder ein ausgedehntes Sinesisches Reich herstellte, alle Beweise ihrer Gerechtfame zu rauben und Einheit der Schrift seinem neuen Staate zu geben, veranstaltete er den großen Bücherbrand, nach welchem auch alle Arten öffentlicher Schriften neu abgefaßt werden mußten. Was war also natürlicher,

als daß man auch einen neuen Straf-Codex sammelte? Doch bleibt es bloß wahrscheinliche Vermuthung, da kein anderes Geschichtsbeleg für sie vorhanden ist, als eine kurze Anmerkung in dem übersetzten Strafgesetzbuch der Mandschu, von der man nicht weiß, wo sie hergenommen, ob sie auch aus einem gut bewährten Geschichtsbuch geschöpft ist. Dieselbe Note berührt auch mit einigen Worten die unter den folgenden Dynastien von den Hang bis zu dem Regierungsantritt der Mandschu vorgenommenen Abänderungen im Plan und in der Abtheilung des Gesetzbuchs, und eignet daher den Mandschu nur eine neue Redaction aus alten Materialien zu. Schade, daß der Uebersetzer sich für die Geschichte seines übersetzten Werks bloß an diese kurze Note gehalten, und nicht die Spuren von Altem und Neuem oder Abgeändertem, das sich nach seiner Versicherung in den Gesetzen selbst noch findet, an einen Ort zusammengebracht hat. Wer Muße und Veruf hätte, über diesen Punct genauere Untersuchungen anzustellen, der könnte wohl den Schluß mit Nutzen brauchen. Er und seine Commentatoren enthalten einzelne Bruchstücke zur Geschichte der Sinesischen Gesetzgebung oder Nachrichten von den verschiedenen Abänderungen und Verbesserungen der Gesetze unter den verschiedenen Regentenhäusern: diese dürfte man nur mit unserem Gesetzbuch vergleichen, um über seine Entstehung aus alten Materialien zur Gewißheit zu kommen.

Die Ausgabe des Sinesischen Straf-Codex unter dem Hause Mandschu vom Jahr 1799, welche bey dieser Uebersetzung zum Grunde gelegt worden, besteht aus dem eigentlichen Gesetzbuch, dessen Ergänzungen und Erläuterungen. Letztere enthalten Gutachten des obersten Gerichtshofs, welche durch

kaiserliche Bestätigung die Kraft neuer Gesetze erhalten haben. Sie werden bey der Revision, welche alle fünf Jahre mit dem Gesetzbuch vorgenommen wird, jedem Artikel, zu welchem sie gehören, angehängt. Nächstdem sind in dieser Ausgabe dem zum Grunde liegenden Gesetzbuch Paraphrasen, die den Nahmen des Kaisers Jong-tscheng (reg. 1722 – 1735) führen, und Auszüge aus den Werken verschiedener Commentatoren (wahrscheinlich zum Gebrauch der Magistrate) beygefügt. Dieses alles füllt im Original 2906 Seiten; und schien in seinem ganzen Umfang zu umständlich, um Europäischen Lesern geboten zu werden. Herr Staunton übersetzte daher nur die Grundgesetze, und fügte im Anhang einige merkwürdige Ergänzungsgesetze bey: alles übrige nützte er nur zu seiner eigenen Belehrung von dem wahren Sinn der Gesetze, den aufzufinden keine leichte Aufgabe war. Nur der, welcher einen Begriff von dem Unterschied zwischen dem Sinesischen und den Europäischen Sprachen hat, wird sich eine Vorstellung von den größten Schwierigkeiten machen können, die zu überwinden waren, um den Sinn des Originals richtig auszudrücken, und dabey die Mitte zwischen einer allzu freyen und zu selavischen, die Sprache raddrehenden Uebersetzung zu halten.

Dem Gesetzbuch ist allerley vorausgeschickt: einige Edicte, mit welchen verschiedene Kaiser seine neuen Ausgaben als Vorreden begleitet haben: wie der Kaiser Schün-tshi die erste Ausgabe von 1647, Kang-hi die vom Jahr 1679 und Jong-tscheng die vom Jahr 1725; auch 6 Tabellen, in welche Strafen, Loskaufung von denselben u. s. w. in Uebersicht gebracht sind. Nun folgt II. das Gesetzbuch selbst. Es würde zu weitläufig seyn, alle Kapitel anzugeben: schon die Hauptabtheilungen kön-

nen zu einem allgemeinen Begriff von der gewählten Ordnung dienen: 1) General Laws. 2) Civil Laws. 3) Fiscal Laws. 4) Ritual Laws. 5) Military Laws. 6) Criminal Laws. 7) Laws relative to Public Works. III. Ein Anhang enthält 1) das Testament des Kaisers Kien-long, 2) das Edict des jetzigen Kaisers Kia-king bey dem Antritt seiner Regierung, 3) einige merkwürdige Ergänzungsgesetze, und 4) Bemerkungen des Uebersetzers über einzelne Stellen des Gesetzbuchs, die ihres Umfangs wegen nicht wohl unter dem Text ihren Platz bekommen konnten.

Diese Anmerkungen unter dem Text und im Anhang enthalten einen Schatz von Erläuterungen, wie sie nur ein mit den Eigenthümlichkeiten von Sina so vertrauter Kenner, als der Uebersetzer ist, geben konnte, ohne allen Prunk, sogar ohne Citaten aus solchen Schriftstellern, die bereits dasselbe erläutert haben, hingelegt. Der Recensent erkennt dankbar, mancherley daraus gelernt zu haben, ohne deswegen zu verschweigen, daß er auch auf Stellen in Vorrede, Anmerkungen und Anhang gestoßen ist, wo er nach seinen bisher von Sina gesammelten Kenntnissen sich noch nicht entschließen kann, dem sonst so reif und geistreich urtheilenden Verf. beizutreten. Auch er ist viel zu gläubig an die älteste Sinesische Geschichte, und unterstützt seinen Glauben durch Gründe, die ein leichter Hauch der Critik umwerfen kann. Doch um diesen Punct, den wir lezthin schon bey der Anzeige des Sinesischen Wörterbuchs berührt haben, vorbey zu lassen: wenn nicht alle bisherigen Nachrichten von Sina grundfalsch sind, wie kann folgendes Urtheil bestehen? "Die Pressa werde zwar in Sina kein Vehikel zu politischen Untersuchungen und zur Einführung von Neuerungen seyn; yet there are no previous li-

censures demanded, or restrictive regulations enforced; nor in the case of publications upon ordinary subjects, any checks whatever imposed upon their number or variety. On the contrary, the encouragement given to pursuits which are purely literary, has always been considered as one of the remarkable features of Chinese policy. These pursuits are professedly the sole channel of introduction to political advancement in the state, to offices, rank and honours of almost every description. With the prospect of such rewards, the number of competitors in the paths of literature must necessarily be infinite u. s. w. Aber die gewöhnlichen Geschäftsmänner in Sina bringen es ja nicht viel weiter als bis zum Lesen und Schreiben. Die vollkommensten der ersten Schulen, die sie besuchen, lehren höchstens 100 Begriffszeichen, welche die alltäglichsten und unentbehrlichsten Dinge des menschlichen Lebens ausdrücken, schreiben, und klären die Lehre des Confucius nach dem Tse-schu ein. Wer in diesen Probeschulen keine Fortschritte macht, der wird wieder in den Stand, in welchem er geboren ist, zum Pflug, in den Kaufmannsladen, in die Werkstätte zurückgewiesen. Wer hingegen in jenen niedern Schulen für den so genannten gelehrten Stand tüchtig befunden worden, der wird in den höhern Schulen, die durch das ganze Reich zerstreut sind, im Lesen und Schreiben einer größern Zahl von Begriffszeichen, in den King (den heiligen Büchern), und in den Werken des Confucius (oder, welches zuletzt einerley ist, in der Geschichte, der Jurisprudenz, und einer Bonzen-Moral) unterrichtet. Lesen und Schreiben ist aber wieder die Hauptsache, weil diese Kunst in Sina mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist. Dieß lehren auch

die Prüfungen der Studirenden. Sie müssen sich hauptsächlich auf das Zeichnen der Sinesischen Charactere beziehen, weil man bey dem kaiserlichen, als dem letzten Examen — nicht wegen der Unwissenheit in den Reichsgesetzen oder der Moral und Geschichte, sondern — wegen eines falschen Zugs, den man bey dem Zeichnen eines Begriffszeichens macht, alle Aussicht auf Anstellung verlieren kann. Lesen und Schreiben braucht man in Sina nur zu einem Amte mitzubringen; das übrige lernt man durch die Rutine. An den einmahl erlernten Geschäftsgang bindet man sich desto slavischer, weil jedes Versehen im Amte mit der größten Strenge bestraft wird. Sinesische Geschäftsmänner besitzen daher der Regel nach außer ihrem Lesen und Schreiben und ihrer Amtsrutine gar keine Kenntnisse; aber dessen ungeachtet heißen sie Mandarinne. Auch der Kriegsmann von Rang (der militärische Mandarinne) bleibt ohne allgemeine Bildung des Geistes; er kennt nichts als seine Waffen und die Kriegsübungen, die er von Jugend auf in den Kriegsschulen getrieben hat; er beschäftigt sich sein ganzes Leben über mit nichts als mit dem Krieg, seinen Soldaten und ihren Posten. Alle Kenntnisse von einigem Belang sind an blutwenige, an ein einziges Collegium, die Academie der Han - lin gebunden, an eine gelehrte Gesellschaft am Hofe des Kaisers: die Mitglieder derselben müssen den Pinsel für den Kaiser, die Prinzen und Minister führen; einige bekleiden Stellen am Hof und besorgen die Staatsgeschäfte; andere sind mit dem Unterricht in den Schulen beladen, die an den vier Posten des Pallaßes zu Pe - king angelegt sind; die übrigen arbeiten als Gelehrte an den Werken, welche der Kaiser ihnen aufzutragen pflegt. Die Sinesische Regierung will keine andern Kenntnißreiche



Männer im Reiche als diese Wenigen; sie verlangt keine Rivalität der Talente und Geister, um sie alle desto leichter im Zaum zu halten. Und selbst diese Reichsgelehrten, die Han-lin, stehen unter so großer Einschränkung, daß sie zu allen ihren gelehrten Arbeiten erst um die besondere kaiserliche Einwilligung nachsuchen müssen. Wenn sie ein Werk unternehmen wollen, von dem nicht die erste Idee vom Kaiser selbst ausgegangen ist, so wird ihm der Plan dazu mit einer Bittschrift um die Erlaubniß seiner Ausführung überreicht, die dann gewöhnlich, begleitet mit dem Titel, den das Werk bekommen soll, erfolgt. Ist es vollendet, so muß es vor seinem Druck erst dem Kaiser zur Billigung vorgelegt werden, der es wohl eigenhändig mit einer Vorrede versteht, oder doch in seinem Namen damit versehen, und auf seine Kosten in Holz schneiden und drucken läßt. In einem Reiche von solcher Einrichtung und Gewohnheiten sollte die Presse nicht eingeschränkt heißen? Noch mehr: mit ähnlichem Despotismus gebietet der Kaiser auch über das Maasß der Kenntnisse, das dem Volk mitgetheilt werden soll. Obgleich der Bücherdruck zum leichtesten Behikel dienen könnte, Bücher aller Art unter das Volk zu bringen, so kommen doch, außer dem gemeinen Kalender (dem non plus ultra des astrologischen Aberglaubens) nur jene erbärmlichen Bücher durch den Druck in aller Hände, welche von den Collegien zum Unterricht des Volks gebraucht werden. Die Hauptwerke der Han-lin werden nicht verkauft, sondern vom Kaiser, der die Kosten des Drucks trägt, nur an die ersten Personen des Reichs verschenkt; und wer außer ihnen könnte sie auch nur lesen? Der Despotismus hat es schon so einzurichten gewußt, daß ihm der Bücherdruck nicht zu nahe kommen kann. In der Re-

sidenz hält er ihn bloß zu seinen Diensten: in Sutschou, wo noch einige Privatdruckereyen sind, werden sie von ihm streng bewacht, und dürfen nur einzelne Poesien, Romane, und fliegende Blätter, die den Geist mehr verfinstern als erhellen, ans Licht fördern. In allem Geistigen ist in Sina mehr Schein und Glanz als Realität.

Andere Bemerkungen des Verf. ähnlichen Betrachtungen zu unterwerfen, verbietet der Raum. Wenn man gegen Augenzeugen von so bewährtem Gewicht Zweifel vortragen will, so muß man sie entweder mit starken Beweisen belegen, oder ganz zurückhalten.

Dieser Straf-Codex macht es recht augenscheinlich, daß die Sinesische Regierung ihr Geheimniß in Stockschlägen sucht (nach der Tabelle, in die sie der Uebersetzer von dem Codex in Uebersicht gebracht hat, steigen sie bis hundert; doch können sich die, welche sie überleben, noch der Zugabe einer Verbannung aus dem Lande zu erfreuen haben.) Einen solchen Straf-Codex können wir zwar nicht Europäischen Regierungen, wohl aber den Philosophen zum Studium empfehlen: sie können darin zu vielen für die Menschheit wichtigen Bemerkungen und Betrachtungen Veranlassung finden. Wie viele Strafgesetze mußten in einem Lande, wo weder eine gesunde Moral, noch Religion, noch Ehrgefühl zur Erhaltung der Sicherheit, Ordnung und Zucht mit einwirken, auf Handlungen gesetzt werden, die man in Europa bloß der Leitung des Ehr- und religiösen Gefühls überlassen kann. Sogar manche der neuesten Criminalisten, die einen Unterschied zwischen dem Zweck der gesetzlichen Androhung der Strafe (Abschreckung) und der Vollziehung der Strafe als Folge der Androhung machen, können sich der schönen Belege aus dem Sinesischen Straf-Codex zur Erläuterung ihres Systems

freuen: wenn die Sinesischen Gesetzgeber in vielen Fällen nicht unmensälich grausam heißen sollen, so müssen sie wie ihre Europäischen Zunftgenossen, Strenge in Androhung und Lindigkeit in der Vollziehung der Strafe vorausgesetzt haben. Wer hätte erwarten mögen, daß ein Sinesischer Straf-Codex auch zu so einem herrlichen Gebrauch einst dienen könnte!

### Norwich.

Observations on the utility, form and management of Water-meadows, and the draining and irrigating of peat bogs, with an account of Prislej Bog, and other extraordinary improvements, conducted for his Grace the Duke of Bedford, Thomas W<sup>m</sup> Coke, Esq. M. P. and others; by W<sup>m</sup> Smith, Engineer and mineralogist. Printed by R. M. Bacon. 1806. With 2 Plates. XI und 121 S. in Octav.

Die Anzeige dieses uns wegen der bekannten Zeitumstände so spät erst zugekommenen Buchs glauben wir bey dem Aufsehen das der Verf. mit seiner Arbeit gemacht hat, doch auch jetzt noch nachhohlen zu müssen. Es war eben das Prislej-Moor, worauf Elkington seine berühmte Abwässerungsweise der Commission des Parlaments gezeigt, und dann von diesem die 1000 Pfund Belohnung als öffentliche Anerkennung seines Verdienstes erhalten hatte. Bald nachher erschien aber die ganze Vorrichtung ohne allen Nutzen. Der obere Theil des Moors war zwar trocken geworden; aber zu trocken; der untere hingegen war noch zu naß, und blieb zu naß, wie er vorher gewesen war. Herr Smith will das Elkingtonsche Verfahren nicht tadeln, um gegen ein so allgemein anerkanntes Verdienst nicht mißgünstig zu scheinen; in der That vernichtet er es aber ganz. Wir haben in dem Buche desfalls sorgfältig nach Gründen gesucht; jedoch nirgends

solche finden können, die uns befriedigt hätten. Elkington wollte nur abwässern, und es kann ihm also gar nicht zum Vorwurfe gereichen, daß der obere Theil des Moors dadurch zu trocken geworden ist. Woran aber der Fehler gelegen hat, daß die Abwässerungsweise auf dem untern Theile nicht hinlänglich gewirkt hat, erfahren wir hier nicht. Vielmehr scheint es uns, daß dieser Fehler auch von Hrn. S. nicht gehoben worden ist, sondern daß er denselben durch die Vorrichtung der Bewässerung von oben mit lebendigem Wasser nur wieder gut gemacht hat.

Herr S. hatte lange schon die Bemerkung bey sich genährt, daß Moore oft im Frühjahre ein sehr gedeihliches Gras hervortreiben, das aber, mit dem kommenden Sommer immer wieder kraftloser und schlechter wird; und er erklärt diese Erscheinung daraus, daß im Winter die Wärme dieser Moore mit ihren Quellen den Gewächsen hinlänglichen Trieb zum Wachsen gebe; im Sommer dann aber das stehenbleibende Wasser oder der kräftigere Wuchs der Wasserpflanzen den frischen Wuchs der vorigen bessern wieder unterbreche. Von dieser Idee ausgehend machte er sich das Project, das Pristley-Moor zur Fruchtbarkeit zu bringen; wußte auch den verstorbenen Herzog von Bedford dafür zu gewinnen. Die Ausführung wurde also beschlossen, und dem Hrn. S. übertragen. Nach dem Tode des Herzogs ließ sie der Bruder desselben fortsetzen und vollenden. Wie Herr S. selbst gesteht, hat sie — weil Alles vortrefflich gemacht werden mußte — ungeheuer viel gekostet; aber der Erfolg ist auch ungeheuer gewesen. Wir setzen die Angabe mit Hrn. S. eigenen Worten her; weil wir befürchten, daß wir sonst keinen Glauben finden würden. Herr S. sagt: vor dem Februar 1802 sey mit der Arbeit überhaupt nicht angefangen worden, im März 1803

habe man aber diesen Grasplatz (nach dem beygefügten Kupferstiche von 9 Englischen Aeckern oder 13 Morgen 110 Quadratruthen Calenberg) schon mit 240 Schafen auf drey Wochen besetzt. Die Weide, die dieselben genossen haben, sey 18 Pfund (etwa 90 Rthl. Caffengeld) werth gewesen. Den 16. April habe man zum Heuen zugeschlagen. Den 23. Jun. habe man 18 Tonnen (etwa 37760 Hannoverische Pfunde) Heu darauf gewonnen. Am 20. August sey die Grummt-Ernte vorgenommen worden, und diese habe 13 Tonnen Grummt gegeben. Am 16. September habe man den Platz wieder mit 80 meist schon fettgeweideten Schafen das Stück zu 4 Pence (etwa 3 Gr. 4 Pf. Caffengeld) die Woche auf drey Wochen besetzt. Hierauf seyeh magere Ochsen darauf getrieben worden, deren Weide man nicht gerechnet habe.

Wenn diese Angabe wirklich richtig ist, so ist sie doch nur durch die sehr gut voraerichtete Bewässerung entstanden. Denn daß Herr S. weiter etwas gethan habe, finden wir im ganzen Buche nicht. Seiner Vorrichtung der Bewässerung müssen wir aber allerdings unsern ganzen Beyfall geben. Das kleine Grundstück von den 13 Morgen 110 Quadratruthen Calenberg ist dazu in drey Hauptabtheilungen getheilt worden, wovon jede besonders hat bewässert werden können; und woraus freylich der Vortheil entstanden ist, daß zu gleicher Zeit sich auf dem einen Weid hat weiden und auf dem andern Heu hat machen lassen; indem der dritte im Zuschlage gewesen ist. Jede Abtheilung hat Hr. S. in lauter kurze Stücke mit hohen Mittelrücken, worüber das Flößwasser hat hingeführt werden können, getheilt. Die beiden schiefen Flächen dieser Stücke sind durch Wegnehmen und Zubringen von Erde vollkommen eben gemacht worden. Um die alte Grasnarbe nicht zu verlieren, hat man sie bey

192. u. 193. St, den 1. Dec. 1814. 1925

dem Ebenen der schiefen Flächen zwar abgeschält, nachher aber wieder darüber geschlagen. Die Wässerungsgraben sind, wenn wir den Verf. recht verstehen, ganz mit Holz gesüttert; und die Floss-Krippen sind über die Mittelrücken vollkommen horizontal gelegt worden, damit allenthalben immer gleich viel Wasser über den Rand hin laufen müssen.

Herr S. sagt, daß er die Arbeiten mit dem Spaten besser als die mit der Feder zu leiten versteht; sein Buch ist daher auch nicht ganz deutlich; insbesondere vermiffen wir bey dem Verf. die Geschicklichkeit, die Hauptideen hervorzuheben. Schliesslich zeichnen wir übrigens noch folgende Bemerkungen aus, die zwar nicht ganz neu sind, aber doch zu Zeiten wieder aufgefrischt zu werden verdienen, nämlich daß es unter Umständen nützlich seyn könnte, die grasartigen Saaten so, wie die Wiesen zu wässern; daß das eisenhaltige Wasser zum Wässern nicht immer untauglich ist; daß das abgezapfte Moorbwasser in gewissen Fällen sogleich auch wieder zum Wässern gebraucht werden kann &c.

### Leipzig und Altenburg.

Bev Fr. Arn. Brockhaus: Geschichte Napoleon Buonaparte's. Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. Mit dem Motto: Kara temporum felicitas, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet. 1815. XXVI und 663 Seiten in groß Octav.

Indem der Verfasser hiermit dem Publicum ein Werk übergibt, zu dem er, — durch das Studium der Französischen Verfassung und Verwaltung von selbst auf die Geschichte des Mannes hingeleitet, der beide so wesentlich verändert, — schon länger gesammelt hatte, noch ehe jene gewaltige Catastrophe erfolgte, welche plötzlich den Geist und die Rede von den schmählichen Wänden befrepte, worin sie

Jahrelang gehalten worden, glaubt er hier vor allem einige Worte über den Plan seines Werks und über die Form desselben hinzufügen zu müssen. Er schrieb für Deutsche, und daher hat er, vorzüglich in den späteren Jahren, ungleich mehr Rücksicht auf die auswärtige Politik Buonaparte's genommen, unter der ja auch das Deutsche Land so hart gelitten, als auf die Veränderungen, welche im Innern von Frankreich vorgingen, wiewohl auch diese nicht gänzlich außer Acht gelassen werden durften; erstere dagegen, die bey allen Nichtfranzosen nothwendig ungleich größeres Interesse erregen müssen, sind weitläufiger erzählt. Daß aber auch manches hierher gehörige noch nicht bekannt geworden, daß daher auch dieser Theil des Werks, aus Dürftigkeit der Quellen noch an Mängeln und Lücken leide, wird niemanden auffallen, da ja während Buonaparte's Herrschaft, alles, was auch nur entfernt auf auswärtige Politik Bezug hatte, mit dem Schleyer des tiefsten Geheimnisses bedeckt, oder nur durch Unwahrheiten entstellt, bekannt gemacht wurde. Was bisher über Buonaparte wichtiges erschienen, mit Einschluß der neuesten Französischen Litteratur, glaubt der Verfasser benützt zu haben; seine Quellen anzuführen, hat er jedoch unterlassen, weil diese Quellen sämmtlich neu sind und daher größtentheils allgemein zugänglich. Es würde eine unnütze und etelhafte Wiederholung gewesen seyn, hätte er jedesmahl den *Moniteur*-oder ähnliche Quellen namentlich anführen wollen. Ob er gewissenhaft verfahren, oder Gerüchte und unbegründete Sagen als Thatsachen aufgenommen, darüber erwartet er mit Zuversicht das Urtheil jedes aufmerksamen Lesers; warum hätte er auch zu halb- wahren, unverbürgten Angaben seine Zuflucht zu nehmen gebraucht, war doch das allgemein bekannte und anerkannte schon mehr als hinlänglich, fehl

Urtheil über Buonaparte zu bestimmen? Lieber aber wollte er den Tadel hören, daß er zu wenig, als daß er zu viel gesagt. Den Sinn für Vaterland und Ehre und Unabhängigkeit durch Erzählung der Greuel einer Jahrelangen despotischen Unterdrückung zu erwecken und zu fördern, jetzt wo das Andenken an die erduldeten Drangsale noch frisch ist, und die Rückkehr zur behaglichen Ruhe noch nicht jede Empfänglichkeit für ernste Worte abgestumpft hat, das war einer der Hauptzwecke, die er sich bey diesem Werke vorgesetzt; hat er denselben auch nur zum Theil erreicht, dann wird er seine Arbeit nicht für gänzlich überflüssig halten. Damit widerlegt sich zugleich der Vorwurf, den man ihm machen möchte, sein Werk erscheine zu früh, er habe warten sollen, bis wir nähere Kunde über die Plane und Absichten Buonaparte's bey seinen Unternehmungen erhalten. Wie dieser Europa und Deutschland vor allen gehöhnt und geplagt, das liegt offenkündig da jedem sehenden Auge; nach dem, was er that, muß er beurtheilt werden in seinem öffentlichen Leben, nicht nach dem was er vielleicht dachte und wollte. Oder sollte der Verfasser die Memoires Buonaparte's selbst abwarten, des Mannes, der nie in seinem Leben ein wahres Wort geredet? Wohl mag er wegen zu großer Freymüthigkeit von manchen getadelt werden. Allein er hat nur Wahrheit zu geben gesucht, nach bester Ueberzeugung, und nie wird er sich überreden können, daß Buonaparte allein Europa verderbt; wahrlich auch andere haben dazu treulich geholfen. — Das Buch selbst zerfällt, außer einer Einleitung, in sechs Abtheilungen, nämlich I. Buonaparte's Jugendgeschichte, bis zu seiner Belangung zum Obercommando in Italien, von 1768 (1769) bis 1796; II. von dessen Uebernahme des Obercommando's in Italien, bis zum Consulate, von 1796 bis 1799; III. von der Entstehung



1928 G. g. N. 192. u. 193. St., den 1. Dec. 1814.

der Consularregierung, bis zur Aufrichtung des Kaiserthrons, von 1799 bis 1804; IV. von der Thronbesteigung Buonaparte's bis zu dem Frieden von Tilsit, von 1804 bis 1807; V. von dem Frieden von Tilsit, bis zum Ausbruche des Russischen Krieges, von 1807 bis 1812; VI. von dem Anfange des Russischen Krieges, bis zur Thronentsagung Buonaparte's, von 1812 bis 1814. Die Chronologie ist am Rande angegeben; eine genaue Inhalts-Anzeige aber dem Buche vorgesetzt.

### Berlin.

In der Maurerschen Buchhandlung, 1814: Das Nibelungenlied ins Neudeutsche übertragen, von August Heune. XII und 254 S. in Octav.

Ich gebe dieses Lied, sagt Hr. Z., wie ich es in meinen Vorlesungen im Winter 1812 bis 1813 vortrug. Mehre meiner Zuhörer munterten mich zur Herausgabe dieser Uebersetzung auf, weil sie als eine fortlaufende Erklärung des alten Heldenliedes dienen könne, da des verdienstvollen Hagens Verneuerung noch zu unverständlich sey. — Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß diese Uebersetzung Anfängern einige Hülfe gewähren, und ihren Eifer rege machen kann, die Ursprache des Nibelungenliedes gründlich verstehen zu lernen. Wenn sie zu dieser Fertigkeit gelangt sind, werden sie selbst sehen in wie fern diese 'Uebersetzung ins Neudeutsche' zweckmäßig und gelungen zu nennen sey. — Man hat schon oft das Nibelungen-Lied mit der Ilias verglichen; wir wissen, daß Homer in den Griechischen Schulen gelesen wurde, daß er seine Critiker und Scholiasten hatte; möchte doch auch untersucht werden, wie die Erneuerungen der Homerischen Gedichte und die Uebersetzungen derselben ins Neugriechische zur Zeit Alexanders oder der Ptolemäer beschaffen waren.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

194. Stück.

Den 3. December 1814.

---

**Heidelberg.**

Bei Mohr und Zimmer, 1814: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Von Dr. J. C. v. Savigny, ord. Prof. d. R. . . . zu Berlin und ordentl. Mitglied der Königl. Acad. der Wiss. daselbst. 162 S. in groß Octav.

Als der Entwurf eines Preussischen Gesetzbuchs, schon durch den gerade damals allgemein verehrten Namen Friedrichs II. zur Nachahmung empfohlen, fast von allen Deutschen Schriftstellern, welche darüber eine Stimme abgaben, mit der frohesten Erwartung aufgenommen wurde, weil er der hier S. 5 sehr gut geschilderten Aufklärung des Zeitalters über alles Positive so ganz entsprach; da trat ein Mann dagegen auf, in Ansehung dessen durch Klinger's und Götthe's warmes Lob nun denn doch das Andenken an die Schmähungen, die er einst von etwas weniger achtungswerthen Mitgliedern des gelehrten Deutschlands erfahren hat, vertilgt seyn wird. Jetzt gerade vor 25 Jahren erschienen Schlosser's Briefe über die Gesetzgebung, und es gehört zu den angenehmsten Erinnerungen

A (9)

rungen aus der nicht immer mit Rosen bestreuten Recensenten-Laufbahn des Verf. der gegenwärtigen Anzeige, daß er im St. 110 des Jahrgangs von 1789 dem höchst geistvollen und edlen Manne lauten Beyfall zujauchzte, und durch das, was er selbst vom gelehrten geschichtlichen Studium des Römischen Rechts, in der That doch erst ahndete, die Warnungen Schlosser's zu unterstützen suchte. Eine persönliche Bekanntschaft zwischen dem Verfasser und dem Recensenten war damals eigentlich noch nicht einmahl vorhanden; erst aus Veranlassung des ganz überraschenden Zusammentreffens so vieler Ansichten Beider entstand eine Freundschaft, welcher das juristische Publicum den hier S. 93 mit Recht bewunderten Aufsatz Schlosser's über das Studium des reinen R. R. im Magazine zu danken hat.

Es sey dem Recensenten erlaubt, an diese für manche Leser gar alten Geschichten zu erinnern, denn ein solches Wiederkehren von ehemahligen Verhältnissen, wie er hier erlebt, daß fast bloß Nahmen und Jahrzahlen, aber freylich auch die Nahmen durch die Jahrzahlen, geändert sind, findet sich gewiß selten. An die Stelle des Preussischen Gesetzbuches, wogegen Schlosser schrieb, tritt nämlich jetzt der Wunsch nach einem Gesetzbuche für ganz Deutschland über das Privat-Recht, allenfalls auch über Criminal-Recht und Proceß, ein Wunsch, welchen die Einführung des Code in mehreren Deutschen Ländern veranlaßt, und den dessen Fortschaffung noch mehr bekräftigt, besonders denn aber laut gemacht hat. Diese Einführung scheint dem Rec. freylich, im Vorbergehn gesagt, noch immer das Werk nicht sowohl tiefer Politik, um die Deutschen unvermerkt zu Franzosen zu machen, als vielmehr der Eitelkeit seines Urhebers gewesen zu seyn; wenigstens, wenn nicht alles mit Frankreich vereinigt werden sollte,

wozu denn doch der Code weder hinreichend noch nöthig war, so bewaffneten uns ja die Franzosen gegen sich selbst, indem wir die im Code enthaltene Zurücksetzung der Nichtfranzosen, auch z. B. in Westphalen gegen die Franzosen anzuwenden hatten, sobald der Code in Westphalen eben so galt wie in Frankreich. Ein Franzose war in Westphalen so gut ein Fremder, als ein Westphale es in Frankreich war. Der Code nun hatte bey uns eine ganz ungewöhnliche Fruchtbarkeit an juristischer Schriftstellerey veranlaßt, und dadurch wenigstens Manche mit dem Gedanken eines neuen Gesetzbuchs, der ihnen vorher so fürchterlich erschienen war, ausgeföhnt. Ein neues Gesetzbuch gibt Gelegenheit neue Bücher zu schreiben, und es zeigte sich bald, daß diese sogar leichter würden, als Bücher über das bisherige Recht, wo man deren schon so viele hatte. Die Französische Sprache war freylich eine Schwierigkeit; doch war auch diese für Manche vielleicht nicht so groß als die bey der Lateinischen, und wie viel mehr würde es nicht gefördert haben, wenn man gar nur aus ganz neuen Deutschen Büchern noch eines zu machen gebraucht hätte!

Die Befreyung Deutschlands von der fremden Uebermacht, größtentheils das Werk eines höchst löblichen Patriotismus, veranlaßte einen andern noch allgemeineren, aber nicht immer eben so löblichen, weil er auch wohl bloß in Worten bestand. Eines dieser Worte war denn das Deutsche Gesetzbuch. Die Rechtswissenschaft, welche in den letzten Jahren mit zur Schmach unseres Volkes gedient hatte, sollte nun auch zu seiner Erhöhung, die nur durch Einigkeit bewirkt werden könne, beitragen. Das Preussische Land-Recht war schon etwas zu alt, auch hatten es manche Schriftsteller in ihren Lobreden auf den Code gar nicht in Ehren erwähnt.

Also dieses ließ sich nicht wohl für ganz Deutschland mit Erfolg empfehlen; dagegen war aber das Oestreichische Gesetzbuch nach neu, von den guten Eigenschaften des Code hatte es mehrere, namentlich die beliebte Kürze, und kein Recensent war noch anders als säuberlich damit gefahren. Also entweder das Oestreichische Gesetzbuch oder ein ganz neues, auf dem Wiener Congresse, oder wenn dieser zu früh aus einander geht, auf einem juristischen Nach-Congresse auszuarbeitendes. Nur um alles nicht wieder das Recht, wie es vor dem Code gewesen war!

Diese von mehreren Seiten her erschallenden Anforderungen hielt nun Rec. in so fern für ganz unschädlich, als er sicher darauf rechnete, unsere Regierungen würden merklich weniger rasch zu Werke gehen, als diese Eiferer. Daß durch solche Declamationen den juristischen Studierenden ein Widerwille gegen ihr Fach beygebracht würde, schien ihm eher bedenklich. Das Schlimmste aber war, daß bey dieser Gelegenheit die windschiefen Ansichten von Gesetzbüchern, als dem einzigen Heile der Rechtswissenschaft, aufs Neue verbreitet wurden.

Wie freute sich nun Recensent als er von seinem Freunde Savigny erfuhr, daß dieser, trotz seiner Beschäftigung mit den gelehrtesten Untersuchungen über die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, doch in einer eigenen Schrift die Wissenschaft gegen die Gesetzbücher retten wolle! Und wie freute er sich, als er nun das Buch las und ganz Savigny darin fand! "Den sollt ihr hören" möchte er Juristen und Nichtjuristen zurufen, und für diejenigen, die sich etwa wundern möchten, wie Rec. das Herz habe, ein Buch so zu loben, worin seiner so sehr in Ehren gedacht wird, will er nur gleich hinzusetzen, daß ihm noch nie eine Anerkennung

dessen, was er nun schon ein Vierteljahrhundert für die Wissenschaft zu thun gestrebt hat, so angenehm gewesen ist, als diese. Aber in Schlosser's Briefen war Rec. nicht erwähnt und konnte er nicht erwähnt seyn; schon die Freude, welche er über diese hatte, mag also zum Beweise dienen, daß es ihm doch auch um die Sache und nicht bloß um seine Person zu thun ist.

Vor Schlosser hat der Verf. den großen Vorzug, daß er ein gelehrter Civilist ist, ein Nahme, den man doch jetzt in der That viel häufiger hört als sonst, so daß man fast glauben sollte, auch die Sache sey nicht mehr so selten wie ehemahls. Als einen zweiten Vorzug möchte man dem Verf. auch das anrechnen, daß er seine Gegner weit sanfter behandelt, den Streit mit ihnen, wie er es nennt, so friedlich führt; aber Rec. gesteht, daß, nach seiner Erfahrung, es doch für gar manche Leser gut ist, wenn man ihnen recht vernehmlich sagt, was man denkt, sie glauben sonst gar zu leicht, derjenige, der in seinem Eifer nicht rechts und nicht links sieht, sondern alles nur so vorstellt, wie es zu seiner vor-gefaßten Meinung paßt, der also eben un-beswillen, weil er nicht kalt überlegt, mit einer gewissen Wärme spricht, habe doch nicht so ganz Unrecht, da selbst sein Gegner mit so vieler Mäßigung zu Werke gehe. Nicht alle Menschen wissen, daß gar oft der, welcher am lautesten schreyt, eine schlechte Sache vertheidige, was ja auch in der That keine allgemeine Regel ist.

Der Gang dieser durch und durch vortrefflichen Schrift ist kurz der: die Rechtswissenschaft bildet sich bey keinem Volke (so wenig wie irgend eine andere Wissenschaft) durch Gesetze von oben herab, sondern aus dem wahren Leben des Volkes selbst. Nun waren die Römer weit-mehr als irgend ein

neueres Volk, welche alle zusammen nicht bestimmt sind, sich durch sich selbst zu bilden, in der Lage, daß bey ihnen das positive Recht und zwar namentlich auch, nachdem das öffentliche, das Staats-Recht, sehr verdorben war, doch noch immer das Privat-Recht eine Vollkommenheit erreichte, (die niemand besser fühlt, als wer mit dem Geiste und den Kenntnissen unsers Verfassers in den Schriften ihrer Rechtsgelehrten lebt). Weder Papinian noch Ulpian dachten aber an ein Gesetzbuch, auch da sie die ersten Männer im Staate, nach dem Kaiser, waren, und da es bloß auf ihre Einsicht und ihren Willen ankam, ob sie etwa selbst eines schreiben oder aus ihren wissenschaftlichen Werken es von andern machen lassen wollten. Erst zur Zeit des tiefen Verfalls, da die Gelehrten sich knechtisch an ihre Vorgänger hielten, und doch weder deren Werke sich anzuschaffen noch sie zu verstehen im Stande waren, fühlte man das Bedürfnis, aus dem, was bey uns etwa 200 Bände ausmachen würde (diese Zahl rechnet Rec. aus Justinian's bekannten Angaben heraus) einen Auszug, unsere Pandecten, zu verfertigen, die das erste Gesetzbuch, im Sinne der Neuern, waren, seit dem die Welt stand, denn vorher gab es juristische Bücher, auch wohl Verordnungen über juristische Gegenstände, wie es medicinische Bücher und medicinische Verordnungen (Medicinal-Ordnungen, Hebammen-Ordnungen u. dergl.) gibt, aber um Gottes willen kein medicinisches Gesetzbuch, aus welchem die Aerzte ihre Curart nehmen sollten, damit der Streit zwischen Brownianern und Anti-Brownianern und tausend ähnliche in der Praxis nicht so betrübte Folgen haben, wie die tägliche Erfahrung sie uns lehrt. (Ob wohl, wenn Justinian ein verdorbener Arzt gewesen wäre, wie er wahrscheinlich Anfangs hatte

ein Jurist werden sollen, und er den Auszug des Oribasius, aus allen medicinischen Schriften, zum Gesetz gemacht hätte, man nun auch als bekannt voraussetzen würde, ein von oben herab functionirtes Corpus medicinae müsse es in der ganzen Welt geben, und es komme nur darauf an, welches das schönste sey, namentlich bey der Befreyung Deutschlands von einem in Frankreich zur Welt gekommenen Wechselbalge dieser Art, sey nichts mehr zu wünschen, als daß man sich anstrengte, in Deutschland etwas besseres — im Grunde doch immer nur ein aliud eivudem argumenti, ein Geist und Wissenschaft verkrüppelndes Nachwerk — zu Stande zu bringen?) So kläglich nun Justinian's juristische Compilation in Vergleichung mit den echten Schriften seyn mochte, so war sie doch höchst wahrscheinlich eine große Wohlthat für die ganze Europäische Menschheit, weil wir sonst vom ganzen Römischen Rechte wohl noch weit weniger übrig haben würden. Dieser Auszug erhielt sich, die Glossatoren studierten ihn und fanden eben um deswillen höher, als ihre Nachfolger, die Soribentes oder Bartolisten, weil diese mehr nur die Glossatoren studierten. Bey der Wiederauflebung der klassischen Literatur kehrten die besten Civilisten zu Justinian's Sammlung zurück, mit welcher sie dann aber auch, seit Sichard, Ranconnet und Lujas, die andern noch übrigen Bruchstücke aus den Schriften der juristischen Classiker verbanden, und so fanden sie denn wieder höher als die Glossatoren. Das achtzehnte Jahrhundert aber ist sehr arm an großen Juristen gewesen (S. 48), und so kam es, daß die drey Gesetzbücher, welche am Ende desselben und zu Anfang des gegenwärtigen verfertigt wurden — immer unter der obigen Voraussetzung, ohne Gesetzbuch gehe es nun einmahl nicht, oder wie S. 35 die Worte eines trefflichen Französischen



Redners angeführt sind, wozu man die Quelle in gar vielen andern Büchern nachweisen kann; unter Justinian la législation romaine sortit du chaos — daß diese Gesetzbücher, das Preussische allgemeine Land-Recht, der Französische Code, und das Osterreichische Gesetzbuch allzumahl so wurden, wie sie nach der herrlichen Schilderung von S. 54 bis S. III, worunter dem Rec. besonders die Geschichte des Land-Rechts aus Simon neu war, geworden sind. Statt nun das Uebel durch ein viertes Gesetzbuch noch ärger zu machen — nicht bloß dem Umfange nach, sondern auch weil sich ein Land mit einem solchen Gesetzbuche weit erträglicher steht, neben Ländern die keines haben, als es sich sehen würde, wenn überall das neue Gesetzbuch dem wissenschaftlichen Studium in den Weg träte. — soll man nach S. III auf ein zuverlässiges Personal und auf eine zweckmäßige Form des Processus halten. Daß diese zwey Puncte die wichtigsten sind, und daß dabey das bisherige gemeine Recht, neben den Stadt- und Landrechten, als Quelle vollkommen hinreicht, wird jeder zugeben, wer die Justizverfassung aufmerksam beobachtet hat, und dabey möchten geschickte, thätige, und nicht kleinlich eigen-nützige Richter und Advocaten selbst noch wichtiger seyn, als die Proceßordnung, die ja, wie alle Gesetze, erst durch die Art, wie man sie ausübt, nützlich oder schädlich wird. Um aber tüchtige Juristen zu bilden, muß das gelehrte Studium des Römischen und Deutschen Rechts auf den Universitäten blühen, (nicht als ob jeder Amtmann ein Professor werden sollte, sondern weil, wenn man nicht mehr vorträgt, als womit ein Amtmann zur Noth auskommen kann, es bald auch an Professoren fehlen wird, die mehr wissen, und so denn selbst dieser nothwendigste Hausbedarf nicht mehr gelernt werden wird). Es wird aber keine gemeinschaftliche Rechts-

wissenschaft in Deutschland geben, wenn der Universitäts-Verkehr in jedem Lande so gehemmt wird, wie (zuerst im Preussischen, nun aber da Preußen sich auch hierin befehrt hat) in Oestreich, Baiern und Wirtemberg. Ein Gesetzbuch allein würde das übrige Deutschland von der Preussischen und Oestreichischen Monarchie, die schon ihre Gesetzbücher haben (und ein bürgerliches Gesetzbuch läßt sich wegen der vielen alten Fälle, weit weniger als ein anderes Gesetz mit einem Male abschaffen), nur noch scharfer scheiden. Daß auch kein Collegium von Rechtsgelehrten ein solches Gesetzbuch zusammenbringen würde, erläutert der Verf. dadurch unwidersprechlich, daß er fragt, welche unserer Juristen man wohl vereinigen müßte, um auch nur eine gute Darstellung dessen, was jetzt gilt, zu bekommen? (Ein wissenschaftliches Geisteswerk ist so wenig von einem Collegium zu hoffen, als ein Heldengedicht, und wer je einen Aufsatz von Mehrern hat zu Stande bringen sehen, von denen nicht alle Andere einem Einzigen weichen wolten, der wird gewiß die Bemerkung des Hrn. Hofr. Thibaut in seinen civilistischen Abhandlungen S. 145 unterschreiben: "Je mehr Voranten, desto mehr Vermirrung und Langsamkeit, desto mehr Besorgniß, daß der Ueberstimmte der Ausführung des Beschlusses hinderlich ist.")

Dies ist ein gar magerer Auszug, ein bloßes Gerippe eines schönen und kräftigen organischen Ganzen. Was Rec. eingeschaltet hat, ersetzt bey weitem nicht, was er weglassen mußte; aber er wollte ja auch das Buch nicht ersetzen, sondern nur darauf aufmerksam machen und zwar je eher und je mehr je lieber. Nur eine einzige Betrachtung will er noch andeuten, die auf beiden Seiten gebraucht werden kann. Wenn man unserm Verfasser, bey seiner Behauptung, daß das Römische Recht

für uns unentbehrlich sey, die Engländer entgegen-  
setzen wollte, die zwar jetzt die vornehmsten Docto-  
ren desselben haben, aber im Uebrigen seit Jahr-  
hundertern es gar sehr vernachlässigten; so fragt  
Nec. die Eiferer für ein Gesetzbuch, wo denn eben  
diese Engländer, denen man in der That National-  
sinn nicht ganz absprechen kann, ein Gesetzbuch  
haben? Wenn unsere Zeitungs-Leser einmahl unter  
dem Artikel London finden, daß ein Englischer  
Rechtsgelahrter im Parlamente auf ein neues Ge-  
setzbuch, statt des common-law, angetragen habe,  
ohne vom Lord Canzler ausgelacht worden zu seyn,  
dann mögen sie bedauern, daß aus dem allgemeinen  
Deutschen Gesetzbuche nichts geworden ist.

Hug o.

### Paris.

Bey Grabit, 1812: *Etudes sur La Fontaine,*  
ou Notes et excursions littéraires sur les Fables;  
précédées de son Eloge inédit par feu Mr.  
Gaillard, de l'Académie françoise; mit dem Motto  
aus Marmontels Schriften: De tous (?) les hom-  
mes qui ont écrit, *La Fontaine est peut-être* (wo-  
durch jenes tous doch wieder gewaltig eingeschränkt  
wird) celui, dont les beautés tiennent le plus  
au génie de la langue et au sien. LII und 472 S.  
in groß Octav. Als Titelfupser das von La Fon-  
taine zu Chateau Thierry bewohnt gewesene Haus,  
wie solches im Jahre 1811 noch zu sehen war.

Daß unsere Nachbarn jenseits des Rheins, trotz  
der ihnen vorgeworfenen Liebe zur Veränderung,  
doch immer dem in ihrer ältern Litteratur einmahl  
als classisch anerkannten treu bleiben, oder mit  
neuer Bewunderung immer wieder zu ihm zurück-  
kehren, macht ihnen gewiß alle Ehre; denn was  
aus dem Gegentheile, zum Beispiel bey uns,  
entstanden, liegt am Tage. Bey allem dem hat

diese Vorliebe fürs Alte, wie so viel andres in der Welt, auch wieder ihre Nachtheile. Jeder will nämlich es dem Andern an Geschmack, Fact und Scharfsinn im Lob und im etwanigen Tadel zuvor- thun, und da kommen denn endlich zu ihren be- liebtesten Schriftstellern Commentare zum Vorschein, wie die Classifier Roms sich an den Farnabius und Minelliis mußten gefallen lassen. Vorliegende Ar- beit kann zu einer Ausgabe cum notis variorum dienen; denn vor zehn Jahren erst hatte unter der Aufschrift: La Fontaine et tous les Fabulistes, ein Herr Guillon in zwey stattlichen Octavbänden dem gefeyerten Autor denselben Dienst leisten wol- len; früher schon Champfort in einer Menge zum Theil sehr wigiger Noten; und außerdem noch viel andere Beurtheiler und Lobredner; woraus denn ein so ansehnlicher critischer Wald erwachsen war, daß Herr P. L. S—t. — denn bestimmter gibt er am Ende des Vorberichts seinen Nahmen nicht an — nach Herzenslust darin Zweige abbrechen konnte, und kaum noch einige Plätzchen leer fand, die er aus eignem Vorrath für seine Nachfolger bepflanzen konnte.

Erfindung war keineswegs La Fontaine's her- vorragende Seite; aus was für Quellen der ältern Vorzeit, oft aber auch erst des Mittelalters, er also geschöpft, seinen Fund aber nicht selten ver- schönert, und die ihm eigen gebliebne Naivetät dem Ganzen einzuhauchen gewußt, läßt sich ganz an- genehm lesen; auch mag es für unsre Nachbarn unterhaltend genug seyn, den zahlreichen Haufen hier und da nicht unglücklicher, noch öfter aber ihn ganz verfehlender Nachahmer, so wie den der offen- baren Plagiare, sammt und sonders hier vorgeführt zu sehen; auch dem Stylisten muß es lehrreich seyn, manche Redensart und Wendung erörtert zu finden, die bey dem Fabulisten noch sehr gut sich ausneh-

Men, heut zu Tage sich dennoch aber mit Erfolge nicht mehr wölten brauchen lassen. Hingegen stößt man auch häufig genug auf so triviale und schlecht begründete Bemerkungen, daß es schwer zu errathen bleibt, für wen eigentlich der ganze Potpourri zusammengelassen worden? denn schwerlich wird weder Alt noch Jung die nöthige Geduld haben, einen so dickleibigen Commentar, und dieß bloß über La Fontaine's Fabeln durchzustudieren. Was strengere Beurtheiler hier und da, oft mit vollem Rechte, zu tadeln gefunden, ist von dem Sammler zwar keineswegs verschwiegen worden, nur aber als ein minimum anzusehen, in Vergleich mit den zahllosen Lobsprüchen, die den ganzen Band hindurch wiedererschallen; was jedem cordaten Leser am Ende um so widerlicher werden muß, da so zu sagen mit der Nase auf jede einzelne Schönheit sich gestoßen zu fühlen eine offenbare Beleidigung des Käufers ist, als dem man durch solch ein Benehmen gar keinen Geschmack und Mutterwitz zutrauen scheint. — Ein genaues, alphabetisch gestelltes Register der Fabeln wird übrigens Allen, die von dem Buche Gebrauch machen wollen, ganz willkommen seyn; nur hätte sein Herausgeber auch die Ausgabe, deren er sich hierzu bedient, anzeigen sollen; denn in Bestellung sowohl als Besarten werden sich alle doch schwerlich gleich finden lassen. Durch eine ebenfalls alphabetisch geordnete Notiz der Autoren und Schriftsteller, die von La Fontaine mehr oder weniger gehandelt, hat er sich auch um die Sammler künftiger Nachlesen, als woran es gewiß nicht fehlen wird, verdient zu machen gesucht. Ein Verzeichniß aller, in Frankreich wenigstens, zum Vorschein gekommenen Ausgaben wäre wohl nichts überflüssiges gewesen; statt eines solchen gibt er nur les plus remarquables an; ohne sich darauf einzulassen, worin dieser Vorzug eigentlich bestehe. Die erste,

nur sechs Bücher erst enthaltend, kam 1668 in Quartformat zu Paris heraus, und ist, wie natürlich, zur großen Seltenheit geworden. Daß man in der Folge auch Prachtausgaben (meist jedoch geschmacklose) davon veranstaltet hat, ist bekannt genug; und diese scheinen es doch hauptsächlich gewesen zu seyn, worauf die Nothz Rückficht genommen; mithin weiß der Ausländer noch immer nicht, was für einer man den Vorzug zu geben habe.

Die den Raum von S. XIV bis LIII füllende und bisher unedirte Lobsschrift auf La Fontaine, worin er als Schriftsteller und Mensch geschildert wird, war für die Marseiller Academie bestimmt gewesen, wo ihr aber die von Chamfort eingefandte bekanntlich den Preis abgenommen. Ihr Verfasser ist eben der Herr Gaillard, dessen zahlreiche historische Schriften von seinen Landsleuten selbst nicht sonderlich mehr geschätzt, und nunmehr für größtentheils sach- und geistarme Redebungen, nicht eben mit Unrecht, erklärt werden. So ziemlich ist dieß auch der Fall in vorliegendem Eloge. Hier z. B. will er den Vorwurf entkräften; daß La Fontaine die Alten gar zu merklich und oft nachgeahmt habe. Mein! sagt er: il leur reprochoit ce qu'ils lui avoient *derohé*: il ne se formoit pas sur eux, il les *attiroit* à lui, et les convertissoit en sa propre substance. Was ließe mit Wendungen dieser Art sich nicht alles behaupten und rechtfertigen! — Schwerlich würden dergleichen Etudes über unsre Deutsche Fabulisten, worunter es doch auch sehr hervorragende gibt, auch nur ein paar Duzend Leser oder Käufer finden; und bey dieser Gelegenheit fällt dem Rec. der unvergeßliche Bellert ein; wenn anders unsre jetzigen Naturpoeten, Romantiker und Sonnettendrescher gegen diesen Beynahmen nichts einzuwenden haben. Er selbst hatte nämlich mehrere seiner eignen, noch gern gelesenen,

Fabeln und Erzählungen aufs strengste beurtheilt; was denn zu dem artigen Einfall, oder, wenn man will, Sinngedichtchen Anlaß gab:

So übel Gellert auch von seinem Liede spricht,  
Gefällt doch Gellerts Lied mit seinen Fehlern Allen:  
Ein Bodmer spricht: mein Noth muß gefallen,  
Und doch gefällt er nicht!

### Wien.

In der Camestinischen Buchhandlung: *Hermeneutica biblica generalis usibus academicis accommodata* ab *Altmanno Arigler*, Theologiae Doctore, antea Professore studii biblici N. T. P. O. in universitate Viennensi, nunc Abbate Ord. S. Ben. Gottwicensi, Sac. Maj. et celsi Regiminis Consiliario. 1813. XVI und 264 S. in groß Octav.

Auch dieses hermeneutische Lehrbuch ist, wie das (*Göt. gel. Anz. St. 25. d. J.*) von uns angezeigte *Jahnsche*, und fast noch mehr ein erfreulicher Beweis der Fortschritte des Forschungsgeistes bey einzelnen Theologen der catholischen Kirche, und zugleich einer liberalen Benützung der Vorarbeiten protestantischer Schriftforscher, wenn auch gleich der Wissenschaft im Ganzen genommen kein erheblicher neuer Gewinn dadurch bewirkt würde. Der Verfasser wünschte durch diese Schrift nach S. III f. der Vorrede theils das, was die Hermeneutik in sich faßt, systematischer darzustellen, so daß es als ein Ganzes erscheine, dessen einzelne Theile wesentlich zum Ganzen gehören; wie dieß bey *Ernesti* und dem ihm folgenden *Gregorius Mayer* weniger der Fall war; theils die Gründe einzelner exegetischer Vorschriften näher zu erörtern; theils endlich das Eigenthümliche der historischen Interpretation mehr hervorzuheben; und durch dieß Alles die Mängel der von ihm bis dahin als Grundlage seiner Vorlesungen benützten *Mayerschen* Anweisung zu

ersehen. Wenn er nun gleich selbst sich überzeugt hielt, daß diese Schrift noch nicht ganz dem Ideal entspricht, welches er sich von einer solchen Anleitung entworfen hat: so könnte er doch dem Wunsch seiner Zuhörer, ihnen, statt zu dictiren, einen gedruckten Leitfaden mitzutheilen, nicht länger widerstehen; bereit, die etwa noch bemerkbaren Mängel durch den mündlichen Vortrag zu ersetzen, und erfreut, wenn sein Versuch einer neuen hermeneutischen Anweisung bald einen noch gelungenern zur Folge haben sollte. Bey solcher Bescheidenheit in seinen Ansprüchen werden wir um so weniger es dem Verf. zur Last legen können, wenn der Fortschritt der Wissenschaft nicht wesentlich dadurch gefördert ist; vielmehr uns allein mit einem Ueberblick des Ganzen begnügen dürfen, um auf die Reichhaltigkeit des Werks aufmerksam zu machen, da wir ohnehin ins Detail zu wenig eingehen können.

Den Anfang macht *Hermeneuticae biblicae generalis pars isagogica*, worin die Begriffe von Hermeneutik, und deren Umfang, Interpretation, Bedeutung und Sinn der Rede, buchstäblicher grammatisch-historischer oder grammatisch-logisch-historischer Sinn, mystischer Sinn und moralische Interpretation, welche beide mit Recht verworfen werden, u. s. w. erörtert sind; worauf nach einer gedrängten Geschichte der Hermeneutik die Eintheilung des Ganzen in zwey Haupttheile folgt: I. *De sensu rite inveniando*; II. *de sensu invento rite repraesentando seu explicando*. Pars I. hat drey Sectionen: 1. *De inveniando sensu per usum loquendi*, woben zuerst vom Sprachgebrauch und dessen Auffindung im Allgemeinen, dann vom biblischen Sprachgebrauch besonders, sofern er den hellenistischen Schriftstellern gemein, oder sofern er den neutestamentlichen Schriftstellern eiaenthümlich war, ferner von den Quellen und Hülfsmitteln, den allge-



1944 G. g. N. 194. St., den 3. Dec. 1814.

meinen hellenistischen Sprachgebrauch zu erforschen, sofern er hebraisirend (der Verf. sagt S. 102 *usus loquendi hebraisticus!*), und sofern er griechisch ist, dann von den Quellen, den speciellen biblischen Sprachgebrauch zu erkennen, mit Sachkenntniß und Benützung der besten Vorarbeiten geredet ist; 2. de inveniendō sensu per consiliū orationis, und zwar A. in oratione continua, mit Rücksicht auf die verschiedene Arten des Vortrags und der Darstellung; B. in singulis dictis; C. exstantibus pluribus orationibus, quae in comparationem venire possunt, wobey von Parallestellen und deren Gebrauch, auch von der analogia fidei nach einer sehr gemilderten Darstellung, nach welcher man sie allein auf die Hauptlehren des Christenthums, nicht auf die Nebenbestimmungen derselben beziehen soll, geredet wird; 3. de sensu inveniendō per culturam loquentis, wobey von der Nothwendigkeit der historischen Erklärung, und von den Quellen, um sowohl Sachkenntnisse zu erlangen, als die Denk- und Vorstellungsart jener Zeiten kennen zu lernen, und zwar von christlichen, jüdischen und heidnischen Quellen, mit fruchtbaren Andeutungen, die Rede ist. Endlich Pars II. redet von Versionen, Paraphrasen, Schollen und Commentarien in fruchtbarer Kürze, die überhaupt dieser ganzen Theorie eigen ist, welche sich durch lieberale Denkart ihres Verfassers, durch fleißige Zuziehung der besten protestantischen Hermeneutiker, durch reiche Litteratur und gut gewählte Beispiele vor ähnlichen Lehrbüchern vortheilhaft auszeichnet; jedoch, ungeachtet des allgemeinen Titels, fast nur aufs N. T. ausschließl. berechnet ist. Was wir bey dieser Reichhaltigkeit vermiffen, z. B. eine Specialhermeneutik des N. T., oder was wir im Einzelnen erinnern möchten, müssen wir übergehen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 5. December 1814.

**Waireuth.**

Von Joh. Andr. Lübeck's Erben: Das Forstrecht, nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft und in Verbindung des allgemeinen Landrechts für die königl. Preussischen Staaten, beurtheilt von Heinr. Christoph Moser, königl. Preussischem Forstmeister. 128 Seiten in gr. Octav.

An und für sich hat zwar jeder Waldeigenthümer das Recht und die Freyheit, mit seinem Eigenthume zu machen was ihm gut dünkt, wenn er dadurch den Rechten eines Dritten nur nicht zu nahe tritt; auch mag er es nach Kräften schützen, in sofern Andere sich beygehen lassen sollten, Eingriffe in dasselbe zu thun. Allein da die Wälder eins der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse liefern, für dessen Herbeyschaffung der Staat Sorge tragen muß; da die Waldbesitzer von ihrem Eigenthume Mißbrauch machen und in Verwaltung desselben dem allgemeinen Staatszwecke zuwider handeln könnten, und da die rechtlichen Verhältnisse, in denen das Privateigenthum mit andern Grundstücken oder Personen gewöhnlich zu stehen pflegt, nicht selten von der Art sind, daß sie ohne Dazwischenkunft der obersten

Staatsbehörde nicht wohl ausgeglichen werden können: so hat der Staat die Verbindlichkeit und Befugniß auf sich; gesetzliche Vorschriften zu ertheilen, nach welchen die Wälder im Staate, ohne Unterschied, zum allgemeinen Landesbesten behandelt und gesichert werden sollen, und wodurch die natürliche Freiheit der Waldeigenthümer in so weit beschränkt wird, als es das allgemeine Landesbeste und die Sicherheit der Wälder selbst gebietet. Diese, aus der Landeshoheit und aus der oberstrichterlichen Politien entspringende Verbindlichkeit und Befugniß heißt das Forstrecht; das Forsthoheitsrecht; das Forstregale u. s. w., und es begreift zunächst das Recht in sich: Forstverordnungen und Forststrafgesetze zu erlassen, wodurch die innere und äußere Integrität der Wälder gesichert, ihre Bewirtschaftung, Bewirthschaftung, Benutzung und Cultur angeordnet wird, wonach die Waldfrevel bestraft und vor Gericht verfolgt werden sollen. Auch rechnet man dahin das Jagdrecht, oder die Befugniß des Landesherrn, in Jagdsachen Verordnungen ergehen zu lassen, da die Jagd vorzüglich innerhalb der Wälder ausgeübt und als ein Annexum der Forstverwaltung angesehen wird, obwohl es mit dem Forstrechte überall in gar keiner nothwendigen Verbindung steht, und man längst aufgehört hat, die flüchtigen Bewohner des Waldes und ihre Verfolgung für wichtiger zu halten, als den sie verbergenden Wald selbst. —

Nach dieser Ansicht handelt nun der Verf. des vorliegenden kleinen Buchs das Forst- und Jagdrecht, mit Beziehung auf das Preussische Landrecht, also gewissermaßen doch nur für die Preussischen Staaten, in 9 Kapiteln, ab, und theilt dasselbe a) in das Forsthoheitsrecht, und b) in das Forsteigenthums- oder Privatrecht, ohne nachher (wie wohl zweckmäßig gewesen wäre) jedes dieser Rechte

in besondern Hauptstücken vorzutragen. — Man kann nicht in Abrede stellen, daß er hierüber mit vieler Gründlichkeit zu Werke gegangen ist; er übertrefft alle seine Vorgänger darin, daß er mit juridischer, ; ausgebreitete forstwissenschaftliche Kenntnisse verbindet, und er hat das Verdienst, einen beynahe in Vergessenheit gerathenen, wenig bearbeiteten Theil der Forstwissenschaft, gesäubert von allen überflüssigen Jagdsachen, von Neuem in einer systematischen Ordnung, klar und deutlich und in einer guten Sprache, ohne Anmaßung und Prunk, vorzutragen. Was Rec. beym Durchlesen des Buchs bey einigen Kapiteln aufgestoßen, will er im Nachfolgenden anführen:

Im ersten Abschnitte, wo der Verf. vom Forstrechte überhaupt handelt, hat er §. 7. die in einigen Gegenden Deutschlands sehr häufig vorkommende Classe von Wäldern, die von Landesherren und Gemeinden, oder Privatpersonen in ungetheilter Gemeinschaft besessen werden (ungetheilte Waldungen; halbe Gebrauchswaldungen; Märkerwaldungen u. s. w.) gar nicht erwähnt, und doch sind sie, wie in administrativer, so in forstrechtlicher Hinsicht sehr wichtig; denn es kommen bey ihnen die Fragen vor, ob der Staat zu ihrer pfleglicheren Behandlung und zu desto besserer Erreichung seiner allgemeinen Zwecke, eine Theilung derselben, auch wider Willen der Miteigenthümer, nicht verfügen könne; nach welchen rechtlichen Grundsätzen eine solche Theilung vorzunehmen sey; ob die Beaufsichtigung solcher Wälder, bloß von Seiten des Staats, oder mit Concurrenz der Miteigenthümer, beschafft werden müsse u. s. w. Von der Waldaggenutzung. — Unbedingt mögte Rec. doch nicht behaupten, wie §. 2. geschieht, daß zwar alle andern Bedürfnisse des menschlichen Lebens durch Anfuhr aus entfernten Gegenden herbengeschafft werden könnten, nur das Holz nicht. — Beym Bau- und Nutzholz geschieht dieß in Holz-

armen Ländern, wie z. B. Holland, schon sehr häufig. Wenn Brennholze würde es allerdings mit einem großen Kostenaufwande und vielen Schwierigkeiten verbunden seyn, allein dessen ungeachtet in vorkommenden Fällen möglich gemacht werden müssen, ähnlich, wie es bey großen Städten und holzconsumirenden Fabrikanlagen schon geschieht. — §. 8. meint der Verf., das Eigenthumsrecht an sich gebe keine Befugniß zur Waldausreuthung. Wir mögten wohl fragen: welches andere Recht an sich denn mehr eine Befugniß dazu gebe? — An und für sich kann ein jeder Eigenthümer mit seinem Eigenthume machen, was er will; er kann es, nach Gefallen, theilweise oder ganz, zerstören, vorausgesetzt, daß er damit Niemanden anders, als sich selbst, Schaden zufügt. — Allein in Beziehung mit Andern und mit dem Staate gedacht, leidet diese natürliche Freiheit Einschränkung. Der Staat muß das Wohl des Ganzen immer im Auge behalten, daher darf er ohne vorhergehende Prüfung und Berücksichtigung des allgemeinen Wohls das Ausreuthen der Wälder nicht unbedingt gestatten; er muß es sich vorbehalten, zu bestimmen; ob der Eigenthümer von der ihm an und für sich zustehenden Befugniß Gebrauch machen dürfe, oder nicht; er hat das Recht des Zugesehens und des Verbietens, aber das Recht an und für sich der Eigenthümer. Von der Walddevastation und deren richterlichem Erweis im 2ten und 3ten Kapitel sehr ausführlich und gründlich. Der Verf. definiert eine Walddevastation folgendermaßen: „Wird eine Waldung von dem Eigenthümer oder Nutznießer in der Art behandelt, daß dadurch für den Staat, oder für gewisse einzelne Mitglieder desselben die fortwauernde Befriedigung des Holzbedarfs beschränkt, oder gänzlich aufgehoben wird; so ist eine solche Handlung als Devastation zu betrachten.“ Das Kriterium der Walddevastation wird diesemnach in der

Unmöglichkeit der Befriedigung des Holzbedarfs, in den Folgen der devastirenden Handlung gesetzt, und dieser Voraussetzung zu Folge bestimmt der Verf. die Fälle einer eintretenden Walddevastation und das forstmännische und richterliche Beweisverfahren. Dieses Verfahren gründet sich hauptsächlich auf eine Untersuchung des Holzbedarfs der Gegend, der rechten Schlagbarkeit und der größten Erträglichkeit des Holzes, und auf eine förmliche Abschätzung des als devastirt in Anspruch genommenen Waldes. — Rec. hat im Allgemeinen gegen die angeführte Bestimmung eines schwankenden Begriffs und das daraus abgeleitete Verfahren nichts zu erinnern. Der Holzbedarf einer Gegend, oder einzelner Personen, leidet nie Ende immer durch eine Devastation, und mehr es auf den schweren Erweis einer wirklich eintretenden Devastation ankommt, scheint man kein kunstmäßigeres und gründlicheres Verfahren einschlagen zu können. — Allein wenn man weiß, wie verschieden die rechte Schlagbarkeit der Hölzer angenommen werden kann, wie unsicher die Berechnungen der Perioden der größten Erträglichkeit der Holzarten und des Holzbedarfs einer Gegend sind, und wie wenig man auf zutreffende Abschätzungen, zumahl eines devastirten Waldes rechnen kann, wie viele Schlupfwinkel also dem Waldverwüster Angeklagten verbleiben, durch welche er der richterlichen Verfolgung entgehen kann: so möchte Rec. lieber die Ursachen der Waldverwüstung, die devastirende Handlung selbst, als das Criterium des Begriffs einer Walddevastation annehmen, und diese dahin definiren, daß es das Verächtniß des Waldeigenthümers, oder des Nutznießers von Dienstbarkeiten sey, wodurch, wenn es festgesetzt wird, die Abrodung des Waldes nach den Regeln des Forstwesens, unabweislich nach sich gezogen wird. Von dieser Bestimmung kommt es nicht auf die Abschätzung der Ertragskraft

nungen, auf Haubarkeitsbestimmungen u. s. w. an; sondern die Devastation wird schon durch ein bloßes Gutachten der Sachverständigen, daß der Wald nicht nach den Regeln des Forstbetriebes und so behandelt sey, daß er sich durch einen kunstmäßigen Abtrieb, und durch den nothwendigen künstlichen Anbau selbst erhalten könne, also rein forstmännisch, erweisen, man umgeht in den meisten Fällen die weitläufigen und kostbaren Abschätzungen, Ertragsberechnungen und Holzbedarfs-Untersuchungen, und man gründet, ganz richtig und natürlich, den Erweis einer wirklichen Devastation auf das Verfahren des Waldeigenenthümers oder des Nugnießers, verglichen mit den feststehenden Regeln des Forstbetriebes, und nimmt auf die (calculirten) Folgen zunächst gar keine Rücksicht. — Dadurch, daß der Verk. eine Walddevastation auf den entzogenen Holzbedarf gründet, wird derselbe (§. 23.) auch verleitet, eine zu geringe Holzfüllung, den Nichtgebrauch des Holzes, für eine Walddevastation zu erklären, weil dadurch der Gegend. u. der benöthigte Bedarf entzogen wird. Dieß ist, nach des Rec. Meinung, völlig unrichtig. Es liegt schon etwas Widersprechendes darin, Jemanden, der das Seine zu Rathe hält, für einen Verschwender zu erklären, bloß weil er es nicht in's Publicum bringt; eben so ist es mit dem Holzbesitzer, der nicht Holz genug schlagen läßt. — Außerdem muß, juristisch, bei einer Walddevastation der animus devastandi, oder doch wenigstens eine große incuria vorausgesetzt und erwiesen werden; und Rec. steht nicht ein, wie dieß bei denjenigen, der aus Sparsamkeit, oder anderen Conservationsgründen, weniger Holz in seinem Walde schlagen läßt, als er könnte; mit Billigkeit zu thun sey; er will den Wald nicht ruiniren, er will ihn, im Gegentheile, recht vollständig erhalten, und deswegen kann er wohl zu einem stärkeren Holzhiebe veranlaßt, aber nicht wohl der Holzverwüstung angeklagt

werden, sonst müßte man auch einen Geizigen der Verschwendung anklagen können. — Die durch die Berechtigten herbeigeführte Walddevastation und gerichtliche Verfolgung hätte wohl verdient, etwas ausführlicher abgehandelt zu werden. — Neußerst hart, Rec. möchte sagen, forstmännisch ganz ungerecht, ist der im 3ten Kapitel §. 19. aufgestellte Satz, daß derjenige, der nach fünf, zur natürlichen Wiederansaat vergeblich, erwarteten Samenjahren, die abgetriebenen Theile seines Waldes nicht durch eine zweckmäßige künstliche Cultur wieder in Anwachs bringt, als Waldverwüster angesehen und verfolgt werden solle. — Weiß denn der kundige Hr. Verf. aus eigener Erfahrung nicht, daß die Natur in die Zeiträume sich nicht zwingen läßt, die wir ihr zu setzen belieben, und daß sie uns nicht selten zweymahl 5 Jahre vergeblich auf hinreichenden Samen warten läßt? Warum soll nun der schuldlose Waldeigenthümer die Kargheit der Natur büßen, um eines Theils mit großem Kostenaufwande ganze Schläge durch künstlichen Wiederanbau, wozu er nicht einmahl den benöthigten Samen bekommen kann, in Stand setzen, und andern Theils gar als Waldverwüster, bey dem besten Willen, verfolgt werden? Von der gesetzlichen Cultur und Schonung der Forsten. Neußerst zweckmäßig und gründlich, mit Bezugnahme auf das Preussische Landesrecht. — Außer von der Jahreszeit hängt (§. 24.) die mehr oder mindere Schädlichkeit der Waldweide auch von der Tageszeit und von der Witterung ab. Hängt z. B. noch der Thau an den jungen Pflanzen oder frischen Trieben, oder ist der Boden durch regnige Witterung erweicht; so ist das Behüten eines jungen Schlages oder Geheges bey weitem nachtheiliger, als unter entgegengesetzten Umständen. — Sehr richtig ist, was der W. §. 45. u. f. sagt, daß derjenige, der die erprobten Abwehrens- und Hülfsmittel wider den Borkenkäfer und Raupenfraß nicht anwendet, und dadurch die Verbreitung des Uebels befördert, als



1957 G. 3 N. 195. St., den 5. Dec. 1814.

Walddevastator angesehen werden müsse. Wäre dieß immer-geschehen; sicher ständen noch manche Nadelholz-Wälder blühend da. — Gesegliche Bestimmungen über die Benutzung der Wälder. Kap. 6. — werden hauptsächlich die forstrechl. Verhältnisse zwischen dem Berechtigten und dem Waldeigenthümer, nach dem Preuß. Landrechte erwogen. — Bey der Mastgerechtigkeit hätte noch angeführt werden können, daß der Mastberechtigte verbunden sey, Zuschläge innerhalb der Mastreviere, zum Wiederanbau der Forsten, zu dulden, oder auch nur nach Anweisung des Eigenthümers zu behüten, um den Boden zur Aufnahme des Samens empfänglich zu machen. — Von der Jagdgerechtigkeit, im 6ten Kapitel. Von d. Forst- und Jagdpolicey und von den Forstverbrechen und ihrer Bestrafung im 7. 8. u. 9. Kapitel. Diese Kapitel sind am wenigsten gründlich ausgefallen. Der W. unterscheidet nicht hinlänglich und scharf das dem Privateigenthümer unstreitig zustehende Beaufsichtigungs- und Beschützungsrecht seines Waldes von der oberstpoliceylichen Verwaltung und Beaufsichtigung von Seiten des Staats, die mit dem Strafrechte in Verbindung steht, was nach reinen Grundsätzen des Staats- u. auch des Forstrechts, von dem Privateigenthümer nie ausgeübt werden sollte. Auch sind bey dem Kapitel von den Forstverbrechen und ihrer Bestrafung, die Begriffe von Schaden und Werth u. der daraus zusammengesetzten Strafe, nicht gehörig entwickelt und bestimmt worden, was davon dem Waldeigenthümer und dem Gerichtsherrn gebühret. Von der Befugniß des Staats, die Waldungen der Gemeinden, Corporationen u. s. w. in Administration zu nehmen, und die Forstbedienten sowohl bey diesen, als auch bey den Privatwaldungen — wenn nicht zu ernennen, doch wenigstens vor ihrer Ernennung zu prüfen, wie es z. B. bey der Anstellung der Patrimonial-Gerichtspersonen geschieht, ist überall gar nichts erwähnt worden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. u. 197. St.

Den 8. December 1814.

Göttingen.

Bei Joh. Fr. Röwer: Reise durch Scandinavien, in den Jahren 1806 und 1807, von Joh. Fr. Ludw. Hausmann. Dritter Theil. Mit drei Kupfern. 1814. IV und 468 S. in Octav.

Der Verfasser, welcher diese Fortsetzung der Beschreibung seiner Reise durch Scandinavien lange schuldig geblieben war, hofft nunmehr im Stande zu seyn, die noch übrige Abtheilung seines Werkes rascher zu vollenden. Der vorliegende dritte Theil führt den besonderen Titel: **Aphorismen über Stockholm im Winter 1806**; über dessen Veranlassung sich der Verfasser in einem Vorworte erklärt. Es sollte dadurch angedeutet werden, daß der Leser in den nachfolgenden Abschnitten keine systematische und erschöpfende Schilderung von Schwedens Hauptstadt, von ihren Merkwürdigkeiten, ihren Einwohnern u. s. w. erwarten dürfe. Der dreymonatliche Aufenthalt an diesem, in so vielfacher Hinsicht merkwürdigen Orte, reichte kaum hin, um unserem Verfasser die nähere Bekanntschaft der Gegenstände zu verschaffen, welche seinem Haupt-

reizezwecke nahe lagen. Daher hat auch nur diesen Gegenständen vorzugsweise der vorliegende Theil der Reisebeschreibung gewidmet werden können; ob dieser gleich außerdem im Ganzen mehr wie die vorhergehenden Theile, manche andere der Beachtung würdige Dinge berührt. Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Schilderung des Centralpunctes für die Schwedische Litteratur, Kunst und Industrie darbot, benützt, um Blicke auf den gegenwärtigen Zustand und die Geschichte dieser Gegenstände zu werfen. Dadurch ist freylich manches in die Schilderung der Hauptstadt verwebt worden, was genau genommen nicht zu derselben gehört. Es wäre auch überhaupt vielleicht zweckmäßiger gewesen, wenn solche Betrachtungen, welche Schweden im Allgemeinen betreffen, einer besonderen Abtheilung hätten vorbehalten und von der eigentlichen Reisebeschreibung getrennt werden können. Die Zeitumstände erlaubten aber bey dem ersten Zuschnitte des Werkes nicht, einem solchen Plane zu folgen, so sehr dieses damahls auch der Verfasser wünschte; daher man es gegenwärtig entschuldigen möge, daß in diesem dritten Theile, die Schilderung der Merkwürdigkeiten Stockholms, hin und wieder durch allgemeine Bemerkungen über die Litteratur und Kunst, über die Industrie und den Handel Schwedens unterbrochen wird.

In dem ersten Abschnitte des vorliegenden Theils, dem funfzehnten des ganzen Werkes, wirft der Reisende allgemeine Blicke auf Stockholm. Die Lage der Stadt, der Felsenarund welcher sie trägt, die Eintheilung und Bauart der Stadt, das Clima, die Volksmenge, Character und Sitten der Einwohner, ihre Beschäftigungen und Lustbarkeiten, sind die Hauptgegenstände, bey denen er verweilt. Es gibt nach seiner Aussage viele große Städte,

196. u. 197. St., den 8. Dec. 1814. 1955

die schöner gebauet sind als Stockholm; aber gewiß nur sehr wenige, deren Lage merkwürdiger und mahlerischer ist. Die Lage an dem Mälarsee und der Bucht der Ostsee, in welche er mündet; die überall zwischen den Häusermassen hervorragenden Felsen, auf denen die Stadt sich gegen Mitternacht und Mittag allmählig ansteigend erhebt; die vielen einzelnen, bebaueten und zum Theil mit einander durch Brücken verbundenen Inselgruppen — alles dieses zusammengenommen macht auf den Fremden einen sehr ungewohnten Eindruck, und gibt dem Ganzen so viel Mannigfaltigkeit und Leben, führt so viele auffallende Contraste herben, daß man lange in Stockholm sich aufhalten und auf jedem neuen Wege durch die Stadt neuen Genüssen entgegen gehen kann. — Sehr allgemein verbreitet findet man die Meinung, der Felsengrund von Stockholm bestehe aus Granit. Der Professor Hausmann zeigt, daß die allgemeine Gebirgsart dort derselbe Gneus ist, welcher nach seinen früher mitgetheilten Bemerkungen in so großer Verbreitung in Schweden sich findet; der oft dem Granite sich hinneigt und einzelne Lagen desselben aufnimmt. Bey dieser Gelegenheit wird eine Idee leise berührt, die dem größeren Theile der Geologen sehr anstößig seyn dürfte, daß nämlich unter den Grundgebirgsarten, die ihren verschiedenen Formationen bisher beygelegte Altersfolge, nicht wirklich Statt zu finden, und daß die Ebel'sche Wahrnehmung an der Lagerung der Grundgebirgsarten in den Schweizeralpen, im Norden Bestätigung zu erhalten scheine. Der Verfasser ist, seit seiner Reise durch Norwegen und Schweden, auf welcher er aus vielfältigen Beobachtungen über das dortige, überall verbreitete und am Tage liegende Grundgebirge jene Idee schöpfte, ohne damals die übereinstim-

menden Ebel'schen Beobachtungen kennen zu können, mit darauf sich beziehenden Untersuchungen beschäftigt gewesen; wird aber erst, nachdem diese noch größere Reife erhalten haben, ganz damit hervortreten dürfen.

Von der Beschreibung der Stadt, welche keinen Auszug gestattet, wendet sich der Verfasser zum Klima von Stockholm, welches gewissermaßen in der Mitte steht zwischen dem von Petersburg und Christiania. Darauf werden Nachrichten über die Volksmenge und die Sterblichkeit mitgetheilt, die zum Theil geschöpft sind aus den Bekanntmachungen des Stockholmer Tabellinstitutes. Die Volksmenge von Stockholm betrug im Jahre 1805 in Allem 72,653, und das Verhältniß der jährlich Gestorbenen zur Volksmenge war wie 1:25. Beyläufig wird bemerkt und durch genaue Angaben belegt, wie die Mehrzahl der Gebornen gegen die Gestorbenen in den nördlicheren Provinzen von Schweden ungleich größer ist als in den südlichen. — Wenn es im Allgemeinen wahr ist, daß durch einen Aufenthalt in einer Residenz eine richtige Kenntniß von der Nation nicht zu erlangen ist, so gilt dieses doch vielleicht von keiner Nation in einem höheren Grade als von der Schwedischen. Ein größerer Abstand als zwischen dem Schwedischen Volke im Allgemeinen und den verfeinerten Bewohnern Stockholms Statt findet, kann wohl nicht leicht anders wo gefunden werden. So sehr das Schwedische Volk im Allgemeinen jeden anziehen muß, der mit demselben genauer bekannt wird, in einem eben so hohen Grade stößt die verfeinerte Stockholmer Welt denjenigen ab, der mit unverdorbenem Sinn für Einfachheit, Niederkheit, Offenheit, Treue in dem Innern ihres Kreises eine zeitlang weilt. Durch eine genaue Schilderung sucht der Verfasser dieses dar-

zulegen. Daran knüpfen sich Bemerkungen über die geistige Cultur der Stockholmer, über ihre Erziehung, ihre Sitten und Gebräuche, über ihre ganze Art zu leben. Am Schlusse des Abschnittes wird Einiges über die Winterlustbarkeiten Stockholms mitgetheilt, und dabey besonders ausführlich vom Schwedischen Theater geredet.

Der zweite Abschnitt liefert litterarische und artistische Bemerkungen. Zuerst über den Zustand der Schwedischen Litteratur im Allgemeinen. Es werden die Ursachen von den mannichfaltigen und großen Hindernissen entwickelt, welche sich dem Fortschreiten der Schwedischen Litteratur entgegen stellen. Dann sucht der Verfasser darzuthun, welchen Einfluß Schwedens physicalische Beschaffenheit, so wie die Bedürfnisse der Nation gehabt haben, um der Schwedischen Litteratur die Richtung zu geben, welche für dieselbe charakteristisch ist; wie es kam, daß die Schweden eine besondere Neigung zu den Wissenschaften erhielten, aus denen für das gemeine Leben der größte Nutzen zu ziehen ist, und dagegen weniger Sinn für speculative Studien bekamen; wie die Schweden dazu gelangten, vor Allem in den Naturwissenschaften, in der Mathematik, in den Bergwerkswissenschaften sich auszuzeichnen; wie ihre Forschungen so sehr auf die genaue Kunde des Vaterlandes gerichtet wurden. Der Verfasser wirft nur einen Blick auf die neuere Schwedische Litteratur, indem er die einzelnen Fächer derselben kurz durchgeht; weist dann aber länger bey der naturwissenschaftlichen. Hier zeigt er, wie in Schweden zuerst die Naturbeschreibung ausgebildet wurde; von welchem großen Einflusse dieses auf die gesammte Bearbeitung der Naturkunde werden mußte. Die hohen Verdienste des ansterblichen Linné's werden gewürdigt; es wird bemerkt, wie

einflussreich seine Lehre auf das Studium der systematischen Naturkunde in Schweden geworden ist; daß man seinen Einfluß noch gegenwärtig in der Art und Weise erkennen kann, wie die Naturkunde von den Schwedischen Gelehrten bearbeitet wird. Botanik und Entomologie werden vorzüglich geliebt und cultivirt; am wenigsten geschieht im Ganzen für Mineralogie und Geognosie. Welche Einwirkung die Arbeiten von Cronstedt, Wallerius und Bergman auf das Studium der Mineralogie gehabt haben, wird ebenfalls nachgewiesen. Von diesen Zweigen der Naturwissenschaften wendet sich der Verfasser zur Chemie und Physik, und weist besonders bey den Verdiensten von Bergman und Scheele, der, ob er gleich kein geborner Schwede war, doch so lange er für die Wissenschaften arbeitete, in Schweden lebte. Von der naturwissenschaftlichen Litteratur wird ein Uebergang zu den Bergwerkswissenschaften gemacht, die in Schweden schon seit langer Zeit mit so ausgezeichnetem Erfolge bearbeitet worden sind. Die allgemeinen Urtheile darüber werden durch eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der Schwedischen bergwerkswissenschaftlichen Litteratur belegt.

Auf die allgemeinen Bemerkungen über die Schwedische Litteratur folgt die Würdigung der Verdienste einzelner in Stockholm lebender Gelehrten, deren genauerem Umgange der Verfasser mannichfachen Genuß und vielfältige Belehrungen verdankt. Zuerst wird von dem würdigen, in vielfacher Hinsicht um Schweden verdienten, nun leider verstorbenen Münzwardein Hjeltn geredet, von dessen Tode der Verfasser erst nach vollendetem Drucke seines Werkes Nachricht erhielt. Dann von dem vortrefflichen Berzelius, der unter Schwedens jetzt lebenden Chemikern die erste Stelle einnimmt, und

dessen große Entdeckungen und scharfsinnige Ideen die Aufmerksamkeit und Bewunderung Aller auf sich ziehen, welche sich für die Fortschritte der Chemie interessieren. Es werden Nachrichten über manche Arbeiten von Berzelius mitgetheilt, die in Deutschland bisher wenig bekannt geworden sind. Darauf folgen Bemerkungen über die wissenschaftlichen Verdienste von Hisinger, Schwarz, Zedenbera, Geijer, Svedenstjerna, Lidbeck. Mit großer Bewunderung redet der Verfasser von dem mechanischen Genie und den schriftstellerischen Arbeiten Nordwall's, bey welcher Gelegenheit allgemeine Bemerkungen über das Talent der Schweden für Mechanik und über den Einfluß mitgetheilt werden, den die Schwedische Natur auf die Weckung desselben zu äußern scheint. Die sehr großen Verdienste Hermelin's um sein Vaterland und um die geographischen und naturwissenschaftlichen Studien, werden ausführlich gewürdigt. — Von den gelehrten Gesellschaften, die zu Stockholm ihren Sitz haben. Zuerst besonders ausführlich von der hoch verdienten Wissenschafts-Academie, ihrer Geschichte, ihren Einrichtungen und Attributen. Darauf von der Academie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Alterthümer, und von der durch Gustav III. gestifteten Schwedischen Academie. Einige Nachrichten von der Königl. Bibliothek, der einzigen öffentlichen, welche der Verfasser in Stockholm kennen lernte; darauf mit größerer Ausführlichkeit von den Naturaliensammlungen in Stockholm, zumahl von den mineralogischen. Den Nachrichten über die Sammlung des Bergcollegiums, welche besonders lehrreich ist für die mineralogische Topographie Schwedens, sind allgemeine Bemerkungen über den Character der Schwedischen Mineralien beygefügt. Notizen von der



**Hermelin'schen** großen und instructiven Sammlung Schwedischer Gebirgsarten, den Mineralien-sammlungen der Hrn. **Geijer, Schwarz, Ledenberg, Svedenstjerna**. Bey dieser Gelegenheit einige kryсталlogische Bemerkungen über den **Kobaltglanz** von **Tunaberg** und metallurgische über die Schwedischen Eisensteine. Darauf folgen noch einige Nachrichten über ein Paar zoologische Sammlungen, Nachträge zu dem, was darüber in der Reise von **Weber und Mohr** enthalten ist. Den Beschluß dieser Bemerkungen über die in den Sammlungen **Stockholms** aufbewahrten Naturmerkwürdigkeiten, macht eine kurze Darstellung der allgemeinen Ansichten des Verfassers von der Schwedischen Natur, die er theils aus der Beobachtung derselben im Großen, theils aus dem Anschauen der einzelnen Wesen in den Sammlungen schöpfte.

Von der Natur wendet sich unser Verfasser zur **Kunst**. Unbedeutend ist aber dasjenige, was derselbe über einige Künstler, Künstlervereine und Kunstwerke **Stockholms** mittheilen konnte, da seine Aufmerksamkeit zu sehr von andern, seinen Studien und seinem Hauptreisezwecke näher liegenden Gegenständen gefesselt wurde. Zuförderst allgemeine Bemerkungen über das Gedeihen der Künste im Norden; dann ein Paar Worte über **Sergell** und seine Meisterwerke; einige Nachrichten über die immer noch nicht genug bekannten trefflichen **Porphyrkunstwerke** von **Elfdalen**, von denen in der Münze zu **Stockholm** eine Niederlage ist; und einige Bemerkungen über das Kunsttalent und die Werke des Obristen **Skjöldebrand**, des bekannten Verfassers der pittoresken Reise zum **Nordcap**. Zuletzt noch etwas über die **Stockholmer Maler- und Bildhaueracademie**, über die dortige **Kunstausstellung** und über die **musicalische Academie**.

196. u. 197. St., den 8. Dec. 1814. 1961

Der letzte Abschnitt enthält technische und commercielle Bemerkungen. Sie werden eröffnet durch allgemeine Betrachtungen über die Schwedische Industrie, zumahl über das dortige Fabrikwesen, welches im Ganzen nicht in dem Grade in Flor ist als man erwarten sollte, obgleich einige Zweige der Fabrication, z. B. die welche das Eisen veredeln, in neueren Zeiten sich sehr gehoben haben. Die Geschichte der Schwedischen Eisenhandhierungen wird mitgetheilt und darauf werden Uebersichten sowohl der verschiedenen metallurgischen als auch aller übrigen wichtigen Fabricationen geliefert und hin und wieder Winke über die Mittel ihrer Vervollkommnung und Erweiterung gegeben. Am ausführlichsten ist der Verfasser in dieser Hinsicht bey der Benutzung des Holzes, indem er darauf aufmerksam macht, welche große Vortheile die Einführung einer geregelteren Forstwirthschaft und einer sorgfältigeren Benutzung des Holzes für Schweden würde haben können, woben aber auch die Schwierigkeiten nicht unberücksichtigt geblieben sind, die sich den allgemeinen Fortschritten darinn entgegenstellen. Die Mittheilung von Nachrichten über den Zustand der Stockholmer Seidenmanufacturen veranlaßt den Verfasser zu einigen allgemeinen Bemerkungen über das Unvortheilhafte der erzwungenen Einführung von Fabricationen, zu welchen die Natur des Landes nicht auffordert. Auf die Bemerkungen über die Schwedischen Fabriken und Manufacturen im Allgemeinen folgen Nachrichten über die Handwerke und Fabriken in Stockholm. Nach einer Uebersicht derselben werden Notizen über die Eisengießerey, die Glashütte, die Geijersche Fayancefabrik, die Gold- und Silberfabrik der Gebrüder Zethelius, die Lackfabrik des Bergmeisters Broling mitgetheilt. Außerdem gibt der

Verfasser eine genaue Beschreibung von der Construction und Wartung der überaus vortheilhaften Schwedischen Kachelöfen, die durch bengefügte Risse erläutert wird; ferner Nachrichten über die zu Stockholm befindlichen Dampfmaschinen und über die dortige Modellkammer.

Stockholms Lage ist für den Handel ungemein günstig. Dieses wird ausgeführt und eine Schilderung von der Beschaffenheit und dem Gange des Schwedischen Handels im Allgemeinen daran geknüpft. Zur Erläuterung ist eine Stockholmer Exportliste von dem Jahre 1804 mitgetheilt. Am ausführlichsten ist von dem Stockholmer Eisenhandel die Rede. Die große Stabeisenwaage wird nebst den damit verknüpften Einrichtungen ausführlich beschrieben und aus dem Stockholmer Stempelbuche werden einige den Handel betreffende Auszüge mitgetheilt.

Als Anhang zu diesem Abschnitte hat der Verfasser Nachrichten über einige mit dem Schwedischen Berg- und Hüttenwesen in Verbindung stehende Institute zu Stockholm geliefert, von denen er glaubt, daß sie dem Deutschen Leser nicht unwillkommen seyn werden, da wir bisher so gut wie gar keine Kunde davon besaßen. Zuerst von dem Bergcollegium und bey dieser Gelegenheit von der in mehrfacher Hinsicht trefflichen Schwedischen Bergwerksverfassung und Bergwerksverwaltung im Allgemeinen, so wie über den Geschäftsgang in Bergwerksfachen. Der Verfasser benugt zugleich diese Mittheilung, um manche eigene Ideen über Bergwerksverfassung und Bergwerksverwaltung zu äußern und Winke zur Verbesserung des Zustandes der Administration des Bergwesens mancher Länder zu ertheilen. Er wendet sich dann zu dem Schwedischen Eisenhütten- und Hammerwesen, zur Ver-

196. u. 197. St., den 8. Dec. 1814. 1963

fassung der Hüttensocietät und ist am ausführlichsten über das Eisencomptoir, dessen Geschichte und Verfassung er nach mehreren ihm zu Theil gewordenen, schätzbaren Quellen schildert. Der Verfasser schließt seine Darstellung mit der Betrachtung des außerordentlichen Einflusses, welchen diese der Nation eben so sehr als der Regierung zur Ehre gereichenden, nachahmungswerthen Einrichtungen, auf die Vervollkommnung des Schwedischen Eisenhütten-, Hammer- und Fabrikenwesens, auf den Flor des wichtigsten Industriezweiges der Schwedischen Nation und sogar auch auf die rationelle Behandlung des Eisenhütten- und Fabrikenwesens überhaupt gehabt haben.

Unter den diesem Theile beygefügten Kupfertafeln zeichnet sich besonders ein von unserem Hrn. Kiepenhausen, nach dem großen Årell'schen Originale, mit vielem Fleiße gearbeiteter Plan von Stockholm aus. Das Titelblatt ist geziert durch eine von demselben Künstler sauber gestochene Ansicht von Stockholm, die von einem erhabenen Standpuncte am nordöstlichen Ende vom Södermalm, St. Warfwet gegenüber, in nordwestlicher Richtung genommen ist, und einen Theil von Staden mit dem Schlosse, einen Theil des Seehafens, Kastell- und Skeppsholmen, und in der Ferne einen Theil vom Norrmalm und von Ladugårdslandet darstellt.

Königsberg.

F. Bank u.

Mit academischen Schriften: *Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica. Sectio I. quam auctoritate ampl. philos. ordinis pro receptione in eundem publice defendet Joh. Fried. Herbart &c.* Hierauf *Sectio II*, und noch ein *Additamentum* von E. G. Fog Thune, einem

Zuhörer des Verfassers. Zusammen 93 Seiten in Octav. 1812.

Nicht leicht ist auf eine academische Gelegenheitschrift mehr Scharfsinn verwandt, als auf die vor uns liegende. Ob aber dieser Scharfsinn wahrhaft metaphysisch, oder nur dialectisch zu nennen ist; ob die Wissenschaft dadurch gefördert, oder dem Verfasser nur das subjective Verdienst, das Wahre auf einem neuen Wege gesucht zu haben, zuzusprechen ist; darüber kann in diesen Blättern kein Urtheil gefällt werden, das nicht einem Nachspruche ähnlich sehen soll. Denn um sich mit dem Verf. nur über die Punkte zu verständigen, von denen die Demonstration ausgeht, bedürfte es einer besondern Abhandlung. Dem Verf. selbst ist nicht entgangen, daß er hier ein gar subtiles, mitten aus dem Zusammenhange der ihm eignen Philosophie herausgerissenes Stück seiner Metaphysik liefert. Er verweist deswegen durchgängig auf die im Jahre 1808 von ihm herausgegebenen Hauptpunkte der Metaphysik, eine Abhandlung, die aber auch nur auf wenigen Bogen die Säge, auf die es vorzüglich ankommt, zusammengedrückt enthält. Der Verf. selbst sagt, jene Abhandlung, die dieser neuen zum Grunde liegt, sey ob summam brevitatem obscurior, und noch dazu *ob novam rerum tractandarum viam aliquanto remotior ab hominum nostrorum mentibus*. Wer sind diese nostri homines? Bey solchen Aeußerungen darf einem Recensenten bange werden; besonders, da der Verf. hinzusetzt, auch das Neue, das er jetzt lehre, laufe wieder Gefahr, und zwar noch mehr, als das vorige, verdreht und besudelt zu werden (*perverti und contaminari* sind die Ausdrücke) a male intelligentibus, so daß es dann pro monstris et portentis angesehen werden könnte. Der

196. u. 197. St, den 8. Dec. 1814. 1965

Recensent hat zu viel Achtung vor den Talenten und dem Wahrheitseifer des Verfassers, als daß er diese Worte gegen ihn wiederholen möchte, wenn der Verf. vielleicht auch ihn nicht ganz verstehen sollte. Also keine Einwendungen dieses Mähl; keine Zweifel. Eine bloße Inhaltsanzeige mag hinreichen, unsere Leser aufmerksam auf dasjenige zu machen, worüber sie sich vom Verf. selbst genauer unterrichten lassen mögen. Die wichtigsten der eben erwähnten Hauptpuncte werden also in den ersten Kapiteln dieses Programms wiederholt. Von der Erfahrung müsse die gesammte theoretische Philosophie (ja nicht auch die practische) ausgehen. Aber Metaphysik sey die Wissenschaft der Begreiflichkeit der Erfahrung. Sie bestehe aus vier Theilen, der allgemeinen Metaphysik (sonst Ontologie), der Psychologie, der Naturphilosophie (sonst Kosmologie) und der natürlichen Theologie. Eine vorläufige allgemeine Wahrheits- und Wissenschaftslehre, durch welche zuerst die Möglichkeit einer solchen, auf Wolfische Art eingetheilten Metaphysik außer Zweifel gestellt werden soll, scheint dem Verf. überflüssig; daher er denn auch den Scepticismus schon im Vorbeygehen hinlänglich zu widerlegen glaubt. Aber er theilt die erste Abtheilung seiner Metaphysik wieder in vier Theile, den präparatorischen, der die ersten Grundsätze entwickelt; den Realtheil, der sich mit den Begriffen von Realität, Substanz und Causalität beschäftigt; den Formeltheil, der die Begriffe von Raum, Zeit, und Bewegung untersucht; und endlich den vierten, der eine Widerlegung des Idealismus enthalten soll. Eine Deduction der Gründlichkeit dieser Eintheilung haben wir bey ihm nicht gefunden. Kennen muß man sie aber, um zu verstehen, wie der Verf. die Exposition seiner Meinung von der Attraction der Elemente für eine De-

monstration halten kann. Nach seinem System gehört diese Lehre zu der Naturphilosophie als einem Theile der Metaphysik. Diese Naturphilosophie des Verfassers steht und fällt nun aber mit seinen Grundlehren der Metaphysik überhaupt. Daher sucht er auch diese gegen alle Zweifel zu sichern, zuerst von der Seite ihrer Beziehung auf Realität. Da gibt er uns einen neuen Begriff von Materie. Denn Materie, sagt er, sey *ea omnia, quae sensationum simplicium nomine designari solent, colores, soni, etc.* Dann sucht er zu beweisen, daß es keine vorübergehenden Kräfte geben könne. Von da wendet er sich zum Begriffe des einfachen Daseyns, um zu zeigen, daß dieser Begriff alle innere Veränderlichkeit ausschließe. Aber man müsse annehmen *contrarietatem plurium simplicium, unde oriatur actus resistentiae immanentes in uno quoque simplicium*. Daher müsse vorausgesetzt werden ein *concurfus simplicium* oder das metaphysische Zusammen. Bey diesen Voraussetzungen sey die Kantische Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen als völlig grundlos abzuweisen. Kant's Metaphysik der Natur sey überhaupt nur ein interessantes Gewebe von falschen Behauptungen. Aber auch Leibnizens Lehre vom Innern der Dinge könne nicht gelten. Man müsse nicht einmahl fragen, ob das, was der Verf. lehren will, die Dinge an sich, oder die Erscheinungen, angeht. Davon könne erst die Rede seyn, nachdem das Problem von der Anziehung der Elemente schon vorher im Allgemeinen gelöst worden. Dazu dienen auch besonders die metaphysischen Formalsätze in der Bedeutung, die ihnen der Verfasser gibt. Diese nämlich sollen nun die Begriffe ausdrücken, quibus utimur ad varias simplicium positiones cogitando prosequendas. Da-

bey müsse man sich an den oben genannten *concur-  
 sus simplicium* erinnern. So entstehe die Vorstel-  
 lung vom Raume als einem *Contiguum* oder dem  
 An einander im Gegenseitigen mit dem obigen Aus-  
 einander. Kant's Theorie des Raums sey grund-  
 falsch. Das *Quantum extensionis* zwischen zwey  
 gegebenen Puncten im intelligibeln Raume sey *plus  
 quam determinatum* und veranlasse deswegen meh-  
 rere innere Widersprüche, die aber zur Natur der  
 Sache gehören sollen. Nun fangen die algebrai-  
 schen Formeln an, durch die der Verfasser, nach  
 seiner Methode zu philosophiren, die von ihm auf-  
 gestellten Behauptungen erläutert. Doch wir müssen  
 zu den Resultaten eilen. Bewegung überhaupt müsse  
 nicht aus bewegenden Kräften abgeleitet werden,  
 sondern einzig und allein formal aus einer noth-  
 wendigen Vorstellungsart. Der Begriff eines Seyns  
 im Raume widerspreche sich selbst; man müsse also  
 auch nicht sagen, die Materie sey im Raume.  
 Kant's Lehre von der Theilbarkeit der Materie in's  
 Unendliche sey durch einen *Episyllogismus ad ab-  
 surdum* zu führen. Eben so Kant's Lehre von der  
 Anziehungs- und Abstoßungskraft als den Grund-  
 kräften des materiellen Seyns. Aber in dem me-  
 taphysischen *concurso simplicium* sey die physische  
*locum mutandi necessitas* gegründet. Um sich  
 dieses verständlich zu machen, bedürfe es allerdings  
 gewisser, zum Theil sich selbst widersprechenden Si-  
 ctionen; aber gerade dieses bringe die Natur der  
 Sache mit sich. Und nachdem auf diese Art die  
 Bewegung zurückgeführt worden auf eine *Per-  
 turbation des concursus simplicium cum sui con-  
 servatione*, worüber einige Seiten voll algebrai-  
 scher Rechnungen weitere Auskunft geben, wird die  
 Nothwendigkeit der physischen Attraction nach den  
 Grundsätzen des Verfassers demonstret. — Da es  
 nicht leicht ist, dem Verfasser zu folgen, und sich



1968 G. g. A. 196. u. 197. St., den 8. Dec. 1814.

an seine Methode zu gewöhnen, so besorgen wir, daß diese Inhaltsanzeige den Lesern kaum auf die Spur helfen wird, sich in die dem Verfasser eigne Naturphilosophie hinein zu finden. Aber wir sind doch schon über die Grenzen der Anzeige einer academischen Gelegenheitschrift hinausgegangen. Die angehängte kleine Abhandlung von einem Schüler des Verfassers, de origine perceptionum, soll doch wohl den Kennern nichts Neues sagen.

### Prag.

In der Calveschen Buchhandlung hat Herr Ignaz Cornova, ordentl. Mitglied der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, in drey Octavbänden das Wichtigste aus der alten Geschichte für junge Leser herausgegeben. 1814. In Octav.

Der 73jährige um die Jugendbildung und Geschichte, besonders Böhmens und der Jesuiten, verdiente Greis hat hier ein sehr nützlichcs Werk geliefert. Er hebt die Geschichte der Juden, Griechen und Römer aus, mit Einschließung des Merkwürdigsten und für die jungen Leser Passendsten aus der Geschichte anderer Völker, wie dieselben mit einem von jenen Hauptvölkern in Berührung kommen. Auch die Geschichte der Cultur und Litteratur ist gelegentlich sehr befriedigend eingewebt. Den ersten Band (S. 220) füllt die Geschichte der Juden aus bis zum Ende der Babylonischen Gefangenschaft, 536 vor Ehr. Geb. Der zweyte und dritte Band enthält die Geschichte der Griechen bis kurz nach Alexanders Tod (S. 201. 253). Die Auswahl des Stoffes sowohl als der muntere Erzählungs-Ton ist gut gerathen, und wir können dieß zunächst für Katholiken bestimmte Werk mit gutem Gewissen auch den jungen Lesern anderer Confessionen als sehr brauchbar empfehlen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. Stück.

Den 10. December 1814.

London.

Zwey wackere Engländer haben, unabhängig von einander, zu einer Zeit, nämlich in den Jahren 1806 bis 1808 Canada bereiset, und auch ungefähr zu gleicher Zeit ihre eingefammelten Nachrichten im Drucke mitgetheilt. Der eine ist John Lambert, dessen Travels through Canada and the united states of North America im vorigen Jahre in einer zweyten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen, 2 Vols in groß Octav, 544 und 532 Seiten, mit einer Karte und vielen vom Verf. selbst gezeichneten illuminirten Kupfern, Gegenden, Städte, einzelne Gebäude, Trachten, Geräthschaften, vorstellend. Der andere Hugh Gray, hat die Briefform gewählt, und beschränkt sich auf Canada allein; der Titel ist Letters from Canada &c. 406 Seiten in Octav. Beide glauben, daß Canada noch viel zu wenig in England bekannt sey, für seinen großen statistischen und politischen Werth; sind daher auch am ausführlichsten und genauesten bey allem was darauf den meisten Bezug hat, lassen es mit unter nicht an, theils sehr frey-

D (9)

müthigen, Reflexionen fehlen, und legen reichlich Tabellen über Ein- und Ausfuhr, Markpreise u. s. w. vor. Aber auch das Naturgeschichtliche geht nicht leer aus; obgleich beide Reisende keine gelehrte Naturkennner zu seyn scheinen. Malerische Beschreibungen von vorzüglichen Ansichten, Wasserfällen, Rückblicke auf wichtige Ereignisse in längerer oder kürzerer Vergangenheit, rührende oder belustigende Anekdoten sind in beiden Werken gleichfalls nichts seltenes. Bey einer solchen Zusammenstimmung schien es uns zweckmäßig auch in einer Anzeige sie zusammen zu nehmen; so daß wir uns zunächst an das größere halten; und wo die Briefe abweichen oder etwas eigenes enthalten es im Zusammenhange oder am Ende anmerken werden. Quebec, in Ansehung der Haltbarkeit, fast ein zweytes Gibraltar; noch nicht durchweg gepflastert, die besten Gebäude mit überzintten oder schwarz überfärbtem Eisenbleche bedeckt. Die Jesuiten werden wegen ihres guten Unterrichts, und der geschickten Behandlung der Wilden gerühmt; noch mehr die beygehaltenen Nonnen, wegen der menschenfreundlichen Dienste, denen sie sich widmen. Für die Indianer thue jetzt England weiter nichts, als daß es jährlich Geschenke unter sie austheilen lasse, die ihnen weit weniger zu Gute kommen, als sie der Regierung kosten. Die Canadier sind in der Landwirthschaft und dem Gartenbau noch sehr zurück; der lange Winter gewöhnt sie zur Trägheit, die auch im Sommer ihnen noch anklebt. In den letzten zwanzig Jahren wurde dennoch eine große Menge Weizen nach Großbritannien ausgeführt. Auch hat die Regierung angefangen zum Hanfbau, wozu das Land ganz vorzüglich geeignet ist, durch Belohnungen aufzumuntern; es könnte aber daran noch weit mehr geschehen, als bis jetzt geschieht;

und dadurch allein schon Canada für England wichtig werden. Die vereinigten Staaten ziehen den Handel mit Canada dadurch an sich, daß sie wohlfeiler, insgemein freylich auch schlechtere Waare, verkaufen; und gewinnen sehr bey diesem Handel. Im J. 1807 wurden 42,000 Pfund Thee aus den vereinigten Staaten, und nur 4,500 aus England eingeführt; Caffee in demselben Jahre aus England und seinen Colonien 19,598 Pfund, Chocolate aus den vereinigten Staaten 8,070 Pfund. Auch Taback, der unter beiden Geschlechtern sehr im Gebrauche ist, wird mehr aus den vereinigten Staaten als aus England eingeführt. Vom Salze, was aus Liverpool kömmt, geht wieder vieles in die vereinigten Staaten. Alle Arten von Professionisten sind schon in ziemlicher Menge in Canada, obgleich nicht so gut wie in England, oder auch nur in den vereinigten Staaten. Das Barometer im Sommer bisweilen 103° F. und im Winter 36 unter 0; die mittlere Hitze im Sommer 75 bis 80. Der St. Lorenzo friert selten ganz zu, wegen des schnellen Stroms an einigen durch die Inseln beengten Stellen; doch wird das sich anhäufende Treibeis den Schiffen oft sehr gefährlich. Der Schnee fällt gewöhnlich im November und December, und sehr hoch; dann fast immer anhaltend heiterer Himmel. Die Canadier haben nicht, wie die Bewohner der vereinigten Staaten den Trieb, zur Auffuchung neuer Anpflanzungen von der Heimath sich zu entfernen. Jene thun es hierin allen andern Nationen zuvor. Sie rücken auch häufig, oft ohne Anfrage über die Gränze ein; und die Englische Regierung lasse es geschehen, weil sie in zwey bis drey Jahren mehr Land anbauen, als die Canadier in einem Jahrhundert; ob sie recht daran thue, scheint dem Verf. zweifelhaft. Außer diesen wird Ober-Canada hauptsächlich durch Schottländer, auch Ire

länder, bevölkert. In den letzten 40 Jahren hat im Ganzen die Bevölkerung um das dreifache zugenommen. Im Jahre 1758 war die Totalsumme der Einwohner 115,000; sie sank während des Krieges, und unmittelbar darauf durch Auswanderung, auf 76,275. Jetzt schätzt sie der Verf. in Unter-Canada auf wenigstens 200,000, und in Ober-Canada auf 60,000. Die Französischen Canadier, die in Unter-Canada  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung ausmachen, sind ein sittsames, verständiges, genügsames, wenig vorwärts strebendes, mit seiner jetzigen Lage zufriedenes Volk. Daß eine der Englischen so nahe kommende Staatsverfassung für sie passe, leugnen unsere beiden Verfasser; sie haben bey weitem noch nicht die erforderliche politische Aufklärung und Ernsthaftigkeit des Engländers. Gray fürchtet sogar, daß unter gewissen Umständen (die Gott Lob jetzt nicht mehr zu befürchten sind) ihr Französisches doch gefährlich werden könnte; und ereifert sich (uns dünkt mit Unrecht) in sehr starken Ausdrücken darüber, daß man nicht ernstlicher darauf bedacht gewesen die Englische Sprache unter ihnen einzuführen; sogar werde die Miliz von ihnen (auch Canad. Französischen) Officieren Französisch commandirt. Keine Religion, selbst nicht die Jüdische, schließt vom Rechte aus im Hause der Gemeinen zu sitzen, welches aus 50 Mitgliedern besteht; das gesetzgebende Collegium aus 15. Von jenen können manche nicht lesen, schreiben, rechnen. Die Criminalgesetze sind ganz Englisch; die Civilgesetze die alten Französischen. Betrag und Einkünfte der Civilliste. Die andern Ausgaben der Regierung, für die Unterhaltung der Geistlichkeit, des Militärs nur allein in Unter-Canada schätzt der Verf. auf 500,000 Pfund. Der Preis fast aller Producte ist in den letzten 60 Jahren fast aufs dreifache gestiegen

Verarbeitetes Pelzwerk in England viel wohlfeiler als das in Canada gefertigte, wegen der Ungeschicklichkeit der Canad. Kürsner. Ein Londoner macht drey Muffe aus dem Pelzwerke, was der Canadier zu einer verbraucht. Der Handel wird den Canadiern auch dadurch erschwert, daß die Geistlichen die Zinsen für unerlaubt erklären; daher bleibt viel Geld ungenutzt liegen. Um so mehr, da die dortigen, selbst Britischen, Kaufleute so oft falliren, daß, seitdem die Engländer das Land besitzen, etwa fünf von hundertern ehrlich bezahlt haben; wovon die mehrern Ursachen angegeben werden. Von den Gesellschaften, Vergnügungen, und was damit zusammenhängt, in mehreren Capiteln. Die Vornehmern, auch unter den Franzosen, haben schon meist die Englische Weise angenommen, nehmen um 4 Uhr die Mahlzeit, die vor 60 Jahren auf Mittag fiel, u. s. w. Unter der Französischen Herrschaft hatte Canada keine Druckerey; erst kurz vor der Anwesenheit des Verf. sind Zeitungen und Journale entstanden. Die catholische Geistlichkeit erhält ein sehr gutes Zeugniß; sie besteht aus 180, die protestantische aus 12. Gelegentlich ein langer Excursus über Catholicismus und Toleranz, mit deutlicher Absicht auf Irland. Die wenigen Indianer in Unter-Canada sind zwar — auch durch Vermischung mit Französischem Blute — sehr verändert; größtentheils aber doch noch der Jagd und Fischerey vor allem andern geneigt. Ihrer sind jetzt etwa noch 2000; bey der Ueberlassung an England waren 67,400. Es gibt unter ihnen einige sehr verständige, auch den Pelzhandel zu ihrem Vortheil mit Einsicht treibende Individuen. Der kleine Colibri falle die Krähen im Fluge an, und erlege sie (and cause it to fall to the ground), sagt man, (it is said) mit seinem

spizigen Schnabel. Der Ochsenfrosch ist dem Verf. ein ekelhaftes Gericht; seines Wissens esse ihn kein Canad. Franzose, obgleich andere ihn als ein gutes Essen rühmen. Ginseng und capillaire (cap ven.) ehedem in großer Menge nun fast ganz verschwunden. Eine Art Baumwollenpflanze gebe jung ein gutes Gericht wie Spargel, der süße Saft, den sie des Nachts ausschwitzt, recht guten Syrup und Zucker; die Wolle der Saamenkapsel wird doch nur zur Füllung von Matrazen und Rissen gebraucht. Sie wird etwas über 3 Fuß hoch, blüht wie Lilac (Lyringa). Genauer hat sie der Verf. nicht bezeichnet; er wundert sich, daß man sie nicht zu mehrerer Benutzung anpflanzt. An Eisenerzen ist Canada sehr reich; auch sind schon von den Engländern mehrere Schmelzöfen errichtet, die dem besten Schwedischen gleich kommendes Eisen liefern. Montreal hat 12000 Einwohner; die vornehmsten Einwohner der Nordwestcompagnie wohnen da; auch wird von hieraus die Handlung mit den vereinigten Staaten hauptsächlich betrieben. Hat lieblichere Umgebungen als Quebeck; dieses erhabnere. Auch ist da wohlfeiler zu leben, und die dortige Gesellschaft die beste in ganz Canada. Die Indianer nehmen verlassene Kinder der Europäer an, und erziehen sie. Manche recht schöne weibliche Gesichter unter ihnen. Im zweiten Bande beschäftigt sich Lambert mit den vereinigten Staaten. Die Reise dahin beschreibt er ein wenig zu umständlich. Ein durch Dampf bewegliches Schiff 160 Fuß lang geht wöchentlich zweymahl zwischen New-York und Albany hin und her. Großes Lob der Americanischen Gasthöfe in Absicht auf Bewirthung; sogar English breakfasts and teas, generally speaking are meagre repasts compared with those of America; zum Nachtheil der Gesundheit, setzt der

Verf. hinzu. New-York hat in den letzten zwanzig Jahren so zugenommen, daß Land was für 50 Dollars gekauft wurde nun 1500 werth ist; das Tyrus der N. Welt; Washington werde ihm schwerlich den Rang abgewinnen; enthält 33 Kirchen und Bethäuser fast aller Arten von Confession. Das neue Gefängniß verdiene Nachahmung in England. Ausführliche Nachricht von den mancherley Gerichtshöfen, andern öffentlichen Anstalten, Preisen der Lebensmittel, kurz allem was in einer statistischen Beschreibung erwartet werden kann, in mehreren Kapiteln. Ueber 4000 Neger oder farbige Leute in N. York, 700 Sklaven, meist Methodisten. Die Quäker nehmen eher ab als zu. Duelle, hier und überhaupt in den vereinigten Staaten häufig. Charlestown hat 3500 Gebäude, noch nicht gepflastert, die Fußwege von Backsteinen, die Straßen aber beschattet durch Alleen von Pride of India; (Melia Azedarach) über deren giftige und unschädliche Eigenschaften verschiedenes angemerkt wird. Mannichfaltige, kaum begreifliche, Vernachlässigung der Reinlichkeit in und in der Nähe der Stadt; eine Hauptursache des gelben Fiebers. Die Anzahl der Einwohner 28,000, davon nur 7000 weiße. In ganz Südcarolina, im J. 1808, 450,000; im J. 65 waren es 130,000. Pferderennen sehr beliebt, gute Reiter und Scharfschützen gemein. Unter der freiwilligen Miliz ist auch eine Compagnie Juden. Alle Bediente sind Schwarze oder Farbige; wer keine Sklaven besitzt miethet sie von den Eigenthümern für 6 bis 10 Dollars monatlich. Im Jahre 1808 wurde der Sklavenhandel verboten; aber man hatte sich in den letzten Jahren darauf gefaßt gemacht; im Jahre 1806 wurden über 11,000, im Jahre 1807, 15,670 eingeführt. Auch der Verf. hält die Benutzung der Pflanzungen in den sumpfig = heißen



Gegenden ohne den Dienst der Schwarzen für unmöglich. Columbia hat 150 Häuser. Die Miliz von S. Carolina beträgt 40,000 Mann, wovon 2000 Reiteren. Eine arge Satyre auf die schlechte Beschaffenheit dieser Miliz von S. 192 – 202. Schlimme Schilderung des Characters der Georgianer; eine noch schlimmere der schwärmerischen Methodisten; ihre Versammlungen auf freyem Felde in die Nacht hinein, seyen höchst abscheuliche Orgien; ein Augenzeuge nennt sie diabolical meetings in einer vom Verf. aufgenommenen ausführlichen Beschreibung; die Lehre vom Glauben ohne Werke spiele dabey eine Hauptrolle. Großer Unwille, besonders der Föderalisten, über das Embargo, dem sie doch durch Schmuggeln häufig auszuweichen wissen. Der Streit der politischen Parteyen stört nicht nur die gesellschaftlichen Vergnügungen; oft auch den innern Frieden der Familien. Gute Postkutschen; in denen der Verf. auch mit einem General und angesehenen Kaufleuten zusammentraf. Die Miethkutschen in Boston weit schöner als die Londner (superior in every respect); die Stadt hat in den letzten Jahren sich sehr verschönert, und ist immer noch im Steigen. Der Verfasser sah einen Gasthof entstehen, sieben Stockwerke hoch, mit ungefähr 200 Zimmern zum Logiren, außer mehreren großen Sälen. Die Bevölkerung war im Jahre 1800 = 24,937, drey Jahre hernach 28,000, bey des Verf. Anwesenheit 30,000. Die meisten Einwohner sind Congregationalisten; d. h. höchst verträglich in Absicht auf Religion; so daß die von der Bischöflichen Kirche und Presbyterianer gemeinschaftliche Kirchen haben. Im Durchschnitt sind die Bostonianer von gutem Character; doch haben sich in der neuesten Zeit die Sitten verschlimmert; so daß es schon an 7000 öffentliche Dirnen geben soll,

in N. York soll es noch ärger seyn. Doch ist die Sonntagsfeyer da und in den meisten Americanischen Städten noch sehr strenge; und sehr richtig bemerkt der Verf. den moralischen und politischen Werth den dieß, auch bey sonstiger Immoralität, immer noch habe. Es beweiset doch noch einige Scheu des Easters. Nun noch eine kleine Nachlese aus Gray's Letters from Canada. Dieser Schriftsteller macht manches deutlicher als Lambert; setzt aber bisweilen auch zu wenige Kenntnisse bey seinen Lesern voraus; wie wenn er z. B. die Bereitung der Pottasche ausführlich beschreibt. Ein Fisch den man Thresher nennt, (wegen der Schläge die er mit seinem laugen und starken Schwanze austheilt: müßte nach der bekannten Synonymie chimaera monstrosa seyn, sonst auch Sea-fox benannt,) bekämpfe in Gesellschaft mit dem Schwertsfische (*Xiphias gladius*) den Wallfisch. Auch in Canada schon werden die Hasen im Winter weiß. Die Winter weniger ungesund, weil die Luft meist trocken ist. Schlitten mit einem Pferde und zwey Personen machen bisweilen in 12 Stunden 90 Englische Meilen. Zur Winterfischeren bauen die Canadier Häuser auf das Eis, zum Theil von Eis, zum Theil mit Oefen versehen; holen aus den aufgehauenen Stellen die Fische mit Netzen und Angeln heraus, die in wenigen Minuten erstarren, aber in kaltes Wasser gelegt nach etlichen Tagen wieder aufleben. Sonderbare Art die Pferde zu retten, wenn das Eis auf dem See unter ihnen einbricht; they are hanged to save their lives, d. h. mittelst dazu schon vorher ihnen angelegter Stricke zieht man ihnen den Hals zusammen, daß sie ruhig werden, schwimmen, und so leichter herausgezogen werden können. Englische und Schottische Schiffe bringen Steinkohlen als Ballast nach Canada, und

verkaufen sie, selbst die besten (kennel coals) viel wohlfeiler als in London (not above half the price). Als eine große Merkwürdigkeit erzählt er, daß er sich im Winter an kaltem Eisen die Hand — verbrannt habe, mit weitläufiger Erklärung S. 28 — 90! Und so noch mehrere bekannte Wirkungen der Kälte. Die Defen nimmt er in Schutz. Hunde werden häufig zum Ziehen der Schlitten und kleinen Wagen gebraucht. Seinen Eifer für die Einführung der Englischen Sprache und gegen den Gebrauch der Französischen haben wir vorher schon angeführt; er beschuldigt dabei die Gouverneurs gerade zu der Absurdität; in this view of the case the conduct of our governors has, I think, been contrary to every principle of common sense and prudence. Recensent hörte sagen, solche pikante Stellen befördern auch in England den Absatz. Nachholen müssen wir auch noch, daß in dem Lambert'schen Werke Th. II. S. 353 — 439 Lebensbeschreibungen und Schilderungen berühmter Americaner der neuesten Zeit, größtentheils noch lebender, vorkommen; in allem neunzehn. Auch Moreau und Madame Jerome Buonaparte sind mit darunter. Die Schilderungen scheinen mit Kenntniß, Mäßigung und Unparteilichkeit abgefaßt.

### Verona.

Memorie di Matematica e di Fifica della Società italiana delle Scienze. Tom. XV. Parte I. contenente le Memorie di Matematica. 392 Quartseiten, 14 Kupfertafeln. P. II. continente le Memorie di Fifica. 304 S. 6 Kupfert. 1811.

Die Einleitung auf XXI S. enthält außer der Geschichte der Societät, vom April 1809 — 1811, Lobreden auf die mit Tode abgegangenen Mitglieder

Bondioli, Malfetti, Zeriani, Morozzo, nebst den Bildnissen dieser Gelehrten.

Die mathematischen Abhandlungen in P. I. sind folgende: 1. Indagine per sottomettere a calcolo il Barometro nelle diverse sue forme, nelle sue dipendenze ne' suoi usi: memoria I., von **Pietr. Cossali**. Rechnungen über die Größe des Steigens oder Fallens des  $\varnothing$  in beiden communicirenden Theilen des Barometers, wie auch die Gestalt des mit der Röhre communicirenden Theiles beschaffen seyn mag, nach Maßgabe des verschiedenen Luftdrucks und der Temperatur, um daraus den wahren Barometerstand zu erhalten. (Wir finden in diesem Aufsätze nichts über den so wichtigen Einfluß der Haarröhrchenkraft auf den Barometerstand. Vermuthlich wird also davon erst in dem zweyten Aufsätze die Rede seyn.) 2. Fenomeno de' Barometri nel loro suotimento o trasporto de Luogo a Luogo, von **Vinc. Chiminelli**. Wenn ein Barometer von einer Stelle zur andern getragen, oder das Quecksilber in der Röhre nur sonst in Bewegung versetzt worden ist, so gehörten oft mehrere Stunden dazu, bis es genau seinen vorigen Stand wieder erhalte, vorausgesetzt daß während dieser Zeit Luftdruck, Temperatur u. dergl. ganz ungeändert geblieben, oder doch Rücksicht darauf genommen werde. Versuche über diese bloß durch die Bewegung des Quecksilbers in der Röhre entstehende Veränderung des Barometerstandes. Der Verf. schreibt solche hauptsächlich der Electricität zu, welche durch die Reibung des  $\varnothing$  in dem Glase hervorgebracht worden, zumahl wenn das  $\varnothing$  in dem Barometer gut ausgekocht worden ist, ohne sich jedoch deutlich über die Art zu erklären, wie durch jene Electricität eigentlich jene Wendung des Quecksilberstandes bewirkt wird. 3. Supplemento alle

dottrine Torizelliana sopra le Coclee. Eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten Bemühungen über die Theorie der schrauben- oder schneckenförmigen Linien, womit unter andern auch schon Torizelli sich beschäftigt hat. 4. Analisi e soluzione sperimentale del Probleme delle Pressioni, von Paolo Delanges. Wieder über den Druck eines Körpers auf vorgegebene Unterstützungspuncte. (Man sehe den hieher gehörigen Aufsatz von Araldi in unserer Anzeige des 13. Bandes dieser Memorie.) Der Verf. sucht sich gegen einige Erinnerungen des Hrn. A. zu vertheidigen, woraus uns jedoch die Richtigkeit seiner Ansichten noch nicht so ganz einleuchten will, wenn er sie gleich durch einige Versuche zu bestätigen sucht. 5. Descrizione ed uso di uno stratimetro, cioè di un nuovo strumento diretto a facilitare la determinazione si' della comune sezione di due strati, o filoni, o piani qualunque, come di altri oggetti di Geometria sotteranea, von Ermenigildo Pini. Dieß Werkzeug besteht aus zwey, auf einem viereckigen Rahmen, der als Fußgestelle dient, verschiebbaren, um Charniere auf und niederbeweglichen Tischchen, deren Gebrauch zu dem angeführten Zwecke in der Marktscheidkunst uns jedoch eben nicht sehr bequem zu seyn scheint. 6. Nuovo metodo per la Trigonometria sferica, von Giach. Pessuti. Wieder ein Versuch, die Formeln der sphärischen Trigonometrie auf dem möglichst einfachen Wege zu entwickeln, oder vielmehr diese Formeln durch eine Construction auf einer ebenen Fläche darzustellen. 7. Alcune riflessioni critiche sui nuovi principi d'Idraulica di Mr. Bernard, publicati in Parigi nell 1787, von Theod. Bonati. Vergleichung der Bernardischen Lehren mit einigen Versuchen, von denen sie sehr erheblich abweichen. 8. Su la formula di *Donois*

per ritrovare in mare la latitudine con due altezze del sole, prese fuori del Meridiano, von Gius. Caselli. Der Verf. hat sich bemüht die Auflösung dieses Problems durch Einführung einiger Hülfswinkel, für die Ausübung möglichst brauchbar einzurichten, und erläutert sein Verfahren durch Beispiele. 9. Congiunzione inferiore di Venere dell' anno 1807. osservata in Pisa, von Gius. Piazzini, nebst der Berechnung des aus dieser Beobachtung sich ergebenden Fehlers der Tafeln. 10. Opposizione di Giove dell' anno 1807 osservata a Pisa, von Demselben. 11. Osservazioni dell' Eclipse di Sole del XVI. Giugno 1806, von Demselben. 12. Osservazioni dell' Occultazione di  $\tau$  del toro sotto la luna, accaduta il 2. Oct. 1806, von Demselben. 13. Nuovo rapporto tra la Teoria del Centro di gravità e quella della composizione delle forze, von Anton. Bordonì. Mehrere interessante Lehrlätze über den Schwerpunct, und über die Resultante eines Systems von Kräften, aus welchen sich die merkwürdige Eigenschaft ergibt, daß wenn man sich z. B. an den Stellen A, B, C etc. einer unbiegsamen Ebene, gleich schwere Puncte gedenkt, und an diesen Puncten Kräfte nach den Richtungen AA', BB', CC' etc. so daß AA', BB', CC' etc. in jener Ebene zugleich die Größe dieser Kräfte ausdrücken, alsdann der Schwerpunct G von A, B, C etc. mit dem Schwerpuncte g von A', B', C' etc. (an welchen Stellen man sich nämlich auch gleich schwere Puncte vorstellen muß) sich in einer geraden Linie Gg befindet, deren Richtung mit der Resultante jener Kräfte parallel, diese Resultante selbst aber ein solches Vielfaches von Gg seyn wird, als so viel der Puncte A, B, C etc. vorhanden sind. 14. Ricerche per conoscere i rap-

porti delle Velocità delle Acque in andamenti nei quali s'incontrino differenti attriti, von **Franz Socacci**. Einige practische Vorschriften insbesondere über die Bestimmung der mittlern Geschwindigkeit des Wassers in einem Canale. 15. Osservazioni e calcoli di alcune opposizioni de' Planeti superiori, von **Giov. Sarrini**. Es sind der Beobachtungen in allen 13. In einem Anhange Formeln für die durch den Planeten Jupiter verursachten Perturbationen der Vesta. 16. Sulla teoria de l'attrazione degli Sferoidi ellittici, von **Giov. Plana**. Einige analytische Kunstgriffe zur Abkürzung der von **La Place** gegebenen hieher gehörigen Annäherungsreihen.

Parte II. Abhandlungen zur allgemeinen Physik. Dei barometri luminosi con appendice dimostrante nel Barometro una machina ellettrica singulare, von **Pietro Cossali**. S. 76. Enthält die bekanntesten Dinge über das Leuchten des Barometers, nebst einigen Versuchen über das electrische Anziehen und Abstoßen einer Barometeröhre im Zustande ihres Leuchtens. Ragionamento Fifico-meccanico sopra i Ballerini di corda, von **Vincenzo Brunacci**. S. 104. Einige Betrachtungen über die vortheilhafteste Wirksamkeit der so genannten Balancirstangen, deren sich die Seiltänzer bedienen. Del attrazione di superficie, memoria III., von **Giov. Carradori**. S. 126. Enthält einige artige Versuche über die Erscheinungen, welche sich darbieten, wenn ein Tropfen von einer gewissen Flüssigkeit auf die Oberfläche einer andern Flüssigkeit gebracht wird, welche gegen den Tropfen Anziehungskraft äußert. Ueber die scheinbaren Repulsionen welche dabey oft statt finden.

198. St., den 10. Dec. 1814. 1983

### Hamburg.

Mit den Schul-Programmen des Hrn. Prof. Dr. Joh. Gurliitt sind wir seit dem Jahre 1812 noch im Rückstande. Jetzt sind uns von den letzten drey Jahren 1812. 1813. 1814. sechs Programme bey Schniebes, in Quart, gekommen, sehr gelehrten sowohl als echt pädagogischen Inhalts, zur Ankündigung der Prüfungen im April und September jedes Jahres geschrieben. Die ersten fünf enthalten die 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. pythischen Siegesgesänge Pindars in Deutscher Prosa übersetzt, in der schon bekannten guten Manier, und mit Anmerkungen versehen, welche critischer und erläuternder Art sind, und die Gelehrsamkeit, den poetischen Sinn, und das freye Selbstdenken des Verf. trefflich bewähren. Beygefügt sind einige Bemerkungen des Hrn. Dir. Wagner und Prof. Ahlwardt zur achten Ode, wie eben desselben zur neunten Ode, und eine wohlgerathene metrische Uebersetzung der dritten Satire des Persius von C. B. S. Pistorius. Das letzte Programm vom 25. September dieses Jahres enthält eines zur Universität abgehenden hoffnungsvollen Jünglings G. A. Sieveking's Rede über einige Hauptregeln zum wohlthätigen Einwirken auf das Zeitalter nebst des Verf. darauf sich beziehenden Rede bey Entlassung dieses Jünglings, gehalten den 20. April dieses Jahres: des Schülers Rede macht dem Meister Ehre, der ihn eben so aufgeklärt als wohlwollend entläßt. Möchten doch des Hrn. Doctors Vorschläge und Wünsche, die schon am Schlusse seiner noch im Kloster Bergen gehaltenen Rede von den Vorzügen des verfloffenen Jahrhunderts größtentheils enthalten sind, gehörigen Orts beachtet und zur Ausführung gebracht werden, da sie so höchst



1984 G. g. A. 198. St., den 10. Dec. 1814.

wichtige Gegenstände betreffen, als die Verbesserung der Unterweisung und Erziehung der untern Volksklassen, die Zurückführung des Unterrichts und der Disciplin in den Gelehrten Schulen zu dem Guten, das der Ernst und die Strenge in den Schulen der Väter wirkte, die Aufhebung aller nur für Zöglinge aus dem Adelsstande bestimmter Lehranstalten die Aufhebung aller privilegierten Stände im Staate, u. s. f. Der damals in Hamburg noch gegenwärtige Davoust zwang den Verf. zur Vorsicht, da jener, überall bösen Willen witterte, sonst aber die Schule und ihre Lehrer während der ganzen Belagerungszeit schonte, außer daß der Director und alle Lehrer einmahl Nachts um halb eils Uhr den Befehl erhielten, am folgenden Morgen um 5 Uhr sich zur Schanzarbeit persönlich einzustellen: welches aber der Polizeicommissär Mohr noch abzuwenden wußte. Die pädagogischen Einrichtungen und Verbesserungen auf dem Johanneum gereichen dieser Anstalt zur großen Empfehlung: insonderheit loben wir es, daß das Studium der Griechischen und Römischen Classiker so eifrig, gründlich und einsichtsvoll empfohlen und betrieben wird.

### London.

Von *Malthus's Essay on the principle of Population &c.* ist hier schon im Jahre 1807 die vierte Ausgabe erschienen. Sie scheint uns aber nur ein ganz unveränderter Abdruck der dritten, die in Nr. 92 und 93 dieser Blätter von 1808 vollständig angezeigt ist, zu seyn. Wenigstens macht weder der Titel oder eine neue Vorrede auf Veränderungen aufmerksam; noch haben auch wir beim Durchblättern welche bemerkt.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 12. December 1814.

**Göttingen.**

Auch über die in den letzten Jahren erledigt gebliebenen Nominal-Professuren in der philosophischen Facultät ist durch ein allerhöchstes Rescript vom 3. November verfügt, und dem Herrn Hofrath Mitscherlich die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, dem Herrn Hofrath Sartorius die der Politik, dem Herrn Hofrath Bouterwek die der Moral, und dem Herrn Hofrath Schulze die der Logik und Metaphysik gnädigst erteilt worden.

**Göttingen.**

Die schon öfters in unsern Blättern erwähnte Arbeit des Hrn. Prof. Gauß über die verwickelte Theorie der Bewegungen der Pallas hat durch die Beobachtungen der im October d. J. eingetretenen Opposition dieses Planeten — der zehnten seit seiner Entdeckung — abermahl eine schöne Bestätigung erhalten. Wir theilen hier diese Beobachtungen und die zunächst daraus abgeleiteten Resultate mit, indem wir uns die weitem Folgerungen in Beziehung auf die Theorie für eine andere

E (9)

Gelegenheit vorbehalten. Da bey der vor länger als einem Jahre durch Herrn Nicolai, Adjunct der Seeberger Sternwarte, geführten Vorausberechnung des Laufs für die diesmahlige Sichtbarkeit bloß die osculirenden Elemente der neunten Opposition zum Grunde gelegt waren (was allerdings zur Auffindung vollkommen hinreichend seyn mußte), so hatte Hr. Prof. Gauß es für interessant gehalten, daß die Verbesserung dieser Elemente durch die fortwährende Einwirkung des Jupiter von der neunten bis zur zehnten Opposition noch vor der Wiedererscheinung des Planeten bestimmt wurde, und diese nicht unbedeutende Arbeit unter seiner Leitung schon zu Anfang dieses Jahrs durch Hrn. Möbius ausführen lassen, welcher sich damahls bey uns mit ausgezeichnetem Eifer den mathematischen und astronomischen Studien widmete. Von den Resultaten dieser Rechnung, die man ausführlicher auch schon in dem so eben erschienenen astronomischen Jahrbuch für 1817 abgedruckt findet, setzen wir hier nur, zur Vergleichung mit dem, was die wirklichen Beobachtungen gegeben haben, die Vorausbestimmung der Opposition selbst her.

1814 October 25.  $12^{\text{h}} 39' 50'' 5$  M. Z. in Göttingen

Wahre Länge ...  $31^{\circ} 58' 28'' 4$

Heliocentrische Breite  $23 38 32,7$  S.

Auf der hiesigen Sternwarte wurde folgende Beobachtung mit dem Kreismicrometer gemacht.

1814	M. Z. in Göttingen	Scheinb. Ger. Aufst.	Scheinbare Ab- weichung
Sept. 16	$12^{\text{h}} 1' 1''$	$146^{\circ} 16' 23'' 4$	$11^{\circ} 4' 20'' 9$ S.

Da sich hiedurch die Richtigkeit der Ephemeride bestätigte, und nicht zu zweifeln war, daß auf andern Sternwarten der Planet mit festen Instrumenten würde beobachtet werden können, so wäre die

weitere Fortsetzung der Kreis-micrometer-Beobachtungen ohne Zweck gewesen. Uebrigens gründete sich obige Beobachtung auf zahlreiche Vergleichen, und war im Tagebuche als sehr gut bezeichnet.

Auf der Seeberger Sternwarte beschränkte man sich mit Recht auf die Beobachtungen am Mittagsfernrohr, da der Planet zu lichtschwach war, um von dem Dollond'schen Quadranten zuverlässige Declinationen erwarten zu können. Die Hrn. von Lindenau und Hrn. Nicolai beobachteten geraden Aufsteigungen sind folgende:

1814 M. S. auf Seeberg				Scheinb. Ger. Aufst.		
Sept. 17	15 <sup>u</sup>	19'	41"5	46°	18'	26"2
18	15	15	52,0	46	20	2,8
19	15	12	1,0	46	21	17,0
20	15	8	8,0	46	22	0,7
Oct. 12	13	36	19,2	45	2	4,5
13	13	31	52,0	44	54	14,6
15	13	22	53,1	44	37	25,8
21	12	55	28,0	43	39	51,6
28	12	22	45,3	42	21	48,5

Die von Hrn. Schumacher auf der Mannheimer Sternwarte mit dem achtfüßigen Mauerquadranten angestellten Beobachtungen wurden vollständig im Original eingesandt, und hier von Hrn. Enke auf das sorgfältigste reducirt. Es ergab sich daraus folgendes:

1814 M. S. in Mannheim		Scheinb. Ger. Aufsteig.	Scheinbare Abweichung
Oct. 12	13 <sup>u</sup> 36' 17"4	45° 2' 0"3	19° 12' 38"4 S.
15	13 22 51,5	44 37 23,7	20 6 54,6
21	12 55 27,0	43 39 57,5	21 49 52,1
22	12 50 48,3	43 29 15,3	22 6 3,8

Bei den beiden letzten Beobachtungen war der Planet so lichtschwach, daß er sich nur mit Mühe erkennen ließ.

Auf der neuen Königsberger Sternwarte, von deren großer Thätigkeit unsre Blätter schon mehrere Proben gegeben haben \*), machte Hr. Prof. Bessel folgende Beobachtungen:

1814 M. 3. in Königsberg		Scheinb. Ger. Aufsteig.	Scheinbare Ab- weichung
Oct. 14	13 <sup>u</sup> 27' 30" 6	44° 46' 15" 3	19° 48' 30" 8 S.
15	13 23 0,4	44 37 38,6	20 6 20,0
18	13 9 22,9	44 10 8,3	20 58 58,9
19	13 4 48,3	44 0 25,9	21 15 52,6
Nov. 1	12 3 57,3	41 33 59,9	24 31 29,8
2	11 59 12,6	41 21 46,2	24 44 9,7
3	11 54 27,4	41 9 24,1	24 56 10,6
4	11 49 42,0	40 56 59,6	25 7 41,8

Auch dieser vortreffliche Beobachter beklagt sich über die Schwierigkeiten, die die Lichtschwäche des Planeten den Beobachtungen entgegenstellte.

Die Resultate der Vergleichung dieser sämmtlichen Beobachtungen mit den zuletzt gefundenen Elementen gibt folgende Uebersicht (wobey nur zu bemerken ist, daß die angewandte Epoche der mittlern Länge einige Secunden abweicht, vermöge eines dem Hrn. Prof. Gauß eigenthümlichen und an einem andern Orte umständlicher zu rechtfertigenden Verfahrens):

\*) Durch einen Druckfehler ist im 129. St. S. 1282 ihre Polhöhe  $54^{\circ} 17' 50\frac{1}{3}$  gesetzt worden anstatt  $54^{\circ} 42' 50\frac{1}{3}$ .

199. St., den 12. Dec. 1814. 1989

1814	Unterschied		Beobachter
	Ger. Aufst.	Abw.	
Sept. 16	— 9,2	+ 5,9	Gauß
17	— 1,6		von Lindenau
18	— 6,2		v. L.
19	— 10,7		v. L.
20	— 7,5		v. L.
Oct. 12	— 4,9		v. L.
12	— 3,6	+ 2,2	Schumacher
13	— 8,8		v. L.
14	— 9,4	+ 12,0	Bessel
15	— 5,2	+ 6,7	B.
15	— 6,5		v. L.
15	— 7,7	+ 5,7	Sch.
18	— 2,7	+ 13,2	B.
19	— 4,0	+ 2,4	B.
21	— 2,2		v. L.
21	— 12,0	+ 4,5	Sch.
22	— 0,4	— 1,3	Sch.
28	+ 1,8		v. L.
Nov. 1	— 0,4	+ 8,5	B.
2	— 5,1	+ 10,6	B.
3	— 5,9	— 2,8	B.
4	— 7,9	— 21,9	B.

Das aus diesen Beobachtungen gezogene Resultat für die zehnte Opposition selbst ist endlich folgendes:

1814 Oct. 25. 12<sup>h</sup> 33' 22", M. 3. in Göttingen

Wahre Länge . . . . . 31<sup>o</sup> 58' 11''/3

Geocentrische Breite . . . 37 20 53,2 Südl.

Die scharfe Vergleichung dieses Resultats mit den zuletzt gefundenen und durch die Jupitersstörungen gehörig berichtigten Elementen gab nur so kleine Unterschiede, daß die Grundelemente darnach keiner weitem Verbesserung bedürfen. Wir setzen

also nur noch die Uebersicht der Uebereinstimmung sämmtlicher bisher beobachteten Oppositionen mit der Theorie des Hrn. Prof. Gauß hlerher.

Oppos.		Unterschied	
		Mittl. Länge	Decloc. Breite
I	1803	— 1"3	— 5"3
II	1804	— 2,9	— 11,9
III	1805	— 20,4	— 0,4
IV	1807	+ 2,5	— 6,8
V	1808	+ 23,5	+ 9,0
VI	1809	+ 21,5	— 3,1
VII	1811	+ 14,1	— 7,2
VIII	1812	— 16,1	+ 4,0
IX	1813	— 10,9	— 0,0
X	1814	— 14,0	+ 2,4

### Prag.

Bei Joh. Gottfr. Calve: *Catilina und Jugurtha* von C. Crispus Sallustius, Deutsch von Karl Ludwig von Woltmann. Einzig rechtmäßige Ausgabe. 1814. 298 S. in Octav.

Wer ohne den Lateinischen Text zur Hand zu nehmen diese Uebersetzung liest, wird zwar vieles gut und einiges besser als von den Vorgängern übersetzt finden, auch, wenn er vergleicht, mit der Treue meist zufrieden seyn können, aber oft genöthigt seyn, weit über hundert Jahre in der Deutschen Litteratur und Sprache zurückzugehen, ja sich manches aus Ottfrieds Zeitalter zu erinnern, um den Sinn mancher Stelle zu fassen. So weit gieng Sallusts Annäherung an die Sprache seines Alterthums nicht. Ernst, Würde, sinnreiche Kürze und hier und da einige Liebe zu alten Ausdrücken zeichnen den Sallust aus, aber bey weitem nicht der Kost des Alterthums, den ihm der Uebersetzer leihet. Kein

alter Critiker, weder Quintilian noch andere, setzen den Sallust mit dem Ennius auf eine Linie. Wollte der Uebersetzer diesen Kost wieder geben, so war es ihm offenbar nur da erlanbt, wo er ihn im Texte fand, aber wo ihn der Kizel recht antik zu werden anwandelte, da mußte er sich beherrschen. Taedium rerum aduersarum z. B. war doch schwerlich in Rom zu Sallusts Zeit antik: keiner stieß dabey an; wie jeder Deutsche Leser bey "Ueberdruß an der Widerwart" anstoßen wird, zumahl wenn er aus seinem Adelung ersteht, daß Widerwart bey Ottfried einen Gegner, Widersetzer und nicht Widerwärtigkeit bedeute. Dergleichen Antikes und Fremdartiges kommt oft vor. Auch wird dem kundigen Leser hier und da des Uebersetzers Kenntniß der Latinität verdächtig, wenn er ihn z. B. aliquantum durch ein Geringes übersetzen sieht, wo schon der Zusammenhang im Jug. Kap. 62. eine Menge fordert. Schon Scheller lehrte die rechte Bedeutung, die Ernesti bekanntlich zuerst, wie es scheint, dargethan hat. Es ist doch in der That ein sonderbarer Einfall, der manches Uebersetzers fixe Idee geworden ist, die Alten ohne Rücksicht auf den Genius unserer Sprache slavisch zu übertragen, sie gern wie Evander und seine Mutter im Deutschen sprechen zu lassen, dadurch steif, holpericht, uralt und nicht selten unverständlich zu werden, und doch dabey sich die Miene eines aus vornehmer Höhe urtheilenden Critikers oder Kunstkenner zu geben. Diese Werstöße gegen die festen und bekannten Regeln der guten Uebersetzerkunst und des richtigen Geschmacks schaden dem Studium der classischen Schriftsteller des Griechischen und Römischen Alterthums. Wer uns nicht echte und geschmackvolle Abdrücke von diesen ewigen Mustern des schönen Geschmacks darbieten kann, beschäftige sich lieber mit andern Dingen.



1992 G. g. A. 199. St., den 12. Dec. 1814.

### Paris.

Herr Crochard hat Hr. Demercy im J. 1813 in H. Octavo herausgegeben: *Prognostics et Prorrhétiques d'Hippocrate* traduits sur le texte grec, d'après la collation des Manuscrits de la Bibliothèque impériale, avec une dissertation sur ces manuscrits et les variations. S. XLIX und 451: nebst einer 7 Seiten starken Recension vom Professor Vosquillon.

Mit Vergnügen sehen wir, daß der Verf. sich mit einer Uebersetzung der Werke des Vaters der Arzneykunde beschäftigt, und freuen uns, daß diese Sache in so gute Hände gekommen ist. Da er vor dreyn Jahren die Aphorismen übersetzt und critisch behandelt herausgegeben hat, so bleibt er in dieser Gattung, und läßt nach demselben Plane das Buch der Vorhersagungen und der beiden Bücher der Vorhersagungen ans Licht treten. Nach den Aphorismen sind es die besten Bücher unter denen des Coischen Weisen. Die treffliche Ausgabe von Vosquillon hat er bey der Uebersetzung der Vorhersagungen zum Grunde gelegt, bey den übrigen die von der Lindensche. Auf Corans Rath ist der Ionismus überall eingeführt, wie schon Hr. Vosquillon in den Prognosticis gethan hatte. Die Französische Uebersetzung ist gefällig: man sieht ihr die Arbeit nicht an, die sie dem Verf. gekostet hat. Schade, daß er die Deutschen nicht benutzt hat! Die Analysen sind gut gerathen. Er hat 19 Manuscripte für die Prognostica und 8 für jedes Buch der Prorrhetica verglichen. Wir stimmen gern in Hrn. Vosquillons Urtheil ein, daß Hippocrates Text und Verständlichkeit sehr durch Hrn. Demercys geistreiche Bemühungen gewonnen haben, und muntern ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser würdigen Arbeit auf, die er so schön begonnen hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1814.

Göttingen.

In der feyerlichen Sitzung der Königl. Societät am 9. November wurde derselben durch Hrn. Hofr. Seeren ein Aufsatz des Hrn. Dr. Sickler, Director des Gymnasiums zu Hildburghausen, bekannt durch mehrere geschätzte antiquarische und archäologische Schriften, wie durch seine vortreffliche topographische Karte der Gegend um Rom, vorgelegt, der einen für die classische Litteratur erheblichen Gegenstand betrifft: über eine verbesserte Methode der Abwicklung der in Herculanium ausgegrabenen Handschriften. Herr Dr. Sickler wünschte diese Methode einer genauen Prüfung unterworfen zu sehen; und erbat sich zu dem Ende, da er sie, aus sehr gegründeten Ursachen, noch nicht allgemein bekannt haben will, aus Königl. Soc. eine Commission, der sowohl das Genauere seiner Verfahrensart, als auch Proben, die er mit von ihm verholtem Papier anstellt hat, vorgelegt würde. Von dem zeitigen Director Hrn. Hofe. Oslander wurden dazu die Herren Blumenbäch, Hausmann und

Leeren zugezogen; über deren Resultate der Bericht abgestattet ward. Im voraus ist zu bemerken, daß Herr Dr. Sickler während seines sechs-jährigen Aufenthalts in Italien drey-mahl in Neapel war; hier durch seine Verbindungen wiederholt alle Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle sich mit dem bisherigen Verfahren und den Mängeln desselben genau bekannt zu machen; und dagegen seine dort erfundene Verfahrensart, so weit die dortigen Einrichtungen erlauben, zu erproben.

Nach den Angaben der Aufseher sind es nicht weniger denn 1400 Rollen, welche hier, seit einem halben Jahrhundert dem Lichte des Tages wiedergegeben, ganz oder beynähe unaufgewickelt liegen. Sie sind von meist gleicher Breite, aber von sehr ungleicher Dicke; woraus sich von selbst ergibt, daß sie Werke von größerm und kleinerem Umfange enthalten müssen. Ueber ihren Inhalt hat man sehr übereilte Hypothesen aufgestellt, welche durch die That selbst bereits widerlegt sind. Man kann nicht mehr zweifeln, daß sie Schriften sehr verschiedenen Inhalts in Griechischer und Lateinischer Sprache, Prosaischer und Dichter, enthalten; seitdem eine Schrift über die Musik; ein Werk des Epicurus über die Natur; ein Lateinisches Gedicht, gefunden sind; und in andern unverkennbar von geographischen und naturhistorischen Gegenständen gehandelt wird. Wie wenig wir nun auch im Stande sind das weitere im voraus zu bestimmen, so sprechen doch alle vernünftige Gründe dafür, daß mehrere der wichtigsten Werke der classischen Litteratur darunter verborgen sind; und die Erwartung die Lustspiele des Menanders, oder die verlohrnen Bücher des Polybius darunter zu finden, ist, wenn gleich ungewiß, doch keineswegs chimärisch.

Hoffnungen dieser Art lebten auch natürlich nach der Auffindung dieser Manuscripte auf. Sie abzuwickeln war aber eine sehr schwere Aufgabe. Als Herculanium im Jahre 79 n. Ch. vom Vesuv verschüttet wurde, blieb zwar das Zimmer worin sie lagen in seinem Innern unversehrt; es war aber mit einer Lage von heißer Asche, über welche sich ein Lavaström ergoß, überdeckt. Durch die dadurch entstandene Hitze wurden die Papyrusrollen nicht verbrannt, aber verkohlt; so daß man sie anfangs nicht einmahl für Schriften hielt; und wenig daran fehlte, daß sie als bloße Kohlen wären vernichtet worden.

Wie man sie für das erkannte, was sie waren, ward sofort die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet; zumahl seitdem der unvergeßliche Winkelmann über sie schrieb. Ein Genueser Mönch, Antonio Piaggi, gab damahls eine Methode des Abwickelns, und eine Maschine dazu an. Mit dieser fing man an zu arbeiten; es ist aber hinreichend bekannt, daß der Erfolg bisher den Erwartungen wenig entsprochen hat. Jene Methode ist bereits von Winkelmann und nachmahls von andern mehrmahls beschrieben worden; sie besteht darin, daß durch Hülfe eines gewissen Leims Goldblätterhäutchen auf die Rückseite des Manuscripts aufgetragen, an diesen aber seidne Fäden befestigt werden; worauf durch Hülfe einer Maschine das Abwickeln geschieht. Diese Methode erfordert aber erstlich so viel Zeit, daß ein ganzer Monath dazu erforderlich ist, um nur Eine Spanne abzuwickeln; es ist ferner unvermeidlich, daß bey dem Abwickeln allenthalben Löcher entstehen; wo der abgeschriebene Text also wiederum durch bloße Conjecturen supplirt werden muß; es ist endlich unmöglich, wie dieß auch die Erfahrung gezeigt hat, bey dieser Methode die großen Rollen abzuwickeln,

die doch gerade die Hauptwerke enthalten werden. Eine neue Hoffnung schien zwar aufzuleben, als S. K. H. der Prinz Regent, nach seiner bekannten Liebe für Wissenschaften, auch dieser Sache sich annahm, und deshalb einen Britischen Gelehrten den Dr. Gayter nach Neapel sandte. Die Resultate davon sind zwar bisher nicht öffentlich bekannt gemacht; aber, sagt Dr. S., es geht über menschliche Kräfte etwas Wesentliches auszurichten, so lange die Methode nicht verändert wird; diese ist aber bisher dieselbe geblieben.

Bei einer verbesserten Methode kam es nun zuvorderst auf folgende Punkte an: 1. vor Allem einen Leim zu erfinden, der, wenn er auf die Rückseite des verkohlten Papiers aufgetragen wird, allenthalben in den Papyrus eindringt, ohne ihn zu beschädigen; oder durch zu schnelles Trocknen ihn sogleich hart zu machen. Ferner: ein Material zu erfinden, mit welchem, durch Hülfe dieses Leims, der Papyrus auf der Rückseite sogleich gefüttert werden kann, ohne ihn zu zerreißen; endlich bey der Maschine selbst gewisse Verbesserungen anzubringen, wodurch das Abwickeln erleichtert wird. Diese Forderungen nun sind es, welchen Herr Dr. Sickler glaubt Genüge geleistet zu haben, und als Beweis davon, *Pr o b e n* von verkohltem, und auf diese Weise gefüttertem, Papiere, mit der Erlaubniß der Societät mitzutheilen übersandt hat.

Das Urtheil nun, welches die Commission der Königl. Societät über Hrn. Dr. Sickler's Methode gefällt hat, war folgendes:

“Die von dem Hrn. Dr. Sickler angegebene Methode zur Abwicklung der verkohlten Handschriften von Herculanium ist wesentlich verschieden von

derjenigen, welche man bisher zu diesem Zwecke mit nicht glücklichem Erfolge angewandt hat, und scheint die nöthigen Erfordernisse, daß nämlich vermittelst derselben die verkohlten Handschriften zusammenhängend, in einem lesbaren Zustande in kurzer Zeit abgewickelt werden können, zu vereinigen. Die klebende Mischung, welche Dr. Sickler dazu in Vorschlag gebracht hat, ist von der Art, daß sie die verkohlte Masse eben so gut wie diejenige annimmt, auf welche sie gezogen, oder mit welcher sie gefuttert wird. Sie trocknet langsam, so daß das Abwicklungsgeschäft nicht übereilt zu werden braucht; und daß, wenn ja einmahl davon etwas durchdringen, und daher von einer untern Lage ein Stückchen ankleben sollte, dieses doch leicht wieder würde abgehoben werden können. Der Körper auf welchen die Handschriften gezogen werden, um sie lesbar darzustellen, ist zwar sehr nachgiebig, so daß er auch bey gekrümmten Rollen anzuwenden ist; aber doch auch zugleich sehr haltbar. Die mechanische Abwickelungs-Vorrichtung ist sehr einfach, und gewährt den Vortheil, daß dadurch die verkohlte Handschrift im Zustande möglichster Ruhe erhalten, und daß eine jede Einwirkung vermieden wird, die das Zerreißen der höchst zarten verkohlten Masse bewirken könnte. Zugleich bringt sie die Handschrift in eine Lage, wodurch das Lesen derselben erleichtert wird. Nach diesem Allen hält es die Commission für sehr wahrscheinlich, daß die von Hrn. Dr. Sickler angegebene Abwicklungsmethode zum erwünschten Zwecke führen könne; um so mehr, da sie bey Versuchen mit beschriebenen und verkohlten Papieren, von welchen Herr Dr. Sickler Proben mitgetheilt hat, anwendbar gefunden ist. Jedoch würde die vollkommene Ueberzeugung von ihrer An-

wendbarkeit erst durch Versuche an verkohlten Rollen von Herculanium gegeben werden können; wobey sich vielleicht, besonders nach der bessern oder geringern Erhaltung der einzelnen Rollen, noch mancherley zu überwindende Schwierigkeiten finden dürften, auf welche der scharfsinnige Erfinder zuvor nicht Rücksicht nehmen konnte."

Der natürliche Wunsch des Hrn. Dr. Siedler ist eine Gelegenheit zu finden, an einer der Herculanium-Rollen selbst, seine Methode zu bewähren, von denen, außer dem in Neapel selbst befindlichen Schätze, einige als Geschenke nach Frankreich und England gekommen sind. Die Königl. Soc. wenn sie die Wichtigkeit des zu hoffenden Gewinnes, und die Wahrscheinlichkeit des Gelingens in Erwägung zieht, kann es nicht anders als wünschenswerth finden, daß eine solche Gelegenheit ihm zu Theil werden möge.

### Paris.

Bey G. Dufour et C.: Histoire naturelle des Roches de Trapps, considérée sous les rapports de la Géologie et de la Minéralogie. Par M. Faujas - De - St. - Fond. Seconde Edition, entièrement refondue. 1813. 92 Seiten in Octav. Mit einem Kupfer.

Bereits im Jahre 1788 gab Herr Faujas de St. Fond eine Abhandlung über die so genannten Trapp-Gebirgsarten heraus. Nachher hat derselbe noch bey mehreren andern Gelegenheiten darüber geschrieben, u. A. in seiner Geologie, die ein eigenes Kapitel vom Trappe enthält. Einige Aeußerungen in der Geologie des Herrn Breislac über diese Gebirgsarten, haben den Herrn Faujas

bewogen, noch einmahl den Gegenstand zu bearbeiten. Daraus ist denn die vorliegende Abhandlung hervorgegangen, die gewisser Maßen als eine neue Auflage der eben angeführten älteren Schrift angesehen werden kann. Dieselben Ideen und Meinungen welche früher von dem Verfasser über den Trapp geäußert sind, finden wir auch hier wieder und darunter in der That sehr wenig, wodurch die geognostische Kenntniß der Trapparten wahrhaft gefordert werden könnte. Selten erhebt sich Herr Faujas über die petrographische Betrachtung und selbst bey dieser wird Vollständigkeit und Präcision vermisst. Wenige brauchbare Bemerkungen sucht man mit Mühe aus einer überschwenglichen Fülle leerer Worte hervor.

Die Abhandlung zerfällt in fünf Kapitel. In dem ersten werden allgemeine Bemerkungen über die Trappgebirgsarten mitgetheilt. In dem zweyten Kapitel handelt der Verfasser von den mandelsteinförmigen Trapparten. Am ausführlichsten läßt er sich über den Mandelstein von Derbyshire aus, bey welcher Gelegenheit auch einige Bemerkungen über die dortigen Gebirgslager ertheilt werden, deren Folge auf der Kupfertafel anschaulich gemacht ist. Das dritte Kapitel ist der chemischen Betrachtung des Trappes gewidmet. Man findet hier die Vergleichung mehrerer Analysen. Das vierte Kapitel redet von den unterscheidenden Kennzeichen des Trappes und der Hornblendgesteine. Der Verfasser sucht eine scharfe Grenze zwischen beiden, welche die Natur offenbar weder in petrographischer noch in orographischer Hinsicht gezogen hat. Die merkwürdigen Verhältnisse zwischen den dichten Trapparten und den sichtbar gemengten Hornblendgesteinen, welche von der Wernerischen



2000 G.g. N. 200. St., den 15. Dec. 1814.

Schule so überaus richtig aufgefaßt worden, und die Recensent auch bey den Schwedischen Trappgesteinen erkannt hat, auf welche sich Herr Faujas immer hauptsächlich beziehet, werden von demselben ganz verläugnet. In dem fünften Kapitel sucht der Verfasser darzuthun, daß die dichten, homogenen und mandelsteinartigen Trappgesteine wesentlich verschieden seyen von den dichten, basaltischen Laven und den mandelsteinförmigen Laven. Auch diese Untersuchung bleibt bey dem Verhalten im Kleinen stehen, und kann aus diesem Grunde unmöglich brauchbare geologische Resultate liefern. Angehängt ist noch eine Classification der Trapparten.

### Göttingen.

Im Vandenhoeck und Ruprechtischen Verlage:  
Tabellen zur leichten Auffindung des Cubik-  
Inhalts runder Holzstämmen oder Abschnitte.  
Vom (vormahligen) Königl. Westphäl. Oberförster  
Carl Wilh. Fr. von Hanstein. 1813. In Octav.

Diese kleine Tabelle ist zunächst zum Gebrauche für die Forstbedienten im vormahligen Königreiche Westphalen, von denen eine Angabe des Cubik-Inhalts der abgegebenen Stämme in der Rechnung verlangt wurde, berechnet worden. Sie enthält den cubischen Gehalt cylindrischer Holzstücke von 6 bis 48 Zoll im Durchmesser und 6 bis 50 Fuß Länge bis zu zwey Decimalstellen, und den Flächen-Inhalt der Cirkel von obigen Durchmessern bis zu 5 Decimalstellen, und ist daher zu den gewöhnlichen Vorfällen brauchbar und bequem, ohne deswegen andere ähnliche Tabellen entbehrlich zu machen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 17. December 1814.

## Montpellier.

*Catalogus plantarum Horti Botanici Montpelien-  
sifis, addito observationum circa species no-  
vas aut non satis cognitae fasciculo; auctore A.  
P. De Candolle, Botanices Professore in Faculta-  
tibus Medicae et Scientiarum Academiae Montpe-  
liensis, Horti Praefecto, &c. 1813. 155 Seiten  
in Octav.*

Unter den Gartencatalogen von mehr wissenschaft-  
licher Form, womit in neuern Zeiten die botanische  
Literatur bereichert ist, glauben wir besonders auf  
vorliegendes Werk aufmerksam machen zu müssen, da  
dasselbe nicht nur ein genaues critisches Verzeichniß  
des gegenwärtigen Bestandes der Gewächse eines der  
ältesten und berühmtesten Gärten enthält, sondern zu-  
gleich einen großen Schatz von Beobachtungen in sich  
begreift, die als wahrer Gewinn für die Wissenschaft  
zu betrachten sind. In dem kurzen Vorberichte theilt  
der Verf. einige Nachrichten von der ersten Anlage  
des Gartens durch Rich. de Belleval (1598), und  
von der ferneren Bereicherung und Vervollkommu-  
nung desselben durch Magnol, Sauvages, Gouan  
und Broquonnet mit, und verweist dann etwas um-

umständlicher bey der letzten Periode, während welcher er dem Garten als Director vorsteht. Unlängbar gebührt Hrn. D. das Verdienst, dem Garten (der außerdem durch Vermittlung des damaligen Ministers des Innern um ein beträchtliches erweitert und mit einem sehr großen Treibhause versehen wurde) eine, dem jetzigen Zustande der Wissenschaft mehr angemessene, Einrichtung gegeben, und durch seinen rastlosen Eifer die Zahl der Gewächse — (die nach Broussonet's Tode nur etwas über 4000 betragen mochte) — bis auf 6500 vermehrt zu haben. Da der Verf. bloß ein Namenverzeichnis geben wollte, so schien ihm die alphabetische Form hierzu am bequemsten. Zu mehrerer Brauchbarkeit dieses Verzeichnisses machte er bey jeder Art die, meistens nach eignen Erfahrungen wahrgenommene, Ausdauer, (denn man weiß ja, wie viel Unrichtigkeiten in Hinsicht der Dauer der Pflanzen noch in den meisten Catalogen vorkommen;), und durch bestimmte Zeichen die in der Cultur zu beobachtende Temperatur bemerklich. Daß ein so bedeutender Pflanzenvorrath, worunter man aber doch nur wenige Neuholländische Gewächse wahrnimmt, manches neue und seltene enthalten müsse, bedarf kaum einer Erwähnung; doch möchte die seltenste unter allen verzeichneten Pflanzen leicht das *Cheirostomon platanoides* Humb. et Bonpl. seyn, dessen sich unsere Leser aus der früher darüber in diesen Blättern (Jahrg. 1866. no. 20.) mitgetheilten Nachricht noch erinnern werden.

Den interessantesten Theil des Werkes machen die dem Verzeichnisse angehängten "Adnotaciones botanicae circa plantas novas aut non satis cognitae Horti Monspellulani" aus. Die Reichhaltigkeit der Gegenstände erlaubt es indeß nicht wohl ins Detail zu gehen, was hier auch um so weniger nothwendig seyn möchte, als der größte Theil der neuen Pflanzen umständlicher von dem W. in einem besondern Werke

beschrieben und abgebildet erscheinen soll, daß er unter dem Titel Hortus Monspelienis herauszugeben denkt. Wir beschränken uns daher nur auf einige der vorzüglichsten Gegenstände. Zu den Gattungen, welche bedeutende Verichtigungen und Zuwachs an Arten erhalten haben, gehören besonders Crepis, Echium, Medicago, Cactus, Phlomis, Sonchus etc. Bey Cactus und Phlomis würde Willdenow's Enum. Suppl., und bey Echium des jüngern Jacquins's Eclog. zu vergleichen seyn. Von Crepis hat sich der B. bemüht, die schwierigsten Arten, virens, pinnatifida; scabra etc., genauer zu bestimmen; wir können indeß keinesweges die Arten hierüber als geschlossen ansehen, und zwar nicht so wohl in Hinsicht der Identität der Arten; als besonders der ihnen zugehörten Synonyme. Rosa arvensis, sempervirens, moschata und einige neue Arten, von welchen letztern eine Abbildung in dem Hortus Monspel. nicht unwillkommen seyn würde, vereinigt Hr. D., wegen der abweichenden Bildung der Pistille, in eine besondere Abtheilung, die er Ros. Synstyli nennt. Bey Paspalum und Stipula, die mit einigen Arten vermehrt sind; vermiffen wir die Hauptschriftsteller Klügge und Jacquin. — Gattungen, die der B. als ganz neu aufstellt oder genauer zu bestimmen sucht, sind Cajanus, Fischeria, Salmea, Desmochaeta, und unter den Gräsern Ceratochloa, Tribochloa, Chaeturus und Dinebra. Cajanus (Cajan Adanf.) unterscheidet sich sehr wesentlich von Cytifus, außer mehreren Merkmalen, besonders durch den Kelch, durch die Staubfäden und die Hülse. Cajanus bicolor (Cytif. pseudo Cajan Jacq.) und Caj. flavus (Cytif. Cajan Linn.) sind die bis jetzt bekannten Arten. Ueber Fischeria, aus der Familie der Apocineen, wird sich nach der in dem Hort. Monspel. zu erwartenden Abbildung demnächst besser urtheilen lassen. Salmea, mit Bidens, Melanthera und Eupatorium verwandt, ist so

characterisirt: Involucrum imbricatum. Recept. conicum, paleaceum. Floresculi omnes tubulosi, hermaphroditi. Sem. compressum, angulis 2 in aristas productis. Drey, bisher unter *Bidens* begriffene Arten (*B. scandens* Swartz, *scandens* Linn. und *hirsuta* Sw. Fl. Ind. Occ.) gehören hierher. Ganz einstimmig ist Rec. mit dem Verf. in Hinsicht seiner *Desmochaeta* (*Pupalia* Jacq. Ann. du Mus.), da die unter dieser Gattung begriffenen Arten der *Achyranthes* sowohl im Außern, als auch in der Bildung der Blüten- und Fruchtheile sehr abweichen. Folgende Arten sind bis jetzt bekannt: 1. *D. atropurpurea* (*A. lappacea* L.); 2. *D. flavescens* (*A. echinata* Retz. et Willd. et *patula* Linn. fil. et Willd.); 3. *D. prostrata* (*A. prostrata* L.); 4. *D. micrantha* (*A. prostrata* β. Lam.); 5. *D. muricata* (*A. muricata* Linn.); 6. *D. alternifolia* (*A. alternifolia* Linn., *muricata* β. Willd.)

Weniger begründet scheinen einige der hier abgehandelten Gattungen aus der Familie der Gräser. Ueberhaupt kann sich Rec. noch nicht von der Nothwendigkeit der, auch bey uns jetzt Mode werdenden, Zerstückelung der Gräser überzeugen: denn wenn man so fortfährt, wie *Palisot Beauvois*, und besonders *Deavanx* (*Journ. de Botanique*. 1813) angefangen haben, so werden wir bald so viele Gattungen besitzen, als wir Arten zählen. *Ceratochloa* heißt die Gattung, die der Verf. aus *Festuca uniloides* gebildet hat. *Habitus* und die *glumae scroliinae* stimmen ganz mit *Festuca* überein (denn die zwey unter dem Fruchtknoten befindlichen Schuppen sind als ganz unwesentlich zu betrachten; nur darin weicht sie von den übrigen *Festucis*: ab, daß der Fruchtknoten mit drey kleinen hornförmigen Hervorragungen versehen ist. Es fragt sich nun, ob man dieses Merkmal für bedeutend genug halten will. Der wesentliche Charakter der *Festuca* schießt

wenigstens die uniloides nicht aus. *Trichochloa* ist eine Mittelgattung von *Agrostis* und *Stipa*; von letzterer nur dadurch unterschieden, daß die Blüthen um vieles zarter sind, und die Grannen kein Gelenk haben. Sie mit *Agrostis* zu verbinden, erlaubt nicht wohl das Verhältniß der Länge des Kelchs zur Krone und das semen corticatum. *Dinebra arabica* mag immer als eigene Gattung stehen bleiben, da sie weder zu *Dactylis* noch zu *Cynosurus* paßt; aber der Character bedarf eine Berichtigung, da *Chloris curtispindula*, welche Hr. D. als zweite Art dieser Gattung anführt, durchaus nicht mit *Dinebra arabica* vereinigt werden kann. Der Verf. scheint dieß selbst zu fühlen; wenn er in der Beschreibung derselben sagt: "forfan genus proprium." Wir besitzen diese Gattung, was Hrn. D. noch unbekannt seyn muß, bereits in *Atheropogon Mühl. et Willd. Sp. Plant.* Deshalb bedürfen wir auch keine *Botuloa Lagasc.*, die der Verf. nach einer Bemerkung bey *Chloris radiata* (p. 95. n. 68.) als besondere Gattung anerkennt; so wie wir auch des gleichfalls von ihm gebilligten *Chondrosium Desv. (Chloris procumbens Dur.)*, als zu *Atheropogon* gehörig, werden entbehren können. — Die Persoon'sche Gattung *Koelera*, von der der Verf. eine in anderer Hinsicht sehr verdienstliche Bearbeitung liefert, kann man nur als eine entbehrliche, aus sehr heterogenen Arten zusammengesetzte Vereinigung betrachten. Wenn wir auch gern zugeben, daß *Koel. cristata* und einige verwandte Arten in einigen Theilen von *Aira* abweichen, *Koel. hirsuta* nebst einigen andern, bisher zu *Festuca* gerechneten, Arten nicht ganz mit dieser Gattung übereinkommen; so können wir uns doch nicht überzeugen, daß die Verbindung dieser verschiedenartigen Gräser dem natürlichen oder dem künstlichen System von irgend einem Vortheil seyn werde. Wie

übrigens die ganz dem Character der *Aira* entsprechende *A. pensylvanica* zur *Koelera* gerechnet werden kann, sehen wir vollends nicht ein; denn daß der Mangel oder das Daseyn einer Granne bey mehreren Gattungen in keinen besondern Betracht kommen kann, davon wird sich Hr. D. bey dem von ihm in seiner Synopsis festgesetzten Character der *Agrostis* überzeugt haben. Ueber die Gattung *Triticum*, wohin der Verf. einige Arten der *Festuca* rechnet, so wie über einige andere diese Familie betreffende Gegenstände behält es sich Rec. vor, bey einer andern Gelegenheit seine Bemerkungen mitzutheilen.

• Mehr Eingang werden gewiß die Bemerkungen des Verf. finden, denen zufolge *Willdenow's Desmanthus* mit seiner *Acacia* vereinigt werden muß, da *Acacia acanthocarpa* einen deutlichen Uebergang macht; und aus denen ferner der Beweis hervorgeht, daß *Ventenat's Furcroea* wieder mit *Agave* zusammenfällt, und daß *Willdenow's Erianthus* nicht von *Andropogon* getrennt werden kann. Auch verdient, was Hr. D. über die große Aehnlichkeit der *Hornemannia bicolor* mit *Lindernia* bemerkt, beachtet zu werden. Von den mannichfaltigen Beobachtungen und Berichtigungen, die der Verf. über einzelne Arten mittheilt, führen wir nur folgende an: *Achillea Eupatorium* ist einerley mit *filipendulina* Lam.; *Celosia peruviana* Zucc. mit *Achyranthes porrigens*; *Capficum microcarpum* Hart. Reg. Madr. und *Brouss.* sehr wahrscheinlich mit *ciliare* Willd.; *Capfic. violaceum* H. R. Madr. mit *bicolor* Jacq. etwas näher verbunden *Fragm.* und *nigrum* Willd. En.; und *Rumex confertus* Willd. En. mit *Desfontaines's undulatus*. Verschieden hält Hr. D. hingegen *Carduus Diacantha* von *afer*; *Carduus cyanoides* Spr. (*C. mollis* Poll.) von dem *Sibirischen*; *Euphorbia pilosa* Villars. (die er *flavi-*

coma nennt) von der gleichnamigen Sinnenföhen. Auch scheint ihm *Salvia polytachya* Vahl. nicht ganz mit *lamiifolia*, mit der sie Willdenow in der Enum. vereinigt, überein zu kommen. Außer *Daphne Tarton raira* rechnet Hr. D. auch *Thymaëlea* zu *Passerina*, weil die Früchte beider mit letzterer, aber nicht mit *Daphne* übereinkommen. *Agrostemma Coeli Rosa* wird mit *Lychnis* und *Cacalia saracenicæ* mit *Senecio* vereinigt. Zu des Verf. *Barkhausia* gehören außer einer neuen (*B. Suffreniana* (nach ihrem Entdecker genannt), *Crepis intybacea* Brot. und *bellidifolia* Loif. Von den *Cheiranthis fruticosis versicoloribus*, die nicht selten in den Gärten verwechselt werden, bemerkt Hr. D. folgende drey Arten: 1. *Ch. mutabilis* Ait. Willd. (*folia argute ferrata; flores nascentes flavido-ochroleuci, adulti purpurascens.*) 2. *Ch. longifolius* Vent. Malm. t. 83., *Ch. scoparius* Brouss. (*folia argute ferrata, longa, angusta; flores nascentes albi, demum purpurascens.*) 3. *Ch. scoparius* Willd. non Brouss., von den mannichfaltigen Abarten in Hinsicht auf Farbe der Blüthen werden drey derselben (*purpurascens, aeruginosus* und *Chamaeleo*) ausgezeichnet. Mit *Lotus coimbrensis* Willd. Sp. ist nicht Brotero's und Balbis's gleichnamige Pflanze zu verwechseln. Der Verf. unterscheidet beide genau und nennt jenen *glaberrimus*, diesen *aristatus*. Von *Tilia alba* Ait. (wozu vielleicht *americana* Du Roi gerechnet werden kann) hält Hr. D. die im Orient und in Ungern wachsende weiße Linde verschieden. Schon in dem Pariser Garten führt sie den Namen *argentea*, den der Verf. beibehält und folgende Synonyme dabey anführt: *Tilia rotundifolia* Vent., *T. alba* Willd. Enum., folglich auch Waldst. et Kitaib. Die amerikanische scheint allerdings die seltenste in unsern Gärten, wie denn auch der Verf. nur ein Exemplar ohne Blüthen



2008 G. g. N. 201. St., den 17. Dec. 1814:

aus einem Englischen Garten besitzt. *Chrysanthemum monspeliense* ist eine seltene Pflanze, die nicht bey Montpellier, sondern in den etwas entfernt liegenden Gebirgen vorkommt; weshalb er sie eher Gebirgspflanze nennen möchte. So beweist auch der W., daß *Potentilla monspeliensis* nicht bey Montpellier, sondern im nördlichen Amerika wächst, woher sie Morison zuerst erhielt. Hr. D. nennt sie daher auch nicht unpassend *P. Morisoni*. *Vicia pannonica* B. erhält hier den Namen *purpurascens*; bekanntlich hat sie Bieberstein schon unter *striata* aufgeführt. Der Unterschied beider ist indeß nicht wesentlich. *Bidens grandiflora* würden wir lieber mit dem jüng. Jacquin (*Eclog. t. 54.*) zu *Coreopsis* rechnen. Mit *Rubus collinus* und *canescens* des Verf. verdienen genauer *R. nemorosus* Hayn. verglichen zu werden. Unter den neuen Arten scheinen uns noch *Carex Hokiana* (*Carex fulva* Host. Gram. 4. t. 77.), *Carex biligularis* (zunächst von *distans* zu unterscheiden) und *C. Kochiana* (wohin *C. spadicea* Roth. Fl. Germ. non Schkuhr., *C. paludosa* Schleich., *C. intermedia* Suter Fl. Helv. und *Carex rivularis* Koch. Mspt. gerechnet werden) eine nochmalige Untersuchung zu bedürfen.

Von demselben verdienstvollen Verfasser ist noch im vorigen Jahre zu Paris erschienen: *Recueil de Memoires sur la Botanique*. Un Volume in 4., orné de 48 planches gravées. Diese Sammlung enthält einige der neuern, in den *Annales du Muséum* befindlichen, Abhandlungen des Verf. über die *plantae compositae*, die Beschreibung der Gattung *Chaillitia*, die Monographie der *Ochnaceen* und der *Simarubeen* und die der Gattung der *Biscutella*, über deren Werth das Publicum längst entschieden hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. Stück.

Den 17. December 1814.

London.

The agricultural Magazine or farmer's monthly Journal of Husbandry and rural affairs, including occasional observations on Gardening; illustrated by a Variety of Plates and Wood - Cuts, of new Inventions and Improvements in the Implements and Machinery of this Art. Vol. I. new Series, from January to June 1813. Printed and published by Vaughan Griffiths No. 1. Paternoster Row. 1813. VIII und 436 S. in Octav.

Wenn man den Eifer kennt, womit jetzt die Englischen Landwirthe ihr Gewerbe immer und immer mehr zu vervollkommen und weiter auszudehnen bemüht sind; und dabey bedenkt, in was für einem Reichthume von wissenschaftlichen Kenntnissen die Nation gleichsam schwelgt, was für ein fühner Unternehmungsgeist herrscht, und wie kräftig dieser durch Beharrlichkeit und Vermögen unterstützt wird; so kann man dem Wunsche nicht widerstehen, von Zeit zu Zeit eine Uebersicht dieses Strebens und Wirkens erhalten, und mit der Nation in diesem Felde wenigstens Kunde nehmend fortgehen zu

§ (9)

können. Die gegenwärtige Zeitschrift befriedigt diesen Wunsch fast über unsere Erwartung; und es geschieht daher eigentlich mit Liebe, daß wir unsern Lesern die Anzeige davon hiermit machen.

Der Plan ist im Wesentlichen derselbe, der der ersten Reihe, die mit 1812 geschlossen ist, zum Grunde lag; er ist aber besonders in der Ausführung ungemein verbessert. Die Versuche, Beobachtungen, Bemerkungen und Raisonnements, die in der ersten Abtheilung gegeben werden, sind gewählter, und schränken sich mehr auf diejenigen Gegenstände ein, die unter den denkendsten und thätigsten Landwirthen gerade an der Ordnung des Tages sind. Beym Lesen wähnt man gleichsam in der Gesellschaft der besten practischen Landwirthe zu seyn, die sich über das, was ihnen für den Augenblick wichtig ist, in einer wohl überdachten Unterhaltung befinden. Die Abtheilung schließt sich immer mit einer kurzen Darstellung der öconomischen Verhältnisse des Landes (State of the Country) während des laufenden Monats. In der zweyten Abtheilung werden die Anzeigen der herausgekommenen wichtigern öconomischen Bücher gegeben. Von diesen wird nicht nur der Inhalt mitgetheilt, sondern der Verf. will damit auch Berichtigungen, Ergänzungen und Erläuterungen verbinden. Eine solche critische Anzeige könnte freylich bedenklich scheinen, indem dadurch gar zu leicht zu falschen Ansichten Gelegenheit gegeben wird; wirklich hat sich dabey aber der Verf. bis jetzt in den engsten Schranken der Billigkeit, Bescheidenheit und Discretion erhalten, und hauptsächlich sich nur angelegen seyn lassen, das Vorzügliche und Neue des Buchs mitzutheilen. Für uns Ausländer, die wir der Englischen Bücher nur so wenige haben können, sind diese Anzeigen also gewiß von dem reellsten Werthe. Die dritte Abtheilung dieser

Zeitschrift ist zur öconomischen monatlichen Chronik (monthly Register) bestimmt. Mit besonderem Vergnügen sehen wir hier die Protocolle von den Verhandlungen der vielen öconomischen Gesellschaften, die in England in den neuern Zeiten entstanden sind, und sich noch täglich vermehren. Diese sind nicht sowohl Verbindungen zu gelehrten Zwecken, was unsere Deutsche zu scheinen gemeiniglich affectiren, sondern sie haben vielmehr die Tendenz, das, was man für practisch gut hält, allgemein zu verbreiten, und geschwind in den Gang zu bringen und darin zu erhalten; oder auch dem Wirthschaftsbetriebe überhaupt diejenigen Hülsen zu geben, deren er im Großen bedarf, und die er nur von zusammengesetzten Kräften der Privatpersonen erwarten kann: da der Staat selbst fast nicht anders als allein durch die Gesetzgebung darauf zu wirken im Stande ist. Ferner finden sich hier auch noch die Nachrichten von den Viehschauen und den Wettepflügungen, wodurch die Viehzucht und die zweckmäßigste, wohlfeilste Bearbeitung des Landes so ganz unglaublich befördert worden ist. Haben sich in dem Laufe des Monaths wichtige öconomische Neuigkeiten ergeben, so werden diese in dieser Abtheilung auch noch kürzlich erzählt. Bey Eintretung von Todesfällen angesehener Landwirthe erhalten wir hier kurze Lebensbeschreibungen von ihnen. Auch geschieht von den im öconomischen Fache ertheilten Patenten Anzeige. Ein für den öconomischen Handel sehr wichtiger Artikel ist stehend, nämlich der von den Märkten. Wir werden darin von dem Steigen und Fallen, der Nachfrage, von den auf die Märkte gebrachten Quantitäten der Waaren, und von den Preisen, die sie gehabt haben, unterrichtet. Den Beschluß eines jeden Hefts macht endlich eine Londenr Preis-Courante von den für den Oeconomen interessanteren

Waaren, und die Fruchtpreis-Tabelle, wornach der auswärtige Fruchthandel regulirt wird. Da die sämtlichen Preise die von dem laufenden Monate sind, so können sie den, der die Zeitschrift früh genug erhält, in seinen Speculationen sicher leiten.

Doch wir eilen nun zu den Monats-Hefen dieses Bandes fort.

Januar. Die Aufsätze beschäftigen sich dieses Mal mit sehr verschiedenen Gegenständen; am meisten wird jedoch hier wie auch noch in mehreren folgenden Hefen über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit der Sprache discutirt. Wenn darüber in Deutschland die Federn jetzt ruhen, so dürfen wir daraus doch nicht schließen, daß die Sache abgemacht sey. Wir sehen hier, daß sie noch Seiten hat, die bis jetzt nicht zur Sprache gekommen sind. In einer Abtheilung über die Gründe, wodurch Großbritannien zu einem Korn einführenden Lande geworden ist, wird zugegeben, daß verhältnißmäßig zur Volksvermehrung sich auch der Ackerbau vervollkommnet habe; daß aber die Consumtion in diesem Verhältnisse nicht geblieben, sondern aus ihrer vorigen Einfachheit mehr in die von Weizen, von Fleische, von Getränken, die aus Früchten bereitet werden, übergegangen; und daß besonders die Haltung von Pferden sich so ganz ungeheuer, nämlich bis zu 1,500,000 vermehrt habe. Da ein Pferd, so wie es in England unterhalten wird, jährlich des Products von 5 Aeckern bedarf, so sind also jetzt für die Pferde allein 8,500,000 Acker nöthig. Mit ungemein starken Ausdrücken wird in einem andern Aufsätze auf die allgemeinste Jagdfreyheit "to leave all kinds of game private property, to go with the land, that feeds it" angetragen.

Die Bücher-Anzeige gibt in diesem Hefte nur den Inhalt einiger Pamphlets, die über die Errichtung einer Gesellschaft zu Unterdrückung der Bettelley zu Bristol erschienen sind, sehr lehrreich, und wie es scheint, vollständig an. In der Chronik erhalten wir die Protocolle von den Verhandlungen der Drayton- der Derbyshire- der Straffordshire- der Tweedside agricultural- und der Ireland-farming Society. Vorzüglich geben sie nur Nachricht von den Preis-Ausheilungen für landwirthschaftliche Verbesserungen überhaupt, für Auszeichnung in der Erbauung von Rüben und einigen andern Gewächsen, für die Erzielung von vortreflichem Vieh; für lange treue Dienste des Gesindes, für die beste und mit der größten Ersparung bewirkte Pflug-Arbeit; für die Erfindung neuer Werkzeuge, für die vorgezeigte beste Gerste und Hafer zur Saat (nach Hannöverschem Maasse und Gewichte hat der Hinten von der mit dem Preise belohnten gewogen — die Gerste 51 $\frac{1}{2}$  Pfund, der Hafer 47 $\frac{1}{2}$  Pfund).

Februar. Die meisten Aufsätze dieses Hefes gehen dahin, das Publicum über einzelne Puncte der Landwirthschaft überhaupt besser zu belehren; oder solche, die bisher noch streitig gewesen sind, zur Entscheidung zu bringen. So finden wir hier gute Anweisung zur Erbauung der Rüben, der Frühkartoffeln, des Hanfs. Herr W. liefert seine Versuche über sieben verschiedene Gegenstände, von deren Resultaten wir hier jedoch nur die folgenden anführen wollen, nämlich daß das Scheeren der Lämmer einen beträchtlichen Gewinn an Wolle gegeben hat, und doch auch dem Viehe an seinem Wuchse nicht hinderlich gewesen ist; daß die Gerste, wenn der Preis nur 20 Sch. für das Quarter gewesen, um ein Viertel besser zum Mästen der Schweine ausgebracht worden; daß die Eichorie

unter einerley Umständen 21 Mahl mehr Futter gegeben hat als selbst die Lucerne (bey welchem letztern Versuche uns jedoch irgend eine Täuschung eingetreten zu seyn scheint: indem der Ertrag der Lucerne sogar auch noch geringer als der von der Esparcette befunden worden ist). Die Discussion über die Nützlichkeit oder Unnützlichkeit der Brache wird hier fortgesetzt. Das Resultat scheint doch nicht anders auszufallen als das, woben wir uns in Deutschland beruhiget haben, daß die Brache nur da unnütze ist, wo der Boden rein ist, und ohne sie in gutem Stande erhalten werden kann, auch keine besondere Nebenumstände eintreten. Dr. Richardson antwortet den Vertheidigern des Fiorin-Grases (*agrostis stolonif.*), dessen Unwerth jedoch erst am Ende dieses Bandes entschieden wird. Herr Ch. Hall empfiehlt England den Anbau des Weins — wenigstens zur Gewinnung von Branntweinein. Nicht uninteressant sind die Verhandlungen der Smithfield (Fleischscharrn) Gesellschaft, deren Zweck ist, die Erziehung von solchem Horn- und Schafvieh zu befördern, das bey der wohlfeilsten und sparsamsten Fütterung in dem frühesten Alter die größte, und zur Nahrung für Menschen doch schädlichste Masse zur Ausbeute gibt. Der Zweck setzt eine auffallende Anmaßung des Menschen über die Modification der Kräfte der Natur voraus, und gleichwohl scheinen die Resultate demselben zu entsprechen. Nach der Chronik hat sich die Bath- und West of Engl. Soc. noch mit der Untersuchung des Fiorin-Grases beschäftigt; die Highl. Soc. of Scotl. sucht aber durch Preise zu Pflanzungen an der Nord-West-Küste von Schottland, und zur Einführung des Anbaues der Frühkartoffeln aufzumuntern; die Gleichmachung der Maße und Gewichte zu befördern; und endlich hat sie den Erfinder des

Smallschen Pflugs noch in seinen Söhnen belohnt. In den vermischten Nachrichten wird der sonderbare Fall erzählt, daß ein Schaf sechs Lämmer zur Welt gebracht habe, worunter vier lebend geblieben seyen. Bey Gelegenheit der Mittheilung einer rechtlichen Entscheidung, wodurch der Verkäufer betrüglich eingebundener Wolle verurtheilt worden ist, werden die Landwirthe darauf aufmerksam gemacht, daß sie die Schuld von dergleichen Vergehungen nach den Englischen Rechten von sich ablehnen und auf den Wollenbinder bringen können — was für eine Macht des Buchstabens des Gesetzes? Endlich wird noch von dem Leben des jüngst verstorbenen ausgezeichneten Landwirths W. M. Hall Nachricht gegeben.

März. Herr Wr. theilt hier wieder Versuche über 15 verschiedene Gegenstände mit, deren Ausführung wir uns wegen Mangels an Raum enthalten müssen; obgleich sehr ungern. Aus der Nachricht von des Lord Sommersville, und der Merino-Society Viehschauen bemerken wir, daß, nachdem man den Zweck erreicht hat, Vieh mit echt Spanischer Wolle in England zu ziehen, man sich auch hat angelegen seyn lassen, diesem Vieh Körper von der Größe und Güte der bessern Englischen Rassen zu geben; und daß man nun auch damit zu Straude gekommen ist. Herr Tharp und sein Pächter haben hier Merinos (nämlich Englische Bastarde von echt Spanischen mit South-Down) ausgestellt, an denen das Vermögen Fett aufzunehmen, und das beste Fleisch zu haben, entschieden befunden worden ist. Die Merinos, heißt es hier wieder, verbessern sich in England täglich in der Größe und in dem Uebergange zu der körperlichen Beschaffenheit des Englischen Viehes. — Die gebildeten Englischen Landwirthe fangen jetzt immer mehr an, die Noth-



wendigkeit der Verbindung mineralogischer (besonders geologischer) Kenntnisse mit den öconomischen einzusehn; und Herr Ch. Hall gibt hier in einem Aufsatz über die Austrocknung der Moore gute Beweise davon. Nach der Chronik hat die Merino Society dieses Jahr allein 170 Pfund Preise für Vervollkommnung der Spanisch-Englischen Schaf-Rasse ausgegeben. Wie sehr dadurch die Landwirthe gereizt werden müssen, die Verbesserung der Viehzucht nicht bloß zu studieren, sondern auch wirklich auszuführen; und was für eine Wirkung dieß auf die Verbesserung der Landwirthschaft überhaupt haben müße, läßt sich leicht denken.

April. Herr Wr. setzt die Nachricht von seinen Versuchen fort. Von den übrigen Aufsätzen betreffen viere noch die streitige Frage wegen der Drache; einer erzählt, was im Weinbau in England bis jetzt schon wirklich geschehen ist; mehrere sind polemisch. Die Bemühungen der öconomischen Gesellschaften gehen noch immer hauptsächlich auf die Beförderung der Viehzucht durch Preisaustheilungen, und auf die Verbesserung des Gesindes durch Belohnungen. Auch werden häufig die so rühmliche Wettspflügungen gehalten. Die Einführung der Schwedischen Rüben verbreitet sich immer mehr. Bey Austheilung des Preises, den die Norfolkische Ackerbau-Gesellschaft darauf gesetzt hatte, ergab sich, daß ein Herr Daks von Burnham 18 Tonnen 6 Centner 8 Pfund; und ein Herr Southwell von Patenham sogar 29 Tonnen 8 Centner 8 Pfund vom Morgen gewonnen hatte.

May. Dieses Heft eröffnet eine Abhandlung des Hrn. Prof. Playfair on establisshing an uniform Standard of Weights and Measures. Es ist hier nicht von einer in der Natur vorhandenen unveränderlichen Größe, die dem Maße und Gewichte zum

Grunde dienen solle, die Rede, sondern von einer conventionellen, und in so fern führt der Verf. seine Theorie für England und Schottland vortreflich aus. J. Fairy, der sich Mineral Surveyor nennt, über die Bedeutung des Worts "der Leem" geht doch nur von dem Begriffe aus, daß dieser eine Mischung von Sand und Thon sey; ohne sich über die gegenseitige Verhältnisse der Bestandtheile und die Vermischungen, die bey der Sache gerade das Wichtigste sind, weiter zu erklären. Die übrigen Aufsätze übergehen wir, und bemerken nur noch, daß die Liste der auf landwirthschaftliche Erfindungen ertheilten Patente hier zum ersten Mahle mit aufgenommen, und der Zeitschrift damit noch ein sehr nützlicher Zusatz gegeben worden ist. Die Chronik gibt das Protocoll von der Woburn-Schaffschur-feyer, woraus wir unsere Leser nur auf die den Scheerern für die beste und geschwindeste Arbeit und die den Schäfern für die von einer gewissen Anzahl Mutterchafe bis zum 1. Junii durchgebrachte größte Zahl Lämmer ertheilte Preise, als ein großes Beförderungsmittel der ländlichen Industrie aufmerksam machen.

Junius. Aus diesem Hefte zeichnen wir den Aufsatz über den Thracischen Siberischen oder Frühlings-Waizen, der von dem Sommer-Waizen (tritic-aestiv.) unterschieden werden soll, aus. Statt des Winter-Waizens diesen Frühlings-Waizen zu bauen, könnte — wenn derselbe sonst eben so brauchbar und einträglich wäre — unter Umständen allerdings großen Nutzen haben. Um den Nachtheil von dem Befallen des Waizens zu mindern, haben mehrere Englische Landwirthe schon längst vorgeschlagen, den befallenen Waizen sobald als möglich zu schneiden: und die Nützlichkeit dieses Verfahrens gewinnt aus hier beygebrachten Thatsachen aller-

ding's einigen Anschein. Von einer Gesellschaft, die sich zu Durham for agricultural experiments verbunden hat, theilt uns Herr George Taylor hier den Plan und den Gesellschafts-Vertrag mit. Wir versprechen uns von dieser Verbindung viel Gutes. In dem Aufsätze führt Herr T. aus Wallen's gen. View of the agricult. of Durham eine Erfahrung an, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten können, weil sie den Grund zu gar zu wichtigen Speculationen geben kann. Sie ist die, daß man gefunden hat, daß ein Ochse von 60 Steinen wöchentlich 126 Steine Ruta-Waga genossen, und davon einen Stein an Gewichte zugenommen hat; indem zu gleicher Zeit 10 Schafe nur 70 Stein von dieser Wurzel genossen; dabey aber auch einen Stein an Gewichte zugenommen haben. Dem Viehmäster würde also das Pfund Schafteisch nur  $\frac{1}{5}$  so viel als ein Pfund Ochsenfleisch kosten.

(Die Anzeige des zweyten Bandes nächstens.)

### Hannover.

Abhandlung über den Croup, von Doctor Royer Collard, aus dem Französischen von D. W. Meyer, mit einer Vorrede und Anmerkungen von Dr. J. A. Albers. 1814. 202 Seiten in Octav.

Diese treffliche Originalschrift hat durch Hrn. D. Albers (dessen bekannter Eifer zu glücklicher Beseitigung einer so mörderischen Krankheit unseres Lobes nicht bedarf) zahlreiche eigene Beobachtungen, und über jeden einzelnen Hauptpunct hinzugefügte genaue Literatur, so viel gewonnen, daß wir sie, ohne Bedenken, als das gründlichste Werk über diesen Gegenstand empfehlen können. Als Belege mögen einige der vorzüglichsten Bemerkungen dienen. Nach Hrn. D. A. ist der Nutzen der

Preisschriften überhaupt weit größer als man gewöhnlich glaube, wenn nur die Termine zur Beantwortung nicht zu kurz angesetzt würden. Viele hatten freylich eine übertriebene Erwartung von dem was die Preisschriften über den Croup liefern würden. Höchst wunderlich und illiberal müssen wir es doch finden, daß dem Hrn. D. Albers die seiner Beantwortung den Preis zuerkennende Commission, die Umarbeitung seiner Preisschrift untersagte. Sonderbar sey es, daß einige Aerzte die Natur dieser Krankheit, Entzündung, durchaus nicht einsehen wollten, sondern sich mit Einbildungen quälten. Jeden heftigen Croup begleite ein Krampf, welchen Einige als mit dem Begriffe von Entzündung unvereinbar hielten. Er wenigstens sah nie ein Kind am Croup ohne krampfhafter Beschwerden sterben. Blutaussäuerungen brachten in dieser Krankheit oft augenblickliche, fast wundervolle Wirkung hervor. Ein und dieselbe Heilart sey aber nicht in allen Fällen derselben anwendbar, denn sie lasse sich z. B. auch ohne einen Gran Quecksilber heilen. Mit Noten habe er die Uebersetzung begleitet, nicht bloß um das Irrige des Verf. zu widerlegen, und das Fehlende zu ergänzen, sondern hauptsächlich um mehrere seiner Ideen Sachkundigen zur Prüfung vorzulegen. 1. Kap. Darstellung der Krankheit. Jede Abtheilung der Luftröhren-Entzündung in Perioden ist nach Hrn. A. fehlerhaft, so wie er auch dem Verf. in der angeblichen Tendenz eines Catarrhs in den Croup nicht beystimmt. Bey einem heftigen Grade der Beschwerde des Athmens sah er die Kinder mit größter Hefrigkeit in kleinen Zügen trinken. Eine Tracheitis könne oft in wenigen Stunden gehoben werden, aber auch länger als zwölf Tage, ja vier Wochen dauern. Kleinere Grade dieser Entzündung nenne man irrig spurios Croup.

Hrn. Joseph Franks Fall, in welchem bey den größten Beschwerden der Respiration, die Stimme nicht heiser war, bleibt wohl unerklärbar, außer wann es kein Croup war. Nicht durch die Entzündung der Schleimhaut in der eigentlichen Luftröhre, sondern durch die Entzündung der Schleimhaut des Luftröhrenkopfes, werde der eigene Croup-ton (son croupal) hervorgebracht. Der Ton der Tracheitis ist von dem Tone der Laryngitis durchaus unterschieden. Bey der Tracheitis heiser, gedämpft, nicht klingend, und zuweilen äußerst schwer vom catarrhalischen Husten zu unterscheiden. Der Ton der Laryngitis hat etwas characteristisches. Hr. A. vergleicht ihn mit dem Bellen eines heiseren Mops-hundes. Der Catarrh, welcher nach dem Verfasser Hrn. D. R. Collard dem Croup vorhergehen soll, ist nach Hrn. A. manchnahl schon wahre Tracheitis, welche in der Folge in Laryngitis übergeht. Auch ist die Krankheit nicht gleich anfangs mit beschwerlichem Athmen verbunden. Der Grund des gestörten Athmens sey nicht bloß mechanisch, sondern größtentheils Wirkung des Krampfes im Kehlkopfe, und vielleicht auch in den Bronchien. Sehr irrig sey die Meinung, daß die Kranken nicht ohne Auswurf, besonders der röhrenförmigen Membran geheilt werden können. Zu den zufälligen, nicht beständigen Zeichen des Croups gehören, der Schmerz im Halse; äußere Anschwellung desselben, welche Hr. A. selbst noch nie wahrnahm; sympathisches Erbrechen; belegte Zunge; Mangel an Eßlust; trüber Urin; vieles Nasenbluten, welches doch Hr. A. nie selbst bemerkte; Schläfrigkeit; oder umgekehrt erhöhte Empfindlichkeit der Sinne. Dasjenige was man Croup nennt, nimmt nie in den Bronchien seinen Anfang. Hr. Albers sah oft bestimmt die Entzündung an der Epiglottis anfangen,

auch sah er mehrmahlen schon bey Säuglingen (unter anderen noch kürzlich bey einem 15 Wochen alten Kinde) den Croup. Auch fand er den Croup epidemisch herrschen. Ansteckend sey er jedoch nicht. Bisweilen verbindet sich mit dem Croup eine gelinde Cynanche faucium. Bronchitis unterscheidet sich nach Hrn. A. durch zwey Symptome, deren weder der Verf. noch H. Jurine gedenken; nämlich durch das schnelle, die fürchterlichste Beklemmung ausdrückende Athmen, und das heftige Fieber, dem gemäß erfordern sie die kräftigsten Heilmittel. Intermissionen nimmt Hr. A. seiner Erfahrung zufolge durchaus nicht an. Marcus läugne ohne allen Grund, daß die Kunst einen Croup hervorzubringen vermöge. 2. Kap. Behandlung des Croups. Hr. A. wendet Blutigel, oft schon während dem Erbrechen an, welche bey weitem in den meisten Fällen zur Heilung hinreichen, so wie man gegenseitig irre, wenn man behauptet, daß ein Croup nicht ohne Blutwegnahme oder ohne Quecksilber geheilt werden könne. Blasenpflaster im Nacken oder zwischen den Schultern, Kermes, Kampher und warmes Bad wendet er nach den Umständen an. Für den Gebrauch der Brechmittel in dem letzten Stadio der Krankheit spricht Hrn. A. Erfahrung nicht. Opium empfiehlt er als ein herrliches Mittel, um den zuweilen zurückbleibenden hartnäckigen Husten zu mäßigen.

### Halle.

Wey Hemmerde: *De bello marsico*. Liber singularis. Scripsit Car. Gull. Keferstein, Doct. Phil. 1812. 94 Seiten in Octav.

Der Marsische oder Bundesgenossen-Krieg, der vom J. 91 vor Ehr. Geb., oder vom J. d. St. 663 an einige Jahre geführt wurde, und zur Verwüstung

Italiens welche die nachfolgenden Bürgerkriege vollendeten, den Grund legte, oder doch so viel beytrug, verdiente es allerdings, in einer eignen Monographie gelehrt abgehandelt zu werden. Einzeln hatte ihn der sel. Heyne in den Opusc. Acad. III. S. 144 ff. geschildert; mit Recht hat sich der Verf. aber dadurch nicht von einer neuen Untersuchung und historischen Darstellung abhalten lassen. Kenntniß und Gebrauch der Quellen, richtige Einsicht, eignes Nachdenken, und gute Darstellung zeichnen die Abhandlung aus, und machen sie sehr empfehlenswerth. Die Angabe der Quellen, und des Zustandes der Provinzen, der übrigen damals bekannten Welt, Roms aber insonderheit gehet voraus: daß auch die neuern Bearbeitungen der mit diesem Marssischen Kriege zusammenhängenden Ereignisse, als der Gracchischen Unruhen, vom sel. Hegewisch (1801) und von unserm Hrn. Hofr. Heeren (1803) dankbar benützt worden, sagt der Verf. selbst. Dem 6. Kapitel hat der Verf. drey Excursus angehängt, über des jüngern Scipio Africanus traurigen Tod, über die lex iudiciaria C. Gracchi, und über Capio's Tod; sie sind werth gelesen und beherzigt zu werden. Auch ist die Erläuterung des Gellius 16, 13, wo sich die classische Stelle über die Municipien findet, beyfallswürdig. Bekanntlich hatte Hr. Roth de re municip. roman. 1, 6 sqq. diese Stelle angefochten und zu widerlegen gesucht. Wie oft ist dem Rec. bey der Durchlesung dieser trefflichen Schrift nicht das Schicksal Deutschlands eingefallen, welches Bonaparte eben so behandelte, als die Römer ihre Bundesgenossen behandelt haben! Aber die Nemesis hat nicht verfehlt, beide Tyrannen zu ergreifen! Der Verf. war nahe daran, unsre Tyrannen nachhaft zu machen, aber er überließ klüglich die Anwendung dem Leser: damals gab

es schwerlich einen nachdenkenden, dem dieselbe Parallele nicht unter Ceufzen eingefallen wäre. Monographien mit diesem Fleiße und Nachdenken, und in dieser guten Latinität geschrieben, werden gewiß mit Beifall aufgenommen werden.

### Königsberg.

Hier hat der von Dorpat zur Direction des hiesigen städtischen Gymnasiums vor kurzem hierher berufene Herr Dr. K. L. Struve als Programm zu der öffentlichen Prüfung aller Classen des Gymnasiums am 28. und 29. Sept. d. J. drucken lassen: **Critische und grammatische Bemerkungen über Lucians Hermotimus.** 1814. 30 S. in Octav.

Der gelehrte Verfasser dieser Bemerkungen, dessen schon einige Male mit Beyfall in unsern Blättern Erwähnung geschehen ist, zeigt sich auch hier als einen Kenner der Griechischen Sprache, und als einen Freund des geistreichen Lucian, den er eben so geschmackvoll als kritisch zu lesen versteht. Außer den Bemerkungen zum Lucian, die jetzt in St. Petersburg gedruckt werden, liefert er hier einige, welche uns auf jene aufmerksam machen. Sie sind mit Besonnenheit und richtigem Urtheil abgefaßt: auch ist die Latinität sehr gut, denn praepiacet S. 12 ist gewiß Druckfehler für perplacet. Gleich im ersten Kapitel des schönen Dialogs Hermotimus betitelt stößt der Verf. bey der Stelle ἐνενοίας γούυ u. s. f. an: das Semicolon nach διατριθέμενος und ἐπώρημα δὲ will er tilgen. Er fährt seinen Satz gut aus ohne jedoch zu überzeugen. Bedenkt man, daß δὲ, wie sehr häufig vorkommt, für nämlich, also erläuternd stehe, und daß ἐπώρημα auch einen Schluß bedeute (S. Hemsterhuis zu Lucian. 2. S. 403 der Zwenbr. Ausg., und Ernesti's Technol. Graec. S. 137), so wird aller Anstoß wegfallen. Die



2024 G. g. N. 202. St., den 17. Dec. 1814.

meisten übrigen Bemerkungen sind dagegen befriedigend, und machen der Sprachkunde der Critik und dem Scharfsinne des Verfassers Ehre. Die verba Herculis bey Juvenal. 2, 19. sind S. 12 richtiger als bey Ruperti gefaßt, mit gelehrter Benutzung der Verse des Hermias bey Athenäus 13, 15. S. 563. E., wo οἱ τραπεζῆται dasselbe anzeigt, was die verba Herculis, dieses stoischen Musters der Sittlichkeit bey Juvenal. Die Anzeige der Schulprüfung ist mit Recht Deutsch abgefaßt.

K.

### Hildesheim.

In J. D. Verstenbergs Verlage hat der Herr Rector Dr. Seebode eine für Schulen passende bloß critische Ausgabe des Tacitus begonnen. *C. Cornelii Taciti Historiarum. Insigniori lectionum varietate adjecta recognovit in studiosae juventutis gratiam Joach. Dit. Godofr. Seebode*, Philos. Doctor, Andreani quod Hildeshae floret, Gymnasii Rector. Primus fasciculus. 1814. 101 Seiten in klein Octav.

Dieses Bändchen, welches unserm Hrn. Dr. Poit und dem Hrn. Superint. Dr. Cludius in Hildesheim zugeeignet ist, enthält das erste Buch der Historiae. Die Auswahl der Lesarten ist sehr zweckmäßig, und der Text, wovon hier keine neue recensio, sondern bloß eine recognitio gegeben ist, erscheint hier so viel möglich gereinigt von den Vermuthungen neuerer Critiker. Fleiß und Bekanntschaft mit dem Tacitus und den Regeln der echten Critik sind nicht zu verkennen; wir wünschen, daß das Werk im Verlage des Hrn. Wiewegs einen raschen Fortgang gewinnen möge.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 19. December 1814.

## Göttingen.

Zu der Vorlesung in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 9. November, unter dem persönlichen Vorsetze ihres erlauchtesten Präsidenten, Sr. Königl. Hoheit, des Herzogs von Cambridge, ward dem Hrn. Hofrath Eichhorn, der sie hielt, das Thema von dem festlichen Tage selbst angegeben: de Deo Sole, invicto Mithra. Mithra ist der Urheber einer neuen bessern Zeit, der Genius der Weltverjüngung. Sein Name ist zwar Persisch, die Embleme aber, die ihm in Römischen Schriftstellern und auf Artiken beigelegt werden, sind es nicht; auch ist es nicht der Cultus, mit dem er verehrt ward. Das Ausland hat bey der Annahme seiner Mythen mit dem Gotte selbst große Verwandlungen vorgenommen; obgleich dabey die Idee, welche er ursprünglich zum Symbol diente, im Ganzen unverändert geblieben ist.

Nach den Zendbüchern gehörte Mithra zu den guten Dämonen der zweiten Ordnung (den Frey), unter denen er den ersten Rang hatte und das Wort führte. Er war von Ormuzd zum Richter der Erde

erschaffen, zu einem Fürsten der Menschen, der über ihnen immer wacht. Er unterstützt den Ormuzd (das gute Urwesen) in seinem Kampfe gegen Ahriman (das böse Urwesen), damit des Uebels auf der Erde immer weniger werde; er verhilft zu Fülle, Ueberfluß und Fruchtbarkeit; selbst öden Gegenden betruget den Saamen dazu, und zur Erneuerung der Natur vom Himmel auf die Erde, und gießt ihn reichlich über sie aus. Insonderheit ist Mithra der Schutzgeist Irans; von ihm hält er die Dews ab, und wendet ihm dagegen die ganze Fülle des Segens zu. So schildert ihn seine Liturgie (Fescht-Mithra) in hundert Stellen. Nach eben derselben hätte man sich ihn als ein Wesen in Menschengestalt, von erhabener Natur und mit Heldeneigenschaften zu denken; begabt mit 1000 Ohren (um jedes Gebet zu hören) und mit 10,000 Augen (um jedes Bedingniß zu sehen); bewaffnet gegen die Dews mit Bogen und Pfeil, mit Lanze, Dolch und Keule. Hätten die Mager in Persien die Gewohnheit gehabt, die göttlichen Wesen, zu denen sie ihre Gebete richten, in Bildwerk darzustellen, so wüßten wir, an welchen Attributen wir den Mithra zu erkennen hätten.

Noch sind aus dem Mithradienst der Römer, der nach dem Piratenkrieg seinen Anfang nahm, viele kleine Vasreliefs übrig; aber in wie vielen trafen sie mit den Denkbüchern zusammen? So mannichfaltig auch jene Kunstwerke in der Zahl ihrer Entwürfe von einander abweichen, so stimmten sie doch in dem Hauptbilde, worauf es eigentlich ankommt, mit einander vollkommen überein: in einer Höhle ersticht mit einem Dolch ein Jüngling (vorgelächelt in einem Persischen Gewande) den Urstier der Persischen Mythologie, aus dessen Schwanzzweigen hervorsprossen: auf seinem Leibe sind die Worte Deo Soli, invicto Mithrae, und an seinem

Halbe Nama Sebesio zu lesen: dem aus der Wunde herabfließenden Blute eilen Hund und Schlange zu; ein Scorpion umklammert die Geschlechtstheile des Stiers; vor und hinter der Gruppe des Jünglings mit dem Stier stehen zwey Genien, der eine mit aufflammender, der andere mit gesenkter Fackel; über der Höhle wachsen Bäume hervor; auf der einen Seite fährt die Sonne vier-spännig herauf, auf der andern die Luna zwey-spännig herab: lauter Vorstellungen, die von den Persischen wie Ost vom Weste abstehen. Daß der Jüngling Mithra sey, müssen wir bloß der Inschrift glauben: denn dem Jüngling fehlen die Attribute, welche die Zendbücher dem Mithra beylegen. Ihnen ist auch völlig fremd, daß Mithra die Sonne sey; sie stellen ihn von ihr immer verschieden vor. Der Stier mit dem Aehrenbüschel am Schwanz ist zwar unverkennbar der Urtier der Schöpfung in der Persischen Mythologie, jener Behälter, in dem alle Keime zur Entstehung der Menschen, Thiere und Gewächse verborgen lagen, der aber sterben mußte, damit sein Saame, von dem Monde gereinigt, allen auf der Erde sichtbaren Dingen ihren Ursprung geben könne. Aber die Art seines Todes stimmt nicht mit den Zendbüchern zusammen: auf den Basreliefs stirbt er durch den Dolch eines Jünglings; nach den Zendbüchern schlug ihn Ahriman durch Gift, daß er trank niedersank und verschied. Der Hund, den nach dem Blute des Stiers dürstet, könnte für ein Persisches Symbol gelten: Ormuzd hat nach den Zendbüchern den Hund Sura geschaffen zum Wächter der Welt, der Menschen und Thiere; er soll auch alle Thierarten vervielfältigen: aber wäre es natürlich zu glauben, daß sein Hinspringen nach dem Blute des Stiers seine Begierde nach Vervielfältigung der Geschöpfe ausdrücke? Wie könnten zu guter reinen heiligen Wesen und Thieren, **Schlange**

und Scorpion, diese Geschöpfe des Ahriman, ohne Verletzung aller Schicklichkeit in den Augen der Perfer gefest, wie konnten sie unter einander gemischt werden? Sind sacra in einer Höhle Persischen Ursprungs, da die Perfer glaubten, allen Cultus unter freyem Himmel anstellen zu müssen, und deshalb keine Tempel duldeten? Ist die Kleidung der menschlichen Figuren Persisch? Auf den Trümmern von Ishtar ist sie völlig anders; die Hauptbedeckung des Mithra und der vor und hinter ihm stehenden Genien mit Fackeln ist keine Persische tiara, sondern eine Phrygische Mütze u. s. w. Demnach ist alles, was das Hauptbild auf den Vasreliefs des Mithradienstes ausmacht, den Perfern theils wildfremd, theils gegen ihren Sinn widerlich componirt. Persisch bleibt im Grunde nichts als der Name Mithra und die Idee des Urtiers: aber in der Darstellung auf den Vasreliefs ist beides nach Zeit und Ort umgebildet.

Und wie begreiflich ist diese Umwandlung! Schwerlich sind in Persien selbst die Zoroastrischen Ideen von Verjüngung und Erneuerung der Zeit und Welt in ein Bildwerk gebracht worden: denn ihre göttlichen Wesen stellten die Perfer nicht in Säulen und Bildwerken dar. Es geschah also wohl zuerst im Auslande, da, wo Zoroastrische Ideen angenommen waren: sey es nun, wo es wolle, zuerst geschehen, in Cilicien, Phrygien oder anderswo. Genug die Römer erhielten den Mithradienst (etwa 67 J. vor Ehr. A. u. C. 687) durch die Piraten, die größtentheils in Phrygien und Cilicien zu Hause gehörten, und auf den Cilicischen Gebirgen ihre Schlupfwinkel hatten. Auch die Phrygischen Mützen des Mithra und der beiden Genien vor und hinter ihm scheinen auf Phrygischen Einfluß bey den Vorstellungen zu führen. Die ganze Composition ist demnach ausländisch; dabey leidet es aber keinen Zweifel,

daß auch sie durch ihre Zusammenstellung mannichfaltiger Symbole Erneuerung der Natur und ihrer Fruchtbarkeit und durch sie die verjüngte, bessere Zeit ausdrücken wollte. Dahin führt das Bild des Urstiers, aus dessen Schwanz ein Getraidebüschel hervorsproßt. (Zur Verdeutlichung dieses Symbols ist auf einem andern Relief neben dem sterbenden Stier eine menschliche Figur hingestellt, die männlichen Samen aussprüht. *S. Hyde de relig. Pers. in der Abbildung zu S. 113*). Auf Erzeugung und Fruchtbarkeit führt auch der Scorpion, der die Geschlechtstheile des Stiers umklammert: eine Vorstellung aus den astrologischen Geheimnissen, die jeden Theil des menschlichen Körpers unter die Herrschaft eines Gestirns stellen; die Genitalien namentlich unter die des Scorpions. Auf Erneuerung der Natur führt außerdem die Schlange, bey Griechen und Römern das gewöhnliche Bild der Verjüngung; darauf ferner die Bäume, die über der Höhle empor wachsen; darauf endlich die Verwandlung des Persischen Mithra in die Sonne, die im Frühling alles erneuet und verjüngt.

Aber nach dieser Verwandlung mußte sich natürlich auch die Bedeutung des gebrauchten Persischen Stoffes richten; er mußte gleichfalls einen andern Sinn annehmen. Griechen und Römer, denen die Persischen Ideen fremd waren, dachten beim Stier nicht mehr an den Zoroastrischen Urstier, sondern an das Gestirn dieses Namens am Himmel, nach dessen Zurücklegung die Sonne alles verjüngt (*— Candidus auratis aperit cum cornibus annum Taurus —*); das Innere der Höhle der Mithras, als Sonne gedacht, mußte mit Planeten, Constellationen und Fixsternen ausgeschmückt werden, und von denen, welche in die Basreliefs aufgenommen sind, läßt sich Stück für Stück die Ursache ihrer Aufnahme angeben, oder eine leichte Erklärung fin-

den; das Aeußere der Höhle umgaben sehr sichtlich die Symbole der Sonne und des Mondes nebst Emblemen neuer Zeugung und der Fruchtbarkeit zum Aufschluß der Symbole im Innern derselben. Mithra ist auch nach dieser seiner Verwandlung in die Sonne der Geber einer bessern neuen Zeit, und darum ließ man sich seit dem Piratenkrieg allenthalben im Römischen Reiche in seine Geheimnisse um die Wette einweihen, weil in dem damaligen allgemeinen Elende, das aus den bürgerlichen Kriegen und dem Drucke des darauf folgenden schrecklichen Despotismus entstanden war, jedermann nach einer bessern Zukunft verlangte. Selbst die frühern Christen, von dieser Idee erfüllt, verlegten auf das Fest des Solis invicti das Geburtsfest ihres Heilandes: "Mithra ist da; die gute neue Zeit hat begonnen."

### Leipzig.

Bei Weidmann: *Platonis Leges et Epinomis*. Ad optimorum librorum fidem emendavit et perpetua annotatione illustravit Dr. *Friedericus Astius*. Tom. I. VIII und 520 S. Text, nebst 2 S. Corrigenda. Tom. II. auch unter dem Titel: *Frid. Astii Animadversiones in Platonis Leges et Epinomida*. Accedit index rerum ac verborum. 648 Seiten in Octav.

Je auffallender es ist, daß dieß Platonische Werk, über dessen Geringschätzung schon Plutarch seinen Zeitgenossen Vorwürfe machte, von den neuern Philologen so sehr vernachlässigt wurde, daß nicht einmahl ein einzelner Abdruck geschweige denn eine critische Bearbeitung dieses Werks, das wegen seines Inhaltes sowohl als wegen der practischen Tendenz und großen darin herrschenden Einsicht in die Politik so wichtig und interessant ist, erscheinen konnte; desto erfreulicher ist es uns und jedem

Freunde der classischen Litteratur, namentlich Platons, zu sehen, daß Herr Prof. Ast in Landskap sich dieser herrlichen Schrift, die unstreitig zu Platons Meisterwerken gehört, so gelehrt und zweckmäßig angenommen hat, und diese seine Bearbeitung, wie die neulich von uns angezeigte Ausgabe der Republik, und die des Phädrus, des Gastmahls und des ersten Alcibiades zu Vorläufern einer größern Ausgabe aller Werke des Philosophen bestimmt. Innerhalb vier Jahren wird sie erscheinen: die ersten fünf Bände sollen den Text mit den critischen und eregerischen Erklärungen enthalten; der sechste eine Clavis Platonica. Nach diesen trefflichen Proben dürfen wir uns viel von dieser Ausgabe versprechen, und wir muntern den Verf. mit Vergnügen zur Vervollendung seines Vorhabens auf. Er ist auf dem rechten Wege, dem Philosophen viele Leser zu verschaffen. So fehlervoll auch der bisherige Text dieses Werks von den Gesetzen war, und so viele Hindernisse sich dem Verstehen entgegensetzten, so sehr hat das Werk unter den Händen des Verf. in beider Hinsicht gewonnen; und wenn auch manche Stellen dem Rec. auffließen, wo er anderer Meinung seyn zu müssen glaubte, so ist doch des Verf. Ansicht stets zu versuchen. Er hat wie bey dem Werke von der Republik den critisch-grammatischen Weg gewählt. Außer den bekannten alten Ausgaben sind die von Hrn. Heusde bekannt gemachten Varianten des Wosffischen Edder, andre aus dem Pariser Codex 1807, bey Fähsse, und aus dem Münchner Codex 490, der das fünfte Buch enthält, benützt worden: die Bemerkungen Ruhnken u. a. sind dem Verf. nicht entgangen. Der Text hat sehr viel gewonnen, und ist nun erst recht leserlich geworden. Auch der Commentar, der sich um Politik u. dergl. nicht bekümmert, ist in mehr als einer Hinsicht schätzbar. Keine Stelle, die nur etwas Schwieriges hat, ist



2032 G. g. A. 203. St., den 19. Dec. 1814.

ohne zweckmäßige Erläuterung geblieben. Die Ausgabe ist sehr empfehlungswerth, und hat durch die Correctur des Hrn. Prof. Schäfers in Leipzig, der auch einige Bemerkungen mittheilt, sehr viel gewonnen.

### Paris.

Bey Henri Grand: Tables logarithmiques pour les nombres, les sinus et les tangentes, disposées dans un nouvel ordre par Mr. de Prasse, professeur des mathématiques à Berlin (zu Leipzig) corrigées et précédées d'une introduction traduite de l'allemand et accompagnée de notes et d'un avertissement par M. Halma. 1814. 80 Seiten. Preis Ein Frank.

Ein neuer Abdruck der geschmeidigen von Prasse'schen Tafeln, welche wir im 83. Stück dieser Blätter von 1811 angezeigt haben. Unser dortiges Urtheil über die von dem Französischen Herausgeber unverändert beybehaltene Anordnung der Tafeln haben wir durch einen drey Jahre länger fortgesetzten Gebrauch derselben in allen Stücken bestätigt gefunden. In Ansehung der Schönheit des Drucks und Papiers scheint uns die Französische Ausgabe der Deutschen eher nachzustehen; doch sind mehrere Druckfehler der letztern hier berichtigt. Wenn man übrigens bey einem Werke dieser Art, das der verstorbene v. Prasse gewiß nicht Gewinnes halber, sondern zum Dienste der Wissenschaft auf seine Kosten unternahm, auch nicht weiter untersuchen will, in wie fern Hr. Halma zu einem neuen Abdrucke berechtigt war, so kann man doch nicht umhin, sich zu wundern, daß derselbe, aus Besorgniß seinerseits wieder nachgedruckt zu werden, die einzelnen Exemplare mit seinem Namenszuge bezeichnet hat, und die Nachdrucker gerichtlich zu belangen droht.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1814.

Leipzig.

In dem 101. und 102. Stück unserer Anzeigen vom Jahre 1807 gaben wir einen ausführlichen Bericht von der schätzbaren Schrift Ueber den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache, und in dem folgenden Jahre S. 280 wurden die von dem mittler Weile bekannt gewordenen Verfasser jenes Werkes, dem Hrn. Wilh. Kolbe, herausgegebenen Verbesserungen und Zusätze erwähnt. Der Verf. jener beiden Anzeigen hält es daher für seine Pflicht, auch von den fernern Bemühungen eines so achtungswerthen Gelehrten Nachricht zu geben.

Zuerst erschien Ueber Wortmengerey. Anhang zu der Schrift: Ueber den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache. Von C. W. Kolbe. Leipzig bey Reclam 1809. IV und 114 Seiten in Octav. — Dann Ueber Wortmengerey. Von C. W. Kolbe, Doctor der Philos. Zweyte, sehr vermehrte Ausgabe. Leipzig bey Reclam 1812. XII und 427 Seiten in Octav. — Und endlich Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber Wort-

mengerey, von C. W. Kolbe, Doctor der Philos. Leipzig bey Fleischer, 1813. 142 Selten in Octav.

Man sollte glauben, daß eine Strafrecht die binnen drey Jahren zwey Mal gedruckt werden muß, auch Besserung bewirken müßte. Leider aber ist von dieser Besserung bis jetzt noch wenig zu verspüren, sondern das Uebel scheint vielmehr immer weiter um sich zu greifen. Von dem Dreyfuß unsrer Welterleuchter ertönt eine Sprache die das barbarische Latein der Scholastiker zu überbieten strebt, und um für einen schönen Geist zu gelten, bey in der vornehmsten Welt sich gebildet hat, ahmt man das Rothwelsch des Hofpöbels nach. Einer noch weit größern Anzahl unserer Schriftsteller ist die Reinheit und der Adel der Sprache eine völlig gleichgültige Sache; sie haben keine Zeit zu verlieren, um sich auf einen Ausdruck zu besinnen, und so greifen sie, schnell und ohne ein Arg daraus zu haben, nach dem ersten besten ausländischen Worte, das sich ihnen darbietet. Und doch ist eine solche Schändung unserer Sprache gefährvoller als mancher auf den ersten Blick glaubt. Je sorgfältiger und eifriger ein Volk seine Sprache achtet und bewahrt, desto lebendiger ist seine Anhänglichkeit an das Vaterland; je nachlässiger es in dieser Hinsicht ist, desto schwächer wird seine Selbstachtung seyn, auf der seine Selbsterhaltung beruht. Gelingt es nur erst, einem Volke seine Sprache gleichgültig und verächtlich zu machen, so wird es abgerissen von der Wurzel, der es ursprünglich angehörte, und einem andern Stamme einverleibt. Dieß lehrt die Geschichte aller Zeiten und Länder; dieß bezeugen die Erfahrungen, die wir neuerdings jenseit des Rheins gemacht haben. Treuherzig warnend sagte schon der große Leibniz, nachdem er von dem 'abscheulichen' der Deutschen Sprache den Untergang drohenden 'Mischmasch' gesprochen hatte: 'Gleichwohl wäre es

ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Helden-Sprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte: so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeinlich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geföhret. Auch wußten von jeher die Tyrannen nur zu gut, welch ein mächtiger Schutzgeist der Freiheit und Unabhängigkeit die Sprache sey. Es läßt sich daher mit vollem Rechte behaupten, und es blieb auch den schwärfern Blicken der Unterdrücker nicht unbemerkt, daß alle diejenigen, die für die Ehre und Würde der väterländischen Sprache ihre Stimme erhoben, und auf das Große und Herrliche, das in früherer und späterer Zeit in ihr und durch sie ins Leben trat, aufmerksam machten, eben dadurch stillkräftig mitwirkten, die Gesinnungen der Vaterlandsliebe anzufachen, und die Rettung des Vaterlandes vorzubereiten. Die Maßregeln, die vor Kurzem in mehreren Gegenden Deutschlands ergriffen wurden, um dem Volke seine Muttersprache zu verleiden und allmählich zu entreißen, erfüllten, mehr als irgend eine andere Tyrannie, jedes rechtliche Gemüth mit Abscheu und Ingrimm. Wer aber bürgt uns dafür, daß die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit der so viele unserer Schriftsteller die Sprache entweihen, nicht zu demselben Ziele führt, zu dem jene Maßregeln der Gewalt uns hintreiben wollten? Würde nicht, wenn die Verwilderung immer weiterfortginge, am Ende gerade der gebildete, geschmackvollere Mann der Erste seyn, der eine durch Barbaren aller Art verunstaltete Sprache mit Freuden gegen eine andere vertauscht, in der Einheit, Ordnung und Schicklichkeit herrschend und unverfüßbar sind? — Was uns retten kann, und hoffentlich retten wird, ist eine eigenthümliche unserer Sprache inwohnende Kraft, vermöge der sie von Zeit zu Zeit

alles Fremde, wodurch sie verunreiniget wurde, wieder auswirft. Der Nachwelt, und keiner sehr entfernten Nachwelt, werden die meisten hochgepriesenen Schriftsteller unserer Tage eben so widerlich seyn, wie uns jetzt das galante Deutsch eines Menantes ist. Die Geschichte unserer Sprache lehrt uns durchaus, daß jede ausländische Vermischung einen Funder der Fäulniß in sich trägt, der unaufhaltsam eine gänzliche Verwesung bewirkt. Dieser Glaube, so tröstend er von der einen Seite ist, hindert indeß nicht, den Bemühungen eines so verständigen Eiferers, wie Hr. Dr. K. ist, das gebührende Verdienst zuzugestehen. Wir wollen vielmehr hoffen, daß jetzt gerade die bessere Zeit gekommen ist, in der er Gehör findet; und einige Merkzeichen, wenn sie nicht modische Spielerey sind, scheinen wirklich ein solches Erwachen zu versprechen.

Der Gesichtspunct, aus dem Hr. Dr. K. seinen Gegenstand betrachtet, ist verschieden von dem, den wir so eben angedeutet haben. So wie Campe, in seiner Preisschrift, die Sprachmengeren vorzüglich in Hinsicht auf die für die Verstandes-Bildung des Volkes daraus erwachsenden Nachtheile betrachtet, so beleuchtet sie Hr. Dr. K. von der Seite des Geschmacks; und da in Sachen des Geschmacks wohl jeder die Alten für befugte Richter anerkennen wird, so untersucht er, was bey ihnen in diesem Puncte etwa Grundsatze gewesen seyn möchte. Auch ist diese Untersuchung nicht ohne Erfolg geblieben. Ihr verdanken wir die ersten bestimmten Regeln so wohl über die Arten von Wörtern, die aus einer fremden Sprache aufgenommen werden dürfen, als auch über die Form, unter der sie eingeführt werden können. Nicht minder ist der Unterschied hervorgehoben, der zwischen einem bloß den Verstand, und einem den gesammten Menschen in Anspruch nehmenden Vortrag statt findet. An diesen Unter-

schied ist zwar schon öfter erinnert worden, aber immer vergebens. Unsere Schriftsteller sind beständig in der Schule, nie in der Welt; und, was unbegreiflich ist, viele scheinen sich sogar damit zu brüsten. Der Franzose hat seine durch tausend gewandte Federn bearbeitete Schriftsprache zu seiner Umgangssprache gemacht; wir machen unsere so ganz und gar vernachlässigte Umgangssprache zur Schriftsprache. — Die Anmaßungen des vorgeblichen Bedürfnisses oder vielmehr der Bequemlichkeit, werden von Hrn. Dr. K. mit Recht abgewiesen, so wie auch die unstatthafte Berufung auf die Englische Sprache, die, ihrem innersten Wesen nach, eine gemischte Sprache ist. — Auch gegen den Ton des Verf. haben wir nichts zu erinnern. Er ist streng, oft derbe; aber wer dem Harthörigen oder Festeingeschlafenen zuruft, muß die Stimme erheben. — Die Beispiele des Unfugs sind gehäuft, und aus Schriftstellern genommen, die wir zu den Bessern zählen, so daß mancher Name, der sonst wohl für Blumenlesen geeignet scheint, hier in einer Unkrautlese steht. Auch das muß so seyn. — Nur die Form, in der uns Hr. Dr. K. seine treffenden und heilsamen Bemerkungen mittheilt, ist zu tadeln. Was wir in dieser Hinsicht gegen sein früheres Werk erinnerten (Götting. gel. Anz. 1807. S. 1003), das gilt auch jetzt noch, und ist jetzt weniger zu entschuldigen. Es fehlt seinen Schriften an lichtvoller Ordnung; der Leser wird ermüdet; die Uebersicht des Gelesenen wird erschwert, weil ihr nirgends Abtheilungen oder Ruhepunkte zu Hülfe kommen. Die zweyte Ausgabe des Buches ist allerdings sehr vermehrt, aber sie ist nicht umgearbeitet, sondern es sind nur Nachträge eingeschoben und angehängt. Man sehe z. B. S. 98 und 99, wo man, außer der Rechtfertigung des hier ausgesprochenen Tadels, auch — was mehr werth ist — ein Paar treffliche

Stellen aus Cicero finden wird. Wir wollen uns freuen, wenn der Verf. veranlaßt wird, seine nützliche Arbeit zum dritten Male heraus zu geben; aber dann sey sie ein Ganzes.

Wenn Herr Dr. K. untersucht, wie es in Ansehung der ausländischen Wörter bey den Alten gehalten wurde, so kann natürlicher Weise, von den Griechen, die nur äußerst selten fremde Begriffe zuließen, fast gar nicht die Rede seyn, desto mehr aber von den Römern, die in dieser Hinsicht für uns in ähnlichem Verhältnisse standen; und auch unter diesen nur von Schriftstellern aus dem Zeiträume der ausgebildeten Sprache. Was selbst noch Lucrez sich erlaubte, kann uns zu keiner Nichtschnur dienen. Auch darf nie vergessen werden, daß die Griechische Sprache, die einzige, aus der die Römer (im eigentlichen Sinne des Wortes) borgten, mit der Römischen in jeder Hinsicht weit näher verwandt ist, als das Lateinische oder Französische mit dem Deutschen. Dessen ungeachtet finden wir durchaus, daß die Römer jede ausländische Endform der Wörter verdäßen, weil ein natürliches und antriegliches Gefühl ihnen sagte, daß diese Endformen, nächst den Stammsylben, unter den Elementen und Säulen der Sprache die erste Stelle einnehmen. Keinem Römischen Redner oder Geschichtschreiber, nicht einmahl einem Philosophen, könnte es einfallen, das Wort *characterizare* zu gebrauchen, so bedeutet ihm auch dieses Wort gewesen seyn möchte. Diese Bemerkung ächzet mit Eifer. Schläge alle unsere Wörter in *is*, die im Grunde noch weit abscheulicher sind, weil sie einen doppelten Infinitiv den ausländischen *ar, er, ir* und der Deutschen *en* haben, so daß unser *characteriziren* nicht etwa dem *characterizare*, sondern dem Abgeheiter *ἄρακτῆριζεν* - *are* gleich steht; sie ächzet alle Ableitungen von solchen Infinitiven,

die Characterisirung, Individualisirung achtet alle scandalösen Insolenzen, interessanten und amüstanten Conversationen, die Libertinage und die (oder das?) Persiflage, alle Pellicaresen und Finessen, alle temporären Autoritäten und wie das Ungezieser sonst noch Nahmen haben mag. — Ferner: Wenn die Römer sich fremde Wörter erlaubten, so waren es fast einzig und allein Nennwörter, höchst selten Beywörter oder Zeitwörter. Aber auch bey diesen Nennwörtern zeigt sich eine höchst bedeutende und zweckmäßige Einschränkung. Die Bezeichnungen von Begriffen, die allen Menschen gemeinsam sind, konnten nie aus dem Griechischen, so überschwänglich reich dieses auch daran ist, geborgt werden; denn solche Bezeichnungen sollen und müssen jedem verständlich seyn. Nie hätten die Römer sich so weit vergessen können, Wörter zu brauchen wie unser Humanität, Pietät, Maiverät, Tendenz, Indolenz . . . .; wohl aber nahmen sie ausländische Wörter auf zur Bezeichnung von selbständigen sinnlichen Gegenständen, von Ausländischem in Staatsverfassung, Sitten und Gebräuchen, oder von Begriffen die bloß gewissen Künsten und Wissenschaften eigen sind. Und selbst in dem letzten Falle hielten sie das Fremde für ein Uebel, dem sie so viel als möglich auszuweichen suchten, wie mehrere von Hrn. Dr. K. angeführte Stellen auf eine auffallende Weise zeigen. Sie machten es also wie unser Deutscher Luther. Ich habe mich des bekliffen, sagt er, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte; und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drey bis vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht, und gefragt; habens auch zuweilen nicht gefunden. Eine Aeußerung des großen Mannes, die in Hrn. Dr. K. Schrift wohl eine Stelle verdient hätte. — Wenn Cicero in seinen Briefen Griechische Ausdrücke braucht, so braucht



er sie nicht als Lateinische, sondern als wirklich Griechische, sprechend zum Einzelnen, und unbekümmert um die Form des Ausdrucks. Aber nie erlaubt er sich auch nur Eine dieser Formen, als aus helfenden Ersatz für das was seine Sprache ihm etwa verweigerte, in Schriften die er für einen größern Kreis bestimmte. Denn: man nimmt wohl im Nachtleide den Besuch eines vertrauten Freundes an, aber man tritt nicht im Nachtleide auf die Rednerbühne. In einer ganzen Rede Cicero's hat Hr. Dr. K. nur fünf und zwanzig ursprünglich Griechische Wörter gezählt, die fast durchaus mit unserm Fenster Tafel Tempel auf Einer Stufe stehen; also kaum fremd zu nennen sind. Noch haltbarer sind, nach Hrn. Dr. K. Bemerkung, Sallustius, Livius, Tacitus. — Auch kannten die Römer nur eine geschlossene Anzahl ausländischer Wörter, über die kein besonnener Schriftsteller hinaus zu gehen wagte, während bey uns das Unkraut mit jedem Jahre mehr um sich wuchert. — Wichtig wie der Gegenstand uns dünkt, möchten wir gern noch einige andere treffende und feine Bemerkungen ausheben; allein wir müssen abbrechen und unsere Leser auf das Buch selbst verweisen. Doch können wir nicht umhin, da gerade die Französischen Edelsteine aus unserer musterhaften Prosa am häufigsten und grellsten hervor strahlen, zum Schlusse noch einige recht widersinnige Zeilen eines Französischen Schriftstellers abzuschreiben. *A voir cette prodigieuse quantité de termes, d'expressions, de bouts de phrase, empruntés de la langue françoise, pour s'énoncer sur les choses les plus communes et les plus indispensables de la vie, qui ne prendroit les Allemands pour un peuple de l'Amérique qui manquant des idées les plus simples, les auroit reçues des François depuis quelques années avec les termes convenables?*

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 24. December 1814.

Oxford und London.

Bey Cadell und Davies: The voyage of Nearchus, and the periplus of the erythrean sea, translated from the Greek by *William Vincent*, D. D. Dean of Westminster, 1809. XV und 119 S. in Quart. Dem Titeltupfer gegenüber stellt eine herrliche Kupfertafel das Bild Alexanders des Großen vor, mit dem Diadem und drüber dem Horne hinter dem Ohre und mit der Unterschrift: *Aperiam terras gentibus*: gezeichnet und gestochen von W. Bond, genommen von einer seltenen Münze in der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford, wohin sie von Karl Godwyn, der sie aus des Grafen Winchelsea Sammlung gekauft hatte, geschenkt wurde. Sie findet sich bey Haym Tom. II. p. 13 und in seinem Catalogue raisonné p. 2 ebenfalls. Die Münze ist ein Silberdiobolus oder das Drittel einer Drachme etwa wie ein Englischer Dreypence (bennähe unser 2 Ggr. Stück). Auf dem Reverse ist ein Löwe in Bezug auf Hercules. Die Münze stellt das echte Bild des

P (9)

großen Königs dar, dessen Name auch auf dem Reverse steht. Der berühmte West, unter dessen Augen diese Münze von einem vorzüglichen Künstler abgezeichnet und gestochen wurde, bewunderte das Bild nebst dem Löwen, und hielt das Portrait mit Hrn. Combe und andern Kennern für echt. Es ist in der That wunderschön. Daß übrigens diese Sache viel besprochen und bestritten sey, ist bekannt, auch aus unsern gel. Anz.; z. B. 1801. S. 439. 1803. S. 742. 1805. S. 818. 1806. S. 167. 1808. S. 486 ff.

Des Verf. geistreiche Behandlung der beiden höchst schätzbaren Reisebeschreibungen aus dem Alterthume von Segenden, die in unsern Zeiten die Aufmerksamkeit mehrerer Gelehrten auf sich gezogen und in geographischer Hinsicht vortreflich bearbeitet sind, erschien in den Jahren 1797 und 1800, und wurde in diesen Blättern 1797. St. 68. und 1801. St. 63. von einem berühmten Kenner dieses Faches angezeigt. Sehr zweckmäßig läßt der Verf. auf jenen Commentar den Text selbst folgen. Es war ihm darum zu thun, daß die Leser selbst vergleichen möchten, welches wegen der Seltenheit der Griechischen Abdrücke sehr schwierig war. Beygefügt ist eine Englische Uebersetzung, woben es hauptsächlich auf Deutlichkeit ankam, besonders bey dem Periplus. Einige schätzbare Erläuterungen sind beygefügt. Daß der Verf. zu dieser Arbeit den meisten Veruf hatte, zeigt das Werk selbst, die nicht unbedeutende Reihe von Jahren, die er daran gewandt hat, und die trefflichen Hülfsmittel, welche wenige die Neugierde gehabt hätten zu sammeln, noch weniger zu ordnen und zum öffentlichen Gebrauch vorzubereiten. Der Griechische Text von beiden Reisebeschreibungen ist nach Nic. Blancard abgedruckt; doch in der des Nearchus meist nach Gronovius (Leyden 1704), wo

der unschätzbare Florentinische Codex genutzt wurde. Die Blancard'sche Ausgabe von 1680 ist offenbar die des Stuckius; die kleinere mit den Arrianischen Aufsätzen über die Taktik, Jagd u. s. w. 1680. 1681. 1683 herausgegeben, unter uns nicht unbekannt, bekam er etwas zu spät: schwerlich jedoch mit Nachtheil für die Ausgabe. Das Stadium in Nearch's Reise ist ihm gleich 51 Französischen Loisen, deren 15 einer Römischen Meile gleichen, 16 einer Englischen, und 1111 einem Grade: im Periplus des rothen Meeres ist es ein Stadium, deren 10 einer Römischen Meile gleichen. Unfers Schmieders Ausgabe — er nennt ihn irrig Schmeider — hat der Verf. benutzt. Von den ersten 17 Kap. der Indica des Arrianus, die größtentheils wie Strabo zeigt, aus Megasthenes Berichten entlehnt sind, wird ein sehr instructiver Auszug (Abstract) gegeben, mit kurzen Erklärungen. Auch die zweite Reisebeschreibung hat viel gewonnen. Des Lord Valentins Reisen hat der Verf. hier sehr vorthailhaft benutzt. Ueber manches ist er noch so ungewiß als er es im Commentar ist, so ist *μαλίσθηα*, *μολόχιννα*, *λάκκος* u. s. f. noch nicht heller. Manches irrige im Commentare vom J. 1797. 1800. hat der Verf. hier in der Stille verbessert. Ueber Mambarus ist ein schöner Excurs: er schlägt mit Wahrscheinlichkeit vor anstatt *ἀριανῆς* oder *ἀρξβινῆς* zu lesen *λαρινῆς*, wie Ptolemäus Sugerate nennt, welches unter Mambarus stand. In des Hrn. Hofr. Eichhorn's Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta Vol. I. S. 364 ff. und S. 445 ff. sind beide Reisebeschreibungen sorgfältig und correct abgedruckt, und im Register dieses Werkes hat der Herr D. Kuhlöpff zu Bielefeld bereits die im Commentar enthaltenen Erläuterungen benutzt. S. 12

tritt Herr Vincent den Aufklärungen bey, welche das Monument von Adule in Abyssinien durch Hrn. Salt erhalten hat.

### London.

Von L. Hensley, Th. White, L. Payne u. c.: Specimens of antient Sculpture, Aegyptian, Etruscan, Greek and Roman: selected from different collections in Great-Britain, by the Society of Dilettanti. Vol. I. LXXXI. 128 Seiten Text auf geglättetem Velinpapier. Mit LXXV Kupferstichen und einigen Wignetten. Groß Folio. 1810.

Einen edlern Gebrauch des Reichthums kann es nicht geben, als den die Britischen Reichen von ihren Schätzen machen, indem sie kostbare Sammlungen von antiken Kunstwerken, Malereien der ersten Meister, vollständige und in vieler Rücksicht unschätzbare Münzcabinete aufkaufen, zusammenstellen und, mit wenigen Ausnahmen, ohne kleinlichen Sammlergeist für das Leben anwenden, und für die Zukunft ersprießlich zu machen suchen. Auf diese Weise stiegen die Sammlungen des Hrn. Towneley, des Marquis von Lansdown, des Grafen von Egremont, des Grafen von Osborn, des Lord Harborough, des Hrn. Th. Hope und des Hrn. Richard Payne Knight zu den lehrreichsten und prächtigsten in Europa. Aus diesen Sammlungen nun sind die hier abgebildeten Antiken entlehnt, mit Geschmaack gezeichnet und trefflich ausgeführt, und verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, da die Herausgeber versichern, daß nirgends eine einzige Ergänzungslinie nach Gutachten oder Conjectur gezogen worden ist, und alle Verschönerungen getadelt worden sind.

Die Zeichner waren die Herren J. Agar, Tendi, S. Howard, Burney und J. Brown; die Kupferstecher J. Agar, W. Evans und W. Skelton. Die Pracht in Druck, Papier und Verzierungen kann nicht höher getrieben werden.

Was den Text betrifft, so zerfällt er in zwei Theile, in eine Preliminary Dissertation on the rise, progress, and decline of ancient sculpture 1-81, und in die Erklärungen der einzelnen Antiken. Der Verf. hat sich zwar nicht genannt, allein wir glauben es bis zur höchsten Evidenz darthun zu können, daß kein anderer als der paradoxenreiche, an sonderbaren und abenteuerlichen Ideen uner-schöpfliche Richard Payne Knight, bekannt durch seine Untersuchungen über das Griechische Alphabet, über den Cultus des Priap, u. dergl. m. der Verfasser ist. Sein Geist zu frey, um von andern blindlings sich leiten zu lassen, dringt aus eigenem Antrieb und auf selbstgewählten Wegen in die Tiefen der Griechischen Wissenschaft und Kunst, und opfert allen Gedächtnißkräften der gründlichen Erfahrung auf, die er auf seinen Reisen in Italien, Sicilien u. s. w. durch eigenes Forschen und Anschauen erlangte. Erlaubte es nur der Umfang dieser Blätter, den ganzen Ideengang des Verf. zu entwickeln und darzulegen; doch, da dieß nicht geschehen kann, so mögen nur einige wenige Andeutungen hier ausgehoben werden. Der Verf. geht von dem Satze aus, daß die Kunst überall mit der Nachahmung der Form begann, und daß die rohsten Versuche uncultivirter Völker eine allgemeine Darstellung der Gestalt zum Zweck haben. Der Wilde soll die Natur richtiger als der Künstler im civilisirten Zustande betrachten; nur fehlt er in den Mitteln der Darstellung. Daß die Griechischen Künstler so

hoch emporflogen, lag daran, daß die durchaus originale Griechische Nation in den Armen der Freiheit emporwuchs und zuletzt einen Gipfel der Bildung erstieg, wo sich die ganze Energie ihres Wesens in den feinen Werkzeugen der Empfindung und der Vernunft thätig erwies. Die Kunst der Aegypter ist durchaus eigen, in und durch sich selbst, vermöge einer in dem Stammcharacter des Volks und den Verhältnissen der Zeit und des Orts natürlich gegründeten Entwicklung entstanden. Man kann in der Aegyptischen Kunst keine Epochen annehmen; doch verrathen manche Aegyptische Monumente Spuren fremder. — vielleicht Indischer oder Aethiopischer — climatisch entwickelter Keime. Die spätere Nachahmungen der Alt-Aegyptischen Kunst unter den Macedonischen Herrschern und Hadrian sind oft so täuschend, daß man sie kaum unterscheiden kann. Ein prächtiger Kopf des Osiris (Pl. III.) aus grünem Basalt ist ein wahres Muster Aegyptischer Kunst. Bey aller Treue der Natur ist er leblos; ewige Ruhe ist der Character, auf welchen ihn die Kunst stellte. Da der Aegypter so gern sich isolirte, so war seine Kunst andern Völkern unbekannt, und hatte auf die Entwicklung der Griechischen nicht den geringsten Einfluß. Die Griechen mögen wohl einige Elemente erhalten haben, allein sie schufen sie gleich zu eigenen um. Als die große jonische Sängerschule, wodurch Poesie und Rhythmik zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gebracht wurden, entstand, wußte man nichts von Aegyptischer Kunst. Die Phönizier, zu denen der Verf. übergeht, waren artifians, aber nicht artisten. Ihre echten Münzen, — denn die, welche Griechische Meister für die Karthager verfertigten, gehören nicht hierher — sind in einem kleinen, scharfen, eckigen Styl ausgeführt,

sehr nett und präcis. In der Geschichte der Etruscischen Kunst sind Lanzi's Vorstellungen mit vollem Recht beibehalten. Aber herrlich ist das Gemälde, daß der Verf. von Griechenland, von Griechischem Leben, Griechischer Wissenschaft und Kunst entwirft, nirgends haben wir eine so meisterhafte Schilderung des schönen Glanzes, der uns so entzückend entgegenstrahlt, der unaussprechlichen Herrlichkeit, des frischen, jugendlichen Lebenswärmes in allem Thun und Treiben der Griechen gelesen, wie hier. Begeistert ergießt er sich im Lobe der Ilias und Odyssee, die er, wie unsre Deutschen Critiker, als eine Sammlung großer Nationalgesänge historischen Inhalts mehrerer Verfasser ansieht. "Empires, sagt er, have arisen, flourished, and disappeared; systems of philosophy and dogmas of religion have diffused their transitory lights, and been extinguished and forgotten; but the impassioned glow of sentiment, and unfading brilliancy of images, which the author of the Iliad breathed into his numbers, and embodied in his fictions, have still continued to spread there animating and exciting influence through successive ages and generations of men, and even shall continue to spread it, so long as the powers of sympathy and perception remain in the human minds." (S. XIII.) Für Ruhm, Vaterland und Liebe, für Dichtkunst, Tanz, Gesang und Gymnastik ward der Griechische Jüngling gebildet; froh und leicht war die charakteristische Stimmung der Griechen, so daß nach den ersten erreichten Graden der Cultur und der Verbindung in bürgerliche Gesellschaften Künstler entstehen konnten. Die Nachrichten von Dädalus und seinen Nachfolgern sind kritisch zusammengestellt; seine Statuen hatten *ομοίαι μενιποτα*, wie die Sinesen, halb geschlos-



fen, nämlich in die Höhe gezogen, wie auf den ältesten Griechischen Münzen. Die Verse II. E. 591. 92. wo der Tanz der Ariadne auf Knossos in Kreta erwähnt wird, sollen ein Einschubsel seyn. Für das älteste noch existirende Griechische Kunstwerk hält der Verf. die Löwen über dem Portal zu Mycenä, welche nach einer von Hrn. W. Gell entworfenen Zeichnung hier abgebildet sind. Auch hat man daselbst eine unstreitig eben so alte Gemme mit Thierfiguren entdeckt. In diese Zeiten gehören auch die silbernen Tetradrachmen von Athen mit dem Kopf der Minerva, welcher eine Copie der Statue des Endäus seyn soll. Von den ältesten Griechischen Münzen. Nachtheilig wirkte auf die Cultur der Einfall der Dorischen Stämme, so daß man von Hesiod bis Aeschylus keinen Dichter von Bedeutung findet. Doch wurde in diesem Zeitraum die Bronze gießerey bekannt. In Großgriechenland blühte die Kunst jugendlich rasch empor. Man hat noch Sybaritische, 500 Jahre vor Ehr. Geb., geprägte Münzen, mit dem Kopfe der Minerva und dem Stier. Die Kunst erstieg in Großgriechenland eine höhere Stufe der Vollkommenheit als im Mutterlande, wie die Münzen und andere Denkmähler beweisen. Von S. 38 — 61 erzählt der Verf. die Geschichte der Griechischen Sculptur von Phidias an, bis zu ihrem allmählichen Absterben, wie übertriebene Verfeinerung der Sitten, Weichlichkeit und Luxus, vorzüglich aber die Politik der Römer ihren Untergang herbeiführten. Dieser ganze Abschnitt, der mit einer Geschichte des Slavenkriegs endet, leidet keinen Auszug, um Platz für die Beschreibung der Antiken, und der sie begleitenden Erklärungen zu gewinnen.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. Stück.

Den 24. December 1814.

London.

In den Specimens of ancient Sculpture, Aegyptian, Etruscan, Greek and Roman enthält Pl. I. eine sitzende Figur des Ammon mit dem Widderkopfe, von Bronze. Diese Aegyptische, zu Theben gefundene Antike befand sich ehemahls in der Sammlung des Herzogs von Chaulnes, der sie zu Cairo gekauft hatte. Die Basis ist neu und mit einer Münze von Myndus geziert, welche ebenfalls einen Widderkopf mit einem Kopfsuß darstellt, den man auf Aegyptischen Monumenten, und selbst auf Griechischen, die nach der Macedonischen Herrschaft verfertigt sind, häufig wahrnimmt. Wenn die Figur gerade stände, so würde ihre Höhe etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuß betragen. Pl. II. Eine andre Aegyptische Bronze 2 F. 2 Zoll hoch, den Osiris darstellend. Die Augen sind mit Pasten eingesetzt. In den Händen hat er einen krummen Stab und eine Peitsche. Ursprünglich war die Figur vergoldet; allein von diesem Ueberzuge sind nur wenige Spuren übrig. In den Gesichtszügen herrscht der Character des Stiers, der das Symbol dieser Gottheit war;

M (9)

auch sind die Seitenhaare so geflochten, daß sie wie Hörner 4 Zoll lang absehen. Das Gesicht hat außerdem ganz das Viereckige, Breite und Scharfe der echten altägyptischen Werke. Diese Antike kam 1804 aus Aegypten in die Sammlung des Hrn. N. P. Knight. Pl. III. Ein Kopf des Osiris, von einer Statue aus grünem Basalt. Er ist in dem ältesten Aegyptischen Styl ausgeführt, sehr treu nach der Natur, aber hart und eckig. Die Nase und die Schlange auf dem Kopf sind restaurirt. Aus der Townley'schen Sammlung. Pl. IV. Zwey so genannte Etrurische Figuren von Bronze, und zwar, wie es scheint, eiselt (carved out of a piece of hammered metal). Die Sandalen, die Draperie und das künstlich geordnete Haar verrathen ein hohes Alter. Vielleicht sollen die Figuren Jupiter und Juno, oder Bacchus und Ariadne vorstellen. In der Sammlung des Hrn. N. P. Knight. Pl. V. VI. Drey Ansichten eines Kopfes des Apollo. Es ist ein altes, Griechisches Kunstwerk von Marmor, aber wahrscheinlich nach einem bronzenen Muster copiert, an welchem die gekräuselten Locken, welche über die Stirn fallen, so wie die hintern Haupthaare besonders gegossen und an den Kopf befestigt gewesen waren. In der zweyten Platte hat sich der Zeichner durch seinen Schönheitsstun fortreißen lassen, indem er den Zügen mehr Eleganz und Feinheit, als das Original besitzt, gegeben. Allein die erste Platte stellt die stark markirten Züge (the strongly marked coarse features of the primitive style) auf das Treueste dar, auch ist der Hauptcharacter des Kopfes, der wahrscheinlich zu einer colossalen Statue gehört hat, und folglich für einen entfernten Standpunct berechnet war, meisterhaft beobachtet worden. Die marmorne Copie scheint zu den Zeiten des Hadrian verfertigt zu seyn, wo wahrscheinlich der Künstler das Ernste

und Strenge des alten bronzenen Originals zu mildern suchte, indem die Künstler zu allen Zeiten ihren eigenthümlichen Styl, oder ihre Individualität nicht verläugnen konnten. Der Character des Kopfes hat mit denen, welche auf den ältesten silbernen Tetradrachmen von Leontium in Sicilien vorkommen, eine außerordentliche Aehnlichkeit. Aus der Townley'schen Sammlung. Pl. VII. Dieser marmorne Kopf soll ebenfalls eine Copie einer alten bronzenen Statue seyn, weil der Künstler die außerordentliche Sorgfalt und Genauigkeit des Haarwuchses nachgeahmt hat, der jedoch nicht, wie bey der eben erwähnten Statue aufgesetzt, sondern gleich mit der ganzen Masse ausgeführt war. Der Kopf hat wahrscheinlich zu einer Statue der Venus gehört; allein er hat nicht das Wollustathmende und die himmlische Schöne mit welcher spätere Künstler die Göttinn der Liebe darstellen; eine gewisse Großheit und Hoheit herrscht in den Zügen, wie in den Köpfen der Minerva auf den Athenischen und Corinthischen Münzen, der Proserpina auf den Syracusischen und der Venus auf denen von Belia. Das Original ist in einem Zeitalter gefertigt worden, in welchem die vortreflichen Künstler das, was ihnen vor Augen lag, copierten, und es noch nicht gelernt hatten, mit feinem Verstande aus dem Allgemeinen zu schöpfen. Gavin Hamilton hat diese Antike in der Nähe von Rom entdeckt, sie ist hier gerade so groß wie das Original copiert worden. In der Sammlung des Marquis von Lansdown. Pl. VIII. Ein marmorner Kopf des bärtigen Bacchus, ebenfalls nach einem bronzenen Original copiert, aus der Townley'schen Sammlung. Daß man mehrere Bacchusköpfe für Porträte des Plato angesehen, ist bekannt. Pl. IX. X. Ein colossaler Kopf des Hercules, gefunden in den Ruinen der

Willa des Hadrian zu Tivoli. Er ist aus Marmor, und befand sich in der Townley'schen Sammlung. Pl. XI. Ein Basrelief, Hercules, wie er die Hindinn eingehohlt und bey den Hörnern ergriffen hat. Es war in der Mitte durchgebrochen, ist aber gut ergänzt worden. Die Haare des Hercules gleichen runden Buckeln, und es ist merkwürdig, daß der Gebrauch, sie so vorzustellen, sich bis gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung erhielt, wie eine Münze des Demetrius II. Königes von Syrien beweiset. Das Relief scheint die Copie eines alten Werks zu seyn. Pl. XII. Eine 7½ Zoll hohe bronzene Statue des Apollo von Römischer Arbeit. Er ist ganz nackt, hält in der rechten Hand ein kleines Reh, und hatte in der linken einen Bogen, wie man aus der Oeffnung der zusammengezogenen Finger sehen kann. Er hat mit dem Androgynischen Apollo auf den Münzen von Milet die größte Aehnlichkeit, und ist vielleicht eine Copie der Statue dieser Gottheit, welche im Tempel der Branchiden in der Nähe jener Stadt verehret wurde. Das Original war unstreitig colossal. Ehemahls in der Sammlung Saggi zu Florenz, und von Gori (Mus. Etrusc. Tab. LI.) schlecht abgebildet. Pl. XIII. Eine schöne bronzene Figur der Bellona auf ihrer alten Basis. Dieß alte Griechische Kunstwerk scheint ebenfalls nach einem colossalen Urbilde copiert worden zu seyn. Alle Details sind mit dem größten Fleiße ausgearbeitet und vollendet. Die Handlung, der Character und der Ausdruck des Ganzen sind der Göttinn angemessen und natürlich, aber es fehlen ihr Grazie, Eleganz und Schönheit. Es ist ein starkes, kräftiges, rasch fortschreitendes Weib, wie sich der Griechen im heroischen Zeitalter die Göttinn des Kriegs dachte. Eine ernste Größe ist in dem Ganzen, welche einer

colossalen Statue ein sehr imposantes Ansehen gegeben haben muß. Die Augen waren silbern; Speer und Schild vielleicht von demselben Material oder vergoldet. Man hat sie ergänzt, und in dem Kupferstich mit zarten Linien angedeutet. In demselben ernstern Styl (style of rigid severity) ist ein marmornes Basrelief (Pl. XIV.) vollendet, das einen der Dioscuren mit einem Pferde und einem Hunde "dem Symbol des Anubis oder Mercur, wie er von einer Hemisphäre zu der andern wandert" vorstellen soll. Die Figuren, sowohl des Mannes als auch des Pferdes, sind lang, knöchern und mager; wie auf den gleichzeitigen Münzen von Selinus und Tarent, und haben daher mit den platten und flachen Reliefs am innern Fries des Parthenon zu Athen und an der Nordwand der Akropolis (welche in einer gewissen Entfernung gesehen) dieselbe Wirkung wie hell-dunkle Gemälde hervorbringen. Wahrscheinlich wurden in diesem Styl die architectonischen Sculpturen, vorzüglich diejenigen, welche man zum Schmuck der innern Tempelwände gebrauchte, ausgeführt, um ihnen ein leichteres Ansehen zu geben; und den unangenehmen Effect zu vermeiden, den sehr hervorspringende, über dem Haupt des Zuschauers schwebende Figuren, gleich dem Schwert des Damocles, machen würden. Die Griechischen Künstler hatten diese Wirkung gut berechnet, und die Kunstrichter, welche die Fläche der Reliefs an dem innern Fries des Parthenon getadelt, haben dadurch nur diesen traurigen Beweis ihrer Unwissenheit abgelegt. Pl. XV. Eine kleine, sehr treu nach der Natur ausgeführte bronzene Statue eines Aipten, oder eines Mannes; der sich seinen Körper mit Oehl benetzt. Der obere Theil des Körpers ist dem Künstler besser als der untere gelungen; vielleicht hielt

er sich aber genau an sein Vorbild. Sir William Hamilton fand diese Antike in Groß-Griechenland, und brachte sie nach England, wo sie im Cabinet des Hrn. R. P. Knight sich befindet. Pl. XVI. Ein herrlicher marmorner Kopf eines bärtigen Bacchus, wahrscheinlich nach einem bronzenen Original copiert, und so gut erhalten, daß nicht einmahl die zarte Nasenspitze und die feinen krausen Locken gelitten haben. Mr. Adair kaufte ihn an der Gegend von Baza's Ruinen, wo man ihn im Seeufer im Schlamm ausgegraben hatte. Die auf Pl. XVII. abgebildete Antike, ist ein schätzbares Ueberbleibsel Etrurischer Kunst. Es ist ein bronzenener Mannskopf, entdeckt auf einer Insel im See Bolsena im J. 1771, und stellt wahrscheinlich das Portrait einer Magistratsperson der alten Stadt Volsinium dar, die in dem föderativen Staat der Etrurier eine glänzende Rolle spielte. Die Haare sind mit einem Griffel im ältesten Griechischen Styl ausgearbeitet worden, und der abgeschorene Bart, ist durch Pünctchen und kleine Striche an den Backen und Kinnladen angedeutet. Gegen das hohe Alter dieses und ähnlicher Etrurischer Kunstwerke erklärt sich der Verf. bestimmt, indem ihm die Etrurier ebenfalls nur spätere Copisten der Griechen zu seyn scheinen. Pl. XVIII. XIX. Das hier abgebildete Bruchstück eines Kopfes gehörte wahrscheinlich zu einer bronzenen Statue des Mercur; die gewissenhafte Treue der Abbildung kann der Herausgeber nicht genug rühmen. Der Kopf ist sehr schön; seine Positur hat nicht gelitten, aber die mit Steinen eingesetzten Augäpfel sind gewaltsam ausgebrochen worden. Hr. R. P. Knight kaufte diese Antike aus dem Cabinet des Herzogs von Chaulnes. Man weiß aber nicht, wo sie entdeckt worden ist. Pl. XX. XXI. Ein bronzenener Kopf eines

unbekanntes Mannes, voll Ausdruck. Die Rippen  
 waren emallirt oder vergoldet. Man fand ihn in  
 der Nähe von Rom. Pl. XXII. Ein colossaler Kopf  
 der Minerva von Marmor. Die Ohren waren mit  
 Ringen geschmückt. Wahrscheinlich ein Bruchstück  
 einer Statue. Pl. XXIII. Ein am Hinterhaupt und  
 an der Nase restaurirter marmorner Kopf des Apollo.  
 Die Züge des Gesichts haben Sanftmuth und Ma-  
 jestät. Pl. XXIV. Ein Kopf des Adonis oder Atns,  
 aus Marmor, und zwar so gut erhalten, als wäre  
 er so eben aus den Händen des Künstlers hervor-  
 gegangen. Er gehörte wahrscheinlich zu einer Sta-  
 tue. Die Schönheit und zarte Jugend beider Ge-  
 schlechter sind in diesem androgynen Wesen meister-  
 haft vereint. Pl. XXV. Diese vortreffliche marmo-  
 rne Statue wird mit vielem Grunde für eine  
 Copie der Minerva des Phidias gehalten. Die Arme  
 sind restaurirt. Man fand sie zu Ostia im J. 1797;  
 etwa 30 Fuß tief unter dem Boden am Fuße ihrer  
 eigenen Nische; unter den Trümmern eines prächtigen  
 Gebäudes am Ausfluß der Tiber. Sie hat  
 mit der Statue der Minerva in der Villa Albani  
 (gegenwärtig zu Paris) eine auffallende Ähnlich-  
 keit; doch ist sie schöner. Die Augen sind ausge-  
 höhlet. Pl. XXVI. Eine Statue der Hygeia, welche  
 man ebenfalls an demselben Ort ausgegraben hat.  
 Sie ist in einem einfachen, edlen, großen Styl,  
 wahrscheinlich nach irgend einem Meisterstück aus  
 dem Zeitalter des Phidias, copirt worden. Die  
 linke Hand, die rechte Hand und der Arm sind re-  
 staurirt, so wie der Kopf und ein Theil des Kör-  
 pers der Schlange. Pl. XXVII. Ein idealisirter  
 Kopf einer Griechischen Dichterin von Marmor,  
 voll Adel und Ausdruck. Pl. XXVIII. Eine schöne  
 Büste des Apollo, welche bis auf einige Locken und  
 die Nasenspitze unverfehrt sich erhalten hat. Die



leicht die Copie eines bronzenen Werkes aus den Zeiten des Phydias und Myron. Pl. XXIX. Unter den drey alten Copien des Discuswerfers des Myron soll die hier abgebildete ohne Zweifel die vollkommenste seyn. Die Oberfläche der Statue hat jedoch etwas gelitten, auch gehörte der Kopf ursprünglich zu einem andern Kunstwerk, obgleich der vorige Besizer Hr. Townley anderer Meinung war. Pl. XXX. Zwey Abbildungen eines marmornen Kopfes, der zur Statue eines Griechischen Heros gehört haben muß. Die Arbeit ist vortreflich, und die schönen, zarten, edlen Gesichtszüge kann der Verf. nicht genug preisen. Pl. XXXI. Dieser marmorne Kopf des Jupiters soll, wie man vermuthet, ein Werk des Polyclet seyn. Er ist unstreitig ein Bruchstück einer Statue von einem der ältesten und größten Griechischen Meister, aus weißem, durchschimmernden Pentelischen Marmor gefertigt, und bis auf die Nase wohl erhalten. Der ehemahlige Besizer Townley, kaufte ihn vom Herzog von St. Albans, aber der Fundort ist nicht bekannt. Nicht weniger schätzbar ist Pl. XXXII. eine kleine bronzene Statue des Jupiters, der in der linken Hand eine Schale emporhält, den rechten Arm aber verloren hat. Obgleich nur 8 $\frac{1}{2}$  Zoll hoch, muß sie dennoch die Arbeit eines großen Meisters seyn, der sehr gründliche Kenntniß der Anatomie besaß, ohne doch damit zu prunken. Die Formen zeigen mehr Kraft und Gelenkigkeit, als Grazie und Eleganz. Man fand diese Statue im J. 1792 zu Paranythia in Epirus mit andern Antiken, die ebenfalls ans Licht gestellt werden sollen, und sie ist das einzige Kunstwerk, das den Jupiter ganz nackt ohne die geringste Drapperie vorstellt. Pl. XXXIII. XXXIV. Zwey Ansichten einer kleinen Statue des Mercurus aus Bronze, auf welche mit Recht die Worte des

Statue —: parys videri. sentirique ingens angewendet werden können. Merkwürdig ist es, daß an dieser Statue selbst der Lauf der Adern angedeutet worden ist, was man sonst von Statuen von Gottheiten, denen ewige Jugend zu Theil ward, nicht bemerkt. Vielleicht ist dieß ein Beweis des hohen Alters. Die Haare sind mit einem bewundernswürdigen Fleiße so leicht vollendet, daß man wähnt sie wegblasen zu können. Eben so meisterhaft ist die Drapperie behandelt. Die Statue steht auf einer zierlichen, ihr ursprünglich angehörenden Basis, welche mit eingelegten silbernen Lotus-Blumen und Email verziert ist. Man fand sie 1732 zu Pierre Luist in der Nähe von Lyon. Der Abbé Lersaut brachte sie im J. 1792 nach England und verkaufte sie aus Noth. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Statue ein goldnes Halsband (torques) hat, mit welchem sie vielleicht der alte Gallische Besizer verschönerte. Pl. XXXV. XXXVI. XXXVII. Ein marmorner Kopf der Niobe, von mehreren Seiten gezeichnet. Die bewundernswürdige Schönheit desselben, die königliche Hoheit, der Ausdruck des tiefen Kummers ohne die mindeste Verzerrung, und die Erhabenheit und Würde in allen Zügen, machen es nicht unwahrscheinlich, daß dieses Bruchstück zu einer Statue von der Hand des Scopas oder Praxiteles gehört hat, welche nach dem Zeugniß des Plinius in dem Tempel des Apollo Sosianus zu Rom bewundert wurde, und von welcher die Figur, ehemahls in der Villa Medici und später in der Florentinischen Gallerie, eine Copie ist. Der Bildhauer Mellesens kaufte diese Antike für den Grafen von Cyeter zu Rom, der sie dem jetzigen Besizer, dem Lord Yarborough zum Geschenk machte. Pl. XXXVIII. Eine kleine bronzene Figur des Hercules, die wahrscheinlich zum Schmuck

einer prächtigen Wase gebient hat. Pl. XXXIX. Ein marmörner Kopf des bärtigen Bacchus, vielleicht der schönste unter den zahlreichen, die auf uns gekommen sind. Zwey andre aus Terra cotta befinden sich in der Townleyischen Sammlung im Britischen Museum. Pl. XL. Die hiev abgebildete Statue des Hercules wurde zugleich mit dem oben erwähnten Discuswerfer (S. Pl. XXIX.) in der Nähe von Rom ausgegraben; sie ist von Marmor, und wie der Verf. sich ausdrückt: "incomparably the finest male figure that has ever come into this country, and one of the finest that has hitherto been discovered." Und dieses Lob verdient sie in der That. Der Kopf ist alt, so wie die den Front bedeckende Löwenhaut. Der Marmor hat zwar durch Verwittern etwas gelitten, doch leidet dadurch die Schönheit des Ganzen nicht. Der Verf. versichert, daß bis jetzt keine Antike mit einer so gewissenhaften Treue, als die vor uns liegende gezeichnet und in Kupfer gestochen sey. Der Künstler, dem wir das Blatt zu verdanken haben, heißt J. Agar. Pl. XLI. Man hält diese weibliche Statue für eine Venus oder Diana. Die Arme sind ergänzt. Sie steht da in himmlischer Schöne, und ist unstreitig das Meisterstück eines großen Künstlers, vielleicht des Scopas. Bewundernswürdig ist die Grazie und Rundung der Formen. Die Politur hat unverfehrt sich erhalten, und mit vollem Recht sagt der Verfasser, daß diese Statue gehöre — "among the most precious monuments of Grecian art now extant." Die Statue bestand aus zwey Stücken, die, wo die Drapperie anfängt, zusammengesetzt sind. Die technische Vollendung soll noch meisterhafter seyn, als an der berühmten Mediceischen Venus. In einem ähnlichen Styl ist der weibliche Kopf von Marmor Pl. XLII. verfertigt.

Er ist nach den reinsten Gesetzen der höchsten Schönheit gebildet, und scheint aus den Zeiten des Scopas und Praxiteles herzustammen. Pl. XLIII. XLIV. Eine kleine bronzene Statue des Apollo Didymäus entdeckt zu Paramythie in Epirus, wo man auch den oben erwähnten Jupiter (Pl. XXXII.) ausgegraben hat. Die ganze Haltung des Körpers und die Ausföhrung sind lieblicher und weicher als man sie an andern Statuen des Apollo wahrnimmt, auch ist das Haar, wie es die Griechischen Mädchen in den Zeiten der höchsten Verfeinerung trugen, aufgesteckt. Die Augen sind von Silber eingesezt; die ganze Figur ist, bis auf den linken Arm und die linke Schulter, wohl erhalten. Sehr wahrscheinlich hielt sie einen Bogen zum spannen, um die pythische Schlange zu tödten, und es ist sehr zu vermuthen, daß Apollonius (Arg. II. 705.) ein ähnliches Kunstwerk vor Augen hatte. Pl. XLV. XLIV. Zwei Ansichten eines Kopfes der Venus, ähnlich der Mediceischen, jedoch etwas größer und feiner ausgearbeitet. Die Züge sind regelmäßig und schön, der Ausdruck zart und wollustathmend; das Ganze von der Hand eines großen Meisters. Die ursprüngliche Politur ist glücklicher Weise nicht zu Grunde gegangen; doch hat die Nase und ein Theil der Oberlippe ergänzt werden müssen. Pl. XLVII. Eine kleine bronzene Statue, die einen Vulkan oder Ulysses darstellen soll. Sie scheint die Copie eines Meisterwerks zu seyn, ist aber etwas ergänzt, Pl. XLVIII. Unter den Fragmenten Griechischer Statuen welche der Barbaren und dem religiösen Fanatismus entgangen sind, gibt es wenige, die eine so erstaunenswürdige Schönheit wie dieser Kopf der Diana aus Parischem Marmor besitzen. Keuscher Ernst und Fülle jungfräulicher Jugend sind auf das glücklichste verschmolzen. Aus ihren weich-

runden Zügen athmet ein göttlicher Geist; ihr reiches Haar ist auf dem Kopf zusammengeflochten, und so schön gearbeitet, wie nur irgend das Material es gestattet. Sie gehört zu den Werken des hohen und schönsten Styls, und ist so wohl erhalten, daß selbst die Politur nicht gelitten hat. Man verliert sich in heiliger Bewunderung beym Anblick dieses Kopfes. Pl. XLIX. Ein schöner marmorner Kopf der Minerva. Helm und Aegis von Bronze sind ergänzt. Pl. L. Eine kleine meisterhaft gearbeitete Figur des Amor, die in gebundenem Blätterwerk sich verliert. Der Styl ist der gefällige und liebliche, der kurz vor der Macedonischen Eroberung in Griechenland herrschend wurde. In eben diese Periode muß man Pl. LI. einen reizenden Kopf des Mercurus sehen, der unverehrt auf uns gekommen ist, und nur am Huth etwas gelitten hat. Pl. LII. LIII. Unter den zu Parameythia in Epirus entdeckten Alterthümern ist die hier abgebildete bronzene Statue des Jupiters eine der schätzbarsten. Sie ist nicht beschädigt worden, doch fehlen ihr die Symbole in den Händen, einige Finger und Fußzehen und ein Theil des Mantels, der auf Pl. LII. nur in leichten Umrissen angedeutet worden. Auf Pl. LIII. sind alle Restaurationen weggelassen; der Zeichner wird aber getabelt, daß es ihm nicht gelungen ist, die Majestät und Würde des Originals auszudrücken. Die Augen mit offenen Pupillen sind von Silber, so wie auch die Zähne, was sehr selten ist. Die Politur hat nicht gelitten, obgleich die Statue durch die Länge der Zeit einen dunkelgrünen Ueberzug (Patina) erhalten. Als ein kostbares Kleinod Griechischer Kunst muß der auf Pl. LIV. abgebildete Kopf eines Heros betrachtet werden, mag er auch die Nase, einen Theil des Kinnes, der Unterlippe und des Helmbusches ver-

lohren haben. Wahrscheinlich ist es ein Kopf des Ajax, entweder, wie er den Leichnam des Achilles retten will, oder in den letzten tragischen Augenblicken seines Lebens. Mächtig, groß, voll tiefen Schmerzes sind die Züge dieses herrlichen Kopfes. Pl. LV. LVI. Man fand die hier abgebildete Pantheistische Büste des mystischen Bacchus, oder die Personification des allgemeinen Weltgeistes im Jahre 1775 zu Aquila im Neapolitanischen. Dieses Kunstwerk, aus dem Macedonischen Zeitalter, ist sehr interessant. Die Augen sind von Silber eingefügt, dabey hat er Ziegenrammen, Stierohren, Fische die aus der Schläfe hervordringen wollen, und Krebssehren statt der Hörner auf dem Kopf. Die Haare sind leicht und flockig, wie Ziegenhaare, und die Oberfläche des Gesichts und der Brust ist mit den Blättern einer Wasserpflanze bedeckt. Von der Bedeutung aller dieser Symbole soll im zweyten Bande geredet werden. Pl. LVII. Ein vortreflich gearbeiteter marmorner Kopf des Hercules, in welchem eine gewisse Aehnlichkeit mit den Bildnissen Philipp's von Macedonien auf dessen goldnen Münzen herrschen soll. Pl. LVIII. Eine Büste der Venus Architis aus Marmor, aus den Zeiten nach der Macedonischen Herrschaft. Pl. LIX. Der Kopf eines lachenden Fauns, voll Muthwillen und Ausdruck. Er muß zu einer herrlichen Statue gehört haben. Pl. LX. Eine Büste des Hercules, die ihn in einer so behaglichen Ruhe und selbst mit so wollüstigen Zügen darstellt, daß man ihn beynah für einen Bacchus halten sollte, wogegen aber die kurzen krausen Haare und die Krone von weissen Pappelblättern streitet. Mit vielem Scharfsinn sucht der Erklärer zu beweisen, daß diese Büste ein Hermbacles sey. Pl. LXI. Eine marmorne Büste eines Heros, fein und zierlich ausgearbeitet. Pl. LXII.

So schön diese Statue des Apollo, von Marmor und in Lebensgröße, hier in Kupfer gestochen ist, so behauptet dennoch der Herausgeber, daß die Wahrheit der Verhältnisse, die zierlich gebauten Glieder, und die ganze Grazie in der Bewegung von dem Copisten verfehlt worden sey. Die Statue ist dem Anschein nach ein Werk von einem achtungswürdigen Meister. Der ganze rechte Arm, die linke Hand mit einem Theil der Augen und der Nase sind restaurirt, alles übrige ist antik und hat seine ursprüngliche Politur. Ueber die Eyer am Tronk soll im folgenden Bande ausführlich geredet werden. Drappirte Figuren des Apollo sind selten, doch kommen sie auf den silbernen Tetradrachmen von Lampfacus vor. Pl. LXIII. Eine kleine bronzene Figur des Serapis, entdeckt zu Paramythia in der Nähe von Janina in Epirus. Beide Arme, das linke Bein und der Fuß sind verloren gegangen. Der linke Arm hielt wahrscheinlich ein Fruchthorn, und der rechte eine Paterna. Was dieß Kunstwerk vorzüglich schätzbar macht, ist die außerordentlich schöne Draperie. Pl. LXIV. Ein marmorner Kopf der Venus zu einer meisterhaften Statue gehörend. Er macht einen herrlichen Effect. Pl. LXV. Ein bronzener Kinderkopf, den jungen Bacchus vorstellend. Pl. LXVI. Ein schöner Kopf eines Griechischen Philosophen, Redners oder Staatsmanns. Pl. LXVII. Eine bronzene Maske des weiblichen Bacchus, die zu einer Vase gehört haben muß: Die Haare und die Epheublätter sind mit bewundernswürdigem Fleiß ausgeführt. Die Augen sind mit Silber ausgelegt, und haben offene Pupillen; in allen Zügen herrscht ein süßer Rausch. Pl. LXVIII. Statue eines Priesters des Bacchus, an welcher einzelne Theile viel Verdienst haben. Dasselbe Urtheil gilt von Pl. LXIX. einem Silen, der auf dem Kopf eine Cista trägt.

Pl. LXX. Zwen merkwürdige kleine Bronzen, eine Griechische oder Alexandrinische Isis, und zwar die eine in Aegyptischem, die andre in Griechischem Costume vorstellend. Pl. LXXI. Diese marmorne Figur eines Jünglings von der man eine vollkommen. ähnliche in der Sammlung des Hrn. Townley antrifft, ist durch eine Inschrift am Front merkwürdig, woraus erhellt, daß sie die Arbeit eines freigelassenen Marcus Cossutius Cerdo ist. Nach D'Hancarvilles Meinung soll sie eine Copie des berühmten Bacchus *περιβοητος* des Praxiteles seyn. Pl. LXXII. LXXIII. Ein marmorner Kopf eines unbekanntes Frauenzimmers mit einem Haarschmuck der auf den Münzen der ältern Faustine häufig vorkommt. Pl. LXXIV. Eine bronzene Figur des Bacchus, wahrscheinlich aus den Zeiten des Septimius Severus, aber dennoch ziemlich gut ausgeführt. Endlich Pl. LXXV. Eine bronzene Gruppe, nämlich ein Centaur, der ein Fruchthorn hält, zwischen dem Hercules und dem Aesculap. Das Kunstwerk ist während des Verfalles der Künste gemacht, und hat nur einen geschichtlichen Werth.

F.

### Leipzig.

Von Joh. Fr. Hartknoch: Predigten in den Jahren 1812 und 1813 gehalten von Dr. Joh. Gottl. Mareyoll. 1814. 342 S. in Octav.

Sehr angenehm hat uns der Verfasser mit diesen zwölf Predigten aus den verhängnißvollsten, und des Trostes, der Stärkung und Erbauung höchstbedürftigen Zeiten überrascht. Die letzte ist am Neujahrstage 1814 über Ps. 147, 4—11. gehalten: das Thema ist: *Es gibt eine Vorsehung.* Gerade damahls gewährte der siegreiche Zug der Verbündeten an dem Rhein die herrlichen Hoffnungen der glorreichsten Befreyung unsers Vaterlan-



des von Napoleon's schrecklichem Drucke, und seiner eben so unbarmherzigen als verächtlichen Trabanten: nicht leicht konnte ein religiöser Redner ein besseres Thema unter solchen Umständen wählen. Es ist eben so geistreich als echtchristlich behandelt und ausgeführt worden. Wie überhaupt die einfache, lichtvolle und wohlgedachte Anordnung und Stellung des Stoffes den Leser sehr erfreulich anspricht, so sind auch die Gedanken und der Vortrag selbst so wohl gewählt, erscheinen in einer so edlen und würdigen frommen Sprache und echtchristlichem Sinne, beschäftigen so sehr den Verstand als das Herz, und wecken mithin so kräftig zu so guten Gesinnungen und Entschlüssen, daß wir unsern Lesern, die etwas rechtsgediegenes in dieser Art lieben, diese Predigten in aller Absicht empfehlen dürfen. Der würdige Verf. nimmt einen sehr ehrenvollen Platz neben unsern Sokratosen und Reinhardten ein, und wie jeder Leser dem Kreise, in welchem der Verfasser so segensreich wirkt, dazu herzlich Glück wünscht, und eine recht lange Dauer dieser Wirksamkeit mit uns hoffet, so wird uns allen eine von Zeit zu Zeit fortgesetzte Herausgabe der vom Verfasser gehaltenen Predigten in der Folge sehr willkommen seyn.

#### Bamberg.

Hier hat der Hr. Biblioth. Jäck eine kurze Darstellung des Gräferschen Werkes: Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung, 1814, auf 85 Seiten in Octav drucken lassen. Der Auszug kann denen, welche mit dem Gräferschen auch von uns angezeigten Werke gar nicht, oder nicht hinlänglich bekannt sind, sehr nützlich seyn, da er eine wohlgerathene Anleitung zur Uebersicht desselben enthält.

**A n k ü n d i g u n g**  
des letzten Bandes  
d e r  
**Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-**  
**Geschichte**  
von **S. W. Strieder.**

**U**m ein allgemein gründlich und vielseitig brauchbares Werk zu beendigen, habe ich mich entschlossen, den 17. und letzten, auch ein vollständiges Register enthaltenden Band nach Ostern 1815. auf meine Kosten drucken zu lassen. Er wird an oder über zwei Alphabete des gedrängtesten Druckes stark werden. Die Vorausbezahlung darauf beträgt Einen Thaler Zwölf Groschen oder 2 fl. 45 kr.

Bestellungen nehmen an: in Cassel Hr. Geh. Hofrath **Strieder** und die **Krieger'sche** Buchhandlung; in Gießen die **Heyer'sche**; in Göttingen die **Röwer'sche**; in Hannover die **Hahn'sche**; in Frankfurt a. M. die **J. Ch. Hermann'sche**; in Leipzig die **Barth'sche** Buchhandlung; in Marburg der Superint. **Dr. Justi**, und der Unterzeichnete.

Briefe und Geld werden frei erbeten. Die Versendung der Exemplare geschieht frei bis Cassel, Frankfurt und Leipzig.

Vollständige Exemplare des Werks sind für 12 Thaler zu haben.

Marburg im November 1814.

**D. Ludwig Wachler**  
Cons. Rath und Professor.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 26. December 1814.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften ist von dem Herrn Geh. Rath und Professor Müller in Gießen eine Abbildung mitgetheilt von einem auf einer Anhöhe dortiger Gegend, dem Hangenstein, mitten unter Basalten gefundenen Stücke einer lavaähnlichen Masse (— von welcher eine Probe der Abbildung beygefügt war —) welche zwey Sandsteinstücke, jedes von etwa 3 Pfund Gewicht verführt. Wenn es nun gleich etwas mißlich seyn dürfte, auf einen solchen, einzelnen Fund Schlüsse zu bauen, so ist dieser doch gewiß beachtungswerth, in sofern er einen Wink für die genauere geologische Untersuchung der dortigen basaltischen Gegend gibt, die wegen mancher in neueren Zeiten an anderen Orten gemachten Beobachtungen, in Beziehung auf die Theorie der Basaltbildung, gerade jetzt besonders erwünscht seyn müßte.

Paris.

Bey Treuttel und Würz: *De la littérature du midi de l'Europe*, par J. C. L. Simonde de Sis-  
M (9)

*mondi*, de l'académie et de la Société des arts de Genève etc. *Tome I.* 444 Seiten. *Tome II.* 431 Seiten. *Tome III.* 534 Seiten. *Tome IV.* 583 Seiten. 1813. Octav.'

Die ausländische Litteratur scheint jetzt für das Französische Publicum einen größeren Reiz, als jemahls, zu haben. Wäre dieß nicht der Fall, so würde diese neue Bearbeitung der Geschichte der schönen Litteratur des südlichen Europa vielen Französischen Lesern überflüssig scheinen, die doch ohne Zweifel noch Manches aus ihr lernen können, obgleich das Werk des Hrn. Ginguené über die schöne Litteratur der Italiäner schon bis zu neun Bänden angewachsen, und auch von Bouterwek's Geschichte der Spanischen Poesie und Beredsamkeit eine gute Französische Uebersetzung vor zwey Jahren zu Paris herausgekommen ist. Hr. Sismondi, schon bekannt als geistvoller Historiker, hat, laut der Vorrede, die Absicht, auf diese Litteratur des südlichen Europa die des nördlichen, für Französische Leser bearbeitet, folgen zu lassen. Besonders gefällt uns der Gedanke des Verfassers, in dieser Bearbeitung den Romanischen Geist der Litteratur mit dem Germanischen in eine Parallele zu stellen; denn auch in der Englischen Poesie und Beredsamkeit sind unverkennbar Germanische Züge vorherrschend. Daß der Verfasser aller der Sprachen kundig ist, in denen die Werke geschrieben sind, die er beurtheilen will, dürfen wir ihm zutrauen. In diesen vier Bänden wenigstens sind Beispiele genug im Originale angeführt, zum Beweise, daß der Verfasser aus den Quellen schöpfte. Aber er selbst hat auch eingesehen, daß nach allen den Vorarbeiten anderer Gelehrten, die er als Wegweiser benützt hat, ihm im Ganzen nicht viel mehr, als das Verdienst einer getreuen und gefälligen Dar-

stellung und einer zweckmäßigen Nachlese zu erwerben übrig blieb. Er hat also mehr für Dilettanten, als für Kenner und Gelehrte, geschrieben. Mit dieser Bestimmung des Buchs stimmt auch seine Entstehung überein. Der Verf. selbst meldet uns, daß er es in Genf, seiner Vaterstadt, vor einer Gesellschaft, in der sich auch junge Frauenzimmer befanden, öffentlich vorgelesen habe, und daß er deswegen auch bey der Critik, besonders bey der Berührung schlüpfriger Stellen der Litteratur, durchgängig auf die Schonung der weiblichen Delicatesse habe Rücksicht nehmen müssen. Unter diesen Umständen habe auch das ganze Werk rasch (rapidement) geschrieben werden müssen. Auf das Verdienst, neue Entdeckungen in diesem weiten Felde gemacht zu haben, thut er ausdrücklich Verzicht. Wir würden uns also hier, dem Zwecke dieser Blätter gemäß, auf eine kurze Anzeige des Werks zu beschränken haben, wenn es nicht wegen der gefunden und meistens treffenden, nicht immer aus andern Büchern entlehnten Critik, vor andern, in ähnlicher Absicht geschriebenen Werken, eine besondere Empfehlung verdiente, und wenn es nicht auch mehrere neue Notizen enthielte, die den Kennern der Litteratur nicht weniger, als den Dilettanten, willkommen seyn werden. Auf diese Notizen aufmerksam zu machen, halten wir uns besonders deswegen verpflichtet, weil der Gelehrte vom Fach dergleichen leicht übersteht, wo er im Ganzen nur das Bekannte wieder findet. — Wenig Neues enthält der erste Band. Das erste Kapitel gibt eine Uebersicht von der Entstehung der Romanischen Sprachen. Bey dieser Gelegenheit hohlt der Verf. auch die Anzeige der litterarischen Werke nach, die er vorzüglich benutz hat, wohin denn auch Bousterwet's Geschichte der Poesie und Vered-

samkeit gehört. C'est, sagt der Verfasser, de tous les ouvrages de critique celui dont j'ai tiré le plus grand parti, et auquel j'ai emprunté le plus de faits et de connoissances. Daraus ergibt sich also schon, daß Deutsche Leser ungleich weniger, als Französische, bey Hrn. Sismondi finden werden, das ihnen neu seyn möchte. Bekanntschaft mit der Deutschen Litteratur hat auch sichtbar dazu beygetragen, mehrere Nationalvorurtheile, von denen die Französische Critik nicht leicht sich losreißt, von der feinigern entfernt zu halten. Gegen die noch immer von den Französischen Litteratoren beliebte Verpflanzung Carl's des Großen unter die ersten Pfleger der Französischen Sprache und Litteratur erklärt sich der Verf. ausdrücklich. Die Deutschen wissen längst, daß an Carl's des Großen Hof mitten in Frankreich Deutsch gesprochen wurde, und daß dieser merkwürdige Fürst sich lebhaft für die Cultur seiner Deutschen Muttersprache interessirte, um das romanische Patois aber, aus dem damals die Französische Sprache hervorzugehen anfing, sich wenig bekümmerte. Hierauf das Nächstwichtige über die Arabische Litteratur, wegen ihres großen Einflusses auf die Europäische des Mittelalters. Dann über die provenzalische Poesie, in mehreren Kapiteln, nach unserm Urtheile viel zu ausführlich im Verhältnisse zum ganzen Werke; denn neue Notizen kommen nur sparsam vor, und das Uebrige findet sich längst bey andern ziemlich allgemein bekannten Französischen Schriftstellern. Ueber die in Paris befindlichen Sammlungen alter provenzalischer Gedichte gibt Hr. Sismondi eine Nachricht, die erwarten läßt, daß wir von diesen viel besprochenen und wenig bekannten Schätzen der romantischen Litteratur sobald noch nichts Genaueres erfahren werden. Die handschriftliche Sammlung des ge-

lehrtens Erne de Sainte-Palane, der den größten Theil seines Lebens mit dem Studium des Mittelalters zugebracht hat, besteht aus nicht weniger als fünf und zwanzig Foliobänden voll provenzalischer Verse; aber ehe sie für den Druck benutzt werden kann, muß noch vieles gethan werden; denn alles, was die Sammlung enthält, liegt verstümmelt und in der größten Unordnung durch einander. Die alten provenzalischen Manuscripte auf der (damals) Kaiserlichen Bibliothek zu Paris sind besonders wegen der Abbreviaturen nur mit der größten Mühe zu lesen, und auch von solcher Beschaffenheit, daß man, wie Hr. Sismondi versichert, die Bände von einem Ende zum andern durchblättern muß, um nur erst zu finden, was sie enthalten. Am Ende wird es doch noch ein unverdrossener Deutscher seyn müssen, der sich erstens die nöthige Kenntniß der alten Provenzalische erwirbt, und dann aus jenen Handschriften hervorzieht, was wir kennen müssen, ehe wir entscheiden können, was denn eigentlich von der provenzalischen Poesie zu halten ist. Denn was bis jetzt darüber nach einzelnen Proben und nach Millor's wenig befriedigenden Vies des Troubadours gesagt werden kann, ist nicht viel mehr, als ein oberflächliches, immer wiederkehrendes Gerede. Von der Poesie der Nordfranzösischen Trouvères wissen wir schon mehr Specielles; und Einiges darüber zu sagen, war auch dem Plane des Verfassers angemessen, um zu zeigen, wie viel, oder wenig, diese Trouvères den provenzalischen Troubadours verdanken. Aber wie der Verf. dazu gekommen ist, diesen Trouvères einen langen Abschnitt seines Werks zu widmen, steht man nicht wohl ein; denn er wollte ja die Franzosen mit der schönen Litteratur des südlichen Europa bekannter machen,

nicht ihnen die älteste Geschichte ihrer eigenen Literatur noch ein Mahl erzählen, ohne etwas zu melden, das sich nicht schon in andern Büchern findet. — Mit vorzüglicher Sachkenntniß hat der Verf. die Geschichte der Italiänischen Litteratur nach seinem Plane bearbeitet, von den beiden letzten Kapiteln des ersten Bandes an bis in die erste Hälfte des dritten. Unterrichtete Leser werden gleichwohl auch in dieser Abtheilung des Werks nichts Neues finden, bis sie den Verfasser dahin begleitet haben, wo er von dem neuesten Zustande der Italiänischen Poesie ausführlichere und zusammenhängendere Nachrichten gibt, als wenigstens der Rec. noch besammeln gefunden hat. Hier sind dem Verf. sein Aufenthalt in Italien und die Aufmerksamkeit, mit der er sich an Ort und Stelle für diesen Theil der Italiänischen Litteratur interessirt hat, sehr zu Statte gekommen. Besonders ist umständlich gezeigt, wie es jetzt um das Italiänische Theater steht. Goldoni's Lustspiele werden noch immer mit großem Beyfalle aufgeführt. Der Verf. hörte dabey mehr als Ein Mahl im Schauspielhause rufen: O gran Goldoni! So weit ist es also mit dem Italiänischen Geschmacke gekommen. Gozzi's Schauspiele, die in Deutschland so viele Bewunderer gefunden haben, unter denen auch der Recensent sich zu nennen kein Bedenken trägt, werden in Italien wenig geachtet. Außerhalb Venedig scheinen sie nie aufgeführt worden zu seyn. In das Teatro moderno applaudito, eine Sammlung der neuen beliebt gewordenen Italiänischen Theaterstücke, in sechszig Bänden, hat man nichts weiter von Gozzi aufzunehmen gewürdigt, als ein Paar so genannter Dramen, die zu den späteren Arbeiten dieses Dichters und nicht mehr zu der paradoxen Gattung gehören, der er seine Celebrität bey den Deutschen verdankt. Die Lieb-



lingsstücke des gegenwärtigen Italiänischen Publicums sind meistens von der weinerlichen Gattung, unter denen auch ein dramatisirter Werther aufgeführt wird. Das Italiänische Publicum, sagt der Verfasser, das sich im Ganzen nie sonderlich viel aus correcten Schauspielen machte, will jetzt nur gerührt seyn, gleichviel durch welche Mittel. Also tout comme chez nous! — Die heiteren vom Verf. mit Beyfall angezeigten Lustspiele von Sberardo Rossi, einem noch lebenden Dichter, Römischen Cammerherrn, machen weit weniger Glück in Italien. Doch wir müssen die Leser, die mit den Werken der noch lebenden dramatischen Dichter Italiens nähere Bekanntschaft machen wollen, an den Verfasser selbst verweisen. Seine Critik zeigt sich bey dieser Gelegenheit, wie es scheint, ein wenig gar zu liberal. Dem trefflichen Alfieri sind zwey eigene Kapitel gewidmet. Wenn man aber auch das seltene Verdienst dieses Dichters nicht erkennt, kann man doch gegen seine Trauerspiele leicht mehr zu erinnern haben, als Herr Sismondi, der sie meistens nach Principien der Französischen Dramaturgie beurtheilt. Zugleich lernen wir, daß Alfieri, wenn er auch nicht eigentlich eine Schule gestiftet, doch Nachahmer gefunden hat, die seine Manier fortpflanzen. Auch über die neuesten Lyrischen Producte der Italiäner gibt der Verfasser gute Auskunft. — In der Spanischen und Portugiesischen Litteratur scheint der Verfasser nicht so einheimisch zu seyn, als in der Italiänischen. Er selbst gesteht, daß er diese Litteratur meistens erst durch Deutsche Litteratoren und Critiker genauer kennen gelernt habe, und an mehreren Stellen nur ihr Urtheil wiederholte. Unrecht aber würde man dem Verfasser thun, wenn man deswegen glaubte, er habe die Deutschen Schriftsteller nur

2072 G. g. N. 207. St., den 26. Dec. 1814.

ausgeschrieben. Nach seinem Plane mußte er für sein gemischtes Publicum auch Manches aufnehmen, das zur Kenntniß der Spanischen Litteratur nur beyläufig gehört, zum Beispiel eine lange Reihe von Specialien zur Geschichte des Eid. Auch seine Beurtheilung der Spanischen Dichter stimmt mit den Ansichten seiner Deutschen Vorgänger nicht immer überein; denn der Geschmack des Verfassers ist im Grunde Französisch, wenn gleich durch liberales Studium der schönen Litteratur anderer Nationen sehr modificirt. Zuweilen muß der aufmerksame Deutsche auch mißtrauisch gegen das critische Reflexionstalent des Verfassers werden. So sagt Herr. Sismondi z. B., daß er bey seiner Bearbeitung der Geschichte des Eid besonders Herder's biographische Romanzensammlung, die diesen Titel führt, benutzt habe. So weit gut. Aber er setzt hinzu, Herder habe die alten Spanischen Romazen übersetzt avec cette exactitude scrupuleuse que les Allemands apportent dans leurs traductions. In Deutschland bezweifelt kaum noch ein Critiker, daß Herder alles, was er übersetzte, zwar nicht verschlimmerte, aber sichtbar herderisirte. Interessant zu bemerken ist bey des Verfassers Darstellung des Spanischen Theaters sein liberales Streben nach einer nicht conventionellen Critik mit beständiger Schonung der conventionellen Regeln der Französischen Dramaturgie. — In dem ersten der Kapitel, die der Portugiesischen Litteratur gewidmet sind, und die letzte Hälfte des vierten Bandes einnehmen, sagt der Verfasser ausdrücklich: Sans l'ouvrage de Bouterwek sur cette littérature il m'auroit été impossible d'en donner un compte tant soit peu satisfaisant.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1814.

**Göttingen.**

Wir haben noch die Anzeige des bey Gelegenheit des Prorektoratwechsels vom Hrn. Hofr. Mitscherlich geschriebenen Programms nachzuholen. Es ist überschrieben: Magna imperia bonis literis infesta, zu dessen Beweise der Römische Staat zu Grunde gelegt ist. Anfänglich klein, und genöthigt, mit seinen Nachbarn unaufhörlich Kriege zu führen, bekam er einen rauhen Character, in welchem er sich gefiel, und den er nachher methodisch ausbildete, so daß auch alle noch so verführerische Reizungen von Außen sein Gepräge nicht zu ebnen und zu glätten vermochten. Als beständiger Waffen- und Schanzpfehlträger sahe er in den Künsten des Friedens bloß den Zunder zur Verweichlichung, und selbst Staatsmaxime mußte es werden, diesen Geist zu unterhalten, um die gewaltthätigen Unterjochungen durch immer neue Gewaltthätigkeiten zu sichern. Welchen Einfluß mußte dieses auf das bürgerliche Leben, Sitten, Gebräuche, Feste haben! Kein Wunder also, daß man bey Eroberung cultivirter Länder nicht sowohl den civilisirten Menschen beach-

tete, als vielmehr, wie der neue Unterthan zu Begründung und Erweiterung des Römischen Gebiets mitzuwirken habe. Die aus allen Weltgegenden zusammengeschleppte, zum Theil zum geistigen Genuß so laut ansprechende Beute konnten die Römer daher zu weiter nichts als zu Befriedigung ihrer gröbern Sinne oder zu eitlen Gepränge vernutzen, und das Horazische *Graecia capta ferum victorem cepit* bedarf gewaltiger Einschränkungen, wenn man es nicht für eine bloße Schmeicheley für August, Herrscher gebildeter Römer zu sehn, ansehen will. Selbst Augusts einladende Anforderungen und Aufmunterungen, den Römer für wissenschaftliche und Kunstbeschäftigungen empfänglicher zu machen, um desto gemächlicher das Heft der Regierung an sich zu ziehen, vermochten nicht, ein allgemeines Interesse hervorzubringen; noch weniger konnte die eigensinnige Culturpflanze bey der in der Folge immer weiter um sich greifenden und endlich gar mit militärischer Anarchie sich traulich paarenden Despotie der Imperatoren Wurzel gewinnen. Von der letztern Periode, die eigentlich hierher gehört, sind einige Details beygebracht, die aber keines Auszugs fähig sind.

#### London.

The agricultural Magazine Vol. II. New Series. From July to December incl. 1813. VII und 424 Seiten in Octav. S. oben S. 2009.

Julius Heft. Von S. 9 bis 32 wird gegen Aufsätze im ersten Bande polemisirt; etwas leidenschaftlich, und doch ohne daß auch nur in einem Punkte bessere Belehrungen gegeben würden. S. 1 bis 4 wird das in Nieder-Sachsen gewöhnliche, in England noch unbekanntes Sied (the Hainault Scythe) wegen seiner großen Vorzüge vor der Sichel em-

pfohlen — jedoch mit Rechte nur zu unkrautigem oder gelagertem Korne, und zu Schoten-Früchten. S. 32 wird von Neuem wieder auf den Heu-Thee für das Hornvieh, als ein die Ergiebigkeit an Milch unglaublich beförderndes Nahrungsmittel aufmerksam gemacht; ob mit genugsamen Grunde, müssen erst mehrere Erfahrungen entscheiden. Das Interessanteste in diesem Hefte ist unstreitig das Protocoll von der Schaffsur zu Holtbam. Die Versammlung bestand aus dem Herzoge von Bedford, zwey Earls, vier Lords, vielen andern Vornehmen, mehreren Pächtern, und selbst einer Menge von des Gutsherrn Meyerleuten. Zum Richter über die Zuerkennung der Preise hatte Herr Coke, der Gutsherr, auch den Herzog von Bedford mit erbeten; und wie man aus dem Urtheile dieses Herrn über die Devonshirer Hornvieh Rasse sieht, nicht bloß Ehren halber, sondern weil er Kenner ist. Den Anfang des Festes machte man mit der Besichtigung sowohl des Gutes als der dazu gehörigen Pachtmeyer-Güter. Die ganze Gesellschaft gerieth in Staunen über den hohen Grad von Vollkommenheit, auf den sie hier die Wirthschaft erhoben sah. Einmüthig erkannte man den Vorzug von Norfolk in der Landwirthschaft vor allen übrigen Grafschaften, und die Auszeichnung von Holtbam und seinen Pacht-Meyerereyen in dieser Grafschaft an. In der frohen Gemüthsstimmung wurde der Toast "auf das Wohl der Holtbamer Meyer" ausgebracht. Der General-Major Sitron, diesen zugehörend, dankte mit dem Toaste "leben und leben lassen" um damit anzudeuten, daß der Ruhm davon dem Gutsherrn gebühre, der seine Meyer durch die billigste Behandlung in den Stand setze, sich so auszuzeichnen. Weiter hin ergibt es sich, daß Herr Coke Contracte ertheilt; da sonst hier so wie in

England fast überall, nur bis auf weiteres Belieben (at will) verpachtet wird. Der Herzog erklärte sich fest entschlossen, das, was er hier gehört und gesehen habe, auch bey sich einzuführen. Indessen, fügte er hinzu, es ist nicht das Wirthschafts-System allein, was diese große Wirkung thut. Es ist der unter den Norfolkischen Landwirthen herrschende Geist; es ist das richtige Gefühl, die Geschicklichkeit, der Muth zu Unternehmungen, was wir unsern Landwirthen mitbringen müssen — wenn wir das Norfolkische System bey uns einführen wollen. Wir werden den Zweck nicht eher erreichen, bis auch wir unsern Meyern Contracte geben. — Es entstand ein allgemeiner, anhaltender Beyfalls-Zuruf. — Wir haben diesen Umstand umständlicher angeführt, als es in ein gelehrtes Blatt, wie dieses, zu gehören scheinen könnte; denn nur aus dergleichen Aufmunterungen läßt sich die schöne Muth der geringern Englischen Landwirthe in dem Betriebe ihres Gewerbes begreifen. — Uebrigens müssen wir aus diesem Protocolle noch bemerken, daß der Herzog die Vorzüge der Devonshirer-Hornvieh-Rasse darin setzt, daß dieses Vieh in der Ergiebigkeit an Milch, in der Arbeit und in der Mastung im ganzen Reiche nicht seines Gleichen habe. Unter den Schaf-Rassen ist hier den Southdowns der Vorzug vor den übrigen zugestanden worden. Schon ältere Böcke von dieser Rasse hat man bey dieser Gelegenheit zu 40 Pf. St. auf die Begattungszeit vermieethet. Die für die Aufbringung der meisten Lämmer ausgesetzte Preise hat man drey Schäfern zuerkannt, wovon der eine von 506 Mutterchafen 647 Lämmer; der andere von 409 Schafen 523 Lämmer; der dritte von 400 Schafen 495 Lämmer aufgebracht hat. Zur Erklärung bemerken wir, daß man in England auf Swilings-Lämmer bey jeder Schäferen etwas rechnet,

und daß dieselben wahrscheinlich nur wegen der bessern Unterhaltung des Viehes häufiger erfolgen als bey uns.

**August Heft.** Hier erheben sich wieder Stimmen für das Fiorin-Gras; es wird aber zweifelhaft, ob die *agrostis stolonifera* oder die *alba* darunter zu verstehen ist. Herr H. Davy soll es im Sommer (grün?) aus 54 auflösllichem, nährenden Stoffe, 46 Schleime oder Stärke und 5 Zuckerstoffe; im Winter (trocken?) aus 76 auflösllichem nährenden Stoffe, 64 Schleime oder Stärke und 8 Zuckerstoffe bestehend befunden haben. Die Staffordshire Landwirthschafts-Gesellschaft hat einem Hrn. F. White von Fortherley für die Angabe einer sehr leichten verbesserten Weise, breitwürfig zu säen (den Saamen auszustreuen), den Preis zuerkannt.

**September Heft.** In diesem Hefte haben wir besonders viel Belehrung und Unterhaltung gefunden. Unerwartet war es uns aber, aus dem ersten Aufsatze zu sehen, wie weit man im Fürstenthum Wales in der Landwirthschaft noch zurück ist; bey der Beeiferung, womit Herr Wartin W. Wynne Verbesserungen einführt und zu verbreiten sucht, kann man jedoch allerdings auf die schnellsten Fortschritte rechnen. In dem zweyten Aufsatze muntert ein Herr C. zu weiterer Vervollkommnung der Carcasse des Merino Viehes auf. Mit Vergnügen theilen wir aus diesem Aufsatze die Nachricht mit, daß S. K. H. der Prinz Regent dem Hrn. J. Thorp und T. G. Burke die Erlaubniß ertheilt hat, die reine Merino Schäferey zu Kew nach dem ursprünglichen Plane, nach dem sie Seine Königliche Majestät eingerichtet haben, und dem das Französische Gouvernement zu Rambouillet nur nachgefolgt zu seyn scheint, fortzusetzen. Der dritte Aufsatz rühmt die immer mehr Eingang findende Mode, die Acker-

geräthschaften ganz von Eisen machen zu lassen. Ein Sr. Vincents Pflanzler gibt die Schuld von der zunehmenden Unfruchtbarkeit in den West-Indischen Inseln auf die zu starke Ausrottung der Wälder; und räth die Wiederanpflanzung von Bäumen an, wozu er besonders den Brotfrucht-Baum empfiehlt. Aus der Chronik dieses Hefts wollen wir nur der Nachricht von Hrn. Smiths wichtiger Erfindung einer Mähe-Maschine erwähnen.

October Heft. Herr Holdish theilt seine Erfahrungen von den Kosten und dem Ertrage des Hanfbauers mit, woraus auch unsere Hanfbauer noch manche gute Lehre nehmen könnten.

November Heft. Hr. J. Warby beschreibt seinen neu erfundenen Pflug mit dem beweglichen Walterbrette (turn-wrest plough) und dabei setzt ein Herr M. die Theorie dieser Art Pflüge wohl auseinander. Ein Herr B. N. macht einige gute Bemerkungen über die Dresch-Mühlen. Mit Vergnügen sieht man aus diesem Aufsatze, daß die Einwendungen der Handarbeiter gegen die Verbreitung dieser Maschine gänzlich aufgehört haben. Ein Ungenannter macht auf das Steigen des Preises der langen Wolle, das nunmehr schon 50 auf 100 erreicht habe, als eine natürliche Folge der Einführung des kurzwolligen Schafviehes aufmerksam. Eine Nachricht, die ein Pflanzler in den Bahamas dem Hrn. W. Wilberforce über seine Behandlung der Neger vorgelegt hat, wird hier und in dem folgenden Hefte vollständig mitgetheilt. Sein Verfahren gegen sie ist äußerst mild. Ihr Schicksal ist nicht schlimmer als das der kleinen Leute in jedem Lande. Gute Gesinnung und treue Anhänglichkeit an die Herrschaft sind aber auch die Folgen.

December Heft. In diesem Hefte werden wir mit einem neu herausgekommenen Buche bekannt,



dessen Uebersetzung und Verbreitung in Deutschland man dringend wünschen muß. Es sind *Cooke's tables for ascertaining the neat profitable Worth of Live-Stock, and for facilitating all Kinds of rural Calculations.* Den übrigen Inhalt dieses Hefts übergehn wir hier, um für diese Blätter nicht zu weitläufig zu werden.

### Eben daselbst.

Ben J. White &c.: *Remains of two Temples and other Roman Antiquities discovered at Bath.* 12 S. Text und XII Kupferstiche. Groß Folio.

Eine von so vielen Völkern besuchte und eroberte Insel, wie Großbritannien, bietet dem Alterthumsforscher einen sehr mannichfaltigen und lehrreichen Stoff in den Ueberbleibseln ihrer Kunst und Getriebsamkeit dar, und daher haben Werke, wie das vorliegende ihren hohen Werth. Der in Kupfer gestochene Titel ist mit einer ausgemahlten Wignette, im Geschmack der Daniellischen Ansichten verziert, und stellt den Haupttempel, die Wasserleitungen und andere Römische Gebäude zu Bath in ihrem Glanze dar. Der Herausgeber, Herr Samuel Lysons macht in einer kurzen Vorrede bekannt, daß man dieß Werk als den zweyten Theil eines andern Buches ansehen soll, das er unter dem Titel *Reliquiae Romanae* herauszugeben gedenkt, und zu welchem Herr Robert Smirke jun. genau ausgemessene architectonische Zeichnungen und Prospective, und Herr William Daniell die Kupferstiche liefern werden. Was hier erschienen ist, ist folgendes: Plate 1. Ein Bruchstück einer Säule, eines Capitäls und einer Basis, entdeckt zu Bath im Jahre 1790. Das Capital gehört zur Corinthischen Ordnung, und ist in einem guten Geschmack ausgeführt; allein die Basis verräth ein späteres Zeitalter. Pl. 2. Fragmente eines Karnieses, eines Frieses u. dergl.m.

2080 G. g. X. 208. St., den 29. Dec. 1814.

nebst einer halb zerstörten Inschrift. Pl. 3. Das oben erwähnte Capital mit seinem Karnies restaurirt. Pl. 4. Wieder Bruchstücke von einer Säule, einem Architrav, Frontispiz etc. Schön ist Pl. 5. der restaurirte Tempel der Minerva zu Bath. Er ist derselbe dessen Solin (Polyhist. C. XXII.) Erwähnung thut. Mit einem großen Aufwand von Scharfsinn hat sich der Verf. bemüht, die Inschrift am Fries zu entziffern, von der nur einige Worte und verwitterte Buchstaben übrig sind. Wahrscheinlich lautete sie: . . . Et Claudius Ligur . . collegio longa serie *annorum neglectam et prae nimia vetustate collapsam aedem Minervae sua pecunia refici et repingi curarunt.* Pl. 6. Architectonische Bruchstücke, Fragmente von Basreliefs und ähnlichen Sculpturen, mit welchen sehr künstlich Pl. 7. die Façade eines andern Tempels der Minerva Medica restaurirt und zusammengesetzt worden ist. Die vier Pilaster der Façade haben Canneluren. Pl. 8 - 12 sind ebenfalls Bruchstücke von Altären, Säulen und Inschriften, an deren Erklärung viel Gelehrsamkeit verschwendet worden ist.

### Nürnberg.

Bei Niegel und Wiesner: Lieder, Erzählungen und Sabeln für Kinder, zur Uebung im Lesen und Declamiren. Herausgegeben von Valentin Carl Weillodter. Dritte unveränderte Auflage. 1814.

Eine ganz zweckmäßige Sammlung meist aus bekannten Deutschen Dichtern, Hölty, Gleim, Kleist u. a., die durch Hinzufügung von einigen Pfefferschen Stücken vermehrt worden ist. Die Auswahl ist gut gerathen. Unter den vielen Ehrestomathien dieser Art nimmt auch diese mit Ehren ihren Platz ein. Julie Weillodter zeichnet sich als Dichterin aus.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

209. Stück.

Den 31. December 1814.

Wien.

Auf Kosten des Verfassers: *Eclogae plantarum rariorum et minus cognitarum, quas ad vivum descripsit et iconibus coloratis illustravit Josephus Franciscus Lib. Baro de Jacquin. 1811-1813. Fasc. I. VI. 89 Seiten Text und 60 Kupfertafeln.* — Mit dem fünften Hefte wurde zugleich ausgegeben: *Graminum Fasc. I. 1813. 14 Seiten Text und 10 Kupfertafeln.*

Jedem Botaniker kann die Erscheinung dieser Eclogen nicht anders als sehr erfreulich seyn, da man dieselben als Fortsetzung der, von dem würdigen Vater des Hrn. Verf. herausgegebenen großen botanischen Werke anzusehen hat, und, nach den vorliegenden Hefen zu urtheilen, auch mit allem Rechte als solche betrachten kann. Nur wenige Abänderungen hat sich Hr. v. J. in der Einrichtung des Werkes erlaubt, die ihm und auch uns Verbesserungen zu seyn scheinen. Alle Pflanzen sind nach der lebenden Natur vorgestellt, und, wo es erforderlich ist, Vergrößerungen einzelner Theile beigefügt. Der Text enthält, außer einer chronologisch geordneten Synonymie, die vollständige Be-

P (9)

Schreibung der Pflanze in Lateinischer Sprache, darauf Anmerkungen und Aufklärungen, sowohl in botanisch-wissenschaftlicher, als in historischer und gärtnerischer Hinsicht, in Deutscher Sprache. Sehen Hefte, jedes zu 10 Tafeln nebst dem dazu gehörigen Texte, werden einen Band ausmachen. Format und Papier sind ganz wie beym Hort. Schoenbrunnensis; doch kann man auch Exemplare auf großem Velinpapier bekommen. Die Gräser, deren Einrichtung ganz dieselbe ist, machen eine besondere, aber von dem Werke selbst nicht zu trennende, Abtheilung aus.

Das Erste Heft hebt mit der, Tab. 1. abgebildeten, merkwürdigen *Vallisneria spiralis* an, aus deren genauen Beschreibung das Resultat hervorgeht, daß sie aus der Ordnung Diandria der 22. Classe in die der Triandria versetzt werden muß. Auch konnte der Verf. nie halbgetrennte Geschlechter, wie Adanson bemerkt haben will, wahrnehmen. Sollten sie indeß bisweilen vorkommen, so können sie nach Hrn. v. J. nur als abnormer Zustand betrachtet werden. Der Verf. macht noch auf einige kleine Abweichungen aufmerksam, die sich zwischen seinen (von Montpellier und der Brenta erhaltenen) Pflanzen und der Michelischen Abbildung zeigen. Es bleibt daher nach einer weiteren Untersuchung anheim gestellt, ob die bey Pisa und Florenz, im Lago di Gardo, in den Flüssen von Verona, in dem Canal von Languedoc und der Rhone vorkommende, *Vallisneria* als eine besondere Art angesehen werden kann oder nicht. Einige, die Cultur betreffende, Bemerkungen verdienen im Werke selbst nachgelesen zu werden. Nicht weniger interessant ist die, Tab. 2. gegebene, Vorstellung der *Aclepias carnosula*. Schon Sims (Botan. Magaz.) nahm den abweichenden Bau der Blüthen wahr. Eine genauere Untersuchung derselben be-

wogen Hr. v. J., diese Pflanze als eine besondere Gattung unter dem Namen Schollia (zum Andenken der verdienstvollen Hofgärtners Scholl) aufzustellen. Der wesentliche Character dieser Gattung gründet sich, außer der verschiedenen Lage und Richtung der Staubbeutel, vorzüglich auf die Gestalt der Nebenkrone, die nur aus fünf, gegen die Narbe aufsteigenden, an der Spitze verdoppelten Hörnern gebildet ist, womit die Geschlechtstheile bedeckt sind. Als Typus dieser Gattung ist *A. carnosa* zu betrachten, die Scholl. *crassifolia* genannt wird. Die andern hierher gerechneten, aber noch genauer zu untersuchenden Arten sind: 2. *Stapelia chinensis* Loureir. (*Schollia chinensis*), 3. *Stapelia cochinchinensis* Lour. (*Schollia cochinchinensis*), und 4. *Asclepias viminalis* Swartz. (*Schollia viminalis*). Tab. 3. *Salvia scabiosaefolia* Lam., mit dem Synonym der *Salv. Habliziana* Willd. Es verdient indeß einige Rücksicht, was Sims im Bot. Magaz. gegen diese Verbindung bemerkl. macht. Ob auch *S. vulnerariaefolia* Willd. hierher gerechnet werden kann, wie Vahl gleichfalls will, läßt der Verf. zweifelhaft: nach Willdenow's Beschreibung scheint es wenigstens nicht wahrscheinlich. Tab. 4. *Achillea tenuifolia* Lam.; Willdenow's gleichnamige Pflanze wird mit Recht zweifelhaft angeführt. Tab. 5. *Carlowizia salicifolia*. Diese, von Mönch zuerst aus dem *Carthamus salicifol.* Linn. fil. gebildete, Gattung ist bekanntlich auch von Decandolle in seiner Abhandlung über die *Compositae* (Vergl. *Annal. du Muséum* V. 16. und *Recueil des Memoires*, dessen wir in einem der vorigen Blätter gedachten) als besondere Gattung anerkannt. Tab. 6. *Solanum fastigiatum* Willd. Enum. Auch dem hiesigen Garten wurden die Samen von diesem *Solanum* unter *lanceolatum* zugesandt, mit dem es doch wohl nicht leicht zu ver-

wechselfn seyn möchte. Tab. 7. *Solanum brancas-folium*, wozu *decurrens* Balb. und *mauritanum* Hortul. als Synonyme zu rechnen sind. Tab. 8. *Oxalis tetraphylla* Cav. Dreyzählig: Blätter kamen dem Verf. nie vor, auch enthielten die Dolden feiner Pflanzen meistens nur 3-4, niemals 10-12 Blumen, wie sie Cavanilles angibt. Tab. 9. *Aesculus macrostachya* Michaux, früher unter *nana* und *parviflora* bekannt. Sie dauert gut im Freyen aus, doch reifen die Früchte selten ganz vollkommen. Tab. 10. *Centaurea balsamita* Lam. Die Blumen werden ungleich schöner, wenn man die Pflanze als zweyjährig behandelt.

Zweytes Heft. Tab. 11. *Iusticia Gendarussa* Linn. fil., gehört noch zu den seltensten Arten. Tab. 12. *Iusticia plumbaginifolia* (perianthio simplici, corolla bilabiata, labiis divisis, dianthera; spicis terminalibus confertis, bracteis lanceolato-linearibus, foliis lanceolato-ovatis elongatis integerrimis.) Eine Prachtpflanze, deren Vaterland nicht genau bekannt ist. Hr. v. J. macht auf die schalenförmige Nebenfrone aufmerksam, die sich bey dieser und der vorhergehenden findet, und wahrscheinlich auch bey den übrigen zugegen ist, aber bisher nicht beachtet wurde, obgleich Linné sie sehr genau bey der *fastuosa* beschrieb. Tab. 13. *Salvia lanceolata* Brouss. (*reflexa* Horn.) Tab. 14. *Salvia oblongata* Vahl. Hierher gehört nach Hr. v. J. *Salv. Spielmanni* Willd. Enum. (excl. Vahl. syn.) et Bieberst., zu der wahren *Salv. Spielmanni* (auf Tab. 15. vorgestellt), hingegen die von Willdenow in der Enum. als neue Art aufgestellte *truncata*. Durch diese Berichtigung sind die Widersprüche der Schriftsteller über diese beiden, durch die Zeit der Ausbauer und durch andere Merkmale hinlänglich verschiedenen, Arten gehoben. Tab. 16. *Salvia odorata* Hort. Par., kömmt auch unter *Salv.*

albida vor. Da man diese Art im Orangeriehaufe zu durchwintern pflegt, so bemerkt Rec., daß sie im hiesigen Garten seit mehreren Jahren im Freyen ausgedauert hat. Tab. 17. *Sedum Cotyledon*, eine neue Art, welche im Außern mit *Cotyledon*, in der Bildung der Blüthe aber mit *Sedum* übereinkömmt, und von dem Verf. auf folgende Art unterschieden wird: *foliis lanceolato - oblongis carnosis planis, caule florescente simplici folioso, floribus terminalibus cymosis*. Tab. 18. *Saururus lucidus*. Mit diesem Nahmen bezeichnet Donn in seinem Catalog von 1804 eine Pflanze, welche nach der genauen Untersuchung des Hrn. v. J. sich nur dadurch von dem gemeinen *cernuus* unterscheidet, daß alle Theile doppelt größer sind, und die Oberseite der Blätter glänzend ist; er glaubt sie indeß doch als eine besondere Art ansehen zu können. Tab. 19. *Prenanthes pinnata* Linn. fil. Die harzigen Aeste, welche Linné in der Beschreibung angibt, fanden sich nicht bey des Verf. Pflanze; er bemerkte bloß, daß bey Verletzungen, wie bey mehreren verwandten Arten dieser Familie, ein milchartiger Saft ausfloß, der halbeingetrocknet, klebrig wurde. Tab. 20. *Ornithogalum* Rüdolphi. So nennt Hr. v. J. das *Ornithogalum*, das bisher in den Gärten für *rupesire* Thunb. ausgegeben wurde, auf welchen Irrthum zuerst Rüdolphi in Schrader's Journal der Botanik aufmerksam machte. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß dieß Zwiebelgewächs wegen der ganz ausgebreiteten Blumenkrone und der eckigen Samen nicht ganz dem Character von *Ornithogalum* entspricht; aber auch vermöge der glatten Staubfäden nicht wohl mit *Anthericum* Willd. (*Phalangium* Juss.) vereinigt werden kann. Daß überhaupt eine Revision dieser verwandten Gattungen erforderlich ist, darin sind wir mit Hrn. v. J. ganz einverstanden.

Drittes Heft. Tab. 21. *Harrachia speciosa*.  
 Es ist die bisher noch seltene, prachtvolle *Lutricia* infundibuliformis, welche der Verf. wegen der vier ganz getrennten, aus der Basis des Schlundes entspringenden, Staubfäden, und wegen der abweichenden Form der Blumenkrone und der schuppigen Samen mit vollem Rechte als eine besondere Gattung zum Andenken des Grafen Harrach, eines thätigen Liebhabers und Beförderers der Botanik, aufstellt. Da nach Browne (Prdr. Flor. Nov. Holland.) auch die *Lutricia cristata* eine eigne, in die Didynamie zu versetzende Gattung bildet, so scheint es dem Rec. sehr wahrscheinlich, daß mehrere *Justicien*, die man bisher nur aus trocknen Exemplaren kannte, bey genauerer Untersuchung zu einer dieser beiden Gattungen gezogen werden müssen. Tab. 22. *Physalis somnifera* Linn. Tab. 23. *Physalis flexuosa* Linn. Den Unterschied dieser, mit der vorigen sehr häufig verwechselten, Art beschränkt Hr. v. J. vorzüglich auf die sparrigen hin und her gebogenen Aeste, die kleineren glatten Blätter, und die mehr glockenförmige, eisähnlich-haarige Blüthendecke mit stumpferen Zähnen. Ray's und Rheede's, in den Spec. Pl. ed. Willd. bey *somnifera* angeführte, Synonyme fallen ganz weg, da sie zu ganz verschiedenen Pflanzen gehören. Auch macht nach dem Verf. die von Alpini (de plantis exoticis t. 71.) beschriebene Pflanze aus Creta, welche Linné anfänglich auch zu *somnifera* gerechnet hatte, gleichfalls eine besondere Art aus, die zum Andenken Sibthorp's, der Herrn v. J. ein Exemplar zustellte, Ph. Sibthorpii genannt wird; und da sich ferner keine Autorität nachweisen läßt, daß Ph. *somnifera* in Mexiko wächst: so kann der locus natalis dieser Art bloß auf Spanien bezogen werden. Tab. 24. *Solanum bombense* Jacq. Die gegenwärtig in den Gärten befindlichen Pflanzen



stammen von den Samen ab, den die Herren von Humboldt und Bonpland von derselben Insel mitbrachten, wo der ältere Jacquin diesen Strauch vor fast 50 Jahren zuerst entdeckte. Tab. 25. *Bosea Yervamora* Linn. Von diesem so äußerst selten blühenden Baume zeigte sich unter den, im Wiener Garten befindlichen, Exemplaren das älteste (dessen Alter man auf 100 Jahr schätzt) zuerst 1802 in der Blüthe; aber die Blumen entwickelten sich nicht vollkommen. 1811 setzte darauf ein jüngerer Baum häufig, der ältere aber nur sparsam an, deren Blumen jedoch erst im Anfange des Octobers im Gewächshause zur Vollkommenheit kamen, aber bloß weiblich waren, und nicht zwey, sondern drey Narben enthielten. Es fragt sich also, sagt Herr v. J., welche Autorität hat Linne's und Ludwig's Beschreibung der Zwitterblüthen? Stellt die, in allen Theilen der Blumen abweichende Abbildung Walther's wirklich einen Zwitter unseres Baumes vor, und ist ein solcher in den Gärten Europens vorhanden? Tab. 26. *Aristolochia trilobata*, war bisher noch nicht abgebildet. Tab. 27. *Pelargonium apiifolium*, schon von Wendland (Collect. 2. t. 59.) unter *multiradiatum* beschrieben, doch hier unweit besser abgebildet. Kleine Abweichungen, die man bey genauer Vergleichung beider Abbildungen wahrnimmt, können nur der Verschiedenheit des Alters und der Cultur zugeschrieben werden. Tab. 28. *Aselepias parviflora* Ait. Tab. 29. *Anchusa Zeylanica*. Auch unser Garten erhielt die Samen dieser Pflanze unter obigen Nahmen von Hornemann, der sie aber jetzt nach genauerer Untersuchung von der im Vahl'schen Herbario befindlichen *zeylanica* verschieden hält, und ihr den Nahmen *tennella* gegeben hat. Tab. 30. *Drimia purpurascens*. Eine neue, mit der *undulata* verwechselte, Art,

deren Differenz so bestimmt ist: foliis lineari-oblongis glabris carinatis undulatis crenatis scapo duplo brevioribus, pedunculis patentibus.

Viertes Heft. Tab. 31. Aloe acinacifolia (aucaulis, foliis distichis acinaciformibus, angulis cartilagineo-scutatis, floribus racemosis pendulis cylindricis). Zunächst von Aloe verrucosa Haw. (non Decand.) zu unterscheiden. Tab. 32. Clematis Viorna Linn. Tab. 35. Clematis divaricata (erecta, foliis impari-pinnatis bijugis, foliolis ovatis integerrimis glabris, floribus cernuis) Clem. Viorna Andrews t. 71, als Synonym hierher gerechnet, wird von Sims in Curtis Botan. Magaz. als eine besondere Art unter dem Namen cylindrica abgebildet. Der klimmende Stängel, und die größeren, länglichen, am obern Rande mehr wellenförmigen Blumen zeigen uns eine, mit der divaricata nicht wohl zu vereinigende Pflanze; doch irrt Sims, wenn er auch reticulata Michaux hierher zählen zu können glaubt. Tab. 34. Justicia paniculata Vahl. (J. stricta Soland in Herb. Banks.) Tab. 35. Sida tiliaefolia Fisch. et Willd. Enum. In der Differenz und Beschreibung, die Willdenow von dieser Pfl. in der Enum. gegeben hat, ist nach dem Verf. zu sehen lobis approximatis für divaricatis, und capsulae rostris brevibus, divaricatis statt capsulis biaristatis rectis. Tab. 36. Salvia grandiflora Ecl. Tab. 37. Salvia mollis Don. (foliis ovatis acutis rugosis duplicato-crenatis, supra glabris subtus pubescentibus, ramis fastigiatis.) Ist ausdauernd und soll nach Don in Sibitien wachsen. Tab. 38. Salvia lusitanica Poir., von Vahl bullata genannt. Hr. v. J. zieht mit Recht den ersten Namen aus Gründen vor, denen wir ganz beitreten. Tab. 39. Barleria Prionitis Linn., es fehlte noch an einer guten Vorstellung dieser, schon seit geraumer Zeit in den Europäischen Gärten cultivirten, Pflanze. Tab. 40. Asparagus Broussonetii Spr. (caule tereti striato fruticoso, foliis ternatis aciformibus rigidis perennantibus mucronatis remotis, stipulis retrorsum spinosis). Dem A. stipularis Forsk. zunächst verwandt. Das Vaterland ist nicht genau bekannt, doch vermuthet Herr v. J., daß es die Canarischen Inseln sind.

Da uns am Schluß dieses Jahrganges der Raum gerbricht, so behalten wir es uns vor, die Anzeige der beiden letzten Hefte dieses schätzbaren Werkes, so wie der Gräser, zu einer andern Zeit nachzuholen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

210. Stück.

Den 31. December 1814.

Avignon.

Ben Seguin dem Ältern: *L'attraction des montagnes, et ses effets sur les fils à plomb ou sur les niveaux des instrumens d'astronomie, constatés et déterminés par des observations astronomiques et géodésiques faites en 1810, à l'ermitage de notre dame des anges, sur le mont de Mimet, et au fanal de l'isle de Planier près de Marseille; suivis de la description géométrique de la ville de Marseille et de son territoire.* Par le baron de Zach. 1814. XX und 716 Seiten in groß Octav.

Die von Bouguer und Condamine im Jahre 1738 am Chimborasso, und von Maskelyne im Jahre 1774 am Shehallien in Schottland über den Einfluß großer Gebirgsmassen auf die Richtung der Schwere angestellten Beobachtungen waren bis jetzt die einzigen directen Versuche in Beziehung auf diesen interessanten Gegenstand gewesen. Die erstern hatten für die Ablenkung des Loths von seiner natürlichen Richtung  $7''5$ , die andern  $5''8$  gegeben. Allein eigentlich haben nur die Beobachtungen in Schott-

Q (9)

land eine entschiedene Zuverlässigkeit, keinesweges aber die unter zu ungünstigen Umständen und mißverhältnißmäßig zu unvollkommenen Werkzeugen ausgeführten Beobachtungen in Peru. Die Wichtigkeit des Gegenstandes macht es daher höchst wünschenswerth, daß diese interessanten Erfahrungen bey dem gegenwärtig so sehr vervollkommneten Zustande der practischen Astronomie mehr vervielfältigt werden mögen, und die vorliegende Arbeit eines der ersten Beobachter ist demnach als ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft zu betrachten. Das Werk, welchem diese Anzeige gewidmet ist, enthält die sämtlichen zu dieser Operation gehörigen Beobachtungen bis ins kleinste Detail, entwickelt ausführlich die angewandten Beobachtungs- und Rechnungsmethoden, und gibt außerdem eine Menge mit Sorgfalt berechneter Hülfstabeln, die auch sonst mit großem Vortheil benutzt werden können. Daß es überdieß noch einen Reichthum an mancherley practischen Bemerkungen und Urtheilen, so wie an gelehrten Notizen und Nebenuntersuchungen enthält, ist ein Vorzug, den man an den Schriften des Verfassers schon gewohnt ist.

In der Einleitung führt der Verf. den Leser zuvörderst auf den Standpunct, von welchem das Phänomen der Anziehung der Berge und die Beobachtungen, wodurch es sichtbar wird, betrachtet werden müssen, erzählt dann die darauf Bezug habenden bisher gemachten Erfahrungen, und gibt endlich eine allgemeine Uebersicht von seinen eignen Operationen. Hier mag es genug seyn, in Erinnerung zu bringen, daß da die Schwere nur die Gesamtwirkung ist, welche alle Bestandtheilchen des Erdkörpers nach dem allgemeinen Anziehungsgesetze auf die an der Oberfläche der Erde befindlichen Körper ausüben, modificirt durch die

aus der Rotation der Erde entstehende Centrifugalkraft, die astronomische Polhöhe, als der Winkel der Richtung der Schwere gegen die Ebene des Aequators, beim Aufsteigen vom Aequator nach dem Pole regelmäßig und nach Gesetzen, die aus Vergleichung der verschiedenen Gradmessungen abgeleitet werden, zunehmen muß, in so fern die Erde als ein regelmäßiger Körper betrachtet wird; daß aber die regelmäßige Fortschreiten gestört wird da, wo große Abweichungen der Oberfläche der Erde von der Normalgestalt merkliche Ablenkungen der Schwere von der natürlichen Richtung hervorbringen. Der Unterschied der Polhöhen zweyer Orter, an deren einem die Richtung der Schwere von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden durch eine nahe Bergmasse afficirt wird, wo hingegen an dem andern der Einfluß derselben entweder nicht mehr merklich ist, oder seine Wirkung in entgegengesetzter Richtung äußert, wird durch astronomische Beobachtungen anders gefunden werden, als durch die Rechnung aus der gegenseitigen Lage und Entfernung beider Orter, und diese Verschiedenheit gibt uns die Größe der Ablenkung im erstern Fall, oder die Summe beider Ablenkungen in andern zu erkennen. Offenbar ist also der zweyte Fall, welcher bey Maskelynes Beobachtungen eintrat, der vortheilhaftere, und im erstern Fall das Geschäft doppelt schwieriger, indem die ganze Ablenkung immer nur sehr wenige Secunden beträgt, und die Beobachtungen daher von der größten Feinheit seyn müssen. Das Locale, wo Herr von Zach seine Operation ausführte, verstatete wahrscheinlich die Anwendung jenes vortheilhaftern Verfahrens nicht. Seine beiden Beobachtungspuncte waren, der eine am südlichen Abhange des Berges Wimit, des höchsten (400 Toisen über der Meeresfläche) in einer von Ost

näch West laufenden Reihe von Kalkbergen etwa zwey Meilen nördlich von Marseille, der andre der Leuchtturm auf der sehr kleinen Insel Planier, ein Paar Meilen S. W. von Marseille. An dem erstern Orte, in der Höhe von 250 Toisen bey einem verfallenen Kloster Notre-Dame des Anges, mußte der Berg eine Ablenkung der Richtung der Schwere nach Norden, folglich eine verminderte Polhöhe, bewirken; an dem andern Orte könnte der Einfluß der Berganziehung, wegen der großen Entfernung, als unmerklich angesehen werden. Die beobachteten astronomischen Polhöhen mußten also einen kleinern Unterschied geben, als die unter Voraussetzung des regelmäßigen Fortschreitens geführte Rechnung aus der durch geodätische Messungen bestimmten Lage beider Orter. Zur Bestimmung der Polhöhen wendet man gern an beiden Orten dieselben Sterne an; der Unterschied der Polhöhen, auf welchen allein es hier ankommt, wird dadurch unabhängig von der absoluten Richtigkeit der Declinationen der Sterne: man kann selbst die absoluten Polhöhen aus dem Spiele lassen, und anstatt ihres Unterschiedes sich an die Differenz der beobachteten Zenithdistanzen der Sterne halten, nachdem man sie von den kleinen periodischen Ungleichheiten befreyet, und auf einenley Zeitpunkt reducirt hat.

Von den acht Abschnitten, in welche Herr von Zach das vorliegende Werk getheilt hat, enthalten die beiden ersten die sämmtlichen bey Notre-Dame des Anges und auf der Insel Planier angestellten astronomischen Beobachtungen. Diese waren von dreyerley Art: Beobachtungen der Zenithdistanzen der drey Sterne  $\alpha$  Ophiuchus,  $\zeta$  Adler und  $\alpha$  Adler; Beobachtungen von Pulversignalen zur Bestimmung der Längenunterschiede mit der Marseiller Sternwarte; und Beobachtungen von Azimuthen zur

Orientirung des Dreiecksmehes, wodurch die beiden Beobachtungsorte verbunden wurden. Die Zeitbestimmungen geschahen an drey Emeryschen Chronometern mit Hülfe von correspondirenden Sonnenhöhen; die Zenithdistanzen wurden mit einem zwölfzölligen Wervielfältigungstreife von Reichenbach beobachtet, die Azimuthe mit einem achtzölligen Theodolichen von demselben Künstler. Schätzbar für die Beobachter mit Wervielfältigungstreifen ist die hier mitgetheilte allgemeine Reductionstafel für die außer der Culmination beobachteten Zenithdistanzen, schärfer und vollständiger berechnet, als man sie anderswo findet. Der dritte Abschnitt enthält die terrestrischen Messungen. Eine Basis von 1182,4 Toisen wurde auf der Straße von Marseille nach Aix mit hölzernen Meßstangen gemessen, über deren geringe Veränderlichkeit der Verf. hier merkwürdige Erfahrungen beybringt. Die horizontalen Winkel der sieben Dreiecke des Mehes, das die beiden Hauptpunkte mit der Basis verband, wurden gleichfalls mit dem Theodolichen beobachtet, und meistens zehnmal, einige öfter, repetirt; die größte Abweichung der Summe der drey Winkel in einem Dreieck war 4"9. Im vierten Abschnitt leitet der Verf. aus diesen geodätischen Messungen, indem er die sphäroidische Gestalt der Erde, die Abplattung  $\frac{1}{28}$ , und den Halbmesser des Erdäquators 3271604 Toisen zum Grunde legt, nach den von Delambre in den Methodes analytiques pour la determination d'un arc du meridiens gegebenen Formeln, den Unterschied der Breite und Länge für die beiden Beobachtungsorte ab: jener findet sich 12'3"11; dieser 15'46"46. Auch für diese Rechnungen theilt der Verf. verschiedene Hülftafeln mit. Diese Rechnungsergebnisse werden nun im fünften Abschnitt mit den Resultaten der astronomischen Beobachtungen

verglichen. Für den Unterschied der Polhöhen gaben

598 Beobachtungen von $\alpha$ Ophiuchus . . .	12' 0" 84
518 Beobachtungen von $\zeta$ Adler . . . . .	12 1,26
654 Beobachtungen von $\alpha$ Adler . . . . .	12 1,30

also im Mittel 1770 Beobachtungen 12' 1" 13, so daß 1" 98 als das letzte Resultat für die Wirkung der Anziehung des Nimit an dem Beobachtungsorte Notre-Dame des Anges zu betrachten ist. Durch die Beobachtungen der Pulversignale hatte sich der Längenunterschied gefunden zwischen der Marfeiller Sternwarte und

Notre-Dame des Anges . . . . .	7' 29" 25
Leuchthurm auf der Insel Planier . . .	8 5,70

ersterer aus 63 Beobachtungen von 11 verschiedenen Tagen, letzterer aus 53 Beobachtungen von 12 Tagen, (wobei fünf Beobachtungen eines Tages ohne andern Grund, als weil sie ein von den übrigen zu abweichendes Resultat gaben, 7' 38" 1, ausgeschlossen waren). Der ganze Längenunterschied zwischen Notre-Dame des Anges und der Insel Planier wird also aus diesen Beobachtungen 15' 34" 95, oder auf die Punkte reducirt, auf welche sich die geodätischen Messungen beziehen, 15' 35" 79, also um 10" 67, oder wenn man gar keine Beobachtung ausschließt, um 13" 05 kleiner, als durch die geodätischen Messungen. Allein diesen Unterschied ist man keinesweges berechtigt, auch der Verganziehung zuzuschreiben, sondern vielmehr, wenigstens größtentheils, den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern der astronomischen Bestimmung des Längenunterschiedes, die, abhängig von der Zeit, bey weitem nicht des Grades von Genauigkeit fähig war, wie die Beobachtung der Zenithdistanzen. Uebrigens war die ganze Längenbestimmung nur eine unter-



geordnete zum Hauptgeschäft gar nicht wesentliche Operation, und es ist schon genug, daß wir dadurch belehrt werden, welchen Fehlern auch der geübteste Beobachter bey dem angewandten Verfahren noch ausgesetzt bleibt. Eine ähnliche Belehrung geben die Vergleichen der verschiedenen beobachteten Azimuthe. Wenn die auf der Insel Planier gemachten Azimuthalbestimmungen auf den Punct Notre-Dame des Anges übertragen werden, so ergeben sich zwischen den so abgeleiteten und den daseibst unmittelbar beobachteten Azimuthen Unterschiede von 7 und 21 Secunden, Abweichungen, welche durch eine billige Vertheilung auf die Azimuthalbestimmungen und die terrestrischen Winkelbeobachtungen süglich erklärt werden können. Wir können jedoch nicht umhin hierbey einen kleinen Umstand zu erwähnen, der gerade bey Vergleichen dieser Art nicht unwichtig ist. Es ist uns aufgefallen, daß bey dem Centriren der Winkel die Distanzen der Beobachtungsplätze von den Dreyeckspuncten, welche der Verf. in Zehntausendtheilen von Loisen angegeben hat, wenn sie auf metrisches Maß reducirt werden, fast sämmtlich nur Zehnthelle vom Meter, also runde Decimeter geben. Dieß scheint doch kein Zufall zu seyn, sondern der Verf. scheint jene Distanzen mit einem metrischen Maßstabe gemessen, und kleinere Theile unbeachtet gelassen zu haben. Inzwischen ändert bey mehreren Winkeln ein Fehler von Einem Decimeter (etwa 4 Zoll) die Reduction um 3". Bey dem Hauptzweck des Verf. ist dieß freylich etwas sehr unbedeutendes: allein wenn man die Uebertragung eines Azimuths auf einen andern entfernten Ort und die Vergleichung mit einem am letztern unmittelbar beobachteten benutzen will, um über die Gestalt der Erde neue Aufschlüsse zu erhalten, so wird man

auch bey diesem Geschäft des Centrirens eine desto größere Sorgfalt anwenden müssen, je größer die Anzahl der Zwischen-Drehecke ist. Der Verf. selbst empfiehlt mit Wärme, die Ausführung einer solchen Operation mit Reichenbachschen Instrumenten, und schlägt dazu die Liparischen Inseln vor. Wir wünschen nichts mehr, als diese Unternehmung von dem Verf. selbst ausgeführt zu sehen, wozu wir bey der Veränderung seines bisherigen Aufenthalts um so mehr Hoffnung haben dürfen.

Der sechste Abschnitt ist der gehaltreichste des ganzen Werks. Der Verf. untersucht zuvörderst den Einfluß, welchen die möglichen Fehler der einzelnen Operationen auf das Endresultat haben können. Man begreift leicht, daß die Beobachtungen der Zenithdistanzen bey weitem der delicateste Theil des Ganzen sind, und in der That könnte mancher bey der außerordentlichen Kleinheit des Endresultats, dessen Zuverlässigkeit eine Genauigkeit selbst bis auf Theile von Secunden bey jenen voraussetzt, um so eher Bedenklichkeit haben, da der Verfasser selbst früher bey anderer Gelegenheit erklärt hat, daß man bey allen mit Hülfe von Repetitionskreisen bestimmten absoluten Polhöhen immer einer Unge-  
 wisshheit von mehreren Secunden ausgesetzt bleibe. Freylich gründete sich diese Behauptung auf die Erfahrung, daß solche Bestimmungen durch verschiedene Kreise gemacht dergleichen Unterschiede zeigten, während die Resultate durch jeden einzelnen Kreis unter sich vortrefflich übereinstimmten. Bey der gegenwärtigen Operation hingegen sind alle Beobachtungen mit einem und demselben Instrumente gemacht, sie haben unter sich die schönste Uebereinstimmung, und es kommt hier nicht auf die absoluten Bestimmungen selbst, sondern nur auf kleine Unterschiede an. Herr von Zach benutzte zu

einer weitem Bestätigung seiner Resultate die zahlreichen astronomischen Beobachtungen, welche er theils auf der Königl. Sternwarte zu Marseille, theils auf seinen eignen Sternwarten La Capellette und St. Peyre angestellt hat. Die Unterschiede zwischen den dadurch bestimmten Polhöhen dieser drey Punkte (welche von der Gebirgsanziehung nicht mehr merklich afficirt werden) und der Polhöhe der Insel Planier stimmen äußerst nahe mit den Resultaten der geodätischen Messungen überein, wodurch er die Verbindung mit seinem Dreiecknetze bewirkt hat: während eine ähnliche Vergleichung mit Notre-Dame des Anges wieder ziemlich übereinstimmend jenen Unterschied von zwey Secunden herbeiführt. Man könnte die Zulässigkeit dieses Bestätigungsgrundes vielleicht in Zweifel ziehen, in so fern sich diese fünf Polhöhen auf verschiedne Sterne gründen (Notre-dame des Anges und die Insel Planier auf  $\alpha$  Adler, hingegen die drey andern auf  $\alpha$  und  $\beta$  im kleinen Bär). Allein wenn man gehörig erwägt, daß die dabey angewandten Declinationen gerade diejenigen sind, welche Herr von Zach selbst mit eben diesem Instrumente an einem nicht sehr viel nördlicher liegenden Orte, Mailand, bestimmt hat, so überzeugt man sich leicht von der Nichtigkeit dieses Zweifels, in so fern man nur die Voraussetzung gelten läßt, daß die etwanigen Fehler, die bey den mit dem Kreise bestimmten absoluten Zenithdistanzen Statt finden mögen, für bestimmte Zenithdistanzen unveränderlich, und für wenig verschiedene Zenithdistanzen sehr nahe gleich sind. Was man auch immer von den Ursachen der merkwürdigen von Hrn. von Zach mit verschiednen Kreisen gefundenen Differenzen urtheilen mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß ohne die erwähnte Voraussetzung die bleibende Harmonie der mit einerley Kreise ge-

fundenen Resultate sich nicht erklären lasse. Nach allen diesen Gründen darf man annehmen, daß in der That der gefundene Unterschied von 2 Secunden sehr nahe die Anziehung des Berges Mimet darstellt, dabey wird jedoch kein practischer Astronom in Abrede seyn, daß in diesem Resultate immer noch eine Ungewißheit von einer halben Secunde (wo nicht mehr) zurückbleibe, und sich also daselbe in keine engeren Grenzen als  $1''^5$  bis  $2''^5$  einschränken lasse. Man muß daher allerdings bedauern, daß eine so schöne und so sorgfältig ausgeführte Operation nur eine so kleine Größe hervorgebracht hat, gegen welche die unvermeidliche Ungewißheit in einem so bedeutenden Verhältnisse steht. Es ist also um so mehr Schade, daß der zweyte Beobachtungsort nicht, anstatt auf der Insel Planier, auf der Nordseite unmittelbar am Berge Mimet genommen ist. Herr von Zach erklärt sich nicht über die Gründe, welche ihn davon abgehalten haben: allein ein so einsichtsvoller Astronom hätte gewiß nicht auf einen Vortheil, der die Wirkung vielleicht verdoppelt hätte, Verzicht geleistet, wenn nicht das Local unübersteigliche Hindernisse dargeboten hätte. Wäre die Wirkung des Mimet bedeutender ausgefallen, so würden wir auch noch sehr eine vollständigere Kenntniß von den körperlichen Abmessungen dieses Berges gewünscht haben: allein unter den obwaltenden Umständen würden doch die Schlüsse, welche man daraus auf die comparative Dichtigkeit des Mimet und des ganzen Erdkörpers machen könnte, eine zu beschränkte Genauigkeit geben. Immer aber gewähren die von Zachschen Messungen, indem sie wenigstens die außerordentliche Kleinheit des Einflusses einer so bedeutenden Bergmasse beweisen, den wichtigen Nutzen, daß sie uns gegen eine zu voreilige Berufung auf den möglichen Einfluß von Local-

attractionen, wenn die Messungen nicht zusammenpassen wollen, etwas misstrauischer machen.

Außer den angezeigten Untersuchungen enthält der sechste Abschnitt ferner die Prüfung einiger Bestimmungen von Cassini de Thury in der *Méridienne vérifiée*, die von denen des Verf. merklich abweichen. Noch viel größere und in der That bis zur Entstellung gehende Fehler finden sich in Cassini's *description géométrique de la France* und in seiner großen Charte von Frankreich. — Endlich gibt der Verf. noch eine Uebersicht der Resultate, welche für die Stellungen verschiedener Sterne theils aus seiner gegenwärtigen Arbeit, theils aus seinen eignen frühern Beobachtungen, theils aus einer critischen Discussion der Beobachtungen anderer Astronomen folgen. Wir erwähnen davon hier nur die in vielfacher Beziehung so wichtige gerade Aufsteigung des Polarsterns, für welche Mathieu's Beobachtungen im Jahre 1812 eine Vermehrung von 5 Zeitsecunden gegeben haben. Um hiemit von Zachs Bestimmung von 1790 in Uebereinstimmung zu bringen, muß man eine eigne Bewegung voraussetzen, und diese findet Herr v. Zach durch die Vergleichung mit Lacaille's Beobachtungen von 1750 auch vollkommen bestätigt, und setzt sie auf  $+ 3'' 177$  in Bogen jährlich. (Die schärfste Bestimmung der gegenwärtigen Rectascension des Polarsterns werden uns die zahlreichen seit fünf Jahren auf der Seeberger Sternwarte angestellten Beobachtungen des Hrn. v. Lindenau geben, wovon wir schon vorläufig sagen können, daß sie die von Mathieu gefundene Vergrößerung bestätigen.)

Der beschränkte Raum unsrer Blätter erlaubt uns den Inhalt der übrigen Abschnitte des von Zachschen Werks nur noch kurz zu berühren. Der siebente Abschnitt bestimmt die Höhe der Dreieckspuncte und einiger anderer Oerter über dem mittel-

ländischen Meere. Der achte Abschnitt enthält die Lage einer großen Anzahl von Puncten in der Stadt Marseille und der umliegenden Gegend nach ihrem Abstände vom Meridian und Perpendikel der dortigen Königl. Sternwarte und nach ihrer Länge und Breite, und überdieß noch mehrere andere interessante critische Untersuchungen über verschiedene Puncte in Marseille, welche in der Geschichte der Astronomie merkwürdig geworden sind. Endlich gibt Herr von Zach in einem Anhange noch eine neue Berechnung der sämmtlichen von Maskelyne am Snehallen angestellten astronomischen Beobachtungen, wodurch indessen das von Maskelyne selbst gefundene Endresultat keine Veränderung leidet.

### Paris.

Ben Barta, 1812: *Questions de Littérature Légale. Du Plagiat. De la supposition d'auteurs; des supercheries qui ont rapport aux Livres. Ouvrage qui peut servir de suite au Dictionnaire des Anonymes et à toutes les Bibliographies.* XII und 118 Seiten in groß Octav.

Unter *Littérature Légale* versteht dieser die Zueignung an einen seiner Freunde nur mit den Buchstaben E. de N\*\*\*\*\* unterzeichnende Bücherkennner diejenige Rechlichkeit, von der ein Schriftsteller sich nicht entfernen darf, ohne von mehreren Seiten Blöße zu geben. Noch umständlicher als bereits auf dem Titelblatte geschehen, gibt eine Inhalts-Anzeige der XXIII Paragraphen, woraus das Werkchen besteht, die Fragen und Puncte an, worüber er seine nicht unbedeutende Erfahrungen uns mittheilen wollen. Z. B. wie weit es mit Nachahmung, Citaten, Anspielungen, Gleichheit der Ideen, Reminiscenzen, Aehnlichkeit des Gegenstandes u. gehen dürfe, wenn ein Autor sich nicht gerechtem Tadel aussetzen will. Ueber feinern

Plagiat und groben litterarischen Diebstahl; über das Mißliche Anderen seine Feder gern oder ungern zu leihen; über untergeschobne Nahmen, verwegne Einschüßel, unverlangte Ergänzungen. Was man auch in der Litteratur Pastiche (Pasticcio) heißen könne? Von Eigenheiten des Styls, und was man *M a n i e r* uennt. Von Litteraturschulen und ihren Nachtheilen. Von untergeschobnen Handschriften, ganzen Büchern, und einzelnen Stellen; von Nachdrucken, falschen Zeitangaben, vorgeblicher hoher Seltenheit, umgeänderten Büchertiteln u. s. w.

Wer zweifelt daran, daß selbst nach Allem was hierüber bereits in großer Menge gesagt worden, es noch immer der Nachträge genug geben wird und geben müsse, die mit Dank anzunehmen sind; und wenn man ehemals an Nachforschungen und Erörterungen dieser Art weit mehr Geschmack fand, als jetzt der Fall ist, so wird es um desto verdienstlicher, wenn von Zeit zu Zeit sich dennoch ein Litterator findet, der dem bereits zur Sprache gebrachten neue Ansichten abzugewinnen versteht, was in bestaubten Winkeln fast unzugänglich geworden mit Wahl hervorsucht, und solchen Wahrheiten, die nicht oft genug wiederholt werden können, auch dadurch zu Hülfe kommt, daß er dieselben mit verstärkten Beweisgründen, und in anmuthigerm Gewande als von seinen Vorgängern geschehen, darzustellen sich angelegen seyn läßt. Auch hat dieser Ungenannte keineswegs auf längst vorübergegangne Erscheinungen sich beschränkt, sondern das Neuere und Neueste gleichfalls nicht aus der Acht gelassen; und wenn gleich das Meiste, was er über Unfug und Mißbrauch im Felde Französischer Litteratur beybringt, unsern Nachbarn bekannt genug seyn mag, so wird dießseits des Rheins doch vieles für Neuigkeit gelten können. Selbst in Hinsicht auf ältere Französische Litteratur kommt Manches

vor, worüber, wie Rec. sich erinnert, die gelese-  
sten Pariser Journale ihre Bewunderung nicht ber-  
gen konnten; wenn z. B. ihr so gepriesener Pascal  
des Plagiats nicht etwa nur beschuldigt, sondern  
auch wirklich überführt wird; dadurch nämlich, daß  
im Anhang die Quellen selbst angezeigt werden,  
woräus P. mehrere seiner glänzendsten Pensées  
offenbar geschöpft hat. Bey der übrigens anerkannten  
Rechtlichkeit des Mannes läßt dieses Verfahren  
sich zu seiner Ehre nicht anders erklären, als daß  
viele dieser ganz Andern angehörnden Penseen nur  
in der Absicht von ihm ausgezogen und nieder-  
geschrieben wurden, um sie dereinst entweder zu  
bestreiten (denn manche klingen gar nicht orthodox)  
oder sich ihrer als Belege zu bedienen; von den  
Herausgebern aber Alles unter einander geworfen  
worden. Ein neues Beyspiel übrigens, wie schlecht  
oft von den Copistatoren posthumer Werke für den  
Nachruhm der Autoren gesorgt wird! — Noch ein  
Curiosum, und das aus jüngerer Zeit! Wer er-  
innert sich nicht, wie bitter Voltaire über Compi-  
tatoren und Plagiare sich auszulassen pflegte; und  
doch sind die beiden ersten Zeilen seiner Henriade:

*Je chante ce héros qui régna sur la France,*

*Et par droit de conquête et par droit de naissance —*  
nichts mehr oder weniger als ein baares Plagiat;  
denn mit Ausnahme des einzigen Wortes naissance,  
wogegen er das veraltete chevance des Originals  
vertauscht hat, ist alles übrige Eigenthum des kläq-  
lichen Dichterlings Cassaigne; und schon diese Ab-  
änderung beweiset, daß es hier keine unschuldige, so  
zu sagen, unwillkührliche Reminiscenz war, die ihn  
überrascht haben konnte.

Da es unter den übrigen oben angegebenen Rubri-  
ken eben so wenig an Belegen aus älterer und neuerer  
Zeit fehlt, die größtentheils für anziehend gelten  
können, so leuchtet die Unthunlichkeit von selbst ein,



auch aus ihnen der Proben mehrere zu heben, und Rec. muß sich auf die wiederholte Versicherung beschränken, daß wer über Gegenstände dieser Art sich belehren will, das Tractätchen schwerlich aus der Hand legen wird, ohne es ganz durchgeblättert zu haben. Auch dem bekannteren weiß der Ungenannte — ein Niederländer vermuthlich — nicht selten einen Anstrich zu geben, der das *ament memidisse periti* hier noch anwendbarer macht; ungerchnet, daß über sonderbare Bücher, wie z. B. das *de tribus impostoribus*, oder das *mirabilis liber* besetzte Nachrichten von neuen Ausgaben mitgetheilt werden, von denen man in Deutschland noch wenig oder nichts weiß. — Daß seine Muttersprache nicht die Französische sey, gesteht er selbst; da sein Styl indeß, wie Rec. aus mehrern Tagesblättern der Hauptstadt weiß, vor den Augen der so strengen Pariser Aristokratischen Gnade gefunden, so ist auch das Verdienst eines angenehmen Vortrags ihm wohl nicht abzuspochen; und daß ein Schriftsteller, der von der seinen Mitbrüdern aus Herz gelegten Rechtlichkeit so reine Begriffe hat, nicht selber dagegen verstossen, sondern mit aller Behutsamkeit zu Werk gehen würde, ließ sich erwarten. Etwas bequemer indeß hätte der belehene Mann es uns Lesern doch machen sollen! In seiner Diatribe so mäßigen Umfangs kommen nämlich mehrere hundert Schriftstellernamen vor; hierüber gibt es nun zwar ein eignes Register, das aber nicht auf die Blattseiten, sondern nur auf die wenigen Paragraphen hinweist; so daß man oft viele Blätter durchlaufen muß, um die gesuchten Namen aufzufinden; die noch überdieß weder durch größere noch gesperrte Schrift sich bemerklich machen. Welche Kleinigkeit! wird Mancher vielleicht ausrufen; schwerlich aber ein Leser, der solche Nomenclaturen gehörig benutzen will, Zeit und Augen aber doch auch zu schonen hat.

2104 G. g. A. 210. St., den 31. Dec. 1814.

### Halle.

Bey Hemmerde: *Musaei grammatici De Herone et Leandro Carmeh recensuit et illustravit Ern. Ant. Moebius. 1814. XII u. 107 S. in klein Octav.*

Nach der im Oct. 1810 zu Detmold, wo der gelehrte Verf. Conrector an dem Provincialgymnasio ist, unterschriebenen Vorrede, verdankt diese Ausgabe ihre Entstehung der Bad- und Brunnencur des Verf. zu Meienberg unweit Detmold. Da die neuern Ausgaben nach seinem Urtheile mehr für gelehrtere Leser eingerichtet zu seyn schienen, so beschloß er denen zu nützen, welche noch nicht sehr beträchtliche Fortschritte gemacht hätten. Daher ist die Hauptforge auf eine gute Recognition, auf die critische Richtigkeit des Textes gerichtet; 10 Seiten füllen die Animadversiones criticae, die sich durch Verlesenheit und richtiges Urtheil empfehlen. S. 25 f. führt der Verf. seines Collegen des Hrn. Rector Kölers sehr gefällige Erklärung der 153 u. f. Verse des Homerischen Hymnus auf die Ceres an, daß aus dem 156. Verse nach den Genitiven Τριτολόμου u. s. f. ἄλοχος supplirt werde, und nicht οἰκία oder στήνη, und daß τῶν für ὧν, und τᾶων für τούτων nach Homerischer Sitte stehe. In demselben Hymnus B. 211. schlägt der Verf. ἔσαν ἦν statt ἔσαν vor, was den Schriftzügen freylich näher kommt, als das Bossische οὐλες ἐπέβη. Mit eben so viel Fleiß als Einsicht sind die beiden Register gearbeitet von S. 27 an bis zu Ende. Der erste ist ein index graecitatis. bis S. 98, der wohl hätte etwas kürzer seyn können; der zweyte ein index nominum. Der Druck ist angenehm und richtig, außer daß uns einmahl praepiacet statt perplacet aufgestoßen ist.

---

---

**R e g i s t e r**  
über die  
**Göttingischen gelehrten Anzeigen**  
vom Jahre 1814.

---

**Erste Abtheilung.**  
**R e g i s t e r**  
der  
**Werke und Aufsätze**  
deren Verfasser sich genannt haben, oder  
bekannt geworden sind.

---

**A.**

L. A\*\*\*, histoire des Wahabis 489.

J. Abernethy, surgical works 2 Vols 1704.

Abich, Beschreibung und Abbildung der von ihm  
erfund. Salzpflanzenborte aus Gußeisen (1202).

Anm. Den Schlüssel zu den Abkürzungen der Vor-  
nahmen findet man in F. Wffard's allgemeinem  
Register zu den Götting. gelehrten Anzeigen von  
1745 bis 1782. Th. 1. S. 439.

In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die  
Schrift, hinter der sie stehen, nicht als ein ein-  
zelnes Buch angezeigt, sondern in einem größern  
Werke zu finden ist.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

- von Abrahamson, altes Nord. Volkslied (1701); kleinere Bemerkungen in Odina und Teutona mitgetheilt (1702).
- N. L. Achaintre, s. *Persius*.
- d'Agincourt, s. *Séroux*.
- E. W. Ahlwardt, Beiträge zu J. G. Schneiders Griech. Deutschem Wörterbuche, Beitr. I. 2. 859; Uebersetzung Oßians (1836); Bemerkungen zu Pindar (1983).
- Mlle *Aïsse*, lettres (1641).
- J. A. Albers, s. Royer Collard.
- L. Alberti, description physique et historique des Cafres 595.
- Giov. Aldini, sul potere del solo arco animale nelle contrazioni muscolari (1789).
- W. Alexander, über die Wirkungen des Opiums auf die lebenden Systeme (1239).
- W. Alexander, zeichnet die Aegyptischen Alterthümer im Britischen Museum 1866.
- Alibert*, précis théorique et pratique sur les maladies de la peau 1288.
- Alluand aîné*, note sur la Lépidoïithe du dep. de la Haute-Vienne (1148).
- Altmann Arigler, hermeneutica biblica 1942.
- H. P. Ameilhon, s. *Lebeau*.
- K. Amoretti, s. L. F. Maldonado; dell' azione di varie sostanze sopra altre sostenute pendenti su di esse (1659).
- E. R. Andre', Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser. Jahrg. 1812. B. I. 2. 126; kurzer Abriss der Geographie des Oesterreichischen Kaiserthums 1912.
- J. Gh. Rh. Andrea', Beschreibung des Gesundbrunnens in Selters, s. J. J. Westrumb.
- Mch. Angelo, s. Buonarroti.
- J. Anstruther, Veranstaltung von Uebersetzungen aus dem Sanscrit (10).

*Apollonius Rhodius*, Argonautica. Ex recensione et cum notis Rich. Franc. Ph. Brunck. Ed. nova. Accedunt scholia graeca nunc primum evulgata. 2 Voll. 658; Sammlungen zur Erläuterung desf. auf der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen aufbewahrt (659)

*Arago*, mémoire sur une modification remarquable qu'éprouvent les rayons lumineux dans leur passage à travers certains corps diaphanes etc. (309).

Mch. *Araldi*, esame di alcuni tentativi di soluzione di un famoso problema di Meccanica statica (1652).

*Arctet*, Geräthschaft um den übeln Geruch bey Bereitung des Berliner Blaus zu verhüten (722).

*Aristoteles*, Probe einer Uebersetzung seiner Poetik, von Zaus 1001.

P. F. *Armiger*, von einer Dysphagie (1572).

J. *Armstrong*, on the brain fever by intoxication (1691); case of diseased cervical vertebrae terminating by Anchylosis (1697).

F. *Art*, f. Plato.

*Aubuisson*, über die barometrischen Höhenmessungen (358. 59); rapport sur la chute des aërolithes tombés près de Grénade (1152).

Hans v. *Auerswald*, f. C. Jac. Kraus.

Gilb. *Austin*, on a new construction of a Condenser and air-pump. (267).

### B.

*Bachmann*, drey Fälle von Arsenit-Vergiftung (1157).

*Baillet*, einer der Herausgeber des Journal des mines 1145.

Matth. *Baillie*, Beobachtung des Wassertropfes (1809); upon a strong pulsation of the Aorta in the epigastric region (1815).

- Fr. Baily**, on the solar Eclipse which is said to have been predicted by Thales (211).
- G. Balker**, Beschreibung eines neuen Pessarium (1847)
- Ant. Alex. Barbier**, Dissertation sur soixante traductions francaises de l'imitation de Jesus-Christ. Suivie de considerations sur la question relative à l'auteur de l'imitation 153.
- S. A. Bardsley**, über den Gebrauch und Mißbrauch der Volksspiele (1234).
- S. Barnes**, von einer doppelten Balggeschwulst in der Augenhöhle (1550).
- Z. Bateman**, Fall, wo zum zweiten Mal die wahren Blattern erschienen (1570); Beschreibung der Lähmung welche der Menceolik folgt (1693); Nachricht von einer Behandlung der Nasern mit kaltem Waschen (1697).
- Baudrillart**, mémoires sur les moyens de favoriser l'éducation des bois courbes (407).
- Ant. Bauer**, über die Gränzen der Anwendbarkeit des Code Napoleon auf die während seiner Gültigkeit in deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse 313; wird Prof. ord. jur. 1545.
- E. F. Barchoffer**, Bemerkungen über das epidemische Kindbetterinnenfieber 247.
- le Beau**, s. *Lebeau*.
- C. Du. Beck**, s. *Acta seminarii Reg. et Soc. philol. Lipsiens.* — de Longi pastoralium et Phaedri fabularum recens inventis supplementis (1583); observationes crit. et exeget. e libellis minoribus academicis scholasticisve excerptae; commentationes de antiquitate Gr. et Romana (1584).
- E. F. Becker**, Anleitung zur künstlichen Erzeugung und Gewinnung des Salpeters mit einer Vorrede von J. F. S. Hausmann 1778.

- J. Hm. **Becker**, Versuch einer allgemeinen und besondern Nahrungsmittelfunde, mit einer Vorrede von S. G. Vogel, Theil 1. Abthl. I. 2. 3. — (Versuch einer Litteratur und Geschichte der Nahrungsmittelfunde) 568.
- Beier**, Register zu der Görrenz. Ausg. von Cicero de finib. (1524); beschäftigt sich mit einer Ausgabe des Diogenes Laert. (1524).
- Ioan. **Bekker**, anecdota Graeca. Vol. I. 1782.
- K. **Bell**, Beschreibung einiger Muskeln an den Ureteren (1576); über den muskulösen Bau des Uterus (1580).
- J. Jo. **Bellermann**, Versuch über die Metrik der Hebräer 945.
- G. F. **Benedek**, wird Prof. ord. philos. 1545.
- Jg. F. **Benedict**, notae crit. ad Herodoti historias (1584).
- J. F. **Benzenberg**, s. Tob. Mayer; über die Bestimmung der Theilungsfehler eines Spiegels Sextanten (395).
- F. C. **Bergmann**, wird Prof. ord. jur. 1545.
- F. L. von **Berlepsch**, Sammlung einiger wichtigen Urkundenstücke welche sich aus der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben ic. 449.
- J. Jac. **Bernhardi**, besorgt die neue Ausgabe von Gren's Pharmacologie (208).
- Lh. **Bertholdt**, christologia Indaeorum Jesu apostolorumque aetate 785; Einleitung in sämtliche canon. und apocryph. Schriften des alten und neuen Testaments Th. 3. 953.
- Fr. **Bertiroffi-Busata**, memoria intorno alla Rifrazione lunare (1651).
- H. G. F. **Berling**, Progr. Findet sich in der Geschichte ein Fortschritt der Menschheit zum Bessern 1608.



- J. Jac. Berzelius** (and *Al. Marcet*), experiments on the alcohol of sulphur, or sulphuret of carbon (651); Förlök, att genom Användandet af den elektrokemiska Theorien och de kemiska Proportionerna 1089; general views of the composition of animal fluids (1677).
- Bessel**, Schreiben an Herrn Prof. Gauss über den Cometen von 1811 185; Bestimmung der Größe der Präcession, erh. den Preis 188; Beobachtungen der Juno 189; neue Refraktions-tafel (396); über den großen Cometen von 1811 (399); Beobachtungen der Vesta (1282); Beobachtungen der Pallas (1987).
- Berschevi**, Auszug aus seiner Türkischen Geschichte (:307).
- P. M. S. Bigot de Morogues**, catalogue chronologique des chutes de pierres et des masses que l'on présume tombées sur la terre (1152).
- Bilon**, de l'influence des passions sur la production des maladies (720).
- Biot**, mémoire sur de nouveaux rapports qui existent entre la réflexion et la polarisation de la lumière par les corps cristallisés (311).
- Bittner**, astron. Beobachtungen (395).
- K. Blagden**, appendix to Mr. Ware's paper on vision (267).
- Blagden** zu Petworth, Gallensteine durch Lebergeschwüre ausgeführt (1814).
- H. de Blainville**, note sur plusieurs espèces de squalé (511).
- S. Blane**, über die intermittirenden Fieber (1574); über das Vorherrschende, die Lethlichkeit und Behandlungsart verschiedener Krankheiten (1578).
- Blavier**, sur les expériences relatives à l'économie déjà établie dans le tirage des coups de mine (1145).

- J. J. Blumenbach**, wird beständiger Secretär der Königl. Ges. der W. 1081. 1546; de anomalis et vitiosis quibusdam visus formativi aberrationibus (1082); memoria Richteri (1082); Handbuch der Naturgeschichte, Aufl. 9. 1905; Urtheil über Sickler's neue Methode der Abwicklung der herculan. Handschriften (1994).
- J. G. Ludolf Blumhof**, s. Hermelin.
- J. E. Bode**, astronomisches Jahrbuch für 1816. 393; Projection's-Methode einer allgemeinen Himmelskarte (398).
- K. W. Bückmann**, Proeven en Waarneemingen over de verschynfels by de Verrotting van Vleesch in verschillende Gazsoorten (502).
- F. Boisquet**, Essais sur l'art du Comédien Chanteur 1601.
- Theod. Bonati**, sui nuovi principi d'Iraulica di Mr. Bernard (1980).
- Aimé Bonpland**, description des plantes rares cultivées à Malmaison et à Navarre. T. I. Livr. 1. 2. 1185; voyage, s. *Humboldt*.
- C. Boonzajer**, s. G. v. d. *Schueren*.
- Ant. Bordon**, über den Schwerpunct und über die Resultate eines Systemes von Kräften (1981).
- Bosc**, s. *Annales de l'agriculture Française*.
- J. Boslock**, experiments and observations on the serum of the blood (1674); observations on diabetes insipidus (1676); experiments on the bark of the coccoloba uvifera (1677); on the nature and Analysis of animal fluids (1679); analysis of the bones of the spine in a case of mollities ossium (1679).
- J. H. Bothe**, antit gemessene Gedichte 1341.
- Bouffnel**, notice sur une matière charbonneuse qui se produit quelquefois dans les hauts

fourneaux (1149); notice sur quelques minerais de Zinc (1150); sur les ardoisières de Limogne (1150); notice sur les terres à pipe d'Andenne (1151).

Comte de *Bourbon*, Traité de minéralogie — Extrait (510); sur quelques points de cristallographie (512); mineralogische Arbeiten desselben (1148. 1149).

J. *Bouterwek*, Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften Th. 2. 929; de primis philosophorum Graecor. decretis physicis (1083); de iustitia fabulosa ad rationem tragoediar. Graecarum philosophicam atque politicam pertinente (1083); de originibus rationis physicae, quae a nostratibus dynamica appellatur, apud veteres philosophos investigandis 1481. 1529.

*Bouvard*, meteorologische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Paris (354. 360); Beobacht. des Cometen von 1812, nebst Elementen seiner Bahn (399); Planeten-Beobacht. (399).

W. Th. *Brande*, an account of a vegetable wax from Brazil (416); Experiments to ascertain the state in which spirit exists in fermented liquors (417); chemical researches on the blood and some other animal fluids (553); additional observations on the effects of magnesia in preventing an increased formation of uric acid (653).

J. N. F. *Brauer*, verschiedene Arbeiten desselben beurtheilt (39).

Gabr. Gfr. *Bredow*, s. Plutarch.

R. *Bree*, über schmerzhaftes Empfindungen von angeschwollener Milz (1571); von einer Splenitis (1576).

- Bremi**, Mittheilung seiner zu Cicero de fin. b. et m. gesammelten Hülfsmittel (1523).
- Dav. Brewster**, on some properties of light (267).
- H. K. Brinkmann**, Ansichten von der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung B. 1. = über den Werth des bürgerl. Gesetzbuches der Franzosen 1543.
- Brochant**, einer der Herausgeber des Journal des mines 1147.
- Brochant de Villiers**, Auszug aus Humboldts Reisen, die Mexicanischen Bergwerke betr. (1151).
- W. E. Brodie**, vom Einfluß des Hirns auf die Bewegung des Herzens und auf die Erzeugung der thierischen Wärme (434); über die verschiedene Weise wie gewisse Gifte den Tod verursachen (436, 437); über den Einfluß, welchen das Hirn auf die Erzeugung der thierischen Wärme hat (438); pathologische Untersuchungen über die Krankheit der Gelenke (1579).
- Alex. Brongniart et Cuvier**, Essai sur la géographie minéralogique des environs de Paris (305. 1150).
- Vinc. Brunacci**, sopra le soluzioni particolari delle equazioni alle differenze (1788); ragion. fisico-mat. sopra i ballerini di corda (1982).
- Rech. Fr. Ph. Brunck**, s. *Apollonius Rhod.*
- Brunn**, Beiträge zu Pragur (1702).
- J. C. Bruun Neergaard** voyage pittoresque du Nord de l'Italie. Livr. 1-5. 1393. s. *Ohlsen*.
- Ed. Bryand**, histoire de St. Domingue depuis 1789 jusqu'en 1794 traduite de l'Anglois 1041.
- A. P. Buchan**, a treatise on sea bathing with remarks on the use of the warm bath 1752.
- C. F. Bucholz**, besorgt die neue Ausg. von *Gren's Pharmacologie* 208; Theorie u. Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten Th. 1, 2. 1049.

- Bugge, astron. Beobachtungen (394).  
 J. Glieb Buhle, Versuch einer crit. Litteratur der  
 Russ. Geschichte Th. 1. = (Litteratur der allge-  
 meinen Nordischen Geschichte) 1596.  
 C. Bunsen, wird Prof. ord. Philof. 1545.  
 Mich. Ang. Buonarroti, Gedichte u. Briefe desf.  
 1345.  
 Graf G. von Buquoy, Beschreibung einer Dampf-  
 maschine 1860.  
 J. C. Burckhardt, tables des diviseurs pour tous  
 les nombres du deuxieme million 1758.  
 W. Burnett, über das im Oct. 1810 zu Gibraltar  
 ausgebrochene Fieber (1429).  
 W. G. Burrell, case of scirrhus in the Intestines  
 arising from hairs remaining in the canal  
 (1697).  
 Burrows, Beschr. eines Acepbalus (1570).  
 J. Bush, Fall wo eine Messerklinge 30 Jahre zwis-  
 schen den Muskeln des Rückens gesteckt hatte ohne  
 Entzündung und Eiterung zu erregen (1571).

## C.

- Ant. Cagnoli, notizie astronomiche di Germa-  
 nia communicate all' Italia (1788).  
 Timol. Calmelet, description des minières de fer  
 de Prum (1201); description des mines de  
 fer de Lommersdorf (1202); description des  
 anciennes mines de plomb de Reischeid (1203).  
 Th. Valperga Caluso, sul paragone del calcolo  
 delle funzioni derivate coi metodi anteriori  
 (1788).  
 W. Campbell, Beschr. von Jnnis Connel (1836).  
 de Candolle. s. Decandolle.  
 Seb. Cantersani, della risoluzione de' problemi  
 di massimo o minimo, quando la quantità,  
 che vuolì, massima o minima e data (1787).

- J. P. van *Capelle*, Verhandeling over Schut: slui-  
ten (303).
- Fr. *Cardinali*, sull' integrazione di uno nuovo  
canone d'equazioni differenziali d'ordine alto  
(1657).
- W. *Carey*, s. *Valmeeki*.
- Fr. *Carlini*, effemeridi astronomiche di Milano  
per l'anno 1814. 475; beobachtete und berech-  
nete Oppositionen der neuen Planeten (477).
- Ign. *Carnova*, Jaroslav von Sternberg der Sie-  
ger der Tartaren 168.
- Gio. *Carradori*, del attrazione di superficie  
memoria III. (1982).
- E. N. *Carstens*, Beyträge zur Erläuterung des  
Hübeckischen Rechts. Samml. 2. 526.
- Jos. *Caselli*, su la formula di Douwes per ritro-  
vare in mare la latitudine (1981).
- Caj. Val. *Catullus*, Bräutlied, Latein. u. Deutsch  
von J. Ph. Krebs 469.
- Cauchy*, sur l'égalité des polyèdres composés  
des mêmes faces semblablement disposées  
(1151).
- Causchoir*, Werkzeug die Dicke von Glimmerblätt-  
chen zu messen (312).
- A. J. *Cavanilles*, relation du tremblement de  
terre arrivé dans le Roy. de Quito en 1797  
(1877).
- Ph. *Cavolini*, Abhandlungen über Pflanzenthiete  
des Mittelmeers, übers. von W. Sprengel, her-  
ausg. von Kurt Sprengel 1207.
- Ang. *Cesaris*, über astronomische Uhren (477);  
meteorolog. Beobachtungen (477); lettera al  
Sign. Ant. *Cagnoli* (1786).
- Cesarotti*, on Ossian, transl. by J. *Macarthur*  
(1835).

- Chabert**, über die Tolle-Hundswuth. Für Deutsche bearbeitet, mit einer Vorrede von G. F. Sick. Herausg. von J. E. Ribbe. 418.  
G. Chalmers, Caledonia Vol. 1 2. 1361.
- Chardon de la Rochette**, Bemerkungen über Persius (1120).
- Charpentier**, de l'influence des passions sur la production des maladies (720).
- J. de Charpentier**, mémoire sur la nature et le gisement du pyroxène en roche connu sous le nom de Lherzolithe (1204).
- Touffain von Charpentier**, Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens 521.
- Ch. Chevalier**, von einer außerordentlichen Ausdehnung des ganzen rechten Beines (1570); von einem Steinschnitte (1572); von einer Wassersucht des Eyerstocks (1574); wie kranke Tonsillen zu unterbinden (1575); Schmerzen in der Lendengegend, die Convulsionen und Tod zur Folge hatten (1576); von eingeklemmten Schenkelbrüchen (1580).
- Chevreul**, über das Campecheholz und den eigentlichen Farbestoff desselben (721); sur le Sulfite de Cuivre (1206. 1606); über die Verbindungen des gelben Bleeroxids mit der Salpeter-Säure und der salpetrigten Säure (1605).
- Vinc. Chimicello**, opposizioni d'Herschel (1650); nuove ipotesi per ispiegare la discesa del Barometro in tempo pluvioso (1658); dell'anomala parallasse di  $\alpha$  della Capra (1785); sopra sei Archi-balenzi contemporanei e concentrici (1785); dell'anomalo freddo dell'inverno 1807 (1787); opposizioni di Saturno (1788); fenomeno de' barometri nel loro suotimento o trasporto de luogo a luogo (1779).

- C.** *Chisholme*, von der guten Wirkung des Quecksilbers in der Manie (1577); über die contagiöse Natur des Bulam's Fieber zu Grenada (1698).
- E. F. F.** *Chladni*, traité d'Acoustique 1504.
- Chondemir**, Auszug aus einer Handschrift dess. (1307).
- Th. Christian**, observations on a species of vaginal Hernia occurring in labour (1696).
- Th. Christie**, über die Heilung des Tetanus durch Nohnsaft und warmes Bad (1430).
- W. L. Christmann**, ars Coellae promota. 1313.
- M. T. Cicero**, opera philosophica ex recensione J. Davilii et cum commentario ejus ed. R. G. Rath 5 Voll. 1028; Philosophica omnia ed. J. A. Goerenz, Vol. 3. de finib. honor. et malor. libri V. 1521.
- W. Reid Clanny**, on the means of procurring a steady light in Coal Mines without the danger of explosion (268).
- W. St. Clark**, case of Pseudo-Syphilis (1431).
- Cleanthes**, der Stoiker, von G. E. F. Mohnike B. I. 1349.
- J. A. Clignett**, s. G. v. d. Schueren.
- Cloud**, sur une mine d'or du Mexique qui contient du Palladium (509).
- Cluzel**, über den so genannten Schwefel-Alkohol. Bericht über diese Abhandlung (1606).
- Royer Collard**, Abh. über den Croup, übers. von M. Meyer, mit einer Vorrede und Anmerkungen von J. A. Albers 2018.
- Collet-Descostils**, einer der Herausgeber des Journal des mines 1145; notice sur une des espèces de minerai de fer, réunies par plusieurs minéralogistes sous le nom de fer argileux (1204).



- H. J. von Collin, *sämmtliche Werke* B. 3. 4. 158; B. 5. 767.
- Matthäus von Collin, *Gedichte* (160).
- J. Colquhoun, *über die Aufmerksamkeit die Oskans Gedichte außer England und vorzüglich in Deutschland erregt haben* (1835).
- K. Combe, *a singular case of stricture and thickening of the ileum* (1810).
- Taylor Combe, *besorgt die Herausgabe der Terra cotta im Britischen Museum 1666. — u. die description of ancient marbles 1793.*
- Bj. de Constant-Rebecque, *de l'esprit de conquête et de l'usurpation, dans leurs rapports avec la civilisation européenne* 641.
- Cooke, *tables for ascertaining the neat profitable worth of live Stock* (2079).
- W. Cooke, *von einem innern Hydrocephalus* (1570); *complicated case of cancerous stomach* (1692).
- A. Cooper, *Versuche von Unterbindungen mehrerer Schlagadern* (1570); *Beobachtungen über die spina bifida* (1573); *Untersuchung eines Gliedes, an welchem eine Pulsadergeschwulst an der Kniekehle operirt worden war* (1573); *von einer zu frühen Pubertät* (1579); *über die Anastomosen der Arterien am Becken* (1581).
- L. Copeland, *Abgang eines Steins aus einer Geschwulst in der Inguinal = Gegend* (1576).
- Coquebert-Montbret, *einer der Herausgeber des Journal des mines* 1145.
- Coray, *Antheil dess. an der Französ. Ausgabe des Strabo* (282).
- Jgn. Cornova, *das Nöthigste aus der alten Geschichte, 3 Bde* 1968.
- Coriès, *mémoire sur la géologie des antilles* (507).

- Pt. Cassali**, sull' opinione delle piogge de' sassi dai Vulcani lunari (1652); indagine per sotromettere a calcolo il Barometro. Memoria I. (1979); dei barometri luminosi (1982).
- Costaz**, Beschreibung der Gräber der Aegyptischen Könige (1735).
- Corte**, über die Perioden des Erscheinens u. Verschwindens der Nordlichter (355); Fortsetzung des chronologischen Verzeichnisses meteorologischer Phänomene (356); Versuche über die Verdunstung des Wassers in freyer Luft (356).
- Mme de Coulanges**, lettres (1641).
- Coze**, mémoire sur la germination des blés (467).
- W. Crane**, merkwürdiges Steatom (1698).
- P. L. Creagh**, von einer Kopfverletzung an den Scheitelbeinen (1573).
- Fr. von Crell**, wird Prof. ord. Med. 1545.
- A. Sp. Crelle**, Versuch einer rein algebraischen Darstellung der Rechnung mit veränderlichen Größen, Th. I. 545.
- R. Casp. Creve**, vom Chemismus der Respiration 183.
- Al. Crichton**, wird Correspondent der R. Ges. der Wiss. 1890.
- E. G. Crome**, Predigt über den hohen Werth einer frühen Tugend, erhält den Preis 1026.
- de Cubières**, l'ainé, sur un marbre remarquable (512).
- G. Gilb. Curray**, Heilung eines Tetanus durch Begießen mit kaltem Wasser (1814).
- J. Curry**, oft wiederkehrende Augenentzündung durch Opium geheilt (1577).
- Pt. Curten**, Verhandl. over de Gang, de Buijing en de Breeking van het licht door het kraalbreekend Prisme (503).

- J. Cutting, von einer gut ausgefallenen Amputation aus dem Schultergelenk (1573).  
 Cuvier et Alex. Brongniart, essai sur la géographie minéralogique des environs de Paris (305. 1150).

## D.

- J. Dalton, über das Verhältniß wornach die elastischen Flüssigkeiten, welche die Atmosphäre bilden, in ihr vorhanden sind (1237); über das Bestreben der elastischen Flüssigkeiten, sich durch einander zu verbreiten (1237); über die Absorption der Gasarten durch Wasser und andere elastische Flüssigkeiten (1237); Gegenbemerkungen über Hn. Gougb's Lehre von den gemischten Gasarten und über Prof. Schmidt's Versuche über die Ausdehnung trockner und feuchter Luft durch die Wärme (1238); on respiration and animal heat (1375).  
 Darcet, s. d'Arcet.  
 Danhuiffon, s. d'Aubuisson.  
 David, astronom. Beobachtungen (395); über die Polhöhe der Böhmischen Riesenkuppe (397).  
 Humphry Davy, on some of the combinations of oxymuriatic gas and oxygene etc. (409) — übersetzt (410); on a combination of oxymuriatic gas and oxygen gas (414); electrisch-chemische Untersuchungen über die Metalle aus den Alcalien und Erden, und über einige Verbindungen in die der Wasserstoff tritt (505); über die erzeugte Salzsäure, den Schwefel u. Phosphor (505); über das Ammonium-Amalgam und über die Metalle aus den Alcalien und Erden (507); on some combinations of Phosphorus and Sulphure (564); on a new detonating compound (649. 654); some experiments and observa-

- tions on the substances produced in different chemical processes on fluor Spar (657).
- J. *Davy*, on a gaseous compound of carbonic Oxide and Chlorine (555); an account of some experiments on the combinations of different metals, and Chlorine (557); an account of some experiments on different combinations of fluoric acid (561).
- Debreuze*, de l'influence des passions sur la production des maladies (720).
- A. P. *Decandolle*, catalogus plantarum horti bot. Monspelienfis 2001; recueil des mémoires sur la botanique 2008.
- L. P. *Dejussieu*, sur la réunion du Natrolithe avec la Mélotype (1150).
- J. C. *Delametherie*, s. de Lametherie.
- P. *Delanges*, osservazioni sulle resistenze dell' Acqua e dell' Aria (1653); esperienze sul dispendio d' Acqua de' Tubi e de' Canali rettilinei e tortuosi (1653); saggi intorno alle teorie del modo concreto de' corpi (1787); analisi e soluzione sperimentale del problema delle pressioni (1980).
- J. *Delille*, la conversation, Poeme 761.
- Delius*, Beyträge zur Geschichte Deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher, B. I. Heft 1. = (Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerde, Heft 1.) 425.
- Delvincourt*, cours de code Napoléon, T. 1. 2. 121.
- Demercy*, s. de Mercy.
- Demosthenes*, oratio de Corona, edit. Harless. Ed. 2. 1359.
- J. *Denmark*, von schmerzhaften Empfindungen am Arm nach verletztem Nerven (1578).

- G. B. *Depping*, histoire générale de l'Espagne, Vol. 1. 2. 235.
- Derflinger*, astronom. Beobachtungen (396).
- A. G. *Desmarest*, mém. sur la gyrogonite (1204).
- J. P. *Desfignes*, über die Wirkung der Spitzen auf der Oberfläche phosphorescirender Substanzen, das Ausströmen des leuchtenden Fluidums zu befördern (353); über die Wiederherstellung der Phosphorescenz durch Hülfe der Electricität (359. 360); sur la phosphorescence (509).
- Devilliers und Follois*, Hauptverfasser der description générale de Thebes 1714.
- H. *Dewar*, on the importance of foreign commerce (1379).
- Diderot*, s. *Grimm*.
- Firm Didot*, Bemerkungen über Persus (1120).
- H. *Dissen*, wird Prof. extraord. Phil. 1546.
- H. *Ditmer*, s. *Magendie*.
- J. J. *Dize*, über die Benutzung des Kochsalzes auf Soda im Großen (406).
- Docen*, Ausgabe des Fränk. Liedes auf Ludwig III. 903.
- W. J. *Dodson*, on compound interest (1453).
- W. H. *Doeleke*, Versuche philosophisch: grammatischer Bemerkungen. 2. Verf. 1273.
- Ign. *Döllinger*, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns 1316.
- F. W. *Döring*, s. Im. J. Gerh. Scheller.
- C. W. von *Dohm*, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, B. 1. 1409.
- Fr. *Douce*, Illustrations on Shakspeare; and of ancient manners, with dissertations on the clowns and fools of Shakspeare; on the collection of popular tales intituled gesta Romanorum and on the English Morris Dance, 2 Vols. 129.

- H. Droese, Beobachtungen über einen Steinschnitt (1847).  
 C. W. Drümpelmann, Abbildungen u. Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, Heft 1 . . . 7. 1153.  
 Dschami, Jussuf und Zuleicha, übers. von Rosenzweig (1306).  
 Dschelaleddin Rumi, Mesnevi, Proben einer Uebersetzung von Zussard (1306).  
 K. G. Dümge, Ausgabe von *Güntheri* Ligurinus 1591.  
 Gfr. Dürrbach, über die biblische Geschichte des Gebetes, erh. das Necessit 1026.  
 Dufaud, über das Sägen des Reheisens (723).  
 Dulong, über die gegenseitige Zersetzung unauflöslicher und auflöslicher Salze (724).  
 K. L. Dumas, doctrine générale des maladies chroniques 25.  
 R. Duppa, the life of Michel Angelo Buonarroti with his poetry and letters, Ed. 2. 1345.

## E.

- H. Earle, von einem kranken Hoben (1575).  
 E. D. Ebeling, s. Gebh. J. A. Wendeborn.  
 F. Af. Ebert, J. Taubmanns Leben und Verdienste. 999.  
 J. Gfr. Eichhorn, de Judaeorum re scenica (1083); de geminis sculptis Hebraeorum (1083); besorgt die Redaction der Götting. gel. Anzeigen 1546; de Deo Sole, invicto Mithra 2025.  
 H. K. Abr. Eichstädt, memoria C. G. de Voigt. 320.  
 Elsäffer, merkwl. Ausartung der Gebärmutter und ihrer Eyerstöcke (1158).  
 Em. Glieb. Elvert, über ärztliche Untersuchung des Gemüthszustandes 1143.

- Enke**, Reduction der Beobachtung der Pallas zu Mannheim (1987).
- Epplin**, Geschichte einer Selbstcastration (1158).
- G. C. F. Ernesti**, de luxurie poetar. latin. (1583).
- J. Sm. Ersch**, Litteratur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften, seit der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die neueste Zeit 878.
- Erleben**, über das Destilliren durch Dämpfe; über die Bergersche Dampfmaschine (128).
- Espenberg**, über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf der Madefshda während der Reise um die Welt (996).
- Euripides**, tragoediae, ed. A. Seidler, Vol. 2. Electra 821; Vol. 3. Iphigenia in Tauris 1903.
- J. Chetwode Eustace**, a classical tour through Italy 2 Vols. Vol. 1. 1489; Vol. 2. 1505.
- Pt. Ewart**, on the measure of moving force (1370).
- Ewlia Mohammed Esfendi**, Reisen in den Ländern des Osmanischen Reiches und in Persien, Nachricht von diesem Buche, mitgetheilt von Jos. von Hammer 345.
- J. A. Eytelwein**, Vorrede zu Zimmermann's sphär. Trigonom. (1181).

## S.

- Giov. Fabbroni**, della gravità specifica degli ori e degli argenti alligati (1659).
- Gfr. Fähsje**, sylloge lectionum graecarum, glossarum, scholiorum in tragicos graecos atque Platonem, etc. 1663.
- Th. Falconer**, s. Strabo.
- J. Farey**, on account of the great Derbyshire denudation (212).
- J. N. Farre**, über die cynanche laryngea u. über den Croup (1575).

- Faujas de St. Fond*, histoire nat. des roches de trappe Ed. 2. 1998.  
 de la Fayette. s. Lafayette.
- J. Featherstone, über eine Wunde des Herzens (1570).
- J. N. Fenwick, vom Nutzen des Terpenthins gegen den Wandwurm (1570).
- W. Jerguffon, über den Gebrauch des Quecksilbers in der Ruhr (1572); Beobachtungen über die Eustheuche in Portugal (1577).
- Pt. Ferroni, della vera curva degli archi del ponte a S. Trinità di Firenze (1786).
- Ans. von Feuerbach, über die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europens 255.
- J. Dm. Fiorillo, wird Prof. ord. philos. 1545.
- J. E. Fischer, Anfangsgründe für Naturgeschichte 344.
- E. C. Flatt, s. G. E. Storr.
- Honore' Glauguergues, über das Verhältniß der Verdunstung des Wassers zur Feuchtigheit der Luft (354).
- Fleischmann, anatomische Wahrnehmungen (1156).
- Fr. Focci, tentativi per investigare la celerità dell'acque correnti (1657); ricerche per conoscere i rapporti delle velocità delle acque in andamenti nei quali s'incontrino differenti attriti (1982).
- A. Gollenius, s. Gymnen der Griechen.
- J. Rh. Forster, notae in libri XVI et XVII. Strabonis partem Aegyptum describentem (1757).
- Vitt. Fossombroni, sopra la misura delle forze muscolari (1656).
- Foucques, essai sur l'art de fabriquer le sucre de raisin (510).
- Sourcroy und Vauquelin, über die Menschenknochen (506).



- J. F. Français, mémoire sur le mouvement de rotation d'un corps libre autour de son centre de masse. 407.
- G. S. Francke, de historia dogmatum Arminianorum 1397.
- F. C. Franz, pract. Handbuch für Forst- und Bauleute = (Erfahrungen und Vorschläge dem Holze die nöthige Härte zu geben) 1419.
- J. B. Fray, Essai sur l'origine des substances organisées et inorganisées (358).
- W. C. Friebe, Antheil desf. an der Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands 1153.
- D. Friedländer, s. Mendelssohn.
- F. H. Fritsch, Handbuch für Prediger 25. 1. 1351.
- G. F. Fries, Entwurf des Systems der theoretischen Physik 1447.

## G.

- Gärtner, Beyträge zur Entdeckung des Arseniks (1088).
- Corbin. Gärtner, Salzburgische gelehrte Unterhaltungen Heft 1. . . 4. 676.
- H. C. C. von Gagern, Beyträge zur Zeitgeschichte 1. 1083; die Nationalgeschichte der Deutschen Th. I. 1453.
- Gaillard, eloge de la Fontaine (1938).
- Galenus, adhortatio ad artes sua annotatione et versione D. Erasmi ed. Abr. Willet 983.
- Le Gallois, s. Legallois.
- Gautrier, über die Organisation der menschlichen Haut (356).
- K. F. Gaußs, observationes cometæ secundi a. 1813 in observatorio Gottingensi factæ etc. 25; ellipt. Elemente der Planetenbahnen (399); über die Pallas (985); disquisitiones circa se-

riem infinitam; theoria attractionis corporum sphaeroidicorum ellipticorum homogeneorum; observationes cometae secundi a. 1813 (1032); Anzeige von der letzten Opposition der Westa 1281; methodus nova integralium valores per approximationem inveniendi 1546.

Gay-Lussac, über die Identität des Wein-Princips mit dem Alcohol (417); (u. Chenard), über das Kalium und Natronium (505); über die effigsaure Alaunerde (506) — (u. Chenard), Analyse verschiedener vegetabilischer und animalischer Substanzen (506); über die partielle Verflüchtigung einiger vegetabilischer und animalischer Substanzen (506); (u. Chenard), über das Ammoniumamalgam und über die Metalle aus den Alcalien und Erden (507); über die Zerfließbarkeit der Körper (722); über die Capacität der elastischen Flüssigkeiten für den Wärmestoff (1605); über die Farbenveränderungen, welche verschiedene gefärbte Substanzen durch Erwärmen erleiden (1606).

Anthimos Gazes, Herausgeber des *Ἐπιτομὴ ὁ Ἀβυγία* 1802.

F. C. Gelpke, tractationcula de familiaritate quae Paulo Apostolo cum Seneca philosopho intercessisse traditur verisimillima 979.

Gence, considérations sur la question relative à l'auteur de l'imitation de Jésus-Christ (155).

Gerling, Berechnung der parabolischen Bahn des zweyten Cometen von 1813 (25); neue Elemente der Westa (1283).

H. Gervis, schnelle Todesfälle durch ein plötzlich entstandenes Contagium verursacht (1572).

W. Gesenius, hebräisches Elementarbuch Th. I. 1193.

- W. Gibson**, über die Wirkungen der Färberröthe auf die Knochen der Thiere (1236); über den Nutzen der Suturen an den Thierschädeln (1238).
- L. G. Gilbert**, *diff. de missionum chemicarum simplicibus et perpetuis rationibus Sect. I.* 119; von dem Verf. übersetzt (120).
- Gillet = Laumont**, einer der Herausgeber des *Journal des mines* 1145; *notice sur trois louchets pour l'extraction de la tourbe* (1203).
- J. Gillies**, wird Correspondent der K. Ges. d. W. 1890.
- Girard**, über die heilsamen Wirkungen der erygenitrisalzfäuren Räucherungen (1607).
- James Glenie**, über die Construction eines Dreiecks 10. (1451); über den allgemeinen Beweis von Newton's Binomial-Theorien (1453).
- Lp. Gmelin**, *observationes oryctognosticae et chemicae de Hauyna* 1244; *indagatio chemica pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum* (1247).
- Godefroy**, *de l'influence des passions sur la production des maladies* (720).
- Göllers**, *Varianten zu Euripides* (1904).<sup>4</sup>
- J. Görcke**, Beschreibung der bey der Preuß. Armee statt findenden Kranken-Transport-Mittel 1744.
- J. A. Goerenz**, s. *Cicero*.
- Goldfuß**, über die Metamorphose des animalischen und vegetabilischen Lebens (1156).
- Gosselin**, *Antheil desselben an der Französ. Ausgabe des Strabo* (282).
- J. Gough**, Beschreibung einer besondern Eigenschaft des Caoutchouc nebst Bemerkungen über die Ursache der Elasticität dieser Substanz (1238) — Versuch einer Theorie der gemischten Gasarten und des Zustandes worin sich das Wasser

- in der Atmosphäre befindet (1238); über Sn. Daltons Einwürfe gegen diese Theorie (1238); theorems and problems intended to elucidate the vis viva (1372); remarks on the summer birds of passage (1374); observations on the ebbing and flowing wells at Giggleswick (1374).
- Gräfe, s. Nonnus.
- J. D. Gräter, s. Bragur; s. Idunna u. Hermode. Der Donnergott und der Asiate Thor (1701); über eine Griechische Nachbildung der Nordischen Göttergeschichte (1701); Index carminum et Scaldorum in Tomo I et II. Heimkringlae occurrentium (1701); über den deutschen Königstirel (1701); Helga - Quida Haddingia Scata (1701); über die Merkwürdigkeiten der Bibliothek des Ritterstiftes Comburg (1702); mehrere kleine Bemerkungen (1702).
- Johnson *Grant*, reverie considered as connected with literature (1235).
- E. Grant, Beschreib. von Selma etc. (1836).
- Gravenhorst, de transitu et mutabilitate specierum in regno animali summam et de varietate quorundam Ichneumonum apterorum speciatim 665.
- Hugh Gray, letters from Canada 1969.
- Gregoire, Geschichte der religiösen Secten des 18. Jahrh. bearb. von H. G. Tzschirner (1190); de la domesticité chez les peuples anciens et modernes 1593.
- Gregorini, psychologisch merkwürdige Krankengeschichte (1004).
- Gren, Pharmacologie, Aufl. 3. besorgt von J. Jac. Bernhardi und E. F. Bucholz B. I. 208.
- Grimm et Diderot, correspondance littéraire. Première Partie. 6 Vols. 439.

- J. C. A. Grohmann**, Psychologie des kindlichen Alters 685; über die höhere religiöse Ueberzeugung (1102).  
**von Grödlman**, über Olographie und mythische Testamente 667.  
**Groombridge**, astron. Beobachtungen (395).  
**Gr. v. P. Grutchuisen**, s. Hippocrates.  
**E. Gf. Bruner**, s. J. D. Megger.  
**Günther**, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische 942.  
**Guényveau**, sur l'emploi des boeufs au service des machines à molettes (1152).  
**de Guignes**, dictionnaire Chinois Français et Latin 1681.  
**Guilbert**, Versuche über den Honig (721).  
**Gundersdorf**, Beiträge zur Eisenhüttenkunde (603).  
**Güntherus**, Ligurinus ed. K. G. Dümge, Vol. 1. 1591.  
**J. Gurlett**, Schulprogramme 1983.  
**Guyton-Morveau**, über den von dem verstorbenen Bachelier zur Bekleidung steinerter Gebäude angegebenen Mörtel (1607).

## S.

- Haafner**, Reize in eenen Palanquin langs de Kulten Orixia en Coromandel, D. 1. 2. 401.  
**Hachette**, Traité des surfaces du second degré 750; de la mesure de la force tangentielle dans les machines à arbre tournant (1150); notice sur les éprouvettes de la poudre de chasse (1151).  
**J. G. H. Haeckel**, Nachricht von F. W. Reinhard's letzten Lebensstagen (783); vergl. Reinhard.  
**Hakem**, Auszug aus einem historischen Roman dess. (1307).

- Haldad*, recherches sur les Albinos d'Europe (508).
- W. *Hales*, analysis fluxionum (1453); de analysis antiqua; de aethere vibratorio et de modo sentiendi; de ente supremo (1453).
- H. *Halford*, on the climacteric disease (1817).
- Halley*, on compound interest (1453).
- d'Halloy, s. Omalius d'Halloy.
- Halma*, s. Cl. *Ptolemaeus*, s. von Prasse.
- Jos. von Hammer, Nachricht von Ewlia Moham-med Efendi türkischer Reisebeschreibung 345; extraits historiques relatifs aux tems des Croisades; sur le paradis du vieux de la montagne (1307); Beiträge zur Topographie und Geschichte Parthiens (1310); Proben einer Uebersetzung des Koran (1311); Geschichte der schönen Redekünste des neueren Persiens 1481.
- R. W. F. von Hanstein, Tabellen zur leichten Auf- findung des Cubit-Inhalts runder Holzstämmе 2000.
- E. L. Harding, Entdeckung des zweyten Cometen von 1813 und Beobachtungen desselben (25); wird Prof. ord. philof. 1545.
- J. Hartneß, von einem Kinnbackenkrampf nach einer Kopfverletzung (1573).
- E. J. Harleß, über die Krankheiten des Pancreas (1158).
- Glieb Cp. *Harleß*, brevior notitia litteraturae graecae 1887. s. Demosthenes.
- Harsleben, psychologisch merkwürdige Krankenge- schichte (1004).
- Ant. Theodor. *Hartmann*, supplementa ad Ge- senii lex hebr. e Milchna petita 198. Sup- plementa ad Buxtorfii et Gesenii lexica 198.
- J. Mich. *Hartmann*, s. Silvestre de Sacy; über die Wahabiten 500.

- A. Sartung**, Anleitung zum richtigen Gebrauch der Deutschen Sprache 672.
- W. Sarty**, Behandlung des morbus maculosus haemorrhag. (1692).
- C. Glieb Haubold**, Institutionum juris R. privati historico-dogmaticarum lineamenta 1169.
- Haus**, de tragoediae officio s. de purgandarum animi affectionum lege ab Aristotele tragoediae injuncta. Specimen versionis novae Poeticae Aristotelis 1001.
- J. J. E. Hausmann**, wird Prof. ord. Philos. 1545; observationes de pyrite gilvo 825; de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas et externas (1082); Urtheil über Siders neue Methode der Abwickelung der Herculan. Handschriften (1994); Reise durch Scandinavien, Th. 3. 1953; s. E. J. Becker.
- Hauy**, einer der Herausgeber des Journal des mines 1145; observations sur la simplicité des lois auxquelles est soumise la structure des cristaux (1149); sur la mesure des angles des cristaux (1205).
- A. C. Havemann**, s. James White.
- J. Haygarth**, on chronic Rheumatism (1817).
- W. Heberden**, über die Nyctalopia (1810); über den Scorbut (1810); über die Sterblichkeit in London (1812).
- Arn. Hm. L. Heeren**, de fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi, commentatio altera 1065; memoria Ch. G. Heyne (1083); Urtheil über Siders neue Methode der Abwickelung der Herculan. Handschriften (1994); s. *Hermogenes*. s. A. W. Kephhalides.
- K. F. Heinrich**, demonstratio et restitutio loci corrupti e Platonis Protagora 1346.

- Xen. Zeise, wird Prof. ord. jur. 1546.  
 J. Hellins, on the rectification of the hyperbola  
 by means of two Ellipses (210); über die Sum-  
 mation einer gewissen Reihe (1452).  
 Af. S. Zempel, wird Prof. extraord. Med. 1546.  
 Senke, über die ältern und neuern Eintheilungen  
 der Verlegungen nach ihrer Verhältniß (1087);  
 über die Entwicklungsperioden des menschlichen  
 Organismus und die davon abhängenden Krank-  
 heitszustände (1159).  
 J. G. S. Senning, kleine medicinische Abhandlun-  
 gen und Wahrnehmungen 719.  
 Henry, über die Vereitung des regulus martialis  
 und des lilium Paracelsi (1607).  
 Th. Henry, Bemerk. über den Bligstrahl (1371).  
 W. Henry, additional experiments on the mu-  
 riatic and oxymuriatic acids (5591); on the  
 theories of the excitement of Galvanic Elec-  
 tricity (1372); description of an Eudiometer  
 etc. (1376); on the uric acid (1377); experi-  
 ments on the urine discharged in diabetes mel-  
 litus (1673).  
 C. G. Zensler, Uebersetzung des ersten Briefes Pe-  
 trus 947.  
 J. F. Herbart, s. E. Jac. Kraus. Ueber die Ursa-  
 chen, welche das Einverständnis über die ersten  
 Gründe der practischen Philosophie erschweren  
 (487); theoriae de attractione elementorum  
 principia metaphysica, Sect. 1. 2. 1963.  
 L. Hericart de Thury, description de la fonde  
 de l'inspection générale des carrières du dep.  
 de la Seine (1152); description minéralog. du  
 dép. de l'Isère (1203, 1204, 1206).  
 Gfr. Hermann, s. Fr. Vigerus; Beytr. zu der  
 Görenz. Ausg. von Cicero de finib. (1522).



- S. G. Hermelin**, Minerographie von Lappland u. Westborthnen, nebst einem Ausz. aus Wahlensberg's Topographie von Kemi-Lappmark. Uebers. von J. G. Ludo. Blumhof 939.
- Hermogenes*, progymnasmata — recensuit et *Heerenii* suisque notis illustr. G. *Veesenmeyer* 40.
- Heron de Villefosse**, s. de Villefosse.
- J. F. W. Herschel** (Sohn von W. Herschel), über eine merkwürdige Anwendung des Cotessischen Lehrlages (268).
- W. Herschel**, astronomical observations relating to the construction of heavens (213); observations of a Comet (220); observations of a second comet (221); über die beiden Cometen von 1811 (396).
- Heufenkamp**, über Prüfung der Arzneikörper (117).
- Detlef Heykenkjöld**, Bemerkung über das Eisenwerk des Hgr. Werba (604).
- E. Bl. Heyne**, Uebersicht der Vorfälle in der Kön. Ges. der Wissensch. im Jahre 1811. 1082; *urbis Alexandriae et Aegypti res et vicissitudines sub Imperatoribus Rom. ad tempora sua revocatae* (1083).
- Hildebrandt**, über Stärke und Schwäche in dem Organismus (1156).
- Hippocrates**, des zweiten, echte medicinische Schriften, ins Deutsche übers. von Fr. v. P. *Gruithuisen* 1831; *Aphorismi*, trad. sur le texte grec. p. de *Mercy* 1840; *prognostics et prorrhétiques*, par de *Mercy* 1992.
- Hodgson**, von einem verrenkten Handgelenk (1580).
- J. L. Hoffbauer**, s. Beyträge zur Beförderung einer Curmethode auf psychischem Wege. — Eigene Aufsätze in diesem Werke (1003).

- Hofmann, über den Gebrauch des Arseniks gegen Wechselfieber ic. (1158).
- Hohnbaum, von der Stuhlverhaltung als Symptom (1158).
- J. Holland, über alte und neue Geschichtschreiber (1236).
- Rob. Holmes, s. *Vet. Testamentum*.
- Ebh. Home, an account of some peculiarities in the structure of the organ of hearing in the *Balaena Mykicetus* (220); Versuche zum Erweise, daß Flüssigkeiten geraden Weges aus dem Magen in den Blutumlauf gelangen (435); über den Antheil, welchen die Bewegung der Rippen am Kriechen der Schlangen hat (437); über den verschiedenen Bau und Lage der zur Auflösung des Futters bestimmten Drüsen in den Verdauungswerkzeugen der Vögel (439); description du *Squalus maximus*. Extrait (511); über den verschiedenartigen Drüsenbau im Vormagen der Vögel. Fortsetz. (513); über die gerinnenmachende Kraft des Magendrüsen-Saftes (514); über die Stoßzähne des Nachwals (514); über die Bildung von Fett in den Därmen lebendiger Thiere (514); Zufüge zu seiner Abh. über den *Squalus maximus* (516); wird Mitglied der K. Ges. der Wiss. 1890.
- Homer, Hymnen, überf. von A. Sollenius u. Et. Schwenk 1399; *Ιλιάδος Παρῳδία Α μέρ' ἐξηγῆσεων παλαιῶν καὶ νεῶν* 1837.
- Horatius, erste Satire, Latein. und Deutsch mit einigen Scholien (von Wolf) 1598.
- Fr. Horn, *Latona*, 2 Bdchen 646; die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, Th. 2. 710.
- Horner, über die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen (995); über das specifische

- Gewicht des Meerwassers (995); über die Oscillation des Barometers zwischen den Wendekreisen (996).
- S. W. von Soven, Versuch über die Nervenkrankheiten 704.
- J. Howard, practical observations on the natural history and cure of the venereal disease, Ed. 2. 2 Vols 1688.
- Howship, merkwürd. Fall einer Blausucht (1697).
- Hüllmann, besorgt den zweyten Theil der encyclopädischen Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit von Kraus (323).
- Al. de Humboldt et Bonpland, Voyage. Partie I. Relation historique. Atlas pittoresque. Livr. 7. 385; geograph. Lage verschiedener Oerter im mittlern America (398).
- Hume, essays and treatises on several subjects — eine Anzahl derselben übers. von E. Jac. Kraus, unter d. T. Hume's polit. Versuche 1105.
- H. Summel, Encyclopädie des gesammten positiven Rechts, B. 4. Abth. I. — (Encyclopädie des heutigen positiven Rechts, Abth. I.) 421.
- Humphreys, von einer neuen Klasse von Schafen (514).
- Im. G. Hufschke, commentatio de inscriptione vasculi Locris in Italia reperti 543; Progr. illustrat. Tibulli elegia tertia 1702; Progr. illustrat. Tibulli elegia septima 1702; s. Tibullus.
- Juffard, s. Dschelaleddin.
- A. C. Hutchinson, glücklich angewandte Trepanation in der Gegend des kleinen Gehirns (1571); über Kopfverletzungen (1579).
- J.
- C. F. Ilgen, vita Laelii Socini 981.
- Ingigian, description du Bosphore, traduite de l'Arménien par F. Martin 189.

- J. P. Ireland, Nutzen des Arseniks gegen den Biß giftiger Schlangen (1574).
- Isenflamm, Beschreibung der Köpfe eines Tschuwaschen, eines Marquesaners, und eines Americaners von der Insel Radjak, mit Abbildungen (1155).
- J. von Itner, Beyträge zur Geschichte der Blausäure 969.
- James Ivory, on the grounds of the method which La Place has given for computing the attractions of sphaeroids of every description (216); on the attractions of an extensive class of spheroids (219); wird Correspondent der K. Ges. d. Wiss. 1890.
- J.
- P. E. Jablonsky, opuscula. T. 4. Edidit etc. Jona Guil. Te Water 258.
- J. G. Jacobi, Sämmtliche Werke. Aufl. 2. 7 Bde. 1661.
- J. Jacobs, Deutschlands Gefahren und Hoffnungen 256; Elementarbuch der Griechischen Sprache. Th. 3. Cursus 4. Ausg. 2. = (Socrates. Oder Auszüge aus den philosophischen Schriftstellern der Griechen) 279.
- Jof. Fr. de Jacquin, eclogae plantarum. Fascic. 1... 6. Gramina Fasc. 1. 2081.
- Jo. H. Jäck, Th. Gönners Biographie 312; Adalb. F. Martus nach dem Leben und Character geschildert 312; kurze Darstellung des Gräferschen Werkes, Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschen-Erziehung 2064.
- J. Jahn, enchiridion hermeneuticae generalis tabularum V. et N. Foederis 241.
- Ary Blanken Jansz, Verhandeling betreffende de Verbetering van den Krimperer waard (501).

- Th. Farrold, on national character (1380).  
 R. S. Jordens, s. Owen.  
 W. Johns, on the use and origin of figurative language (1379).  
 P. Johnson, on the good effects of cold applications to ulcers (1696).  
 Jollois und Devilliers, Hauptverfasser der description générale de Thebes 1714.  
 Jomard, Vergleichung des Aegyptischen Kalenders mit dem Mexicanischen (390); Beschreibung Aegyptischer Gräber (1735).  
 J. S. D. Jones, Abhandlung über den Proceß, den die Natur einschlägt, Blutungen aus zerschnittenen und angestochenen Arterien zu stillen, und über den Nutzen der Unterbindung, aus dem Engl. übers. von G. Spangenberg 907.  
 Jourdain, Beiträge zu Depping's hist. générale de l'Espagne aus Arabischen Handschriften (238); biographie d'Abou Aly Syua. (1307).

## K.

- P. A. K., s. P. A. Koch.  
 Kästner, Christliche Religionslehre. Ein Anhang zu Gesenli Katechismus 1272.  
 E. E. N. Kaiser, über den Zustand und die Verhältnisse der neuen protestantischen Theologie u. der Religionslehre 1240.  
 N. G. van Kampen, Beantwortung der Frage: sind die Völker unserer Zeit, verglichen mit den civilisirten Völkern der alten Welt, besser und glücklicher? und ist dieß wirklich der Fall, in wie weit können wir es dem Christenthum zuschreiben (530).  
 J. Arn. Kanne, System der Indischen Mythe. Nebst einer Uebersicht des mythischen Systems von Adolph Wagner 734.

- Alo. Gelaf. *Karner*, altitudines Massiliae, Manu-  
hemii etc. supra libellam maris mediterr. ope  
barometricarum et thermometricarum obser-  
vationum determinatae (1078).
- Fr. C. Fr. *Kärsten*, Prüfung der Schuzmittel ge-  
gen die Kinderpest (1585).
- H. *Kater*, über die Lichtstärke des Cassegrainschen  
Telescop verglichen mit dem Gregorischen (271).
- A. *Kayser*, Grundsätze der theoretischen und prac-  
tischen Philosophie 517.
- K. W. *Keserstein*, de bello marfico 2021.
- A. *Kell*, Statuten und Verordnungen über den  
Adel in Frankreich und die Majorats-Güter, ge-  
sammelt und übers. 49.
- Kenney*, Untersuchung der Hauptgebirgsarten des  
Scheffalten (215).
- A. W. *Kephalides*, de historia maris Caspii. Prae-  
fatus est A. H. L. *Heeren* 1503.
- Kinderling*, nähere Erläuterung über den in der  
Schmiede zu Kuhl hart geschmiedeten Landgraf  
Ludwig den Eisernen (1701).
- Melch. *Kirchhofer*, Oswald Myconius 1321.
- Jul. von *Klaproth*, Abhandlung über die Sprache  
und Schrift der Uiguren 343.
- J. H. W. *Klinge*, Fragmente aus dem Tagebuche  
eines Arztes auf dem Oberharze 823.
- Jos. *Klinkhard*, von Stubenöfen und dem Rauch-  
zuge 880.
- Wolf F. W. *Klose*, System der gerichtlichen Phy-  
sik 1863.
- J. F. *Knapp*, Römische Denkmale des Odenwal-  
des 1191.
- Rich. Payne *Knight*, wahrscheinlicher Verfasser der  
Einleitung zu den Specimens of ancient sculp-  
ture (2045).

Th. Knight, on the expansion of any functions of Multinomials (209); of the attraction of such solids as are terminated by planes (221); on the penetration of a hemisphere by an indefinite number of equal and similar cylinders (222).

Th. A. Knight, über die Ursachen, wodurch die Richtung beym Wachsthum der Pflanzenwurzeln bestimmt wird (437); über die Bewegung der Gabeln und Ranken an Pflanzen (438).

Koch, über den Schreibunterricht (592).

P. A. Koch, s. *Tableau historique de la politique de la cour de Rome.*

W. Kolbe, über Wortmengeren. Ausg. I. und 2. Abgerissene Bemerkungen über Sprache, ein Nachtrag zu der Schrift über Wortmengeren 2033.

Konynenburg, übersetzt Alberti's Beschreibung der Casern in's Französische (595).

J. H. Kopp, s. *Jahrbuch der Staats- Arzneykunde. Ueber Französische Medicinalverfassung. Nachtrag (1086); Abbildung des Milzbrand-Karbunkels (1087).*

E. Jac. Kraus, nachgelassene vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände, herausgeg. von Hans von Auerwald. Th. 3. 4. = (Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit Th. 1. 2.) 321; Th. 5. 6. = (Philosophische Schriften, mit einer Vorrede und beygelegten-Abhandlung von J. F. Herbart B. 1. 2.) 486; Th. 7. = (Hume's politische Versuche, übers. von Kraus) 1105.

J. Ph. Krebs, s. *Catullus.*

Krey, Andenken an die hiesigen (Moskowschen) Gelehrten. 3 Stücke 1031.

- J. Glieb *Kreyszig*, observationes ad Longi Pastoralium lib. 1. fragmentum in cod. Florent. repertum 807.
- F. Kries, Lehrbuch der mathematischen Geographie 951.
- Krücke, die Pflanzanstalt in Detmold 1879.
- F. Af. Krummacher, die Kinderwelt. Neu bearb. Ausgabe 288; Siegespredigt. Nebst einem Anhange von fünf Kriegsliedern 542; Festbüchlein B. 2. = (das Christfest) Aufl. 2. 1464.
- Al. von Krusenstern, Reise um die Welt Th. 3. 993; über die auf seiner Reise beobachteten Strömungen (997); über die Fluthbeobachtungen im Hafen von Nangasaky (998).
- R. Glob Kühn, Briefe über die Mittel die atmosphärische Luft zu reinigen 1007.
- J. P. Küster, über die Exstirpation des Oberarms (1847).
- Büttlinger, über gerichtlich medicinische Beurtheilung solcher Schädelverletzungen, welche durch Erschütterungen mittelst stumpfer Instrumente bewirkt worden (1158).
- H. Kunhardt, Ideen über den wesentlichen Character der Menschheit, und über die Grenze der philosophischen Erkenntniß 687.

## L.

- Antibarbaro Labienus, höchst wichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Litteratur in Deutschland, aus den nachgelassenen Papieren des Magister Alcebius Abthl. 1. 2. 347.
- Al. de Laborde, voyage pittoresque et historique de l'Espagne T. 2. (Livr. 25.) 1513.
- Mme. de Lafayette, lettres (1641).
- de Lagrange, s. Selaheddin.



- J. *Lambert*, travels through Canada and the united states of North America. Ed. 2. 2 Vols. 1969.
- de *Lambre*, s. Cl. *Ptolemaeus*.
- J. C. de *Lamétherie*, Herausgeber vom *Journal de Physique* 353; über das färbende Wesen der Haut (357); sur les Cristallisations géologiques (359); über die chemische Verwandtschaft der Körper und über die so genannten einfachen Substanzen (505).
- Lancret*, notice sur la branche Canopique (1743).
- C. P. *Landon*, Annales du Musée et de l'école moderne des beaux arts: — Salon de 1808 T. 3. 289. — Salon de 1810. 291. — Salon de 1812 T. 1. 293. Annales etc. Collection I. Tome complémentaire (T. 17.) 295; Annales du Musée et de l'école moderne des beaux arts. Collection 2. Partie ancienne. T. I. 316. T. 2. 318. Galerie Gustiniani (320).
- A. G. *Lange*, silvulae portenses (1583).
- Kr. J. Mt. *Langenbeck*, wird Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie 1545.
- L. *Langlis*, monumens anciens et modernes de l'Hindoustan Livr. 5. 6. 1433.
- K. E. *Langsdorf*, über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen (1077).
- G. *Langstaff*, über einen fungus haematodes (1576).
- de *Lapanduse*, über die Verfertigung eines Syrops aus den Maisstängeln (1605).
- Laplace*, mémoire sur les Intégrales définies (305).
- de *Laporte du Theil*, Antheil dess. an der Französis. Ausgabe des *Strabo* (282).
- de *Laroche*, sur la cause du refroidissement qu'on observe chez les animaux exposés à une forte chaleur (360).

- J. Latham**, Nachricht von Edw. Percivals Behandlung hartnäckiger Epilepsien (1695); glückliche Behandlungsart des Tetanus (1810); über Geschwülste des Pancreas und des rechten Ovarii (1810); über einige Zufälle, welche gewöhnlich, aber nicht immer, *angina pectoris* bezeichnen (1816); über Geschwülste im Unterleibe, die Eiter enthalten (1850).
- M. Lawrence**, von einer Frau die mit dem Harn Würmer ausleerte (1574).
- F. Lazzaretto**, a remarkable case of the dislocation of the Atlas (1693).
- Lebeau**, histoire du Bas-Empire, continuée par H. P. Ameilhon. T. 27. 193.
- Lee**, astronomische Beobachtungen (395).
- Legallois**, expériences sur le principe de la vie 662.
- Lelièvre**, sur un gifement de Corindon (1148).
- G. Leon**, Uebersetzung einiger Minnelieder (1701).
- H. A. Lepileur**, melanges d'histoire, de littérature, de philosophie etc. Nouv. éd. 1873.
- P. X. Leschevin**, précis de quelques observations faites sur les bêtes à laine (466); sur une poudre végétale fossile (509); sur le Chrome oxidé (509); notice sur la présence de Zinc et du Plomb dans quelques mines de fer en grains (1147); voyage à Genève et dans la vallée de Chamouny (1203); table analytique des matières contenues dans les XXVIII premiers Volumes du Journal des Mines 1207.
- Lefueur et Peron**, sur la conservation des animaux dans l'alcool (511); histoire des Méduses (509).
- A. Letronne**, Essai critique sur la topographie de Syracuse au commencement du 3e Siècle avant l'ère vulgaire 809.

**Kt. Levezow**, Erinnerungen an einige Ursachen u. Wirkungen der Denkmähler großer Männer 1670. von Lindenau, Beobachtung der Pallas 1987.

**Zh. Lacle**, über eine besondere Krankheit des Leiftels (1431).

**G. Lixel**, specimen graecae interpretationis Virgilii Aeneidos-recudi curavit Gfr. Seebode 1672.

**Ed. Lössenstein Löbel**, die Erkenntniß und Heilung der Gehirnentzündung, des inneren Wasserkopfes, und der Krampfkrankheiten im kindlichen Alter 618.

**Löbel**, Conversations = Lexicon 566.

**Jostas F. C. Löffler**, Neue Predigten, Samml. 3. = (Auswahl einiger Predigten an Fest- und Bußtagen) 302; zwey Andachten am ersten Tage des Jahrs und bey der Verpflichtung der Freywilligen des Herzogthums Gotha 541.

**Gst. Fd. Loffus**, comment. de codd. Paris. Luciani Dialog. wort. (1584).

**Em. E. Lucá**, physiologisch = medicinische Untersuchungen über einige Gegenstände der Lehre vom Zeugungsgeschäfte 464; anatomische Bemerkungen über die diverticula am Darmcanal und über die Höhlen der Thymus 960. (1156).

**Gf. C. F. Lücke**, commentatio de ecclesia Christianorum apostolica 473.

**Lucian**, s. R. E. Struve.

**C. Lucilius**, satirarum fragmenta (1119).

**Sm. Lysons**, remains of two temples and other Roman antiquities discovered at Bath 2079.

### N.

**N\*\*** Versuche über die Sprengung metallener Cylinder durch Hülfe einer electricischen Batterie (356); über einige metallische Oxydationen durch Hülfe der Electricität (360).

- J. *Mac Arthur*, s. *Cesarotti*.
- Jac. *Macartney*, über das bleibende kleine Anhängsel am dünnen Darne von Vögeln (137).
- Macbride*, (specimen proverbiorum *Meidanii*, (1305).
- Rob. *Macfarlan*, s. *Ossian*.
- Dn. *Mac Kinnen*, a tour through the British West Indies 1401.
- Norm. *MacLeod*, Beschreib. von Morna (1836).
- Donald *Macnicol*, Beschreibung des Flusses Cona (1836).
- Magendie*, zwei Abhandlungen über das Erbrechen und den Nutzen des Kehdeckels beim Verschlucken, übers. von H. Dittmer 1705.
- MaKay*, Vergleichung der verschiedenen Auflösungs-Methoden eines mathematisch = geographischen Problems (1450).
- Laurent Ferrer *Maldonado*, voyage de la mer Atlantique à l'Océan pacifique par le Nord-Ouest dans la mer glaciale, traduit d'un Manuscrit Espagnol et suivi d'un discours qui en démontre l'authenticité et la veracité, par Charles *Amoretti* 225.
- Malfatti*, problema geometrico (1655).
- Malthus*, Essay on the principle of population Ed. 4. 1984.
- Marcel de Serres*, description des terres qui se trouvent dans les jardins de Schönbrunn (510).
- M. *Marcet*, über eine Neurosenkrankheit, wo die Empfindungen ungestimmt waren. (1572); neue Behandlungsart des chronischen Rheumatismus (1576); (and J. *Berzelius*) experiments on the alcohol of Sulphur or Sulphuret of carbon (651); experiments on the production of cold by the evaporation of the sulphuret

- of carbon (655); Beschreibung eines heftigen Erythema (1571); a chemical account of various dropical fluids (1675); some remarks on the use of nitrate of silver for the detection of minute portions of arsenic (1678).
- Fr. A. von Marcher**, Notizen und Bemerkungen über den Betrieb der Hohöfen Th. I. Heft 1-5. 601; Beiträge zur Eisenhütten-Kunde (602).
- J. Glob. Marezzoli**, Rede zur Einsegnung der Landwehr des Venaischen Landesbezirktes 832; Predigten in den Jahren 1812 und 1813 gehalten 2063.
- S. P. Marinkelle**, über den während der Entbindung vorgefallenen Nabelstrang (1848).
- Joshua Marshman**, s. *Valmeeki*.
- Martens**, Untersuchung einer arsenicalischen Substanz, die sich aus der weißen Schwefelsäure abgesetzt hatte (1159).
- F. Martin**, s. *Jngigian*.
- Th. Martin**, über die guten Wirkungen des Arsens in der Chorea (1577).
- W. Martin**, on the mineral substance called Rottenstone (1376).
- Maseres**, s. *Scriptores logarithm.* Bemerkungen zu Halley on the analogy of the logarithmic Tangents to the meridional line (1449); analytische Aufgabe (1451); über Newtons Binomial-Theorien (1452).
- Maskelyn**, astronom. Beobachtungen (394. 398).
- W. G. Maton**, case of superfoetation (1814).
- Matthäi**, Beytr. zu der Börenz. Ausg. von Cicero de finib. (1522).
- Matthias**, über die Vorbereitung der Kinder auf den catechetisch-socraticen Unterricht (591).
- J. Tob. Mayer**, de usu accuratiori acus inclinatrix magneticae (633); de polaritate luminis (1082).

- Lob. Mayer**, Erflinge, aufs neue herausgegeben von J. F. Benzenberg, nebst Nachrichten von seinen Erfindungen und seinem Leben 1284.
- Medland**, sticht die von W. Alexander gezeichneten, im Britischen Museum befindlichen Monumente in Kupfer 1867.
- Joh. Meermann**, Herr von Dalem en Duren, Geschichte der Belagerung und Eroberung Leydens im Jahre 1428 (240).
- Meidani**, proverb. specimen (1305).
- Meier**, Vorübungen zum Brieffschreiben für die Jugend. Aufl. 3. umgearbeitet von F. P. Wilmsen 608.
- Meineke**, über die Zerstörbarkeit des Diamants; Versuche und Beobachtungen über die Vegetation (128)
- Sp. Meiners**, Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschen-Naturen in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südsee-Inseln Th. 2. 790.
- J. E. F. Meister**, letzte Studien über Aulus Persius Flaccus 23; Aufforderungen an das Publicum; demüthiges Bittgesuch an die Großen der Erde deutscher Zunge; in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechts 376; jus romanum privatum idque parum Vol. I. 369; Varronis atque Ulpiani in recensendis rebus mancipi inter se conciliandorum novellam quandam rationem delineavit 727.
- Ph. Melancthon**, Erzählung vom Leben D. Mart. Luthers. Uebers. von F. Theoph. Zimmermann. Nebst Anmerk. von Villers und G. Jac. Planck 841.
- Mendelssohn**, Phädon. Aufl. 5. mit einer Einleitung von D. Friedländer 1160.

- Vinc. El. *Menil*, disp. de Antara ejusque poemate Arabico Moallakah 1743.
- Menke**, Kupferblätter zu Hennipf de Han 839.
- de Mercy**, Ausgabe von Hippocrates Aphorismen 1840; und von eben des. Prognost. und Proyrhet. 1992.
- S. Merriman**, von einer durch einen hydrops ovarii veranlaßten schweren Geburt (1575); künstlich gemachte frühzeitige Geburten bey fehlerhaftem Becken (1576).
- L. F. von Meseritz**, Theorie der Französischen Sprache III.
- La Metherie**, s. Lametherie.
- J. D. Mezger**, System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. Ausg. 4. bes. von C. Gf. Bruner 1872.
- L. Meyer**, über den Niedersächsischen auswärtigen Binnenhandel, erhält den Preis 1893.
- M. Meyer**, s. Casp. F. Kenner; Bardale. Gedichte aus der Zeit des Krieges für Deutsche Freyheit 1647; Gedichte 1648; s. Royer Collard.
- Michaelis**, über Prüfung der Arzneykörper (117).
- C. F. Michaelis**, Erwas über den Blasenschnitt 1035.
- J. Mitchell**, von einer spasitischen Affection der Zunge und des Mundes (1577).
- Sp. W. Mischerlich**, Rede bey der Feyer des Geburtstages des Königs 1025; Progam die Preisvertheilung betreffend 1026; wird Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst 1985; magna imperia bonis literis infecta 2073.
- Möbius**, Rechnung zur Verbesserung der Elemente der Pallas 1986.
- E. A. Moebius**, s. *Musaevus*.
- Jens Möller**, Preisschrift über die Einführung der Nordischen Mythologie, aus dem Dän. übersetzt von Nicol Töxen (1701).

- Bl. C. F. Mohnike, s. Cleanthes.  
*Moiure*, on compound interest (1452).  
 J. *Mojon*, analyse des eaux sulfureuses et thermales d'Acqui 262.  
 J. J. P. Moldenhawer, Beiträge zur Anatomie der Pflanzen 1249.  
 K. Brand. *Mollweide*, commentationes mathematico philologicae tres 705.  
*Monge* et *Hachette*, application de l'Algèbre à la géométrie 750.  
*Monro* der ältere, s. J. Rodman.  
 K. Fd. *Morel*, abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant évêché de Bâle 880.  
 R. *Morgenstern*, Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden B. I. Heft 3. 867.  
 de *Morogues*, s. *Bigot*.  
 H. Ep. *Moler*, das Forstrecht 1945.  
*Montriro*, sur la chaux fluatée du Vesuve (1203).  
*Müller*, Abbildung und Probe von einem mitten unter Basalten gefundenen Stücke einer lava-ähnlichen Masse 2065.  
 C. Gf. *Müller*, Theodori Metochitae capita quatuor inedita (1584).  
 P. E. *Müller*, über den Ursprung und Verfall der Isländischen Historiographie, nebst einem Anh. über die Nationalität der altnordischen Gedichte. Aus dem Dän. überf. von L. E. Sander 1746.  
 Om det Islandske Sprogs Vigtighed (1751).  
 Vicit. von *Müller*, s. James White.  
 W. *Müncher*, politische Predigten 257.  
*Münter*, neues Geschenk von Orientalischen Silbermünzen an die Münzsammlung der hiesigen Bibliothek 1265; il libro primario dei Cararisti (1311).  
*Musaens*, de Herone et Leandro carmen ed. E. Ant. *Moebius* 2104.



- J. M. Muthuon**, méthode géologique (1149).  
 17.
- E. de N\*\*\*\*\***, Questions de littérature légale 2100.  
 Klasse, zwei Abhandlungen den thierischen Magnetismus betreffend (1005).
- B. C. P. Natorp**, Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde B. 2. 102.
- Naudet**, Zeichnungen zu der voyage pittoresque par Bruun Neergaard 1393.
- Nearchus**, voyage, and the periplus of the erythrean sea, translated from the Greek by W. Vincent 2041.
- Neumann**, der Schlaf (1159).
- Nuth. Nicholson**, account of a remarkable effect produced by a stroke of lightning (1371).
- Nicolai**, Beobachtungen der Vesta (1282); Beob. der Pallas 1987.
- J. J. Niemann**, Geschichte einer blödsinnigen Einsalt, mit unwiderstehlicher Neigung zu Reflexionen, die zuletzt in Brandstiftung ausartete (1088); Handbuch der Staatsarzneiwissenschaft Th. I. 2. 1312; s. *Pharmacopoea Batava*.
- D. Nierop**, über die Umkehrung der Gebärmutter (1848).
- Ninon de l'Enclos**, lettres, et la Coquette vengée (1641).
- Nitzsch**, de gratiae dei justificantis necessitate morali Prol. I. 2. 1101.
- N. S. Nolde**, Bemerkungen aus dem Gebiete der Heilkunde und Anthropologie B. 2. = (Beobachtungen über den Gang der Krankheiten zu Rossod) 368.
- Nollekens**, Sammlung von Terra Cotta 1667.
- Nonnus**, Hymnos und Nisaea. Griechisch und Deutsch von Gräfe 1241.

N. *Nugent*, notice sur la soufrière de l'île de Montserrat (1203).

O.

Oberthür, Nachrichten von dem Marchese Saus (1002).

G. H. Oesterley, practische Bemerkungen über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren der ältern und neuern Zeit 1299.

G. E. Osterdinger, über das Podagra und seine Heilung 991.

Ohlsen, mém. sur les jets d'eau bouillante du Geyser et du Strook en Islande, trad. par J. C. Bruun Neergaard (1146).

Giamb. dall' *Olio*, sopra la tastatura degli organi e dei cembali (1656).

J. J. *Omalius d'Halloy*, notice sur le gisement du calcaire d'eau douce dans les dép. du Cher etc. (1201); note sur l'existence du calcaire d'eau douce dans les dép. de Rome et de l'Ombrone et dans le roy. de Wurtemberg (1205).

Barn. Oriani, astronomische Aufsätze (475. 476).

F. B. *Osiander*, epigrammata in diversas res musei sui anatomici Ed. 2. 961; nova methodus instituendi vivente foemina ventris gravidi incisionem (1082); series observationum de homine, quomodo fiat et formetur, una cum descriptione staterae portatilis ad examinandum infantum neonatorum pondus nuper inventae 1625.

*Ossian*, poems in the original Gaelic, with a literal translation into latin by the late Rob. Macfarlan etc. 3 Vols. 1833. — übersezt von Ahlwardt (1836).

*Owenus*, Epigrammata selecta. Mit den vorzüglichsten Deutschen Uebersetzungen und Nachs

abmungen verschiedener Verfasser. Herausgeg.  
von R. H. Jördens 72.

## P.

- P.** Pansner, Resultate der Untersuchungen über die Härte und spezifische Schwere der Mineralien 747.
- Pt.** *Paoli*, sul calcolo delle derivazioni (1650); sulle oscillazioni di un corpo pendente da un filo estendibile (1788).
- H.** *Parf*, über Geschwülste im Becken (1573).
- J.** *Parkinson*, von einem Kinnbackentrampf nach Verwundung des Beines (1573); von einem trampfhaften wurmförmigen Fortsatz (1575).
- Parry** der ältere, von einer Nerventraktheit die durch äußern Druck auf die Carotiden gehoben worden (435).
- W. H.** *Parson*, über das gelbe Fieber (1425).
- Jac.** *Parson*. s. *Vet. Testamentum*.
- Pascal**, über Arithmetik und Algebra (1451).
- E. M. E.** *Parrin*, Auszug aus verschiedenen mineralogischen Schriften etc. (1148 ff.).
- G.** *Pearson*, on the colouring matter of the black bronchial glands and of the black spots of the lungs (651).
- Sm. Burton** *Pearson*, über die Behandlung einer bey Trunkenbolden entstehenden Geistesverirrung (1601).
- J.** *Pelletier*, thèse soutenue devant la faculté des Sciences de l'univ. Imp. (1205).
- Op. Ab.** *Pemberton*, a practical treatise on various diseases of the abdominal viscera. Ed. 3. 1841.
- E.** *Percival*, von einer Lähmung des Gesichtes (1577); Geschichte einer cynanche larynges (1580).

- Percy**, Bericht über Magendie's Abhandl. vom Erbrechen und dem Nutzen des Kehlkopfs (1705. 1709).
- Peron et Lefueur**, histoire des Méduses (509); mémoire sur la conservation des diverses espèces d'animaux dans l'alcool (511).
- J. A. Perotti**, dissertation sur l'état actuel de la musique en Italie 769.
- Anl. Persius Flaccus**, Satirae, lectionum varietate et commentario perpetuo illustratae a N. L. Achaintre 1119; 3 Satyren, übers. von C. W. H. Pfistorius (1983).
- J. Peffuti**, considerazioni su d'un problema meccanico (1653); sopra un metodo di approssimazione proposto senza dimostrazione da Simpson per la risoluzione numerica d'ogni specie d'equazioni (1653); teoria dell'azione capillare del Sign. de la Place (1787); nuovo metodo per la trigonometria sferica (1980).
- Pt. Peterini**, ricerche sulla produzione de' colori imaginari nell' ombre (1657).
- Apostel Petrus**, erster Brief übers. ic. von C. G. Zensler 947.
- Marie Jos. Peyre**, oeuvres d'architecture 1182.
- Peyre neveu**, projets d'architecture 1182.
- Fr. Pezzi**, nuovi teoremi sulla possibilità dell'equazione  $x^2 - Ay^2 = \pm 1$  (1656).
- Wilson Philip**, Geschichte einer Krankheit der Respirations-Organe (1576).
- Jos. Piazzzi**, über den großen Cometen von 1811 (397); Schreiben an Oriani (477); della misura dell' anno tropico solare (1649).
- Jos. Piazzini**, verschiedene astronomische Beobachtungen (1981).
- H. A. le Pileur**, s. *Lepileur*.
- Piloti**, s. *Oeuvres lithographes*.

- Pindar**, pythische Slegesgesänge, übers. von J. Gurlitt 1983.
- Erm. Pini**, esposizione del vero principio dimostrativo dell' equilibrio (1786); Werkzeug zum Gebrauch in der Marktscheidkunst (1980).
- C. W. H. Pistorius**, s. Persius.
- Giov. Plana**, sulla teoria de l'attrazione degli Sferoidi ellittici (1982).
- Gl. Jac. Planck**, Commentatiuncula de S. Livino 273; Anmerkungen zu Melanchthon's Leben Luther's (841).
- H. Planck**, gibt aus einer Wolfenbüttelschen Handschrift heraus: Anonymi epistola de nova lecta Quaerentium in Anglia exorta (905); wird Prof. extraord. Theol. 1546.
- A. Plathner**, über die Muschelbank bey Diekholzen und die Petrefacten des südlich die Stadt Hildesheim begränzenden Wallgrabens 865.
- Plato**, Politia s. de rep. libri X. Ed. F. Astius 1821; Leges et Epinomis, ed. F. Astius. T. 1. 2. 2030.
- J. Playfair**, account of a lithological survey of Shehallien (214).
- Plutarch**, Themistocles und Camillus, Alexander und Julius Cäsar, übers. von G. G. Bredow 1659.
- R. H. E. Pölin**, die philosophischen Wissenschaften in einer encyclopädischen Uebersicht dargestellt 551; die Europäischen Völker und Staaten am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. — Ergänzungsband der Weltgeschichte für Kinder, von Schröckh 1485.
- Poisson**, mémoire sur la distribution de l'Electricité à la surface des corps conducteurs (307).

- J. Pond**, Beobachtung der Sommer = Solstitien von 1812 und 1813 und des Winter = Solstitiums von 1812 (269); Verzeichniß der Nordpol = Abstände von 44 Fixsternen; — von 84 Fixsternen (270); Fixstern - Verzeichniß (400); wird Mitglied der K. Ges. d. Wiss. 1890.
- J. H. Mr. Poppe**, Lehrbuch der Mathematik B. I. 1405.
- de la Porte**, s. de Laporte.
- D. Jul. Pott**, wird Prof. ord. Theol. 1545.
- Er. Ph. Just Pott**, über die Veränderungen des weiblichen Körpers während der Schwangerschaft, erhält den Preis 1026.
- H. Potter**, Reize door de oostelyke departementen van het Koningryk Holland en het Hertogdom Oldenburg, D. I. 2. 161; Wandelingen en kleine Reizen door sommige gedeelten van het Vaderland, D. I. 2. 275; lotgevallen en ontmoetingen op eene mislukte reize naar de Kaap de Goede Hoop, D. I. 2. 3. 4. 849.
- Nich. Powell**, über den heilsamen innern Gebrauch des salpetersauren Silbers (1812); über die größere oder kleinere Menge der Wahnsinnigen in verschiedenen Jahrzehenden (1814).
- Mr. de Prasse**, institutiones analyticae 538; tables logarithmiques par *Halma* 2032.
- Jos. Priestley**, Memoirs of himself, with a continuation to the time of his decease by his son *Jos. Priestley* 1129.
- Jos. Priestley**, der Sohn, s. *Jos. Priestley*.
- Proust**, über Bereitung des Traubenzuckers (505); über das Schießpulver (507); mémoires sur la poudre à Canon (1203. 1204).
- Cl. Ptolemaeus**, μαθηματικὴ συντάξις — par *Halma*, et suivie des notes par de *Lambre*, T. I. 625.

- L.** *Puissant*, mémoire sur la projection de Cassini 478.  
**S. W.** *Pustkuchen*, Predigt über den hohen Werth einer frühen Tugend, erhält das zweite Accessit 1028.  
**J.** *Puzn*, chirurgische Wahrnehmungen (1847).  
**J. de Puyt**, über die Einteilung der Schultern bey der Geburt (1848).

## R.

- Jos. Maria Racagni**, sopra la misura delle altezze col Barometro (1654).  
**A.** *Jac. Rambach*, über Luthers Verdienst um den Kirchengesang 1479.  
**Ramond**, mémoire sur la formule barométrique de la mécanique céleste (1148).  
**M.** *Ramsay*, Bergliederungen von Personen die am gelben Fieber starben (1430).  
**A. C.** *Ranitz*, de libris Ciceron. Academ. contra J. A. Goerenz (1583).  
**R. G.** *Rath*, s. *Cicero*. Beyträge zu der Görenz. Ausg. von Cicero de finib. (1522).  
**S.** *von Raumer*, Handbuch merkwürdiger Stellen aus den Lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters 1127.  
**G. M.** *Raymond*, Essai sur la détermination des bases physico-mathématiques de l'art musicale 1640.  
**Raynouard**, monumens historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du temple et à l'abolition de leur ordre 41.  
**M. W.** *Rehberg*, über den Code Napoleon u. dessen Einführung in Deutschland 33.  
**M. J.** *Rehfues*, Spanien. 4 Bde. 1329.  
**S.** *Rehm*, über die biblische Geschichte des Gebets, erhält den Preis 1026.

- Reichenbach, astronom. Instrumente (399).
- J. E. Reil, s. Beiträge zur Beförderung einer Curmethode auf psychischem Wege.
- G. Reinbeck, Handbuch der Sprachwissenschaft mit besonderer Hinsicht auf die Deutsche Sprache. B. I. Abth. I. Allgem. Sprachlehre. 191; Blüten der Muse. Erzählungen und Novellen, B. I. 200.
- † Volkst. Reinhard, Predigten, nach dessen Tode herausgegeben von J. G. A. Sacke (Band 35 und letzter) 783.
- J. Jac. Reiske, indices in scholia Apollonii Rhodii (660).
- W. H. G. Remer, Lehrbuch der polizeulich-gerichtlichen Chemie. Aufl. 2. 796.
- Abel de Remusat, utrum lingua Sinica sit vere monosyllabica (1305); uranographia mongolica (1310).
- Casp. F. Renner, Hennynt de Han, mit einer Uebersetzung von M. Meyer, mit 12 radirten Blättern von Menken 838.
- Rhazis, extrait de l'histoire turque de *Betschevi* (1307).
- J. E. Ribbe, über die Anthraxkrankheiten der Hausthiere. Nach Französ. Originalien bearbeitet, und mit einer Borr. von G. F. Sick 836. s. Chabert.
- J. C. Rich, the story of the seven sleepers (1306); memoirs on the ruins of Babylon (1308); Catalogus codd. Orientalium qui in collectione Richiana Bagdadi existunt (1312).
- Ridlington, on the asymptotic areas of an equilateral hyperbole (1451).
- E. F. Niemann, historische Nachricht von einer Conferenz-Gesellschaft von Schullehrern ic. 624.
- Rinck, emendat. et var. lect. ad Abulfedae descript. Arab. (1305).



- Rittig von Flammenstern**, über die Perlenfische-  
rey in den Oesterreichischen Staaten (128).
- Edw. Roberts**, über die Lungenschwindsucht (1814).
- Rochon**, nouvelles recherches sur les micromè-  
tres (1150).
- J. Rodman**, singular case of lithotomy with notes  
by Dr. *Monro* sen. (1692).
- Jos. Rodriguez**, observations on the measure-  
ment of three degrees of the Meridian con-  
ducted in England by *W. Mudge* (222).
- Pt. M. Roget**, a case of recovery from the effects  
of arsenic with remarks on a new mode of  
detecting the presence of this metal (1674).
- S. C. H. Roloff**, Anleitung zur Prüfung der Arz-  
neykörper bey Apotheker-Visitationen 117.
- Ronier**, notice sur les embaumemens des an-  
ciens Egyptiens (1742).
- E. F. C. Rosenmüller**, de versione Pentateuchi  
Persica 519; Beytrag zu *Gregoire's* Geschichte  
der religiösen Secten des 18. Jahrh. (1190).  
von *Rosenzweig*, s. *Dschami*.
- Giov. Rosini**, Briefe über die Mahlereyen auf dem  
Campo santo zu Pisa 1079.
- Th. Ross**, Uebersetzung des ersten Buches des *Fin-  
gals* (1834).
- Giov. Oherardo de' Rossi**, Briefe über die Mah-  
lereyen auf dem Kirchhofe zu Pisa 1079.
- H. W. Rotermund**, Fortsetzung und Ergänzungen  
zu *Jöchers* Allgem. Gelehrten-Lexicon, Th. 4. 504.
- G. M. Roth**, Anfangsgründe der Deutschen Sprach-  
lehre und Orthographie. Aufl. 2. 1320.
- Rousséau**, extrait d'un itinéraire en Perse par  
la voie de Bagdad (1307).
- G. Rowlands**, Heilung eines veralteten nicht ver-  
einten Schenkelbruchs (1570).

- Koziere, Beschreibung der Steinbrüche welche die Materialien zu den Aegyptischen Monumenten darboten (1742); de la géographie comparée et de l'ancien état des côtes de la mer rouge (1743).
- Kühlmann, Progr. Großbritanniens erhöhte Macht und blühender Wohlstand unter den Königen aus dem Hause Chur-Braunschweig 1488; Rede über das Glück welches dem hannöverschen Lande unter der näheren Verbindung mit Großbritannien zu Theil geworden 1632.
- P. Ruffini, alcune proprietà generali delle funzioni (1655).
- Comte de Rumford, notice sur quelques nouvelles expériences qui ont été faites sur les bois et le charbon (1206).
- G. R. Rumi, Nachricht über die Einrichtung des Georgicon zu Kesthely 745.
- G. L. Rumpelt, Unterricht für die Fahnenschmiede vom Beschlagen der Pferde. Neue Aufl. 1525.
- Ryf, Beobachtung der Masern der Schafe (1087).

## S.

- S. Saalfeld, Staatsrecht von Frankreich B. 2. 793; wird Prof. extraord. phil. 1546; Geschichte Napoleon Buonaparte's 1925.
- J. Salat, Darstellung der Moralphilosophie. Aufl. 2. B. I. 1562; B. 2. 1797.
- E. Crispus Sallustius, Catilina und Jugurtha, Deutsch von R. L. von Woltmann 1990.
- Th. Salter, Beschreibung zweyer Geschwülste an der hintern Oberfläche des uteris (1692).
- E. C. Sander, s. P. E. Müller.
- W. Sankey, observations on the advantages arising in some cases by bringing on premature labour (1693).

- van Santen, Bemerk. über den Elbull (391).  
 Santini, astronomische Aufsätze (476).  
 Giov. Sartini, osservazioni e calcoli di alcune opposizioni de' planeti superiori (1982).  
 J. G. Sartorius, de occupatione et divisione agrorum Romanorum per barbaros Germanicae stirpis Saec. V. facta. Comm. I. (1083); über die Besignahme und Vertheilung der Römischen Länderen in Gallien durch die einwandernden Völker, zu Anfang des 5 Jahrh. 1825; wird Prof. der Politif 1985.  
 R. P. Satterley, a case of hydrophobia (1821).  
 J. E. von Savigny, vom Veruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 1929.  
 Schäfer, besorgt die neue Ausgabe des Apollonius Rhod. 659; Venträge zu der Görenz. Ausgabe von Cicero de finib. (1522).  
 J. Schafberger, Critik der Schrift: Darstellung des Wesens der Philosophie des Herrn J. Köpfer 966.  
 J. Conr. Schaubach, commentatio de Indorum modo loca et motus planetarum definiendi (1083).  
 Im. J. Gerh. Scheller, kurzgefaßte latein. Sprachlehre. Aufl. 4. umgearb. von J. W. Dörning 622.  
 Andr. Schellhorn, das Volksschulwesen im Königreich Baiern — (Leitfaden zur Veredelung des Pfarramtes in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreich Baiern. Aufl. 2. Th. 2.) 1247.  
 von Scherer, astronom. Beobachtungen (395).  
 J. S. Schicht, Grundregeln der Harmonie 870.  
 J. von Schiller, sämtliche Werke, B. 7. B. 8. Abth. 1. 2. 1710.  
 Fr. G. Jd. Schläger, s. Gottesverehrungen.

- A. W. Schlegel, sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède 1; Betrachtungen über die Politik der Dänischen Regierung (8).
- J. Fv. Schlez, der Kinderfreund 1232; der Denkf. freund (1232); Lorenz Richard's Unterhaltungen über den Kinderfreund des Herrn von Kochow (1232); kleines Lesebuch zur Veredelung und Belebung des Lesetons in Volksschulen 1312.
- J. Ep. Schlüter, s. Tacitus.
- K. Gff. Schmalz, Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen 352.
- C. A. E. Schmidt, Vereiterung der linken Niere (1847).
- J. W. Val. Schmidt, Uebersetzung von Spinozas Ethik 1161.
- W. J. Schmitt, Beleuchtung einiger auf die gerichtliche Beurtheilung der Kopfverletzungen neugebörner Kinder sich beziehenden Fragepunkte (1157).
- Schneider, mein Bandwurm, eine Autopsographie (1159).
- Gust. Scholz, Aufruf an die Söhne des Vaterlands (255).
- A. Schopenhauer, über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde 701.
- H. A. Schott, zwey Predigten mit besonderer Beziehung auf die neuesten Ereignisse der Zeit 542.
- J. W. Schrader, Taschenbuch für Landwehr-Männer, tactischen Inhalts 593.
- H. Af. Schrader, monographiae generis verbasci S. I. (1082); wird Prof. ord. Med. 1545.
- St. Paula Schranf, über die blauen Schatten (1075).
- J. Matthi. Schröckh, allgemeine Weltgeschichte für Kinder. Th. 4. Abschn. 4. oder Ergänzungsband von K. H. L. Pölig 1485.

- G. D. Schröder**, über das Abbinden eines hervorgetretenen Mutterpolypens (1848).
- Gerhard van der Schueren**, Teuthonista of Duytschlender uitg, door C. Boonzajer met eene Voorr. van J. A. Clignett 724.
- P. Schulz**, über eine Zermalmung der untern Enden des Schien- und Wadenbeins (1847); Beobachtung eines bedeutenden Wasser- und Fleischbruchs (1847); über Heilung gelähmter Glieder durch das Peitschen mit Messeln (1848).
- B. Schulze**, von einem Bruche des linken Beins, mit schweren Zufällen (1847).
- Glob. E. Schulze**, Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften 378; wird Prof. ord. Philos. 1545 und Prof. der Logik und Metaphysik 1985.
- Schumacher**, Beob. der Pallas 1987.
- G. Ph. Schuppius**, Grundriß der Weltgeschichte Th. I. Abth. I. 1911.
- Jos. Schuster**, das Mairansche Problem, erweitert und allgemein aufgelöst 647.
- B. J. Schuuring**, von einer durch die Natur hervorgebrachten Absonderung des rechten Fußes (1847).
- F. H. C. Schwarz**, Geschichte der Erziehung, 2 Bde. = (Erziehungslehre, B. 4. Abth. 2.) 105.
- Er. Schwentk**, s. Hymnen der Griechen.
- W. Scott**, report on the state of vaccination in certain districts of India (1693).
- Jo. Dd. Gf. Seebode**, s. Tacitus; s. G. Lizel.
- Seegen**, über die Berbern (1308).
- Seidenstücker**, Elementarbuch zur Erlernung der Franzöf. Sprache (112).
- A. Seidler**, s. Euripides.
- Salaheddin Khalil**, poems par de la Grange (1306).

- C. F. Senff**, über Vervollkommnung der Geburtshülfe von Seiten des Staats 1353.
- Séroux d'Agincourt**, histoire de l'art. Livr. 10. 1905.
- K. Fel. Seyffer**, de positu basis et retis triangulorum, impensa regis per totam Bojoariam porrectorum (1079).
- J. Sharpe**, account of some experiments to ascertain whether the force of steam be in proportion to the generating heat (1369).
- J. Schoolbred**, Ueberlassen zur Heilung der Wasserscheu angewandt (1690).
- G. F. Sicé**, s. Chabert; s. J. E. Ribbe.
- Sicler**, über eine verbesserte Methode der Abwiskelung der in Herculanium ausgegrabenen Handschriften 1993.
- C. H. von Sierstorpff**, über die forstmäßige Erziehung, Erhaltung und Benutzung der vorzüglichsten inländischen Holzarten. Th. 1. 1633. Th. 2. 1761.
- G. A. Steveling**, Rede über einige Hauptregeln zum wohlthätigen Einwirken auf das Zeitalter (1983).
- S. Sillman**, observations minéralogiques et géologiques sur les environs de New-Haven (1151).
- Silvestre de Sacy**, dissertation sur les Samaritains, ins Deutsche übersetzt (von J. Mich. Hartmann) 224; eine Uebersetzung eben dieser Abh. in dem Archiv für Kirchengeschichte (1190).
- I. C. L. Simonde de Sismondi**, de la littérature du midi de l'Europe. T. 1. 2. 3. 4. 2065.
- I. Sinclair**, dissertation on the authenticity of Ossian's poems (1835).
- lof. **Slop de Cademberg**, riflessioni sopra alcune formole, che esprimono i tre lati de' triangoli rettilinei rettangoli (1655); delle variazioni

nella longitudine eliocentrica d'an pianeta etc. (1656).

**J. Smith**, Beschreibung von Daura und Erath (1836).

**L. Smith**, vier Fälle von heftiger Bauchentzündung (1696).

**W. Smith**, observations on watermeadows and the draining and irrigating of peat bogs 1922.

**James Smithson**, on the composition of Zeolite (414); on a substance from the Elm tree called Ulmin (650); on a saline substance from mount Vesuvius (656).

**J. W. Dn. Snell**, Zusätze und Nachträge zu den Übungsaufgaben aus der Lehre vom Größten und Kleinsten 400; leichtes Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie. Aufl. 4. 1168.

Willebr. **Snellius**, Tiphys Batavus (1450).

**J. Sniadecky**, astronom. Beobachtungen (397).

**Sm. Th. Sommerring**; Versuche und Beobachtungen über die Verschiedenheit der Verdunstung des Weingeistes durch Häute von Thieren und von Federharz (1074).

**G. Spangenberg**, s. J. J. D. Jones.

**J. Spence**, levers affection of the stomach ascribed to the presence in it of an animal of the Lacerta tribe (1696).

**Wd. von Spinoza**, Ethik. Aus dem Latein. übers. von J. W. Val. Schmidt. Th. 1. 1161.

**Fr. Spitzner**, de productione brevium syllabarum caesurae vi effecta in versu Graeco heroico maxime Homericico 1199.

**Kurt Sprengel**, von dem Bau und der Natur der Gewächse 81; institutiones medicae, T. 3. Pathologia generalis 471; in umbelliferarum genera quaedam animadversiones (1082); s. Ph. Cavolini.

- W. Sprengel**, s. Ph. Cavolini.  
*Mme de Staël-Hollstein*, de l'Allemagne. T. 1.  
 2. 3. 329.
- K. F. Stündlin**, Progr. annuntiatur editio libri  
 Berengarii Turon. adversus Lanfrancum 673;  
 s. Archiv für Kirchengeschichte. Ueber die Ver-  
 wandtschaft der Samaischen Religion mit der Christ-  
 lichen (1189).
- C. L. W. Stark**, paraphrasis et commentarius in  
 Evang. Ioannis cap. 13 — 17. 1462.
- G. Th. Staunton**, s. *Fa - Tsing - Leu - Lee* im  
 2. Register.
- Steffens**, über die Geburt der Psyche, ihre Ver-  
 finsterung und mögliche Heilung (1005).
- Steinbuch**, ein Beytrag zur Kenntniß des Gesicht-  
 schmerzes (1159).
- H. Stephani**, das heilige Abendmahl 1009.
- J. Steudel**, über die Haltbarkeit des Glaubens  
 an geschichtliche höhere Offenbarung Gottes 1789.
- Stewart**, über den Nutzen des Opiums beym Blut-  
 fluß aus der Gebärmutter kurz vor der Geburt  
 (1581).
- M. Stewart**, Beschreibung von Selma (1836).
- G. C. Storr**, Lehrbuch der christlichen Dogmatik,  
 übers. ic. von C. C. Platt. Aufl. 2. Th. 1. 862.
- Strabo**, Géographie, traduite du Grec. T. 3.  
 281; rerum geographicar. libri XVII. gr. et  
 lat. ed. Th. Falconer. T. 1. 2. 1753.
- Strixner**, s. *Oeuvres* lithographes.
- J. Stromeyer**, Analyse des crySTALLISIRTEN Arsenik-  
 tiefes oder Mispickels von Freyberg in Sachsen  
 729; chemische Analyse eines Anhydrits 945;  
 de arragonite (1082); chem. Analyse zweyer  
 Magnettiefe 1465; Darstellung der Jodine 1745;  
 wird Prof. ord. Med. 1545.
- R. L. Struve**, Bemerkungen über Lucians Hermon-  
 timus 2023.



Süvern, Vorrede zu den encyclopädischen Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit, von Kraus (322).

*Sulpicia*, Satira (1119).

Th. Sutton, an account of some cases of puerperal fever (1696).

**T.**

C. Corn. Tacitus, Annalen. Deutsch, von J. Ep. Schlüter. B. 2. 1344; historiae, ed. J. Dd. Gf. Seebode 2024.

A. W. Tappe, Neue Russische Sprachlehre für Deutsche. Aufl. 2. Neues Russisches Elementar-Lesebuch. Aufl. 3. Erstes Russisches grammatisches Lesebuch 1878.

Tessier, s. *Annales de l'agriculture française*.

A. Thaer, über die Werthschätzung des Bodens. Th. I. 73.

Thenard (und Gay-Lussac), über das Kalium und Natronium (505); (u. Gay-Lussac), Analyse verschiedener vegetabilischer und animalischer Substanzen (506); über das Ammonium-Amalgam und über die Metalle aus den Alcalien und Erden (507); observations sur les hydro-sulfures (1204); über die hydro-sulfures (1605).

Theoclitus, Herausgeber des Ἐρμῆς ὁ λόγιος vom Apr. 1813 an 1808.

Theodorus Metochita, capita quatuor inedita (1584).

Thucydides, auf Kosten der Gebrüder Zosima herausgegeben (1837).

E. G. Fog Thune, de origine perceptionum (1968).

de Thury, s. *Hericart*.

Alb. Tibullus, Elegia I. Annotationem adjecit Imman. G. Hufschke 391; elegiae tres, ed. Im.

G. Hufschke 1703.

- Tilesius**, über die Seeblasen (993); üb. den Jocko (995).
- S. Tillard**, a narrative of the eruption of a volcano in the sea of the Island of St. Michael (221).
- Blod Tören**, s. Jens Möller.
- Tonnelier**, Auszug aus Bournon's mineralogischem Werke (1148).
- R. Townley**, Sammlung von Terra Costia 1666; Sammlung von alten marmornen Kunstwerken 1793.
- Jof. Tramontini**, problema grafico (1651).
- Bj. Travers**, an inquiry into the process of nature in repairing injuries of the intestines (1432); von einer Pulsadergeschwulst in der Augenhöhle (1569); Beobachtungen über den grauen Staar (1579); über die Unterbindung der Arterien (1581).
- Tremery**, einer der Herausgeber des Journal des mines 1145.
- Triesnecker**, astronom. Beobachtungen (394).
- W. Kirby Trimmer**, an account of some organic remains found near Brentford (267).
- Mch. Truchet**, traité complet du Kermes 64.
- Th. Turner**, case of inflammation and mortification of the adipose membrane surrounding both kidneys (1814).
- T. C. Tychsen**, de numis veterum Persarum, commentatio III. (1083); de numis orientalibus in bibliotheca Regia Gottingensi adservatis imprimis Selgiucidarum et Gengischandarum 1265.
- S. Tymon**, Ueberlassen zur Heilung der Wasserscheu angewendet (1689).
- H. G. Tschirner**, s. Archiv für Kirchengeschichte, s. Gregoire.

## U:

**J. A. Ufert**, über die Art der Griechen und Römer, die Entfernung zu bestimmen, und über das Stadium 381.

**J. Jos. Pt. von Uechtriz**, weitere Ausführung der Ideen zu einem Plan, nach welchem Kriegskosten in einem Staat am gleichförmigsten zu vertheilen wären 958.

**Uflacker**, die Schulverbesserungen: ein Traum (592).

**D. Uwins**, on nervous affections (1429).

## V.

**von Valentini**, Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809 an der Donau 1019.

**Valmeeki**, the Ramayana translated from the original Sungskrit, with explanatory notes by *W. Carey* and *Joshua Marshman*. Vol. 1. 9. 65.

**Valperga - Caluso**, s. *Caluso*.

**R. V. Vance**, über ein epidemisches gelbes Fieber (1429).

**Vassalli Eandi**, saggio d'un trattato di meteorologia (1658); sopra il tremoto che da sette mesi ignote le Valli del Pelice, del Chivone e del Po (1788).

**Vauquelin (und Sourcroy)**, über die Menschenknochen (506); vergleichende Analyse des Harns verschiedener Thiere (723); Analyse der verschiedenen Theile des Kastanienbaums (724); einer der Herausgeber des Journal des mines 1145; über verschiedene Theile des Kastanienbaums (1604); über die Erzeugung der Intestinal-Bezoare (1605); Analyse des Nickelspießglanzes aus dem Nassauischen (1606).

**G. Veesenmeyer**, s. *Hermogenes*.

**Julie Veillodter**, Gedichte (2080).

**Wal. R. Veillodter**, Lieder, Erzählungen und Fabeln für Kinder 2080.

- Jof. *Veneziani*, defcrizione d'una macchina pel cui mezzo fi predice l'avvenimento di qualivoglia eccliffi del fole e della luna (1650).
- Jof. *Venturini*, pendolo idrometrico compofto (1787).
- Fr. *Vigerus*, de praecipuis Gr. dictionis idiotismis. c. animadv. H. *Hoogveeni*, J. Car. *Zennii*, et Godofr. *Herrmanni*. Ed. 2. 881.
- Mme de *Villars*, lettres (1641).
- Heron de Villefosse*, einer der Herausgeber des Journal des mines 1145; extrait d'un mémoire inédit fur l'état des mines du pays de Liège et des rapports fur la catastrophe de Beaujonc (1151); Nachricht über (die von Abich eingeführten) Salzpfsannenborte (1202).
- Villemain*, Rede bey einer Preisvertheilung in Paris (116).
- R. von *Villers*, Anmerkungen zu Melanchthons *Deben Euthers* (841); constitutions des trois villes libres anféatiques. Avec un mémoire fur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe 1881.
- W. *Vincent*, f. *Nearchus*; wird Mitglied der R. Gef. d. W. 1890.
- Visconti*, lettre à M. de *Humboldt* fur quelques monuments des peuples Americains 385.
- Ph. Jac. *Völtet*, theoretisch=practisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher, B. 6. St. 1. 2. B. 7. St. 1. — (Magazin für deutsche Elementarschullehrer, Eltern und Erzieher B. 1. St. 1. 2. B. 2. St. 1. 1501.
- Vogel*, analyse de la Laumonite (510); über den Stärkemehl=Syrup (722); Analyse der Scilla marit. (1605).
- S. G. *Vogel*, f. J. Hm. *Becker*.
- J. *Vollmar*, wie lernt ein Lehrer seine Schülertennen Aufl. 2. 1480.

- C. F. *Volney*, recherches nouvelles sur l'histoire ancienne T. I. 2. 3. 1769.  
 J. van *Voorst*, annotationum in loca selecta novi foederis Specimen I. 2. 3. 79.  
 H. *Voss*, notae in Theocritum 349.

## W.

- H. *Waardenburg*, opuscula oratoria, poetica, critica 639.  
 P. *Wachler*, Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa. B. I. Abthl. 2. 901.  
 W. *Wagner*, Uebersicht des mythischen Systems (1734).  
 K. Fr. C. *Wagner*, Progr. enth. Verbesserungsvorschläge zum Juvenal 1566; Progr. de partium orationis indole Comment. III. 1600; Bemerk. zu Pinbar (1983).  
*Wahlenberg*, Topographie von Kemi-Lappmark, im Ausz. von Blumhof (939).  
 F. A. *Walch*, Untersuchungen über die Natur und Heilung des Fiebers 361.  
 G. *Walker*, über die Götter-Maschinerie in den epischen Gedichten der Alten (1233); über den moralischen Einfluß der Geschichte (1235).  
 M. *Wall*, von einer zu frühen Pubertät eines Mädchens (1572).  
 E. *Walsh*, Fall von morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii (1692).  
 H. F. von *Walther*, über die angeborenen Fett-Hautgeschwülste und andere Bildungsfehler 1165.  
 J. *Ward*, on compound interest (1453).  
*Warden*, von einem Aerolithen (507).  
 J. *Wardrop*, Auslegung der wässerichten Feuchtigkeit des Auges, als Hülfsmittel in mehreren Augenkrankheiten (1578); Wegnahme eines kranken Mittelhandknochens (1580).

- James Ware**, observations relative to the near and distant sight of different Persons (265); Vergl. *Blagden*.
- Pelham Warren**, von den Kopfschmerzen aus mangelhafter Thätigkeit der Verdauungswege (1814); zwey Fälle von Diabetes mellitus (1814).
- Jona W. Te Water**, s. P. E. *Fablonsky*; Nachrichten von E. F. de *Nelis* Bisch. von Antwerpen (240).
- F. Weber**, Bemerkungen über die in Kiel und der umliegenden Gegend im Anfange des Jahrs 1814 vorherrschenden Krankheiten, besonders über den Typhus 1104.
- von **Wedekind**, Ideen zur Policey der Heilkunde (1080).
- Weichert**, observat. crit. in Valerii Flacci Argonautica (1584).
- P. Weiland**, niederdtütsch taalkundig woordenboek D. XI. 864.
- E. E. Weise**, neueste Geschichte des Königreichs Sachsen Bd. 3. = (Geschichte der Churfürstl. Staaten B. 7.) 1209.
- W. K. Wells**, observations and experiments on vision (215).
- Gebh. J. A. Wendeborn**, Erinnerungen aus seinem Leben, herausg. von E. D. *Ebeling* Th. 1. 2. 913.
- Amad. Wendt**, Reden über die Religion für Gebildete 713.
- Werfer**, Beyträge zu der Götzen. Ausg. von *Cicero de finib.* (1522).
- G. A. Werner**, Uebungen zum Uebersetzen aus der Deutschen in die Latein. Sprache 1184.
- James West**, on compound interest (1453).
- J. S. Westrumb**, Beschreibung des Gesundbrunnens in Selters. Ein kurzer Auszug eines größern Wertes von J. Gh. *Ab. Andrea*. Mit einer Vorrede vom Ritter von *Zimmermann* 179.

- W. Mr. Lebr. de *Wette*, de morte Jesu Christi expiatoria commentatio 1289.
- Weszel, Beitr. zu der Görenz. Ausgabe von Cicero de finib. (1522).
- James White, Handb. der Pferdeärzneykunde übers. durch Hier. von Müller, mit einer Borr. von A. C. Havemann 833; Th. 2. 1902.
- J. B. Wilbrand, des Hautsystems in allen seinen Verzweigungen 1113; über den Ursprung und die Bedeutung der Bewegung auf Erden 1121.
- C. F. L. Wildberg, Handbuch der gerichtlichen Arzneiwissenschaft 152.
- K. *Wildbore*, a demonstration of Lawson's geometrical theorems (1374).
- J. C. D. Wildt, tritt seine vorige Lehrstelle wieder an 281; über die Einrichtung eines Instrumentes für practische Geometrie 689.
- N. X. *Willemin*, monuments françois inédits pour servir à l'histoire des arts T. I. Livr. 1. . . 9. 609.
- Abr. *Willet*; s. *Colonus*.
- Th. *Williamson*, the East-India vade-mecum. 2 Vols. 138.
- J. P. *Wilmsen*, Vorübungen zum Brieffschreiben für die Jugend 608.
- Wilson*, on the rise and progress of the modern art of navigation (1451).
- J. *Wilson*, Empfehlung der entzündungswidrigen Heilart gegen gewisse ansteckende Fieber (1429).
- Augustin *Winkelhofer* der Salzach-Kreis 927.
- G. *Winkler*, Beschreibung eines Denbrometers 431.
- D. A. *Winter*, Deutsches, catholisches, ausübendes Ritual Th. 1. 2. 753; frühere liturgische Schriften dess. (753); älteste Kirchengeschichte von Altbaiern, Oestreich und Tyrol Th. 1. 1380;

**Crit.** Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln: oder Patrologie 1385.

**J. H. Wishart**, case of congenital cataract (1689).  
von **Wisniewsky**, Beobachtung des Cometen von 1811 im Aug. 1812 186; Verzeichniß von Sternbedeckungen im J. 1813 (397); Beobachtungen des großen Cometen von 1811 (400).

**J. A. Wolf**, s. **Soranius**.

**J. Wolf**, Denkwürdigkeiten des Marktsteden Sieboldshausen 223; Denkwürdigkeiten des Marktsteden Dingelstedt 298; Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt von 1575 ... 1714 300.

**W. Hyde Wollaston**, on a periscopic Camera obscura and microscope (223); on the elementary particles of certain crystals (266); on a method of freezing at a distance (266); Methode äußerst feine Metalldrähte zu ziehen (270); Single-lens micrometer (271); Beschreibung eines Reflexions-Goniometers (359); on the non-existence of Sugar in the blood of persons labouring under Diabetes Mellitus (413); Bestimmung der bisher für gleichmäßig gehaltenen primitiven Rhomboeder des Kalkspath, Bitterspath und Spatheisensteins (437); sur les cristaux primitifs du carbonate calcaire, du bitterspath et du fer spathique (1205).

**R. E. von Woltmann**, s. **Sallust**.

**W. Wood**, further observations on painful subcutaneous Tubercle (1431).

**J. Wulfert**, über den physico-theologischen Beweis des Daseyns Gottes, erh. den Preis 1026.

**R. F. Wunderlich**, wird Prof. extraord. Phil. 1546.

**Wurm**, Beobachtung des veränderlichen Sterns  $\eta$  im Antinous (394); vorausberechnete Lichtveränderungen des Algol (395).



Wurzer, über die gymnastischen Uebungen (1086).

R

J. Melloly, über eine Angesthese ohne Lähmung (1576); über das Erscheinen der Blutgefäße am Magen (1581).

S

- de Zach, Patraction des montagnes 2089.  
 Theod. Max. Zacharia, Versuch einer Geschichte des Röm. Rechts 201.  
 Ep. Bonif. Sang, Darstellung blutiger heilkundiger Operationen Th. I. 2. 1137.  
 G. Sedelius, Predigt über den hohen Werth einer frühen Tugend, erh. das Accessit 1026.  
 Aug. Zandrini, sull' esperimento Poleniano delle Cadute de' gravi in materis cedevoli (1655).  
 K. Ep. Gl. Terrenner, Deutscher Schulfreund B. 49. 50. 51. — (der neueste Deutsche Schulfreund B. 1. 2. 3.) 590.  
 A. Zeune, s. das Nibelungenlied.  
 Zimmermann, über gewisse den Blutgefäßen zukommende Anomalien, nebst Beobachtung eines feberlosen morbus petechialis (1159).  
 C. G. Zimmermann, Anfangsgründe der Geometrie Aufl. 2. 1178; kurze Darstellung der sphärischen Trigonometrie, mit einer Borr. von J. A. Eyrelwein 1181.  
 J. Theoph. Zimmermann, s. Ph. Melanchthon.  
 J. G. von Zimmermann, s. J. S. Westrumb.  
 Zopf, Reisebemerkungen (128).  
 von Zois, über die Hoböfen zu Feistritz und Fauerburg und über die Wassertrommel (606).  
 Gebrüder Zosima, Eifer derselben für die Altgriechische Literatur 1837.

---

## Zweyte Abtheilung.

### Register

nahmenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger litterarischer Nachrichten in dem Jahre 1814.

---

#### A.

Abhandlungen der physicalisch = medicinischen Societät zu Erlangen B 2. = (Neue Denkschriften der physical. med. Soc. B. 1.) 1155.

*Acta seminarii Reg. et societatis philologicae Lipsiensis. Cur. C. Dn. Beckius. Vol. 2. P. 1. 2. 1582.*

*Almanach de l'Université Impériale. Année 1813 113.*

*Annales de l'agriculture française, redigées par Tessier et Bosc T. 49. 50. 51. 52. 465; — de Chimie T. 82. 721; T. 83. 1604.*

*Aperçu général de la littérature minéralogique de l'Allemagne en 1807 ... 1811 (1202).*

*Archiv für die alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von C. F. Stäudlin und H. G. Tschirner Bd. 1. St. 3. 1189.*

#### B.

*Kronprinz von Baiern, Geschenk desselben an die Universitäts-Bibliothek 585.*

*Betrachtungen über die Politik der Dänischen Regierung, von einem Deutschen (8).*

- Beiträge zur Beförderung einer Curmethode auf psychischem Wege, herausg. von J. E. Keil und J. L. Hoffbauer B. 1. 2. 169.  
*Bibliographie de l'empire français* T. 1. 609.  
 Bossut, Anz. seines Todes 1890.  
 Pragur, herausgegeben von F. D. Gräter B. 8.  
 = (Praga und Hermode B. 5.) = (Odina und Teutona B. 1.) 1699.

## C.

- Herzog von Cambridge, Anwesenheit desselben in Göttingen, wo er das Doctor-Diplom anzunehmen geruht, und als Präsident der Königl. Ges. der Wissensch. bey einer feierlichen Versammlung derselben den Vorsitz führt 1865.  
 Catharina, Großfürstin von Rußland, Aufenthalt derselben in Göttingen 225.  
*Commentationes Soc. R. Scientiar. Göttingensis recentiores* Vol. 2: ad a. 1811 . . . 13 1081.  
 Coele, supplemento alle dottrine Torizelliane sopra le (1980).  
 On a new Construction of a Condenser and Air-Pump, s. Gilb. *Ausfln.*  
 Conversations-Lexicon. Aufl. 3. B. 1. 566.  
 Croone, Nachricht von seinem Legate und der Croonian lecture (433).  
 Cuius phosphaté cristallisé et Laumonite trouvés en Hongrie (1201).

## D.

- Danilefsky, Geschenk an die Universitäts-Bibliothek 1183.  
 Denkschriften der Königl. Academie der Wissenschaften zu München für 1811 und 1812. Classe der Mathematik und Naturwissenschaften 1073.  
 A description of the collection of ancient terracottas in the british museum; with engrav-

ings 1665; — of the collection of ancient marbles in the british museum, with engravings, P. I. 1793.

*Description de l'Égypte. Livr. 2. Antiquités* 1713. 1849.

*Dictionnaire des sciences médicales T. 8.* 1712.

£.

von Engel, Anzeige seines Todes 1890.

*Engravings with a descriptive account in English and French of Egyptian monuments in the british Museum etc. No. 1. 2. 3. 4. 5.* 1806.

R. Glob. U. Erfurdt, Leben des (1585).

Ἑρμῆς ὁ λόγιος, ἢ Φιλολογικαὶ ἀγγελίαι, Περίοδος A, 1811. Περ. B. 1812. Περ. Γ. 1813. 1801.

*Etudes sur la Fontaine* 1939.

§.

Notice sur les *Fabriques d'acier* du dép. de l'Ilère (1205).

Sundgruben des Orients B. 3. Hest 2. 3. 4. 1305.

Θ.

Gedanken, Wünsche und Vorschläge über die öffentliche Gottesverehrung und die dahin einschlagenden Gegenstände, von einem Greise 31.

*Geographi minores*, auf Kosten der Gebrüder Dosima herausgegeben (1837).

Gelehrte Gesellschaften, Asiatische zu Calcutta 10; Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden 239; öconomische im Département der Seine und Oise (465); zu Rotterdam 501; *Teyler's godgel. Genootsch.* 529; Königlich Bayerische zu München 1073; physical. med. zu Erlangen 1155; zu Manchester 1233; zu Bucharest 1802; Società Italiana 1978.

Göttingen, 1) kön. Gesellschaft der Wissenschaften. A) Wird nach ihrer ursprünglichen Verfassung wieder auf drey Classen gebracht; dem zu

folae Blumenbach das Secretariat verwaltet und Eichhorn die Redaction der Gel. Anzeigen besorgt 1546. 1091. B) Feierlichkeiten: Feier des 63. Stiftungstages unter dem Vorsitze ihres Erlauchten Präsidenten, des Herzogs von Cambridge 1865. 1889. C) Bericht über die merkwürdigsten Vorfälle in dem verfloffenen Jahre von Blumenbach 1889. vergl. 1546. D) Das Directorium geht von Bouterwek auf Oslander über 1890. E) Verzeichniß der verstorbenen und aufgenommenen Mitglieder 1890. F) Vorträge: Mayer, de usu accuratiori acus inclinariae magneticae 633. Stromeyer, Analyse des crystallisirten Arsenkieses oder Mispickels von Freyberg in Sachsen-729. Hausmann, observationes de pyrite gilvo 825. Heeren, de fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi, commentatio altera 1065. Tychoen, de numis orientalibus in bibliotheca Regia Göttingensi adservatis inprimis Selgiucidarum et Gengischanidarum 1265. Bouterwek, de originibus rationis physicae, quae a nostratibus dynamica appellatur, apud veteres philosophos investigandis 1481. 1529. Gauß, methodus nova integralium valores per approximationem inveniendi 1546. Oslander, Series observationum de homine quomodo fiat et formetur, una cum descriptione statera portatilis ad examinandum infantum neonatorum pondus nuper inventae 1625. Sartorius, über die Besitznahme und Vertheilung der Röm. Länderen in Gallien durch die einwandernden Völker, zu Anfange des fünften Jahrhunderts 1825. Eichhorn, de Deo Sole, invicto Mithra 2025. — Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Got-

tingensis recentiores, Vol. 2. ad a. 1811-13. 1081. G) Vorgelegt haben: Gauß, observationes cometæ secundi a. 1813 in observatorio Göttingensi factæ 25. Jos. von Hammer, eine Nachricht von einer Handschrift der Türkischen Reisebeschreibung des Evlia Mohammed Efendi 345. Gravenhorst, einen Auffatz de transitu et mutabilitate specierum in regno animali summam et de varietate quorundam Ichneumonum apterorum speciatim 665. Wildt, einen Auffatz über die Einrichtung eines Instrumentes für practische Geometrie 689. Kumi, eine Nachricht von der Einrichtung des Georgicon zu Kesthely 745. Plathner, eine Abhandlung über die Muschelbank bey Diekholzen und die Pestrefacten des südlich die Stadt Hildesheim begränzenden Wallgrabens 865. Stromeyer, die chemische Analyse eines Anhydrits 945. Stromeyer, die chemische Analyse zweyer Magnettiefe 1463. von Hammer, eine Geschichte der schönen Redekünste des neueren Perstens 1481. Stromeyer, Proben der Jodine 1745. Sickler, eine Abb. über eine verbesserte Methode der Abwickelung der in Herculanium ausgegrabenen Handschriften 1993. Müller, eine Abbildung und Probe von einem mitten unter Basalten gefundenen Stücke einer lava-ähnlichen Masse 2065. H) Preisaufgaben: a) von der physischen Classe für 1815, die Natur, Entstehung, Fortpflanzung und Verbreitung derjenigen pilzartigen Gewächse, welche unter den Nahmen Aecidium, Uredo und Puccinia bekannt sind 1895. b) von der mathematischen Classe für 1816, Theorie der Entzündung des Schießpulvers 1897. c) von der historisch-philologischen Classe für 1817, Geschichte der schönen Griechischen Kunst in Syrien vom Anfange

der Herrschaft der Seleuciden bis zum dritten Jahrh. nach Christus 1899. α) öconomische für den Nov. 1814, über den auswärts gehenden Niedersächsischen Linnenhandel 1230. — für den Julius 1815. α) ordentliche: über die zweckmäßigsten Vorrichtungen in gebirgigen Gegenden das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten 1230. 1900. β) außerordentliche: über die zweckmäßigsten Einrichtungen die in Ansehung der Zunftverfassung in Deutschland zu treffen sind 1229. 1900. — Für Nov. 1815, Theorie der Viehmästung 1231. 1901. — Für Jul. 1816, gründliche Darstellung der Lehre von der Castration des Haushaltviehes beiderley Geschlechts 1231. 1901. — Für Nov. 1816, gründliche Anweisung zur Reinigung des Holzessigs 1901. 1) Preisschriften: wie können die Nachteile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden? von K. H. Rau 1229. über die Geschichte der Vandalen in Africa, erhält die Hälfte des Preises 1891. über den Niedersächsischen auswärtigen Linnenhandel, von E. Meyer 1893.

Göttingen. 2) Universität: A) Wiederherstellung des Curatorii der Universität 233. B) Anstellung und Beförderung verschiedener Professoren 1545. C) Academische Feyerlichkeiten: Anwesenheit der Großfürstin Catharina von Rußland 225. — Feyer des Geburtstages des Königes und Vertheilung der Preise an die Studierenden 1025. — Anwesenheit des Herzogs von Cambridge 1865. — Prorectorat-Wechsel: Programm von Mitscherlich *Magna imperia bonis literis infesta* 2073. D) Fest-Programme: Weihnachten 1813 *Commentatiuncula de S. Livino, Episc. Martyre et Poeta Sec. VII* (auct. Gl. Jac.

*Planck*) 273; Ostern 1814; annuntiatur editio libri Berengarii Turon. adversus Lanfrancum (auct. *Stüudlin*) 673; Pfingsten: Anonymi epistola de nova secta quaerentium vulgo Seekers, in Anglia exorta (ed. H. *Planck*) 905. E) Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1814. 569; für den Winter 1814. 1609. F) Universitäts-Bibliothek: erhält von des Kronprinzen von Baiern Kön. Hoheit die Oeuvres lithographes par Strixner, Piloti et Co. zum Geschenk 585; Geschenk des Hn. Maj. Danilefsky 1183; Geschenk Orientalischer Münzen, von Hn. Bischof Münster 1265; Geschenk des Prinzen Regenten an die Universitäts-Bibliothek von wichtigen Werken aus der neuesten Englischen Literatur 1665.

Gottesverehrungen, die öffentlichen, der catholischen Christen waren Anfangs anders beschaffen als jetzt und sollten wieder anders werden 873.

Gottesverehrungen an Sonn- und Festtagen, bearbeitet von mehreren und herausgegeben v. Fr. G. Jd. Schläger B. I. 1445.

J. Jac. Griesbach, Leben dess. (1585).

Handbuch für Deutsche Schullehrer, s. Ph. Jac. Völkner.

Gali *Hassan Pascia*, Forts. (1306).

Hennynk de Han, s. Casp. F. Renner.

Herz, über Entzündungen desselben (1432).

Hesperus, s. K. André.

Herne, Leben desselben (1585).

Hogreve, Anzeige seines Todes 1890.

Holland, über den kirchlichen Zustand dieses Landes (1191).

Hymnen der Griechen B. I. die homerischen Hymnen, überf. von A. Sollenius und Cr. Schwentz 1399.



## J.

*Journalna und Hermode*, eine Alterthumszeitung  
herausg. von F. D. Gräter Jahrg. 1. 1700.  
de l'*Influence des passions sur la production des*  
*maladies* 720.

*Instructions et observations sur les maladies des*  
*animaux domestiques* = Deutsch bearbeitet von  
J. E. Hibbe 836.

## J

*Jahrbuch der Staats-Arzneykunde*, herausg. von  
J. H. Kopp, Jahrg. 6. 1086.

*Jahrbücher, Medicinische des österreichischen Staa-*  
*tes*, herausg. von den Directoren und Professoren  
des Studiums der Heilkunde zu Wien B. 1.  
1407.

*Journal*, American Mineralogical (1151. 1202);  
Edinburgh medical and surgical Vol. 8. Year  
1812. No. 4. 1425; Vol. 9. Year 1813. 1689.

*Journal de Physique, de Chimie, d'histoire nat. et*  
*des arts* . . . par J. C. de la *Metherie* T. 70. 71.  
353. 505. — des mines etc. par *Coquebert-*  
*Montbret, Haüy, Vauquelin, Gillet-Laumont,*  
*Baillet, Héron de Villefosse, Brochant, Col-*  
*let - Descoffils et Tremery*. Vol. 31. 1145; Vol.  
32. 1201; Table analytique des matieres con-  
tenues dans les XXVIII premiers Volumes du  
*Journal des mines* 1207.

*Jugler*, Aug. seines Todes 1890.

## L.

*Landwirthschaft*, verschiedene dieselbe betreffende  
Aufsätze 2009 ff. 2074 ff.

*Lettere pittoriche sul campo santo di Pisa*. Parte  
secunda 1079.

*Lettres de Mmes de Villars, de Coulanges, et*  
*de la Fayette, de Ninon de l'Enclos et de Mlle*  
*Aiffé*. Ed. 2. 2 Vols. 1641.

Lied eines Fränk. Dichters auf König Endwig III.  
903.

Fürsinn von Lippe-Dermold, Anwesenheit derselben bey der Feyer des Geburtstages des Königes 1025.

## M.

*Machine*, description et figure d'une, propre à broyer l'ajonc à la nourriture des bestiaux (467); notice sur une nouvelle machine à peler facilement les bestiaux (467).

*Magazin für deutsche Elementarschullehrer*, f. Ph. Jac. Völter.

*Magazine*, the agricultural, New Series Vol. I. 2009 Vol. 2. 2074.

*Manuel du cultivateur de tabac* (466); — diplomatique sur le dernier état de la controverse concernant les droits des neutres sur mer 1553.

*Mémoires de la classe des sciences mathématiques et physiques de l'Institut Impériale de France*. Année 1810 Partie I. — Année 1811 P. I. 305.

*Memoirs of the literary and philosophical Society of Manchester*. Second Series Vol. I. 2. 1233. 1369.

*Memorie di Matematica e di Fisica della Società Italiana delle Scienze* T. XIII. P. I. 2. 1649; T. XIV. P. I. 2. 1785; T. XV. P. I. 2. 1978.

Sur les *Moyens* de pénétrer dans les lieux où l'air ne contient point de gaz oxygène (1202).

Müller, Anzeige seines Todes 1890.

## N.

*Nemesis* 251.

Das Nibelungenlied ins Neu-Deutsche übertragen von A. Zeune 1928.

## O.

Odina und Teutona, f. Dragur.

*Oeuvres lithographes par Stricker, Piloti et Comp. Livr. I... 47 585.*

P.

**Passage: Instrument, Methode zur Bestimmung der Abweichung desselben (399).**

*Pharmacopoea Batava, mit Anmerkungen und Zusätzen von J. F. Niemann, 2 Bde. 206.*

**Prasse, Anzeige seines Todes 1890.**

**Preisaufgaben für die zu Göttingen Studierenden 1026.**

**The publications of the religious tract Society: Vol. I. 1751.**

R.

**Rapport succinct des déchets et dommages resultans de l'usage de la meule de grains en gerbes (467).**

*Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne, f. C. F. Volney.*

**Reimarus, Anzeige seines Todes 1890.**

**Reinke Suchs, Flamländisch (1702).**

**Sr. Wolkm. Reinhard, Leben desselben (1585).**

*Remains of two temples at Bath, f. Sm. Lysons.*

**Report of the national Vaccine establishment, March 1812 (1698).**

**Graf Rumsford, Anzeige seines Todes 1890.**

S.

**Scriptores logarithmici, or Collection etc. (publ. by Masères) Vol. 4. 5. 1449.**

**Seminarien, philologische zu München und Berlin (1585).**

**Specimens of ancient sculpture Aegyptian, Etruscan, Greek and Roman selected from different collections in Great-Britain by the Society of Dilettanti Vol. 1. 2044.**

**Sur le Systeme continental et sur ses rapports avec la Suède I.**

T.

*Ta - Tjing - Leu - Lee*, penal code of China, translated from the Chinese by Sir George Thomas Staunton 1913.

*Tableau* historique de la politique de la cour de Rome etc. historisches Gemählde der Politif des Römischen Hofes seit dem Ursprunge seiner weltlichen Macht bis zu unserer Zeit. Aus dem Franz. übersetzt und mit eigenen Bemerkungen durchwebt von P. A. K. (Koch) 32.

*Testamente*, über olographe und mystische, s. von Grolman.

*Vetus Testamentum* graece c. variis lectionibus ed. Rob. Holmes T. 1. Pentateuchus 1473. Daniel 1474. editionem continuavit Jac. Parsons T. 2. P. 1. 2. 3. Josua. Libri Judd. et Ruth. Lib. Sam. 1. 1474.

Notice sur les *Tourbières* des vallées d'Essonne et de Juine (1203).

Le *Traité* d'Utrecht réclamé par la France 1553. *Transactions*. Medical, published by the Collège of Physicians in London. Vol. 4. 1809. — Medico - Chirurgical, published by the med. and chirurgical Society of London. Vol. 2. Ed. 2. Vol. 3. 4. 1569; Vol. 2. 3. 4. 1673. — Philosophical, of the Roy. Society of London for 1811. 12. 13. 209. 409. 433. 553. 265. 513. 649.

V.

*Verhandelingen* van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden 1806. D. 1. 239. — Nieuwe, van het Bataafsch Genootschap der proefondervindelyke Wysbegeerte te Rotterdam D. 4. 501. — raakende den natuurlyken en geopenbaarden Godsdienst uitgegeeven door Teyler's godgeleerd Genootsch. 24. Deel 529. — Nieuwe, van het

- Genootschap ter bevordering der Heelkunde te Amsterdam. D. 2. 1846.  
 Verzeichniß, chronolog. der berühmtesten Astronomen seit dem 13. Jahrh. ihrer Verdienste etc. (394);  
 — der Länge und Breite der vornehmsten Fixsterne (397).  
 Volkslieder, altdeutsche (1701).  
 W.  
 Wahabiten, über die, s. J. Mich. Hartmann.  
 Ep. Mt Wieland, Leben desselben (1585).  
 Willan, Lebensbeschreibung desselben (1431).  
 Wolff, Anzeige seines Todes 1890.  
 Ernste Worte der Vaterlandsliebe, an alle welche Deutsche sind und bleiben wollen 254.  
 Wünsche, Patriotische, das Postwesen in Deutschland betreffend 549.

---

 Verbesserungen.

- S. 267. Z. 12. ff. Brestev l. Brewster.  
 — — — 3. v. u. nach air-pump ist einzuschalten von Silb. Austin.  
 S. 893. Z. 1. l. Nauracien ff. Nauracim.  
 Nach S. 1099 bis 1121. ist die Seitenzahl 2000.... in 1100.... zu verbessern.  
 S. 1151. Z. 13. ff. Brochaut l. Brochant.  
 S. 1282. Z. 8. v. u. ff. 54° 17' 50''/3 l. 54° 42' 50''/3.  
 S. 1492. Z. 8. v. u. l. meos.  
 S. 1501. Z. 3. l. fehlertlofesten.  
 S. 1571. Z. 20. ff. Mercet l. Marcet.  
 S. 1617. Z. 16 und 23. l. Hofr. Schulte.  
 S. 1630. vorletzte Zeile ff. und diese werden den Menschen l. und diesen werdenden Menschen.
-